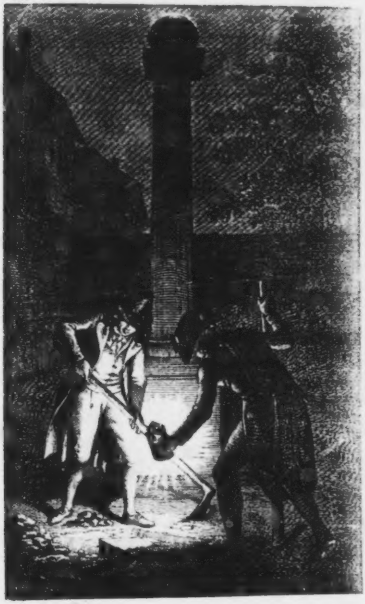

Die
Savoyardiſche Familie,

herausgegeben

von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Mit einem Kupfer.

Riga, 1797.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

An

* * *

Die Liebe legt die ſchönſten Blumen Ihrer Erinnerungen in den Schooß der Freundſchaft nieder. O nimm Sie mit Güte an, denn die Dankbarkeit hat ſie geheiliget.

Erſtes Kapitel.

„Das iſt Evian! — ſagte mein Kutſcher, und wieß auf eine Thurmſpitze, die aus dem Gebüſch hervorragte.

„Evian?„ — rief ich — „Nun ſo fahr zu! Pierre!„ —

Der Abend war ſtill und roſenroth; die Gebürge glänzten in ſanftem Schimmer; wir eilten im Fluge dahin, und bey dem letzten Schlag der Bethglocke, fuhr ich in das Städtchen hinein.

Vor dem Hauſe, wo ich abtrat, ſpielten zwei Kinder; ich grüßte ſie freundlich, und ließ mir mein Zimmer anweiſen.

„Iſt der Brunnen weit von hier?„ — fragte ich den jungen Menſchen, der mich hinauf führte. — „ Nein! Ganz in der Nähe! „ — gab er zur Antwort. Ich wäre noch denſelben Abend hingegangen, aber ich war zu ermüdet.

Es wurde dunkel auf der Straße; man brachte Licht herauf. Ich ſaß ſchwermüthig auf dem Kanapee, als der gute Pierre mit meinem Coffer und andern Kleinigkeiten kam.

„Jetzt laß uns rechnen„ — ſagte ich heiter, zahlte ihm die bedungene Fuhre und noch etwas darüber. — „Du haſt Geduld mit mir gehabt!„ — ſetzte ich gerührt hinzu. — „Ach mein guter Herr! war ſeine Antwort — „Ich werde ſie nie vergeſſen; ich werde gewiß hören, daß das Bad geholfen hat.„ —

Darauf machte ich noch einige kleine Einrichtungen, aß meine Suppe, und kleidete mich aus. — „Dir wird wohl werden„ — ſagte ich, als ich den ſternehellen Himmel anſah — „Das Bad wird gewiß helfen„ — und ſo ſchlief ich ein.

Zweites Kapitel.

Als ich erwachte, ſtand der Zeiger erſt auf fünf. So wohl war mir lange nicht geweſen. Ich fing an mich anzuziehen, öfnete das Fenſter, und ſah mit inniger Freude auf die Blumen im Garten hinab. Ich fühlte meine Schmerzen weniger; alles kam mir ſo neu und ſo ſchön vor. Die Morgenröthe ſchwamm ſanft am Himmel hin, die Luft war ſtill und warm, die Blumenkelche öfneten ſich, und nicht weit von meinem Fenſter ſangen ein paar Vögel.

Indem ich mich vollends ankleidete, hörte ich die Gartenthür öfnen. Es war ein ältlicher Herr und ein junges Frauenzimmer. Gleich darauf kamen noch die zwey Kinder, die ich geſtern an der Thüre geſehen hatte.

Ich zog mich etwas vom Fenſter zurück, aber der Kleine wurde mich doch gewahr, und ſagte ganz laut „— Das war der Herr! Papa! „— Sie ſetzten ſich jetzt in eine Laube, wo ich ſie nicht mehr ſehen konnte, aber ich rufte ſogleich den Aufwärter herauf. Er ſagte mir, daß es eine Familie aus Chambery wäre. „ — Sie werden heute mit ihnen ſpeiſen, ſetzte er hinzu.

Das machte mich ſehr froh, ich ließ mir Frühſtück geben, und fing an auszupacken. — „Gott Lob!„ — ſagte ich — „Ich werde doch nicht allein ſeyn.„ —

Drittes Kapitel.

So war eilf Uhr herangekommen, ich ging hinunter, und ließ mich zu dem Doctor S— führen. Wir ſprachen über meine Umſtände und ich traf noch einige Anſtalten. Als ich zurück kam, war es Eſſenszeit; ich trat gerade in das Speiſezimmer und fand niemanden als den Vater.

Wir grüßten uns, und fingen ein gleichgültiges Geſpräch an, wie das zu gehen pflegt, aber bey jedem Worte kamen wir einander näher. Man ſage was man wolle, es iſt in allen Menſchen etwas, was ſich anzieht oder zurück ſtößt. Wir waren ſchon bey der Erzählung unſerer Krankheit, als die Thür aufging, und die Mutter mit der übrigen Familie hineintrat.

Er ſtellte mich Ihnen, mit dem ſcherzhaften Beinahmen eines Badefreundes vor, denn meinen

nen Namen wußte er ſchon wie ich den ihrigen. Sie grüßten mich mit vieler Freundlichkeit, der Kleine näherte ſich mir, faßte mich traulich bei der Hand, und da man eben auftrug, ſo ſetzte er ſich neben mir.

Es iſt eine Kleinigkeit, aber beim Eſſen wird man immer am erſten bekannt. Wir fanden bald, daß wir einander gefielen, die Herzen verbanden ſich ſtillſchweigend, und als wir aufſtanden, waren wir ſchon an einander gewöhnt. Das Bedürfniß nach Umgang machte die neue Bekanntſchaft um ſo angenehmer, und als wir uns Abends trenneten, war der Plan zu einer gemeinſchaftlichen Kur verabredet.

Viertes Kapitel.

Ich habe mehr als einmahl nachgedacht, wie doch Menſchen oft durch ſo kleine Umſtände einander näher kommen; wie daraus Verbindungen und Verhältniſſe entſtehen, die ihren Schickſalen eine ganz neue Richtung geben, und ich habe am Ende immer gefunden, daß in der Welt alles mit Kleinigkeiten anfängt.

Mir war in dieſem neuen Cirkel unbeſchreiblich wohl. Wenn auch alles übrige nicht geweſen wäre; bei unſerm gemeinſchaftlichen Zweck hätten wir ſchon ſympathiſirt. Es liegt ein ſchöner Trieb in dem Menſchen, ſich immer an das Gleiche und Verwandte anzuſchließen.

Der Vater war ein alter braver Kriegsmann, offen, gerade und äuſſerſt zärtlich gegen die Seinigen. Er war viel gereiſt, alle ſeine Erfahrungen waren aus dem Leben geſchöpft. Er war feſt und unerſchütterlich, wenn und wofür er ſich einmahl erklärt hatte. Recht und Gerechtigkeit gieng ihm über alles, er gerieth nie in Hitze als bei ſolchen Fällen.

Im Anfange unſerer Bekanntſchaft war ich immer am meiſten mit ihm zuſammen. Wir ſprachen dann oft von ſeinen Kindern. Er war froh und heiter, wenn die Rede auf ſeinen älteſten Sohn in Turin, oder auf die jüngſten kam; aber er wurde ſtill und ernſt, wenn er von Joſephinen ſprach. Es fiel mir auf; indeſſen wollte ich nicht darnach fragen.

Die Mutter war die Sanftheit ſelbſt. Sie hatte eine vortrefliche Erziehung gehabt, und es

in

in mehrern Talenten zu einer ſehr hohen Vollkommenheit gebracht. Aber nichts übertraf die ſchöne Weiblichkeit, die über ihr ganzes Seyn und Weſen ausgegoſſen war. Alles, was ſie that, was ſie ſagte, ihre Vorſchläge, ihre Wünſche, alles trug dieſes ſchöne Gepräge. Sie gab gern, und im ſtillen; ſie duldete gelaſſen, und ohne laute Klagen; ſie zog ihre Kinder mit nichts als Liebe. Ihr einziger Fehler wäre zu wenig Feſtigkeit geweſen, hätte ſie mit ſchlechten Menſchen gelebt.

Die Tochter Joſephine war erſt achtzehn Jahr alt, in der höchſten Blüte des Lebens, und der weiblichen Schönheit. Ihre Mutter hatte ihr alle ihre Talente mitgetheilt; ſie zeichnete und ſtikte vortreflich, mahlte auf Elfenbein und ſpielte die Harfe. Es war eine große edle Seele voll Kraft und Adel, alle ihre Empfindungen hatten eine gewiſſe Erhabenheit. Als ich Sie kennen lernte, ſchien ein Kummer auf ihrem Herzen zu liegen. Sie ſprach ſelten und wenig. Die Eltern und die jüngern Kinder ſchienen eine geheime Achtung vor ihrem Schweigen zu haben.

Von den beiden andern Kindern war das Mädchen ein kleines luſtiges Ding, das die ganze Welt lieb hatte; der Knabe dafür deſto ernſthafter. Er war erſt neun Jahr, aber er legte eine Würde in ſein Betragen, und eine Wärme in ſeine Freundſchaft, die ihn über ſein Alter erhob.

Das war die Familie, mit der ich lebte.

Fünftes Kapitel.

Zwei Monate waren beinahe verfloſſen, niemand hatte ſie lang gefunden. Wir hatten unſere Zeit zu gut eingetheilt; wir wußten die anſcheinende Einförmigkeit unſers Lebens ſehr mannichfaltig zu machen. Das Bad hatte auf unſere Geſundheit den wohlthätigſten Einfluß, wir fühlten uns mit jedem Tage leichter.

Meine Freunde hatten ſich ſo an mich gewöhnt, daß ſie mich als eine Perſon anſahen, die zur Familie gehörte; der Knabe beſonders hing mit unbeſchreiblicher Liebe an mir.

Aber auch mein Herz gefiel ſich in dieſem traulichen Cirkel voll Liebe, Ruhe und Wahrheit; auch mein Herz fühlte den vollen Werth ihrer

ihrer Tugenden, und den ganzen Preiß ihrer Freundſchaft.

Der Julius war zu Ende, man fing an von der Abreiſe zu ſprechen; ich konnte nicht ohne Wehmuth daran denken. Es ſchien mir unmöglich, mich von ihnen zu trennen; ich verzweifelte, je wieder ſo viel Freundſchaft, ſo viel Innigkeit zu finden.

Seitdem ich unter Ihnen lebte, war ich ein ganz anderer Menſch geworden; die Hälfte meiner Geneſung gehörte ihnen. Sie waren mir mit Freundſchaft entgegen gekommen; Sie hatten mir zuerſt Antheil gezeigt. Nein! ich wollte, ich konnte mich nicht von Ihnen trennen: meine Seele war zu innig mit Ihnen verbunden.

Ich war in ein Labyrinth von Träumen und Wünſchen verlohren, keine meiner Ueberlegungen konnte mich zu einem Entſchluſſe bringen; der Vater riß mich auf einmahl aus dieſer Ungewißheit. Er that mir den Vorſchlag mit nach Chambery zu gehen„ — Bleiben Sie unſer Hausfreund — ſagte er. „ — Es ſoll von Ihnen abhängen, ob Sie etwas für unſern Carl thun wollen; auf jedem Fall werde ich es zu ſchätzen wiſſen. „ —

Ich war gerührt, und überraſcht zugleich. — „Ich bin der Ihrige„ — ſagte ich — „Ich kann meinen Carl nicht verlaſſen.

Beim Abendeſſen erzählte Er es, aber ſie ſchienen das ſchon vorher als gewiß angeſehen zu haben. Sie überhäuften mich alle mit Freundſchaft, ſelbſt Joſephine ſprach mehr als gewöhnlich. Ich konnte mich nicht enthalten, ihre Worte ſtillſchweigend zu wiederholen, und ich mußte über mich ſelbſt lächeln.

Zwey Tage verſtrichen noch mit Einrichtungen, endlich reiſten wir ab, und kamen den vierten Tag darauf, nach einer ſehr angenehmen Reiſe in Chambery an.

Sechſtes Kapitel.

Wenn Menſchen voll Natur und Wahrheit einander das Leben verſchönern können, ſo war das bei uns der Fall. In unſerm Kreiſe blühten alle die ſchönen Tugenden der Häuslichkeit in ſtiller Kraft und Fülle, wir tauſchten Liebe und Innigkeit, und eine ſtillſchweigende Nachſicht deckte Fehler mit größern Tugenden.

Den

Den Morgen widmete ich theils meiner eigenen Lectüre, theils meinem Carl. Er wurde mir nicht läſtig, denn er begriff leicht und ſchnell, und konnte ſich ſchon für ſich beſchäftigen, wenn ich ihn nur anwieß. Der halbe Nachmittag wurde auf Muſik und Zeichnen verwendet, und wenn es dann kühler wurde, gingen wir aus, am häufigſten nach Charmettes, in jenes reizende Caſtanienwäldchen, wovon auch Roußeau redet. Der Kleine ſuchte dann mit ſeiner Schweſter die abgefallenen Nüſſe, und lud ſie auf einen kleinen Wagen; ich ſaß unter einem Baume und las, oder beſchäftigte mich mit Joſephinens Kummer. Ich konnte ſie nicht traurig wiſſen, ohne mit ihr zu leiden. Ich fühlte von Tage zu Tage mehr Freundſchaft für ſie, aber ich liebte ſie noch nicht.

Des Abends verſammelte ſich alles zum gemeinſchaftlichen Mahle, zu dem nicht ſelten noch einige Freunde kamen. Wenn eine ſchöne geiſtvolle, lebhafte Unterhaltung den angenehmſten Schluß eines Tages macht, ſo fehlte uns dieſer nie.

Ach! wenn man nur ſein Herz zur Ruhe gebracht hat, wenn man nur die ſtillen Spuren des Glückes verfolgen will, die in unſerm Kreiſe zu finden ſind; wenn man nur einmahl die Eitelkeit und das Elend des unruhigen Drängens und Treibens recht eingeſehen hat; dann kann man ſicher auf Freude und Frohſinn auch in jeder Lage rechnen.

Siebentes Kapitel.

Das war meine Stimmung, und ich hätte ewig darin bleiben wollen, ich war glücklich, ich fragte mich nicht warum? Aber was hat der Menſch, und was kann er ſein nennen? Er rechnet auf Jahre, und ein einziger Augenblick raubt alles.

Zwey Monate waren vergangen, es war ſpät im September. Eine franzöſiſche Armee unter Anführung des General Monteſquiou war in Piemont eingedrungen, und rückte in ſtarken Märſchen auf Savoyen zu.

Den 27. September 1792 Abends um eilf Uhr kam die Nachricht durch Eilboten nach Chambery, und verbreitete ein allgemeines Schrecken. Man

Man verſammelte ſich auf den Straßen, man eilte zu ſeinen Freunden. Die Grauſamkeiten waren noch nicht vergeſſen, die den Einmarſch der Franzoſen in andere Länder begleitet hatten; man hatte alles von ihnen zu fürchten.

Mein guter alter Freund war einer der erſten, die jene Schreckenspoſt empfingen. Er ließ mich in ſein Kabinet rufen, und erzählte es mir. „Wir müſſen nun auch auswandern.„ — ſagte er ernſt und rührend — „Machen Sie zuſammen, was ſie gern mitnehmen möchten, hier iſt keine Zeit zu verliehren. Ich will jetzt gleich meine Frau wecken.„ —

Ich flog in Haſt in mein Zimmer, mein kleiner Coffer war bald gemacht, ich eilte nun hinunter, um meinen Freunden zu helfen. Die ganze Familie war im Saal verſammlet; jeder trug hinzu oder packte. Wir ſprachen bald laut, bald leiſe, und ich half Joſephinens Coffer zuerſt machen. Die Bedienten füllten zwei Kiſten mit den Betten und dem Silbergeſchirr.

So kam der Morgen heran; man hatte Pferde herbeigeſchaft, und die Sachen gingen ab. Die gute Mutter legte ſich auf unſere Bitten

ten ein paar Stunden nieder; Joſephine ließ noch einige Sachen als Percellan und dergleichen in den Garten vergraben; der Vater und ich, wir gingen in das Kabinet, unterſuchten die Papiere, packten die wichtigſten ein und verbrannten die übrigen.

So vergieng eine Stunde nach der andern, und unter mancherley Einrichtungen kam endlich der Nachmittag heran. Niemand hatte noch an das Eſſen gedacht, wir hielten eine kleine kalte Mahlzeit, endlich ſtiegen wir in den Wagen. Es mochte gegen ſechs Uhr ſeyn, der Himmel war trübe und es fieng ſanfte zu regnen an.

Meine Freunde ſchliefen bald ein, aber mir war es unmöglich; denn Joſephine ſaß neben mir, und ihr Kopf ruhte auf meiner Schulter. Meine Gedanken hielten mich wach bis Jaunay, wo wir füttern mußten. Es war ein Uhr nach Mitternacht, der Regen hatte aufgehört und der Mond ſchien helle. Wir nahmen einige Erfriſchungen. „Nun meine Tochter!„ — ſagte der Vater, und faßte ſie bei der Hand — „Wie geht es?„ — O mein Vater! — gab ſie halbleiſe zur Antwort — und verbarg ihr Geſicht im Schnupftuch. Die Mutter ſeufzte, Carl ſah ſeine

ſeine Schweſter an, das kleine Mädchen ſchlief, und ich trat nachdenkend an das Fenſter.

Endlich ging die Reiſe weiter, wir fütterten noch einigemahl, und kamen endlich in Genf an; denn das war damahls noch der ſicherſte Zufluchtsort. Es war Abends gegen ſieben Uhr; die Thore ſollten eben geſchloſſen werden, zum Glück waren wir ſchon auf der erſten Brücke. Da ſich mein Freund auf den Kaufmann C — i berief, ſo machte man weiter keine Schwierigkeit, und wir traten in Ecu de Genève ab, wo gerade noch zwei Zimmer ledig waren.

Achtes Kapitel.

Die Beſchwerlichkeit der Reiſe, die Ungewohnheit dieſer Lage, wo manche häusliche Bequemlichkeit vermißt wurde; die neue Ordnung der Dinge, an die die Seele ſich nur allmählig gewöhnen kann, — alles das zuſammen genommen, hatte die gute Baronin in eine ſehr traurige Stimmung geſetzt. Sie ſuchte es zu verbergen, aber die ſtille Wehmuth, mit der ſie ihren Gemahl anſah, die einzelnen Thränen, die

ihre

ihre Wangen herab liefen, entgingen uns nicht.

Und wir ſelbſt, auch wir fühlten uns traurig, und beklommen. Tauſend Ideen, tauſend bange Möglichkeiten drängten ſich jedem von uns unwillkährlich auf. Unſer Abendeſſen war ſtill und traurig, und wir trennten uns mit unbeſchreiblicher Wehmuth.

So ermüdet ich auch war, ſo wenig konnte ich einſchlafen. Ich hatte eine Entdeckung in meinem Herzen gemacht, die mir genug zu denken gab. Ich geſtand mir, daß meine Freundſchaft für Joſephinen Liebe geworden war, ich fühlte die ganze Stärke meiner Anhänglichkeit.

Ach, es giebt gewiſſe Ideen und Empfindungen, die in unſerm Innern ſtill und heimlich ſchlummern, bis irgend ein Zufall ſie zum Leben weckt. Dann treten ſie in voller Stärke und Kraft hervor, und erfüllen das ganze Herz.

Das war auch mein Fall. Durch dieſe plötzliche Ortveränderung, durch dieſe unvermuthete Wendung unſerer Lage, war auch in meinem Innern eine gewiſſe Bewegung vorgegangen, Gedanken, die ich vorher nur gleichſam in der Ferne geſe-

geſehen hatte, nahmen auf einmahl meine ganze Seele ein. Empfindungen, die ich ehedem nur leiſe und ſchwach, wie verhallende Töne vernahm, waren jetzt auf einmal laut und vernehmlich geworden. Seit der Stunde, wo Joſephine mit ihrem Kopf auf meiner Schulter ruhte, war die erſte Freundſchaft zur zärtlichen Liebe geworden.

Ich blickte alſo in mein Inneres, und ich machte mir kein Geheimniß mehr daraus. Du liebeſt — ſagte ich zu mir ſelbſt — überlaß dich deinen Empfindungen. Aber verſchließe ſie in dein Herz. Thue keinen Schritt zur Erklärung, eure Verhältniſſe ſind zu ungleich; vielleicht könnteſt du irgend ein Geheimniß beleidigen. Liebe deine Liebe um ihrer ſelbſt willen, ohne Rückſicht auf Erwiederung. Hieran wirſt du ihre Reinheit erkennen, das wird die Probe ihrer Aufrichtigkeit ſeyn.

Du biſt nicht unglücklich, „fuhr ich fort,„ haſt du nicht den Troſt bei ihr zu leben? Siehſt du; hörſt du ſie nicht jeden Augenblick? Du haſt ihre Achtung, verdiene ihr Zutrauen, und du biſt belohnt genug.

Mit dieſen Gedanken kam die Mitternacht heran. Ich war wieder ruhig und heiter; ich hatte als ein ehrlicher Mann an mir und meinen Empfindungen gehandelt; ich ſchlief ein und ſo gut, als ich anfangs nicht gedacht hatte. Ob ich mich täuſchte, das wird die Zukunft lehren.

Neuntes Kapitel.

Den andern Morgen ging ich mit dem Vater aus. Wir ſuchten C—i auf, und erhielten durch ſeine Vermittelung die Erlaubniß, hier zu bleiben, ohne Schwierigkeit. Etwas ſchwerer aber wurde es uns, ein ſchickliches Logis zu finden. Endlich brachte uns der Zufall in ein Haus am Boulevard. Es waren drei artige Zimmer, alle neben einander, mit der ſchönen Ausſicht auf den See und die Gebürge. Wir machten einen billigen Preis auf zwei Monate, und eilten dann in den Gaſthof zurück. Hier waren unterdeſſen unſere ſchweren Wagen mit den Coffres und Kiſten angekommen, alles paßte vortreflich zuſammen, wir konnten alſo noch den Tag einziehen; und dieſes machte unſere Familie etwas heiter.

Nach und nach kamen immer noch mehr Flüchtlinge an. Mehrere unſerer Freunde, an die

die wir in der Verwirrung nicht gedacht hatten, traten ebenfalls in unſerm Gaſthof ab. Wir brachten einige Stunden in ihrer Geſellſchaft zu, und nahmen dann in der Dämmerung unſern Weg nach der neuen Wohnung. Ich hatte Joſephinen noch nie geführt; als wir eine Treppe auf den Boulevard heraufſtiegen, ergriff ich ihren Arm unwillkührlich. An ſolchen kleinen Dingen kann man ſich ſelbſt erkennen.

Wir kommen an, wir ſteigen hinauf, ich öfne die Thüre; denn der Vater war unten bei dem Wagen. „Ach wie ſchön, wie ſchön! — rief alles; denn der Mond ſchwamm voll und hell über den Gebürgen, und erleuchtete das ganze Gemach. Sie riſſen die Fenſter auf; da lag See und Thal und unten wandelten frohe Gruppen. Der Mutter traten die Thränen in die Augen, Joſephine ſtützte ſich gedankenvoll auf das Fenſter, die Kleinen ſchäkerten auf dem Boden, und ich eilte hinunter um das Heraufſchaffen zu betreiben.

Wie wir fertig waren, und ich mit dem guten Vater wieder herauf gieng, ſo mußte ich es ihm auf der Treppe noch einmahl erzählen, wie ſeine Lieben ſich gefreuet hätten. Und als wir in das Zimmer traten — „Nun willkommen! willkommen, lieber Vater!„ — rief alles, und flog auf ihn zu. Er küßte ſie alle nach der Reihe. „Nun Gott wird weiter helfen!„ – ſetzte er gerührt hinzu.

Ach es giebt ſo viel kleine Umſtände im menſchlichen Leben, die niemand achtet und ſchätzet, und die in gewiſſen Lagen doch neue Kraft und neuen Muth in die Herzen gießen.

Für dieſen Abend konnten wenig Einrichtungen gemacht werden. Unſere Wirthin half uns mit dem nöthigſten aus. Die Betten waren indeſſen ſchon fertig, die Mutter gieng alſo mit den Kindern ſchlafen. Wir andern drei blieben noch auf. Der Vater durchſuchte Papiere, Joſephine packte ihre Harfe aus, und ich ſaß in ihren Anblick verſunken, ſtill und ſinnend am Fenſter.

Zehntes Kapitel.

Der ganze andere Tag vergieng mit Einrichtungen, am Abend war alles in Ordnung. Die gu:

te

te Mutter hatte das Vergnügen, alle ihre Lieblingsmeublen wieder um ſich zu ſehen. Man traf mit dem nächſten Speiſewirth eine Uebereinkunft und machte einige Einkäufe an Thee u. ſ. w.

Die nächſten Tage machten uns vollends vertraut mit unſerer Lage, und nach Verlauf einer Woche waren unſere vorigen Beſchäftigungen wieder in vollem Gange. Der Menſch ſiedelt ſich überall an; ſein Herz wird an jedem Orte zuletzt einheimiſch. Seine Seele ſucht alles in die alte frohe Ordnung zu bringen, und wo er keine Freuden findet, da weiß er ſie hineinzutragen.

So verging unter mancherlei Abwechſelungen, eine Woche nach der andern, wir hatten keine Nachricht aus Chambery. Wir unterhielten uns mit der Hofnung einer ſchnellen Veränderung, eines nahen Friedens, und einer baldigen Zurückkunft, laſen die Zeitungen mit dieſen Wünſchen und deuteten ſie unſerm Herzen gemäß. Wir giengen oft über die Arvenbrücke bis an die Gränze des lieben Vaterlandes, und kehrten dann froh und hofnungsvoll zurück.

Aber auch mit jedem Tage wurde mir Joſephine theurer, allmählig ſchien auch ich ihr Zutrauen zu verdienen. Wir ſahen jetzt einander weit näher als vorher, wir kamen ōfterer zuſammen, und ſprachen mehr als ſonſt. Meine Unterhaltung ſchien zu ihrem Herzen zu gehen; denn ſie floß aus dem meinigen, das mit aller Wärme der Jugend und mit aller Würde des Mannes an ihr hing.

Jetzt erhielten wir einen Boten aus Chambery; denn ich muß nicht vergeſſen, daß zwey alte Bedienten in unſerm Hauſe zurückgeblieben waren. Er brachte eine traurige Nachricht. Die Franzoſen hatten die Stadt beſetzt, und fiengen an Lieferungen auszuſchreiben. Die Güter der Emigrirten waren aufgezeichnet worden, und ſollten confiſcirt werden. Das war ein Donnerſchlag. Die gute Mutter ſchwamm in Thränen. „Ach ihr armen Kinder! — rief ſie einmal über das andere — „Was werdet ihr anfangen? — Joſephine ſchlich ſich in das andere Zimmer; der Vater ſaß ernſt und finſter am Kamin. Am Ende, ſagte ich — wird vielleicht doch nichts verlohren ſeyn — „Wir wollen ſehen, war ſeine Antwort, und er wurde heiterer.

Als Joſephine aus dem Zimmer zurückkam, ſah ich Thränenſpuren auf ihrem Geſichte. Ich

ſchlug

ſchlug ihr einen Spatziergang auf die Treille vor; ſie nahm es an — „Sie ſind wehmüthig — ſagte ich„ — Vielleicht wird noch alles gut gehen. — „Ach man hat ſo mancherley Kummer!„ — gab ſie zur Antwort. Ich ſah ſie an, ſie ſchlug die Augen nieder, ich wollte nichts weiter ſagen, wir giengen einige Minuten ſtill neben einander, und ſprachen dann von gleichgültigen Dingen. Ich werde dieſen Abend nie vergeſſen; es iſt der letzte ruhige in Genf geweſen. Wir ahneten das Ungewitter nicht, das über uns ausbrechen würde.

Eilftes Kapitel.

Die kleine Republik Genf war in zwey Partheyen getheilt, wovon die ſtärkere oder ariſtokratiſche dem franzöſiſchen Syſtem nichts weniger als zugethan war. Die bedenklichen Zeitumſtände, die Nähe der Franzoſen ließen für die Sicherheit des kleinen Staates mit vielem Grunde fürchten; um ſo mehr, da die ſchwächere Parthei mit den Franzoſen ſchon geheime Unterhandlungen angefangen hatte. Die ſogenannte ariſtokratiſche forderte alſo von den Bernern die Hülfstruppen, die durch einen alten Vertrag unter Umſtänden ſtipulirt waren, welche jetzt eintraten, und die Schweizerregimenter rückten in die Stadt.

Dazumahl war Claviere, ein vor zehn Jahren exilirter Genfer, franzöſiſcher Miniſter. Er hatte ſich ſchon lange an dem ariſtokratiſchen Theile ſeiner Vaterſtadt rächen wollen; dieſer Einmarſch der Schweizertruppen gab ihm die beſte Gelegenheit dazu. Er leitete ſeine Kabalen ſo gut, daß der Konvent dieſes für einen Friedensbruch erklärte, und dem General Monteſquiou, der in Savoyen ſtand, den Befehl zuſchikte, Genf als eine feindliche Stadt zu behandeln.

Kaum hatten die Genfer durch ihre Pariſer Freunde davon Nachricht erhalten, ſo beſchloß die Majorität, d. h. die ariſtokratiſche Parthei, durch ein feierliches Conſeil General, ſich eher unter ihren Mauern zu begraben, als ſich an Frankreich zu ergeben; und von nun an wurden Anſtalten gemacht, um die Belagerung auszuhalten.

Do

Da ſah man einige hundert Menſchen an den Feſtungswerken arbeiten, dort übten ſich ganze Kompanien Bürger in den Waffen; hier wurden Kanonen und Mörſer probirt, dort ſpaniſche Reuter gezimmert.

Ueber der See kamen Holz und Getraideſchiffe in großer Menge an; die Hausdächer wurden mit Miſt belegt, einige Kirchen zu Lazarethen eingerichtet; und die meiſten Frauenzimmer aus allen Ständen nähten Bandagen, und zupften ganze Kiſten voll Scharpie.

Die gewöhnlichen Beſchäftigungen ſtanden ſtille, wo man hinging, fand man Truppen von Menſchen, beſonders des Abends auf dem Boulevard, und in den Kaffeehäuſern, wo tauſend Erzählungen, tauſend Debatten gemacht wurden. Mit einem Worte ganz Genf war in einer Spannung, in einer Bewegung, in einer Unruhe, von der ſich nur Augenzeugen einen Begriff machen können.

Unterdeſſen waren die Franzoſen nicht müßig. Sie errichteten Batterien auf der Höhe la Battie, die nur durch die Rhone von Genf getrennt wird; ſie rückten ihre Piquets bis an das Arvenufer, wo das Genfer Gebiet aufhört; und wo die Brücke längſt aufgezogen worden war.

Sie übten ſich unaufhörlich in den Waffen. Man konnte ihre Evolutionen bei Tage von der Treille *) und dem Boulevard ſehen, ſo wie des Abends ihre Wachtfeuer. Sie ſchlugen den Generalmarſch mehr als einmahl in der Nacht, ſie thaten häufige Kanonenſchüſſe; jeder glaubte dann, ſie wären im Anmarſch und man lebte in beſtändiger Furcht, aber immer blieb es noch beim blinden Lärm.

Wir ſahen dieſe beiderſeitigen Zurüſtungen mit vieler Betrübniß machen. Unſere Lage wurde immer bedenklicher. Die Theurung ſtieg mit jedem Tage, da von Savoyen nichts mehr hereinkam; die Nachrichten, die uns einige treue Bauern mit Lebensgefahr über brachten, wurden immer trauriger; unſer Landgut war ganz von Franzoſen beſetzt; wir fiengen an, an einer baldigen Rückkehr zu verzweifeln.

Aber ſo wie die Lage meiner Freunde mißlicher wurde, nahm auch meine Anhänglichkeit,

wenn

---

*) Name eines Spazierganges.

wenn es möglich war, noch mehr für ſie zu. Meine Empfindungen für Joſephinen bekamen allmählig jene edle heroiſche Richtung, die für den geliebten Gegenſtand alles, ja ſich ſelbſt aufopfert.

Zwölftes Kapitel.

Wir ſaßen eines Abends ſtill beyſammen, und ſprachen von unſerer Lage als die Thüre aufging, und ein Huiſſier hereintrat. Er forderte meinen Freund zum Procureur. Es war neun Uhr des Abends, was konnte das zu einer ſo ungewohnten Stunde bedeuten? Ich ſprang auf und folgte Ihm.

„Geben Sie Achtung — ſagte er zu mir — „Wir ſollen weiter.„ —

Und in der That, er hatte Recht. Man hatte ſo eben im Conſeil ein Decret gegeben, kraft deſſen alle Fremde die Stadt verlaſſen ſollten. Die Bekanntmachung war zwar bis morgen verſchoben; aber aus Freundſchaft für C—i, wollte der Procureur noch heute davon Nachricht geben,

geben, um uns wenigſtens die Zeit gewinnen zu laſſen.

Wie wir nach Hauſe kamen, trafen wir Joſephinen an der Thüre„ — Wir müſſen reiſen — ſagte ich leis zu ihr — „Ach Himmel! — erwiederte ſie — Auf der Treppe kam uns die Mutter entgegen. — „Ich errathe! — rief ſie weinend — „Man will uns ausliefern„ — O meine Kinder! „ —

„Nein, ſagte der Vater — Um unſerer Sicherheit willen ſollen wir abreiſen „ — Das einzige Wort richtete ſie wieder auf. So iſt das menſchliche Herz. Ueber der Freude, der gröſſern Gefahr entgangen zu ſeyn; vergaß ſie die kleinere Unannehmlichkeit. —

„Aber wohin? Wohin? — fragte nun Alles„ — Nach Nyon!„ Das iſt das Beſte! ſagte der Vater — „Das iſt das Beſte! Gott wird helfen. „ — Wir fiengen an hier und da zuſammen zu legen, als auf einmahl eine ſchreckliche Kanonade begann. Die Soldaten auf den Wällen lauteten ihre Wachtglocke, im Augenblick tönte auch die große Sturmglocke, der Boulevard füllte ſich mit Menſchen an, man hörte

ein-

einzelne Schüſſe fallen, und in der Ferne das fürchterliche Geſchrey: Zu den Waffen! zu den Waffen!

Es war um eilf Uhr. Wir dachten nichts anderes, als die Franzoſen wären im Anmarſch. Unſer Bedienter eilte hinunter, der Hauſe riß ihn bis an das nächſte Thor. Faſt eine Stunde blieben wir in der ſchrecklichſten Ungewißheit. Endlich wurde es ruhiger, er kam zurück, und wir erfuhren, daß ein Pulvermagazin in die Luft geflogen ſey. Die Mutter gieng mit den Kindern ſchlafen, der Vater ſchrieb einige Rechnungen, Joſephine und ich, wir packten. Durch Zufall öfnete ich ein chineſiſches Käſtchen, und es fiel ein Perträt heraus. Noch ehe ich es anſehen konnte, griff Sie ſchnell zu. — „Verzeihen Sie, das war mein erſter Verſuch, das darf niemand ſehen„ — ſagte ſie. Ich wollte etwas antworten, ich wußte nicht was, ich blieb einige Minuten ſtarr und unbeweglich. — Sie haben mirs übel genommen„ — ſagte ſie gerührt, und ſah mich bittend an — „Nein, warlich nicht! — erwiederte ich. Ich habe Sie um„ —

„Verzeihung zu bitten„ wollte ich ſagen, aber ich vollendete die Phraſe nicht. Eine Menge

dunk-

dunkler Ideen und Empfindungen drängten mit einem mahle auf meine Seele zu, ich fühlte mich auf einmahl wieder ſo ſchwankend, ſo beklommen; ich ſuchte mich von mir ſelbſt abzuziehen. Es war ein Uhr nach Mitternacht, als wir ſchlafen giengen.

Den andern Morgen waren noch tauſend Einrichtungen zu machen; vor allen Dingen aber mußte man an eine Fuhre denken. Es zeigten ſich unendliche Schwierigkeiten, ob das Decret gleich nur erſt ſeit einer Stunde bekannt war.

Wir brauchten wenigſtens zwei Wagen; man hatte die Unverſchämtheit, 40 Louisdor (Caroline) bis Nyon zu fordern, und die Fuhrleute lieſſen gar nicht mit ſich dingen. Da über 300 Fremde in der Stadt waren, die ſie in zwey Tagen räumen ſollten, ſo wußten ſie wohl, daß man ſie nehmen mußte. Der Preiß indeſſen war zu entſetzlich; wir beſchloſſen lieber ein Boot zu miethen, das wir für die Hälfte bekamen.

In allen Straßen ſah man jetzt Wagen, und Cabriolets, Kutſchen und Charàbanes bepacken; in dem Hafen gingen ſchon einzelne Böte ab; wir hatten das unſrige für den Nachmittag beſtellt.

Als

Als wir nach Hauſe kamen, war ſchon alles eingepackt, die Zimmer ſahen wüſt und leer aus; das Herz war uns allen groß. Wir hielten die letzte Mahlzeit in Genf, wir hatten dieſe Stadt bis hierher als ein zweites Chambery angeſehen, erſt jetzt fing das Elend eines unruhigen, irrenden Lebens uns zu drücken an.

Um zwei Uhr wurden die Sachen abgeholt, wir wollten in einigen Stunden folgen, als wir aber um vier an den Hafen kamen, war noch gar nichts eingeladen. Wir mußten in die Auberge gehen, wo wir zum Glück Geſellſchaft fanden, und noch ſoupirten, bis man uns endlich nach neun Uhr Abends zur Abfarth rief.

Der Himmel war umzogen und der Wind bließ heftig. Das Schlagen der Wellen, das Geſchrey der Bootsleute, das Raſſeln des Tauwerkes, die einzelnen Regenſchauer, alles wirkte auf unſere Traurigkeit. Ueberdem konnten wir nur mit halbem Winde fahren, und kamen daher nur langſam fort. Die gute Mutter und die Kinder litten am meiſten. Joſephine ſprach von dem Schrecklichen einer großen Reiſe auf dem Ocean, und der Vater und ich erzählten, was wir

wir in der Art erlebt hatten; endlich ſchlief alles ein bis auf uns beide.

So kamen wir Verſoix gegenüber, wo wir die Hafenlaternen und die Wachtlichter ſchimmern ſahen. Der Himmel klärte ſich auf, und der Mond brach durch das Gewölke. Da die Franzoſen auf jedes Schiff zu ſchießen pflegten, das bei Nacht über der See ging, ſo konnte das für uns gefährlich werden. Zum Glück trieb uns aber ein Windſtoß an das Chablais *) hinüber und ſo waren wir außer Gefahr.

Endlich — es war drei Uhr des Morgens, ſahen wir die weißen Häuſer von Nyon, und landeten bald darauf glücklich an. Die Bootsleute machten Feuer, wir aber ſtiegen aus, und klopften an das Wirthshaus, das dem Hafen gegenüber iſt.

Dreyzehntes Kapitel.

Es vergieng wohl eine halbe Stunde, ehe ſich etwas hören ließ. Wir waren ganz erſtarrt, wie

wur-

---

*) Küſte von Savoyen.

wurden faſt ungeduldig. Endlich erſchien ein Mädchen, und fragte; „wer wir wären?„ Sie lief gleich darauf fort, es der Frau zu melden, und rief uns in einigen Minuten von Innen zu, wir ſollten nur kommen.

Sie führte uns in ein großes Zimmer, wo aber nur ein einziges Bette war. Die gute Mutter, nur für ihre Kinder beſorgt, wollte ſie ſogleich hineinlegen laſſen; Carl nahm es aber ſchlechterdings nicht an, und ſo mußte ſie ſelbſt davon Beſitz nehmen.

Ich eilte unterdeſſen Feuer im Kamin zu machen; wir lieſſen Kaffee nebſt etwas Butterbrodt bringen, und fingen nun an von unſern Einrichtungen zu ſprechen. Ich erklärte meinem Freunde, daß ich von nun an keinen Sou von ihm nehmen würde, daß ich mich aber eben ſo wenig von ihnen trennen könnte. Laſſen Sie mich ihr Schickſal theilen — ſagte ich — Mein Herz hat jetzt keinen andern Wunſch.

„Lieber Herr!„ — erwiederte er — Sie ſind ein Glied der Familie. Wie könnten wir Sie von uns laſſen„ —

„Wir fühlen ganz, was wir an Ihnen haben — ſetzte Joſephine hinzu. — Ihre Worte ſind immer Troſt für uns„ —

Ach! — gab ich gerührt zur Antwort — Wenn ſie das könnten!

Sie ſeufzte und ſah mich an, und war ſtumm und ſchwermüthig wie die lodernde Flamme.

So vergiengen die Stunden zwiſchen Sprechen, Schweigen und Schlummern, endlich fieng der Tag an zu dämmern, es wurde heller über dem See, die Gebürge rotheten ſich, und die Bootsleute fingen an unſer Boot auszuladen.

Mein Freund und ich, wir gingen jetzt hinunter, um uns nach einer Wohnung umzuſehen. Unſere Wirthin war ſo wenig eigennützig, daß ſie uns ſelbſt zu einem Privathauſe rieth. Wir lieſſen uns alſo von dem Mädchen dahin führen, und trafen zwei gute freundliche Leute an, die Perzellantaſſen mahlten.

Sie hatten wirklich zwei Zimmer zu vermiethen, und ſie machten keinen Anſtand uns zuzuſagen, als ſie erfuhren, daß wir Savoyarden wären.

wären. Wir wurden ſehr bald über den Preiß mit ihnen einig; denn er war äuſſerſt billig.

Der ſchwerſte Stein war alſo vom Herzen, wir hatten wieder Dach und Fach, wofür die gute Mutter am meiſten beſorgt geweſen war. Da jene Zimmer bis auf Kleinigkeiten ſchon in völliger Bereitſchaft waren, ſo lieſſen wir die Sachen hinſchaffen. Wir ſelbſt aber konnten erſt den Nachmittag einziehen.

Unſere Zimmer waren nicht tapezirt, die Meublen waren altmodiſch, aber eben dieſes hatte einen gewiſſen unbeſchreiblichen Reitz für uns. Die veralteten Kupferſtiche, die künſtlichen Blumentöpfe, die großen geſchliffenen Gläſer zwiſchen Porzellan auf einer eichenen Kommode, die Tiſche mit gedrehten Füßen, die maſſiven Armſtühle, die großen geſtickten Vorhänge an den Fenſtern — Alles hatte ein gewiſſes patriarchaliſches ehrwürdiges Anſehen, alles flößte ein gewiſſes Vertrauen, eine gewiſſe Zuverſicht ein, die uns im Stillen wohl that, wozu noch Reinlichkeit und Ordnung des Ganzen kam.

Unſere Ausſicht war entzückend. Unter den Fenſtern war ein kleiner Garten, und über dem blauen See hinüber ſahen wir auf die Küſten des geliebten Vaterlandes, das wir einſt wieder zu bewohnen dachten. — Ach! — pflegten die Kinder zu ſagen — Wie glücklich ſind die Vögel, die von uns dort hinüberfliegen!„

So waren wir denn zum zweitenmahl wieder in eine Art von Häuslichkeit gekommen; und in wenig Tagen vollkommen eingerichtet. Da das Wirthshaus ſchief gegen über war, ſo hatten wir die Wahl, entweder an der Wirthstafel zu ſpeiſen, oder uns Eſſen kommen zu laſſen; und wir pflegten damit abzuwechſeln.

Vierzehntes Kapitel.

Ich blickte jetzt von neuem in mein Herz, und ich fand mich unruhiger als vorher. Der Punkt, auf den ich bisher gehalten hatte, war völlig verrückt, ich drehte mich in einem Kreiſe von Möglichkeiten, von Wahrſcheinlichkeiten herum, die ich alle nur wie Schatten erblickte, und wovon ich keinen feſt halten konnte. Die ſtille gnügſame Ruhe meiner vorigen Stimmung war verſchwunſchwunden; meine Seele arbeitete nach einem Aufſchluß, nach einer Entwickelung, vor der mir ſelbſt bange war. Ich mußte Joſephinens Geheimniß wiſſen — Liebt ſie mich? Liebt ſie einen andern? das war die Frage.

Ich geſtehe es, ich fing an mich unglücklich zu fühlen. Je heftiger meine Leidenſchaft war, deſto mehr Zwang that ich mir an, ſie zu verbergen. Ich wurde bedenklich bis zum ängſtlichen, ich wog alle meine Worte ab, ich raiſonirte über meine kleinſten Handlungen, ſo daß meine Traurigkeit endlich auffiel. Um nun nicht auszuſehen, als reue mich meine Verbindung, mußte ich mich verſtellen.

So vergiengen mehrere Wochen, wir waren im November und hatten noch das ſchönſte Wetter. Wir machten endlich bei unſern häufigen Spatziergängen eine Bekanntſchaft, die unſern Kreis ein wenig erweiterte, und uns alle, beſonders mich, in etwas von uns ſelbſt abzog.

Es iſt wahr, der größte Theil der franzöſiſchen Emigrirten iſt durch eigene Schuld verächtlich und gehäßig geworden, aber es gab doch auch vortrefliche Menſchen unter ihnen, die durch ihr Unglück nur noch mehr gewannen. In manchem kleinen Schweizerſtädtchen, ja in manchem Alpendorfe fand man Perſonen vom erſten Range, deren Erfahrungen und Schickſaale nicht unter die gewöhnlichſten gehörten, und deren Gattinnen oder Töchter alles beſaßen, was man Schönheit, Talente und Grazie nennen kann.

So hatte ſich zum Beyſpiel auch in Nyon ein Marquis R — e niedergelaſſen. Ein alter ehrwürdiger Greis, der noch einen Sohn, und eine verwittwete Tochter bey ſich hatte. Da er nur einige Häuſer von uns wohnte, ſo ſahen wir ihn oft auf der Straße und trafen ihn endlich einmahl auf einem Spatziergange. Die Bekanntſchaft war bald eingeleitet; er machte uns den andern Tag einen Beſuch, wir erwiederten das, und ſahen uns nun einander faſt täglich.

Eines Abends kam die Rede auf das Wiederſehen der Verſtorbenen. Die Frauenzimmer, beſonders Joſephine, ſprachen mit Wärme dafür, wir Männer, auſſer der Marquis, waren dagegen. Wir ſuchten die angeblichen Erfahrungen, auf die ſie ſich beriefen, als Betrug oder Täuſchung zu erklären, und wir glaubten ſchon

gewon

gewonnen zu haben, als der Marquis mit Lebhaftigkeit ſagte: „Ich will Ihnen ein Beiſpiel erzählen, das ſie gewiß nicht erklären ſollen.

„Ich war in meinen jüngern Jahren unter der neapolitaniſchen Garde, und wohnte mit einem meiner Kameraden, einem jungen Spanier, zuſammen. Jeder gieng ſeinen eigenen Vergnügungen nach, mein Kamerad ſchlief faſt keine Nacht zu Hauſe.

So waren zwei Jahre vergangen, als er auf einmahl ſeine Lebensart änderte. Er wurde tiefſinnig, ſchwermüthig, gieng wenig aus, und kam immer früh nach Hauſe. So ſehr ich in ihn drang, ſo wenig beſtimmtes erfuhr ich; er hielt alles für Hypochondrie.

Eines Abends kam ich von einem Hofballe zurück, auf den er durchaus nicht hatte mit gehen wollen. Es war zwiſchen eilf und zwölf Uhr. Mein Kammerdiener leuchtete mir die Treppe herauf; wir traten in den Corridor. Auf einmahl höre ich meinen Freund ſchreien, ich reiſſe ſeine Thüre auf und finde ihn ohnmächtig im Bette.

Als wir ihn zu ſich gebracht hatten, fragte ich ihn, ob ihn ein böſer Traum beunruhigt habe. Er ſchien unentſchloſſen, was er mir antworten ſollte, endlich bejahte er es, und bat mich, ihn allein zu laſſen.

Den andern Morgen fand ich ihn trauriger als jemahls. Er hielt ein Frauenzimmer-Porträt in der Hand, und drückte es wehmüthig an ſein Herz. Ich drang von neuem in ihn, ich flehte, ich beſchwor ihn, mir ſeinen Kummer zu entdecken; endlich nach vielen Bitten erfuhr ich, daß ihn ſeit zwei Nächten eine gewiſſe Nonne erſchiene, die er ehedem gekannt habe, und die vor kurzem geſtorben ſey.

Mein Herz blutete bei dieſer Entdeckung. Ich ſahe meinen armen Freund in Gefahr wahnſinnig zu werden, aber es war noch eine Möglichkeit ihn zu retten. Ich beſah mir das Porträt, welches das ihrige war, ließ mir die ganze Figur der Erſcheinung genau beſchreiben, und mein Plan war gemacht.

Es war eilf Uhr *); ich hatte eine zahlreiche Geſellſchaft bei mir, und ſelbſt mein Freund war

---

*) Die italiäniſchen Stunden ſind auf deutſche reducirt.

war auf mein dringendes Bitten dazu gekommen. Wir ſaßen fröhlich beim Abendeſſen, der Becher gieng fleißig herum, ich ließ meinen Mann nicht aus den Augen. Er ſah ängſtlich um ſich her, und rückte immer näher zu ſeinem Nachbar. Jetzt verließ ich das Zimmer unter einem Vorwand; gieng in ein Kabinet; warf mich in die Kleidung, die er mir beſchrieben hatte, und trat dann langſam und verſchleyert zu einer andern Thüre herein.

Kaum erblickte er mich, ſo rufte er im Ausbruch der höchſten Verzweifelung. „Das iſt ſie! Das iſt ſie! Und ſchon wollte ich meine Verkleidung von mir werfen, in ſeine Arme ſtürzen, und ihm alles entdecken, als er auf einmal vom Stuhle ſank, und faſt athemlos rief: „Heiliger Gott! Es ſind zwei!„ Die ganze Geſellſchaft war in Aufruhr, ich hatte ſchon die Kleider abgeworfen, ich ſprang auf ihn zu, er rang mit dem Tode, und verſchied in meinen Armen. Von der zweiten Erſcheinung hatte keiner von uns etwas geſehen.

Noch in dieſer Nacht öfnete ich ſein Portefeuille und fand Papiere, die mir die ſchrecklichſte Auskunft gaben. Mein armer Freund hatte mit einer Nonne in einem gewiſſen Verſtändniß gelebt, deſſen er zuletzt müde wurde. Sie ward dieſe Veränderung gewahr, überhäufte ihn eine Nacht mit Vorwürfen, und erſtach ſich vor ſeinen Augen. Vier Wochen nachher ſah mein Freund die Erſcheinung zum erſtenmahle.

„Nun ſagen Sie mir, ſoll das auch nichts als Täuſchung, nichts als Betrug ſeyn?„ — „Das letzte gewiß nicht!„ — erwiederte ich — aber vielleicht das erſte. Sie wiſſen, was eine lebhafte Phantaſie iſt. Man kann ſich ohne Mühe allerhand Gegenſtände ſo klar vorſtellen, als wenn man ſie ſähe; man kann ſich gewöhnen zu gewiſſen Zeiten nur gewiſſe Bilder zu ſehen. Nicht wahr? — — „Zugegeben?„ — erwiederte er.

Nun ſoll irgend ein Gegenſtand einen recht lebhaften Eindruck auf die Phantaſie machen, ſo werden durch dieſes Bild gleichſam alle übrige verdunkelt, und unſichtbar. Nun ſollen die Umſtände wieder eintreten, unter denen ſich jener Gegenſtand zuerſt zeigte, ſo wird er gleichſam aus der Phantaſie hervorgehen, als ob er wirklich da wäre.

Die Geliebte ihres Freundes hatte ſich um Mitternacht vor ſeinen Augen erſtochen, der Eindruck war ſo lebhaft, daß ihm ſeine Phantaſie denſelben jedesmal um Mitternacht wieder vorhielt.

Nun ſuchten ſie ihn zu täuſchen; er war es auch wirklich auf einen Augenblick. Aber eben ſo ſchnell vermißte ſeine Phantaſie das gewöhnliche Bild; dieſes trat durch eine neue Anſtrengung mit neuer Kraft vor, und er glaubte nun zwei Phantome zu ſehen „—„

Unter ſolchen Geſprächen vergiengen uns die Abende, doch es iſt Zeit zu unſerer eigentlichen Geſchichte zurück zu kehren.

Funfzehntes Kapitel.

Der Winter war beinahe zu Ende, und wir ſahen dem Frühling entgegen. Die Lage meines Herzens war um nichts geändert; aber durch die Erweiterung unſers Cirkels war ſie wenigſtens minder drückend für mich geweſen. Neue Begebenheiten, neue Schickſale, die ſich in unſere Mitte drängten; forderten jetzt unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Der Geiſt der franzöſiſchen Regierung athmete ſeit der Hinrichtung des Königs nichts als Blut. Eine Folge davon war auch die Proſcription der ſavoyiſchen Ausgewanderten, und die damit verbundene Confiſcation ihrer Güter. Wir erhielten dieſe Nachricht aus Genf, wo das franzöſiſche Syſtem nun völlig eingeführt war, und fanden ſie bald nachher in den Zeitungen beſtätigt.

Es war ein Donnerſchlag für uns alle. Jetzt erſt ſahe ich meinen alten Freund erſchüttert. Welche ſchreckliche Zukunft? So ſtark auch die Summe war, die er mitgenommen hatte; ſo wenig konnte ſie auf die Länge hinreichen, und ſie war ſchon beträchtlich geſchmolzen. Von dieſem Tage an ſchien das Loos des Unglücks gegen uns gezogen zu ſeyn. Wir fiengen an uns von allen Seiten einzuſchränken, aber mein Herz hieng dennoch unerſchütterlich an meinen Freunden. Nein! ſo wenig Aufmunterung, ſo wenig Genuß auch meine Liebe hatte, es war mir unmöglich, mich von ihnen und Joſephinen zu trennen. Lieber mit ihnen unglücklich, als ohne ſie leben. Alle andere Hofnungen und Ausſichten hatten keinen Reitz für mich; mag mich tadeln,

wer

wer es kann; jeder Menſch lebt durch ſeine Gefühle.

Jene Schreckenspoſt hatte unſere gute Mutter ſo alterirt, daß ſie ſich noch denſelben Abend legen mußte. Die Krankheit nahm in wenig Tagen eine gefährliche Wendung, und wir fiengen an für ihr Leben zu zittern. Ach es drängte mit einmal viel auf ihr Herz. „ Ich will gerne ſterben — ſagte ſie, wenn ich euch nur ruhig weiß„ — Wir hatten nichts als Thränen zur Antwort.

Acht Tage wachte Joſephine und ich immer gemeinſchaftlich. Hier habe ich die ganze Macht der Zärtlichkeit kennen lernen. Was geht über die Pflege eines liebenden Herzens! Ach Gott! laß mich nicht allein ſterben!„ Daß nur irgend eine geliebte Hand mir noch die Augen zudrücke!

Aber in dieſen ſtillen einſamen Nächten kamen wir auch einander immer näher. Wenn die gute Mutter nun entſchlummert war, ſich nichts um uns mehr regte, als die treuen wachſamen Uhren, und der matte Schein der Lampe langſam an der Wand hinſchwamm — dann ſprachen wir leiſe und wehmüthig von dem Wechſel des Lebens, und wie wahr es am Ende ſcheine,

daß

daß der Menſch nicht zum Glücke geſchaffen ſey. Ich hatte es hundert mahl auf den Lippen, Joſephine um ihr Geheimniß zu fragen, ſie ſelbſt ſchien es zu erwarten, aber es war, als ob mir die Zunge gebunden ſey.

So kam der neunte Tag heran. Es war den 18. März 1793. Abends um ſieben. Sie fragte nach der Uhr, man ſagte es ihr. — „In zwei Stunden! — erwiederte ſie — bin ich bei meinem Gott. Ich fühle es. — Ach, wir ſahen es nur zu gut an ihren gebrochenen Augen, und der Arzt hatte es ſchon den Morgen geſagt. —

„Was weint ihr meine Kinder? — fuhr ſie fort — Laßt eure Thränen, mir wird wohl ſeyn. Seht! wir ſind in einer trüben traurigen Lage, wer weiß, was Gott noch über euch verhängt hat. Ich gehe vor euch zu ihm, um aller Sorgen los zu werden, ich will für euch beten.„

Ach Mutter, liebe Mutter! — riefen die Kinder mit lauten Thränen, und warfen ſich über ihr Bett. Darauf wandte ſie ſich zu ihrem Gemahl, und ſchloß ſeine Hände in die ihrigen. „Lieber Ferdinand! — ſprach ſie, du wirſt für unſer unſere Kinder ſorgen; und Herr — verläßt dich auch nicht; das weiß ich. „ Sie ſah mich bittend an, ich beugte mich auf ihre Hand und küßte ſie.

Einige Minuten lag ſie nun ſtill und blickte heiter um ſich her. Endlich ſagte ſie mit ſchwacher erſterbender Stimme. „ Jetzt kommt mein letzter Augenblick! Lebt wohl meine Lieben, lebt alle wohl! — und ſo verſchied ſie.

Die Kinder ſchrien laut auf, Joſephine warf ſich über die Leiche; der Vater riß ſich los und weinte leis hinter dem Schirme; ich ſtand da unbeweglich und verſteinert; ich konnte nicht weinen, mein Herz war zu beklommen.

Unſere guten Wirthsleute kamen in Haſt herauf. Sie hatten uns ſchon ſo viel Beweiſe Ihres Antheils gegeben, ſie ſtanden uns treulich bei. Mit ihrer Beihülfe ſchaften wir alſo die Leiche hinunter, aber Joſephine ließ es ſich nicht nehmen, ſie abzuwaſchen und anzukleiden. Ich ging in den Garten.

Die Nacht war warm und mild, der Mond ſchwamm trübe über den Gebürgen, und durch den weißlichen Nebel blickten nur hier und da

eini-

einige Sterne. Ich ſetzte mich auf eine Bank, hart am Geſtade, in Wehmuth verſunken.

Ach, das ſchöne Gedächtniß ihrer Tugenden, und die Erinnerungen aller mit ihr durchlebten Tage, nahten ſich meinem Herzen in ſtiller Feierlichkeit. — Das hatte die Vergangenheit; das nahm die Gegenwart — dachte ich. — So wogt und treibt alles auf dem Leben fort. O! — wie wird das alles enden! was wird auch dir noch alles begegnen, ehe ſie dich einſenken.

Um eilf Uhr kamen wir wieder zuſammen. Es war ſo ſtill und öde in dem Zimmer; niemand ſprach, oder es waren einzelne Worte des Schmerzes. Endlich ſchieden wir von einander, als wollte jedes auf ſeinem Wege ihr nachfolgen, als wenn dieſe Stunde auch unſere letzte wäre.

Ach, in ſolchen Augenblicken fühlet man das Eitle, Leere und Unbeſtändige dieſes Lebens mehr als jemahls. In ſolchen Augenblicken entſagt man allen Wünſchen der Eitelkeit und des Stolzes, und wenn je Entſchlüſſe zur Reinheit und zur Tugend lebendig werden, es ſind Vorſätze dieſer Augenblicke.

Nach

Nach drei Tagen ward unſere Mutter begraben. Wer je eine geliebte Perſon verlohren hat, der kennt die ganze Reihe der Empfindungen; Ich ſchweige.

O du reine tugendhafte Seele, ruhe ſanft und heilig unter deinem Hügel! Ich habe dir ein Andenken in meinem Herzen gepflanzt; meine Thränen werden es ewig friſch erhalten.

Sechzehntes Kapitel.

Unſere erſten Wochen vergiengen ſehr traurig; alles, was uns umgab, erinnerte uns an unſern Verluſt. Der Vater ſuchte ſeine Kinder zu tröſten, aber man ſahe ihm nur zu deutlich an, wie ſehr er ſelbſt litt. Joſephine hörte nicht auf zu weinen, alles, was ich ihr ſagen konnte, war vergebens. „Ach Sie wiſſen nicht!„ — pflegte Sie zu antworten.

Mein Herz litt mit dem Ihrigen; aber ſo ſehr ſie auch ihr Geheimniß zu drucken ſchien, ſo wenig hatte ich Muth darnach zu fragen. Ich ſaß oft ſtundenlang neben ihr, und wir ſprachen kaum drey Worte. Ich wünſchte die Entdeckung, und ich verzögerte ſie ſelbſt, ein kleiner Umſtand mußte ſie endlich herbeiführen.

Wir laſen das Journal der Debatten — „M—t erwiederte„ —

Wer? — fiel Joſephine lebhaft ein?

„M—t — ſagte ich —

„Ach! rief Sie —

„Wie meine Tochter? Was iſt dir? Ich ſah ſie an, ſie war leichenblaß und der Ohnmacht nahe. Sie erholte ſich, und öfnete das Fenſter. „Was bedeutet das? — ſagte ich leiſe zum Vater! — „Nichts als Unglück!„ ſagte er und wiſchte ſich eine Thräne ab — „Sie ſollen alles erfahren.

Joſephine kam wieder zu uns; ſie küßte ihren Vater und nahm mir das Journal ab. Ich ſahe ſie die Stelle ſuchen, die ich geleſen hatte, ihre Augen verweilten mit Wehmuth darauf. „Wer geht mit?„ — ſagte ſie nach einigen Minuten zu den Kindern — Ich gehe auf den Berg hinaus. Carl und die kleine Clara hiengen ſich an ſie. „Wir wollen euch dann abholen!„ — ſagte der Vater.

„Darf

„Darf ich? — fragte ich ihn mit Herzlichkeit und drückte ſeine Hand? Das Herz ſchlug mir, daß ich kaum ſprechen konnte.

„Ja, mein Freund — erwiederte er — Sie ſollen es wiſſen. Es ſoll nicht länger ein Geheimniß ſeyn; Sie gehören ja uns an; warum ſollte ich es ihnen nicht ſagen. Mein armes Kind iſt ſehr unglücklich. Sie iſt ſeit einem Jahre verſprochen, mit einem Obriſten M — t, kurz ehe wir nach Evian kamen; er mußte nach Paris reiſen, und ſeit der Zeit haben wir keine Zeile von ihm. Ach es dringt alles, alles auf mich ein!

Bei dieſen Worten erwachte ich wie aus einem Traume; es war, als würde mein Herz in dem Augenblicke auf einmahl verwandelt. Eine ſonderbare Miſchung von Schmerz und Freude, ein unnennbares Gefühl von Ruhe und Aufruhr überraſchte mich wie ein Fieberſchauer. O — dachte ich — Was hätteſt du thun können!

„Gott wird helfen — ſagte ich — Ein ſo holdes gutes Weſen muß nicht unglücklich werden!„

Ach und Gott ſey mein Zeuge, in dieſem Augenblicke that ich den heimlichen Schwur, ehe mich ſelbſt aufzuopfern, wenn ich Sie nur glücklich wüßte. Mein Herz konnte ſich nicht von ihr loß reißen. Ich mußte immer noch mit etwas an ihr hängen. Meine Liebe trat ſtark und groß vor meine Seele, und ich war in dieſem Augenblicke über mich ſelbſt erhaben. —

„Aber laſſen ſie uns doch ins Freye gehen!„ — ſagte er endlich nach einer Pauſe, wo wir ſtill neben einander geſeſſen hatten — Wir wollen unſere Spatziergänger noch einholen!„

Wir fanden ſie oben in der Allee. Die Kinder ſpielten im Graſe, Joſephine ſaß auf einer Bank und weinte. „Noch immer traurig —„ ſagte der Vater.

Er ſprach heimlich mit ihr, ich hatte mich einige Schritte entfernt. Sie ſahe nach mir hin. „Setzen ſie ſich doch auch her — ſagte der Vater.

Von dieſem Augenblicke an war ich auch Joſephinens Vertrauter geworden. Von nun an ſprachen wir oft von dem geliebten M—t, ſie ſchien ſich dadurch zu erleichtern, und ich ſelbſt

wur-

wurde ruhiger dabei. Es war ein ſüßer Gedanke für mich, nach ihrem Geliebten ihr erſter Freund zu ſeyn; ich hatte mein Herz in ſtiller heiliger Bewunderung geſammlet; der Egoismus ſchwieg, und ich hing mit der reinſten Freundſchaft an ihr.

Siebenzehntes Kapitel.

Es war in der Nacht vom zwanzigſten zum ein und zwanzigſten April, um ein Uhr. Meine Freunde waren alle zu Bette, ich allein ſaß noch bei meiner Lampe, und las. Auf einmal höre ich unten im Hauſe „Feuer„ rufen; ich öfne die Thüre; die Flammen ſchlugen ſchon an die Fenſter des Vorhauſes — „Auf; Auf! — rufe ich meinen Freunden zu! Alles ſtürzt aus den Betten; einer läuft gegen den andern, niemand wußte wohin; denn das Vorderhaus ſtand im Brande.

Jetzt beſinnt ſich der Vater, daß am Garten ein Boot geſtanden hat, wir ſehen zu, es iſt noch da. Nun war keine Zeit zu verliehren; die Angſt giebt uns Kräfte, wir werfen in den Gar-

Garten hinab, was uns unter die Hände kömmt, ich knüpfe die Betttücher an die Fenſterbänke, laß mich zuerſt hinab und die andern folgen nach.

Alles in Haſt und Eile, faſt ohne Beſinnung brachten wir nun die Sachen in das Boot, und ſchon ſahen wir die Flammen an unſern Fenſtern, als ich die Kette los machte und langſam vom Ufer ſtieß.

Wir brauchten nicht weit zu rudern, als wir uns am Hafen ſahen; jetzt erſt kamen wir zu uns ſelbſt. Es vergieng wohl eine Stunde, ehe wir ausſteigen konnten, ſo groß war das Getümmel, und der Aufruhr in dem Städtchen. O Gott! O Gott! — ſeufzten wir! — Alles iſt wider uns! — Der Muth hatte uns alle verlaſſen.

Endlich kam ein Bootsknecht, da wir anrieſen. Wir ſtiegen aus, lieſſen ihn als Wächter bei den Sachen, da wir ihn kannten, und giengen nach dem Wirthshaus.

Vor der Thüre fanden wir unſere arme Wirthin, die ihr Häuschen vollends niederbrennen ſah. Sie ſaß auf einem kleinen Koffer und rief unaufhörlich unter lautem Schluchzen. „ „Ach das Un-

Unglück! Ach das Unglück! Gleichwohl war das Feuer nicht durch ihre Schuld ausgekommen; ſondern bei dem Nachbar, der noch ſpät Kaffee gebrannt hatte. Wir ſchickten jetzt nach einem Wächter an das Boot, es war der alte ehrliche Hausknecht.

Unter Haſt und Unruhe kam endlich der Morgen heran, das Feuer war niedergebrannt und es glimmte nur noch an einigen Stellen. Wir ſahen wehmüthig auf die Brandſtädte hin, ach was kann nicht alles in einer Nacht geſchehen! Wir waren wieder auf einmal aus unſerer friedlichen Ordnung herausgeriſſen und wer wußte noch, was wir ſelbſt verlohren hatten.

In dieſer Abſicht eilten wir alle an das Boot. Es war ein trauriger Anblick, wie ſo alles unter einander lag — Kleider und Wäſche war das meiſte gerettet; aber von den übrigen Sachen nur wenig. Mit ſtummen Schmerze ſammelten wir zuſammen, was da war; lieſſen es in unſer Zimmer tragen, ſahen uns an und weinten.

Wir waren ſehr arm geworden, unſere Kiſten und Koffre, die wir auf einem Wagen mit hieher gebracht hatten, alles war verbrannt.

Wir ſanken in eine Düſternheit, in eine Schwermuth, wo keines das Andere tröſten konnte.

Ach! — ſagte Joſephine! — Was für ein Leben! — Der Vater drückte ihr weinend die Hand, und ich wendete mich ab und ſeufzte. Von nun an war jeder Gedanke an Freude aus unſern Herzen verbannt; wir betrachteten dieſe Periode als die letzte unſers Lebens, wir hatten Verzicht auf alles gethan.

Achtzehntes Kapitel.

Die Kinder waren eingeſchlafen, man hatte ihnen eine Matratze auf die Erde gebreitet; es war nicht anders zu machen. Wir lieſſen die Wirthin herauf kommen, und machten unſere Einrichtungen mit ihr; ſie handelte edel und billig, und verſprach auch noch ein Bette zu geben. Wir beſchloſſen, das Zimmer durch einen Schirm zu theilen, und ſetzten uns alle drei vor das Kamin.

„Meine Lieben!„ — ſagte der Vater, und ſchwieg. — „Meine Lieben!„ — fing er nach

einer

einer Pauſe an, und wiſchte ſich die Augen! Wir ſind ärmer, als ihr vielleicht meint. Es muß heraus! Wir haben keine zwanzig Louis mehr!„ —

Wir antworteten nichts. — „Denken Sie nicht an mich!„ — ſagte Joſephine weinend — „Ich will arbeiten, mein kleines Talent ſoll doch einigen Nutzen bringen. Fr. B—r hat mir ſchon von der Fabricke geſagt, es fehlt längſt an einem dritten Mahler„ —

„Meine Tochter!„ — ſagte er und küßte ſie — Wenn ich dich nicht hätte. Du biſt ganz deiner Mutter würdig„ —

„Meine Freunde!„ — wendete ich mich zu Ihnen — „Auch ich habe Kräfte. Wenn einmal alles verändert wird, es kann mich nicht ſchänden in einem Weinberge zu arbeiten. Ich habe einige Kenntniß von der Blumengärtnerey; Wir werden wenigſtens unſern Unterhalt haben —

Aber!„ — fiel er ein —

„Laſſen Sie das — ſagte ich — mein Entſchluß ſteht feſt. Ich kann, ich will Sie nicht verlaſſen, ſo lange ihr Schickſal unentſchieden iſt.

Ich könnte nirgends glücklich ſeyn, ſo lange ich Sie in der Lage wüßte. Gott wird helfen! Wir werden uns einſchränken, und es wird doch zur Noth hinreichen„ —

„Ach! — ſagte er und drückte mich an ſein Herz„ — Sie ſind unſer Schutzgeiſt! O! wenn jemahls — — Wer es hätte denken ſollen! Hätten wir die Caſſette, die unter der Säule vergraben iſt —

Wie mein Freund? — fragte ich ſchnell und es drang ein Lichtſtrahl in mein Herz. — Unter der Säule im Garten? haben Sie da etwas vergraben? —

„Eine Caſſette mit alten Gold-Münzen — ſagte er, wenigſtens 800 Louisdor werth. — Es hat mich ſchon tauſendmahl gereut; wir hätten ſie wenigſtens in Bern an den Goldſchmidt verkaufen können. Aber —

O! fiel ich ein — „Das können wir ja noch! Nichts leichter als das! Man muß ſie holen!

— „Wie? Wie?„ — ſagte er wehmüthig lächelnd. Sie vergeſſen!„ —

„Nein Sie„ — war meine Antwort, — „daß ich da bin„ —

„Und Sie wollten? — Liebſter Freund bedenken Sie auch wohl, was Sie ſagen?

„Vollkommen! Wer Muth und Willen hat, kann alles!„ —

„Aber die Gefahr? Nein, ich —

„Für mich iſt keine. Ich bin ein Ausländer, ein Däne, ein Schwede, wenn Sie wollen. Ich komme überall durch, und überall hin. Das übrige iſt Kleinigkeit!„ —

„Nein!„ — fiel Joſephine ein — „Wenn Sie unglücklich wären?„ —

„Liebſter Gott! Was machen Sie ſich für Gedanken. Ich nehme hier einen Paß, wie ich geſagt habe!„ —

„Aber in Chambery?„ — fiel der Vater ein.

„Nun was nicht bei Tage geſchieht, das geht bei Nacht. Ich wiederhole es Ihnen, laſſen Sie mich machen. Mit einem Worte: ich reiſe und das morgen mit der Diligence!„ —

Mein

Mein Entſchluß war zu feſt gefaßt, meine Freunde mochten ſagen, was Sie wollten, ſie konnten mich nicht davon abbringen. Ein neues Licht, ein neues Leben durchdrang mein ganzes Weſen, eine geheime Ahndung des glücklichen Ausganges erfüllte mein ganzes Herz, und der Gedanke nur etwas für Joſephinen zu thun, nur einen Dank von ihr zu verdienen, verſcheuchte jede Bedenklichkeit, und erhob mich über mich ſelbſt.

O Natur und Freundſchaft! Liebe und Innigkeit! mein Herz ſoll euch innig huldigen. Ihr belohnt alle Mühe; alle Aufopferungen durch euch ſelbſt. Euch umgeben alle Tugenden des Lebens, und noch jenſeit des Grabes folgt ihr den Sterbenden nach.

Neunzehntes Kapitel.

„Auf Wiederſehen! Auf glücklich Wiederſehen!„ — rief mir alles nach. Es war um neun Uhr Morgens, und ich ſtieg in die Diligence. Meine Reiſegeſellſchaft war unbedeutend, gegen zwölf Uhr kamen wir in Genf an.

Ich war etwas wehmüthig geworden. „Wie, wenn du ſie nicht wieder ſäheſt?„ — dachte ich. Aber ſo wie ich der Stadt näher kam, erwachte mein voriger Muth in ſeiner ganzen Stärke wieder. „Jetzt laß uns handeln!„ — ſagte ich zu mir ſelbſt.

Ohne Aufſchub eilte ich zu C— i, und erzählte ihm alles. Er erſchrack. Ich zeigte ihm aber meinen Nyonner Paß, wo ich als Däne angegeben war. Das iſt gut! — ſagte er — Aber, Sie müſſen nun doch die Unterſchrift des franzöſiſchen Reſidenten haben, und er wird ſie ſcharf examiniren. Es iſt eine verzweifelte Sache.„

„Schlagen Sie mich nicht nieder! — gab ich zur Antwort — Es muß gehen, es kommt auf einen Verſuch an.„

Wir ſpeißten zuſammen, er gab mir gegen eine Quittung zwanzig Louisdor. Ich gieng darauf ſogleich in die Reſidence de France, fand aber den Secretär nicht zu Hauſe, ſondern nur ſeinen Kopiſten, der meinen Paß annahm, und mich Abends um ſechs Uhr wieder beſtellte.

Ich

Ich geſtehe es, dieſe drei Stunden werden vielleicht die unangenehmſten meines Lebens bleiben. Ich fürchtete alles, denn C——i hatte mir Soulavie als den feinſten und ſchwärzeſten Jacobiner beſchrieben. Er war ein Neffe von Robespierre, und überdem ſeine Kreatur. Wenn du verrathen wäreſt! —— „dachte ich„ —— Wenn deine Freunde hülflos blieben, wenn Sie ſich über dein Unglück Vorwürfe machten! —— Gott! welche Gedanken!

Endlich ſchlug die gefürchtete Stunde. Ich trete in das Büreau; ich fordere den Paß für den Dänen zurück; man fragt mich, ob ich es ſelbſt ſey? Ich bejahe es, und höre, daß mich der Reſident durchaus ſprechen will. Es lief mir eiskalt über den Rücken und meine Knie ſiengen an zu zittern.

Athemlos, beklommen, folgte ich meinem Führer die Treppe hinauf. Er öfnete die Thüre des Vorzimmers, und ſchob mich hinein. Ich fand das ganze Zimmer voll Soldaten und Geſchäftsleute, die den Reſidenten umgaben.

Ich ſtellte mich hinter ſie, um ihm nicht gleich in die Augen zu fallen. Er ſtand am Fenſter und

und hielt Aſſignate gegen das Licht, um ſie zu probiren. Aber im Augenblick, ehe ichs mir verſah, ſprang er Blitzſchnell auf mich zu, ſchlug mich gerade auf die Schulter, und fragte heftig: „Wer ſind Sie?„

Ich erſchrack nicht wenig, aber ich faßte mich bald wieder. Ich beſchloß den Einfältigen zu ſpielen. Ich antworte alſo in einem abſcheulichen Franzöſiſch: „Ich bin ein Däne wie gewöhnlich!„ —

Kaum hatte ich es ausgeſprochen, ſo fing die ganze Verſammlung laut zu lachen an. Alles drängte ſich um mich. „Ach ein Däne! Ein Däne!„ — rief alles.

„Was will denn mein lieber Däne? — fragte Soulavie weiter, und faßte mich freundlich bei der Hand.

„Ich ſoll meinen Paß hier abholen.„ (deporter) ſagte ich eben ſo abſcheulich, und wurde herzhafter. —

„Ach ja den Paß! Ich weiß wohl! Aber erſt müſſen wir ein Glas Wein zuſammen trinken.

Das fiel mir ein wenig auf, ich gab auf jede ſeiner Bewegungen Achtung; aber er ſchien un-

befan

befangen und offen. — „Hier lieber Bürger! — ſagte er, und ſchob mir ein Glas hin — „Es iſt Burgunder!„

„Aber, ſagen Sie mir! — fuhr er fort — Lieben Ihre Landsleute die franzöſiſche Nation auch recht von Herzen?

„Von ganzem Leibe! — erwiederte ich mit Gravität — Wie ich! Wie ich! —

„Vortreflich lieber Bürger! — ſchrie Alles!„ — Das iſt brav geſprochen!„ —

„Allons! Es lebe die Däniſche Nation!„ — rief er enthuſiaſtiſch und trank ſein Glas aus.

„Es lebe die Republik und ihr Reſident! — erwiederte ich —

„Bravo! Bravo! — rief alles — das iſt ein guter Patriot.

„Sagen ſie ihren Landesleuten!„ fuhr Soulavie fort — daß die däniſche Nation uns ewig theuer ſeyn wird!„ —

„Ja das will ich, ſobald ich aus Chambery zurück bin. —

„Aber was wollen Sie denn da machen?„

„Ich will gern Charmettes ſehen, Bürger Reſident, wo Rouſſeau ſo oft ſpatzieren gegangen iſt. Ich will in ſeine Fußſtapfen treten.„

„Er ſpricht gut! — ſagte er zu ſeinem Nachbar — ohne daß er es weiß. Alſo Rouſſeau iſt Ihr Mann, lieber Bürger?

„Mein Gott!„ — ſagte ich — Rouſſeau, Voltäre und Soulavie ſind meine Dreyeinigkeit!

Er lächelte; Möchte er nur unterſchreiben! — dachte ich.

„Aber Bürger Reſident! Ich habe noch einige Geſchäfte! Dürfte ich bitten?„ —

„Ja, ſogleich mein lieber Däne!„ — Er ſchrieb außer der gewöhnlichen noch eine lange Apoſtille, worin er mich allen Mairen u. ſ. w. auf das beſte empfohl. — Ich dankte ihm und der ganzen Geſellſchaft auf meine erſte komiſche Art mit einem poſſirlichen Je m'y recommandé. Er begleitete mich bis an die Thüre, gab mir den Bruderkuß, und trug mir auf, wenn ich nach Koppenhagen käme G—e zu grüßen. Ich verſprach alles, und eilte außer mir vor Freude, in mein Wirthshaus zurück.

Eben war eine Sedie *) angekommen, die den andern Morgen wieder zurückkehren wollte, ich wurde bald mit dem Kutſcher einig, ſchrieb noch ein Billet nach Nyon, worin ich ganz gleichgültig meldete, das Tuch ſei gefunden — denn das war unſere Abrede, — und ſpeißte dann fröhlich und hofnungsvoll mit meinem lieben G — ch.

Zwanzigſtes Kapitel.

Es war der ſchönſte Maimorgen, als ich mit meinem Kutſcher aufbrach. Wir paſſirten die Arvebrücke und kamen an das franzöſiſche Lager hart am Saleven. Von nun an durfte ich meinen Paß nicht aus den Händen laſſen; aber ſo wie man in der Apoſtill des Reſidenten las: „Er iſt ein Freund der franzöſiſchen Nation!„ ſo war auch alles gut und freundlich. Man bot mir Eſſen und Trinken an, und ein junger Menſch, der in Fraugy Schildwache ſtand, wollte mir ſchlechterdings ein Brod aufdringen. So kam

---

*) Art Fuhrwerk eigentlich bei der Lombardey.

kam ich glücklich in Chambery an. Es war Abends um eilf Uhr, die Schildwache rief mich an; ich zeigte meinen Paß und wurde mit vieler Höflichkeit nach dem Wirthshaus geführt.

Es iſt mir unmöglich die Empfindungen zu beſchreiben, mit denen ich mich bis ſpät in die Nacht beſchäftigte. Wenn ich ſechs Monate zurückdachte, wenn ich meine Ideen, Wünſche, Empfindungen und Hofnungen aus jener Zeit, mit heute verglich — Ach daß der Menſch doch auf ja nichts baue und traue! Daß er doch ja ſein Herz recht frühzeitig zu dem Entbehren gewöhne. Die glücklichſte Lage iſt nur zu oft eine gefährliche Stille, und das Ungewitter bricht herein, ehe wir es meynen.

Den andern Morgen gieng ich aus; ich mußte in das Freie. Ich wußte jetzt noch nicht, wie ich mein Vorhaben ausführen ſollte; es lag ſchwer auf meinem Herzen. In mich gekehrt eilte ich zum Thore hinaus. „Halt!“ rief mir eine Stimme am letzten Schilderhauſe zu, die mir nicht unbekannt ſchien. Ich blieb ſtehen.

Nein ſind Sie es? — Sind Sie es wirklich?“ — Ich ſchlug die Augen auf, und er⸗

erkannte unſern ehemaligen Bedienten, den wir zurück gelaſſen hatten.

Und du S—y.

Uebel genug! ſagte er leiſe. — Ich habe wohl müſſen, indem er auf ſeine Nationaluniform zeigte, und die Achſeln zuckte. Ach! ich hätte viel zu erzählen.

„Wenn wirſt du abgelößt? —

„Es iſt gleich neun„ —

Ich beſtellte ihn in das Wirthshaus, und ließ ein Frühſtück bereiten.

Er kam bald darauf an. „Ach Gott! — ſagte er — „Wie hat ſich das alles verändert! Was macht denn der Herr und was machen ſie alle? Uns iſt es recht böſe gegangen. Es iſt Alles, Alles genommen; und wie man geht und ſteht, der Rock, das iſt alles. Da heißt es: Dienſte oder wir arquebuſiren dich: Großer Gott! Wenn ſie das mit angeſehen hätten! Was noch da war, iſt rein ausgeleeret; und der Verkauf iſt angeſchlagen. Der erſte der beſte, wer es bekömmt für ein Spottgeld!„

In

In dieſem Tone fuhr er fort mir eine genaue Erzählung aller der Vorfälle zu geben, die wir zum Theil aus den Zeitungen wußten.

„S — y — ſagte ich — du biſt von Jugend auf in unſerm Hauſe geweſen. Du haſt uns alle geliebt, und wir lieben dich alle. Wir lieſſen dich zurück, weil wir deine Redlichkeit kannten, du haſt für uns gelitten; wir werden es nicht vergeſſen. Aber wir ſind jetzt ſelbſt unglücklich; unſere kleine Kaſſe iſt faſt ganz erſchöpft; ich habe es über mich genommen Rath zu ſchaffen.

„Du weißt die Säule in unſerm Garten, du haſt eine Caſſette mit vergraben helfen? Das iſt jetzt unſere einzige Hofnung. Ich ſehe es als ein Werk der Verſehung an, daß ich dich gefunden habe. Willſt du mir beiſtehn S — y? Die Gefahr wird kleiner, wenn wir ſie theilen. Sprich mein lieber S — y? Willſt du mir helfen? damit ich unſern Freunden in Nyon erzählen kann, daß du immer noch der alte treue S — y biſt —

Ach Gott! — ſagte er — mein guter Herr, mein armer Herr! Er iſt in Mangel. Und er hat mir ſonſt ſo viel gegeben, und ſie haben ihm alles genommen? Ja! Ja! Ich will gern mitgehen, ich will Ihnen helfen, ich will alles, Alles thun. Dieſen Abend komme ich von der Wache, dann wollen wir weiter ſehen.

„S — y! — ſagte ich? — Mein lieber treuer S — y! Wenn wir je wieder zuſammen kommen, du ſollſt ein frohes ſorgenfreies Alter haben. Jetzt geht es trübe und traurig, aber wenn Gott will, er kann alles wieder in Licht und Freude verwandeln. Jetzt geh, mein lieber S — y; wenn deine Zeit um iſt. Ich will nun denken, wie wir es anfangen, und auf den Abend erwarte ich dich, und wenn wir noch die Nacht könnten. — „Schon gut! Schon gut! Beſſer iſt beſſer! —

„Gute Seele!„ ſagte ich und ſchloß mein Zimmer ab.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Mein Plan war gemacht; es bedurfte nur einer Ueberlegung mit S — y, um ihn auszuführen.

Es wurde Abend, eine Stunde vergieng nach der andern, er kam nicht. Es ſchlug zehn, da trat er endlich in mein Zimmer.

„Wir müſſen über die Mauer ſpringen! — ſagte er, und legte zwei Hacken auf den Tiſch, „Und hier ſind die Augen! — indem er eine Blendlaterne hervor zog. — „Es iſt ſtockfinſtere Nacht! Verſtehen Sie! über die Mauer? —

„Das meyn ich auch lieber S — y. Aber wo Leitern hernehmen?

Leitern? Wozu? Wiſſen Sie denn die Bäume nicht? Ich habe mir das ſchon alles ausgeſonnen, das iſt ja Kleinigkeit. Und wenn wir einmal hinunter ſind, ſo iſt ja gleich die Teraſſe; da können wir ganz leicht herunter ſpazieren. Verſtehen Sie? die Bäume und die Teraſſe?

Ich ließ Abendeſſen und Wein bringen. Die Zeit vergieng unter Geſprächen. „O S — y — ſagte ich — Wenn das geht! Was ſie für eine Freude haben werden.„

„Nun erzählen Sies nur, ich hätte immer geſagt: Es geht! S — y will ſchon graben! Laſſen Sie uns nur erſt das Käſtchen haben! —

Endlich ſchlug die Glocke zwölf. — Jetzt! — dachte ich — Gott ſey mit uns! — Wollen wir nun?

„Allons!„ — ſagte er, nahm die Hacken unter den Mantel und zündete die Laterne an. Ich hatte den Schlüſſel zur Seitenthüre verlangt. „Ich will mit dem braven Bürger noch zu ſeinem Oberſten gehen„ — ſagte ich. Es war ein ganz fremder Wirth, der mich nicht kannte. — „Ich höre, daß er morgen nach Aix reiſt, und ich muß noch einen Paß haben„ — „Sehr wohl!„ — war die Antwort — der Hausknecht wachte die ganze Nacht! ſie dürfen nur pochen.„ —

So giengen wir hin durch die dunkle Nacht aus einer Straße in die andere, alles war ſtill und öde. Jetzt ſtanden wir vor unſerm Hauſe, „Hier!„ — ſagte S—y — „Hier!„ — wiederholte ich leiſe. „In die Seitengaſſe längſt der Gartenmauer!„ — flüſterte er — „Nur mir nach ganz am Ende!„ —

Der Wind hatte ſich erhoben, und rauſchte wild in den Bäumen. Mein Herz war von tauſend Empfindungen gepreßt.„ „O Gott! laß es gelingen!„ — ſeufzte ich. — S—y ſtemmte ſich an den Baum, ich ſchwang mich auf ſeinen

nen Rücken, und dann von Aſt zu Aſt auf die hohe Mauer. Er folgte mir auf dem Fuße; ob ihn gleich die Hacken etwas beſchwerten. „Nun einen Sprung!„ - ſagte er; ich faßte ihn unter den Arm und wir waren glücklich auf der Teraſſe.

Ich fühlte mich neu geſtärkt, es war ein glücklicher Anfang. Wir giengen durch die wohl bekannten Gänge, wo die Aurikeln dufteten. Wir waren jetzt bei der Säule. „Es iſt nicht tief! — ſagte S—y und fieng an zu hacken, und ich folgte ihm.

Der Sturm war ſtärker geworden, und es fieng heftig zu regnen an. Mein Herz klopfte bei jedem Hiebe; ich war zwiſchen Furcht und Freude getheilt. Wir arbeiteten aus Leibeskräften! — „Behutſam! — ſagte S——y.„ „Wir müſſen bald daran ſeyn.„ — Er hielt die Laterne darüber; wir ſahen ſchon die meſſingenen Henkel; und in wenig Minuten war das Käſtchen in meinen Händen.

Gottlob! Gottlob! — rief ich — und umarmte S—y — „O meine Freunde! — dachte ich — „Solltet ihr in dieſer mitternächtlichen

lichen Stunde keine Ahnung haben? — S—y fieng an wieder zuzuwerſen, wir wurden bald fertig; ich blickte noch immer nach der Stelle, und wir wollten eben den Rückweg antreten, als wir in der Nähe einen Schuß hörten.

Wir warfen uns platt auf die Erde, ich zitterte am ganzen Leibe, und wagte kaum zu athmen. Waren wir verrathen? Sollte ich die Frucht meiner Reiſe in einem Augenblicke verliehren? Wir hörten längſt der Gartenmauer hinlaufen, es war eine Todesangſt.

Nachdem wir eine Viertelſtunde ſo gelegen hatten, wurde es wieder ſtille. „Was war das? ſagte ich zu S—y — „Ich vermuthe ein Contrebandier,, — ſagte er — da nichts über die Grenze ſoll. Wenigſtens ſind ſchon zwei arme Bauern erſchoſſen worden.

„Aber nun?,, — „Nun, wir ſteigen herunter!,, — gab er zur Antwort und ſchwang ſich von der Mauer auf den Baum. Ich folgte, er fieng mich auf, und da waren wir glücklich in der Gaſſe. Dieſe Empfindung werde ich ewig nicht vergeſſen. Was ich nachher frohes und glückliches erlebt habe, alles hat ſich immer mit

der

der Erinnerung verbunden. Ich athmete wieder frey, ich war wie vom Tode errettet.

Als wir jezt nahe an dem Wirthshauſe waren; nahm ich S—y bei der Hand. „Nun mein Freund!„ — ſagte ich — „Wir werden uns nicht wieder ſehen, ich reiſe Morgen Vormittag. Nimm das kleine Andenken von mir„ — indem ich ihm einen Doppellouis in die Hand drückte — „Und wenn wir je wieder alle zuſammen kommen; rechne darauf, deine Treue ſoll beſſer belohnt werden.„ —

Er weigerte ſich, er wollte ſchlechterdings nicht — „Schlage mirs nicht ab„ — ſagte ich. — „Wir haben ja nun! Du haſt heute den ganzen Tag, und wieder die Nacht gewacht; nimm es wenigſtens um dich zu erquicken! Nimm, nimm mein guter S—y. Ich denke ſonſt, du liebſt uns nicht mehr!„ — Ich ſteckte es ihm in die Weſtentaſche — „Und nun leb wohl, mein guter Freund! indem ich ihn umarmte — „Leb wohl, vertrau auf Gott, und vergiß uns nicht.„ —

Ich fühlte die Thränen auf ſeinen Wangen; er ſtammelte einige Worte und wir trennten uns.

Ich

Ich wurde ohne Schwierigkeit eingelaſſen, es es gleich ſchon drei Uhr ſchlug, als ich in mein Zimmer trat. Ich war ziemlich durchnäßt, doch die Kleider waren bald gewechſelt.

„O! — ſagte ich — Nun, nun iſt alles gelungen!„ und pakte meinen Schatz in den Mantelſack! Ich war lauter Leben und Freude; es war mir unmöglich mich nieder zu legen. Ich ſchlummerte ein paar Stunden auf dem Stuhle und erwachte mit der Morgenröthe.

Mein Paß war zugleich auf die Retour geſchrieben; ich brauchte alſo für keinen neuen zu ſorgen. Ich überlegte meinen Weg, und beſchloß den Mittag abzureiſen, um den andern Abend in Lyon zu ſeyn. Ich fand ohne Schwierigkeit Poſtpferde; gieng dann noch einmal unſer Haus zu beſehen, wo alles todt und ausgeſtorben war, und fuhr endlich um eilf Uhr aus Chambery fort.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Der Himmel hatte ſich aufgeklärt, die Sonne ſchien mild und warm. Wir fuhren durch die

herr-

herrlichen Schöpfungen des Frühlings, mein Herz hatte allen Kummer vergeſſen, ich dachte nur an die Freude über meinen gelungenen Plan. Ich hätte im Augenblicke nach Nyon fliegen mögen; ich konnte nicht ſchnell genug fahren, ſo lebendig webte es in meinem Innern.

So vergieng der Tag, ich las abwechſelnd in Roußeaus Briefen und kam um acht Uhr in Jaunay an, wo ich zu bleiben beſchloß. Als ich vor dem Gaſthofe ausſtieg, wurde ich von einem Haufen Nationalgarden umringt, die mich alle auf einmal fragten „wer ich wäre? Ich zeigte Ihnen meine Cocarde und Jacobinermütze am Hute, die ich nicht vergeſſen hatte, und gab dem nächſten meinen Paß. „—„ Hier! — Bürger, ſagte ich — aber laßt mich in die Stube, wenn ihr wollet; ich bin ziemlich müde — „und damit nahm ich meinen Mantelſack vom Sitze.

Kaum hatte der eine das Wort Danois geleſen, und ein anderer über ſeine Schulter den „Ami de la nation françaiſe„ gefunden, ſo entſtand ein allgemeines Händeklatſchen. Jeder wollte meinen Mantelſack zuerſt tragen; ich ließ geſchehen, was mir nicht ſchaden konnte; und

folg

folgte dem Wirth in mein Stübchen hinauf.

Mein Abendeſſen war aufgetragen, ich ſprach freudig mit mir ſelbſt, als die Thüre aufgieng, und vier Nationalgarden mit einer Schüſſel Erdbeeren hereintraten. — „Bürger!„ — ſagten ſie — Ihr müßt ein großer Freund der Franzoſen ſeyn, wir ſehen es aus eurem Paſſe, das hat noch in keinem geſtanden. Wir ſind ſo frei, und bringen euch ein kleines Deſſert:„ —

In Wahrheit, ich war gerührt. Nein! Nein! der Menſch iſt nicht ſo böſe, als man ihn machen will. „Bürger und Freunde — ſagte ich — Ich danke euch unendlich für eure Aufmerkſamkeit; ich habe wenigſtens immer geſucht den Lobſpruch zu verdienen. Ich nehme euer ſchönes Geſchenk unter der Bedingung an, daß ihr ſelbſt mit eſſet — Heda Garcon! — rief ich zur Thüre hinaus„ — Wein und Gläſer für die Bürger!„

Sie nahmen es an; wir ſetzten uns um den Tiſch herum, und ich hatte alle Urſache mit meinen Gäſten zufrieden zu ſeyn. Wie viel intreſſante Erzählungen! Wie viel feine Bemerkungen!

gen! Einer war in Paris, der andere bei Dümourie's Armee geweſen, jeder hatte Erfahrungen gehabt! Nein! Nein! man ſage, was man wolle! Die Franzoſen ſind doch nicht das verworfene Volk, wozu ſie unſere elenden Schreier und unſere Pfaffen machen möchten. Hätten ſie gewußt, wer ich war, ſie wären freilich meine Feinde geweſen, aber ſie hielten mich für ihren Freund, und ſie thaten alles, um mir das zu zeigen. „Sagen ſie ihren Landesleuten!„ — rief der junge Offizier — wie dankbar wir gegen ihre Freundſchaft ſind! Rechnen ſie darauf, wohin ſie kommen, der iſt kein guter Bürger, der ſich eines Dänen nicht mit Leib und Leben annimmt.„

Ich habe nichts hinzuzuſetzen; aber wen werden ſolche Züge nicht rühren? Ich geſtehe es, ich litt innerlich; es that mir leid, daß ich kein Däne war. Nein, nein! die Menſchen ſind gewiß gut! Nur keine Meinung, die ſie irre führe!

Wir ſchieden endlich froh und voller Herzlichkeit von einander. In einem Lande, wo der Wein ſo wohlfeil iſt, zählt man die Bouteillen nicht. Ich legte mich ſchlafen, meinen Mantelſack un-

ter

ter das Kopfküſſen, und fuhr um vier Uhr Morgens ab.

Es mochte faſt Mittag ſeyn als wir in die Gegend von Carouge kamen. Hier war noch die größte Schwierigkeit zu überwinden. Denn da die Ausfuhr der Münzen verboten war, ſo wurde äuſſerſt ſtreng viſitirt.

Wie ſollte ich alſo meinen Schatz verbergen, um der Konfiſcation zu entgehen? Ich hatte das Käſtchen aus dem Mantelſack genommen, und brütete ſchon einige Stunden über meinen Plan. Endlich, da keine Zeit mehr zu verliehren war, entſchloß ich mich kurz, ließ halten, gieng in ein nahes Gebüſch und in kurzer Zeit war alles gemacht.

„Halt Bürger!„ — rief uns jetzt die Schildwache am Zollhauſe zu. Der Officier kam heraus. „Ihren Paß! — Man las ihn — „Gut!„ — „Aber haben Sie kein Geld bei ſich?„

„Nur einige Sous! — „Erlauben Sie„ — Man viſitirte mich bis auf das Hemde, man ſchüttelte meine Taſchen in Ober- und Unterkleidern

dern aus, durchwühlte meinen Mantelſack und ſand nichts.

„Aber ich bitte euch Bürger!„ — ſagte ich — „macht, daß ihr fertig werdet. Ich habe entſetzliche Zahnſchmerzen! — In der That hielt ich auch ein großes Tuch an den Backen.

„Gut, fahr zu! — rief er — In drei Minuten war ich auf Genfer Gebiethe, und meine Zahnſchmerzen verſchwanden. Ich hatte eine große Anzahl meiner Münzen im Tuche verborgen gehabt; die andern waren zwiſchen die Sohlen in den Schuhen, und in meinen dicken Haarzopf vertheilt, ſogar zwiſchen das Hutfutter, hatte ich welche zu verſtecken gewußt! So war alles gerettet, und ſo kam ich freudig und muthig in Genf an.

Alles mußte glücklich zuſammen treffen. Die Diligence war eben im Abgehen. Man ſchrieb mich noch ein. Kaum hatte ich ſo viel Zeit gehabt, meine Münzen wieder zuſammen zu ſammeln, ſo rufte man mich ab. Es war um vier Uhr als ich in Nyon anlangte.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Athemlos, mit glühendem Geſichte flog ich die Treppe hinauf, Joſephine öfnete das Zimmer! „Ach Gott!„ — rief ſie — „da! da!„ — ſchrie ich, und hielt ihr das Käſtchen entgegen. Unwillkührlich reichte ſie mir ihre Wangen, Ihre Hand auf meinen Arm gelegt — „Ach mein Freund!„ — rief jetzt der Vater, und drückte mich feſt an ſein Herz! Mehr konnte er nicht ſagen. Er hielt mich einige Minuten an ſeiner Bruſt. — „Mein edler Freund!„ — So hat es dir geglückt — „Ja! Ja!„ — ſagte ich — Alles Alles! und ſchüttelte das Käſtchen. In dem Augenblicke kamen die Kinder herauf, und ſprangen an mich heran und küßten meine Hände.

Ach es war ein ſchöner ſeliger Augenblick, mit aller Gefahr und Angſt doch nicht zu theuer erkauft. Menſchen Herzen an ſich zu feſſeln; was geht über das Bewußtſeyn? Liebe und Dankbarkeit zu verdienen; wo iſt ein ſchönerer Lohn?

Nun ſtürmten Fragen auf Fragen. Ich erzählte alles; auch die kleinſten Umſtände hatten Reiz für Sie. Ihre Herzen folgten mir überall

nach,

nach, ſie zitterten und lächelten wechſelsweiſe und unterbrachen mich mehr als einmal durch neue Dankſagungen.

Gewiß; das war einer der ſchönſten Abende meines Lebens. O daß es mir möglich wäre, alle die Empfindungen und Gefühle auszudrücken! Mein Herz lag ſtill und ruhig, wie in einem ſchönen Kreiſe von tauſend Genüſſen. Ach! wie glücklich, wie glücklich, wer nicht allein ſteht; wer in der traulichen Mitte geliebter Weſen wandelt, die dankbar zu ihm hinauf ſehen!

Jetzt entſtand die Frage, was man mit den alten Münzen anfangen würde? Das beſte war, ſie in Bern an einen Goldſchmidt nach dem Gewichte zu verkaufen, um gleich Geld zu bekommen. Eine zweite Ueberlegung betraf unſern künftigen Aufenthalt. Wir mußten uns einen wohlfeilern ſuchen. In Nyon, in der ganzen Schweitz war es zu theuer. Wer konnte wiſſen, wenn unſer Schickſal entſchieden würde? Der Vater fiel auf das Valois und wir wählten Martigny. Es wurde beſchloſſen mit Anfang kommender Woche nach Lauſanne zu gehen, von da ſollte der Vater die Reiſe nach Bern machen, und in wenig Tagen zurück kommen, worauf wir alle nach dem Valois aufbrechen wollten.

Den Abend vor unſerer Abreiſe den 8. Mai 1793 giengen wir alle noch einmal nach dem Grabe der guten Mutter. Es war ein wehmüthiges zärtliches Lebewohl, wir weinten alle in der Dämmerung, und kehrten ſchweigend nach Hauſe. Der glückliche Ausgang meiner Reiſe hatte uns auf ein paar Tage von unſerer Lage abgezogen, wir hatten neuen Muth, neue Kraft gefühlt, allmählig ſanken unſere Herzen wieder in ihre vorige Erſchlaffung. Joſephine beſonders wurde trauriger als je.

So verlieſſen wir endlich Nyon unter dem herzlichen Bedauern, und den beſten Wünſchen unſerer Wirthin und aller unſerer Freunde; und kamen in Lauſanne an, von wo aus der Vater den andern Tag nach Bern gieng.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Es war ein ſtiller heiterer Abend, die Kinder ſpielten vor dem Hauſe; Joſephine und ich wir waren ganz allein. Wir ſaßen am offenen Fenſter, das die Ausſicht auf die ſchönſte Gegend hatte.

Wir ſchwiegen beide; und auch ſie ſchien wie ich, mit ihrem Herzen beſchäftigt. Meine Augen hiengen mit ruhigem Ernſte an den ſanften weiß bewölkten Himmel, aber Joſephine blickte wehmüthig auf die Gebürge hinüber.

„Heute haben wir den ſechszehnten!„ — ſagte ſie endlich — Ich bejahte es, und ſie wiſchte ſich die Augen. Ihr Kummer war mir zu ehrwürdig, ich wollte ſie nicht ſtören, als ſie nach einer Pauſe ſelbſt anfieng:

„Heute vor einem Jahre! — Ach! Was ſich doch alles ändern kann!„

„Und wie dieſe Veränderungen unſern Wünſchen, Ideen und Hofnungen eine ganz andere Geſtalt geben!„ —

„Ach ja, unſern Hofnungen! — gab ſie zur Antwort —

Ich erwiederte nichts, ich fühlte, worauf das deute. Sie zog ein Souvenir aus der Taſche, und nahm ein Porträt mit Silberſtift heraus. — „Iſt das unſer M—t?„ — fragte ich etwas übereilt.

Sie nikte und reichte es mir hin. Ihre Thränen floſſen ſanft, ſie hatte ihr Geſicht abgekehrt, und ich ergriff Ihre Hand.

„Ach! wenn Sie das erleichtern kann! — ſagte ich„ — „theilen Sie mir Ihren Kummer mit! Laſſen Sie uns von dem Geliebten ſprechen. Auch ich bin ſein Freund!„

Sie drückte mir die Hand, und ſagte weinend „Ja!„

„Alſo vor einem Jahre„ — fiel ich bittend ein —

„Ja ſo lange; und da lernten wir uns kennen„ —

„O ſo erzählen Sie doch — ſagte ich mit Wärme.„ — Es wird ihnen ſeyn als fiengen ſie das Jahr erſt an zu leben; es wird noch einmal in der Erinnerung für Sie zurück kehren! —

„Wohl! Sie ſollen alles wiſſen! Es iſt der letzte Troſt, der mir von allen übrig geblieben iſt.„ —

„Ich

„Ich war mit meinem Vater in Grenoble, wo er Geſchäfte hatte. Es war ein ſchöner ſtiller Abend wie dieſer, ich weiß es noch wie heute. Ich war mit meinem Mädchen in einem Cabriolet ausgefahren, und wir führten ſelbſt.

Wir fuhren längſt der Iſer hin, als unſer ſonſt ſehr ſanftes Pferd durch ein großes Geplätſche im Waſſer, auf einmal ſcheu wurde. Wir waren viel zu ſchwach es aufzuhalten, es gieng mit uns durch, und wir würden verlohren geweſen ſeyn — wäre uns nicht ein Officier zu Hülfe geeilt.

Und das war unſer M—t?

„Ja er war es!„ — ſagte ſie freundlich wehmüthig — Er ſprang von der Seite hinzu, das Pferd erſchrack und ließ ſich faſſen. „Befehlen Sie, daß ich umlenken ſoll?„ — fragte Er?

Ich war zu erſchrocken. — „Ach mein Herr! Sie ſind zu gütig„ — war alles, was ich ſagen konnte, er lenkte um und führte das Pferd. — „Sie machen ſich zu viel Mühe; ich bin beſchämt — ſagte ich — aber ich fühlte den ganzen Werth ſeiner Gefälligkeit. Er antwortete mir auf das verbindlichſte, geleitete uns bis zum Thore, und verſchwand in eine Seitengaſſe.

Hätte ich ihn nicht wieder geſehen, ſo wäre alles geendigt geweſen. Ach! von ſolchen kleinen Umſtänden hängt alles in unſerm Leben ab. Aber durch Zufall gehe ich den andern Tag in das Concert, durch Zufall ſteht er gerade meinem Stuhle gegenüber, kömmt in der Pauſe zu mir und fragt mich auf das verbindlichſte nach meinem Befinden. Durch Zufall kömmt in demſelben Augenblicke auch mein Vater herzu; ich ſtelle ihm den Fremden vor, man komplimentirt ſich wechſelsweiſe, wir erfahren, daß es der Obriſte M—t iſt, mein Vater freut ſich ihm perſönlich danken zu können, und ladet ihn endlich zum Soupé ein.

Es war mir lieb, daß er es annahm, es war mir noch lieber, ſoviel Vorzüge in ihm zu entdecken, und ich fieng beinahe an, mir zu meiner Gefahr und meiner Rettung Glück zu wünſchen, blos, weil ich Sie ihm verdankte.

Bei gefühlvollen Herzen iſt die Dankbarkeit der erſte Schritt zur Liebe. Ich hielt es für Pflicht an M—t zu denken, und ich dachte zu-

lezt

lezt ſo oft an ihn, daß ich ihn nicht wieder vergeſſen konnte.

Aber ich darf ſagen; auch er ſchien ſich in unſerm Hauſe zu gefallen; er benuzte die Einladung meines Vaters buchſtäblich, zulezt ſahen wir uns faſt täglich.

Kein Gemählde von den ſtufenweiſen Fortſchritten ſeiner und meiner Empfindungen. Ich ſah, daß er mir mit Liebe entgegen kam, und er erhielt mein ganzes Herz.

So vergiengen vier Monate; unſere Abreiſe war nahe. Es lag ſchwer auf meinem Herzen. Ich ſah, daß er mich liebte; ich verrieth ihm meine Empfindungen durch tauſend kleine Umſtände. Mein Vater hatte nach allen Erkundigungen gefunden, daß das die wünſchenswertheſte Parthie für mich ſeyn könnte — und M—t ſprach kein Wort. Er war ernſthaft, traurig ſogar; was ich litt, das iſt unbeſchreiblich. Wenn er keine Erklärung geben wollte, ich konnte es nicht! Der Gedanke Grenoble zu verlaſſen, ohne zu einer Gewißheit gekommen zu ſeyn; und ihn auf ewig zu verliehren, ängſtigte mich unaufhörlich.

Gleichwohl kam der Tag der Abreiſe heran, M—t war, wo möglich noch herzlicher, noch wärmer geworden, ich hatte immer gehoft — aber vergebens. Wir trennten uns den Abend — die Pferde waren auf den andern Vormittag beſtellt. Halb ohnmächtig, überwältigt von Schmerz und Verzweiflung, warf ich mich auf mein Kanapee als mein Mädchen hineintrat, und mir einen Brief brachte, den M—t Bedienter eben abgegeben hatten.

Ich erbrach ihn mit klopfendem Herzen — Ach! Ich las mein ganzes Glück — „Wenn Sie mir es nicht erlauben — ſchrieb Er — ſehe ich Sie nie wieder. — „O er ſoll kommen! — rief ich — Er ſoll kommen! Noch heute ſoll er kommen!

Ich eilte zu meinem Vater, er las alles, er fand ſeine Vorſchläge edel und vernünftig. Wäre es nicht eilf Uhr geweſen, ich hätte ihn heute noch ſehen müſſen. Dieſe plötzliche unerwartete Umſtimmung aller meiner Ideen gab mir eine Lebhaftigkeit und eine Unruhe, die ſüßer als alles war. Ich ſchlief die ganze Nacht nicht, und war am Morgen doch wie neu geſtärkt.

Er kam, mein Herz flog ihm entgegen. Ich war etwas verlegen, aber er flößte mir bald wieder Muth ein. Ach die Stunden, die ſeligen Tage werden nie wieder kommen!

Jetzt Berathſchlagungen, Pläne und Einrichtungen. Er ſollte ſeinen Abſchied nehmen; er mußte nothwendig nach Paris reiſen. Er begleitete uns noch bis Chambery; meine Mutter gab Segen und Einwilligung; endlich reiſte er ab. Ach! ich muß die Zukunft geahndet haben; wir reiſten gleich darauf nach Chambery und meine Schwermuth nahm mit jedem Tage zu; denn es kam keine Zeile Nachricht von ihm.

Jetzt! — fuhr ſie fort, und ihre Thränen floſſen reichlicher. — Jetzt iſt auch die letzte Hofnung verſchwunden! Ach, daß ich ihn vergeſſen könnte, und ich wäre glücklich.„

Was ich empfand — das iſt unbeſchreiblich. War M — t ein Nichtswürdiger, der eine ſolche Seele hintergangen hatte? War er ſelbſt unglücklich; oder lebte er gar nicht mehr? Alle dieſe Gedanken, alle dieſe Möglichkeiten überwältigten mich ſo ſehr, daß ich vor äuſſerſter Wehmuth nichts zu ſagen wußte, Die Dämmerung war angebrochen, die Sterne blickten freundlich vom Himmel. „Ach getroſt!„ — rief ich nach einer Pauſe — Ein einziger Augenblick kann alles umgeſtalten! — und wir giengen in das Geſellſchaftszimmer.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Man ſetzte ſich eben zum Speiſen nieder, und ich überredete Joſephinen wenigſtens Etwas zu ſich zu nehmen. Die Geſellſchaft war nicht ſehr zahlreich, das Geſpräch wurde allgemein, und fiel auf den Zufall, einen Gegenſtand, der uns in unſerer Lage allen ſehr merkwürdig war.

Es wurde viel gutes und mittelmäßiges darüber geſprochen, und man erzählte eine Menge Beiſpiele. — „Ich kann Ihnen eines aus meiner Erfahrung mittheilen — ſagte endlich mein Nachbar, ein alter Prieſter — das alle andere an Wunderbarkeit übertrift. — „Es entſtand eine allgemeine Stille, und er hub folgendermaßen an.

„Ich war im Bernhardinerkloſter zu T— wir begruben einen unſrer Brüder, und ich hatte

die

die Reihe auf ſeinem Grabe zu beten. Es war ſpät, die Dämmerung war angebrochen, ich hatte faſt acht Tage bei dem Kranken gewacht, ich war ſo erſchöpft, daß ich mitten unter dem Gebete einſchlief.

Auf einmal erweckt mich ein fürchterliches Geſchrey. Zu Hülfe! Zu Hülfe! Mord! Mord! Es ſchien von der Landſtraße herzukommen, an die unſer Gottesacker ſtieß. Ich ſpringe auf, ich öfne das Pförtchen an der Mauer, kein Laut mehr!

Ich horche einige Minuten, und glaube ein ſchwaches Wimmern zu hören. Ich ſchreie aus Leibeskräften, eile durch die Finſterniß nach der Stelle zu, und ſtoße mich endlich an einen Wagen, aus dem das Wimmern kam, und der mitten im Wege ſtand.

Die Wolken zertheilten ſich, und der Himmel wurde etwas heller. Ich riß die Thüre auf, und, ſahe einen Menſchen in ſeinem Blute ſchwimmen. Er drückte mir die Hand und nannte ſeinen Namen, den ich vergeſſen habe. Seine Stimme war mir bekannt; doch konnte ich mich nicht erinnern. Ich wußte nicht, ob ich gehen

oder

oder bleiben ſollte; als ich eine Laterne auf mich zu kommen ſah.

Es war der Kloſterknecht, er hatte mich nicht bei dem Grabe, und die Thüre nach dem Felde offen gefunden, er war alſo ausgegangen, mich zu ſuchen. Ich ſchickte ihn nach Leuten zurück, man führt den Wagen in die Stadt, man trägt den Unglücklichen in das Kloſter, der Verband wird gemacht, die Wunde war gefährlich; er lag in Ohnmacht. Je mehr ich ihn anſahe, je bekannter kam er mir vor. Endlich erholte er ſich, ich thue einige Fragen, meine Vermuthung wird immer gewiſſer, ich hatte mich nicht geirrt.

Es war der Sohn meines alten Freundes; er war von Räubern angefallen worden. Von nun an kam ich nicht von ſeinem Bette, denn der Wundarzt zitterte für ſein Leben. Am vierten Tage indeſſen riefen mich dringende Geſchäfte zum Biſchoff. Ich mußte länger bleiben als ich gedacht hätte, unſre Sachen nahmen die bekannte unglückliche Wendung, ich habe mein Kloſter nicht wieder geſehen, und ich weiß nicht, ob der gute M — t noch lebt —

— „M — t?

— „M—t? — rief ich — In dem Augenblicke that Joſephine einen lauten Schrei, und fiel ohnmächtig vom Stuhle.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Es entſtand ein allgemeiner Aufruhr — „Ach, was haben Sie gemacht? — rief ich„ — das iſt der Bräutigam! „Gott!„ ſagte der Prieſter, und ſchlug ſich vor die Stirne — „Armer armer M—t!„

Einige Mittel brachten indeſſen Joſephinen wieder zu ſich. „Ach!„ — ſagte ſie ſchwach — „Ich will ſchlafen!„ Der Prieſter bat um die Erlaubniß, Sie mit in Ihr Zimmer zu führen; ich ließ es geſchehen, entfernte ihn aber ſogleich wieder.

„Iſt Ihnen übel?„ — fragte ich ängſtlich. Sie zeigte auf ihr Herz und antwortete nichts. Ich hatte ſie auf einen Stuhl geſetzt. Die Kinder ergriffen ihre Hände, und riefen unaufhörlich; „liebe liebe Joſephine! bleib bei uns!„ —

Länger als eine Viertelſtunde ſtand ich ihr gegenüber, Gott weiß mit welcher innerlichen Angſt und Bewegung. Sie ſah ſtarr um ſich, weinte und ſchloß von Zeit zu Zeit die Augen. Ihr Puls gieng ſchwach und fieberhaft, ihre Lippen bewegten ſich von einem innern Kampfe, ſie ſchien jeden Augenblick kälter zu werden, und ich hielt mit blutendem Herzen jeden für Ihren letzten.

Endlich erwachte ſie, wie aus einem langen ſchrecklichen Traume, faltete ihre Hände und brach in Thränen aus. „Ach M—t mein theurer M—t!„ rief ſie und rang die Hände — „du biſt nicht mehr!„

„Wollen Sie ſchlafen gehen?„ — ſagte ich nach einer Pauſe mit erſtickter Stimme, und wandte das Geſicht ab, um meine Thränen zu verbergen. Sie ſagte nichts, aber ſie ſtand auf und legte ihr Halsband ab. Ich nahm meinen Karl, ließ ihn niederlegen, lehnte die Thüre ihres Zimmers nur an und beſchloß die Nacht in den Kleidern zu bleiben.

Hätte ich auch keinen andern Grund zum Wachen gehabt, ich hätte doch nicht ſchlafen können

nen. Es lagen mir zu viel Betrachtungen nahe. O Schickſal! O Vorſicht! oder wie ihr ſonſt heiſſen möget, unbekannte tyranniſche Beherrſcher unſers Lebens! Warum habt ihr gerade die beſten Menſchen ſo oft zum Ziele eurer Launen gemacht? Warum tödtet ihr alle ihre Hoffnungen? Warum vernichtet ihr alle Wünſche?

Alles, was der ſchaale ſüßliche Prieſtergeiſt von Gemeinſätzen dagegen antworten mag, mich kann es nicht befriedigen. Was wollen die Menſchen, im ruhiger Indolenz auf ihren Polſtern gemäſtet, und ohne eigene Erfahrungen der Art — was wollen die davon wiſſen. Ihre Beweiſe, ihre Ermunterungen, ihre Troſtgründe mögen Ihrem kleinlichen Egoismus bei unbedeutenden Opfern gnügen, aber wer auf dem unruhvollen Meere des großen Lebens treibt, der kann ſich nicht an dieſen ſchwachen Stützen aufrecht halten.

Ach, wer ſelbſt an den Scenen des Jammers Antheil nimmt, wer ſelbſt die ganze Wuth der Schmerzen, die ganze Laſt des Elendes fühlt; wer mitten in dem blutigen Getümmel der ſchrecklichſten Erfahrungen, von allen getrennt, von allen verlaſſen, nichts als ſich ſelbſt behält — Ach! der bekommt ganz andere Ideen, der hat ganz andere Empfindungen, und ſeine Philoſophie voll Energie und Kraft verachtet die elenden abgeſchmackten Weidſprüchlein, eitler ſelbſtſüchtiger Pfaffen.

Unter dieſen Betrachtungen war die Mitternacht herangekommen; mein Ernſt war in ſtille Wehmuth übergegangen; ich dachte mit beklommnem Herzen über Joſephinen nach — als ich ſie auf einmal heftig ſchreien hörte.

Ich eilte in das Zimmer, die Nachtlampe brannte hell, ſie lag in heftiger Hitze, und phantaſirte. „O M—t — M—t!„ — rief ſie einmal über das Andere, und ihre Stimme drang wie ein Dolch in mein Herz. Ich ſetzte mich ſtill zu dem Fuße des Bettes nieder, zwiſchen Angſt und Zärtlichkeit getheilt, endlich erwachte ſie.

„Ach wie heiß!„ — rief ſie, und zog ihre ſchönen Arme unter der Decke hervor.

„Soll ich Ihnen zu trinken bringen? — ſagte ich — und ſtand auf.

„O ſind Sie da? — ſagte ſie freundlich. „Ich bin ſehr durſtig! Wenn ich Sie bemühen dürfte „ —

Ich reichte Ihr Waſſer mit Citrone, das ich in Bereitſchaft hatte! „O möchte Sie ſich beruhigen können! — ſeufzte ich leiſe — Möchte mit dieſem Trunke alles wieder gut werden! „ —

Sie ſchlief wieder ein, ich ſtellte mich an das Fenſter, es war zwei Uhr nach Mitternacht, die Sterne fiengen an unterzugehen und der Morgen dämmerte ſanft über den Gebürgen heran.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Es war Tag geworden, ſie ſchlief noch immer. Ich betrachtete Ihr Geſicht, es war glühend roth, und ihr Puls gieng ſtark und voll. Ich fand alle Symptomen eines hitzigen Fiebers, das im Anzuge war, ich zitterte und wünſchte nichts ſehnlicheres als die Ankunft des Vaters.

Gegen neun Uhr wurde ſie wach, und klagte über Durſt und Mattigkeit. Ich ließ ihr ſaure Kirſchen zu einem Tranke kochen, und bat ſie, ſich zu beruhigen. Sie fragte nach ihrem Vater und den beiden Geſchwiſtern, die Kinder mußten ſich eine halbe Stunde zu ihr auf das Bette ſetzen. Darauf nahm ſie ein Porträt aus ihrem Buſen, küßte es, drehte ſich nach der Wand, und fieng an zu weinen.

Es lag alles, alles auf mir, ich ließ nach dem Dokter G — r ſchicken, und gieng hinunter in das Speiſezimmer, in der Abſicht den alten Prieſter zu ſuchen.

Man führte mich in ſein kleines Stübchen im Hinterhauſe. „Ach mein Herr! — rief er„ — Was macht unſer Engel. Gott meine Unvorſichtigkeit! Welches erſchreckliche Geheimniß!

Ich erzählte ihm alles; der gute alte Mann fieng bitterlich an zu weinen. Er hatte M — t als Knabe gekannt; er war der Hausfreund ſeines Vaters geweſen; er kannte ſeinen ganzen Werth, und er hatte ihn vielleicht auf ewig verlohren. „Ach — rief er — Es iſt nur zu gewiß! Seine Wunde war tödtlich; er hat es nicht überlebt.„

Es war Mittag geworden, ich erwartete den Vater ganz gewiß, er kam nicht. Ich wollte

nicht

nicht wieder aus dem Zimmer gehen, denn Doctor G—r hatte meine Meinung beſtätigt gefunden. Es war mir unmöglich Joſephinen allein zu laſſen, ich ſtand wehmüthig an dem Fenſter, und las. Der Tag war ſtill und warm, und es regnete ſanft über dem See.

Die Krankheit nahm zuſehends zu; die Wirthin mußte mir eine Wärterin verſchaffen, und ich ließ allerhand Anſtalten treffen. Joſephine war ſtill und leidend, ſie ſprach kein Wort als mir zu danken; o Gott! ich hätte mein Beſtes in der ganzen Welt um Ihre Geſundheit gegeben!

Unter Unruhe, und Einrichtungen aller Art, war der Nachmittag vergangen. Wir hatten ſchon Licht angezündet, und ich ſaß bei meinem Rouſſeau, als etwas die Treppe herauf kam. Wo? wo? rief eine Stimme. „Ach der Vater! der gute Vater! — ſchrien die Kinder, denn er war es.

„Gott! was haſt du mir noch vorbehalten!„ ſagte er wehmüthig, als ich ihm alles erzählt hatte. Er gieng in die Kammer. — „Meine Tochter, meine liebe Tochter wie iſt dir?„ —

frag-

fragte er halbweinend und beugte ſich über ſie — „Gut mein Vater! — gab ſie heiter zur Antwort — „Ich werde bald ſterben„ —

Er wandte ſich ab, legte ſeine Hand auf meine Schulter und weinte. Indem erſchien der Arzt. Iſt Rettung? fragte er leiſe? „Ich hoffe und wünſche, gab er zur Antwort— Die Natur ſcheint gut und ungeſchwächt.„ —

Ich bat den guten Vater ſich nieder zu legen, ſo ſehr er auch willens war zu wachen. „Sie ſind ermüdet„ — ſagte ich — „Laſſen Sie mich mit der Wärterin wechſeln!„ — Er geſtattete es endlich, und die Nacht war leidlich. „Ach es war ſo ſüß für mein Herz, hier in Liebe wieder zu geben, was ich einmal ſelbſt empfangen hatte.

In dieſen mitternächtlichen Stunden voll ſtiller ſchweigender Vergeſſenheit, dachte ich dennoch deiner, du edle theure Seele, die du mit himmliſcher Geduld und überſchwenglicher Güte einmal auch meiner gepflegt hatteſt. Ach die langen einſamen Nächte, die du um des Freundes willen deinem Schlafe abbracheſt, und alle die Mühe, und alle die Sorgfalt, und die tauſend Dien-

Dienſte, und die unzählbaren Gefälligkeiten — ſie ruhen ewig in meinem Gedächtniß, und meine Dankbarkeit und meine unſterbliche Freundſchaft folgen dir überall nach. —

Zwiſchen Furcht und Hofnung, Sorgen und Angſt waren jetzt vierzehn Tage vergangen, die Krankheit war zum völligen Ausbruch und ihre Wendung günſtiger, als wir alle geglaubt hatten. Die letzte Criſis trat nicht weniger glücklich ein und Joſephine war gerettet.

Wer je an dem Krankenbette geliebter Perſonen war, wer je mit ſeiner ganzen Seele an irgend einem Weſen hieng, das vom Tode gerettet wurde, der wird ſich die Freude des Vaters und die meinige denken können. Es war ein Feſttag für uns alle; ein frölicher glücklicher Tag, an dem wir alle wieder auflebten:

Alle Mühe, alle Beſchwerlichkeiten, alle Aufopferungen, alle Entſagungen, deren wir uns unterzogen hatten, waren durch Joſephinens Rettung reichlich belohnt; und was um ihrentwillen geſchehen war, das machte ſie uns ſelbſt noch theurer.

Aber Sie? Ach! wenn wir auf Sie blickten — waren wir alle wieder unglücklich. Ihre trefliche Natur hatte ſie gerettet. Sie gieng der Geneſung entgegen, aber Ihr war es nur wie eine kurze Friſt zum Tode.

Für ſie war auf der ganzen Welt kein Wunſch, keine Freude mehr übrig; der ſchönſte Plan ihres Lebens war zerſtört; für ſie ein neues Glück zu finden, war unmöglich.

O dieſe ſchreckliche Muthloſigkeit, dieſes Entſagen, dieſes Aufgeben und Verlaſſen aller Hofnungen; dieſes bittere Verzichtleiſten und Zurückſtoßen aller Freuden — ſie kündigen den letzten Augenblick eines gebrochenen Herzens, einer ſterbenden Seele an, die die öden Trümmer ihres vernichteten Glückes mit kalter Verzweifelung betrachtet, und ſich ihrer eignen Martern freuet.

Wer nie in ſeinem Leben aus dem ſtillen friedlichen Kreiſe der ruhigen ungeſtörten Ordnung geriſſen wurde; wer ſeine Jahre eines nach dem andern auf dem glücklichen Wege ſeiner Wünſche kommen ſahe, wer weder Reue noch Täuſchung, weder Verluſt noch Sehnſucht kennen lernte — der kann nicht mit uns ſympathiſiren.

Aber

Aber du mein Freund, oder du meine Freundin; die ihr wiſſet, was Kummer und Thränen ſind; die ihr durch alle Stufen des Grames, des Elendes und der Verzweifelung gegangen ſeid; die ihr alles um euch her verwelken, zerſchmettern, vergehen ſahet, — Ihr Brüder, und Schweſtern des Unglückes! — ihr werdet uns verſtehen!„

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Unſere Freundin war gerettet, aber Ihre völlige Geneſung, ihre vollkommene Herſtellung war nicht zu hoffen. Der Gram, der ſie verzehrte, der Kummer, der an Ihrem Herzen nagte, hielt ſie in dem Zuſtande eines langſamen Verwelkens, einer allmähligen Hinſchmachtung, bei der das Leben unvermerkt verrinnet.

Was auch der Vater ſagen mochte, was auch ich ihr vorzuſtellen wagte — es war alles umſonſt. Ach! wir litten ſelbſt dabei, wir fühlten ſelbſt wie leer, wie unbefriedigend unſere Tröſtungen waren, aber dennoch war die Hoffnung einer beſſern Zukunft noch nicht ganz verſchwunden.

Nicht ſo bei Joſephinen; auf ihrer Seele lag die Nacht der dumpfen Verzweifelung. Sie hieng durch nichts mehr an der Welt als durch ihren Kummer. Sie ſah der Stunde ihres Todes wie dem Augenblick eines frohen Ereigniſſes entgegen; alle ihre Ideen, alle ihre Empfindungen und Gefühle hatten dieſe Richtung genommen.

Die kleinſten Vorfälle, die kleinſten Umſtände; alles knüpfte ſich an dieſe traurige Reihe an. Sie ſah die Blumen nicht mehr blühen, ſie ſuchte nur die verwelkten auf; für ſie war die Pracht der Morgenröthe, und der Glanz des Tages verſchwunden, aber ſie ſah dem Untergange der Sonne mit inniger Wehmuth zu. — „Auch ſie hat geendigt!„ — pflegte ſie dann zu ſagen „und der trübe Himmel war ihr die Farbe des Grabes.

Was der Vater dabei litt, und mit welchen Empfindungen er das alles ſahe und hörte — errathet es ſelbſt, ihr, die ihr mit uns fühlen könnet. Ach! wie viel mahl ſaßen wir beide am

See

See und drückten uns die Hände, und ſahen weinend nach unſerm Hauſe, wo die Teraſſe hervorragte und wo Joſephine, im [illegible] Schmerz verſunken über M — ts Bildniß trauerte.

Ich darf es ſagen, unſere ganze Familie war jetzt ein Bild der Leiden, und des Grames geworden. Auch die letzten Spuren von Fröhlichkeit waren verſchwunden, und der ganze Genuß unſers Lebens war nur durch die Laſt deſſelben fühlbar.

Joſephinens Krankheit hatte eine beträchtliche Summe gekoſtet. So gut der Vater auch ſeine alten Münzen verkauft hatte; ſo ſehr war uns doch noch Sparſamkeit nöthig. Die Reiſe nach Martigny kam alſo wieder zur Sprache. Der Arzt hielt eine leichtere Bergluft ſelbſt für Joſephinen zuträglicher; wir giengen alſo in der Mitte des Julius von Lauſanne ab, und kamen den andern Tag Nachmittags in Martigny an.

Wir waren an C — n addreſſirt, deſſen Gaſthof eine reizende Ausſicht hat. Er nahm uns mit freundlicher Herzlichkeit auf und gab uns zwei Zimmer ein. Der Abend war ſchön und ruhig; die Sonne röthete die hohen Gebürge an deren Fuße wir wohnten; der Thau ſchwamm ſanft über die Wieſen hin, und die friedlichen Heerden kehrten nach Hauſe.

Ach meine Freunde! Nur Ruhe, nur Ruhe in das zerriſſene Herz! und das Leben wird ſanft und glücklich wie der ſtille Abend.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

So waren wir dann auf einmal, wie von der Welt abgeſchieden, mitten im Schooße der ewigen Alpen, von niemand als von uns und unſerm Herzen umgeben.

Aber die große herrliche Natur, und das lebendige Tröſtende in ihr, war uns ſelbſt in dieſer einſamen Abgeſchiedenheit die reichſte Entſchädigung für das bunte Getümmel der großen Welt, dem wir entſagt haben.

Alle die Bilder der Größe, Kraft und Fülle, alle die Empfindungen vom Feſten, Standhaften, Unerſchütterlichen, die ſich mit den ſanftern Gefühlen der Ruhe, der Sicherheit und des Friedens

dens verbanden — alle gaben unſern Herzen, jenen hohen erhabenen Heroismus, der ſich ſelber unbewußt jede Lage des Lebens mit Muth verfolget; und der Gewalt des Zufalles trotzend, ihn ſich ſelbſt unterwirft.

Und dieſe große edle kräftige Stimmung war allein das Werk der Gegenſtände, die uns umgaben. Sonnen Aufgang und Untergang, von den Gebürgen angeſehen, wildbewachſene Himmelanſtrebende Felſen, neben blumichten Hügeln, donnernde Caſcaden und Waldſtröme neben ſanften Wieſen-Bächen. — Dieſes Gemiſch von ſchönen Schreckniſſen und reizenden Fluren — Dieſe reine belebende neu erſchaffende Luft, und die Einfachheit, die patriarchaliſche Natur unſerer Nahrungsmittel — Das allein und nur das allein konnte unſern Herzen, eine Ruhe, eine Zufriedenheit, eine Geduld und Gelaſſenheit einflößen, über die wir uns zuweilen ſelbſt wunderten.

Wer nie aus ſeinen öden ſumpfigen Moräſten, oder aus ſeinen kahlen unfruchtbaren Sandwüſten gekommen iſt, der wird das belächeln. Seine Seele hat ſich nach dem Boden geformet, auf dem er leben mußte.

Aber

Aber wem eine große edle majeſtätiſche Natur voll Fülle, Kraft und Reichthum zum Bedürfniß geworden iſt; wer nirgends als an ihren göttlichen und lebendigen Formen, nirgends als am Anblick ihrer Würde und Allmacht ſein erſtorbenes Herz erwecken kann — Ach, der wird keine Ruhe und kein Glück als nur in ihrem Schooße finden!

Dreißigſtes Kapitel.

So einförmig unſere Lage in Martigny auch ſcheinen mag, ſo wenig war ſie es. Ein gebildeter Geiſt, reich an Erfahrung und Wiſſenſchaft, ſchafft eine neue Welt um ſich. Je weniger Zerſtreuungen von Außem, deſto mehr innere Kraft und Thätigkeit, und je entfernter von dem Getümmel, deſto mehr Muße darüber nachzudenken.

Indeß Joſephine mit jedem Tage ruhiger, ihr Vater, ihre Geſchwiſter und ich ihr Freund dadurch glücklicher wurden — überließ ich mich mit der vollen Energie meiner Seele, die durch

keine

keine kleinlichen Gegenſtände geſchwächt ward, meinen Betrachtungen über Leben und Menſchen.

Mit Erfahrungen, die der Jüngling nur ſelten zu machen pfleget, mit einer Ruhe, die die Frucht vieler Kämpfe und ungewöhnlicher Schickſale war — ſahe ich auf das bunte geräuſchvolle Getümmel der Welt, wie von meinen Gebürgen, groß und frei, auf das Thal herab.

Frei von Kleinlichkeiten und von allen Vorurtheilen losgeriſſen lernte ich jetzt den wirklichen Werth der Dinge und die wahre Würde des Menſchen ſchätzen. Ich ſah, daß weder Ehrgeitz noch Beifall, weder Macht noch Anſehen, weder Wiſſenſchaft noch Kunſt, das Herz in die Länge befriedigen können, und daß der Menſch eine andere auf ſein eigenes Weſen ſelbſt gegründete Beſtimmung habe, die nur wenige erreichen.

Wie viel Unruhe, wie viel Kampf und Streit, welche Arbeiten und welche Anſtrengungen, ehe der Menſch zu der innern Ruhe und Feſtigkeit des Herzens gelangt, in der er allein ſein Glück findet! Wie viel Verſuche, wie viel Proben,

wie

wie viele Täuſchungen! ehe er einſehen lernt, daß die möglichſt vollkommenſte Unabhängigkeit im phyſiſchen und im moraliſchen, die einzige Quelle ſeiner Zufriedenheit, ſeiner Ruhe, ſeiner Glückſeligkeit ſey.

Wie viel Jahre, ehe er ſich von allen Erbärmlichkeiten der Eitelkeit, von allen trügeriſchen Verſpiegelungen des Scheines und des unächten Schimmers losreißet! Wie viel bittere Zurechtweiſungen, ehe er einſehen lernt, daß er alles durch ſich ſelbſt allein, ich wiederhole es, durch ſich ſelbſt allein nur iſt, und werden kann; — daß auf der ganzen weiten Welt nichts feſtes, nichts beharrliches, nichts ausdauerndes, nichts zuverläßiges für ihn ſeyn kann, als Er für ſich ſelbſt.

Durchdrungen von dieſen Wahrheiten, und auf das innigſte mit dieſen Ueberzeugungen vertraut, muß ſeine Selbſtbildung und ſeine innere wahre Veredlung ſein einziges Beſtreben ſeyn. Es iſt ſein eignes Gut, das er verwahren muß, ſein eigner Vortheil, der ihn dazu ruft. Er iſt ſein eigner Herr, der ſich nicht ſelbſt entehren kann; er kann ſich nicht ſelbſt vergeſſen, denn wie könnte er ſich ſelbſt ſchaden wollen?

Mit

Mit dieſem Bewußtſeyn vom innern Werthe, einen ſtillen, zwar verborgenen, aber ſichern Schatz in ſeiner Bruſt, ſtehet er frei und unerſchütterlich, ein Fels, mitten im ſtürmiſchen Meere des Lebens. Er ſteht feſt und unwandelbar, mögen Meinungen und Schickſale, Vorurtheile und Leiden gegen ihn anſtoßen. Sein eigenes Bewußtſeyn, ſeine innere Kraft und Stärke erhebt ihn über alles. Er reizet die Menſchen nicht wider ſich, aber er trotzet Ihnen, wenn er angegriffen wird.

Ich wurde zum Egoiſten? — werdet ihr ſagen? Nein, meine Freunde! nie war ich das, ich wurde nur ſelbſtſtändig. Wenn etwas Gutes an mir iſt, das hat in dieſer Periode meines Lebens ſeine letzte Bildung und Befeſtigung erhalten. Der einfache beſcheidene Sinn für Liebe und Wahrheit; der Wunſch und das ewige Hinarbeiten nach ſtillem, geräuſchloſen, anſpruchsfreien Lebensgenuſſe aller meiner Kräfte, aller meiner Gefühle und Empfindungen, und die richtige feſtbeſtimmte Schätzung weiblicher Tugenden und Würde — das alles iſt die Frucht jener einſamen Monate, durch den Umgang meines F — t und durch Joſephinens Freundſchaft geerndet.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

So vergiengen Monate, Wochen und Tage. In dieſe Einſamkeit vergraben, von dieſen herrlichen, troſtvollen Gegenſtänden umgeben, hatte Joſephine erſt Ihren Schmerz vergeſſen lernen, und ſelbſt die Hofnung war allmählig in Ihrem Herzen wieder aufgedämmert.

Es liegt ein Etwas in dem Menſchen, das unabläſſig auf ſein Wohlſeyn hinarbeitet, ein Trieb zur Erneuerung, zur Wiederherſtellung, zur Gleichung. So wie im Körper die gute mütterliche Natur von innem nach außem würket, um ihn zu erhalten, zu ſtärken und zu nähren — eben ſo ſcheinet die Seele über ſich ſelbſt zu wachen, um alles drückende Traurige zu entfernen und abzuwerfen. Der kränkliche Zuſtand, worin ſie ſich bei Kummer und Gram befindet, regt alle ihre Kräfte auf, ſich empor zu arbeiten; und glückt es ihr, die Krankheit zu beſiegen, ſo iſt die Hofnung der erſte Schritt zur Geneſung.

Die Hofnung verſammelt alles um ſich her, was die Gegenwart noch nicht beſitzet. Die Wünſche reißen ſich aus dem armen Kreiſe der

Wirklichkeit los, um in der Fülle einer ſchönern Zukunft, das beſſere Leben zu finden; aber ſie werden mit Härte und Reue zurückgewieſen werden, wenn Sie die Hofnung nicht begleitet. Die Hofnung iſt die Vorläuferin der Gewißheit, der erſte Schimmer, der die Sonne verkündigt.

Wenn die Hand der Zeit die Wunden des Schmerzes geſchloſſen hat, die Spuren des Kummers allmählig verſchwinden und kaum noch ſichtbar ſind; wenn die Scenen des Unglückes, und die Tage des Leidens allmählig in den Schatten der vergangenen Entfernung ſinken, wie eine weite Landſchaft hinter uns — Ach! dieſer langſame Uebergang von dem düſtern öden Leben der ſtillen verzehrenden Schwermuth, zu der aufdämmernden Morgenröthe der Heiterkeit und der belebenden Hofnung, gehöret unter die wort- und namenloſen Gefühle, die man ſelbſt einmahl gehabt haben muß, um ſie wieder zu erkennen.

Wie da alles um einenher wieder zu erwachen, wieder empor zu ſteigen ſcheint! Wie die öde ſchweigende Einſamkeit unſers Herzens ſich wieder mit allen lieblichen Bildern bevölkert, die von uns gewichen waren, wie die Schwalben vor dem Winter fliehen! Wie man ſich da ſo unverhoft und um ſo entzückter mit den frohen leichten Gefühlen des Daſeyns, einem Neuerſchaffnen ähnlich, wieder findet, und die Stimmen des Leben von neuem in unſere Herzen wiederhallen, und die Farben der Welt in ſchönerem Lichte unſere Sinne erleuchten!

Dieſer frohen ſeligen Stimmung gieng auch unſere Freundin entgegen. „Ja! ich will hoffen! — ſagte ſie — Wer weiß was hinter den Gebürgen liegt! Wer weiß, was die dunkle Wolke für einen Stern verbirgt!„ — So dachte ſie, und ſo belebten ſich alle unſere Herzen. Ohne deine Tröſtungen ewige Natur wären wir in unſerm Kummer vergangen!

Eines Morgens trat ich in das Zimmer. „Was halten ſie von Träumen?„ — ſagte der Vater und eilte ſchnell auf mich zu — „Ja, was halten Sie von Träumen?„ — wiederholte Joſephine, und ſah mir froh in die Augen? —

Spiele der Phantaſie — antwortete ich. — Schöne Wolkenbilder! Schatten der Wirklichkeit, die ſich die raſtloſe Seele vorgaukelt.„ —

„Und keine Ausnahme?„ — fragte der Vater.

„Vielleicht! — erwiederte ich — Ohne Schwärmer zu ſeyn, kann man dreiſt ein gewiſſes Divinationsvermögen der Seele annehmen, und in einigen Fällen„ —

„Alſo„ — fiel der Vater ein, wenn ich und Joſephine von M—ts Zurückkunft träumen, wenn wir drei Nächte, denken ſie wohl, drei Nächte davon träumen — was iſts da?„ —

„O! — rief ich freudig„ — dann iſt's ein Vorgenuß der Wirklichkeit. Die Seele war von keinem äuſſern Gegenſtande mehr gefeſſelt; ſie flog leicht und himmliſch in die Höhen der Zukunft auf; und ihre Anſchauungen wurden zu dieſen frohen glücklichen Träumen.„

„Ach, das es wahr wäre!„ — ſagte der Vater, legte ſeine Hand auf meine Schulter, und drückte Joſephinen an ſich. Sie weinte, aber es waren Thränen der Wehmuth und der Hofnung zugleich. Mein Herz war zu gepreßt; ich mußte hinaus in das Freie. „Und wenn es Täuſchungen wären„ — ſagte ich! — „Der

Himmel hat ſie in dieſes arme Leben als eine Erquickung gepflanzt!" —

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Warum kennen ſo wenig Menſchen ihr eigenes Herz? Warum verfolgen ſo wenig den Gang ihres innern Lebens? Warum merken ſo wenig auf die Schickſale Ihrer Empfindungen?

Ach, wenn ſie das Getümmel der Außenwelt, und der Rauſch ihrer Sinne und die Laſt der Bedürfniſſe zu dem Bewußtſeyn ihrer Eigenheit kommen lieſſe! Wenn ſie gefunden hätten, wie feſt und muthig, wie weiſe und erfahren dieſe Entwickelung unſer inneres Weſen macht!

Nein! nur der, der entfernt vom Strudel des tobenden verſchlingenden Gewühles, in ſtiller Ruhe und Einfachheit, ſich ſelbſt und der Natur allein lebt! nur der kann ungeſtört und mit Erfolg den ſtillen Gang ſeines Herzens erforſchend, zum wahren und aufrichtigen Selbſturtheile gelangen; nur der wird ſich die Feſtigkeit und jenen hohen Muth erringen, der das Eigenthum jedes großen Geiſtes war.

Ich darf ſagen, ich hatte einige Fortſchritte in dieſen Prüfungen gemacht; ich hatte den Gang meiner Empfindungen gegen Joſephinen von ihrem erſten Entſtehen an, in allen ihren Veränderungen beobachtet, und wenn ich auch über mich ſelbſt lächeln mußte, ich hatte keine Urſache beſchämt zu ſeyn!

So wie der Menſch im Leben fortgeht, ſo werden auch alle ſeine Leidenſchaften edler, und männlicher. Alle ſeine Empfindungen nehmen das Gepräge ſeines Körpers an; ſein Inneres iſt faſt immer der Abdruck ſeines Aeußern.

Wenn dieſer Satz wahr iſt, ſo iſt er es am meiſten mit Rückſicht auf die Liebe. Dieſe Leidenſchaft hatte alle vier Alter in meinem Herzen erlebt — jetzt ſah ich darauf zurück wie der Greiß auf ſeine Jugendzeit.

Joſephinens Beſitz war für mich eine Unmöglichkeit. So wie ich das eingeſehen hatte, war mein Herz in die Schranken der Vernunft und der Klugheit zurückgewieſen worden. Jeder Monat hatte eine Blume von meinen Empfindungen abgepflückt; es war nur eine übrig geblieben, die ſchönſte, die unverwelklichſte, die

Freundſchaft, hatte dieſen zerſtörenden Herbſt allein überlebt.

Sie war es, die mir für alles Andere, für jeden entſchlummerten Wunſch, für jede verſchwundene Hofnung Erſatz gab; Sie war es, die mein Herz mit einem ſtillen, ruhigen, uneigennützigen und reinen Gefühl belebte, das ewig nicht erlöſchen wird. Sie war es, der ich meine Kräfte, meine Talente, meine Zeit, vielleicht mein Glück, aufopferte; aber dieſer Triumph über den Egoismus, die Erinnerung dieſes gelungenen Sieges, und das Gedächtniß jenes belohnenden Bewußtſeyns wird mich ſanft in den Tod hinübergeleiten.

Wohl dem Menſchen, der wie ein Mann, und aufrichtig an ſich handelt, der ſeine Empfindungen nie verläugnet, aber immer ihr Herr bleibt. Sie können ihn irre führen, aber ſie werden ihn nie verächtlich machen.

Sey er im Anfange auch zu gelind gegen ſein Herz; ſein Verſtand wird es bald bemeiſtern, er wird nichts von ſeiner Würde verliehren, aber ſeine Fehler werden ihn ſanfter und nachſichtsvoller machen.

Drei

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Es war ſpät im September, die Tage waren kürzer geworden, wir ſaßen in der Dämmerung beiſammen. Es war ein kalter rauher Abend, die Gipfel der Gebürge waren mit Schnee bedeckt, der Wind rauſchte in den Bäumen und der Mond blickte im Nebellicht durch zerriſſenes Gewölke.

Wir ſaßen in traulichem Geſpräch beiſammen. Auf einmal gehet die Thüre auf, der Wirth tritt mit einem Lichte herein, und zwei Unbekannte folgen ihm. Sie traten näher — „Ach Gott! mein Gott!„ — ruft Joſephine. Der eine eilt auf ſie zu, und ſchließt ſie in ſeine Arme. „Ach, meine Joſephine!„ —

Der Vater ſtand da mit gefaltenen Händen, die Kinder hiengen ſich an die Kleider des Unbekannten — aber nein! Er war es nicht mehr! Mein Herz hatte es beim erſten Anblick errathen — Es war M—t.

Eine lange himmliſche Pauſe. Schweigen, Freudenthränen und Umarmungen des Wiederſehens! Ach wer das je erfahren hat, wie da auf einmal alles Licht und Glanz um einen zu werden ſcheint; wie die Seele aus ſich ſelbſt heraus geriſſen, gleichſam über dem Schauplatz ſchwebt, wo Schmerz und Sehnſucht ſich in Freude und Entzücken verwandeln, und alle Ideen und Empfindungen eine neue verſchönerte Geſtalt bekommen!

Wie ſie ſo da ſtanden, ſchön und groß und wie verjünget und an einander geſchlungen und verbunden! Wie wir alle mit Thränen in den Augen, überraſcht, entzücket, neugebohren auf ſie hinſahen und das volle Herz ſich kaum in einzelnen Worten Luſt machen konnte! „Mein Theurer, den ich für todt hielt! Meine Geliebte, die mich im Kerker tröſtete!„ — Wie alle Bilder der Freude und der Wonne, gleichſam auf einmal einen lauten feierlichen Einzug mit Geſang und Jubel in unſere Heimath zu machen ſchienen! — Ach ſchildere dieſe Augenblicke, wer es kann; die Farben meiner Erinnerungen ſind durch den Gram verblichen; ich wollte die Morgenröthe mahlen, und meine verweinten Augen ſehen nichts als Dämmerung! —

Als wir nun endlich wieder zu uns kamen, und der erſte Eindruck voll lauten Getümmels

und

und lebendiger Stärke ſtiller und ſanfter geworden war, und die ſtummen Lippen ſich zu Fragen und Antworten öfneten — da ſetzten wir uns wieder zum traulichen Kamine; und indeß der Wirth ſeine beſten Schüſſeln und ſeinen älteſten Wein beſorgte, nahm M—t folgendermaßen das Wort.

„Ich reiſte aus Chambery und meine Ungeduld, bald wieder zurück zu ſeyn, beflügelte mich. So war ich bis R— acht Meilen von Paris gekommen; ich nahm friſche Pferde und beſchloß die ganze Nacht zu fahren.

Ich hatte auf Mondlicht gerechnet, aber der Himmel war bezogen, und die Nacht ungewöhnlich finſter. Ich mochte einen Büchſenſchuß vor dem Bernhardienerkloſter zu Q— ſeyn und der Wagen gieng im Sande, als auf einmal vier Menſchen aus einem Gebüſche ſprangen, den Wagen anhielten, und den Poſtillion mit einem Schlage zu Boden ſtreckten.

Ich dachte ihm zu Hülfe zu kommen, ich ſchrie aus Leibeskräften. Ich hatte den Wagen aufgeriſſen, und wollte mit dem Degen in der Hand, auf ſie hinein ſtürzen, aber ſie kamen

mir

mir zuvor. Zwei von Ihnen drängten mich mit Kolbenſchlägen in den Wagen zurück, ich fiel zu Boden, und bekam in dem Augenblicke mit meinem eignen Degen drei Stiche, worüber ich das Bewußtſeyn verlohr.

Als ich wieder zu mir kam, lagen die Wagenküſſen auf mir, ich fühlte heftige Schmerzen, und fieng an zu wimmern. Ich nannte deinen Nahmen, o Theure! es war mir als ſchlummerte ich ſanft mit ihm hinüber.

Jetzt öfnete jemand den Wagen —

„Ach der gute, gute Pater! — fiel Joſephine ein.

Der Oberſte ſah ſie erſtaunt an. „Weiß das meine Liebe, und woher?„ „Nachher, nachher!„ ſagte der Vater — „Sie trafen ihn in Lauſanne.

„Wie wunderbar!„ — antwortete M—t — „Auch ich bin ihm das zweitemahl mein Leben ſchuldig; ohne ihn hätte ich ſie nie gefunden. Doch ich fahre fort.„ —

„Meine Wunde war im Anfange ſehr gefährlich und als mein treuer Freund nach W— reiſen mußte, hatte mir der Arzt das Leben abgeſprochen.

chen. Aber eine unvermuthete Criſis rettete mich, ich war nach drei Monaten im Stande weiter zu reiſen, freilich in den traurigſten Umſtänden. Die Räuber hatten mir nur einige Louisdor und meine diamantenen Hemdeknöpfe gelaſſen.

Dieſe Periode wird die ſchrecklichſte meines Lebens bleiben. Alle meine Pläne, meine Hoffnungen, meine Ausſichten, waren mit einmal vernichtet! Meine Abſichten zu erreichen, war mir ſchlechterdings unmöglich wegen der Summe, die ich dazu brauchte; und die Verwirrung, die ſchon damals in Paris herrſchte, machte meine Lage noch mislicher.

In dieſer peinlichen Stimmung, in dieſer quälenden Ungewißheit, hatte ich von der kleinen Summe, aus dem Verkauf einiger Effekten gezogen, zwei Monate ungefähr kümmerlich hingebracht, als ich eines Morgens vor das Büreau der Polizey gefordert wurde.

Ich will ſie nicht mit der Erzählung der gerichtlichen Weitläuftigkeit ermüden. Man beſchuldigte mich eine verbotene Correſpondenz und was dergleichen Puncte waren; ich vertheidigte mich mit Wärme, vielleicht mit Ungeſtüm, denn mein Unglück hatte mich bitter gemacht. Indeſſen ich hatte alle meine Papiere verlohren; anſtatt mich alſo zu rechtfertigen, machte ich mich nur noch mehr verdächtig. Ich wurde eingezogen, einer höhern Inſtanz übergeben, und erhielt einige Wochen darauf das Urtheil, nach dem Schloſſe Ham, in der Picardie, abgeführt zu werden. Man fieng das damahls an, wie die Baſtille zu brauchen.

Ich ſage nichts von meinen Empfindungen. Gott! ſchon die Erinnerung macht mich wieder unglücklich. Der Tag der Abreiſe brach an. Das ſchrecklichſte Wetter, die Beſchimpfungen des Pöbels, die elende Nahrung — Ach! ich vergaß das alles über meinem Grame, aber wie ich an dich dachte, meine Theure — da erlag ich!

So kam ich an die öde moraſtige Gegend. Das alte Schloß mit ſeinen hohen bemooßten Mauern, und ſeinen ſtinkenden Graben lag vor mir. Es war faſt dunkel; wir fuhren über die Zugbrücke in die gewölbten Pforten hinein, die Gatter ſchlugen zu, und ich ließ die ganze Welt hinter mir.

Der Kommendant, vor deſſen Hauſe ich abſteigen mußte, empfieng mich kalt und mürriſch. Er las die Papiere durch, die ihm der Sergeant der Eſcorte gab, und ſagte mir, daß er Ordre habe, mich aufs ſchärfſte zu bewachen. Er übergab mich demnach einem Stockmeiſter, der mich über den weiten Hof der Feſtung führte, und endlich vor einem großen Thurme ſtehen blieb. Es war ganz finſter, aber ich konnte beim Schein ſeiner Laterne ſehen, wo ich mich befand.

Er öfnete die große eiſerne Pforte, und wir ſtiegen eine lange ſteinerne Treppe hinunter; ich merkte, daß wir unter die Erde ſtiegen. Er ſchloß eine kleine niedrige Thüre auf — „Hier!“ — ſagte er mürriſch, und ſchob mich hinein. Ich ſank auf ein Lager von feuchtem Stroh; er ſetzte einen Waſſerkrug mit einem Stück Brod neben mir, und verſchloß die eiſerne Thüre, mit doppelten Riegeln.

Gott! was das für eine Empfindung war! Alles, was ich beſeſſen hatte, alles, was ich in dem Augenblicke auf ewig verlohr, ſchwand wie ein einziger heller Sonnenblick zum letztenmahle vor meiner Seele vorbei, und von nun an nichts als Nacht und Grabesöde und Verzweifelung!

Ach! ein hoſnungsleeres Herz iſt ſchrecklicher als der Tod. Ich geſtehe es, der Gedanke meiner Vernichtung hatte nichts furchtbares mehr für mich. Ich hatte zu viel Seelenſtärke, um wie ein Weichling an dem Leben zu hängen, das mir nun nichts mehr werth war. Und kann der Tod ein Verluſt ſeyn, wenn er dich dem Elende und dem Grame entreißt? Soll ich mich vor dem Tode fürchten, da ich überhaupt nichts durch ihn verliehre? Als ich noch nicht lebte, vermißte ich da das Leben? Werde ich es vermiſſen, wenn ich todt bin? Nein, ſo wenig als im Schlafe das Wachen.

Es war eine Nothphiloſophie, das mag wahr ſeyn, aber ſie war die einzige Beruhigung für mich. Meine Rolle iſt geſpielt„ — ſagte ich — Mein Schickſal iſt nun einmal ſo beſtimmt, ich hätte freilich noch glücklicher werden können, aber es ſollte nicht ſeyn. Wohlan! es ſteht in deiner Macht meine Exiſtenz abzuwiegen, die dir von nun an zur Laſt wird.

„Wozu mich dieſe Betrachtungen geführt hätten, das iſt leicht einzuſehen. Da erſchienſt du mir Theure! wie ein freundlicher himmliſcher

Engel.

Engel, der mich auf einmal an dem Rande des Abgrundes zurück hielt. Ich träumte von dir, ich ſahe dich in der Ferne, wie in einer ſanften Roſendämmerung; die ſchönen Erinnerungen jener goldnen Tage ſchwebten alle vor meiner Seele; ich erwachte, ich ſchwor wie ein Mann zu dulden. Ein einziger Augenblick kann alles umgeſtalten! — ſagte ich — Glück und Unglück, alles iſt der Veränderung unterworfen. —

So waren drei Monate vergangen, ich hatte jeden Tag meine kümmerliche Nahrung regelmäßig erhalten, die Feuchtigkeit, die verpeſtete Luft meines Kerkers griffen endlich meine Geſundheit an. Der Stockmeiſter fand mich eines Morgens in einem heftigen Fieber, er zeigte es an, und ich wurde den andern Tag in die obere Etage einquartirt.

Hier war ich doch wenigſtens über der Erde. Hier ſah ich doch die Sonne wieder. Ich betrachtete das als eine günſtige Vorbedeutung und von dieſem Augenblicke an wurde mir die Möglichkeit meiner Rettung wahrſcheinlich.

So wahr iſt es, daß unſere Seele immer die Farbe der Gegenſtände annimmt, die uns umgeben.

ben. Meine Ideen im dunklen Kerker und meine jetzigen waren gerade verſchieden, wie Licht und Finſterniß.

Mein Kerker war ein großes gewölbtes Zimmer, mit einer kleinen vergitterten Schießſcharte; es ſtand nichts darin als ein elendes Bette mit einer zerlöcherten Matratze und einige alte Bänke. So krank ich aber auch herauf kam, ſobald erholte ich mich, denn hier war Licht und reine Luft.

Dieſen Vortheil verdankte ich einer beſonderen Einrichtung meines Gefängniſſes, das übrigens wohl dreyßig Fuß Höhe hatte. Es war nemlich in der Mitte der Decke eine Oefnung von einem Fuß im Diameter angebracht, die durch noch drei andere Etagen hindurch, ganz perpendiculair bis zur Plateforme des Thurmes gieng. Auf dieſe Art hatte ich einen kleinen Punkt des blauen Himmels über mir, und konnte des Nachts die Sterne ganz deutlich ſehen.

Lange hatte ich mich eines Abends, voll glücklicher Ahndungen, an dieſem Schauſpiel erquicket, und war endlich eingeſchlafen, als mich einige Zeit darauf eine Stimme weckte, die meinen Namen rief.

Ich

Ich raſſe mich auf, ich horche nach allen Seiten, die Stimme ruſt zum zweitenmahle, ſie ſchien aus der Oeſnung in der Decke zu kommen, ſie kam mir bekannt vor. Der Mond war aufgegangen, ich ſahe den Schatten einer Figur von der Plateſorme, auf dem Boden des Gefängniſſes; man fragt zum dritten mahle: Wo ich bin? Ich antworte zitternd, in dem Augenblicke ſenkt ſich ein dicker Strick herab, und man ruſt mir zu, ich ſolle mich herzhaft daran knüpfen.

Außer mir, zitternd vor Angſt und Freude, befeſtigte ich das Ende um meinen Leib, und kaum war das geſchehen, ſo fühlte ich mich langſam hinauf ziehen durch alle Etagen bis zur Plateforme hinauf. Der Himmel war wieder trübe geworden, doch erblickte ich zwei maskirte Menſchen mit Dolchen in der Hand. Sie banden mich los, ich werfe mich zu ihren Füßen, ſie ſprachen kein Wort, ſondern bedeuteten mich zu ſchweigen, und ihnen zu folgen.

Wir nahen uns der eiſernen Beluſtrade, woran eine Strickleiter hieng. Einer von ihnen ſchwingt ſich zuerſt darauf; die andern heben mich herüber; wir ſteigen hinunter und kommen auf den Wall. Hier fand ich noch zwei maſkirte Perſonen, ſie hielten einem Soldaten die Piſtole auf die Bruſt, banden ihm Hände und Füße und knebelten ihn. Darauf lieſſen wir uns auf dem Graſe in den Graben herunter, der nicht tief war.

Zwei nahmen mich auf ihre Schultern, und ſo kamen wir glücklich hindurch. Eine Viertelſtunde von der Feſtung fanden wir einen Wagen und zwei Reitpferde in Bereitſchaft. Wir ſtiegen hinein, und die beiden andern begleiteten uns als Eſcorte. Noch hielt ich alles für einen Traum, denn alles kam mir ſo wunderbar, ſo unmöglich vor. Endlich mit Tagesanbruch hielten wir in einem Walde ſtille; der eine von meinen Begleitern nahm ſeine Masque ab — „Gott! es war M — l mein Freund, mein Retter„ — da ſehen Sie ihn ſelbſt!„

Und mit dieſen Worten zeigte M — t auf den Unbekannten, der mit ihm gekommen war, und indeſſen ruhig am Kamin geſtanden hatte. In unſerer Freude hatte ihn niemand bemerkt, ſondern jedermann für den Kammerdiener gehalten.

Der

Der Vater, M—t, Joſephine, alles ſprang auf. — „O kommen Sie, kommen Sie hierher in unſere Mitte, edler theurer Mann. Er verbeugte ſich ſtill und beſcheiden, und wollte nichts von Entſchuldigungen hören, die wir ihm alle machten.

„Aber wie war das zugegangen?„ fragte jetzt alles? — Laſſen Sie ihn ſelbſt erzählen — ſagte der Obriſte. Nicht wahr M—l?

„Du willſts, mein wackrer Freund,„ — gab er zur Antwort — „Aber du rechneſt mir den kleinen Dienſt zu hoch an„ — „O mein Herr! — fiel Joſephine mit Wärme ein, und drückte M—t die Hand.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Unſer Obriſter — ſagte M—l, war der Geſpiele meiner Kinderjahre geweſen. Er hatte mich einmahl beim Baden mit Lebensgefahr vom Ertrinken gerettet. Zwar wurden wir nachher als junge Leute getrennt, aber wir blieben immer in Briefwechſel, und ich konnte meine Dankbarkeit nie vergeſſen. Ich ſtand mit meinem Regimente in P— und hatte nun vier Monate keine Nachricht von ihm. Er hatte mir das letztemahl aus Chambery und von ſeiner Reiſe nach Paris geſchrieben, ich glaubte ihn glücklich und hofte täglich auf einen Brief.

Denken Sie, wie ich erſchrack, als ich bei der Zurückkunft der Eſcorte, die den Weg über unſere Garniſon nahm, das Unglück meines armen Freundes erfuhr! Zwei Monate vergiengen, ich hatte keine Ruhe, ich wälzte einen großen Plan in meinem Kopfe herum. „Jetzt iſt der Augenblick der Erwiederung gekommen! — dachte ich — du mußt ihn retten, oder ſelbſt umkommen.

Ich hatte zwei Soldaten in meiner Compagnie, die mir ganz ergeben waren. Ich entdeckte Ihnen mein Geheimniß, denn ſonſt war die Ausführung meines Planes unmöglich. Sie verbanden ſich noch mit drei andern, ich theilte einiges Geld unter ſie aus, und alle ſchworen mir Treue und Verſchwiegenheit.

So vorbereitet, gab ich meinen Leuten Urlaub; beſtimmte ihnen S— ſechs Lieuen von

Ham

Ham zum Verſammlungsorte, nahm einige Tage darauf ebenfalls vom General Erlaubniß, und traf ſie alle beiſammen.

Nachdem ich meinen Gehülfen eingebunden hatte, ſich bis auf weitere Befehle ruhig und vorſichtig zu betragen, verkleidete ich mich in einen alten Muſikanten, nahm meine Violine unter den Arm und machte mich auf den Weg nach Ham.

Die erſte Schildwache, an die ich kam, arretirte mich anfangs, als ich aber ein Freiheitslied anſtimmte; und mehrere Soldaten herbei kamen, wurden wir bald gute Freunde. Ich ließ mich zum Kommendanten führen, meine Muſik gefiel ihm ſo gut, daß er mir funfzehn Sols und die Erlaubniß gab, die Nacht auf der Wache zu ſpielen, denn ich war gegen Abend angekommen. Dadurch war ſchon viel gewonnen. Die Soldaten, die alle zuſammen gelaufen waren, nahmen mich fröhlich in ihre Mitte, wir fiengen an zu trinken, und ich erhielt allgemeinen Beifall.

Allmählig fieng ich an, mich betrunken zu ſtellen. Ich redete mit Gelächter davon, den

Gefangenen etwas vorzuſpielen, und ſchwur und fluchte, bald franzöſiſch bald deutſch, was ich im Elſaß gelernt hatte, daß ich von denen einen guten Schlag machen wollte.

Indem ich ſo einige deutſche Worte hatte fallen laſſen, trat auf einmahl ein altes Weib zu mir, und ſchlug mich freundlich auf die Achſeln. „Willkommen Herr Landsmann!„ indem ſie mir ein Glas Brandewein anbot. Ich dankte ihr in derſelben Sprache, und ſie ſagte mir, ſie ſey aus Schwaben. Ich nahm keinen Anſtand, mich wirklich für ihren Landesmann auszugeben, unſere Freundſchaft war geſchloſſen und wurde durch ein zweites Glas verſiegelt.

Die gute Alte mochte von Natur ſehr redſelig ſeyn, der Brandewein machte ſie noch geſchwätziger. Ich erfuhr, daß ſie an einen Invaliden verheyrathet wäre, der aber keinen beſchwerlichen Dienſt hätte, indem ihm immer nur die Wache beim Gefangenthurme träfe. Dies käme aber nicht oft herum, da immer nur einer da ſtünde. Die Gefangenen müßten das Eſchappiren wohl ſo bleiben laſſen, die Gefängniſſe wären zu hoch, wo ſie mir denn die ganze Einrich-

tung

tung mit den Oefnungen, die Lage des Thurmes u. ſ. w. erklärte.

Die Soldaten hatten indeſſen des Guten ſo viel zu ſich genommen, daß ſie wenig auf unſer Geſpräch Achtung gaben, was ſie überdem nicht verſtanden. Die Alte verließ mich endlich; aber kaum brach der Tag an, als ich vollkommen zufrieden, und ohne länger zu ſäumen, die Feſtung verließ.

Mit tauſend Plänen beſchäftigt, wovon ich keinen recht deutlich dachte, war ich unvermerkt auf einen andern Weg gekommen, der nach einem Dorfe führte, das vor' mir lag. Ich weiß nicht, was mich beſtimmte darauf zuzugehen, aber ſicher hatte mich mein guter Genius geleitet.

Ich war etwas ermüdet, ich machte beim erſten Hauſe Halt, das durch Zufall gerade das Wirthshaus war. Meine Muſik verſchafte mir ſo viel Freunde, daß mir der Wirth den Vorſchlag that, entweder gleich hier zu bleiben, oder in acht Tagen zur Kirmſe wieder zu kommen.

Wer war frölicher als ich? Ich verſprach ſogar einige meiner Kameraden mitzubringen. Für jetzt wollte ich noch ein Paar Tage hier bleiben, und meinem Wirthe, der zugleich Fiſcher war, bei ſeiner Arbeit helfen.

Ich muß jetzt ſagen, daß das Dorf nur einige Lieuen von Ham lag. Wir folgten alſo dem Strome und warfen unſere Netze faſt unter den Mauern des Schloſſes, wo die fiſchreichſten Stellen waren. Ob ich vergaß, das Schloß genau zu betrachten, und überhaupt den ganzen Terrein zu unterſuchen, das braucht keine Frage.

Wir waren außerordentlich glücklich, und mein Wirth konnte ſich nicht erinnern, einen ſo reichen Fang gethan zu haben. Er ſchrieb dieſes blos auf Rechnung meiner Geſchicklichkeit, ſo unſchuldig ich auch daran war. Aber feſt entſchloſſen, dieſen Vortheil zu benutzen, verſicherte ich ihm, daß das noch wenig wäre; hätten wir ein gewiſſes Inſtrument gehabt, deſſen Figur und Gebrauch ein Geheimniß ſey, ſo würden wir noch dreimahl mehr gefangen haben.

Er war Feuer und Flamme es kennen zu lernen; aber ich ließ mich lange bitten, ehe ich verſprach, ihm in der Stadt eines machen zu laſſen. Endlich ſchieden wir, und er ließ mich ſchwören, daß ich den Tag vor der Kirmſe mit mei meinen Kameraden wieder kommen und das Inſtrument mit bringen wollte.

Ich traf bald bei meinen Vertrauten ein, die über meine lange Abweſenheit nicht wenig in Unruhe geweſen waren. Jetzt iſt mein Plan gemacht!„ — ſagte ich freudig — und theilte jedem ſeine Rolle aus. Drei ſollten mich begleiten, die zwei andern in einem andern Dorfe auf dem entgegengeſetzten Wege einen Wagen und einige Pferde bereit halten.

Jetzt mußten Strickleitern geflochten werden. Wir giengen mit Eifer an die Arbeit, ich ließ es an Eſſen und Trinken nicht fehlen; den dritten Tag war alles fertig. Wir verſahen dieſe Strickleitern mit großen eiſernen Hacken an beiden Enden, verſchafften uns einige Maſquen, und traten ſo alle wie in Spielleute verkleidet unſern Weg zu meinem Fiſcher an.

Ich kam mit Fleiß einige Tage früher; er war nicht zu Hauſe, ich hatte es gewußt. Seine Frau, die aber von allem unterrichtet war, nahm uns mit Freuden auf, und bat uns ſelbſt die Nacht ſchon einen Zug zu thun.

Nichts in der Welt konnte mir willkommener ſeyn! Indeſſen hielten wir uns abſichtlich bei der Abendmahlzeit auf, bis es zehn Uhr war. Jetzt ſtiegen wir in ein kleines Boot, nahmen den Sack mit den Strickleitern und den Masquen zu uns, und giengen langſam mit dem Strome auf Ham zu.

„Jetzt oder niemahls! rief ich meinen Freunden zu, als wir der Feſtung ſo nahe waren, daß wir den Thurm durch die Finſterniß erkannten. Sie drückten mir ſämmtlich die Hand, und nun raſch an das Werk. Wir warſen demnach die eine Strickleiter mit ihren Hacken an das Parapet des Walles hinauf, und ſie blieb glücklich hängen. Muthig wagte ich mich zuerſt, beſtigte ſie vollends, meine drei Freunde folgten, und ſo waren wir auf dem Walle, am Fuße des Thurmes, ohne von der Schildwache gehöret worden zu ſeyn.

Ein zweiter Wurf mit der zweiten Strickleiter, und auch dieſer gelang. Der Hacken faßte glücklich in einer der Schießſcharten. Ungeduldig ſtieg ich und mein treuer Fleurot zugleich hinauf; die Strickleiter wankte; der Hacken war noch nicht feſt genug; kaum konnte ich ihn erreichen, und von neuem befeſtigen, als wir unten auf einmahl das Gras rauſchen und gleich darauf die Schildwache rufen hörten.

Aber meine beiden andern Vertrauten waren vorbereitet. Sie hatten gemeſſene Ordre, es galt Tod und Leben. Ich hörte ſie noch auf den Soldaten zu ſpringen, einer verſtopfte ihm den Mund mit dem Schnupftuche, indeß der andere ihm eine Piſtole vorhielt, und ſo ſtiegen wir beide in Sicherheit vollends hinauf.

Jetzt erſt wurde ich ungewiß, ob ich dich finden würde, ich rief mehreremahle, ehe du hörteſt; es waren ſchreckliche Minuten voll Zweifel und Angſt. Endlich! — aber ich will dich nicht wiederholen! Gott! ſey gelobt! wir ſind nun ewig in Sicherheit!

So ſprach der edle M—l und die Dankſagungen meiner Freunde begannen von neuem. M—t erzählte nun noch kurz, wie ſie unter allerhand Abentheuern und Gefahren mit ſelbſtgeſchriebenen Päſſen glücklich nach Genf und von da nach Nyon gekommen wären, wie der alte Pater ihn erkannt, und ihm alles geſagt habe, und wie ſie darauf keinen Augenblick gezögert hätten, uns aufzuſuchen.

Dieſe Erzählung war während des Abendeſſens fortgeſetzt, und durch tauſend Fragen, durch unzählige Ausrufungen der Angſt und der Freude unterbrochen worden; endlich trennte man ſich, es war ein Uhr nach Mitternacht.

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

Freünde edeln Sinnes und reinen Herzens, die ihr Liebe und Gegenliebe kanntet, ihr bedürfet kein Gemählde von dem Glücke unſeres Paares. Ihr traget in eurem eigenen Herzen den Schatz der Gegenwart, oder beſitzet ihn in euren Erinnerungen.

Ein neues Leben war in unſerer Mitte hervorgegangen, ich war glücklich im Glücke meiner Freundin, ich war von ihren Geliebten geſchätzet, er und M—l ſchloſſen ſich innig an mich. Unſere ökonomiſchen Verhältniſſe waren durch einen Vorfall, den ich nicht entdecken darf, über unſere Hofnung verbeſſert worden, und wir erwarteten

teten nur den Frühling, um über den großen Bernhard nach Italien zu gehen.

Eine neue glückliche Zukunft lag vor uns allen, und auch vor mir ausgebreitet, der heiſſeſte Wunſch meines Lebens war zu ſeiner Erfüllung herangedämmert. Ach! ein einziger Brief aus meinem Vaterlande zernichtete alles; ich mußte von meinen Freunden ſcheiden.

Laßt mich abbrechen meine Leſer; denn mein Herz blutet. Meine Freunde ſind glücklich, das gnüget mir. Ich allein und verlaſſen, fern von allem, was mich liebte; ein Spiel des Schickſals und der Unruhe, ich habe nichts als dieſe Erinnerungen. O daß ich euch noch einmahl wiederſehen könnte! daß ich in eurer Mitte endlich von allem Kummer und von allen Stürmen des Lebens ausruhen möchte! und ich hätte keinen Wunſch mehr übrig! —

Nachſchrift

an die Leſer.

Gewiſſe Umſtände nöthigen den Verfaſſer zu der ausdrücklichen Bitte, in dieſer Geſchichte ihn und den Herausgeber, ſo wie ihre politiſchen und moraliſchen Meinungen, wohl zu unterſcheiden.

It. coll. 28/1

Neue
Reiſeabentheuer

herausgegeben

von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Erſtes Bändchen.

Poſen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Kühn.
1801.

An die Leſer.

Es giebt eine Gattung von Schriften, bey denen es nicht ſowohl auf den ſcientifiſchen Werth, als auf die möglichſt *ſchöne Form* ankommt. Man wende dieſes auf die vorliegende Sammlung an, und man wird ſie richtig beurtheilt haben.

Indeſſen ſoll es den Verfaſſer beſonders um des Verlegers willen freuen, wenn ſie von dem Publikum mit einigem Beyfall aufgenommen wird. Mehrere unſrer angeſehenſten Buchhandlungen haben dieſen braven ſoliden Mann, den der Verfaſſer ſchon ſeit vielen Jahren kannte, mit ihrem Zutrauen beehrt; er verdient gewiß ſeinen redlichen Eifer durch den glücklichſten Erfolg belohnt zu ſehen.

D. Fiſcher.

Inhaltsverzeichniß.

1. Thiery de Menonville . . . . Seite 1
2. Peentjes 81
3. James Briſtow 123
4. Kearny 163
5. Stanislaus Leſzczynsky 183
6. Capitain Aubin 231
7. Madame Godin 249
8. Lafond 269
9. Madame Noyer. 285

I.

Thiery de Menonville.

1.

Thiery de Menonville, ein unternehmender franzöſiſcher Botaniker, hatte den kühnen Entſchluß gefaßt, die Cochenillenpflanze*) aus Neuſpanien in die franzöſiſch-weſtindiſchen Colonien zu verpflanzen.

---

*) Cactus Cochenillifer Nopal. Auf dieſer etwa ſechs Fuß hohen Pflanze lebt das für die Färberey ſo koſtbare Inſekt, das unter dem Namen **Cochenille** (coccus Cacti) allgemein bekannt iſt.

Es gelang ihm, bey ſeiner Regierung die nöthige Unterſtützung zu finden und ſo begab er ſich nach Port au Prince *) auf St. Domingo, um von da über die Havana ſeine Reiſe nach Mexico fortzuſetzen. Dies zur Einleitung; von nun an mag er ſelbſt erzählen.

……

Es war den 21. Januar 1777. als ich mich endlich an Bord einer nach der Havana beſtimmten Brigantine begab. Ein kleiner Mantelſack mit etwas Kleidern

---

*) Das Port republicain.

und Wäſche, zwey tauſend Livres in ſpaniſchem Golde, ein Paß als reiſender Arzt und Botaniker, eine Menge Flakons, Phiolen, Schachteln und Kiſten, endlich ein Enthuſiasmus, der allen Gefahren zu trotzen ſchien, das waren die einzigen Hülfsmittel, die einzigen Empfehlungen, womit ich verſehen war.

Nichts von unſerer Seereiſe — ſchon den vierzehnten Morgens liefen wir in der Havana ein. Die Forts, die Thürme, die Kuppeln, die netten röthlichen Dächer, die niedlichen weißen Häuſer, die friſche grünende Landſchaft, der klare und freundliche Himmel, das ruhige ſpiegelnde Meer

— alles vermehrte die Schönheit des erſten Eindrucks.

Nachdem wir unter den Kanonen des Wachtſchiffes der Contaduria gegenüber vor Anker gegangen waren, bekamen wir einen Haufen See- und Landoffiziere, Zoll- und Rent-Bediente, Soldaten und Viſitatoren an Bord. Alles drängte ſich durch einander, alles war mit Uniformen angefüllt; unſer Schiff ſah beynahe, wie eine Priſe aus.

Die Papiere werden unterſucht, die Schiffsrolle wird abgeleſen; die Paſſagiere zeigen ihre Päſſe vor, endlich kommt auch die Reihe an mich. — „Ein Botaniker?“ — fragte der Hafen-Capitain verwundert! — „Ja ein Botaniker!“ — war meine Antwort — „der hier Pflanzen ſuchen will“ — „Aber giebt es denn keine in Ihrem Vaterlande?“ — „O ja im überfluß, nur bey weitem nicht ſo gut wie die hieſigen!“ — Die Spanier fanden ſich geſchmeichelt und behandelten mich bald mit vorzüglicher Achtung. Der „Licenciado di Medicina,“ wie in dem Paſſe ſtand, der große Arzt incognito, für den mich unſer Capitain ausgab — was war gewiſſer? Es mußte ein Mann von außerordentlichen Kenntniſſen ſeyn!

Alles war nun viſitirt und nichts gefunden worden, jeder machte jetzt Anſtalten ans Land zu gehen. Allein wie groß war unſer Verdruß und unſer Erſtaunen, als wir vernahmen, daß wir bis auf weitern Befehl am Bord bleiben müßten, da der Gouverneur im Innern der Inſel ſey. Wir waren alſo gezwungen, ihm unſre Bittſchriften zuzuſchicken und wurden unterdeſſen aufs ſtrengſte in unſerm Schiffe bewacht.

Einige Tage hatte ich in dieſer Gefangenſchaft ausgehalten, als die Langeweile und die ungeſunde Luft eines völlig verſchloſſenen Hafens mir ein Fieber zuzogen, das im kurzen gefährlich zu werden ſchien. Ich entſchloß mich daher ohne Verzug an die vornehmſten Glieder der Regierung zu ſchreiben und erhielt ſchon zwey Stunden darauf die günſtigſte Antwort. Sogleich nahm ich ein Boot, ließ mich mit allen meinen Sachen an das Land bringen, und quartirte mich in einem leidlichen Gaſthofe ein. Als nun der Gobernador zwey Tage drauf zurückkam, ward ich ihm vorgeſtellt und erhielt die Erlaubniß, zehn Leguas um die Stadt nach meinem Belieben botaniſiren zu gehn.

2.

„Der erſte Schritt iſt denn gelungen?" — ſagte ich zu mir ſelbſt. — „Du biſt wenigſtens den Nopal-Pflanzungen von Mexico um einige hundert Meilen näher gekommen!" — „Aber wie viel Schwierigkeiten! wie viel Gefahren haſt du noch vor dir!" — Dieſer Gedanke machte mich eine Minute ſchwindelnd, aber im Augenblicke kehrte mein ganzer Muth zurück. — „Nur immer vorwärts!" — rufte ich aus — „Nur immer vorwärts! Der Kühnſte pflegt immer der Glücklichſte zu ſeyn!"

Sechs Wochen hatte ich auf dieſe Art mit anſcheinender Geſchäftigkeit in der Havana zugebracht, mich aber bey jeder Gelegenheit über die freylich zu große Einſchränkung beklagt, als ich einmal von einem meiner Freunde, einem gewiſſen D. Manuel Ruiz gefragt wurde wurde, ob ich würklich

Jüßieu's *) Schüler geweſen ſey. Ich bejahete es, und erfuhr nun, daß D. Manuel, der Secretair des bekannten D. Antonio de Ulloa geweſen war, meinen unvergeßlichen Lehrer in Peru hatte kennen lernen.

Er ſprach mit Begeiſterung von ihm und ſeinen Reiſen, und verſchafte mir dadurch eine ſehr ungezwungene Gelegenheit, auch die meinigen zu berühren. — „Auch ich möchte gern in das ſchöne Land" — ſagte ich — „wenn ich Zeit und Geld dazu hätte. —

---

*) Das Leben dieſes berühmten und unglücklichen Botanikers in einem der folgenden Bändchen.

Indeſſen — fuhr ich fort — wenn ich nur wenigſtens ein kleines Stück von Mexico ſehen könnte!" —

Don Manuel lächelte. — Als Jüſtiru's Freund war ich auch der ſeinige geworden; ſogleich bot er mir ſeine Dienſte an. D. Antonio de Ulloa kommandirte jetzt die Flotte in Veracruz, an dieſen verſprach er mir Briefe mit zu geben. — „Er wird Sie gut aufnehmen, ich ſtehe Ihnen mit hunderttauſend Piaſtern dafür" — ſetzte er hinzu — „Und wegen Ihres Paſſes? — „Laſſen Sie mich nur machen; morgen will ich mit dem Statthalter darüber ſprechen!"

Das Paquetboot von Veracruz lag ſegelfertig; kaum hatte ich drey Tage

Zeit, dennoch beſchloß ich es nicht zu verſäumen.

Den folgenden Tag als den Sonntag, war öffentliche Audienz. Don Manuel ſprach mit dem Statthalter, und Nachmittags hatte ich meinen Paß. Außer mir vor Freude, bedang ich nun meine Überfahrt, erhielt die Briefe an Ulloa, und ſeegelte den eilſten März glücklich mit dem Paquetboote ab.

Nach einer Fahrt von dreyzehn Tagen kamen wir endlich den 25. Abends in den Hafen von Veracruz an. Es regnete die ganze Nacht, und die dicke feuchtwarme Luft dieſer Gegend ſchien mir anfangs unerträglich zu ſeyn. Am andern Morgen kam der Major von der Flotte an Bord, nahm mir meinen Paß ab, und ertheilte mir bald darauf die Erlaubniß ans Land zu gehen.

Nicht ohne geheime Unruhe begab ich mich mit meinen Sachen in ein Boot, ruderte quer über den Hafen, und ſtieg endlich an dem Muelle aus. Hier ſah ich mich mit einer Menge Zuſchauer, Matroſen, Soldaten u. ſ. w. beſonders aber mit Viſitatoren umringt. Meine Sachen wurden indeſſen ziemlich nachläſſig durchſucht, bis endlich die Reihe an die Bücher kam. — „Ohne einen Erlaubnißſchein vom Generalvicar der Inquiſition — hieß es — können ſie nicht paſſiren!“

Ohne Zeitverluſt ließ ich mich demnach ſogleich zu dem furchtbaren Inquiſitor führen und fand einen kleinen alten Mann mit einer Frömmlermiene, der gerade ſein Brevier ablas. Als ich ihm indeſſen die Tittel meiner mediziniſchen Bücher angab, fertigte er mir ſogleich den Erlaubnißſchein aus. Mit dieſem eilte ich an den Muelle zurück und paſſirte nun ohne Schwierigkeit.

Man wieß mich in den beſten Gaſthof an der Puerta de Mexico. Er war ſo elend als möglich und das prächtigſte Zimmer ſchien ein Gefängniß zu ſeyn. Indeſſen ließ ich mich das nicht anfechten, ſondern packte meine Sachen aus, kleidete mich ein wenig um, und eilte ſogleich zu D. Antonio de Ulloa.

3.

Ich komme an, man führt mich in ein großes, mit hundertjährigen Meublen verſehenes Zimmer, man meldet mich als einen Bekannten von D. Manuel, und wenig Minuten drauf tritt D. Antonio herein. Es war ein kleiner alter Mann in einem abgetragenen Nankingkittel, woran ein diamantnes Ordenskreuz hieng, mit einem etwas gemeinen Anſtande, aber einer äußerſt glücklichen Phyſiognomie.

Ich überreichte ihm meinen Brief, er las ihn mit Aufmerkſamkeit, und bot mir ſogleich ſeine Dienſte an. — Ohne Verzug

woll-

wolle er an den Vicekönig von Mexico ſchreiben, auch ſolle ich ſelbſt eine Bittſchrift beylegen. Zu gleicher Zeit bot er mir ſeine Tafel an. — „Wir eſſen Punkt halb zwey Uhr!“ — ſagte er. Zuletzt trug er dem Major von der Flotte auf, mich dem Gouverneur vorzuſtellen.

Der Major war ein äußerſt zuvorkommender Mann, hieß D. Pedro Bethuis, und ſtammte von einer niederländiſchen Familie her. Ich hatte ihn ſchon am Bord geſehen, wo er mir bey ſeinem abgeſchabten Überrock nicht viel mehr als ein Sergeant zu ſeyn ſchien. Jetzt ſagte er mir mit vieler Artigkeit, daß er ſich auf meine nähere Bekanntſchaft freuen würde, und ich fand bald, daß ihm dieſes anſcheinende Compliment von Herzen gegangen war.

Deſto ungünſtiger war meine Aufnahme bey dem Gobernador. Sein finſterer Blick, ſein barſcher Ton, ſeine pöbelhafte Sprache, alles nahm mich im erſten Augenblick gegen ihn ein. Zwar erlaubte er mir hier zu bleiben und in der Gegend nach Belieben zu botaniſiren. — „Ihren Paß aber“ — ſagte er — „werde ich zurückbehalten — der Gouverneur von der Havana hat ſchlechterdings kein Recht, ſolche Päſſe zu ertheilen; ich werde ihn deshalb zu belangen wiſſen!“ — Ich hörte nachher, daß der grobe Mann mit D. Antonio de Ulloa geſpannt war, woraus ſich denn freylich ſein ſonderbares Betragen erklären ließ.

Unter dieſen und mehrern andern Einrichtungen waren einige Tage vergangen; ich hatte noch eine Menge intereſſanter Bekanntſchaften gemacht, und war bald in der ganzen Stadt als ein eifriger Botaniker bekannt. Nichts ſchien mir vortheilhafter als dieſe Meynung zu unterhalten, und nie dürfte ein wenig Charlatanerie verzeihlicher geweſen ſeyn. Wo ich daher auch hingieng, hatte ich eine Loupe und einen Hauſen Pflanzen in der Hand. Mein ganzes Zimmer lag voll Herbarien, mein ganzer Tiſch war mit Phiolen, Schachteln u. ſ. w. über und über bedeckt. Es währte nicht lange, ſo wieſen die Leute mit Fingern auf mich. — „Das iſt der Franzöſiſche Doktor, der fünf Legues zu Fuße geht!“ — Das letzte beſonders ſchien unerhört zu ſeyn.

4.

Sechs Wochen hatte ich auf dieſe Art mit anſcheinender Zufriedenheit zugebracht, ohne jedoch das eigentliche Ziel meiner Reiſe aus den Augen zu laſſen. Wo ich nur eine bequeme Gelegenheit dazu finden konnte, hatte ich hin und wieder einige Fragen über Nopals und Cochenille gethan. Plötzlich erhielt ich eine Nachricht, die mir im höchſten Grade willkommen war.

Ich ſpeiſte nemlich bey einem Kaufmann, als das Geſpräch auf die verſchiedenen Sorten von Cochenille fiel. Zu meinem Erſtaunen hörte ich, daß die von Oaxaca der von Quadalaxara und Tlaſcala unendlich vorzuziehen ſey. — Nach Oaxaca denn! — ſagte ich zu mir ſelbſt, höchlich erfreut, meinem Ziele um ſo viel näher zu ſeyn, fragte mit anſcheinender Gleichgültigkeit nach dem Wege, und erhielt die vollkommenſte Auskunft.

Wenig Tage drauf traf der Courier von Mexico ein. Zitternd, mit klopfendem Herzen eile ich zu D. Antonio. Ich ſehe ihn an, ich ſuche die Entſcheidung in ſeinen Augen zu leſen. — „Es iſt unmöglich!“ — rief er mir entgegen — „Ohne einen beſondern Befehl des Königs wird kein

Paß ertheilt!" — Welch' ein Donnerſchlag! Ich glaubte vor Schrecken in Ohnmacht zu fallen, kaum hatte ich die Kraft, mich aufrecht zu erhalten, alle meine Glieder ſchienen gelähmt zu ſeyn.

Indeſſen faßte ich mich bald, und affektirte die größte Heiterkeit. — „Eh bien!" — ſagte ich, als mich D. Antonio fragte, was ich anfangen würde — „Eh bien! Ich will an unſern Geſandten in Spanien ſchreiben, und den Paß hier erwarten oder ſelbſt abholen. — Gleichwohl war mein Plan augenblicklich gemacht. Es kam blos auf einen Verſuch, und einen ſchicklichen Vorwand an.

Der Gouverneur war bekanntlich mit

Don Antonio geſpannt, und konnte daher ſchwerlich von dem Briefe des Vicekönigs unterrichtet ſeyn. Er mußte daher natürlich kein Bedenken tragen mir einen Paß nach Orißava, ohngefähr ſechzig Legues von Veracruz zu geben, mit dem ſich ein Paar Stündchen weiter, etwa ſechzig Meilen bis Oaxaca kommen ließ.

Geſagt gethan! Ich wendete mich an einen meiner Bekannten, den Hauptmann von Ferſen, und erhielt den Paß ohne Schwierigkeit. Aber kaum war ich im Begriffe abzureiſen, als der Secretär des Statthalters wüthend und athemlos zu mir kam. — „Sie ſollen Sr. Excellenz den Paß zurückſchicken“ — Ich war außer mir; ich dachte vor Schrecken in die Erde zu ſinken — „Wie?“ — ſagte ich — „den Paß von geſtern?“ — Aber alle Einwendungen, alle Vorſtellungen waren vergebens. Der Statthalter hatte meinetwegen Befehle aus Mexico erhalten und meine Reiſen waren auf das Weichbild von Veracruz beſchränkt.

Ich eile zu dem Herrn von Ferſen, wir gehen mit einander zum Gouverneur. Sehr vergnügt, ſeinen Paß wieder zu haben, empfieng er mich mit ziemlicher Freundlichkeit. — „Hier iſt die Depeche,“ ſagte er, und fieng an, uns den Befehl vorzuleſen. — „Man könnte dem Fremden die reichen Culturen des Landes entdecken!“ — hieß es. — Der Gouverneur las die Stelle mit Nachdruck, und wiederholte ſie mit Wohlgefallen, bis endlich der Befehl mit den Worten ſchloß — „Sondern ihn ſobald als möglich zurückzuſchicken.“

Mein Herz klopfte, mein Athem ſieng an zu ſtocken, kaum war ich meiner Bewegung mächtig; kaum hatte ich Kräfte, mich aufrecht zu halten. Mit ſchadenfrohem Lächeln fragte mich der Gouverneur: ob ich das Letzte verſtanden hätte, und als ich es bejahete, fuhr er mit triumphirender Freundlichkeit in ſeinen Betrachtungen fort — „Alſo nehmen Sie Ihre Maasregeln darnach! Suchen Sie Sich ein Schiff und geben Sie mir Nachricht davon, damit ich meiner Ordre gemäß, bey Ihrer Einſchiffung gegenwärtig ſeyn kann!“

5.

Außer mir, den Tod in dem Herzen, eilte ich nach meiner Wohnung zurück. Ich gieng auf und ab, ich ſetzte mich nieder, ich ſchaukelte mich in meiner Hangmatte — ich weiß ſelbſt nicht mehr was ich that. O meine Pläne! — rief ich im Ausdruck der höchſten Verzweiflung. — O mein Vaterland — Es iſt alles verlohren! — Es iſt alles vorbey!

Vergebens ſuchte ich mich aufzuheitern. — „Beruhige dich!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt! — „Du biſt ja noch in Veracruz!“ — Umſonſt! mein Herz war keines Troſtes fähig! — Alle Hoffnungen ſchienen auf ewig von mir geſchieden zu ſeyn. — Nie! nie! werde ich dieſe ſchreckliche Nacht vergeſſen! Ich lag im Fieber, ich raſete, ich war im Begriff mich umzubringen.

So brach der Morgen an, mein Herz fieng an ſich etwas zu beruhigen. „Du biſt ja noch in Veracruz! — Ich wiederholte mir das ſo oft, daß ich es endlich zu glauben anfieng. Nur eine Möglichkeit, und ſie führt tauſend Pläne, tauſend Hoffnungen herbey. — Meine Abreiſe war noch nicht feſtgeſetzt, unter drey Wochen konnte keiner der eben angekommenen Schiffer fertig ſeyn. — „Auch ohne Paß!“ — rief ich triumphirend — „Auch ohne Paß will ich nach Oaxaca gehen!“

So ſagte ich und ſetzte nun in Feuer und Flammen meine weitern Berathſchlagungen fort. Alles ward überlegt, geprüſt und berechnet, jedes Detail, jedes Hinderniß, jede Möglichkeit, alles ward dabey in Anſchlag gebracht — „Freylich wenn ich ertappt werde — nun gut, ſo verfehle ich meinen Zweck — aber wenn ich zurückbleibe? — Gebe ich durch dieſe Feigheit nicht die einzige Möglichkeit auf. — Alſo muthig vorwärts, wie es auch gehen mag! Die Gefahr iſt groß, deſto größer wird auch die Ehre ſeyn.

Die Gefahr iſt groß? Ich war weit entfernt, es mir zu verbergen. Die Grenzpoſten, die patrouillirenden Dragoner, die Zollhäuſer, die Alcalden in den Städten und Flecken, die neugierigen Reiſenden, wie viel Feinde, die alle vermieden werden mußten! Dazu kam das brennende Clima, die Nothwendigkeit zu Fuße und ohne Gepäck zu reiſen, meine Unkunde der Wege und Heerſtraßen, meine geringe Fertigkeit in der Sprache — wie viel Schwierigkeiten, wovon jede unüberwindlich ſchien!

Aber mein Entſchluß war gefaßt, und ſo ſetzte ich ſchon den folgenden Tag zu meiner Abreiſe feſt. Mit einem Roſenkranze, einer Parthie Quadrupel und meinem Muthe hofte ich bis ans Ende der Welt zu gehen.

6.

Es war Freytags Abends um neun Uhr. Ich verließ meine Wohnung als ob ich ſpazieren gehen wollte, kletterte ohne Schwierigkeit über den niedrigen Wall, und war in wenig Minuten im freyen Felde.

Der Himmel war geſtirnt, ich marſchirte herzhaft immer durch die Sandfläche fort. Aber bald nachher fieng es an trüb zu werden, der Wind hatte weiter hin die Wege verweht, und ich ſah nichts als eine Wüſte vor mir. Vergebens ſuchte ich wieder auf die Straße zu kommen, ich irrte unaufhörlich zwiſchen ungeheuern Sandhaufen herum. Endlich mußte ich mich entſchließen, nach der Stadt zurückzugehen, von der ich höchſtens eine Legue entfernt war.

Lange hatte ich auch nach dieſer Straße vergebens herum geſucht, als ich endlich glücklicherweiſe einem Neger begegnete, der mich willig zurecht wieß. Außerſt ermüdet kam ich nun wieder an dem Walle an, kletterte unbemerkt darüber, gieng wieder in meine Wohnung, und warf mich beſchämt und verdrüßlich in meine Hangmatte.

„Was für ein Anfang!“ — ſagte ich! — Aber in dem Augenblick kehrte mein ganzer Muth zurück. Ich beſchloß einige Stunden auszuruhn, und hofte bey einem zweyten Verſuche glücklicher zu ſeyn. Würklich machte ich mich auch vor Tagesanbruch noch einmal auf den Weg, und war um fünf Uhr Morgens ſchon anderthalb Leguen von Veracruz entfernt.

Die Straße theilte ſich, eine neue Verlegenheit. Endlich erblickte ich einen Maulthiertreiber mit ſeiner Requa *) und that mit möglichſter Vorſicht einige Fragen an ihn. Er ſagte mir, daß er von Oaxaca käme, die Straße von Monte Calbacca, wo er geſtern Nachtlager gehalten hätte. — Gut! — dachte ich, und ſchlenderte dem Anſcheine nach mit der größten Gleichgül-

tig-

---

*) Reihe an einander gekoppelter Maulthiere.

tigkeit fort. — Aber kaum war ich ihm aus dem Geſicht, als ich die Straße nach Monte Calbacca einſchlug.

Indeſſen nahm die Hitze mit jeder Stunde zu, und der Weg gieng durch ein beſtändiges Sandmeer. Ich verſchmachtete beynahe und ſahe doch nichts als eine weite nackende Ebene vor mir. Ein Paar Maulthiertreiber hatten mich einigemal trinken laſſen, aber mein Durſt kam jeden Augenblick wieder. Ich litt unbeſchreiblich, und ſchleppte mich nur mit äuſſerſter Mühe fort.

Es war Mittag, die Sonnenſtrahlen prallten tauſendfach von dem brennenden Sande zurück, als ich endlich bey einem kleinen Gebüſche ankam. Hier legte ich mich einige Stunden nieder, und machte mich dann von neuem auf den Weg. Man ſtelle ſich meine Freude vor, als ich eine Hütte erblickte, die am Fuße eines entfernten Hügels und am Ufer eines kleinen Fluſſes lag.

Ich verdoppelte meine Schritte, und in weniger als einer Stunde hatte ich ſchon den Hügel erreicht. Ich fand einen Indianer mit ſeinem Weibe, die mir Milch und Eyer gaben, wozu ich mehrere Kannen Limonade trank. Sie fragten mich, ob ich ein Caſtilianer wäre — „Nein, ein Cataloniſcher Arzt!“ — war meine Antwort. — Um ihren fernern Fragen auszuweichen, ſchützte ich ein heftiges Kopfweh vor, warf mich auf einen Haufen Bambuszweige, gab meinem Wirthe vier Realen und ſchlief endlich mit den beſten Hoffnungen ein.

7.

Es mochte drey Uhr Morgens ſeyn, als ich erwachte und mich ziemlich wohl befand. Der Tag brach an, ich ließ meine Wirthsleute ſchlafen und machte mich frohen Muthes auf den Weg.

Eine Stunde mochte ich gegangen ſeyn, als ich am Ufer eines Fluſſes ankam. Schon war ich entſchloſſen mich hineinzuſtürzen, plötzlich ward ich in einiger Entfernung ein flaches Boot gewahr. Ich ſpringe hinein, ich rudre glücklich hinüber, und erblicke einen Neger, der mir über einer Hecke zuſah.

„Wie viel iſt das Fährgeld?“ — fragte ich ihn freundlich — „Ein Real!“ — war die Antwort. — „Nun ſo hab’ ich ihn ſelbſt verdient!“ — fuhr ich lachend fort, indem ich ihm die Kleinigkeit hinwarf und weiter gieng. Es war ein Glück für mich, daß ich nicht weiter unten über den Fluß geſetzt hatte. Dort hätte ich einem Cavallerie-Piquete bey dem Zollhauſe gewiß nicht entgehen können.

Fröhlich wanderte ich nun meine Straße weiter, bis ich endlich gegen neun Uhr bey einem ſogenannten Rancho, oder Marketender-Zelte ankam. Hier trank ich etwas Punſch von Citronen und Tafia, ruhte einige Stunden aus, und machte mich endlich um vier Uhr Nachmittags von neuem auf den Weg.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und von der Küſte wehte ein friſcher Seewind herüber. Ich mußte indeſſen mit vieler Beſchwerde wohl zwölf Bäche paſſiren, ehe ich Abends nach fünf Uhr in Monte Calabacca ankam. Es war kein Dorf, wie ich gedacht hatte, ſondern ein bloßer Rancho, *) wie ſie hier gewohnlich ſind.

---

*) Dergleichen Rancho's beſtehen aus 3 bis 4 elenden Hütten, wozu 10 bis 15 Quadrat-Legues Landes gehören, auf dem an 100 Pferde, 200 Kühe, und 3 bis 400 Schaafe gehalten werden.

Da ich indeſſen äußerſt ermüdet war, und mich überdem in der Dämmerung zu verirren befürchtete, beſchloß ich hier mein Nachtlager zu nehmen.

Der alte Wirth war ein Meſtize, aber ein äußerſt ſchön geſtalteter und biederer Mann. Er konnte mir nichts als Maisbrod und einige Eyer geben, aber er bot mir alles mit vielem Edelmuthe an. Ich drang ſeiner Frau vier Realen auf, wofür ſie mir einen großen Mantel zum Zudecken gab. Wie zufrieden würde ich eingeſchlafen ſeyn, hätte es nicht bald darauf zu regnen angefangen. — „Wie wirſt du morgen fortkommen!“ — ſagte ich unaufhörlich zu mir ſelbſt, während das Waſſer die ganze Nacht durch die elende Hütte floß.

Allein wie groß war meine Freude, als ich am andern Morgen alles wieder heiter und trocken fand. Der Staub war gelöſcht, die Luft war abgekühlt, die Gebürge von Oriʒava lagen in ſtiller Klarheit da. Fröhlich wanderte ich nun meine Straße fort, bis ich endlich nach San Lorenzo kam. Hier nahm ich ein kleines Mittagsmahl ein, und beſchloß noch wo möglich nach Villa Cordova zu gehen.

Allein kaum hatte ich eine Legua gemacht, als mich ein neuer Regenguß unter eine benachbarte Hütte trieb. In dem Augenblicke ſah ich einen Neger mit zwey

Pferden vorbey ſprengen; und faßte das Herz ihn anzureden. Ich ſchlug ihm vor, mich für ein Trinkgeld einige Leguas mitzunehmen, und er gieng es ohne Schwierigkeit ein. Ohne Stiefeln, ohne Sattel, ohne Mantel ſetzte ich mich denn zu Pferde, während mir der Neger eine große Decke umhieng.

So hatten wir ziemlich ſchnell etwa vier Stunden Weges zurückgelegt, als mir der Neger ein Wachthaus zeigte, das gerade vor uns lag. Ich zitterte, ich hielt mich für verloren, allein zum Glück kam keiner von den Viſitatoren zum Vorſchein. So erreichten wir endlich ein Dorf, wo ich bey einem Gewürzkrämer nicht nur Brod und

Wein, ſondern auch Eyer und Chocolade, ja zu meinem größten Erſtaunen ein ziemlich bequemes Nachtlager fand.

Mein Neger ließ es ſich gefallen, mich vollends bis nach Villa Cordova zu bringen, und ſo traten wir denn am andern Morgen unſre Reiſe zuſammen an. Wir ritten durch ein Gehölz, und kamen endlich in eine ſchöne Ebene voll Zuckerpflanzungen, Tabacksfelder u. ſ. w. in deren Mitte Villa Cordova mit ſeinen unzählichen Glockenthürmen und Kuppeln lag. So wie wir uns den Thoren näherten, nahm auch meine Ängſtlichkeit zu — Wenn ich durch Steckbriefe verfolgt war! — Wenn man mir auflauerte — Wie gern hätte ich die Stadt vermieden, allein ich ſah keine Möglichkeit dazu.

Was war zu thun? Es mußte herzhaft gewagt werden. Entſchloſſen ritt ich demnach mit dem Neger zum Thore hinein, und paſſirte es ohne die mindeſte Schwierigkeit. Wir ſahen zu ärmlich aus, man gab ſich nicht einmal die Mühe uns anzuhalten. Voller Freude entließ ich nun meinen Neger, begab mich in die Poſada, nahm ein einfaches Mittagseſſen zu mir, und trabte dann wohlgemuth zum andern Thore hinaus.

Es war ſchon finſter geworden, als ich endlich nach einem fünfſtündigen Marſche nach Orizaca kam. Der Gaſthof war elend, mein Zimmer glich einem Gefängniß, die Fledermäuſe ſchwirrten mir um den Kopf herum, aber ich dachte an meine Nopals, und vergaß alles dabey. Mein Abendeſſen beſtand aus vier Eyern, einem Stück Schöpſenfleiſch, zwey Rüben, ſechs Blätter Salat und Brod und Wein in ziemlichem überfluß. Dafür zahlte ich vier Realen und ward für einen wichtigen Mann angeſehen.

8.

Jetzt kam es darauf an, den Weg nach Oaxaca zu erfahren. Nachdem ich deshalb lange mit mir zu Rathe gegangen war, beſchloß ich mich endlich an den Prior eines

Carmeliter Kloſters zu wenden, der wegen ſeiner Kenntniſſe in großem Rufe ſtand.

Ich komme an, und verlange den Prior zu ſprechen. Die Zumuthung mochte zu groß ſeyn, man ſchickte daher den Pater Subprior ab. Ich ſah bald, daß es ein biederer gerader Mann war, dem ſich etwas anvertrauen ließ, und nahm daher ſogleich meine Maasregeln darnach.

„Ich ſey ein botaniſirender Arzt“ — entdeckte ich ihm alſo unter dem Siegel der Verſchwiegenheit — „der ſich ſchon drey Jahr auf Reiſen befinde. Ich hätte in einem Sturme das Gelübde gethan, zu Fuße nach der Kirche der nueſtra Señora de la Soledad in Oaxaca zu wallfahren, und dieſes auch bis jetzt vollkommen erfüllt. Allein da mir bey dem baldigen Abgange meines Schiffes die Zeit anfienge zu kurz zu werden, da ich überdem die vielen Strapatzen nicht mehr aushalten könnte, ſo wollte ich bey ihm anfragen, ob ſich nicht vielleicht ein Mittelweg finden ließe, meinem Gelübde eine kleine Abänderung zu geben, ſo daß ich meine Wallfahrt vollends zu Pferde fortſetzen könnte. Ich ſey übrigens zu jedem mir aufzulegenden Allmoſen, Meßopfer und dergleichen willigſt und ſchuldigſt erbötig.

Ich hatte nicht ſobald geendigt, als der gute Pater Subprior mir mit vieler Gelehrſamkeit die Zuläſſigkeit meiner Bitte zu beweiſen anfieng. Ich glaubte ihn beym Worte halten zu müſſen, und drückte ihm daher eine halbe Uncia (ohngefähr acht Carolinen) in die Hand. Allein zu meinem großen Erſtaunen war er ſchlechterdings nicht zu bewegen, es anzunehmen, und ſetzte mich daher in große Verlegenheit.

Indem ich nun hin und her ſann, wie ich etwas aus ihm herauslocken ſollte, ſchlug er mir vor ihren Garten zu beſehen. Während wir nun dahin giengen, kam noch ein anderer Mönch dazu, und nun glaubte ich ohne Bedenken wenigſtens nach der Entfernung fragen zu können. Der Erfolg übertraf meine Erwartung. Um ſeine Kenntniſſe zu zeigen, beſchrieb mir der gute Subprior den Weg mit einer Umſtändlichkeit, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Schritt für Schritt, Stunde für Stunde, Dorf für Dorf, wie eine lebendige Poſt-Charte.

Kaum hatte er geendigt, als ich unter einem ſchicklichen Vorwande Abſchied nahm und mich ohne weiteres auf den Weg zu machen beſchloß. Allein indem ich durchs Thor gehen wollte, hielt mich ein Viſitator an. — „Wohin?“ — „Botaniſiren, ich wohne bey den Carmelitern, und werde in zwey, drey Tagen ſchon wieder zurück ſeyn!“

Während wir mit einander ſprachen, kam der Oberviſitator dazu. — „Kommen Sie doch einen Augenblick her, Herr Doctor!" — ſagte er, und führte mich in eine Stube, die voll Gewehre hieng. Schon glaubte ich verrathen zu ſeyn, als es ſich zeigte, daß er ſich blos einen mediciniſchen Rath wegen einer galanten Krankheit ausbat. Ich verordnete ihm einige Mittel, und war froh, mir einen Mann zum Freunde gemacht zu haben, von dem bey meiner Zurückkunft alles zu fürchten oder zu hoffen war. Ich gieng den Abend noch bis zu einer indianiſchen Hütte, nahm hier mein Nachtlager und ſtieg den andern Morgen in aller Frühe den erſten Abſatz der hohen Gebirgskette hinan.

9.

Mit neuem Muthe, mit neuen Hoff-

nun-

nungen ſetzte ich nun meine Reiſe durch lauter ſchöne und fruchtbare Gegenden fort. So kam ich um ſieben Uhr Morgens in Chapulco an, wo ich ein herzhaftes Frühſtück zu mir nahm, erreichte Nachmittags die Stadt Teguacan, wo ich mich blos einen Augenblick in der Vorſtadt aufhielt, und beſchloß, noch drey Leguas weiter bis S. Franziſco zu gehen.

Allein kaum hatte ich eine Legua gemacht, als mich plötzlich der Abend überfiel. Der Himmel umzog ſich, es fieng an zu donnern, und ich mußte ein Ungewitter befürchten. Ich beſchloß daher in einem Meyerhofe zu bleiben, der nur noch eine Viertelmeile entfernt war und wohin mich ein, in der Nähe pflügender, Neger wies.

Bey meiner Ankunft fand ich einen Verwalter, der mich ſehr höflich empfieng, und wegen eines Nachtlagers mit dem Eigenthümer zu ſprechen verſprach. Ich hatte mich auf einen Haufen Bambus geworfen, als er zurückkam — „Wie?“ — ſagte ich entrüſtet — „Euer Herr will mich nicht einmal ſprechen? Gut! ſo werde ich weiter gehen!“ — Zu gleicher Zeit nahm ich einen Piaſter heraus. — „Wer will das verdienen?“ — rief ich, indem ich ihn den herumſtehenden Negern zeigte — „Und mich nach San Francisco bringen?“ — „Ich! — Ich!“ — riefen alle, und drängten ſich um mich her. Ich wählte endlich einen der ſtärkſten, und ſo machten wir uns augenblicklich auf den Weg.

War das Eitelkeit? — Keinesweges! — Es war nichts als Vorſicht! — Ein Mann, der ſo wenig von den Geſetzen der Gaſtfreundſchaft hielt, ſchien auch einer Verrätherey nicht unfähig zu ſeyn.

Ich ſchritt indeſſen mit meinem Begleiter ſo herzhaft vorwärts, daß wir bald darauf San Francisco erreichten. Nachdem ich ihn noch mit einem Trinkgelde entlaſſen hatte, kehrte ich bey einem Kaufmann ein, wo ich zwar nichts als Erbſen und Eyer, aber guten Wein und bequeme Matrazzen fand.

Ich verließ ihn den andern Morgen in aller Frühe, und kam bald darauf in San Antonio an. Hier beſchloß ich endlich Pferde, d. h. Maulthiere zu nehmen, und gieng dieſen Tag bis Losqves, und den andern über den Rio grande bis nach Qvicatla, ohne daß mir weiter ein merkwürdiges Abentheuer aufſtieß.

Von Qvicatla brach ich am andern Morgen mit einem ziemlich geſcheuten Franciscaner auf, der mit einem wohlgefüllten Schnappſacke verſehen war. Wir giengen dieſen Tag ſiebenzigmal über den ſogenannten Rio de las Vueltas und kamen endlich Abends äußerſt ermüdet in Atletcouca an. Krank und ſchwermüthig gieng ich zu Bette. — Ach ich wußte nicht, was mir am andern Morgen für eine Freude bevorſtand.

10.

Wir brachen auf, vier Leguas weiter, wir waren in Gallatillan. Wir ritten zu dem Dorfe hinein — O Freude! O Entzücken! — Ich erblicke einen Garten, der voller Nopals ſtand. Augenblicklich ſpring' ich vom Pferde, als wollte ich meinen Steigbügel ſchnallen, meine Begleiter reiten voraus, wenig Minuten — ich war mit den indianiſchen Gärtnern in vollem Geſpräche.

„Wozu braucht ihr dieſe Pflanzen?“ — Um die Grana zu ziehen. —

„Die Grana! Was iſt das? — Zeigt doch einmal!" — Er giebt mir ein kleines weißlichtes Inſekt — Ich ſtutze, ich bin ungewiß — Aber ich zerquetſche es auf weißem Papier, und ſehe den herrlichſten Purpur! — Außer mir vor Freude, vor überraſchung, vor Verwunderung, ſtieg ich wieder auf, warf dem Indianer zwey Realen zu und ſprengte in vollem Gallopp meinen Begleitern nach.

„So habe ich denn endlich die Cochenille geſehen," — ſagte ich zu mir ſelbſt, habe ſie in den Händen gehabt, habe ihren herrlichen Purpurſaft kennen gelernt. O ich werde ſie von nun an noch öfter antreffen! Ich werde davon kaufen! ich werde ſie mitnehmen! Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne.

„Aber!“ — fuhr ich bedächtiger und trauriger fort — „Wie werde ich ſie fortbringen? Wie werde ich die Pflanzen verbergen, auf denen ich ſie laſſen muß? — Wie werde ich ſie auf dieſer langen Reiſe erhalten.“ — Wenn ich an dieſe Schwierigkeiten dachte, war alle meine Freude verſchwunden.

So kamen wir Mittags nach Juan del Rey, wo mir eine andere herrliche Nopalplantage in die Augen fiel, die ich ſogleich zu beſuchen beſchloß. Kaum waren wir daher im Wirthshauſe abgeſtiegen, als ich mich heimlich hinwegſtahl, um zu dem Eigenthümer zu gehen. Allein durch ein Misverſtändniß ward ich zu dem Alcalden des Dorfes geführt, der ein Neger war, und ſich durch meinen Beſuch nicht wenig geſchmeichelt fand. Mit der größten Bereitwilligkeit führte er mich in ſeine Plantage, und gab mir über die ganze Cultur des Nepals die vollſtändigſte Auskunft.

Als ich in das Wirthshaus zurückkam, hörte ich, daß mein Begleiter der Mönch erſt den andern Tag abreiſen wollte; ich machte mich daher voll brennender Ungeduld allein auf den Weg, und kam mit einbrechender Nacht nach dem Dorfe Atetla, das nur noch viertehalb Leguas von Oaxaca liegt.

Hier brach ich den andern Morgen in aller Frühe auf, ſchickte meine Pferde auf dem halben Wege zurück, und ſchlenderte ſo vollends, wie ein bekannter Spaziergänger nach Oaxaca hinein. Hier nahm ich mein Quartier in einem Gaſthofe, der von der Kirche de Nueſtra Señora de la Soledad, als dem angeblichen Ziele meiner Pilgerſchaft, nur hundert Schritte entfernt war.

11.

„Da bin ich nun!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Aber wie werde ich wieder hinauskommen!“ — Ich war in Feuer und Flammen, ich hätte, wo möglich, alles noch heute ausführen mögen. Nachdem ich meinen Anzug ein wenig in Ordnung gebracht hatte, verſchloß ich mein Zimmer und gieng zu dem Hauſe hinaus, ohne zu wiſſen wohin.

Indeſſen fiel mir ein, daß ich wegen meiner Uhr mit einem Uhrmacher hatte ſprechen wollen, ich ließ mich alſo zu dem einzigen „Relorero“ *) weiſen, den es in Oaxaca gab.

Wiewohl ich ihn nun ſelbſt nicht zu Hauſe traf, hatte ich doch alle Urſache mit ſeinem lieben Weibchen zufrieden zu ſeyn. Sie ſchien troß ihren ſechs und dreißig Jährchen noch immer gefallen zu wollen, und

---

*) Das ſpaniſche Wort für Uhrmacher.

empfieng mich mit einer Zuvorkommung, die mir völlig unerwartet war.

Schon wäre ich beynahe in eine kleine Verlegenheit gekommen, als zum Glück der Mann hereintrat. Es war ein vortreflicher Mechanikus und ſehr geſchickter Zeichner, der überdem einen ſchönen Garten beſaß, aus dem er mir verſchiedene Sämereyen zukommen ließ.

Dieſe kleine Scene hatte mich mit Oaxaca vertrauter, und gewiſſermaßen auf einmal einheimiſch darin gemacht. In der feſten Hofnung, meine Nopals zu erbeuten, gieng ich nun zu einem Kiſtenhändler, und fand gerade acht paſſende Kiſten dazu. Ich ließ ſie mit Schlöſſern und Fächern verſehen, und wunderte mich ſelbſt, wie mich alles ſo ſehr zu begünſtigen ſchien. Beynahe fieng ich an, meine ganze Reiſe für einen Traum zu halten, deſſen Ende mit jedem Augenblick zu fürchten war.

Mit dieſem Gedanken beſchäftigt war ich mehrere Stunden herumgeirrt als ich endlich in die Vorſtadt de las Bueltas kam, die voller Nopalplantagen war. Mein Herz klopfte, ich war außer mir, ich hätte ſie alle auf einmal mit fortnehmen mögen.

Eine beſonders, wo jedes Blatt mit Myriaden von Inſekten bedeckt war, zog meine ganze Aufmerkſamkeit an. Es war die ſchönſte, die ich noch gefunden hatte. Ich konnte mich nicht ſatt daran ſehn. —

„O mein Vaterland,“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Wenn es mir gelingt! — Wenn ich das koſtbare Inſekt erbeuten kann!“ — Alle meine Glieder zitterten, ich glühte über und über, ich verſchlang die Plantage mit meinen Blicken, und kehrte nur erſt mit einbrechender Dämmerung in mein Wirthshaus zurück.

Durch Zufall hatte ich noch erfahren, daß ſie einem Neger gehörte, und ſo ſchlief ich mit tauſend Plänen beſchäftigt, endlich äußerſt ermüdet ein.

12.

Als ich am andern Morgen erwachte, war mein erſtes Geſchäft, wieder nach der Plantage zu gehen. Um indeſſen keinen

Verdacht zu erregen, wußte ich meine Neugierde ſo geſchickt zu verbergen, daß man mich für einen völlig gleichgültigen Spaziergänger hielt. Dennoch war es gerade an dieſem Morgen, wo mein Plan zur völligen Reiſe kam. Den Nachmittag erhielt ich meine Kiſten und alles war nun in gehöriger Bereitſchaft.

Der Tag vergieng, der Abend brach an, ich begab mich zeitig zu Bette, um deſto früher wieder aufzuſtehen. Indeſſen, wer hätte ſchlafen können? — Kaum ſchlug es drey Uhr, als ich ſchon auf dem Wege nach der Plantage war. Zwey Indianer, die im Gaſthofe dienten, mußten mir mit großen Körben in einiger Entfernung folgen.

Wir kamen an, ich gieng hinein und ließ meine beyden Träger an der Thüre. Der Neger, der eben aus ſeiner Wohnung trat, empfieng mich mit vieler Höflichkeit. Ich ſagte ihm, daß ich ein Arzt wäre und zu einer gewiſſen Salbe gegen das Podagra einige Nopalzweige mit Cochenille nöthig hätte, ich bäte ihm alſo, mir einige abzulaſſen, und wollte ihm dafür geben, was er verlange. Er bewilligte es ohne Schwierigkeit, und ſo ſchnitt ich denn acht ſchöne Zweige von drey Fuß Höhe mit ſieben bis acht Blättern voll Cochenille ab.

Ich zitterte, ich konnte kaum Athem holen, ich war nahe daran, vor Freude in Ohnmacht zu fallen — Die Zweige in meine Körbe legen, zwey große Servietten darüber decken, dem Neger ſtatt zwey armſeliger Realen, die er foderte, einen Piaſter hinwerfen und dann ſpornſtreichs mit klopfendem Herzen, mit glühendem Geſichte davon eilen, alles geſchah in einem Augenblick.

Als ich in den Gaſthof zurückkam, lag noch alles in tiefem Schlafe. Ich gab meinen Indianern ein reichliches Trinkgeld, verbot ihnen von der Sache zu ſprechen, (was ſie wegen ihres Nebenganges ohnehin nicht wagten,) packte meine Nopals mit möglichſter Behutſamkeit in meine kleinen Kiſten, und frühſtückte hierauf mit einer

Ru:

Ruhe, mit einer Zufriedenheit, mit einer Wolluſt, die unbeſchreiblich iſt.

13.

Aber von nun an hatte ich auch keines Bleibens mehr! „Fort! Fort!“ — ſagte ich bey mir ſelbſt — Jeder Augenblick kann gefährlich ſeyn!“ — Dennoch mußte ich noch eine Nacht in Oaxaca bleiben, und konnte erſt den andern Morgen abgehen.

Die Pferde waren vortreflich, ſchon um eilf Uhr war ich wieder in S. Juan. Sogleich eilte ich zu meinem ſchwarzen Alcalden, der mir das erſtemal ſeine Plantagen gewieſen hatte und kaufte ihm vier herrliche Nopalzweige ab. Ein kurzes Mittagsmahl

— ich ſetzte meine Reiſe von neuem fort, *) und langte endlich äußerſt ermüdet in meinem lieben Gallatillan an. Nachdem ich hier noch vier kleine Nopalſtämme mit den Wurzeln gekauft hatte, **) trat ich in aller Frühe meine zweyte Tagereiſe an, die wie die dritte und vierte ohne Abentheuer war.

So kamen wir am fünften Morgen bey Teguacan an. Gern hätte ich die Stadt vermieden, aber es war keine Möglichkeit dazu. Indeſſen ließ man uns ruhig durch die Straßen reiten, bis ich beynahe am andern Thore war. Aber hier kam auf einmal ein trotziger Viſitator auf mich zugeſprengt — „Im Namen des Königs! Nach der Aduana!“ *) — Ich entſchuldigte mich mit dem weiten Wege, den ich zurückmachen mußte, allein vergebens, er beſtand nur noch trotziger darauf.

---

*) Verſteht ſich, daß ich immer von drey Leguas zu drey Leguas friſche Pferde und einen Kopith oder Führer nahm.

**) Woran ich ſehr wohl that, da alle meine Zweige mit den Inſekten verfaulten.

Den Tod im Herzen ritt ich nun nach der Aduana zurück. — „Jetzt iſt alles verlohren!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Und das Ende deines ſchönen Traumes wird nun

---

*) Zollhaus.

gekommen ſeyn.“ — Indeſſen beſchloß ich mich zu faſſen und trat daher leicht und unbekümmert in die Expedition hinein.

„Ich bin ein Botaniker!“ — ſagte ich — „der nichts als Pflanzen und Sämereyen bey ſich hat.“ — Zugleich bat ich den Direktor, den ich äußerſt höflich fand, um ſchnelle Abfertigung, und ließ meine Kiſten — wiewohl er immer von andern Dingen ſprach — ohne die mindeſte Unruhe öfnen.

In der erſten Kiſte lag unter andern merkwürdigen Pflanzen auch Vanille. Der Viſitator, der ſie nicht kannte, zuckte die Achſeln und lachte. Kaum ward er aber in der folgenden die Nopals gewahr, als er mit einem ganz eigenen halb gleichgültigen, halb verwundernden Tone ausrief: „Das iſt Cochenille!“ — „Ja!“ — erwiederte ich phlegmatiſch — ohne mich zu verrathen, wiewohl mir dabey wahrhaftig nicht gut zu Muthe war.

Indeſſen hatte er meine doppelten Boden entdeckt und ſchien nun ſeiner Sache völlig gewiß zu ſeyn. Er gab mir daher mit einem Seitenblicke zu verſtehen, daß er mich in den Händen habe, aus Mitleid aber ein Auge zudrücken wolle. Allein der gute Mann hatte ſich abermals geirrt. Lächelnd hob ich die Boden auf, und zeigte ihm, was ich darunter hatte: Nopals und Kräuter in weißes Pappier gewickelt.

„Aber wozu die Nopals und die Cochenille?“ — fragte er endlich — „Zu einer Salbe“ — „Zu was für einer?“ — „Gegen das Podraga“ — „Ey ſieh doch!“ — ſagte er mit kindiſcher Verwunderung. Am meiſten machte er ſich über die Sämereyen luſtig, die von den allergemeinſten Pflanzen des Landes waren, und ſchien mich im ganzen Ernſte für einen Narren anzuſehen. Der Director bat mich hierauf wieder einzupacken, und ſo endigte ſich dieſe ſo ſehr gefürchtete Unterſuchung zu meiner vollkommenen Zufriedenheit.

14.

So gieng es denn alſo guten Muthes über Chapulco u. ſ. w. nach Orizava.

Es war finſter, ich glaubte unviſitirt zu paſſiren; plötzlich fällt mir ein Viſitator in den Zügel. Ohne mich irre machen zu laſſen, begann ich meinen gewöhnlichen Spruch: „Mein Herr, ich bin ein Botaniker, der nichts als Kräuter bey ſich hat!“ — In dem Augenblicke fällt er mir um den Hals — „Ach ſind Sie es, mein Herr! Sind Sie endlich wieder da! O Gott, ich habe Sie ſchon lange erwartet! — Um Gottes willen beſuchen Sie meine Frau!“

Man erräth leicht, daß nun vom Viſitiren keine Rede mehr war, dafür mußte ich aber auch mit zu der Kranken gehen. Ich verordnete ihr einige Mittel und perorirte wie ein Profeſſor, ſo daß die gute Frau ganz bezaubert von mir zu ſeyn ſchien.

So ſetzte ich denn meine Reiſe mit der äußerſten Eile fort, hielt noch drey bis vier Viſitationen mit ähnlichem Glücke aus, und kam endlich Abends in der Nähe von Veracruz an. Die Thore waren geſchloſſen, wir mußten daher die letzte Nacht unter freyen Himmel zubringen.

Der Morgen brach an, wir ſtanden vor den Thoren von Orizava. Ich übergab meine Sachen dem Topith, *) ſtieg über die Stadtmauer, gieng in meine Wohnung, kleidete mich um, und eilte wieder ans Thor.

---

*) meinem Führer.

Allein wie ſehr erſchrak ich, als ich weder Sachen noch Lopith fand! Ich hörte indeſſen bald, daß man ſie nach dem Thore von Mexico geſchickt hatte, um dort viſitirt zu werden *) und durchſchritt nun vollends die Stadt, um dabey gegenwärtig zu ſeyn.

Ich komme an, eben hielt der Kopith an dem Thore ſtill. Der Viſitator wollte mich nach dem Hauptzollhauſe ſchicken; das ſchien mir aber äußerſt gefährlich zu ſeyn — „Wie?“ — ſagte ich — „kennen Sie den franzöſiſchen Doktor nicht mehr? Und wollen Sie mich eine ganze Stunde herumzu-

---

*) An dem Thore von Orizava war nämlich kein Zollhaus.

deln laſſen? — Haben Sie nicht das Recht ſelbſt zu viſitiren und verſtehen Sie es nicht eben ſo gut? — Sehen Sie, es ſind nichts als Pflanzen und Sämereyen darin!“

Mit dieſen Worten fieng ich an meine Kiſten zu öffnen, und fand zu meinem großen Vergnügen, daß er ſich nichts von ihrem Werthe träumen ließ. Das einzige was dem guten Tropf auffiel, waren die Stäbchen, worauf die Novals ruheten. „Was iſt das für Holz?“ — fragte er bedeutend — „Es wird doch kein koſtbares Färbeholz ſeyn?“ — „Keinesweges!“ — gab ich zur Antwort, und nannte einen Namen, der ihm völlige Genüge that. „Nun ſo gehen Sie in Gottes Namen" — ſagte er endlich — und man kann denken, ob ich mich zweymal bitten ließ.

15.

Es iſt unmöglich, ſich meine Freude zu denken, als ich mich nun mit meinen Schätzen in Sicherheit ſah. So hatte ich denn zwey Vicekönigen, ſechs Statthaltern, und allen Alcalden und allen Viſitatoren, und dem ganzen „Curovo de Lanceros" *) zum Trotz eine Reiſe von 240 Lieues in zwanzig Tagen hin und her gemacht. Ich hatte alle

---

*) Lanzenreuter, die als Grenzbereuter gebraucht werden.

Beſchwerden, alle Gefahren derſelben glücklich überſtanden, und ſahe mich nun durch den Beſitz des unſchätzbaren Inſectes belohnt.

Indeſſen hatte ich doch noch eine gefahrvolle Überfahrt vor mir. Zwey Viſitationen in Veracruz und in der Havana; tauſend Möglichkeiten entdeckt zu werden, tauſend Schwierigkeiten meine Pflanzen geſund zu erhalten. — Ich verbarg es mir nicht, aber mein bisheriges Glück hatte mich kühner gemacht — „Kommt Zeit! kommt Rath!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt! — Vor allen Dingen will ich an meine Abreiſe denken —

Ich eile an den Hafen, ich frage nach einem Schiffe, das Glück ſchien mir auch dasmal äußerſt günſtig zu ſeyn. Ein ſpaniſcher Capitain, den ich im Gaſthofe hatte kennen lernen, war im Begriff in einigen Tagen unter Segel zu gehen. Er verſprach mich mitzunehmen, ohne etwas von Bezahlung hören zu wollen. Es war ein biederer, äußerſt verſtändiger Mann, dem ſich im Nothfall ein Theil meines Geheimniſſes anvertrauen ließ.

Ich eilte nun meine Nopals in ſechszehn kleine Kiſten zu vertheilen, und dieſe in zwey große Coffres zu ſetzen, maskirte ſie mit einer Menge wilder Caktusarten aus der

Gegend von Veracruz, und erwartete nun den Augenblick meiner Abreiſe mit der äuſſerſten Ungeduld.

Don Antonio de Ulloa war nach Mexico gereiſt, ich hatte es alſo bloß mit dem Statthalter zu thun. Er nahm mich ziemlich höflich auf, ſchien aber über meine anſcheinende Betrübniß ſehr vergnügt zu ſeyn. Ich gönnte ihm dieſe Freude von ganzem Herzen, denn ich wußte recht gut, wer im Grunde angeführt war.

Es war Mittwochs den 5. Junius 1777 — der wichtigſte Tag meines Lebens — als ich um ſechs Uhr Morgens mit meinen Coffres an das Hafenthor kam. Der Platz war leer, die Viſitatoren gaben ſich wenig Mühe. Man begnügte ſich ein paar Kiſten anzuſehen, und einige überflüſſige Fragen zu thun. — „Es ſind gemeine Feldpflanzen! Es iſt Unkraut!“ hieß es — Auf dieſe Art war die Viſitation in wenig Minuten vorbey!

Mit welchen Empfindungen ich nun an Bord fuhr! Wie ich frohlockte, wie ich triumphirte! — Nein, ich habe keine Worte dafür! Alle Gefahren waren nun überſtanden, zumal da der Capitain gerade nach St. Domingo gieng! Man muß in ähnlichen Lagen geweſen ſeyn, um mich verſtehen zu können.

Drey Tage darauf giengen wir unter Segel. Der Capitain entdeckte meine

Schätze, aber er war zu edel, um mich verrathen zu können. Nach einer ſehr glücklichen Reiſe von fünf und zwanzig Tagen liefen wir endlich in dem Hafen von Cap Francois auf St. Domingo ein — O mein Vaterland! rief ich — und ſank mit Freudenthränen in die Arme meiner Verwandten.

II.

II.

Prentjes.

1.

Ich hatte dem General **Clinton** einige wichtige Depeſchen zu überbringen, und befand mich daher am Bord einer kleinen Brigantine, die den 17. November 1780. in Geſellſchaft eines Schooners mit den Duplicatis von Quebeck nach Neuyork unter Segel gieng.

Mit vieler Mühe, und nach einem ſechstägigen Aufenthalt bey der Inſel Orleans hatten wir endlich die Mündung des St. Lorenzfluſſes glücklich erreicht, als wir einen kleinen Leck bemerkten, der bey unſerm Eingange in den Meerbuſen in wenig Stunden äußerſt gefährlich ward.

Trotz des unabläſſigen Pumpens hatten wir im kurzen zwey Fuß Waſſer im Raum, während ſich das Eis mit der zunehmenden Kälte immer mehr um das Schiff zu vermehren anfieng. Zum Unglück war der Capitain ein Trunkenbold, der faſt nicht aus der Cajüte kam. Übrigens hatten wir in allem neunzehn Perſonen, worunter ſechs Paſſagiere, am Bord.

Unterdeſſen war das Waſſer bis auf vier Fuß geſtiegen, und der Wind mit jedem Augenblick heftiger geworden. Die erſchöpften Matroſen fiengen an den Muth zu verlieren, und faßten den einſtimmigen Entſchluß von den Pumpen zu gehen. — „Lieber ruhig ſterben!“ — riefen ſie alle — „Als ſich vollends zu Tode arbeiten!“

Durch einige Flaſchen Wein gelang es mir indeſſen, ſie wieder zum Pumpen zu bringen, wodurch denn das Waſſer um einige Fuß verringert ward. Leider ſchien aber der Leck mit jeder Minute größer zu werden, während das Schiff bey der Menge ungeheurer Eisſchollen, die gegen die Flanken deſſelben drückten, unaufhörlich zurücktrieb.

Bald darauf hatten wir das Unglück, den Schooner, der auf eine Klippe gerathen war, mit ſeiner ganzen Mannſchaft untergehen zu ſehn. Wind und Wellen fiengen nun an mit jeder Minute heftiger zu werden, und unſer Tod ſchien unvermeidlich zu ſeyn.

2.

So war die ſchrecklichſte Nacht vergangen, als unſer Elend aufs höchſte ſtieg. Eine große Welle hatte den Vorderſteven weggeriſſen, und das Waſſer drang nun durch dieſe Öffnung unaufhaltſam herein. Zum Unglück waren uns auch die Pumpen eingefroren, und wir mußten daher mit jedem Augenblicke unſerm Untergange entgegen ſehen. Zwar ſchien uns eine Menge Möven eine benachbarte Küſte anzuzeigen, allein eben dieſer Umſtand vergrößerte nur unſre Gefahr.

In dieſer ſchalichen Erwartung hatten wir einige Stunden zugebracht, ohne des dichten Schnees wegen Land entdecken zu können, als das Wetter ſich plötzlich aufklärte, und die Küſte in einer Entfernung von drey Meilen deutlich vor uns lag. Leider war ſie aber über und über mit ungeheuren Eisklippen bedeckt, ſo daß unſer Schiffbruch unvermeidlich ſchien, zumal da ſich unſere kleine Schaluppe bey dieſem ungeſtümen Meere ſchwerlich ausſetzen ließ.

Gleichwohl waren wir unterdeſſen dem Lande immer näher gekommen, und hatten endlich beym Herumbiegen um eine jener Klippen, eine große davon auslaufende Sandbank entdeckt, die uns einige Hoffnung zu geben ſchien. Wir fanden nemlich die Tiefe um dieſelbe ziemlich gleich, und durften daher hoffen uns ihr auf funfzig bis ſechzig Ruthen ohne Gefahr des Strandens nähern zu können. Vorſichtig ſteuerten wir nun darauf zu, aber ehe wir's uns verſahen — Ein entſetzlicher Stoß — Unſer Schiff ſaß auf dem Sande feſt, und die Wellen ſchlugen wie Berge über uns her.

Unſer Maſt war zertrümmert, unſer Steuerruder wie ein Stäbchen aus ſeinen Fugen geriſſen, unſer Schiff über und über mit Waſſer angefüllt — ein Verſuch mit dem Boote war nun das einzige, was uns übrig blieb. Als wir es indeſſen mit unſäglicher Mühe über Bord gebracht hatten, wollte ſich außer mir, meinem Bedienten und zwey Matroſen nur der Bootsmann und noch ein anderer junger Paſſagier dazu entſchließen.

Gleich anfangs hatte ich mir meine Depeſchen um den Leib gebunden gehabt, jetzt ſprang ich, blos mit einer Axt und Säge verſehen, ohne weiter an etwas zu denken, muthig in das Boot hinab. Mein Bedienter, der Bootsmann und die zwey Matroſen folgten wir glücklich nach. Nur der junge Paſſagier fiel hart vor dem Boote ins Meer und konnte nur mit vieler Mühe gerettet werden.

Unſere Gefährten im Schiffe hatten uns nicht ſobald glücklich an Bord geſehen, als nun jeder uns nachzufolgen entſchloſſen war. Allein da wir das ohnehin ſehr kleine Boot zu überladen befürchteten, ſahen wir uns genöthigt ſie ihrem Schickſal zu überlaſſen, und ruderten alſo herzhaft dem Lande zu. Eine Welle hatte das Boot ſchon über die Hälfte mit Waſſer angefüllt, als uns eine zweyte glücklicherweiſe ans Ufer warf.

3.

Mit welcher Freude wir das Land betraten! — Um das zu fühlen, muß man ſelbſt in ſolchen Gefahren geweſen ſeyn. Wir umarmten uns, wir wünſchten uns Glück zu unſerer Errettung, und dachten nicht an das ſchreckliche Schickſal, das uns noch immer bevorſtand.

Wir gern hätten wir nun das Boot an das Schiff zurückgeſchickt, um unſre verlaßnen Cameraden abzuholen. Allein es lag zerſchellt auf dem Sande, und würde unfehlbar geſunken ſeyn. Grauſend tönte ihr Angſtgeſchrey mitten durch das Toben der Wellen zu uns herüber, allein ſo gern wir ihnen auch hätten helfen wollen, wir ſahen nirgends eine Möglichkeit dazu.

Unterdeſſen fieng es an dunkel zu werden, und wir mußten darauf denken, uns vor der Kälte zu ſchützen. In dieſer Abſicht wadeten wir durch den tiefen Schnee bis zu einem kleinen Gehölze, etwa zweyhundert Schritt vom Ufer, das uns vor dem ſchneidenden Nordwind einigen Schutz verſprach. Zum Unglück war aber unſer Feuerzeug ſo ſehr durchnäßt, daß wir ſchlechterdings kein Feuer anmachen konnten, und uns daher ohne eine fortgeſetzte Bewegung in der höchſten Gefahr zu erfrieren ſahen.

So ſehr ich das meinen Gefährten empfohlen hatte, vermochte der junge Paſſagier dennoch bald darauf dem Schlafe nicht mehr zu widerſtehen. Vergebens ſuchte ich ihn durch Bitten und Vorſtellungen, ja ſogar mit Gewalt davon abzuhalten; ehe ich michs verſahe, hatte ihn der tödliche Schlummer überwältigt. Ich ſelbſt konnte mich kaum mehr wachend erhalten und mußte ihn daher ſeinem Schickſal überlaſſen.

Nachdem ich eine Zeitlang herumgelaufen war, eilte ich wieder zu ihm zurück, und fand ſein Geſicht beynahe völlig erſtarrt. Ich hielt ihn für tod, als er mir noch einmal mit ſchwacher Stimme zurief. Er bat mich nemlich, wenn ich ihn überleben ſollte, ſeinem Vater in Neuyork von ſeinem Tode Nachricht zu geben, und kaum hatte ich es ihm verſprochen, als er wenig Minuten darauf verſchied.

Daſſelbe Schickſal würden die beyden Matroſen gehabt haben, wenn wir andern nicht mit einigen abgeſchnittenen Zweigen unaufhörlich auf ſie zugeſchlagen hätten. Auf dieſe Art gelang es uns ſie wachend zu erhalten, während wir ſelbſt in Bewegung blieben.

4.

Der Tag brach an, wir eilten an das Ufer, um nach dem Schiffe und unſern armen Gefährten zu ſehn. Wie groß war unſre Freude, als wir es weit näher an der Küſte erblickten! Die Ebbe fieng an einzutreten, es ſchien leicht zu ſeyn unſere Gefährten zu retten.

Ich ſchrie ihnen daher zu, ein Tau an den Bord zu befeſtigen, und dann vollends herunter zu glitſchen. Sie thaten es, benutzten den Augenblick, wo die Wellen der Ebbe zurückwichen, und ſprangen ſo glücklich an das Land. Zum Glück hatte der Capitain ein Feuerzeug bey ſich, und ſo ward denn augenblicklich ein großes Feuer angemacht.

Der kurze Tag war unter dieſen Anſtalten vergangen, der Sturm fieng an ein wenig nachzulaſſen, und wir brachten die folgende Nacht etwas leidlicher bey dem Feuer zu. Indeſſen ſchneyte es ſo heftig, daß wir auf einer Seite beynahe im Schnee vergraben wurden, während wir auf der andern im Waſſer ſchwammen. Gott! was ſtand uns noch alles bevor, da uns nunmehr der wüthendſte Hunger überfiel.

Zwey Tage hatten wir in dieſem ſchrecklichen Zuſtande zugebracht, als wir endlich am dritten Morgen unſer geborſtenes Schiff völlig zertrümmert, und einen Theil der Ladung mit der Fluth nach der Küſte treiben ſahen. Sogleich machten wir Anſtalt etwas davon zu retten und waren auch ſo glücklich mittelſt einiger langen Stangen zwey Tonnen Pöckelfleiſch und Zwieback, ſo wie eine Menge Breter an das Ufer zu ziehen.

Wir beſchloſſen die letztern zu einer Hütte zu brauchen, und legten nun unverzüglich Hand an das Werk. Mit vieler Mühe gelang es uns endlich damit fertig zu werden und ſo brachten wir denn den übrigen Theil der Nacht etwas leidlicher zu. Die

Hüt-

Hütte hatte zwanzig Fuß in der Länge, und zehen in der Breite, war der Stürme wegen an mehreren Bäumen befeſtigt, konnte aber leider aus Mangel an Bretern mit keiner Thür gänzlich verſchloſſen werden.

Die folgenden zwey Tage fiſchten wir noch allerhand Sachen aus unſerm geſcheiterten Schiffe auf; allein zum Unglück war der Zwieback völlig verdorben und unſre Ration ward daher auf ein Viertelpfund Pöckelfleiſch und einige Zwiebeln feſtgeſetzt. Wir waren unſerer achtzehn zuſammen, und mußten daher äußerſt ſparſam zu Werke gehen. So hatten wir noch vier traurige Tage zugebracht, als das Meer ſich endlich beruhigte, und der Capitain nach dem Wracke zu ſahren beſchloß.

Wir hatten das Boot ſo gut als möglich ausgebeſſert und langten daher glücklich bey dem geborſtenen Schiffe an. Allein es war ſo ſehr mit Eis bedeckt, daß wir mit aller Arbeit nichts herausbringen konnten. Erſt am folgenden Morgen gelang es uns, eine kleine Tonne mit Pöckelfleiſch und zwey Kiſten Zwiebacke, ſo wie drey Flaſchen mit Canadiſchem Balſam und eine mit Oel zu retten. Eben ſo holten wir noch bey einer dritten Fahrt das große Segel ab, was uns zur Bedeckung unſrer Hütte von großem Nutzen war.

Unterdeſſen hatten wir das Unglück,

drey von unſern Gefährten, den Zimmermann, den Schiffsmeiſter, und einen Matroſen durch den Tod zu verlieren. Sie hatten verſäumt, ihre erfrornen Füße mit Schnee zu reiben, und mußten unter den entſetzlichſten Schmerzen ſterben. Da die Erde zu hart gefroren war, und es uns überdem an Hacken und Schaufeln fehlte, ſahen wir uns gezwungen, ſie in den Schnee zu legen, und unterdeſſen bloß mit Zweigen zu bedecken.

Während nun unſre Lage mit der täglichen Verminderung unſerer Lebensmittel immer bedenklicher wurde, beſchloß ich endlich mit dem Bootsmann längſt dem Ufer eines gefrornen Stromes ſo weit als möglich in das Land hinein zu gehen. Lange waren wir fortgegangen, ohne etwas anders als Spuren von Elendsthieren anzutreffen, als wir endlich eine Reihe behauener Bäume, und bald darauf eine indianiſche Hütte entdeckten, vor der eine Stange mit einer Elendshaut ſtand.

So viel uns indeſſen dieſe Anzeigen auch immer hoffen ließen, kam doch, troz alles unſers Rufens, kein einziger Indianer zum Vorſchein. Wir beſchloſſen daher endlich, ihnen ein Zeichen zurück zu laſſen, und wählten ein Stück Birkenrinde in Form einer Hand dazu, die an einer hohen Stange befeſtigt, gleichſam nach dem Orte unſers Aufenthalts hinzuzeigen ſchien.

Fröhlich eilten wir jetzt zu unſern Gefährten zurück, und hofften nun ſtündlich auf unſere Erlöſung. Jeden Morgen vertröſteten wir uns auf heute, jeden Abend auf den folgenden Tag. Aber vergebens; ſchon war eine Woche vergangen, und jede Hoffnung ſchien verſchwunden zu ſeyn.

In dieſer entſetzlichen Lage that ich endlich den Vorſchlag das Äußerſte zu wagen und längſt der Küſte auf Entdeckungen auszugehn. Die Beſchwerden, die Gefahren dieſer Reiſe ließen ſich leicht berechnen, daher hatten nur wenig von meinen Gefährten Muth und Kräfte dazu. Der Capitain, der Bootsmann, mein Bedienter und zwey Matroſen wollten meine einzigen Begleiter ſern, wiewohl das Boot für zehn bis zwölf Perſonen immer groß genug war.

Nachdem wir es nochmals ſo gut als möglich ausgebeſſert und in Ermangelung des Theeres mit verdicktem canadiſchen Balſam calfatert hatten, theilten wir die noch vorhandenen wenigen Lebensmittel mit unſern zurückbleibenden Cameraden in gleiche Theile und traten endlich den 4. Januar 1787. unſere ſchreckliche Reiſe an. Indeſſen wenn es mit dem Menſchen aufs äußerſte gekommen iſt, ſcheint ihm jede Todesart ziemlich gleichgültig zu ſeyn.

5.

Acht Meilen mochten wir ſo zurückgelegt haben, als der Wind plötzlich Südoſt wurde, und uns in eine kleine Bucht hinein trieb, die uns ziemlich ſicher zu ſeyn ſchien. Wir beſchloſſen demnach das Boot ans Land zu ziehen, Feuer anzumachen und hier die Nacht zuzubringen.

Es war Mittag und wir ſaßen gerade bey unſerm ſpärlichen Mittagsmahle, als ich am Ufer ein Stück Holz bemerke, das von Menſchenhänden bearbeitet zu ſeyn ſchien. Wiewohl nun rings umher nicht die mindeſte Spur von einer Wohnung zu entdecken war, glaubte ich dennoch in der Entfernung einen Hügel mit einigen abgehauenen Bäumen und etwas angebautem Lande zu ſehen. Ich überredete alſo meine Gefährten noch vor Einbruch der Nacht dahin zu gehen, um vielleicht einigen wandernden Indianern auf die Spur zu kommen.

Wir machten uns demnach auf den Weg, der anfangs immer längſt der Bucht hinlief. Plötzlich ſahen wir eine halbverbrannte Fiſcherbarke von Neufundland, und ſetzten unſern Marſch mit verdoppelten Kräften fort. Kaum hatten wir auch die Spitze des Hügels erreicht, als wir zu unſerer unausſprechlichen Freude, höchſtens eine Meile davon, einige Häuſer vor uns ſahen.

Athemlos, voll Hoffnung und Ungeduld, eilen wir vorwärts. Wir kommen an, wir gehen hinein — O entſetzliche Täuſchung! — Alles war Menſchenleer —

Schon ſeit Jahren ſchienen die Häuſer nicht mehr bewohnt zu ſeyn.

Wehmüthig und mit gebrochenen Herzen giengen wir nun wieder an unſern Landungsplatz zurück, flochten uns eine Hütte von Zweigen, und brachten ſo die lange ſchreckliche Nacht bey unſerm Feuer zu. Mit Tagesanbruch lief der Wind nach Nordoſt, und machte es uns unmöglich in See zu gehn.

Zwey Tage hatte es ſo fortgeſtürmt, in der dritten Nacht erwache ich, und höre zu meinem Erſtaunen das Rauſchen der Wellen nicht mehr. Der Mond ſchien hell, ich wecke den Bootsmann — wir gehen ans Ufer — die ganze Bucht war mit Eis bedeckt. Wie Berge hatten ſich die gefrornen

Wellen aufgethürmt. — Man denke ſich unſre Lage — Ich habe keine Worte dafür.

Einige Tage hatten wir auf dieſe Art in dumpfer Verzweiflung zugebracht, als der Wind eines Morgens plötzlich nach Südoſt ſprang, und bald darauf das Eis unter einem furchtbaren Krachen in das Meer hinein trieb. Es ſtürmte dabey ſo heftig, daß die ganze Bucht ſchon Nachmittags um zwey Uhr wieder vom Eiſe befreyt war. Da der Wind indeſſen die folgenden zwey Tage eben ſo heftig blieb, wagten wir erſt den dritten wieder in See zu gehen.

6.

Der Abend brach an, noch hatten wir keinen ſchicklichen Landungsplatz entdeckt.

Es ward Mitternacht, wir ſahen nichts als hohe Klippen vor uns. Sechszehn Meilen hatten wir ſo zurückgelegt, unſere Kräfte waren völlig erſchöpft. Wir beſchloſſen demnach das hohe felſigte Ufer hinan zu klettern, während das Boot vor Anker blieb.

Kaum waren wir glücklich ans Land gekommen als der Wind auf einmal wieder nach Nordweſt lief. Unſer Boot ward gegen die Felſen geworfen, und die Brandung ſchlug bis zu unſerm Sitze hinauf. Ohne Obdach, ohne geiſtige Getränke und faſt ohne Feuer brachten wir nun acht ſchreckliche Tage in namenloſem Elende zu.

Es war den ein und zwanzigſten Januar, und das Wetter fieng an etwas gelinder zu werden, als wir endlich beſchloſſen längſt der Küſte auf Entdeckungen auszugehen. Allein noch ehe wir unſre Reiſe antreten konnten, bekamen wir Südwind, es fieng an zu thauen, und die Wege wurden mit einemmale unbrauchbar.

In dieſer ſchrecklichen Lage beſchloſſen wir endlich wieder nach unſerm Boote zu ſehen. So ſehr es beſchädigt war, ſchien es doch nunmehr unſere einzige Hoffnung zu ſeyn. Ich kam auf den Einfall, die Fugen mit Waſſer zu begießen, um es gefrieren zu laſſen.

Es gelang über meine Erwartung. Die Lecke verſtopften ſich, und ſo wagten wir uns am fünf und zwanzigſten Januar endlich wieder in See damit.

Den erſten Tag gieng die Sache vertreflich, wir machten zwölf Meilen und brachten die Nacht am Lande zu. Allein am folgenden Morgen fiel ein Platzregen ein, und unſere Waſſercalfaterung ward zerſtört. Zum Glück bekamen wir wieder Froſt und ſetzten am dritten Tage unſre Reiſe von neuem fort. So gieng es mit abwechſelndem Glücke bis zum dritten Februar, wo wir der hohen felſichten Küſte wegen, erſt um fünf Uhr Morgens ans Land kommen konnten.

Hier war es, wo ich endlich auf die Vermuthung kam, daß wir uns am nördlichen Vorgebirge der Königsinſel *) befänden, und daß wir gewiß gerettet werden würden, ſobald wir uns nur noch einige Wochen mit unſern Lebensmitteln hinhalten könnten. Allein zum Unglück war Alles, ja ſogar ein Pfund Talglichter aufgezehrt, und wir hatten nun ſchon mehrere Tage bloß von wilden Hahnebutten gelebt.

Indeſſen beſchloſſen wir dennoch ſo weit als möglich an der traurigen Küſte hinzurudern, bis es endlich den ſiebzehnten Februar aufs äußerſte mit uns kam.

Wir landeten demnach mit dem feſten

---

*) Isle Royal am Eingange des St. Lorenzbuſens.

Entſchluſſe nun nicht weiter zu gehen, gruben uns ein Loch in den Schnee, trugen ſo viel Holz als möglich zuſammen, und hofften nun unſere Leiden, wo nicht auf andere Art, doch wenigſtens durch den Tod in kurzem geendigt zu ſehen.

Jetzt da die letzte Stunde meines Lebens gekommen zu ſeyn ſchien, ſtand das Bild meines Vaters, das mich unaufhörlich begleitet hatte, mit neuer Lebhaftigkeit vor meiner Seele. Ich glaubte ihn zu ſehen, wie er mein Schickſal ahnete, wie er für mein Leben zitterte, wie er endlich die ſchreckliche Todespoſt empfieng. Meine Thränen floſſen, mein Herz war zerriſſen, ich ſank in Verzweiſlung auf mein kaltes Lager zurück.

Alles weinte, ſtöhnte und klagte um mich her. Jeder ſchien den andern zum Opfer des Todes zu wählen, aber jeder hielt den ſchrecklichen Vorſchlag auf den Lippen zurück. Ich ſelbſt — O Gott, wenn es ein Verbrechen war — warum ließeſt du mich in dieſem Elend verſchmachten!

7.

In dieſer ſchrecklichen Stimmung hatten wir ſchon zwey Tage zugebracht, als endlich der Augenblick unſerer Rettung gekommen war. Der Tag brach an, der Himmel hellte ſich auf, die Sonne blickte nach mehrern Wochen zum erſtenmal wieder

der durch die Wolken hindurch — Plötzlich hören wir Menſchenſtimmen — O Gott! — Iſt es möglich? — Wir richten uns auf, wir zittern vor einer ſchrecklichen Täuſchung — Aber nein — Wir ſahen ſie ſelbſt. — Es waren zwey Wilde, ziemlich nahe bey uns. Noch hatten ſie uns nicht bemerkt; eilends krochen wir nun aus unſerm Loche hervor.

Sie hören ein Geräuſch, ſie drehen ſich um, ſie werden uns gewahr, und ſtarren uns mit Entſetzen an. Unſere Bärte, unſere Todtengeſichter, unſere geſchwollenen Glieder, unſere ganze ſcheußliche Geſtalt — der Anblick konnte nicht anders als ſchrecklich ſeyn. Als ich mich indeſſen dem Vorderſten genähert und ihm die Hand gegeben hatte, faßten ſie Muth, ſahen ſich an, und ſetzten ſich ſtillſchweigend an unſer Feuer hin.

Einige Minuten hatten ſie uns ſo betrachtet, als ſich endlich der eine in gebrochenem Franzöſiſch nach unſern Schickſalen zu erkundigen anfieng. — „Wer ſeyd Ihr?“ — „Wo kommt Ihr her?“ — „Und warum habt Ihr hier gelandet?“

Ich erzählte es ihnen mit wenig Worten und fragte darauf, ob ſie uns einige Lebensmittel verſchaffen könnten? Sie bejaheten es, ſtanden dann plötzlich auf, hieben uns noch einige Äſte ab, und entfernten ſich.

Sie gehen um uns Nahrungsmittel zu holen! — ſagte ich zu meinen Gefährten, die über dieſen plötzlichen Aufbruch in Beſtürzung geriethen. — Ich war mit dem Charakter der Wilden zu gut bekannt, um daran zweifeln zu können.

Indeſſen waren bereits drey Stunden vergangen, und ich fieng an ein wenig unruhig zu werden, als ich die beyden Indianer hinter einer Landſpitze in einem Canot hervorrudern, und bald nachher auf uns zukommen ſah. Sie brachten eine Blaſe voll Fiſchthran und ein großes Stück geräuchertes Wildpret mit, das in Schneewaſſer gekocht ward, und wovon dann jeder ſein Antheil bekam.

Jetzt entſtand die Frage, wie ſie uns fortbringen ſollten, da ihr Canot für uns alle nicht groß genug war. Es ward daher beſchloſſen, daß ſie mich, meiner Depeſchen wegen, zuerſt in Sicherheit bringen, und dann die übrigen abholen ſollten. So fuhr ich denn mit ihnen fort, und kam etwa eine Stunde nachher bey ihren Wohnungen an. Unverzüglich giengen ſie mit dem Canot zurück, und ehe es Abend wurde, waren wir alle in Sicherheit.

Nie werde ich die herzliche Freundlichkeit vergeſſen, mit der wir aufgenommen wurden. Es kamen uns noch drey andere

Indianer und etwa ein Dutzend Weiber und Kinder entgegen, und alle betrachteten uns mit dem innigſten Mitleid. Sie gaben uns einige Otternfelle, bereiteten uns eine ſtärkende Suppe, und hörten unſere Geſchichte mit äußerſter Rührung an.

Kaum hatte ich mich indeſſen ein wenig erholt, als ich auch ſogleich für die Rettung unſerer unglücklichen Gefährten *) zu ſorgen beſchloß. — „Wird es wohl möglich ſeyn?“ — fragte ich die Indianer, und hörte zu meiner großen Freude, daß ihnen die Stelle be-

---

*) Die noch an der Küſte zurückgeblieben waren, wo die Brigantine geſcheitert war.

kannt war. Sie ſchlugen die Entfernung auf vierzig Meilen an, verſprachen aber für gute Bezahlung ihr möglichſtes zu thun.

Jetzt erſt fiel mir ein, daß mein Bedienter einen Beutel mit hundert und funfzig Guineen gerettet hatte, und ſo zeigte ich ihn in der Freude meines Herzens mit triumphirendem Lächeln vor. Aber wie bald fand ich Urſache, meine Unvorſichtigkeit zu bereuen! Kaum hatten nemlich die Indianer das Geld geſehen, als ihre Gaſtfreundſchaft auf einmal vergeſſen war.

Sie trieben nun ihre Forderungen aufs äußerſte und verſtanden ſich endlich kaum für funfzig Guineen dazu. *) Indeſſen machten ſie ſich zu meiner groſsen Freude ſchon den andern Morgen auf den Weg, und verſprachen, wo möglich, in vierzehn Tagen zurück zu ſeyn.

Sie hielten Wort; am funfzehnten Tage Morgens kamen ſie glücklich mit drey von unſern übriggebliebenen Camaraden an. Wie viel hatten wir einander zu erzählen! Ach ihre Lage war beynahe noch ſchrecklicher als die unſrige geweſen! Sie hatten ſogar die Leichname der andern verzehrt. — Die

---

*) Sie waren von franzöſiſchen Jeſuiten belehrt, und mit dem Werthe des Geldes bekannt gemacht worden.

Wilden empfingen ihre Guineen, und wegen uns von nun an ihre Lebensmittel mit Golde auf, ja die Weiber wollten ſogar für jeden Tropfen Waſſer bezahlt ſeyn. *)

Vierzehn Tage hatte ich meiner großen Entkräftung wegen, noch auf dieſe Art bey ihnen zubringen müſſen, jetzt hielt ich mich für ſtark genug vollends zu Lande nach Hallifax zu gehen. In Anſehung meiner Gefährten ward beſchloſſen, daß ſie bis zum funfzehnten auf einer benachbarten Pflanzung bleiben, und dann die Überfahrt zur See machen ſollten.

---

*) Sie waren von einigen franzöſiſchen Miſſionarien bekehrt worden.

8.

Es war den dritten April, als ich mit meinem Bedienten und zwey Indianern, denen ich vierzig Guineen geben mußte, die Reiſe nach Hallifax antrat. Jeder von uns war mit einem Paar indianiſchen Schuhen, einem Paar Schneeſchuhen und Lebensmitteln auf vierzehn Tage verſehen. Indeſſen war die Reiſe bey weitem nicht ſo beſchwerlich als ich gefürchtet hatte und wir kamen ſchon den zwanzigſten Tag bey der kleinen Colonie St. Peter an.

Hier fand ich ſo viel Freundſchaft und Unterſtützung, daß mir unter andern ein gewiſſer Herr Cavanangh gegen einen Wechſel auf meinen ihm völlig unbekannten Vater dennoch edelmüthiger Weiſe 200 Pfund vorſchoß. Von hier ſetzte ich nun meine Reiſe längſt der Küſte in einem kleinen Boote fort und langte endlich glücklich im Hafen von Hallifax an.

Leider mußte ich aber hier noch zwey Monat warten, ehe ich ein Schiff nach Neuyork finden, und dem General Clinton meine verſpäteten Depeſchen überreichen konnte.

III.

James Briſtow.

James Briſtow war im Jahre 1774. als gemeiner Soldat nach Oſtindien gegangen. Nachdem er bis 1780. in Dinapore geſtanden, auch einen unbedeutenden Feldzug mitgemacht hatte, ward er endlich mit ſeinem Corps nach Madras eingeſchifft, um die Armee gegen Hyder Aly verſtärken zu helfen.*) Er war unterdeſſen Offizier geworden und kam den fünften November 1780. glücklich auf der Rhede von Madras an. Dies zur Einleitung, jetzt ſeine eigene Erzählung:

---

*) Die Truppen der Compagnie waren nemlich geſchlagen worden und hatten ſich nach Madras zurückziehen müſſen, worauf Hyder Aly Arcot erobert hatte.

1.

Es war den 17ten Januar 1781. als wir 7400 Mann ſtark unter dem Commando des General Coote unſer Lager vor Madras verließen, und ſüdwärts gegen Carangulv marſchirten. Man muß eine große indiſche Armee beyſammen geſehen haben, es iſt die ſonderbarſte Art zu Felde zu ziehen, die man ſich denken kann.

Zuerſt der ungeheure, faſt unglaubliche Troß, der die Armee zu begleiten pflegt.

Jeder Seapoy mit ſeiner oft zwölf bis ſiebzehn Perſonen ſtarken Familie; tauſende von Ochſentreibern, *) Pferdeknechten, Grasſchneidern, **) Laſtträgern, ***) Marke-

---

*) Alle Bedürfniſſe der Armee, alle Canonen u. ſ. w. werden hier mit Ochſen fortgeſchafft. Zu einem Achtzehnpfünder z. B. werden nicht weniger als ſechs und dreiſſig Ochſen, zu einem Vier und zwanzig Pfünder funfzig gebraucht.

**) Für die Pferde, auf jedes muß einer gerechnet werden.

***) Culies. Jeder Offizier muß wenigſtens funfzehn bis zwanzig haben, die zu den Krankenbetten und Palankins bey jeder tendern *) Offiziersbedienten, Laskars zum Zeltaufſchlagen, Köchen, Küchenjungen, Waſſerträgern u. ſ. w. wobey noch zweymal ſo viel Weiber und Kinder ſind.

Eben ſo auffallend iſt der Luxus und die Gemächlichkeit, womit man in Oſtindien im Felde lebt. Zelte, Betten, Victualien u. ſ. w. alles erinnert an ſtädtiſche Bequem-

---

Compagnie ſo wie die Jungen, welche die Torniſter der gemeinen Soldaten tragen, noch ungerechnet.

*) Die Marketender formiren bey einem indiſchen Heere ein eigenes Corps, den ſogenannten Bazar.

quemlichkeit. Die Zelte der Stabsoffiziere müſſen häufig von Elephanten getragen werden, und ohne ſeine weichen Matrazzen und einer melkenden Ziege wird kein engliſcher Offizier zu Felde ziehn.

Mit einem Worte in Oſtindien verliert der Krieg einigermaßen ſeine Schrecklichkeit. Die Armeen, die nur das Anſehen wandernder Horden haben, bewegen ſich langſam; die Feldzüge werden mit Bequemlichkeit geführt; man ſchlägt ſich um zu genießen, und man genießt, als ob man mitten im Frieden lebte.

2.

Es war den fünften Februar als wir

nach der Einnahme des Forts Caranguly auf den rothen Hügeln bey Pondichery anlangten, wo eben zu Hyder Aly's Unterſtützung eine franzöſiſche Escadre von ſieben Linienſchiffen angekommen war.

Die Franzoſen hatten bereits den Tag vorher ihre Truppen zu landen verſucht; es aber bey unſerer plötzlichen Erſcheinung ſogleich wieder aufgeben müſſen. Die Boote waren indeſſen am Strande geblieben, und ſchienen nicht weiter bewacht zu ſeyn. Ich ward demnach mit einer Parthie Artilleriſten und Seapeys befehligt, dahin zu marſchiren, um ſie zu verbrennen, und fand bey der Ausführung nicht den geringſten Widerſtand.

Der Tag brach an, eben wollte ich mich wieder in unſer Lager zurückziehen; plötzlich ſah ich mich von einem Trupp indianiſcher Reuter umringt. Meine Leute wurden in Stücken gehauen und ich ſelbſt zwiſchen zwey Pferden mit fortgeſchleppt.

Es war den ſechsten Februar, Nachmittags um zwey Uhr, als ich in Hyder Aly's Lager ankam und ſogleich in ſein Zelt geführt ward. Er hatte einige franzöſiſche Offiziere bey ſich, und ſchien in einem wichtigen Geſpräche mit ihnen zu ſeyn. Halbnackend, die Hände auf den Rücken gebunden, blieb ich nun am Eingange ſeines Zeltes ſtehen und hatte Zeit genug den furchtbaren Hyder Aly mit ſeinem feuerrothen Turban, und gelben Sammetſtiefeln zu betrachten.

Nach einer langen Pauſe wendete ſich endlich der eine franzöſiſche Offizier zu mir und redete mich an. — „Wie ſtark iſt eure Armee?“ — fragte er — „Dreyßig tauſend Mann!“ — antwortete ich — „Und fünf tauſend Europäer obendrein!“ — „Was?“ — fiel er mir wüthend ins Wort. — „In allen euren Beſitzungen habt ihr nicht ſo viel!“

Hyder Aly ward durch meine patriotiſche Übertreibung ſo aufgebracht, daß er mich zu ſchließen und drey Tage ohne Speiſe zu laſſen befahl. Sein Befehl ward pünktlich vollzogen, ſo daß ich erſt am vierten Tage ein wenig Reiß bekam. Da ich mich nun überdem weigerte, bey ihm Dienſte zu nehmen, ward ich nach Arcot gebracht, wo ich in der ſtrengſten Verwahrung bis zu Anfang des Mays blieb.

3.

Es war den eilften May, als ich endlich nach einem äußerſt beſchwerlichen Marſche in Seringapatnam ankam, und ſogleich in das große Gefängniß gebracht ward. Hier fand ich noch dreyhundert Europäer, deren ſchrecklicher Zuſtand über alle Beſchreibung gieng.

Täglich raſſten die Blattern und andere epidemiſche Krankheiten eine Menge von ihnen hinweg und dennoch ward nicht der geringſte Verſuch zu ihrer Rettung gemacht. Vielleicht hätte ich daſſelbe Schickſal gehabt, wäre ich nicht auf den Einfall gekommen, mir vermittelſt einer kleinen Wachskugel und eines Knopfes ein Fontanell zu unterhalten.

Sechs ſchreckliche Monate hatte ich in dieſem Gefängniſſe zugebracht, als eines Morgens der Commendant unſerer Wache mit einem Bramin herein trat, ſechszehn von uns die Ketten abnehmen und mit ſich fortführen ließ. Noch erſchöpften wir uns in Muthmaßungen darüber, als endlich die Sache ruchtbar ward. Werde ich es erzählen können? — Unſere Gefährten waren berauſcht und dann beſchnitten worden! — Zitternd ſah ich nun derſelben Beſchimpfung entgegen, doch blieb ich noch bis zum Anfang des Jahres verſchont.

Aber jetzt den 4ten Januar 1782. — O warum hatte ich nicht tauſend Arme, um alle dieſe Henkersknechte zerſchmettern zu können. — Ich finde keine Worte, um meinen Schmerz, meine Wuth, meine Verzweiflung zu beſchreiben! — Es war der unglücklichſte Tag meines Lebens, wo ich der übermacht meiner Tyrannen erlag! Vierzehn meiner unglücklichen Camaraden hatten daſſelbe Loos!

Kaum waren wir hergeſtellt, ſo wurden wir zu dem ſogenannten Chaylah oder Sclavenbataillons geſetzt, um dieſe zum Dienſte abzurichten. Die kleinſte Weigerung, die geringſte Widerſetzlichkeit, und wir wurden aufs grauſamſte dafür geſtäupt. Tauſendmal war ich willens mir das Leben zu nehmen, und nur die Hoffnung konnte es mir noch erträglich machen.

Unterdeſſen war das ganze zweytauſend Mann ſtarke Corps des Oberſten Braithwaite in Hyder Aly's Gefangenſchaft gerathen, und wurde nun nach Seringapatnam in unſer Gefängniß gebracht. Alles war nun über und über mit Menſchen voll gepfropft Wir lagen wie halb Verweſte über einander, und ſteckten einer den andern mit den ſcheußlichſten Krankheiten an.

So vergieng das Jahr 1782. Hyder Aly ſtarb, ſein Sohn Tippoo Saheb kam zur Regierung und ſein neuer Killadar *) behandelte uns mit der raffinirteſten Grauſamkeit. Faſt täglich ſtellte er bey den häufigen Niederlagen unſerer Landsleute neue Siegesfeſte an. Die kleinſte Unzu-

---

*) Gouverneur.

friedenheit von unſerer Seite und wir wurden aufs empfindlichſte dafür geſtäupt. Zuletzt befahl er ſogar der Wache, uns nicht mehr aus dem Gefängniſſe zu laſſen, wodurch denn unſer Elend aufs höchſte ſtieg.

Wüthend, außer uns, voll Verzweiflung, brachen wir eines Abends die Thür auf und eilten in die Wohnung des Killadar. — „Brod! Brod! Wir verhungern!“ — ſchrieen wir alle und unſer ſchrecklicher Anblick klagte ſeine Grauſamkeit an — Aber vergebens! — Wir hatten unſer Schickſal nur deſto ſchrecklicher gemacht, und unſere Peiniger kannten von nun an keine Gränzen mehr.

Indeſſen ſchien der Augenblick unſerer Erlöſung endlich gekommen zu ſeyn. Zu Ende des Jahres 1783. nemlich ward der Friede geſchloſſen und die Auslieferung der Gefangenen zu einer der Hauptbedingungen gemacht. Allein vergebens; ohne ſeine Verpflichtungen zu erfüllen, wußte uns Tippoo zurück zu behalten, und ſchickte uns mit ſeinem Sclavenbataillon unaufhörlich in der Provinz herum.

4.

Sieben ſchreckliche Jahre hatten wir auf dieſe Art in der härteſten Sclaverey zugebracht, als endlich unſer Schickſal entſchieden ward. In Bergfeſtungen vertheilt und aller Nahrungsmittel beraubt, ſchienen wir zu dem quaalvollſten Tode zum Verhungern verdammt zu ſeyn.

Mich hatte das Schickſal mit noch fünf andern meiner Camaraden nach Ontradroog geführt. So ſtreng indeſſen die Befehle des Kiliadar waren, hatten die gutmüthigen Hindus dennoch Erbarmen mit uns. Sie fanden Gelegenheit uns dann und wann mit einigen Lebensmitteln zu verſehen, ohne daß es unſre Wache bemerken zu wollen ſchien.

So waren fünf Wochen vergangen, und jeden Tag hatten wir einen neuen Plan zu unſerer Flucht gemacht. Unvermuthet trat endlich ein Umſtand ein, der unſerm Schickſale die günſtigſte Wendung gab. Die Artillerie der Feſtung war äußerſt elend, der Killadar kam auf den Einfall, ſie von ſeinen Gefangenen ausbeſſern zu laſſen.

In dieſer Abſicht ward ich denn aus dem Gefängniß geholt, und auf dem ganzen Walle herum geführt. So genau ich dieſe alten malabariſchen Canonen, geborſtenen Mörſer u. ſ. w. auch immer zu betrachten ſchien; vergaß ich doch nicht mir die Gegend auf das beſte bekannt zu machen. Zehnmal kehrte ich zurück, um mir die kleinſten Umſtände einzuprägen, während man alles meinem Eifer zuſchrieb.

Kaum hatte ich meinen Camaraden dieſe Entdeckung mitgetheilt, als unſre Flucht augenblicklich beſchloſſen ward. Nichts ſchien uns leichter zu ſeyn als auf dieſer Seite den Felſen hinabzukommen, und ſchon die folgende Nacht ward muthig zur Ausführung beſtimmt.

Indeſſen hatte die Sache nicht wenig Schwierigkeiten. Wir mußten uns von unſern Feſſeln befreyen, mehrere Poſten paſſiren, eine entſetzliche Höhe hinabklettern, einen undurchdringlichen Wald durchſchneiden; jeder Schritt hatte ſeine eigene Gefahr. Aber in unſerer Lage war uns alles einerley. So oder ſo! Unſer Tod ſchien auf jede Art unvermeidlich zu ſeyn.

Zuerſt kam es demnach darauf an, unſere Gefängnißmauer durchzubrechen, die ziemlich dick, doch glücklicherweiſe nur von Erde war. Freylich konnten wir uns ſtatt aller Werkzeuge nur eines Meſſers dazu bedienen, aber wir benetzten ſie ſo lange mit Waſſer, bis ſie ſich faſt ohne Mühe zerbröckeln ließ. Um dieſe Arbeit deſto ſchneller zu vollenden, hatten wir uns übrigens noch mit ſieben andern Gefangenen verbunden, deren Behältniß neben dem unſrigen war.

Was unſere zum Glück ſehr alten Feſſeln anlangte, ſo hatten wir uns von einem Federmeſſer eine Feile gemacht, mit der wir die Schellen ſo lange bearbeiteten, bis ſie ſich vollends zerbrechen ließen. Um aber Geräuſch zu vermeiden, wurden ſie immer dabey mit Lappen umwickelt. Auf dieſe Art hofften wir denn in einigen Wochen mit unſern Anſtalten völlig zu Stande zu ſeyn.

5.

Es war den 20ſten November 1790. gegen Mitternacht, als endlich alles geendigt, und der Augenblick unſerer Erlöſung gekommen war. Schon den Abend vorher hatten wir zu unſerer Flucht beſtimmt gehabt, die Öfnung aber zu klein gefunden. Jetzt ſchien ſie vollkommen groß genug, und ſo kroch ich denn als erwählter Anführer, mit einem dicken Knüppel verſehen, zuerſt hinaus.

Leider fand ſich aber, daß die Öfnung für einige unter uns doch noch immer zu klein geblieben war. Ich mußte ſie daher von außen zu vergrößern ſuchen, was ſich denn auch glücklicherweiſe ſehr bald bewerkſtelligen ließ. Eilends ſchlüpften nun meine Cameraden vollends hindurch, und ſo ſtiegen wir über den erſten Wall, der höchſtens ſieben bis acht Fuß hoch war.

Um an den zweyten zu kommen, mußten wir einen Poſten paſſiren, der gerade in unſerem Wege lag. Schon fürchteten wir entdeckt zu werden, als ein plötzlicher Platzregen die Schildwache in ihre Bambushütte trieb. Unbemerkt kamen wir nun glücklich vorbey, erſtiegen den Hauptwall, und ſtanden am Rande des Abgrundes, der in grauſender Dunkelheit vor uns lag.

Ich hatte ihn nur halb unterſucht, dennoch beſchloß ich auch hier der erſte zu ſeyn. Aber kaum hatte ich ein paar Schritte vorwärts gethan, als ich auf einmal an dem ſchrecklichen Abhange zu meinem Todesſchrecken ins Fallen kam. Unaufhaltſam ſtürzte ich den ſteilen Felſen hinunter, bis ich mich endlich am Fuße deſſelben an einem Baume feſt hielt. Mit gleicher Schnelligkeit ſtürzten auch meine Gefährten hinunter, doch kamen wir zu unſerm größten Glück faſt ohne allem Schaden davon.

Der Mond gieng auf; man konnte uns von der Feſtung bemerken, wir mußten alſo eilen den Wald zu erreichen, der an dem Fuße des Felſens lag. Athemlos, auf Händen und Füßen kriechend, ſuchten wir uns durch das dicke Gebüſch hindurchzuarbeiten — plötzlich rufte uns eine indiſche Schildwache an. Ich ſtehe ſtill, ich verliere meine Gefährten aus dem Auge, und als ich mich endlich wieder erhole, ſehe ich mich mitten in der ſchrecklichſten Wildniß völlig allein.

Mehrere Stunden mochte ich mich auf dieſe Art bis zum Ausgange des Waldes hindurch gearbeitet haben, als ich oben auf der Feſtung eine Menge Trompeten wie

Signale vernahm. Mit verdoppelten Schritten eilte ich nun über das Blachfeld, kam trotz des Anrufens einer Schildwache glücklich bey einer Schanze vorbey, und marſchirte nun bis Tagesanbruch ohne weitere Abentheuer immer zwiſchen grünenden Feldern fort.

Die Sonne gieng auf, als ich mich in der Nähe eines Teiches befand, wo zwey indianiſche Reuter bey ihrem Frühſtück ſaßen. Es war zu ſpät um ihnen auszuweichen, ich beſchloß demnach herzhaft vorbey zu gehen. — „Iſt das nicht ein Europäer?“ — hörte ich den einen ſagen, als ich langſam und ruhig bey ihnen vorüber ſchritt.

„Ein Europäer?“ — erwiederte der andere — „Wo ſollte der herkommen? Siehſt du denn nicht, daß es eine Weibsperſon iſt. — Wirklich hatte ich mich auch in eine weiße wollene Decke gehüllt, und ſah alſo ziemlich wie eine Wäſcherin aus.

Bald darauf war ich den Reutern aus dem Geſichte, verbarg mich in ein Dickicht, und machte mich erſt mit einbrechender Dämmerung wieder auf den Weg. Drey Tage wanderte ich nun durch eine öde traurige Gegend, wo ich keinen Tropfen Waſſer antraf; bis ich endlich am vierten Abend völlig entkräftet niederſank, und mit der Gewißheit auf dieſer Stelle zu ſterben, meine verlöſchenden Augen ſchloß.

6.

Allein wie groß war meine Freude und mein Erſtaunen, als ich am folgenden Morgen bey meinem Erwachen zwiſchen hohen ſchattigen Bäumen ein kleines kennariſches Dorf vor mir liegen ſah! Ich kannte den ſanften Charakter dieſer gutmüthigen Hindus, ich hatte ihre Sprache vollkommen inne, und ſo beſchloß ich ohne Bedenken darauf zuzugehen.

Ich komme an, ich treffe ein altes Mütterchen, die ich um ein kleines Stück Raggy *) bitte, und werde ſogleich von einem Haufen Weibern umringt. Alle betrachte-

---

*) Reiskuchen.

ten mich mit äußerſtem Mitleid, alle boten mir Speiſen an, ich ward auf mehrere Tage mit reichlichem Vorrath verſehen. Hierauf mußte ich noch meine Füße mit warmen Waſſer waſchen, und verließ endlich meine Wohlthäterinnen mit Thränen der innigſten Dankbarkeit.

Mehrere Tage hatte ich nun auf dieſe Art meine ſchreckliche Reiſe fortgeſetzt, als ich endlich Abends den achten Dezember in eine Ebene kam, wo ich zu meinem unausſprechlichen Entſetzen zwey Tiger auf mich zueilen ſah. Schon waren ſie mir auf funfzehn Schritte näher gekommen, ſchon ſtanden ſie mir mit aufgeſperrten Rachen beynahe gegenüber — plötzlich ſchienen ſie zu erſchrecken, und eilten mit geſenktem Schwanz in vollem Gallopp davon.

Aber ich war nun einer Gefahr entronnen, um einer andern entgegen zu gehen. Kaum hatte ich nemlich funfzig Schritte zurückgelegt, als ich plötzlich auf einen Trupp Soldaten ſtieß. In einem Augenblicke war ich umringt und auf dem Wege nach einem Fort, das weſtwärts vom Walde am Ende eines Teiches lag. Es war noch helle genug um das bemerken zu können, daher ich denn in aller Stille meine Maaßregeln darnach nahm.

Ich wurde vor den Commendanten gebracht, er redete mich kennariſch an, ich that als verſtünde ich ihn nicht. Er fährt malabariſch fort, ich gebe mich für einen invaliden Rajaporten aus, der nach Hauſe geht, ſeinen Paß aber leider verloren hat. — Zu meiner großen Freude ſchien er es beynahe zu glauben, als einer der Umſtehenden ein Fleckchen von meiner Haut bemerkte, das freylich gegen mein mit Tabackswaſſer geſchwärztes Geſicht viel zu ſehr abſtach. Zu meinem Entſetzen ward ich nun einſtimmig für einen von den Chavlas entlaufenen Europäer erklärt, und auf des Commendanten Befehl in Verwahrung gebracht.

„Jetzt oder niemals!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt, und ſtellte mich ſo ſchwach, ſo ermüdet, ſo ausgehungert, daß man mich bloß unter der Bewachung eines einzigen Soldaten ließ. Jetzt fieng ich an ihn ſo lange und ſo wehmüthig um etwas Waſſer zu bitten, bis er ſich endlich zu einem Gange an den Brunnen entſchloß.

Kaum ſah ich mich allein, ſo wickelte ich mich in meine Decke, gieng ungehindert durch alle drey Thore, wandte mich dann rechts in ein Reisfeld und wadete endlich glücklich durch den Teich hindurch. Wiewohl ich nun am andern Ufer bald nachher eine Menge Lichter bemerkte, ward ich dennoch nicht weiter verfolgt.

7.

Sieben Tage, oder vielmehr ſieben

Nächte hatte ich meine Reiſe durch ein offenes mit unzähligen Flüſſen durchſchnittenes Land unter den größten Gefahren fortgeſetzt; als ich endlich den 16. Dezember Abends auf einen Haufen Soldaten ſtieß, und nach einem kurzen Examen vor ihren Commendanten gebracht ward.

Ich hatte jetzt meinen Plan geändert, und gab mich daher ohne Bedenken als einen Europäer an. Ich käme aus dem engliſchen Lager, wollte bey Tippoo Sahebs Dienſte nehmen und ſey daher im Begriff nach Cootic an die Gränze zu gehen. Meine Kleider hätte ich wegwerfen müſſen, um nicht erkannt zu werden, und mein weniges

Reiſegeld eben ſeit einigen Tagen vollends aufgezehrt.

Dieſe Angaben ſchienen dem Killadar ziemlich glaublich vorzukommen. Indeſſen mußte ich bald darauf ein zweytes Verhör ausſtehen, wobey mir bloß mein gutes Gedächtniß aus der Verlegenheit half. Da ich mich nun weigerte in ſeine Dienſte zu treten, ließ er mich endlich mit Lebensmitteln verſehen, meine Straße ziehen.

Acht Tage war ich weiter marſchirt, meine Füße fiengen an zu ſchwellen, meine Kräfte nahmen mit jeder Stunde ab. Tauſendmal glaubte ich niederzuſinken, um zu verſcheiden, dennoch ſchleppte ich mich jeden Tag noch einige Meilen fort.

So kam ich am Neujahrsmorgen 1791. an den Ufern des Tangbaudar an. Zu ſchwach, hinüber zu ſchwimmen, wandelte ich traurig auf und nieder, als ich endlich eine Fähre zu Geſicht bekam. Schon glaubte ich alle meine Leiden geendigt zu ſehn, aber der unerbittliche Fährmann wies mich trotzig zurück. Den Tod im Herzen, beſchloß ich mich nun Strom aufwärts zu ſchleppen, ſo lange es mir bey meinen ſchwindenden Kräften noch irgend möglich war.

Während ich nun ſo fortwanderte, ward ich am jenſeitigen Ufer in einiger Entfernung zwey große Forts gewahr, aus deren Gegend ein heftiges Canonenfeuer kam.

überzeugt, daß unſere Truppen in der Nähe ſeyn müßten, ſuchte ich den Forts ſo viel als möglich gegen über zu kommen, als ich plötzlich einen feindlichen Poſten erblickte, und mich eilends in das benachbarte Gehölz zu retten beſchloß. Hier hielt ich mich die ganze Nacht verborgen, und ſetzte erſt mit Anbruch des folgenden Tages meine mühſelige Reiſe weiter fort.

Drey Tage war ich ſo längſt des Stromes auf und abgeirrt; plötzlich ſah ich mich am vierten Abends von einem Haufen Maratten umringt. Schon hielt ich mich für verloren, als ich in dem Rajah zu meiner unendlichen Freude einen unſerer Verbündeten fand. Jetzt erſt fieng ich an mich wieder ein wenig zu erholen, und das Ende meiner Leiden ſchien nun gekommen zu ſeyn.

Indeſſen bemerkte ich ſchon nach einigen Tagen, daß mich der Rajah mit Gewalt in ſeinen Dienſten zu behalten geſonnen war. Ich ſah mich alſo gezwungen ihn zu hintergehn, und willigte mit anſcheinender Freude ein. Doch kaum hatte ich einen Monat bey ihm zugebracht, ſo benutzte ich die Gelegenheit zu entkommen, ſchwamm über den Strom, der höchſtens zweyhundert Ellen breit war, und langte glücklich am andern Ufer an.

8.

Eine Tagereiſe hatte ich ſo zurückgelegt, als ich in der Gegend von Gopaul von einigen Leuten des Nizam aufgefangen, und in ſein Lager gebracht wurde. Er war unſer Bundsgenoſſe und unſere Armee befand ſich in der Nähe, ich verlangte alſo den engliſchen Commendanten zu ſprechen, und ward auch ohne weiteres in unſer Lager geſchickt.

Wir kommen an, der Commendant war in den Schanzen, endlich ſchickte er einen Offizier zurück. Ich werde verhört, meine Ausſage findet Glauben, man erkennt mich für einen Landsmann, und überhäuft mich mit tauſend Beweiſen des herzlichſten Antheils.

Den

Den folgenden Tag muß ich zu dem Commendanten in die Schanzen kommen und fand die edelmüthigſte Freundſchaft bey ihm. Er ließ mir einen Führer beſorgen, mich nach Panpul an den Hof des Nizams zu bringen, und fügte die beſten Empfehlungen hinzu. Es war den ſechs und zwanzigſten Februar, als ich endlich das Lager verließ.

Von nun an machte ich meine Reiſe bis Maſulipatnam mit der größten Bequemlichkeit. Es waren vierhundert und ſechs und ſiebenzig engliſche Meilen, doch traf ich ſchon am ſiebenten April, troz meines ſechszehntägigen Aufenthalts in Panpul, glücklich in dieſer Hauptſtadt ein.

Hier gieng ich den vierzehnten mit einem kleinen Fahrzeuge ab, und langte endlich nach einer ſehr gefährlichen Reiſe den 17ten Junius 1791. auf der Rhede von Madras an, nachdem ich gerade zehn Jahr und acht Monate abweſend, und von dieſen, neun Jahre, neun Monate und zwey und zwanzig Tage in Tippoo Sahebs Sclaverey geweſen war.

IV.

Kearny.

1.

Ich war in der Schlacht von Vanderwach *) von den Engländern gefangen worden und erhielt Erlaubniß auf mein Ehrenwort nach Pondichery zu gehen. Als aber dieſe Feſtung einige Monate darauf von den Engländern belagert wurde, ward mir Madras zum Orte meines Aufenthalts beſtimmt. Kaum war jedoch Pondichery übergegangen, ſo beſchloß man ſämtliche franzöſiſche Offiziere nach Europa zu ſchicken.

---

*) Im Jahre 1761.

Mr. Pigot, der damalige Gouverneur von Madras, behandelte mich indeſſen mit vieler Auszeichnung. Er ſtellte es meiner Wahl anheim, auf welchem Schiffe ich die Reiſe machen wollte, und verſprach alles für meine Bequemlichkeit zu thun. Ich wählte demnach ein Compagnieſchiff, the Hawke genannt, das über Bengalen nach London befrachtet war, und hatte in Vergleichung mit meinen Camaraden alle Urſache mit meinem Schickſale zufrieden zu ſeyn.

Leider mußte es ſich aber fügen, daß der Capitain wider Vermuthen weit früher, und ehe ich meine Geſchäfte beendigt hatte, nach Calcutta unter Segel gieng.

Ich ſahe mich demnach gezwungen, ihm unverzüglich auf einem der übrigen, nach Bengalen beſtimmten Schiffe zu folgen, wählte dazu den Fottyſalam, der Kriegsmunitionen und Truppen am Bord hatte, und begab mich ſo den 26. Auguſt 1761. ohne die mindeſte Ahnung eines Unglücks, in der heiterſten Stimmung an Bord.

2.

Zwey Tage waren wir erſt in See geweſen, als der Schiffskapitain am dritten Morgen den Major Gordon, der die Truppen kommandirte, auf die Seite nahm, und ihm mit äußerſter Beſtürzung etwas zuzuflüſtern ſchien.

Schon ſeit zwey Stunden hatte ich die

Mannſchaft unaufhörlich arbeiten und eine Menge Sachen über Bord werfen ſehen; dieſe Ängſtlichkeit ſchien mir daher von der übelſten Vorbedeutung zu ſeyn. Augenblicklich nähere ich mich dem Major, frage ihn leiſe, was vorgefallen iſt, und höre zu meinem Entſetzen, daß das Schiff voll Waſſer ſteht. — „Wir können uns keine zwey Stunden mehr halten“ — hatte der Capitain geſagt. Man denke ſich was das für ein Donnerſchlag für mich war.

Indeſſen faßte ich mich bald und fragte ſogleich nach der Chaluppe — „Werden wir uns damit retten können? Und wie iſt es zu bewerkſtelligen?“ — Der Capitain bejahete das erſte, ſchien aber das letztere, der ſtarken Equipage wegen, für unmöglich zu halten. Ich ſah, daß es ein feiger, ängſtlicher Mann war, und ſo beſchloß ich mit dem Major auf unſere Rettung allein bedacht zu ſeyn.

Die Chaluppe war mit Schweinen beladen, und ſchleppte hinten am Schiffe nach. Die Hauptſache war, hineinzukommen, ohne daß es die Menge gewahr ward. Plötzlich rief ich demnach meinen treuen Bedienten, nahm ihn mit uns dreyen in die Cajüte hinunter, und machte den dort verſammelten Offizieren unſern Entſchluß bekannt.

Geſagt! gethan! Wir ſchließen die Cajütenthür zu, mein Bedienter läßt ſich an einem Taue in die Chaluppe hinunter, um ſie im Nothfall vertheidigen zu können, und nun ſteigen wir einer nach dem andern hinab. Hier galt es Leben oder Tod! Wer ſich vom Schiffe herunter geſtürzt hätte, wir hätten ihn niedergemacht! Zum Glücke ſchienen die andern es nicht einmal inne zu werden, und ſo kappten wir das Tau und ruderten ſchnell davon. Wir waren fünf und zwanzig Perſonen zuſammen, worunter zwey Damen, und ſahen uns beynahe von allem entblößt.

3.

Vor allen Dingen kam es nun darauf an, uns in der Chaluppe Platz zu machen; weshalb ich denn die Schweine bis auf ſechs oder ſieben über Bord zu werfen rieth. Wir eilten hierauf, aus einem Theile unſerer Kleidungsſtücke, Schnupftücher u. ſ. w. ein ſehr ſeltſames Nothſegel zuſammen zu nähen, und ſetzten dann unſere Reiſe mit ziemlich günſtigem Winde fort.

Unterdeſſen war die Noth im Schiffe aufs höchſte geſtiegen, wiewohl man uns dennoch durch verſtellte Freudenſignale wieder hinzulocken ſchien. Wenig Minuten darauf ſahen wir es aber völlig entmaſtet gleich einem Wracke treiben, bis es uns endlich bey einem plötzlich eintretenden Nebel völlig aus dem Geſichte kam.

Mit tauſend traurigen Gedanken beſchäftigt, wogten wir nunmehr ohne Boußole, ohne Sextanten, ohne Lebensmittel, ohne Getränke, ohne Feuer immer auf dem ziemlich unruhigen Meere fort. Unſere einzige Nahrung beſtand in Schweinsblut, wovon jeder in vier und zwanzig Stunden anderthalb Löffel bekam. Indeſſen wagten es einige rohes Schweinefleiſch zu eſſen, aber auch dieſes war ſchon am ſiebenten Tage völlig aufgezehrt.“

Die Nacht vor dem achten Tage glaubten wir endlich in der Nähe einer Küſte zu ſeyn, da das donnernde Toſen der Brandung deutlich zu hören war. Würklich konnten wir auch beym Anbruch des Tages ein ziemlich niedriges Felſenryf entdecken, in deſſen Nähe ſich vielleicht landen ließ.

Es ward hierauf berathſchlagt, wie dieſes bewerkſtelligt werden ſollte, wo dann die Mehrheit natürlich für's Schwimmen entſchied.

„Aber ich!" — rief ich entrüſtet — „Und dieſe Damen! Und unſere übrigen Camaraden" — Was ſoll aus uns werden! — Nein! Wir haben hier alle daſſelbe Recht! — Wir müſſen alle bey dem Verſuche ſterben, oder alle gerettet werden!" — Zu gleicher Zeit hielt ich dem Capitain den Degen vor, und drohte ihn eher auf der Stelle niederzuſtoßen, ehe ich mir dieſen Vorſchlag gefallen laſſen würde.

Indem ich dieſes ſagte, trat ein engliſcher Offizier, ein gewiſſer Mr. Scott, hervor. — „Wie?“ — rief er wüthend — „Ein einziger Franzos, ein Kriegsgefangener, will uns hier Geſetze vorſchreiben?“

„Hier ſind wir alle gleich!“ — erwiederte ich mit ruhiger Würde — „Ich wiederhole es, der Capitain muß mir für mein Leben ſtehn — Wer ſich jedoch beleidigt findet — am Lande bin ich zu jeder Genugthuung bereit!“ —

Meine Entſchloſſenheit würkte, der Capitain ſetzte ſich ſogleich ans Steuerruder, und brachte uns glücklich durch die Brandung hindurch. Zwölf von unſern Gefährten ſprangen jetzt über Bord, um vollends ans Land zu ſchwimmen; allein beynahe hätten ſie dieſe Ungeduld mit ihrem Leben gebüßt. Wir ſelbſt wurden von den reißenden Wellen eines Stromes, den wir erſt jetzt erblickten, ſo heftig gegen die Küſte geſchleudert, daß wir uns nur mit genauer Noth aus der ſinkenden Chaluppe zu retten vermochten.

4.

Kaum ſahen wir uns am Lande, ſo eilten wir alle nach einem Deiche, der in der Nähe lag. Acht ſchreckliche Tage hatten wir den brennendſten Durſt gelitten — mit unbeſchreiblichem Entzücken ſchlürften wir wieder die erſten Tropfen ſüßen Waſſers ein. Wir fiengen darauf an von Kräutern und Muſcheln eine Mahlzeit zu halten, und brachten, unſerer großen Erſchöpfung halber, noch zwey Tage am Ufer zu.

Nur erſt am dritten Morgen ward beſchloſſen, ſich in zwey getheilten Haufen nach dem Innern des Landes auf den Weg zu machen.

Eine halbe Stunde mochte ich etwa mit meinen Begleitern längſt des Stromes fortgegangen ſeyn, als uns zwey Fiſcher entgegen kamen, wovon uns der eine im Namen des Rajah an dieſer Stelle vorläufig zu bleiben bat.

Wir hörten jetzt, daß wir uns auf dem Gebiete des Rajah von Arſapour, nicht weit von der Mündung des Ganges befänden, und daß er bereits von unſerm Unglück

glück benachrichtiget worden ſey. Gern ließen wir uns gefallen, ſeinem Befehle nachzugeben, zumal da man uns Lebensmittel und die ſchleunigſte Hülfe verſprach.

Würklich erhielten wir auch ſchon nach einigen Stunden Reis und Fleiſch im Überfluß, und wurden den folgenden Morgen jeder Haufen für ſich, auf eine kleine benachbarte Inſel gebracht.

Allein es zeigte ſich bald, daß jene anſcheinende Menſchlichkeit nichts als eine Hinterliſt geweſen war. Der Rajah hatte die Abſicht gehabt, ſich unſerer zu bemächtigen und hielt uns nunmehr in der härteſten Gefangenſchaft. Hätten wir nicht Gelegenheit gefunden, unſere ſchwarze Wache zu beſtechen, wir würden bey den elenden Nahrungsmitteln, die wir dem Rajah noch obendrein aufs theuerſte bezahlen mußten, ſicher verhungert ſeyn.

Sieben traurige Wochen hatten wir auf dieſe Art in unſerm Gefängniſſe zugebracht. Dreyzehn von unſern Gefährten waren bereits geſtorben, und alle Überbleibenden durch die ſcheußlichſten Krankheiten entſtellt — Endlich entſchloſſen wir uns zu einem Mittel, das, ſo verzweifelt es auch ſcheinen mochte, gleichwohl noch das einzige zu unſerer Rettung war. Es kam nemlich darauf an, den engliſchen Reſidenten zu Ballaſore mit unſerm Schickſale bekannt zu machen und der ſchleunigſten Hülfe gewärtig zu ſeyn.

Allein wie war das anzufangen? — es mußte durch zwey von unſern mohriſchen Wächtern geſchehen. Es gelang uns ſie durch das Verſprechen einer großen Belohnung dazu zu bewegen, und ſo machten ſie ſich troz aller Gefahren mit unſerm kleinen blos mit Bleyſtift geſchriebenen Briefe nach Ballaſore auf den Weg.

5.

Sie reiſen ab, überwinden tauſend Schwierigkeiten und kommen endlich in Katteck, der Reſidenz eines Marattiſchen Rajahs an. Sie werden aufgefangen, vor ihn geführt, nach der Urſache ihrer heimlichen Reiſe befragt und entdecken das ganze Geheimniß. Der Rajah beſchließt uns Männer zu Soldaten, unſere Damen in ſeinem Harem zu brauchen, und fordert von dem Rajah von Arſapour, deſſen Sohn ſich als Geißel bey ihm befindet, ſogleich unſere Auslieferung.

Alles das erfuhren wir in einem Augenblick, und wurden ſchon den andern Morgen, trotz unſers Elendes, unter der gehörigen Begleitung nach Katteck geſchickt.

Wir kamen an, unſere Reiſe war eine der ſchrecklichſten geweſen, die man ſich denken kann. Eine von unſern Damen war geſtorben, jeder von uns ſah wie ein Gerippe aus. So kamen wir an, der Rajah war unterdeſſen nach den Pagoden abgereiſt. Der Miniſter hatte keinen Befehl erhalten, und überließ uns unſerm Elend mit der äußerſten Hartherzigkeit.

Unterdeſſen hörten wir, daß eine engliſche Faktorie hier ſey. Wir eilen hin, es waren nichts als arme Seapoys da; dennoch nahmen ſie uns mit vielem Mitleid auf. Sie hatten Credit, ſie verſchaften uns Reis, Fleiſch u. ſ. w. und ſo brachten wir drey Wochen der ſchrecklichſten Ungewißheit wenigſtens nicht im Mangel zu.

Doch während wir uns beynahe der Verzweiflung überließen, brach unvermuthet der Tag unſerer Erlöſung an. Unſere beyden Mohren hatten Mittel gefunden zu entwiſchen, und hatten ihren Weg nach Ballaſore und von da nach Calcutta fortgeſetzt.

Ehe wir's uns verſahen, traf eine Depeſche vom General Coote ein; der Rajah mußte uns freygeben, und ſo kamen wir in ſechs Tagen bey unſern Landsleuten zu Ballaſore an.

Hier fand ich einige Engländer, die mir den Vorſchlag thaten mit nach Calcutta zu gehen. Ich willige ein, ich habe kaum die Zeit ein Glas Wein zu trinken, ſo begeben wir uns ſchon an Bord. Ich kam glücklich in Calcutta an, fand bey einem edlen Manne, Mr. White, die nöthige Unterſtützung, und gieng endlich den zweyten Februar 1762. auf dem Holderneß nach Europa ab.

V.

Stanislaus Leſzczynsky.

Das unglückliche Königreich Polen war in zwey Partheyen, in die ruſſiſche und in die franzöſiſche, getheilt. Jene hatte ſich für den Churfürſten von Sachſen Auguſt III. dieſe für den bereits erwählten König Stanislaus Leſzczynsky erklärt. Plötzlich rückte eine ruſſiſche Armee ins Land. Stanislaus mußte ſich nach Danzig flüchten, und die Feinde ſchloſſen die Stadt von allen Seiten ein.

Es war zu Ende des Junius 1734. Schon hatten ſich die Ruſſen der wichtigſten

Außenwerke bemächtigt und die Belagerten auf das Äußerſte gebracht. Die ſchnellſte Capitulation war das Einzige, was dem Magiſtate übrig blieb. Aber was ſollte aus dem Könige werden? Auf welche Art ſollte er den Feinden entkommen? — Das mag der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

1.

So war denn die gute Stadt Danzig auf das Äußerſte gebracht. Die Feinde verlangten meine Auslieferung und hatten überdem einen Preis auf meinen Kopf geſetzt. Auf welche Weiſe ſollte ich ihnen entkommen? Wie ſollte ich ihre Wachſamkeit täuſchen, ihre zahlreichen Poſten vermeiden können? — Wenn ich es überlegte, ſchien es mir ſelbſt nur durch ein Wunder möglich zu ſeyn. Indeſſen es mußte gewagt werden, und ſo nahm ich endlich den Vorſchlag des franzöſiſchen Geſandten Marquis de Monti an.

Es war Sonntags den 27. Junius, als ich mich gegen Abend, wo das Bombardement in der That immer heftiger wurde, unter dem Vorwande in meinem Hauſe nicht mehr ſicher zu ſeyn, faſt ohne alle Begleitung zu dem Marquis begab. Hier fand ich alles in Bereitſchaft, was zu meiner Verkleidung nöthig war, ſo daß ich in weniger als einer Viertelſtunde wie ein vollkommner polniſcher Bauer ausſah.

Nur die Stiefeln, die unſeligen Stiefeln, waren durch den unglücklichſten Zufall von der Welt zu eng für mich. Gleichwohl hatte ich keine Zeit zu verlieren; es gieng auf zehne, ich mußte die kurze Nacht benutzen, da es höchſtens bis zwey Uhr etwas dunkel war; *) wir befanden uns in der peinlichſten Verlegenheit.

Nach vielem Hin und Herſuchen wurden endlich noch ein paar alte abgetragene Bedienten-Stiefeln gefunden; ich probirte ſie an, ſie paßten mir vortreflich, und ſo nahm ich denn von dem Marquis den zärtlichſten Abſchied.

---

*) Wie es in dieſer Breite zu ſeyn pflegt.

Kaum war ich indeſſen einige Treppenſtufen herunter, als ich dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, ihn noch einmal zu ſehen. Ich kehrte demnach um und fand ihn im Gebete vor ſeinem Cruzifix. Schon glaubte er, daß ich noch etwas vergeſſen hätte, aber ich umarmte ihn, bat ihn ſich zu beruhigen, und trennte mich nun auf ewig von ihm.

Wenig Schritte und ich kam durch zwey zuſammenſtoßende Gärten bey dem ebenfalls als Bauer verkleideten General Steinflicht an. Unverzüglich begaben wir uns nunmehr auf den Wall, fanden den Platzmajor der Abrede gemäß ſchon auf uns warten, ließen uns mit ihm zuſammen herunter, und fanden Kähne und Führer in völliger Bereitſchaft.

Ohne Schwierigkeit ruderten wir nunmehr auf dem Graben fort, bis wir in die Nähe eines kleinen Außenpoſtens kamen, wo ſich der Major, um unſere Paſſage zu erleichtern, an das Land ſetzen ließ.

Ruhig hatten wir indeſſen die Kähne ans Land gebracht, als ich plötzlich einen heftigen Wortwechſel vernahm. Ich ſpringe aus dem Kahne, ich eile hinzu, und ſehe, wie der Unteroffizier, der dieſen Poſten commandirte, auf den Platzmajor loszudrücken willens iſt.

Außer ſich, hatte ihm dieſer gerade das Geheimniß entdeckt, als ich näher kam.

Der Unteroffizier betrachtete mich nun mit vieler Aufmerkſamkeit, erkannte mich, machte mir eine tiefe Verbeugung und befahl der Schildwache uns paſſiren zu laſſen. Der Major fuhr darauf in dem andern Kahne zurück, und wir ruderten nun herzhaft über die überſchwemmten Felder fort.

Dem Plan des Marquis gemäß, ſollte ich noch vor Anbruch des Tages an die Weichſel kommen, mich überſetzen laſſen, und ſo vor allen ſtreifenden Partheyen in Sicherheit ſeyn.

2.

Allein kaum waren wir eine Viertelmeile fortgerudert, als meine Führer plötzlich bey einer alten Hütte ſtill hielten, die mitten in den überſchwemmten Feldern lag. Erſchrocken frage ich ſie nach der Urſache, und höre zu meinem Entſetzen, daß unſre Reiſe erſt den folgenden Abend weiter gehen ſoll. Ich bitte, ich flehe, ich biete alles auf, ſie davon abzubringen. Vergebens! Ihr Entſchluß war gefaßt. Sie beſtanden darauf, es ſey zu ſpät noch vor Anbruch des Tages an die Weichſel zu kommen.

Was konnte ich anfangen? Mein Schickſal war in ihren Händen. Ruhig verließ ich alſo den Kahn, und ſchlüpfte in die armſeelige Hütte, wo ich nichts als einige elende Bänke fand. — „Wie es auch kommen!" — „Was es auch für ein En-

Ende nehmen möge!" — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Ich bin in Gottes Hand!"

Unterdeſſen hatte ich Zeit genug, meine drey Leute näher kennen zu lernen. Der erſte, der ſogenannte Anführer, war ein unwiſſender, impertinenter Windbeutel, der ſich ein ungeheures Anſehen gab. Er wollte die kleinſten Wege und Stege kennen, und der geringſte Widerſpruch brachte ihn außer ſich. Die beyden andern waren ein wenig beſcheidner und ſchienen mit der Gegend etwas bekannter zu ſeyn; allein ihre viehiſche Unmäßigkeit hatte ſie im erſten Augenblick um mein ganzes Vertrauen gebracht.

Das waren denn die drey Menſchen, in deren Händen ſich jetzt mein Schickſal befand. Hätte der gute Marquis die Wahl gehabt, er würde ſie nie dazu genommen haben — aber in ſolchen Fällen kommt alles auf das ſtrengſte Geheimniß an, und der erſte, den man zum Gehülfen wählt, muß dann immer der beſte ſeyn.

Noch hatten meine drey Leute einen vierten mitgebracht, der mir erſt jetzt in die Augen fiel. Es war ein bankerottirter Kaufmann, der ſich flüchten mußte, und dem dieſe Gelegenheit alſo ſehr gut zu ſtatten kam! — „Welche Geſellſchaft!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Er darf dich nur den Ruſſen überliefern, und ſein Glück iſt auf immer gemacht!“ — Von nun an konnte ich ihn nur mit Schaudern anſehn.

So vergieng die Nacht. Montags früh den acht und zwanzigſten trat ich einen Augenblick aus der Hütte, und warf meine Augen auf die treue unglückliche Stadt, die mit ihren eingeſtürzten, rauchenden Thürmen gerade vor mir lag. Wie viel wehmüthige Gedanken giengen nicht in dieſem Augenblicke durch mein Herz. Wie viel Erinnerungen! Wie viel ſchreckliche Ausſichten! Meine Thränen floſſen, ich ſtreckte meine Hände gen Himmel und flehte den Beyſtand des Höchſten an.

In dieſem Augenblicke höre ich einen Signalſchuß und ſogleich fängt in allen feindlichen Batterien ein allgemeines Freudenfeuer an. Plötzlich überfällt mich der

Gedanke an eine Verrätherey, ich ſinke in Ohnmacht, und werde nur mit Mühe wieder zu mir gebracht.

Bald darauf ſahen wir einen Kahn mit einem einzigen Menſchen ankommen, der an den General Steinpflicht zwey geräucherte Zungen, und ein kleines Billet abgab — „Man wünſchte dem General glückliche Reiſe" — Der Schreiber hatte ſich nicht genannt.

Außer uns vor Entſetzen wollten wir den Überbringer mit Gewalt zurückhalten, aber er ſprang haſtig in ſeinen Kahn und ruderte eilends zurück. — Gott im Himmel! Wenn wir verrathen waren! — Welche traurige Vorbedeutungen! — In dieſer quaalvollen

Stimmung brachten wir nun den ganzen Tag bis Abends um zehn Uhr in der Hütte zu.

3.

Jetzt erſt fieng es an ein wenig dunkel zu werden, und ſo machten wir uns denn von Neuem auf den Weg. Aber leider war alles mit Rohr und Schilf bedeckt, ſo daß der Kahn nur mit äußerſter Mühe fortzubringen war. Das Geräuſch, das dadurch veranlaßt, die Spur, die davon zurückgelaſſen wurde, alles ließ uns eine Entdeckung fürchten. Dazu kamen eine Menge ſeichter Stellen, bey denen wir ausſteigen und oft bis an die Knie im Schlamme waten mußten, um den Kahn weiter zu ziehen.

So war es Mitternacht geworden, als wir an dem Damme eines Fluſſes ankamen, den ich für die Weichſel hielt. Meine Führer berathſchlagten was zu thun wäre, und faßten endlich einen Entſchluß, der weder dem General noch mir gefiel. Letzterer ſollte nämlich mit dem Kaufmann und dem Anführer auf dem Damme zu Fuße fortgehen, während ich mit den zwey andern längſt desſelben im Kahne fortfuhr.

Eine ziemliche Strecke waren wir fortgerudert, als wir uns auf einmal wieder mitten in den überſchwemmten Feldern befanden. Es fieng an Tag zu werden, wir hatten den Damm aus dem Geſichte verloren, und ſahen uns nunmehr in der ſchrecklichſten Verlegenheit. Wo war die Möglichkeit ſich zu verbergen, da in den benachbarten Hütten alles voll Ruſſen lag? Indeſſen erinnerten ſich meine beyden Führer, daß ſie in der Nähe einen Bekannten hätten, und ſo ward dann beſchloſſen in ſeine Hütte zu gehn.

„Habt ihr Ruſſen bey Euch?“ — fragten ſie den Bauer, der in die Thür trat. — „Jetzt nicht!“ — war die Antwort — „Aber es kommen ihrer des Tages genug hierher!“ — Meine Führer ſahen mich an; es war die einzige Zuflucht, die mir übrig blieb; ich beſchloß alſo muthig in die Hütte zu gehen. Damit mich indeſſen der Bauer nicht erkennen möchte, führten ſie mich ſogleich auf den Boden, breiteten etwas Stroh für mich aus, und verließen mich mit dem Verſprechen auf Unterſuchung auszugehn.

4.

Eine kleine halbe Stunde mochte ich geſchlummert haben, als ich erwachte, und zu meinem Entſetzen einen ruſſiſchen Offizier und zwey Coſaken, in der Nähe der Hütte, auf einer Wieſe ſah. Der Offizier ſchien etwas zu erwarten, er gieng ungeduldig auf und ab, er ſah ſich häufig nach den Pferden um und kam unaufhörlich wieder zu ihnen zurück — Was war gewiſſer — Ich mußte verrathen ſeyn?

Einige Minuten hatte ich dieſen Leuten zugeſehen, plötzlich kamen noch drey andre Coſaken mit verhängtem Zügel auf meine Hütte zugeſprengt. Außer mir ſpringe ich vom Fenſter zurück, höre ſie in die Unterſtube gehen und in dem Augenblicke jemanden die Treppe herauf kommen.

Es war meine Wirthin; ſie kam, um mich im Namen meiner Führer zu bitten, äußerſt ruhig zu ſeyn. — Der Rath war überflüſſig — Kaum wagte ich Athem zu ſchöpfen und hatte mich über und über mit Stroh bedeckt.

Zwey ſchreckliche Stunden hatte ich ſo zugebracht; jedes Wort, jede ſchauderhafte Erzählung dieſer Barbaren gehört, als ſie endlich das Haus verließen, und meine Wirthin zum zweytenmale herauf kam.

„Sie ſind fort!“ — ſagte ſie — „Aber warum geht Ihr ihnen denn ſo ſehr aus dem Wege? — Warum wollt Ihr denn nicht herunter kommen, und mit den andern trinken? — Wer ſeyd Ihr, wo kommt Ihr her? — Ihr ſeht mir nicht nach Euern Kleidern aus! — Sagt mir's! Ihr dauert mich, ich will Euch gewiß nicht verrathen!“

Sie ſprach ſo treuherzig, ſo theilnehmend, beynahe hätte ich ihr mein Geheimniß entdeckt. Indeſſen hielt ich es zurück und ließ mich bloß auf ihre Vermuthungen ein. Ich war alles, wozu ſie mich machen wollte, zumal da ſie glücklicherweiſe mein Geſicht nicht zu ſehen bekam.

Allein wie ſehr hatte ich mich nicht in dieſem Weibe geirrt! — „Ey! Ey!“ — fuhr ſie fort — „Wenn dem ſo iſt, ſo bitte ich Euch um Gottes willen, macht, daß Ihr aus meinem Hauſe kommt! Wenn ſie Euch hier fänden, ſie ſteckten mir's über dem Kopfe an“ u. ſ. w. — Sie war im Begriff mich herauszutreiben, wäre es mir nicht gelungen, ſie zu beruhigen. Indeſſen koſtete es mir Mühe genug, ehe ſie ſich überzeugen ließ.

So vergieng der Tag; vergebens würde ich meinen Zuſtand zu beſchreiben ſuchen. Was kann ſchrecklicher ſeyn, als dieſe gezwungene Unthätigkeit, wenn man alles wagen, alles unternehmen möchte? Zum Glück hatte ich indeſſen wenigſtens hundert Dukaten bey mir. Wie ſehr mußte ich nun dem General Steinpflicht Recht geben. Ich hatte ihm die ganze Summe anvertrauen wollen, er verweigerte es. Was hätte aus mir werden ſollen, wenn ich nun völlig ohne Geld geweſen wäre!

Indeſſen nahm meine Unruhe wegen des Generals mit jeder Stunde zu, ich entſchloß mich daher gegen Abend hinunter zu gehn. Hier erfuhr ich, daß er uns an der Weichſel erwarte, und daß alles zu meiner Überfahrt in Bereitſchaft ſey. Mit neuen Hoffnungen belebt bat ich nun meine Führer unſere Abfahrt zu beſchleunigen, und überließ mich ihnen ſogar mit größerer Sicherheit. Sie hatten mein Geheimniß mitten in der Trunkenheit bewahrt; ihre Verſchwiegenheit ſchien hinlänglich erprobt zu ſeyn.

5.

Kaum war es demnach völlig dunkel geworden, ſo ſtiegen wir wieder in unſern Kahn, und ruderten etwa noch eine Viertelmeile bis zur äußerſten Gränze der überſchwemmten Felder fort. Nachdem wir hierauf einen ſchrecklichen Moraſt durchwatet hatten, kamen wir endlich zu meiner großen Freude glücklich an dem erſehnten Weichſeldamme an.

Eilends verließ uns nun der eine Führer, um nach dem Boote zu ſehen, das ſeinen erſten Nachrichten zu Folge für mich in Bereitſchaft ſeyn ſollte. Er geht, und kommt nach einer halben Stunde mit der traurigen Nachricht zurück, daß es verſchwunden, und wahrſcheinlich von den Coſaken fortgeführt worden iſt.

Was war zu thun? Wir ſahn uns gezwungen durch die Moräſte weiter zu gehn. Endlich langen wir bey einem einſamen Hauſe an, der Wirth öffnet die Thür, faßt mich ins Auge und erkennt mich.

„Was ſeh' ich?“ — rief er — „Was ſeh' ich?“ — „Nun was ſiehſt Du?“ — antwortete mein Führer — „Einen von unſern Camaraden?“ — „Nein!“ — fuhr er fort — „Ich irre mich nicht! — Es iſt der König Stanislaus.“

Unterdeſſen hatte ich mich von meinem erſten Schrecken erholt. — „Ja, mein Freund!“ — ſagte ich demnach mit Feſtigkeit — „Ja ich bin es — Aber ich ſehe es Euch an! Ihr ſeyd zu ehrlich, um mich verrathen zu können.“

Dieſe Offenheit hatte die glücklichſte Folge für mich. Es war ein feſter, verſtändiger, etwas barſcher aber redlicher und entſchloſſener Mann. Ich hatte ihn richtig beurtheilt, er würde bey dem mindeſten Zeichen von Mistrauen mein gefährlichſter Feind geworden ſeyn.

Wenig Worte reichten hin, ihm über meine Lage Auskunft zu geben. Sein Ehrgeiz, ſeine Biederkeit, ſein Mitleid, alles vereinigte ſich, ihn zu beſtimmen. Er verſprach mir demnach mich auf jeden Fall über die Weichſel zu bringen, und verließ uns, um ſogleich die nöthigſten Anſtalten dazu zu machen.

Der Tag brach an, es war Mittewochs den 30. Junius. Traurig trat ich an das Fenſter, und blickte auf die öde verwüſtete Gegend hinaus, als ich plötzlich den erſten von meinen Führern, den ſogenannten Anführer, der mich vor zwey Tagen mit dem General und dem Kaufmann verlaſſen hatte, eilends auf unſer Haus zukommen ſah.

Ich

Ich eile ihm entgegen, meine erſte Frage iſt nach meinem Freunde. Welche ſchreckliche Nachricht für mein Herz! Sie waren einem Haufen Coſaken begegnet, jeder hatte ſich zuerſt zu retten geſucht. Tauſendmal verwünſchte ich die Feigheit dieſes Führers, ihn nicht aufgeſucht zu haben. — Ach ich vermochte mich kaum zu faſſen, wenn ich dachte, daß der General in die Hände der Ruſſen gefallen war.

Den ganzen Tag hatte ich mich mit dieſen traurigen Gedanken beſchäftigt, als endlich mein ehrlicher Wirth gegen fünf Uhr Abends wieder zurückkam. Er hatte zwar ein Boot gefunden, rieth mich aber durchaus von der Überfahrt ab. Alles ſey voller herumſchwärmender Koſaken, die Befehl hätten mich aufzufangen, und daher alle Reiſende aufs ſtrengſte viſitirten, ja bey der geringſten Ähnlichkeit mit meiner Perſon in Verwahrung brächten u. ſ. w.

So ſchrecklich dieſe Nachricht auch immer ſeyn mochte, mein Entſchluß war gefaßt. Lieber alles gewagt, als dieſe ertödtende Unthätigkeit. Um indeſſen doch etwas Vorſicht zu brauchen, ward die Sache für jetzt verſchoben und die Berathſchlagung bis morgen ausgeſetzt.

Der Augenblick der Entſcheidung war gekommen, und meine Führer zeigten anfangs nichts als Muthloſigkeit. Die glänzendſten Belohnungen hatten ihren Reiz verloren, ſie ſahen nichts als den Galgen vor ſich. Allein ſo wie die Brandweinsflaſche, die auf dem Tiſche präſidirte, etwas leerer zu werden anfieng, nahm auch die Herzhaftigkeit meiner Leute zu; und ehe ich michs verſahe, ſchien die ganze ruſſiſche Armee eine Kleinigkeit für ſie zu ſeyn.

So war ſechs Uhr herangekommen, als mein braver Wirth, der alle dieſe drey Windbeutel an Klugheit und Entſchloſſenheit übertraf, wieder in die Stube trat. Er brachte mir die Nachricht, daß das Commando Coſaken verſchwunden, die Ueberfahrt möglich, und das Boot eine Meile von hier in Bereitſchaft ſey. Voll Freude und Ungeduld erwartete ich nun die Dämmerung, um mich endlich am Ziele meiner Wünſche zu ſehen.

6.

So traten wir denn endlich gegen zehn Uhr unſre gefährliche Reiſe an. Ich und mein Wirth, wir waren beritten; die drey Führer folgten zu Fuße nach.

Der Weg war grundlos, mein armes Pferd ſtürzte einmal über das andere; dennoch ritten wir ſo ſchnell als möglich fort. Aber o Gott! mit welchen Gefühlen, mit welcher Beängſtigung! Rings herum konnte man die ruſſiſchen Wachtfeuer ſehen, die kleinſte Patrouille, und wir waren verloren.

Eine halbe Meile hatten wir indeſſen glücklich zurückgelegt; plötzlich kam mein

Wirth, der immer ein paar hundert Schritte voraus geritten war, zurückgeſprengt. Welche Nachricht! Die ganze Gegend wimmelte von Coſaken, denen er ſelbſt nur mit genauer Noth noch entkommen war.

Kaum hatten das meine Begleiter gehört, ſogleich machten ſie Anſtalt davon zu laufen. — „Wie?“ — ſagte ich — „Wollen wir ſchon beym Anſcheine der Gefahr den Muth verlieren? — Laſt es uns wenigſtens probiren! Wir ſind Bauern, die ihre Pferde ſuchen — Wenn dieſer brave Mann — indem ich auf meinen Wirth zeigte — auf dieſe Art glücklich durchgekommen iſt; warum ſollte es uns nicht auch gelingen?“ — Aber vergebens, ich hatte nur mit ſeigen niedrigen Seelen zu thun.

Während ich ſie nun durch Bitten und Drohungen, wenigſtens von der Flucht zurückzuhalten ſuchte, machte ſich mein braver entſchloſſener Wirth noch einmal auf den Weg. — „Ich will noch einmal recognoſciren!“ — ſagte er — „Vielleicht können wir an einer andern Stelle glücklich ſeyn!“

Geſagt! gethan! — Keine Viertelſtunde, ſo kam er mit der freudigen Nachricht zurück, daß alle Gefahr vorüber ſey. Lachend hielt ich nun meinen drey Führern ihre Feigheit vor, und ritt mit meinem ehrlichen Wirthe, trotz des entſetzlichen Weges, ſo raſch als möglich fort.

Eine gute halbe Meile hatten wir ſo zurückgelegt, als wir auf eine Heerſtraße einbiegen mußten, wo uns ein ruſſiſcher Wagen mit drey Menſchen entgegen kam. Eilends verſteckten wir uns hinter eine Hecke, ließen den Wagen vorbey, ſtiegen dann ab, und giengen noch eine halbe Stunde zu Fuße fort.

„Hier!“ — ſagte endlich mein Wirth, bat mich einige Minuten hinter dem Gebüſche zu warten, ſtieg ans Ufer hinunter, und führte augenblicklich das Boot herbey. Trunken von Freude ſtieg ich hinein, und langte in weniger denn einer Viertelſtunde am andern Ufer an.

Ehe wir noch ausſtiegen, zog ich nun meinen braven Erretter auf die Seite, griff in die Taſche, und drückte ihm, ſo viel ich faſſen konnte, vielleicht über die Hälfte meiner Dukaten in die Hand. Aber wie ſehr erſtaunte ich, als er ſie edelmüthig zurückwies. — „Nein! Nein!“ — ſagte er — „Darum habe ich es nicht gethan“ —

Durch vieles Bitten vermochte ich ihn endlich zwey Dukaten anzunehmen — „Als ein einziges Andenken!“ — wie er ſagte — Wirklich that er das auch mit einer Empfindung und mit einer Feyerlichkeit, die mir unvergeßlich geblieben ſind. Er ruderte darauf zurück, und ich ſetzte nun mit meinen drey Führern meine Reiſe zu Fuße fort.

7.

Der Tag brach an, als wir ein Dorf erreichten, das etwa eine Meile vom Ufer lag. Ich trete ins Wirthshaus, und höre zu meinem Entſetzen, daß auch an dieſer Seite feindliche Poſten ſind. Vergebens drang ich in meine Leute, des ſchnellen Fortkommens wegen, ſogleich Pferde zu nehmen, ſie glaubten ſich nunmehr außer aller Gefahr. Ohne auf mich zu hören, warfen ſie ſich in ein Bette, und überließen mir die Sorge für unſere Sicherheit. Nur mit Mühe gelang es mir endlich den einen aufzuwecken, um wegen der Pferde ins Dorf zu gehen.

Über zwey Stunden hatte ich bereits auf

ihn gewartet, endlich kam er völlig betrunken zurück. Indeſſen hatte er einen Krämer mitgebracht, der mir ſeinen Güterwagen gegen Erſatz des ganzen Werthes anbot. Ich war zu eilig um lange handeln zu können, und bewilligte ihm ſeine Forderung von fünf und zwanzig Dukaten ohne Schwierigkeit.

Aber es konnte nicht fehlen, dieſe Haſtigkeit, dieſe blanken Dukaten, mußten Aufmerkſamkeit erregen. Ehe ich michs daher verſahe, verſammelte ſich eine Menge Bauern um uns her. Ich werde verlegen, ich ſtecke meine Dukaten wieder ein, plötzlich fährt mein betrunkener Führer auf mich zu.

Er fängt an von ſeiner Treue, ſeinem Muthe, ſeinen Gefahren zu ſprechen, er will wiſſen, was er dafür bekomme, und wenn er endlich dieſe Belohnung erhalten ſoll. Mit einem Worte, wenig fehlte, ſo hatte er mein ganzes Geheimniß entdeckt.

Man erräth, wie mir bey dieſer Scene zu Muthe ſeyn mußte, ſchwerlich konnte die Gefahr im feindlichen Lager größer ſeyn. Zwar vermochte der Trunkenbold kaum zuſammenhängend zu ſprechen, aber er hatte einen Haufen roher leicht zu rührender Leute vor ſich. Schon waren ſie im Begriff gegen ihn loszubrechen, als zum größten Glück mein Anführer das Wort zu nehmen beſchloß.

„Was willſt Du, Halunke?“ — hub er mit ſeinem gewöhnlichen gebieteriſchen Tone an — „Und worüber beklagſt Du Dich? Iſt es uns etwa beſſer gegangen, und muß nicht jeder ſehen, wie er zurecht kommen kann“? — „Er iſt beſoffen!“ — fuhr er zu den übrigen fort — „Und da hat er's mit lauter Königen und Kaiſern zu thun! Wer weiß, wofür er mich noch ſelber anſehen wird!“

Kaum hatte er geendigt, ſo brach der ganze Hauſe in ein lautes Gelächter aus. Alle waren nun wider den Trunkenbold, und alle trieben ihren Spott mit ihm. Wie gern hätte ich ihn hier zurückgelaſſen, allein es ſchien zu gefährlich zu ſeyn.

Ich ließ ihn demnach auf den Wagen packen, ſchickte den zweyten mit einem Billet in Chiffern an den Marquis zurück, befahl dem erſten den Fuhrmann zu machen, und ſetzte ſo meine Reiſe mit etwas leichterm Herzen, wiewohl ohne Boußole und Karte nach der Nogat fort.

8.

Es war Abends um zehn Uhr, wir hatten eine Menge Dorfer, die voll feindlicher Truppen lagen, ohne Hinderniß paſſirt, und kamen jetzt bey einer einſamen Schenke, hart an dem Ufer eines Stromes an — „Gott ſey gelobt!“ — riefen meine Leute," — ſo haben wir denn endlich die Nogat erreicht. — Es kam mir etwas zweifelhaft vor, dennoch ſtieg ich von dem Wagen, um ans Ufer zu gehen.

In dieſem Augenblicke kam ein Bauer zur Schenke heraus — „Iſt das die Nogat?“ — fragte ich ihn — „Die Nogat!“ — war die Antwort — „Ich dachte gar! — Die Weichſel wollt ihr ſagen — Die Nogat iſt anderthalb Meilen von hier!“ — Wie glücklich! — Wäre ich wieder neben der Weichſel gegangen, es würde um mich geſchehen geweſen ſeyn.

Indeſſen wollte man uns im Wirthshauſe keine tröſtliche Nachrichten wegen des überganges über die Nogat geben. Die Ruſſen ſollten nemlich alle Boote in Beſchlag genommen und nach Marienburg gebracht haben. Man muß ſich meine Unruhe denken, ich habe keine Worte dafür.

Der Tag brach an, meine Leute waren feſt entſchloſſen nach Marienburg zu gehen; die dortige Brücke ſchien nur der einzige Weg für uns zu ſeyn. Vergebens ſuchte ich ſie von dieſem tollen Unternehmen abzubringen; ſie beſtanden mit der äußerſten Hartnäckigkeit darauf. Was ſollte ich thun. Ich verſprach ihnen endlich nachzugeben — „Aber vor allen Dingen laßt uns bis ans Ufer der Nogat gehen" — ſagte ich — „Iſt keine Möglichkeit vorhanden, nun ſo folge ich Euch nach Marienburg!"

Geſagt gethan, wir ſetzten unſere Reiſe bis an die Nogat fort. Die Wege waren entſetzlich, die Straße gieng zum Theil durch lauter Geholze, endlich kamen wir gegen Mittag in einem Dorfe an. Mit Mühe vermochte ich nun den Trunkenbold auf Erkundigungen auszugehen. — Einige Minuten, und er kommt mit der Nachricht zurück, alle dieſe Leute verſtünden ihn nicht.

„Nun ſo werde ich den Dollmetſcher machen!“ — ſagte ich, und wollte vom Wagen ſteigen, als mich der Anführer mit Gewalt zurückhielt. — „Um Gotteswillen nicht! — Wie leicht könnte Euch Eure Sprache verrathen.“ — Vergebens! — Ich reiße mich los, ich ſpringe hinunter — plötzlich vertreten ſie mir den Weg — „Und wenn wir auf der Stelle ſterben ſollten, wir laſſen

Euch nicht!“ — Wüthend ſtieß ich ſie zurück; ſie drohten mich zu verlaſſen — „Gut!“ — erwiederte ich — „Glückliche Reiſe!“ — und gieng eilends auf das Wirthshaus zu.

9.

Ich öffnete die Thür, die Wirthin fragte nach meinem Begehren. Ich ſagte ihr ſo einſchmeichelnd, als es mein angeblicher Stand erlaubte, daß ich über die Nogat wollte, um Schlachtvieh einzukaufen, ob ſie mir nicht die beſte Überfahrt zeigen könnte —

„Schlachtvieh!“ — gab ſie zur Antwort — „O da kommt Ihr ja recht wie gerufen! — Ich kann Euch verkaufen, wieviel Ihr haben wollt — und ſo braucht Ihr gar nicht hinüber zu gehen. Wir beyde wollen ſchon mit einander einig werden!“

So ſehr ich den Einfall verwünſchte, ſchien ich dennoch äußerſt vergnügt darüber zu ſeyn. — „Es iſt nur Schade!“ — ſagte ich — „daß ich drüben erſt Geld holen muß — Nachher aber könnten wir wohl einen Handel zuſammen machen!“

„Aber mein Jeſus!“ — fiel ſie ein — „Wie wollt Ihr denn hinüber kommen —

Es iſt ja kein einziges Boot zum überſetzen da. —

„Und doch!“ — erwiederte ich äußerſt vertraulich — „Wenn Ihr nur wollt! — Was wette ich — Ihr habt doch noch beſtändig am andern Ufer zu thun! Es müßte ſchlimm ausſehen, wenn Ihr nicht Rath zu ſchaffen wüßtet! — Thut mir den Gefallen! — Ich mag niemandem als Euch meinen Dank dafür ſchuldig ſeyn!“

„Ich ſehe ſchon!“ — gab ſie zur Antwort — „Ihr ſeyd ein guter Mann! — Nun wartet! Ich will Euch meinen Sohn mitgeben, der ſoll Euch eine halbe Stunde von hier ans Ufer bringen. An der andern Seite wohnt ein bekannter Fiſcher von uns, der einen kleinen Kahn im Hauſe hat. Mein Sohn wird ihm ein Zeichen geben, und ſo wird er Euch abholen!“

So ſprach das gute Weib, und ehe eine Viertelſtunde vergieng, machte ich mich ſchon mit ihrem Sohne auf den Weg. Meine zwey ſaubern Geſellen ſchienen erſtaunt zu ſeyn, ich befahl aber dem Anführer fortzufahren, ohne weiter ein Wort zu ſagen. Eine kleine Stunde nachher kamen wir glücklich an dem Ufer der Nogat an.

Der junge Menſch gab das Zeichen und ſogleich kam der Fiſcher aus ſeiner Hütte heraus. Der Kahn ward ins Waſſer gebracht, und ehe eine Viertelſtunde vergieng, war er bey uns. Ich befahl nun dem Trunkenbold bey der Bagage zu bleiben, verſprach ihm aber ſeinen Camaraden noch heute zurück zu ſchicken, und ſtieg endlich mit einem gemiſchten Gefühle von Wehmuth, Freude und Dankbarkeit in den kleinen Kahn hinein.

Wir rudern hinüber, wir treten ans Land — „Gelobt ſey der Allmächtige! Ich war in Sicherheit!“ — Ruhig kaufte ich mir nun im nächſten Dorfe einen neuen Bauerwagen, ſchickte meinen Führer mit einem chiffrirten Billette an den Marquis fort, und langte endlich ohne weitere Abentheuer glücklich in der Stadt Marienwerder an.

……

Bekanntlich nahm das Schickſal des edeln unglücklichen Königes, bald darauf eine günſtigere Wendung. Er bekam Lothringen, und hat nachher noch mehrere Jahre in Lüneville reſidirt.

VI.

Capitain Aubin.

1.

Ich war von Barbados nach Surinam beſtimmt, und ſchon einen Tag in See geweſen, als ich auf einmal widrigen Wind bekam. Ich fieng wie gewöhnlich an zu laviren, ohne im mindeſten deswegen beſorgt zu ſeyn.

Allein gegen Mitternacht, als der Mond aufgieng, ſchien der Wind auf einmal ſtärker zu werden, und ſprang ehe ich mich's verſahe, gerade wieder nach Oſten herum. *) Ich rufe den Matroſen zu, die Segel zu richten, plötzlich ſchlägt eine Welle über das Vordertheil, das Schiff taucht unter, das ganze Verdeck wird überſchwemmt, die Hälfte meiner Leute ertrinkt, das Schiff ſchlägt um **) und ich halte mich nur mit Mühe an der mittelſten Wand des Steuerbords feſt.

Wie ſollte ich mich retten? Beynahe ſah ich keine Möglichkeit dazu. Die Chaluppe war umgekehrt; die Wellen ſchlugen immer darüber hin. Schon war ich im Begriff meinen Rock abzuwerfen, und mich nach einem leeren Faſſe umzuſehn, plötzlich erblickte ich meinen Lieutenant, der ſich ins Waſſer ſtürzt und auf die Chaluppe ſtößt. Er ruft mir zu; zwey andere Matroſen vereinigen ſich mit uns, wir machen die Chaluppe los, wir wenden ſie um, befeſtigen ſie an den Maſt, und ſpringen endlich glücklich hinein.

---

*) So bekam alſo das Schiff wieder Backſtagswind, d. h. vollen Wind.

**) Die Ladung beſtand in Pferden, die über einander fielen, wodurch das Schiff freylich am erſten das Gleichgewicht verlor.

Aber das Schlagen der Wellen, das Schlingen des Schiffes — man wird geſtehen, daß es mit Lebensgefahr geſchah. Endlich kappten wir das Tau und verloren das Schiff, das nur noch mit dem Hintertheile aus dem Waſſer hervorragte, in wenig Minuten aus dem Geſichte.

2.

Der Tag brach an, es war der fünfte Auguſt 1756. wir trieben vor dem Winde und wurden mehrere unſerer Effekten gewahr. So erblickte ich z. B. meine Kiſte, worin außer Kleidern und Wäſche noch eine Menge Erfriſchungen waren, und hatte auch wirklich das Glück, ſie zu erhaſchen. Da wir ſie aber ihrer Schwere wegen nicht an Bord zu nehmen wagten und im Waſſer nicht zu öffnen vermochten, mußte ich ſie wieder fahren laſſen. Eben ſo gieng es uns mit den übrigen, ſo daß der ganze Fang in dreyzehn Zwiebeln beſtand.

Ohne Waſſer, ohne Lebensmittel, ohne Segel, ohne Ruder u. ſ. w. wogten wir nunmehr auf dem traurigen Meere fort. Endlich beſchloſſen wir die Fütterung der Chaluppe los zu brechen und machten eine Art von Maſt und einige Ruder daraus. Wir hatten nichts als ein Meſſer dazu, aber Noth pflegt Wunder zu thun. Statt des Segels wurden ein paar lange Matroſenhoſen von einander getrennt. — Es war das elendeſte Fahrzeug, das man ſich denken kann; zumal da es bald darauf eine Menge Lecke bekam.

Vier Tage hatten wir ſo mit Hunger und Durſt gekämpft, jetzt entſchloß ich mich endlich meinen Hund zu ſchlachten, der mir gleich anfangs vom Schiffe nachgeſprungen war. Ich that es mit Thränen in den Augen, aber es kam hier auf das Leben meiner Gefährten an. — O Gott! mit welcher Begierde ſchlürften wir dieſes elende Blut hinunter! — Jedes Wort würde hier überflüſſig ſeyn.

Gegen Mittag erblickten wir ein Segel, und ich erkannte es für den Frieden-Capitain Soothy, der denſelben Tag mit uns ausgelaufen war. Wir ſahen die Mannſchaft auf dem Verdecke, wir gaben ihnen Zeichen, wir ſchrieen aus Leibeskräften — vergebens, der Sturm trieb uns ſeitwärts und niemand eilte zu unſerer Rettung herbey.

Kaum hatten wir das Schiff aus dem Geſichte verloren, als die Matroſen außer ſich geriethen. Sie warfen die Ruder weg, ſie wollten nicht einmal weiter Waſſer ausſchöpfen, und beantworteten alle unſere Vorſtellungen mit der äuſſerſten Hartnäckigkeit. Mehr als einmal hatte ich ſie auf den Knieen gebeten, ihren verzweifelten Vorſatz aufzugeben, jetzt entſchloß ich mich zu einem Mittel, das beſſere Wirkung that. Ich drohte ihnen nemlich, ſie vor den Kopf zu ſchlagen, und augenblicklich fiengen ſie wieder zu rudern an.

3.

Den fünften Morgen war unſer Elend aufs höchſte geſtiegen, als wir endlich in der folgenden Nacht einige kleine Regengüſſe bekamen und die Tropfen mit dem Munde auffangen konnten. Das Wetter war übrigens mild klar, und wir ruderten immer nach Weſten fort.

Am ſechsten geriethen die Matroſen abermals in Verzweiflung, und tranken, ohne auf meine Bitten zu hören, wohl ſechs Kannen Seewaſſer hinein. Die Folge davon war ein entſetzlicher Durchfall, der ſie völlig kraftlos und zu aller Arbeit untüchtig machte. Der Lieutenant und ich, wir fien-

gen

gen jetzt an uns alle halbe Stunden den Kopf mit Seewaſſer zu begießen, und befanden uns etwas beſſer dabey.

Den ſiebenten Tag fielen die beyden Matroſen in eine Art von Wahnſinn, ein entſetzlicher Zuſtand, der mir durch die Seele gieng. Übrigens fiengen unſere Kräfte an immer mehr abzunehmen, und hätten wir nicht ſo ſchönes Wetter gehabt, wir würden verloren geweſen ſeyn.

Am achten Tage verſtarb der eine, drey Stunden darauf der zweyte Matroſe. Es war das beſte, was ihnen begegnen konnte, auch ſahen wir andern den Tod als eine

Erlöſung an. Gegen Abend hatten wir indeſſen die Freude die hohe öſtliche Küſte von der Inſel Tabago zu erblicken, und ſteuerten nun mit neuen Hoffnungen darauf zu.

Gott! beynahe hätte ich vor Durſt und Erſchöpfung meinen Geiſt aufgegeben, hätte mich nicht der Anblick des Landes geſtärkt. Nachdem wir nun die ganze Nacht zwiſchen Furcht und Hoffnung geſchwebt hatten, wurden wir endlich von dem Strome glücklich ans Ufer getrieben.

4.

Unſere Chaluppe war geborſten, wir krochen alſo eilends, d. h. auf allen Vieren, heraus, und ſtreckten uns am Abhange des Felſens auf ein Lager von Blättern hin. Wir waren ſo ſchwach, daß ich meinem Tode mit jedem Augenblicke entgegen ſah.

Unterdeſſen fieng es an Tag zu werden, wir kauten einige Muſcheln, die uns ein wenig erquickten, und wurden bald darauf einen jungen Caraiben gewahr, der ſich unſerer Chaluppe zu nähern ſchien. Sobald er uns erblickte, rufte er ſeinen Vater und Bruder, nebſt noch zwey andern Camaraden herbey, und alle ſahen uns mit dem innigſten Mitleid an.

Es bedurfte in der That nur weniger

Zeichen, um ſie mit unſerer Lage bekannt zu machen. Unſere Geſichter, unſere ſchmerzhaften Töne, waren hinreichend dazu. Der Alte band mir ein Tuch um, der älteſte Sohn ſetzte dem Lieutenant ſeinen Strohhuth auf, der zweyte holte einen Krug Waſſer, ein Brod von Manieck und einige geröſtete Fiſche herbey; die übrigen zogen die todten Matroſen aus der Chaluppe, und brachten ſie an das Land.

Nachdem ſie ſo für unſre erſten Bedürfniſſe geſorgt hatten, nahmen ſie Abſchied, um, — wie ſie uns durch Zeichen begreiflich machten — ein Canot für uns zu holen. Würklich kamen ſie auch ſchon den Nachmittag mit noch ſechs andern Camaraden wieder, heben uns in das Boot und brachten uns glücklich zu ihren Wohnungen.

5.

Mir fehlen Worte, alle die Beweiſe von Edelmuth, die ich bey dieſen für wild geachteten Menſchen gefunden habe, nach Verdienſt zu erzählen. Die guten Leute überließen mir ihre einzige Hangematte, pflegten unſere Wunden, ſchenkten uns Hemden und Hoſen, die ſie ehedem gegen Schildkröten eingetauſcht hatten, kochten uns die kräftigſten Suppen und ſuchten die beſten Lebensmittel für uns aus. Häufig kamen Indianer aus den andern Theilen der Inſel, die fremden Europäer zu ſehn, und brachten uns kleine Geſchenke an Eyern, Früchten u. ſ. w. mit. Gute unverdorbene Menſchen! Warum hatte ich nichts als Zeichen und unverſtändliche Töne, meine Dankbarkeit gegen euch auszudrücken!

Drey Wochen hatten wir auf dieſer Inſel zugebracht, als ein kleines franzöſiſches, nach Martinique beſtimmtes Fahrzeug an dem öſtlichen Theile derſelben vor Anker gieng. Die dortigen Indianer erzählten dem Capitain meine Geſchichte, und er ſprach bey ſeiner Ankunft zu St. Pierre gegen mehrere von meinen Bekannten davon. Es währte nicht lange, ſo erfuhren es meine Rheder, und ſchickten ein Fahrzeug für mich ab, auf dem ich denn den drey und ſechzigſten Tag nach meiner Ankunft auf Tabago wieder nach Barbados abgieng.

Die Trennung von meinen bisherigen Wohlthätern koſtete mich Thränen. Ich war arm, ich konnte ihnen nichts als meine Chaluppe und einige Kleinigkeiten geben, die mir mein Freund, der Capitain des kleinen Fahrzeuges überließ. So ſtießen wir vom Ufer, und der ganze Haufe rief mir ein lautes Lebewohl zu.

Bey meiner Ankunft in Barbados fand ich die beſte Unterſtützung, um nach

London zurück zu gehn. Meine Geſundheit war zu ſehr zerrüttet, ich trat daher meine Stelle meinem treuen Freunde, dem Lieutenant William ab. Es iſt ſüß für mein Herz, den edeln Einwohnern zu Barbados hiermit öffentlich zu danken; ihre Großmuth wird mir noch unvergeßlicher als mein Unglück ſeyn.

VII.

Madame Godin.

1.

Herr Godin des Odoñais war einer von den Gehülfen der franzöſiſchen Akademiker, die im Jahre 1735. zu der bekannten Gradmeſſung nach Süd-Amerika geſchickt wurden. Er hatte ſich in Riobamba *) mit einer Demoiſelle Grandmaiſon verheyrathet, und beſchloß endlich im Jahre 1750. mit ſeiner Familie nach Frankreich zurück zu gehn. In dieſer Abſicht brach er im Mo-

---

*) Vierzig Lieuen ſüdwärts von Quito.

nat März deſſelben Jahres von Riobamba auf, gieng den Amazonenfluß hinunter und kam im April 1750. zu Cayenne an.

Er hatte dieſe Reiſe allein gemacht, um für die bequeme Abholung ſeiner Familie die nöthigen Einrichtungen treffen zu können; allein da er die beſondere Erlaubniß und Mitwürkung des portugieſiſchen Hofes dazu nöthig hatte, ſo vergiengen der Entfernung und anderer Umſtände wegen, nicht weniger als funfzehn Jahre, ehe er damit zu Stande kam.

Erſt im Jahre 1765. hatte er die Freude eine portugieſiſche Galiote zu erhalten, die den Amazonenfluß hinaufſegeln und ſeine Familie nach Cayenne bringen ſollte.

Madame Godin war unterdeſſen immer in Riobamba geblieben, das heißt funfzehnhundert Lieuen *) von ihrem Manne entfernt.

Herr Godin, der ſie nunmehr abholen wollte, ward in dem Augenblicke, wo er ſich einzuſchiffen gedachte, gefährlich krank. Er ſah ſich daher gezwungen, nachdem die Galiote bereits ſechs Wochen auf ihn gewartet hatte, einen gewiſſen Agenten mit Namen Triſtan d'Oreaſaval an ſeine Gemahlin abzuſchicken. Er gab ihm Empfehlungsbriefe an die ſpaniſchen Miſſionen längſt des Fluſſes mit, und trug ihm auf, ſeine

---

*) dreyhundert deutſche Meilen.

Gemahlin zu begleiten. In dieſer Abſicht ſollte der Agent bis nach Laguna, dem Hauptſitze dieſer Miſſionen gehen, daſelbſt die Briefe an den Superior zur weitern Beförderung abgeben, und die Antwort der Madame Godin erwarten.

Triſtan reiſte den 24. Januar 1766. auf der Galiote ab. Er kam im Julius oder Auguſt in der erſten ſpaniſchen Miſſion Loreto an, während ſich der Capitain nach Tavatinga begab, um Madame Godin zu erwarten. Triſtan hätte nunmehr nach Laguna gehen ſollen, um die Briefe durch den daſigen Superior nach Riobamba befördern zu laſſen; allein er eilte ſeiner Handelsgeſchäfte wegen, in die gegenüber liegenden portugieſiſchen Miſſionen und vertraute das Packet einem Jeſuiten an, der nach Quito gieng.

2.

Unterdeſſen hatte ſich das Gerücht von der portugieſiſchen Galiote und jenem Briefe bis zu Madame Godin verbreitet. Sie fand Mittel den Jeſuiten zu entdecken, ohne jedoch ihre Briefe wieder zu erhalten. Er wollte ſie einem zweyten, dieſer einem dritten anvertraut haben, und alle Nachforſchungen waren vergebens.

Was ſollte Madame Godin in dieſer Ungewißheit anfangen? Die koſtbaren Einrichtungen zu einer ſo langen Reiſe aufs Gerathewohl machen? Oder vielleicht die einzige Gelegenheit dazu verſäumen? Sie entſchloß ſich endlich einen treuen Neger abzuſchicken, um deshalb Erkundigungen einzuziehen.

Er reiſt ab, macht vier Tagereiſen, und muß wegen eines fehlerhaften Paſſes wieder nach Riobamba zurück. Ein neuer Aufenthalt, der Madame Godin zur Verzweiflung bringt. Endlich iſt alles in Ordnung, der Neger macht ſich zum zweytenmale auf den Weg, kommt nach Loreto, ſpricht mit dem untreuen Triſtan, und bringt endlich Madame Godin die fröhliche Nachricht zurück.

Ohne Verzug eilt ſie nunmehr ihre Einrichtung zu machen, verkauft ihre Grundſtüſtücke u. ſ. w. und tritt endlich den 1ſten October 1769. ihre Reiſe an. Dennoch waren ſeit Triſtans Ankunft in Loreto (1766.) volle drey Jahr vergangen, worüber man ſich in dieſem Lande und bey dieſem Mangel an Communicationen freylich nicht verwundern darf.

Wenig Tage vor ihrer Abreiſe langte ein gewiſſer Herr R— ein angeblicher franzöſiſcher Arzt aus Quayaqvil bey ihr an. Er wollte ebenfalls nach Europa zurückkehren, hatte in jenem Hafen von der portugieſiſchen Galiote gehört; erſuchte Madame Godin ſie begleiten zu dürfen, und erhielt endlich durch Vermittelung ihrer beyden Brüder die Erlaubniß dazu.

Die ganze Geſellſchaft, aus ihr, ihren Kindern, Herrn R., einem Neger, drey Mulatten, und ein und dreyßig Indianern beſtehend, brach denn alſo zuſammen aus Riobamba auf. Der Vater von Madame Godin war ſchon acht Tage früher abgereiſt, um unterwegens zur Bequemlichkeit ſeiner Tochter einige Anſtalten machen zu können.

Der erſte Einſchiffungsort war bey dem Flecken Canelos bey dem kleinen Fluſſe Bobonoſa, der vermittelſt der Paſtaſa mit dem Amazonenfluſſe in Verbindung ſtehet. Herr Grandmaiſon fand jenes Dorf völlig bevölkert, machte ſeine Anſtalten, und ſetzte ſeine Reiſe unverzüglich weiter fort.

Nicht ſo Madame Godin. Bey ihrer

Ankunft waren im ganzen Dorfe nur zwey Einwohner zu finden, da es alle übrige wegen einer Pockenepidemie verlaſſen hatten. Kaum waren die Indianer der Madame Godin dieſes inne geworden, als ſie ſämmtlich die Flucht ergriffen.

Indeſſen verſprachen die beyden Einwohner von Canelos die übrige Geſellſchaft nach Andoas zu bringen. Sie empfiengen ihr Geld, und hielten zwey Tage redlich Wort. — Aber in der dritten Nacht fanden ſie Mittel zu entfliehen, und ließen Madame Godin mit ihren Begleitern in der größten Verlegenheit.

Was war zu thun? Ihr Muth, ihre Liebe überwand alle Schwierigkeiten. Sie munterte die Männer auf, und half ihnen rudern, bis ſie den andern Mittag einen ſchlafenden Neger fanden. Er verſprach ſie zu begleiten, hatte aber ſchon am dritten Tage das Unglück zu ertrinken. Bald darauf brach das Steuerruder, das Canot fieng an Waſſer zu ſchöpfen, und die Geſellſchaft war gezwungen ans Land zu gehen.

Indeſſen waren ſie höchſtens noch ſechs Tagereiſen von Andoas entfernt. Herr R. erbot ſich zu Fuße dahin zu gehen, um Hülfe zu holen, nahm aber wohlbedächtig ſeine Sachen mit. Madame Godin ließ ihn durch ihren Neger begleiten, und beſchloß das verſprochne Canot geduldig zu erwarten.

3.

Aber vergebens; fünf und zwanzig Tage vergiengen, ohne daß Hülfe kam. In dieſer Noth beſchloſſen ſie endlich ein Floß zu bauen, um damit nach Andoas zu gehen. Sie brachten es ins Waſſer, ſie ſteuerten einige Minuten fort, plötzlich ſahen ſie es umſchlagen, und konnten ſich nur mit Mühe ans Ufer retten.

Ihre Lage war nun noch ſchrecklicher als vorher. Alle ihre Lebensmittel, alle ihre Habſeligkeiten waren verloren, ſie hatten keine Ausſicht als hier zu ſterben, oder zu Fuße nach Andoas zu gehen. Beydes war beynahe daſſelbe, wenigſtens für Madame Godin, dennoch faßte ſie Muth, und machte ſich herzhaft mit ihren Begleitern auf den Weg.

Man muß ſich einen Augenblick in die

unwirthbaren Gegenden von Südamerika verſetzen, man muß dieſe dicken Wälder, dieſe undurchdringlichen Wildniſſe, dieſe menſchenleeren Einöden kennen, wo keine gebahnten Wege, keine Herbergen, keine Lebensmittel, nichts als Labyrinthe und reiſſende Thiere zu finden ſind.

Das waren die Gegenden, durch welche die Geſellſchaft nach Andoas gehen ſollte. Sie waren anfangs Willens, die Ufer des Stromes zu verfolgen, aber die großen Umwege, die ſie deſſen Krümmungen wegen machen mußten, brachten ſie bald zu einem andern Entſchluß. Sie wagten ſich in die Wälder, hatten ſich aber ſchon den andern Tag völlig darin verirrt.

Erſchöpft, mit verwundeten Füßen, mit zerriſſenen Kleidern, von Inſekten gequält, ohne Lebensmittel, ohne Waſſer, ohne Erquickung — ſanken ſie einer nach dem andern auf dem Wege hin.

Madame Godin ſah ſie innerhalb vier Tagen ſämmtlich unter den ſchrecklichſten Verzuckungen ſterben, während ſie ſelbſt von Tigern und Schlangen umringt in der äußerſten Kraftloſigkeit neben den Leichnamen liegen blieb.

Zweymal vier und zwanzig Stunden hatte ſie auf dieſe Weiſe zugebracht, als die Natur ihre letzten Kräfte noch einmal zu ſammeln ſchien. Madame Godin raffte ſich auf, ſchnitt ihren Brüdern die Schuhe ab, band ſich die Sohlen unter die Füße und trat ihre Wanderung von neuem an. Sie hatte das Glück am zweyten Tage ein wenig Waſſer, am dritten einige Vogelneſter, und an den übrigen eine Menge wilder Beeren zu finden, bis ſie ſich endlich am neunten Tage wieder an den Ufern des Stromes befand.

4.

Der Tag brach an, ſie erwachte und vernahm ohngefähr zweyhundert Schritt von ihrer Stelle ein Geräuſch. Erſchrocken wollte ſie entfliehen, aber bald beſann ſie ſich. Was konnte ihr Schlimmeres wiederfahren? Sie raffte ſich auf, gieng dem Schalle nach, fand zwey Wilde, die ein Canot ins Waſſer ließen, und ward ſogleich von ihnen bemerkt.

Man redet ſich an, man verſteht ſich, beyde Theile ſind voll Verwunderung. Die Wilden waren von Canelos und wollten nach Andoas gehen. Freundlich nahmen ſie Madame Godin in ihr Canot auf, verſahen ſie mit Lebensmitteln, und brachten ſie wohlbehalten nach Andoas. Sie wollte ihnen dieſen Dienſt mit zwey goldenen Halsketten belohnen, aber ein niederträchtiger Miſſionär nahm ſie den armen Indianern weg, und gab ihnen bloß ein paar Ellen Leinwand dafür.

Aufgebracht über dieſes ſchändliche Betragen, beſchloß Madame Godin ſchon den andern Morgen nach der Laguna abzugehen. Hier fand ſie endlich bey dem edelmüthigen

Superior der Miſſionen, dem Doctor Romero, alle die Hülfe, der ſie benöthigt war.

Während ihres daſigen Aufenthalts bekam ſie denn auch endlich Nachricht von Herrn R. und ihrem Neger. Wird man glauben, daß erſterer ſeine Reiſe von Andoas fortgeſetzt hatte, ohne die mindeſte Anſtalt zur Rettung der unglücklichen Madame Godin und ihrer Gefährten zu machen? Daß er ſich von dem Neger, der, während Madame Godin's einſamen Herumirren, allein zurückgekehrt war, und die Leichname gefunden hatte, alle Sachen ſeiner Herrſchaft ausliefern, und ihn, um des Geheimniſſes willen, aus eigener Autorität, nach Quito gehen ließ? Dennoch war es ſo.

Noch mehr, der ſchändliche Menſch hielt ſich jetzt in Omaguas, einige Tagereiſen von der Laguna auf. Kaum hatte er Nachricht von Madame Godin's Ankunft erhalten, als er zu ihr eilte, um in ihrer Geſellſchaft vollends nach Cayenne zu gehen. Madame Godin antwortete ihm, wie er es verdiente, ließ ſich aber doch am Ende durch Doctor Romero dazu bewegen. Dennoch gab ihr R. kaum den vierten Theil von ihren Sachen zurück, da ſie ſeiner Erzählung nach meiſtens verfault ſeyn ſollten. Eine ſchändliche Lüge, da es faſt nichts als lauter Koſtbarkeiten waren.

So vergiengen beynahe ſechs Wochen, endlich fühlte ſich Madame Godin ſtark genung ihre Reiſe fortzuſetzen. Dieſes geſchah mit der möglichſten Bequemlichkeit zu Waſſer, bis ſie endlich bey Loreto die portugieſiſche Galiote und ihren Vater traf.

Von nun an hatten alle ihre Leiden ein Ende. Sie fand das Schiff mit Proviſionen aller Art verſehen, ſegelte den Amazonenfluß vollends hinunter, und langte endlich in der Nähe von Cayenne an. Sogleich erhielt Herr Godin Nachricht davon, und eilte in ihre Arme. — Welch ein Wiederſehen! — Seit zwanzig Jahren waren ſie getrennt geweſen. — — Bald darauf ſegelten ſie nach Europa ab.

VIII.

Lafond.

1.

Es war den zehnten Junius 1752. als das franzöſiſch oſtindiſche Compagnieſchiff le Prince, auf dem ich mich als Lieutenant befand, von l'Orient nach Pondichery unter Segel gieng. Wir hatten unſere Reiſe bis zum ſechs und zwanzigſten Julius glücklich fortgeſetzt, und ich wollte eben um ein Uhr Mittags meine Wache antreten, als aus einer der großen Luken ein ſchwacher Rauch aufzuſteigen anfieng.

Voll Entſetzen befahl ich ſogleich Luken zu öffnen, um eine Unterſuchung anzuſtellen, als der Capitain aus der Cajüte ſtürzte und alles unter das Commando rief. — „Feuer! Feuer!" — ertönte es nun von einem Ende des Schiffes zum andern, und jedermann ſchickte ſich zur Arbeit an. Würklich durften wir hoffen die Flamme mit leichter Mühe dämpfen zu können, da ſie noch auf einen äußerſt kleinen Raum beſchränkt zu ſeyn ſchien.

Allein wie ſchrecklich hatten wir uns in dieſer Vorausſetzung getäuſcht! Kaum waren nemlich die Luken geöffnet worden, als uns die Flamme bereits entgegen ſchlug. Vergebens ward auf allen Seiten Waſſer

über

über Waſſer hineingegoſſen, das Feuer griff immer mehr um ſich, und flog zu unſerm Entſetzen in wenig Minuten den großen Maſt hinan.

Zum Unglück waren wir eben mit dem Ausſetzen des Bootes beſchäftigt, als die Flamme auch die Taue ergrif, in denen der Kloben gieng. Ehe wir's uns verſahen, ward das Boot auf den Kanonen des Steuerbords zerſchmettert, ſo daß die Möglichkeit es wieder aufzuhiſſen völlig verſchwunden war.

Aber jetzt ſchien auch alles den Muth zu verlieren und die Beſtürzung im Schiffe ward allgemein. Überall hörte man nichts als Angſtgeſchrey, überall ſah man nichts als Verzweifelte, die ſich zu retten ſuchten. Hier ſprangen einige in das Meer, dort kletterten andere auf die Segelſtangen, dieſe warfen Breter und Balken über Bord, um darauf fortzuſchwimmen, andere klammerten ſich an das Boogſpriet an.

Unterdeſſen war das Backbord bereits in Flammen gerathen, und die Kanonen des oberſten Verdecks giengen mit ſchrecklichem Gepraſſel los. Mehrere der um das Schiff herumſchwimmenden Menſchen wurden von den Kugeln getroffen und ſtarben unter gräßlichem Angſtgeſchrey. Wohin ich blickte, ſah ich nichts als die ſchrecklichſten Scenen vor mir.

Indeſſen wurde ich eine Stange gewahr, deren unterſtes Ende ins Waſſer hieng. Ich war durch keine Pflicht gebunden länger an Bord zu bleiben und beſchloß demnach auf meine Rettung bedacht zu ſeyn. Flugs warf ich meine Kleider ab, rutſchte an der Stange hinunter und ſprang in das Meer. Beynahe hätte ich indeſſen das Unglück gehabt, von einem ſinkenden Soldaten hinunter gezogen zu werden, hätte ich ihn nicht mit aller Gewalt von mir loszumachen gewußt.

So ſchwamm ich denn zwiſchen Hunderten von Leichnamen, durch die ich mich oft hindurch zu drängen gezwungen war, mehrere Stunden hin und her. Allein all mählig fiengen die Kräfte an mich zu verlaſſen, und ich zog daher einen Flaggenſtock mit ſeinem Stricke an mich. Doch da ſich in dem Augenblicke ein anderer Matroſe daran zu klammern verſuchte, hielt ich fürs Beſte ihn wieder fahren zu laſſen. Endlich beſchloß ich, mit an das Boogſpriet zu faſſen, wiewohl auch dieſes ſchon voller Menſchen hieng.

Unterdeſſen war der große Maſt bis auf den Fuß abgebrannt, und ſtürzte mit fürchterlichem Krachen über Bord. Das Feuer hatte nun das ganze Verdeck ergriffen, und die Kanonenkugeln flogen aus allen Seiten des Schiffes heraus. Erſchöpft, ermüdet, von Durſt verzehrt, glaubte ich endlich mein Grab in den Wellen zu finden, als ich die Jolle erblickte, in der ſich gleich anfangs fünf der entſchloſſenſten Matroſen gerettet hatten.

Ängſtlich ſchrie ich ihnen zu mich aufzunehmen, ſammelte meine letzten Kräfte zu ihnen hin zu ſchwimmen, und ward, ſo wie der Boots- und Steuermann, die mir folgten, glücklich an Bord gebracht. Eilends ſuchten wir nun davon zu rudern, da das Feuer die Pulverkammer ergriff, und das Schiff mit einem furchtbaren Knall in die Luft flog.

Unſer Zuſtand war erſchrecklich. In eine Dampfwolke gehüllt, die Meer und

Himmel verfinſterte, und aus der tauſend brennende Balken, Breter und Segel praſſelnd herabſtürzten, zwiſchen den tobenden Wellen, die rings um die Jolle wie Berge empor ſchlugen, glaubten wir jeden Augenblick verſinken zu müſſen. Endlich zerſtreute ſich der Rauch, und das ganze Meer war rings um uns her mit Tonnen, Trümmern und Leichnamen bedeckt.

Als wir den erſten Eindruck dieſes ſchauderhaften Anblicks überwunden hatten, ſchlug ich vor, ein paar Schiffslängen näher zu rudern, um, wo möglich, etwas aufzufiſchen. Es gelang uns auch wirklich ein kleines Faß Brandwein, etwa funfzehn

Pfund Speck, zwanzig Ellen Leinwand, ein Stück Scharlach, ein Dutzend Faßtauben und ein paar Taue an Bord zu bringen.

Da es aber anfieng dunkel zu werden, und wir leicht an einem der großen herumſchwimmenden Trümmer ſcheitern konnten, nahmen wir unſere Ruder zur Hand, und entfernten uns mit der größten Schnelligkeit

2.

Es war Abends um neun Uhr, als wir endlich die Trümmer aus dem Geſichte verloren hatten, und nun unſer Fahrzeug zu dieſer weiten gefährlichen Reiſe aufs beſte auszurüſten anfiengen. Das eine Ruder ward demnach zum Maſt, der eine Bootshaken zur Raae, das Stück Scharlach zum Segel und ein losgeriſſenes Bret zum Steuer gebraucht. Zum Nähen des Segels dienten uns die ausgezogenen Leinwandfäden, und Nadeln hatte zum Glück ein Matroſe bey ſich. Auf dieſe Art war in einigen Stunden, troz der Dunkelheit, alles in Stand geſetzt.

Nach meiner Rechnung waren wir wenigſtens an zweyhundert Meilen von der Küſte von Braſilien entfernt; ich rieth daher mit unſern Lebensmitteln auf das ſparſamſte umzugehen, und ſo ward unſere tägliche

Ration auf ein kleines Stück Speck und einen Schluck Brandewein feſtgeſetzt. Allein ſchon am vierten Tage fanden wir uns bey dieſer ſpärlichen Nahrung ſo erſchöpft, und von einem ſo brennenden Durſte gequält, daß wir kaum noch die Ruder regieren konnten. Doch was ſoll ich viel von unſerm Elend, von unſerer Verzweiflung ſagen? Noch in dieſem Augenblicke denke ich nur mit Schauder daran zurück.

Acht ſchreckliche Tage hatten wir ſo auf offenem Meere zugebracht, und außer einigen Tropfen Regenwaſſer nicht die mindeſte Erquickung gehabt. Alle meine Gefährten ſchienen dem Tode nahe zu ſeyn, und ich hatte eine ganze Nacht das Steuerruder allein regiert. Schon glaubte ich ſelbſt vor Müdigkeit und vor Erſchöpfung meine Augen auf ewig zu ſchließen, — plötzlich gieng die Sonne auf, und im Morgenrothe lag eine hohe waldigte Küſte vor mir.

Es war die Küſte von Braſilien, der Wind friſchte auf, und wir ruderten glücklich darauf zu. Schon Nachmittags um zwey Uhr liefen wir in der Bay von Treßon ein, und wälzten uns vor Freude im Sande herum. Indeſſen war die Küſte völlig unbewohnt und wir mußten daher, trotz unſerer Erſchöpfung, wo möglich Land einwärts gehn.

Wir waren noch nicht lange fortgewandert, als uns ein Hauſen bewaffneter Portugieſen entgegen kam. — „Wo ſeyd Ihr her? — Wo wollt Ihr hin?“ — Unſere Antwort war die Erzählung unſers Unglücks und ſo wurden wir nach ihren Wohnungen gebracht, wo uns ihr Commendant mit der größten Menſchlichkeit aufnahm.

Nachdem wir hier einige Tage ausgeruht hatten, ſetzten wir unſere Reiſe, mit Kleidern und Lebensmitteln verſehn, nach Pareibe, und von da weiter, nach Fernambuc fort, wo eben eine portugieſiſche, nach Europa beſtimmte Flotte lag. Der Admiral bewilligte uns die Aufnahme ohne Schwierigkeit, und ſo giengen wir denn den 5. Oktober 1752. mit dem günſtigſten Winde in See.

Unſere Reiſe war ziemlich glücklich, denn ſchon am fünften Dezember liefen wir in dem Hafen von Liſſabon ein. Hier begab ich mich den 1. Januar 1753. an Bord eines kleinen nach Morlaix beſtimmten Fahrzeuges, und kam den 2. Februar glücklich in meiner Heimath an.

IX.

Madame Noyer.

Ich war im Begriffe mit meinem Manne von Savana nach Cap Francois, auf einem uns zugehörigen Fahrzeuge zurück zu gehen, als ihn einer ſeiner Freunde erſuchte den Capitain und Steuermann eines kleinen engliſchen Schiffes mitzunehmen, das eben an der Küſte geſcheitert war. Da wir außer unſern zwey Kindern nur noch eine Negerin bey uns hatten, ſo ließ es ſich mein Mann gefallen, und wir konnten noch den nemlichen Nachmittag (den 4. März 1666.) mit dem günſtigſten Winde unter Segel gehen.

Mehrere Meilen hatten wir längſt der Küſte bereits zurückgelegt, als uns die Nacht überfiel, und mein Mann vor Anker zu gehen beſchloß. Er ließ hierauf unſere Matrazzen auf das Caſütendach bringen, und wies den beyden Engländern ihre Schlafſtelle in dem Vordertheile des Schiffes an.

Es mochte gegen ein Uhr Morgens ſeyn, als ich von einem dumpfen Schlage erwachte, der wie ein Axthieb auf die Matrazze meines Mannes klang. Erſchrocken wecke ich die neben mir ſchlafende Negerin, hebe das Segel auf, das über unſer Lager geſpannt war, und ſehe den Capitain John mit aufgehobener Axt vor meinem Manne ſtehen. Wüthend drohte er mich und meine Kinder zu ermorden, verſetzte meinem Manne noch einige Hiebe, und befahl ſeinem Camaraden nach Neuyork zu ſteuern.

Der Tag brach an, ich hatte kaum ſo viel Kräfte mich aufzurichten. Aber allmächtiger Gott! was für ein ſchrecklicher Anblick für mich! Ich ſah den blutigen Leichnam meines Mannes mit der Matrazze im Meere ſchwimmen, während mir der Mörder mit höhniſchem Lächeln einige Spöttereyen zurief. — Mein Herz erſtarrte, meine Augen wollten verlöſchen, ich ſank ohne Bewußtſeyn auf mein Lager zurück.

Als ich wieder zu mir kam, ſtand der Mörder mit einem Dolche vor mir, und zweng mich unter den gräßlichſten Drohungen ihm die Schlüſſel zu unſern Kiſten zu geben. Indeſſen brachte er ſie mir ſehr bald zurück, und ſchien ſogar etwas menſchlicher geworden zu ſeyn.

„Seyn Sie unbeſorgt!“ — ſagte er — „Ich will Sie wohlbehalten ans Land ſetzen!“ — Zugleich bot er mir einige Erfriſchungen an, und geſtand mir unverhohlen, er habe ſich bloß des Fahrzeugs bemächtigen wollen, um nach Neuyork zu gehn.

Was ich indeſſen empfand, wird ſich ſchwerlich beſchreiben laſſen. Nein! ich glaube nicht, daß es einen größern Schmerz geben kann. Tauſendmal war ich im Begriffe mich ins Meer zu ſtürzen; immer hielten mich blos meine Kinder zurück. Gott, welcher entſetzliche Tag! Ich brachte ihn mit beſtändigem Weinen und Seufzen zu!

So brach der Abend an, die Böſewichter banden das Steuerruder feſt, und legten ſich ruhig zum Schlafen hin. Meine Negerin that mir den Verſchlag ihnen die Augen mit einem Nagel zu durchſtechen, allein ich beſchwor ſie, davon abzuſtehen. Die Unmenſchen konnten ſich vielleicht nur ſchlafend ſtellen, und wehe uns, wenn der Verſuch mißlungen wäre. Die ganze Nacht brachte ich nun in beſtändigem Fieber zu! Ach der höchſte Schmerz pflegt unbeſchreiblich zu ſeyn!

Als der Tag anbrach, befanden wir uns in offener See. Ich fragte die Mörder, ob ſie mich nach Neuyork führen wollten, ſie verſicherten mich des Gegentheils — „Hier iſt das Boot!“ — ſagte der Capitain — „Einer von uns ſoll Sie nach Cap Francois bringen!“ — und in dem Augenblicke legten ſie bey, und ließen das Canot ins Meer hinab.

Ohne an die Gefahr dieſer ſchrecklichen Reiſe zu denken, ſah ich ſie als das einzige Mittel zu meiner Rettung an. Die Mörder erlaubten mir etwas Wäſche zuſammen zu packen und gaben mir auch etwas Zwieback, Pöckelfleiſch und Waſſer mit. Kaum war ich aber die Leiter hinunter, und dachte nun, daß der Steuermann folgen ſollte, als die Böſewichter das Tau abhieben, das Schiff nach Norden wendeten, und mich ohne Barmherzigkeit meinem Schickſale überließen.

So war ich denn mit meinen beyden unglücklichen Kindern und meiner Negerin allein und von aller menſchlichen Hülfe entfernt. Kein nahes Land, kein einziges Segel am Horizonte, nichts als Himmel und Waſſer um mich her. O Gott! nur Du ſahſt meine Thränen! Nur Du hatteſt Erbarmen mit mir!

So überfiel uns die Nacht, das Meer ward immer unruhiger, der Wind immer heftiger, dennoch ſteuerte meine Negerin nach Möglichkeit fort. Aber bald fiengen die Wellen an über uns herzuſchlagen, und jeder Augenblick ſchien unſer letzter zu ſeyn. Ich lag auf dem Boden des Canots, hatte meine Kinder in meine Arme geſchloſſen und erwartete den Tod mit Gelaſſenheit.

Aber das Schickſal hatte mich noch zu härtern Prüfungen aufgeſpart und wir trieben noch ſechs ſchreckliche Tage ohne Lebensmittel und ohne Waſſer auf dem ſtürmiſchen Meere herum. Schon war ich im Begriffe mir eine Ader zu öffnen, um meine Kinder mit meinem Blute zu erquicken, als das Ende meiner Leiden entlich gekommen war. Wir erblickten ein Segel, wurden erkannt, an Bord genommen und nach Neuorleans in der Louiſiana gebracht. *)

---

*) Die Mörder wurden einige Monate darauf in Boſton entdeckt und zur verdienten Strafe gezogen.

Ende des erſten Bändchens.

Anzeige.

Gemälde von Valencia von Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Indem ich hiermit dem Publikum ein Gemälde nicht nur von der Stadt, ſondern von der ganzen ſchönen Provinz dieſes Namens ankündige, glaube ich, bey dem Intereſſe des Gegenſtandes, und dem Namen des Verfaſſers, etwas Ausgezeichnetes verſprechen zu können. An eine Menge neuer geographiſcher, botaniſcher und mercantiliſcher Nachrichten, werden ſich die umſtändlichſten Details über die ſchöne Cultur dieſes reizenden ſüdlichen Landes, und die unterhaltendeſten Schilderungen von Sitten, Gegenden u. ſ. w. in der größten Mannichfaltigkeit anſchließen; ſo daß der Geograph, der Botaniker und der Kaufmann, der Ökonom und der Dilettant dieſes Werk mit gleichem Intereſſe aufnehmen werden. Dieſes wird nicht zuviel geſagt ſcheinen, da der bekannte Verfaſſer außer ſeinen eigenen Beobachtungen, auch das große koſtbare Werk des berühmten Cavanilles (Obſervaciones ſobre la hiſtoria natural, geografia, agricultura, poblacion y frutos del Reyno de Valencia) dabey benutzen wird.

Was nun das Mercantiliſche anlangt, ſo ſchlage ich, der ſchändlichen Nachdrucker wegen, den Weg der Pränumeration ein.

Das Ganze wird aus zwey bequemen Bänden in 8. ſauber auf Schreibpapier gedruckt, beſtehen, die auf einmal abgeliefert werden ſollen. Die Vorausbezahlung von 2 Thlr. 12 gr. auf beyde ſteht noch bis Ende Auguſts offen. Die wirkliche Erſcheinung wird ſeiner Zeit durch die Zeitungen beſtimmter angegeben werden, doch auf keinen Fall ſpäter als zur Mich. Meſſe ſeyn. Die reſp. Pränumeranten ſollen dem 2ten Bande vorgedruckt werden, daher ich um deutliche Namen bitte. Die Pränumeranten erhalten ihre Exemplare brochirt. Wer auf 5 Exemplare pränumerirt, erhält das 6te frey. Pränumeration wird in allen guten Buchhandlungen angenommen. Leipzig im Januar 1802.

Heinrich Gräff.

Neue 28/2

Reiſeabentheuer

herausgegeben

von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Zweytes Bändchen.

Poſen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Kühn,
1802.

[illegible]

An die Leſer.

Man hat das erſte Bändchen dieſer Reiſeabentheuer mit einigem Beyfall aufgenommen, und dieſes hat mich zu der Herausgabe eines zweyten beſtimmt. Mögen dergleichen Sammlungen auch nur das Verdienſt der guten Auswahl, und der gefälligen Darſtellung haben, immer werden ſie dem beſſern Theile des Publicums willkommen ſeyn. Es ſind Beyſpiele von dem, was Menſchen erfahren und überwinden können — Beyſpiele von Menſchenelend und Menſchenſtärke, aus denen man Troſt und Belehrung ſchöpfen kann. D. F.

Inhaltsverzeichniß.

1. Donald Campbell . . . . . . Seite 1
2. Die unglücklichen Nanteſer 45
3. Mackay 61
4. Pagès 89
5. Black 113
6. Wagner 125
7. Deleſalle 161
8. Wrigth 179
9. Meithan 195
10. Spearing 215
11. Ramel und ſeine Unglücksgefährten . 225
12. Montaigu 271

I.

Donald Campbell.

Donald Campbell mußte in Privatgeſchäften eine Reiſe nach Oſtindien machen, und hatte den großen Landweg gewählt. Er war bereits über Venedig und Latichea *) in Aleppo angekommen, und beſchloß nunmehr mit einem türkiſchen Courier weiter nach Bagdad zu gehen. Was ihm auf dieſer Reiſe, und nachher in Oſtindien begegnet iſt mag der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

---

*) an der Syriſchen Küſte.

1.

Wir verließen Aleppo den ſechſten Januar 1783, nachdem ich mich aufs ſorgfältigſte verkleidet und einen ſyriſchen Bedienten, der zugleich den Dollmetſcher zwiſchen uns machen ſollte, für dieſe Reiſe angenommen hatte. Aus Vorſicht ward indeſſen beſchloſſen, daß mich der Tartar überall für ſeinen Sclaven angeben ſollte; indem mein Leben, bey dem geringſten Verdachte meines wahren Standes, in Gefahr zu ſeyn ſchien.

So brachen wir denn an einem heitern Morgen alle wohl beritten und gut mit Lebensmitteln verſehen, von Aleppo auf. Wir hatten kaum einige Stationen zurückgelegt, als ich den Tartar — das iſt meinen Courier — trotz ſeiner abſchreckenden Phyſiognomie von Herzen lieb gewann.

Es war in der That ein guter ehrlicher Kerl, der mir alles zu Gefallen that. Immer dienſtfertig, unaufhorlich zu meiner Seite, ritt er ſchnell oder langſam, wie es mir nur gefällig war. Wollte ich anhalten, wollte ich abſteigen, wollte ich liegen bleiben, wollte ich die Pferde früher oder ſpater wechſeln, er that alles mit der größten Gefälligkeit.

Freilich bildete er ſich ein wenig zuviel auf ſeine Courierſchaft ein, und nahm es bey andern Leuten gar gewaltig ſcharf damit. Wo wir nur anhielten, beſonders bey großen Karavanſerals *) ließ er ſogleich ſeine Stimme vernehmen: — „Im Namen des Sultans ihr Hunde! ſchafft Pferde und Lebensmittel herbey.“ — Dabey gieng es denn niemals ohne Peitſchenhiebe ab, und alles mußte ihm zu Gebote ſtehn.

Sechs Tage und ſechs Nächte mochten wir unſere Reiſe auf dieſe Art mit wenigen Ruhepunkten fortgeſetzt haben, als wir endlich Diarbekir in einer reizenden Ebene an den Ufern des Tigris erreichten. Hier hielt es mein Tartar für nöthig, im

---

*) Öffentliche Wirthshäuſer, wo man oft einige Hundert Reiſende beyſammen ſehen kann.

Karavanſerai eine Farce aufzuführen, an die ich noch jetzt nicht ohne Lächeln denken kann.

Ich weiß nicht, ob es Vorſicht oder Muthwille war; genug auf einmal fieng er an die Rolle eines gebieteriſchen Herrn zu ſpielen. Wir ſaßen beym Eſſen; er natürlich oben an und ich in ziemlicher Entfernung tief, tief unter ihm.

„Hier Sclave!“ — ſagte er mit einer unnachahmlichen Miſchung von Stolz, Verachtung und heimlicher Gutmüthigkeit — „Hier Sclave!“ — indem er mir einen Theil von ſeinem Pillau *) und gebratenen

---

*) Dickgekochter Reis mit Hühner- Rind- oder Hammelfleiſch.

Vögeln hinreichte — „Hier Sclav! — Da haſt du deine Mittagsmahlzeit!“ — Alle ſeine Minen, ſeine Geſten, ſeine Attitüden — alles paßte dazu; es war unmöglich einen beſſern Comödianten zu ſehn.

Indeſſen konnte ich mich kaum des Lachens enthalten und ich glaube, ich platzte endlich unwillkührlich heraus. Kaum ward er es gewahr, ſo fuhr er plötzlich von ſeinem Sitze auf, ſtemmte die Hände in die Seite, ſtarrte mich drohend an, zog die Augenbraunen bis an den Turban in die Höhe, bewegte ſeinen Schnurrbart heftig hin und her, und befahl mir endlich zornig hinaus zu gehen.

Ich gehorchte, und augenblicklich kam er mir nach. — „Die Pferde! die Pferde!“ — rief er einmal über das andere, und ſchien vor Wuth vollig außer ſich zu ſeyn. Unter tauſend Flüchen befahl er mir nunmehr aufzuſteigen, drohte mir den Bauch aufzuſchlitzen, und ſchwang mir ſeine Peitſche immer über dem Kopfe herum.

Endlich kamen wir ins Freye, lächelnd nahm er ſeinen vorigen Ton wieder an, und empfahl mir die ſtrengſte Behutſamkeit.

2.

Er hatte Recht, und ſo folgte ich ihm mit der größten Bereitwilligkeit. Bald ſprengten wir nun im Gallopp durch die Städte, bald hielten wir wieder ruhig in den Karavanſerais an; bald würdigte er mich kaum eines Blickes, bald ließ er mich wieder an ſeiner Seite ſitzen — Kurz er ſpielte ſeine Rolle mit einer Feinheit, mit einer Klugheit, mit einer Geiſtesgegenwart, worüber ich oft in Erſtaunen gerieth.

So kamen wir zum Beyſpiel einige Tage nachher wieder einmal Abends in einem großen Karavanſerai an. Mein Tartar behandelte die Leute mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit, und ſetzte ſich endlich brummend zum Eſſen hin. Kaum hatte er aber den herrlichen Pillau gekoſtet als er ihn verächtlich von ſich ſchob — „Hier Jim̃el“ *) — ſagte er — „Nimm den Quark und ſtopf dir deine grobe Kehle damit voll. — Es iſt doch nur für einen Franken gut!“ — Man kann denken wie demüthig ich die Schüſſel annahm, und wie willkommen mir diesmal ſein angeblicher Ekel war.

Jetzt kam es an das Fußwaſchen — „Wohlan ihr Sclaven!“ — ſagte er mit gebieteriſchem Tone, indem er ſich auf ſeinem Kiſſen wiegte — der Beſte von euch Hunden ſoll mir die Füße waſchen! — Es

---

*) So nannte er mich, um meinen Namen Campbell, den er Cameel verſtanden hatte, zu überſetzen.

iſt eine Ehre für euch, dem Boten des Sultans der Welt, und des Sohnes des Propheten dieſen Dienſt zu thun!" —

Der arme Kerl, der ſich jetzt dazu anſchickte, antwortete ihm mit der außerſten Unterwürfigkeit— „Geſegnet ſey mein Herr der Sultan, und Preis ſey Gott unſerm Herrn und ſeinem Propheten Mahomed!"

„Ja! ja!" — fuhr mein gebieteriſcher Tartar fort — „Ja! ja! ſegne Gott und Mahomed und bete für ſeinen Diener den Sultan und alle die wie ich an ſeiner Stelle ſind, daß ſie euch elenden Sclaven nur das Leben laſſen!" —

„Hier! Du ſollſt ſelbſt die Füße dieſes Franken waſchen! — Komm Jiñel! —

indem er ſich mit einer Art von Herablaſſung nach mir umdrehte — Halte die Füße hin — Hörſt du? Halte die Füße hin! — Ich befehle es dir!“ —

Der arme Menſch gehorchte, aber man ſahe wohl, daß ihm dieſe Kränkung äußerſt nahe gieng. Plötzlich erhob ſich der Tartar von ſeinem Kiſſen, ſchritt gravitätiſch durch das Zimmer, nahm ſeine Pfeife aus dem Munde, bewegte ſie langſam hin und her, und ſagte halb außer ſich vor Stolz und Selbſtzufriedenheit:

„Das heißt einen großen Mann zum Beſchützer haben! — Neigt euch vor ihm und waſcht ihm die Füße!“ — In meinem Leben werde ich ſo eine groteskkomiſche Szene nicht wieder zu ſehen bekommen.

Es war zu viel für mich, ich brach in ein lautes Gelächter aus. — Aber hilf heiliger Gott! — Mit welchen wüthenden Blicken ſtarrte mich mein mächtiger Beſchützer an! Es war als ob er mich durchbohren, als ob er mich den Augenblick verſchlingen wollte. Zorn, Schaam, Erniedrigung — tauſend Empfindungen mahlten ſich auf ſeinem Geſichte ab. Plötzlich befahl er die Pferde vorzuführen, wir ſaßen auf und waren in wenig Minuten im freyen Felde.

Vier Stunden mochten wir ohne ein Wort zu ſprechen, im ſtärkſten Galloppe fortgeritten ſeyn, als er endlich anhielt, und mitten unter freyem Himmel zu bleiben beſchloß. Ich merkte, daß er mich für meine Unvorſichtigkeit beſtrafen wollte, und äußerte gegen den Dollmetſcher, daß mir das gar nicht zuwider ſey.

Kaum hatte es der Tartar gehört, als er mit verbiſſenem Ärger ſagte: — „O ja für alle Thiere, und alſo auch für die Franken mag es ſchon gut ſeyn! — Ich für mein Theil wäre ohne das verdammte Lachen lieber auf meinem Kiſſen geblieben!“

Ich antwortete nichts, und ſo ſchließen wir ein, bis er uns endlich nach einigen Stunden wieder weckte, aufzuſitzen befahl, und nun folgendermaßen anhub:

Wahrlich, Gott hat das Lachen zum Spott und zur Schande der Menſchheit gemacht und es den Franken und Affen verliehen! Der eine hat ſein Haha! der andere ſein Hihi! Beide ſind boshaft und tückiſch und taugen zu nichts als alle Welt toll zu machen!“

Hier hielt er einige Minuten inne, als wenn er eine Antwort erwartete. Da dieſe aber nicht erfolgte, fuhr er in demſelben Tone fort.

„Nicht daß ſie bey allem ihren Lachen Verſtand genug hätten, ſich ſelbſt im Zaum zu halten — Gott bewahre! — Ein halbes Dutzend Affen werden hihihi ſchreyen, und einen ganzen Fruchtgarten aus-

lee-

leeren, und ein Franke wird hahaha ſagen, und Pillaus und Hühner wie ein hungriger Wolf freſſen, und Wein wie ein durſtiges Kameel dazu ſaufen!“ —

Eine neue Pauſe, die aber eben ſo wenig unterbrochen ward. — „Aber — fuhr er in ſeiner Predigt fort. — „Mit allem ihren hihihi und hahaha kommen ſie doch häufig ſehr übel an. Der Affe wird an eine Kette, und der Franke ins Gefängniß gebracht. Der Affe wird tod geſchlagen, und der Franke aufgehängt — Dann gehts aus einem andern Tone — Dann heißts Oh! Oh! Oh!“ — Er machte das ſo äußerſt komiſch nach, daß mir abermals ein kleines Lächeln entfuhr.

Jim̃el! — Jim̃el! — ſetzte er jetzt haſtig hinzu — Ich merke du kannſt dich nicht halten — Aber bey dem Propheten — Nimm dich in Acht! Oder das Ding geht ſchief — Ich ſage dirs, nimm dich in Acht, oder es iſt um dein Leben geſchehen — Denke einmal, wenn ich nun nach Aleppo käme, und ſagte das? — Was ſollte ich ſagen, wenn du gehangen wärſt! — Mit hahaha wäre es wahrlich nicht ausgemacht. — Niemand würde es mir glauben, und mein Charakter wäre auf immer befleckt!“

Ich gab ihm Recht, und verſprach für die Zukunft behutſamer zu ſeyn. — „Es iſt zu deinem eigenen Vortheil!“ — ſagte er freundlich, und wir ſetzten unſere Reiſe in der beſten Laune fort.

3.

So kamen wir endlich nach einem Ritte von dreyhundert und funfzig Meilen, am achtzehnten Tage unſerer Reiſe glücklich in dem berühmten Bagdad an. Nachdem ich hier eine Woche ausgeruhet, und meinen ehrlichen Tartar Haſſan Artaz richtig bezahlt hatte, ſchiffte ich mich auf dem Tigris ein, um nach Baſſora zu gehen.

Meine Flußreiſe war ohne Merkwürdigkeiten, ſelbſt die Ufer boten dem Auge wenig Abwechſelung dar. Ich kam zu Baſſora an, ruhte einige Tage bey unſerm Reſidenten aus, und begab mich dann an Bord eines Paketbootes, das nach Maskate beſtimmt war. Ich hatte geradenweges nach Bombay zu kommen geglaubt; eines Leckes wegen mußten wir aber in Abuſchär einlaufen.

Hier erfuhr ich, daß es im Meerbuſen von franzöſiſchen Capern wimmelte, und hielt es demnach fürs beſte mit einer engliſchen Fregatte abzugehen. Sie war nach Madras beſtimmt, lief aber zuerſt in Goa ein. Da ſich ihre Abreiſe verzögerte, begab ich mich an Bord eines portugieſiſchen Schiffes, das gerade nach Madras ſegelfertig lag.

Es war den achtzehnten May 1783,

als wir mit einem ſchwachen Winde aus dem Hafen von Goa ſegelten. Das Schiff gieng äußerſt tief, der Himmel war mit Wolken bedeckt, und dann und wann fielen einzelne Regenſchauer herab.

Am neunzehnten Mittags fieng der Wind an aufzufriſchen bis er endlich gegen Abend zum völligen Sturme ward. Wir bekamen einen heftigen Platzregen mit Blitz und Donner vermiſcht, und alles zeigte den Eintritt der neuen Moußons an.*)

---

*) Die in dieſen Meeren immer ſechs Monate lang perennirenden S. W. oder N. O. Winde. Sie wechſeln immer mit den heftigſten Stürmen um.

Den zwanzigſten nahm unſere Gefahr mit jedem Augenblicke zu. Die Wellen ſchlugen unaufhörlich über das Schiff hinweg, die Segel wurden einer nach dem andern fortgeführt, der Stangen und Raen brachen immer mehrere entzwey. Wir wurden von dem Sturme gegen die Küſte getrieben, und konnten dem Schiffbruche nur durch ein Wunder entgehen.

Am ein und zwanzigſten Morgens um ſieben Uhr ſchien endlich die Gefahr aufs höchſte geſtiegen zu ſeyn. Das Schiff hatte ſich auf die Seite gelegt, und die Wellen ſchlugen unaufhörlich über das Verdeck hinweg. Alles ſtürzte über einander, alles überließ ſich der ſchrecklichſten Verzweiflung; überall hörte man nichts als Jammer und Angſtgeſchrey.

Indeſſen ward beſchloſſen einen Theil der Ladung über Bord zu werfen, um wenigſtens zu unſerer Rettung alles mögliche zu thun. Allein ſchon um zehn Uhr war der Sturm zu einem völligen Orkane geworden, und wir trieben immer ſtärker nach der Küſte zu. Ich finde keine Worte dieſen Zuſtand zu beſchreiben — wir ſtarben einen tauſendfältigen Tod.

Um Mittag fieng der Himmel an ein wenig heiterer zu werden, der Sturm ließ etwas nach, und unſer Schiff ſchien ſich allmählich wieder aufzurichten. Aber ehe wir's uns verſahen, ſchlug eine ſchreckliche

Welle über das Vordertheil, riß die Winde, die Boote, und mehrere Matroſen mit ſich hinweg, drang in den Raum, und ſetzte das ganze Schiff unter Waſſer.

Ich hatte mich unterdeſſen mit einem andern Paſſagiere Mr. Hall auf das Hintertheil gerettet. Hier hielten wir uns etwa eine halbe Stunde angeklammert, bis das Schiff mit dem Vordertheile immer tiefer ſank, und unſere Stelle zu abſchüßig ward.

Von allen Seiten mit dem Tode umgeben ſchien uns nun ein kühner Sprung in die Wellen noch der letzte Verſuch zu unſerer Rettung zu ſeyn. Da ich ſchwimmen konnte, beſchloß ich es demnach zuerſt zu wagen und winkte Mr. Hall ein herzliches Lebewohl zu.

Aber kaum hatte ich mich in die Brandung geworfen als mir das Bret, woran ich mich feſt zu halten ſuchte, weggeriſſen ward. Schon glaubte ich unterzuſinken, plötzlich fiel mir ein neues Mittel zu meiner Rettung ein.

Ich hatte nemlich einmal in Schottland erzählen gehört, daß wer ſich in dergleichen Fallen nur auf dem Rücken zu halten wüßte, ſicher mit forttreiben könnte. Ich verſuchte es, und es traf über meine Erwartung zu.

Ehe ich michs verſahe, fühlte ich mich gegen das Land getrieben, und bald langte ich wohlbehalten an dem ſandigen Ufer an. Außer mir vor Freude that ich ein oder zwey Sprünge, um etwas höher zu kommen, bis ich vor äußerſter Erſchöpfung in Ohnmacht ſank.

4.

Mehrere Stunden mochte ich ſo gelegen haben, als ich ein dumpfes Geräuſch vernahm. Ich erwache, ich ſchlage die Augen auf, und ſehe mich von einem Haufen Scapoys umringt. Es waren Soldaten von Hyder Aly, auf deſſen Gebiete ich mich befand. Neben mir lagen noch acht von unſern Laskars, die ſich ebenfalls durch Schwimmen gerettet hatten, ſo wie eine Menge Kiſten, die an den Strand geworfen worden waren.

Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, als uns der Anführer aufzubrechen befahl, um bis zu einem Dorfe zu marſchiren, das einige Meilen von der Küſte lag.

Hier wurden wir für die Nacht in einen engen viereckigten Hofraum eingeſchloſſen, ohne daß man uns das mindeſte zu unſerer Bedeckung gab.

Wir litten unbeſchreiblich, und wurden überdem von dem brennendeſten Durſte gequält. Allein ſo flehentlich wir auch um dieſe einzige Erquickung baten, ſo trieben dennoch dieſe Barbaren nur ihren Spott mit uns.

Es war die Nacht vergangen, als uns der Anführer gegen vier Uhr Morgens, ein wenig kalten Reiß und einige Tropfen faules Waſſer geben ließ. Zu gleicher Zeit ward ich von den Laskars getrennt, und in eine verfallne Toddyhütte *) gebracht. Eben war ich im Begriff einzuſchlummern, plötzlich ſtand Mr. Hall vor mir.

Ich hatte ihn für tod gehalten, man kann denken, mit welcher Freude ich ihm entgegenſprang. Er war an einer andern Stelle aufgefiſcht worden, und hatte die Nacht am Strande zugebracht.

---

*) Wo ehedem Toddy, d. i. Cocosbrandwein verkauft worden war.

Weinend lagen wir uns in den Armen, weinend drückten wir uns einander an die Bruſt. — Ach wir fühlten, daß uns das Unglück aufs innigſte verband, und wir wünſchten uns Glück bey einander zu ſeyn.

So waren zwey Tage vergangen, als man uns nach Hydernagor zu ſenden beſchloß. Wir mußten die ganze ſchreckliche Reiſe zu Fuße machen, und unſere Leiden nahmen mit jedem Schritte zu. Ohne Bedeckung, ohne Erquickung, ohne hinreichenden Unterhalt, allen Beleidigungen eines erbitterten Volkes, und allen Launen unſerer barbariſchen Führer ausgeſetzt, kamen wir endlich als halbe Skelette in der Hauptſtadt von Bidanore an.

Wir wurden vor den Gouverneur geführt. — „Wer ſeyd ihr? — hub er ſeine Unterſuchung an — Zu welchem Volke gehört ihr? Auf welche Art ſeyd ihr in unſer Gebiet gekommen?“ — Ich antwortete für uns beide, und er ſchien damit zufrieden zu ſeyn.

Jetzt begann er einen weitläufigen Sermon über die Macht und Unüberwindlichkeit ſeines großen Souverains Hyder Aly. Wie er die Engländer aus Oſtindien vertreiben, und das ganze Land unter ſeine Herrſchaft bringen wollte, wie ohnmächtig der Widerſtand unſerer Landsleute, und wie gewiß der Ruin unſerer Beſitzungen ſeyn würde u. ſ. w.

Ich weiß nicht, ob ihm unſer vorſichtiges Stillſchweigen einiges Zutrauen einflößte, genug er hieß uns eine Matte mit einem Kiſſen geben, und fieng ein weitläufiges Geſpräch über die Stärke unſerer Truppen, die Anzahl unſerer Schiffe u. ſ. w. an.

Man kann denken was wir ihm antworteten, indeſſen gefiel ihm unſere anſcheinende Aufrichtigkeit außerordentlich. Er verließ uns mit vielen Complimenten, befahl uns in ein beſſeres Gefängniß zu bringen, und ſchickte uns ſogar des Abends ſechs Gerichte aus ſeiner Küche zu. Von nun an wurden uns überdem täglich acht Pence zu unſerem Unterhalt ausgeſetzt, ſo daß unſere Lage würklich erträglich war.

Noch nicht genug, der Gouverneur behandelte mich noch ganz beſonders mit großer Auszeichnung. Er hatte nemlich von den übrigen Gefangenen meinen wahren Stand *) erfahren, und daher Gott weiß welchen politiſchen Plan auf meine Verhältniſſe gebaut.

---

*) Des Verfaſſers Vater war eines der wichtigſten Mitglieder der Regierung von Calcutta.

Einige Tage darauf ließ er mich alſo wieder zu ſich holen, behandelte mich mit vieler Artigkeit, machte mir ein Geſchenk mit Wäſche, Kleidern, Thee u. ſ. w. fügte noch dreyßig Rupien hinzu, und ließ zuletzt ein paar Worte von einem Vorſchlage fallen, der eben ſo empörend als verrätheriſch war. Natürlich wies ich ihn mit Verachtung ab, und ſetzte ihn dadurch in große Verwunderung. — „Nimm dir Bedenkzeit!“ — ſagte er — „denn wahrlich der Antrag iſt beneidenswerth!“ — Ich verbeugte mich und eilte zu meinem Unglücksgefährten zurück.

5.

Aber wie hätte ich je mein Vaterland

verrathen, wie hätte ich meine eigene Ehre ſo ganz vergeſſen können? Alle Vorſchläge, alle Verſprechungen des Gouverneurs mußten daher vergebens ſeyn. Im Gegentheil beſchloß ich von dieſem Augenblicke nur auf Mittel zu meiner Befreyung zu denken.

Ich weiß nicht ob dieſes entdeckt worden war, oder ob mein Widerſtand den Gouverneur erbittert haben mochte — genug ehe wir's uns verſahen, wurden uns beiden Feſſeln angelegt. Mein armer Gefährte hatte die Ruhr, man kettete ihn mit mir zuſammen, und vermehrte unſere Leiden mit der ausgeſuchteſten Grauſamkeit.

Man gab uns lauter verdorbene Nahrungsmittel, man verringerte unſere Waſſervortionen und ließ uns ſelbſt des Nachts nur von halben zu halben Stunden ruhen.

Schreckliche tyranniſche Behandlung! Noch denke ich nicht ohne Schaudern daran zurück. Kaum hatte ſie acht Tage gedauert, als mein armer Freund unter ſeinen Leiden erlag.

Es war Nacht — er ergriff meine Hand und legte ſie an ſein Herz. — „O meine Ältern!“ — rief er mit gebrochener Stimme — „O meine Ältern! — Was werden ſie ſagen?“ — Ich weinte und ſprach ihm ein paar troſtvolle Worte zu.

„Ach! Es iſt vorbey!“ — fuhr er fort, und ſeine Finger ſchloſſen ſich krampfhaft um die meinigen — „Es iſt vorbey!“ — rief er mit ſeinem letzten Athemzuge — „Leb wohl theuerſter Campbell!“ — Was ich empfand? — theilnehmende Leſer, ihr werdet es errathen können, ich habe keine Worte dafür!

Vier Tage vergiengen ehe der halbverfaulte Leichnam von meiner Seite genommen ward. Meine Freundſchaft war nicht vermögend, das thieriſche Gefühl des Ekels zu überwinden, und ich litt unbeſchreiblich dabey. Meine Geſundheit ſchien täglich abzunehmen, und ich überließ mich der düſterſten Verzweiflung.

Noch einen Monat hatte ich in dieſer ſchrecklichen Lage zugebracht, als ich eines Morgens in der Feſtung eine ganz ungewöhnliche Bewegung gewahr wurde. Alle Truppen ſchienen ſich marſchfertig zu machen, und überall hörte man Jubel und Freudengeſchrey. Plötzlich trat ein Offizier in mein Gefängniß, ließ mir die Feſſeln abnehmen und befahl mir mit ihm zu gehen.

Wir eilen fort, wir kommen zur Citadelle hinaus, plötzlich werde ich von vier Männern gefaßt, und in einen Palankin gelegt. Ich erſchrecke, ich frage nach der Urſache, vergebens! ohne mir zu antworten, eilen ſie mit dem Palankin durch die verödeten Felder fort.

Zitternd ſahe ich dem Augenblicke meines Todes entgegen — auf einmal ſtürzt ein Indiſcher Offizier mit gezücktem Säbel auf uns zu — „Halt!“ — rief er meine Begleiter an — „Wo führt ihr dieſen Gefangenen hin?“ — Sie nannten einen Ort, der mir völlig unbekannt war — „Keinen Schritt!“ — fuhr er weiter fort — Der Gefangene iſt in meiner Gewalt!“ — Sie machten anfangs Schwierigkeiten, wurden aber bald gezwungen die Flucht zu ergreifen.

Jetzt nahm mich der Offizier bey der Hand, und gab ſich mir als einen unſerer geheimen Freunde zu erkennen! — O Gott! wie groß war meine Freude, als ich die Annäherung unſerer ſiegreichen Armee vernahm! General **Matthews** hatte nemlich die Ghautgebirge überſtiegen und bedrohte **Hydernagor** mit einem überfall.

Eben wollten wir nun den Weg nach ſeinem Lager einſchlagen, als wir plötzlich einen Haufen Soldaten von Hydernagor hinter uns ſahen. Mein Befreyer ſchwang ſich auf ſein Pferd, zeigte mir einen Fußſteig nach dem Walde, und verſprach im kurzen wieder bey mir zu ſeyn.

6.

„Was ſollte ich thun?“ — Ich war

zu ſchwach, um den Soldaten entfliehen zu können, ich hielt es demnach fürs beſte, geduldig mit ihnen zurückzugehen. — Aber ich hatte einen Plan gemacht — Ich hatte einen Entſchluß gefaßt — — „Zum Gouverneur!“ — ſchrie ich ihnen zu — — „Führet mich zum Gouverneur! — Ich habe ihm ein Geheimniß zu entdecken!“

Ich wurde zu ihm geführt, er ſah mich einige Minuten mit einem finſtern ſchwermüthigen Blicke an. — „Wohlan mein Herr!“ — — nahm er endlich das Wort — „Sie haben vermuthlich gehört, daß ihre Truppen in der Nähe ſind?“ — „Sie wiſſen, wie ich Sie behandeln könnte

— Aber ich will menſchlicher ſeyn als Ihre Landsleute. — Gehen Sie! — Eilen Sie in Ihr Lager! — Sagen Sie ihnen, wie Sie Hyad Sahib behandelt hat!“ — Er wandte ſein Geſicht von mir ab, und winkte mir fortzugehn.

Jetzt hielt ich es nun für Zeit, mit meinem Plan hervorzutreten. Ich machte ihn demnach auf die Vortheile einer Unterhandlung, und auf die Möglichkeit einer Capitulation aufmerkſam; ich ſtellte ihm vor, wie viel er von dem argwöhniſchen Tippo Saheb, der eben ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war, zu fürchten hätte; wie ſehr hingegen die Engländer ſeine Freundſchaft zu ſchätzen wiſſen würden — mit einem Worte, ich wußte ihm meinen Vorſchlag ſo annehmlich zu machen, daß er mir unumſchränkte Vollmacht gab, mit dem General Matthews wegen der Übergabe von Hydernagor zu unterhandeln.

Zu dieſem Ende machte ich mich denn noch dieſen Abend mit einem Begleiter auf den Weg und kam nach einigen Stunden ohne weitere Abentheuer glücklich in dem engliſchen Lager an.

General Matthews war ein alter Freund meines Vaters geweſen, er erkannte mich daher trotz meiner Jammergeſtalt ohne Schwierigkeit. Mit ſichtbarer Rührung hörte er meine Geſchichte an, bis ich ihm den Vorſchlag wegen der Capitulation mittheilte, und von meiner unbegränzten Vollmacht ſprach. Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, ſo ſetzte er ſchon die Punkte auf, und kaum war es drey Uhr Morgens, als ich ſchon wieder nach der Feſtung unter Weges war.

Ich komme an, der Gouverneur iſt anfangs etwas unſchlüſſig, aber endlich ergiebt er ſich. Die Armee rückt vor, die Punkte werden unterzeichnet, die Thore beſetzt und Hydernagor kam ohne einen Schwerdſtreich in die Hände der oſtindiſchen Compagnie.

Zwey Tage darauf beſchloß der General Depeſchen nach Madras abzuſchicken, und wählte wider alle meine Erwartung mich dazu. Wie ich dieſen Weg von beinahe zweyhundert teutſchen Meilen größtentheils zu Lande zurückgelegt habe, und endlich wieder nach England gekommen bin, kann den Leſern um ſo gleichgültiger ſeyn, da mir weiter keine beſondern Abentheuer auf dieſer Reiſe zugeſtoßen ſind.

II.

Die unglücklichen Manteſer.

Während der Schreckensregierung in Frankreich pflegten die Ausſchüſſe in den Provinzen ihre Gefangenen häufig nach Paris zu ſchicken, um ſie dem dortigen revolutionairen Haupt-Tribunale zu übergeben. Dieſes geſchah auch unter andern, im Jahre 1793, mit hundert und zwey und dreyßig Nanteſern, die man unter Bedeckung eines Detaſchements mitten im Winter transportiren ließ. Ein Auszug aus der Geſchichte ihrer Leiden, wird vielleicht in dieſer Sammlung nicht am unrechten Orte ſtehn.

……

1.

Es war den 27. November 1793 als wir des Morgens um acht Uhr unſere unglückliche Reiſe antreten ſollten.

Man hatte uns die drey letzten Tage nicht die mindeſte Communication mit unſern Verwandten erlaubt, wir waren daher, nur wenige ausgenommen, weder mit Kleidern noch Wäſche verſehen. Hätten uns nicht die übrigen zurückbleibenden Gefan-

ge-

genen unſere Decken noch aus den Fenſtern zugeworfen, wir würden auf dieſem beſchwerlichen Marſche gewiß erfroren ſeyn.

Es war indeſſen ſchon Mittag geworden, ehe wir nach einer Menge Formalitäten, Viſitationen u. ſ. w. würklich aufbrechen konnten. Keiner von uns durfte ſeine Gattin, ſeine Kinder, ſeine Geliebte wieder ſehen, keiner durfte ſie zum letztenmale umarmen, um dem Tode gefaßter entgegen zu gehen.

Schweigend, mit zerriſſenen Herzen, mit Thränen in den Augen ſahen wir einer den andern an, und ſchleppten uns mühſam auf dem ſchrecklichſten Wege fort.

So marſchirten wir den ganzen Nachmittag, endlich kamen wir Abends um neun Uhr in der größten Finſterniß zu Oudon an. Wir hatten den ganzen Tag nur ein wenig Commisbrod gehabt, und erhielten jetzt nichts als etwas ſauern Wein dazu. Übrigens wurden wir in der Kirche einquartirt, und mußten die kalte Nacht auf verſaultem Stroh zubringen.

Den andern Morgen um fünf Uhr wurde Appel geſchlagen, und um ſieben Uhr nach Ancenis abmarſchirt. Die Wege waren abſcheulich, und wir ſanken oft bis an die Knie hinein. In der Dammerung langten wir endlich zu Varedes an, und wurden abermals in die Kirche einquartirt. Abendeſſen und Nachtlager waren ſo ſchlecht als den vorigen Tag.

Den 29ſten brachen wir in aller Frühe auf, um bis nach Angers zu gehen. Die Kälte war ſo groß, daß wir nach einigen Stunden mitten auf der Landſtraße ein großes Feuer anzünden mußten. Einige von unſern Gefährten wurden zuletzt auf Karren geladen, die meiſten ſchleppten ſich aber nur mit Mühe hinter drein.

So kamen wir Abends um zehn Uhr endlich in Angers an, und wurden in das Seminarium einquartirt. Wir hatten gehofft hier wie gewöhnlich einige Lebensmittel zu erhalten, bekamen aber nicht einmal Commisbrot ausgetheilt. Blos der Kerkermeiſter durfte uns etwas Wein und Suppe verkaufen, was aber beydes nicht genießbar war.

Die Nacht vergieng äußerſt traurig, wir ſchlieſen auf naſſem Heu, und wurden unaufhörlich von Ungeziefer gequält. Den folgenden Morgen baten wir um Erlaubniß, uns Eſſen von einem Speiſewirth holen zu laſſen, und erhielten ſie ohne Schwierigkeit.

Der Bote geht hin, das Eſſen wird gebracht, wir lagern uns um die Schüſſeln herum, wir ſangen eben zu eſſen an

— plötzlich ſtürmt ein Haufen von ohngefähr zweyhundert Mann in den Hof hinein.

„Fort! fort! — Ihr müßt aufbrechen!“ — ſchrieen uns zwanzig drohende Stimmen zu — Kaum haben wir Zeit einige Biſſen hinunter zu ſchlucken und den Reſt einzupacken, als die Thür aufſpringt, und ein Haufen Gensdarmes mit Stricken verſehen, ſich uns entgegenſtellt.

„Hierher — hierher!“ — rufen ſie uns zu — „Dieſe Stricke ſind für euch beſtimmt! — Wozu? Warum? — Will man uns erſäufen?“ — Alle unſre Fragen blieben unbeantwortet, wir mußten uns binden laſſen, und wurden in das ehemalige königliche Gefängniß geführt.

Wir kamen an, es war um fünf Uhr Abends, in der völligen Dämmerung. Man ſtellt uns in zwey Reihen, man überzählt uns, man viſitirt unſere Taſchen, und läßt uns über eine Stunde in der ſchrecklichſten Ungewißheit. Endlich öffnet man die Pforte einer Capelle, preßt uns hinein, wirft uns einige Bund Stroh zu, und überläßt uns unſerer Verzweiflung.

Schreckliche Nacht. Der Raum war ſo eng, daß wir vor Hitze zu erſticken dachten. Und dennoch mußten wir hier mehrere Tage beyſammen bleiben, bis man endlich eine Anzahl von unſern Gefährten in andere Gefängniſſe zu vertheilen für gut befand.

Aber wie wir hier alles Schreckliche und Scheusliche des Lebens erfahren mußten — Kein Wort davon. Es giebt Leiden, die man nicht erzählen, Dinge, die man nicht einmal ausſprechen darf. Neunzehn entſetzliche Tage brachten wir in dieſer Höle des Jammers zu — ach es dünkten uns neunzehn Jahre zu ſeyn.

Schon waren mehrere von uns unter den ſchrecklichſten Convulſionen geſtorben, und die meiſten über und über mit Geſchwüren bedeckt. — Endlich am zwanzigſten Tage Abends tritt ein Municipalitätsbeamter herein. — Wir glauben unſer Todesurtheil zu hören — er kündigt uns unſere morgende Abreiſe an.

Es war Morgens um fünf Uhr; wir wurden aus unſern Kerkern geholt, und zum Theil auf elende Karren gepackt — „Man führt uns zum Tode!“ — flüſterten wir einer dem andern zu, und zogen ſo langſam unſere Straße fort.

Schon näherten wir uns der Stelle wo man eine Menge andere Gefangene erſchoſſen hatte, ſchon glaubten wir jede Minute das Commando des Offiziers zu hören — aber alles blieb ruhig, und wir ſchlugen die Straße nach St. Mathurin ein.

2.

Es war Abends um fünf Uhr, als wir nach einem äußerſt beſchwerlichen Marſche in dieſem Flecken ankamen. Man führte uns in die Kirche, man ließ uns ein reichliches Abendeſſen koſten — plötzlich tritt der Commendant des Ortes herein — „Bürger! Man erwartet funfzehnhundert Soldaten — Ihr werdet die Kirche räumen müſſen!“

Kaum hatte er ausgeſprochen, als man ſchon am obern Ende des Fleckens die

Trommel rühren hörte. Eilends brachen wir auf, und ſetzten unſere Reiſe noch drey Stunden bis Roſiers fort. Hier brachten wir die Nacht etwas leidlicher zu, als wir vermuthet hatten; denn wir wurden zum Theil in Bürgerhäuſer einquartirt.

Den folgenden Mittag kamen wir zu Saumür an. Alles war unter den Waffen, alles glaubte Rebellen in uns zu ſehn. Die wüthenden Volontairs würden uns in Stücken gehauen haben, hätte uns nicht zum Glück ihr General für Nanteſiſche Bürger erkannt. Dennoch mußten wir noch lange den Beſchimpfungen des Pöbels ausgeſetzt bleiben, bis man uns endlich in das große Gefängniß zu bringen befahl.

Auf verfaultem Stroh und zwiſchen halbverweſten Leichnamen hatten wir nun dieſe und noch zwölf andere Nächte voll Jammer und Elend zugebracht, als wir endlich den 6ten Januar 1794 gegen vier Uhr Abends in Paris anlangten.

Wir wurden auch hier durch einen ſehr unglücklichen Irrthum für Rebellen aus der Vendee angeſehen, und in die Conciergerie gebracht. Aber bald hatte die Wahrheit zu unſerm Vortheil entſchieden, und wir wurden mit tauſend Beweiſen der thätigſten Menſchenliebe überhäuft.

Sechs und dreyßig von unſern Gefährten waren bereits geſtorben, und wir übrigen litten an den ſchmerzhafteſten Krankheiten, als der fünfte Thermidor uns und Frankreich die Freyheit wieder gab. Wir kehrten in unſere Heymath zurück, und werden wo möglich unſere Leiden zu vergeſſen ſuchen.

III.

Mackay.

Mackay befand ſich als Lieutenant am Bord des Schiffes Juno, das von dem peguaniſchen Hafen Rangoun mit einer Ladung Thekaholz nach Madras beſtimmt war. Nach einer kaum ſechzehnſtündigen Fahrt hatte ſie das Unglück auf eine Sandbank zu gerathen, und einen Leck zu bekommen, der bey einem kurz darauf entſtehenden Sturme äußerſt gefährlich ward. Bald war das Waſſer bis zu dem unterſten Verdeck geſtiegen, und der Untergang des Schiffes ſchien unvermeidlich zu ſeyn. Dies zur Einleitung, von nun an mag der Lieutenant Mackay ſelbſt erzählen.

……

1.

Es war den zwanzigſten Junius 1795 und wir befanden uns unter 17° 10′ N. B. und 9° W. L. vom Cap Negrais, als das Schiff Abends um acht Uhr plötzlich zu ſinken anfieng. Inſtinktmäßig kletterte nun alles an dem Tauwerke hinan, um dem unvermeidlichen Tode wenigſtens für einen Augenblick zu entgehen.

Da indeſſen die Ladung aus Holz beſtand, und der Sandballaſt das Schiff aufrecht erhielt, konnte es nur bis an die

Vor-

Bords verſinken, und unſere Errettung ſchien nicht unmoglich zu ſeyn.

Wir waren zuſammen zwey und ſiebenzig Mann, worunter ſich auch das ſchone junge Weib unſers braven Capitains Mr. Bremner befand.

Ich hatte mich mit ihnen und dem Steuermann auf den Beſaanmaſt gerettet, während die ganze übrige Mannſchaft in den Wänten hieng. Der Sturm tobte entſetzlich, und die Wellen ſchlugen häufig über uns hinweg. Tauſendmal glaubten wir mit dem Maſte in das Meer zu ſtürzen, immer kam er indeſſen wieder ins Gleichgewicht.

So war die Nacht vergangen und ich

hatte jeden Augenblick auf eine Änderung unſers Schickſals gehofft. Plötzlich höre ich beym Anbruch des Tages einige Stimmen rufen: — „Ein Seegel! — Ein Seegel! — Nordwärts!" Schon hielt ich alle unſere Leiden für geendigt — O Gott! es war die ſchrecklichſte Täuſchung, die ein menſchliches Herz erfahren kann.

Drey Tage hatten wir auf dieſe traurige Weiſe in unſerem Marße zugebracht, als der Sturm endlich nachzulaſſen anfieng, und die Sonne wieder zum Vorſchein kam. Wir hätten uns Glück dazu wünſchen müſſen, hätten wir nur einige Proviſionen, wenigſtens etwas Waſſer gehabt. Aber ſo nahmen mit der ſteigenden Hitze auch unſere Leiden zu, und wir wurden auf das empfindlichſte von Hunger und Durſt gequält.

Am fünften Tage war das Meer völlig ruhig geworden, und es ward beſchloſſen alles nur mögliche zu unſerer Rettung zu thun. In dieſer Abſicht fiengen wir an ein Floß zuſammenzuſetzen, das aber erſt am andern Morgen vollends fertig ward.

Kaum war es jedoch ins Meer gelaſſen worden, als wir es für die ganze Mannſchaft viel zu klein befanden. Ich überredete daher den Capitain, mit mir ans Schiff zurück zu kehren, während etwa die Hälfte der Mannſchaft mit dem Floße von dannen fuhr.

Allein wir groß war unſer Erſtaunen, als wir ſie vier und zwanzig Stunden darauf, am andern Morgen wieder an der Backbordsſeite erblickten. Sie hatten die halbe Nacht aufs Gerathewohl herum getrieben, und wurden von der Stromung endlich wieder zurückgeführt. Traurig verließen ſie nun das Floß und kletterten wieder auf die Maſten heran.

Nachmittags zeigten ſich bey dem unglücklichen Capitain Bremner Spuren eines anfangenden Wahnſinnes. Er hielt dabey ſein ſanftes ſchones Weib ſo feſt umklammert, daß wir ſie oft mit Gewalt von ihm losreißen mußten. Der Mangel ſchien die nächſte Urſache ſeiner Geiſtesverwirrung zu ſeyn, wenigſtens hatte ſeine Phantaſie faſt immer nur auf Eſſen und Trinken Bezug.

Leider fühlte ich ſelbſt, daß mein eigener Zuſtand immer bedenklicher ward. Mein Magen ſchien entzündet, mein Schlund völlig verſchloſſen zu ſeyn. In dieſem ſchrecklichen Zuſtande wollte ich mich wenigſtens vor meinem Tode, noch mit einem Trunke laben, und nahm daher an zwey Kannen Seewaſſer faſt in einem Zuge zu mir.

Schon ſah ich meinem letzten Augenblick entgegen, als ich mich zum meiner großen Verwunderung um vieles beſſer befand. Die innere Hitze war vermindert, und ich fühlte mich nach einem erquickenden Schlafe außerordentlich geſtärkt. Freylich hatte ich eine heftige Diarrhee bekommen, die mir aber in Vergleichung mit meinen vorigen Schmerzen vollig gleichgültig war.

Am achten Tage gieng der Steuermann mit noch einigen von der Mannſchaft noch einmal auf das Floß. Sie waren uns kaum einige Stunden aus dem Geſichte, als ſich ein Wirbelwind erhob, der ihnen wahrſcheinlich verderblich geworden iſt. Indeſſen folgte ein heftiger Regenguß darauf, wobey wir uns auf einmal mit friſchem Waſſer verſahen.

Ach mit welcher Begierde, mit welchem Entzücken ſaugten wir nun jeden Tropfen aus unſern Kleidern heraus! Wir waren von neuem geſtärkt, von neuem belebt, und vergaßen auf einige Augenblicke alles Elend um uns her. Von nun an bekamen wir faſt alle vier und zwanzig Stunden, einen ſolchen wohlthätigen Regenguß.

Trotz dieſer kleinen Erquickung indeſſen nahm die Anzahl unſerer Kranken mit jedem Tage zu. Auch Capitain Bremner ward immer matter und melancholiſcher, bis er endlich in der Nacht zum erſten Julius ſeiner Gattin in den Armen verſchied. Wenig Stunden darauf folgten ihm noch mehrere von unſern Leuten nach, ſo daß es allem Anſchein nach aufs äußerſte mit uns gekommen war. Wir hatten viele Mühe die Leichname über Bord zu bringen, da jeder von uns gewiſſermaßen im Sterben lag.

Von nun an bis zum zehnten Julius ſchwebte mir alles nur wie im Traume vor. Ich kann mich weder auf meine Gedanken, noch auf irgend etwas anders beſinnen. Ich habe nur eine einzige Erinnerung, das Gefühl der höchſten Ermattung und der äußerſten Troſtloſigkeit davon behalten.

Doch nein — ein einziger Vorfall hat trotz meines allmähligen Todes einen unverlöſchlichen Eindruck auf mein Herz gemacht. Unter den vielen von meinen Unglücksgefährten, die um und neben mir verſchieden, waren auch zwey Schiffsjungen, deren Väter ſich auf einem andern Maſte befanden. Der eine Knabe ſtarb, ohne daß ſein Vater ſich um ihn zu bekümmern ſchien, der andere erhielt die rührendeſten Beweiſe von der innigſten Ältern-Zärtlichkeit.

Kaum hatte nämlich ſein Vater von ſeinem annähernden Tode gehört, als er elend wie er war, doch eilends zu ihm hingekrochen kam. Er ſchleppte ihn auf einige Planken vom Hinterdeck, die noch über Waſſer ſtanden, band ihn daran feſt und ſetzte ſich neben ihn. Jedesmal wenn der Knabe ſich übergeben wollte, richtete ihn der Vater auf, und wiſchte ihm die Lippen ab, jedesmal wenn ein Regentropfen fiel, öfnete er ſeinem ſterbenden Sohne den Mund, oder preßte ihm ein wenig Waſſer aus ſeinem Tuche hinein.

In dieſer herzzerreißenden Lage hielt der Vater fünf Tage aus, bis der Knabe verſchied. Jetzt richtete er ihn auf, ſtarrte ihn lange an, um ſich davon zu überzeugen, und bewachte dann den Leichnam in ſtummen Schmerze, bis dieſer nach einigen Stunden von den Wellen weggeſpült ward. Nun hüllte er ſich in ein Stück Seegeltuch, legte ſich nieder und ſtand nicht wieder auf. Wahrſcheinlich hat er indeſſen noch einige Tage gelebt.

Ich wiederhole es, ſo abgeſtumpft ich gegen alles, was mich umgab, ſogar gegen mein eigenes Elend war, dieſer Vorfall hat einen unauslöſchlichen Eindruck auf mein Herz gemacht. O Natur! o Vaterzärtlichkeit! Geſegnet ſey dein Andenken ehrlicher Thompſon!

2.

Es war am Abend des zwanzigſten

Tages, am zehnten Julius, als einer von unſern Leuten plötzlich mit einem lauten Geſchrey aufſprang: — „Land! Land!" — rief er — „Land! Land! Oſtwärts!" — Wiewohl es nun mehrere beſtätigten, ſchien es mir dennoch bey der untergehenden Sonne, nichts als eine optiſche Täuſchung zu ſeyn.

Allein am folgenden Morgen erhielten wir bald die Gewißheit davon. Es war die Küſte von Arracan und wir konnten ſie deutlich vor uns ſehen. Schon fiengen wir an, von unſerer Errettung zu ſprechen, als uns bey der Annäherung des Landes allen der Muth entfiel.

Wir wurden nichts als ſteile Felſen, nichts als wilde buſchigte Gegenden gewahr. Wir mußten fürchten an einem Felſen oſſe zu ſcheitern und alſo dem Tode noch immer entgegen ſehn.

So hatten wir den ganzen Tag mit einer ſchwachen Strömung auf die Küſte zugetrieben, und ich hatte mich, in ruhiger Ergebung meines Schickſals, mit einbrechender Nacht zum Sterben hingelegt, als ich plötzlich gegen drey Uhr Morgens von einem heftigen Stoſſe erwachte, mit dem das Schiff auf einen Felſen zu ſitzen kam.

Im erſten Augenblicke des Schreckes glaubte ich nun jede Minute von den Wellen verſchlungen zu werden; allein zu meiner großen Freude bemerkte ich bald, daß das Meer völlig ruhig, und die Fluth bereits im Fallen war. Im kurzen ragte auch würklich der halbe Rumpf des Schiffes aus dem Waſſer hervor.

Wir kletterten nun, ſo gut wir konnten, wieder auf das Verdeck, und in die Conſtabler-Kammer hinab, wo aber bis auf einige vermoderte Cocusnüſſe alles von den Wellen fortgeſchwemmt worden war. Hier blieben wir, bis die Fluth eintrat, und nahmen dann wieder unſere vorigen Plätze auf dem Maſtkorbe ein.

Nachmittags ſchien es uns, als ob wir Menſchen am Ufer ſähen; wir ſuchten ihnen daher verſchiedene Zeichen zu geben, wurden aber zu unſerm größten Schmerze nicht von ihnen bemerkt. Indeſſen entſchloſſen ſich ſechs von unſern Leuten, mit der Abendfluth auf dem Floße ans Land zu gehn.

Sie kamen glücklich über die Brandung, und wir ſahen ſie am folgenden Morgen bey einem Feuer ſitzen. Bald darauf erſchienen eine Menge Leute am Ufer und gaben uns mehrere Zeichen ans Land zu kommen.

Wir waren jetzt in allen nur noch ſieben Perſonen an Bord; jeder von uns wollte das Schiff zuerſt verlaſſen, aber jeder zitterte auch vor der tobenden Brandung zurück. Vergebens hofften wir ein Boot vom Lande kommen zu ſehen, es war keines vorhanden, und die Einwohner überließen uns unſerem Schickſal.

In dieſer ſchrecklichen verzweiflungs-vollen Ungewißheit kam es denn abermals auf Tod und Leben an. Ich rief daher meinen Negerknaben, warf mit ſeiner Hülfe einige Sparren in des Meer, ſprang mit geſchloßnen Augen in die rauſchenden Wellen hinab, und fühlte mich plötzlich wie von neuem belebt.

Hundertmal war ich indeſſen im Begriffe den Sparren wieder fahren zu laſſen, bis ich endlich auf eine Klippe geworfen ward, an der ich mich mit Gewalt feſt-

feſthielt. Inſtinktmäßig kroch ich nun vollends auf Händen und Füßen hinauf, und legte mich unter ein Felſenſtück nieder, wo ich wenig Minuten darauf, vor äußerſter Ermattung meine Augen ſchloß.

3.

Ich mochte kaum eine Stunde geſchlafen haben, als ich von einigen Eingebohrnen geweckt und zu meiner großen Freude in mohriſcher Sprache angeredet ward.

Sie ſagten mir, daß ich mich im Königreiche Ava, nur ſechs Tagereiſen von Chittagong befände, und baten mich wegen meines Schickſals völlig ruhig zu ſeyn.

Ich wurde darauf zu meinen übrigen Camaraden geführt, die ich nebſt meinem Negerknaben bey einem Feuer fand, ſuchte ein wenig Reis und Waſſer hinunter zu bekommen, und ſchlief dann wieder bis gegen Abend ohne aufzuwachen fort.

Jetzt erinnerte ich mich meines Verſprechens Madame Bremner und die übrigen wo möglich vom Schiffe holen zu laſſen, drang in die Einwohner einige Anſtalten dazu zu machen, und legte mich abermals zum Schlafen hin.

Gegen Mitternacht erwachte ich abermals und fand zu meiner großen Freude Madame Bremner mit den übrigen am Feuer ſitzen. Sie ſprach von nichts als von England, und ſchien ohne Widerrede die glücklichſte von uns allen zu ſeyn.

Den ganzen folgenden Tag hatten wir noch am Ufer zugebracht, während das Schiff aus einander gegangen und näher herangetrieben worden war. Jetzt ward endlich beſchloſſen nach Ramon, als der nächſten engliſchen Beſitzung aufzubrechen, und der dritte Morgen als der ſiebzehnte Julius dazu feſtgeſetzt. Madame Bremner wurde nebſt ihrem Mädchen auf eine Tragbahre von Bambus gelegt, und wir Männer folgten zu Fuße nach.

Kaum war ich indeſſen einige Stunden gegangen, als ich mich außer Athem befand. Meine Füße waren geſchwollen, meine offenen Zehen voll Dornen und Steine, ich ſank bey jeder neuen Anſtrengung ohnmächtig auf die Erde hin. Meine Gefährten waren indeſſen mit unſern Führern vorangeeilt, und mein treuer Negerknabe war das einzige mitleidige Weſen, das noch bey mir blieb.

Jetzt, ich geſtehe es, ſchien mir ſelbſt der letzte Augenblick meines Lebens gekommen zu ſeyn — „So hab ich denn drey und zwanzig Tage mit dem Tode gerungen!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „um doch noch in dieſer Wüſte verſchmachten zu müſſen!“ — Wehmüthig blickte ich auf das Meer hinaus, an deſſen fernem Horizonte ein

Seegel aufzudämmern ſchien, drückte meinem Negerknaben die Hand, und verlohr das Bewußtſeyn.

4.

Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich plötzlich erwachte, und mich mitten unter einer Truppe indiſcher Träger befand. Sie ſaßen um mich herum, und ihr Anführer redete mich mit mitleidigen Blicken auf portugieſiſch an.

Wenig Worte waren hinreichend, ihn mit meiner Lage bekannt zu machen. Er gab mir ſogleich Etwas von ſeinen Lebensmitteln, reinigte meine verwundeten Füße, ließ mich ein paar Matroſenhoſen und eine

Weſte anziehen, und brachte mich endlich wieder auf den Weg nach Ramou von dem ich abgekommen war.

Außer mir vor Rührung und Dankbarkeit wanderte ich nun mit meinem Negerknaben bis zu einer zwey Stunden entfernten Hütte fort, wo ich zu meiner großen Freude die ganze Geſellſchaft bey dem Abendeſſen fand. Ich muß meinen Unglücksgefährten und beſonders Madame Bremner die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß an ihrer anſcheinenden Vernachläſſigung blos der Führer Schuld geweſen war.

So waren wir endlich nach einer langſamen beſchwerlichen Reiſe etwa eine engliſche Meile von Ramou, in einem Dorfe angekommen, wo uns der Jemindar oder Hauptmann des Diſtriktes, wahrſcheinlich um inzwiſchen die Ladung des Schiffes plündern zu können, unter tauſend Vorwänden zurückhielt. Da ich indeſſen Mittel fand, unſern Commandanten in Ramou, davon Nachricht zu geben, wurden wir bald darauf in einem Fahrzeuge abgeholt, und nach einigen Tagen Ruhe weiter nach Chittagong gebracht.

Drey Wochen darauf war ich ſchon wieder im Stande nach der Küſte zurückzugehn, und dem Willen der Eigenthümer gemäß die Ladung bergen, und in ein anderes dahin geſchicktes Schiff einladen zu laſſen.

Wir brachten damit bis zum zwölften Dezember zu, ich ſchiffte mich auf demſelben Schiff nach Calcutta ein, und kam im folgenden Jahre glücklich nach Europa zurück. Hier erfuhr ich, daß Madame Bremner ſchon einige Monate früher angelangt, und bereits wieder verheyrathet war.

IV.

Pagès.

Pagès war auf ſeiner Reiſe von Oſtindien nach Europa, endlich zu Baſſora angekommen, und wollte nun von da mit einer Karavane nach Aleppo gehen. Was er auf dieſer Reiſe geſehen, erfahren und gelitten hat, mag den Inhalt ſeiner eigenen Erzählung ausmachen.

……

1.

Es war den dreyßigſten Junius 1770, als wir endlich unſern Marſch durch die

Wüſte antraten. Ich vergaß das Getümmel der Heerden, der Kameele und Pilgrime um mich her, und blickte voll trauriger Ahnungen auf die unermeßliche Ebene hin, die mit dem Horizonte zuſammenfloß.

Hier war kein Baum, kein Strauch, kein Gräschen, kein Vogel, nicht einmal ein Inſekt war hier zu ſehen. Alles war öde, einſam und traurig, und die ganze Gegend ſchien das Grab der Natur zu ſeyn.

Die Sonne ſtieg höher, und ein brennender Oſtwind wehte von dieſem erhitzten Sandmeer auf. Die Kameele fiengen an langſamer zu gehn, die Heerden ſuchten ſich in die Schatten der Karavane zu flüchten, die Weiber wickelten ihre Säuglinge in die Zelter, und die Männer hingen ihre Decken gleich Sonnenſchirmen an ihren Picken auf. Auch ich ſuchte mich nach Möglichkeit vor der ſteigenden Hitze zu ſchützen, bis endlich der Mittag herankam, und die Caravane einige Stunden liegen blieb.

Ich hatte zwey Araber zu meiner Bedienung und war mit Proviſionen aller Art verſehn. In dem Schatten eines Kameeles gelagert, hielt ich alſo mein Mittagseſſen mit aller nur möglichen arabiſchen Bequemlichkeit. Rund um mich her, wohl eine halbe Stunde im Umfange, war alles mit Heerden und Menſchen bedeckt, während ein Haufe bewafneter Männer das Ganze wie eine Mauer umſchloß.

Als die Sonne anfieng gegen Weſten zu ſinken, brachen wir wieder auf, und ſetzten unſern Weg bis Abends neun Uhr zu einem Brunnen fort. So wie wir hier ankamen war nun Alles mit Aufſchlagen der Zelter, mit Waſſerholen, Melken der Ziegen, Feueranmachen u. ſ. w. beſchäftiget. Die Kameele wurden abgepackt, die Heerden eingeſchloſſen, die Weiber in den Mittelpunkt des Lagers gebracht, und die Wachen rund umher ausgeſtellt.

Allmählig fieng es nun an immer ſtiller und ſtiller zu werden, bis endlich nur noch das Rufen der Wächter und das Stampfen der Kameele zu hören war.

2.

Zwey Tage hatten wir unſern Marſch auf dieſe Weiſe fortgeſetzt, als wir am dritten Abend, zwölf bis vierzehn Araber erblickten, die ſich in einiger Entfernung von der Karavane gelagert hatten. Sie wurden auf Befehl unſers Scheicks ſogleich in die Flucht getrieben, und ließen ſogar einen Theil ihrer Geräthſchaften zurück. Was ſie auch im Sinne gehabt haben mochten, dieſer Angriff ſchien mir äußerſt unbeſonnen zu ſeyn.

Indeſſen vergieng die Nacht, ohne daß

von der Annäherung einer feindlichen Horde etwas zu hören war. Kaum hatten wir uns aber am folgenden Morgen auf den Marſch begeben, als wir einen einzelnen Araber erblickten, der uns mit verhängtem Zügel entgegen kam.

Sogleich befiehlt unſer Scheick Halt zu machen, der Araber ſteigt ab, ſie gehen ein wenig bey Seite, und ſprechen mit vieler Lebhaftigkeit. Lange mochten ſie unterhandelt haben ohne einig geworden zu ſeyn, endlich eilt der Araber zurück und der Scheick giebt Befehl ſich ſchußfertig zu halten.

Indeſſen war die Karavane ungefähr eine Viertelſtunde fortgerückt — als wir plötz-

plötzlich einen dicken Haufen Araber zu Fuß und zu Pferde auf uns zukommen ſahen. — „Die Feinde! die Feinde! — tönte es von Munde zu Munde, und ſogleich wurde Halt gemacht.

Man ließ die Cameele niederſitzen, man wickelte eine blaue Fahne mit weißen Characteren auf, die Schützen formirten die Avantgarde; die Lanzenträger ſtellten ſich in die Mitte, und die übrigen Araber von unſerer Begleitung, mit Säbeln und Keulen bewafnet, ſchloſſen ſich dicht an die Caravane an.

Wenig Minuten, und die Feinde waren nur noch hundert Schritte von uns entfernt. Das Kriegsgeſchrey Allah —

ou — Allah ertönte, das kleine Gewehrfeuer nahm ſeinen Anfang, aber unſere tapfern Streiter leiſteten dem zweymal ſtärkerem Feinde kräftigen Widerſtand.

Vergebens ſuchte er ſich auszubreiten, um uns zu umzingeln, wir wußten uns ſo geſchickt zu wenden, daß er endlich dieſen Plan aufzugeben gezwungen war. Da nun überdem die Nacht einbrach, ſo hielt er es bald für beſſer ſich zurückzuziehen. Wir hatten weder Todte noch Verwundete, unter unſerer Bedeckung; da hingegen unſere Reiter behaupteten von den feindlichen drey bis vier Mann getödtet zu haben.

Augenblicklich wurde nun die Caravane noch enger zuſammengedrängt, das Lager aufgeſchlagen, und eine Poſten-Kette formirt. Alles zeigte von einer Klugheit, von einer Kriegskunſt, die mir bey dieſen Nomaden völlig unerwartet war. Zu gleicher Zeit wurden die ganze Nacht nichts als Kriegstänze getanzt, ſo daß alles im Lager in Bewegung blieb.

Der Morgen brach an, die Feinde erneuerten ihren Angriff, und fanden den nemlichen Widerſtand. So kämpfte man einige Stunden mit einander, bis man endlich noch einmal zu unterhandeln beſchloß.

Das Feuer hört auf, die Boten gehen hin und her, man ſpricht von einer Summe, von einem Cameele u. ſ. w. man will ſogar etwas Geld von mir leihen — plötzlich ſchreyt alles über Verrätherey. Die Feinde wollen von keinen Bedingungen hören, und wir ſollten uns auf Gnade und Ungnade ergeben.

So war der Abend herangekommen und wir hatten einen abermaligen Angriff ausgehalten, als unſere Caravane wegen Mangel an Waſſer u. ſ. w. aufs äußerſte gebracht zu ſeyn ſchien. Nun wurde zwar, wie gewöhnlich, Feuer angezündet, und Wachen ausgeſtellt, aber ich merkte bald, daß etwas außerordentliches im Werke war.

Überall ſahe ich Haufen, die ſich mit einander berathſchlagten, und alles im Lager kündigte eine geheime Bewegung an. Man legte z. B. den Cameelen Sättel auf, machte die Zelte los u. ſ. w. Endlich kam auch mein Führer, packte meine Bagage um, und vertraute mir was im Werke war.

So war die Nacht vergangen und es mochte gegen vier Uhr Morgens ſeyn. Die Wache verdoppelte ihr Geſchrey, und zündete alle Feuer von neuem an — „Jetzt laß uns eilen!“ — ſagte mein Araber, und hob mich auf das Cameel hinauf.

Kaum hatte ich Zeit, mich zurechtzuſehen, als das Geſchrey von neuem begann, und die ganze Caravane mit der Schnelligkeit eines Blitzes in demſelben Augenblicke die Flucht ergriff. Eine dicke Staubwolke wirbelte hoch zu den Sternen hinauf, und athemlos flog ich mit meinem

Führer, mitten zwiſchen den ſchnaubenden Cameelen hindurch.

3.

Wir nahmen unſern Weg nach Südoſt, derſelben Gegend, wo wir hergekommen waren, ohne daß uns der Feind bey ſeinem verſpäteten Nachſetzen großen Schaden that.

Aber mit welcher Anſtrengung, mit welchen Schmerzen legte ich nicht für meine Perſon dieſen entſetzlichen Weg zurück! Tauſendmal war ich im Begriff, bey dem heftigen Galoppe des Cameeles herunter zu ſtürzen; meine Hände, meine Füße, mein ganzer Körper, alles war über und über mit Blut bedeckt. Dennoch mußte ich aushalten, oder des ſchrecklichſten Todes gewärtig ſeyn.

So hatten wir ohngefähr drey Lieuen immer in derſelben Richtung zurückgelegt, als ſich endlich unſer kleiner Haufen, ſieben Mann zuſammen, von der Caravane zu trennen beſchloß. Wir ſchlugen uns alſo rechts, um durch einen großen Halbzirkel wieder auf die geſtrige Straße zu kommen, und ſetzten dann, während die Feinde immer die Caravane verfolgten, unſern alten Weg ungeſtört wieder nach Nordweſt fort.

Aber jetzt hatte ich das Unglück bey dem Stolpern meines Cameeles einen äußerſt gefährlichen Fall zu thun. Das Thier erſchrack, warf meine übrige Bagage ab, und ſchleppte ſie an den Riemen hinter ſich her. Ich würde verloren geweſen ſeyn wäre mir nicht ein edelmüthiger Araber von unſerer Begleitung zu Hülfe gekommen.

Plötzlich ließ er nemlich ſein Cameel niederknieen, hob mich zu ſich hinauf, ſchnitt dem andern die Riemen ab, und ſprengte mit mir im Galoppe davon. Wer war dankbarer als ich, aber freylich hatte ich mein Leben mit dem Verluſte meiner Sachen erkauft.

Gegen acht Uhr Morgens kamen wir bey einem ausgetretenen Bache an, und hielten einen Augenblick ſtill, um die Gegend von einem benachbarten Hügel recognoſciren zu können. Da wir alles ſicher fanden, ſetzten wir unſern Weg zwey Stunden weiter bis zu einem Brunnen fort, wo ich ſeit vier Tagen zum erſtenmale wieder friſches Waſſer fand.

Ich trank in einem einzigen Zuge faſt zwey Kannen hinunter, und hätte mir beynahe Schaden gethan. Wir beſchloſſen hier einige Stunden auszuruhen, hielten uns aber bey der geringſten Gefahr jede Minute zum Aufbruch bereit.

Ich benutzte dieſe Gelegenheit, um meinem großmüthigen Retter einige Piaſter anzubieten, er wies mich aber mit vielem Befremden zurück. Dergleichen Dienſte ſind bey dieſem Volke ſo gewöhnlich, daß er die Urſache meiner Freygebigkeit kaum zu begreifen ſchien. Ich mußte es ihm lange als ein freywilliges Geſchenk, als ein Zeichen meiner Bruderliebe anbieten, ehe er ſich zur Annahme dieſer Kleinigkeit überreden lies.

Eben ſo großmüthig war aber auch das Betragen ſeiner Camaraden. Ich hatte meine Lebensmittel verloren, ſie theilten mir unaufgefordert und reichlich von den ihrigen mit. Es waren dürre Gerſtenkuchen, die leicht unter der Aſche gebacken und dann ein zweytesmal mit Datteln und mit Butter von Cameelmilch durchknetet werden.

Es mochte gerade Mittag ſeyn, als wir wieder auf unſere Cameele ſtiegen, um unſere Reiſe bis gegen Abend immer im größten Galoppe fortzuſetzen. Freylich konnte ich mich kaum vor Schmerzen mehr in dem Sattel halten, freylich hatte ich jeden Augenblick einen Blutſturz zu befürchten, aber kam es nicht bey jeder Verzögerung auf unſer Leben an? Nur gegen neun Uhr endlich wagten wir wieder anzuhalten, und ich glaubte mich nun erholen zu können, aber ſchon eine Stunde darauf gieng die Reiſe von neuem fort.

So kamen wir endlich mit wenig Ruhepunkten zwey Tage darauf an den Ufern des Euphrats an. Da wir aber plötzlich einen Haufen verdächtiger Araber erblikten, kehrten wir im vollen Galoppe um, und ſchlugen ſeitwärts eine andere durch kleine Steinhaufen bezeichnete Straße ein.

überhaupt hatten wir uns in Anſehung unſers Weges bey Tage nach den herrſchenden Nordweſtwinden, bey Nacht nach den Sternen gerichtet.

Ich übergehe die nächſten drey Tage unſerer Reiſe, weil ſie ohne alle Merkwürdigkeiten waren, am vierten aber entdeckten wir die Gebirge von Syrien, und durften nun hoffen in kurzem am Ziele unſerer Beſchwerden zu ſeyn.

Es war ein entzückender Anblick, nach einer achtzehntägigen Reiſe durch die Wüſte, endlich wieder gleichſam eine neue Welt vor ſich entſtehen zu ſehen. Wir fiengen am folgenden Tage an, die Gebirge allmählig hinaufzuſteigen, und athmeten die entzückende Bergluft mit durſtigen Zügen ein.

Zwey Tage waren wir noch durch menſchenleere Gegenden gereiſt, am dritten Abend endlich ward ich in der Dämmerung verſchiedene Feuer gewahr. Zwey Stunden darauf hörte ich Hunde bellen, die uns in der Ferne wittern mochten, und bald darauf ſah ich ein friſchgepflügtes Feld vor mir.

Um Mitternacht kamen wir bey einer Reihe herrlicher Kornfelder, um ein Uhr bey einigen bewohnten Häuſern vorbey; bald darauf trafen wir das erſte fließende Waſſer, und endlich ein wohlgebautes Dörfchen an.

Hier machten wir Halt, ließen unſere

Cameele niederknieen, und lagerten uns um ſie her. Es war zwey Uhr Morgens, das ganze Dorf lag in tiefem Schlafe, und ich ſchlummerte endlich ſelbſt vor äußerſter Müdigkeit ein.

Als ich erwachte, gieng eben die Sonne auf, und ich ſah ein ſchönes wohlgebautes Land in klarem Morgenrothe vor mir liegen. Wieſen und Felder, Gebüſche und Bäume, alles blühend und grünend — o es war nach einer ſolchen Reiſe ein unbeſchreiblicher Genuß! Ich vergaß meine Schmerzen, ich überließ mich tauſend entzückenden Ideen, die ganze Gegend ſchien mir ein Paradies zu ſeyn.

So zogen wir denn durch Dorf an

Dorf, immer in der weiten herrlichen Landſchaft fort. Indeſſen ſetzte uns die Furchtſamkeit unſerer Cameele einigemal in große Verlegenheit.

Alles war ihnen neu und ungewöhnlich, die türkiſchen Kleider, die Hunde, die Gartenmauern, das Hühnergeſchrey, ſie ſchreckten von allem zurück. Nicht weniger Mühe hatten wir ſie über die Brücken zu bringen, denn ſobald ſie fühlten, daß der Boden ſchwankend war, wollten ſie keinen Schritt weiter vorwärts thun.

So kamen wir endlich am fünf und dreyßigſten Tage nach meiner Abreiſe von Baſſora, zu Aleppo — — nein zu meinem größten Erſtaunen in Damascus an.

Wir hatten ſo viel Märſche und Contremärſche in der Wüſte gemacht, daß dieſer Irrthum wohl verzeihlich war. Da ich indeſſen von hier nach Baruth am Mittelländiſchen Meere, nur vier Tagereiſen hatte, gab ich mich bald darüber zufrieden, zumal da ich bey den hieſigen franzöſiſchen Jeſuiten die freundlichſte Aufnahme fand.

Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen ſetzte ich dann meine Reiſe über Baruth, Said und St. Jean d' Acre nach Rhodus, Maltha, u. ſ. w. bis nach Marſeille fort, wo ich endlich den fünften Dezember 1771 glücklich vor Anker gieng.

V.

Black.

Black befand ſich als Seeoffizier am Bord des Schiffes Lady Schore, das den achten Junius 1797. von Falmouth abgeſegelt, und nach Port Jackſon in Neuſüdwales beſtimmt war. Die Reiſe hatte kaum ſieben Wochen gedauert, als ſich ſolgende merkwürdige Begebenheit ereignete, die der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn mag.

1.

Es war den erſten Auguſt 1797. Morgens nach vier Uhr, als ich plötzlich durch ein gräßliches Mordgeſchrey, worauf mehrere Flintenſchüſſe folgten, aus dem Schlafe geweckt ward.

Ich ſpringe auf, um nach meinen Piſtolen zu greifen, in dem Augenblicke ſtürzt der Oberſteuermann Mr. Lambert zu mir herein. Kaum hat er Zeit mir zu ſagen, daß die Soldaten ſich des Schiffes bemächtigen wollen, ſo ſind auch ſchon die Thüren der Cajüte beſetzt.

Die Aufrührer dringen herein, Mr. Lambert und der Capitain werden niedergeſtoßen, und ich kann mich mit genauer

Noth in ein kleines Behältniß retten, das nur durch eine leinene Wand von der Cajüte abgetheilt war.

Wohl eine halbe Stunde hatte ich in dieſer ſchrecklichen Lage zugebracht, und jeden Augenblick von den Aufrührern entdeckt zu werden geglaubt; als ich die Stimme unſers Wundarztes vernahm, den die Aufrührer zu einem ihrer verwundeten Camaraden in die Cajüte gerufen hatten.

Plötzlich hörte ich meinen Namen nennen, wie man meine unbedeutende Dienſte rühmte, und meinen Tod zu beklagen ſchien. Ich entſchloß mich daher kurz und gut hervorzutreten, erfuhr das M. Lambert bereits verſchieden war, und wurde ſogleich zu dem armen Capitain Willkocks gebracht.

Ich fand ihn äußerſt ſchwer verwundet, doch redete er mich mit vieler Herzlichkeit an. — „Die Aufrührer haben geſiegt!“ — fuhr er fort — „ſie ſind zu ſtark, wir müſſen uns in unſer Schickſal ergeben!“

Würklich hatten ſie ſich bereits des ganzen Schiffes bemächtigt, die Kanonen rückwärts gedreht, und überall Poſten ausgeſtellt. Wir wurden hierauf ſämmtlich in die Cajüte geſperrt, und durften nur dann und wann, doch niemals mehr als einer, auf dem Verdecke erſcheinen.

Am dritten Morgen ſtarb der arme

Kapitain Willkocks, und wurde Nachmittags mit den gewöhnlichen Ceremonien ins Meer verſenkt. Die Aufrührer hatten ſich ſchon denſelben Vormittag förmlich organiſirt gehabt, und machten uns nun mit unſerm künftigen Schickſale bekannt. Wir ſollten nemlich das große Boot erhalten, um damit nach dem nächſten Hafen zu gehen.

Indeſſen waren bereits neun Tage ohne die mindeſten Anſtalten vergangen, als wir am dreyzehnten Auguſt Abends um ſieben Uhr, einen Windſtoß mit heftigem Sturzregen bekamen, wodurch die ganze Cajüte über und über mit Waſſer angefüllt ward.

Vergebens ſuchten wir uns auf das Verdeck zu retten, wir ſahen einen Hauſen Flintenläufe gegen uns gekehrt. — „Zurück! zurück!“ — ſchrieen uns die Aufrührer mit geſpanntem Hahne entgegen, und nur nach langem Rufen eilten ſie endlich zu unſerer Hülfe herbey. Wir brauchten mehrere Stunden das Waſſer wieder auszuſchöpfen, doch kamen wir das mal noch mit der Angſt davon.

Sonntags den ſiebzehnten Tag nach dem Aufruhr ward uns angekündigt morgen in See zu gehen. Montags in aller Frühe zwangen ſie uns mehrere falſche Certificate zu unterzeichnen und ſetzten endlich um vier Uhr Nachmittags das Longboot aus. Endlich ſtießen wir Abends halb ſechs Uhr vom Schiffe ab, und ſteuerten auf Rio Grande als dem nächſten braſilianiſchen Hafen zu.

2.

Wir waren unſerer neun und zwanzig zuſammen und höchſtens auf acht Tage mit Lebensmitteln verſehen. — „Ihr werdet doch die Küſte nicht erreichen!“ — pflegten die Aufrührer zu ſagen — „Alſo kommt es am Ende auf eins heraus!“ — Indeſſen beſchloſſen wir uns ſo knapp als möglich zu behelfen und beſonders mit dem Waſſer äußerſt haushälteriſch umzugehen.

Die erſten acht Stunden war der Wind vortreflich geweſen, aber nach drey Uhr Morgens fieng es an ſtürmiſch zu werden, und wir mußten die Seegel einziehen. Indeſſen glaubten wir gegen zehn Uhr Vormittags die Küſte zu erblicken, und ſteuerten freudig darauf zu. Nach unſerm bisherigen Kurſe ſchienen wir etwa zwanzig Meilen ſüdlich, vom Hafen San Pedro zu ſeyn.

Unſere Hoffnung ward nicht getäuſcht, denn gegen drey Uhr Nachmittags wurden wir eine kleine Bucht gewahr, an der ein Haus mit einem Flaggenſtocke ſtand. Wir gaben einige Signale und ſahen bald darauf ein großes Boot mit Menſchen auf uns zukommen. Sie erreichten uns, und mit ihrer Hülfe wurden wir in den Haſen und zuerſt in das daneben ſtehende Haus gebracht.

Unſere Errettung ſah einem Wunder ähnlich, denn kaum befanden wir uns hier in Sicherheit, als der Sturm zu einem förmlichen Orkane ward, und die ganze folgende Nacht anhielt.

……………………

Der Verfaſſer wurde nunmehr den andern Tag mit ſeinen Gefährten nach der Stadt geſchickt, wo ſie die beſte Aufnahme fanden. Sie giengen hierauf nach Rio Janeiro, nahmen auf andern Schiffen Dienſte, und kamen nach mehrern Jahren wieder glücklich in ihrem Vaterlande an.

Was die Aufrührer anlangt, ſo war eben die Nachricht von ihrem Verbrechen in Montevideo angekommen, als die Lady Schore an der Mündung dieſes Haſens von einer franzöſiſchen Fregatte gekapert ward.

Der ſpaniſche Gouverneur ſchrieb daher nach Rio Janeiro, um einen förmlichen Bericht zu erhalten, der ihm, wie es ſcheint, auch nicht verweigert worden iſt. Indeſſen bleibt es ungewiß, ob die Aufrührer zu einer außerordentlichen Strafe gezogen worden ſind.

VI.

Wagner.

Wagner war während des ſiebenjährigen Krieges Poſtmeiſter in Pillau, kam nach dem Einmarſche der Ruſſen in den Verdacht einer heimlichen Verſchwörung, und wurde zum Tode verdammt. Schon war alles zu ſeiner Hinrichtung in Bereitſchaft, als er Pardon erhielt, um nach Sibirien geſchickt zu werden. Was er auf dieſer Reiſe und während ſeines dortigen Aufenthaltes gelitten und erfahren hat, mag der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

……

1.

Es war den erſten Auguſt 1759. als ich mich endlich an Bord meines nach Riga beſtimmten Transportſchiffes begab. Der ganze Feſtungsplatz war mit Menſchen bedeckt und tauſend Stimmen rieſen mir ein ſchmerzliches Lebewohl zu. Ich war ſo ſchwach, daß ich kaum den Soldaten folgen konnte, und mehrmahls zu Boden ſank.

So kamen wir an den Haſen an, wo ſchon ein Boot für mich in Bereitſchaft lag. Ich ſtieg hinein, die Soldaten

ten ſetzten ſich um mich herum, und wir ſtießen langſam vom Ufer ab. Plötzlich ſah ich mich von einigen hundert Böten voll Zuſchauer umringt, die mich alle ans Schiff begleiten wollten. Vergebens ſuchte ſie der Offizier zurückzuweiſen, er mußte es endlich geſchehen laſſen, und ſo ward ich gleichſam im Triumphe ans Schiff gebracht.

Aber jetzt! Wieviel rührende Beweiſe der Liebe und der Theilnahme erhielt ich nicht. Bekannte und Unbekannte, Vornehme und Geringe, Einheimiſche und Fremde, alle drängten ſich um mich her, alle weinten, alle umarmten mich.

Gute edelmüthige Seelen! Sie verſahen mich mit Lebensmitteln, mit Erfriſchungen, mit Bequemlichkeiten aller Art. — Ich war außer mir, ich konnte vor Wehmuth und Dankbarkeit nur durch Zeichen ſprechen — Nie, nie werden dieſe Wohlthaten aus meinem Gedächtniſſe kommen!

So waren drey Viertelſtunden vergangen, endlich befahl der Capitain die Anker zu lichten, und wir mußten uns trennen. Mit thränenden Augen ſahe ich die Boote zurück rudern und tauſend Grüße, tauſend Lebewohl tönten mir noch vom Ufer zu.

In dem Augenblicke ſegelten wir hart

am letzten Bollwerke vorbey — ich blicke hinauf und ſehe meine Auguſte, — meine geliebte Braut Auguſte, — die ſeit meinem Arreſte vor Gram und Sorgen tödlich krank geweſen war. Sie beugt ſich zu mir herüber, ruft mich mit Nahmen, wirft mir einen Handkuß zu, und ſinkt ohnmächtig zu Boden.

Gott! — Noch ſetzt bricht mir der Angſtſchweiß aus! Noch jetzt denke ich nicht ohne Schaudern an dieſe Scene zurück! — Schrecklicher herzzerreißender Augenblick! — Er faßte alle Quaalen des Todes in ſich.

2.

Drey Tage waren wir bereits in See geweſen, als wir bey einem heftigen Sturme wieder nach Pillau zurückgetrieben wurden. Schon waren wir der Küſte ſo nahe gekommen, daß wir die Häuſer erkennen konnten, ſchon glaubten wir völlig verlohren zu ſeyn, plötzlich ſprang der Wind nach Weſten herum, und trieb uns glücklich wieder in die See.

Alles frohlockte, alles jubelte um mich her — nur ich allein blieb traurig; denn ich allein hatte unſern Schiffbruch als ein Mittel zu meiner Rettung angeſehn.

So liefen wir denn nach wenig Tagen zu meinem großen Schmerze glücklich in Dünamünde*) ein. Ach mit welchen

---

*) bey Riga.

Empfindungen ſahe ich dieſe traurigen verödeten Gegenden, dieſen trüben winterlichen Himmel an! Bis hierher hatte ich noch immer auf eine Möglichkeit gehofft — jetzt ſchien alles für mich verlohren zu ſeyn.

Einige Stunden war ich noch am Bord des Schiffes geblieben, endlich ward ich in die Feſtung gebracht. Meine Wohnung war leidlich, aber die Gedanken an Pillau und Sibirien ließen mir Tag und Nacht keine Ruhe. Unglückliche Weſen! immer leiden wir dreyfach! Immer vereinigen ſich die Quaalen der Zukunft mit den Schmerzen der Vergangenheit oder der Gegenwart!

Sechs Wochen hatte ich in Dünamünde zugebracht, als endlich der Gouverneur die Ordre erhielt, mich weiter tranſportiren zu laſſen. Zum Glück hatte ich noch an hundert Rubel bey mir, und konnte mich daher mit Zucker, Caffee, Taback u. ſ. w. im Überfluß verſehen.

Deſto übler war ich aber mit meinem Führer, einem rohen ruſſiſchen Offizier, Namens Mikiferitſch daran. Er hatte ſo wenig Menſchlichkeit, daß er ſich die kleinſten Dienſte mit ſchwerem Gelde bezahlen ließ.

So lange wir indeſſen durch Liefland reiſten, war meine Lage noch immer erträglich zu nennen. Die Poſtſtuben waren reinlich, und Lebensmittel gab es im Überfluß. Aber als wir in die eigentlichen ruſſiſchen Provinzen kamen, ward ich leider einen ſehr großen Unterſchied gewahr. Oft konnten wir nicht einmal Brod bekommen und mußten mit Stuy u. ſ. w. zufrieden ſeyn. Die Häuſer wimmelten von Ungeziefer und überall war nichts als Elend zu ſehen.

So fuhren wir unter beſtändigem Regen, mit wenigen Pauſen, faſt Tag und Nacht durch lauter öde, zum Theil moraſtige Gegenden fort. Mein roher Hauptmann quälte mich unaufhörlich, und ſchlug mir mehr als einmal ſogar einen Trunk Waſſer ab. Doch was ſoll ich weiter davon ſagen? Man denke ſich die traurigſte mühſeeligſte Reiſe eines unglücklichen Gefangenen, und meine Beſchreibung wird vollendet ſeyn.

3.

So kamen wir den dritten oder vierten Oktober endlich in Moskau an. Meine Kibitke ward auf beiden Seiten mit dicken Matten verſchloſſen, daher mir jeder Blick nach außen unmöglich war. Nachdem wir wohl zwey Stunden umhergefahren waren, hielten wir endlich, wie ich hörte, vor dem Gouvernementshauſe ſtill.

Hier mußten wir wieder eine Stunde warten, bis wir endlich nach ein Uhr fort fuhren, und gegen vier Uhr das Ende der Stadt erreichten. Ich ließ durch den einen Soldaten, mit dem ich nun allmählig bekannter zu werden anfieng, etwas Weißbrod und eine Menge Äpfel einkaufen, ohne daß es der rohe Iwan zu verhindern im Stande war. Da ich nun auch den andern Soldaten auf meine Seite zu bringen wußte, konnte ich mich von nun an, nach Belieben mit Lebensmitteln verſehen.

Freylich trug auch die Wohlfeilheit derſelben nicht wenig zu dieſen Vortheilen bey. Für zehn Pfennige bekam ich ein vortreffliches Rebhuhn, und für die Hälfte hatte ich Brod und Honig im Überfluß. Dabey vergaß ich nicht in jedem Dorfe mein Flaſchenfutter füllen zu laſſen, was, unter uns geſagt, den Soldaten am meiſten gefiel.

So waren wir endlich Ende Novembers, ſieben Werſte von Tobolks, in einem tartariſchen Dorfe nicht weit vom Irtiſch angekommen. Der Fluß war mit Treibeis bedeckt, die Überfahrt unmöglich, wir quartirten uns alſo bey einem Tartar ein.

Hier fand ich Liebe und Freundſchaft, Ruhe und Bequemlichkeit. Wollte Gott! ich hätte die Jahre meiner Verbannung bey dieſen guten ehrlichen Leuten zubringen können! Aber leider war der Irtiſch ſchon nach einigen Tagen völlig zugefroren, und wir ſetzten unſere Reiſe mit verdoppelter Eile vollends nach Tobolks fort.

Wir kamen an und ich wurde ſogleich in ein beſonderes Haus gebracht. Schon hoffte ich am Ziele meiner beſchwerlichen Reiſe zu ſeyn, leider überzeugte ich mich aber bald vom Gegentheil. Schon den andern Morgen ſah ich drey Schlitten ankommen, wovon einer für mich, der zweyte für den Offizier und der dritte für das Commando beſtimmt war.

Indeſſen hatte ich wenigſtens das Glück an meinem neuen Führer Iwan Alexandrowitſch einen jungen gutmüthigen jovialiſchen Mann zu finden, der mir unter andern auch eine gute warme Talupe *) geben ließ.

So reiſten wir nun bey einer äußerſt empfindlichen Kälte immer durch dieſe öden beſchneyten Steppen fort. Gott, welche Gegenden! Welche Wohnungen! Alles was mich umgab flößte mir nichts als Hoffnungsloſigkeit ein.

Wie manche von dieſen langen traurigen Nächten habe ich nicht auf meinem elenden Lager mit Thränen zugebracht! Wieviel wehmüthige Erinnerungen von Pillau! Wieviel ſchreckliche Gedanken an

---

*) Pelzſchlafrock.

mein künftiges Schickſal, die ich nicht einmal in Worte faſſen kann! Bis gegen Ende des Februars brachten wir auf der Reiſe nach Jeniſeisk zu. — Man denke ſich, was ich in dieſen Wintermonaten gelitten haben muß!

4.

Kaum vierzehn Tage hatten wir von dieſer langen beſchwerlichen Reiſe in Jeniſeisk ausruhen können, als wir abermals aufbrechen mußten, um noch tauſend Werſte nördlicher nach Mangaſea zu gehen. Jetzt bekamen wir zum erſtenmale kamtſchadaliſche Hundeſchlitten, und machten uns ſo den achten März 1760, bey ſehr kaltem, aber hellem Wetter wieder auf den Weg.

Zwiſchen Jeniſeisk und Mangaſea liegt nur ein einziges Jakutendorf. Wir erreichten dieſes noch denſelben Abend und quartierten uns ſogleich in der vornehmſten Hütte ein. Von hier aus fuhren wir am andern Morgen den hartgefrornen Jemiſey hinan, und hatten nichts als Schnee und traurige Tannengehölze vor uns.

Jeden Abend wurde nun wieder ans Ufer gelenkt, ein Loch in den Schnee gegraben, und ein groſſes Feuer angemacht. Wir kochten uns etwas Eſſen, verſorgten die Hunde, und legten uns um das Feuer herum, das wechſelsweiſe von einem wachthabenden Coſacken unterhalten ward. — Es waren traurige, ſchreckliche Nächte, in denen ich oft kein Auge ſchloß.

Acht Tage hatten wir bereits unſere langwierige Reiſe auf dieſe Art fortgeſetzt, als uns plötzlich ein heftiger Sturm mit einem alles verfinſternden Schneegeſtöber überfiel. In eine undurchdringliche Wolke gehüllt, wurden wir von dem Wirbelwinde unaufhörlich im Kreiſe herum geſchleudert, bis es uns endlich gelang das Ufer zu erreichen, das zu unſerm Glück in der Nähe war. Geduldig mußten wir nun hier das Ende des Sturms abwarten, der erſt am dritten Tage etwas nachzulaſſen anfieng.

Des traurigen Harrens müde, beſchloß

nunmehr Iwan Alexandrowitſch die Reiſe fortzuſetzen, und wir machten uns alſo trotz des hohen Schnees auf den Weg. Aber bald fiengen die Coſacken an die gewöhnlichen Merkmale zu verlieren, und wir fuhren mehrere Tage, blos aufs Gerathewohl, zwiſchen den aufgethürmten Schneegebirgen fort.

Fünf, ſechs, ſieben Tage vergiengen, ohne daß das Wetter heller werden wollte. Unſere Hunde verlohren die Kräfte, unſere Lebensmittel fiengen an abzunehmen, wir mußten dem ſchrecklichſten Tode entgegenſehen.

„Nun dann!“ — rief Iwan, als man lange genug berathſchlagt hatte — „So

laßt

laßt die Hunde ihrem Inſtinkte folgen!“ — Geſagt gethan! Den Hunden wurde der Zügel gelaſſen, und ſie eilten im ſtarken Galoppe fort.

Zwey Stunden darauf — plötzlich ſtehen alle Schlitten ſtill, die Hunde bellen, unſere Coſacken ſchreyen, und ehe wir's uns verſahen, halten wir vor einer Jakutenhütte an. — Man reicht uns die Hände, man hebt uns aus den Schlitten, und wir erfahren zu unſerm großen Erſtaunen, daß wir in dem erſten Jakutendorfe, zwanzig Werſte von Jeniſeisk ſind.

Nichts glich der Freude meines braven Iwan Alexandrowitſch! — „Und wenn Sie mich hängen laſſen!“ — ſagte er —

„Ich trete die Reiſe nicht zum zweyten male an." — Fröhlich fuhren wir nun am folgenden Morgen nach Jeniſeisk zurück, und ich wurde wieder in meine alte Wohnung gebracht.

5.

Drittehalb Monat war ich nun beynahe in Jeniſeisk geweſen, als ich mich in der Hoffnung die Jahre meiner Verbannung vollends hier zuzubringen von neuem getauſcht ſahe. Unvermuthet kündigte mir nemlich ein anderer Lieutenant Simon Simonowitſch am ſiebenten Junius meine Abreiſe an, und ſchon den andern Tag mußte ich am Bord eines ſogenannten Sudinks oder hieſigen Floßſchiffes gehen.

Simon Simonowitſch war ein eben ſo guter menſchenfreundlicher Mann als mein unvergeßlicher Iwan. Er ließ mir die Freyheit auf dem Verdeck zu bleiben, ans Ufer zu gehen u. ſ. w. und behandelte mich überhaupt mit vieler Höflichkeit.

Wir fuhren Strom abwärts, und ſetzten alſo unſere Reiſe mit unglaublicher Schnelligkeit fort. Die Länge der Tage, und die Wärme der Atmoſphäre machten ſie über meine Erwartung angenehm. Kaum ſank die Sonne um Mitternacht einige Minuten auf die Gipfel der Bäume hinab, ſo hob ſie ſich gleich darauf wieder mit erneuertem Glanze empor.

Endlich kamen wir ſo in Mangaſea,

als dem Ziele meiner Beſtimmung an. Traurig zog ſich der elende Flecken gleich einer Reihe Baracken zwiſchen ſtarken Fichtenwäldern längſt des Fluſſes hin. Mit klopfendem Herzen ward ich ans Land gebracht, dem Gouverneur vorgeſtellt und in Ermangelung eines eigenen Hauſes zu einem Popen gebracht.

Hier blieb ich acht Wochen ſo gut wie im Gefängniß bewacht, bis endlich ein hölzernes Häuschen für mich aufgebaut, und aus einer beſondern Vergünſtigung des Majors, mit einem teutſchen Ofen verſehen worden war.

6.

Ich trete hinein, ich glaube frey zu

ſeyn, und finde zu meinem Erſtaunen eine Wache von fünf Mann bey mir. Der Corporal kündigt mir an, daß ich nur eine Stube bewohnen darf, und nimmt ſogleich von der andern Beſitz. Man fordert mir mein Taſchenmeſſer, meine Scheere, ſogar einige Stecknadeln ab, und ich bemerke mit Entſetzen, daß ich auch hier ein förmlicher Gefangener bin.

Auf mein einſames trauriges Stübchen beſchränkt, ließ ich nun die Anſtalten zu meiner Hausökonomie meine erſte Beſchäftigung ſeyn. Ich erhielt nur zehn Kopeken täglich, hatte aber zum Glück noch funfzig Rubel bey mir. Dieſe legte ich mir auf Anrathen der Soldaten, zu meinen Winterproviſionen, Waizen- und Roggenmehl, Butter, Pöckelfleiſch und dergleichen an, was alles im Sommer von Jeniſeiek kommt und zu äußerſt billigen Preiſen zu haben iſt.

So ward z. E. ein Pud *) Waizenmehl mit vier, ein Pud Roggenmehl mit drittehalb, ein zwölfpfündiger Schinken mit ſechs Groſchen und ein Pfund Rindfleiſch mit einem Dreyer bezahlt.

Noch nicht genug, um mich auch mit getrockneten und eingeſalzenen Fiſchen zu verſehen, ſchloß ich mit meiner Wache einen förmlichen Vertrag darüber ab. Ich

---

*) Sechs und dreyßig Pfund.

verband mich nemlich die Netze zu kaufen, wofür ich die Hälfte des Fanges bekam.

Es iſt unglaublich, was ich in kurzer Zeit für eine Menge Fiſche erhielt: Hechte, Karauſchen, Lachſe, Zander u. ſ. w. wurden mir täglich zu Dutzenden gebracht. Ich ſalzte ein, was dazu tauglich war, räucherte, was ſich räuchern ließ, und ſtapelte das übrige als ob es Brennholz wäre, zum Trocknen neben dem Hauſe auf. Daß ich übrigens bey allen meinen ökonomiſchen Geſchäften, beſonders beym Kochen und Backen anfangs viel Lehrgeld geben mußte, bedarf ſicher keiner Erinnerung.

So war der Reſt des kurzen Sommers vergangen, und ich hatte das Schreckliche meiner Lage nur halb gefühlt. Aber als nun zu Anfange des Septembers der erſte Froſt einfiel, als die Witterung immer rauher, die Tage immer kürzer zu werden anfiengen, da, ich geſtehe es, überfiel mich die düſterſte Schwermuth. So ſollte ich denn meine ſchönſten Jahre in dieſem öden Winkel der Erde verſchmachten! So ſollte ich fern von allen Freuden des Lebens und der Geſelligkeit, dem ſchrecklichſten Alter entgegen ſehen!

Indeſſen ermannte ich mich bald, und ſprach mir Muth zum Leben ein. — „Wenigſtens will ich mir meine Lage ſo erträglich als möglich zu machen ſuchen!“—

ſagte ich zu mir ſelbſt, und fand bald, daß ſie noch mancher Verbeſſerung fähig war.

So fieng ich z. B. an mich an den ruſſiſchen Taback zu gewöhnen, und kaufte mir mehrere Pfund von ſineſiſchem Thee ein. So bevölkerte ich mein einſames Stübchen mit einigen Schneevögeln, und legte mir einen kleinen ſchwarzen Hund zum Geſellſchafter zu. So verſuchte ich es, mir eine Art Caffee aus Haber zu machen und buk mir Butterbrödchen aus Waizenmehl u. ſ. w.

Überhaupt hatte ich mir folgende Ordnung des Tages feſtgeſetzt: Der Vormittag ward mit häuslichen Geſchäften, mit Reinigung meiner Stube und Gefäße, ſo wie mit Kochen, Braten und dergleichen zugebracht. Mittags ward in Geſellſchaft meiner Vögel und meines Hundes gegeſſen, ein wenig geſchlummert, und dann bey einer Taſſe Hafercaffee eine Pfeife Taback geraucht.

Jetzt brachte ich eine Stunde am Fenſter oder bey meinen Soldaten zu, ſetzte mich dann bey einer Taſſe Thee zu einem meiner drey geretteten Bücher nieder, und ſpazierte dann in Begleitung der Wache einige hundertmal auf dem Platze vor meinem Hauſe herum.

Bey meiner Zurückkunſt wurde eine kleine Abendmahlzeit gehalten, und ein guter Schluck Brandwein dazu gethan. Hierauf pflegte ich noch eine Stunde Violine zu ſpielen, bis ich denn um acht oder neun Uhr zu Bette gieng.

Dieſe Tagesordnung iſt indeſſen beſonders vom Winter, alſo von dem größten Theile des Jahres zu verſtehen, da im Sommer bey den langen Tagen, wegen der Proviſionen u. ſ. w. freylich manche Veränderung vorfiel.

Eben ſo wenig habe ich der melancholiſchen Stunden und der verzweiflungsvollen Augenblicke erwähnt, wo ich in mich verſchloſſen und wie betäubt auf meinem Bette lag. — Doch genug! — Meine Leiden haben ihr Ende erreicht, und mit der Schnelligkeit eines Blitzes führe ich meine Leſer über drey ſchreckliche Jahre hinweg.

7.

Es war den zwanzigſten Junius 1763, als der Major des Morgens um neun Uhr plötzlich in mein Zimmer trat, und mir mit ausgebreiteten Armen wohl zehnmahl in einem Athem zurief: „Du biſt frey! Du biſt frey! Der König hat Friede gemacht, du kehrſt in deine Heimath zurück!“

Von Freude und Überraſchung ergriffen ſtand ich ihm ſprachlos gegenüber, bis er den Ukas herausnahm, und mir denſelben unter einer Menge freudiger Ausrufungen vorzuleſen anfieng.

Was ich ſagte! — Was ich vornahm! — Fraget mich nicht. — Ich war entzückt, ich war außer mir! Nur ſoviel erinnere ich mich, daß ich plötzlich meinen Gefangenrock abwarf, und wieder meine alte Uniform anzog. Der Major ließ ſogleich ein Frühſtück bringen, lud eine Menge Nachbarn dazu ein, und trank mir unter unaufhörlichem Vivatrufen, ein Glas Brandwein nach dem andern zu.

Jetzt erſt erhielt ich die Freyheit in der ganzen Gegend umher zu gehen! — O Gott mit welchem Entzücken ſah ich die grünen Wälder und den blauen Himmel an! — „Dort jenſeits dieſer Berge!“ — dachte ich mit wehmüthiger Freude, liegt mein Vaterland! und meine Gedanken flogen nach Pillau zu meiner Auguſte hin.

Von nun an mußte ich für die wenigen Tage meines hieſigen Aufenthaltes, der beſtändige Gaſt des Commandanten ſeyn. Der brave Mann hatte mir immer ſoviel Freyheit als möglich geſtattet, und feyerte jetzt meine Zurückberufung als ein wahres Familienfeſt. Wir hatten Bälle, Feuerwerke, Jagden u. ſ. w. und das ganze Städtchen nahm den fröhlichſten Antheil daran.

Endlich nach vier — fünf Tagen. — So lebt denn wohl ihr traurigen Gegenden von Mangaſea! — Leb wohl du kleines armſeliges Hüttchen, wo ich drey Jahre lang unter Thränen und ſtillem Schmerze ſaß! — Lebt wohl meine Wächter, meine Unglücksgefährten lebt wohl und führe das Glück euch bald denſelben Weg — doch genug — ich reiſte ab, ich nahm von allen Abſchied, ich ließ allen ein kleines Andenken zurück. Meine Vögel, meine Geräthſchaften, meine Vorräthe — ich theilte alles aus. Nur meinen treuen Phylax, meinen Schlafgeſellen meinen beſtändigen Begleiter nahm ich mit mir, und habe ihn glücklich mit nach Pillau gebracht.

Doch ich eile über dieſe traurigen Gegenden hinweg bis nach Tobolsk, wo ich erſt Ende Novembers ankam. Hier blieb ich etwa drey Wochen, ſetzte dann meine Reiſe über Kaſan nach Moskau fort, und kam endlich nach einem kurzen Aufenthalte in Riga, den 25. Februar 1764 geſund und glücklich wieder in Königsberg an. Durch einen ſonderbaren Zufall war es derſelbe Tag, an dem ich vor fünf Jahren arretirt worden war.

Ich flog nach Pillau, ich finde meine Auguſte! — O Gott! Ich hatte eine Seele für den Schmerz! werde ich auch alle dieſe Freude faſſen können? *) —

---

*) Der brave Wagner bekam ſeine Stelle wieder und wurde bald darauf in eine beſſere nach Gaudenz verſetzt, wo er noch im hohen Alter lebt.

VII.

Deleſalle.

Der Dragonerlieutenant Deleſalle befand ſich, während der Eroberung von Egypten, bey der nach Syrien detaſchirten Diviſion des Generals Murat, als er bey einer Recognoſcirung zwiſchen Jaſſa und St. Jean d'Acre von den Arabern gefangen ward. Wie es ihm unter dieſen barbariſchen Horden ergangen, und wie er endlich wieder aus dieſer ſchrecklichen Gefangenſchaft befreyt worden iſt, mag der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

……

1.

Nach einer äußerſt harnäckigen Vertheidigung, war ich endlich mit Wunden bedeckt, unter den Streichen der mich umringenden Feinde niedergeſtürzt. Schon glaubte ich vollends durchbohrt zu werden, als ſie mich zu meiner großen Verwunderung auf eines der erbeuteten Pferde banden, und ſo den Rückweg nach ihren Gebirgen antraten.

Aber wieviel Beſchimpfungen, wieviel Mißhandlungen hatte ich nunmehr nicht auszuſtehen? Soviel Dörfer wir paſſirten, in jedem empfiengen mich die Einwohner mit einem furchtbaren Mordgeſchrey. Dieſe ſchlugen mich, jene warfen mit Steinen nach mir, dieſe ſpuckten mich an, jene riſſen mir meine zerfetzten Kleider ab — alle wetteiferten mit einander in Grauſamkeit.

Endlich kamen wir in den Gebirgen an und hielten in einem Thale ſtill. Der Anführer ließ mich von dem Pferde nehmen, deutete mir an mich vor ihm niederzuwerfen, zog ſeinen Säbel, und ſchwang ihn wüthend hin und her.

„Jaffa! Jaffa! — Marasthe!“ — rief er mit dem Ausdrucke des höchſten Unwillens, und ich erwartete den letzten

Todesſtreich. Aber einige Minuten darauf theilte er ſein Corps in kleine Haufen, ließ fünf Araber zu meiner Bewachung zurück, und ritt mit den übrigen von dannen.

Es war um neun Uhr Abends, noch hatte niemand an meine Wunden gedacht. Ich fühlte einen brennenden Durſt, und war der empfindlichſten Kälte ausgeſetzt, ohne daß einer dieſer Barbaren Mitleid mit mir zu haben ſchien. Endlich gegen eilf Uhr machten ſich vier von ihnen auf, um etwas Holz zu holen, während der fünfte mich ziemlich unbeſorgt hinter ſich ſitzen ließ.

„Jetzt oder niemals!" — ſagte ich

zu mir ſelbſt, raffte mich auf, und kroch von der Dämmerung begünſtigt, unbemerkt in das Gebüſch hinein. Baarfuß, mit völlig zerrißnen Kleidern, mit blutenden Wunden, ſchleppte ich mich nun ohne verfolgt zu werden, immer weiter den Felſen hinan.

Tauſendmal glaubte ich liegen zu bleiben, tauſendmal war ich im Begriffe, in die Abgründe zu ſtürzen, dennoch hatte ich endlich gegen Morgen den andern Abhang erreicht. Ich wußte, daß unſere Diviſion in dieſer Gegend ſtand, und glaubte nun am Ziele meiner Leiden zu ſeyn.

Aber wie groß war mein Entſetzen, als ich mich mit Anbruch des Tages zwiſchen zwey feindlichen Dörfern und wenigſtens eine Stunde von unſerem Lager befand! Noch jetzt bey dieſer Erinnerung überfällt mich ein kalter Todesſchweiß. Erſchöpft, mit aufgeſchwollener Zunge, mit gelähmten Gliedern, mit verlöſchenden Augen, ſank ich ohnmächtig zur Erde hin.

Ich weiß nicht wie lange ich in dieſer Erſtarrung gelegen haben mag, doch fühlte ich mich beym Erwachen wie von neuem belebt. Eben wollte ich mich wieder aufraffen, als ich von drey bewaffneten Türken bemerkt, und abermals zum Gefangenen gemacht ward.

Augenblicklich banden ſie mich auf ein Pferd, brachten mich in das nächſte Dorf und warfen mich in ein enges Gefängniß. Hier lag ich völlig entkräftet, bis mir einer ihrer Camaraden, den mein elender Zuſtand rührte, etwas Reiß und Waſſer geben ließ.

2.

So war es Abend geworden, als ich aus meinem Gefängniſſe geholt, und vor den Commandanten dieſes Poſtens geführet ward. Nach einigen unbedeutenden Fragen, die ſein Dollmetſcher in italieniſcher Sprache an mich thun mußte, kam auch endlich die vornehmſte, ob ich ein Muſelmann werden wollte?

Ich beantwortete ſie natürlich verneinend, berufte mich auf den Eid, der mich an mein Vaterland bände, und ſchlug ihm endlich vor, mich gegen ein Löſegeld von hundert Piaſtern an unſere Vorpoſten auszuliefern. — Er ſchüttelte den Kopf, ward äußerſt unwillig, und befahl mich in das Gefängniß zurückzuführen.

Es war um neun Uhr Abends, ich verſuchte ein wenig zu ſchlummern, ward aber ſchon um Mitternacht noch einmal zu dem Commandanten geholt. Drohend befahl er mir die Gebete an Mahomed herzuſagen, ich blieb unerſchütterlich. Endlich, nachdem er alle Beſchimpfungen, alle Drohungen erſchöpft hatte, wurde ich auf ſeinen Befehl zur Thüre hinausgebracht.

Drey Reuter banden mir die Hände

auf den Rücken, ſchnürten mir die Daumen zuſammen, und trieben mich wüthend vor ſich hin.

Mit unſäglichen Schmerzen hatte ich kaum einige Schritte vorwärts gethan, als ich ohnmächtig zu Boden ſank. Plötzlich ſtiegen ſie ab, rafften mich auf, banden mich auf ein Pferd, und ſetzten die Reiſe in heftigem Trabe fort.

So kamen wir endlich in einem kleinen Dorfe an, wo ich in eine elende Hütte gebracht, und der Aufſicht einiger Mauren übergeben ward. Ich glich einer Leiche, war über und über mit Blut bedeckt, und ſank vor Mattigkeit auf die Erde hin.

Vergebens ſuchte ich meine Wächter

zum Mitleid zu bewegen, ſie betrachteten mich mit barbariſcher Gleichgültigkeit. Endlich mit Tages Anbruch kamen meine drey Türken zurück, banden mich wieder auf das Pferd, und ſetzten die Reiſe zu meinem großen Schrecken nach St. Jean d'Acre fort.

Es war den ſechs und zwanzigſten Ventoſe 1798. als wir endlich an den Thoren von St. Jean d'Acre in demſelben Augenblicke ankamen, wo Paſcha Dſchezar ſämmtliche Einwohner aus der Stadt getrieben hatte. *)

---

*) Um ſich nehmlich mit ſeinen viertauſend Albaneſern bis aufs äußerſte zu vertheidigen.

Plötzlich ſehe ich mich von einem Haufen bewaffneter Menſchen umringt; von allen Seiten pfeifen Kugeln bey mir vorbey, von allen Seiten dringen Lanzen und Säbel auf mich ein. Nur mit Mühe gelang es endlich meinen Begleitern mich dieſem barbariſchen Haufen zu entreißen, und dem an dem Gatter haltenden Paſcha Dſchezar vorzuſtellen.

Ich werde vorgeführt, er ſieht mich mit heimtückiſcher Freude an, und befiehlt ſeinem Dollmetſcher mir einige Fragen vorzulegen. — „Wenn und wo biſt du gefangen worden!“ — Es ſchien mir dienlich ihm meine erſte Flucht zu verbergen, ich gab mich alſo für den Gefangenen jener

Türken aus. — Hierauf ward ich in einen Kerker gebracht, wo man indeſſen zum erſtenmale nach meinen Wunden ſah.

In der That ſchien auch jetzt das Ende aller meiner Leiden gekommen zu ſeyn; denn in demſelben Augenblicke ſtieg der Commodore Sidney Smith vor dem Pallaſte des Paſchas ab, hörte von mir ſprechen und verlangte mich zu ſehen.

Ich wurde demnach aus meinem Kerker geholt, und ihm in meiner ganzen Schreckensgeſtalt vorgeſtellt. Er erkundigte ſich nach meinen Schickſalen, ſchien gerührt zu ſeyn und verſprach mir mit vieler Herzlichkeit ſein Möglichſtes für mich zu thun.

Ich verließ ihn und ward in ein anderes Gefängniß gebracht, wo ich noch eilf chriſtliche Kaufleute aus Jeruſalem, Damaskus und Cairo nebſt einem Geiſtlichen fand.

Sie gaben ſich mir zu erkennen, wuſchen mir die Füße, theilten ihre halbverfaulten Kleider mit mir, und boten mir ihre letzten Reſte von Reiß und Waſſer an. —' Ach! ich habe ihren Edelmuth nicht belohnen können, bey dem erſten Kanonenſchuſſe unſerer anrückenden Truppen wurden ſie alle erwürgt.

Nur dem Commodore Smith habe ich es zu verdanken, wenn ich ſelbſt dieſem Schickſale entgieng. Es war eilf Uhr

Nachts, den 27. Ventoſe, als plötzlich der Oberſte der Albaneſer mit funfzehn ſeiner Leute und dem Dollmetſcher in mein Gefängniß trat.

„Sie ſind frey, mein Herr!“ — ſagte der letzte — „Sie ſind frey!“ — Ich hielt dieſe Anrede für eine barbariſche Ironie, antwortete ihm mit Verachtung, und raffte mich auf. — „Ich folge euch!“ — ſagte ich — während ſich die Soldaten in zwey Reihen ſtellten, und ſo giengen wir mit einander durch die verödete Straße fort.

Aber wie groß war meine Freude, meine Überraſchung, als wir bald darauf in dem Hauſe des engliſchen Conſuls ankamen und ich die Beſtätigung von des Commodore edelmüthiger Verwendung erhielt! —

Sogleich ließ mir der Conſul einige Erfriſchungen geben, warf mir einen großen Caputrock über, führte mich zu den Thoren hinaus und begleitete mich an das Ufer des Meeres.

Ich ſteige in eine Schaluppe, ich komme an Bord des engliſchen Schiffes und bin nun in weniger als einer Stunde von allen meinen Leiden befreyt.

Edler Sidney Smith! großmüthiger Feind! Dir bin ich mein Leben ſchuldig! Du haſt mich meinen Freunden, meiner Gattin, und meinem Vaterlande wiedergegeben! Wie glücklich bin ich, dich jetzt zum Freunde zu haben!

Der Verfaſſer ward hierauf an Bord eines Parlementairſchiffes, mit noch mehrern andern Gefangenen nach Europa abgeſchickt, und kam nach einer ſehr gefährlichen Fahrt den 24ſten Prairial zu Toulon an.

VIII.

Wrigth.

Lieutenant Wrigth befand ſich am Bord der engliſchen Fregatte Proſerpine, die den nach Berlin beſtimmten außerordentliſchen Geſandten Mr. Grenville zu Anfange des Jahres 1799 nach Hamburg bringen ſollte. Schon hatte man einen Lootſen von Helgoland an Bord bekommen und glaubte Curhaven vollends erreichen zu können, als die Fregatte den 31ſten Januar Morgens um acht Uhr auf den Grund gerieth, und die Lage der Equipage mit jeder Minute gefährlicher ward. Dies zur Einleitung, des übrige mag der Verfaſſer ſelbſt erzählen.

……

1.

Vergebens hatten wir den ganzen Tag gearbeitet, um das Schiff wieder flott zu machen; die unüberſehbaren Eisfelder, die mit der Ebbe herunter kamen, drohten uns jeden Augenblick zu zerſchmettern.

Noch glaubten wir indeſſen einige Hoffnung zu haben, als ſich Abends um neun Uhr (1ſten Februar) ein heftiger Sturm erhob, bey dem das Steuerruder weggeriſſen, und das ganze Hintertheil des Schiffes eingeſchlagen wurde. Die Folge davon war, daß die Fregatte immer feſter auf dem Grunde zu ſitzen kam, und jeder ſeinem Tode entgegenſah.

In dieſer traurigen Lage ward am zweyten Morgens ein allgemeiner Kriegsrath gehalten und einmüthig beſchloſſen das Schiff zu verlaſſen, um über das Eis nach der Inſel Neuwerk zu gehen. Da jenes aber bey halber Ebbe, und dieſes mit der größten Behutſamkeit geſchehen mußte, brachten wir den ganzen Vormittag mit den nöthigen Einrichtungen zu.

Endlich ein Viertel nach ein Uhr Nachmittags ſchien der günſtige Augenblick gekommen, und alles in Ordnung gebracht zu ſeyn. Sechs von uns beſchloſſen daher einen Verſuch zu machen und ließen ſich vom Schiffe hinab. —

Sie gehen einige hundert Schritte fort, und kommen mit der troſtloſen Nachricht zurück, daß die Eisſchollen durch viel zu große Zwiſchenräume getrennt, und troß aller unſerer Anſtalten nicht einmal zu paſſiren ſind. *)

---

*) Wir wollten nemlich Planken mitnehmen, um auf dieſen von einer Scholle zur an-

Was war zu thun? Es blieb das einzige Mittel zu unſerer Rettung, es ließ uns wenigſtens eine Möglichkeit ſehen. Wir beſchloſſen daher noch einen Verſuch zu machen, zumal da das Eis auf der andern Seite etwas näher zuſammenzuhängen ſchien. Eilends ließen wie uns nun einer nach dem andern aus dem Schiffe hinab, ſanden den übergang möglich, und marſchirten nun herzhaft auf dem krachenden Eiſe fort. Indeſſen litten wir troß aller unſerer warmen Bedeckungen und

---

dern zu kommen. Eben ſo ſollten ſich die einzelnen Diviſionen an Stricken anhalten u. ſ. w.

Stärkungsmittel, bey der Länge des Weges außerordentlich. Man denke ſich das Unternehmen, bey einem heftigen, uns gerade entgegenkommenden Oſtwinde, und unter beſtandigem Schneegeſtöber, mehrere Stunden Weges auf ſchwankenden oft mit Waſſer bedeckten Eisſchollen zu machen!

Die durchdringende Kälte, die Schwierigkeit einige Schritte vor ſich zu ſehen, die Ungewißheit, mit der wir auftreten, und die beſtändige Todesangſt, in der wir uns befinden mußten! —

Man denke ſich alle dieſe Umſtände zuſammen, und man wird ſich einen Begriff von unſerer Freude machen konnen, als wir endlich die Inſel erreicht, und die ſchreckliche Eisfläche hinter uns hatten. Jauchzend ſprangen wir auf den beſchneyten Sand hinüber, dankten Gott für unſere Erhaltung, und erhoben ein dreymaliges Freudengeſchrey.

2

Es war Nachmittags um vier Uhr, als wir endlich in dem Dorfe Neuwerk ankamen und unſere Mannſchaft ſogleich in die Bauerhöfe vertheilen ließen.

Wir hatten eine Menge Verwundete und Erfrorne, hofften aber wenigſtens alle beyſammen zu ſeyn. Allein zu unſerm großen Schmerze erfahren wir ſchon am andern Morgen das Gegentheil.

Es wurden nehmlich nicht weniger als vierzehn Perſonen, unter andern auch eine Frau mit ihrem Säuglinge vermißt. Leider ſchien auch wenig Hoffnung zu ihrer Rettung vorhanden zu ſeyn, da die Kälte in der vorigen Nacht noch um einige Grade geſtiegen war.

Vier Tage hatten wir in Neuwerk zugebracht, und unſere Kranken nach Möglichkeit gepflegt, als endlich beſchloſſen ward, den Geſandten vollends über den Canal zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande, nach Cuxhafen hinüber zu bringen.

Ich ward in dieſer Abſicht mit einem Detaſchement von zwey und achtzig Mann voran geſchickt und trat alſo den ſechſten

Februar des Morgens um ſieben Uhr meine neue gefahrvolle Reiſe an. Doch um dieſes zu verſtehen, werden einige Erklärungen nöthig ſeyn.

So leicht nemlich der genannte Canal in der guten Jahreszeit während der Ebbe mit Wagen, während der Fluth mit Evern *) zu paſſiren iſt, ſo findet im Winter beydes, wegen des zu ſchwachen oder zu vielen Eiſes, öfters gar nicht ſtatt.

Jetzt kam es daher darauf an dem Geſandten durch den ſchwachgefrornen Canal, einen Weg zu bahnen, durch den er während der Ebbe fahren könnte. Um dieſes

---

*) eine Art platter Fahrzeuge.

zu bewerkſtelligen, ward ich alſo mit meinem Detaſchement voran geſchickt, während uns Mr. Grenville mit ſeinem Gefolge auf dem Fuße nachkam.

Die Kälte war heftig, und der Wind immer derſelbe; gleichwohl brachten wir an drittehalb Stunden bis an den Gürtel im Waſſer zu.

Wird mans glauben, unſere Reiſe nach Neuwerk, war gegen dieſen Übergang eine Kleinigkeit; auch kamen wir erſt halb eilf Uhr völlig ermüdet in Cuxhaven an. Sechszehn Leuten von dem Detaſchement mußten mehrere Glieder abgelöſet werden; u. ſ. w.

3.

Jetzt noch einige Nachrichten von dem Schickſale der Proſerpine. Die Fregatte war bis zum achten Februar immer auf dem Grunde geblieben, als es endlich der Steuermann mit noch einigen Matroſen wagte noch einmal an Bord zu gehen.

Sie fanden zwey von ihren Kamaraden auf dem Schiffe, wovon der eine freywillig dort geblieben, der andere aber ſchon am erſten Tage von Neuwerk wieder dahin zurück gekehrt war. Sie hatten das Glück mehrere koſtbare Effekten von Mr. Grenville zu retten, und kamen wohlbehalten wieder in Neuwerk an.

Indeſſen waren noch immer eine Menge wichtiger Sachen, beſonders Documente u. ſ. w. auf dem Schiffe geblieben, an deren Erlangung den Offizieren allerdings ſehr viel gelegen war. In dieſer Abſicht entſchloß ſich alſo der Steuermann in Begleitung des Wundarztes, Oberbootsmannes u. ſ. w. ſieben Perſonen zuſammen, eine abermalige Reiſe dahin zu unternehmen.

Sie kamen glücklich an Bord, wurden aber durch ein dichtes Schneegeſtöber verhindert zurückzukehren, und mußten die Nacht auf dem Schiffe zubringen.

Man denke ſich ihr Entſetzen, als ſie ſich am folgenden Morgen in offener See befanfanden. Das Schiff hatte ſich nemlich in der Nacht aufgerichtet, und war von dem Eiſe mit fortgetrieben worden.

Indeſſen verlohren dieſe muthigen Seeleute bey allem Anſchein eines unvermeidlichen Todes dennoch die Hoffnung nicht. Sie ſahen bald, daß ſie an der Küſte von Holland hinuntertrieben, und ſchmeichelten ſich alſo zwiſchen den Inſeln, oder an einem der Eingänge des Zuyderſees ankern zu können.

Muthig machten ſie ſich hierauf an die Pumpen, und erhielten ſo das Schiff an ſechs und dreyßig Stunden über Waſſer, bis ſie ſich endlich bey der preußiſchen Inſel Baltron retten konnten.

Da aber das Schiff abermals auf den Grund gerathen, und an allen Orten beſchädigt war, überließen ſie es den Wellen, und kehrten bald darauf mit der ganzen übriggebliebenen Schiffsgeſellſchaft, nach England zurück.

IX.

Meilhan.

Meilhan gehörte zu den unglücklichen Girondiſten die im Julius 1793 von der Bergparthey geächtet worden waren. Er befand ſich mit mehrern ſeiner Collegen zu Caen, und beſchloß mit dieſen nach Quimper zu gehen. Die Abentheuer, die Beſchwerden, die Gefahren dieſer Reiſe, machen den Inhalt folgender Erzählung aus.

1.

Wir waren unſerer neunzehn beyſammen, nehmlich außer mir die Deputirten Pethion, Büzot, Barberoux, Louvet, Salles, Bergoing, Leſage, Cußy und Giraur, zwey andere junge Leute Düpres und Riouffé, Büzots treuer Bedienter Joſeph, und endlich ein Sergeant, ein Corporal und vier Soldaten von dem zu unſerer Parthey gehörigen Bataillon von Finiſt rre, die uns zu Wegweiſern dienen ſollten. Wir hatten uns mit Päſſen unter fremden Nahmen, und guten Waffen verſehn, und waren feſt entſchloſſen unſern Verfolgern entweder durch Liſt, oder durch Gewalt zu entgehen.

So waren wir denn die erſte Nacht bey einem gutmüthigen Bauer geblieben, und langten am andern Morgen um neun Uhr in der Stadt Moncontour an.

Wir gehen über den Marktplatz, wir kommen glücklich zu dem andern Thore hinaus, ohne angeredet, ohne angehalten zu werden. Aber kaum befinden wir uns wieder im freyen Felde, als uns einer unſerer Freunde der Kriegscommiſſair Botidour aus Caen nachgeeilt kommt.

„Ihr ſeyd verloren!“ — hub er an — „wenn ihr nach Qvimper geht.“ — Ich weiß nicht, ob es Irrthum, oder Vermuthung von ſeiner Seite war, genug wir fanden ſoviel Widerſprüche in ſeinen Verſtellungen, daß wir unſern erſten Plan unverändert beyzubehalten beſchloſſen. Nach einem Tagelangen Marſche kamen wir alſo in dem Dorfe Ploernevel an, und quartirten uns in einer Scheune ein.

Ich war zu ſehr ermüdet, um unausgezogen ſchlafen zu können. Bis vier Uhr Morgens hatte ich mich daher auf meinem elenden Lager herum geworfen, als ich plötzlich an das Scheunenthor klopfen und zugleich rufen hörte: „Im Namen des Geſetzes! Macht auf!“

Ich wecke meine Nachbarn, der Ruf wird wiederholt; in einigen Minuten iſt alles wach. „Ins Gewehr! Ins Gewehr!“ — ſchreyen wir alle mit einer

Stimme, nehmen unſere Flinten und Säbel und ſtellen uns dem Eingange gegenüber in Ordnung. Endlich ſchiebe ich den Riegel zurück, während man außerhalb die Zugänge beſetzen läßt.

Das Thor ſpringt auf, wir ſehen den Maire mit einem Haufen Nationalgarden vor uns ſtehen. — „Wer ſeyd ihr! — Wo kommt ihr her!“ — hub er ein wenig verlegen an. — Man hat euch für verkleidete Prieſter gehalten, und daher von Rothernain eine Brigade hergeſchickt. Wo ſind eure Papiere? — Laßt ſehen!“— Lachend zeigen wir ihm unſere Päſſe, er unterſucht ſie, und heißt uns mit nach Rothernain gehen.

„**Warum nicht!**“— antworteten wir mit angenommener Munterkeit, probirten unſere Flinten, und zeigten eine Braveur, die uns die Achtung der Brigade erwarb.

Endlich kamen wir nach Rothernain, und marſchirten ohne das Gewehr zu ſtrecken in den Diſtriktsſaal hinauf. Der Präſident ſah unſere Päſſe flüchtig durch und ſchien zufrieden zu ſeyn. Nur einer der Beyſitzer, ein wüthender Jacobiner, ſprach immer von der Guilletine. — „Sie dachten **Prieſter** zu erhaſchen?“ — ſagte einer von uns. — „Nein!“ — gab er wüthend zur Antwort — „Etwas beſſeres — „Verräther glaubten wir dem

Schwerdte des Geſetzes überliefern zu können!“

„Da haben Sie ſich ſehr geirrt!“ — erwiederte ich — denn eben gegen dieſe ſind wir auch beſtimmt!“ — Der Präſident befahl darauf uns in dem untern Saale einige Flaſchen Cider u. ſ. w. zu geben, und wir nahmen dieſe Erfriſchungen mit vielem Danke an. Indeſſen ward immer einer von uns als Schildwache an die Thüre geſtellt, um gegen einen etwanigen Überfall auf unſerer Hut zu ſeyn.

Einige Minuten darauf trat einer der Municipalitätsbeamten herein. — „Sehen Sie meine Herren!“ — ſagte er — indem er uns einen anonymen Brief hinhielt — „Ob wir Sie nicht verdächtig finden mußten!“ — Wir drängten uns um ihn herum, und durchlieſen den Brief. Er enthielt die genaueſte Angabe von unſerer Flucht unſeren Wegweiſern u. ſ. w. Wir ſchienen über dieſe angebliche Verwechſelung zu lachen, aber man kann denken, wie uns zu Muthe war.

Indeſſen brachen wir auf, feſt entſchloſſen unſer Leben aufs äußerſte zu vertheidigen, und langten endlich nach einem äußerſt beſchwerlichen Marſche in einem nur vier Lieuen von Qvimper entfernten Dorfe an.

Es war Abends, wir glaubten hier übernachten zu können — plötzlich erfahren wir, daß das ganze Wirthshaus voll Gensdarmes liegt. Wir ſchlichen langſam vorüber, wir hören ihr Lärmen und Schreyen, auf einmal ſpringt ein kleines Mädchen, die uns kommen ſieht, zum Hauſe hinein. — „Da ſind Sie! — Da kommen Sie!“ hören wir ſie rufen — Schon ſpannten wir unſere Hähne, um die Gensdarmes zu empfangen — aber ſie blieben ruhig ſitzen, und ſchienen völlig mit ihren Flaſchen beſchäftigt zu ſeyn.

2.

So langten wir denn endlich nach einem ununterbrochenen Marſche von zwey und dreyßig Stunden zwiſchen acht und neun Uhr Morgens glücklich vor

Quimper an. Wir hatten einen unſerer Begleiter vorangeſchickt, wie groß war unſere Freude, als wir ihn bald darauf mit dem biedern Abyral *) zurückkommen ſahen! Indeſſen mußten wir noch den ganzen Tag bey einem Geiſtlichen zubringen und wagten erſt in der Dämmerung in die Stadt zu gehen.

Ein anderer von unſern Freunden hatte eine Barke nach Bordeaux für uns gemiethet, die aber noch nicht ſegelfertig war. Wir wurden daher auf verſchiedene Landhäuſer vertheilt, und glaubten hier völlig geſichert zu ſeyn. Allein die Unge-

---

*) Damaligen Procureur des Diſtrikts

heuer in Paris hatten unſere Spur entdeckt und boten das ganze Departement zu unſerer Verfolgung auf.

Mit unſäglicher Mühe wurden wir daher aus einem Zufluchtsorte in den andern gebracht, bis endlich die Barke am vierzehnten Tage ſegelfertig, und der Augenblick unſerer Erlöſung gekommen war.

Wir ſegeln den Fluß hinunter, werden von den Zollbedienten viſitirt, zeigen unſere falſchen Päſſe vor, und kommen endlich glücklich in See. Nach drey Tagen laufen wir in die Gironde ein, werfen bey Bec d'Ambes Anker, und berathſchlagen nunmehr was zu thun iſt. Endlich wird beſchloſſen, daß ich und Bergoing an das

Land gehen und ven unſern Bekannten Nachrichten einziehen ſollen.

Geſagt! gethan! — Wir gehen an das Land und eilen zu meinem Freunde Montbalon. — Noch war Bordeaux nicht von den revolutionairen Truppen beſetzt, augenblicklich ſchickten wir demnach einen Boten mit dieſer tröſtlichen Nachricht an das Schiff zurück. Meine Gefährten kamen in die Stadt, und jeder ſah ſich nun bey ſeinen Verwandten oder Freunden nach einem Zufluchtsorte um.

Fünf Wochen hatte ich in völliger Sicherheit in meinem Aſyle zugebracht, als die jakobiniſchen Commiſſäre mit ihrer Cannibalen-Horde auch nach Bordeaux kamen. Ich

Ich eilte daher das Haus meiner edeln Freunde zu verlaſſen, um auf das Land zu gehen. Aber wer hätte bey dieſen Nachforſchungen lange verborgen bleiben können. Wenig Tage darauf ſah ich mich ſchon gezwungen, wieder auf einen neuen Zufluchtsort zu denken. 1

Ich wählte meine Vaterſtadt Bayonne, und hatte das Glück einen Reiſegefährten zu finden, dem ich im eigentlichen Verſtande mein Leben ſchuldig bin. Er hieß Dade, galt für einen wüthenden Jacobiner, war aber im Grunde ein äußerſt menſchenfreundlicher Mann. Er nahm mich zu ſich, verſchafte mir einen Paß als Mützenhändler, und machte ſich endlich

1 [illegible]

den ſiebenten November mit mir auf den Weg. Um indeſſen auf jeden Fall geſichert zu ſeyn, hatte ich mich mit einem Fläſchgen Opium verſehen.

Wir reiſen ab, werden wohl zwanzigmal angehalten, aber immer wieder fortgelaſſen, und kommen endlich in Mont de Marſan an. Hier mußte ſich Dade von mir trennen, und ich ſetzte nun meine Reiſe ohne Begleiter fort. Mehrmals traf ich dabey auf Leute, die mich gekannt hatten, und deren Geſinnungen mir verdächtig waren, aber immer gelang es mir, ihnen auszuweichen, wiewohl ich dabey häufig in große Verlegenheiten kam.

Jetzt hatte ich mich Bayonne bereits genähert, als ich auf einmal meinen vorigen Plan zu verändern beſchloß. Plötzlich wende ich mich alſo links, und eile zu einem alten Freunde Namens Galant, der in der Nähe ein Landhaus beſaß. Er nahm mich auf, und verbarg mich, wiewohl der Tod darauf ſtand. Ohne ihn wäre ich verloren geweſen, da in Bayonne noch denſelben Abend eine allgemeine Hausſuchung gehalten ward.

Funfzig Tage war ich bey Galant geweſen, als mir mein daſiger Aufenthalt nicht mehr ſicher genug zu ſeyn ſchien. Wir mußten daher auf einen neuen Zufluchtsort denken, der noch verborgener war. Galant hatte endlich einen aufgefunden, und ſo beſchloß ich dahin abzugehen. Es war den dreyßigſten December Abends um neun Uhr als ich Galants Haus in Begleitung eines treuen Führers verließ.

Der Himmel war mit dicken Wolken bedeckt, und man konnte keine Hand breit vor ſich ſehen. Indeſſen wanderten wir immer an dem Fluſſe fort, und glaubten gegen eilf Uhr ſchon wenigſtens drey Lieuen von Bayonne zu ſeyn. Aber wie groß war unſer Entſetzen, als wir uns auf einmal in dem nur eine Lieue davon entfernten Flecken Mouguerre befanden. Da nun aber mein Führer einmal von dem

Wege abgekommen war, mußten wir uns entſchließen, wieder auf die Landſtraße zu gehen.

Endlich erreichten wir gegen ein Uhr nach Mitternacht ein einſames Bauerhaus, etwa noch eine Lieue von dem Flecken Haſparen. Äußerſt ermüdet wagten wir einzutreten, fanden die Leute zum guten Glück noch wachend, und ſtärkten uns mit etwas Brod und Brandwein.

Gegen Morgen machten wir uns von neuem auf den Weg, ruhten den übrigen Tag bey einem mir angewieſenen Freunde aus, und kamen endlich in der Nacht zum zweyten Januar kurz vor ein Uhr in einem neuen Aſyle an.

Hier blieb ich bis zu dem glücklichen neunten Thermidor, *) wo ich wieder nach Bayonne gieng. Ach ich glaubte hier meine Gattin, meine Tochter, meine Mutter, meine Schweſter umarmen zu können, aber Kummer und Sorge hatten alle meine Lieben hinweggerafft. Weinend ſtand ich bey ihren Gräbern — doch der Schmerz verſchließt meine Lippen — ich muß abbrechen.

---

*) Wo Robespierre bekanntlich geſtürzt ward.

X.

Spearing.

Es war den 13 September 1769 als der Lieutenant Spearing auf einer kleinen Reiſe in der Gegend von Glasgow das Unglück hatte in eine alte Steinkohlengrube zu fallen. Wie es ihm darinnen ergangen und wie er wieder daraus gerettet worden iſt, mag der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

……

[illegible] fait [illegible]
[illegible]
[illegible]

1.

Wohl eine halbe Stunde lang hatte ich völlig beſinnungslos gelegen, als ich mich, eine kleine Zungenwunde ausgenommen, zu meinem großen Erſtaunen ohne alle Beſchädigung in einer tiefen Grube befand. Ich zog meine Uhr heraus, ſah, daß es erſt zehn Minuten nach ein Uhr war, und konnte alſo hoffen, mich irgend einem der Vorübergehenden durch mein Geſchrey zu erkennen zu geben.

Indeſſen kam der Abend heran, ohne daß mich jemand gewahr zu werden ſchien. Zu gleicher Zeit fieng es heftig an zu regnen, ſo daß das Waſſer in kurzem in die Grube drang. In dieſer troſtloſen Lage blieb mir nichts mehr übrig, als mich ſo gut als möglich zum Schlafen hinzuſtrecken, wiewohl ich, wie man leicht begreifen kann, die ganze Nacht kein Auge zuthat.

So brach der Morgen an, der Regen ſchien etwas nachzulaſſen, ich konnte ein kleines Stück vom Himmel ſehn, und hörte ein Rothkehlchen ſingen, das über der Grube ſaß. Bald darauf vernahm ich das Geräuſch einer benachbarten Mühle, hörte einige Pferde auf der Landſtraße vorüber traben und unterſchied mehrere Menſchenſtimmen, wovon eine mir bekannt zu ſeyn ſchien.

Voll Freude wieder mit der lebendigen Welt zuſammen zu hängen, ſtrengte ich nun alle meine Kräfte an, um laut um Hülfe zu rufen, da aber der Wind auf die Grube ſtieß, mußte das alles natürlich vergebens ſeyn.

Auf dieſe Art war der vierzehnte, funfzehnte und ſechszehnte September vergangen. Ich hatte wenig Hunger, aber deſto mehr Durſt gehabt und im eigentlichen Verſtande blos von Waſſer gelebt. Unzähligemal hatte ich Stimmen in der Nähe gehört, aber immer blieb ich dem Anſcheine nach noch völlig unbemerkt. Da ich indeſſen täglich den Himmel ſehen und mein Rothkehlchen ſingen hören konnte, erhielt ich mich immer heiter und hoffnungsvoll.

Sonntags den ſiebzehnten war mein Geburtstag, Montags den achtzehnten hörte der Regen auf, Dienſtags den neunzehnten ward meine Hoffnung immer ſtärker, endlich Mittwochs den zwanzigſten ſah ich zum erſtenmal wieder mit unausſprechlichem Entzücken die Sonne aufgehen.

Eine Menge phantaſtiſcher Wolkenſchatten gaukelten an den Wänden der erhellten Grube vorüber, und in den benachbarten Gebüſchen ſangen die Rothkehlchen ihr Morgenlied. Auch ich ſchickte mein Gebet zu dem Herrn des Lebens empor, meine Augen floſſen von ſanften Thränen über, und mein Herz war von ſüßen Ahnungen bewegt.

2.

Gott ſey gelobt! ich hatte mich nicht getäuſcht, denn plötzlich trat der Augenblick meiner Errettung ein. Einige Minuten darauf hörte ich nemlich einige Stimmen, die der Grube immer näher kamen, rufte um Hülfe, und bekam ſogleich eine freudige Antwort.

„Er lebt noch! Er lebt noch!" hörte ich oben ſagen, erkannte zweye meiner Freunde, und rief ihnen ſogleich von neuem zu. Glücklicherweiſe gieng eben ein Kohlenarbeiter vorbey, der einige Seile bey ſich hatte. Man ließ mir eins davon herunter, ich knüpfte es mir um den Leib, und ward auf dieſe Art in wenig Minuten wohlbehalten zu Tage gebracht.

Jetzt erſt fühlte ich, daß ich völlig entkräftet war, doch konnte ich noch ſo ziemlich bis zu der benachbarten Mühle gehen. Hier aber zeigte es ſich bald, daß die anhaltende Feuchtigkeit mir eine Geſchwulſt in den Beinen verurſacht hatte, die allerdings ſehr critiſch zu ſeyn ſchien.

Zum Unglück fiel ich in die Hände einiger Pfuſcher, bekam eine förmliche Entzündung, und wurde endlich in dieſem troſtloſen Zuſtande nach Glasgow gebracht. Nachdem ich hier den ganzen Winter über unbeſchreiblich daran gelitten hatte, mußte ich mich endlich den zweyten May 1770 zu der Amputation des linken Fußes entſchließen, die mit unſäglichen Schmerzen verbunden war. Seit dieſer Zeit indeſſen habe ich auf dem Lande gelebt, und genieße jezt (im Auguſt 1793) einer vollkommenen Geſundheit. *)

---

*) Der Erzähler iſt indeſſen fünf Jahr darauf geſtorben.

XI.

Ramel und ſeine Unglücksgefährten.

Ramel war Commandant der Garde des geſetzgebenden Corps, und wurde nach dem bekannten Triumphe der Direktorial-Majeſtät (18. Fructidor, 4. September 1797) mit noch ſechszehn andern Perſonen nach Cayenne deportirt. Was er auf dieſer ſchrecklichen Reiſe und während ſeines dortigen Aufenthalts erfahren, und gelitten hat, mag der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

1.

Es war den ein und zwanzigſten September 1797 Nachmittags um drey Uhr, als wir endlich nach einer vierzehntägigen äußerſt beſchwerlichen Reiſe vor den Thoren von Rochefort ſtill hielten. Schon hofften wir uns wenigſtens einige Tage erholen zu können, als unſere Convoy ſich plötzlich ſchwenkte, und uns um die Stadt herum, in gerader Richtung nach dem Hafen hinfahren ließ. Schrecklicher herzzerreißender Augenblick! Wir fühlten, daß unſer Schickſal nun auf ewig entſchieden war.

Unter tauſend Mißhandlungen, und dem drohenden Geſchrey einer fanatiſchen

Menge, langten wir denn auf dieſe Art endlich am Hafen an. Ein Marine-Commiſſär rief uns namentlich auf, übernahm uns aus den Händen des Escortecommandeurs, befahl uns abzuſteigen, und rufte das für uns beſtimmte Boot herbey.

Wenig Minuten, und wir wurden an Bord eines kleinen zweymaſtigen Schiffes gebracht, das mitten auf der Charente lag. Man wirft uns in den Raum, man drängt uns gegen das Vordertheil, wo wegen der Nachbarſchaft des Heerdes alles mit Rauch angefüllt war, und bietet uns nichts als Brod und Waſſer an. Barthelemy, Marbois und Ducoudray litten unausſprechlich

— Wir verſahen uns jede Minute unſers letzten Augenblicks. *)

So war es Mitternacht geworden, wir waren unter Segel gegangen, und hatten auf die Rhede ausgelegt. Plötzlich werden ſechs von uns, worunter ich ſelbſt, auf das Verdeck gerufen, in ein Boot geworfen und an Bord eines andern Schiffes gebracht. Die Finſterniß, das Rauſchen der Wellen, die Verwünſchungen der Matroſen — alles vermehrte dieſe ſchreckliche Ungewißheit.

---

*) Die Gefangenen fürchteten nemlich mitten in der Nacht erſäuft zu werden.

Wie groß war daher unſere Freude, unſer Erſtaunen, und unſere Rührung, als wir uns einige Stunden darauf wieder alle beyſammen am Bord der Corvette la Vaillante ſahen! Wir umarmten uns, wir glaubten dem Tode entgangen zu ſeyn, wir ſprachen von der Möglichkeit einer günſtigen Veränderung und überließen uns einige Augenblicke den heiterſten Hoffnungen.

Plötzlich wird die Lucke aufgemacht, der Capitain kommt in Begleitung einiger Soldaten in den Raum, ruft Willot, Pichegru, Doßonville und mich mit Namen auf, und befiehlt uns in die ſogenannte

Hölle *) zu gehen. Vergebens dringen unſere Gefährten darauf, unſer Schickſal zu theilen, ſie werden von den Soldaten zurückgetrieben, und müſſen uns mit zerriſſenen Herzen ſcheiden ſehen.

In der That mußte unſere Lage in dieſem Behältniſſe ungleich ſchrecklicher, als die ihrige ſeyn. Ohne Hangmatten, ohne Decken, ohne den mindeſten Ruheplatz konnten wir weder liegen noch aufrecht ſtehen. Der abſcheuliche Geruch des Tauwerks, und die verpeſteten Ausdünſtungen

---

*) Ein Behältniß ganz vorn im Schnabel des Schiffes, wo allerley täglich nothwendige Kleinigkeiten aufbewahrt werden.

des Schiffsgrundes zogen uns beynahe Convulſionen zu. — Doch wozu dieſe ſchauderhaften Details alle einzeln aufzählen wollen — Es iſt genug dieſes Behältniß zu nennen, um jedem fühlenden Herzen verſtändlich zu ſeyn.

2.

So war die erſte ſchreckliche Nacht vergangen, und wir befanden uns mit Anbruch des Tages bereits in offener See. Um acht Uhr warf man uns jedem einen Zwieback zu und ließ uns einen Eymer Waſſer hinab. Um Mittag kam ein Fäßgen mit gekochten, in bloßem Waſſer ſchwimmenden Bohnen hinunter, und hierin ſollte von nun an unſere tägliche Ration beſtehen.

Nachmittags bekamen wir widrigen Wind und bald darauf einen ſo heftigen Sturm aus Weſten, daß ſich der Capitain gezwungen ſah, auf der Rhede von Rochelle vor Anker zu gehen. Es war ein neues Unglück für die Deportirten, denn am folgenden Morgen (23. September) ward er auf Befehl des Direktoriums durch einen der wüthendſten Jacobiner, den Capitain la Porte abgelöſt.

Kaum war der neue Capitain am Bord gekommen, als er ſeine rauhe drohende Stimme vernehmen ließ — „Soldaten! ich befehle euch dieſe großen Verbrecher aufs ſchärfſte zu bewachen, und euch Matroſen verbiete ich bey Todesſtrafe auf irgend eine Weiſe mit dieſen Böſewichtern Gemeinſchaft zu haben!“ —

Hierauf machte er ſeine Runde, ließ uns namentlich aufrufen, und ſetzte hinzu: — „Wahrlich ihr ſeyd noch überglücklich, daß man euch ſo gnädig behandelt hat!“

Gegen drey Uhr Nachmittags hörten wir ein Boot anrufen, das, wie die Antwort lautete, mit einigen Effekten für uns beladen war. Der Capitain befahl den Leuten darauf umzukehren, und ſo vernahmen wir endlich, daß es der Sohn von Lafond Ladebat war.

Er hatte ſich trotz der hohen See auf

die Rhede gewagt, und bat jetzt flehentlich ſeinen Vater noch einmal ſehen zu können! — Unglücklicher junger Menſch! — Alter bedauernswürdiger Vater! — Der Capitain blieb unerbittlich — Er drohte das Boot in den Grund zu bohren, nahm mit genauer Noth den Mantelſack an, und beſchloß trotz des heftigen Sturmes ſogleich unter Segel zu gehen.

Indeſſen mußten wir ſchon den folgenden Tag noch einmal in die Garonne einlaufen, bis endlich der Sturm ein wenig nachzulaſſen, und die Fortſetzung unſerer Reiſe möglich zu ſeyn ſchien.

Acht Tage mochten wir etwa in See geweſen ſeyn, als wir uns bey dem Mangel an reiner Luft und guten Lebensmitteln beynahe zur Verzweiflung gebracht ſahen. Das galt beſonders von uns vier Gefangenen in der Hölle, die im eigentlichen Sinne einem Cloake glich.

Vergebens ließen wir den Capitain um etwas Stroh erſuchen, er verweigerte es uns mit der äußerſten Grauſamkeit. — „Was wollen ſie?“ — ſagte er — „Breter ſind noch zu weich für dieſe Buben! — Ich wollte, ich könnte ihre Schlafſtätte pflaſtern laſſen!“ — Man denke ſich unſere Lage — überdem litten wir in den erſten Wochen faſt beſtändig von der Seekrankheit.

3.

Indeſſen wie alles ſein Ziel hat, ſchien auch unſer Elend endlich aufs höchſte geſtiegen zu ſeyn. Es war am vierten Oktober, Morgens um ſieben Uhr, als bey der gewöhnlichen Öffnung der Lucke, der brave Capitain der Seeſoldaten Namens Hurto, plötzlich in den Schiffsraum ſprang, zwiſchen uns hinſtürzte und ſich den Fuß beſchädigte. — „Meine Herren!“ — hub er eilends und unruhig an. — „Machen Sie mich nicht unglücklich! Machen Sie mich nicht unglücklich! Aber ich kann ſoviel Schändlichkeiten nicht mehr mit anſehn! — Hier iſt Thee und Zucker! der Schiffsmeiſter Dominique wird Ihnen warmes Waſſer bringen! — Hört ihr's Dominique? — Sie können ihm trauen — Wenigſtens machen Sie mich nicht unglücklich — Ich brauche meinen Sold, um Frau und Kinder zu ernähren!" „Ach Gott!" — fuhr er mit thränenden Augen fort — „Daß ich ſolche Schändlichkeiten mit vollziehen helfen muß."

Er verſchwand, Dominique brachte uns warmes Waſſer, und wir blickten mit gerührtem Herzen zu dem braven Hurto hinauf, der an dem Rande der Luke blieb und wahrſcheinlich Wache hielt.

Den neunten Oktober Morgens hörten wir von einem Schiffsjungen, daß wir um Cap Ortegal herum gekommen wären, und Abends hatten wir ſchon die europäiſche Küſte aus dem Geſichte verloren. Der alte redliche Dominique fuhr indeſſen fort uns mit einigen Erfriſchungen zu verſehen, die er ſich zum Theil von ſeiner eigenen Ration abbrach, bis er endlich einmal von dem Capitain entdeckt und ſogleich mit dem Tode bedroht ward.

„Ja!“ — ſagte er mit Feſtigkeit — „Ich geſtehe es, aber es thut mir nur leid, daß es nicht noch mehr geweſen iſt! — Laſſen Sie mich meinetwegen auf der Stelle erſchießen! — Was wollen Sie mehr — Laſſen Sie mich auf der Stelle erſchießen!“

Der Capitain ſchwieg, der Lieutenannt

Dü-

Dübourg nahm Dominique's Parthey, die Matroſen ſchienen ebenfalls auf unſerer Seite zu ſeyn. — Genug die Sache ward beygelegt, und Dominique fuhr wie gewöhnlich fort, uns von Zeit zu Zeit mit einigen Lebensmitteln zu verſehen.

Leider reichten ſie aber ſelten für unſern unerſättlichen Hunger hin! Oft kauften wir daher dem Schiffsvolke Speck und andere unverdauliche Speiſen zu den ungeheuerſten Preiſen ab, und verſchlangen ſie mit der augenſcheinlichſten Lebensgefahr. Schreckliche! ſchreckliche Periode! Mehrere von uns brachen in Wuth und Verzweiflung aus, und beſonders Doßonville, deſſen Zuſtand über alle Beſchreibung gieng.

So hatten wir funfzig entſetzliche Tage zugebracht, als endlich die Corvette am zehnten November Abends um fünf Uhr auf der großen Rhede von Cayenne vor Anker gieng. Wir unterhielten uns die ganze Nacht von unſerm künftigen Aufenthalte, von den herrlichen Früchten die wir pflücken würden, u. ſ. w. bis endlich am andern Morgen eine Gorlette uns in Empfang zu nehmen kam.

Wir mußten uns daher am Bord derſelben begeben, ſegelten in den Hafen hinein, und wurden einige Stunden darauf ans Land und in das Hoſpital gebracht. Hier fanden wir Pflege und Bequemlichkeit; und glaubten den Verſicherungen des

Intendanten zufolge, endlich am Ziele unſerer Leiden zu ſeyn.

4.

Leider mußten wir aber alle dieſe Hoffnungen ſchon am folgenden Tage wieder verſchwinden ſehen. Unſer Capitain hatte nehmlich mit dem Agenten des Direktoriums allein zu ſprechen, und ihn aufs äußerſte gegen uns einzunehmen gewußt. Wir wurden daher wie förmliche Gefangene behandelt, und ſchon am dritten Tage wieder nach Sinamary geſchafft.

Es war den drey und zwanzigſten November, als wir nach einer zwölfſtündigen Küſtenfahrt in der Mündung des Sinamary vor Anker giengen.

Wir traten an's Ufer, und kamen rechter Hand bey einer einzeln ſtehenden Hütte vorbey. Einige von uns wollten ein wenig friſches Waſſer haben; indeſſen trat der Eigenthümer, ein Herr Kormann, heraus. Er mochte kaum dreyßig Jahr alt ſeyn, dennoch hatte das ungeſunde Clima ſchrecklich auf ihn gewürkt.

„Ach meine Herren!“ — ſagte er ſchwach und traurig — „Sie kommen in ein Grab!“ — „Wir wiſſen es“ — gab ihm General Murinais zur Antwort — „Je eher, deſto beſſer!“. — Welche Vorbedeutungen! — Man kann ſich unſere Gefühle denken!

So langten wir endlich in dem Fort

an, wurden in ſieben elende Hütten unter einem großen Schuppen *) einquartirt, und ſahen uns nun gleich den ſcheußlichſten

---

*) Das Fort iſt ein Viereck von etwa hundert Toiſen, das an jeder Seite eine Baſtion, und rundherum einen breiten mit Waſſer angefüllten Graben, aber keine Außenwerke hat. Rechts am Eingange ſind die Caſernen, das Commandantenhaus, und einige Negerhütten; links waren unſere Schuppen und eine halbzerſtörte Capelle, an der hintern Seite iſt die Wohnung des Zeugmeiſters, an der vordern die Hauptwache. Der innere Platz iſt mit Orangenbäumen beſetzt.

Verbrechern zu der ſchrecklichſten Exiſtenz verdammt. Ohne Betten, ohne Mobilien, ohne Geräthſchaften, in Hütten, die von dem ekelhafteſten Ungeziefer wimmelten, und bey einer Nahrung, die nicht ſelten ungenießbar war! — O Tage des Elends und der Verzweiflung! — Alles ſchien auf unſern langſamen Tod berechnet zu ſeyn!

Der erſte, den wir mit blutendem Herzen verſcheiden ſahen, war der alte General Murinais. Er unterlag dieſer ſcheußlichen Behandlung ſchon am dritten Tage nach unſerer Ankunft, und gab uns ein rührendes Beyſpiel von der höchſten Reſignation. Wir begruben ihn ſo ehrenvoll, als es uns geſtattet wurde, und kehrten dann wehmüthig in unſere Kerker zurück.

Indeſſen ermannten wir uns bald, ſuchten uns ſo gut als möglich zu beſchäftigen und richteten einer den andern auf. Marbois beſonders gab uns allen ein Beyſpiel von Muth und Heiterkeit. Er wußte ſich Bücher zu verſchaffen, verfertigte ſich Tiſche und Stühle, brachte ſogar eine Violine zu Stande, und ſpielte den Negern häufig zum Tanze auf.

Troncon Dücoudray ſchrieb Memoiren, Pichegrü lernte engliſch, und ſang uns Kriegslieder vor; Barthelemy und ſein treuer Letellier beſchäftigten ſich mit der Scorpionenjagd; kurz jeder von uns ſuchte ſich ſeine Lage ſo erträglich als möglich zu machen.

5.

Unterdeſſen waren ſeit unſerer Ankunft in Sinamary über drey Monate vergangen, wir hatten Nachricht von der vollendeten Tyranney des Direktoriums erhalten, und die Wahrſcheinlichkeit zu einer für uns günſtigen Veränderung war völlig verſchwunden.

In dieſer Lage der Dinge beſchloſſen wir endlich unſerer Acht an der Zahl lieber bey dem Verſuche zu einer Flucht zu ſterben, als dieſem Elende, einem langſamen ſchmählichen Tode, entgegen zu ſehen.

Wir theilten dieſen Plan Barthelemy und ſeinem treuen Letellier, ſo wie Marbois, Lafond und Troncon mit; jene nahmen ihn mit Freuden an, da hingegen die drey letztern ſchlechterdings in Sinamary zurückbleiben wollten.

Aber wieviel Pläne und Berathſchlagungen, ehe wir nur eine entfernte Möglichkeit zur Flucht entdecken konnten! Wohin ſollten wir uns wenden? Auf welche Weiſe ſollten wir uns eines Schiffes bemächtigen? Wo ſollten wir einen der Küſte kundigen Steuermann hernehmen? Wie ſollten wir die Wachſamkeit unſerer Henker täuſchen? Wie viel Schwierigkeiten, wie viel Gefahren, die alle überwunden werden mußten!

Endlich nachdem tauſend Pläne gemacht und verworfen worden waren, blieben wir endlich bey dem letzten ſtehen. Wir wußten, daß die Einwohner von Surinam den lebhafteſten Antheil an uns nahmen, dieſe Colonie ſchien uns alſo der ſicherſte Zufluchtsort zu ſeyn.

Wir hatten ferner am Fuße des Walles eine Pirogue bemerkt, auf der die gewöhnlichen Wachen nach der Landſpitze hinübergebracht wurden, und die daher immer ſegelfertig lag, wir ſahen ſie als das einzige Mittel zu unſerer Rettung an. Was endlich den Steuermann und die Täuſchung unſerer Wächter betraf, ſo hieng alles von einem glücklichem Zufalle ab.

Und wirklich, ehe wir es vermutheten, hatte ſich bereits alles nach unſern Wünſchen gefügt. Ein Freund in Cayenne, ein Mann von Einfluß, den ich noch nicht nennen darf, hatte uns durch einen treuen Boten acht regelmäßige Päſſe überſchickt, wo jeder von uns unter einem fremden Namen aufgeführt war. Noch mehr, wenige Tage darauf brachte ein franzöſiſcher Caper ein amerikaniſches Schiff in den Hafen, deſſen braver Capitain, Namens Tilly, zu unſerem Retter auserſehen zu ſeyn ſchien.

Wie groß war nehmlich unſere Freude, unſer Erſtaunen und unſere Rührung, als er uns gleich nach ſeiner Ankunft in dem Fort, ſobald wir unbemerkt ſeyn konnten, die herzlichſten Beweiſe ſeines Antheils gab. Er kam aus einem franzöſiſchen Hafen, er hatte Briefe, Packete für uns mitgenommen, er war im Begriffe unter einem ſchicklichen Vorwande in Sinamary einzulaufen, als er nach den neuen Befehlen des Direktoriums an der Mündung des Hafens von einem franzöſiſchen Caper genommen ward.

„Wie unglücklich!“ — fuhr er fort — „Ich dachte Sie zu retten und bin nun Ihr Mitgefangener — Aber wenn ich Ihnen noch in etwas nützlich ſeyn kann, ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen, ich will es zu verdienen ſuchen!"

Man denke ſich den Eindruck, den dieſe Bekanntſchaft auf uns machen mußte. O es war ein Bote des Himmels, ein Engel der Freyheit, der uns in dem entſcheidenden Augenblicke unſers Lebens zu Hülfe kam! Gern vergeſſen wir die Briefe, die nun für uns verloren waren; ach wir ſahen ja dem Tage entgegen, unſeren Freunden wieder näher zu ſeyn!

Wenig Worte reichten hin, den Capitain von unſerm Plane zu unterrichten. So ſehr er anfangs beym Anblick dieſer elenden Pirogue dagegen war; ſo feſt beſchloß er endlich von unſerer Parthey zu ſeyn.

„Ich will meinen Steuermann, meinen braven Barrick mitnehmen!“ — ſetzte er hinzu — „Vielleicht begünſtigt uns der Himmel, vielleicht können wir die holländiſchen Küſten erreichen, vielleicht habe ich denn doch noch die Freude, Sie gerettet zu ſehen!“

Nach einiger Überlegung ward indeſſen feſtgeſetzt, daß der Capitain ſelbſt lieber zurückbleiben, und uns blos den braven Barrick mitgeben ſollte. — „Es wird weniger Aufſehen machen, und weniger Verdacht erregen, als wenn Sie als Capitain der Priſe verſchwinden! ſagten wir zu ihm

— Indeſſen koſtete es uns nicht wenig Mühe ihn davon zu überreden und endlich gieng er es blos um unſerer Sicherheit willen ein.

Der brave Barrick ward demnach von dieſem Plane unterrichtet, und der Augenblick unſerer Entweichung für den dritten Junius, Abends mit dem Glockenſchlage Neune feſtgeſetzt. Barrick ſollte ſich zwey Tage vorher im Gehölze verbergen, und wir wollten dann zu gleicher Zeit mit ihm am Fuße der Baſtion, d. i. am Ufer des Fluſſes, bey der Pirogue ſeyn.

6.

Wer weiß indeſſen, ob dieſes kühne Unternehmen je gelungen ſeyn würde, wenn uns nicht der Zufall abermals über alle unſere Erwartung begünſtiget hätte. Gerade am dritten Junius, gab nemlich der Capitain des Capers, dem Commandanten des Forts ein prächtiges Mittagsmahl, bey dem er auch mehrere hundert Bouteillen erbeuteten Bordeaux-Wein unter die Garniſon u. ſ. w. vertheilen ließ.

In kurzem war die ganze Caſerne in eine Weinſchenke verwandelt, und aus allen Ecken des Forts ſchallte das Getümmel der betrunkenen Neger hervor. Wir ſelbſt fiengen zum Scheine einen heftigen Streit mit einander an, und ſchimpften uns mit verbißnem Lachen um die Wette herum.

Aber mit welcher Freude, mit welchem

Seelenvergnügen bemerkten wir nun in kurzem die Fortſchritte der ſteigenden Trunkenheit bey der Beſatzung! Es war ein junges Mädchen von Cayenne angekommen, die gewiſſermaßen die Wirthin machte und überall Wein in Strömen fließen ließ. Wie dankbar folgten ihr unſere Augen, wenn wir ſie den ſchon berauſchten Soldaten die großen Gläſer immer wieder von neuem füllen ſahen! Es ſchien, als ob ſie unſer Geheimniß errathen hätte, als ob ſie unſere Flucht begünſtigen wollte; ſie war immer lächelnd, immer ſchäkernd, immer an zwanzig Stellen zugleich, und wußte dem nüchternſten einen Pocal nach dem andern aufzuſchwatzen!

Auf dieſe Art konnte es denn nicht fehlen, gegen Abend mußte die ganze Garniſon völlig betrunken ſeyn. Soldaten und Neger, alles lag zerſtreut an der Erde und auf den Wällen herum, kein Poſten ward abgelöſt, keine Wache war im Stande Dienſte zu thun. Der Commandant ward wie todt vom Schiffe getragen, die Zugbrücke vergeſſen, und im ganzen Fort war niemand wachend als wir.

Aber jezt funfzig Minuten auf neun Uhr — — und der entſcheidende Augenblick unſerer Rettung war endlich gekommen. Unſere fünf Gefährten, Barthelemy, Doßonville, Larne, Willot und le Tellier gehen über die unbewachte Zugbrücke, plötzlich werden wir dreye Pichegrü, Aubry und ich auf der kleinen benachbarten Schanze eine Wache gewahr.

Wir ſteigen hinauf und treffen den Menſchen noch ziemlich nüchtern an; ſogleich iſt unſer Entſchluß gefaßt. Ich frage nach der Uhr, faſſe ihn plötzlich bey der Gurgel, helfe den andern ihn zu entwaffnen, und ſo ſtoßen wir ihn in den Fluß hinab.

Jetzt vereinigen wir uns mit unſern Gefährten, holen noch Flinten und Munition aus der Wache, und fliegen dann an das Ufer zu der Pirogue hin.

Hier finden wir Barrick, den ehrlichen

Barrick, der den Tigern entgangen war, ſpringen in's Fahrzeug, kappen das Tau, und treiben ungeſehn und ungehört, mit dem reißenden Strome pfeilſchnell der Rhede zu. Bald haben wir die Redoute auf der Landſpitze, und die Wachtgorlette im Rücken, und befinden uns, über unſere eigene Errettung verwundert, in weniger als einer halben Stunde, als eben der Mond aufgieng, in offner See.

7.

Zwey Stunden mochten wir etwa längſt der Küſte fortgerudert ſeyn; als wir plötzlich drey Allarmſchüſſe, zwey vom Fort, und einen von der Landſpitze vernahmen.

Da wir indeſſen bey einem ſolchen Vorſprunge nur noch den Poſten von Iroconbo zu fürchten hatten, hielten wir unſere Gewehre ſchußfertig, und trieben langſam unter der Küſte hin.

Um vier Uhr Morgens hörten wir abermals zwey Schüſſe von Sinamary, und eine Minute darauf einen dritten, der beynahe vor unſern Ohren vorbey gieng. Wir merkten jetzt, daß wir uns vor Iroconbo befanden und ruderten daher mit doppeltem Eifer fort. Indeſſen blieben wir unter Begünſtigung eines ſtarken Nebels völlig unbemerkt, bis wir uns endlich um fünf Uhr Morgens, als die Sonne aufgieng, unter dem Winde von Iroconbo und in völliger Sicherheit ſahen.

Allein deſto größer ſchienen nun die Gefahren unſerer Schiffahrt zu ſeyn. Ohne Proviſionen,[*] ohne Charten, ohne Compaß, in einem Fahrzeuge, das von der kleinſten Welle über und über mit Waſſer angefüllt, bey dem ſchwächſten Windſtoße in die offene See geſchleudert ward. — O noch jetzt kann ich nicht ohne Schaudern an unſern Zuſtand denken, noch jetzt ſcheint mir unſere Errettung ein halbes Wunder zu ſeyn!

---

[*] Zwey Flaſchen Rum ausgenommen, die der treue Letellier zum Glück noch zu ſich geſteckt hatte.

Vier lange ſchreckliche Tage hatten wir in dieſem hülfloſen Zuſtande, immer an der öden brennenden Küſte hingetrieben; als wir endlich am fünften (achten Junius) Morgens um 2 Uhr das erſte holländiſche Fort zu Geſicht bekamen. Schon dachten wir unbemerkt am Fuße deſſelben vorbeyzurudern, plötzlich wurden wir mit mehrern Kanonenkugeln begrüßt. Außer uns vor Schrecken ſuchten wir ſogleich die offene See zu gewinnen, konnten aber dem Feuer nur mit der äußerſten Anſtrengung entgehn.

So hatten wir bis Nachmittags um

ein Uhr fortgerudert, als uns plötzlich ein heftiger Sturm überfiel, der uns jedoch zu unſerm großen Glücke nach der Küſte trieb. Eben glaubten wir die Pirogue auf den Strand zu ſetzen, in dem Augenblick ergriff uns eine Welle und ſchleuderte uns auf das moraſtige Ufer hin.

Ohne zu wiſſen, wo wir waren, kletterten wir vollends an der Küſte hinan, ſuchten die Pirogue mit der äußerſten Anſtrengung in Sicherheit zu bringen, und ſunken von Hitze und Arbeit entkräftet zwiſchen den benachbarten Gebüſchen hin.

Schreckliche, ſchreckliche Nacht! wo das Brüllen der Tiger und das Toben des Meeres uns kein Auge ſchließen ließ! Wo tauſend herzzerreißende Empfindungen uns der Verzweiflung nahe brachten. — Nie, nie werde ich ſie vergeſſen, dieſe ſchreckliche Todesnacht!

Am andern Morgen (9. Junius) gelang es uns endlich mit Pichegrüs Feuerzeuge einen kleinen Haufen Holz zum Brennen zu bringen, um unſere Kleider dabey zu trocknen. Wir ſuchten uns darauf eine Art von Hütte zu bauen, und brachten den übrigen Theil das Tages im äußerſten Elende zu.

Am dritten Morgens (zehnten Junius) trat ich eben um ſechs Uhr aus dem Gebüſche hervor um nach den Wellen und unſerer Pirogue zu ſehn. Plötzlich werde ich in einer Entfernung von höchſtens zweyhundert Schritten zwey Soldaten mit Säbeln und Flinten gewahr. Ich rufe, meine Gefährten erwachen und Barrick ſpringt auf den beyden Leuten entgegen zu gehen.

Kaum werden ſie ihn anſichtig, ſo legen ſie ihre Flinten auf ihn an. Aber er wirft ſich auf die Knie, er zeigt auf die Pirogue, er fleht um Erbarmen, er ſtreckt ſeine Hände gen Himmel, und ſie nähern ſich ihm endlich mit Freundlichkeit. Jetzt kommen wir einer nach dem andern hinzu, umringen ſie, und hören, daß es zwey Deutſche ſind, die von Monterick als Ordonanz nach dem obigen Fort gehen.

Was war zu thun? Wir beſchloſſen ſogleich Barthelemy und la Rue in ihrer Begleitung an den Commandanten abzuſchicken, ihm unſere Päſſe vorzuzeigen, und um Unterſtützung zu Fortſetzung unſerer Reiſe zu bitten.

Sie giengen ab, und noch ehe ſie zurückkamen, langte ſchon ein Trupp Arbeiter mit den nöthigen Bedürfniſſen an. Die Pirogue ward ausgebeſſert und unſere Abgeſandten kamen um ſechs Uhr Abends äußerſt vergnügt zurück.

Wir beſchloſſen uns nunmehr in zwey Partheyen zu theilen, wovon die eine zu

Lande, die andere in der Pirogne*) vollends nach Montekrick gehen ſollte, und traten ſo am folgenden Morgen (11. Junius) unſere Reiſe von neuem an.

Sie war glücklicher als die verhergehende; denn ſchon drey Stunden nachher lieſen wir in der Mündung des kleinen Fluſſes ein, und fanden bereits unſere Gefährten in einer reinlichen und bequemen Hütte einquartirt, wo alles zu unſerer Erquickung in Bereitſchaft war.

O mit welchen Thränen der Freude und des Dankes hielten wir unſer Mittagsmahl! Wir lebten; wir waren unſern Henkern, den Gefahren des Meeres und des Mangels entronnen, wir befanden uns wieder unter Menſchen, und wir hatten unſere Freyheit erlangt.

---

*) Dieſe waren Pichegrü, Willot, Letellier, Barrick und ich.

……

Von nun an nahm das Schickſal des Verfaſſers und ſeiner unglücklichen Gefährten die günſtigſte Wendung. Sie ſchrieben an den Gouverneur von Surinam, entdeckten ihm ihre geheime Geſchichte, und wurden ſchon am vierzehnten Junius zu ihm abgeholt, Nach einem zweywöchentlichen Aufenthalte verſchafte man ihnen Gelegenheit, theils nach Philadelphia, theils nach Berbice zu gehen, von wo aus ſie dann durch engliſche Unterſtützung wieder nach Europa und zwar nach London kamen. Die nachherige Revolution vom 18. Brumaire (9. November) wodurch der ſchändlichen Direcktorialregierung ein Ende gemacht wurde, brachte ſie ſämmtlich in ihr Vaterland zurück.

XII.

Montaigu.

Einer der ſonderbarſten Reiſenden war der im Jahre 1779 verſtorbene Lord Eduard Worthley Montaigu, deſſen Mutter durch ihre Verbindung mit Pope und noch mehr durch ihre ſchönen Briefe über die Türkey allgemein bekannt geworden iſt. Nach der Erzählung ſo mancher ſchauderhaften Begebenheit, wird es eine

Aufheiterung für unſere Leſer ſeyn, zum Schluſſe dieſes Büchleins einige Anekdoten von dieſem komiſchen Reiſeſonderling aufgezeichnet zu finden.

Bekanntlich war Lord Montaigu ſeinen damals in London lebenden Ältern ſchon als ein vierzehnjähriger Knabe entſprungen, und hatte als Kajütenjunge auf einer Fregatte gedient.

Nachdem er hier erkannt und zu dem engliſchen Geſandten nach Liſſabon gebracht worden war, fand er bald Gelegenheit wieder zu entwiſchen und Portugall als Mauleſeltreiberknecht zu durchziehen.

Endlich entſchloß er ſich wieder nach England zurückzukehren und unter das Militair zu gehen. Er machte hierauf einige Campagnen mit, und zeichnete ſich durch eine Menge Sonderbarkeiten, am meiſten aber durch ſeine Verſchwendung aus. Als nun ſein Vater dadurch bewogen wurde, ihn mit Ausnahme einer unbedeutenden Rente*) zu enterben, entſchloß er ſich ſeinen Aufenthalt in der Levante zu wählen, wo er bey einer ſolchen Einnahme immer noch eine der reichſten Privatperſonen war.

Von nun an hielt er ſich abwechſelnd

---

*) Es waren fünfhundert Pfund Sterling.

bald zu Alexandrien, Roſetto, Conſtantinopel, Smyrna, Cypern u. ſ. w. auf, lebte völlig auf türkiſche Weiſe, legte ſich ein Serail von hübſchen Mädchen an, ließ nach Alterthümern graben, gab ſich bey ſeinen großen Sprachkenntniſſen mit Erklärungen von Inſchriften ab, wodurch er ſich eine Stelle in der Londner Societät der Wiſſenſchaften erwarb, und wendete ſich endlich nach unzähligen Wanderungen durch Syrien, Paläſtina u. ſ. w. nach Venedig, wo er für mehrere Jahre ſeinen Aufenthalt nahm.

Er hatte damals blos eine alte häßliche Magd nebſt einem Negerknaben im Hauſe, und zeichnete ſich durch eine Menge Bizarrerien bis zum Lächerlichen aus.

Seine Lebensordnung war nemlich folgende: Er ſtand gewöhnlich noch vor Anbruch des Tages auf und fieng ihn wie ein ächter Mahomedaner, mit häufigen Abwaſchungen und Gebeten an. Eine Stunde darauf weckte er ſeinen Negerknaben, das ſcheußlichſte Geſchöpf, das je aus Abyſſinien gekommen iſt, und hielt ihm eine lange Rede über die Vortreflichkeit der mahomedaniſchen Religion. Hierauf ſteckte er ſeine Pfeiſe an, trank Caffee, und gieng in ſeinen Zimmern auf und ab, bis es zehn Uhr oder Zeit zum Mittagseſſen war.

Jetzt ſetzte ſich Montaigu auf ein Polſter, der Negerknabe ſtellte einen Tiſch davor, nahm auf einem niedrigen Küſſen daneben Platz, und wartete bis ihm ſein Herr die Reſte der Mahlzeit überließ. Das ganze Traktament pflegte indeſſen blos in einer magern Suppe, einem elenden Ragout, einem Schüſſelchen Salat und einigen Sardellen zu beſtehen, wozu er nichts als reines Waſſer trank.

Blos Feſttags, wo er immer einen türkiſchen Kaufmann zu Tiſche hatte, wurde eine Ausnahme gemacht, und eine Schöpſenkeule, ein welſcher Hahn, oder eine Gans hinzugefügt.

Sein Zimmer verließ Montaigu äußerſt ſelten, und brachte meiſtens den ganzen Nachmittag und Abend in Geſellſchaft ſeines Negers mit Tabacksrauchen, Accommodiren ſeines Bartes, worauf er ſehr viel hielt, und Caffeetrinken zu. Gieng er aber ja einmal aus, ſo ließ er ſich am hellen lichten Tage durch zwey Gondoliers mit brennenden Fackeln vorleuchten, während der kleine häßliche Neger hinter ihm herlief und ſeinen Doliman ſorgfältig in die Höhe hob.

Montaigu hatte auf dieſe Art einige Jahre in Venedig gelebt, als es ihm plötzlich einfiel wieder nach Roſetto zu gehen. Hier ließ er ſich beſchneiden und heirathete eines Gaſtwirths Tochter aus Livorno, die er ebenfalls zur Annahme ſeines neu erwählten Glaubens zwang. Indeſſen ließ er ſie ſchon nach einigen Jahren wieder ſitzen, und kam abermals nach Venedig zurück. Hier lebte er äuſſerſt eingezogen, ſo daß ſich endlich das Gerücht von ſeinem Tode bis nach England zu verbreiten anfieng.

Schon hatten ſeine Verwandten Anſtalt gemacht, ſich davon zu vergewiſſern, um ſeine Rente einzuziehen; als es Montaigu erfuhr und äußerſt aufgebracht darüber ward. Sogleich ſchrieb er an einige ſeiner alten Camaraden nach London, und trug ihnen auf, ihm ein junges, ſchönes, aber wohl zu merken, ſchwangeres Mädchen zur Frau auszuſuchen.

Würklich hatte ſich bereits ein ſolches Frauenzimmer gefunden, und Montaigu war im Begriff von Venedig nach London zu gehen; als ihn ein hitziges Fieber überfiel, woran er nach wenig Tagen im neun und funfzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

Das iſt der Lord Montaigu, deſſen unbegränzter Hochmuth wahrſcheinlich die Quelle aller ſeiner Bizarrerien war. Indeſſen muß man ſeinen Talenten und

Sprachkenntniſſen,*) ſo wie ſeinem Muthe und ſeiner Feſtigkeit alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Ende des zweyten Bändchens.

---

*) Die morgenländiſchen Sprachen ungerechnet konnte er ſich im Lateiniſchen, Engliſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen und Deutſchen mit gleicher Fertigkeit ausdrüken.

Nachricht.

Das dritte und vierte Bändchen, wemit dieſe Sammlung geſchloſſen werden ſoll, erſcheint zur Oſtermeſſe 1803.

Der Verleger.

V. coll. 28, 3

Neue
Reiſeabentheuer

herausgegeben
von
Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Drittes Bändchen.

Poſen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Kühn.
1803.

Inhaltsverzeichniß.

N3 1. Louvet . . . . Seite 1
2. Briſſot 63
+ 3. Anquetil du Perron 89
4. Hynes und ſeine Unglücksgefährten . 133
N3 5. Mechin und ſeine Begleiter . . . 165

6. Johannot . . . . Seite 193
7. Aymé 205
8. James und ſeine Gefährten . . . 237
9. Die Prinzeſſinnen von Frankreich . 267
10. Madame Chevreau 295
11. Barollet 307

1.

Louvet.

Louvet war einer von den unglücklichen Girondiſten, die im May 1793. von der die Oberhand behaltenden Bergparthey geächtet wurden. Er hatte Mittel gefunden, ſich einige Zeit in Paris zu verbergen, war aber doch zuletzt gezwungen, auf einen andern Zufluchtsort bedacht zu ſeyn. Hier ſind die Details ſeiner Abentheuer, wie er ſie ſelbſt beſchrieben hat. *)

……

1.

Es war am vier und zwanzigſten Junius 1793. als ich endlich mit meiner Gattin die Hauptſtadt verließ. Wir hatten Mittel gefunden, uns Päſſe aus Caen zu verſchaffen, und kamen ſo ungehindert zu den Barrieren hinaus.

Bis Meulan ſchien alles gut zu gehen,

---

*) Kenner werden ſogleich bemerken, daß dieſer Aufſatz nichts weniger, als eine Überſetzung des weitſchweifigen und declamatoriſchen Originales iſt.

hier aber mußten wir einen andern Wagen nehmen, und bekamen einen Kutſcher, der ein wüthender Maratiſte war. Er ſchimpfte unaufhörlich auf die Girondiſten, unterhielt uns von dem Arreſte des unglücklichen Büzot, und ſetzte uns dadurch in die peinlichſte Verlegenheit.

Indeſſen waren wir zu Evreux angekommen, wo ſich alles im heftigſten Aufruhr befand. Wir ſahen uns daher gezwungen bis zum Abend liegen zu bleiben, ſo gefährlich uns auch dieſer Verzug zu ſeyn ſchien. Endlich wollen wir in den Wagen ſteigen — plötzlich ſtürzt ein blaſſer, ausgezehrter Menſch hinzu, der ſich uns zum Reiſegefährten anträgt.

Ich ſehe ihn an — es war mein armer College Qvadet, der als Tapeziergeſelle verkleidet aus Paris geflüchtet war. Nachdem wir einige Meilen gefahren waren, beſtimmte er mich meine treue Lodoiska um ihrer Sicherheit willen in ††† zurück zu laſſen, worauf ich denn mit ihm allein nach Caen gieng.

Es war den ſechs und zwanzigſten Junius, endlich langten wir in Caen, dem Verſammlungspunkte unſerer Parthey, und dem Ziele unſerer Hofnungen, ohne weitere Abentheuer an. Wir fanden hier Büzot, Barbaroux und ſo weiter, leider ſchien aber Wimpfen, der unſere Truppen commandirte, ein heimlicher Royaliſt zu ſeyn.

Drey Wochen vergiengen daher unter Zurüſtungen, und als es endlich zum Angriff kommen ſollte, fand er Mittel unſere Armee ſchlagen zu laſſen und nach England zu gehen.

Eben ſo niederträchtig und eben ſo treulos handelten die Adminiſtratoren des Departements an uns. Sie unterwarfen ſich der Bergparthey, und ſchlugen unſre Achtserklärung an unſerer eigenen Wohnung an. Nur die treuen Bretagner, die als brave Soldaten bisher für unſre Parthey gefochten hatten, beſchloſſen uns nicht zu verlaſſen, und behaupteten auch hier den Ruhm ihrer allgemein bekannten Redlichkeit.

2.

Es waren drey Bataillons, wir theilten uns in eben ſo viel Haufen, und marſchirten ſo am andern Morgen in ihrer Mitte von Caen ab. Unſere Hoffnungen waren nun auf die weſtlichen und ſüdlichen Departements gerichtet, wo die Unzufriedenheit mit der Bergparthey aufs höchſte geſtiegen war.

So kamen wir nach mehrern Märſchen zu Vives an. Gott! wie groß war meine Freude, als ich hier unvermuthet meine Lodoiska wieder fand! Sie hatte von Wimpfens ſchändlicher Verrätherey, von der Niederlage unſerer Truppen gehört, und war uns unerkannt auf einem andern Wege nachgefolgt.

Zu Fougeres mußten ſich die Bataillons trennen; wir beſchloſſen demnach, mit dem einzigen Bataillon Finiſtere nach Qvimper *) zu gehen. Als wir in die Nähe von Dol kamen, erhielten wir Nachricht, daß die Municipalität uns aufzuheben entſchloſſen ſey. Unſer braves Ba-

---

*) Sehr intereſſante Details über Qvimper u. ſ. w. findet man in der ſo eben erſchienenen Reiſe durch einen Theil des weſtlichen Frankreichs. Nach einem franzöſiſchen Originale von C. A. Fiſcher. Leipzig, b. Hartknoch 1803.

taillon machte ſich demnach ſchußfertig, doch wurde die Sache noch in der Güte beygelegt. Mit ähnlichen Gefahren und auf ähnliche Weiſe mußten wir noch einige Örter paſſiren, bis wir uns endlich entſchloſſen, auf einem Nebenwege vollends nach Qvimper zu gehn.

In dieſer Abſicht hielten wir es fürs Beſte, uns als Volontairs zu verkleiden, und ſo vergaßen wir ſelbſt die weißen Kittel nicht. Ein braver Offizier fertigte jedem einen Abſchied aus, als ob wir in unſere Heimath zurückkehren wollten und gab uns noch ſechs treue, eben ſo gekleidete Soldaten mit. Ich ließ hierauf meine Lodoiska mit ihrem Cabriolet die Landſtraße einſchlagen, und trat noch denſelben Abend, mit meinen treuen Collegen, den Marſch auf dem Fußſteige an.

3.

Wir waren mit den ſechs Soldaten unſerer neunzehn zuſammen, alle gut bewaffnet und mit ſcharfen Patronen verſehen. Nach einem dreyſtündigen Marſch beſchloſſen wir in einer Meyerey zu bleiben, wo man uns aber nur in die Küche und in die Scheune ließ. Wir fanden nichts als ſchwarzes Brod und ſchlechten Cyder zum Abendeſſen, dennoch waren wir damit zufrieden, und brachten die Nacht auf unſerm Strohlager ziemlich ruhig zu.

Den andern Morgen hatten wir uns verirrt, und befanden uns auf einmal an dem Thore der kleinen Stadt Moncontour, die zu vermeiden uns nun unmöglich war. Wir marſchirten alſo mit ſcheinbarem Muthe hindurch, gerade über den Marktplatz, wo alles voll Gensdarmen ſtand.

Riouffè, der etwas zurückgeblieben war, ward hier angehalten, und ſollte mit ſeinem Paſſe auf das Municipalitätshaus gehen. „Aber!“ — ſagte er gelaſſen, indem er auf uns zeigte — „Wie ſoll ich denn meine Cameraden wieder einholen?“ — Es that ſeine Würkung und der Gensdarme ließ ihn weiter ziehn.

Dieſen und den folgenden Tag begegnete uns nichts, was Meldung verdient; die dritte Nacht hingegen ſollte deſto merkwürdiger ſeyn. Wir waren in einem Dorfe diesſeits Rotherein geblieben, wo man uns nur in einer Scheune ſchlafen ließ. Plötzlich um ein Uhr nach Mitternacht werden wir von einem plötzlichen Geſchrey geweckt. — „Aufgemacht! — Im Namen des Geſetzes! — Aufgemacht!"

Einer von uns öffnet die Thür ohne gehört zu werden, ſchließt ſie eben ſo unbemerkt wieder zu, und ſagt uns: das ganze Haus ſey ringsherum mit Soldaten beſetzt.

In demſelben Augenblicke wird von

draußen noch einmal gerufen: „Im Namen des Geſetzes! — Aufgemacht! — Aufgemacht!“ — und ſogleich ſpringen wir alle von unſerm Lager auf — „Ins Gewehr! — Cameraden! — Ins Gewehr!“ — ſchrieen wir einer dem andern zu. — Der Ruf ward draußen wiederholt — „Wenn wir fertig ſind, werden wir kommen!“ — war die Antwort. — Endlich nachdem wir alles in Ordnung gebracht hatten, ſchloſſen wir auf.

4.

Der Thorflügel wird geöffnet, und wir ſehen einen Municipalitätsbeamten mit einigen Fackelträgern vor uns ſtehn. Etwas hinter ihm bemerkten wir einen ziemlich ſtarken Trupp Nationalgarden, die nur auf ſein Signal zu warten ſchienen.

„Was machtet Ihr hier?“ — hub der Beamte in einem rauhen Tone an — „Wir ſchliefen!“ — gab Barbaroux zur Antwort. — „Aber warum in einer Scheune?“ — fuhr der Inquiſitor fort. — „Warum?“ — fiel ich ein — „Nun freylich hätten wir lieber Ihr Bett gehabt!“

Riouffè mußte über dieſe Antwort lachen. — „Wer ſind Sie, mein Herr Lacher?“ — wendete ſich der Beamte zu ihm — „Was alle meine Cameraden ſind! — Ein Volontair, der herzlich müde iſt, und nicht gedacht hätte, ſo früh geweckt zu werden. — übrigens was ſoll der Titel Herr dabey?“

„Wie?“ — fuhr der Beamte fort — „Ihr wäret Soldaten? — Das wollen wir doch einmal ſehen!“ — Unſer alter im Dienſte grau gewordener Anführer fiel hier mit rauher Stimme ein: „Allerdings! Ihr ſollt es ſehn!“

„Wo ſind Eure Papiere?“ — fuhr der Beamte fort. — „Hier!“ — fiel Pethion ein — „Aber, wenn es Euch gefällig iſt, draußen!“ — „Ja, ja! draußen! draußen!“ — wiederholten mehrere von un-

unſern Cameraden — „In dieſer Scheune können wir uns nicht erklären!“

Unſer Anführer verſtand uns — „Ein wenig Platz, wenn ich bitten darf!“ — ſagte er zu dem Beamten, der nun ſeine Leute langſam zurücktreten hieß. Jetzt ſtellte ſich jener tapfere Offizier an unſere Spitze — „Hierher Finistère!“ — kommandirte er, und ſogleich ſtanden wir in einer Linie mit ſcharf geſchultertem Gewehre da. Der kleinſte von uns maß fünf Fuß und einige Zoll.

Der Beamte ſchien erſtaunt — zumal da er unſere Piſtolen im Gürtel ſah — „Warum ſo viele Waffen?“ — rufte uns endlich einer von ſeinen Leuten zu —

„Warum?“ — war die Antwort — „Weil wir wiſſen, daß es in dieſem Departement Räuber und Aufrührer giebt!“

Unterdeſſen fieng der Beamte an unſere Abſchiede durchzuſehen, und bemerkte endlich halb unwillig: „ſie wären alle von einer Hand geſchrieben.“ — „Warum denn nicht?“ — ſagte ich lachend — „Sollte unſer Offizier ein halbes Dutzend Hände geſchrieben haben?“ — „Aber was wollen Sie nun machen?“ — fuhr er endlich mit ſichtbarer Verlegenheit fort — „Es iſt noch früh! Legen Sie ſich wieder nieder, wenn ich Ihnen rathen ſoll!“

„Keineswegges!“ — erwiederten wir — „Da wir einmal munter ſind, ſo wollen; wir auch aufbrechen! — „Gut!“ — gab er zur Antwort — „Aber erſt müßt Ihr mit nach Retherein kommen!“ — und ſogleich befahl er ſeinem Detaſchement, uns in die Mitte zu nehmen. Kaum hatte unſer Anführer dieſes gehört, als er mit lauter Stimme rief: „Pulver auf die Pfanne! — Bajonets aufgepflanzt!“ — Es geſchah in einem Augenblicke, und ſo marſchirten wir fort.

Feſt entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, kamen wir nun vor dem Gemeindehauſe in Rotherein an. Nachdem ſich unſere Bedeckung auf dem Platze in Ordnung geſtellt hatte, hieß man uns in ein

Zimmer treten, wo die ganze Municipalität verſammelt war. Sie beſahen unſere Abſchiede, endlich näherte ſich der Präſident, und verſprach uns ein Wirthshaus anzuweiſen.

„Wir danken!“ — erwiederten wir — „Wir denken heute noch zu Hauſe zu ſeyn.“ — „Aber dreyzehn ſtarke Lieuen?“ — „Gleichviel! — Es iſt ja noch nicht einmal drey Uhr!“

Er entfernte ſich, man berathſchlagte; endlich ward ein Offizier gerufen und wieder weggeſchickt. — Nach einer Pauſe bot man uns einige Flaſchen Cyder an, die wir ohne Affektation nicht ausſchlagen konnten, und führte uns zu dem Ende in einen andern Saal. Wir ſahen uns an, und beſchloſſen auf unſerer Hut zu ſeyn.

Es währte ziemlich lange, ehe der Cyder kam, unterdeſſen knüpften wir mit einem Diſtrikts-Aufſeher eine Unterredung an — „Ihr dachtet Prieſter zu fangen, nicht wahr?“ — „O noch etwas ſchlimmeres!“ — gab er zur Antwort — „Landesverräther!“ — und in demſelben Augenblick trat einer ſeiner Collegen mit dem Cyder herein.

Während wir tranken, zog er einen Brief heraus. — „Da ſeht, ob wir Euch nicht für verdächtig halten mußten!“ — Er las, es war eine förmliche Denunciation gegen uns, nur hatte man bloß fünf Mann Bedeckung geſetzt.

Man kann denken, wie uns zu Muthe war; indeſſen tranken wir unſern Cyder aus, und verließen die Stadt, ohne daß ſich weiter jemand um uns zu bekümmern ſchien.

5.

Acht Stunden hatten wir auf dieſe Art in der größten Hitze zurückgelegt, ſo daß ſich mehrere von unſern Cameraden nur noch mit Mühe fortſchleppen konnten; als wir ein Dörfchen erreichten, wo zum Glück keine Nationalgarde lag. Wir beſchloſſen demnach ins Wirthshaus zu gehn, ein Mittagseſſen zu fordern, und wo möglich bis zum andern Margen hier auszuruhen.

Kaum hatten wir uns aber niedergeſetzt, als uns der Wirth, ohne ein Wort zu ſagen, genau zu beobachten anfieng. Ich bemerkte es, und bot ihm ein Glas von unſerm Cyder an. Nach einigen Weigerungen ließ er ſich endlich erbitten, und nun ſchien ihm auf einmal die Zunge gelöſt zu ſeyn.

„Ihr ſeyd gewiß gute Patrioten, Bürger?“ — ſagte er — „Und das iſt mir ſehr lieb!“ — „Was denn anders?“ — erwiederten wir — „Nun was einer doch für Feinde haben kann!“ — fuhr er fort — „Nach der Beſchreibung ſollte man meynen! — Hört einmal — Ihr müßt durch Carhaix? *) — Nicht wahr? — und da warten zwey Brigaden auf Euch!"

Welche Nachricht! Indeſſen ſuchten wir unſern Schreck zu verbergen und machten uns mit lachendem Munde wieder auf den Weg. — Jetzt hieß es: Vorwärts! — ſo groß auch unſere Ermüdung, und ſo beſchwerlich auch der holperichte Fußſteig waren. Nach einem entſetzlichen Marſche von fünf Lieuen, worüber wir an zehn Stunden zubrachten, kamen wir endlich in der Gegend von Carhaix an.

---

*) Viele Details über Carhaix und dieſes ganze Departement findet man in der oben angeführten Reiſe.

Wir berathſchlagen — endlich beſchließen wir herzhaft durch die Stadt zu gehen. Es war Abends um zehn Uhr, wir konnten durch ein kleines Seitengäßchen ſchlüpfen, alles ſchien bereits zur Ruhe zu ſeyn. Schon ſind wir beynahe am Ende des Gäßchens, plotzlich ſpringt aus einem Winkel ein kleines Mädchen hervor, klopft an die Thür eines Hauſes, wo noch Licht zu ſehen war, und ruft mit lauter Stimme: „Geſchwind! — Da gehen ſie!“

Außer uns vor Entſetzen eilen wir vollends zur Stadt hinaus, ſchlagen einen finſtern Hohlweg ein, und legen in noch nicht vierzig Minuten wohl eine Lieue zurück. Endlich ſtehen wir ſtill — zwey von unſern Soldaten waren verſchwunden!

Wo konnten ſie ſeyn? — Wahrſcheinlich hatten ſie einen andern Weg genommen. — Es war unſer Hauptführer, wir mußten ſie alſo einzuholen ſuchen.

Geſagt! gethan! — Wir wenden uns rechts, klettern über tauſend Hecken, ſpringen über tauſend Gräben, arbeiten uns durch tauſend Moräſte, und befinden uns endlich nach einem zweyſtündigen entſetzlichen Marſche kaum einen Büchſenſchuß weit von demſelben Flecke, wo wir ausgegangen waren.

Was war zu thun? Zwey von uns entſchloſſen ſich noch einmal zurückzugehn.

Sie kamen wieder und beſtätigten unſere Vermuthung, daß der Hohlweg die einzige Straße nach Qvimper ſey. Alſo vorwärts! vorwärts! ruſten wir einer dem andern zu, um uns Muth einzuſprechen, bis wir endlich eine Wieſe erreichten, wo unſer Anführer eine Stunde Halt zu machen beſchloß.

Als wir erwachten, ſieng es an Tag zu werden, wir ſetzten demnach unſern Marſch in ziemlich guter Ordnung fort. Bald aber zeigte ſichs, daß mehrere von uns immer ſchwächer wurden, ohne daß ſich einer von unſern Führern ſehen ließ. Es iſt unmöglich, ſich unſere Lage zu denken, da uns überdem der heftigſte Hunger zu quälen anfieng.

Indeſſen begegneten wir einem Reiſenden, der uns die erfreuliche Nachricht gab, daß Quimper nur noch zwey Lieuen entfernt ſey. Jetzt kam es alſo darauf an, unſern Freunden unſere Ankunft melden zu laſſen, und dann wo möglich in der Dämmerung vollends hinein zu gehen. Wir beſchloſſen alſo einen von unſern übrigen Führern abzuſchicken, und verſteckten uns in ein Gebüſch, das in der Nähe lag.

Es war erſt acht Uhr Morgens, auf einmal fieng es heftig zu regnen an, und in weniger als einer halben Stunde waren wir bis auf das Hemde durchweicht.

— Plötzlich — O Mächte des Himmels! — Was iſt das? — Wir ſehen unſern Führer in Begleitung eines Reuters zurückkommen — — Iſt er arretirt? Sind wir verrathen? — Welcher Augenblick!

Endlich kommen ſie näher! — O Freude! — O gütiges Schickſal! — Es war ein Freund von Kervelegan, zu dem wir uns retten wollten. — Eine glückliche Ahndung hatte ihn aus Qvimper getrieben, ein noch glücklicheres Ohngefähr hatte ihn mit unſerm Führer zuſammen gebracht. Von ihm erfuhr ich auch, daß meine Lodoiska glücklich in Qvimper angekommen war.

Unſer neuer Führer verſchafte uns nun

ſogleich in einem benachbarten Bauerhauſe etwas Brod und Brandewein. Darauf brachte er uns zu einem Geiſtlichen, der uns mit vieler Herzlichkeit aufnahm, und den ganzen Tag bey ſich behielt. Mit Einbruch der Nacht begaben wir uns in ein kleines Gehölze, wo die Freunde aus Quimper unſerer warteten. Hier trennten wir uns, um jeder zu den ſeinigen zu gehen. Ich blieb mit meiner Lodoiska bey einem Manne verborgen, deſſen Edelmuth mir unvergeßlich ſeyn wird.

6.

Drey Wochen waren auf dieſe Art vergangen, als ich ſie und dieſes glückliche

Aſyl um unſer aller Sicherheit willen, wieder zu verlaſſen gezwungen war. Es war um fünf Uhr Abends, als ich zu Pferde ſtieg, und Mitternacht, als ich an der Küſte bey einem kleinen Hauſe ankam. — Was ſollte aus mir werden? — O meine edeln Freunde hatten mir und einem von meinen Collegen einen Platz auf einem Schiffe nach Bordeaux ausgemacht.

Es iſt drey Uhr Morgens, wir ſteigen endlich in eine Fiſcherbarke und rudern langſam mit der Fluth von der Küſte ab. Der Tag bricht an und auf dem ganzen Meere iſt kein Seegel zu ſehen. Es iſt fünf, es iſt ſechs, ja es iſt ſieben Uhr, noch immer tagt kein Schiff vor uns auf.

Schon fangen wir an zu verzweifeln — endlich halb acht Uhr. — O Gott! — Man läßt die Flaggen vom Fockmaſt wehen — Das Schiff hält auf uns zu — Ein Augenblick — und wir ſteigen an Bord. Unſer Capitain war ein braver Schottländer, der aufs Beſte für uns zu ſorgen verſprach.

Zwey Stunden mochten wir mit ſchwachem Winde auf dem Courſe nach Bordeaux fortgeſeegelt ſeyn, als wir fünf Schiffe erblickten, die die ganze Equipage für engliſche Caper hielt. Nur die Entſchloſſenheit unſers Capitains rettete uns von der Gefahr wieder zurück zu kehren, und ſo ſeegelten wir den ganzen Tag ſo wie

die

die folgende Nacht immer an der franzöſiſchen Küſte hin.

Als die Sonne aufgieng wurde von den Forts eine Flotte ſignaliſirt. Unſer Capitain beobachtete ſie über eine halbe Stunde, und erkannte ſie endlich für die große franzöſiſche, die wenig Tage vor uns ausgelaufen war. Welch ein Unglück, wenn wir bemerkt und angehalten würden! Eilends warfen wir uns in der Cajüte auf den Boden nieder, und ſo ſegelte unſer kleines Schiffchen unangehalten die ganze Linie vorbey.

Drey Stunden hatten wir in dieſer ſchrecklichen Ungewißheit zugebracht, endlich verloren wir die Flotte aus dem Geſicht, ohne daß man uns bemerkt zu haben ſchien. Dafür ſtieſſen wir aber noch denſelben Abend auf die eskortirende Fregatte eines Convoys, der den Tag vorher aus Rochelle ausgelaufen war. Unſer Capitain mußte ein ſcharfes Examen aushalten, bey dem uns die Frage: „Habt Ihr Reiſende an Bord?“ — wie unſer Todesurtheil klang; indeſſen wurde ſie mit einem kräftigen Nein beantwortet, und ſo lieſen wir endlich ohne weitere Abentheuer in die Gironde ein.

7.

Wir waren ohngefähr ſechs Lieuen von Bordeaux bey dem ſogenannten Bec d'Ambes *) ans Land geſtiegen, und traten in dem Landhauſe eines Verwandten von Guadet ab. Hier erfuhren wir zu unſerm großen Schmerze, daß die Bergparthey auch in Bordeaux die Oberhand behalten habe, und alſo in dieſer Stadt nichts mehr für uns zu hoffen ſey. Guadet beſchloß demnach nach St. Emilion ſeinem Geburtsorte zu gehen, um uns wo möglich ein Aſyl auszuwirken, indem die Gefahr entdeckt zu werden dort freylich ungleich geringer war.

---

*) Wo die Dordogne in die Garonne fällt und letztere nun den Namen Gironde annimmt.

Zwey Tage vergiengen, ohne daß uns Guadet einige Nachricht von ſich gab. Wir vermutheten daher nicht ohne Grund bereits verrathen zu ſeyn, und machten uns auf eine herzhafte Vertheidigung gefaßt. Endlich am dritten Abend trat ein Bote von Guadet herein. Er konnte für jetzt nur zwey von uns unterbringen, doch verſprach er für die übrigen ſein möglichſtes zu thun. — „Nein!“ — rief Barbaroux — „Alle oder Keinen!“ — „Auf!“ — fuhr er fort — „Wo zwey für einige Tage bleiben können, da wird auch Platz für die übrigen ſeyn!“

Geſagt, gethan, wir nahmen unſere Gewehre und marſchirten durch einige Umwege bis an das Ufer des Stromes, wo uns eine Barke aufnahm. Wind und Fluth ſchienen uns zu begünſtigen, und ſo kamen wir ohngefähr ein Uhr nach Mitternacht glücklich in St. Emilion an. Unterdeſſen hatten die Maratiſten unſer Landhaus umringt, und alles durchſucht gehabt. — Was wir bey dieſer Nachricht empfanden, bedarf keiner Erläuterung.

So waren wir denn in Guadets Hauſe verſammelt, leider zeigte ſich aber bald, daß die Hoffnung uns hier verbergen zu können, eine ſchreckliche Täuſchung geweſen war. Niemand wagte uns aufzunehmen; ſelbſt Guadets Verwandte wieſen ihn ſelbſt an ihren Thüren ab. O Feigheit! o Treuloſigkeit! — So waren wir denn in wenig Stunden aufs Äußerſte gebracht.

Was ſollten wir anfangen? Wohin ſollten wir unſre Zuflucht nehmen? — Nach einer langen Berathſchlagung ſchien uns endlich eine Vertheilung in kleine Haufen, noch das einzige Mittel zu unſerer Rettung zu ſeyn. Vier von uns, worunter ich mich ſelbſt befand, beſchloſſen daher nach Paris zurückzukehren, wohin auch bereits meine Lodoiska wieder abgereiſt war.

Gewiß — ſagten wir zu einander — Während man uns in dem Gironde-De partement vermuthet, gewährt uns Paris die beſte Sicherheit! — Unſere übrigen Collegen zogen indeſſen andere Gegenden vor, und ſo ſchieden wir endlich mit ſchwerem Herzen von einander.

8.

Es war Abends um neun Uhr, als wir viere, Barbaroux, Valady, einer ſeiner Freunde, der aber kein Deputirter war, und ich von St. Emilion aufbrachen, um geradesweges wieder nach Paris zu gehen. Nach einem Marſche von drey Lieuen indeſſen waren wir bereits von der Straße abgekommen und ſtanden am Eingange eines Dörfchens vor einem Hauſe, das allem Anſchein nach die Wohnung des Geiſtlichen war.

Wir klopfen an, er öffnet die Thür, er ſcheint unſer Unglück zu ahnden, und bietet uns auf vier und zwanzig Stunden Schutz und Obdach an — Edler Mann, du verdienteſt unſer Vertrauter zu werden! — Als er uns erkannt hatte, behielt er uns noch volle zwey Tage bey ſich, und als wir nachher unſern zweyten Zufluchtsort plötzlich verlaſſen mußten, nahm er uns mit Gefahr ſeines Lebens abermals auf.

Sechs ſchreckliche Tage hatten wir, auf ſeinem Heuboden verborgen, in der peinlichſten Lage zugebracht, als eines Abends um zehn Uhr einer unſerer Vertrauten erſchien — „Herunter, meine Herren!“ — ſagte er mit einem rauhen, gebieteriſchen Tone, der uns völlig unerwartet war.

„Wie? — Herunter? — gab ich zur Antwort — „Und warum denn?“ — „Weil es ſeyn muß!“ — fuhr er fort — „Hier iſt jemand, der Sie ſprechen will!“ — „Wer denn?“ — „Ein Verwandter des Herrn Pfarrers!“ — „Aber warum kommt er denn nicht ſelbſt?“ — Hier ſtotterte er einige unbedeutende Urſachen heraus, und ſetzte nochmals mit ſeinem brutalen Tone hinzu: „Nun wie wirds? — Ins Teufelsnamen, ſo kommen Sie!“

„Was iſt das?“ — flüſterten wir einer dem andern zu — „Wenigſtens ſollen ſie uns nicht lebendig haben!“ — ſagten wir mit Entſchloſſenheit. — Ich nahm darauf wieder das Wort: — „Wir ſteigen nicht hinunter, bis der Verwandte des Herrn Pfarrers ſelbſt erſcheine!“

Dies würkte — Er erſchien, um uns zu ſagen, daß wir verrathen wären; und ſogleich aufbrechen müßten — Er führte uns demnach in ein kleines Gehölz, wo wir die Nacht bey einem heftigen Regen unter den Baumen zubringen mußten.

So brach der Morgen an — Man ſtelle ſich unſre Freude vor, als wir unvermuthet einen Brief von Guadet erhielten, worin er uns einen ſichern Zufluchtsort anbot — Er hatte ihn bey einem edeln gefühlvollen Weibe gefunden — ſie lud uns alle viere zu ſich ein — Nur bat ſie uns, erſt um Mitternacht zu kommen, eine Vorſicht, die aufs genaueſte von uns befolgt ward.

Einige Tage nachher kamen auch Büzot und Pethion an. — Gott! mit welcher Rührung werde ich mich ewig dieſes edeln Weibes erinnern! — Sie brach es ſich ſelbſt ab, um nur das Vergnügen zu haben, uns eſſen zu ſehen, und in welcher Zeit? — Zu einer Zeit, wo das Pfund Brod mit ſechszehn Sols bezahlt ward.

Einige Wochen hatten wir bey dieſer großmüthigen Freundin zugebracht, als unſer ſchreckliches Schickſal uns abermals aus dieſem Aſyle vertrieb. Welche Trennung! — Welcher Augenblick! — Jeder umarmte den andern, als ſollte es zum Tode gehen. Welcher Abſchied von unſerer edelmüthigen Wirthin, die uns nur gezwungen von ſich ließ. — Alle zerſtreuten ſich — doch blieben Guadet und Salle bey mir.

Es war in der Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten November, der Sturm heulte in den Wäldern, und der Regen floß in Strömen herab. Guadet machte uns Hoffnung von einer Dame aufgenommen zu werden, die ihm große Verbindlichkeiten hatte, und mit deren Familie er ſeit zehn Jahren in Verbindung ſtand. Aber wie ſchrecklich fanden wir uns getäuſcht! Wird man's glauben? Sie hatte die Unmenſchlichkeit, uns nach einer ſolchen Nacht ſogar ein Glas Waſſer zu verweigern. — „Laßt uns gehn!" — rief ich — „Laßt uns gehen, um zu ſterben!"

Wir giengen fort, Guadet trauerte über unſer Schickſal, aber ich hatte in dem Augenblicke meinen Entſchluß gefaßt.

Nach Paris!" — rief ich — „Nach Paris, was es auch koſten mag — Lieber den Tod, als dieſe Ungewißheit!" — Mit dieſen Worten warf ich meinen Kittel ab, ſetzte eine kleine Jakobiner-Perücke auf, die ich in meiner Rocktaſche hatte, theilte meine Aſſignaten mit meinen Freunden, drückte ſie an mein Herz und verließ ſie.

9.

Es war Morgens um acht, ich befand mich an den Thoren von Mont-Pon, wo ich eine Schildwache ſah. Schon wollte ich ihr meinen Paß hinhalten, als ich bemerkte, daß der junge Menſch eingeſchlafen war. Behend ſprang ich über die Flinte hinweg, die er vor ſich hingeſtellt hatte, und gieng langſam die Straße hinab. Bald darauf erwachte er, und rufte mich an; allein ich biegte um die Ecke herum, ohne mich weiter umzuſehen, Wahrſcheinlich hielt er mich für einen Einwohner des Städtchens und bekümmerte ſich alſo nicht weiter um mich.

Eine halbe Lieue weiter zwang mich ein heftiger Schmerz an meinem Knöchel in einer Dorfſchenke auszuruhen. Ich ließ mir ein Frühſtück geben, und benutzte einen günſtigen Augenblick, um meinen Paß, der ſchon mit einer Menge ſehr künſtlich nachgemachter Signaturen beſpickt war, noch ein wenig in Ordnung zu bringen. Alles das war indeſſen nur für die Dorfer hinreichend, in den Städten ſchien die Gefahr immer dieſelbe zu ſeyn.

So ſetzte ich meinen Weg, wiewohl mit unſäglichen Schmerzen an meinem Fuße, bis zu einem Dorfe diesſeits Muſſidan fort. Hier fand ich bey den guten Wirthsleuten alle Pflege, der ich ſo ſehr benöthigt war, ſo daß ſich die Geſchwulſt an dem Knöchel am andern Morgen ziemlich geſetzt zu haben ſchien. Zu gleicher Zeit verſchaffte ich mir einige Nachrichten über die Fußſteige, beſonders in der Nähe von Muſſidan, wodurch es mir denn auch, in der Dämmerung glücklich vorbey zu kommen gelang.

Das nächſte Nachtlager indeſſen wäre mir beynahe gefährlich worden, indem mein Wirth ein wüthender Maratiſte war, und man-

mancherley verdächtige Reden fallen ließ. Doch ſuchte ich ihn in dieſem Stücke wo möglich noch zu übertreffen, und ſpielte meine Rolle mit vieler Entſchloſſenheit durch.

Man denke ſich aber, wie mir zu Muthe ſeyn mußte, als ſein hinterliſtiges Weib den Maire zur Unterſuchung meines Paſſes herbeyrief! Doch der berauſchende Landwein, den ich ihm zutrank, und meine ſansculottiſche Suade halfen mir glücklich aus der Verlegenheit.

10.

Auf dieſe Art wanderte ich demnach guten Muthes weiter, bis ich in die Nähe von Perigneur kam. Hier gelang es mir in der Dämmerung unbemerkt hindurchzukommen, und ſo ſetzte ich meinen Marſch noch eine Lieue weiter bis zu dem Dörfchen les Tavernes fort. Ich finde das Wirthshaus, ich klopfe an den Laden, der Wirth war eben im Begriff zu Bette zu gehen.

„So ſpät!“ — ſagte er, und es mochte freylich ſchon zwiſchen zehn bis eilf Uhr ſeyn. — „Wo iſt Euer Paß?“ — Ich reiche ihm meine Pappiere hin, er ſieht ſie durch und vermißt natürlich die Unterſchrift von der Municipalität in Perigneur. — „Wie?“ — hub er an — „Ihr ſeyd durch Perigneux gereiſt, ohne Euch bey der Municipalität zu melden? — Nicht wahrhaftig! ſo ſollt Ihr morgen den Rückweg antreten, ſo wahr ich ehrlich bin.“

Man kann denken, wie mir zu Muthe war, indeſſen entſchuldigte ich mich ſo gut ich konnte, und ſchützte beſonders meine Krankheit und Unbedeutenheit vor. Alles das ſchien jedoch den harten Wirth nur wenig zu rühren, bis ſich endlich ein biederer gutherziger Kärner meiner mit vieler Wärme annahm. Auf ſeine Fürbitte ward mir endlich erlaubt, herein zu kommen, doch forderte mir die Wirthin ſogleich die Bezahlung für mein elendes

Abendeſſen und noch elenderes Nachtlager ab. Von dem Transporte nach Perigneux ſchien indeſſen nicht mehr die Rede zu ſeyn.

Als ich am andern Morgen erwachte, hörte ich zu meinem großen Verdruſſe, daß mein Schutzengel, der gute Kärner, ſchon vor einer Stunde nach Thiviers abgefahren war. Ich hatte denſelben Weg zu machen, und eilte daher nach Möglichkeit. Aber man denke ſich mein Entſetzen, als ich vor den Thorweg trat, wo der Wirth eben zu Pferde ſtieg, um, wie er ſagte, nach Perigueux zu reiten. — Man denke ſich mein Entſetzen, ich ſage kein Wort davon.

Indeſſen ſchleppte ich mich, ſo gut ich konnte, auf der Straße nach Thiviers fort; bis ich endlich nach einer Stunde meinen guten ehrlichen Kärner traf. Er betrachtete mich mit Aufmerkſamkeit, ſchien mein Unglück zu errathen, und bot mir endlich einen Platz auf ſeinem Karren an.

„Seyd unbeſorgt!“ — ſagte er — „Ich ſehe wohl, daß Ihr kein Spitzbube ſeyd. — Ihr könnt auf meinem Karren bleiben, und wenn wir nach Limoges kommen, wollen wir weiter ſehen!“ — O Gott! — Man muß in ſolchem Elend geweſen ſeyn, um zu fühlen, wie groß dieſe Wohlthat war!

11.

So fuhren wir weiter, und ſo paſſirte ich, unter den Waarenballen verborgen, ungeſehen durch Thiviers. Eben ſo glücklich wußten wir in den Dörfern und Flecken durchzuſchleichen, indem mich mein guter Kärner für einen ſeiner alten Bekannten ausgab. Auch ſah ich in meiner Uniform und mit meinem umwickelten Beine gerade wie ein Freywilliger aus, der aus dem Hoſpitale kam, um mit Urlaub nach Hauſe zu gehen.

Dieſer Ähnlichkeit hatte ich es wahrſcheinlich zu verdanken, wenn ich mich zu Aiſſé, etwa zwey Meilen von Limoges, wo ich ebenfalls unangehalten durchzupaſſiren glaubte, aus einer ſehr großer Verlegenheit zog. Wider alles Vermuthen war nemlich an der Straße eine Hauptwache erbaut, bey der eine Schildwache ſtand.

„Deinen Paß, Bürger!“ — ſagte der kleine, kaum funfzehnjährige Volontair, indem er den Karren zu halten befahl — „Warte Kleiner!“ — erwiederte ich, ohne mich irre machen zu laſſen, und hob mit ſcheinbarer Anſtrengung meinen verwundeten Fuß empor. — „Laß Dich nur einmal von den Räubern in der Vendee ſo krumm und lahm ſchießen wie ich, und dann wirſt Du ſehen, ob Dir Dein halbzerſchmettertes Bein nicht überall ſtatt eines Paſſes dienen wird!“

„Bravo! Bravo!“ — riefen die andern, ohne daß weiter von einem Paſſe die Rede war. — Luſtig fuhren wir nun zum Flecken hinaus, und kamen noch denſelben Abend ohne weitere Abentheuer in Limoges an. Hier verſprach mir mein guter Kärner, mich bey ſich zu behalten, bis ein anderer guter Kerl, der nach Paris fahren ſollte, mit ſeiner Ladung zu Stande ſey.

12.

Drey Tage hatte ich bey dieſem großmüthigen Mann zugebracht, als mein neuer

Fuhrmann endlich fertig geworden war. Nach einem herzlichen, wehmüthigen Abſchiede von meinem unvergeßlichen N — trat ich nun den ein und dreyßigſten November meine Reiſe von neuem an.

Aber wie viel Gefahren! Wie viel mögliche Verrätherehen, da ich nicht weniger, als noch ſieben andere Paſſagiere auf dem Wagen fand! Und dieſe Erzmaratiſten ſollten mich, wie es mein Wohlthäter ausgemacht hatte, bloß für einen fremden Deſerteur anſehn, ſollten mich mit verſtecken helfen, und ſollten nicht den mindeſten Verdacht gegen mich ſchöpfen. Man ſieht es, meine Errettung mußte beynahe durch ein Wunder geſchehn.

Indeſſen ſchien es die erſten Paar Tage über meine Erwartung ziemlich gut zu gehen. So wie wir nemlich bey einem Poſten ankamen, warf man Kleider, Mäntel, Torniſter, Mantelſäcke auf mich, ja im Nothfall legten ſich ſogar noch ein Paar Weiber mit ihren Röcken drüber her u. ſ. w. Auf dieſe Art war ich an mehrern Orten unentdeckt geblieben, endlich kamen wir am fünften December zu Orleans an.

Es war des Vormittags um neun Uhr, die Päſſe werden beſichtigt, niemand bemerkte mich. Schon glaubte ich die Unterſuchung geendigt, plötzlich tritt ein Offizier hinzu und heißt alle herunter ſteigen. — „Warum?“ — fragte die eine Frau — „Ohne Widerrede!“ — erwiederte er trotzig — „Daß kein Einziger oben bleibt!“

Was war zu machen? — Meine Gefährten, meine Beſchützer ſtiegen herunter und der Offizier trieb unaufhörlich geſchwind zu ſeyn — „Jetzt!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Jetzt gilt es einen herzhaften Entſchluß!“ — und haſtig breite ich noch einige Ballen über mich aus, ziehe meine Piſtele hervor, und ſetze ſie an den Mund — „Jetzt laßt ihn kommen!“ — ſagte ich leiſe zu mir ſelbſt, und hielt den Athem an mich.

Endlich — O Mächte des Himmels! — Ich höre ihn auf das Wagenrad ſteigen, ſein Fuß ſtreiſt an meinem Schenkel vorüber, er iſt neben mir, er tritt auf meinen rechten Arm, und ſtört in den obenliegenden Ballen herum — Jetzt dreht er ſich ſeitwärts, wirft ein halbes Dutzend Torniſter auf mich, und ſucht in dem Vordertheile des Wagens nach.

Jetzt — O göttliche Vorſicht! — Du haſt mich gerettet — Jetzt ſteigt er gerade über mich hinweg, und ſpringt fluchend vom Wagen hinab. — Ich hatte in Todesangſt gelegen, ich geſtehe es, ehe ich wieder zu mir kam, waren wir längſt zur Stadt hinaus — Den folgenden Tag Nachmittags um zwey Uhr kamen wir glücklich in der Hauptſtadt an.

Ich hatte meinem ehrlichen Fuhrmanne meine letzten hundert Livres und Aſſignaten gegeben, ich hatte ihm noch obendrein meine goldene Uhr geſchenkt, jetzt werfe ich mich in einen Fiacker, und fahre geradesweges in die Wohnung meiner Lodoiska. — Ich bin auf dem Vorſaale, ich ſtehe an der Thür ihres Zimmers, ich höre ſie ſprechen; einen Augenblick — und wir ſtürzen einander in die Arme — „Gott, welches Wiederſehn! — Es war durch alle meine Leiden nicht zu theuer erkauft.

……

Louvet hielt ſich hierauf mit ſeiner Lodoiska zwey Monate in Paris verborgen, bis ſie ſich endlich abermals ein Aſyl in der Schweiz zu ſuchen gezwungen ſahen! Hier warteten ſie das Ende von Robespierre's Blutregierung ab, und kehrten dann ſicher nach Paris zurück.

II.

Briſſon.

Briſſon hatte ſich im Jahre 1785. auf Befehl der franzöſiſchen Regierung mit wichtigen Aufträgen nach Senegal eingeſchifft. Seine Reiſe war bis jenſeits der kanariſchen Inſeln äußerſt glücklich geweſen; als das Schiff am vierten Auguſt an der afrikaniſchen Küſte plötzlich auf einen Felſen ſtieß. Briſſon hatte die Geiſtesgegenwart, ſich ſogleich mit einigen Offizieren und Matroſen in die Schaluppe zu werſen, und von dieſem Augenblicke fängt ſeine eigene Erzählung an.

……

1.

So waren wir denn die zackichten Felſen der hohen verödeten Küſte hinangeklimmt, und ſahen nichts als eine ſandige, mit Bergen eingeſchloſſene Ebene vor uns. Da wir indeſſen am Ende des Horizontes ein Paar weidende Cameele entdeckten, vermutheten wir nicht ohne Grund, daß die Gegend bewohnt ſeyn müßte, und beſchloſſen demnach herzhaft vorwärts zu gehen.

Wir kommen näher, und plötzlich werden uns einige Kinder gewahr. Kaum haben wir Zeit uns umzuſehen, ſo ſtürzen auf ihr Geſchrey eine Menge Barbaren auf uns zu. Ihr Geheul, ihre Bewegungen, ihre drohenden Waffen, alles kündigte feindliche Geſinnungen an. Noch wollte ich verſuchen, mich ihnen verſtändlich zu machen, aber in dem Augenblicke ſehen wir uns umringt, einige meiner Gefährten werden zu Boden geſchlagen, und wir übrigen entgehen dem Tode nur durch ein Wunderwerk.

Wir warfen uns nämlich in die Arme eines unbewaffneten Arabers, der in der Nähe ſtand, und der, wie wir nachher erfuhren, der Talbé oder Prieſter dieſes Stammes war. Ich rede ihn an, ich beſchwöre ihn uns zu retten, und verſpreche ihm eine reiche Belohnung dafür.

Er ſteht ſtill, betrachtet uns mit großer Aufmerkſamkeit, und fragt mich endlich, wo und wie wir hergekommen ſind. Ich erkläre mich, ich ſpreche von Senegal, und reiche ihm zugleich meine Uhr, meine Schnallen, meine Ringe u. ſ. w. nebſt ungefähr zweyhundert und zwanzig Livres in Gelde hin. Seine Miene ſcheint ſich zu erheitern, er legt ſeine Finger zwiſchen die meinigen, und befiehlt uns endlich mit ihm an die Küſte zu dem Schiffe zu gehn.

Die Araber folgen uns, alles eilt nun, das Verdeck zu plündern, und von allen Seiten ſtürzen neue Haufen herbey. Bald werden ſie mit einander handgemein, bald drohen ſie uns niederzuſchlagen, das Geheul, das Getümmel nahm mit jedem Augenblicke zu. Indeſſen fand der Talbe Mittel ſich endlich mit uns davon zu machen, und ſperrte uns alle zuſammen in eine elende Hütte ein.

2.

Nichts von unſern Empfindungen, die keine Feder zu ſchildern vermag. So waren wir denn vielleicht auf ewig zu der härteſten Sclaverey verdammt! So war ren wir vielleicht auf ewig von unſerm Vaterlande, unſern Freunden getrennt. Gott! Welche Leiden, welche Erfahrungen hatte das Schickſal für uns aufgeſpart!

Drey Tage hatten wir in dieſer elenden Hütte zugebracht, und nichts als etwas verdorbenes Gerſtenmehl zu unſerer Nahrung gehabt, als der Talbe mit der Horde in das Innere des Landes aufzubrechen beſchloß. Unſer Weg führte uns über lauter ſteile Gebirge, brennende Sandebenen u. ſ. w. dennoch zwangen uns die Barbaren immer zu Fuße zu gehen. Welche ſchreckliche Reiſe! Wir brachten vierzehn entſetzliche Tage darauf zu.

Um nun einige von meinen traurigen Abentheuern zu erzählen, ſo kamen wir eines Abends bey einem kleinen Gebüſche, unſerm beſtimmten Nachtlager an. Von der ſchrecklichen Tagereiſe erſchöpft, hatte ich mich hinter das Geſträuch geworfen, als mir ein Araber mit rauhen Worten ſein Cameel abzuladen befahl. Ich antwortete ihm mit Lebhaftigkeit, und er faßte mich bey dem Arme, um mich mit Gewalt zu dem Cameele hinzuziehn.

Doch kaum hatte er dieſe Bewegung gemacht, als ich vor Wuth und Erbitterung außer mich gerieth. Ihm einen Schlag in das Geſicht geben, mich losreißen, eine Lanze ergreifen, war das Werk eines

Augenblicks. Zu meiner größten Verwunderung nahm er indeſſen die Flucht, und ſchien von dieſem Augenblick an mein beſonderer Freund geworden zu ſeyn. So wahr iſt es, daß man durch Unerſchrockenheit ſich immer und überall Achtung erzwingen kann.

Einige Tage darauf nahmen wir das Nachtlager bey einer freundſchaftlichen Horde ein. Ich hatte mich einige Minuten von den Cameelen entfernt, als ich plötzlich einen bewaffneten Araber erblickte, der auf mich abzudrücken im Begriffe war! — „Schieß zu!“ — rief ich gefaßt und kaltblütig, und riß meine Weſte auf. — „Schieß zu! — Ich erwarte Dich!“ —

Dieſe abermalige Unerſchrockenheit ſchien ihn in Erſtaunen zu ſetzen, und er ließ mich ruhig gehn.

Einige zwanzig Lieuen weiter hielten wir bey einer freundſchaftlichen Horde an, deren Oberhaupt unſers Talbe Schwager war. Dieſer behandelte uns mit vieler Menſchlichkeit, ließ uns Kameelmilch u. ſ. w. geben, und ſchien beſonders über meine traurige Lage ſehr gerührt zu ſeyn. Endlich näherte er ſich mir, faßte mich bey der Hand, und ſagte mir leis ins Ohr:

„Armer Chriſt! Mein Bruder iſt ſchon ſeit langer Zeit in meiner Schuld. Willſt Du bey mir bleiben, ſo will ich mich mit ihm vergleichen.“

O hätte ich ahnden können, was mir bevorſtand! — Da ich mich aber auf das vom Talbe erhaltene Verſprechen verließ, nach Senegal oder Marocko gebracht zu werden, lehnte ich den Vorſchlag dieſes großmüthigen Mannes ohne Bedenken ab.

So kamen wir endlich am ſechszehnten Tage nach unſäglichen Mühſeligkeiten mit Aufgang der Sonne in unſerm eigentlichen Lager an. Kaum hatten die Weiber ihre Männer empfangen, ſo fielen ſie mit ihren Kindern wüthend über uns her, und trieben ihr grauſames Spiel mit uns.

Sie warfen uns mit Steinen, ſpieen uns in das Geſicht, zerkratzten uns mit ihren Nägeln, riſſen uns die Haare aus, kurz ſie behandelten uns mit weibiſcher Grauſamkeit. Zuletzt ſtießen ſie uns fort, um die Cameele abzuladen, dürres Gras zum Brennen auszuraufen u. ſ. w. bis endlich der Talbe, den ich zu Hülfe rufte, ihrer Wuth einigen Einhalt zu thun ſchien.

3.

Unter beſchwerlichen Arbeiten und unter tauſend Mißhandlungen waren bereits acht Tage vergangen, ohne daß ich den Talbe zu unſerer Abreiſe nach Senegal die mindeſte Anſtalt machen ſah. Auf mein Befragen entſchuldigte er ſich endlich mit der großen Hitze und ſetzte den erſten

Oktober dazu feſt. Auch dieſer Termin war endlich nach zwey und dreyßig entſetzlichen Tagen heran gekommen, ohne daß der Talbe zur Erfüllung ſeines Verſprechens geneigt zu ſeyn ſchien.

Der Verräther! Ich merkte nur zu gut, daß er mich langſam ſterben laſſen wollte, daß er das Geheimniß von jenen ihm ſo treuherzig überlieferten Koſtbarkeiten mit mir zu begraben entſchloſſen war.

Gleichwohl ward unſere Lage mit jedem Tage entſetzlicher, ſo daß ich einen meiner Unglücksgefährten nach dem andern verlohr. Bald ſahe ich mich nun völlig allein, bald hatte ich keinen Troſt und keine Hoffnung mehr!

So war der Februar 1786. heran gekommen, und ich war endlich aufs äußerſte gebracht. In der Verzweiflung faßte ich daher den Entſchluß, dem niederträchtigen Talbe alle ſeine Koſtbarkeiten wegzunehmen und zu irgend einer andern Horde zu fliehen. Geſagt, gethan, ich erſah einen günſtigen Augenblick, mich ſeines geliebten Käſtchens zu bemächtigen, verbarg es in einem Loche, und beſchloß noch dieſelbe Nacht von dannen zu gehn.

Keine Stunde, als der unruhige Geizhals ſeinen Verluſt bemerkte und ſogleich den Thäter errieth. Athemlos eilte er in meine elende Hütte, und forderte es unter

Bitten und Thränen zurück. — „Ich ſchwöre es Dir bey Mohamed, bey allem was mir heilig iſt, ich bringe Dich ohne Verzug nach Senegal! — Gieb mir das Käſtchen zurück! — Du ſollſt Deine Freyheit auf der Stelle haben! Ich ſchwöre es Dir, verlaß Dich darauf!“

Lange hörte ich ihn gleichgültig an, endlich ließ ich mich erbitten, und gab ihm ſein Käſtchen zurück. — Ach, ich hatte freylich bey kälterem Blute mancherley Überlegungen angeſtellt. — Ich hatte bedacht, daß ich im Grunde nur Elend gegen Elend vertauſchen würde, und ich hielt es demnach für beſſer, mit dieſen feyerlichen Verſicherungen zufrieden zu ſeyn.

Zwey Tage vergiengen, ohne daß der Talbe mich aus den Augen läßt — Am dritten, o ſeegensvoller Zufall, der mir auf einmal meine Freyheit wieder gab! Unvermuthet kam nemlich der Schwager des Talbe mit Sidi Mohamed, einem Sherif des Stammes Trargea an, der während meines erſten Aufenthaltes in Senegal mehrmals bey mir geweſen war. Er ſieht mich, er hört meine Geſchichte, er betrachtet mich näher und kommt endlich auf mich zu.

„Biſt Du Briſſon?“ — Ich bejahe es und voll Erſtaunen wendet er ſich zu den übrigen und ſagt ihnen, daß ich der Intendant, daß ich der Beſitzer von ungeheuren Magazinen bin, für deren Eigenthümer er mich hält.

In dem Augenblicke iſt der gutmüthige Schwager des Talbe (deſſen Antrag ich ehemals ſo unvorſichtig von mir gewieſen hatte) mit ihm bey Seite gegangen, und ehe ich mich vor Freude faſſen kann, bin ich an ihn, den guten Sidi Sellem — ſo hieß er — um fünf Cameele verkauft!

„Morgen brechen wir nach Mogador auf!“ — rief er mir zu — „Ja nach Mogador! — fiel der Talbe ein — Sieh, ob ich ein Mann von Wort geweſen bin.“ — Nach Mogador! — wiederholte ich mit Entzücken, und ein Strom von Freudenthränen ſtürzte auf meinen

Er=

Erretter herab. — Gott, welcher Augenblick! Welche Nacht voll ſeeliger Hoffnungen und himmliſcher Trunkenheit.

4.

Kaum graute der Morgen, ſo wurden die Gebete geſprochen, die Waſchungen verrichtet, die Cameele geladen, die Morgenportionen verzehrt, endlich — o unvergeßlicher Tag! — endlich nehmen wir Abſchied; wir beſteigen die Cameele, wir reiten zu dem Lager hinaus, wir haben es hinter uns — jeder Schritt bringt mich näher nach Mogador.

Die erſten zwey Tagereiſen vergiengen ohne weitere Merkwürdigkeit. Am dritten aber ward meine Standhaftigkeit von neuem auf die Probe geſtellt, indem ich wegen der Ermüdung meines Cameels, durch den brennenden Sand zu Fuße zu gehen gezwungen war. Dennoch ertrug ich es nicht nur dieſen, ſondern ſogar vier ganze Tage zu meiner eigenen Verwunderung. Aber ich ſollte ja mein Vaterland, ich ſollte ja meine Gattin und meine Kinder wiederſehn!

Am ſiebenten Tage unſerer Reiſe indeſſen hätte mich beynahe ein unglücklicher Zufall von neuem in die Sclaverey gebracht. Wir hatten nämlich zu Mittag in einem Thale gefüttert, aus dem der Weg nach meiner Meinung zur rechten

Hand abging. Ich ſteige demnach die Anhöhe hinan, ohne daß mir mein Araber das Gegentheil ſagt, halte mich eine Zeitlang in einem Gebüſche auf, und gehe dann gutes Muthes meine Straße fort.

Aber jetzt — Himmel! wo ſind die Cameele geblieben? — Ich ſehe mich um, ich eile an dem Rand des Hügels zurück — Allmächtiger Gott! — in der ganzen Gegend iſt keine Spur von ihnen zu ſehen.

Außer mir vor Angſt, fange ich nun aus Leibeskräften zu ſchreyen an — „Sidi Sellem! Wo ſeyd Ihr? — Sidi Sellem! Wo ſeyd Ihr?“ — Vergebens, er hört mich nicht. Endlich ſeh ich in der Ferne vier bis fünf Araber kommen, und in der Meinung, daß ſie mich ſuchen wollen, ſtürze ich ihnen haſtig entgegen und auf ſie zu. Aber in dem Augenblick fallen ſie wüthend über mich her, und ſchleppen mich in eine Höhle, um mich zu plündern.

Noch weiß ich nicht, durch welches Wunder es mir gelang, mich von den Barbaren loszureißen, ich weiß nur, daß ich in Haſt den Hügel herunter ſtürzte, und halbtodt bey unſerer Karavane ankam. Sidi Sellem ſchalt mich wacker aus, und verbot mir jemals wieder von ſeiner Seite zu gehen.

5.

So zogen wir denn weiter, über ungeheure Gebirge, durch ſchreckliche Wälder, durch liebliche Thäler, wo jeder Tag reicher an neuen Erfahrungen war. — Endlich nach einer Reiſe von vierzig Tagen kamen wir in der Stadt Guadnum an, wo ich bey einem Juden — der Name des edeln Mannes war Aaron — die großmüthigſte Unterſtützung fand. Er hatte ſich mehr als einmal über den Undank franzöſiſcher Sklaven zu beklagen gehabt, dennoch ſchien ſein Edelmuth unerſchöpflich zu ſeyn.

Eine Woche hatten wir in Guadnum ausgeruht, noch zwölf Tagreiſen und wir waren in Mogador. Mehr als einmal glaubte ich indeſſen, dieſen langerſehnten Hafen nicht erreichen zu können. Mehr als einmal glaubte ich vor Hitze und Erſchöpfung mitten auf dem Wege zu ſterben, aber immer munterte mich Sidi Sellem wieder von neuem auf.

„Friſch, Briſſon! Bald ſind wir am Meere! — Bald wirſt Du die Schiffe ſehn!“ — Endlich ſteigen wir einen Hügel hinauf und im glänzenden Abendrothe ſehe ich die Rhede von Mogador.

Ich eile vorwärts, ich zähle die Schiffe, ich erkenne die franzöſiſche Flagge, und Freudenthränen ſtürzen meine Wangen hinab — „Nun Briſſon — ſagte Sidi Selem — Nun ſo ſprich doch! — Biſt Du zufrieden? — Siehſt Du die Schiffe? — Fehlt es hier an Franzoſen? — Hab' ich mein Wort gehalten? — Hab' ich Dich zu Deinen Landsleuten gebracht?"

Ach, was konnte ich antworten! — Sprachlos drückte ich ihm die Hand und legte ſie an mein Herz. — Der ehrliche Araber verſtand mich, und that Freudenſchuß über Freudenſchuß.

Raſch gieng es nun vollends nach Mogador hinein, wo ich bey meinen Landsleuten alle nur mögliche Unterſtützung fand. Nachdem wir hier eine Woche ausgeruht hatten, ſetzten wir unſere Reiſe —

nach Marocko fort. Hier ward ich dem Kaiſer vorgeſtellt, und nach einigen Unterhandlungen für frey erklärt.

Ich kehrte darauf nach Mogador zurück, belohnte mit Hülfe meiner Landsleute den guten Sidi Sellem, wie er es verdiente, und ſchiffte mich endlich glücklich nach meinem Vaterlande ein.

III.

Anquetil du Perron.

Anquetil du Perron, ein junger franzöſiſcher Gelehrter, hatte, um die alte Perſiſche und Samskretaniſche Sprache zu erlernen, troz ſeiner Armuth, den kühnen Entſchluß gefaßt, nach Oſtindien zu gehen. Er ließ ſich daher als gemeiner Soldat anwerben und trat ſo dieſe lange beſchwerliche Reiſe mit vielem Muthe an. Die Darſtellung ſeiner Abentheuer und ſeiner

Schickſale mag der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

……

1.

Es war den ſiebenten November 1754. als ich mich mit dem Commando von Paris nach l'Orient, wo wir uns einſchiffen ſollten, auf den Weg begab. Zwey Hemden, zwey Schnupftücher, ein Paar Strümpfe, ein mathematiſches Beſteck und eine hebräiſche Bibel machten mein ganzes Gepäcke aus.

So kamen wir endlich nach einer äußerſt beſchwerlichen Reiſe von zehn Tagen in l'Orient an, wo ich mich ſogleich bey dem Directeur der Oſtindiſchen Compagnie, dem ich empfohlen worden war, zu melden beſchloß.

Herr Saint Ard nahm mich mit Verwunderung, aber auch zugleich mit vieler Güte auf. Er ließ mir die Freyheit außerhalb der Caſerne zu wohnen, und ſchien faſt väterlich für mich beſorgt zu ſeyn. Ihm habe ich es auch zum Theil zu verdanken, wenn mein Schickſal bald darauf eine günſtige Wendung nahm. *) Ich wurde nemlich vom Dienſte freygeſprochen, erhielt eine

---

*) Vielen Antheil hatten aber auch die Herren Barthelemy, Caylus, Bignon und Malesherbes durch ihre Empfehlungen bey dem Herrn von Silhouette daran gehabt.

königliche Penſion von fünfhundert Livres, bekam freye Überfahrt in der Cajüte, und ward mit den beſten Empfehlungsbriefen an den Statthalter von Pondichery verſehen.

2.

Es war den vier und zwanzigſten Februar 1755, als ich mich endlich an Bord des großen Compagnieſchiffes begab. Ich kannte niemanden, als den Capitain, Herrn Boisqvesnay, und auch dieſen hatte ich nur ein einziges mal geſehen. Indeſſen ward ich von ſämmtlichen Offizieren mit vieler Güte empfangen, und hatte alle Urſache mit ihrem Betragen zufrieden zu ſeyn.

Die erſten vierzehn Tage litt ich viel von der Seekrankheit, und brachte faſt die ganze Zeit im Bette zu. Allmählich aber fieng ich an mich beſſer zu befinden, und ehe vier Wochen vergiengen, war ich völlig an das Seeleben gewöhnt.

Als aber bald darauf eine Art von hitzigem Fieber auf dem Schiffe ausbrach, wodurch wir den Capitain, und noch an hundert Mann von der Equipage verlohren; bekam ich eine ſogenannte falſche Pleureſie, die mich abermals mehrere Wochen im Bette hielt.

Endlich ward ich jedoch durch die Sorgfalt unſers Arztes wieder hergeſtellt, und befand mich von nun bis zu unſerer Ankunſt in Pondichery ſo wohl als es nur auf einem Oſtindienfahrer möglich iſt.

Nach einem kurzen Aufenthalte in dieſem Hafen, ſo wie in dem von St. Paul auf der Inſel Bourbon, wo wir Erfriſchungen einnahmen, und wo ich mehrere intereſſante Bekanntſchaften machte, ſetzten wir unſere Reiſe ohne weitere Zufälle bis nach Pondichery fort. Hier giengen wir endlich den neunten Auguſt 1755. glücklich vor Anker, worauf ich mich ſchon den eilften Auguſt ans Land begab.

3.

Es war des Morgens um zehn Uhr, ich eilte ſogleich in den Pallaſt des Statt-

hal-

halters des Herrn von Leyrit, an den ich empfohlen war. Ich fand den Vorſaal mit einer Menge prächtig gekleideter Offiziere angefüllt, unter denen ich einen langen, hagern Mann in einem weißen Schlafrocke, mit einer zwölf Zoll hohen weißen Mütze, gleich einer Statue hervorragen ſah. Es war der Statthalter, und ſo drängte ich mich durch den Haufen hindurch, machte eine Verbeugung, und übergab ihm meinen Empfehlungsbrief.

Er las ihn — „Wir wollen ſehen!" — gab er zur Antwort, ohne mich jedoch eines Blickes zu würdigen. Ich wollte jetzt etwas über den Endzweck meiner Reiſe ſagen, allein ohne mich anzuhören, ſteckte er den Brief in die Taſche, ließ mich ſtehen und fuhr fort mit zwey Räthen auf und ab zu ſpazieren, mit denen er eben im Geſpräch begriffen war.

„Welcher Empfang!“ — dachte ich bey mir ſelbſt, und zog mich traurig in einen Winkel zurück. Zwar war ich noch mit einigen andern Empfehlungsbriefen verſehen, leider befanden ſich aber dieſe Herren nicht in Pondichery. Endlich fragte ich nach dem Commandanten Herrn Goupil, und hörte zu meinem großen Vergnügen, daß er noch in Pondichery ſtand.

Ich eilte ihn aufzuſuchen, und fand die edelſte Aufnahme bey ihm. Er räumte mir ein Zimmer in ſeinem Hauſe ein, verſahe mich mit Kleidern, Wäſche u. ſ. w. kurz er ſorgte wie ein zweyter Vater für mich.

Indeſſen verſtrichen mehrere Wochen, ohne daß der Statthalter etwas wegen meines Schickſals entſchied. Man hatte mir Hoffnung gemacht, einen beträchtlichen Zuſchuß aus der Caſſe der Compagnie zu erhalten, allein der Statthalter ſchien nicht geneigt dazu.

Nur auf wiederholte Vorſtellungen ließ er ſich endlich bewegen, mir noch vierzehnhundert Livres auszuſetzen, ſo daß ſich alſo meine jährliche Penſion auf neunzehnhundert Livres belief. Wahrſcheinlich hatte er mich erſt beobachten wollen, denn von nun an ſchien er mir ſehr gewogen zu ſeyn.

4.

Sieben Monate war ich nunmehr in Pondichery geweſen und hatte bereits einen kleinen Anfang in der alten perſiſchen Sprache gemacht, als ich endlich mit Herrn Goupil, der ein Truppencorps commandirte, nach Gengy zu gehen beſchloß. Allein ein bösartiges Fieber nöthigte mich bald darauf nach Pondichery zurückzukehren, wo ich nur mit vieler Mühe gerettet ward.

Endlich hielt ich es für das Beſte, dieſe Küſte völlig zu verlaſſen und nach Bengalen zu gehen. So wenig nun auch Herr Leyrit und meine übrigen Freunde dieſe Reiſe zu billigen ſchienen, gaben ſie mir dennoch die beſten Empfehlungsbriefe mit.

Es war demnach den erſten April 1756. als ich mich an Bord eines nach der Mündung des Ganges beſtimmten Schiffes begab, und den zwanzigſten April, als ich zu Schandernagor ans Land ſtieg. Trotz meines Fiebers, das mich noch immer nicht ganz verlaſſen hatte, eilte ich nun ſogleich zu dem Direktor der Compagnie, an den ich empfohlen war.

Allein zu meinem großen Verdruſſe ſchien er nur wenig auf dieſe Briefe zu achten, und behandelte mich mit der Unßerſten Gleichgültigkeit. Ohne den Edelmuth zweyer Jeſuiten Boudin und Mozac, die ich in ihrem Kloſter aufgeſucht hatte, würde ich gewiß ſehr übel daran geweſen ſeyn.

Ihrer Vermittelung hatte ich es auch zu verdanken, daß endlich der Direktor etwas gefälliger wurde, und mir einen Gehalt wie zu Pondichery auszuzahlen verſprach.

Eifrig fuhr ich nun fort mich mit der alten perſiſchen Sprache zu beſchäftigen, wozu in Schandernagor ſehr gute Gelegenheit war. Ich lief dabey in den Pagoden herum, beſuchte die Handwerksleute, unterſuchte ihre Werkzeuge, und machte mich mit den Benennungen derſelben bekannt. Zu gleicher Zeit fieng ich auch an, mich blos auf vegetabiliſche Speiſen einzuſchränken, was ſowohl für meinen Beutel, als für meine Geſundheit gleich vortheilhaſt war.

Einige Monate darauf hörte ich von einem kleinen Orte bey Benares ſprechen, wo es eine Menge geſchickter Braminen gab. Nichts ſchien mir wünſchenswerther als bey dieſen das Samskretaniſche lernen zu können, und ſo machte ich ſogleich den Plan über Caſſimbazar dahin zu gehen.

Schon hatte ich deshalb an den Direktor zu Caſſimbazar geſchrieben, als ich ein neues Fieber bekam. Wiewohl ich nun ſchon drey Wochen darauf wieder hergeſtellt wurde, ſahe ich mich doch beynahe völlig von Gelde entblößt.

In dieſer Verlegenheit, die durch die damaligen kriegeriſchen Umſtände *) täglich drückender wurde, erhielt ich endlich einen Brief aus Surate, der mir Leben und Hoffnung wieder gab. Er war von Herrn le Verrier, Direktor des franzöſiſchen Comtoirs zu Surate, dem ich ebenfalls aufs Beſte empfohlen worden war.

---

*) Die Engländer waren nemlich bereits gegen die franzöſiſchen Beſitzungen im Anmarſch.

Ich hatte ihm einige Neuperſiſchen Zeilen mit indiſchen Charaktern geſchickt, er hatte ſie einigen Perſiſchen Prieſtern gezeigt, und ſie hatten ſie für richtig erklärt.

Bald darauf hatten ſie ihm ihre alten religiöſen Schriften gewieſen, und ihm die Verſicherung gegeben, ich würde ihnen als Schüler willkommen ſeyn. Es war den ſiebenten März 1757. wo ich dieſe angenehme Nachricht erhielt.

„Wohlan denn!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Jetzt laßt uns unverzüglich nach Surate gehen!“ — Zwar wurde Schandernagor bereits von den Engländern bedroht, zwar konnte ich jeden Augenblick gefangen und nach Europa zurückgeſchickt werben — ich wußte es, aber mein Entſchluß war gefaßt.

Ohne mich weiter zu bedenken, machte ich mich auf den Weg, und kam auch wirklich am zwölften März Abends um ſechs Uhr glücklich in Caſſimbazar, oder wie es eigentlich heißen ſollte, in Sebabad an.

Herr Law, der Direkteur, nahm mich mit vieler Freundſchaft auf, und ſchlug mir vor, in ſeinem Gefolge mit zur Armee zu gehen. Leider mußte ich aber bald erfahren, daß ein großer Theil der Offiziere gegen mich eingenommen war. Ich entſchloß mich alſo kurz das Lager zu verlaſſen, wiewohl ich nicht über eine Rupie in Golde beſaß.

5.

Es war den erſten May 1757. als ich mich in Begleitung eines einzigen indiſchen Bedienten auf den Weg nach Surate begab. Ich hatte ein groſſes Piſtol, zwey kleine Puffer und einen Säbel bey mir, der zugleich einen Stock abgab, während mein Bedienter ein kleines Päckchen mit einer hebräiſchen Bibel, einem Perſiſchen Manuſcripte, zwey Hemden, und einem ſilbernen Becher trug.

So ausgerüſtet ſollte ich zu Lande über Pondichery nach Surate gehen, eine Rei ſe, die durch dieſe Gegenden bis jetzt noch unerhört geweſen war!

Dennoch war ich auf alles, und ſelbſt auf das Schlimmſte gefaßt. „Wie es auch kommen mag!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Ich habe wenigſtens mein Möglichſtes gethan!“ — So wanderten wir den erſten Tag ohne weitere Abentheuer fort. Als wir aber nach Radjemahal kamen, hatte die Geſchwulſt an meinen Füßen ſo ſehr zugenommen, daß ich mir ein kleines Pferd zu kaufen beſchloß. Es gelang mir eines für achtzehn Livres zu erhalten, und ſo reiſten wir denn etwas erleichtert von Radjemahal wieder ab.

Schon glaubten wir uns Nachmittags in der Nähe von Aurengabad als unſerm nächſten Nachtlager zu befinden, als ich zu meinem großen Schrecken bemerkte, daß es gar nicht die rechte Straße war. Bald fieng es nun an dunkel zu werden, wozu noch ein heftiger Wirbelwind kam.

Man denke ſich unſere Verlegenheit! Sollten wir die Nacht mitten unter den Tiegern auf dem Felde zubringen? Oder ſollten wir wieder umkehren?

Nach langem Hin- und Herſinnen hielt ich es doch fürs Beſte, unſern Weg fortzuſetzen und ſo kamen wir endlich nach Mitternacht zu meiner großen Freude in Aurengabad an.

Da indeſſen ſchon alles im Schlafe lag, und alle Häuſer geſchloſſen waren, ſo mußten wir den übrigen Theil der Nacht ohne Feuer und beynahe ohne Obdach, in einem alten verfallenen Caravanſeray zubringen.

Den andern Morgen ſetzte ich meine Reiſe nach Morutabad fort, wo ich einige Tage auszuruhen beſchloß, und bey einem Landsmann, Herrn Changeac die freundſchaftlichſte Aufnahme fand.

Ich verkaufte hier meinen Becher u. ſ. w. und ſchaffte mir einen Bogen mit Pfeilen, einen Dolch, ein indiſches Schild, und einen dergleichen Säbel, ſo wie noch ein kleines Bengaliſches Pferdchen dafür an. Auch nahm ich noch einen Boten nebſt zwei indiſchen Soldaten zur Bedeckung mit, und trat auf dieſe Art nach einem Aufenthalte von neun Tagen, meine gefährliche Reiſe von neuem an.

Meine ganze Equipage beſtand nunmehr aus einem Überrocke von geſtepptem Cattun, zwey Camiſolen von Tuch, einem Paar leinenen Pantalons, einem Paar tartariſchen Stiefeln und einem runden Hute. Hierzu kamen noch eine Flaſche, einige Bogen Papier, ein Bleyſtift und ein tragbares Schreibezeug. Alles zuſammen ward in einen Sack geſteckt, den ich an meinen Sattelknopf hieng.

6.

So hatte ich mich denn mit meinen Begleitern voller Herzhaftigkeit den funfzehnten May auf den Weg gemacht, ohne daß uns in den erſten vier Tagen irgend ein merkwürdiges Abentheuer aufſtieß.

Den zwanzigſten May Mittags werden wir von einem indiſchen Poſten angehalten, paſſirten aber vermöge einiger Pecas oder indiſchen Sous, ohne Schwierigkeit. Mehr Mühe hatten wir einige Tage darauf bey einem zweyten Poſten, wo es beynahe zu Thätlichkeiten kam.

Zum Unglück erfuhr ich hier, daß der Direktor des franzöſiſchen Comtoirs in Balaſſore, wohin mein Paß lautete, von den Eng-

Engländern nach Calcutta geſchleppt worden war, weshalb ich lieber nach Katek zu gehen beſchloß.

Unterdeſſen merkte ich bald, daß meine Leute den Plan gemacht hatten, fortzulaufen, weshalb ich ſie niemals aus den Augen ließ, auch jeden Abend ihre Hüte zu mir nahm und unter meinem Schilde verbarg. Allein demohngeachtet wußten ſie am ſechs und zwanzigſten des Morgens, wo ich mich wegen eines Bedürfniſſes entfernt hatte, einen günſtigen Augenblick zu erſehen, und machten ſich plötzlich davon.

Man denke ſich meinen Schreck und meine Verlegenheit! Indeſſen was war hierbey zu thun? Ich eilte, mein Pferd zu ſatteln und ſetzte ihnen einige Stunden, wiewohl vergebens nach. Endlich fiel mir ein, daß der Streit mit dem Befehlshaber des letzten Poſtens vielleicht ſchlimme Folgen für mich haben könnte. Ich hielt es demnach für's Beſte umzukehren, und ſchlug meinen Weg nach Südweſt ein.

Als ich eine Weile fortgeritten war, kam ich bey einem kleinen indiſchen Dorfe an, wo ich einen Mahomedaniſchen Fakir fand. Ich verſprach ihm eine Rupie, um mich nach Pipli zu bringen, wozu er ſich auch endlich bewegen ließ. Unterweges hatte er die Klugheit, mich für einen franzöſiſchen Capitain auszugeben, was mir bey den nichts weniger als engliſchgeſinnten Seyeds ſehr zu ſtatten kam.

Zu Pipli ward ich auch Kraft dieſer Eigenſchaft von dem Cotual oder Oberrichter, mit vieler Freundſchaft aufgenommen, ſo daß er mir ſogar einen ſeiner Bedienten zur Begleitung mit nach Balaſſore gab, wohin er mir jetzt zu gehen rieth.

Den erſten Tag ſtieß mir weiter kein Abentheuer zu, den zweyten aber, ward ich jenſeits des Fluſſes Balaſſore von einem indiſchen Piquet angehalten, das bey einem kleinen Gebüſche poſtirt war. Ohne meine Verlegenheit zu verrathen verlangte ich in einem hohen Tone zu dem Rajah geführt zu werden, deſſen Lager ſich in der Nähe befand. Es geſchah und ſo ward ich bald darauf vor ihn gebracht.

Es war ein kleiner, dicker, friedlicher Mann, der den Franzoſen ſehr gewogen zu ſeyn ſchien. Er befahl mir einen Teppich zu geben, reichte mir etwas Betel hin, und fragte endlich, was die Urſache meiner Reiſe ſey. Ich nahm hierauf keinen Anſtand mich für einen Agenten des Herrn Law auszugeben, und zeigte ihm deshalb meinen Paß von Schandernagor vor, wiewohl freylich kein Wort von einer Agentſchaft darin zu finden war.

„Wie geht das zu?“ — fragte mich ſein Secretair. — „Es iſt der Engländer wegen geſchehen!“ — gab ich zur Antwort, und der Rajah begnügte ſich damit. Eben ſo, als er den Paß des Nabob verlangte, und ich ihm von einem alten zerriſſenen nur das Siegel ſehen ließ. — Ich merkte wohl, daß er mit den bloßen Formalitäten zufrieden war.

Er befahl hierauf, mich mit den nöthigen Päſſen zur Fortſetzung meiner Reiſe zu verſehen, und gab mir überdem noch verſchiedene Empfehlungsbriefe an ſeine Nachbarn oder Befehlshaber mit.

7.

Es war den dreyßigſten May, als ich Balaſſore in einem, der Würde eines Geſandten allerdings ſehr angemeſſenen Aufzuge verließ. Ich hatte nicht nur eine beſondere Bedeckung von einem Soldaten und zwey Alkaras oder Gerichtsbedienten, ſondern auch noch einen Stallmeiſter, einen Bedienten und einen Koch bey mir.

Schon am andern Morgen indeſſen fanden der Koch und der Stallmeiſter für gut mich zu verlaſſen, und eben ſo blieb auch der eine Alkara, Krankheitshalber in einem Flecken zurück.

Dafür bekam ich hingegen ſchon am zweyten Tage eine Reiſegeſellſchaft, die mir ungleich nützlicher und erfreulicher war. Es geſellten ſich nemlich neunzehn ſipoyiſche Talengas oder Soldaten zu mir, unter denen ſich auch ein ſchönes junges Weib befand.

Ich weiß nicht, ob mich meine Eitelkeit täuſchte, oder ob mich die Schöne würklich nach ihrem Geſchmack fand, genug, ſie betrachtete mich öfters mit vieler Zärtlichkeit, und bot ſich ſogar zu meiner Gehülfin beym Kochen u. ſ. w. an.

Leider war ich aber zu ſehr mit meiner Reiſe beſchäftigt, um dieſe günſtigen Geſinnungen benutzen zu können, weshalb ich auch endlich meinen Akkara ohne Eiferſucht meine Stelle einnehmen ſah.

So kam der Abend heran, unvermuthet ſtießen wir auf einen Haufen Fakirs * oder indiſche Pilgrime, die bekanntlich ihrer Räubereyen wegen ſehr berüchtigt ſind. Trotzig riefen ſie uns ſchon von weitem zu ſtill zu ſtehen, und ſchickten drey bewaffnete Männer gegen uns ab.

„Wo ſeyd Ihr her?“ — „Wo wollt Ihr hin?“ — Sogleich zog mein Alkara den Paß des Rajah hervor, wobey er aber ſehr klüglich kein Wort von meiner angeblichen Geſandtſchaft fallen ließ.

Sie ſchienen den Paß mit vieler Aufmerkſamkeit zu leſen, küßten das Siegel, und gaben mir ihn freundlich zurück. Auf dieſe Art konnte ich ungehindert durch ihren beynahe ſechstauſend Mann ſtarken Haufen paſſiren, ohne daß mir das Mindeſte von meinen Sachen genommen ward.

Nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe von fünf Tagen kam ich endlich den ſiebenten Junius Nachmittags um zwey Uhr in Ganjam an. Ich eile in das franzöſiſche Comtoir, deſſen Exiſtenz ich erſt an den Thoren der Stadt erfuhr, und finde einen Freund, Herrn Achem, mit dem ich ſchon in Pondichery bekannt geworden war.

Kaum konnte er mich wieder erkennen, ſo ſehr war ich von der Sonne verbrannt. Indeſſen ließ er mir eine Mahlzeit zubereiten, und räumte mir ein Zimmer ein, wo ich ſieben und zwanzig Stunden nach einander ſchlief. Es war die erſte ruhige Nacht, die ich ſeit ſechzig Tagen gehabt hatte, auch fand ich mich außerordentlich dadurch geſtärkt.

Nachdem ich hier ungefähr acht Tage ausgeruht hatte, brach ich endlich den funfzehnten Junius wieder nach Pondichery auf. Der gute Herr Achem hatte mich mit Geld und einigen Kleidungsſtücken verſehen, auch gab er mir einen neuen Alkara und zwey Sipayen mit.

8.

So ſetzte ich denn meine Reiſe ohne beſondere Abentheuer bis nach Schickalal fort; wo ich den jungen Herrn Law, den Bruder des Commandanten von Caſſimbazar, und mehrere andere Franzoſen fand.

Sie waren im Begriff noch denſelben Abend zu unſerm Lager abzugehen, das ohngefähr eine Tagereiſe entfernt war. Indeſſen empfiengen ſie mich mit vieler Herzlichkeit, gaben mir Wäſche u. ſ. w. und theilten mir unter andern auch die Nachricht von der Ankunft meines Bruders in Pondichery mit.

Nachdem ich einige Stunden ausgeruht hatte, brachen wir alle zuſammen nach dem Lager auf. Der Weg war ziemlich gefährlich, dennoch kamen wir nach Mitternacht glücklich daſelbſt an. Herr Buſſy, der General unſerer Truppen hatte indeſſen bereits Ordre gegeben ihm den angeblichen Geſandten mit Anbruch des Tages vorzuſtellen, und ſo ward ich denn um fünf Uhr Morgens in ſein Zelt geführt.

Ich geſteh' es, ich litt nicht wenig dabey, ihm meine Verlegenheit entdecken zu müſſen, indeſſen nahm er meine Erklärung mit vieler Güte auf, und verſprach mir zu der Fortſetzung meiner Reiſe behülflich zu ſeyn. Es wurde darauf beſchloſſen, daß ich mit dem jüngern Herrn Law nach Mazulipatam reiſen ſollte, und ſo machten wir uns denn den vier und zwanzigſten Junius mit einander auf den Weg.

Unſere Reiſe war ohne Merkwürdigkeiten, wir kamen am neunten Tage oder den zweyten Julius in Mazulipatam an. Ich bekam hier auf Herrn Buſſys Empfehlungen meinen rückſtändigen Gehalt von dreyhundert Rupien ausgezahlt, kaufte mir einen Palanquin u. ſ. w. und ſetzte endlich den achtzehnten Julius meine Reiſe nach Pondichery fort.

Je mehr ich mich dem erſten Ziele meiner beſchwerlichen Wanderſchaft näherte, deſto brennender ward auch meine Begierde bald in Surate zu ſeyn. — „Ja in Surate!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „In Surate, wo ich die Früchte aller meiner Beſchwerden erndten werde!“

So kam ich nach einer ziemlich beſchwerlichen Reiſe von ſieben Tagen, bey Irempali an, wo ein franzöſiſches Corps unter dem Befehl des Ritters von Mury ſtand. Er nahm mich ſehr gütig auf, ſtellte mich dem Nabob vor, und würkte mir eine Bedeckung von ſechs Soldaten aus. Ich reiſte nun mehrere Tage durch dicke Waldungen u. ſ. w. bis ich endlich die Küſte Coromandel erreichte und in das holländiſche Fort Paliacete kam.

Hier fand ich Wohlwollen und Unterſtützung, hörte aber auch zu meinem groſſen Verdruſſe, daß der Weg zu Lande ohne einen Paß von dem Commandanten in Madras unmöglich ſey. Ich entſchloß mich demnach kurz und gut, nach Pondichery vollends zu Waſſer zu gehen, wozu mir auch der holländiſche Gouverneur ein kleines indiſches Fahrzeug, eine ſogenannte Schelinque ausrüſten ließ.

Es war den erſten Auguſt, Abends um ſechs Uhr, als ich mich mit meinem Palanquin an Bord des kleinen Fahrzeuges begab. Die erſten zwey Tage litt ich viel von der Seekrankheit, weswegen meine Ruderer ziemlich ſchläfrig arbeiteten. Am dritten Morgen aber, wo ich mich beynahe im Angeſicht von Madras befand, zwang ich ſie, mit der Piſtole in der Hand, ſo thätig als möglich zu ſeyn.

So ruderten wir höchſtens zwey Büchſenſchüſſe vom Lande vorbey, ohne daß uns jemand gewahr zu werden ſchien. Aber kaum hatten wir die mit Schiffen bedeckte Rhede hinter uns, als ein Kanonenſchuß geſchah, und eine Menge leichter Fahrzeuge ſich in Bewegung zu ſetzen ſchien. Man denke ſich meine Verlegenheit, indeſſen kamen wir glücklich davon.

Zwey Meilen weiter, wo ich nichts mehr von den Engländern zu befürchten hatte, entſchloß ich mich endlich an das Land zu ſteigen, zumal da das Meer ſehr unruhig und meine Schelinqve an mehrern Stellen leck geworden war. Ich zwang daher meine Ruderer auf den Sand zu laufen, den Palankin ans Land zu tragen, und vor mir herzugehen.

Wir paſſirten durch mehrere Dörfer, wo man uns vor den Engländern warnen zu müſſen glaubte, kamen aber doch endlich glücklich in Sadras an. Hier entließ ich meine Palankinträger, nahm einige andere Begleiter, ſchrieb an Herrn von Leyrit und meinen Bruder in Pondichery, und brach endlich den zehnten Auguſt um vier Uhr Morgens nach Kurekatti auf.

Die Begierde nach Pondichery zu kommen, gab mir Flügel, ſchon um ein Uhr Mittags ſtieg ich vor dem Hauſe des Herrn Geupil ab, der mit ſeiner Familie und meinem Bruder eben bey Tiſche ſaß. Welch ein Wiederſehn! Ich hatte eine Reiſe von mehr als vierhundert franzöſiſchen Meilen durch faſt unwegſame Länder *) zurückgelegt; man ſahe meine Erhaltung für eine Art von Wunderwerk an.

Alles mußte ſich nun nach meinen Wünſchen fügen, ſo ungünſtig mir auch die jetzige Lage der Dinge anfangs zu ſeyn ſchien. Ich bekam eine Anweiſung auf die Caſſe der Compagnie und mein Bruder wurde zum zweyten Vorſteher des Comtoirs von Surate ernannt.

Wir ſchifften uns hierauf am 27. Okto-

---

*) An drittehalbhundert teutſche.

ber 1757. nach Mahé ein, langten daſelbſt den 17. November an, fanden aber erſt im Februar des folgenden Jahres Gelegenheit über Goa nach Surate zu gehen.

Nach vieler Mühe und mancherley Verdrüßlichkeiten gelang es hier unſerm Reiſenden nicht nur die ihm nöthigen Sprachen zu erlernen, ſondern auch die wichtigſten Religionsbücher der Parſen zu erhalten. Er fuhr fort ſich mit dieſen Studien bis zum Jahre 1761. zu beſchäftigen, wo er endlich wieder nach Europa gieng.

Bekanntlich hat er ſich nachher durch die Herausgabe ſeiner Überſetzung des Zendaveſte und mehrere andere Werke bekannt gemacht, die zum Theil erſt vor wenig Jahren in Paris erſchienen ſind, wo der Verfaſſer noch als Mitglied des National-Inſtituts lebt.

IV.

Hynes

und ſeine

Unglücksgefährten.

Capitain Coxon war im Junius 1783. von Trinkomale abgeſegelt, und mochte ſich ohngefähr unter dem 29ſten Grade Südlicher Breite, an der Küſte von Afrika befinden; als das Schiff auf eine blinde Klippe ſtieß, und wenig Minuten nachher von einander borſt. Capitain Coxon hatte indeſſen das Glück ſich mit einem Theile der Mannſchaft an das Ufer zu retten, und hiermit hebt die Erzählung ihrer eigentlichen Abentheuer an.

1.

Es war den vierten Auguſt Abends um neun Uhr, als ſie ſich endlich nach einem langen ſchrecklichen Todeskampfe alle beyſammen am Ufer ſahn. Die Eingebohrnen, die ſie ſogleich für Caffern erkannten, hatten ſich begnügt, die angeſchwommene Ladung zu plündern, und ſich zu ihrer großen Freude, ohne ihnen weitern Schaden zuzufügen, mit Einbruch der Nacht vom Ufer entfernt.

Sie benutzten ihre zurückgelaſſenen Kohlen, um mit den angeſchwommenen Maſten u. ſ. w. ein großes Feuer anzuzünden, und richteten ſich von einigen Schweinen, Gänſen und Hünern, die das Meer an den Strand geworfen hatte, eine Abendmahlzeit zu. Übrigens gelang es ihnen, auch noch dieſen Abend ein Faß Rindfleiſch, ein Faß Waizenmehl, und zwey Oxthofte Arrack aufzufiſchen, wovon jeder ſeinen beſtimmten Antheil erhielt.

So war die Nacht vergangen, als ſie mit Tagesanbruch einen ganzen Haufen von Caffern an das Ufer kommen ſahen. Schon fiengen ſie an auf ihre Vertheidigung zu denken, allein auch dieſesmal ſchienen die Wilden bloß aufs Plündern be dacht zu ſeyn. Die Engländer benutzten indeſſen die Gelegenheit, noch einige Fäſſer mit Fleiſch und Waizenmehl aufzufiſchen und beſchloſſen nun am folgenden Tage tiefer ins Land zu gehn.

Zu dieſem Ende rief Capitain Coxon die ganze Geſellſchaft zuſammen, vertheilte den Mundvorrath zu gleichen Theilen, fragte, ob man ihn auch zu Lande als Capitain erkennen wollte, und erhielt ein einſtimmiges Ja zur Antwort darauf. Er verſicherte demnach, daß er in Zeit von funfzehn bis ſechszehn Tagen, bey einer holländiſchen Niederlaſſung anzukommen dächte, empfahl indeſſen den Leuten mit ihren Proviſionen ſparſam umzugehen, und trat endlich an der Spitze des ganzen Haufens dieſe abentheuerliche Reiſe an.

Acht Tage mochten ſie ungefähr unter häufigen Kämpfen mit den räuberiſchen Caffern und großen Mühſeligkeiten fortgewandert ſeyn, als ſich die Geſellſchaft plötzlich zu theilen beſchloß.

Als Urſache hiervon gab der unzufriedene Theil die Langſamkeit des Marſches an, die freylich bey der Schwäche der drey oder vier Frauenzimmer, die ſich bey der Geſellſchaft befanden, unvermeidlich war.

Die Trennung dauerte indeſſen nicht länger als den andern Tag, wo die vorangegangene Parthey, als ſie am Ufer eines breiten Stromes die Ebbe abwarten mußte, von den übrigen wieder eingeholt ward, und ſich wieder mit ihnen zu vereinigen beſchloß.

So waren ſie zwey Tage bey einander geblieben, und hatten ihren Hunger nur ſpärlich mit Muſcheln geſtillt, als endlich einem Theile der Mannſchaft eine abermalige Trennung unumgänglich nöthig ſchien. Es machten ſich alſo ihrer vier und vierzig, worunter ein achtjähriger Knabe, von dem zweyten Steuermann Schaw geführt, noch einmal voraus, um ihre zurückgebliebenen Freunde — deren Schickſal auch völlig unbekannt geblieben iſt — niemals wieder zu ſehen. Die Geſchichte von Hynes und ſeiner Gefährten Abentheuer macht nun den Gegenſtand folgender Erzählung aus.

2.

Es war den ſiebenzehnten Auguſt 1782. — ſagt er in ſeinem aus dem Gedächtniſſe niedergeſchriebenen Tagebuche — als wir uns ohngefähr unſerer vier und vierzig an der Zahl um zehn Uhr Morgens von den übrigen trennten, um ſchneller vorwärts zu gehen.

Wir marſchirten den ganzen Tag, bis es völlig finſter geworden war, und machten hierauf bey einem ſehr bequemen Holz- und Waſſerplatze unſern gewöhnlichen Halt, d. i. wir zündeten ein großes Feuer an, verzehrten einige Muſcheln, die wir uns aufgeſpart hatten, tranken etwas Waſſer dazu, und legten uns endlich zur Ruhe nieder, während einer nach dem andern die Wache hielt.

18ter Auguſt. Starker Marſch faſt zehn Stunden weit; gefährliches Nachtlager in einem Walde, der voller Tieger war.

19ter Auguſt. Unſer Mittagsmahl beſtand in etwas wildem Sauerampfer, und einigen Vogelbeeren. Nachmittags kamen wir (ſie giengen nemlich am Strande hin) an eine Felſenſpitze, wo wir wieder einige Muſcheln fanden. Abends langten wir an dem Ufer eines großen Fluſſes an, wo die

Geſellſchaft das Nachtlager zu nehmen beſchloß.

20ſter Auguſt. Da der Fluß ſehr breit und tief befunden wurde, einige von der Geſellſchaft aber nicht ſchwimmen konnten, ſo faßten wir den Entſchluß, den Krümmungen deſſelben nachzugehen, bis ſich etwa eine ſeichte Stelle finden ließ.

Wir paſſirten auf dieſem Wege durch mehrere Kraals, ohne daß man uns etwas Fleiſch ablaſſen wollte, fanden aber den Strom faſt eben ſo tief, als unterwärts.

Endlich fiel uns ein, ein kleines Floß von einigen Baumzweigen zuſammen zu binden, wir ſetzten die drey von unſern Cameraden, die nicht ſchwimmen konnten, darauf, und leiteten es ſo vor uns hin. Alles gieng gut von Statten, wiewohl der Strom wohl eine halbe Stunde breit zu ſeyn ſchien.

21ſter Auguſt. Da wir im Innern des Landes noch weniger Nahrungsmittel fanden, ſo beſchloſſen wir wieder den Strom hinab und an den Strand zu gehen. Zum Glück war aber die Fluth im Fallen, wir fanden alſo eine Menge Schaalthiere, die uns ſehr zu ſtatten kamen. So marſchirten wir den

22ſten, 23ſten und 24ſten Auguſt ohne weitere Abentheuer immer am Strande fort.

Am 25ſten indeſſen, wo wir es unmöglich fanden, die hohen ſteilen Felſen an

der

der Küſte zu erſteigen, ſahen wir uns gezwungen, wieder landeinwärts zu gehn. Wir mußten hierauf einen dicken Wald paſſiren, der beynahe undurchdringlich war. Erſt ſpät in der Nacht kamen wir alſo am andern Ende deſſelben am Ufer eines Fluſſes an, wo man bis zum folgenden Morgen zu bleiben beſchloß.

26ſter Auguſt. Eine eben ſo beſchwerliche Tagereiſe, zum Theil durch einen andern Wald, bis wir endlich mit Einbruch der Nacht wieder die Küſte erreichten. Wir fanden einige Muſcheln, von einer Quelle hingegen war keine Spur zu ſehn.

27ſter. Immer an der Küſte fort. Vormittags fanden wir einen todten Finnfiſch, der wahrſcheinlich bey einer Springfluth ſo hoch aufs Land geworfen worden war. Da wir aber aus Mangel an Meſſern nichts davon abſchneiden konnten, ſo machten einige von uns kleine Feuer auf dem Aaſe an und gruben dann die etwas geröſteten Stücken mit Muſchelſchaalen heraus; die meiſten ſchreckte indeſſen der ekelhafte Anblick davon ab.

28ſter Aug. Wir ſahen rechts ein ſchönes ebenes Land, links die traurige ſteile Küſte vor uns; einige wollten dieſen Weg, andere jenen nehmen; endlich ſchlug man eine abermalige Trennung vor. Ich Hynes, und noch zwey und zwanzig andere beſchloſſen landeinwärts zu gehen, die übrigen ſetzten ihre Reiſe am Strande fort.

Vom 29ſten bis 31ſten Auguſt. Wir hatten uns ſehr getäuſcht, und trafen auf unſerm Wege nichts als verlaſſene Kraals, und etwas wilden Sauerampfer an. Es ward alſo beſchloſſen, an die Küſte zurückzukehren, was noch in den folgenden vier Tagen vom

1ſten bis 4ten September geſchah.

5ter September. Wir kamen äußerſt ermüdet an einem Fluſſe an, wo wir zwey von unſern Cameraden fanden, die von jener Parthey zurückgeblieben waren, weil ſie nicht über den Fluß hatten kommen können. Wir halfen ihnen herüber, und marſchirten dann bis zum 9ten September ohne weitere Abentheuer immer auf die gewöhnliche Weiſe fort.

10ter September. Wir kamen an einen bewohnten Kraal, wo wir für einige Uhrräder ein Kalb zu tauſchen dachten. Kaum ſahen ſich aber die Wilden im Beſitze des Preiſes, ſo hielten ſie das Kalb zurück, und entfernten ſich.

11ter September. Wir kommen an einen breiten Fluß, gehen auf einem Floße darüber, und wandern darauf bis zum vierzehnten immer am Strande fort. In dieſer Zeit mußten wir uns oft zu halben Tagen ohne Waſſer behelfen.

15ter September. Wir treffen unvermuthet mit der am 29ſten Auguſt von uns geſchiedenen Parthey zuſammen, und finden ſie noch mehr entkräftet als uns. Wir vereinigen uns, und beſchließen nunmehr beyſammen zu bleiben. Nachmittags kamen wir in der Nähe einer Sandbank vorbey, wo wir ein Paar Breter mit einigen ſtarken Nägeln fanden, was ein ſehr ſchätzbarer Fund für die Geſellſchaft war.

16ter September. Wir marſchiren immer an der Küſte fort, und finden wieder einen todten Finnfiſch, um den eine Menge Eingebohrne verſammlet ſind. Anfangs ſchienen ſie uns angreifen zu wollen, als ſie aber unſer Elend inne wurden, behandelten ſie uns mit vieler Freundlichkeit.

Einer von ihnen lieh uns ſogar ſeine Lanze, um das Fleiſch deſto beſſer loskriegen zu können. Wir nahmen einen guten Vorrath davon mit, und beſchloſſen es die folgende Nacht bey unſerm Feuer zu braten.

17ter bis 20ſter September. Wir paſſirten mehrere Flüſſe, ſammelten Muſcheln u. ſ. w. doch fiel weiter keine Merkwürdigkeit vor. — Zuletzt fanden wir noch eine todte Robbe, wovon ſich jeder ein großes Stück abſchnitt.

21ſter September. Wir kamen an einen hohen ſteilen Felſen, den wir entweder überſteigen, oder um den wir hart an dem Waſſer herumklettern mußten. Wir thaten das Letztere, wiewohl mit Lebensgefahr. Die Brandung ſchlug nemlich ſo heftig dagegen, daß wir beynahe mit fortgeſchwemmt wurden. Mehrere verloren ihr Robbenfleiſch. — Völlig durchnäßt und äußerſt ermüdet kamen wir endlich in der Nähe eines Kraals an.

22ſter Septemb. Wir erhandeln einen jungen Ochſen, wofür wir den Eingebohrnen einige Uhrräder, Knöpfe u. ſ. w. geben, und vertheilen das Fleiſch portionenweiſe. Die Haut ward verlooſt, und wer ſo glücklich war, ein Stück davon zu bekommen, machte ſich Schuhe daraus.

Unſer kleiner Begleiter, der achtjährige Knabe, der einige Tage krank geweſen war, erholte ſich zu unſerer großen Verwunderung. Dieſes Kind hielt faſt immer Schritt mit uns, nur bey ſehr ſchlechtem Wege, trugen wir ihn der Reihe nach.

Vom 2-ſten September bis 1ſten Oktober mußten wir ziemlich weit vom Strande eine große-Wüſte paſſiren, worin uns kein einziger Kraal zu Geſichte kam. Hätten wir nicht noch etwas Robbenfleiſch bey uns gehabt, wir würden verhungert ſeyn. Endlich erblickten wir

am 2ten Oktober wieder das Meer, und kamen bey einem Kraale an, wo wir bloß Weiber und Kinder fanden. Die Weiber ſchienen wie immer, auch dasmal vielen Antheil an unſerm kleinen Law *) zu nehmen, und gaben ihm etwas Milch zu trinken. Wir andern hingegen mußten mit hungrigen Magen zuſehen.

3ter Oktober. Wir kamen durch verſchiedene Kraals, die Einwohner wollten Tauſchhandel mit uns treiben, da wir aber keine Uhrräder u. ſ. w. mehr hatten, ſo wurde nichts daraus. Bloß in einem einzigen Kraale ſchenkten uns die Weiber etwas gedörrtes Seekuhfleiſch.

4ter Oktober. Wir kamen an einen großen Fluß; ich ſchwamm mit neun von meinen Cameraden hinüber, die andern

---

*) So hieß nehmlich der Knabe.

aber blieben zurück, weil ihnen die Gefahr zu groß zu ſeyn ſchien. Wir ſetzten darauf unſere Reiſe bis zum 10ten Oktober ohne weitere Abentheuer fort.

10ter Oktober. Wir kamen wieder an den Strand, und fanden mehrere Lumpen von Matroſenkleidern, woraus wir ſchloſſen, daß unſere Landsleute, die wir den 4ten Oktober verlaſſen hatten, den Fluß oberhalb paſſirt, und in einer andern Richtung hier durchgekommen ſeyn mußten. Bis zum 20ſten fiel uns weiter nichts Neues vor. Am

21ſten Oktober kamen wir an ein tiefes Thal, und fanden in engliſcher Sprache folgende Worte in den Sand geſchrieben: — „Geht hinein! Es iſt Holz und Waſſer im Überfluß darin!" — Bald darauf bemerkten wir eine Höhle, wo wir ähnliche Inſchriften, auch noch Splitter von verbranntem Holze fanden, wodurch denn unſere vorige Vermuthung immer mehr beſtatiget ward.

Vom 22ſten bis 27ſten Oktober fiel nichts Merkwürdiges vor. Wir lebten meiſtens von Muſcheln und wildem Sauerampfer.

24ſter Oktober. Wir ſtießen auf dreyßig bis vierzig Elephanten, die im Graſe lagen. Um ſie nicht in Wuth zu bringen, machten wir einen großen Umweg, und kamen endlich glücklich vorbey. Das Gras war acht bis neun Fuß hoch, ſo daß wir uns nur mit vieler Mühe durcharbeiten konnten.

25ſter Oktober. Wir fanden nichts Eßbares, als etwas wilden Sellerie. Mehrere nahmen daher ihre Schuhe von Ochſenleder, und ließen ſie am Feuer braten. — Des Abends bemerkten wir friſche Spuren von der andern Parthey. — Wir brachten die Nacht ſehr traurig zu.

26ſter bis 30ſter Oktober. Wir mußten eine völlige Wüſte paſſiren, wo höchſtens etwas wilder Sauerampfer zu finden war. Unſer Elend ward immer größer, endlich kamen wir am

31ſten wieder an den Strand, wo wir uns mit Muſcheln erquicken konnten.

1ſter November. Wir hatten eine außerordentlich regnichte und ſtürmiſche Nacht, ſo daß wir wechſelsweiſe unſere Kittel über das Feuer hängen mußten, um es nur einigermaßen brennend zu erhalten. Äußerſt ermüdet ſetzten wir am

2ten unſere Reiſe erſt um eilf Uhr Vormittags fort, wo wir bey der Ebbe einige Muſcheln ſammeln konnten.

3ter Novemb. Wir kamen bey einem Kraale vorbey, wo uns die Eingebohrnen angriffen, und einem von unſern Cameraden die Hirnſchaale zerſchmetterten, ſo daß er bald nachher verſchied. Ich ſelbſt ward niedergeſchlagen, und lag einige Stunden ohne Bewußtſeyn da. Die übrigen waren unterdeſſen weiter gegangen, ich holte ſie daher erſt in der Dunkelheit ein.

Vom 4ten bis 9ten November. Wenig Merkwürdiges. Bey einem Fluſſe fanden wir einen unſerer Cameraden, der aus Mattigkeit von der andern Parthey zurückgeblieben war. Nichts konnte ihn bewegen weiter zu gehen, und leider hatten wir ſelbſt nicht Kräfte genug, um ihn zu tragen.

10ter November. Wir finden zu unſerer großen Freude einen todten Finnfiſch, und nehmen jeder einen großen Vorrath von Fleiſche mit. — Bald darauf kamen wir mit der erſten Parthey wieder zuſammen, die ſich aber in eben ſo elenden Umſtänden befand.

Vom 11ten bis 15ten November keine Merkwürdigkeit.

16ter November. Als wir erwachten, fanden wir unſern lieben kleinen Law noch bey dem Feuer ſchlafen. — Man wollte ihn wecken; er war verſchieden. — Wir waren alle ſehr gerührt. — Dieſen Nachmittag ſtarb noch einer von unſern Gefährten. — Unſere Kräfte ſchienen nun allmählig erſchöpft zu ſeyn.

17ter November. Immer an dem Strande fort, wo aber nur ſelten friſches Waſſer zu finden war. — Um vier Uhr

Nachmittags klagte wieder einer von uns über große Mattigkeit, und ſetzte ſich auf den Sand. Wir mußten ihn liegen laſſen, um Holz und wo möglich auch Waſſer aufzuſuchen, und am andern Morgen war er nirdends zu ſehen. — Von nun an litten wir den entſetzlichſten Durſt. — Alle Waſſer waren ſalzig. — Wir verſuchten unſern Urin zu trinken, wodurch aber das übel nur ärger ward.

18ter November. Mehrere von uns ſtarben unter den entſetzlichſten Halsſchmerzen. — Viele blieben ohnmächtig im Sande liegen. — Wir hatten nicht einmal die Kraft etwas Holz herbey zu ſchleppen.

19ter November. Neue Todesfälle. —

Die-

Dieſen Abend waren endlich nur noch unſerer drey übrig. — Ich, Ewans, und Warmington. — Unſer Elend war ſo hoch geſtiegen, daß letzterer uns im ganzen Ernſte den Vorſchlag that, durchs Loos zu entſcheiden, wer von uns dreyen niedergeſtoßen werden ſollte, damit die andern ſein Blut trinken könnten. Wir beyde baten ihn indeſſen mit Thränen davon abzuſtehen, worauf er nicht weiter mitgehen wollte, ſondern uns die Hände drückte und ohnmächtig liegen blieb.

20ſter November. Mit Mühe ſchleppten wir uns weiter, endlich um zehn Uhr Vormittags ſtießen wir auf vier andere von unſern Cameraden, die ſeit zehn Tagen wieder voraus gegangen waren. Sie hatten Waſſer. — Wir blickten alle mit Thränen zu Gott empor. — Nachher ward beſchloſſen, den armen Warmington zu holen, was auch zu unſerer großer Freude von den andern bewerkſtelliget ward. Sie fanden ihn ſterbend, und trugen ihn alſo fort. Wir ruhten bis zum folgenden Morgen an dieſem Waſſerplatze aus.

21ſter November. Wir giengen etwas munterer vorwärts, und fanden eine kleine Robbe, wovon jeder ſich eine Portion abſchnitt. Nachmittags ſchwammen wir über einen Strom, und ſetzten unſere Reiſe durch ein ſehr fruchtbares Land bis Sonnenuntergang fort.

Vom 22ſten bis 27ſten November keine Merkwürdigkeit; doch belebt der Anblick der angebauten Ländereyen unſere Hoffnung, nun bald unter Europäern zu ſeyn.

Am 29ſten November endlich bemerkten wir in der Ferne zwey mit Flinten bewaffnete Männer, die, wie wir nachher erfuhren, zu einer benachbarten holländiſchen Niederlaſſung gehörten. So wie ſie uns gewahr wurden, eilten ſie auf uns zu, und fragten uns, wer wir wären. Ich erzählte ihnen unſere traurige Geſchichte, und ſie führten uns ſogleich in ihre Wohnung hinein.

……

So weit der arme Hynes — Doch von nun an hatten die Leiden dieſer unglücklichen ſechs Männer ihr Ende erreicht. Sie wurden hier aufs beſte verpflegt, ſpäterhin nach dem Cap gebracht, und einige Monate darauf nach Europa eingeſchifft. Im Ganzen hatten ſie übrigens hundert und vier Tage auf ihrer ſchrecklichen Reiſe durch die afrikaniſchen Wüſten zugebracht.

V.

Mechin und ſeine Begleiter.

Mechin und ſeine Begleiter. *)

1.

Es war in der Nacht vom acht und zwanzigſten zum neun und zwanzigſten November 1798, als plötzlich auf der Engels-

---

*) Sie befanden ſich bey dem unvermutheten Anfange der Feindſeligkeiten von Neapolitaniſcher Seite, als franzöſiſche Commiſſairs in Rom.

burg eine Lärmkanone gelöſt, und durch alle Straßen der Generalmarſch geſchlagen ward. Ein Courir hatte die Nachricht gebracht, die neapolitaniſche Armee ſey auf drey Seiten in den Kirchenſtaat eingerückt.

Nichts von der angſtvollen Nacht, von der Beſtürzung des Senats, von dem Freudengeſchrey der erkauften Banditen, von dem Zuſammenrotten der Transteveriner, u. ſ. w. Schon um ein Uhr hatten wir unſere Sachen zuſammengepackt, die Wagen fuhren vor, und wir eilten zur Stadt hinaus.

So erreichten wir Monte-Roſi, wo ſich die Flaminiſche Straße rechts nach

Civita-Caſtellana, links nach Toskana theilt. Kaum hatte ich auf der erſten eine italieniſche Meile zurückgelegt, als mich ein Courir einholt. Er bringt mir die Nachricht, daß Civita-Caſtellana von einer neapolitaniſchen Colonne blockirt werde, daß die Brücke Felice abgebrochen ſey, und daß ich mit der Kriegskaſſe nach Florenz gehen ſoll.

Wir halten Rath, endlich kehren wir bis Ronciglione zurück, ſetzen um drey Uhr Morgens unſere Reiſe fort, und langen endlich um ſechs Uhr in Viterbo an. Die Municipalität eilte uns von der Ruhe der Stadt die beſten Verſicherungen zu geben, und ſo traten wir innerhalb des Thores in einem Gaſthoſe ab.

Kaum hatten wir uns indeſſen in unſere Zimmer begeben, als man von weitem ein dumpfes Getümmel vernahm. Voller Beſorgniſſe ſtürzen wir an das Fenſter, und erblicken einen blaugekleideten Menſchen, den ein wüthender Haufen von Weibern und Kindern verfolgt.

„Schlagt ihn todt! — Schlagt ihn todt!“ — tönt es von allen Seiten — „Es iſt ein Franzoſe! — Schlagt ihn todt!“ — Der Unglückliche hatte indeſſen Geiſtesgegenwart genug, ganz ruhig voran zu gehen, bis er an unſern Gaſthof kam. Hier rettete er ſich in das Vorhaus, und warf die Thür hinter ſich zu, während die Anzahl der Aufrührer mit jeder Minute größer ward.

Was war zu thun? Man mußte eilen den Ausbruch des Orkans zu verhindern — Aber vergebens. — Die Municipalität hatte ſich verſteckt, die wenigen römiſchen Gensdarmes hatten das Reißaus genommen, alle Autoritäten ſchienen vernichtet zu ſeyn.

Schon flogen Steine an unſere Fenſter, ſchon wurden Dolche gezogen, ſchon munterte einer den andern auf, das Haus zu beſtürmen, ſchon fielen ſie über unſere Wagen und unſere Coffer her; ſchon tönte es von allen Seiten: — „Hinauf! hinauf zu den Hunden, um ſie todt zu ſchlagen!“ — Mit einem Worte, alles kündigte ein ſchreckliches Blutbad an.

Entſetzlicher Augenblick, durch das Angſtgeſchrey unſerer Gattinnen und unſerer Kinder nur noch ſchrecklicher gemacht! — Was ſollten wir anfangen? — Wie ſollten wir dieſen Cannibalen Widerſtand leiſten?

Endlich, o gütige Vorſicht — endlich tritt ein edler Mönch herein — „Ich will wenigſtens Eure Weiber und Eure Kinder retten!“ — ruft er uns zu — „Geſchwind! Jede Secunde iſt koſtbar!“

In dem Augenblicke bringt die Wirthin mit ihren Töchtern eine Menge ſchwarzer Röcke und rother Schleyer herzu, unſere Weiber verkleiden ſich, nehmen ihre Kinder auf die Arme, ſteigen die Treppe hinunter, eilen durch eine Seitenthür zu dem Hauſe heraus, gehen unangetaſtet durch die Haufen der wüthenden Banditen hindurch, und ſchlüpfen endlich zu der Pforte eines benachbarten Nonnenkloſters hinein.

„O Gott! Sie ſind gerettet!“ — rief ich meinen Gefährten voll unausſprechlicher Freude zu — „Sie ſind gerettet! — Unſere Weiber und Kinder ſind gerettet!“

2.

Indeſſen war es auf der Straße etwas ſtiller geworden, als plötzlich ein neuer Haufen wüthender Mörder daher gezogen kam. — „*E viva il Rè di Napoli! Morte a tutti i francesi!*“ *) — tönte es von allen Seiten, während man große Steine nach unſerm Fenſter warf und an die Thüren des Gaſthofes unzählige Keulenſchläge that.

---

*) Es lebe der König von Neapel! Nieder mit allen Franzoſen!

Plötzlich tritt ein Aufwärter zu uns herein und meldet uns einen Adelichen an, der mit uns zu ſprechen verlangt. — Wir laſſen ihn kommen, er beſchwört uns ihm zu folgen, und bietet uns in ſeinem Hauſe eine Zuflucht an.

Meine Gefährten ſchienen zweifelhaft, ſie vermutheten irgend eine Verrätherey — ich beſchloß es zu wagen — „Hier ſorgt jeder für ſich!“ — rief ich aus — „Mein Leben iſt mein Eigenthum! Ich vertraue es dem Grafen Zelli an!“

Ich faßte ihn bey der Hand, und alle drängten ſich nun um ihn her. Wir ſchlüpften hierauf zu einer Hinterthür hinaus, kamen durch mehrere abgelegene Gäßchen glücklich in ſeinem Pallaſte an, und finden noch mehrere von unſern Landsleuten, deren Rettung ebenfalls ſein Werk geweſen war.

„Beruhigen Sie Sich!“ — ſagte er, als er uns ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne vorſtellte — „Das Volk liebt mich, Sie werden völlig ſicher in meinem Hauſe ſeyn!“ — Bald darauf erhielten wir auch die beſten Nachrichten von unſern Gattinnen und ſetzten uns endlich zu einem fröhlichen Mittagsmahle hin.

3.

Eben tranken wir den letzten Toaſt der innigſten Dankbarkeit, als auf einmal die Sturmglocke ertönte und in allen Straßen der Generalmarſch geſchlagen ward. In dem Augenblicke trat ein Sbirre herein, und flüſterte dem Grafen einige Worte in das Ohr. Der Graf ſtand mit einem Seufzer auf, die Gräfin ſank in Ohnmacht, ſein Sohn ſah uns mit mißtrauiſchen Blicken an, die Bedienten ſchienen unwillig zu ſeyn, wir ſelbſt befanden uns in der peinlichſten Verlegenheit.

„Meine Herren!“ — hub endlich der Graf nach einer kleinen Pauſe an — „Dieſen Morgen hab ich Sie gerettet, jetzt iſt die Reihe an Ihnen für mich daſſelbe zu thun! — Die Franzoſen rücken gegen Viterbo vor — Wer kann wiſſen, wie es werden wird — Sollten Ihre Landsleute ſiegen, ſo rechne ich auf Ihre Dankbarkeit. — Jetzt muß ich fort — Man ruft mich auf das Rathhaus!“

Ohne unſre Antwort abzuwarten, eilte er fort, und in dem Augenblicke ſtürzte ein Bedienter herein — „Fliehen Sie, meine Herren! Fliehen Sie! Verſtecken Sie Sich! Das Volk verlangt Ihr Leben! Sie ſtürmen die Treppe herauf!“

Zum Glück blieb es nur ein leeres Gerücht, dennoch befanden wir uns in beſtändiger Todesangſt. In dieſer entſetzlichen Lage brachten wir den Abend und die ganze Nacht unter tauſend Schreckniſſen zu.

Morgens um drey Uhr kam endlich Graf Zelli in den Pallaſt zurück. Er ſagte uns, daß die angebliche franzöſiſche Armee nur ein halbes Bataillon geweſen ſey, das aus Civita Vecchia gekommen wäre, um ſich mit den übrigen Truppen zu vereinigen, daß man ihn daher zum Statthalter des Königs, ſo wie ſeinen Sohn zum Generalcapitain der Miliz erwählt habe, und daß es ihm nur mit der größten Mühe gelungen ſey, die wüthenden Einwohner an unſerer Ermordung zu verhindern.

„Ich nahm jenen Poſten an“ — ſetzte er hinzu — „um Sie zu retten und um der völligen Anarchie Einhalt zu thun

— Aber ich bitte Sie auch, mir für den Nothfall ein ehrenvolles Zeugniß zu geben!"

Wir fühlten, daß er Recht hatte, und daß wir ihn über den möglichen Einmarſch unſerer Truppen beruhigen mußten. Es ward ihm alſo ein ſchriftliches Zeugniß ausgeſtellt, daß alles mit unſerer Einwilligung, und Kraft unſers Auftrages geſchehen ſey!

Indeſſen dauerten die Unruhen noch den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hindurch, da die Stadt mit fünftauſend aus den umliegenden Örtern herzugeeilten Bauern angefüllt war,

Allmählig ſchien aber die Wuth des Volkes gegen uns zu verrauchen, und wir beſchloſſen nun unſere Weiber und Kinder wieder zu uns kommen zu laſſen. Der Graf übernahm es ſelbſt, ſie zu uns zu bringen, und auf dieſe Art langten ſie des Morgens um zwey Uhr glücklich in ſeinem Pallaſte an.

4.

So waren zwölf bis vierzehn Tage vergangen, als ſich endlich das Kriegsglück zu unſerm Vortheil entſchied. Man erhielt Nachricht, daß ſich die Franzoſen ſchon wieder in Rom befänden, und die viertauſend Mann neapolitaniſche Truppen, die wir in Garniſon gehabt hatten, zogen ſich bis auf hundert Mann zurück.

Aber nun ſchien auch die Wuth des Volks gegen alle Franzoſen von neuem zu erwachen, und unſere Lage ward ſchrecklicher, als ſie jemals geweſen war.

Der Tag brach an, die franzöſiſche Armee ſtand um einige Miglien von Viterbo, und ihre Haubitzen flogen bereits in die Stadt hinein. Kaum hatte der Graf Zeit gehabt den Biſchoff-Cardinal Gallo zu unſerer Rettung in ſeinen Pallaſt zu bringen, als der wüthende Haufen ſchon die Thüren erbrach.

„Herunter mit ihnen! Herunter mit den Franzoſen! — Oder wir legen Feuer an den Pallaſt.“ — Leichenblaß ſtürzen wir in das Zimmer des Biſchoffs, ohne daß der alte ehrwürdige Greis etwas zu unſerem Beſten zu thun vermag. Endlich zieht ihm eine unſerer Damen Schuh und Strümpfe an, ſetzt ihm ſein Baret auf und bringt ihn mit Hülfe der Bedienten auf den Balkon.

Er zeigt ſich dem Volke, und die Aufrührer ſchweigen. Jetzt macht der Capellan ſeine Befehle bekannt: — In den Bann! ohne Hoffnung von Abſolution, wer noch länger vor dem Pallaſte verweilt!“ — Dieſe Maaßregel wirkte, die Haufen trennten ſich, und in wenig Minuten war der Platz vor dem Pallaſte völlig menſchenleer.

Dieſe augenblickliche Hülfe ſchien indeſſen leider nur von kurzer Dauer zu ſeyn. Schon den Nachmittag erfuhren wir nemlich, daß die Zelli's durch die Kabalen des Marcheſe Speco ihrer Würde entſetzt, und dem Volke verdächtig geworden wären.

Man hatte gedroht, ſobald die Franzoſen — die ſich etwas zurückgezogen hatten — wieder näher kommen würden, die Zelli's und uns in ein Haus zu ſperren, es in die Luft zu ſprengen u. ſ. w. Alles das ward uns von dem Hauscaplan erzählt, nachdem die Unruhe und die Traurigkeit des edlen Grafen bereits ſchon mehrere Stunden ſichtbar geweſen war.

So kam der Abend heran, plötzlich trat der Graf in unſer Zimmer und kündigte uns an, ihm in einer Viertelſtunde zu folgen. Sein blaſſes Geſicht, ſeine zitternde Stimme, ſeine abgebrochenen Worte, alles kündigte uns ein neues Unglück an. Bald darauf kam er wieder uns abzuholen, indem er uns die größte Stille empfahl.

Wir verlaſſen den Pallaſt, wir eilen durch mehrere einſame Gäßchen, endlich ſtehen wir vor einem großen Thore mit einem kleinen Pförtchen ſtill. Man öfnet es, man führt uns in einen niedrigen ſchlecht erleuchteten Saal — Sind wir in einem Kerker? — Nein! — Es war der biſchöffliche Pallaſt.

Bald darauf kamen auch die übrigen Glieder der Familie Zelli an, und ſelbſt unſere noch geretteten Habſeeligkeiten wurden hierher in Sicherheit gebracht.

5.

Welch ein Glück uns in dieſem geheiligten Aſyle zu ſehn, denn ſchon am folgenden Morgen brach der wüthende Pöbel in den Pallaſt des Grafen ein. — „Wo ſind ſie? — Wo habt Ihr die verfluchten Franzoſen? — Trotz aller Mißhandlungen verrieth indeſſen niemand unſern Aufenthalt.

Aber endlich nahm einer der Räuber das Wort. — „Gewiß hat ſie der Cardinal wieder zu retten geſucht! — Bey allen Heiligen! Und wenn ſie in ſeinem Pallaſte wären, und wenn ſie hinter dem Tabernakel ſtäken, ſie müſſen heraus!“

Welche Nachrichten! — Auf welche Art ſollten wir uns nunmehr retten? — Sollten wir uns unter dem Hochaltar in der Domkirche verſtecken, die mit dem Pallaſte zuſammenhieng? — Aber man hatte noch kürzlich die heiligſte Freyſtätte verletzt.

Sollten wir uns aus der Stadt durch einen alten unterirrdiſchen Gang zu flüchten ſuchen? — Aber es zeigte ſich leider, daß es im Grunde nur ein großer Keller war.

Oder ſollten wir nicht lieber verſuchen, was noch durch einen biſchöfflichen Hirtenbrief auszurichten ſey? — Der Cardinal ſtimmte für das Letzte, und ſo ward er aufgeſetzt. — Bald zeigten ſich auch die guten Wirkungen davon, und das Volk ſchien wieder beruhigt zu ſeyn.

Unterdeſſen waren die Franzoſen von neuem vorgerückt, und forderten die Stadt zur übergabe auf. Der beſte Theil der Einwohner ſchickte demnach einige Deputirte zu uns, um die Vermittler zu machen, wozu ich denn auch mit meinen Collegen nicht abgeneigt war.

Aber kaum hatte der Pöbel davon Nachricht bekommen, als der Tumult von neuem anfieng. Man berennt den biſchöfflichen Pallaſt, man verlangt unſer Leben, die Gefahr ſcheint größer als jemals zu ſeyn. Der alte achtzigjährige Cardinal ſank in Ohnmacht, die Familie Zelli war außer ſich.

Was ſollten wir thun? Eine zufällige Entdeckung riß uns endlich auf einmal aus der Verlegenheit. Es wurde nemlich in der getäfelten Zimmerwand eine verborgene Thür bemerkt, hinter der ſich ein ziemlich geräumiges Cabinet befand. Welche Freude. So hatten wir doch noch einen Zufluchtsort gefunden! So konnten wir wenigſtens unſere Weiber und Kinder den Dolchen der Mörder entziehn!

Es war Morgens um zehn Uhr, noch beſchäftigte man ſich mit dieſen Zubereitungen, plötzlich meldet man uns den Anführer der Inſurgenten an. Wir berathſchlagen einen Augenblick, endlich laſſen wir ihn kommen.

Es war ein ſchöner junger Mann, er hatte ſeinen alten Vater an der Hand! — „Ich weiß nicht, wer ſiegen wird?“ — ſagte er ſtolz und muthig — „Ich oder Kellermann! — Aber ein Wort — Werſichert mir, daß uns kein Leid geſchehen ſoll — Und ich entwaffne meinen Haufen, und übergebe den Franzoſen die Stadt!“

„Schlag ein!“ — rief ich, und reichte ihm die Hand — „Wir wollen Dir's ſchriftlich geben!“

„Schriftlich?“ — fiel er, indem er uns die Hände drückte, und einen Blick voll Würde auf uns warf — „Unter Soldaten brauchts nichts Schriftliches!“ — Mit dieſen Worten ſtürzte er zur Thüre hinaus, und in weniger als einer Viertelſtunde war alles in Ordnung gebracht.

Kellermann eilte an der Spitze ſeiner Braven zum Thore herein, wir drückten den Retter unſerer Familie an unſere Bruſt und führten ihn im Triumph in den Palaſt des edlen Zelli. Er verſprach Viterbo mit Großmuth zu behandeln, und die Einwohner ſchienen mit uns verſohnt zu ſeyn. — Bald darauf reiſten wir mit unſerer Familie nach Rom zurück, um über Turin nach Frankreich zu gehen.

VI.

VI.

Johannot.

Johannot diente als Sergeant bey dem Corps des General Harmar *), der im Julius 1791. gegen die feindſeligen Grenz-Indianer beordert ward. Eines Tages befand ſich Johannot mit einem kleinen Commando von zehn Mann auf einem Außenpoſten, als plötzlich ein Haufen Kickapoos Indianer aus einem Hinterhalte hervor-

---

*) Im Dienſte der vereinigten Staaten von Nordamerika.

brach, und ihn nebſt ſeiner ganzen Mannſchaft in einem Augenblicke gefangen nahm. Sie wurden hierauf von den Feinden fortgeführt, und hiermit hebt er ſeine eigene Erzählung an.

……

1.

So wurden wir fortgeſchleppt, ohne daß man uns die mindeſte Nahrung gab. Kein Wunder, wenn daher einer meiner unglücklichen Cameraden ſchon am andern Tage unter der ſchrecklichen Behandlung erlag.

Kaum waren indeſſen die Wilden gewahr geworden, daß er uns nicht mehr ſolgen konnte, ſo beſchloſſen ſie ohne weiteres, ihn vollends nieder zu ſtoßen, was denn auch ſogleich bewerkſtelligt ward.

Ihr Anführer nahte ſich nemlich dem unglücklichen Aikins, machte ihm einen runden Einſchnitt auf den Scheitel, und riß ihm in einem Augenblicke die ganze Hirnhaut ab. Sogleich ſchlugen alle übrigen mit ihren Tomahawks *) auf ihn zu, zogen ihn nackend aus, und ließen ihn in ſeinem Blute liegen.

Welch ein Anblick! — So war denn bereits mit dem Morden ein ſcheußlicher Anfang gemacht. — So ſahen wir unſer

---

*) Schlachtbeile.

eigenes Schickſal vor Augen, ſo litten wir tauſendfache Todesangſt! Ja, die Barbaren ſchienen uns zu noch größeren Quaalen beſtimmt zu haben, denn ſie theilten uns ſogar einige Lebensmittel mit. Acht lange ſchreckliche Tage brachten wir unter den heftigſten Quaalen des Geiſtes und Körpers auf dem Marſche nach den indianiſchen Dörfern zu.

Endlich — es war den 13ten Auguſt 1791. — kamen wir bey dem Wohnplatz dieſer Barbaren an. Sogleich ſtürzte uns ein Haufen Weiber und Kinder entgegen, und empfieng uns mit einem gräßlichen Freudengeſchrey. Jetzt kamen ſie näher, jetzt fielen ſie wüthend über uns her —

die kleinſten Kinder ſchlugen mit ſpitzigen Stöcken auf uns hinein.

Schrecklicher, ſchrecklicher Augenblick! Vier von meinen Cameraden ſtürzten unter ihren Streichen zu Boden, und wurden wie der unglückliche Aikins ſogleich von den Männern ſkalpirt.

Wir übrigen blieben unterdeſſen den Quaalen unſerer Peiniger ausgeſetzt, bis man uns endlich mit Stricken gebunden in eine armſelige Hütte warf. Ein wenig Mais war alles, was man uns dieſen Abend zu unſerer Nahrung gab. Vor die Hütte ward eine Wache von vier Indianern geſtellt.

Am folgenden Morgen trat der eine

Anführer zu uns herein, befahl vieren von meinen Mitgefangenen ihm zu folgen, und ließ mich auf dieſe Art mit dem Corporal Sackville ganz allein. Wir vermutheten nicht ohne Grund, daß unſere unglücklichen Cameraden zum Tode geführt worden waren, und beſchloſſen, trotz aller Schwierigkeiten, bey der erſten Gelegenheit zu entfliehen.

Indeſſen waren acht Tage vergangen, ohne daß wir die geringſte Möglichkeit dazu ſahen. Erſt in der Nacht vom 30ſten zum 31ſten Auguſt ſchien der günſtige Augenblick gekommen zu ſeyn. Kaum hatten wir demnach unſere Banden abgeſtreift, ſo ergriffen wir eine Flinte und einen Tomahawk, ſprangen beyde auf unſere Wächter zu, ſchmetterten ſie halb im Schlafe nieder, rafften noch einige Lebensmittel auf, und eilten im Fluge der vor uns liegenden Wildniß zu.

2.

Nichts von den Beſchwerden, von den Leiden dieſes entſetzlichen Marſches, die unbeſchreiblich ſind. Alles, was nur der Menſch Schreckliches erdulden kann, Hunger, Durſt, körperlichen Schmerz, und Seelenangſt, wir litten es.

So gieng es fort über Berg und Thal, durch Wälder und über Abgründe, durch Seen und Moräſte wohl vierzehn Tage lang. Endlich hielten wir einmal bey einer Quelle ſtill. Schon glaubten wir hier einige Stunden ruhen zu können, als wir plötzlich in dem benachbarten Gebüſche vier Indianer mit zwey gefangenen Soldaten neben uns ſahen.

Hier galt es ſiegen oder ſterben, die Rettung der Gefangenen ward unſere eigene Sicherheit. Haſtig raffen wir uns auf, ſchleichen uns leis hinter dem Buſche herum, zielen auf die beyden Indianer, die uns am nächſten ſitzen, und ſtrecken ſie beyde neben den Gefangenen in ihrem Blute hin.

Kaum iſt das geſchehen, ſo ſuchen die beyden andern Indianer zu entfliehen, und kriechen auf Händen und Füßen aus dem Gebüſche hervor. Aber eben ſo ſchnell haben wir wieder geladen, drücken ab, und verwunden ſie. Einer von ihnen greift indeſſen nach zwey von ihren Flinten, drückt los, und ſchießt Sackville und den einen Gefangenen durch die Bruſt.

In dem Augenblicke kam der andere Gefangene auf mich zugeeilt, und beſchwor mich auf das ſchnellſte mit ihm zu entfliehen. Wir rafften demnach noch etwas Lebensmittel auf, ſagten unſern armen ſterbenden Freunden ein trauriges Lebewohl und ſchlugen unſern Weg nach dem nur drey Tagereiſen davon entfernten Fort Jefferſon ein.

Mein neuer Gefährte war aus Newport und ein äußerſt dankbarer Mann. Ich konnte ihn ſchlechterdings nicht bereden, mich einen Theil unſers Gepäckes tragen zu laſſen, auch wachte er immer den größten Theil der Nacht für mich. So kamen wir endlich am achtzehnten September glücklich im Fort Jefferſon an.

Kaum hatte ich mich indeſſen ein wenig erholt, als ich mich wieder zu meinem Regimente begab. Ich hatte das Glück, mich in einer Aktion auszuzeichnen, ward zum Fähndrich gemacht, und kehrte endlich im Jahre 1797. nach Europa zurück.

VII.

Aymé.

Aimé,[*] Mitglied vom Rathe der Fünfhundert ward nach der Revolution vom achtzehnten Fructidor zur Deportation nach

---

[*] Kenner werden ſogleich bemerken, daß dieſe paar Bogen nichts weniger als eine Überſetzung des äußerſt weitſchweifigen und ſchlechtgeſchriebenen Originales ſind.

D. H.

Cayenne verdammt. Er hatte indeſſen Mittel gefunden ſich bey einem Freunde zu verbergen, als er plötzlich — doch es mag der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

……

1.

Es war den vierzehnten November Morgens um acht Uhr, als mein redlicher Wirth athemlos vor mein Bette trat. — „Sie ſind entdeckt! — Man will Sie aufheben! — Die Wache iſt ſchon vor der Thüre. Um Gotteswillen retten Sie Sich!“

Eilends warf ich mich in meine Kleider, ehe zwey Minuten vergehen, bin ich ſchon

ſchon zu einer Hinterthür hinaus geſchlüpft. Haſtig ſetzte ich nun meinen Weg bis zu den Boulevards fort, warf mich dann in einen Fiaker, und kam ungefähr um neun Uhr bey der äußerſten Barriere an.

Der Wagen hält, die Schildwache kommt an den Schlag und fordert mir eine Karte ab. — „Meine Karte?“ — Ich hab ſie zu Hauſe gelaſſen — Ich paſſire ſeit ſechs Monaten alle Tage hier durch, und darum habe ich ſie auch heute nicht zu mir geſteckt. — „Das geht nicht! — war die Antwort — Aber reden Sie mit dem Offizier!“

Der Offizier wird gerufen, ich wiederhole ihm das Vorige, aber leider hatte die Schildwache Recht gehabt — „Sie müſſen auf die Hauptwache!“ — war die Antwort — „Das Direktorium hat den ſtrengſten Befehl gegeben, Niemanden ohne Karte paſſiren zu laſſen! Es iſt ſchon mehreren ſo gegangen! — Ich muß ſie alle auf die Wache ſchicken!“

Mit dieſen Worten rief er einen Soldaten, um mich dahin zu führen, und ich folgte dieſem mit Empfindungen, die man ſich denken kann.

Bey meiner Ankunft fand ich bereits alles mit Bürgern angefüllt. Der Commandant fragte nach meinem Namen, um ihn auf die Liſte zu ſetzen, und ſchickte mich mit noch eilf andern unter einem kleinen Commando nach dem Gemeindehauſe ab.

Eine Stunde vergeht, ohne daß unſere Reihe kommt. — Endlich faſſe ich meinen Entſchluß, laſſe dem Agenten der Deſpoten meinen Namen wiſſen, und werde ſogleich in Verwahrung gebracht — „Ich will meine Würde behaupten!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Was mir auch immer begegnen mag!“

Acht Tage darauf ward ich nach Rochefort abgeführt, wo ich noch eine Menge meiner Collegen fand. Einige meiner Freunde ließen mir hier durch einen Kaufmann hundert und funfzig Louisd'or zur ſtellen, die ich als ihr letztes Geſchenk endlich anzunehmen gezwungen war.

Edle großmüthige Menſchen! — Wie oft habe ich mitten in meinem Elende mit freudiger Rührung an euch gedacht! — Wie oft habe ich eure Namen mit heißen Thränen genannt!

2.

Einige Monate hatten wir im Gefängniſſe St. Maurice in Erwartung unſers ſchrecklichen Schickſals zugebracht, als uns endlich am vier und zwanzigſten Ventoſe *) Morgens um neun Uhr unſere Ab-

---

*) 12. März.

reiſe angekündigt ward. Welcher Augenblick! Welche Erinnerungen! Zwey Stunden darauf befanden wir uns ſchon am Bord der Fregatte, die auf der Rhede lag.

Wir waren unſer hundert und drey und neunzig an der Zahl, und wurden alle unter dem Verdecke zuſammen gepreßt. — Jetzt noch zehn ſchreckliche Tage, wo wir auf der Rhede liegen mußten, bis endlich die Fregatte am erſten Germinal unter Seegel gieng.

Mit ziemlich ſchwachem Winde mochten wir etwa vier und zwanzig Stunden fortgeſeegelt ſeyn, als man drey engliſche Fregatten ſignaliſirte, deren Abſicht leicht zu errathen war. Sogleich befahl der Capitain unſer Schiff umzudrehen, und die ſchwerſten Kiſten und Kaſten über Bord zu werfen, um ſich im Nothfall unter das Land zurück zu ziehen.

Würklich ward er auch bald darauf von den Engländern ſo heftig angegriffen, daß er ihnen nur durch ein verzweifeltes Mittel entgieng. Er ſetzte die Fregatte auf den Strand, und die Engländer waren gezwungen ſich zurück zu ziehen.

Wir befanden uns damals an der Mündung der Gironde, und ſahen uns mit großem Schmerze in unſern Hoffnungen getäuſcht! Welches Glück von den Engländern genommen zu werden! Alle unſere Leiden würden geendigt geweſen ſeyn!

Aber nun mußten wir Royan gegenüber ſo lange vor Anker bleiben, bis die Fregatte unterſucht und zur fernern Reiſe untüchtig erklärt worden war. Jetzt bekam der Capitain Befehl, uns an die Fregatte Decade abzugeben, die, den einzigen edelmüthigen Lieutenant Jagot ausgenommen, mit lauter wüthenden Jacobinern bemannt war.

Welche ſchreckliche Veränderung! Ach wir wurden nur zu bald bekannt damit! Schon in der Fregatte Charente hatten wir uns über unſern Aufenthalt beklagt, jetzt wurden wir noch einmal ſo eng zuſammen gepreßt. Keiner konnte ſich bewegen, ohne ſeinem Nachbar den Athem zu benehmen, keiner konnte ſeine Hangmatte verlaſſen, ohne auf den andern zu treten.

Und in dieſem Behältniſſe mußten wir oft vierzehn und ſechszehn Stunden nach einander ohne friſche Luft zubringen! Hier mußten wir ſogar die Bedürfniſſe befriedigen, die die Natur ſich ſelbſt zu verbergen ſcheint. Welche Luft! Welche Unreinlichkeit! —

Doch keine Details, kein Gemälde von unſerm Elend! — Es giebt Leiden, die man kaum unter vier Augen zu nennen wagt! — Leiden, deren Ertragung faſt an das Wunderbare grenzt, deren Beſchreibung aber eher Ekel als Mitleid erregt.

3.

So kamen wir denn nach einer ſchrecklichen Überfahrt von ſechs und vierzig Tagen am eilften May 1798. auf der Rhede von Cayenne an. Der Capitain geht ans Land, die Matroſen kommen mit der Schaluppe zurück, und einer von ihnen erzählt, daß die edeln Märtyrer Pichegru, Barthelemy u. ſ. w. vor drey Tagen aus Sinamary entflohen ſind. *)

---

*) Siehe den 2ten Theil dieſes Werkes — Ramel und ſeine Unglücksgefährten.

Welche Nachricht! Ja ſie erfüllte mein Herz mit Hoffnung und Zuverſicht! — „So ſind ſie entkommen!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Vielleicht wirſt auch du deinen Henkern entfliehen!“ — Endlich am funfzehnten May wurden wir an das Land geſetzt und unter einer Negerwache in ein großes baufälliges Haus geführt.

Hier hatten wir wenigſtens den Vortheil friſche Luft zu ſchöpfen, übrigens wurden wir auf militairiſche Rationen von Reis und Fiſchen geſetzt. Das Hauptſachlichſte aber — Großmüthige Einwohner von Cayenne! — Wir verdankten es eurer Wohlthätigkeit. — Von ihnen erhielten wir eine Menge Geſchenke, unter denen auch eine Quantität Leinwand war. — Man muß dieſes Klima und unſern Mangel kennen, um von der Größe unſerer Dankbarkeit überzeugt zu ſeyn!

So waren acht Tage vergangen, wir hatten noch immer nicht die Erlaubniß erhalten können, auszugehen. Tiefſinnig ſaß ich eines Morgens am Fenſter und ſah auf das öde traurige Meer hinaus — plötzlich tritt einer meiner Landsleute, ein hieſiger Kaufmann, Namens Bertholou, zu mir herein.

„Wir ſind aus einer Provinz!“ — hub er an — Ich kenne Sie, und ich weiß, warum man Sie nach Cayenne geſchickt hat. — Ich komme, Ihnen mein Vermögen und eine Wohnung auf meiner Plantage anzubieten. — Es iſt kein ſonderlicher Aufenthalt, aber er iſt wenigſtens geſünder, als das fürchterliche Conanama, wohin man Sie zu ſchicken denkt — Nehmen Sie an, ich bitte Sie darum! — Es wird eine Freude für mich ſeyn!“

Gerührt ſah ich ihn an, und drückte ſeine Hand an meine Bruſt. — „Geben Sie mir Ihr Wort!“ — fuhr er fort — „Laſſen Sie mir die Ehre, der erſte Bewohner von Cayenne zu ſeyn, der einen Märtyrer der guten Sache unter ſein Dach genommen hat!“

„Edler vortreflicher Mann!“ — rief ich aus — „Ich nehme Ihre Wohlthat mit dem innigſten Danke an!“ — Sogleich ward nun eine Bittſchrift an den Agenten des Direktoriums aufgeſetzt. Ich erhielt ſeine Erlaubniß und fuhr ſchon den andern Morgen nach der Plantage ab.

Ich komme an und was ſehe ich? — Ein dickes Gehölz, in deſſen Nähe zehn Negerhütten ſtehen, wovon die größte zu meiner Wohnung beſtimmt iſt. Ich trete hinein, und finde drey kleine durch Leimwände getrennte Abtheilungen, worin ein Bette und einige andere Meublen aufgeſtellt ſind.

Man ſieht, mein guter Berthelon hatte Recht gehabt, wenn er mich keinen ſonderlichen Aufenthalt hoffen ließ, aber ich geſtehe es, ich hatte mir ihn doch ein wenig beſſer vorgeſtellt — Myriaden von Ungeziefer — doch wozu eine Beſchreibung — Man erräth das übrige ohne Schwierigkeit!

Nicht beſſer ſah es mit meinen Proviſionen aus. — Von der Regierung erhielt ich nichts, mein guter Berthelon konnte mir nur dann und wann ein Canot mit friſchen Lebensmitteln ſchicken, ich mußte alſo meiſtens mit den gewöhnlichen Speiſen der Neger zufrieden ſeyn.

Ein Stück Caſſave, eine kleine Schüſſel mit Reis, dann und wann ein Paar gebratene Fiſche und einige Orangen, machten demnach alle meine Tractamente aus. Konnte ich zuweilen einen Schluck Wein oder Taſſia hinzufügen, ſo paßirte ich unter meinen armen Negern für einen ſehr glücklichen Mann.

Was meine übrige Lebensweiſe betrifft, ſo mußte ſie natürlich faſt eben ſo einförmig ſeyn. Spazierengehen, Leſen, *)

---

*) Mein guter Beetheven hatte mich nehmlich mit einer Menge Bücher verſehen; Roußeau, Voltaire, Montesquieu u. ſ. w. ich fand Unterricht und Troſt darin.

Schreiben, meine Küche beſorgen — unter dieſe Beſchäftigungen war mein ganzer Tag getheilt.

Ich ſtudirte die Naturgeſchichte des Landes, ich ſammlete Pflanzen, ich ſuchte Papagayen abzurichten — und wenn ich alles überdrüſſig war — nun ſo ſprach ich mit meinen Negern, von denen ich manche brauchbare Nachricht erhielt.

Acht Monate hatte ich auf dieſe Art in meiner Einſamkeit zugebracht, als ich durch des guten Bertholons Fürſorge von der Revolution vom dreyßigſten Prairial, wodurch die Tyrannen abgeſetzt wurden, einige unbeſtimmte Nachrichten bekam.

Freudig eilte ich nun nach Cayenne

zurück, und hatte das Vergnügen, bey dem edeln Lafond Ladebat, die Abſchrift des zu Gunſten der Deportirten gemachten Decrets zu ſehen. Wir erhielten Erlaubniß, uns nach der Inſel Oleron zu begeben — O gütige Vorſicht! — Wir waren nun auf einmal aus den Händen des Henkers Jeannet befreyt.

Täglich eilten wir nun früh und Abends an den Strand, um dem Schiffe, das uns abholen ſollte, entgegen zu ſehen, aber täglich fanden wir uns auch zu unſerm großen Schmerze in dieſer Hoffnung getäuſcht! Ach ich wußte damals noch nicht, daß dieſe Abſchrift unvollkommen, daß ſie ſogar fehlerhaft geweſen war. — Ich ahndete nichts von jenen Leiden, die mein unerbittliches Schickſal noch für mich aufzuſparen ſchien.

Unter dieſen Erwartungen waren volle vier Wochen vergangen, ohne daß unſertwegen eine neue Depeſche einlief. Mein Freund Bertholon, deſſen Gattin ſchon ſehr lange mit der Schwindſucht kämpfte, faßte endlich den raſchen Entſchluß, noch das einzige Mittel zu ihrer Rettung zu verſuchen, und mit einem eben ſegelfertigen amerikaniſchen Schiffe nach Europa zu gehen. Er hatte den Plan gemacht mich mitzunehmen, und ſeiner Güte ſollte ich zum zweyten Male mein Leben ſchuldig ſeyn.

Es war in der Nacht vom dritten zum vierten Brumaire (25 — 26. Oktob. 1799.) als endlich der entſcheidende Augenblick meiner Flucht gekommen war. Berthalon hatte meinen Mantelſack bereits an Bord geſchafft, er hatte alles mit dem Capitain Gardener in Ordnung gebracht; der Wind war günſtig, man wartete bloß auf mich, um unter Seegel zu gehen.

O mit welchen Empfindungen ruderte ich nun in Geſellſchaft einiger Neger den Strom hinab! — Wie ängſtlich lauſchte ich auf jedes Plätſchern der kleinen Wellen; auf jedes Geräuſch, das ſich am Ufer hören ließ! Endlich — ſchon kann ich die

Laternen des Schiffes erkennen, ſchon ſehe ich die weißen Seegel vom günſtigſten Winde geſchwellt. — Noch einige Minuten, wir legen an dem hohen Borde an — Ein herzhafter Sprung — Ich bin auf der Leiter — und Bertholon hilft mir vollends an Bord.

Jetzt nun die Anker gelichtet, das Vordertheil unter dem Wind gedreht, und alle Seegel beygeſetzt! — O lebt wohl ihr theuren Gefährten meines Unglücks! — Lebt wohl! Ich eile voran! Ich werde der Sachwalter eurer Unſchuld werden — Und ehe zwey Monate vergehen, werden wir uns wieder ſehen!

4.

So ſegelten wir denn ohne weitere Abentheuer mit dem günſtigſten Winde immer nach Norden fort, bis wir endlich am zweyten December (1799.) die beſchneyte Küſte von Norwegen *) erblickten, die im klaren Morgenrothe vor uns lag.

Fünf Tage darauf kamen wir in das Kattegat, und am ſechſten Morgens befanden wir uns kaum noch zwölf Meilen von Gothenburg. — Plötzlich ſprang der Wind nach Oſten herum, und der Capi-

---

*) Das Schiff war nemlich nach einem ſchwediſchen Hafen beſtimmt.

tain ſah ſich gezwungen wieder in die Nordſee zu gehen.

Welches Unglück! — Wir hatten unſere Proviſionen beynahe aufgezehrt, und waren wenigſtens hundert Seemeilen von dem nächſten ſchottländiſchen Hafen entfernt! Der Wind ward immer ſtärker, die See immer hohler, unſere Gefahr nahm mit jedem Tage zu. Endlich nach einer entſetzlichen Reiſe von dreyzehn Tagen erblickten wir Land, und giengen mit einbrechender Nacht in einer kleinen Bucht vor Anker, die nach der Meinung des Capitains in der Nähe von Fraſerburg *) war.

---

*) Ein ſchottländiſcher Hafen.

Ungeduldig erwarteten wir nun den Morgen, um in dem genannten Hafen einzulaufen, als uns um ein Uhr nach Mitternacht ein neuer Sturm überfiel. Wüthend ſchlugen die Wellen über das Verdeck herüber, und warfen das Schiff nach der felſichten Küſte hin. Die Ankertaue zerriſſen, die Vorderſteven wurden zertrümmert, und das Waſſer drang unaufhaltſam in den Boden hinein.

So brach der Morgen an, und wir konnten die Häuſer von Fraſerburg deutlich vor uns ſehen. Vergebens ſuchte ſich der Capitain der Einfahrt zu nähern, vergebens ſuchte ihm der Pilot entgegen zu kommen, die Gewalt des Sturms vereitelte alle Manövres zu unſerer Sicherheit.

Unterdeſſen hatte ſich das Schiff ſchon auf die Seite geneigt, ſo daß der große Maſt faſt horizontal auf dem Waſſer lag. Die Chaluppe war von den Wellen zertrümmert worden, und wir mußten dem Tode mit jedem Augenblicke entgegen ſehen. Alles ſuchte ſich nun an den Wänten *) auf der rechten Seite feſtzuklammern, obgleich immer einer nach dem andern von den Wellen mit fortgeſpült ward.

---

*) Wänte ſind die Taue u. ſ. w. die die Maſten feſt halten.

Ich ſelbſt war im Begriff vor äußerſter Erſchöpfung die Taue fahren zu laſſen, als in dem Augenblicke ein braver Pilot zu unſerer Rettung erſchien. Mit Lebensgefahr war er durch die Brandung geſchwommen, und hatte ein Seil an den Maſt geknüpft, woran man eine Chaluppe herüber zog. Einen Augenblick ſpäter, und ich würde ertrunken ſeyn, ohnmächtig ward ich ans Land gebracht.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem guten Bette im Wirthshauſe, das in der Nähe des Hafens lag. Hier erhielt ich von dem edeln Lord J.— dem ich mich zu erkennen gab, die erfreuliche Nachricht von der glücklichen Revolution, die vier Wochen verher in Frankreich vorgefallen war.

O Bonaparte! — Mit welchem Entzücken ſprach ich deinen Namen aus! — Mit welchen Hoffnungen kehrte ich in mein Vaterland zurück!

Eine ziemliche Weile hatte ich mich mit dieſen angenehmen Ideen beſchäftigt, als unſer Capitain mit meinem guten Bertholen hereintrat. Sie hatten ihr Geld und ihre beſten Sachen gerettet, und umarmten mich mit großer Herzlichkeit. Leider war indeſſen das Schiff in wenig Stunden vollends aus einander gegangen, und die Ladung ſchien bis auf einige Kiſten, gänzlich verlohren zu ſeyn.

Was mich betrifft, ſo hatte ich zu gutem Glück mein Geld in einem Gurte um den Leib getragen, und konnte den Verluſt meines unbedeutenden Mantelſacks ziemlich gleichgültig anſehn. Es war ſüß für mein Herz, dem edeln Piloten Georg Milner meine Dankbarkeit nicht bloß mit Worten bezeugen zu können, und Bertholon und die übrigen trugen mit Vergnügen dazu bey.

So hatten wir faſt vierzehn Tage unter den guten gaſtfreyen Einwohnern von Fraſerburg zugebracht, als es uns zur Fortſetzung unſerer Reiſe über England nach Frankreich endlich Zeit zu ſeyn ſchien.

Wir giengen demnach über Aberdeen, Edinburg und ſo weiter nach London, wo uns Mr. Flint, der Agent des Herzogs von Portland, mit vieler Güte aufnahm.

Vierzehn Tage darauf hatte ich das Glück ein Schiff nach Calais zu finden, und ſo kam ich den zwanzigſten May 1800. wieder glücklich auf franzöſiſchem Boden an.

VIII.

James und ſeine Gefährten.

Capitain James war im Monat May des Jahres 1631. mit einem Schiffe von ſiebenzig Tonnen und zwey und zwanzig Mann Equipage aus Briſtol ausgelaufen, um zur Entdeckung einer nordweſtlichen Durchfahrt ſo weit als möglich gegen die Pole heraufzugehen.

Nachdem er ſich ſiebenzehn Tage, wegen widriger Winde in einem Norwegiſchen Hafen aufgehalten hatte, bekam er endlich am vierten Junius die Küſte von Grönland zu Geſichte, wo das Schiff ſchon am folgenden Morgen zwiſchen ungeheure Eisſchollen gerieth. Dies zur Einleitung, da Capitain James nunmehr ſelbſt das Wort ergreifen mag.

……

1.

Es war den ſechsten Junius 1631. — fängt er ſein Tagebuch an — und wir konnten wegen des ſtarken Nebels kaum von einem Bord zu dem andern ſehen. Dabey ſtieß das Eis mit ſolcher Heftigkeit gegen die Schiffsſeiten, daß uns unſere Errettung faſt unmöglich ſchien. Indeſſen

ge-

gelang es uns dennoch, am achten Junius mit unſäglicher Mühe wieder in freyes Waſſer zu kommen, und ſo ſteuerten wir immer nach Norden fort.

Den neunten Junius fiel nichts Merkwürdiges vor. Den zehnten aber befanden wir uns im Angeſicht einer Küſte, die ich für das ſüdlichſte Vorgebürge der Hudſonsbay hielt. Der Wind lief durch den ganzen Compaß, und das Meer war äußerſt unruhig. Dennoch gelang es uns längſt dieſer Küſte langſam hinauf zu ſteuern, ohne daß jedoch bis zum ſiebzehnten weiter etwas Merkwürdiges vorfiel.

Den ſiebzehnten Junius. Dicker Nebel, der wie kalter Regen auf uns herab fiel, und an den Seegeln und Seegelſtangen zu Eis gefror. Die kalte durchdringende Luft griff ſogar unſern Compaß an, daß er kaum noch brauchbar blieb. — Hin und wieder ſtießen wir auf ungeheure Eisfelſen, an denen ſich die Wellen wie an einer Küſte mit fürchterlichem Getöſe brachen — übrigens wurden wir von Ebbe und Fluth heftig hin und her geworfen.

Den achtzehnten Junius. Das Wetter hellte ſich ein wenig auf, wir ſahen die Inſel Reſolution etwa drey Seemeilen vor uns, fanden aber mit zweyhundert und dreyßig Faden noch keinen

Grund. — Bis zum zwanzigſten wurde lavirt, ohne daß weiter etwas zu bemerken iſt.

Den zwanzigſten Junius. Der Wind ſprang plötzlich nach Weſten herum, und trieb uns mit einer Menge grosſer Eisſchollen auf die Küſte zu. Wir geriethen dadurch in unzählige kleine Kanäle, zwiſchen den Klippen und den Eisfelſen, wo die Gefahr zu ſcheitern mit jedem Augenblicke wuchs. Indeſſen ward beſchloſſen, auf jeder Seite einen Anker in dem Eiſe zu befeſtigen, welches denn auch, wiewohl mit vieler Mühe, bewerkſtelligt ward.

Zu gleicher Zeit ſuchten wir das Schiff mit großen Tauen an den Felſenzacken feſt zu machen, hatten aber dennoch unaufhörlich mit dem Abhalten und Zertrümmern der ſchwimmenden Eisfelder zu thun.

Ich gieng hier über das Eis an das Land, richtete einen Stein mit einem hölzernen Kreuze als Denkmal auf, und gab dieſer Stelle den Namen Hafen der Vorſehung. — Übrigens litten wir von den Veränderungen der Ebbe und Fluth außerordentlich, bis endlich die Eisſchollen ſo überhand nahmen, daß das Schiff nicht wieder flott werden konnte, und gänzlich darin ſitzen blieb.

Den ein und zwanzigſten Junius. Ich ließ das Boot ausſetzen, wir kamen ziemlich glücklich durch die Eisſchollen hindurch, und fanden an der öſtlichen Küſte eine kleine Bucht, die mir ſehr ſicher zu ſeyn ſchien. Wir machten darauf Anſtalt, das Schiff aus dem Eiſe heraus zu arbeiten, und bugſirten es endlich mit unglaublicher Mühe in jenen Haſen hinein.

Die anliegende Küſte indeſſen zeigte auch nicht die geringſte Spur von Vegetation. Es war nichts als ein rauher ſteinigter Felſenboden, mit einer ziemlich dicken Eiskruſte bedeckt. Hin und wieder ſah man einige Füchſe, die ſich mit unglaublicher Schnelligkeit entfernten, und an einigen Stellen wurden einige Thierknochen und etwas Aſche entdeckt. Übrigens befanden wir uns nunmehr unter dem 61° 24′ Nördlicher Breite, die ich durch eine Höhenbeobachtung bey etwas hellem Wetter erhielt.

Der vier und zwanzigſte Junius. Ich beſchloß noch einen Verſuch zu machen, längſt der Küſte hinzuſteuern, und ſo brachten wir das Schiff, wiewohl mit großer Mühe, wieder aus jenem Hafen heraus.

Hierauf ſetzten wir die Fahrt längſt der Küſte bis zum fünften Julius fort, wo ich mich endlich überzeugte, daß die Durchfahrt nach Nordweſten, wenigſtens dieſes Jahr unmöglich ſey, und alſo den Rückweg anzutreten beſchloß.

Ich ließ demnach weſtſüdweſt auf die Inſel Mansfield zuſteuern, bey der ich conträrer Winde wegen bis zum achtzehnten Julius liegen blieb.

Von nun an bis zum zwölften Oktober enthält mein Tagebuch faſt keine Merkwürdigkeit. Unſer ganzes Beſtreben gieng nun dahin, aus der Hudſonsbay wieder heraus zu kommen, aber leider hielten uns bald die Stürme, bald die Strömungen, bald die Eisfelder in unſerer Schiffahrt zurück. Wir hatten dabey mit tauſend Beſchwerden, tauſend Gefahren zu kämpfen, und ſahen uns dennoch immer von unſerm Ziele entfernt. Überdem fieng die Kälte an ſchon Ende Septembers ſo heftig zu werden, daß unſer ganzes Schiff nur eine große Eismaſſe zu ſeyn ſchien. Ich ſchweige von dieſen Abentheuern, ſie waren nur unbedeutend gegen das, was uns noch alles bevorſtand.

So war, wie geſagt, der zwölfte Oktober heran gekommen, wir ſahen keine Möglichkeit, in dieſem Jahre zurück zu kehren, und beſchloſſen daher auf einer Inſel zu überwintern, die, wie wir nachher erfuhren, die Inſel Carlton war.

Das Schiff wurde alſo in eine kleine Bucht gebracht, die nöthigen Geräthſchaften und Proviſionen ans Land geholt, und vor allen Dingen zwey kleine Hütten am

Ufer erbaut. Wir behingen ſie mit unſern Segeln und verwahrten ſie überhaupt nach Möglichkeit.

2.

Unter dieſen und ähnlichen Anſtalten waren beynahe volle drey Wochen vergangen, ehe wir uns in unſerm traurigen Winterquartiere eingerichtet ſahen. Die Kälte hatte indeſſen ſo ſehr überhand genommen, daß ſogar der Wein am Feuer gefror.

Mehrere meiner Leute fiengen jetzt an zu erkranken, und ich ſelbſt verlor den kleinen Reſt meiner gewöhnlichen Heiterkeit. Zwey Tage darauf wurde indeſſen eine

Entdeckung gemacht, die uns allen ſehr erfreulich war. Einige Matroſen hatten nemlich ein Loch in die Erde gegraben und fanden unvermuthet eine ſüße Waſſerquelle, die unſern Kranken gar ſehr zu ſtatten kam.

Den drey und zwanzigſten November. Ich bemerkte, daß das Schiff in Gefahr gerieth zertrümmert zu werden, indem es um und um mit hohen Eisbergen umgeben war. Es ward demnach beſchloſſen, es auf den Strand zu ſetzen, ſo daß es zwey Fuß tief in den Sand zu ſitzen kam.

Da es aber noch immer von den Wellen hin und her geworfen wurde, ſo befahl ich dem Zimmermann, ein Loch hinein zu bohren, wodurch es in kurzem mit Waſſer angefüllt ward und völlig auf den Grund gerieth. Meine Leute, die darüber betreten wurden, richtete ich durch die Hoffnung auf, wenigſtens eine Pinaſſe daraus zu bauen, und der Zimmermann verſprach auch ſein Möglichſtes dabey zu thun.

Den erſten Dezember. Einige Matroſen wagten ſich mit dem Boote durch das Eis an das Schiff, um noch einige Sachen abzuholen. Sie wurden aber von der Nacht übereilt, und mußten am Bord ſchlafen. Am andern Morgen nahmen ſie den Weg über die unterdeſſen feſtgefrornen

Schollen zu Fuß zurück, und brachten einige Bündel getrocknete Fiſche, nebſt einigen Decken und Betten mit. Die Kälte nahm faſt mit jeder Stunde zu.

Den dritten Dezember. Das Wetter ſchien etwas gelinder zu werden, und der Wind lief bald darauf nach Weſten herum. Zu gleicher Zeit trieb er aber eine ſolche Menge Eisſchollen gegen das Schiff, daß es in große Gefahr gerich. Ich ließ daher das Boot aufhiſſen, und neben dem Schiffe in Tauen aufhängen, damit uns wenigſtens dieſes übrig blieb.

Vom dritten bis achtzehnten Dezember wurde das Schiff vollends ausgeleert, und alles nach unſerer Hütte geſchafft. Seit dem fünften hatten wir wieder Nordwind, und die Kälte nahm mit jedem Tage zu, ſo daß nicht nur unſer Brunnen, ſondern ſelbſt Brandewein am Feuer gefror.

Zu gleicher Zeit wurde die Hütte über und über mit Schnee bedeckt, daher wir uns wie in einem Grabe befanden. Indeſſen gieng der Zimmermann von Zeit zu Zeit mit ſeinem Gehülfen aus, um ſich nach Bäumen zur Feuerung und zur Pinaſſe umzuſehen. Allmählig ward auch ein kleiner Anfang mit letzterer gemacht.

Gegen Weyhnachten wurden die Tage ſo kurz und ſo traurig, daß ich mich ganz der Schwermuth überließ. Der Boden war zehn Fuß tief gefroren und alle unſere Uhren blieben vor Kälte ſtehen.

3.

So war der ganze Januar in ſchrecklicher Einförmigkeit vergangen, die jede umſtändliche Erzählung überflüſſig macht. Wir fiengen allmählig an ſo matt und elend zu werden, daß es uns faſt an Holz zur Feuerung gebrach. Überdem waren unſere Äxte ſo ſehr beſchädigt und abgeſtumpft worden, daß unſer Elend auch von dieſer Seite beynahe aufs höchſte ſtieg.

Mit Ende Februars indeſſen fieng das Wetter an etwas gelinder zu werden, und die meiſten von uns erholten ſich. Unſer Wein und Brandewein hatte ſich überdem zu einer Eſſenz concentrirt, die uns nunmehr neue Kräfte gab.

Wir fuhren alſo mit großem Eifer fort an der Pinaſſe zu arbeiten, leider fehlte es uns aber ſehr bald an dem nöthigen Holze dazu.

So kam der April heran, und es entſtand nunmehr die Frage, ob nicht vielleicht unſer Schiff noch auszubeſſern ſey? Da die meiſten von uns dieſer Meinung waren, ſo wurde beſchloſſen, es vor allen

Dingen von dem Eiſe zu befreyen, womit es angefüllt war. Dieſes gelang uns auch vollkommen, wiewohl wir nur zwey eiſerne Stangen und vier zerbrochene Schaufeln dazu hatten, worüber indeſſen der ganze Monat vergieng.

Den neun und zwanzigſten April fieng der Schnee an weicher zu werden, und es regnete beynahe den ganzen Tag. Wir betrachteten dies als ein ſicheres Zeichen des Frühlings, was auch durch die folgenden Tage beſtätiget ward.

Den vierten May. Der Schnee fieng völlig an zu ſchmelzen, auch bekamen wir eine Menge Kraniche und wilde Gänſe zu ſehen. Ich verſuchte einige davon zu ſchie-

ſchießen, machte aber zwey ganze Stunden vergeblich Jagd auf ſie.

Den neunten May. Wir fanden Mittel das Loch im Schiffsboden zu verſtopfen, und ſchafften das Eis, was durch das hinein gelaufene Waſſer entſtanden war, in großen Stücken hinaus. Bey dieſer Gelegenheit fanden wir auch noch einige Tonnen Rind- und Schweinefleiſch, das noch ſehr gut erhalten war.

Den funfzehnten May. Da der Erdboden völlig aufgethaut war, ſo ließ ich ein kleines Stück Feld umgraben, und es mit Erbſen beſäen, wovon ich mir viel für unſere Kranken verſprach.

Den achtzehnten May. Heute ſtarb

unſer armer Schiffszimmermann Cole, der als ein redlicher arbeitſamer Mann von uns allen betrauert ward. Ich ließ ſein Grab auf einer Anhöhe machen, und ſetzte ein holzernes Kreuz darauf. Wir waren alle ſehr traurig, zumal da Cole eben mit der Verfertigung eines neuen Steuerruders beſchäftigt war.

Den vier und zwanzigſten May. Heute brach das Eis an der Küſte mit entſetzlichem Krachen auf, und wurde von der Fluth mit fortgeführt. Zum Glück hatten wir das Schiff vermittelſt einer Menge Taue mit einem großen Eisberge umgeben, wodurch es wenigſtens einigermaßen geſichert ward.

Zu unſerer groſſen Freude fanden wir in dem offenen Waſſer nunmehr auch unſer Steuerruder wieder, und machten es ohne Verzug am Schiffe feſt. Eben ſo wurden dieſen und die folgenden Tage auch die Seegel und Taue in Stand geſetzt, ſo wie die Fiſche und anderer Mundvorrath an die Luft gebracht.

Den erſten Junius. Wir bekamen Nordwind, und die Kälte wurde auf einmal wieder ſo heftig, daß es ſogar in der Hütte fror. Unſere Kranken litten ſehr dabey, doch hielt die ſchlechte Witterung nur bis zum eilften an.

Den zwölften Junius. Heute bekamen wir die erſten jungen Erbſen, die mit Fleiſchbrühe und Eſſig gekocht bey unſern armen Kranken gleichſam Wunder thaten. Der Scorbut nahm nun mit jedem Tage ab, und die Schwächſten befanden ſich nach wenig Wochen völlig wieder hergeſtellt.

Den funfzehnten Junius. Die Luft war ſo ſchwül, daß ſich mehrere Matroſen im Meere badeten, auch hatten wir ein Gewitter, das ſehr heftig war. Von nun an wimmelte der Boden von Inſekten aller Art, unter denen es beſonders Myriaden von Mücken gab. Die Teiche waren über und über mit Fröſchen angefüllt.

Den zwanzigſten Junius. Wir brachten das Schiff auf den Ankerplatz, wo es im vorigen Jahre gelegen hatte, und ſchifften den Mundvorrath ein. Die Sonne brannte außerordentlich ſtark und an dem Himmel war kein Wölkchen zu ſehn. Die langen Tage und die hellen Nächte, die kaum einige Stunden dauerten, beförderten unſre Arbeiten außerordentlich.

Den vier und zwanzigſten Junius. Heute haueten wir einen der höchſten Bäume zu einem Kreuze zu, und hiengen die Portraits des Königs und der Königin von England in zwey bleyernen Kapſeln daran. Bey dieſen Kapſeln wurden einige Münzen befeſtigt, auch gruben wir noch das engliſche Wappen, und das von der Stadt Briſtol (wo das Schiff ausgerüſtet worden war) darauf.

Den fünf und zwanzigſten Junius. Ich beſchloß heute einen Verſuch zu machen, ob die Inſel bevölkert, oder ob vielleicht irgend ein anderes Schiff in der Nähe ſey. In dieſer Abſicht begab ich mich mit einem Matroſen zu einem ſehr hohen Baume, machte daſelbſt Feuer an, und ſtieg hierauf in den Wipfel, um mich umzuſehen. Kaum war ich aber hinauf gekommen, als der Matroſe unvorſichtiger

Weiſe das dürre Geſträuch anſteckte, ſo daß es den Augenblick über und über in Brand gerieth.

Da nun der Wind heftig dagegen ſtieß, ſo hatte es bald den Baum erreicht, und ich befand mich in größter Lebensgefahr; ein herzhafter Sprung indeſſen rettete mich bald aus dieſer Verlegenheit.

Wiewohl wir nun zwar alles verſuchten, dem Feuer Einhalt zu thun, ſo breitete es ſich dennoch in wenig Minuten nach allen Seiten aus, und ergriff zuletzt ſogar unſere Hütte, ob ſie gleich über eine Stunde davon am Meere ſtand.

Den ſechs und zwanzigſten Junius. Heute begab ſich die ganze Mannſchaft an Bord; und wir feyerten dieſen Tag mit großer Fröhlichkeit.

Die Bay war jetzt völlig vom Eiſe befreyt, indem der Wind alles gegen Norden trieb. Übrigens wurde nun bis zum dreyßigſten alles Waſſer und Brennholz vollends an Bord gebracht.

Den erſten Julius. Es war ein Sonntag, wir zogen die Flagge auf und ſchmückten das Schiff nach Möglichkeit aus. Darauf fuhren wir noch einmal an das Land, und begaben uns in Prozeſſion nach der Stelle, wo wir das Kreuz errichtet hatten, und wo ich nun ein Gebet ablas. Hierauf aßen wir fröhlich zu Mittag und leerten einige Krüge Brandewein und Waſſer auf die Geſundheit unſerer Weiber und Mädchen aus.

Zum Beſchluß ſetzte ich noch einen umſtändlichen Bericht von unſerer ganzen Unternehmung auf, verſchloß ihn in eine kleine Büchſe, und machte ſie an dem Kreuze feſt. Um fünf Uhr Nachmittags begaben wir uns endlich wieder an Bord, um nie wieder ans Land zu gehen.

……

Capitain James ließ hierauf den zweyten Julius Morgens um fünf Uhr die Anker lichten, und ſteuerte glücklich zur Bay heraus. Wiewohl er nun Anfangs Willens war, noch einmal nach Norden vorzudringen, ſo ward er dennoch bald durch die allgemeinen Vorſtellungen ſeiner Leute zur Rückkehr nach England beſtimmt. Nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe langten ſie auch endlich Ende Septembers wieder glücklich auf der Rhede von Briſtol an.

IX.

Die Prinzeſſinnen von Frankreich.

Man weiß, daß die Tanten Ludwigs XVI. einen Zufluchtsort in Neapel gefunden hatten, daß ſie ſich aber nach dem unglücklichen Ausgange des Neapolitaniſchen Feldzugs gegen die Franzoſen (1798.) durch die ſchleunigſte Flucht zu retten gezwungen ſahen. Hier ſind einige Details über ihre Reiſe, die man gewiß nicht ohne Antheil leſen wird.

……

Es war in der Nacht vem zwölften zum dreyzehnten Dezember 1798. als der König von Neapel plötzlich in Belvedere ankam. Die Königin begab ſich ſogleich nach dieſem Luſtſchloſſe, kehrte aber ſchon am andern Morgen in Geſellſchaft ihres Gemahls nach der Hauptſtadt zurück. Von hier aus ſchrieb ſie nun an die Prinzeſſinnen, die ſich in Caſerta befanden, gab ihnen von der Niederlage der königlichen Armee Nachricht, und fügte zuletzt einige Worte über ihre projectirte Flucht nach Palermo hinzu.

Sonnabends den funfzehnten Dezember ſpeiſeten die Prinzeſſinnen bey dem Könige und der Königin zu Mittage.

Schon hatte man angefangen, die Schiffe, die den König nach Sicilien überführen ſollten, auszurüſten, wozu man ſich aus Mangel an Seeleuten eine große Anzahl portugieſiſcher Matroſen *) erbat. Der König und die Königin, die ſehr beunruhigt ſchienen, verabredeten mit den Prinzeſſinnen, daß ſie auf ihrem Schiffe mit nach Sicilien gehen ſollten, worüber man ihnen auch die gehörige Nachricht zu geben verſprach.

Montags den ſiebzehnten Dezember holte der König eine Menge wichtiger

---

*) Es lagen nemlich damals einige portugieſiſche Kriegsſchiffe auf der Rhede.

Papiere aus Belvedere ab, und ſchien etwas beruhigter zu ſeyn.

Dienſtags den achtzehnten indeſſen fieng man an die Effecten der königlichen Familie, ſo wie des Grafen Acton einzupacken, ohne daß man jedoch den Prinzeſſinnen weitere Nachricht gab.

Donnerſtags den zwanzigſten ſahe man eine Menge Kiſten und Coffer an Bord der königlichen Schiffe bringen, worauf ſich das Volk unter die Fenſter des königlichen Pallaſtes begab, um dem Könige wegen ſeiner projectirten Abreiſe laute Vorſtellungen zu thun. Bald darauf erfuhr man, daß auf den portugieſiſchen Schiffen alles mit Flüchtlingen angefüllt ſey.

Frey

Freytags den ein und zwanzigſten ſchrieben daher die Prinzeſſinnen an die Königin, um zu erfahren, was aus ihnen werden ſollte. Allein ſchon am folgenden Morgen hörten ſie, daß ſich der König und die Königin in der vorigen Nacht eingeſchifft hätten, ohne daß weiter für die Prinzeſſinnen geſorgt worden war.

Einige Stunden darauf indeſſen kam ein Courier von der Königin an. Sie ſchrieb den Prinzeſſinnen, daß ſie dem Courier nach Manfredonia folgen ſollten, wo eine Fregatte auf ſie warte, um nach Trieſt oder nach Palermo unter Seegel zu gehen. Die Prinzeſſinnen beſtimmten ſich für den erſten Hafen, und reiſten ſo Sonntags den drey und zwanzigſten Dezember Morgens um zwey Uhr von Caſerta ab.

Sie hatten nur zwey Wagen bey ſich, worin ſich ihre vornehmſten Hofdamen, Cavaliere u. ſ. w. befanden, indeſſen man die übrigen von zwölf Stunden zu zwölf Stunden zu folgen befahl.

Einige Meilen von Caſerta begegnete ihnen ein Courier von Manfredonia. Er brachte die traurige Nachricht, daß die Fregatte, auf die man gerechnet hatte, bereits abgeſeegelt ſey. Da man indeſſen unmöglich umkehren konnte, ſo ſchrieb der Oberhofmeiſter der Prinzeſſinnen Graf Chaſtellux an den General Acton, ihnen irgend ein engliſches oder portugieſiſches Schiff zu ſchicken, auf dem die überfahrt mögzlich ſey.

Dieſer Brief traf den General Acton am Bord des Kriegsſchiffes, das ſo eben mit der königlichen Familie von der Rhede abgieng. Die Prinzeſſinnen ſetzten hierauf unter einem ſchrecklichen Wetter ihre Reiſe nach Manfredonia fort, und kamen daſelbſt Dienſtags den fünf und zwanzigſten Dezember an.

Den dreyßigſten Dezember erhielten die Prinzeſſinnen einen Beſuch vom Marquis de Gallo, der ihnen von der übergabe von Peſcara, dem einzigen noch haltbaren Platze in Abruzzo Nachricht gab. Peſcara war nur wenig Meilen von Manfredonia entfernt, die Prinzeſſinnen befanden ſich daher in ſehr großer Gefahr. Da es nun immer noch an einem Schiffe fehlte, ſo beſchloß man in Erwartung irgend einer Fregatte u. ſ. w. längſt der Küſte zurück zu gehen.

Den ein und dreyßigſten Dezember brachen demnach die Prinzeſſinnen nach Foggia auf. Kaum hatten ſie aber dieſe Stadt erreicht, als ihnen eine Kutſche mit Perſonen von ihrem Gefolge entgegen kam, die ſie beſchworen, weiter zu reiſen. Die Stadt ſey voller übelgeſinnten, der Chef der Municipalität begünſtige die franzöſiſche Parthey u. ſ. w. Indeſſen beſchloſſen die Prinzeſſinnen die kleinſte Gefahr zu wählen, aus der ihnen wenigſtens ein Ausweg übrig blieb.

Sie fuhren demnach in die Stadt und quartirten ſich in dem königlichen Pallaſte ein. Die Zimmer waren aber äußerſt ſchlecht und feucht, ſo daß ſich Madame Victoire, die von den Strapazen der Reiſe beſonders angegriffen war, ſehr übel befand.

Unterdeſſen liefen täglich die beunruhigendſten Nachrichten von den Fortſchritten der franzöſiſchen Truppen, und der zunehmenden Verwirrung in Neapel ein, weshalb die Lage der Prinzeſſinnen, zumal bey einem Gefolge von ſechszig Perſonen, immer bedenklicher ward.

Graf Chaſtellux wünſchte demnach eine Polacre zu nehmen, die zu Manfredonia in Ladung lag, erhielt aber leider vom Marquis de Gallo, der ſie im Namen des Königs nicht zu fordern wagte, eine abſchlägliche Antwort.

In dieſer drückenden Verlegenheit ſchrieb der Graf am fünften Januar 1799. an den ruſſiſchen Admiral Uſchakow, der mit ſeiner Flotte zu Corfu lag, und forderte ihn auf, die Prinzeſſinnen in ſeinen Schutz zu nehmen. Dieſe Maaßregeln wurden um ſo nöthiger, da der Vicekönig von Neapel, nach dem Abgang der engliſchen und portugieſiſchen Escadre über kein anderes Schiff zu verfügen im Stande war.

Täglich ſah man indeſſen in Foggia, Banden von Deſerteurs, Offiziers mit kleinen Commando's, Munitionswagen u. ſ. w. in größter Unordnung ankommen. Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, daß alle Generals, beſonders Mack, den König verrathen hätten, und daß Prinz Moliterni noch der einzige Retter des Königreichs ſey.

Einige Tage darauf hörte man von Unterhandlungen mit Championet *) ſprechen, und endlich erhielt man beſtimmte Nachricht von dem Tractate, der am vierzehnten Januar abgeſchloſſen worden war. Kraft deſſen wurde den Franzoſen das ganze

---

*) Dem franzöſiſchen General en Chef.

Königreich eingeräumt, wodurch denn die Gefahr der Prinzeſſinnen mit jedem Augenblicke ſtieg.

Man erwartete indeſſen noch etwas von dem Briefe, der an den Admiral Uſchakow durch Vermittelung des Gouverneurs von Otranto ſchleunig abgeſandt worden war, und beſchloß deshalb über Trani nach Raguſa zu gehen.

So war man in Bari angekommen, als man am ein und dreyßigſten Januar einen Brief von dem Admiral Uſchakow mit der erfreulichen Nachricht erhielt, daß der Contreadmiral Puſtoskin bereits zum Abholen der Prinzeſſinnen mit einer Escadre nach Brindiſi abgegangen ſey.

Graf Chaſtellux durfte alſo keinen Augenblick ſäumen, die Prinzeſſinnen dahin zu bringen, wiewohl er wegen der Krankheit der Madame Victoire und der Gefahren zu Lande ſehr große Schwierigkeiten dabey ſand.

Man entſchloß ſich endlich eine Trabaccolo *) zu nehmen, welches das einzige noch in Bari vorräthige Fahrzeug war. Wie ſehr die Prinzeſſinnen zu eilen hatten, kann man daraus ſehen, daß in dem Augenblick ihrer Abreiſe die franzöſiſche Avantgarde nur noch eine Stunde von Bari war.

---

*) Ein kleines offenes Fahrzeug, das gerudert wird.

So ſchiffte man ſich denn am zweyten Februar Abends um ſechs Uhr am Bord dieſes elenden Fahrzeuges nach Brindiſi ein. Anfangs war der Wind ziemlich günſtig, aber ſchon des Morgens um zwey Uhr ſpang er nach Südweſt herum. Man war daher gezwungen funfzehn Meilen von Bari in einen kleinen Hafen Mola di Bari genannt, vor Anker zu gehen.

Hier befand ſich alles in der größten Verwirrung, man hörte Sturm lauten, Kanonen löſen, ſah Häuſer brennen, erblickte Haufen von Royaliſten und Republikanern im Handgemenge — alles kündigte eine ſchreckliche Cataſtrophe an. Dazu kam der unſichere Hafen, ſo daß das

Schiff in der folgenden Nacht, beynahe auf den Grund gerathen wäre.

Den vierten Februar kündigte daher der Patron des Trabaccolo dem Grafen Chaſtellux an, er könne weder in dem Hafen bleiben, noch gegen den Südwind anſegeln, ſey alſo gezwungen, nach Bari zurück zu kehren.

Mit welchen Empfindungen man das geſchehen laſſen mußte, ergiebt ſich von ſelbſt. Würklich waren die Prinzeſſinnen auch in wenig Stunden jenem Hafen ſchon wieder näher gekommen, als zu ihrer größten Freude der Wind nach Weſten und bald darauf völlig nach Norden lief. Voller Freude legten ſie nun wieder um, und kamen Nachmittags am ſechſten Februar auf der Rhede von Brindiſi an.

Noch wehte die neapolitaniſche Flagge auf dem Caſtell, aber die ruſſiſche Fregatte? — Leider hatte ſie ſich bey der zu befürchtenden Ankunft der Republikaner ſchon zwey Tage vorher vom Hafen entfernt.

Welche Nachricht! Man wagte es nicht, in den Hafen einzulaufen, und mußte daher auf der Rhede vor Anker gehn.

Am folgenden Morgen den ſiebenten Februar begab ſich Graf Chaſtellux ans Land, um Erkundigungen einzuziehn. Noch waren die Einwohner treu geſinnt, aber die Auflöſung der königlichen Armee hatte ſie natürlich zur Unterwerfung unter die Sieger beſtimmt.

Der Graf ſchrieb noch einmal an den Admiral Uſchakow, und traute ſeinen Brief einem ruſſiſchen Offizier an, der ſich in Otranto nach Corfu einzuſchiffen verſprach.

Indeſſen wurden die Republikaner mit jeder Stunde erwartet, und der Graf mußte daher von neuem auf die Rettung der Prinzeſſinnen bedacht ſeyn. Sie kamen ihm zuvor, und beſchloſſen lieber auf dem elenden Trabaccolo nach Corfu oder Trieſt zu gehen, als ſich den Mördern ihres Bruders anzuvertrauen.

Man war daher gezwungen, mit dem Patron einen neuen Accord abzuſchließen, wofür er ſich ſechstauſend Dukaten ausbedung. Dennoch mußte man ſich glücklich ſchätzen, das elende Fahrzeug nur behalten zu können, wiewohl es für ein Gefolge von ſechzig Perſonen kaum groß genug war.

So verbereitet, beſchloß man auf der Rhede von Brindiſi das Äußerſte abzuwarten, und ſchickte unterdeſſen einen zweyten Courier auf einer Fiſcherbarke nach Corfu ab. Glücklicher Weiſe ſchien ſich auch die Ankunft der Franzoſen zu verzögern, bis man endlich vom Admiral Uſchakow Nachricht erhielt. Er hatte die Güte, den Prinzeſſinnen eine Fregatte zu ſchicken, die ſie auch ſchon am folgenden Morgen (5. März) nebſt einer Palacre unter türkiſcher Flagge ankommen ſahn.

Kaum waren die Schiffe vor Anker gegangen, als der Commandant derſelben, Ritter Bayley, ein Engländer, den Prinzeſſinnen die Aufwartung machte, und ihnen einen Brief vom Admiral übergab. Dieſer erſuchte ſie, die übrigen Wintermonate lieber zu Corfu zuzubringen, und verſprach dann mit Eintritt des Frühjahres auf ihre Überfahrt nach Trieſt bedacht zu ſeyn.

Die Prinzeſſinnen beſchloſſen dieſen Vorſchlag anzunehmen, doch hielten ſie widrige Winde noch bis zum vierzehnten März zurück. Graf Chaſtellux benutzte dieſen

Aufſchub, um ihnen einen Vorſchuß von zweytauſend Dukaten aus der königlichen Caſſe zu Brindiſi zu verſchaffen, der ihnen bey ihren vielen Ausgaben äußerſt nöthig war.

Endlich konnte die Fregatte am funfzehnten unter Seegel gehen, was denn auch zugleich von der Polacre geſchah, worauf ſich ein Theil des Gefolges und des Gepäckes befand.

Zehn Tage waren die Prinzeſſinnen in See geweſen und hatten faſt beſtändig mit widrigen Winden zu kämpfen gehabt, als man ein Schiff von vier und ſiebenzig Kanonen ſignalirte, das der Ritter Bayley für das von Corfu entkommene franzöſiſche

Li-

Linienſchiff le Genereux anſah. Da es eine Zeitlang Jagd auf uns zu machen ſchien, ſo gab der Ritter Befehl, ſich zu einem Gefecht anzuſchicken, beſchloß aber endlich vor dem Meerbuſen von Durezzo vor Anker zu gehen.

Hier mußten wir bis zum vier und zwanzigſten May vor Anker bleiben, worauf die Fregatte am acht und zwanzigſten May glücklich in Corfu ankam. So hatten die Prinzeſſinnen zu einer überfahrt, die man gewöhnlich in ſechs und dreyßig Stunden machen kann, beynahe vierzehn Tage gebraucht.

Noch ehe die Fregatte vor Anker gehen konnte, eilte Graf Chaſtellux an Bord des

Admirals Uſchakow, und fand die ausgezeichnetſte Aufnahme bey ihm. Er erfuhr jetzt, daß jenes angebliche franzöſiſche Kriegsſchiff ein portugieſiſches geweſen war, das Nelſon für die Prinzeſſinnen abgeſchickt hatte, weshalb es auch ſchon in Corfu geweſen war. Nach dieſer Unterredung wünſchte der Admiral die Prinzeſſinnen an Bord ihrer Fregatte complimentiren zu können, daher ſich denn Graf Chaſtellux in dem nemlichen Boote mit ihm dahin begab.

Der Admiral begrüßte die Prinzeſſinnen mit allen den Äußerungen von Ehrfurcht, Ergebenheit und Eifer, die den braven ruſſiſchen Offizieren eigen ſind. Er verſprach ſogleich Befehl zur Einrichtung des biſchöfflichen Pallaſtes zu geben, und bot indeſſen den Prinzeſſinnen ſeine eigene Caſüte an. Sie beſchloſſen aber ſo lange am Bord der Fregatte zu bleiben, bis der eine Flügel des biſchöfflichen Pallaſtes vollends für ſie eingerichtet worden war.

Acht Tage darauf kam jenes portugieſiſche Schiff in Corfu an, von dem bereits oben die Rede geweſen iſt. Es ward vom Commodore Stone kommandirt, der den Prinzeſſinnen Briefe von der Königin übergab. Nach einigen Berathſchlagungen ward endlich beſchloſſen, ſich dieſes Linienſchiffes zur Überfahrt nach Trieſt zu bedienen, während der ruſſiſche Admiral noch zwey

Fregatten zur Bedeckung mitzugeben verſprach.

Unterdeſſen waren die Geſundheitsumſtände von Madame Victoire mit jedem Tage bedenklicher geworden. Sie hatte heftig von der Seekrankheit gelitten, auch hatte man während der Reiſe Scorbutflecken an ihren Füßen bemerkt, jetzt wurde ſie endlich den zwanzigſten April mit dem Sacramente verſehen. Da ſie ſich indeſſen acht Tage darauf etwas zu beſſern anfieng, ſo ward beſchloſſen, ohne weitern Verzug unter Seegel zu gehn.

Es war den ſechſten May, als ſich die Prinzeſſinnen an Bord des portugieſiſchen Schiffes begaben, und den eilften

May, als die kleine Eſcadre, die noch von einigen ruſſiſchen und türkiſchen Fregatten bis auf die Höhe von Ancona escortirt werden ſollte, die Rhede von Corſu verließ. Die Reiſe war ohne weitere Merkwürdigkeiten, und ſo langten die Prinzeſſinnen ſchon am neunzehnten auf der Trieſter Rhede an.

Der Gouverneur hatte die Aufmerkſamkeit, die Quarantaine von dem Tage an zu rechnen, wo man aus Corſu abgeſeegelt war, und ertheilte demnach den Prinzeſſinnen ſchon am andern Morgen die Erlaubniß ans Land zu gehen.

……

Hier endigt ſich das Tagebuch von der Reiſe der unglücklichen Prinzeſſinnen von Frankreich. Wir fügen hier bloß die Nachricht hinzu, daß die bereits ſehr kränkliche Madame Victoire einige Tage nach ihrer Landung, und ihre Schweſter acht Monate darauf zu Agram in Croatien ſtarb.

X.

Madame Chevreau.

Es war den zehnten März 1777. als ſich Madame Chevreau an Bord des oſtindiſchen Schiffes Duras begab, um von Isle de France, wo ſie ſich ſechs Monate aufgehalten hatte, zu ihrem Manne*) nach Pondichery zu gehen. Alle Vorſtellungen, alle Bitten, ſie in dieſer gefährlichen Jahreszeit zurück zu halten, waren vergebens geweſen; Madame Chevreau ſchien zu allem entſchloſſen und auf alles gefaßt zu ſeyn.

---

*) Er war mit Herrn de Bellecomte, als königlicher Commiſſar dahin geſchickt worden.

Leider war auch der Capitain kaum einige Tage in See geweſen, als ihn ein heftiger Sturm überfiel. Unvermögend dagegen anzuſteuern, ſahen ſie ſich gezwungen mit den Strömungen zu treiben, und befanden ſich drey Tage nach einander in beſtändiger Lebensgefahr.

Wiewohl nun zwar endlich am vierten Tage die Gewalt des Sturms etwas nachzulaſſen ſchien, ſo hatten ſie doch noch volle drey Wochen theils mit widrigen, theils mit ſchwachen Winden zu kämpfen, bis ſich endlich der Capitain in der Nähe der Maldiviſchen Inſeln befand, und zwiſchen ihnen und der Malabariſchen Küſte hindurch zu ſeegeln beſchloß.

Das Wetter war bis jetzt beſtändig trüb geweſen, der Capitain glaubte demnach noch mehrere Seemeilen davon zu ſeyn. Wie groß war aber ſein Entſetzen, als das Schiff in der Nacht vom eilften zum zwölften April Morgens um zwey Uhr auf einen Felſen ſtieß. Furchtbar toſete die Brandung um das Schiff herum, und man konnte der dicken Finſterniß wegen keine Hand breit vor ſich ſehen.

Vergebens eilte man die Maſten zu kappen, das Schiff arbeitete ſich immer tiefer in den Felſen hinein. Dabey ward es von den Wellen unaufhörlich hin und her geſchleudert, ſo daß es jede Minute aus einander zu berſten ſchien.

In dieſer entſetzlichen Lage befahl der Capitain die Schaluppe auszuſetzen, die aber in demſelben Augenblicke zertrümmert ward. Man beſchloß alſo ein Floß zuſammen zu ſetzen, das den Stößen der Wellen weniger ausgeſetzt, und alſo vielleicht an die Küſte zu bringen war.

Mit dieſer Arbeit blieb auch die Mannſchaft, wiewohl unter beſtändiger Gefahr zu verſinken, bis an den Morgen beſchäftigt, wo man endlich damit zu Stande kam.

Unterdeſſen war der Tag angebrochen, und man konnte die Küſte deutlich vor ſich ſehen. Es fand ſich, daß ſie ohngefähr hundert und zwanzig Klaftern vom Schiffe entfernt und allem Vermuthen nach eine der Maldiviſchen Inſeln war. Man erblickte zugleich eine Menge Neger auf dem einen Felſen, die aber aus Furchtſamkeit trotz aller Signale keine Hülfe leiſten wollten, und beſchloß nun auf gut Glück das Schiff zu verlaſſen und mit dem Floße ans Land zu gehen.

Leider zeigte ſich aber bald, daß ihnen die Strömung vom Ufer entgegen war;

ſie mußten alſo darauf denken, das Floß vermittelſt eines Seiles vorher am Lande zu befeſtigen, wie man es gewöhnlich auf Flüſſen zu machen pflegt. Um dieſes zu bewerkſtelligen, warf ſich ein braver venetianiſcher Matroſe, Namens Hieronymus Amiro, zuerſt in das Meer, ſchleppte ein Tau hinüber, band es an einem Felſen feſt, und erleichterte ſo der ganzen Equipage die Überfahrt.

Unterdeſſen hatte die junge ſchöne Madame Chevreau die größte Unerſchrockenheit gezeigt. Eilends hatte ſie ſich in ein leichtes Deshabillé geworfen, und ſprang nun muthig auf das Floß hinab. — Eine

Welle ſchlägt über ſie her und reißt ſie mit ſich fort, aber mit vieler Geiſtesgegenwart erhaſcht ſie das Tau, und hält ſich mit beiden Händen daran feſt.

So kam ſie endlich mit den übrigen am Ufer an, wo ſie aber noch eine halbe Stunde auf einem Corallengrunde durchs Waſſer zu waden gezwungen war. Lächelnd und ſingend aber arbeitete ſie ſich auch dasmal hindurch, und ſprang unter allen zuerſt aufs Land.

So wie ſie einige Schritte vorwärts gethan hatte, ward ſie von einem Haufen Neger umringt. Werden ſie ſie anfallen? — Gerade das Gegentheil — Friedlich bieten ſie ihr die Hände, und führen ſie in eine Laube von Bananas-Blättern, ſetzen ihr friſchen Zuckerſaft, Kokusnüſſe und Fiſche vor, und bereiten ihr endlich ein weiches und bequemes Nachtlager zu. Eben ſo freundſchaftlich wurde auch der Capitain und die übrige Mannſchaft behandelt.

Acht Tage darauf kam Befehl von dem Könige der Inſel, den Capitain mit Madame Chevreau und ſeinen Offizieren nach ſeiner Reſidenz hinüber zu bringen, wozu auch ein eigenes Fahrzeug abgeſchickt ward. Auf dieſem ſchifften ſie ſich ein, und langten nach vier und zwanzig Stunden auf der Inſel Malé an.

Die junge ſchöne Madame Chevreau ward hier mit einer Achtung empfangen,

gen, die den Europäern keinen geringen Begriff von der Cultur dieſer gutmüthigen Inſulaner gab.

Der Vezier des Königs kam ihr bis an das Ufer entgegen, und geleitete ſie unter einem Baldachin, der von vier Sclavinnen getragen ward, und durch zwey Reihen paradirender Soldaten bis in den königlichen Pallaſt. Hier wurde ſie nachher auch der Königin vorgeſtellt, und erhielt unzählige Beweiſe von ihrer Zärtlichkeit.

Durch einen glücklichen Zufall gieng ohngefähr vierzehn Tage nachher ein anderer franzöſiſcher Oſtindienfahrer bey dieſer Inſel vor Anker, und nahm den Capitain nebſt Madame Chevreau nach Pondichery mit. Sie hatte das Vergnügen, ihren Mann geſund und glücklich wieder zu umarmen, und kehrte im Jahre 1782. an ſeiner Seite nach Europa zurück.

XI.

Baroſſet.

Herr **Barollet** aus der Schweiz, ein angeſehener Kaufmann zu Yarmouth, war im Sommer 1783. in Handelsgeſchäften nach Brügge gereiſt. Man denke ſich ſein Entſetzen, als er wenig Stunden nach ſeiner Ankunft arretirt, mit Ketten belaſtet, und in ein unterirrdiſches Gefängniß geſchleppt wurde. Jedermann hielt ihn für einen Mörder Namens Durand, der vor ohngefähr acht Monaten hier zum Tode verurtheilt, aber die Nacht vor ſeiner Hinrichtung entſprungen war.

Vergebens beruft ſich Herr Barollet auf ſeine Päſſe, auf ſeine Unſchuld, auf ſeine völlige Unbekanntſchaft. Man beſteht darauf, daß er der entſprungene Durand ſey, glaubt ſogar ſeine Stimme wieder zu erkennen, und ſpricht endlich über den angeblichen Verbrecher ſogar das Todesurtheil aus.

Herr Barollet geräth außer ſich, er fordert Beweiſe der Mörder geweſen zu ſeyn — Sechs Perſonen, worunter der Oberrichter ſelbſt, beſchwören es auf das Evangelium. Der Tag zur Hinrichtung wird angeſetzt, und der Unglückliche halb wahnſinnig in ſeinen Kerker zurückgebracht.

Unterdeſſen iſt ein Lord Torrington auf ſeiner Reiſe auch in Brügge angekommen, und hört von der ſonderbaren Begebenheit. Er wird aufmerkſam, und wendet endlich ſeinen ganzen Credit zum Beſten des armen Barollet an.

Alles, was er indeſſen erlangen kann, iſt ein Aufſchub von wenig Wochen, während Barollet nach Yarmouth ſchreiben, und die gehörigen Zeugniſſe beybringen ſoll.

Es geſchieht, und man erhält die bündigſten Beweiſe von ſeiner Unſchuld. Es zeigt ſich, daß Barollet in dem Augenblicke, wo der Mord begangen wurde, in Yarmouth war, daß er erſt vor vier Wochen dort abgereiſt iſt, daß er alſo ſchlechterdings nicht der überwieſene Durand geweſen ſeyn kann.

Vergebens, die Richter glauben noch immer an die Möglichkeit eines Bubenſtücks. Jetzt ſoll bewieſen werden, daß er der ächte Barollet iſt.

Neuer Aufſchub, neue Unruhe, endlich kommt ſein Compagnon, Herr Goach, ſelbſt in Brügge an. Er bringt die Handelsbücher mit, die alle von Barollets Hand geſchrieben ſind, man vergleicht ſie mit den Schriftzügen des Geſangenen, ſie ſtimmen auf das vollkommenſte damit überein. Alle dieſe Beweiſe werden indeſſen noch nicht hinreichend befunden, endlich wird eine neue Probe angeſtellt.

Herr Barollet wird unter einige hundert Gefangene verſteckt, aus denen ihn Herr Goach herausfinden ſoll — Geſagt! gethan! — Die Gefangenen werden in einen Hof geſtellt, und Herr Goach erkennt ſeinen unglücklichen Freund ohne Schwierigkeit.

Jetzt wird ſeine Unſchuld bewieſen ſeyn? Keinesweges — Man will noch eine zweyte Probe ſehn. — Herr Goach findet alſo ſeinen Freund auch mit verbundenen Augen — bloß durch die Stimme heraus.

— Dennoch blieben die Richter zweifelhaft, bis endlich ein Befehl vom Gouverneur der Niederlande Herrn Barollet ſeine Freyheit verſchaffte.

Man kann denken, mit welcher Eile der unglückliche Mann ein Land verließ, wo man Leute auf eine bloße Ähnlichkeit zum Tode verdammt.

Ende des dritten Bändchens.

Neue
Reiſeabentheuer

herausgegeben
von
Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Viertes und letztes Bändchen.

Poſen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Kühn,
1803.

Inhaltsverzeichniß.

1. Die Emigrirten in Holland . . Seite 1
  1. Erſter Abſchnitt 5
  2. Zweyter Abſchnitt 27
  3. Dritter Abſchnitt 43
2. Die Prinzeſſin von Bourbon-Conti 61
3. Fellie 79

4. Boißy . . . . Seite 113
5. Capitain Wilſon 137
6. Die Reiſe nach Bareges 155
7. Wimpfen 195
8. Harriſon 207
9. Ledyard 221
10. Schaw und ſeine Gefährten 237
11. Paul Jones 253
12. Die Wanderer in den Pyrenäen . . 275
13. Fiſcher. 295

I. Die

I.

Die Emigrirten in Holland.

Einleitung.

Holland war mit Tauſenden von Emigrirten angefüllt, als es nach Pichegrüs bekanntem Übergange über die Waal und Maas, im Dezember 1794. von dem ſiegreichen franzöſiſchen Heere plötzlich erobert ward. Voller Verzweiflung ſuchten ſich nun die Emigrirten durch die Flucht zu retten, und eilten daher von allen Seiten nach Nordholland. Hier folgt eine umſtändliche Geſchichte ihrer Leiden und ihrer Abentheuer, wie ſie nach ihren eigenen Erzählungen bearbeitet worden iſt. Man hat dabey für gut befunden, drey Hauptabſchnitte zu machen, wovon der erſte die Schickſale der Deportirten, der zweyte die Abentheuer der zu Schiffe Gegangenen, und der dritte die Leiden der über den Zuydersee Geflüchteten enthalten wird.

Erſter Abſchnitt.

Geſchichte der Deportirten.*)

1.

Es war den drey und zwanzigſten Januar 1795. — mag einer dieſer unglücklichen Männer das Wort ergreifen — und wir ſahen uns nun auf allen Seiten umringt. *) Alle Schiffe waren eingefroren, alle Auswege abgeſchnitten; jeder von uns überließ ſich der Verzweiflung. Endlich kamen ſechzig republikaniſche Huſaren an, nahmen uns alles, was wir hatten, packten uns auf einige Leiterwagen, und führten uns unter tauſend Beſchimpfungen nach Amſterdam zurück. Hier wurden wir Anfangs zwey und zwey in die Gefängniſſe unter dem Rathhauſe gebracht,

---

*) So unbedeutend auch dieſe Details in Vergleichung mit den im zweyten und dritten Abſchnitte zu erzählenden außerordentlichen Begebenheiten ſcheinen mögen, ſo glaubte man ſie dennoch um der Vollſtändigkeit willen nicht übergehen zu müſſen.

---

*) Sie befanden ſich nemlich in dem kleinen Dorfe Helder auf der nördlichſten Spitze von Holland, das durch die nachherige engliſche Landung (27. Auguſt 1799.) noch bekannter geworden iſt.

während man ſämmtliche Frauenzimmer in den großen Gerichtsſaal verſchloß.

Schon am andern Morgen kam aber Befehl, uns ebenfalls einen Saal einzuräumen, was uns denn in Anſehung unſers Schickſals wieder einige Hoffnung gab. Würklich erhielten wir auch dieſen und die folgenden Tage eine Menge Beſuche von republikaniſchen Offizieren, deren Betragen — zu ihrer Ehre ſey es hiermit öffentlich geſagt — eben ſo theilnehmend als großmüthig war.

Endlich beſchloſſen die Repräſentanten uns nach Herzogenbuſch tranſportiren zu laſſen, wo ſich damals das Hauptbüreau der Militair-Commiſſion befand.

Auf dieſe Art traten wir denn den 29. Januar auf einigen ſehr guten Caleſchen, und unter einer ziemlich ſchwachen Bedeckung die Reiſe nach Herzogenbuſch an. Unſer erſtes Nachtlager war in Utrecht angeſetzt, wo ſich damals der berüchtigte General Vandamme als Commandant befand.

So wüthend er auch im Allgemeinen gegen die Emigrirten zu ſprechen pflegte, ſo ſchonend und edelmüthig ſchien er gegen ſeine Gefangenen zu ſeyn. Er zwang den Magiſtrat, uns ſtatt des Stadtgefängniſſes die Hotels der ausgewanderten Holländer anzuweiſen, kam ſelbſt, um ſich nach unſern Bedürfniſſen zu erkundigen, und erlaubte uns bis zum erſten Februar auszuruhen.

An dieſem Tage brachen wir nach Gorcum, und am folgenden, als den zweyten Februar, nach Bommel auf. Den dritten kamen wir endlich in Herzogenbuſch an, und erfuhren, daß die Militaircommiſſion nach Breda verlegt werden ſey. Es wurde alſo beſchloſſen, zwey Raſttage zu halten, worauf die Reiſe am fünften weiter gieng.

Bey unſerer Ankunft in Breda wurden wir wie gewöhnlich in das Gefängniß gebracht, bekamen aber ſchon am andern Morgen ein Haus in der Stadt eingeräumt. Doch ehe ich den fernern Verlauf unſerer Geſchichte erzähle, mag erſt noch ein anderer etwas umſtändlicherer Bericht von der Transportirung unſerer Cameraden hier ſtehen.

2.

„Ich befand mich — hebt der Abbé C. — ſeine Geſchichte an — nebſt einer Dame, ihren zwey Brüdern, und noch zwey andern Emigrirten im Gaſthofe zu den drey Schnepfen in Enkhuyſen in Nordholland, als den ſechs und zwanzigſten Januar 1795. ein Detaſchement von zwölf republikaniſchen Soldaten ankam. So wie ſie in unſer Zimmer traten, wohin ſie ein ſchelmiſcher Jude geleitet hatte, riſſen ſie ſogleich der Dame ein kleines goldenes Kreuz vom Halſe, und nahmen ihr den ganzen Überreſt ihres Reiſegeldes, das heißt etwa vier bis fünf Laubthaler ab.

Hierauf wendeten ſie ſich zu dem einen Brabanter, der vor dem Kamine ſaß, ſo wie zu ſeinem Bruder, der wegen eines Schadens am Fuße im Bette lag. Da beyde ihre Taſchen umwendeten, ſo ſuchten ſie in der ganzen Stube, ja ſogar im Bettſtrohe herum; zum Glück hatten aber beyde Brüder ihren kleinen Nothpfennig unter einen Stein in dem Kamine verſteckt.

Jetzt kam die Reihe an mich. — „Geſchwind, verfluchter Pfaffe! — Wo ſteckt es? Her damit!“ — Zu gleicher Zeit fiengen ſie an meine Taſchen zu durchſuchen, und nahmen mir an dreyßig holländiſche Gulden weg. Da ſie aber behaupteten, daß ich noch meine Uhr, und einen Beutel mit Dukaten haben müßte, ſo machten ſie ſich unter Fluchen und Schimpfen über meinen Mantelſack her, warfen alle Effekten in der Stube herum, und nahmen davon, was ihnen anſtändig war.

„Gelt, Jude! Du kaufſt es uns ab,“ — ſagten ſie zu dem Spitzbuben von Ebräer, der indeſſen grinſend an dem Kamine ſtand. — „O ja, geſtrenge Herren, warum nicht?“ gab er zur Antwort — „bin ja einmal ein Handelsmann!“

So fuhren ſie fort in dem Zimmer

herum zu ſuchen, ohne daß jedoch weder die Uhr, noch der Beutel mit den Dukaten zum Vorſchein kam. Aber wie ſehr erſchrak ich, als plötzlich einer von ihnen die Kammer öffnete, und einen Haufen ſchwarzer Wäſche zu durchſuchen anfieng. — — Jetzt! — O Unglück, er hatte das Schnupftuch gefunden, worin beydes verborgen war. Ohne indeſſen ſeine Cameraden herbeyzurufen, ſteckte er den Raub in die Taſche, und nahm noch überdem ein Paar Stiefeln mit.

Die übrigen fuhren indeſſen fort die ſchändlichſten Blasphemien auszuſprechen — „Ja, ja Halunke!“ — ſagten ſie unter andern — „Seitdem wir Deinen Gott nicht mehr erkennen, muß uns alles nach Wunſche gehen“ u. ſ. w. Endlich nachdem ſie alles geplündert hatten, ruften ſie den Wirth herauf, befahlen ihm mit ſeinem Kopfe für uns zu haften und giengen lärmend davon. Der Wirth fand alſo für nöthig uns ohne weiteres einzuſchließen, und ſchien ſogar zu etwas Schlimmern entſchloſſen zu ſeyn.

So hatten wir an eine Stunde in eigentlicher Todesangſt zugebr[illegible]t, endlich um ein Uhr Nachmittags traten die zwölf Huſaren abermals herein — „Sich da, Halunke!“ riefen ſie mir entgegen — „Wo haſt Du die Chatouille mit den hundert Dukaten? Heraus damit, ſo lieb Dir Dein Leben iſt!“

„Welche Chatouille?“ — erwiederte ich erſchrocken, da ich bereits ſchon völlig ausgeplündert war — „Und wenn Ihr mich dieſen Augenblick in Stücken hauen wolltet, ich habe keinen Stüver mehr — „Hier!“ — fuhr ich fort, indem ich meine Weſte aufriß — „Macht mit mir, was Ihr wollt — Aber Gold findet Ihr gewiß nicht bey mir!“

Dieſe Entſchloſſenheit ſchien ſie zu überzeugen, und ſie nahmen ſogleich ein anderes Betragen an — „Geht, wärmt Euch, alter Mann!“ — ſagten ſie — „Und laßt Euch zu eſſen geben, was Euch beliebt, wir bezahlen es!“ — In dieſer Aufwallung von Edelmuth gaben ſie auch der Dame ihr weniges Geld zurück.

Ich packte indeſſen meinen Mantelſack zuſammen, wiewohl mir kaum die Hälfte von meinen Sachen übrig geblieben war. Als uns endlich die Huſaren allein ließen, ſetzten wir uns zu einem magern Mittagseſſen nieder, das bloß aus etwas Suppe, Brod und Käſe beſtand.

Einige Stunden darauf kam einer der Huſaren wieder, ſetzte ſich mitten vor das Kamin, nahm ſeinen Gurt ab, und packte ſeine geraubten Schätze aus. Er hatte drey Abtheilungen in dieſem Gurte gemacht. In der einen ſtaken die Uhren, in der

zwey=

zweyten die Dukaten, in der dritten die Louisd'or. Ich zählte zehn bis zwölf Uhren worunter acht goldene, zwey mit Diamanten beſetzte, waren, an Dukaten hatte er wenigſtens hundert, an Louisd'or ſechzig bis achtzig Stück — und alle dieſe Beute hatte er in wenig Stunden in etwa drey bis vier Gaſthöfen gemacht.

Kaum hatte er ſeinen Raub geordnet, und war davon gegangen, als ein Dragoner herein trat. Dieſer ſchien einiges Intereſſe an mir zu nehmen, zog mich bey Seite und ſagte zu mir — „Hören Sie! Sie werden am beſten thun, mir die Hälfte von Ihren Sachen zu geben, denn am Ende nimmt man Ihnen doch noch die ganze Geſchichte weg. Alſo laſſen Sie uns brüderlich theilen, wobey ich Ihnen die Wahl laſſen will, und ſo bringen Sie Ihr kleines Päckchen am erſten in Sicherheit!"

Was ſollte ich dieſem höflichen Spitzbuben zur Antwort geben. Ohne ein Wort zu ſagen, packte ich alſo meinen Mantelſack aus, nahm zwey Kleider, vier Hemden und ſechs Schnupftücher, was er auch abgeredetermaßen geſchehen ließ, und gab ihm das übrige mit thränenden Augen hin.

Schon wollte er fortgehen, als er einen Wandſchrank gewahr ward! — „Und hier?" — fragte er — „Das iſt dem

Wirthe!“ — erwiederte ich — „Ich weiß nicht, was er darinnen hat!“ — Allein ohne ſich weiter daran zu kehren, brach der Dragoner die Thür auf, und nahm zwanzig Pfund Chocolade heraus. — „Adieu!“ — ſagte er — Und glückliche Überfahrt!“

Unterdeſſen waren die Huſaren wieder gekommen, und luden uns nebſt der Dame und ihren zwey Kindern zu einem prächtigen Abendeſſen ein. Vergebens ſuchten wir es abzulehnen, ſie ließen nicht nach, bis wir herunter kamen, wo ſchon Alles dazu in Bereitſchaft war. Dabey unterhielten ſie uns von ihren Heldenthaten u. ſ. w. bis endlich die Rede auch auf die Emigrirten kam.

Die Beſchreibung, die ich von der ſchrecklichen Lage meiner Unglücksgefährten machte, ſchien ſie zu rühren. — „Ja wenn wir der Convent wären" — ſagte einer — „ſo ſolltet Ihr ſchon längſt zurückgekehrt ſeyn! — Aber es kann nicht fehlen, über lang oder kurz wird man Euch doch zurück rufen, und dann denkt an mich, der's Euch geſagt hat!"

„Ganz recht!" — hub ſein Nachbar an — „Ich bin auch emigrirt geweſen, wie Ihr mich hier ſitzen ſeht! — Aber als ich merkte, daß das Ding ſchief zu gehen anfieng, flugs eilte ich, daß ich wieder nach Hauſe kam. Eben ſo haben's noch fünf von meinen Cameraden gemacht."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen tranken ſie eine Bouteille nach der andern hinein, und nahmen ſich beſonders der beiden Kinder mit vieler Freundlichkeit an. In einer Aufwallung von Edelmuth und Mitleid ſagten ſie ſogar: — „Und wenn Ihr jetzt hundert Louisd'or aus Euren Taſchen nähmt, und legtet ſie vor uns hin, wir rührten ſie ſicher nicht an!“

„Wollte der Himmel! — erwiederte ich — „Ich hätte ſie! — Aber wenn Ihr mir nur die Hälfte von meinem Gelde zurückgeben wolltet, ich würde gern damit zufrieden ſeyn!“ — Hierzu ſchienen ſie indeſſen keine Ohren zu haben, und ſpeiſten mich bloß mit unbeſtimmten Hoffnungen ab.

— „Die Repräſentanten werden's Euch ſicher an nichts fehlen laſſen!“ — ſagten ſie — „Beruhigt Euch nur!“ — Man kann ſich aber denken, wie uns bey dieſen Szenen zu Muthe war!

So mochte es beynahe eilf geworden ſeyn, als ein Stadtſoldat herein trat, und mich mitgehen hieß. — „Ihr ſollt auf die Municipalität kommen!“ — ſagte er, und ſo führte er mich durch die ganze Stadt zum Thore hinaus. — Aber was ſoll denn das heißen?“ — fragte ich erſtaunt — „Hier iſt Euer Logis!“ — erwiederte er in ſeiner groben Sprache, und wir ſtanden vor dem Gefängniſſe ſtill.

Ich ward darauf in ein groſſes Zimmer gebracht, wo ich noch eine Menge Emigrirter fand, und wo von Stunde zu Stunde ein neuer Haufen ankam. Indeſſen wurden wir ſehr gut behandelt und blieben nur bis zum ein und dreyßigſten Januar darin, indem man uns ſchon den erſten Februar nach Amſterdam zu transportiren beſchloß.

Bey unſerer Ankunft am zweyten wurden wir in das ſogenannte Werkhaus gebracht, und noch denſelben Abend von dem Präſidenten des Militairtribunals jeder beſonders examinirt. So ſehr uns nun auch einige Jakobiner zu ängſtigen ſuchten, ſo ergab ſich dennoch ſehr bald, daß es nur eine Formalität geweſen war. Wir wurden nemlich ſchon den vierten Februar weiter nach Breda transportirt, wo ſich damals das Hauptbureau der Militair-Commiſſion befand.

3.

Es war den eilften Februar Nachmittags um vier Uhr, als wir in dem gefürchteten Breda ankamen, das jeder von uns für ſeinen Henkersplatz anſah, auch ſchienen die Reden der Soldaten und Offiziere, die uns am Thore empfiengen, von der übelſten Vorbedeutung zu ſeyn.

„Ha! ha!“ — ruften ſie uns zu — „Bald wird Euch kein Zahn mehr weh thun! — Bald werden wir Euch ein Paar

Bleypflaſter appliciren! — Zur Guillotine! Zur Guillotine mit den Halunken“ u. ſ. w. — Alles ſchrie und ſchimpfte durch einander, bis man uns endlich bey dem Gefängniſſe abſteigen ließ.

Hier wurden wir mit Brod und Waſſer geſpeiſt, und mußten trotz der noch immer anhaltenden Kälte auf dem bloßen Strohe ſchlafen. — Doch keine Details, da man dergleichen ſchon bis zum Ekel geleſen hat.

So hatten wir unter Furcht und Hoffnung, unter tauſend Entbehrungen und Leiden faſt fünf Wochen zugebracht, als man endlich zu unſerm Urtheil ſchritt. Lange waren die Stimmen getheilt geweſen, und mancher Blutmenſch hatte für unſern Tod votirt, endlich behielt indeſſen die Menſchlichkeit die Oberhand. Es wurde nemlich beſchloſſen, uns über die Gränze nach neutralem Gebiete zu deportiren, und jedem deshalb ein Sicherheitspaß ertheilt. Auf dieſe Art wurden wir zu Ende Märzes nach Neuſchanz tranſportirt, wo denn die fernere Route jedem freygeſtellt blieb. Die meiſten wandten ſich demnach nach Münſter, Osnabrück, Oldenburg u. ſ. w., wohin unter andern auch der Verfaſſer dieſer Erzählung mit mehrern ſeiner Gefährten ſeine Zuflucht nahm.

Zweyter Abſchnitt.

Schickſale der Emigrirten, die zur See nach England giengen.

Unter den wenigen Emigrirten, *) die von Schevelingen oder vom Texel aus nach England überzuſchiffen verſuchten, be-

---

*) Es glückte nur wenigen ſich auf dieſe Weiſe zu retten, einmal weil der engliſche Geſandte nur wenig Päſſe ertheilte; zweytens weil die holländiſchen Schiffer ungeheure Preiſe verlangten; drittens weil mehrere Schiffe nicht aus dem Eiſe zu bringen wa-

ſanden ſich auch zwey junge Seeoffiziere, und noch zwölf andere Perſonen, deren merkwürdige Reiſe der Gegenſtand folgender Erzählung ſeyn ſoll.

1.

Nach vielem Hin und Herſtreiten — mag der eine das Wort ergreifen — hatte ich endlich eine Barke für dreyhundert Dukaten beſprochen, wiewohl ich dieſe Summe bey weitem nicht zu bezahlen im Stande war. Ich hatte mich demnach um eine

---

ren; und viertens weil wenig Tage nach dem Einmarſch der Franzoſen auf alle Fahrzeuge ein Embargo gelegt ward.

Geſellſchaft beworben, durch deren Beyträge aber freylich immer noch kaum die Hälfte der Summe zuſammen kam. Schon hatten auch die Damen ihre Ringe und wir Männer unſere Uhren hergegeben, dennoch fehlten uns noch immer achtzig Dukaten daran.

In dieſer Verlegenheit fiel mir endlich der Prinz von Hohenlohe ein, der ebenfalls, wie ich erfahren hatte, mit den Mitteln zu ſeiner Flucht beſchäftigt war. Ich ſchrieb daher an den Major ſeines Regimentes, theilte ihm unſern Plan wegen der Überfahrt mit, und ſchlug ihm für die bewußte Summe einen Platz in dem Boote vor.

Mein Brief ward fortgeſchickt; kaum eine halbe Stunde, ſo tritt ein ſchmutziger Matroſe zu uns herein *) — „Wer ſeyd Ihr, guter Freund?“ — ſagte ich auf engliſch zu ihm — „Ich ſpreche kein engliſch!“ — erwiederte er, und drehte ſich trotzig herum — Wir alle ſiengen nun an ihn für einen verkleideten Sansculotten zu halten, zumal da er einen äußerſt barſchen und herriſchen Ton annahm. Sogleich wird er umringt, mit Ungeſtüm nach ſeinem Namen, nach ſeinem Geſchäfte gefragt, und

---

*) Die Emigrirten befanden ſich nemlich in einem Gaſthof.

ſo ergiebt ſich, daß es der Adjutant des Prinzen iſt.

„Verzeihen Sie, meine Herren!“ — hub er an, indem er uns ſeine Uniform ſehen ließ — „In dieſem Augenblicke kann man beynahe Niemandem trauen!“ — Jetzt erfuhr man denn, daß der Prinz bereits ein Schiff gefunden hätte, daß er aber aus Rückſicht für uns Offiziere zu einem Beytrage entſchloſſen ſey. Der Adjutant hatte demnach Ordre, uns achtzig Dukaten vorzuſtrecken, und ſo kam der Handel mit dem holländiſchen Schiffer endlich in Richtigkeit. Eben ſo gelang es uns, die Barke vom Eiſe zu befreyen, leider fanden wir aber keinen einzigen Matroſen dazu.

Was war zu thun? — Ich und mein Bruder als die einzigen Seeoffiziere mußten uns alſo zu dieſem beſchwerlichen Dienſte allein verſtehen. Unterdeſſen hatte man noch etwas Torf, und einige Lebensmittel, meiſtens Kartoffeln eingekauft, und ſo giengen wir endlich den vier und zwanzigſten Januar Nachmittags um ein Uhr mit der Ebbe muthig in See. Wir waren unſerer funfzehn zuſammen, worunter ſich noch neun Mannsperſonen befanden, dennoch konnte uns nur ein einziger Seecadet von einigem Nutzen ſeyn.

2.

Indeſſen fieng der Wind an immer

ſtei-

ſteifer zu werden, und wir waren daher ſchon mit Einbruch der Nacht ziemlich weit von der Küſte entfernt. Ohne Seecarten, ohne einen geübten Piloten, ohne Kenntniß dieſer Meere ſteuerten wir doch immer muthig nach NW. zu.

So war der Tag angebrochen, ohne daß ſich jemand von unſern Gefährten ſehen ließ. Wir ruften ihnen zu heraus zu kommen, die ganze Cajüte ſchien wie ausgeſtorben zu ſeyn. — Endlich reißt mein Bruder die Thür auf — Gott, welcher Anblick! — Ohne Sprache, ohne Bewegung lagen ſie alle wie todt um den Kamin herum.

Man kennt die Wirkungen des Kohlendampfes; eilends brachten wir alſo unſere betäubten Gefährten auf das Verdeck herauf. Kaum hatten ſie hier den erſten Athemzug friſcher Luft gethan, ſo traten bey allen die ſchrecklichſten Convulſionen ein. Die Damen beſonders ſchienen unausſprechlich zu leiden, und brachen eine Menge verdorbener Speiſen weg. Nach einigen Stunden indeſſen war die ganze Geſellſchaft vollkommen wieder hergeſtellt. Wir empfahlen ihnen, die kleinen Fenſter aufzulaſſen, und ſo begaben ſie ſich wieder in die Cajüte hinab.

Unterdeſſen ſteuerten wir mit ziemlich gutem Winde immer auf dem öden Meere fort. Vergebens hofften wir irgend eine Küſte, irgend ein Schiff zu entdecken, wir ſahen nichts als die ſchwarze düſtere Waſſerfläche vor uns. Zum Unglück hatte der Cadet die Bouſſole zerbrochen, und bald darauf ſchien auch unſer Steuerruder durch einen heftigen Stoß beſchädigt zu ſeyn.

So war der dritte Tag vergangen, und wir drey Matroſen waren beynahe aufs Äußerſte erſchöpft. Ohne zu wiſſen, wo wir uns befanden, ohne Bouſſole, ohne Steuerruder u. ſ. w. beſchloſſen wir endlich die Seegel einzuziehen, um mit den Wellen zu treiben, wohin es dem Himmel gefiel. Unſere Verzweiflung war um ſo größer, da unſer kleiner Vorrath von Lebensmitteln, und beſonders unſer Waſſer beynahe zu Ende gieng.

Acht Stunden mochten wir auf dieſe Weiſe fortgetrieben haben, als die Barke gegen Morgen plötzlich an etwas Feſtes ſtieß, und in dem Augenblicke zu ſinken ſchien. Mit lautem Geſchrey ſtürzte nun Alles über einander hin, bis ich endlich durch die Finſterniß ein kleines Licht erblickte, das in einiger Entfernung auf dem Waſſer zu ſchwimmen ſchien.

Ohne zu zaudern, ergreife ich das Sprachrohr, und rufe auf engliſch — „Iſt hier ein Fahrzeug in der Nähe? — Um Gottes Willen! Wir leiden Schiffbruch!“

„Wer ſeyd Ihr?“ — tönte die Antwort — „Flüchtlinge aus Holland!“ — erwiederte ich — „'S Ruder an Steuerbord, damit Ihr nicht auf das Eis zu ſitzen kommt! — Mitſchiffs das Steuer, und Ihr könnt ſicher vor Anker gehn!“

Es war ein Wachtcutter, der uns weislich unter ſeine Kanonen nahm. — „Wir ſind gerettet!“ — rief ich meinen Gefährten zu — „Wir ſind gerettet! — Morgen laufen wir in die Themſe ein!“

Allmählig fieng es nun an Tag zu werden, und der Cutter rief uns zu, in ſeiner Nähe vor Anker zu gehn. Kaum hatten wir aber das Anker gelichtet, als unſer kleines armſeeliges Fahrzeug auf den Strand geworſen ward. Doch zum Glück war die Fluth nur eben eingetreten, ſo daß es glücklich in dem Schlamm ſitzen blieb.

Unterdeſſen war bereits eine Menge Leute an das Ufer gekommen, denen der Cutter von unſerm Unglücke Nachricht gab. Sie trugen alſo ſogleich einige Breter herbey, warfen uns Taue zu u. ſ. w. und brachten uns auf dieſe Art bald in Sicherheit. So kamen wir endlich in dem Dorfe Clarton in der Grafſchaft Eſſex an, das kaum drey engliſche Meilen vom Meere liegt.

Wie ſehr wir uns nun der Freude überließen, wie herzlich wir uns umarmten, um einander Glück zu wünſchen — jede

Beſchreibung würde hier überflüſſig ſeyn. Leider wurden wir aber ſchon nach einigen Minuten aus dieſem ſchönen Traume aufgeſchreckt.

Wir ſahen uns nemlich von einer Menge Soldaten und Polizeybeamten umringt, die unſere Päſſe verlangten, um ſie nach London zu ſchicken — „indem unſere Ankunft — wie ſie ſagten — verdächtig ſey.“ Indeſſen erlaubte man uns bis auf nähern Befehl, in ein benachbartes Wirthshaus zu gehen.

Ohne Geld, ohne Koſtbarkeiten, ohne Empfehlungen würden wir nun vielleicht, trotz unſers Elendes, keine Aufnahme gefunden haben, hätte nicht ein edelmüthiger wohlhabender Bauer Mitleiden mit uns gehabt — „Auf meine Koſten!“ — ſagte er zu dem harten mürriſchen Wirthe — „Gebt ihnen zu eſſen und zu trinken, ich bezahle es.“

So wurden wir in ein großes Zimmer geführt, und mit Roſtbeef, Kartoffeln, Porter und Käſe im Überfluß bedient. Wie gern hätten wir dieſe Wohlthat ausgeſchlagen, aber wir hatten bereits ſeit zweymal vier und zwanzig Stunden nichts zu eſſen gehabt.

Während wir ſo bey Tiſche ſaßen, kamen nach und nach eine Menge Landleute hinzu, um, wie ſie ſagten, die Schiffbrüchigen Emigranten zu ſehn. Sie ſchienen uns mit vielem Mitleid zu betrachten, und boten uns um die Wette Punſch und Porter an. Vorzüglich zeichnete ſich ein ſehr wohlgebildetes junges Mädchen von etwa funfzehn Jahren aus.

Sie hatte kaum von unſerer Geſchichte gehört, ſo eilte ſie fort, brachte ihre Spaarbüchſe herbey und drang ſie mit thränenden Augen einer unſerer Damen auf. Es war Mademoiſelle A— die ungefähr in gleichem Alter mit ihr ſtand. Die Naivetät, die Innigkeit, die Zärtlichkeit dieſer beyden jungen Frauenzimmer preßte uns allen, ſelbſt unſerm phlegmatiſchen Wirthe Thränen aus.

Unterdeſſen kamen unſertwegen ſchon am andern Morgen von dem Herzoge von Portland Befehle an. Wir erhielten die Erlaubniß nach London zu kommen, und wurden in dieſer Abſicht mit dem nothigen Gelde verſehen. Wenig Tage darauf ſahen wir uns alle unſern Wünſchen gemäß in Sicherheit.

Dritter Abſchnitt.

Schickſale der Emigrirten, die über den gefrornen Zuyderſee giengen.

1.

Es war den fünf und zwanzigſten Januar 1795. Morgens um acht Uhr, als ein Haufen von ungefähr hundert Emigrirten dieſen gefährlichen Übergang zu wagen beſchloß. Einige von ihnen hatten für die Summe von einhundert Gulden zwey Schlitten gemiethet, und die übrigen folgten zu Fuße nach. Man brach von Enkhuyſen auf, um nach Lemmer zu gehen, was ohngefähr zwölf Stunden davon entfernt iſt.

Trotz der vielen Ungleichheiten des Eiſes und trotz des tiefen Schnees, und des ſchneidenden Oſtwindes langte man um ein Uhr Nachmittags glücklich in der Nähe der Inſeln Urck und Schreckland an. Schon dachten die armen Emigrirten ſich in die Wirthshäuſer zu vertheilen, aber plötzlich lenkten ihre Führer wieder vom Ufer ab. — „Es iſt ſchon ſpät!“ — ſagten ſie — „Wenn wir hier einkehren, überfällt uns die Nacht,“ u. ſ. w. — Die Emigrirten waren gezwungen, ihnen Recht zu geben, zumal da die Kälte immer zuzunehmen ſchien.

Leider zeigte ſich aber bald, daß dieſer entſetzliche Marſch bey weitem ihre Kräfte überſtieg. Schon hatten die Schlitten einen Vorſprung von wenigſtens tauſend Schritten gewonnen, und jede Viertelſtunde blieben die Fußgänger weiter zurück. Bald ſahe man ſie in kleine Haufen zu ſechs bis zehn Perſonen vertheilt, und ſchon um drey Uhr Nachmittags ſchienen mehrere davon erfroren zu ſeyn. Ohne ſich indeſſen um dieſe zu bekümmern beſchäftigte ſich jeder bloß mit ſeiner eigenen Gefahr.

So fieng es an dunkel zu werden, und das Elend unſerer unglücklichen Wanderer nahm mit jeder Minute zu. Schon hatten ſie die Schlitten aus dem Geſichte verlohren, ſchon ſahen ſie ſich zu zehn und funfzehn Perſonen mitten auf dem Eiſe völlig allein. Welchen Weg ſollten ſie verfolgen? Wie ſollten ſie die gefährlichen Stellen erkennen? Wie ſollten ſie dem unvermeidlichen Tode entgehn? Von nun an ſtürzten ſie faſt bey jedem Schritte nieder, ſo daß zuletzt beynahe keiner mehr bey dem andern blieb.

Unter dieſen einſamen unglücklichen Wanderern befand ſich auch ein Offizier aus der Picardie Namens B—n. Er war bis dahin einer der beſten Fußgänger geweſen, als er ſich mit Einbruch der Nacht völlig verlaſſen ſah. Noch glaubte er indeſſen das Ufer erreichen zu können — leider zeigte ſich aber bald, daß es nur ein täuſchender Nebel geweſen war. Doch ſeine Geſchichte iſt viel zu außerordentlich, ſie mag daher der Gegenſtand ſeiner eigenen Erzählung ſeyn.

2.

So war ich denn — ſoll er das Wort ergreifen — mitten auf dem Zuyderſee von aller menſchlichen Hülfe entfernt! — Vergebens ſuchte ich in der Entfernung ein Licht zu entdecken, oder eine Stimme zu vernehmen. — Ich ſah nichts als dicke Finſterniß vor mir, ich hörte nichts als das Pfeifen des Windes, nichts als das Krachen des Eiſes, das in der Länge zerſprang. Schrecklicher, ſchrecklicher Augenblick! Ich geſtehe, daß ich mich Anfangs der Verzweiflung überließ, daß ich im Begriffe war, mich ſterben zu laſſen, da ich keine Möglichkeit zu meiner Rettung ſah.

Zum Glück fand ich indeſſen in meiner Taſche noch ein wenig geräuchertes Fleiſch, und in einem Fläſchchen einige Tropfen Brandewein. So klein der Überreſt war, er erquickte mich außerordentlich, er gab mir neuen Muth, neue Standhaftigkeit. Eilends raffte ich mich auf, und ſieng an fortzugehen, bis ich endlich vor einem hohen Schneehügel ſtand.

Ich ſtieg hinauf, ich dachte irgend ein Licht, irgend einen meiner Gefährten zu erkennen — Vergebens — Der dicke Nebel verſchleyerte alles um mich her. Endlich

zog

zog ich meine Uhr heraus und hielt ſie gegen den Schnee, um nach der Stunde zu ſehen. — Es war erſt ſieben Uhr — Wehmüthig blickte ich zum Himmel auf.

Noch eine Stunde war ich ſo fortmarſchirt, endlich beſchloß ich abermals ein wenig auszuruhen. Ich grub alſo ein Loch in den Schnee, und ſtreckte mich der Länge nach hinein. Wahrſcheinlich hat mich dieſes vor dem Erfrieren geſchützt, denn nach ohngefähr dreyßig Minuten fühlte ich meinen ganzen Körper wie von neuem belebt. Da ich nun überdem ziemlich warm gekleidet war, ſo beſchloß ich zu warten, bis der Mond aufgehen würde, wo ſich dann vielleicht das nächſte Ufer erkennen ließ.

Zwey Stunden mochte ich ſo gelegen haben, als es plötzlich zu glatteiſen anfieng. Tiefer und immer tiefer grub ich mich nun in meine Höhle hinein, und breitete eine dicke Decke von Schnee über mich her. So wie in ein Grab verſchloſſen hörte ich mit Entzücken auf den Perpendikelſchlag meiner Taſchenuhr, die ich in dieſem Augenblicke wie eine geliebte Gefährtin anſah.

So mochten abermals einige Stunden vergangen ſeyn, als der Wind plötzlich nach Weſten ſprang, und die Kälte, wie es mir ſchien, etwas abzunehmen anfieng. Bis jetzt war nemlich mein Schanzlooper feſt an den Schnee gefroren geweſen, aber ſchon nach einer Stunde fand ich ihn völlig abgelöſt. Bald fieng der Schnee an unter mir zuſammen zu rücken, und gegen drey Uhr Morgens fand ich einen halben Zoll Waſſer darauf. — Gott! Zu welcher neuen Gefahr war ich noch auf dieſer erſchrecklichen Reiſe beſtimmt! — Indeſſen beſchloß ich mich wieder auf den Weg zu machen, und marſchirte ſo bis fünf Uhr in der Irre fort.

Aber jetzt! — O Augenblick der Freude, des Entzückens, der Seeligkeit — Jetzt — ich höre Hähne krähen — Ich glaube Lichter zu ſehen. — O Gott! — So befand ich mich in der Nähe des Ufers — So war ich gerettet — So ſollte ich noch einmal wieder glücklich ſeyn.

Aber der Tag brach an — O entſetzlicher, herzzerreißender Augenblick! — Wohin ich mich wendete — Nirgends ſahe ich Land vor mir — War es ein Traumbild meiner Phantaſie geweſen? — Hatte mich vielleicht das Pfeiſen des Windes getäuſcht? — Oder hatte ich mich von neuem verirrt? — Hatte ich mich abermals von der Küſte entfernt? — Ich weiß es nicht. Aber mein Schmerz, meine Angſt, meine Verzweiflung — Nein, ich habe keine Worte dafür.

Doch endlich — nachdem ich ſo eine halbe Stunde geſeſſen hatte — kehrte mein voriger Muth zurück — „Wohlan denn!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Wie es auch endigen mag, ich will wenigſtens weiter gehen. — Und wenn ich dabey umkommen ſollte — Nun ſo hatte ich doch wenigſtens das Äußerſte gewagt! — Eilends raffte ich mich nun auf, ſchlurfte ein wenig Schneewaſſer hinunter, und gieng auf Gerathewohl immer nach Oſten fort.

Zwey Stunden mochte ich auf dieſe Weiſe fortgewandert ſeyn, als ich plötzlich einen gebahnten Fußſteig vor mir ſah, der mit einer Menge Kleidungsſtücken bedeckt war — „Gott Lob!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Hier ſind wenigſtens meine Cameraden paſſirt! — Wer weiß, ob dieſer Weg nicht gar vielleicht zu einer Küſte führt!“ — Wirklich glaubte ich auch bald darauf ein niedriges Land zu erkennen, das höchſtens noch eine halbe Meile von mir entfernt zu ſeyn ſchien.

Unterdeſſen war die Sonne aufgegangen, und bald darauf bekam ich die glänzende Spitze eines Kirchthurmes zu ſehen. Noch immer war ich indeſſen zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt, bis ich endlich eine Anhöhe erſtieg. — „O unvergeßlicher Augenblick!“ — In klarem Sonnenlichte lag die Inſel Schockland mit ihren Dämmen und ihren röthlichen Häuſern vor mir da.

Außer mir vor Entzücken wanderte ich nun mit neuen Kräften vollends bis an das Ufer fort. — Ich ſehe Leute, ich höre ſie ſprechen, ſie ſteigen zu mir herunter und helſen mir vollends herauf. — „Iſt es möglich? — Bin ich gerettet?“ — Bin ich wieder unter Menſchen?

Mitleidig führten ſie mich nun ſogleich in eine benachbarte Wohnung, und nahmen ſich meiner mit unermüdeter Sorgfalt an. Kleider, Wäſche, Nahrungsmittel, geiſtige Getränke, ſie brachten alles um die Wette für mich herbey. — O großmüthige Einwohner von Schockland! Ihr habt ein ewiges Recht auf meine Dankbarkeit! — Ihr habt mich aufs neue mit der Menſchheit ausgeſöhnt!

Kaum vier Tage hatte ich bey dieſen guten Leuten ausgeruht, als ich mich vollkommen wieder hergeſtellt fand. Ich beſchloß demnach meine Reiſe nach Weſtphalen ſo ſchnell als möglich fortzuſetzen, und gieng mit einem Schlitten nach Campen ab. Hier fand ich alles in Aufruhr gegen die Engländer, deren Arriergarde eben durchmarſchirt war. Indeſſen ließ man mich ruhig meine Straße ziehen, und ſo ſchlug ich denn unbeſorgt den Fußſteig nach Zwoll an der Yſſel ein.

Es war Nachmittags um zwey Uhr, fröhlich wanderte ich auf dem gut geebneten Wege fort. Plötzlich höre ich einige Menſchen hinter mir gehen und werde in dem Augenblicke, wo ich mich nach ihnen umdrehen will, bey den Haaren gefaßt. Ich reiße mich los, um zu ſehen, was das bedeuten ſoll, und erblicke fünf abſcheuliche Kerle, die alle mit Meſſern bewaffnet ſind.

„Engliſch Hund!" — rief mir einer von ihnen zu, und ſetzte mir ſein großes Meſſer auf die Bruſt. — „Nicht engliſch!" — erwiederte ich — „Emigrant!" Kaum hatte ich aber dieſes Wort geſagt, als er mir noch wüthender zu werden ſchien! — Haſtig faßte er mich bey der Gurgel, ſchnitt mein kleines Tragband durch und warf ſeinen Cameraden meinen Querſack zu.

Jetzt fieng er an mit einem Knittel auf mich hinein zu ſchlagen, und ſchrie mit gräßlicher Stimme: — „Geld! Geld! — Dein Geld her, engliſcher Hund!" —

Ich hatte die Geiſtesgegenwart, meine Uhr und mein Geld in meine Pantalons fallen zu laſſen und reichte ihm nur meine kleine Börſe mit etwa ſieben bis acht Gulden hin. In dieſem Augenblicke erhielt ich einen ſo heftigen Schlag in das Genick, daß ich ohnmächtig zu Boden ſank.

Als ich wieder zu mir kam, ſah ich die Räuber in einiger Entfernung nach Campen gehn. Plötzlich drehten ſich zwey von ihnen um, kamen zurück und forderten mir meinen Schanzlooper ab. Kaum mache ich Anſtalt ihn auszuziehen, ſo erhalte ich einen neuen Schlag, der mich abermals bewußtlos zu Boden ſtreckt. Unterdeſſen riſſen mir die Barbaren noch meinen Überrock ab, ſo daß ich nichts als einen dünnen Frack behielt.

Mühſelig verſuchte ich mich nun noch eine halbe Stunde weiter zu ſchleppen, bis ich endlich ein kleines Dorfchen erreichte, das ſeitwärts am Wege lag. Hier verſammelte ſich alles um mich her, hier fand ich Großmuth und Gaſtfreundſchaft. Ein braver Bauer nahm mich in ſeine Wohnung auf, ließ meine Wunden verbinden, gab mir einen neuen Überrock, und behielt mich drey volle Tage bey ſich. Da aber die franzöſiſchen Patrouillen ſchon bis nach Campen kamen, ſo brach ich am vierten Morgen weiter nach Hardenberg auf. Von hier kam ich ohne Abentheuer nach

Osnabrück, wo ich nun einige Tage ausruhte, und dann mit dem Poſtwagen nach Hamburg gieng.

……

So weit Herr B., der nachher in Altona von einem kleinen Bijouteriehandel lebte, und wahrſcheinlich nunmehr nach Frankreich zurück gekehrt iſt. Sein Beyſpiel mag hinreichen, um den Leſern von dieſer ſchrecklichen Reiſe über den Zuyderſee einen Begriff zu geben, weshalb denn auch die ähnlichen Erzählungen anderer Emigranten, um Wiederholungen zu vermeiden, hier nicht aufgenommen worden ſind.

II.

Die
Prinzeſſin von Bourbon-Conti.

Prinz Ludwig Franz von Bourbon-Conti hatte im Jahre 1762. mit der Herzogin von M— eine Tochter erzeugt, die er unter dem Namen einer Gräfin von Mont-Cair-Zain *) mit der größten Sorgfalt erziehen ließ. Schon hatte die kleine Gräfin ihr eilftes Jahr erreicht, ſchon hatte der zärt-

---

*) Der unbekannte Name ihrer Mutter im Anagram.

liche Vater Anſtalten getroffen, ſie unter ſeinem Namen legitimiren zu laſſen, ſchon war der Tag zu dieſer feyerlichen Ceremonie feſtgeſetzt, als die Prinzeſſin eine Einladung auf den Landſitz ihrer Mutter erhielt, um dem ſchrecklichſten Schickſale entgegen zu gehen. Dies zur Einleitung, alles übrige mag der Gegenſtand ihrer eigenen Erzählung ſeyn.

……

1.

Es war den zweyten Junius 1773. Vormittags um zehn Uhr. Wir näherten uns der großen Allee, die zu dem Schloſſe führt, als ich eine ſechsſpännige Berline mit mehreren Reutern auf uns zukommen

ſah,

ſah, die in demſelben Augenblicke ſtille hielt. — „O liebſte Mutter!“ — rief ich aus, und eilte meine Chaiſe zu verlaſſen, als mir einer der Reuter ſagte, daß Madame la Ducheſſe ausgeſtiegen ſey.

„Sie iſt Ihnen auf dem Fußſteige entgegen gegangen“ — ſetzte er hinzu — „Belieben Sie hier in ihre Berline zu ſteigen und in wenig Minuten werden Sie ihr zuvor gekommen ſeyn.“ — Während dieſes kurzen Geſprächs gab Madame Delorme *) meinem Kutſcher ohne weiteres Befehl, nach Paris zurück zu kehren, ſo daß ich mich mitten auf der Landſtraße ohne meine Equipage befand.

---

*) Die Gouvernante der Prinzeſſin.

Verwundert wollte ich Madame Delorme um die Urſache fragen, als ſie mich bey dem Arme ergriff, mich haſtig in die Berline hob, und lächelnd ſagte: „Geſchwind! Geſchwind! Damit wir die Mama einholen können!“ — Wir ſteigen hinein, die Thür wird zugeworfen, und die Kutſcher fahren in geſtrecktem Gallop davon.

Eine Viertelſtunde, eine halbe Stunde fliegen wir ſo immer auf der Landſtraße fort, endlich fängt mir die Zeit an lang zu werden, und ich frage Madame Delorme, was das bedeuten ſoll — „Wir fahren zur Mama," — erwiederte ſie, ohne ſich weiter auf meine Fragen einzulaſſen, und ſo kamen wir endlich nach zwey tödlich langen Stunden bey einem Poſthauſe an.

„Was iſt das? — Was will man mit mir anfangen? — Wohin ſoll ich gebracht werden?" — Statt aller Antwort läßt mich Madame Delorme in eine andere etwas kleinere Berline ſteigen, ſetzt ſich neben mich, ſchlägt den Schlag hinter uns zu, und wir fahren mit verdoppelter Schnelligkeit davon.

Ich war außer mir, tauſend Empfindungen wechſelten in meinem Herzen ab. — „O mein Vater!" — rief ich — „Was iſt aus Ihrer unglücklichen Tochter geworden? — Warum eilen Sie nicht zu meiner Hülfe herbey?“ — So fuhr ich fort zu klagen, endlich verwandelte ſich meine Wehmuth in den heftigſten Zorn.

„Wohin bringen Sie mich?“ — fragte ich die Delorme mit erſtickter Stimme — „Haben ſie vergeſſen, daß ich die Tochter des Prinzen Conti bin — Ich will nach Paris zurück! — Ich ſage es Ihnen, ich will nach Paris zurück!“ — Ach vergebens! Sie ſah ſtarr und finſter vor mich hin, und meine Drohungen und meine Thränen ſchienen ihr völlig gleichgültig zu ſeyn.

So fuhren wir fort, ohne die mindeſte Erfriſchung zu uns zu nehmen, ohne einen

Augenblick länger anzuhalten, als zu dem Pferdewechſel nöthig war. So fuhren wir fort; einen ganzen langen entſetzlichen Tag bis ſpät in die Nacht hinein, wo ich endlich meinen Schmerz und meine Angſt verbarg, und auf die Delorme gelehnt in dem Wagen einſchlief.

2.

Als ich nach einem Zwiſchenraum von vier bis fünf Stunden wieder erwachte, befand ich mich in einem kleinen Wirthshauſe auf einem elenden Bette, zu deſſen Füßen die Delorme ſaß. Mein Geſchrey, meine Vorwürfe erwachten von neuem und zogen endlich eine Menge Leute herbey —

„Ich eile zu meinem Vater, ſage ich Ihnen — ſuhr ich mit verdoppelter Heſtigkeit fort — Zu meinem Vater dem Prinzen Conti, um mit ihm zu dem Könige zu gehen. — Schicken Sie fort, laſſen Sie meinen Vater holen, oder ich bringe mich um!“

Madame Delorme behielt indeſſen ihre ganze Kaltblütigkeit — „Ich muß meinen Befehlen nachkommen!“ — erwiederte ſie — „So ſehr mein Herz auch dabey leiden mag!“ — Ach ſie kannte meine Schwäche! — Sie wußte, daß man alles auf dieſe Art von mir erlangen konnte, und ich verſprach ihr, ruhiger zu ſeyn.

„Sie werden ihren Vater wieder ſehn!“

— ſetzte ſie hinzu — „Er ſelbſt hat mir die Befehle zu dieſer Reiſe ertheilt!" — So gelang es ihr, mich zu beſänftigen, ich nahm einige Erfriſchungen zu mir und wir ſetzten Morgens um vier Uhr unſere Reiſe von neuem fort. Endlich nachdem wir noch zwey Tage mit gleicher Schnelligkeit gefahren waren, kamen wir zu meinem großen Erſtaunen in Lons le Saunier *) an.

Und jetzt — werd ich es ſagen können? — jetzt erſt erfuhr ich das ganze ſchreckliche Geheimniß von der Verbannung meines Vaters, von der Ungnade des Königs,

---

*) In der ehemaligen Franche-Comté.

von dem Unglück, in das unſere ganze Familie verwickelt worden ſey. Ich erfuhr alles, bis auf das Schickſal, das eine unlegitimirte Tochter erwarten mußte, ohne zu ahnden, daß es ein Gewebe der ſchändlichſten Lügen war.

Gott, welcher Augenblick! — Noch jetzt denke ich mit Entſetzen daran zurück! — „Ich ſollte den Namen Bourbon Conti auf immer ablegen! — Ich ſollte als eine Tochter der Delorme in ein Kloſter gehn! — Es war der Wille meines unglücklichen Vaters!“ — ſagte ſie — „Unmöglich!“ — erwiederte ich — „Ach, es wird mir das Leben koſten!“

Madame Delorme verließ mich, außer

mir warf ich mich auf mein elendes Lager hin. — So ſollte ich allen Anſprüchen, allen Hoffnungen meiner Kindheit entſagen! — So ſollte ich in den Mauern eines einſamen Kloſters vergraben auf ewig der Verzweiflung überlaſſen ſeyn! — O Leſerinnen, die Ihr ein Herz im Buſen tragt — Ihr allein werdet meine Gefühle errathen, Ihr allein werdet der unglücklichen Stephanie eine Thräne weihn.

3.

Vierzehn Tage hatten wir bis jetzt in einem Hotel gewohnt, endlich entſchloß ſich Madame Delorme — „wegen der verzögerten Entſcheidung meines Schickſals“ —

wie ſie ſich ausdrückte, in das Haus eines Verwandten, eines gewiſſen Herrn B. zu ziehn. — „Vielleicht!“ — ſetzte ſie hinzu — „Vielleicht — könnten Sie ihn — Es iſt ein Ausweg, den ich Ihnen vorſchlage, im Fall Ihre Abneigung gegen das Kloſter unbezwinglich iſt.“

„Wie?“ — fuhr ich erſchrocken auf — „Ich ſollte Herrn B. heyrathen?“

„Warum nicht?“ — erwiederte ſie — „Und um es Ihnen gerade heraus zu ſagen — Sie haben nur zwiſchen ihm und dem Kloſter zu wählen!“

„Zwiſchen ihm und dem Kloſter!“ — fiel ich ein — „Nun ſo will ich lieber in dieſem Kerker als in ſeinem Hauſe ſterben!

— Eher den Tod als dieſes Ungeheuer! — Machen Sie Anſtalt! Bringen Sie mich hin, wohin es Ihnen beliebt!“

Aber dieſer Herr B.? — O ich hatte gewiß nicht zu viel von ihm geſagt. Es war die Häßlichkeit, die Unreinlichkeit, die Bosheit in eigener Perſon. Ein altes fünf und vierzigjähriges ſchwarzbraunes Katzengeſicht, eine plumpe ekelhafte Figur ohne Proportion und Anſtand, eine Ausdünſtung, die auf zwanzig Schritt verpeſtete, ein Charakter endlich, der alles Niedrige in ſich zu vereinigen ſchien. — Das war der Mann, den ich heyrathen, das war der Gemahl, mit dem ich leben ſollte! — Ja, ich wiederhole es, ich habe noch viel zu wenig von dieſem Ungeheuer geſagt.

Vergebens drang die Delorme auf dieſe Heyrath; vergebens ſtellte ſie mir die Unannehmlichkeiten des Kloſterlebens vor: mein Entſchluß war gefaßt, und ſo reiſten wir den fünften September 1773. nach Chalons für Saone ab.

Drey Tage darauf, und wir kommen an, wir halten vor dem Kloſter de Sainte Marie ſtill, Madame Delorme übergiebt mich als ihre Tochter, und ſo ſteige ich mit zerriſſenem Herzen in meinen Kerker hinab.

So weit die Prinzeſſin — Ihre fernern Schickſale und die Enträthſelung des ganzen Geheimniſſes in ihrer vollſtändigen Biographie, die nächſtens erſcheinen ſoll. Hier wird man mit Entſetzen leſen, wie ſie das Opfer des ſchändlichſten Betruges und der abſcheulichſten Rache ward, wie ſie ſich ſogar zur Verbindung mit jenem Ungeheur gezwungen ſah, und eilf ſchreckliche Jahre ſeine Gefangene blieb, wie es ihr endlich gelang, ihre Rechte wieder geltend zu machen, und in welche neue Gefahr ſie dadurch während der Revolution gerieth. Man wird nicht leicht eine Biographie anführen können, die ſo wahr, ſo romantiſch und ſo rührend wäre, daher ſie dem beſſern Theile des Publikums gewiß willkommen ſeyn wird. In einem Anhange ſollen auch die merkwürdigſten Aktenſtücke mit beygebracht werden.

III.

Follie.

Follie war zum königlichen Commiſſar in Senegal ernannt worden, und hatte ſich am vierzehnten December 1783. zu Bordeaux eingeſchifft, um nach ſeiner Beſtimmung abzugehn. Die Reiſe war troz der ſtürmiſchen Jahrszeit noch ziemlich glücklich geweſen, als das Schiff am ſiebzehnten Januar 1784. bey dem Cap Num, ohngefehr ſechzig Lieuen von Mogador, durch die Unwiſſenheit des Capitains auf einen Felſen ſtieß, und ſogleich ein gefährliches Leck bekam. Dies zur Einleitung, das übrige mit Folkes eigenen Worten.

……

1.

Der Tag brach an, wir ſahen die Küſte deutlich vor uns liegen, und bemerkten zu unſerer großen Freude, daß unſer Schiff noch ziemlich gerade ſtand. Um es nun wenigſtens noch einige Stunden in dieſer vortheilhaften Lage zu erhalten, wurden Anker, Wänte u. ſ. w. ſogleich über Bord geworfen und zuletzt ſogar die Maſten gekappt.

Ich faßte einige Hoffnung, die Equipage und die Ladung retten zu können, und munterte daher die Matroſen durch Geld und ſtarke Getränke zur Arbeit auf. Niemand hatte indeſſen den Muth, ſich durch die Brandung an die Küſte zu wagen, bis ſich endlich der Steuermannsgehülfe Deschamps zu dieſem gefährlichen Verſuche entſchloß.

Die Loglinie um den Leib geknüpft, ſpringt er mit geſchloſſenen Augen in die ſchäumenden Wellen hinab, arbeitet ſich mit unglaublicher Stärke durch die zurückſchlagende Brandung hindurch, und klettert endlich glücklich die felſichte Küſte hinauf.

Schon haben ſich mehrere von den Matroſen entſchloſſen ihm nachzufolgen, plötzlich füllt ſich die ganze Gegend mit einem

Haufen bräunlicher Wilden an. Deschamps bemerkt ſie, ſtürzt ſich von neuem ins Meer, um an das Schiff zurück zu ſchwimmen, wird aber verfolgt, und in wenig Minuten eingeholt.

Vergebens ſuchen wir die Barbaren durch unſere Zeichen um Schonung anzuflehen, ſie ſchleppen ihn fort, zünden ein großes Feuer an, hängen ihn bey den Beinen auf, erheben ein wildes Freudengeſchrey, und ſtellen ſich in dichten Kreiſen um ihr Schlachtopfer herum. Gott, welches Schauſpiel! — So ſahen wir denn auf jeder Seite nur den ſchrecklichſten Tod vor uns!

Indeſſen hatte ſich das Schiff ſchon auf die Seite gelegt, das Waſſer fieng an mit jeder Minute zu ſteigen, und die Wellen riſſen eine Planke nach der andern hinweg. In dieſer ſchrecklichen Lage beſchloſſen wir endlich die Chaluppe auszuſetzen, uns aufs beſte mit Waſſer und Munition zu verſehen, und unſer Leben wenigſtens ſo lange zu vertheidigen als möglich ſey. Vergebens! Kaum hatten wir die Chaluppe mit unglaublicher Anſtrengung über Bord gebracht, als wir ſie von den Wellen zertrümmert ſahen.

Es war um zwey Uhr Nachmittags, der Wind fieng mit jeder Stunde an ſtärker zu werden, und unſer Untergang ſchien mit einbrechender Nacht unvermeidlich zu ſeyn. Plötzlich faßte der Bottelier den Entſchluß, ans Land zu ſchwimmen, um zu ſehen, was aus dem armen Deschamps geworden ſey. — „Vielleicht haben ſie ihn noch nicht getödtet!“ — ſetzte er hinzu — „Auf jeden Fall werde ich Euch ein Zeichen geben!“

Geſagt, gethan! der Bottelier ſchwimmt an das Land, aber kaum hat er das Ufer erreicht, als er von den Wilden umringt, zu dem Feuer geſchleppt und an den Beinen aufgehangen wird, alles wie es dem unglücklichen Deschamps ergangen war.

Welche Ausſichten! — Auch bemerkte ich bald, daß ſich die ganze Equipage der

Verzweiflung überließ. Gleichwohl ſchien mir unſer Schickſal noch gar nicht ausgemacht zu ſeyn. Woher wußten wir, daß unſere Cameraden erwürgt worden waren? Konnte man ſie nicht vielleicht nur erwärmen, und nach der Gewohnheit dieſer Küſtenbewohner haben ſtürzen wollen u. ſ. w.

Alles das glaubte ich demnach der Equipage vorſtellen zu müſſen, zumal da der Capitain ſchon von dem Auffliegen ſprach. Wirklich hatte ich auch die Freude, meine Gründe geltend zu machen, und ſo wurde beſchloſſen, wo möglich ans Land zu gehen.

Unterdeſſen war es völlig finſter geworden, und man konnte die Wilden bey ihrem Feuer in voller Geſchäftigkeit ſehen. Schrecklich tönte ihr wilder Geſang an das Schiff herüber, das immer mehr von den Wellen bedeckt zu werden ſchien. Gott, welche Nacht, in der mich beynahe meine eigene Standhaftigkeit verließ!

Dazu kam, daß der Capitain ſich ſelbſt umbringen wollte, und nur mit Mühe daran verhindert ward. Endlich fiengen wir an ein Floß zu verfertigen, das man mit der anfangenden Fluth ins Meer zu ſetzen beſchloß.

So kam der Morgen heran, und jeder von uns war bis zum Äußerſten erſchöpft. Wir ſahen das ganze Ufer mit Wilden bedeckt, die uns zur Landung aufzumuntern ſchienen, und beſchloſſen daher endlich, ihnen muthig entgegen zu gehen.

Plötzlich ſehen wir einen Wilden ſich in die Wellen ſtürzen und auf das Schiff zuſchwimmen, das in der Nacht etwas näher getrieben war. Er nähert ſich, wir werfen ihm einige Taue zu, wir ziehen ihn an Bord, und hören zu unſerer großen Freude, daß unſere Cameraden noch am Leben ſind. Der Wilde ſprach arabiſch, das ich ziemlich gut verſtand, und mit Freuden gab ich bey dieſer Nachricht den Dollmetſcher ab.

Kaum hatten die übrigen Mauren — denn ſo nannte er ſeine Nation — vom Ufer her bemerkt, daß ihm nichts Böſes geſchah, daß ich ihm ſogar meine Börſe und meine ſilbernen Schnallen gab, als ſie in großer Anzahl herüber geſchwommen kamen. Schon war das Verdeck mit ihnen angefüllt, ſchon waren ſie ſtärker als die Equipage ſelbſt, plötzlich gebe ich dem Steuermann, ein Zeichen, das Floß ins Meer zu laſſen, acht andere Matroſen ſpringen mit uns darauf, und ſo rudern wir mit Stangen und Hacken verſehen aus Leibeskräften auf die Küſte zu.

Einige Minuten und wir werden von einer heftigen Welle gefaßt. Das Floß ſchlägt um, wir ſtürzen hinunter, jeder rettet ſich, ſo gut er es im Stande iſt. Bald werde ich gegen die Klippen geſchleudert, bald treibe ich wieder nach dem Floße zu. Endlich verliere ich das Bewußtſeyn, und als ich wieder zu mir komme, ſehe ich mich am Ufer von einem Haufen Mauren umringt.

Zwey von ihnen faſſen mich an, hängen mich in der Nähe eines großen Feuers bey den Beinen auf, reiben mir den Unterleib, laſſen mich eine Menge eingeſchlucktes Waſſer wegbrechen, und ſcharren mich endlich bis an den Hals in heißen Sand hinein. Bald darauf ſah ich meine übrigen Cameraden auf dieſelbe Art am Feuer liegen. Deschamps und der Botteſier aber ſchienen verſchwunden zu ſeyn.

2.

Unterdeſſen waren die Mauren allmählig vom Schiffe zurück gekommen, und ſchloſſen einen dichten Kreis um uns her — „Auf!“ — riefen ſie uns mit wildem Gelächter zu — „Auf Hunde! — Vom Ufer hinweg!“ — So trieben ſie uns lärmend und fluchend unter beſtändigen Säbelhieben wohl eine halbe Lieue fort, bis der Anführer endlich Halt zu machen befahl.

Wir ſtehen ſtill — und plötzlich ſtürzen auf jeden von uns wohl zwanzig von dieſen Barbaren hinein. Dieſe faſſen uns bey den Armen, jene bey den Füßen an, alle reißen uns unter entſetzlichem Geſchrey mit ſich fort. Zehnmal ſind ſie im Begriff ſich ſelbſt zu ermorden, jeder Augenblick ſcheint unſer letzter zu ſeyn. Endlich gewinnen die Stärkern die Oberhand und eilen jauchzend mit ihrer Beute von dannen.

Ich ſelbſt hatte indeſſen die Gelegenheit erſehen, und mich in ein benachbartes Gebüſch verſteckt. Schon glaubte ich mich in Sicherheit, plötzlich ſtürzen ein Paar Mauren mit gezogenen Säbeln auf mich zu. Sie werfen mich nieder, ſie ſchleppen mich ſeitwärts durch das Dickicht, und ſo kommen wir endlich bey ihren Hütten an.

Halb nackend, von Durſt verzehrt, und über und über mit Wunden bedeckt, bat ich ſie jetzt zur Linderung meiner Leiden um den letzten Todesſtoß. Sie erſtaunten, ſie ſuchten mich über mein Schickſal zu tröſten und reichten mir endlich ein wenig am Ufer gefundenen Zwieback hin. Ich verſchlinge ihn mit Begierde, erhalte eine Stelle am Feuer, und ſchlafe endlich vor äußerſter Ermüdung mitten unter dem Getümmel meiner wilden Gebieter ein.

Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich zu meiner großen Freude meine ſämmtlichen Unglücksgefährten in den benachbarten Hütten zerſtreut. Ach ſie wollten Troſt und Hoffnung bey mir ſuchen, während ich beynahe ſelbſt unter meinem Schickſale erlag.

Wir ſahen es jetzt nur zu deutlich, wir waren zu der ſchmählichſten Sclaverey beſtimmt. O Gott! — meine Gattin, meine Kinder! — Unter dieſen Betrachtungen brachte ich den ganzen Tag in Fieber zu. — Erſt Abends erhielt ich eine neue Portion Zwieback, und man kündigte uns auf den folgenden Morgen den Anfang der Arbeit an.

Kaum war es nemlich Tag geworden, als man uns aufzuſtehen, und an die Küſte zu marſchiren befahl. Unſere Schwäche, unſere Wunden, unſere Hülfloſigkeit, nichts vermochte die Wilden zurück zu halten, und ſie behandelten uns mit der größten Unmenſchlichkeit.

Wir wurden alſo gezwungen, die an das Ufer geſpülten Kiſten und Tonnen Landeinwärts zu transportiren, worüber beynahe der ganze Tag vergieng, ohne daß man uns vor fünf Uhr Abends ein wenig Zwieback gab. Dieſe Arbeit dauerte bis zum acht und zwanzigſten, wo ſich endlich der größte Theil der Mauren auf die Gebirge begab. Meine unglücklichen Gefährten wurden mit fortgeſchleppt, und ſo blieb ich mit meinem Herrn und zwey bis drey andern Familien allein an der Küſte zurück.

3.

Es war Nachmittags um vier Uhr; wehmüthig blickte ich auf das einſame Meer hin:

hinaus, plötzlich ſeh ich ein Geripp auf mich zukommen, das von zwey Mauren geführt wird, und die Arme nach mir ausſtreckt. Ich raffe mich auf, ich eile der Jammergeſtalt entgegen — o Gott, es war der unglückliche Capitain, der ſich im äußerſten Elend befand.

Mit verſchwollnen Augen, den Brand in ſeinen Wunden, den Tod im Geſichte ſtand er mir gegenüber, und reichte mir ſeine ſterbende Hand zum Abſchied hin — Unglücklicher Mann! Ach ich konnte in dieſem Augenblicke nur an ſein Elend denken! Ich vergaß, daß er die Urſache des meinigen war; ich ſah nichts als einen ſterbenden Freund in ihm!

Eilends ſchleppte ich ihn nun in meine Hütte, floßte ihm meinen letzten Tropfen Ziegenmilch ein, riß meine Lumpen ab, um ihn damit zu bedecken, und ſprach ihm mit thränendem Auge die liebevollſte Tröſtung zu. Dankbar drückte er mir die Hand, wehmüthig wollte er mich noch einmal um Verzeihung bitten — plötzlich ſtürzt ein bewaffneter Maure hinzu, und befiehlt mir aufzuſtehen. Ich weigere mich — Er legt ſeine Flinte auf mich an — Vergebens — Ich bin unerſchütterlich. Endlich faßt er mich um den Leib, ſchleppt mich fort und ſtößt mich in meine Hütte hinein.

Der Abend brach an; eine ſchreckliche Nacht voll Sturm und Ungewitter, wo ich, unaufhörlich mit meinem unglücklichen Freunde beſchäftigt, kein Auge ſchloß. So mochte es vier Uhr gegen Morgen ſeyn, als ich plötzlich Menſchentritte in der Ferne vernahm.

Ich horche, man nähert ſich der Hütte, wo mein ſterbender Landsmann lag. Man ſpricht mit ihm, man flößt ihm ein gewiſſes Getränke ein. — In dem Augenblick vernehm ich ein Geſchrey, und eine Menge heftige Kolbenſchläge verrathen mir nur zu deutlich was vorgefallen iſt.

Als der Tag anbrach, zeigte man mir den Leichnam — O Gott, ſo hatt' ich ihm kein letztes Wort des Troſtes ſagen, ſo hatte ich ihm nicht die Augen zudrücken können! — Unter Thränen eilte ich ihm nun ein Grab zu machen, und brachte den ganzen Tag in unbeſchreiblicher Wehmuth zu.

4.

So war die Woche vergangen, als endlich auch mein Herr tiefer ins Land zu gehen beſchloß. Wir machten uns demnach eines Morgens mit den übrigen Mauren auf den Weg, und kamen noch vor Sonnenuntergang bey dem Wohnplatze ſeines Stammes an. Ich fand dieſelben Hütten, dieſelbe Nahrung, daſſelbe Elend, und ſah mich mitten in einer Wüſte auf ewig von meinem Vaterlande getrennt.

Mein Herr fand jetzt für gut, mir

ſeine Ziegenheerde anzuvertrauen, wodurch indeſſen meine Lage um nichts gebeſſert ward. Ach in dieſem brennenden Klima, in dieſen verödeten Gegenden hatte das Hirtenleben keinen Reiz für mich. Senkrecht ſchoß die Sonne ihre brennenden Strahlen auf mich herab, und nirgends war eine Quelle oder ein ſchattiger Baum zu ſehen.

O wie oft ſtürzte ich, von dem quälendſten Durſte verzehrt, auf meine Knie nieder, und flehte den Himmel um meine Erlöſung an! Wie oft war ich im Begriff meinen Leiden ein Ende zu machen, da mein Schickſal mit jedem Tage härter zu werden ſchien.

Es ſaß ich eines Abends in tiefe Gedanken verſunken, als ich plötzlich das Brüllen eines Tiegers vernahm. Ich richte mich auf, er ſtürzt den Hügel herunter, und eilt in vollem Sprunge auf meine Heerde zu. Kaum habe ich Zeit mich hinter ein Gebüſch zu retten, ſo hat er ſchon drey Ziegen erwürgt. Endlich entfernt er ſich, und ich ſehe meine Heerde über die Ebene zerſtreut.

Eben hatte ich ſie mit unſäglicher Mühe wieder zuſammen gebracht, als ich in der Ferne meinen Herrn in Begleitung ſeines Sohnes auf mich zukommen ſah. Sie bemerkten meine Verwirrung, zählten die Heerde, vermißten die drey erwürgten Ziegen, und geriethen in die äußerſte Wuth. Fluchend und lärmend befahlen ſie mir nach Hauſe zu treiben, ſchlugen mich unbarmherzig mit einer Geißel von Stricken, und banden mich an einem Pfahle feſt, der am Eingange meiner Hütte ſtand.

Gott, welche Nacht, in der ich über und über mit Wunden bedeckt, dem kalten Taue und dem erſtarrenden Nordwinde ausgeſetzt war! Welche Leiden, welche Empfindungen, die keine Feder zu beſchreiben vermag! — O Barbaren, die mir ſogar einen Tropfen Waſſer verſagten. — Zu welchem Elend hatte mich noch mein trauriges Schickſal aufgeſpart!

Der Tag brach an, aber ich ſah es

nicht, ich hörte es nur an dem Geräuſche, das ich in den benachbarten Hütten vernahm. Meine Augen ſchienen mit einem dicken Felle überzogen zu ſeyn, ſo ſchrecklich hatte die Kälte auf meine Nerven gewirkt. Hülflos lag ich nun an meinem Pfahle ausgeſtreckt, bis endlich mein Herr aus der Hütte trat, und einiges Mitleid mit mir zu haben ſchien. Sogleich befahl er ſeinem Sohne, mich in die Hütte zu bringen und meine Augen zu bähen, ja er trug mir ſelbſt ein kleines Gefäß mit Milch herbey.

Vergebens, ich hatte zu viel gelitten, mein Geſicht ſchien auf immer verloren zu ſeyn. Das grauſame Weib meines Herrn bemerkte es, und rieth ihrem Manne mich lieber zu tödten — „Schafft ihn aus der Welt!“ — hörte ich ſie ſagen — „Es iſt ein Hund, der zu nichts mehr nützen kann!“

Jeden Augenblick erwartete ich den Todesſtreich, jedes Geräuſch, jeder Fußtritt erſchreckte mich. Ich ſtarb tauſendfältig, und brachte den ganzen Tag in halbem Wahnſinn zu.

Sechs und dreyßig Stunden mochte ich mich in dieſem ſchrecklichen Zuſtande befunden haben, als ich plötzlich gegen Mittag einen kleinen Schein vor den Augen bekam. Ich richte mich auf, verſuche meine Augenlieder ſo weit als möglich zu öffnen, und ſehe endlich wie in weiter Entfernung meinen Herrn ſtehen. Noch einige Minuten, und die Gegenſtände ſchienen mir immer näher zu kommen, bis ich endlich alles ſo deutlich als vorher zu ſehen im Stande war.

Von dieſem Augenblicke an ward ich nicht wieder zur Arbeit gebracht, im Gegentheil behandelte mich mein Herr mit vieler Gütigkeit. Alles geſchah indeſſen bloß, um mich beym Leben erhalten, und bey einer günſtigen Gelegenheit verkaufen zu können. Würklich ward ich auch ſchon nach einigen Tagen einem fremden Mauren überlaſſen, der durch Zufall bey unſerer Hütte vorbey kam.

5.

So ſah ich mich denn auf einmal in der Gewalt eines zweyten mir völlig unbekannten Mannes, der noch um vieles härter zu ſeyn ſchien. Ach ich erfuhr nur zu bald, daß mein Urtheil gegründet war! Schon auf unſerer ſchrecklichen vierzehntägigen Reiſe war ich den grauſamſten Mißhandlungen ausgeſetzt.

Man trieb mich mit Geißelhieben weiter, ohne auf meine Entkräftung und meine blutenden Füße zu ſehn; man maß mir das Waſſer ſo ſpärlich zu, daß ich mehr als einmal — Doch wozu es ſagen? — da jeder Leſer von Gefühl vor dieſen Entſetzlichkeiten zurück beben muß.

So kamen wir endlich den fünf und zwanzigſten Februar bey dem Wohnplatze meines Herrn an. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ſich ſein Betragen auf einmal zu verändern ſchien.

Hatte ihn einer ſeiner Freunde auf meine Wichtigkeit aufmerkſam gemacht? — Verſprach er ſich ein anſehnliches Löſegeld von mir? — Ich weiß es nicht; ich bemerkte bloß, daß er mich auf alle Weiſe zu verpflegen, ja ſogar aufzuheitern ſuchte, und daß er mich ſogar zu meinen Cameraden zu bringen verſprach.

Er hielt Wort, denn ſchon am funfzehnten März verkaufte er mich an einen dritten Herrn nach Glimy, wo ich auch wirklich ſchon den Lieutenant von unſerm Schiffe fand. Kaum hatten wir hier drey Wochen bey einer ziemlich guten Behandlung zugebracht, als ein in Dienſten der Herren Cabannes und Despars ſtehender Maure aus Mogador ankam, uns mit fünf andern unſerer Landsleute, die ſich in der Nachbarſchaft befanden, loskaufte, und mit allem Nothigen zu unſerer Reiſe verſah.

Wahrſcheinlich hatten wir es der Bemühung unſers Vicekonſuls Herrn Mure zu verdanken, daß unſer Aufenthalt ſo bald bekannt geworden war, und wahrſcheinlich hatten auch dieſe Nachforſchungen meinen zweyten Herrn zu einem gelindern Betragen beſtimmt.

Es war den eilfen April 1784. als wir Glimy verließen, dennoch kamen wir ſchon den ein und zwanzigſten glücklich in Mogador an. Sogleich eilten die Herren Cabannes und Despars, uns alle Erquickungen, alle Bedürfniſſe zu verſchaffen, die in Mogador zu finden waren; ihr Eifer, ihre Theilnahme, ihr Edelmuth preßten uns Thränen aus. Bald kamen auch die übrigen Europäer, uns ihre Dienſte anzubieten, ſo daß wir uns in wenig Wochen wieder hergeſtellt ſahen.

Faſt einen Monat hatten wir in dem Hauſe unſerer großmüthigen Landesleute zugebracht, als uns der Kaiſer nach Marocco zu ſchicken befahl. Hier kamen wir nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe den funfzehnten Junius an, und wurden ſogleich in das ſpaniſche Miſſionshaus gebracht.

Nachdem wir bey dieſen guten Patres einige Wochen ausgeruht hatten, befahl der Kaiſer uns in ſeinen Pallaſt zu bringen, ſchien über unſern Anblick gerührt zu ſeyn, und verſprach zu unſerm fernern Transport die nöthigen Ordres zu geben. Wirklich brachen wir auch ſchon den fünften Julius nach Rabat auf, brachten aber der entſetzlichen Hitze wegen ſiebzehn Tage auf dieſer Reiſe zu.

Von dem edeln Herrn Mure, der hier reſidirte, wurden wir nun aufs beſte empfangen, und ohne Verzug mit dem Nöthigen zur dritten Reiſe nach Tanger verſehen. Hier kamen wir den 31. Julius an, ſchifften uns nach Cadix ein, und hielten uns in dieſer Stadt fünf und dreyſſig Tage auf. Endlich fand ich ein Schiff nach Marſeille, die Fahrt war glücklich, und ich ſtieg den fünften Oktober ans Land.

Ich nehme die Poſt, ich fliege nach Paris! — O Gott! ich ſank in die Arme meines Weibes, um nun auf ewig der Ihrige zu ſeyn. — Acht Wochen darauf kamen auch meine übrigen Unglücksgefährten in Frankreich an.

IV.

IV.

Boißy.

Unter den vielen franzöſiſchen Emigrirten, die ſchon nach einigen Jahren wieder in ihr Vaterland zurück zu kehren ſuchten, befand ſich auch ein braver junger Mann, Namens Boiſſy, der wie ſo mancher andere, faſt wider ſeinen Willen ausgewandert war. Die Schwierigkeit über die Grenze zu kommen, die Wuth der Patrioten, der gewiſſe Tod, der ihn zu erwarten ſchien — nichts vermochte ſeinen Entſchluß zu ändern. Er ſchrieb an ſeine Familie, verſchaffte ſich einen Paß als franzöſiſcher Schweizer, und trat ſo im

Sommer 1795. ſeine gefährliche Reiſe an. — Dies zur Einleitung, da er nunmehr ſelbſt das Wort ergreifen mag.

……

1.

Es war den ſechſten Auguſt, Vormittags um acht Uhr, als ich auf einem mir wohl bezeichneten, aber faſt unbekannten Gebirgswege über die Grenze gieng. Mit klopfendem Herzen wanderte ich zwiſchen den ſchauerlichen Felſen fort, und ſtieg endlich in einen düſtern Hohlweg hinab.

Schon glaubte ich die ganze Kette von Grenzpoſtirungen hinter mir zu haben, plötzlich erblickte ich einen Grenadier, der ſein Gewehr auf mich anlegt, und in demſelben Moment ſein furchtbares „Wer da?“ erſchallen läßt.

„Wer da?“ — rief er noch einmal mit ſtarker drohender Stimme, während ich vor Schrecken wie eingewurzelt ſtand. — „Wer biſt Du?“ — fuhr er fort, als er ſahe, daß ich völlig unbewaffnet war — — „Ein Mahler aus dem Wadtlande,“ — erwiederte ich — „Wo iſt Dein Paß?“ — „Hier!“ — indem ich denſelben aus meinem Portefeuille nahm. — Er ſah ihn flüchtig an, und ſchüttelte den Kopf.

„Aber warum erſchrackſt Du ſo?“ — „Wer ſollte nicht bey einem ſo plötzlichen Wer da? erſchrecken?“ — war meine Antwort — „Poſſen!“ — fuhr er fort —

„Du biſt ein Emigrirter! — Ich habe es gleich geſehen — Deine ganze Figur, Dein Ton, Dein Betragen, die Gegend hier, wo ich Dich ſinde — alles verräth Dich, ,guter Freund!“

Ich hielt mich verlohren, und griff daher nach meinem Säbel, um mich wenigſtens zu vertheidigen. — „Halt!“ — ſiel er ein — „Sey unbeſorgt! — Ich wollte Dich nur ein wenig bange machen! — Ein braver Soldat treibt kein Banditen-Handwerk. Wir ſind nur Feinde mit den Waffen in der Hand, aber keiner von uns mag ein Henkersknecht ſeyn! Ich gehe zu meinem Bataillon, das in der Nähe liegt. Wenn ich Dir rathen ſoll, ſo ſchlage

Dich links, denn auf der Straße hier trifſt Du beſtändig Cavalleriepatrouillen an!"

Kaum hatte er ausgeredet, als ich in der Ferne einige Stimmen und galloppirende Pferde vernahm. — „Geſchwind! Geſchwind!" — rief er — „Ins Holz hinein! Da kommen ſie!" — Athemlos ſprang ich in das Dickigt, und in derſelben Minute flogen fünf Dragoner daher.

„Heda Camerad!" — riefen ſie dem Soldaten zu — „Haſt Du Jemand hier vorbeygehen ſehen!"

Grenadier. O ja, es wird kaum eine Minute ſeyn.

Dragoner. Ich wette, daß es ein Hund von Emigrirten geweſen iſt.

Grenadier. Ich auch.

Dragoner. Aber zum Henker, warum haſt Du ihn denn nicht angepackt?

Grenadier. Ja, wenn ich Dein Pferd gehabt hätte, denn ſo einen leichtfüßigen Kerl habe ich in meinem Leben nicht geſehn! Wie der Wind ſtrich er vor mir vorbey!

Dragoner. Was für einen Weg hat er denn eingeſchlagen? (Es waren nemlich drey Wege zu ſehen.)

„Den da!“— ſagte der Grenadier, indem er gerade auf den entgegengeſetzten wies.

Die Dragoner ſprengten fort, der Grenadier nahm ſeinen Torniſter, ſah ſich noch einmal nach mir um, und ſtieg dann langſam den Berg hinauf.

Beruhigter ſetzte ich nun meine Reiſe durch dicke Wälder und auf ungebahnten Gebirgswegen ohne weitere Abentheuer fort. — Gutmüthige Kohler! Ihr erquicktet den Hungrigen, ihr nahmt den Müden in eure Hütten auf! — Endlich am dritten Morgen ſtieg ich die letzten Abhänge des Jura hinab, und erblickte das friedliche *** das ſich mitten aus der fruchtbaren Ebene erhob.

Ich hatte einige Freunde darin, bey denen ich ausruhen wollte, überdem war es unmöglich, dieſe Stadt zu umgehen. Haſtig griff ich demnach nach meinem Potefeuille, um meinen Paß heraus zu nehmen, und auf jede plötzliche Unterſuchung gefaßt zu ſeyn.

Aber o entſetzlicher Augenblick! — Mein Paß war verſchwunden! — Ich kehre alle meine Taſchen um, ich ſuche zehnmal in dem Portefeuille nach — Vergebens! Er war verlohren — Wahrſcheinlich als ich mich an jenem Morgen plötzlich vor den Dragonern verbarg.

Man ſetze ſich einen Augenblick an meine Stelle, man denke ſich meine Beſtürzung, meine Unruhe, meine peinliche Verlegenheit! — Was ſollte ich anfangen? — Wie ſollte ich die Stadt paſſiren? — O meine Eltern! So ſollte ich euch denn niemals wieder ſehn! — Ich war in Verzweiflung, ich war außer mir. — Ich zitterte am ganzen Körper, und ein kalter Todesſchweiß floß mir die Stirn hinab.

So brachte ich den ganzen Tag im Gebüſche verborgen unter den ſchrecklichſten Empfindungen zu. Endlich, als es anfieng dunkel zu werden, entſchloß ich mich, ſchnell in die Stadt zu gehen. — „Hier oder dort!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Ich ſehe doch nichts als den ſchmählichſten Tod vor mir.

So brach ich auf, endlich komme ich hart an dem Thore bey dem Hauſe meines Freundes M— an. Ob er noch hier wohnte, ob er überhaupt noch lebte? —

Ich wußte es nicht — Indeſſen klopfte ich an und fragte nach ihm.

„Bürger M.?“ — war die Antwort des Mädchens — O ja hier wohnt er. — „Iſt er zu Hauſe?“ — Ja, eben iſt er aus der Stadt gekommen. — „Ich möchte ein Paar Worte mit ihm ſprechen.“ — Gut ich will es ihm ſagen — Treten Sie indeſſen herein!“

Sie geht, und wenig Minuten darauf erſcheint mein Freund. — Er ſieht mich an, er ſcheint ſich meiner nur ganz dunkel zu erinnern, und iſt in Verlegenheit. — „Kennen Sie Boißy nicht mehr?“ — flüſtere ich ihm endlich ins Ohr, und mit thränenden Augen drückt er mich an ſein Herz.

„Sind Sie es wirklich?“ — rief er aus — „Sind Sie es wirklich? — Ach ich hätte nimmermehr geglaubt, Sie wieder zu ſehn!“ — Freudig führte er mich in ſein Zimmer, ſetzte mir einige Erfriſchungen vor, und hörte meine Erzählung mit ſichtbarer Rührung an.

„Wie werde ich nun weiter kommen?“ — ſagte ich bekümmert — „Seyn Sie unbeſorgt,“ — erwiederte er — „Jetzt ruhen Sie aus; nach einigen Stunden wollen wir weiter davon ſprechen.“ — Mit dieſen Worten verließ er mich, um — wie er ſagte — zu einem Freunde zu gehn.

Der Tag brach an, und bald darauf trat mein edelmüthiger Freund herein —

„Hier!“ — rief er freudig aus — „Hier haben Sie ein Reiſecertificat! — Es iſt freylich für den Bedienten eines meiner Freunde beſtimmt, aber ich denke, Sie ſollen ihm ziemlich ähnlich ſehen!“

Darauf brachte er mir einen abgelegten Bedientenrock, bat mich zu frühſtücken, ſetzte ſich hin, noch einige Empfehlungsbriefe für mich zu ſchreiben, und drang mir endlich ſogar eine ziemliche Summe als Reiſegeld auf.

„Jetzt!“ — fuhr er endlich fort — „Keine Zeit verlohren! — So gern ich Sie bey mir behielte, ſehe ich Sie doch noch lieber in Sicherheit.“

Edler vortrefflicher Mann! — Ihm

allein bin ich mein Leben, und meine Freyheit ſchuldig! — Ihm allein verdanke ichs, wenn ich glücklich bey meiner Familie ankam.

2.

Sechs Wochen hatte ich im Schooße der Liebe und Ruhe bey ihr zugebracht, ohne daß der Agent des Directoriums von meiner Zurückkunft benachrichtigt worden war. Schon hoffte ich unentdeckt zu bleiben, ſchon machte ich Pläne zu meiner Verheyrathung, *) als mein Schickſal abermals eine ungünſtige Wendung nahm.

---

*) **Boiſy** hatte nemlich ſchon vor ſeiner Auswanderung eine Braut gehabt.

Der Agent, der despotiſche Proconſul, wie man ihn nennen möchte, hatte meiner Sophie kurz vorher einen Heyrathsantrag gemacht. Man kann denken, ob ſie ihn abgewieſen hatte, und ob er darüber in Wuth gerieth. Von nun an ließ er ſie mit Spionen umgeben, und ſo erfuhr er leicht, daß ich ſein Nebenbuhler war.

Alles das war mir völlig unbekannt geblieben, da ich Sophien, die zwey Lieuen von Rennes lebte, aus Vorſicht höchſtens nur alle Monat ſah. Plötzlich erhielt ich keine Briefe mehr, ſo daß ich mich in der peinlichſten Verlegenheit befand.

Ich fertige einen Boten ab, er bleibt außen; ich ſchicke einen zweyten fort, er kommt eben ſo wenig zurück. Endlich gerathe ich außer mir, mache mich mitten in der Nacht ſelbſt auf den Weg und lange bey einem ſchrecklichen Schneegeſtöber um zwey Uhr Morgens in dem Städtchen an.

Ich ſtehe vor ihrem Hauſe, klopfe, ich rufe, alles bleibt ſtill — Ich zerſprenge beynahe die Klingel — Niemand regt ſich — Endlich, als ich ſchon alle Hoffnung aufgab — erſcheint ein Bedienter mit einer kleinen Laterne, bittet mich ſtill zu ſeyn, eilt fort, und läßt mich ohne weiteres in dem Vorhauſe ſtehen.

Verwundert ſinne ich einen Augenblick über dieſes geheimnißvolle Betragen nach — plötzlich erſcheint Sophie mit ihrer

Mutter, und flüſtert mir zu, mich zu retten.

„Wir ſind mit Spionen umgeben!“ — ſetzte die Mutter hinzu — „Eilen Sie, ehe Sie entdeckt werden! — Um Gottes Willen retten Sie Sich, ehe der Tag anbricht!“

Mit dieſen Worten ſchiebt ſie mich zur Thür hinaus, und ehe ich mich recht beſinnen kann, bin ich ſchon hundert Schritte vom Hauſe entfernt.

Plötzlich werde ich durch ein furchtbares „Halt!“ aus meinem Traume geweckt, und ſehe eine Patrouille mit einigen Fackeln, die haſtig auf mich zu marſchirt.

„Halt!“ — wiederholt der Officier,

und ſeine Leute umringen mich — „Wer ſeyd Ihr? — Wo wollt Ihr hin? — Wo iſt Eure Karte?“

Ich ſtammle, ich will mich zur Wehre ſetzen, und ſo werde ich mit fortgeſchleppt — Wir kommen bey Sophiens Hauſe vorbey — Sie öffnete das Fenſter und erkannte mich — O Gott! Ich hatte ſie vielleicht zum letztenmale geſehen!

So kommen wir bey dem Gefängniſſe an — Ich werde hinab geſtoßen, und finde nichts als ein Häufchen verfaultes Stroh — Schreckliche Nacht! — Ewig wird ſie mir unvergeßlich ſeyn!

3.

So war es Tag geworden, endlich um

ein Uhr ward ich in eine Art Gerichtsſtube geführt. — Das Verhör beginnt — „Wer ſeyd Ihr? — Wie heißt Ihr?“ u. ſ. w. — Endlich eine Menge verfänglicher Fragen, deren geheimer Zweck unverkennbar war. — Ich blieb indeſſen meinem Charakter treu — Bedienter des Bürgers M— der in ſeinen Geſchäften reiſt. Alles ward in der Ordnung protocollirt, und ſo ward ich wieder in meinen Kerker gebracht.

Nichts von meiner Lage, meinen Empfindungen und meinen Beſorgniſſen, jede Beſchreibung würde hier überflüſſig ſeyn. Endlich brachte mir der Gefangenwärter einen Brief, der mir einige Hoffnung gab.

— Er war von meiner angebeteten Freundin, ſie hatte dieſe Gefälligkeit mit hundert Livres erkauft — Sie verſprach alles für mich zu thun — Leider war aber die Verſammlung der Geſchwornen ſchon auf Morgen angeſetzt.

Der gefürchtete Tag erſchien, doch hoffte ich noch alles von meiner Verkleidung. Aber wie groß war mein Entſetzen, als der öffentliche Ankläger meinen wahren Namen ausſprach, als er mit Briefe mit meiner Unterſchrift vorlegte, und drey Zeugen aufführte, die meine Emigration bekräftigten. — Schrecklicher, ſchrecklicher Augenblick! — Die Geſchwornen berathſchlagten nur einen Augenblick.

und ſprachen dann einmüthig das Todesurtheil aus.

Ich ward in meinen Kerker zurück gebracht; weinend warf ich mich auf mein elendes Lager hin. — O Sophie! — So werde ich Dich niemals wieder ſehen! — So werde ich nie der Deinige werden! — Ich war außer mir, ich überließ mich der ſchrecklichſten Verzweiflung!

Mitternacht war ſo heran gekommen, plötzlich höre ich die Riegel klirren, und in dem Augenblicke geht die Thür meines Kerkers auf — „Geſchwind!“ — ſagte der Kerkermeiſter, der mir den Brief gebracht hatte — „Geſchwind! — Und keinen Laut, ſo lieb Ihnen Ihr Leben iſt!“

„Gott!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Wollen Sie dich mitten in der Nacht ermorden — Oder ſollte es meiner Freundin gelungen ſeyn?“

In dieſem Augenblicke treten wir in die Stube des Geſangenwärters — „Hier werfen Sie dieſen Kittel über!“ — ſagte er, nahm mich bey der Hand und führte mich durch den Hof zu einer Hinterthür hinaus — „Sie ſind frey!“ — ſagte er jetzt — „In wenig Augenblicken werden Sie in Sicherheit ſeyn!“

Kaum hatte er ausgeredet, ſo ſtürzte mein edler D— auf mich zu — „Geſchwind an die Küſte!“ — ſagte er — „Sophie und Deine Eltern haben ſich ſchon eingeſchifft!“ — Der Gefangenwärter eilte fort, und wir flogen zum Städtchen hinaus — „Wir haben dreytauſend Livres aufgeopfert!“ — ſagte mein Freund — „Gott-Lob! daß es gelungen iſt!“

Bald erreichten wir nun die Küſte, wo das Schiff ſchon ſeit vierzehn Stunden vor Anker lag. Wir finden eine Chaluppe, wir rudern hinüber, wir ſteigen an Bord, und Sophie fliegt an meine Bruſt. — Gott, welches Wiederſehn! — Sie hatte ein und zwanzig Stunden in beſtändiger Todesangſt zugebracht. — So giengen wir unter Seegel und kamen bald darauf glücklich in Hamburg an.

V.

Capitain Wilſon.

Ich war im Jahre 1780. mit einer beträchtlichen Ladung Kriegsmunition von England nach Oſtindien abgeſeegelt, als ich in den indiſchen Gewäſſern von einer franzöſiſchen Fregatte gekapert und nach Cuddalore *) gebracht ward. Hier ſand ich eine Menge Landsleute von der Beſatzung

---

*) Cuddalore war nemlich damals in franzöſiſchen Händen.

des Hannibal, der ebenfalls vor kurzem genommen worden war. Sämmtliche Offiziere erhielten die Erlaubniß auf ihr Ehrenwort frey herum zu gehen, und ſo brachten wir unſere Zeit, in Hoffnung einer baldigen Auswechſelung, ziemlich vergnügt ohne weitere Beſorgniſſe zu.

Allein wie groß war unſer Entſetzen, als wenig Tage darauf die Nachricht von dem ſchändlichen Vertrage des Admiral Suffrein mit Hyder Aly eintraf, alle engliſche in den Händen der Franzoſen befindliche Gefangene an dieſen Tyrannen auszuliefern. Es hieß unſer Todesurtheil ſprechen, da bey Hyder Aly weder Menſchlichkeit noch Völkerrecht galt, auch hatten alle Franzoſen, die zu Cuddalore waren, nur eine Stimme darüber, wiewohl ſie keine Möglichkeit zu unſerer Rettung ſahen.

Es war den 17ten Auguſt 1781. Nachmittags um drey Uhr, und den folgenden Morgen ſollte der Transport nach Seringapatam abgehen. Schwermüthig dachte ich über mein ſchreckliches Schickſal nach, als mir plötzlich ein Mittel zu meiner Rettung einfiel. Ich hatte auf dem Walle eine niedrige Stelle bemerkt, ich beſchloß noch dieſen Abend aus Cuddalore zu entfliehen. — „Wer wagt, gewinnt!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Beſſer auf der

Flucht, als in den Feſſeln des Tyrannen zu ſterben!"

War es Verſtellung, war es Sicherheit des Commandanten von Cuddalore, er ſchien unſere Entweichung als ſchlechterdings unmöglich anzuſehen. Daher die Freyheit, die Sorgloſigkeit, mit der man mich noch kurz vor Sonnenuntergang auf den Wall gehen ließ. Ich hatte Niemanden als meinen Bedienten bey mir, und wir konnten uns alſo leicht verbergen, bis es völlig finſter geworden war.

Aber jetzt um zehn Uhr, wo ſich die Patrouillen auf dem entfernteſten Theile des Walles befanden, ſchien mir endlich der günſtigſte Augenblick zu unſerer Flucht gekommen zu ſeyn. Ohne mich daher weiter zu bedenken, ſprang ich herzhaft über die Bruſtwehr hinweg, kam glücklich auf die Füße zu ſtehen, ſtürzte aber in demſelben Augenblicke halb bewußtlos in den Fluß hinab. Schon glaubte ich verloren zu ſeyn; doch kaum hatte ich das Waſſer berührt, als ich wieder zu mir kam.

Muthig ſprang ich nun wieder heraus, gab meinem Bedienten das verabredete Zeichen, und fieng ihn an dem Fuße des Walles in meinen Armen auf. Mein Plan war nun über den Fluß zu ſchwimmen, und wo möglich nach Porto Nuovo zu den engliſchen Vorpoſten zu gehen.

Mit einiger Mühe gelang es uns auch, das andere Ufer zu erreichen, wiewohl ich meinen Bedienten, der nicht ſchwimmen konnte, auf dem Rücken hinüber zu tragen gezwungen war.

2.

Es war um zwey Uhr Morgens, und ſchon glaubte ich in der Nähe von Porto Nuovo zu ſeyn. Plötzlich ruft mich eine indiſche Schildwache an, und ich bemerke zu meinem Entſetzen, daß ich von dem rechten Wege abgekommen bin. In dieſer Verlegenheit war kein anderer Rath, als über den benachbarten Strom zurück zu gehen, ſo gefährlich auch der Übergang wegen der eintretenden Ebbe zu ſeyn ſchien.

Doch kaum hatte ich mich mit meinem Bedienten auf dem Rücken in die rauſchenden Fluthen geſtürzt, als ich die Unmöglichkeit, dieſen armen unglücklichen Menſchen hinüber zu bringen, mit Gefahr meines Lebens einſah. Ich war alſo gezwungen, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, und bloß auf meine Rettung bedacht zu ſeyn.

Aber vergebens ſuchte ich gegen die heftig einbrechende Brandung an zu kämpfen. Ich ward von dem Strome zurück getrieben, und ſank ermattet ans Ufer hin.

Wehmüthig blickte ich auf die einſame vom Monde beleuchtete Gegend hinaus, als ich plötzlich ein kleines Boot entdeckte, das in einem benachbarten Gebüſche verborgen war. Ich eile darauf zu, mache es los, und bin im Begriff es in das Waſſer zu ſtoßen, plötzlich ſtürzen zwey indiſche Männer auf mich zu.

„Heda! — Was willſt Du mit dem Boote anfangen?“ — riefen ſie, und riſſen mir haſtig die Ruder weg. — Ohne mich lange zu bedenken, ſage ich ihnen, daß ich von meinem Wege abgekommen bin, daß ich nach Tranquebar gehen, und über den Fluß ſetzen will. Nach einigem

Zaudern verſtanden ſie ſich endlich, mich hinüber zu bringen, und ich eilte nun ſo ſchnell ich konnte auf meinem Wege fort.

Unterdeſſen war es beynahe völlig hell geworden, und eben gieng die Sonne hinter dem Walde auf. Man denke ſich mein Entſetzen, als ich in dieſem Augenblicke einen Trupp von indiſchen Reitern erblickte, der in vollem Gallopp auf mich zugeſprengt kam. Noch wollte ich verſuchen, mich in dem Walde zu verbergen; aber ſchon ſah ich mich auf allen Seiten umringt.

Man wirft mich nieder, man reißt mir die Kleider ab, man bindet mir die Hände auf den Rücken, und ſchleppt mich zwiſchen zwey Pferden fort. Schrecklicher

Marſch! Erſt Abends um zehn Uhr kam ich mit Wunden bedeckt in dem Hauptquartier an, wo man mich ohne die mindeſte Nahrung in einen ſcheußlichen Kerker warf.

Gott, welche Nacht! — Noch jetzt nach funfzehn Jahren denke ich mit Schauder daran zurück. So war ich denn in die Hände des blutdürſtigſten aller Tyrannen gefallen! — So ſah ich nichts als die ſchrecklichſte Sclaverey, oder den ſchmählichſten Tod vor mir.

Der Tag brach an, ich ward zum Verhör abgeholt. — Ohne Zurückhaltung erzählte ich alles, und wie ich über den Coleron gegangen ſey.

„Jute Bat!“ *) — erwiederte der Gouverneur mit zorniger Miene! — „Wer kann lebendig über den Coleron kommen!“

Da ich indeſſen fortfuhr die Wahrheit zu betheuern, ſo ſchien er es endlich zu glauben und ſagte Oude Ka Adami! — „Dieſer Menſch war in Gottes Schutz!“ — Indeſſen ließ er mich nichts deſto weniger wieder in meinen Kerker werfen, und ſtattete noch denſelben Morgen ſeinen Bericht an Hyder Aly ab.

Drey Wochen vergiengen, man hatte mich unterdeſſen mit einem engliſchen Matroſen zuſammen geſchmiedet, endlich kam

---

*) Das iſt eine Lüge.

der Befehl zu unſerer Transportirung nach Seringapatam an.

Wir waren unſerer hundert und drey und funfzig zuſammen, immer zwey und zwey zuſammen gekettet und bis auf einige Lumpen faſt gänzlich von Kleidern entblößt. Dennoch ließ man uns in dieſem Zuſtande faſt fünfhundert engliſche Meilen zu Fuße machen, wobey unſere ganze Nahrung in etwas dumpfigem Reis und fauligtem Waſſer beſtand. Auch trafen wir erſt nach einem Marſche von ſiebenzig Tagen halbtodt und über und über mit Wunden bedeckt in Seringapatam ein.

Und doch was waren alle dieſe Leiden gegen die Quaalen der ſchrecklichſten Sclaverey, die nun ihren Anfang nahm. Ohne Kleidung, ohne hinlängliche Nahrung, ohne Arzneyen, ohne Erquickung, ſahen wir uns jetzt in ein Gefängniß eingeſperrt, das allem Ungeſtüm der Witterung ausgeſetzt war. Hier waren wir in unſern ſtinkenden Behältniſſen gleich faulenden Leichnamen eingeſperrt! Hier — Doch es giebt Leiden, die man nicht einmal zu beſchreiben wagt.

Zwey und zwanzig Monate hatte ich in dieſem ſchrecklichen Elend zugebracht. Mein ganzer Körper war aufgeſchwollen und mit ſcheußlichen Beulen bedeckt. Der größte Theil meiner Mitgefangenen war bereits am Brande geſtorben, und mit jedem Augenblick mußte ich ſelbſt meinem Tode entgegen ſehen. Plötzlich erſchien ein Engel zu meiner Rettung, der mich auf Einmal aus meinem Elend riß.

Der General Coote hatte den Tyrannen gedemüthiget, er hatte ihm den Frieden nur unter der Bedingung unſerer Freyheit bewilliget, er ſchickte jetzt Mr. Law zu unſerm Empfange ab.

O Augenblick der Freude, des Entzückens, der Seeligkeit, als eines Mittags die Thür unſers Kerkers aufgieng, und unſer großmüthiger Landsmann in unſere Mitte trat. — O ſüße vaterländiſche Töne, mit denen er uns unſere Befreyung und das Ende unſerer Leiden verhieß. Jeder eilte ihm entgegen, der Kränkſte raffte ſich freudig von ſeinem Lager auf.

Leider hatte aber nur der kleinſte Theil jene ſchrecklichen Martern überlebt. Von hundert und drey und funfzig Gefangenen zogen nur zwey und dreyßig wieder von Seringapatam ab. Drey Monate darauf kamen wir glücklich in Madras an.

……

So weit Capitain **Wilſon**, der hierauf nach England zurückkehrte und durch ſeine Miſſionsreiſe nach Otaheite — die man unter andern auch in der Voſſiſchen, und Bertuchiſchen Sammlung findet — noch bekannter geworden iſt.

VI.

Die Reiſe nach Bareges.

Erſtes Fragment.

Wir verließen das üppige Bordeaux und die reizenden Ufer der gelblichten Garonne, um über Mont Marſan, wo meine Reiſegefährten Geſchäfte hatten, nach Tarbes zu gehen. Bald hatten ſich nun die grünenden Wieſen und ſchattigen Ulmenwäldchen in kahle Ebenen verwandelt, und alles kündigte uns den Anfang der Landes de Bordeaux an.

Man hat dieſe wüſten, unangebauten

Haiden ſchon aus mehrern Reiſebeſchreibungen kennen gelernt; *) man weiß, daß ſie von Norden nach Süden, über dreyßig Lieuen in der Länge, und von Oſten nach Weſten, funfzehn bis zwanzig in der Breite haben; und man erinnert ſich, daß ſie trotz ihrer Unfruchtbarkeit dennoch hier und da mit einigen Dörfern und Flecken, ſo wie mit mehrern großen Anpflanzungen von Fichten, Tannen, Korkbäumen u. ſ. w. bedeckt ſind.

---

*) Unter andern auch aus Links vortrefflicher gehaltreicher Reiſe durch Frankreich, Spanien und Portugall, 1r Th.

Was indeſſen die Aufmerkſamkeit des Beobachters am meiſten auf ſich zieht, das ſind die Einwohner, die Parens oder Landesbauern, wie man ſie in Bordeaux zu nennen pflegt. Einer meiner Bekannten, ein junger geiſtreicher Spanier nannte ſie die Hottentotten von Frankreich, und man muß geſtehen, daß dieſe Charakteriſtik ziemlich richtig iſt. Nach den Bauern des Departement Finiſtere dürften ſie ſicher die ärmſten, rohſten und unwiſſendſten von ganz Frankreich ſeyn. Hier ſind die Belege dazu, damit es Niemand für übertreibung hält.

Wir hatten etwas an unſerm Wagen auszubeſſern und kehrten demnach in der

Nähe bey einem Parens ein. Eine elende halb mit Stroh, halb mit Baumrinden gedeckte Leimhütte, ein viereckigtes Behältniß, wo kein Tiſch, kein Stuhl, kein Bette *) u. ſ. w. ſondern bloß ein ungeheures Camin zu ſehen war. — Da haben Sie die Wohnung unſers honetten Bauersmannes, den man, wohl zu merken, noch für ziemlich wohlhabend hielt.

Als wir eintraten, war der Hausherr eben aus dem Walde zurück gekommen, und hatte ſich auf ein Schaaffell vor das Feuer ge-

---

*) Sie ſchlafen auf dem Heuboden, oder auf Schaaffellen.

gelegt. Die Frau war beſchäftigt eine ſogenannte Cruchade*) zu bereiten, und eine der ältern Töchter breitete etwas Wäſche über dem Kamine aus. Ein Knabe band kleine Bündel von Maisſtroh, worein er etwas Kleye that, um die Ochſen damit zu füttern, und eine alte Großmutter machte Anſtalt ein kleines Kind zu füttern, das in ſeinem Bournac**) bey dem Feuer ſtand.

So wie wir in die Thür traten, richtete ſich der Hausherr vom Feuer auf, kam uns entgegen, bot uns die Hand, und hieß uns willkommen ſeyn.

---

*) Teig von Mais oder Hirſe, der mit etwas darauf gelegtem Speck gegeſſen wird.

**) Hohes enges Fäßchen, deſſen Ende ſich nach Belieben höher und niedriger ſtellen läßt.

„Heda Margarethe!“ — rief er der Tochter in ſeinem Patois zu — „Geſchwind bring den Herren ein Glas friſche Ziegenmilch!“ — Zu gleicher Zeit nahm er einige Schaaffelle von der Wand, breitete ſie beym Feuer aus, und warf einen großen Strauch Thymian in das Kamin. — „Setzen Sie Sich meine Herren!“ — fuhr er fort — „Es iſt kalt und hier haben Sie Platz genug!“

Die Ziegenmilch kam an, und zu gleicher Zeit ein großer Käſe mit einem noch größern Brode von Mais und Hirſemehl. — „Nun langen ſie zu!“ — ſagte der

Hausherr — „Es iſt friſch — Sie dürfen nicht bange ſeyn!“ — Unterdeſſen brachte unſer Bedienter eine Flaſche Cognac-Brandewein, und eine Rolle Taback herbey — „Ja freylich“ — fuhr unſer Parens fort — „Wer ſolche Delikateſſen hat!“ — Wir eilten ihm davon anzubieten, und man kann denken, ob er ſich lange bitten ließ.

„Hören Sie!“ — ſagte er zu Herrn Labarthe, nachdem er einige herzhafte Züge gethan hatte — „Sie ſind mein Mann! — Gewiß und wahrhaftig, das muß ich geſtehen — Hören Sie, wenn Sie einen Handel mit mir machen wollten — Meiner Treue! — Nun Sie ſollen zufrieden ſeyn — Sehen Sie einmal die Fäſſer da!“ —

Er wies auf eine Reihe Braytonnen, die unter der kleinen Bodentreppe aufgeſtapelt waren — „Erta gut! — ich ſage es Ihnen — Und ich liefere ſie bis Bordeaux frank und frey — Ohne einen Sou — Verlaſſen Sie Sich darauf — Nun mein Herr! was ſagen Sie dazu?“

Herr Labarthe, der wirklich von Zeit zu Zeit ſehr große Quantitäten Bray verſchickte, aber in dieſem Augenblicke keinen Handel ſchließen konnte, dankte ihm für ſein Anerbieten, ließ ihm aber ſeine Adreſſe zurück.

„Nun für ein andermal dann! — Hörſt Du's Sybille! — Der Herr da will mein Abnehmer ſeyn — Nun wies Gott gefällt!

— Gute Waaren, gutes Geld — Betrügen iſt meine Sache nicht!“

Mit dieſen Worten reichte er Herrn Labarthe die Hand, nahm ſein kleines rundes Baret ab, das die Parens ſtatt einer Mütze tragen und trank das Glas bis auf ein Drittheil aus. — „Hier Sybille!“ — indem er ſich zu ſeinem Weibe wendete — „Auf die Geſundheit des Herrn Kaufmanns! — Und glückliches Wiederſehn!“

Unſer Wagen war unterdeſſen wieder in Stand geſetzt worden, und ſo fuhren wir beym ſchönſten Mondſchein die anderthalb Lieuen vollends bis Mont Marſan.

Zweytes Fragment.

Als wir am andern Mittag Saint Sever verließen, erblickte ich in der Ferne einige ſeltſame neun bis zehn Fuß hohe Geſtalten, die wie zweybeinigte Pferde ausſahen. Meine Reiſegefährten lächelten, und ſagten mir endlich, daß es Hirten auf Stelzen wären, deren man ſich in den ſumpfigen Landes allgemein zu bedienen pflegt.

„Sie ſollen dieſe Rieſen näher kennen lernen!“ — ſagte Herr Labarthe, und rief ſie in ihrem Patois an. Kaum hatten ſie es gehört, als ſie ſich in Bewegung ſetzten, und mit unglaublicher Schnelligkeit zu uns herüber kamen. Herr Labarthe machte mich dabey auf ihre ungeheure funfzehn Fuß lange Stäbe aufmerkſam, mit denen ſie über Gräben ſetzen, die oft kein Pferd überſpringen kann.

Als ſie jetzt näher gekommen waren, hatte ich nun die beſte Gelegenheit, ihren ſonderbaren Anzug zu beſehen. Der eine trug eine Art Doliman aus Schaaffellen gemacht, eine rothe Weſte, gelbe Beinkleider und das gewöhnliche platte Bauernbaret. Dazu kamen Camaſchen von Lämmerfellen oder Camauo's, wie man ſie hier zu nennen pflegt, oben und unten mit rothem Bande geſchnürt, wobey aber der vordere

Fuß völlig nackend bleibt Noch trug der Parens eine Kürbisflaſche in der Hand, und ſchien der Herr des andern, oder der Eigenthümer der Heerde zu ſeyn.

Der zweyte trug eine Mütze von grobem weißgrauem Tuche, die gerade, wie eine große Düte ausſah. Er hatte einen braunen Mantel mit einem ausgezackten Kragen umgeſchlagen, doch ſo, daß man eine rothe Weſte, ein paar gelblichte Beinkleider, und ein Paar ſchmutzige baumwollene Camaſchen darunter hervorragen ſah. In der einen Hand trug er ſeinen langen Stock, in der andern eine eiſerne Pfanne und ein Bündel geräucherte Sardellen.

Auf dem Rücken war der ſteinerne

Weinkrug und eine Flinte befeſtiget. Auf der Bruſt hatte er ein großes flaches Brod von Mais und Hirſenmehle. Beyde Hirten waren übrigens zwey kleine magere ausgetrocknete Figuren, die mit ihren ſtruppichten Haaren und ſchwarzbraunen Geſichtern ziemlich confiscirt ausſahn.

Als ich mich über die ſonderbare Equipage des letztern verwunderte, hörte ich, daß er der eigentliche Schaafhirt ſey, der immer dreyßig bis vierzig Tage mehrere Stunden weit von ſeinem Dorfe auf der Weide zu bleiben pflegt. Zu dem Ende iſt er jedesmal mit ſeiner ganzen Wirthſchaft verſehen, ſchließt ſich jedoch des Nachts mit ſeinen Schaafen in eine Hürde.

Herr Labarthe wollte mir jetzt ein Paar Kunſtſtücke von dieſen Leuten ſehen laſſen, und vermochte ſie auch durch ein Paar Gläſer Cognac ohne viel Mühe dazu. Sie zeigten ſich alſo in einigen Tanztouren, in einigen Salto's Mortales über die benachbarten Graben u. ſ. w. bis endlich der eine blitzſchnell von den Stelzen herunter ſprang.

Um dieſe nun wieder anzuſchnallen, kletterte er auf unſere Kutſchendecke, und war in einem Augenblicke wieder beritten gemacht. Wir warfen ihnen einige Sousſtücke hin, und im Fluge eilten ſie wieder zu ihrer Heerde zurück.

Unter mancherley Geſprächen über die genügſame Lebensart, die Beſchäftigungen und die Vorurtheile dieſer Landesbauern waren wir bis Lourde gekommen, wo ich Gelegenheit hatte, auch ihre Tänze zu ſehen. Da es gerade Sonntag war, ſo ſanden wir alles in der Schenke oder Cantine verſammelt, und es gieng außerordentlich luſtig her. Die Alten zechten, die Jungen tanzten die Panperrücke, welches eine Art franzöſiiſcher Bolero iſt. Nie hätte ich geglaubt, daß ſich die Landesbewohner bis zu dieſem Grade von Lebhaftigkeit und ſinnlicher Darſtellung erheben könnten, da es ihr übriges Betragen auch nicht im entfernteſten vermuthen läßt.

Drittes Fragment.

So wie man Lourde verläßt, fängt man an allmählich höher zu ſteigen, und kommt durch lauter wilde, pittoreſke Gegenden bis in das Thal von Angelos. Hier kann man nun die höchſten beſchneyten Gipfel der Pyrenäen deutlich vor ſich ſehen, wiewohl man noch immer ſieben bis acht Stunden davon entfernt ſeyn mag. Auf einem ziemlich ſteilen Wege ſteigt man endlich vollends nach Barèges herab.

Barèges iſt eigentlich nichts als eine lange Gaſſe von etwa achtzig bis neunzig Häuſern, die in einem ſchmalen Thale auf dem linken Ufer des Gave liegt. Die Bäder, die Kirche, die Caſernen und einen Geſellſchaftsſalon ausgenommen, findet man eigentlich nichts als ärmliche Hütten darin.

Aber die Heilkraft ſeiner warmen Quellen, die bey den veralteteſten Rheumatismen, Gichtknoten u. ſ. w. durch unzählige Erfahrungen beſtätigt iſt, die große herrliche Natur, die allein ſchon eine Reiſe verdient, endlich die zahlreiche gute Geſellſchaft, die man jährlich hier zu finden pflegt, haben die Bäder von Bareges in ganz Frankreich und in einem großen Theile von Europa berühmt gemacht.

Freylich iſt das Klima rauh, wie es in den Gebirgen zu ſeyn pflegt, ſo daß man oft um Johannis noch einzuheizen gezwungen iſt Auch iſt der Aufenthalt ziemlich koſtbar, indem man wenigſtens zehn Livres auf den Tag rechnen muß. Aber dieſe beyden Umſtände abgerechnet, wird der Fremde in jeder andern Rückſicht mit ſeinem hieſigen Aufenthalte zufrieden ſeyn.

Welche Natur! Welche große und entzückende Gegenſtände! Welcher Stoff für den Mineralogen und Botaniker! — Wie viel Beobachtungen über die Sitten dieſer gutwilligen Thalbewohner, und ihrer höhern Gebirgsnachbarn! Wie viel intereſſante Bekanntſchaften endlich, deren Erinnerungen ewig merkwürdig ſind!

Auch wir hatten das Glück, eine Menge merkwürdiger Menſchen hier zu finden, von denen mehr als einer durch die Revolution bekannt geworden war. Unter andern trafen wir auch einen ſehr braven Mann Herrn Lepinard aus Brüſſel an, der uns manchen Aufſchluß über das Syſtem der Schreckensregierung gab. Er war ſelbſt ein Opfer ihrer Tyranney geweſen, und theilte uns ſeine Geſchichte mit, die als ein unglückliches Lebensabentheuer auch hier eine Stelle verdient. *)

---

*) Lepinard war Eigenthümer und Verfaſſer einer Zeitung in Lille, und hatte ſich immer als ein redlicher Mann gezeigt.

Viertes Fragment

Es war in der Nacht vom fünften auf den ſechſten Auguſt 1793. — ſagte er — als ich mit meiner Frau arretirt und jedes von uns in ein beſonderes Gefängniß geführt ward. Einige Tage darauf indeſſen bekam mein gutes Weib ihre Freyheit wieder, ward aber unter Aufſicht eines Gensdarmes geſetzt. Alle Bemühungen aber, mich ſelbſt aus dem Kerker zu ziehen, waren vergebens. Drey Wochen nach meiner Verhaftung ward ich von dem Agenten des

Ty-

Tyrannen (Robespierre) nach Paris transportirt.

Ich komme an, man führt mich wie ich bin, in ein Zimmer des Wohlfahrtsausſchuſſes, und drey Tage vergehen, ohne daß ſich jemand um mich zu bekümmern ſcheint. Endlich, da ich von Hunger gequält zu wiederholtenmalen um mein Verhör anſuche, erläßt man einen Befehl, mich nach der Abtey zu bringen, und ſetzt die ſchrecklichen Worte: geheime Verwahrung hinein.

Man kennt die Abtey, es iſt das ungeſundeſte, das ſchmutzigſte Gefängniß von ganz Frankreich. Hierher wurde ich alſo gebracht, hier bekam ich ein Zimmer —

was ſage ich — hier bekam ich ein Behältniß, worin nichts als ein alter Tiſch und ein halbverfaultes Gurtbette mit Stroh belegt, zu ſehen war. — Welche entſetzliche Nacht! — Myriaden von Ungeziefer ſtürzten von den Wänden auf mich herab.

So vergiengen vier und zwanzig Stunden, ehe die Thür meines Gefängniſſes wieder geöffnet ward. Endlich erſchien ein barbariſcher Gefangenwärter, und brachte mir Waſſer und Brod. Mit Thränen in den Augen drang ich in ihn, mein ſtinkendes Behältniß reinigen zu laſſen, mit aufgehabenen Händen flehte ich ihn um etwas Licht, Pappier und Dinte an — Vergebens — „Ihr ſeyd in geheimer Verwahrung!" — erwiederte er mit rauher Stimme und ſchlug die Thüre hinter ſich zu.

Die zweyte ſchreckliche Nacht — die zweyte Periode von vier und zwanzig Stunden, die mir eine Ewigkeit zu ſeyn ſchien. Mein Geſangenwärter kam wieder, er brachte mir abermals Waſſer und Brod. — „O!" — ſagte er, als er bemerkte, daß das geſtrige noch faſt unangerührt war — „Wenn Ihr Geld habt, unten iſt gutes Eſſen zu haben!" — „Ach!" — erwiederte ich — „Ich will Euch gern bezahlen, nur vor allen Dingen einen Stuhl! Ein Licht! Etwas Dinte, Pappier und Feder!" — „Unmöglich!" — fiel er ein —

„So lange Ihr nicht verhört ſeyd, darf ich nicht!“

Eine dritte Nacht, abermals vier und zwanzig Stunden — Diesmal fand mich mein Kerkermeiſter bis zur Ohnmacht erſchöpft. Seit hundert und ſechsund neunzig Stunden hatte ich kaum einige Biſſen Brod verſchluckt, ſeit meiner Ankunft in Paris hatte ich nicht funfzehn Minuten nach einander geruht! — Und welche Erinnerungen, wenn ich an Lille dachte! — O meine Frau! O meine Kinder! — Konnte ich hoffen, ſie jemals wieder zu ſehn!

Der Gefangenwärter trat vor mich hin, und ſchien einen Augenblick gerührt zu ſeyn. Ohne ein Wort zu ſagen, entfernte er ſich, meldete es ſeinem Herrn, und kam bald darauf mit dem Befehl zurück, mich hinunter zu führen. — Ich verſuchte einige Schritte zu thun, war aber zu ſchwach dazu. — Endlich faßte er mich an, und führte mich halb ſchwankend in den Saal hinab.

Ich trete hinein, man leitet mich auf einen Stuhl, und nun erblicke ich den Oberſchließer, der bis zum Ekel betrunken war. — „Haha!“ — hub er an — „Das Gefängniß gefällt Dir alſo nicht! — Ich bin hier Alles — Kerkermeiſter — Actuarius — Magiſtratsperſon — Ich bin hier Alles — Meine Leute haben mir geſagt, daß

Du nicht eſſen willſt — Ich habe es dem Ausſchuſſe gemeldet, das war meine Pflicht — (Hier ſpie er aus) Man hat mir geantwortet: Nun gut, ſo mag er crepiren!“ (abermals ausgeſpieen)

„Nun meinetwegen! Iß oder iß nicht! (lange Pauſe) Mir iſts einerley!“ (Hier ließ er den Kopf ſinken, hob ihn erſt einige Minuten nachher wieder auf und fuhr fort) „Höre! — Ich führe einen guten Tiſch! — Alles was man haben will — Für Geld verſteht ſich! — Wo biſt Du her? — Was haſt Du gethan? — (Als ich Lille nannte, fiel er ein) — Aha! — Die Stadt iſt mir bekannt — Ich bin einmal da geweſen — Aber was Teufel! Du ſtinkſt ja wie ein Fieberkranker! — Marſch! — Fort! — Führt ihn hinauf.

Bey dieſen Worten nahm mich der Gefangenwärter auf den Rücken und trug mich wieder die Treppe hinauf. — In dem Augenblicke, als wir über den Coridor giengen, ſtürzte eine Menge anderer Gefangener hinzu — „Friſch! — Muth gefaßt, mein Herr!“ — riefen ſie mir zu — „Um Gottes Willen ſich nicht ſo niederſchlagen laſſen!“ u. ſ. w.

Sie brachten endlich den Gefangenwärter dahin, mich in ihr großes Zimmer zu begleiten, und drangen mir einen Theil von ihrem Eſſen auf. Aber ich war in geheimer Verwahrung, und ſo ward ich gleich nachher wieder in mein Behältniß gebracht.

Eine vierte Nacht, mein Gefangenwärter ſchien mich vergeſſen zu haben, er erſchien nicht. — Eine fünfte Nacht, ich hatte richtig vermuthet, denn er entſchuldigte ſich. Um es wieder gut zu machen, brachte er mir ein wenig warmes Eſſen mit, aber da es mich anekelte, ſo ließ ich es ſtehen. — Die folgenden drey Wochen keine Verſchiedenheit!

Unterdeſſen ſann ich Tag und Nacht darauf, mir einige Schreibematerialien zu verſchaffen, bis ich endlich auf folgende Weiſe damit zu Stande kam.

Ich ſetzte mir nemlich mit einigen Tropfen Blut aus meinem Daum, feingeſtoßenen Kohlen, die ich unter dem Unrathe fand, und etwas von den Schlöſſern abgeſchabten Roſte eine Art Dinte zuſammen, die wenigſtens leſerlich war; Pappier fand ich ein ziemliches Stück in meinem Strohe verborgen, und ein ſteifer Halm, den ich mit den Zähnen zuſpitzte, gab eine Feder ab. Auf dieſe Art gelang es mir ein Billet an meine Frau zu ſchreiben, das ich durch einen andern Gefangenen beſtellen zu laſſen beſchloß.

Schon hatte ich Anſtalt gemacht, es abzugeben, als mir einer von ihnen etwas Dinte, Pappier und Federn zu geben verſprach. Ich fühlte den ganzen Werth dieſes Geſchenkes, und behielt alſo jenes unleſerliche Billet mit Vergnügen zurück. In der That gelang es mir, noch denſelben Abend die verſprochenen Schreibematerialien aus dem untern Stocke herauf zu ziehen, und einen andern weitläufigen Brief an mein armes unglückliches Weib zu ſchreiben, der auch durch jenen großmüthigen Freund richtig beſtellt worden iſt.

So waren drey ſchreckliche Wochen vergangen, als der Obergefangenwärter mich auf einmal gelinder zu behandeln anfieng. Ich bekam Licht, ich erhielt die Erlaubniß in dem untern Saale zu eſſen, mein Behältniß ward von nun an täglich ausgekehrt, ja ich bekam ſogar ein Päkchen Wäſche zurück. Welchem friedlichen Genius hatte ich dieſe Veränderung zu verdanken? — Ich habe es nie erfahren können, wahrſcheinlich hat es aber der edle N — gethan.

Leider muß ich aber auch geſtehen, daß der Gefangenwärter doch im Grunde derſelbe blieb. Denn ſchon nach einigen Tagen ſetzte er mir nichts als halbverfaulte Heringe und ähnliche elende Nahrungsmittel vor. Auch koſtete es mir unendliche Mühe, trotz der heftigen Kälte, einen Ofen zu erhalten, wobey ich das Holz mit Gold aufzuwiegen gezwungen war.

Einige Tage darauf wurden drey öſterreichiſche Kriegsgefangene, Ungarn von Geburt, in mein Behältniß gebracht. Sie ſprachen ſämmtlich deutſch, ſo daß mir meine Fertigkeit in dieſer Sprache dasmal trefflich zu ſtatten kam — Gutmüthige Menſchen! — Sie theilten alle ihre kleinen Vorräthe mit mir! — Sie ſtanden mir ſelbſt in ſolchen Augenblicken bey, wo die Natur ſich ihre eigenen Bedürfniſſe zu verbergen ſcheint! — Nein! Ich werde euch nie vergeſſen, ihr braven Ungarn! — Ewig werde ich mit Wehmuth und Dankbarkeit eure Namen nennen!

So waren zehn Monate vergangen, ich war an meine Leiden gewöhnt, ich hatte ſie ſogar in der Geſellſchaft dieſer braven Männer bisweilen zu vergeſſen geſucht! — Plötzlich werde ich eines Morgens zum Verhör hinunter geführt.

Man ſchickt die gewöhnlichen Fragen nach Namen, Zunamen, Wohnort u. ſ. w. voran. — Endlich kam der Hauptpunkt: ob ich unter den Begleitern Ludwigs XVI. bey ſeiner Flucht nach Varennes geweſen ſey? — Meine Unſchuld lag in meiner Antwort, aber dieſe Barbaren wußten nichts von Gerechtigkeit. — Mein Verhör endigte mit dem Befehle, mich nach der Conciergerie zu bringen, und ſo hatte ich ein Grab mit dem andern vertauſcht.

2.

Ich komme an, man führte mich in eine ſogenannte Wärmſtube, wo noch zwanzig Perſonen eingeſperrt waren, und forderte mir für dieſe Begünſtigung funfzig Thaler ab. — Großer Gott! — Ehe der Abend vergieng, wurden ſchon drey meiner Gefährten zur Guillotine geſchleppt. — Außer mir vor Schmerz und Verzweiflung warf ich mich auf mein elendes Gurtbett, an deſſen Fuße ein verpeſtender Nachtſtuhl ſtand.

Welche Scenen! Welche Abſcheulichkeiten! — Jeden Abend wurden die Anklagedecrete gegen die morgenden Schlachtopfer der Tyrannen ausgetheilt. Die canibaliſchen Gefangenwärter nannten es die neue Abendzeitung, und warfen ſie oft ganz andern Perſonen zu — „Nimm nur hin!“ — hieß es dann, wenn man ſie auf den Irrthum aufmerkſam machen wollte — „Nimm nur hin! Heute, oder morgen! Du mußt doch daran!“

Vier Tage und drey Nächte hatte ich in der Conciergerie zugebracht, als man mich in das ſogenannte Hoſpice National zu bringen befahl. — Schändliche Heucheley! — Ach ich fand bald, daß dieſes Hoſpice nur das Sterbehaus unſchuldiger Patrioten war. Ich überzeugte mich bald, daß man in dieſen Jammerhöhlen einen eben ſo gewiſſen, nur langſamern Tod als auf dem Blutgerüſte fand.

Welcher Aufenthalt! Welche Atmosphäre! Welche ſcheußliche Behandlung! — Schon in der erſten Nacht ſah ich drey Unglückliche an meiner Seite verſcheiden und jeden Tag rafften die anſteckenden Krankheiten drey, vier, ja ſechs Perſonen hinweg.

Vielleicht würde ich ſelbſt in dieſem abſcheulichen Hoſpice geſtorben ſeyn, hätte ich nicht in dem Oberarzte — dem redlichen Bayard — einen Freund gefunden, der ſich meiner mit beſonderer Güte annahm. Ach er war der einzige unter ſeinen Collegen, der noch ein menſchliches Herz beſaß, er war der einzige, der dem ſchrecklichen

Sy-

Syſteme entgegen arbeitete, ein heimlicher Mordagent feiger Tyrannen zu ſeyn.

Ihm verdanke ich endlich das Glück, nach vier traurigen Monaten etwas Geld und Wäſche von meinem guten Weibe zu erhalten. Ja er war im Begriffe mir meine Freyheit zu verſchaffen, als er durch die Cabale ſeiner Collegen verabſchiedet ward.

Von nun empfand ich mein Unglück wieder in ſeiner ganzen Schrecklichkeit. Ohne Hülfe, ohne Erquickung, mit lauter Sterbenden umgeben, deren ſchmerzhafte Töne mein Herz zerriſſen, erwartete ich meinen eigenen Tod mit jedem Augenblick.

Schon ſchien jedoch meine gute Natur zu ſiegen, als ich plötzlich mitten im Fieberparoxysmus und über und über mit Schweiß bedeckt, in einer kalten ſtürmiſchen Nacht, nach dem Gefängniß du Pleßis gebracht ward. — Alles zeigt mir an, daß ich nunmehr zum Tode beſtimmt ſey. — Plötzlich ereignet ſich die glückliche Revolutien vom neunten Thermidor, unſere Kerker öffneten ſich, und ich kehrte nach Lille zurück.

VII.

Wimpfen.

Ein Fragment.

37

1.

Ehe ich St. Domingo verlaſſe, noch ein paar Worte über Klima, Einwohner, Sitten und Lebensart.

St. Domingo liegt unter 18° 20′ ſüdlicher Breite; denken Sie ſich die Hitze, die hier herrſchen muß — ſelbſt die Regenmonate machen faſt gar keinen Unterſchied. Unſere wärmſten Sommertage würden hier laue Frühlingstage ſeyn.

Was das Drückende der hieſigen Hitze gewiſſermaßen vermehrt, das iſt der gänzliche Mangel an Morgen- und Abenddämmerung. Keine ſanften Lichtnuancen, kein allmähliger Übergang von Licht und Finſterniß. Ein Augenblick, und alles iſt hell um Sie her; eine Sekunde, und alles iſt in Finſterniß gehüllt.

Sie kennen die Produkte der Antillen, wie ſie in tauſend Büchern verzeichnet ſind. Aber ſie wiſſen vielleicht nicht, daß man in St. Domingo nur eine einzige Blume, nemlich die Roſe hat. Ja die Roſe iſts, die hier ausſchließend ſo friſch, ſo ſchön, ſo lebendig blüht, als man ſie vielleicht nirgends in Europa ſehen kann.

Aber wie es hier mit allen phyſiſchen Kräften zu gehen pflegt, ſie welkt dafür auch deſto ſchneller dahin.

Ohne es zu wiſſen, habe ich Ihnen ein Bild von dem ganzen hieſigen Leben aufgeſtellt. Alle Kräfte ſind hier aufs höchſte geſpannt, aber alles eilt auch deſto ſchneller ſeiner Vernichtung zu. Sie errathen, wovon ich ſpreche, von dem höchſten Genuſſe der Sinnlichkeit.

Das gilt beſonders von den Mulattinnen, deren glühende Phantaſie, deren Üppigkeit jede Beſchreibung übertrifft. Es ſind keine Weiber, möchte ich ſagen, es ſind Bacchantinnen, deren wollüſtige Begeiſterung unerſchöpflich iſt.

Wahrſcheinlich ſind es dieſe Vergnügungen, um deren willen ſich noch ſo mancher Europäer hier gefallen kann. Ich für mein Theil geſteh indeſſen gern, daß mir die Einformigkeit und die Rohheit der hieſigen Lebensart, den Aufenthalt in St. Domingo ſehr bald verleidet hat. Um dieſes zu beweiſen, mag hier eine kurze Beſchreibung davon ſtehen.

So wie man um ſechs Uhr Morgens aufgeſtanden iſt, pflegt man einen kleinen Spaziergang zu machen, und ſetzt ſich dann zu einem Frühſtück von Fleiſch und Früchten hin. Wer keine Handelsgeſchäfte treibt, geht nun von einem Hauſe zum andern, um den Damen die Aufwartung zu machen, und bringt in der Regel ſeinen Vormittag in der tödtlichſten Langeweile zu. Jetzt wird gegeſſen, wobey es nicht an ſtarken Weinen fehlen darf, bis man ſich endlich gegen drey Uhr zur Ruhe begiebt.

So wird der Nachmittag meiſtens mit Schlafen zugebracht, endlich um ſechs Uhr Abends fangen Viſiten und Promenaden wieder von neuem an. Zu gleicher Zeit kommen aber auch die Mosquitos, die man kaum abzuwehren vermag, in großen Schaaren hervor. Die Unterhaltung dreht ſich übrigens bloß um Plantagen und Neger, Ausfuhr und Fracht herum, ſo daß man nach vier Wochen immer daſſelbe zu hören bekommt. — Doch genug; ich breche ab; Sie haben ſich gewiß ſchon überzeugt, daß St. Domingo in jedem Betracht ein trauriger Aufenthalt iſt.

2.

Es war den achten Julius 1790. als ich die Plantage des Herrn M— verließ, um über Leogane nach Port au Prince zu gehen. Ich war zu Pferde von einem gleichfalls berittenen Neger begleitet, und hatte einen zwar wenig beſuchten, aber deſto kürzern Weg gewählt. Wie groß war aber mein Verdruß, als ich von einem heftigen Platzregen überfallen wurde, der die Hohlwege ſo ſehr mit Waſſer anfüllte, daß unmöglich hindurch zu kommen war.

Mehrere Stunden hatten wir mit vergeblichem Suchen nach einem andern Wege verloren, als wir endlich mit Einbruch der Nacht eine kleine Pflanzung entdeckten, die an dem Abhange eines Hügels lag. Wir eilten darauf hinzu, und fanden Niemanden als eine Negerin, die mich aber mit vieler Gaſtfreundſchaft aufnahm.

Sie machte ſogleich ein großes Feuer an, um meine Kleider zu trocknen, während ich ihren Sonntags-Unterrock ſtatt eines Schlafrocks umnahm. Mein Abendeſſen beſtand in etwas Wildpret, einigen

Piſangs und einem großen Glaſe Maderawein. Die Nacht brachte ich auf einer Matte bey dem Kamine zu.

Kaum war es Tag geworden, als ich mich wieder auf den Weg zu machen beſchloß. Ich beſchenkte die gute Negerin mit einer Schnur Glaskorallen, worüber ſie vor Freuden zu tanzen anfieng, und eilte nun mit meinem Bedienten den Berg hinab.

Der Himmel war zum Entzücken ſchön und die herrliche Ebene, die ſich gegen die Küſte hinabzieht, lag im ätheriſchen Sonnenſchein. Ich ſah unter andern eine dicke Pflanzung von Cocosbäumen, wie mir noch keine vorgekommen war.

Gegen eilf Uhr erreichte ich endlich Port au Prince, wo ich meinen Capitain Mr. Lyndham völlig ſeegelfertig fand. Indeſſen ward es Abend, ehe ich mich an Bord begeben konnte, worauf der Capitain erſt den andern Morgen in See zu gehen beſchloß.

Zwey Tage hatten wir faſt beſtändig Windſtille gehabt, als uns plötzlich um eilf Uhr Nachts ein heftiger Windſtoß überfiel, und auf einmal das große Seegel zerriß. Wüthend ſtürzten nun die Wellen über das Schiff hinweg und riſſen einen von unſern Matroſen mit fort, ſo daß unſer Untergang unvermeidlich zu ſeyn ſchien. Zum Glück hielt aber die Bö nur ohngefähr zehn Minuten an.

Nach acht Tagen ſprang der Wind zu unſerer großen Freude nach Oſten herum, und am dreyßigſten Julius hatten wir endlich die virginiſche Küſte erreicht. Da uns indeſſen die Ebbe verhinderte in Norfolck einzulaufen, ſo beſchloß ich mich bey Cap Charles ans Land ſetzen zu laſſen und darauf über Hampton vollends den Fluß hinauf zu gehen.

VIII.

Harriſon.

Ich war am vier und zwanzigſten Oktober 1765. mit einer Ladung Wein und Brandewein von den azeriſchen Inſeln nach Neu-York unter Seegel gegangen, und hatte bis zum neun und zwanzigſten eine äußerſt glückliche Fahrt gehabt. Plötzlich wurden wir aber von einem heftigen Weſtſturm überfallen und geriethen mehrere Grade von unſerm Courſe ab.

Da nun die widrigen Winde faſt den ganzen November anhielten, ſo wurden wir immer weiter nach Norden verſchlagen, und ſahen uns bey dem Mangel an

Lebensmitteln, und bey dem Verluſte unſerer Maſten und Seegel zu Ende des Monats beynahe aufs Äußerſte gebracht.

Den zweyten December ſchien das Wetter ein wenig beſſer zu werden, und wir erblickten zwey Schiffe, wovon das eine nach Dublin, das zweyte nach London gieng.

Ich eilte ſie mit unſerm Elend bekannt zu machen, und hoffte einige Proviſionen von ihnen zu erhalten, leider war aber des ungeſtümen Meeres wegen keine Möglichkeit dazu. So hatten wir alſo das Herzleid, ſie vor unſern Augen vorüber ſeegeln zu ſehen, worüber denn die Mannſchaft in die größte Verzweiflung gerieth.

Eine Folge davon war, daß ſie wüthend über den Wein und Brandewein herfielen, und mir bloß ein kleines Gefäß mit ohngefähr vier Kannen Waſſer ließen, worin unſer ganzer Vorrath beſtand.

Mehrere Tage hatten ſie ſich bereits durch beſtändiges Betrinken zu betäuben geſucht, als wir am dreyzehnten December abermals ein Schiff entdeckten, das auf unſere Nothſignale zu unſerer großen Freude auf uns zuzuhalten ſchien. Schon war es uns ſo nahe gekommen, daß ich es mit dem Sprachrohr anrufen, und dem Capitain unſer Elend erzählen konnte. Schon hatte mir dieſer einige Proviſionen, beſonders Zwieback und Waſſer verſprochen, plötzlich legte er ſich wieder vor den Wind, ſetzte Leeſeegel über Leeſeegel bey, und war in wenig Minuten aus unſerm Geſichte.

Die Wuth, die Raſerey, die Verzweiflung meiner Matroſen zu ſchildern, würde unmöglich ſeyn. Gleich Tiegern fielen ſie nun über die einzigen Thiere, die wir noch hatten, über eine Katze und ein Paar Tauben her. Alles wurde roh mit Haut und Haaren, mit Federn und Eingeweiden verzehrt. Mir warfen ſie aus einem überreſt von Achtung den Katzenkopf hin, und ich geſteh es — ich ſah ihn ſelbſt als einen Leckerbiſſen an.

Auf gleiche Art wurde in den folgenden Tagen alles Öl, aller Talg u. ſ. w. kurz was nur noch irgend eßbares zu finden war, mit gleicher Begierde verzehrt.

Unterdeſſen hatte ich einen heftigen Anfall von Podagra bekommen, ſo daß ich ſeit dem acht und zwanzigſten December in der Cajüte zu bleiben gezwungen war. Ich lebte von einigen Löffeln Waſſer, die ich mit etwas Syrup vermiſchte, und hörte nun von Zeit zu Zeit, daß das Elend der Mannſchaft immer ſtieg. Schon hatten ſie alles Lederwerk, ſogar die kleinen Taue verzehrt, endlich faßten ſie einen Entſchluß, der mich noch jetzt mit geheimem Schauder erfüllt.

Es war den dreyzehnten Januar

1766. Morgens um zehn Uhr. Sämmtliche Matroſen, der Steuermann an ihrer Spitze, traten in die Cajüte und baten um einige Augenblicke Gehör. Ich bewilligte es, wie man vermuthen kann, und ſogleich ergriff der Steuermann das Wort:

„Unſer Elend iſt ſo hoch geſtiegen!“ — ſagte er mit thränenden Augen — „Daß wir alle zu dem Äußerſten entſchloſſen ſind. — Wir wollen looſen, wer von uns ſterben ſoll — Beſſer, daß einer das Leben verliere, um uns alle zu retten!“

Ich hörte ihn an, und ſchauderte zurück. — „Wie?“ — rief ich in höchſter Bewegung — „Seyd Ihr Menſchen?“ — Und wie lange werdet Ihr Euer elendes Leben damit friſten können? — Nein! Nimmermehr! — Nimmermehr gebe ich meine Einwilligung dazu. — Ich verbiete es Euch! — Hört Ihr es? — Ich verbiete es Euch, ſo wahr Gott Richter über uns iſt.

Vergebens! Sie antworteten nur mit Fluchen, ſie erklärten, daß meine Gewalt zu Ende ſey, und eilten wüthend auf das Verdeck hinauf.

Ich folgte ihnen, alles ſchien ſchon ſeit mehrern Stunden in Bereitſchaft zu ſeyn. Sie ſchließen einen Kreis, ſie ziehen das Loos, der Zettel wird geöffnet, und mein Neger iſt zum Tode beſtimmt.

Plötzlich ergreift ihn der Zimmermann

von hinten, ſchlägt ihm den Kopf ab, und haut den Leichnam in Stücken, die der Steuermann unter die Mannſchaft vertheilt. Alles das war das Werk von wenig Augenblicken, ohne daß ich es zu verhindern im Stande war.

Dreyzehn Tage hatten ſie ſich mit dieſer ſcheußlichen Nahrung hingehalten, endlich beſchloſſen ſie abermals zu looſen, und trugen mir diesmal den Vorſitz auf. Ich nahm es an, um jeden Betrug zu vermeiden, machte demnach die Looſe ſelbſt zuſammen und ſchüttelte ſie nochmals in meinem Hute herum.

Endlich iſt der entſcheidende Augenblick gekommen, und die ganze Mannſchaft ſtellt ſich in einen Kreis um mich her. Keiner will den Anfang machen, nur mit Mühe entſchließt ſich endlich einer der jüngſten dazu. Mit ſtarrenden Augen, mit bebenden Händen, mit den Verzuckungen des Todes greift er jetzt nach dem Looſe hin

Er zieht, er reicht es mir hin, ich wickele es auf, und finde das Todesloos. — David Flatt! — rief ich aus, und David Flatt ſchallte es im ganzen Kreiſe nach. Der Unglückliche ſinkt zu meinen Füßen. — „Nur martert mich nicht lange!“ — ſtöhnt er endlich athemlos im heftigſten Schmerze heraus — Ich ergebe mich in mein Schickſal.“ Alle waren gerührt, alle verſprachen es ihm.

„Brüder und Freunde!“ — hub ich jetzt mit gepreßtem Herzen und thränenden Augen an — „Wie wäre es, wenn Ihr die Hinrichtung unſers unglücklichen Cameraden noch bis morgen verſchöbt? — Wer weiß, ob uns Gott nicht unterdeſſen ganz unvermuthet ein anderes Schiff zuſchickt? Denkt, wie ſehr es Euch ſchmerzen müßte, wie viel Vorwürfe Ihr Euch machen würdet, wenn Ihr um dieſes kleinen Aufſchubs willen, doch noch die Mörder Eures unglücklichen Bruders geworden wäret?“

„Seht, Euer alter kranker Capitain, der ſo manche Fahrt mit Euch gemacht, ſo manches Ungemach mit Euch geduldet, und auch in dieſem Elend mit Euch geweſen iſt — Seht — Ich bitte Euch auf den Knieen darum — Ich beſchwöre Euch bey Eurer Seelen Seeligkeit — Schiebt die Vollziehung wenigſtens bis Morgen Vormittag auf.“

Ich ſprach aus dem Herzen; ſie ſahen ſich an, und ſtimmten endlich einmüthig meinem Vorſchlag bey. Erſchöpft, im Innerſten bewegt, kehrte ich in die Cajüte zurück, und ſchlief unter Thränen und Seufzen ein.

So vergieng die Nacht, ſo brach der unvergeßlichſte Tag meines Lebens an. Es war um zehn Uhr Vormittags, ſchon hatte man die Zubereitung zu der Hinrichtung des armen Flatt gemacht — Plotzlich tagt in Weſten ein Seegel auf — Iſt es möglich! — O Gott! Welcher glückliche Zufall! Aller Herzen waren mit Hoffnung und Freude erfüllt!

Einige Stunden, das Schiff kam näher, und bald ward es für ein engliſches erkannt. Wir hatten nicht nöthig ihm viel Signale zu geben, ſobald es uns bemerkte, kam es mit vollen Seegeln auf uns zu — Gott! Welcher Augenblick! — Am Morgen im äußerſten Elend! Am Abend unter Freunden in völliger Sicherheit! — Fünf Tage darauf liefen wir in der Themſe ein.

IX.

Ledyard.

1.

Unter die merkwürdigſten Reiſenden des achtzehnten Jahrhunderts gehört auch der Nordamerikaner Ledyard. Er entlief aus dem väterlichen Hauſe, und brachte faſt fünf Jahre unter den Wilden zu. Hierauf gieng er als Botelier mit einem Schiffe von Philadelphia nach London, und machte bald nachher als Corporal der Seeſoldaten Cooks erſte Entdeckungsreiſe mit.

Kaum war er mit dieſem nach England zurück gekommen, ſo faßte er den Entſchluß nach Nordamerika zurückzukehren, und in der Queere von der nordweſtlichen Küſte bis zu der öſtlichen, alſo von einem Meere bis zu dem andern zu gehen.

Er dachte ſich zu dieſem Ende nach Nutka Sund einzuſchiffen, und ward beſonders vom Ritter Banks ſehr freygebig unterſtüzt. Da ſich aber dieſe Handelsexpedition zerſchlug, ſo beſchloß er zu Lande nach Kamtſchatka zu reiſen, von wo man bald nach der Nordweſtküſte von Amerika überfahren kann.

In der That ſchiffte er ſich auch bald darauf, und zwar als gemeiner Matroſe, nach Oſtende ein. Wiewohl nun ſein Geld in Kurzem bis auf zehn Guineen geſchmolzen war, ſo ſetzte er dennoch ſeine Reiſe unter tauſend Entbehrungen, theils zu Fuße theils zu Waſſer bis Stockholm fort.

Unterdeſſen war es Winter (1786.) geworden, und ſo beſchloß er, wo möglich, gerade über den Bothniſchen Meerbuſen auf dem kürzeſten Wege durch Sibirien nach Kamtſchatka zu gehen. Es zeigte ſich aber bald, daß das Waſſer nicht überall gefroren war, und er kehrte alſo wieder nach Stockholm zurück.

Jetzt nahm er ſeinen Weg nordwärts, immer nach dem Pole zu, und gieng dann um den bothniſchen Meerbuſen herum, bis wieder nach Petersburg hinab.

Hier kam er in dem elendeſten Zuſtande ohne Schuhe und Strümpfe, ja faſt ohne Kleider an. Dennoch ward er bald als ein außerordentlicher Mann bekannt, bekam eine Einladung zu dem portugieſiſchen Geſandten und ſtellte ſich ohne weiteres in ſeinen Lumpen ein.

Eine Folge davon war, daß er zwanzig Guineen auf einen Wechſel gegen den Ritter **Banks**, und einige Kleidungsſtücke erhielt. Überdem verſchaffte ihm auch der Geſandte die Erlaubniß mit einem Transporte Marinevorräthe nach **Jakuz** zu gehen.

Auf dieſe Art legte er die ganze Reiſe **von zwölfhundert deutſchen Meilen** mitten im höchſten Winter mit unglaublichen Beſchwerden zurück. Kaum hatte er aber einige Tage ausgeruht, als er ſchon wieder nach Ochozk an der Küſte des Meerbuſens von Kamtſchatka aufbrach.

Seine Abſicht war von hier nach der Halbinſel überzugehen, und ſich dann auf einem ruſſiſchen Fahrzeuge nach der Weſtküſte von Amerika einzuſchiffen, was ihm weiter keine Schwierigkeit zu haben ſchien. Allein da die Schiffahrt des Eiſes wegen noch völlig gehemmt war, ſo kehrte er unterdeſſen nach Jakutz zurück.

Hier war es, wo er — aus einer bis jetzt noch nicht bekannten Urſache — im Namen der Kaiſerin arretirt, nebſt zwey Soldaten auf einen Schlitten geſetzt und ſo mitten im Winter durch die Wüſten der nördlichſten Tartarey bis an die polniſche Grenze geſchleppt ward.

Jetzt verließen ihn ſeine Begleiter, nachdem ſie ihm bey Todesſtrafe die Rückkehr verboten hatten, und unſer unglücklicher Wanderer kam in dem elendeſten Zuſtande in Königsberg an.

Glücklicherweiſe fand er einen edelmüthigen Kaufmann, der ihm abermals fünf Guineen gegen eine Aſſignation auf den Ritter Banks verſchoß, bis er endlich im Frühjahre 1788. auf einem engliſchen Schiffe nach London abgieng.

2.

Er kommt an, ſein erſter Gang iſt zu ſeinem Wohlthäter dem Ritter Banks. Eben hatte ſich damals die Geſellſchaft zur Beförderung der Entdeckungen im innern Afrika gebildet, der auch Banks mit ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit beygetreten war. Kaum hatte ihm demnach Ledyard ſeine Schickſale erzählt, als ſchon die Frage von einer Reiſe durch Afrika war.

„Wenn können Sie aufbrechen?“ — fragte ihn einer der Direktoren — „Morgen!“ — war ſeine Antwort — „Schon lange hatte ich den Wunſch zu dieſer Reiſe genährt!“ — Indeſſen vergiengen noch vier Wochen, ehe ſeine Inſtruktionen ausgefertigt, und die übrigen Anſtalten getroffen werden konnten.

Endlich gieng er den dreyßigſten Junius 1788. mit Päſſen und Empfehlungen zur Genüge verſehen, über Calais, Paris und Marſeille nach Ägypten ab. Sechs und dreyßig Tage nachher traf er ſchon mit einem franzöſiſchen Schiffe in Alexandrien ein. Hier ruhte er kaum einige Tage aus, und ſetzte dann ſogleich ſeine Reiſe auf dem Nil nach Cairo fort.

Acht Wochen hatte er in dieſer Stadt mit vieler Ungeduld auf den Abgang einer Caravane gewartet, als er endlich vor Verdruß über die beſtändigen Verzögerungen ein todtliches Gallenfieber bekam. Unglücklicherweiſe verſuchte er ſich mit einer ungeheuren Doſis Vitriolſäure zu helfen, und ſetzte dann, um den brennenden Schmerz zu mildern eine noch ſtärkere Gabe Brechweinſtein darauf. Sogleich ſtellte ſich ein heftiger Blutſturz ein, dem durch keine Mittel Einhalt zu thun war, bis endlich der unglückliche Ledyard am andern Morgen unter großen Schmerzen verſchied. (1. Novbr. 1788.)

Das war das Ende eines Mannes, der zu ſolchen Unternehmungen gebohren zu ſeyn ſchien. Sein herkuliſcher Körperbau, ſein unwiderſtehlicher Reiſeinſtinkt, ſein origineller Beobachtungsgeiſt, alles vereinigte ſich in ihm. Dazu kam noch eine Feſtigkeit und eine Denkungsart, die ſich weit über das Gemeine erhob.

„Geld! — Welch ein verächtliches Sclavending!“ — ſchrieb er in einem ſeiner Briefe — Ich habe jetzt eine Ökonomie von höherer Art zu beobachten. Einige der erſten Männer des Königreichs richten die Augen auf mich, und eben dieſe Männer bedienen ſich meiner zu dem wichtigſten Auftrage, der einem Privatmann gegeben werden kann.“

„Ich habe ihren Beyfall und ihre Achtung zu verdienen, oder zu verlieren. Über beyde geht mir nichts als der Gedanke der Menſchheit nützlich zu ſeyn. Sollte ich durch Muth oder Verzweiflung mein Ziel erlangen, ſo würde ich den Ruhm der Menge verachten, nicht ſo den Beyfall der Großen und Guten, auf die ich von jeher allein geſehen habe. Ruhm, den ſie geben, iſt etwas ganz anderes, und grenzt beynahe an eine Belohnung von Gott!“

Man fragte ihn einmal, wie er ſeine große Reiſe mit ſo wenigem Gelde habe machen können. – „O! — ſagte er — Ich habe Hunger und Blöße in einem Grade erlitten, wie ſie der Menſch kaum ertragen kann. Ich weiß, was es iſt, wenn einem, wie einem Wahnſinnigen etwas Futter aus Barmherzigkeit gegeben wird, denn ich habe dieſe Rolle mit allem ihrem Elend bisweilen ſpielen müſſen, um nur noch gräßlicheren Leiden zu entgehen.“

„Meine Noth iſt größer geweſen — fuhr er fort — als ich es je geſtanden habe oder geſtehen werde; nie hat mich dieſes aber von meinen Plänen abgebracht.“

Ein andermal erwiederte er auf eine ähnliche Frage, daß er nicht ſelten durch mitleidige Weiber gerettet worden ſey. — „Ich habe von jeher bemerkt, — ſagte er — daß die Weiber überall ſanfter, freundlicher und mitleidiger ſind, ſie ſtehen bey edelmüthigen Handlungen nie ſo lange an als die Männer, auch fand ich bey ihnen immer mehr Höflichkeit und Geſelligkeit.“

„Nie habe ich mich an ein Weib — bey cultivirten oder wilden Völkern — mit einer anſtändigen freundſchaftlichen Frage gewendet, ohne eine gleiche Antwort zu bekommen, da mir hingegen bey Männern oft das Gegentheil widerfahren iſt. Nie habe ich in meinem Elend die Wohlthätigkeit eines Weibes vergebens angefleht, und immer ſöhnte mich ihre Gutmüthigkeit wieder mit der Härte der Männer aus.“

X.

Schaw und ſeine Gefährten.

1.

Capitain Bampton von Calcutta nach Manila beſtimmt, hatte im Junius 1793. eine unbekannte Inſel entdeckt, die er näher zu unterſuchen beſchloß. Er ſchickte zu dieſem Ende ſeinen erſten Lieutenant Mr. Schaw, mit noch zwey Offizieren und vier Matroſen in einem Boote ab, während er mit dem Schiffe ſelbſt einige Meilen von der Küſte vor Anker gieng.

Die Engländer ſtiegen an das Land, und wurden von einem Haufen Einwohner bewillkommt, deren Betragen die friedlichſten Geſinnungen verrieth. Sie küßten den Engländern die Hände, machten ihnen Geſchenke mit Früchten, Vogelfedern u. ſ. w. und ſchienen ein äußerſt ſanftes gaſtfreundſchaftliches Völkchen zu ſeyn.

Indeſſen glaubte einer der Offiziere Mr. Haskett dennoch einige feindſeelige Anſtalten zu bemerken, worüber er jedoch von ſeinen Gefährten ausgelacht ward. Man beſchloß

nun

nun die Matroſen bey dem Boote zu laſſen, und etwas tiefer in das Land hinein zu gehen.

Kaum hatte ſich aber Mr. Schaw tauſend Schritt vom Ufer entfernt, als er ſich plötzlich mit ſeinen Landsleuten auf allen Seiten von den treuloſen Wilden angegriffen ſah. Mr. Carter bekam einen Keulenſchlag, während Mr. Schaw eine ſtarke Wunde am Halſe, und Mr. Haskett einen Schnitt in den Arm erhielt. Zum Glück hatten ſie noch die Geiſtesgegenwart ihre Musketen abzufeuern, worauf der ganze Trupp Inſulaner die Flucht ergriff. Trotz ihrer Wunden rafften ſie ſich nun wieder auf, und eilten, ſo ſchnell ſie konnten, zu ihrem Boote zurück.

Allein wie groß war ihr Entſetzen als ſie zwey von den Matroſen ermordet am Ufer liegen, und die andern mit durchgeſchnittenen Gurgeln auf dem Waſſer ſchwimmen ſahen. Überdem hatten die Wilden das ganze Boot ausgeleert, ſo daß nichts als ein altes Seegel und ein zerbrochenes Ruder darin geblieben war. Dennoch beſchloſſen die armen Verwundeten, wo möglich nach dem Schiffe zurück zu ſeegeln, da es höchſtens nur vier Meilen von der Küſte vor Anker lag.

2.

Es war Abends um acht Uhr, ſie halfen ſich, ſo gut ſie konnten, vom Ufer ab, und trieben mit der Stromung aufs offene Meer hinaus. Mit jeder Viertelſtunde hofften ſie nun die Lichter vom Schiffe zu entdecken, leider kam aber Mitternacht heran, und ſie fuhren noch immer in der Irre herum. In dieſer Verlegenheit beſchloſſen ſie den Morgen abzuwarten, und indeſſen bey einer Landſpitze vor Anker zu gehen.

Der Tag brach an, und an dem ganzen Horizonte war kein einziges Schiff zu ſehen. Vergebens ſteuerten ſie wieder auf das Meer hinaus, ihr Untergang ſchien entſchieden zu ſeyn. Ohne Compaß, ohne Lebensmittel, wie konnten ſie hoffen, eine freundſchaftliche Küſte zu erreichen, da überdem nur einer von ihnen zu manoeuvriren im Stande war.

In dieſer ſchrecklichen Lage beſchloſſen ſie endlich, ſich dem Winde und den Wellen zu überlaſſen und vielleicht durch ein glückliches Ungefähr nach der Inſel Timor zu gehen. Mr. Schaw glaubte die Entfernung auf achtzehn Tage ſchätzen zu können, und ſo ſteuerten ſie nun bald mit dem Winde, bald mit den Strömen immer nach Weſten fort.

Zwey und funfzig Meilen mochten ſie ohngefähr auf dieſe Weiſe zurückgelegt haben, als ſie ein niedriges Land erblickten, das Mr. Schaw für die ſüdweſtlichſte Spitze von Neuguinea hielt. Sie kamen bey einer Sandbank vorbey, wo ſich eine Menge Schwarze badeten, die ſie durch Zeichen einzuladen ſchienen, worauf jedoch Mr. Schaw, der das Steuer regierte, aus guten Gründen nicht zu achten beſchloß.

Gleichwohl nahm das Elend dieſer drey unglücklichen Männer mit jeder Stunde zu. Vom Blutverluſte erſchöpft, von Hunger und Durſt gequält, bey Tage der brennendſten Sonne, bey Nacht dem näſſenden Thaue ausgeſetzt — war es zu verwundern, wenn ſie am ſechſten Tage mit jedem Augenblicke ihrem Tode entgegen ſahen?

Indeſſen hatten ſie das Glück, am folgenden Morgen zwey kleine Vögel zu fangan, wodurch ſich denn beſonders der arme Carter bey ſeinen großen Schmerzen etwas geſtärkter fand.

Am achten Tage kamen ſie in einen engen Canal zwiſchen zwey unbekannte Inſeln, nahmen am Lande etwas Waſſer ein, das aber nachher leider ſalzig befunden ward, und ſteuerten endlich wieder auf das offene Meer hinaus. Carters Kopfwunde ſchien dabey immer gefährlicher zu werden, und es löſten ſich dieſen Tag drey Stücke von der Hirnſchale ab.

Die Unglücklichen tranken übrigens in ihrem brennenden Durſte eine ziemliche Quantität von ihrem Urin hinunter, wodurch aber natürlich ihr Zuſtand nur noch gefährlicher ward.

So hatten ſie noch zwey Tage mit Hülfe des Windes und der Strömungen fortgeſteuert, als endlich Haskett am eilften um acht Uhr Morgens mit einer an Wahnſinn gränzenden Freude — „Land!“ — ausrief. — „Land! Land!“ — ſchrie Schaw dem ſterbenden Carter zu, richtete ihn auf, und hielt ihm den Kopf nach der Gegend hin. Muthig ſteuerten ſie nun auf die ſchöne grünende Inſel zu, und ſchon um Mittag liefen ſie in den kleinen mit Cocos-Pflanzungen umgebenen Hafen ein.

3.

Sie kommen näher, ſie erreichen das Ufer, und von allen Seiten ſtrömt ein bunter Haufen Inſulaner herzu. — „Sollen wir es wagen?“ — ſagte Schaw zu ſeinen Gefährten — „Warum nicht?“ — erwiederten ſie — „Steht uns etwas anders als der Tod bevor?“ — So faßten ſie denn den ſterbenden Carter bey den Armen, und ſtiegen feſt entſchloſſen, das ſandige Ufer hinan.

Allein wie groß war ihre Freude, als ſie ſich von den Eingebohrnen mit einem lauten Jubelgeſchrey bewillkommt ſahen — „Bligh! Bligh! good Bligh! — good Bligh!“ *) — tönte es von allen Seiten, und alles drängte ſich freundlich um ſie her. Man führte ſie zu einer Quelle, man brachte ihnen Früchte, und gab ihnen, als ſie den Namen Timor nannten, durch Zeichen zu verſtehen, daß dieſe Inſel ziemlich nahe ſey.

Kaum hatten ſich demnach unſere ar-

---

*) Man erinnert ſich, daß Capitain Bligh, nachdem ihn ſeine aufrühriſche Mannſchaft mit einigen wenigen Getreuen ausgeſetzt hatte, auf eine ähnliche wunderbare Weiſe gerettet worden war.

men Seefahrer ein wenig ausgeruht, ſo beſchloſſen ſie dahin abzugehen. Einige dieſer gutmüthigen Inſulaner boten ſich ihnen zu Begleitern an, und ruderten herzhaft zwiſchen den Corallenbänken durch. Auf dieſe Art ſchifften unſere Engländer glücklich bey einer Menge kleiner Inſeln vorüber, bis endlich das langerſehnte Timor mit Anbruch des Tages in glänzendem Morgenröthe vor ihren Augen lag. „Endlich!“ — riefen unſere drey begeiſterten Seefahrer — „Endlich werden unſere Leiden zu Ende ſeyn!“ — Doch erfuhren ſie bald, daß dieſe Inſel eigentlich Sanct hieß, und von Timor noch durch einen breiten Meeresarm abgeſondert war. Indeſſen wurden ſie von den Inſulanern mit vieler Freundſchaft aufgenommen, und mit Früchten und Mais in Überfluß verſehen.

Während ſie nun berathſchlagten, wie ſie ihre Reiſe nach Timor fortſetzen, und dann vollends nach Calcutta oder einer andern engliſch-oſtindiſchen Beſitzung kommen ſollten, brachten ſie von den Einwohnern allmählig durch Zeichen heraus, daß jahrlich ein holländiſches Handelsſchiff von Banda hier einzulaufen pflege, deſſen Ankunft jedoch ziemlich unbeſtimmt war. Sie beſchloſſen es indeſſen abzuwarten, und brachten auf dieſe Art faſt ſechs Monat unter den gutmüthigen Einwohnern zu.

Endlich kam das Schiff von Banda an, und ſie giengen an Bord deſſelben über Batavia nach Calcutta zurück. Hier erfuhren ſie, daß Capitain Bampton, der ſie ſämmtlich ermordet geglaubt hatte, damals plötzlich in See gegangen, in Manila glücklich angekommen, und darauf nach Europa geſeegelt ſey.

XI.

Paul Jones.

Unter die merkwürdigſten Seefahrer der neueſten Zeit iſt auch der americaniſche Capercapitain Paul Jones zu rechnen, der ſich beſonders in dem amerikaniſchen Unabhängigkeitskriege durch eine Menge eben ſo kühner, als glücklicher Unternehmungen ausgezeichnet hat. Hier ſind einige Anekdoten aus der Geſchichte ſeiner mannichfaltigen Seezüge, die den Leſern dieſer Sammlung hoffentlich willkommen ſeyn werden.

……

1.

Es war den **achten April** 1776. — erzählt er in ſeinen vor einigen Jahren erſchienenen Memoiren — als ich den Hafen von **Breſt** verließ, um die geheime Expedition auszuführen, die zwiſchen mir und dem zu Paris befindlichen amerikaniſchen Agenten verabredet worden war. Dieſe beſtand in nichts Geringerm, als eine engliſche Kauffahrtheyflotte zu verbrennen, und mich irgend eines Mannes von Stande als Geißel zu bemächtigen, was uns für die gute Behandlung der in England be-

find-

findlichen amerikaniſchen Gefangenen von großem Nutzen zu ſeyn ſchien.

So hatte ich mich der nördlichen Küſte von England genähert, und auch zur Ausführung meines Planes alles in Bereitſchaft geſetzt, als ich den ſiebzehnten April von einem heftigen Sturme überfallen wurde, der mich an die irländiſche Küſte trieb.

Hier nahm ich auf der Höhe von Carrackfergus ein Fiſcherboot mit ſechs Lootſen weg, und erfuhr von dieſen, daß die engliſche Fregatte le Drack vor einigen Tagen auf der Rhede von Carrackfergus vor Anker gegangen ſey. Ich beſchloß daher auf ſie zu zu ſeegeln, um ſie wegzunehmen, fand aber bald, daß es wegen einiger durch die Schuld meines Contremeiſters vorgefallenen Fehler unmöglich war.

Ohne mich daher länger aufzuhalten, ſeegelte ich in den St. Georgs-Canal zurück, und kreuzte ſo lange darin, bis mir der Wind wieder günſtig zu werden ſchien, worauf ich den folgenden Tag auf die Höhe von Whitehaven kam.

Hier lagen damals ohngefähr vierhundert Kauffahrtheyſchiffe beyſammen, wovon das geringſte von hundert und achtzig Tonnen war. Ich beſchloß demnach meinen Plan noch dieſen Abend auszuführen, und theilte denſelben jetzt meinen beyden Lieutenants mit. Da ſie aber nicht darein willigen wollten, ſo beſchloß ich dreyßig Freywillige zu wählen, ließ die beyden Boote ausſetzen, und ruderte ſo gegen Mitternacht unbemerkt auf die Rhede hinein.

Ich hatte den Augenblick der Ebbe gewählt, damit ich die Schiffe ganz auf dem Trocknen finden möchte; wir rückten daher freylich nur langſam fort. Es mochte alſo ſchon vier Uhr Morgens ſeyn, ehe wir den Hafen erreichen konnten, wo ich denn das kleine Boot mit den darin befindlichen zehn Mann auf die nördliche Seite ſchickte, während ich ſelbſt auf der ſüdlichen blieb.

Ich hatte letztere für mich beſtimmt, weil es der ſchwerſte Punkt des Angriffs war. Es mußte nemlich ein kleines Fort mit einer Batterie erobert werden, von deren Beſitz der ganze Erfolg abhing.

In der größten Stille ſetzte ich demnach meine Leute einige Schritte davon ans Land, ließ nur fünf zur Bewachung des

Bootes zurück und ſtieg mit den übrigen herzhaft den Mole hinan.

Der Morgen war kalt und neblicht, unbemerkt kletterten wir alſo eilends ins Fort hinauf. Alles blieb ſtill, die acht Mann Wache ſchliefen in völliger Sicherheit. Zwey Minuten, und wir hatten ſie unter Beſchluß gebracht, ohne daß ein Tropfen Blut vergoſſen ward. Sogleich befahl ich nun ſämmtliche Kanonen zu vernageln, während ich alles zum Anſtecken der benachbarten Schiffe in Bereitſchaft hielt.

Eben wollte ich den Anfang machen, als ich zu meinem großen Verdruſſe mein kleines Boot von dem nördlichen Mole zurück kommen ſah. Sie hatten ein Geräuſch gehört, und nicht die mindeſte Anſtalt gemacht, ich gerieth vor Unwillen auſſer mir. Da es indeſſen anfieng Tag zu werden, ſo ſteckte ich haſtig zwey Fiſcherboote an, warf einige Fäſſer mit Pech und Schwefel dazwiſchen, und hatte die Feude, in wenig Minuten drey Schiffe in vollen Flammen zu ſehen.

Aber in dem Augenblicke ward auch der Lärm und die Verwirrung im Hafen allgemein. Man lautete die Sturmglocke, man feuerte Kanonen ab; tauſende von Menſchen ſtrömten mit lautem Angſtgeſchrey nach dem Hafen hin.

Ohne Zeitverluſt befahl ich meinen Leuten ſich wieder einzuſchiffen, warf noch einen Blick auf das fürchterlich ſchöne Schauſpiel und die erſchrockene Menſchenmenge zurück, und ruderte dann mit meinen zwey Booten ſehr zufrieden zum Hafen hinaus.

Man verſuchte uns zwar noch einige Kugeln aus ein Paar Schiffskanonen nachzuſchicken, wir kamen aber ohne den mindeſten Schaden davon. Kaum hatte ich mein Schiff erreicht, als ich die Anker lichten ließ, und nach der Schottländiſchen Küſte zu ſteuern befahl.

2.

Es war den drey und zwanzigſten September 1779. und ich befand mich mit meinen drey Schiffen, dem Bon Homme Richard, der Pallas, und der Vengeance ungefähr zwey Meilen von der engliſchen Küſte, als ich Nachmittags um zwey Uhr endlich die baltiſche Kauffahrtheyflotte zu Geſicht bekam.

Ich wußte, daß ſie bloß von dem Linienſchiffe Serapis, und der Fregatte the Counteß of Scarborough eskortirt wurde, und machte alſo, da ich mich vor dem Winde befand, ſogleich vollkommene Jagd darauf. Kaum hatten es indeſſen die beyden Kriegsſchiffe bemerkt, als ſie ſich queer vor die Flotte poſtirten, während dieſe Seegel über Seegel beyſetzte, um unter den Kanonen des Forts von Scarborough vor Anker zu gehen.

Der Wind war ziemlich ſchwach, es wurde daher völlig finſter, ehe ich den Feind zu erreichen im Stande war. Auf dieſe Art hatte ſich dieſer ebenfalls dem Lande genähert, um unter den Kanonen des Forts in Sicherheit zu kommen, als ich ihm gerade noch zur rechten Zeit glücklicher Weiſe den Weg abſchnitt. Es mochte etwa ſieben Uhr Abends ſeyn, das Meer war völlig ruhig und der Wind ſchwacher Nord-Nord-Weſt.

So hatte ich mich dem Serapis ungefähr bis auf einen Piſtolenſchuß genähert, und in dem Augenblicke fiengen wir beyde zu feuern an. Er hatte vier und vierzig, ich nur vier und dreyßig Kanonen, er wurde von ſeiner Fregatte unterſtützt, während die Pallas und die Vengeance trotz meiner Signale in der Entfernung blieben; ſeine Kanonen ſchienen vortrefflich zu ſeyn, während ein Theil der meinigen ſchon nach den erſten zehn Schüſſen zerſprang, dennoch hielt ich das Feuer faſt eine Stunde aus, ehe ich mich zu dem Entern entſchloß.

Aber jetzt, kaum iſt das Signal dazu gegeben, ſo haben meine Leute auch ſchon den Serapis eingehakt. Vergebens ſucht der Feind ſich los zu arbeiten, vergebens läßt er ſeine Anker fallen, ich knüpfe ſelbſt die beyden Boogſpriets feſt.

Auf dieſe Art hatte ich den größten Theil ſeiner Kanonen unbrauchbar gemacht, und auf dieſe Art ſah ich mich ſelbſt vor dem Feuer ſeiner Fregatte in Sicherheit.

Deſto eifriger ließ ich nun mit dem kleinen Gewehrfeuer, mit den Kanonen des Vorder- und Hinter-Caſteles, und mit dem Granadenwerfen fortfahren, ſo daß die Verwirrung am Bord des Serapis mit jedem Augenblicke größer ward.

Schon war der Capitain — wie ich nachher erfuhr — im Begriff die Flagge zu ſtreichen, als ſich plötzlich auf meinem Schiffe ein Zufall ereignete, der dem Feinde mit einemmale neue Hoffnungen gab. — „Der Capitain iſt erſchoſſen!“ — hörte ich nemlich von allen Seiten rufen — „Wir ſinken! — Wir ſinken! — Die Flagge herunter!“

Zu gleicher Zeit ſchrie der engliſche Capitain herüber — „Iſts Euer Ernſt? — Wollt Ihr ſtreichen? — Wollt Ihr ſtreichen?“ — Wüthend ſtürzte ich bey dieſen Worten von meinem Poſten, ſtieß den Zimmermann, der ſchon die Flagge ſtreichen wollte, von der Want herunter, und ſchrie dem Capitain des Serapis zu:

Nichts von Streichen! — Von Euch erwarte ich es! — In dieſem Augenblicke fieng das Feuer von beyden Seiten mit verdoppelter Heftigkeit an, ſo daß mein ganzes Verdeck voll brennender Trümmern lag.

Unterdeſſen war der Mond aufgegangen, und meine zwey andern bis jetzt entfernten Schiffe griffen nun ebenfalls die feindliche Fregatte an. Kaum hatten das meine Leute bemerkt, als ſie ihr Feuer verdoppelten, und einmal über das andere — Victoria! — ſchrieen.

Da nun zu gleicher Zeit der große Maſt des Serapis zu brennen anfieng, ſo entſchloß ſich endlich der Capitain die Flagge zu ſtreichen, worauf alſo die Bataille ohngefähr ein Viertel auf zwölf Uhr geendigt, und da ſich faſt zu gleicher Zeit auch die Fregatte ergeben hatte, die Ehre der amerikaniſchen Flagge vollkommen behauptet war.

Indeſſen fand ich den Bon Homme Richard ſo übel zugerichtet, daß ich ihn ſchon um vier Uhr Morgens plötzlich verlaſſen mußte, weil er dem Sinken nahe war. Ich vertheilte nun meine Gefangenen auf die Fregatte, übernahm das Commando des Serapis, und lief nach einigen Tagen glücklich in den Texel ein.

……

So weit Capitain Jones, da der übrige Theil ſeiner Memoiren eigentlich nichts als Wiederholungen ähnlicher Gefechte enthält. Dafür mögen hier lieber noch einige Bemerkungen über ſeinen Charakter ſtehen, die ebenfalls aus einer authentiſchen Quelle gezogen ſind.

Paul Jones war ein äußerſt tapferer, aber auch ein eben ſo ſtolzer, harter und rauher Mann, der mit ſeinen Leuten unaufhörlich im Streite lag. Mehr als einmal kam er in Gefahr über Bord geworfen zu werden, und nicht ſelten ſagten ihm ſelbſt ſeine Offiziere allen Gehorſam auf.

Man ſchildert ihn als einen Tyrannen an Bord, der ſich nie die Liebe ſeiner Untergebenen zu erwerben verſtand. Er hatte nur Sinn für das Große, Kühne und Abentheuerliche, alle geſellſchaftlichen Tugenden ſcheinen ihm fremd geweſen zu ſeyn.

So

So muthig, ſo unternehmend er am Bord ſeines Schiffes war, am Lande zeigte er die gröſte Feigheit, ſelbſt wenn er noch ſo ſehr beleidigt ward. Man hat ihn für geizig ausgeſchrieen, indeſſen ſparte er nur, um wieder verſchwenden zu können, man giebt ihm ebenfalls einige Niederträchtigkeiten ſchuld, indeſſen hat man ihn auch einigemal ſehr groſsmüthig handeln geſehen.

Wer Paul Jones mit einem Worte charakteriſiren wollte, der könnte ſagen, er hatte den Geiſt eines Admirals, und den Charakter eines Matroſen, er ſchien für ſein Schiff, aber nicht für die Welt gebohren zu ſeyn.

Übrigens ſtarb Paul Jones erſt im Jahre 1789. zu Paris, in einem Alter von ſechs und funfzig Jahren, nachdem er die letzten zehn Jahre, trotz ſeiner ungeheuern Priſengelder, beynahe in Dürftigkeit gelebt hatte.

XII.

Die Wanderer in den Pyrenäen.

Erſtes Fragment.

Es war den zehnten Auguſt, Mariä Himmelfahrt; man hatte uns ſo viel von der Capelle der Notre Dame de Heas erzählt, wir beſchloſſen demnach dahin zu gehen.

Der Morgen war ſchön und heiter, die Gipfel der Hochgebirge glänzten im

Sonnenſchein. Aus den Thälern tönte harmoniſches Glockengeläute, und eine bunte Menge ſingender Wallfahrer zogen mit ihren geſchmückten Opferlämmern langſam die grünenden Berge hinan.

Wir hatten einen Seitenweg eingeſchlagen, der zwar etwas beſchwerlicher, aber auch über eine halbe Stunde näher iſt. Bald ſahen wir nun die Dörfer Gedres deſſous und Gedres deſſus zu unſern Füßen liegen, bald kamen wir bey dem Lac de Héas vorbey, aus dem ſich der wilde Gave ſchäumend hervor ſtürzt, und ſo erreichten wir endlich den kahlen, mit ungeheuern Felſenſtücken bedeckten Gipfel, der ſich gleichſam zwiſchen den Rui nen einer Schöpfung erhebt. An einem ſeiner Abhänge, der ein kleines Thal zu bilden ſcheint, iſt die Capelle de Notre Dame de Héas und ein kleines Dörfchen von zehn bis zwölf Häuſern erbaut.

Wir kamen an, und ſchon drängten ſich von allen Seiten eine Menge frommer Pilger hinzu. Kaum konnte der Prieſter an der Thür ihre Namen aufſchreiben und ihre Lämmer u. ſ. w. empfangen, ſo ſtürzten ſie zu der Capelle hinein. Begeiſtert warfen ſie ſich vor der Statue der heiligen Jungfrau nieder, die von tauſend Kerzen umgeben, auf dem geſchmückten Hochaltar ſtand.

Wir verließen dieſes demüthigende Schauſpiel, um die ſonderbaren Ruinen des benachbarten Gipfels zu beſehen. Welch ein Chaos, das man nicht ohne Entſetzen betrachten kann! O ſo iſt denn nichts als Zerſtöhrung, nichts als Vernichtung in der Natur! — So ſcheinen Tod und Leben in unaufhörlichem Kampfe zu ſeyn.

Wohin wir blickten, überall bemerkten wir Spuren davon; überall die Hand der ſchaffenden und vernichtenden Allmacht! Vor Jahrtauſenden erhob ſich vielleicht der Gipfel dieſes Gebirges noch bis in die Wolken empor, und nach Jahrtauſenden wird er vielleicht in einen Hügel verwandelt ſeyn.

Unterdeſſen war es Mittag geworden, wir ſtiegen hinunter, und ſuchten uns eine bequeme Stelle an dem grünenden Raſen auf. überall waren nur bunte Gruppen von Männern und Weibern zu ſehen, ſo daß der ganze Rücken des Berges gleichſam mit Menſchen beſaet zu ſeyn ſchien.

Der Wind war Südoſt, und warm und lieblich ſchien die Sonne auf uns herab. Einzelne Schmetterlinge ſchienen ſich auf den lauen Lüften zu wiegen, und aus den Thälern ſtiegen balſamiſche Wieſendüfte herauf. Von allen Seiten horte man Muſik und Geſang erſchallen, und fröhlich gieng der bekränzte Becher herum.

Der Nachmittag ward mit Tänzen und allerhand Spielen zugebracht, wir aber wandten die übrigen Stunden zu unſern botaniſchen Wanderungen an. — Wie viel ſchöne Pflanzen! — Jeder Augenblick war ein neuer Genuß für uns; keiner der Wallfahrer konnte ſo glücklich ſeyn als unſer B. da er unter andern eine ſeltene Species von Eiſenhütlein fand.

Endlich fieng die Sonne an tiefer zu ſinken, und ſchon waren die Thäler in düſtere Schatten gehüllt. In ätheriſchem Roſenrothe glänzten die beſchneyten Gipfel der Hochgebirge, und am klaren Himmel brachen die Sterne hervor. Wir eilten unſer Nachtlager in einer der Hütten zu nehmen, während der größte Theil der Wallfahrer unter dem Vorhof der Capelle blieb. Lange noch konnten wir den magiſchen Schimmer der Kerzen an unſern Fenſtern ſehen, bis endlich die Müdigkeit unſere Augen ſchloß.

Zweytes Fragment.

Der Tag war ſchön und heiter geweſen, wir hatten die pittoresken Gebirge von Gavarnie beſtiegen, und kehrten endlich in der Hütte des guten Cabanicus ein. Schon zogen die Heerden die Berge herunter, ſchon waren die Thäler in duftige Nebel gehüllt. Durch die ſtille Luft tönten die Abendglocken, und hinter den Gipfeln des Marboré ſchwebte der Mond hervor.

Der gute Cabanicus war von unſerer Ankunft benachrichtiget geweſen, er hatte demnach vor allen Dingen für ein gutes Feuer geſorgt. Krachend loderte die helle Flamme des ungeheuern Kienſtocks in dem Camine auf, während die ſorgſame Hausfrau mit ihren Gänſevierteln, Eyerkuchen u. ſ. w. zu unſerm Abendeſſen beſchäftigt war.

Traulich ſetzten wir uns nun auf kleinen dreybeinigten Seſſeln von Korck um das wärmende Camin herum, während uns Vater Cabanicus von den Wagſtücken der ſpaniſchen Deſerteurs und der franzöſiſchen Contrebandhändler unterhielt.

„Mit Lebensgefahr — ſagte er — ſtiegen jene durch die Breche de Roland hinab. Mit unglaublichem Muthe greifen dieſe auf den Gipfeln des Marboré die ſpaniſchen Miqvelets oder Grenzwächter an.“

„Oft — fuhr er fort — iſt der ganze Kampfplatz nur einige Quadratfuß groß, oft ſtürzen beyde Partheyen mitten im Gefechte in den Abgrund hinab. Aber nicht ſelten behalten auch die Contrebandhändler die Oberhand, und kehren dann auf einem andern Wege, doch nicht ohne neue Gefahr in ihre Heymath zurück.“

Unterdeſſen war das Eſſen fertig geworden, Herr L. machte ſein Flaſchenfutter auf, und wir ſetzten uns alle — Vater Cabanicus mit Frau und Kindern nicht ausgenommen — um den großen mit Thymian beſtreuten Tiſch herum.

Mutter Cabanicus gab uns ihre beſten Gerichte zu koſten, worunter auch ein delicates Stück geräucherte Bärenpfote war. Das brachte uns auf die Bärenjagd zu reden, wobey denn Vater Cabanicus recht eigentlich in Begeiſterung gerieth.

„Ja! ja!“ — ſagte er, indem Herr L. ſeine Geſundheit trank — „Seit meinem zwanzigſten Jahre habe ich gewiß an ſechzig Stück Bären erlegt. Es iſt eine eigene Jagd, ich zweifle ob ſie jemand zu ſeinem Vergnügen anſtellen wird — Aber unſer einer? — Nun was pflegt man nicht für Frau und Kinder zu thun!“.

„Sehen Sie“ — fuhr er fort, als wir ihn um einige Erläuterungen baten — „Wenn einer auf die Bärenjagd geht, ſo bindet er ſich vor allen Dingen vorn und hinten drey bis vier große, recht wollichte Schaaffelle um. Dann nimmt er nicht etwa bloß eine armſeelige Flinte, aus der er höchſtens nur einen Schuß thun kann, ſondern er hat auch einen großen, ſtarken, recht ſcharf und ſpitzig geſchliffenen Dolch bey ſich.

So geht er muthig fort, mit etwas Brod und Käſe und einem Fläſchchen Brandewein verſehen, das er in ſeinem Schnappſacke trägt, bis er endlich ein Bärenlager

ent-

entdeckt, wo er das Ungethüm nicht lange zu erwarten braucht.“

„Nun was geſchieht? So bald ihn die Beſtie anſichtig wird, ſtellt ſie ſich auf die Hinterbeine, und kommt ſo brummend und zähnefletſchend gegen ihn anmarſchirt — Jetzt heißts: — Courage, Patron! — Was nun ein rechter geübter Jäger iſt, der muß wie eingewurzelt ſtehen.“

„So kommt alſo die Beſtie, wie geſagt, auf ihn anmarſchirt, und nun geht ein gar verteufelter Zweykampf an. Der Bär umklammert den Jäger mit ſeinen Vordertatzen, ſucht ihn zu beißen, zu kratzen, zu erdroſſeln u. ſ. w. und bringt ihm auch manchmal gefährliche Wunden bey. Der

Jäger hingegen ſucht ihn von ſich abzuhalten, ihm wenigſten das Beißen zu verwehren, indem er ihm die Schnauze mit dem linken Arme gegen die Schultern drückt, bis er den günſtigen Augenblick erſehen kann.“

„Jetzt ſtößt er ihm den bewußten Dolch in die Rippen, und dreht dieſen ſo lange darin herum, bis die Beſtie brüllend zu Boden ſtürzt. Nun hat der Jäger gewonnenes Spiel, und kann dem Bär das Garaus machen, ohne daß die mindeſte Gefahr dabey iſt. — Auf dieſe Art habe ich, wie geſagt, an ſechzig ſchöne Bärenhäute gekriegt.“

„Einmal indeſſen“ — fuhr der gute

geſprächige Alte fort — „hätten mir ein Paar ſolche zottige Beeſte beynahe das Garaus gemacht — Stellen Sie Sich einmal vor, ich komme eben den Berg herab, und ehe ich michs verſehe, ſteht ein großer grimmiger Bär vor mir.“

„Alle Wetter! was er brummte und wie er die Zähne fletſchte. — Indeſſen hätte mich das alles nicht irre gemacht, aber zum Unglück kam die Barin mit ihren Jungen dazu — Nun können Sie denken! — Heilige Frau von Heas! — Es lief mir eiskalt über den Rücken!

Was ſollte ich anfangen? — Vorwärts konnte ich nicht, rückwärts giengs auch nicht an — Rechts war ein Abgrund, links eine Felſenwand — Alle Wetter! — Da hieß es: Muth gefaßt, wenn du nicht mir nichts, dir nichts zerriſſen ſeyn willſt — Eilends ſuchte ich mich alſo gegen die Felſenwand zu ſchmiegen, während die zottige Compagnie mit wildem Gebrumme näher kam.“

„Sie ſtehen ſtill, ſie ſehen ſich um, ſie beriechen den Boden, bis endlich der Bär bey mir vorbey marſchirt. Schon denke ich halb und halb davon gekommen zu ſeyn, als er ſich plötzlich neben mich ſtellt. Erſchrocken will ich einige Schritte herunter rücken. — Vergebens — Auf die andere Seite hat ſich die Bärin poſtirt. Jetzt denken Sie Sich, wie mir zu Muthe war. Sie hatten mich beyde in die Mitte genommen, ſo daß mein Hut an ihre zottigen Schnauzen ſtieß.“

„Indeſſen ſtand ich völlig unbeweglich, ſchlug die Augen nieder, und hielt den Athem zurück. Langſam paſſirten nun die zarten Sprößlinge vorbey, während der Herr Papa mir manchen Rippenſtoß gab. Nicht lange, ſo machte ſich die Frau Bärin auf, bis endlich — dem Himmel ſey Dank — auch der Herr Ehegemahl ſeinen Poſten verließ.“

„Mehrmals ſchien er ſich indeſſen drohend nach mir umzuſehen, ſtand ſtill, beroch die Gebüſche, wühlte in der Erde und ſo weiter, kurz er zog ſich mit der größten Vorſicht zurück.“

„Kaum hatte ich ihn aber aus dem Geſicht verloren, als ich das Weite ſuchte, und in vollem Rennen den Berg hinunter lief. — — Doch — es iſt ſpät — Margarethe! — Die Herren müſſen zu Bette gehen!

XIII.

Fiſcher.

Es war am ſiebzehnten April 1793. Nachmittags um vier Uhr, als ich zu einem Thore von Baſel hinaus gieng, das ich für das Oberthor nach der Seite von Rheinfelden hielt.

Ohne etwas Arges zu ahnden, wanderte ich raſch und luſtig im Angeſichte des Rheines hin, plötzlich werde ich ein Wachthaus, eine Menge Soldaten in blauer Uniform, und eine ſtark beſetzte Batterie gewahr. — „Es ſind Schweizer!“ — ſage ich zu mir ſelbſt — „Ja! ja! es iſt ein Grenzpiket.“

So komme ich näher, in dem Augenblicke ruft mich die Schildwache an. — „*Votre passeport! — Je viens de Bâle -- Le voici* *) — Ich will ihn heraus nehmen, aber leider hatte ich ein anderes

---

*) Ihren Paß — Ich komme von Baſel — Hier iſt er!

Kleid angezogen, und mein Portefeuille nicht zu mir geſteckt. *)

Ich will mich entſchuldigen, aber ſchon dringen die übrigen Soldaten mit wüthendem Geſchrey auf mich herein — „*Ah Traitre! — Autrichien! — Aristocrate!*

---

*) Man wird ſich bey der Lektüre dieſer kleinen Erzählung leicht überzeugen, daß eigentlich nur die Unvorſichtigkeit des Verfaſſers tadelnswerth iſt. Wie würde man wohl (1793.) in einem ähnlichen Falle mit einem Franzoſen umgegangen ſeyn? Übrigens wird vielleicht dieſer Aufſaz einigen Leſern noch aus Girtanners politiſchen Annalen II. B. S. 434. ff. erinnerlich ſeyn.

— *Espion!* *) Alles ſchimpft und flucht unter einander.

Man zieht die Säbel, man ſtößt die Bajonete an einander, man faßt mich bey der Gurgel, man reißt mich hin und her und ſchleppt mich endlich in die Hauptwache hinein.

Plötzlich erhebt ſich oben ein ſchreckliches Getümmel, mehr als funfzig Mann ſtürzen die Treppe hinunter, und ſtürmen alle mit Fragen und Schimpfwörtern auf mich hinein — *Qui êtes Vous? — D'ou venez Vous? — Ou allez Vous? — Au-*

---

*) Ha Verräther! — Öſterreicher! — Ariſtokrat! — Spion!

trichien! Aristocrate etc. — war der beſtändige Refrein davon. *)

Ich geſtehe es, ich war recht ſehr erſchrocken. — „*Pour l'amour de Dieu!*“ — rief ich aus — „*Faites moi parler à votre officier!*“ — *Je ne suis ni Autrichien, ni espion! Je suis de vos amis! Je suis bon patriote!*“ **)

---

*) Wer ſind Sie? — Wo kommen Sie her? — Wo wollen Sie hin?

**) Um Gotteswillen — Laſſet mich mit Eurem Offizier ſprechen! — Ich bin kein Öſterreicher und kein Spion — Ich bin ein guter Freund von Euch, ein guter Patriot.

In dem Augenblicke erſcheint der Offizier, ich bitte ihn ſeine Leute zum Schweigen zu bringen, aber leider vermag er es nicht. Endlich zieht er ſeinen Degen.

„*Au nom de la nation! — Silence mes freres!*“ *) — Jetzt ward es ſtill, und er führte mich in ſein Zimmerchen hinauf.

„Wer ſind Sie? — Wo ſind Sie her? Was wollen Sie hier?“ — Man kann denken, was ich zur Antwort gab. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich nun erfuhr, daß ich auf franzöſiſchem Boden, und in der Nähe von Hüningen ſey.

---

*) Im Namen der Nation — Ruhig Brüder!

Vergebens erſuchte ich ihn mich bis zur Ankunft meines Paſſes in Arreſt zu behalten. — „*Il faut aller à Huningue!*“ — wiederholte er mir unaufhörlich — „*C'est là qui on va verifier vos papiers!*“ *)

Damit rief er ſeinen Sergeanten, und in wenig Minuten war das Commando in Bereitſchaft.

So ward ich denn ſtattlich genug in der Mitte von ſechs Volontairs nach der

---

*) Sie müſſen nach Hüningen; dort wird man Ihre Päſſe unterſuchen.

Feſtung tranſportirt — „*Ah!*“ — riefen ſie mir ziemlich energiſch zu — „*Nous aurons le plaisir de te voir à la lanterne — C'est ce que nous verrons!*“ *) — antwortete ich ſo herzhaft als möglich, und ſo gieng es unter Schreyen und Schimpfen zum Thore hinein.

„*Arrêtez!*“ **) — Der Unteroffizier überliefert mich, und der wachthabende Offizier ruft ſechs Mann zu einem neuen Commando herbey. Wir marſchiren fort, und

---

*) Wir werden das Vergnügen haben Dich am Laternenpfahl zu ſehen! — Das wird ſich zeigen!

**) Halt!

und kommen bald darauf in dem Hauſe des Maire an.

Der brave Mann! — Er legte zwar ſein freundliches Geſicht in ſo ernſthafte Falten, als es ihm nur immer möglich war, aber er hörte mich doch mit vieler Aufmerkſamkeit an. Endlich, was iſt zu thun?

„*Il faut envoyer à Bâle pour faire chercher vos pappiers*“ — „*Très volontiers Citoyen! — Vous me rendez la vie!*“ *) — Sogleich ſchrieb ich ein Billet an Herrn Iſelin zu den drey Königen, bezeichnete ihm meine Brieftaſche, worinne mein Paß liegen würde, und bat um ſchleunige Überſendung.

---

*) Sie müſſen nach Baſel ſchicken, um Ihre Papiere holen zu laſſen — Von Herzen gern — Sie flößen mir neues Leben ein.

Der Bote ward fortgeſchickt, das Commando entlaſſen, und ich unter Aufſicht in das Gemeindehaus gebracht — „*C'est la pure formalité!*“ *) — ſagte der ehrliche Greffier zu mir, der mich hinführen ſollte — „In höchſtens einer Stunde wird alles in Ordnung ſeyn!“

So traten wir in ſein Stübchen, wo ſeine kranke Frau zu Bette lag. — Es war mir zu warm darin, er führte mich alſo die Treppe hinauf in den Verſammlungsſaal des Jacobinerklubs. — „Hier haben Sie die Zeitungen!“ — ſagte er — „Ich werde bald wieder bey Ihnen ſeyn!“ — So verließ er mich, und ich hatte nun Zeit genug, mich in dem ſogenannten — „*Salle du Club*“ — nach Muſe umzuſehen.

---

*) Es iſt nichts als eine Formalität.

Es war eine ziemlich große, drey bis vier Fenſter breite Stube, deren Wände wohl einmal weiß geweſen ſeyn mochten, und die von einigen ziemlich ärmlichen Kronleuchtern erleuchtet ward.

Eine Menge ſchlechter hölzerner Bänke, meiſtens ohne Lehnen, liefen im Halbzirkel um eine Art von Bühne herum, die aus ungehobelten Bretern zuſammen geſchlagen und höchſtens drey Viertel Elle hoch war.

Auf dieſer Bühne ſtanden ein alter plüſchener Stuhl, zwey Bänke und ein Tiſch mit einem groben verſchoſſenen Teppich bedeckt. über dem Stuhle hieng der republikaniſche Eid in Folio, rund herum ſah man eine Menge Papierſchnitzel, Tuchfaſern u. ſ. w. verſtreut, ſumma das Ganze ſah im höchſten Grade ſchmutzig und ärmlich aus. Ich nahm den Präſidentenſtuhl ein, und las meine Zeitungen mit vieler Muſe durch.

Unterdeſſen fieng es an dunkel zu werden, ich gieng alſo hinunter, um zu hören, ob der Bote wieder zurück gekommen ſey. Es vergieng wohl eine halbe Stunde, während ich mich mit der Kranken unterhielt, endlich trat der gute Greffier luſtig zur Thüre herein. — *Tout va bien!* — *Voilà votre portefeuille!* *)

Augenblicklich eilte ich nun zum Maire, und in wenig Minuten war alles abgethan. Ich bekam einen neuen Paß, um morgen nach Baſel zurück zu kehren, und ward für dieſe Nacht unter die „*Sou-*

---

*) Alles geht gut! — Hier iſt Ihr Portefeuille.

vegarde de la nation, et de la loi“ *) geſetzt.

Da nun in den Wirthshäuſern alles mit Volontairs angefüllt war, ſo bot mir mein ehrlicher Greffier ein Nachtlager in ſeinem Hauſe an. Wir hielten dabey ein frohes Abendeſſen zuſammen, das aus gutem Brode, Braten und Wein beſtand, und unterhielten uns von mancherley Dingen, wovon ich aus Mangel an Raum nur folgendes anführen will.

„Ach mein Freund!“ — ſagte der brave Mann, der in Spanien und Italien geweſen war — „Wenn nur erſt wieder Ruhe und Ordnung im Lande hergeſtellt wäre! Freyheit ohne Subordination — Ihr lieben Leute das geht nicht! — Das Volk muß ſouverain ſeyn — Was heißt das? — Rauben, plündern, alles umſtürzen, was bürgerliche Ordnung heißt? — Keinesweges? — Was heißt es denn? — Nur unter den Geſetzen ſtehen u. ſ. w.

---

*) Unter den Schutz der Nation und des Geſetzes.

Nach Tiſche kamen zwey Nationalgardiſten — „Die Preußen und Öſterreicher — ſagten ſie — ſind unſere gefährlichſten Feinde. — Werden wir überwunden, ſo ſind wir für immer verloren!“

„überwunden?“ — ſiel meine kranke Wirthin ein — „überwunden werden Franzoſen nie, aber wohl verrathen. — überwunden werden ſie nie — das iſt unmöglich — denn ſie wiſſen was ihrer wartet, ein König und Feſſeln.

Man ſprach endlich von der Stimmung der Nation — „Der größte Theil ſey höchſt unzufrieden. — Man klage, man wolle bey dem kleinſten Verluſte verzweifeln.“ — Der eine Gardiſt meinte, man müſſe dieſe Leute bezeichnen, man müßte ihnen ein halbes Ohrläppchen abſchneiden, damit ſie Jedermann kenntlich wären u. ſ. w.

Endlich ſchlug es zehn Uhr, mein Wirth lautete die Glocke zum Zeichen, daß die Schenken geſchloſſen werden ſollen, und Jedermann trennte ſich.

So führte er mich in ein Schlafgemach, was Archiv und Rüſtkammer des Klubs zugleich zu ſeyn ſchien, ſo viel Papiere, Trommeln und Piken waren darin zu ſehen. Übrigens waren die Wände und Thüren mit lauter Decreten des Convents u. ſ. w. beklebt. — Ich war ziemlich ermüdet und ſchlief daher, trotz des unaufhörlichen Rufens der Schildwachen, endlich gegen Mitternacht ruhig ein.

Am andern Morgen brachte mich mein guter Wirth, dem ich einen Laubthaler für ſeine Bewirthung gab, auf die Heerſtraße, worauf ich denn ohne weitere Abentheuer und ohne von den Cavalleriepoſten an der Gränze viſitirt zu werden, früh um ſieben Uhr wieder in Baſel ankam.

Ende des vierten und letzten Bändchens.

Ankündigung.

Bergreiſen

von

Chriſtian Auguſt Fiſcher

Zwey Theile

Leipzig
bey Johann Friedrich Hartknoch

Beſtellungen in allen guten Buchhandlungen zu machen.

Der erſte Theil wird die intereſſanteſten Parthieen aus den Pyrenäen, der zweyte aus den Rhätiſchen und aus den See-Alpen enthalten. Bey beyden wird das Lebendige (Einwohner, Sitten u. ſ. w.) mit beſonderer Liebe bearbeitet werden, auch wird man eine Menge Anekdoten aus der Geſchichte des letzten Krieges darin finden. Das Äußere ſoll ſo eingerichtet werden, daß auch dieſes Werk zu dem Gemälde von Madrid, Valencia u. ſ. w. Suite machen kann. Liebhaber von Prachtausgaben, die ihre Exemplare auf Velinpapier zu haben wünſchen, belieben ihre Beſtellungen ſpätſtens bis zur Michaelis-Meſſe darauf zu machen.

Reiſe

nach

Montpellier,

im

Frühjahre 1804.

Von

Christian Auguſt Fiſcher.

Leipzig, 1805.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

[illegible] 43. 15

Bayerische
Staatsbibliothek
München

S. H. E.

dem

Reichsgrafen von Thürheim,

Churpfalzbayriſchem General-Commiſſarius in Franken,
erſtem Curator der Julius-Maximilians-Univerſität
zu Würzburg, u. ſ. w.

zum

Zeichen

der

innigſten Verehrung und Ergebenheit.

Anſpruchlos und einfach wie Er ſelbſt, ſey dem edlen deutſchen Staatsmanne — deſſen Name ein Lobſpruch iſt — dieſe Blume der Liebe und Verehrung dargebracht. Mag auch ſie verwelken — dieſe Empfindungen werden Sein ewiges Eigenthum bleiben, und den unvergänglichen Kranz verſchönern, den Ihm eine dankbare Nachwelt weihen wird.

C. A. Fiſcher.
Prof.

An die Leſer.

Ich habe Nismes und Montpellier, in ihrer wahren Geſtalt zu ſchildern verſucht, und meine Urtheile mit Beweiſen belegt. Es ſchien mir um ſo nöthiger, da in dieſer Hinſicht ſchon ſo viele Kranke getäuſcht worden ſind. Sollte indeſſen irgend ein Leſer über die Vernichtung jener ſchönen Täuſchung mit mir zürnen wollen — nun ſo will ich ihn nach Hyeres *) führen, und wir werden ausgeſöhnt ſeyn.

W. F.

---

*) Dieſes Werk iſt bereits unter der Preſſe, und wird in der Mitte des nächſten Monats verſendet, daher man ſogleich Beſtellungen darauf machen kann.

Anmerk. d. Verleg.

Inhalt.

Erſter Brief.

Einleitung. Abreiſe von Marſeille. Rückblick. Veränderungen. Albertas. Le Pin. Aix. Clima. Oekonomiſche Bemerkungen. Eingeſchränkte, geſellſchaftliche Verhältniſſe. Details darüber. Seite 3

Zweiter Brief.

Mineralquellen und deren Merkwürdigkeiten. Ichtyopetern. Verſuche damit. Botaniſche Excurſionen. Landwirthſchaftliche Bemerkungen. Oelhandel. Manufakturen. Verfall. Frohnleichnamsfeſt. Wiederherſtellung. Details. 9

Dritter Brief.

Reiſe nach Arles. St. Canat. Pelißane. Salon. Die Crau. Eintheilung. Angebauter Theil. Wüſter Theil. Produkte des erſtern. Beſchaffenheit des andern. Schafweiden. Details darüber. Ehemalige Wanderungen. Hirtenweſen. Anſichten und Ankunft in Arles. 19

Vierter Brief.

Anſichten von Arles. Clima. Krankheiten. Maßregeln der Regierung. Produkte des Cantons. Die Camargue. Beſchreibung derſelben. Salinen. Weideland. Ferrades. Details darüber. Rhoneſchiffarth. Bemerkungen. 26

Fünfter Brief.

Merkwürdigkeiten von Arles. Einwohner. Charakteriſtik derſelben. Weiber. Oekonomiſche und geſellſchaftliche Verhältniſſe. Naturhiſtoriſche Bemerkungen. Pflanzen. Vögel. Steingruben. Antiquariſche Bemerkungen. Der Obelisk. Das Amphiteater. Alte Grabmähler. Bemerkungen. Seite 37

Sechster Brief.

Reiſe nach Nismes. Trinquetaille. Eintritt in Languedoc. Verſchiedenheiten. Menſchen. Boden. Anbau. Bellegarde. Bemerkungen. Annäherung von Nismes. Anſichten. Ankunft. Hotel du Louvre. Topographiſches Werk von Vincens. 45

Siebenter Brief.

Clima von Nismes. Temperatur im Allgemeinen. Temperatur der verſchiedenen Monate. Frühling. Sommer. Herbſt. Winter. Größte Hitze und Kälte. Differenz zwiſchen Abend- und Morgen-Temperatur. Bemerkungen darüber. Andere Differenzen in der Temperatur und den Thermometer-Beobachtungen. 51

Achter Brief.

Clima von Nismes. Fortſetzung. Barometer-Beobachtungen. Mittlere Höhe. Größere und niedrigere Elevationen. Bemerkungen über den Gang derſelben. Hygrometer. Mittelſtand und Gang deſſelben. Eudiometer. Bemerkungen über beide Inſtrumente. 58

Neunter Brief.

Clima von Nismes. Fortſetzung. Winde. Haupteintheilung. Nord- und Süd-Winde. Biſe und Marin. Allgemeine Bemerkungen darüber. Hauptabtheilung der Nordwinde. Reiner Nord. Nordoſt. Nordweſt. Details über ihre Perioden, Abwechſelungen und Wirkungen. Einzelne Beobachtungen. 63

Zehnter Brief.

Clima von Nismes: Fortſetzung. Winde. Zweite Hauptabtheilung. Südwinde oder Marins. Allgemeine Eigenſchaften und Wirkungen des Südwindes und ſeiner verſchiedenen Direktionen. Beriodiſcher Lauf deſſelben. Bemerkungen über den Oſt- und Weſt-Wind, und über den der Küſte und Stadt Nismes eigenthümlichen Farben. S. 70

Eilfter Brief.

Clima von Nismes: Fortſetzung. Uebrige meteorologiſche Erſcheinungen. Regen. Details darüber. Schnee. Nebel. Thau. Reif. Ungewitter. Bemerkungen über die Abweichung der Magnetnadel. Allgemeine Recapitulation und Anſicht des hieſigen Climas. 77

Zwölfter Brief.

Topographiſche Verhältniſſe. Ortsbeſtimmung und Lage. Stadt und Vorſtädte. Umfang und Bauart. Details darüber. Oekonomiſche Verhältniſſe im Allgemeinen und Beſondern. Details über das Waſſer, den Wein und andere vorzügliche Bedürfniſſe. 85

Dreizehnter Brief.

Polizeiliche Verhältniſſe von Nismes. Allgemeine Bemerkungen darüber. Details. Geſellſchaftliche Verhältniſſe. Spaziergänge in der Stadt. Eſplanade. Cours. Park. Excurſionen. Theater. Caffehäuſer. Literariſche Reſſourzen. Details darüber. 92

Vierzehnter Brief.

Commerzielle Verhältniſſe von Nismes. Seidenhandel. Rohe Seide. Geſponnene Seide. Seidenfabrikate. Details darüber. Tuchhandel. Leinwand- und Spitzenhandel. Kornhandel. Sämereihandel. Droguereihandel. Lederhandel. Details. Allgemeine Ueberſicht. Verzeichniß der Handelsſämereien von Nismes. 97

Ueberſicht und ſpezielle Berechnung des Handels von Nismes. 103

Verzeichniß der Handelsſämereien von Nismes. 104

Funfzehnter Brief.

Induſtrielle Verhältniſſe von Nismes. Seidenmanufakturen mit ihren verſchiedenen Abtheilungen. Tuchſcheerer. Weber und Spitzenklöppler. Gärtner und Gerber. Allgemeine Bemerkungen über die Einwohner von Nismes. Charakteriſtik derſelben im Ganzen. Charakteriſtik im Einzelnen. Fabrikherren. Fabrikarbeiter. Ueber die geſetzlichen Verhältniſſe beyder. Ueber die Domeſtiken in Nismes. S. 109

Sechzehnter Brief.

Medicinische Verhältniſſe von Nismes. Herrſchende Krankheiten im Allgemeinen. Krankheiten der einzelnen Klaſſen, beſonders der Fabrikarbeiter. Spinnerinnen u. dgl. Bandmacher. Strumpfwirker. Strumpfnäherinnen u. dgl. Taffent- und Buratfabrikanten. Floretſeidenſtreicher. Details darüber. Einige Bemerkungen über Lebensdauer und Mortalität. 119

Siebenzehnter Brief.

Oeffentliche Anſtalten in Nismes. Philanthropiſche. Hoſpice d'Humanite'. Hoſpice civil und militaire. Oeuvre de la Miſericorde. Details darüber. Rumfordiſche Suppen. Leihhaus. Literariſche Anſtalten. Centralſchule, jezt Lycee. Cours d'Accouchement. Akademie de Gard. Vornehmſte Mitglieder. Societe' de Medecine. Societe' d'Agriculture. Petites Affiches du Gard. Sammlungen in Nismes. Die Bibliothek des Lyceums. Das Kabinet von Seguier. Buchhandlungen. Communicationen. 125

Achtzehnter Brief.

Ueber die Alterthümer von Nismes. Allgemeine Notizen und Hülfsmittel. Das Amphitheater. Der Julier-Tempel. La Tour Magne. Der Dianen-Tempel. Details darüber. Erste Eindrücke. Dimenſionen. Schickſale. Gegenwärtiger Zuſtand. Menge anderer Antiquitäten. Einige Details über die berühmte Quelle. 139

Neunzehnter Brief.

Landwirthſchaftliche Bemerkungen. Gegend von Nismes. Boden, Produkte, Methoden des Ackerbaus. Getreidebau. Eigentlicher Kornbau. Weizen. Beſtellung der Felder. Saaten. Krankheiten und

Zufälle. Ernte und Ertrag: Austreten. Rocken-, Gerſte- und Haber-Bau. Seite 149

Zwanzigſter Brief.

Landwirthſchaftliche Bemerkungen: Fortſetzung. Wieſenbau. Künſtliche Wieſen. Luzerne Stücke. Benutzung und Ertrag. Eſparzette Stücke. Benutzung und Gewinn. Küchengewächſe. Details darüber. Schaafheerden. Bemerkungen über die Zucht, die Weiden, den Ertrag und die Wolle derſelben. 159

Ein und zwanzigſter Brief.

Pomologiſche Bemerkungen. Details über die vorzüglichſten Obſtbäume. Olivenbau. Verſchiedene Species. Kultur. Ernte. Behandlung. Ertrag. Maulbeerbaum. Verſchiedene Arten. Kultur. Ertrag. Seidenzucht. Details über die verſchiedenen Verhältniſſe. Allgemeine Bemerkungen. 168

Zwei und zwanzigſter Brief.

Landwirthſchaftliche Bemerkungen. Schluß. Weinbau. Verſchiedenheit des Bodens und der Bearbeitung. Traubenſorten. Weinleſe. Schlechte Behandlung. Kufenertrag. Brandtweinbrennereyen. Weingeiſtfabrikation. 182

Drei und zwanzigſter Brief.

Naturhiſtoriſche Bemerkungen. Anſicht der Gegend in geognoſtiſcher und oryktognoſtiſcher Hinſicht. Die nördlichen Garriguen. Die ſüdlichen Garriguen. Die Ebene oder das Thal. Botaniſche Bemerkungen. Pflanzenverzeichniß. Zoologiſche, ornithologiſche Bemerkungen u. ſ. w. Verzeichniſſe und Details. 187

Vier und zwanzigſter Brief.

Abreiſe von Niſmes. Fahrt nach Montpellier. Geſellſchaft und andere Details. Diligencen. Zufall und poſſierliche Auftritte. Lünel-Wein und deſſen Eigenſchaften. Gegend. Ankunft in Montpellier. Erſter Eindruck. 196

Fünf und zwanzigſter Brief.

Clima von Montpellier im Allgemeinen. Temperatur und deren Verhältniſſe. Barometerſtand. Herrſchende Winde. Abwechſelung derſelben u. ſ. w. Anzahl der Regentage, Schnee, Hagel u. ſ. w. Details darüber. Geſundheit der Luft und allgemeine Bemerkungen über Krankenreiſen. Seite 202

Sechs und zwanzigſter Brief.

Montpellier. Lage und aſtronomiſche Beſtimmung. Topographiſche Verhältniſſe. Stadt und Vorſtadt. Bevölkerung und Vortheil. Oekonomiſche Verhältniſſe. Wirthshäuſer. Penſionen. Lebensmittel u. ſ. w. Geſellſchaftliche Verhältniſſe. Theater. Clubs. Bibliotheken. Spaziergänge in der Stadt. Der Peyrou. Die Eſplanade. Der botaniſche Garten. Gegend. Excurſionen. 209

Sieben und zwanzigſter Brief.

Induſtrie von Montpellier. Aufzählung der verſchiedenen Fabriken, nebſt einzelnen Bemerkungen. Handel von Montpellier. Deſſen Eintheilung. Handelswege und andere Communicationen. Ueber den daſigen Handelsſtand. Statiſtiſche, merkantiliſche Bemerkungen über die vornehmſten Fabrik- und Handels-Orte des Departements. 219

Acht und zwanzigſter Brief.

Litterariſche Verhältniſſe von Montpellier. Ehemalige Univerſität. Jetzige Ecole de Medecine. Zuſtand und Begünſtigung derſelben. Profeſſoren. Andere öffentliche Lehranſtalten. Oeffentliche Bibliotheken. Periodiſche Schriften. Gelehrte Geſellſchaften. Buchhändler. Druckereien. Bemerkungen. 227

Neun und zwanzigſter Brief.

Charakteriſtik der Einwohner von Montpellier, im Allgemeinen und im Beſondern. Volksfeſte. Las Treilas. Lou Chivalet. Details darüber. Das Languedociſche Patois und deſſen Eigenthümlichkeiten. Kurze Literatur. Zwei Languedociſche Liedchen. 233

Dreißigſter Brief.
Gegend von Montpellier. Geognoſtiſche Bemerkungen. Verſteinerungen. Vulcaniſche Produkte. Mineralogiſche Merkwürdigkeiten. Gediegenes Queckſilber. Botaniſche Angaben. Entomologiſche Merkwürdigkeiten. Die Mauterſpinne. Landwirthſchaftliche Bemerkungen. Details. S. 254

Ein und dreißigſter Brief.
Excurſionen in die Nachbarſchaft von Montpellier. Maguellonne. Geſchichte und Details. Cette. Lage und Handel. Cevennen. Allgemeine Skizze von dieſen Gebirgen. Details und Bemerkungen. 262

Zwei und dreißigſter Brief.
Abreiſe von Montpellier. Nismes. Villeneuve. Der Miſtral. Die Rhone. Unmöglichkeit nach Avignon hinüberzugehen. Abend. Wetterveränderung. Der franzöſiſche Offizier. Glücklicher Uebergang. Ankunft in Avignon. 274

Drei und dreißigſter Brief.
Das Departement de Vaucluſe. Allgemeine Bemerkungen darüber. Topographiſche Angaben. Phyſikaliſche Notizen. Gränzen. Gebirge. Flüſſe. Boden. Clima. Details im Einzelnen. 280

Vier und dreißigſter Brief.
Oekonomiſche und naturhiſtoriſche Bemerkungen über das Departement. Ackerbau. Boden. Methode. Produkte. Botaniſche, zoologiſche, ornithologiſche, entomologiſche, ichthyologiſche und mineralogiſche Angaben und Details. 291

Fünf und dreißigſter Brief.
Avignon. Lage. Umfang. Merkwürdigkeiten. Clima Extreme und Veränderlichkeit. Einzelne meteorologiſche Angaben. Oekonomiſche Verhältniſſe. Lebensmittel aller Art u. ſ. w. Geſellſchaftliche Reſſourzen. Theater. Caffeehäuſer. Cabinets. Bibliothek. Muſeum. Privatcabinette u. ſ. w. Excurſionen. Details. 299

Sechs und dreißigſter Brief.

Induſtrielle Verhältniſſe von Avignon. Details über die daſigen Fabriken. Mercantiliſche Verhältniſſe Einfuhr und Ausfuhr. Charakter der Einwohner. Oeffentliche Wohlthätigkeits-Anſtalten. Detaillirte Angaben derſelben. Oeffentliche literariſche Anſtalten. Bemerkungen darüber. Schluß. Seite 309

Anhang. 315

I. Alterthümer von Nismes. 317

II. Verzeichniß der in der Gegend von Nismes wildwachſenden Pflanzen. 341

III. Ornithologiſche Liſte von der Gegend von Nismes. 377

IV. Verzeichniß der im Departement Vauclüſe wildwachſenden Pflanzen, die nicht in Gouans Flora befindlich ſind. 385

V. Verzeichniß der Bäume und Sträuche des Vauclüſe-Departements. 388

Reiſe

Reiſe

nach

Montpellier.

Erſter Brief.

Inhalt.

Einleitung. Abreiſe von Marſeille. Rückblick. Veränderungen. Albertras. Le Pin. Aix. Clima. Oekonomiſche Bemerkungen. Eingeſchränkte, geſellſchaftliche Verhältniſſe. Details darüber.

Aix, Febr. 1804.

Sie ſehen, mein theurer Freund, daß ich endlich unſer freundliches Marſeille verlaſſen habe, um auf dem kürzeſten Wege nach Nismes zu gehen. Ich ſage auf dem kürzeſten Wege, weil ich nach einigen Tagen Aufenthalt, gleich von hier aus über Arles reiſen, und mir auf dieſe Art einen beträchtlichen Umweg, mit der Diligence über Avignon, erſparen will.

So bin ich denn alſo geſtern, mit einem der gewöhnlichen Marſeiller Kutſcher, ziemlich ſchnell und ziemlich bequem hier angekommen, habe mich in dem freundlichen, ſehr zu empfehlenden Hotel des quatre Nations einlogirt, und will nun ſehen, ob ich Ihnen über dieſe einſylbige Stadt, der man — im Vorbeigehen geſagt — auch in der Ausſprache ihr X nicht nehmen muß, Etwas wichtiges oder unwichtiges ſchreiben kann.

So wie man den unter dem Namen la Viſto *) bekannten Hügel, eine Lieue von Marſeille erſtiegen hat, kann man die ganze herrliche Ebene, und den ganzen ſchönen Golf bis über die Inſeln hinaus, noch einmal mit einem Blicke überſehen. Bald aber fühlt man deutlich, daß man ſich von der Küſte zu ent-

---

*) Nicht Viſta, denn das Foemininum hat im Provenzaliſchen immer die Endung o.

fernen, und ſeine Richtung nordwärts zu nehmen anfängt. Die Berge treten zurück, die Gegend erweitert ſich, und eine trockne, härtere Landluft kündigt die gänzliche Entfernung vom Meere an.

Uns mußte das um ſo fühlbarer werden, da uns der Miſtral oder Nordweſt-Wind gerade entgegenblies. Zwar ſchien die Sonne warm und lieblich, aber er ſtürmte kalt und ſchneidend über die Ebene daher. So paſſirten wir Albertras, auf deſſen Alleen bereits der grüne Frühlingsduft ſchwamm, und le Pin, wo die Landſchaft völlig offen wird. Endlich erblickten wir Aix zwiſchen Wein- und Oliven-Pflanzungen, und fuhren dann auf einem ziemlich ſteilen Abhange vollends in die Ebene hinab. Von Bettlern umringt kamen wir ſo in der Vorſtadt an, und quartierten uns in dem genannten Wirthshauſe ein.

Vor allen Dingen will ich Sie nun vom hieſigen Clima unterhalten, ob es gleich freilich nichts weniger als angenehm iſt. Kälte und Wärme, Näſſe und Trockenheit wechſeln nämlich äußerſt ſchnell und häufig mit einander ab. Die Winter ſind verhältnißmäßig ziemlich hart, indem die Stadt dem Miſtral oder Nordweſt-Winde völlig offen liegt; die Sommer ſind dagegen erſtickend heiß, indem die Sonnenſtralen von den Kalkhügeln zurückprallen, mit denen die Stadt umgeben iſt. Im Winter friert es wenigſtens zwei Monate lang, und im Sommer pflegt ſelten eine Woche ohne Gewitter zu vergehen.

Was zweitens die ökonomiſchen Verhältniſſe von Aix betrift, ſo ſcheint es hier ebenfalls keineswegs wohlfeil zu ſeyn. In einem guten Gaſthofe, wie z. B. dem oben genannten, muß man immer neun bis zehn Livres täglich auf ſeine Zehrung rechnen, wobei man keinen außerordentlichen Aufwand in feinen Weinen und dgl. machen darf. Andere Bedürfniſſe, als Kleider, Wäſche u. ſ. w. ſind ebenfalls ziemlich theuer, nur in Anſehung der Wohnungen findet eine Ausnahme

Statt, was der wenigſtens um zwei Fünftel verminderten Bevölkerung zuzuſchreiben iſt. Ein gutes meublirtes Zimmer wird daher höchſtens mit ſechs und dreißig, eine ganze Etage mit hundert und funfzig Livres jährlich bezahlt.

Was endlich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe anlangt, ſo hat Aix auch in dieſer Hinſicht keine Vorzüge mehr. Seit der Aufhebung des Parlements, ſeit der Auswanderung des reichen gaſtfreien Adels, ſeit der Verarmung der übrigen Einwohner, kurz ſeit jener alles zerſtörenden Revolution haben auch die glänzenden Cirkel dieſer einſt ſo üppigen reſſourzenreichen Stadt ihr Ende erreicht.

Ein Fremder ſieht ſich daher jetzt auf ein elendes Theater, ein kleines Leſekabinet, eine nicht viel größere, Bibliothek und einige ſchlechte Caffeehäuſer eingeſchränkt. Der ſonſt ſo ſchöne Cours iſt wie alles übrige ruinirt, und eigentliche ſchattige Spaziergänge trift man in der umliegenden Gegend keinen einzigen an. Für Naturhiſtoriker indeſſen ſind hier noch immer einige Merkwürdigkeiten vorhanden, von denen ich Sie in meinem folgenden Brief unterhalten will.

Zweiter Brief.

Inhalt.

Mineralquellen und deren Merkwürdigkeiten. Ichtyopetren. Verſuche damit. Botaniſche Excurſionen. Landwirthſchaftliche Bemerkungen. Oelhandel. Manufakturen. Verfall. Fronleichnamsfeſt. Wiederherſtellung. Details.

Aix, Febr, 1804.

Vor allen Dingen ein Paar Worte von den hieſigen warmen Quellen, denen Aix ſeinen Urſprung verdankt, indem der römiſche Conſul Sextius Calvinus eine Colonie dabei anlegen, und ſie nach ſeinem Namen Aquae Sextiae benennen ließ. Ihre Temperatur iſt von 27 — 28 Gr. Reaumür, ihre Beſtandtheile ſcheinen Magneſia, Selenit und mineraliſches Alcali zu ſeyn; ihre Wirkungen werden nicht nur bei Hautkrankheiten aller Art, ſondern auch bei eingewurzelten veneriſchen und rheumatiſchen Uebeln gerühmt; als die beſte Badezeit gibt man den Maimonat an.

Die hieſigen Quellen behaupteten ihren Ruf bis ungefähr zu dem Jahre 1770; ſeitdem ſind ſie aber immer mehr in Verfall gekommen, und werden ſchon ſeit zwanzig Jahren wenig oder gar nicht mehr beſucht. Eine Folge davon iſt die gänzliche Vernachläſſigung der vorigen Badeanſtalten geweſen, an deren Stelle jetzt eine unbedeutende Privat-Unternehmung getreten iſt.

Einer gewöhnlichen Behauptung zufolge ſollen dieſe Quellen im Sommer kälter, im Winter wärmer ſeyn. Dieſes beruht aber auf einer Täuſchung, die ſich durch den verſchiedenen Wärme-Grad des menſchlichen Körpers, in den genannten Jahreszeiten, leicht erklären läßt. Eben ſo iſt es mit dem Brunnen auf dem Cours beſchaffen, wo aus einem Hahne warmes, aus dem andern kaltes Waſſer fließt. Es iſt eine heiße mineraliſche und eine kalte gewöhnliche Quelle, die ſich neben einander befinden, und die man in einen Brunnen vereinigt hat. Das gewöhnliche Waſſer iſt übrigens hier äußerſt ſchlecht, da es mit lauter Gyps- und Kalktheilen geſchwängert iſt.

Dies bringt mich auf die Gypsgruben, drei Viertel Lieuen von Aix, auf dem ſogenannten Monte d'Avignon, die wegen ihrer Fiſchabdrücke merkwürdig ſind. Der Stein, worin ſich dieſe Ichtyopetren befinden, iſt Werners bituminöſer Mergelſchiefer, die Abdrücke ſelbſt ſind flach, aber ſcharf, die Wirbel und Gräten ſehen ſchwärzlich, die Zwiſchenräume dunkelgelb aus.

Mit der Salpeterſäure efferveſciren dieſe Ichtyopetren nur langſam, löſen ſich aber vollkommen darin auf; vor dem Löthrohr werden ſie anfangs ſchwarz, indem ſie einen Geruch wie verbranntes Horn von ſich geben, nachher aber völlig weiß. Die iſolirteſten Theile ihrer der Länge nach gehenden Fibern, die nun deutlich zu erkennen ſind, verglaſen ſich endlich, doch nur langſam, zu einer ſehr weißen Schlacke, die etwas bläsricht iſt. Uebrigens ſollen in dieſen Abdrücken beſonders große Doraden, Seebarben, Plattfiſche und dergl. zu erkennen ſeyn.

Wenn dieſe Ichtyopetren, verbunden mit mehrern ſehr hübſchen Marmorarten, für den Mineralogen nicht unwichtig ſind, ſo findet der Botaniker zu noch weit mehrern und intereſſantern Beobachtungen Gelegenheit. Das Clima von Aix paßt, ſo zu ſagen, für eine allgemeine Vegetation; die nördlichen Abhänge der Hügel bilden alpiniſche, die ſüdlichen tropiſche Pflanzen dar, ein kleiner Raum trennt oft die Gentiana von einem Meſembrianthemum. Dazu kommen noch die eigentlichen provenzaliſchen Pflanzen, die man hier faſt alle vereinigt finden und mit ſeinem

Gerard und Garidel in der Hand ſtudiren kann.

In dieſer Hinſicht dürften dem Botaniker beſonders die Hügel von Montaigues, Prignon, Barret, Tolonet, Beaurecueil u. ſ. w. ferner die Ebene des Milles, die Ufer der Arc, vor allen aber die, auf der Oſtſeite der Stadt gelegene, Montagne Sainte Victoire zu empfehlen ſeyn. Dieſer Berg iſt zwei kleine Lieuen von Aix entfernt, vierhundert und achtzig Toiſen über die Meeresfläche erhaben, und auch wegen ſeiner mineralogiſchen Merkwürdigkeiten u. ſ. w. wohl eines eignen Beſuches werth.

Betrachtet man die Umgebungen von Aix in landwirthſchaftlicher Hinſicht, ſo bemerkt man hier ein äußerſt leichtes, mit einer eiſenhaltigen Thonart vermiſchtes Kalkland, das bei paſſender Bearbeitung, beſonders zum Wein- und Olivenbau geſchickt iſt; man findet hingegen dort einen harten, ſteinigen, gypſigen Boden, dem die Kultur nur wenig abzuzwingen vermag: man überzeugt ſich im Allgemeinen, daß der hieſige Ackerbau noch ſehr großer Verbeſſerungen bedarf.

Fragt man nach den Hauptprodukten, die in den *Handel* kommen, ſo werden Wein und Oel genannt. Erſterer auf guten Bergen gezogen, und mit Sorgfalt behandelt, kann in einem gewiſſen Alter für guten Bordeaux-Wein gelten, und pflegt beſonders ſtark nach Italien zu gehen; letzteres iſt wegen ſeiner Reinheit, Milde und Lieblichkeit in ganz Europa bekannt *), und ward ehedem weit und breit verſchickt. Seitdem aber in den harten Wintern von 1789 und den folgenden Jahren, ſoviel Olivenbäume erfroren, und dennoch während der Revolution ſo wenig nachgepflanzt worden ſind, hat Aix dieſen ſeinen erſten und einträglichſten Handelszweig größtentheils eingebüßt.

---

*) Es erhält ſich überdem drei bis vier Jahre, ohne zu verderben, und hat einen ganz vortreflichen Geruch. In den erſten vier bis fünf Monaten iſt es zwar immer etwas bitter und piquant, nachher wird es aber äuſerſt ſüß und angenehm. Es iſt ein Irrthum, wenn man die dicken Oele von Graße, Nizza u. ſ. w., die gleich anfangs ſüß ſind, für beſſer hält; eben ſo, wenn man den ſogenannten degraiſſirten Oelen den Vorzug gibt. Letztere mögen allerdings ſehr klar und durchſichtig ſeyn; ſie werden aber durch jene Bearbeitung ihrer beſten Beſtandtheile beraubt.

Eben ſo traurig ſieht es mit den ehemaligen anſehnlichen Manufacturen aus. Sie ſind entweder eingegangen, oder haben ſich nach Marſeille gezogen; die Baumwollen-Färbereien ſind faſt die einzigen, die Aix (ſeines Waſſers wegen) behalten hat. Noch wurden hier ehedem anſehnliche Viehmärkte gehalten, allein auch dieſe ſollen gar ſehr in Abnahme gekommen ſeyn. Alles zuſammen genommen läßt ſich nun leicht erklären, warum man hier nichts als Armuth und Elend erblickt.

Um daher der verödeten, gewerbloſen Stadt wenigſtens einige neue Hülfsquellen zu eröffnen, hat die Regierung nicht nur das peinliche und Appellations-Tribunal des ganzen Departements hierher verlegt; ſondern auch die Wiederherſtellung der ehemals ſo berühmten, am Fronleichnamsfeſte gebräuchlichen, theatraliſchen Prozeßion erlaubt. Man weiß, daß dieſe religiöſe Farce, wenn man ſie ſo nennen will, immer an ſiebentauſend Zuſchauer herbeizog, daß ſie mit dem Fronleichnams-Jahrmarkte ſehr wohlüberdacht verbunden war, daß ſie der Stadt eine Menge Vortheile brachte, die man als eine Art von Provinzial-Revenüen anſah. Wenn daher Bonaparte die Wiederherſtellung jener grotesken Aufzüge erlaubt hat, ſo iſt es höchſtwahrſcheinlich nur aus jenen Gründen geſchehen; ja wenn er ähnliche, in der Ferne ſo falſch, und eben darum ſo hart beurtheilte Gebräuche, wieder einzuführen geſtattet, ſo hat ein Mann von ſeinem Geiſte und ſeinen Regierungstalenten gewiß keine kleinlichen Abſichten dabei.

Die letzte Prozeßion dieſer Art fand im Jahre 1788 oder 1789, die erſte ſeit der Revolution im vorigen Jahre 1803 wieder Statt.

Die

Die Schauſpieler hatten trotz dieſes funfzehnjährigen Zwiſchenraumes keinesweges ihre Rollen verlernt, die Farce ward mit allen ihren Details in der größten Vollkommenheit aufgeführt *). Die zwölf großen und die vier kleinen Teufel, der König, der Engel und das Seelchen prügelten ſich wie ehemals weidlich um die Wette herum. Moſes und der Hoheprieſter, das goldne Kalb und die eingewickelte Katze, die Königin von Saba und die drei Weiſen aus Morgenland, Herodes mit den Bethlehemitiſchen Kindern, Johannes in ſeinem Lammsfelle und Jeſus in ſeiner Kapuzinerkutte, kamen mit den übrigen Perſonagen und allen ihren Attributen, ganz ſo wie ehedem, wieder zum Vorſchein. Eben ſo wurde der alte Centaurentanz, der ehemalige Schellentanz und der Tanz der ſogenannten Ausſätzigen im vollkommenſten Coſtüme und ganz auf

---

*) Vergl. Explication des cerémonies de la Fête-Dieu d'Aix etc. p. Gregoire. Aix chez David, 1777. 8. mit Kupf. und Muſik.

die ehemalige Weiſe aufgeführt. Wer ſich hierüber ereifern will, der bedenkt nicht, daß man das von jeher nur als eine religiöſe Maskerade betrachtet hat.

Und ſo hätte ich Ihnen denn alles von Aix geſchrieben, was ſich etwa in ein Paar Briefen darüber ſagen läßt. Ob übrigens die hieſigen Damen wirklich ſo gefällig ſind, wie ihnen ſchuld gegeben wird; das zu unterſuchen habe ich in der That weder Zeit noch Gelegenheit, weder Liebenswürdigkeit noch Muth genug gehabt. — Leben Sie wohl, mein theurer Freund, morgen ſehe ich meine Reiſe nach Arles fort.

Dritter Brief.

Inhalt.

Reiſe nach Arles. St. Canat. Pelißane. Salon. Die Crau. Eintheilung. Angebauter Theil. Wüſter Theil. Produkte des erſtern. Beſchaffenheit des andern. Schafweiden. Details darüber. Ehemalige Wanderungen. Hirtenleben. Anſichten und Ankunft in Arles.

Arles, Febr. 1804.

Ich bin hier in Geſellſchaft eines ſehr braven und ſehr unterrichteten Marinecommiſſärs angekommen, der den Abgang eines Getreideconvoys für die Toulouer Flotte beſchleunigen ſoll. Wir ſind gezwungen geweſen, einen eigenen Kutſcher zu nehmen, weil die Diligence der Brüder Dervieux den großen Umweg über Avignon macht und in der direkten von Barrachin kein Platz mehr war. Das hat mir freilich dreimal ſoviel gekoſtet, indeſſen habe ich auch zu mehreren Beobachtungen Gelegenheit gehabt.

Von Aix bis St. Cannat fährt man zwiſchen unfruchtbaren Kalkhügeln hin, nur hier und da ſahen wir einzelne blühende Mandelbäume neben bereiſten Fichten, am Rande eines gefrornen Baches ſtehen. Bei St. Cannat aber, wo der Weg von der Lyoner Hauptſtraße links nach Pelißane abgeht, fängt die Landſchaft an, ſich merklich zu verſchönern. Die Kalkhügel ſind mit Pinien (Pinus maritima minor) und immergrünen Eichen (Quercus Ilex) bedeckt, Wieſen wechſeln mit Weizenfeldern, Olivenpflanzungen mit Weinland ab. Alles iſt mit kleinen Canälen durchſchnitten, alles kündigt einen fruchtbaren und gutgebauten Boden an. So erreichten wir das kleine ſchmuzige, aber ziemlich lebhafte und gewerbſame Salon, und traten faſt unmittelbar hinter dieſem Städtchen in die ſogenannte Crau ein.

Die Crau iſt eine große, wohl zwanzig Quadrat-Lieuen im Umfange haltende, triangelförmige Ebene, deren Spitze gegen das Meer zugekehrt iſt, während ſich die Baſis von Oſten nach Weſten ſtreckt. Die äußern Theile, die Ränder, an zwölf Quadrat-Lieuen zuſammen, ſind ziemlich gut angebaut; die innern Theile, das Centrum, worauf man wenigſtens acht Quadrat-Lieuen rechnen muß, ſind nichts als ein ungeheures Kieſelfeld. Auf der Nord- und Oſtſeite iſt die Crau mit Anhöhen eingefaßt; auf der Süd- und Weſtſeite neigt ſie ſich gegen das Meer und die Rhone hinab.

Was die angebauten Theile der Crau betrift, ſo ſind es die Umgebungen von Iſtres, Eiguieres, Arles, Salon u. ſ. w., die man nämlich mit Hülfe eines aus der Dürance abgeleiteten Canales bewäſſern kann, der nach ſeinem Urheber Canal de Craponne genannt wird. In dieſen Theilen ſieht man ſchöne Wieſen und Felder, die mit Oliven-, Maulbeerbäumen u. ſ. w. eingefaßt ſind, auch wird zu gleicher Zeit ſehr viel Gemüſe und etwas Wein gebaut.

Nicht ſo die übrigen Theile der Crau, die man nur zu bald erreicht, ſo wie man von jenen Gränzpunkten tiefer in das Innere dringt. Hier bietet ſich dem Auge nichts als ein unüberſehbares, mit dem Horizont zuſammenfließendes Steinmeer dar, wo Kieſel an Kieſel gereiht iſt. Unterſucht man nun den Boden genauer, ſo zeigt ſich erſtens: daß dieſe Kieſel auf einer puddingartigen Maſſe ruhen, die drei bis vier, ja hier und da ſogar funfzig Fuß tief eindringt; daß zweitens dieſe Maſſe ſelbſt aus Thon, Sand und Kies zuſammengeſetzt und durch einen kalkſpathartigen Gluten verbunden iſt.

Betrachtet man die Kieſel ſelbſt, ſo findet man deren von den kleinſten bis zu den größten hinauf, man trift bald feſte und glänzende, bald bröcklichte und verwitterte an; man bemerkt, daß ſie bald von der Natur der nordwärts gelegenen Gebirge, bald ganz verſchieden davon ſind. Die herrſchende Steinart aber, worunter man faſt ſieben Achtel des Ganzen bringen kann, iſt ein harter ſchuppichter, zerbrechlicher Quarz, der inwendig gräulich, auf der Oberfläche hingegen bald gelb, bald roth, in ſehr verſchiedenen Nüancen erſcheint. Bisweilen findet man ihn aber auch blätterícht und inwendig ebenfalls gelb oder roth gefärbt. Als Reſultat der genauſten Unterſuchungen, darf man übrigens mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die Crau ehedem ein großes, mit dem Meere in Verbindung ſtehendes Baſſin geweſen iſt.

Gleichwohl gibt dieſes öde, dem Anſcheine nach völlig unfruchtbare Steinfeld ein vortrefliches Weideland für Schafe ab. Unter und zwiſchen jenen Kieſeln nämlich pflanzen ſich eine Menge der feinſten aromatiſchen Futterkräuter fort, die den Schafen äußerſt zuträglich ſind, und denen man auch die Vortreflichkeit des hieſigen Hammelfleiſches nicht ohne Grund zuſchreibt. Jener ganze Theil der Crau iſt demnach in mehrere große Weideplätze oder Couſous abgetheilt, deren Gränzen durch Steinhaufen bezeichnet ſind.

Ehedem brachten die Schafe auf dieſen Couſous nur die Wintermonate (November bis April); die Sommermonate hingegen (May bis Oktober) auf den Gebirgen der Dauphiné und Oberprovence zu. Seit ungefähr funfzehn Jahren aber hat man jene Wanderungen eingeſtellt, ſo daß man nun die Schafe das ganze Jahr über auf der Crau weiden läßt. Dieſes hat indeſſen eine große Ausartung und noch größere Verminderung derſelben zu Folge gehabt, indem man ehedem an 400,000 zählte, jetzt aber kaum noch die Hälfte davon annehmen kann. Es iſt übrigens ein ziemlich intereſſanter Anblick, dieſe Couſous mit ihren Hirten, Wachthunden, Bagageſeln, Holzvorräthen, Proviſionshütten u. ſ. w. neben einander zu ſehen; wir ſelbſt kamen bei mehrern derſelben ziemlich nahe vorbei.

So durchſchnitten wir einen Theil der Crau, labten uns an den balſamiſchen Kräutergerüchen, die mitten aus dieſem Steinmeere emporſteigen, und kamen endlich in dem Dörſchen St. Martin del Crau an, das wie eine kleine fruchtbare Inſel mit Feldern und Bäumen umgeben, in dieſem ungeheuern Kieſelocean zu liegen ſcheint.

Von hier ſind noch zwei ſtarke Lieuen nach Arles, auf denen man ebenfalls nichts als Steine und Himmel ſieht. Nur erſt eine Viertel Lieue von der genannten Stadt trift man wieder Felder und Bäume an. Bald aber verſchwinden auch dieſe wieder und machen jenen traurigen Moräſten Platz, zwiſchen denen ſich das alte verwitterte Arles öde und traurig längs dem Ufer der Rhone hinzieht.

Vierter Brief.

Inhalt.

Anſichten von Arles. Clima. Krankheiten. Maßregeln der Regierung. Produkte des Cantons. Die Camargue. Beſchreibung derſelben. Salinen. Weideland. Ferrades. Details darüber. Rhoneſchiffarth. Bemerkungen.

Arles, Febr. 1804.

Wenn man die Gegend von Arles genauer betrachtet, wenn man dieſe Sümpfe und dieſe Teiche, dieſe Lachen und dieſe Canäle, dieſe im Herbſt und Frühjahr überſchwemmten Felder und Wieſen erblickt, ſo glaubt man ſich auf einmal nach Seeland verſetzt. Alles zeigt die Abſlachung des Bodens, die Niedrigkeit der Küſte, die Nähe eines großen, ſeiner Mündung zueilenden Stromes, die Nachbarſchaft des Meeres an; aus allem ergibt ſich aber auch von ſelbſt, daß Arles eine der ungeſundeſten Städte im ſüdlichen Frankreich iſt.

Um in das Detail zu gehen, ſo iſt zwar das hieſige Clima äußerſt mild, indem die Kälte nur bis 3°, die Wärme nur bis 22° Reaumur ſteigt; allein die beſtändige Feuchtigkeit der Luft, die unaufhörlichen Ausdünſtungen jener Moräſte, das äußerſt ſchlechte, mit lauter faulichten Subſtanzen geſchwängerte Waſſer, endlich die niedrige Lage der Stadt, die kaum ſieben Fuß über die Meeresfläche erhaben iſt, machen Arles zu einem äußerſt ungeſunden Aufenthalt.

Am gefährlichſten ſind die doppelten Wechſelfieber, die hier das ganze Jahr graſſiren und in den heißen Monaten gewöhnlich in bösartige Faulfieber übergehen. Sie müſſen ſich daher nicht verwundern, mein theurer

Freund, wenn man das Mittelalter der Männer nur auf ſieben und zwanzig, das der Weiber auf dreißig Jahre ſchätzt, und Leute von funfzig Jahren wirklich eine Seltenheit ſind.

Aber werden denn zur Verbeſſerung der Lage von Arles, werden zur Austrocknung jener Moräſte, zur Ableitung jener ſtillſtehenden Lachen u. ſ. w. keine Anſtalten gemacht? — Gewiß! Man muß der Regierung die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie ſich ſeit einigen Jahren ſehr thätig damit beſchäftigt hat. Was nämlich bereits in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts von der holländiſchen Familie Warrens ſehr glücklich angefangen, nach ihrer Vertreibung aber, in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes, wieder liegen geblieben war; was ſpäterhin die Einwohner ſelbſt verſucht, aber aus Mangel an Unterſtützung wieder aufgegeben hatten; die Ausführung jenes großen wohlthätigen Projektes wird abermals der Regierung Bonapartes vorbehalten ſeyn.

Dieſes wird um ſo wichtiger, da der Canton von Arles, dem man vierzig Quadrat-Lieuen im Umfange gibt, von jeher die Kornkammer der Provenze und des Languedoc war, und faſt alle ſüdliche Departements mit ſeinem Ueberfluſſe an Heu und Salz, an Pferden und Rindvieh verſah. Sehr anſehnlich war auch ehedem der Ertrag der Schafzucht und des Kermesbaus, wozu der benachbarte Crau Gelegenheit gab. Seitdem aber die Heerden ſo beträchtlich vermindert, die Kermeseichen während der Revolution von wüthenden Fanatikern ausgerottet worden ſind, hat Arles den erſten Handelszweig beinahe, den zweiten völlig eingebüßt. Immer wird es ſich indeſſen durch die Ausfuhr jener Hauptprodukte erhalten, von denen ein großer Theil, beſonders Pferde und Rindvieh, in der Camargue erzeugt wird.

Die Camargue iſt nämlich eine große, von der Rhone angeſetzte Inſel, die etwas unterhalb Arles liegt, und bei der ſich jener majeſtätiſche Strom in zwei Arme theilt. Sie hat die Form eines gleichſchenklichten Triangels und iſt auf jeder Seite ſieben Lieuen lang. Nordwärts hat ſie den großen, ſüdwärts den kleinen Rhonearm, oſtwärts wird ſie vom Meere begränzt. Von der Rhone ſowohl, als von dem Meere laufen eine Menge Canäle hinein. Der Boden beſteht aus einem feinen, mit Kies vermiſchten Moorlande, das eine ſehr große Menge Salztheile enthält; er wird theils zu Salinen, theils zu Weidelande benutzt.

Was die Salinen anlangt, ſo wird beſonders der ſogenannte Etang der Baçarets dazu gebraucht, der wenigſtens drei Lieuen im Umfange hat und mit dem Meere in Verbindung ſteht. Das Salz wird hier auf die gewöhnliche Art durch Ausdünſtung gewonnen, indem man das Seewaſſer durch ver ſchiedene Canäle circuliren läßt, was indeſſen nur vom Junius bis Oktober geſchehen kann. Der Ertrag dieſer Salinen wird auf 120,000 Livres geſchätzt.

Ueberhaupt werden in dem innern und niedrigern Theile der Inſel eine Menge ſalzigen Teiche, Lachen und Quellen gefunden, die offenbar mit dem Meere in Verbindung ſtehen. An den Ufern derſelben wachſen auch eine Menge alcaliſcher Pflanzen, von denen beſonders die Salsola herbacea fol. inerm. Lin. zur Sode gebraucht wird. Dieſe Sode ſoll indeſſen um vierzig Procent ſchlechter als die ſpaniſche ſeyn, da die Pflanze — deren Saamenkörner mit dem Wracke eines geſcheiterten Schiffes hierher kamen — allmählig ausgeartet iſt.

Was das Weideland betrift, ſo werden beſonders die äußern Theile der Inſel dazu gebraucht, indem man hier vermöge der leichten Bewäſſerung die herrlichſten Wieſen anlegen kann. Die dabei befindlichen Landgüter werden ſehr charakteriſtiſch Tours genannt und bei mehrern derſelben kann man deutlich ſehen, wie ſich die Camargue allmählig vergrößert hat. So ward z. B. die Tour de St. Louis 1630 nicht weit vom Ufer erbaut und iſt jetzt eine Lieue davon entfernt.

Dieſer Ueberfluß an Weideland befördert die Viehzucht außerordentlich; man zählt Tauſende von Pferden, Ochſen und Schafen, die man hier in einer Art von Wildheit weiden läßt. Da indeſſen natürlich jeder Eigenthümer die ihm zugehörigen Stücke bezeichnen muß; ſo gibt dieß Gelegenheit zu einer Art von Hirtenfeſten, die man unter dem Namen Ferrades kennt.

Eine ſolche Ferrade wird gewöhnlich von mehrern Eigenthümern zugleich angeſtellt und zieht oft Tauſende von geladenen und ungeladenen Gäſten zehn Meilen weit in der Runde herbei. Es wird zu dieſem Ende auf einer großen abgemähten Wieſe, mit Hülfe mehrerer Karren, eine Art von Circus errichtet, worin die Operation mit einiger Sicherheit vorgenommen werden kann. Jene Wagen ſind übrigens mit Fahnen, Flaggen, Wimpeln, Bändern ꝛc. verziert und mit eignen Gerüſten für die Zuſchauer verſehen.

An der einen Seite des Circus iſt nun ein großes Feuer angezündet, um die Eiſen glühend zu machen; an der entgegengeſetzten iſt eine Oeffnung gelaſſen, wodurch das Vieh hineingetrieben werden kann, das unterdeſſen in der Nähe in einem Verſchlage eingeſperrt iſt. Die größte Schwierigkeit pflegt das Marquiren der Stiere zu haben, daher ich Ihnen ein Paar Worte darüber ſagen will.

Sobald nämlich das gewöhnliche Signal mit drei Piſtolenſchüſſen gegeben wird, ſprengen die berittenen Gardiens, mit großen eiſernen Dreizacken bewaffnet, nach dem Verſchlage hin, laſſen zwölf bis funfzehn Stiere heraus und jagen ſie in vollem Gallop in den Circus hinein, gerade auf das Feuer zu. Kaum ſind die Stiere demſelben nahe gekommen, ſo ſtürzen über jeden derſelben fünf bis ſechs Gardiens her, werfen ihn zu Boden und halten ihn ſo lange unbeweglich, bis ihm der Oberhirt das glühende Eiſen auf den Schenkel gedrückt hat.

Sobald dieſes geſchehen iſt, werden die Stiere losgelaſſen und wüthen nun ſchnaubend und ſchäumend in dem Circus herum. Die Gardiens zu Pferde ſuchen das Weite, die übrigen zu Fuß retten ſich auf die Wagen, jene werden abgeworfen, dieſe von den Stieren niedergerennt; das ganze bietet eine Menge tragiſch-komiſcher Scenen dar. Endlich ſind die Stiere ermüdet, ſtehen ſtill und folgen den zu dieſem Endzweck losgelaſſenen Kühen ruhig auf den Weideplatz. Die vorige Operation fängt mit einer gleichen Anzahl von neuem an, und ſo werden täglich an hundert Stück marquirt.

Ein großer Theil der oben genannten Produkte, beſonders Heu, Korn und Salz, wird auf der Rhone verſchifft, obgleich die

Schiffahrt wegen der beſtändigen Veränderung des Fahrwaſſers im Hauptarme, wegen der vielen Klippen an den übrigen Mündungen, die man doubliren muß, wegen des Mangels an ſichern und zugänglichen Häfen, endlich wegen der heftigen Strömungen und der noch heftigern Winde auf einer ſo offenen und niedrigen Küſte, ſehr gefährlich iſt.

Zwar werden von der Stadt Marſeille, die dabei am meiſten intereſſirt iſt, eigene Lootſen — die ſogenannten Eſcandaillaires — beſoldet, die den Schiffen durch Signale mit Flaggen die Waſſerhöhe u. ſ. w. bezeichnen müſſen; dennoch ſoll die Anzahl der jährlich hier verunglückenden Schiffe ſehr beträchtlich ſeyn. Vergebens hat man zur Erleichterung dieſer Schiffahrt Projekte über Projekte gemacht, vergebens haben ſich die beſten Ingenieurs des Landes einſtimmig für eine Vereinigung ſämmtlicher Rhonearme, oder Graus, in ein gemeinſchaftliches Bette und zu einer einzigen

Mündung erklärt; noch iſt in dieſer Hinſicht nicht das mindeſte geſchehen. Aber es müßte mich alles trügen, oder Bonaparte wird auch hier mit einem Worte möglich machen, was der Wunſch von mehrern Jahrhunderten geweſen iſt.

Fünfter Brief.

Inhalt.

Merkwürdigkeiten von Arles. Einwohner. Charakteriſtik derſelben. Weiber. Oekonvmiſche und geſellſchaftliche Verhältniſſe. Naturhiſtoriſche Bemerkungen. Pflanzen. Vögel. Steingruben. Antiquariſche Bemerkungen. Der Obelisk. Das Amphitheater. Alte Grabmähler. Bemerkungen.

Arles, Febr. 1804.

Wenn Sie mich fragen, mein theurer Freund, was etwa Arles ſelbſt in ſeinen Mauern Merkwürdiges aufzuweiſen hat, ſo muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ſich in dieſer Hinſicht nicht viel außerordentliches anführen läßt.

Um bei den Einwohnern anzufangen, ſo ſcheinen ſie mir eine Art provenzaliſcher Holländer zu ſeyn. Sie haben etwas Stilles, Phlegmatiſches, Indolentes und Gutmüthiges in ihrem Charakter, dem aber dennoch eine gewiſſe Doſis ſüdlicher Lebendigkeit und Rührigkeit beigemiſcht iſt. Sie ſind fetter und ſchwammiger, als die übrigen Provenzalen; ſie haben aber dennoch dieſelben kräftigen Züge, dieſelbe Eigenthümlichkeit der ſüdfranzöſiſchen Phyſiognomien. Wollte man ſie mit einem Worte charakteriſiren, wollte man ſich dabei eines etwas ſonderbaren, aber im Grunde doch nicht unrichtigen Tropen bedienen, ſo könnte man mit meinem Reiſegefährten ſagen: „Ce sont des Hollandais au vin."

Die Weiber von Arles ſollen von jeher wegen ihrer Schönheit berühmt geweſen ſeyn, ich muß indeſſen aufrichtig geſtehen, daß mir nur ſehr wenig hübſche Geſichter vorgekommen ſind; ob ich gleich recht eigentlich darauf ausgegangen bin. Schöne Kinder, beſonders allerliebſte kleine Mädchen habe ich indeſſen ſehr viel geſehen; ich glaube daher, daß das Clima, verbunden mit den endemiſchen Krankheiten, allmählich die Formen zerſtört.

Was die ökonomiſchen Verhältniſſe von Arles anlangt, ſo ſcheint es hier im Ganzen ziemlich wohlfeil zu ſeyn; in geſellſchaftlicher Hinſicht indeſſen bietet Arles ſo gut als gar keine Reſſourzen dar. Einige naturhiſtoriſche und antiquariſche Gegenſtände ſind das einzige, was hier den Fremden noch intereſſiren kann.

In naturhiſtoriſcher Hinſicht ſind beſonders die vielen Waſſerpflanzen zu bemerken, die man in den Lachen und Sümpfen, an den Canälen und Teichen, ſowohl in der Nähe von Arles, als in der Camargue finden kann. Dahin gehören: Limonium maritimum — Atriplex maritima — Frankenia rampens — Cheiranthus maritimus — Rubeola maritima — Kali spinosum Salzola —

Alisma plantago — Lycopus palustris — Typha palustris major et minor, woraus die bekannten Marſeiller Strohſtühle geflochten werden — Tamariscus Narbonensis florib. pentandr.; woraus man in Arles kleine Fäſſer, Taſſen und Becher macht, worin das Waſſer eine auflöſende Eigenſchaft annimmt, u. ſ. w.

Nicht minder merkwürdig ſind die Menge Waſſervögel, z. B. mehrere ſeltene Spezies der Ardea und Scolopax, die der Ornitholog hier finden und genauer als ich bezeichnen wird. Eben ſo verdienen auch die Steingruben oberhalb Arles einige Aufmerkſamkeit, da eine ganz eigenthümliche Kalkſteinart, die man bis nach Marſeille und Toulon verſendet, voller Corallen und andern Coquillagen darin gebrochen wird.

Was die antiquariſchen Merkwürdigkeiten anlangt, ſo iſt zuerſt ein Obelisk von Granit zu bemerken, der auf dem Marktplatze ſteht und ungefähr funfzig Fuß hoch ſeyn mag. Antik iſt er allerdings, und hat wahrſcheinlich einmal in einem Circus geſtanden, daß er aber gerade aus Aegypten hierher gekommen ſeyn ſoll, iſt keineswegs ausgemacht. Man weiß bloß, daß er im Jahre 1389 entdeckt, aber erſt im Jahre 1675 ausgegraben und zu Ehren Ludwigs XIV. aufgerichtet worden iſt. Die Verzierungen des Piedeſtals waren jetzt ſehr verſtümmelt, auch hatte man die Spitze mit einer blechernen Jacobines-Mütze verſehen.

Eine zweite antiquariſche Merkwürdigkeit von Arles iſt das Amphitheater, das der Geſchichte zufolge vom Julius Cäſar erbaut worden ſeyn ſoll. Leider iſt es aber ſehr ſchlecht erhalten, indem alle Portiken verbaut, alle Stufen weggeriſſen, und an der Hauptmauer von innen und außen Häuſer angelehnt ſind. Man muß ein Dach beſteigen, wenn man den Umfang der Arene überſehen will, man bemerkt alsdann, daß das Ganze aus ungefähr ſechszig Bogen beſtand. An die Hauptmauer ſind auch noch einige Thürme angebaut, die aber höchſt wahrſcheinlich neuern gothiſchen Urſprungs ſind.

Eine dritte antiquariſche Merkwürdigkeit von Arles ſind die ſogenannten elyſäiſchen Felder oder Aliſchamps, wie man ſie in dem provenzaliſchen Patois zu nennen pflegt. Man bemerkt ſogleich, daß es ein Begräbnißplatz geweſen iſt, indem eine Menge Sarcophagen, heidniſche und chriſtliche unter einander darauf befindlich ſind.

Was von römiſchen Alterthümern in dieſen geſammelt worden war, iſt ſchon meiſtens bei Montfaucon beſchrieben, und mag allmählich in mehrere Cabinets zerſtreut worden ſeyn, was von chriſtlichen Alterthümern darin gefunden worden war, ward bis zur Revolution in der benachbarten Minoriten-Kirche aufbewahrt, und mit den übrigen Koſtbarkeiten derſelben im Jahre 1794 ſpoliirt. Eben ſo iſt ein großer Theil der ſchönſten Sarcophagen in jenen vandaliſchen Zeiten zertrümmert worden, daher in der That nicht viel Bemerkungen mehr darüber zu machen ſind. Daſſelbe muß ich von den ehemaligen Grabmälern, Statüen, Gemälden u. ſ. w. in der Hauptkirche und auf dem Rathhauſe ſagen; faſt alles hat der revolutionäre Fanatismus auch hier zerſtört. Wer ſich indeſſen mit der bloßen hiſtoriſchen Notiz begnügen will, dem mögen die untenſtehenden Abhandlungen empfohlen ſeyn *).

Und ſo genug und übergenug von einer Stadt, wo man in der That nicht ſehr angenehm exiſtiren kann. Es iſt Abends um ſieben Uhr, die Diligence von Barrechin iſt angekommen, der Conducteur ſagt mir, daß noch ein Platz nach Nismes für mich übrig iſt. Ich ſchließe dieſen Brief unter dem Geräuſch von einem halben Hundert Conſcribirten und Kärnern, die alle mit Trinken und Spielen beſchäftigt ſind.

---

*) Memoires sur l'ancienneté de la ville d'Arles et sur ses antiquités, p. Mr. Anibert. 179 . . . 12. I. Livr. 16 S.

Das ganze Wirthshaus iſt in Aufruhr, die Bratſpießer drehen luſtig vor dem Caminfeuer, und der dicke, gutmüthige Wirth trägt unaufhörlich Wein herbei. Leben Sie wohl, mein theurer Freund. Ich will mit meinen drei neuen Diligence-Geſährten in einem kleinen Cabinet zu Abend eſſen, und denke morgen um dieſe Zeit wohlbehalten in Nismes zu ſeyn.

Sechster Brief.

Inhalt.

Reiſe nach Nismes. Trinquetaille. Eintritt in Languedoc. Verſchiedenheiten. Menſchen. Boden. Anbau. Bellegarde. Bemerkungen. Annäherung von Nismes. Anſichten. Ankunft. Hotel du Louvre. Topographiſches Werk von Vincens.

Nismes, Febr. 1804.

Da bin ich nun mitten unter Alterthümern und unter Seidenſtühlen, mitten unter Oliven- und Maulbeerbäumen, und wenn ich an die Provenzalen denke, wie unter eine andere Nation verſetzt.

Wir brachen geſtern erſt um neun Uhr Morgens auf, das Wechſeln mit der andern Diligence, die eine Stunde früher ankam, war die Urſache davon. Jetzt gingen wir auf einer Fähre, die ſeit 1789 die weggeriſſene Schiffbrücke erſetzt, nach der Camargue hinüber, durchſchnitten Trinquetaille, das eine Vorſtadt von Arles abgibt, fuhren zwiſchen fruchtbaren Wieſen und Feldern, auf einem recht eigentlichen niederſächſiſchen Moorlande, bis an den zweiten Rhonearm, paſſirten dieſen abermals auf einer Fähre und waren ſo mit einem Male im Languedoc.

Menſchen und Gegenden, kurz Alles, was wir hier zuerſt erblickten, zeigte ſich nunmehr unter einer ganz veränderten Geſtalt. Die rohe Brutalität der Provenzalen hatte ſich in liſtige Geſchmeidigkeit, ihre heftige Geſticulation in eine gewiſſe faſt feyerliche Abgemeſſenheit, ihre ſchneidende Sprache in ein liebliches Patois verwandelt. Der hochrothe Teint, die gluthvollen Augen, die ſchwarzen glänzenden Haare waren verſchwunden, und überall nur blaſſe Geſichter mit blauen Augen und lichten Haaren zu ſehen, ſelbſt die ſchwarzen und braunen Kleiderfarben waren jetzt mit weißen und hellblauen vertauſcht.

Wie die Menſchen, ſo hatte ſich auch der Boden verändert. An die Stelle der dürren verbrannten, prevenzaliſchen Vegetation war jetzt die friſche, üppige des fruchtbaren Languedocs getreten. Herrliche Wieſen wechſelten mit ſchönen Feldern, dichte Olivenhügel mit reichen Obſtbaumpflanzungen, waſſerreiche Bäche mit unzähligen Canälen ab. Mit einem Worte, alles bis in die kleinſten Details, kündigte einen mildern und fruchtbarern Character der Natur, einen ſanftern und ruhigern der Menſchen an.

So kamen wir Mittags nach Bellegarde, ein kleines artiges Dörfchen mit herrlichen Wieſen und Feldern, Wein- und Olivenhügeln, Gärten und Maulbeer-Pflanzungen umringt. Ueberall war eine größere häusliche Ordnung, eine größere Induſtrie, ja vielleicht gar eine gewiſſe ängſtliche Sparſamkeit ſichtbar. Die großen provenzaliſchen Weinkrüge waren mit Flaſchen vertauſcht, das Brot ward nicht im Ganzen, ſondern ſtückweiſe ſervirt, die Schüſſeln kamen uns kleiner, die Portionen um die Hälfte geringer vor, ſelbſt der Wein kündigte ſich durch ſeine Bläſſe und Leichtigkeit als ſchon im Keller gewäſſert an.

Von hier aus wurden nun die Wege beſſer, denn ſelbſt die Revolution hat die alten vortreflichen Chauſſeen dieſer Provinz nicht völlig zu zerſtören vermocht. Raſch flogen wir zwiſchen grünen Feldern und Wieſen durch Alleen von knospenden Maulbeerbäumen hin. Endlich erblickten wir Nismes mitten in einer großen herrlichen Ebene, die einem unüberſehbaren blühenden Garten glich. Zu beiden Seiten zieht ſich eine Hügelreihe hin, deren Fuß mit Dörfern und Pflanzungen bedeckt iſt, während ſich am Ausgange des Thales die ſogenannte Tour magne mit ihren alten ehrwürdigen Ruinen erhebt und die Perſpektive faſt in der Mitte des Thales groß und erhaben mit ihren Ruinen ſchließt.

Zwiſchen Gärten und Feldern, Wein- und Maulbeerpflanzungen hatten wir ſo die Vorſtadt erreicht; plötzlich ſahen wir uns in einem Labyrinthe von engen, ſchmuzigen Straßen mitten unter dieſes gewerbſame Seiden-Völkchen verſetzt; endlich hielten wir bei dem Hotel du Louvre *) an, das zwar ſelbſt nur in einem ſehr armſeligen Gäßchen, aber doch hart an einem großen Platze liegt.

Hier habe ich mich in die Eckzimmer einquartiert, und von hier aus denke ich Ihnen nun alle Abende zu ſchreiben, was mir den Tag über merkwürdiges vorgekommen iſt. Ich

---

*) Das Louvre hat ſehr gute Zimmer, aber weder Sonne noch Ausſicht; das benachbarte auf dem Platz ſelbſt liegende Lüxembourg hingegen (gleich links um die Ecke herum) hat ſeine ganze Facade gegen Süd-Süd-Oſt.

hoffe, daß mir **Nismes** in jeder Hinſicht ſehr viel Stoff darbieten ſoll, zumal da ich bei meinen Unterſuchungen ein vortrefliches topographiſches Werk von **Vincens** benutzen kann, das eine Reihe der intereſſanteſten Bemerkungen über das Clima, die Fabriken, die Einwohner, den Ackerbau, die Alterthümer u. ſ. w. von Nismes enthält. Die ſorgfältige Ordnung, Zuſammenſtellung dieſer Details wird Ihnen gewiß um ſo willkommner ſeyn; da jenes ſchätzbare Werk, wovon überdem nur wenig Exemplare gedruckt worden ſind, wohl ſchwerlich außerhalb Nismes bekannt werden wird*).

---

*) Topographie de la ville de Nismes et de sa Banlieue p. Jean-Cesar Vincens etc. publiée avec des notes par Vincens St. Laurent. Nismes 1802. 4. (24 Livr.)

Siebenter Brief.

Inhalt.

Clima von Nismes. Temperatur im Allgemeinen. Temperatur der verſchiedenen Monate. Frühling. Sommer. Herbſt. Winter. Größte Hitze und Kälte. Differenz zwiſchen Abend- und Morgen-Temperatur. Bemerkungen darüber. Andere Differenzen in der Temperatur und den Thermometer-Beobachtungen.

Nismes, Febr. 1804.

Der Himmel bewahre Sie vor dem Clima von Nismes, mein theurer Freund. Was auch Ihr Doktor ſagen mag, ich bitte Sie, wagen Sie einmal anderer Meinung zu ſeyn. Ich denke Ihnen zu beweiſen, daß Nismes für Geſunde kein angenehmer, für Kranke nichts weniger als ein paſſender Aufenthalt iſt. Aber ich muß etwas ins Einzelne gehen, damit der Doktor ſich überzeugen kann. Es kommt überdem auf einen wichtigen Beitrag zur medicinischen Geographie, es kommt auf das Leben ſo manches getäuſchten, mit großen Koſten hierher gereiſten Kranken an.

Was zuerſt die Temperatur im Allgemeinen betrift, ſo hält ſich zwar das Thermometer den Tag über, im Frühjahre zwiſchen 15—16°, im Sommer auf 25°, im Herbſte auf 17—18°, im Winter auf 7—8° Wärme Reaumür, woraus ſich in Folge ſechszehnjähriger Beobachtungen, eine Mitteltemperatur von 13° Reaum. ergibt; allein im Einzelnen iſt die Temperatur von Nismes äußerſt veränderlich.

Um bei den Frühlingsmonaten März und April anzufangen, ſo iſt es bei Nordoſt- oder Nordweſt-Winde, die über die beſchneiten Cevennen u. ſ. w. wehen, gar nichts ſeltenes, das Thermometer des Nachts, oder bei Sonnenaufgang auf ein bis zwei, ja vier Grad Kälte; gegen Mittag auf zwölf bis funfzehn Grad Wärme zu ſehen. Bisweilen ſteigt es ſogar im März auf zwanzig bis ein und zwanzig, und im April, ſobald der Schnee geſchmolzen iſt, auf ſieben und zwanzig Grad Wärme, obgleich die Nächte noch immer ſehr feucht und unangenehm ſind.

Mit Anfang Mais tritt plötzlich eine alles austrocknende Sonnenhitze ein, ſo daß das Thermometer gewöhnlich Nachmittags auf zwanzig bis vier und zwanzig Grad Reaumür ſteht, ob es gleich des Morgens oft nur 13 — 14 Grad Wärme zeigt. So dauert es fort bis in die Mitte des Junius, wo es ſich auf ſechs und zwanzig, ja ſieben und zwanzig Grad zu halten pflegt.

Im Julius und Auguſt erreicht die Hitze ihren höchſten Grad und hält faſt ununterbrochen mit gleicher Stärke an. Das Thermometer ſteigt auf acht und zwanzig bis dreißig, in einzelnen Jahren, wie z. B. 1769 und 1770 ſogar auf ſechs und dreißig Grad. Gleichwohl pflegt die Differenz zwiſchen der Morgen- und Abend-Temperatur immer von 9—12 Gr. zu ſeyn.

Wenn es Ende Auguſts nicht regnet, ſo pflegt der September noch immer mit großer Wärme anzuhalten, ſo daß das Thermometer in der erſten Hälfte auf vier und zwanzig, in der letzten auf ein und zwanzig Gr. ſteht. Im Oktober dagegen nimmt die Wärme ſehr merklich ab, indem das Thermometer gewöhnlich Vormittags zehn bis eilf (manchmal noch viel weniger), Nachmittags dreizehn bis vierzehn Grad zeigt. — Sie ſehen — um es beiläufig zu bemerken — daß die Hitze im Herbſte weit ſchneller abnimmt, als ſie im Frühjahre zuzunehmen pflegt.

Der November zeigt große Veränderlichkeit. Bei einer Hitze von zwölf bis funfzehn Gr. bedarf es nur eines Nordweſtwindes, und das Thermometer fällt auf die Hälfte herab. Hat es vollends ſehr zeitig auf den Gebirgen geſchneit und der Wind bringt Eis und Schneetheilchen mit, ſo tritt oft eine plötzliche Kälte von drei, ja bisweilen von ſechs Gr. ein, hält indeſſen nur wenig Tage an.

Was die eigentliche Winterkälte betriſt, ſo fällt ſie gewöhnlich Ende Decembers und Anfang Januars ein und der Himmel iſt immer heiter dabei; nur ein einziges Mal (1770) hat man zehn und ein anderes Mal (1789) zwölf Grad gehabt. Sehr ſelten pflegt es noch im Februar zu frieren, da das Thermometer in dieſem Monate ſchon beträchtlich, auf 10—15 und mehrere Grade, zu ſteigen pflegt.

Ich ſchlieſe dieſe Details mit einigen allgemeinen Bemerkungen, wovon die erſte die große Differenz zwiſchen der Abend- und Morgen-Temperatur betreffen ſoll. Dieſe Differenz in gleichem Verhältniſſe vom Mittage an gerechnet, iſt hier, wenigſtens im Sommer, weit größer, als ſie in irgend einer andern Stadt von Frankreich zu ſeyn ſcheint. Sie läßt ſich aber aus der Lage von Nismes erklären, wo die Sonnenſtralen des Nachmittags von einer Reihe nackter Kalkhügel am ſtärkſten zurückprallen müſſen, wozu denn noch die große Reinheit des hieſigen Himmels kommt.

Aus gleichen Gründen iſt nun auch leicht begreiflich, einmal: warum jene Differenz immer größer wird, und warum ſie immer ſchneller zunimmt, je näher das Sommerſolſtizium kommt; zweitens, warum ſie immer kleiner werden und immer ſchneller abnehmen muß, je näher das Winterſolſtizium rückt. Im höchſten Sommer beträgt ſie daher 12—15 Gr., im höchſten Winter nur 4—7 Gr. Eben ſo wird an Stellen, wo jene Reverberation nicht Statt haben kann, die Differenz der Temperatur in den gegebenen Verhältniſ ſen nach einer Mittelzahl, im Sommer nur auf 3 Gr., im Winter auf 1½ Gr. geſchätzt.

Eine *zweite* Bemerkung betriſt die Differenzen, die man in der Temperatur, theils in vier und zwanzig Stunden, theils im Laufe eines Jahres, theils zwiſchen den Thermometern im Schatten und in der Sonne bemerkt. Die höchſte Abwechſelung der Temperatur, in vier und zwanzig Stunden, iſt hier von 28 Grad; die höchſte Differenz von Wärme und Kälte, im Laufe eines Jahrs, 40 Gr. 5 Min.; die Mitteldifferenz zwiſchen Thermometern im Schatten und in der Sonne 3 Gr. 5 Min.; die größten Anomalien endlich, durch die eben angegebenen Standpunkte hervorgebracht, ſcheinen in den zwei Stunden nach Sonnenaufgang, die kleinſten um zwei Uhr Nachmittags beobachtet worden zu ſeyn.

Achter Brief.

Inhalt.

Clima von Nismes. Fortſetzung. Barometer-Beobachtungen. Mittlere Höhe. Größere und niedrigere Elevationen. Bemerkungen über den Gang derſelben. Hygrometer. Mittelſtand und Gang deſſelben. Eudiometer. Bemerkungen über beide Inſtrumente.

Nismes, Febr. 1804.

Sie ſehen, mein theurer Freund, ich ſchenke Ihnen keine Linie, wenn es darauf ankommt, einen Beweis zu führen, der recht vollbürtig ſeyn ſoll. Heute will ich das Clima von Nismes nach dem Barometer charakteriſiren, und ehe ich mit meinem Lateine zu Ende bin, ſoll unſer Doktor ſicher andrer Meinung geworden ſeyn.

Die mittlere Barometer-Höhe iſt hier 28 Z. 2 L.; die wärmeren Monate geben auffallend genug den niedrigern, die kältern den höhern Stand. So iſt die Mittelhöhe vom Januar, Februar, März, Oktober, November und December 28 Z. 1, 9; von den übrigen Monaten hingegen nur 27 Z. 10, 6; was eine Differenz von 3, 3 gibt, die natürlich wegen der zu machenden thermometriſchen Correktion im Grunde noch anſehnlicher iſt.

Die größern Elevationen des Barometers werden hier vom Monat Oktober bis zum Monat März, die niedrigern vom Monat April bis September bemerkt. Die höchſte findet im Winter im Februar, die niedrigſte im Sommer, im Auguſtmonat Statt. Die größten Veränderungen indeſſen tragen in vier und zwanzig Stunden etwa zehn Linien, im Laufe des Jahres noch nicht zwei Zoll zuſammen aus.

Innerhalb dieſer Gränzen aber wechſelt der Barometerſtand ſehr häufig ab, beſonders wenn der Wind die Striche zwiſchen Süd- und Weſt oder Süd und Oſt durchläuft; im Allgemeinen läßt ſich jedoch als feſte Norm annehmen, daß das Barometer bei Südoſtwinde am meiſten fällt, und bei Nordoſtwinde am meiſten ſteigt.

Was das Hygrometer anlangt, ſo iſt der Mittelgrad deſſelben 40° 4, wobei ſich im Allgemeinen Trockenheit als der Hauptcharakter der Temperatur annehmen läßt, obgleich die Uebergänge zur äußerſten Feuchtigkeit ſehr ſchnell und häufig ſind. Die auffallendſten Phänomene dieſer Art bietet gerade der heißeſte und trockenſte unter allen Monaten, der Auguſtmonat, dar. Oft ſteht dann das Hygrometer um drei Uhr Nachmittags auf 45° und zeigt um acht Uhr Abends mit 90° doppelte Feuchtigkeit an, ohne daß ſich jedoch der Wärmegrad in gleichem Verhältniſſe verändert hat.

Bei Nordwind zeigt das Hygrometer hier immer einen ſehr hohen Grad von Trockenheit, bei Südoſt, noch mehr aber bei Süd-Süd-Weſt-Winde, einen noch höhern von Feuchtigkeit an. Was indeſſen den Einfluß der Abendluft anlangt, ſo machen die verſchiedenen Quartiere der Stadt hier einen auffallenden Unterſchied. Bei einem Thermometerſtande von 20 Gr. iſt es z. B. oft im Frühlinge der Fall, daß das Hygrometer nach Sonnen-Untergang, in den *niedrigen* Theilen der Stadt, die gegen Mittag liegen, 85°; in den nur etwa funfzehn Toiſen höher und gegen Nord oder Weſt gelegenen hingegen kaum 75° zeigt.

Was endlich die *eudiometriſchen* Beobachtungen anlangt, ſo bemerke ich, daß hier die Ausdünſtung ſehr beträchtlich iſt, beſonders wenn der Nordwind weht. Bei dieſem Winde beträgt ſie ſelbſt im Januar über zwei Linien in vier und zwanzig Stunden und ſteigt zuweilen bis drei und vier, je nachdem er nun mehr oder minder heftig iſt. Im Sommer, beſonders vom 15ten July bis 15ten Auguſt, pflegt die Evaporation bei denſelben Winden regelmäßig von vier Lieuen zu ſeyn; dagegen iſt ſie bei den Weſtwinden gering, bei den Südwinden faſt unmerkbar und bei den Oſtwinden völlig geſtört.

Neunter Brief.

Inhalt.

Clima von Nismes. Fortſetzung. Winde. Haupteintheilung. Nord- und Süd Winde. Biſe und Marin. Allgemeine Bemerkungen darüber. Hauptabtheilung der Nordwinde. Reiner Nord. Nordoſt. Nordweſt. Details über ihre Perioden, Abwechſelungen und Wirkungen. Einzelne Beobachtungen.

Nismes, Febr. 1824.

Ich komme nun zu den wichtigſten Erſcheinungen des hieſigen Clima's, zu den Winden, mit deren Hülfe ich unſerm armen Doktor vollends das Garaus machen will. Sie müſſen nämlich wiſſen, mein theurer Freund, daß **Nismes** nach Avignon unter die windvollſten und windreichſten Städte von Frankreich gehört, wie man denn allein **ſechszig** Tage im Jahre auf eigentliche Stürme — um nicht zu ſagen — Orkane rechnen muß.

Nord- und **Süd**-Winde, jene äußerſt trocken, dieſe äußerſt feucht, wechſeln hier zwar unaufhörlich mit einander ab; im Ganzen indeſſen ſcheinen die erſtern die herrſchenden zu ſeyn. Jene mit allen ihren Nebenſtrichen von Oſt und Weſt ſind unter dem generiſchen Namen **Biſe**, dieſe mit allen ihren gleichen Nebendirektionen unter der generiſchen Benennung **Marin** bekannt. Von beiden werde ich Sie nun mit allen ihren Nebenarten umſtändlich zu unterhalten ſuchen, und wenn ſich der Doktor dann noch nicht bekehren will — nun ſo ſchicken Sie ihn zur Strafe ſelbſt hierher!

Um bei den **Nordwinden** anzufangen, ſo pflegt der eigentliche direkte **Nord** weder ſehr häufig, noch ſehr heftig in Nismes zu

ſeyn.

ſeyn. Sind die Gebirge der Dauphine' und Auvergne gleichmäßig mit Schnee bedeckt, ſo hält er zwar ſchwach, aber ziemlich lange an, wobei das Wetter vortreflich und die Kälte höchſtens 3° ſtark iſt. Zu allen übrigen Zeiten aber zeigt er ſich in jeder Hinſicht veränderlich; wiewohl er übrigens für ſehr geſund gehalten wird.

Der **Nordoſt** — Tramountano — mit allen ſeinen Nebenſtrichen, gehört zwar ebenfalls nicht unter die häufigſten Erſcheinungen des hieſigen Horizonts, verändert aber die Temperatur außerordentlich. Bald bringt er nämlich Reif, Schnee und heftige Kälte, bald wieder die größte Hitze und Trockenheit, bald wieder anhaltenden Regen mit. Eben ſo verſchieden wirkt er auf die vegetabiliſche und animaliſche Natur, indem er einmal die Geſundheit und das Wachsthum der Saat befördert, ein andermal gefährliche Krankheiten erzeugt und die ganze Ernte zerſtört.

Da er von den Alpen durch die Thäler der Dauphine' und Provenze herunterſtürzt, ſo iſt er faſt immer ſehr heftig, weht ſtoßweiſe und richtet oft große Verwüſtungen an. Sonſt befördert er die Verdünſtung außerordentlich und trocknet in wenig Stunden die ſchmuzigſten Straßen aus. Zuweilen verurſacht er in der Ebene, bei dem Herausſtürzen aus irgend einer Bergſchlucht, ſogenannte Luſthoſen, deren Höhe oft funfzehn bis zwanzig Toiſen beträgt, und die man in dem hieſigen Patois Foulets nennt.

Am regelmäßigſten ſtellt ſich der Nordoſt um die beiden Solſtizien ein, und hält alsdann mit faſt immer gleicher Stärke vierzehn Tage an. Den übrigen Theil des Jahres pflegt er abwechſelnd, ſelten drei bis vier Tage, bisweilen aber doch auch acht oder neun hinter einander zu wehen. Oft folgt er auf den feuchtwarmen Südoſt, oder auf den erſtickend heißen Süd mit einer ſo plötzlichen Veränderung der Temperatur, daß ſie nicht ſelten in wenig Stunden 4—5, ja 6—8 Gr. beträgt.

So lange nur bloß die höchſten Alpengipfel mit Schnee bedeckt ſind, iſt der Nordoſt in Nismes nur mäßig kalt und das Thermometer fällt dabei, ſelbſt mitten im Winter, nur auf 5 Gr. über 0 herab. Sobald aber auch die niedere Alpenkette mit Schnee bedeckt iſt, bringt er eine ſchneidende Kälte mit. Man kann daher mit Wahrheit ſagen, daß die Temperatur der hieſigen Winter faſt ganz allein vom Nordoſt abhängt, da er vom November bis Februar beinahe ausſchließend und mit ſehr wenigen Unterbrechungen hier zu herrſchen pflegt.

Mit dem März fängt er zwar an abzunehmen, ſchadet aber der Vegetation oft außerordentlich, indem er noch eine Art Nachwinter mit Reif und leichten Fröſten hervorbringt. Wird er ferner im April und May nicht von dem Marin überwunden, ſo iſt es völlig um das Gedeihen der Saaten u. ſ. w.

geſchehen. Es tritt dann nämlich eine ſolche Trockenheit ein, daß oft bis zum Monat September kein Tropfen Regen fällt.

Im Sommer iſt der **Nordoſt** glühend heiß, da er über die nunmehr von der Sonne erhitzten Alpen ſtreicht. Er trocknet dann das Erdreich völlig aus und verbrennt die ganze Saat. Die einzige Periode, wo er mit den Dünſten der Alpen geſchwängert, Regen mitbringt, iſt das Herbſt-Equinoktium. Allein dieſe Regen halten dann acht bis zehn, ja zuweilen auf zwei Wochen ſo heftig an, daß häufige Ueberſchwemmungen entſtehen, ohne daß der felſenharte Boden viel einſaugen kann.

Der **Nordweſt** — Magiſtraou — iſt die letzte Hauptabtheilung des Nordwinds (Biſe), von der ich Sie noch unterhalten will. Zwar iſt er eben ſo heftig, eben ſo ungeſtüm als der Nordoſt, allein er bringt immer ſchönes Wetter mit, und ſchadet weder der Geſundheit noch der Vegetation. Am angenehmſten ſind die Striche N. N. W.; auf denen er über die niedrigen Alpen kommt und dadurch im Winter wärmer, im Sommer kühler wird. Das Thermometer fällt dann in jener Jahreszeit ſelten bis auf den Gefrierpunkt dabei herab.

Am regelmäßigſten pflegt der Nordweſt in den Monaten Januar, Februar und März zu wehen, vorausgeſetzt, daß der Nordoſt nicht die Oberhand behält. Im April wird er nie, in den letzten Fünfteln des Mays und Junys ſelten bemerkt. Deſto gewiſſer kommt er im July und Auguſt zurück und kühlt an dieſen Tagen die glühende Atmoſphäre ſehr merklich ab. Kann er in den Herbſtmonaten den Nordoſt überwinden, ſo befördert er die Dauer des ſchönſten lieblichſten Nachſommers bis in den November hinein. Läuft er hingegen im December nach W. N. W. herum, wo man ihn dann Rovergas nennt, ſo bringt er Regen, zum Theil auch Schneegeſtöber mit.

Zehnter Brief.

Inhalt.

Clima von Nismes: Fortſetzung. Winde. Zweite Hauptabtheilung. Südwinde oder Marins. Allgemeine Eigenſchaften und Wirkungen des Südwindes und ſeiner verſchiedenen Direktionen. Periodiſcher Lauf deſſelben. Bemerkungen über den Oſt- und Weſt-Wind, und über den der Küſte und Stadt Nismes eigenthümlichen Garbin.

Nismes, Febr. 1804.

In meinen vorigen Briefen habe ich den Doktor auf der Nordſeite angegriffen, in meinen folgenden ſoll es auf der Südſeite geſchehen. Mit andern Worten, wenn ihm ſchon die Nordwinde tüchtig zugeſetzt haben, ſo ſollen es die Südwinde noch ärger thun. Wie ſehr er ſich auch dagegen ſtemmen mag, Sie werden ſehen, daß er ſich ſchlechterdings nicht halten kann.

Sie erinnern ſich, daß man hier die Südwinde unter dem generiſchen Namen Marin begreift, weil ſie ſämmtlich, troß ihrer verſchiedenen Richtungen, über das Mittelmeer herüber wehen. Wenn die Nordwinde Trockenheit, Heiterkeit und Reinheit der Atmoſphäre verurſachen, ſo bringen die Südwinde dagegen Feuchtigkeit, Nebel und faulichte Dünſte mit. Sie erwärmen indeſſen die Atmoſphäre, wenn ſie durch die Nordwinde zu ſehr ſerkältet worden iſt, oder kühlen dieſelbe, wiewohl weit ſeltner ab, wenn der vorhergehende Weſtwind zu große Hiße mitgebracht hat. Der Compaßſtrich macht indeſſen in dieſen allgemeinen Eigenſchaften und Wirkungen einigen Unterſchied.

Um bei dem eigentlichen direkten Südwinde anzufangen, ſo iſt er äußerſt heiß und heftig, und bringt eine groſse Menge Wolken mit. Er hält gewöhnlich ſieben bis acht Tage, auch wohl darüber an, ohne daß es jedoch in den erſten drei Tagen dabei zu regnen pflegt. Kommt er nicht direkt aus Afrika herüber, ſondern erhebt er ſich nur in einer kleinen Entfernung von der Küſte, ſo iſt er ziemlich ſchwach, und bringt nur feinen Staubregen mit. Hat er einen kleinen Strich nach Weſten, ſo wird er äußerſt ungeſund, indem er über die Moräſte an der Küſte ſtreicht und eine Menge faulichter Dünſte aufnimmt.

Im Sommer befördert er dann — zumal bei Windſtillen, die hier nicht ſelten ſind — die Fäulniß ſo außerordentlich, daß friſches Fleiſch in wenig Stunden verdirbt, und der Salpeter ſich in großer Menge erzeugt. Im Winter bringt der Südwind auf jenem Compaßſtriche eine auffallende Feuchtigkeit hervor. Alles, worauf dieſe nur wirken kann, wird davon angegriffen, ſo gut es auch verwahrt ſeyn mag. So näßt z. B. der Fußboden unaufhörlich und das Waſſer läuft an den Wänden herunter, wenn auch Thüren und Fenſter noch ſo ſorgfältig verſchloſſen ſind, ſo ſieht man Zucker und Salz in zugeſchraubten Doſen ſchmelzen, ſo nimmt die Wäſche in den dichteſten Schränken Feuchtigkeit an, u. ſ. w.

Setzt ſich der Südwind völlig in S. S. Weſt, ſo bringt er im Sommer eine unausſtehliche Hitze, eine wahre Leichenluft und eine ungeheure Menge ſehr beſchwerlicher Mücken, im Winter hingegen äußerſt ſtinkende und näſſende Nebel mit. Hat der Südwind einen Strich nach Oſten, ſo verurſacht er häufigen Regen, wird er völliger S. S. Oſt, ſo gleicht er dem Sirocco und Solano und erfüllt die Atmoſphäre mit einer alles verzehrenden Feuergluth.

Was den periodiſchen Lauf der Südwinde anlangt, ſo treten ſie gewöhnlich nach dem Frühlingsequinoktium ein, wo dann der ſie begleitende Regen den ausgetrockneten Feldern ſehr nützlich wird. Sie halten ſo bis zum Mai mit gleicher Feuchtigkeit an, jetzt aber ſind ſie häufig mit heiterm Himmel begleitet und bringen nur ſtarken Thau hervor, wo man ſie dann Marin blanc zu nennen pflegt.

Gegen das Sommerſolſtizium ſetzen ſie ſich in S. S. Weſt und bringen Gewitter und Platzregen mit; gegen den Herbſt werden ſie wieder S. Oſt, ohne jedoch durchaus mit Regen begleitet zu ſeyn; im Winter wechſeln ſie auf den genannten Compaßſtrichen mit dem Nordwinde ab, wobei ſie aber die ſeltenern ſind. Das von dem Marin und ſeinen verſchiedenen Direktionen überhaupt; jetzt noch einige Worte über den Oſt- und Weſt-Wind, ingleichen über den der Stadt Nismes eigenthümlichen Garbin insbeſondere, die ich alle dreie nicht übergehen darf.

Was zuerſt den Oſtwind anlangt, ſo iſt er noch feuchter als der Südoſtwind und pflegt auch im Allgemeinen weit häufiger zu wehen.

Am meiſten wird er in den Wintermonaten bemerkt, wo er auf den benachbarten ſüdlichen Compaßſtrichen hin und her läuft und anhaltendes Regenwetter verurſacht. Dieſer ihn begleitender Feuchtigkeit wegen iſt er äußerſt ungeſund.

Den Weſtwind anlangend, ſo iſt er als der eigentliche Zephyr von Nismes anzuſehen, der im Winter die Kälte, im Sommer die Wärme mäßigt und immer geſund und angenehm iſt. Je nachdem er mehr oder weniger Striche nach Süden hat, wird er in dem hieſigen Patois, Narbonnais oder Lar genannt; im Ganzen pflegt er indeſſen nur ſelten zu wehen. Bisweilen ſtellt er ſich mitten im Februar, regelmäßiger im März und April, Mai und Juni, ſeltner im Juli, und in den übrigen Monaten faſt gar nicht ein.

Was endlich den Garbin betrift, ſo iſt dieſes der allen Küſten des Mittelmeers eigenthümliche periodiſche Seewind, der während der größten Sommerhitze, d. h. vom Anſange des Julius bis zum Ende des Auguſtes weht, und ſich auch in Nismes zeigt *). Er erhebt ſich hier des Vormittags um zehn Uhr als ziemlich ſchwacher Südoſt, läuft dann — indem er der Sonne folgt — alle Punkte des Horizonts durch, wobei er bis gegen zwei Uhr immer ſtärker wird, und nimmt endlich Abends um ſechs Uhr als Nordweſt wieder ſeinen Abſchied. Er iſt äußerſt erfriſchend, und ohne ihn würde die Sommerhitze in den genannten Monaten unerträglich ſeyn.

---

*) Er erſtreckt ſich ungefähr ſieben Lieuen landeinwärts, nimmt aber immer in Verhältniß der Entfernung an Stärke ab. Uebrigens ſtellt er ſich nur bei heiterm und nie bei trübem Himmel ein.

Eilfter Brief.

Inhalt.

Clima von Nismes: Fortſetzung. Uebrige meteorologiſche Erſcheinungen. Regen. Details darüber. Schnee. Nebel. Thau. Reif. Ungewitter. Bemerkungen über die Abweichung der Magnetnadel. Allgemeine Recapitulation und Anſicht des hieſigen Climas.

Nismes, Febr. 1804.

Dieſer Brief iſt der letzte, den ich Ihnen über das hieſige Clima ſchreiben will. Er ſoll die übrigen meteorologiſchen Erſcheinungen enthalten, er ſoll den Doktor vollends ſchachmatt machen, er ſoll ihm und allen ſeinen Kranken die Idee benehmen, hierher zu gehen.

Um mit dem Regen anzufangen, ſo nimmt man zwar jährlich nur zwei und vierzig Regentage an, doch wird die Maſſe des gefallenen Waſſers immer auf 23 Z. 11 L. 1 geſchätzt. Dieſes auffallende Mißverhältniß läßt ſich leicht erklären, wenn man weiß, daß es hier immer in Strömen zu regnen pflegt. So kann man z. B. beſonders in den Monaten Auguſt und September, oft in wenig Stunden zwei, vier, fünf, ſechs, ja ſieben Zoll Waſſer fallen ſehen. Die einzigen Monate, wo es ſanfte, durchdringende Regen gibt, ſind die Frühlingsmonate April und Mai. Im Allgemeinen pflegt es am meiſten im September und Oktober, März und April; und am ſeltenſten im Julius und Auguſt, Januar und Februar zu regnen, wiewohl ſich auch hierin die große Veränderlichkeit des hieſigen Clima's nur zu ſehr bewährt.

Was den Schnee anlangt, ſo ſtellt ſich dieſer ſehr ſelten ein; in ſechszehn Jahren war es z. B. nach ſehr guten Beobachtungen, nur ſieben und zwanzigmal der Fall. Es ſchneit nur wenig, drei Zoll Schnee iſt ſchon eine Seltenheit. Eben ſo bleibt er nur wenig Tage liegen, das Gegentheil von etwa einer Woche wird als etwas außerordentliches bemerkt. Am regelmäßigſten und ſtärkſten pflegt es bei Nordoſtwinde und am häufigſten um die Zeit des Winterſolſtiziums und im Januar, doch faſt immer nur in groben, wäßrichten Flocken zu ſchneien. Schnee im Februar iſt keine Seltenheit, Schnee im November und März aber wird hier unter die meteorologiſchen Anomalien gezählt. Bemerkenswerth iſt übrigens, daß er ſich immer mit heftigem Winde einzuſtellen pflegt.

Was den Nebel anlangt, ſo wird er hier im Allgemeinen nur ſelten bemerkt. Auffallend aber iſt es, daß es im Winter gerade die wenigſten, im Sommer die meiſten Nebel gibt. In jener Jahreszeit fallen ſie gewöhnlich bei Süd-Süd-Weſt, in dieſer bei Oſt-Nord-Oſt-Winde ein, in beiden ſind ſie ſtinkend und in gleichem Grade ungeſund, doch ſchaden nur die letzten der Vegetation. Bei dieſen, in dem hieſigen Patois Neblo genannt, pflegt immer ein Theil der Korn-, Wein- und Oliven-Ernte zu Grunde zu gehen. Außer dieſen Sommernebeln, die trotz des allgemeinen Vorurtheils keineswegs ohne Feuchtigkeit ſind, werden die meiſten Winternebel im November und December gezählt.

Was den Thau betriſt, ſo iſt er hier außerordentlich ſtark und pflegt beſonders in den heißen Monaten, oft kaum eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, äußerſt näſſend zu ſeyn. Bei Süd-Süd-Weſt-Winde führt er, vermöge der Direktion dieſes Windes, einige Salztheilchen mit ſich, bei Nordwinde zeigt er ſich jedesmal in ſehr verringerter Menge, ſo daß er beinahe unmerklich iſt. Am häufigſten wird er vom Anfange des Frühjahres bis zu Ende des Herbſtes bemerkt; in dieſer Periode erſetzt er einigermaßen den Mangel

des

des Regens und iſt der Vegetation ſehr förderlich.

Was den Reif — Plouvino — anlangt, ſo iſt er hier in den Monaten November bis April gar keine Seltenheit; hat aber nur bei heftigem, auch noch ſo kaltem Winde Statt. Am ſtärkſten pflegt es bei mäßigem Nordoſt, am ſchwächſten bei ſtillem Nordweſt, am häufigſten im Dezember zu reifen. Bisweilen wird der Reif ſchon in der letzten Hälfte des Oktobers und noch in der Mitte Aprils bemerkt.

Was die Gewitter anlangt, ſo pflegen ſie in Niſmes ziemlich ſelten zu ſeyn, da ſie von den Cevennen herunter meiſtens dem Laufe der Flüſſe folgen und nach dem Meere ziehen. Am häufigſten werden ſie im Junius gezählt, und haben ſie ſich dann einmal der Stadt genähert, ſo ſchlägt es faſt immer an mehreren Orten ein. Vom Hagel hat man indeſſen im Sommer ſehr wenig zu befürchten, mehr wird dergleichen in den letzten Winter- und erſten Frühlingsmonaten geſehen. Im Allgemeinen iſt er aber immer nur unbedeutend und faſt jedesmal mit Regen vermiſcht. — Die Abweichung der Magnetnadel in einer Mittelzahl angegeben, iſt hier 19° 55′ W. Die größten Abweichungen betragen nie mehr als 22″ und werden hauptſächlich im Sommer bemerkt. Doch genug und übergenug von Details über das Clima von Nismes. Ich will nun alles auf einige große Hauptreſultate zurückführen und unſer Sieg wird erfochten ſeyn.

Zuerſt bietet uns das hieſige Clima die ſonderbarſten Contraſte die auffallendſten Extreme dar. Die äußerſte Trockenheit wechſelt oft in wenig Stunden mit der äußerſten Feuchtigkeit, ein ſehr hoher Grad von Wärme mit einer ſehr empfindlichen Kälte ab. Keine Ordnung, keine Gradation, keine allmählichen Uebergänge, weder in den Jahreszeiten, noch in der Temperatur. Der Frühling iſt hier mit dem Winter, der Winter mit dem Sommer vermiſcht. Alles flieſt in einander, alles trägt den Charakter der größten Veränderlichkeit.

Was zweitens die einzelnen Jahreszeiten ſelbſt betrift, ſo bieten ſie nur ſehr wenig Annehmlichkeiten dar. Auf einen Frühling, der bisweilen mild und regnicht, noch öftrer aber rauh und ſtürmiſch iſt, ſtellt ſich plötzlich ein glühender Sommer mit brennend heißen Tagen, naßfeuchten Nächten, erſtickenden Südwinden und faulichten Nebeln ein. Der Herbſt hat allerdings ſehr liebliche Tage, doch werden dazwiſchen häufige Regen, und bisweilen ſelbſt Reif und Schnee bemerkt. Der Winter endlich wechſelt mit kalten, austrocknenden Nordwinden, oder feuchten, erſchlaffenden Marins ab; nur dann und wann ruft ein lieblicher Tag die Bilder eines ſüdlichen Frühlings zurück.

Das iſt alſo das geprieſene Clima von Nismes. — Urtheilen Sie nun ſelbſt, mein theurer Freund, ob es Bruſtkranken, Hypochondriſten u. ſ. w. zuträglich ſeyn kann; fragen Sie aber auch den Doktor auf ſein Gewiſſen, ob er als ein ehrlicher Mann nunmehr nicht nachgeben muß? Ich wiederhole es Ihnen, wer ſeine Kranken nach Nismes ſchickt, der muß in ſeinem Leben nicht da geweſen ſeyn.

Zwölfter Brief.

Inhalt.

Topographiſche Verhältniſſe. Ortsbeſtimmung und Lage. Stadt und Vorſtädte. Umfang und Bauart. Details darüber. Oekonomiſche Verhältniſſe im Allgemeinen und Beſondern. Details über das Waſſer, den Wein und andere vorzügliche Bedürfniſſe.

Nismes, Febr. 1804.

Nach den climatiſchen Verhältniſſen ſind es nun die topographiſchen, ökonomiſchen u. ſ. w. von denen ich Sie in dieſem und meinen folgenden Briefen unterhalten will.

Nismes unter 43° 50′ 35″ N. B. und 2° 1′ 11″ Oeſtl. L. von Paris, iſt ungefähr

143 F. über die Meeresfläche erhaben und liegt in einem fruchtbaren von Nordoſt nach Südweſt geöffneten Thale, das mit zwei parallelen Hügelreihen eingeſchloſſen iſt. Das Ganze bildet ein ungeheures, unregelmäßiges, länglichtes Viereck, das ſich von Norden nach Süden ſtreckt und in zwei große Haupttheile, die eigentliche Stadt und die acht Vorſtädte, zerfällt. Der Flächeninhalt von jener wird auf 1550 Toiſen, von dieſen wenigſtens doppelt ſo groß geſchätzt, der Umfang des Ganzen ſoll faſt dreitauſend Toiſen ſeyn. Die Bevölkerung ſetzt man nach den neueſten und genauſten Berechnungen zwiſchen neun und dreißig und vierzigtauſend Seelen an.

Was nun zuerſt die Stadt betrift, ſo bietet ſie nichts als ein Labyrinth von engen, ſich in unzähligen Richtungen durchkreuzenden Straßen dar, und iſt daher äußerſt ungeſund. Die Häuſer ſind klein und ohne alle Bequemlichkeit. Der Parterr-Stock iſt meiſtens unter der Erde angebracht, und ſelbſt den obern

Etagen fehlt es faſt immer an Luft und Licht. Alles iſt übrigens von äußerſt hartem Bruchſtein gebaut, und das Pflaſter ſcheint aus ſpathartigen Kalkſteinen zu beſtehen.

Weit regelmäßiger, luftiger und geſunder ſind die Vorſtädte angelegt. Hier gibt es breite und gerade Straßen, Gärten, Alleen, öffentliche Plätze und ſchöne Häuſer im Ueberfluß. Die geſundeſte und angenehmſte Lage haben die Vorſtädte Crucimele und Richelien, beide auf einem etwas hohen Terrain, ſonnig und luftig gelegen und mit vortreflichem Waſſer verſehen. Die ungeſundeſten Vorſtädte hingegen ſind die Fauxbourgs St. Laurent und de la Boucarié, erſtere der vielen Coconskeſſel, letztere der Kalköfen wegen, ob man gleich in beiden ſehr viele und ſchöne Gärten trift. — Beſonders merkwürdige Gebäude aus den neuern Zeiten hat übrigens Nismes nur wenig aufzuweiſen; deſto zahlreicher ſind aber die Ueberreſte des römiſchen Alterthums, von denen ich Sie unten, in ein Paar eignen Briefen, unterhalten will.

Wenn Sie mich weiter nach den hieſigen ökonomiſchen Verhältniſſen fragen, ſo kann ich Ihnen antworten, daß es im Allgemeinen eben nicht theuer iſt. So kann man z. B. in den beſten Gaſthöfen, au Louvre und au Lüxembourg, für acht bis neun Livres täglich Wohnung, Mittags- und Abend-Tiſch haben; ſo wird man in den zwei beſten Vorſtädten für zwanzig bis dreißig Livres monatlich ſchon zwei recht artig meublirte Zimmer finden u. ſ. w., wo man oft zu gleicher Zeit in Penſion gehen kann. Nur die Heitzung iſt hier außerordentlich koſtbar, indem man Holz und Kohlen aus den Cevennen kommen laſſen muß.

Was nun gewiſſe einzelne ökonomiſche Artikel, z. B. Waſſer, Wein und andere Lebensmittel anlangt, ſo theile ich Ihnen folgende Details darüber mit. Das Waſſer iſt hier äußerſt ſchlecht und führt lauter Kalk und Selenik bei ſich. Befinden ſich vollends Färbereien, Abzugsgräben und dgl. in der Nähe, ſo nimmt es faſt immer — wegen der geringen Tiefe der Quellen — eine Menge fremdartiger Theile auf. Die Brunnen im nördlichen Theile der Stadt, beſonders in Faurbourg Crucimele ſcheinen unter allen noch die beſten und reinſten zu ſeyn. Die ſogenannte mineraliſche Quelle auf dem Puech d'Autel — eine Hügelſpitze ſüdweſtlich von der Stadt — iſt allen Verſuchen zufolge bloß mit einigen Salzen geſchwängert, die leicht laxirend ſind. Um aber die Quelle in Credit zu erhalten, werden von den ſpeculirenden Waſſerträgern allerhand draſtiſche Mittel darunter gemiſcht. Doch ich gehe zu dem Weine über, bei dem man das ſchlechte Waſſer leicht vergeſſen kann.

Man hat hier weiße und rothe Weine, von denen die letztern beſonders aller Ehren werth ſind. Freilich haben ſie ſämmtlich einen gewiſſen Liqueurgeſchmack und ſteigen, ſelbſt in kleiner Menge genoſſen, heftig in den Kopf, aber ſie nähren und ſtärken auch außerordentlich. In Anſehung des Preiſes findet zwiſchen den weißen und rothen eine kleine Verſchiedenheit Statt. Die Flaſche vom erſten — guter Qualität — wird nämlich mit zwölf, die von dem andern mit zehn Sous bezahlt. Uebrigens kann man in Nismes ſehr guten Frontignon zu vierzig und alten Lünel zu funfzig Sous haben, die freilich von den hanſeatiſchen Fabrikaten ſehr verſchieden ſind. Eben ſo trift man auch die übrigen edeln languedokiſchen Weine, St. Georges, St. Gilles, St. Dreſeri u. ſ. w., alle zu ſehr billigen Preiſen an.

Was die übrigen vorzüglichen Lebensmittel, als Brot, Fleiſch, Fiſche, Gemüſe und Früchte betrift, ſo kann man im Allgemeinen ſehr damit zufrieden ſeyn. Brot und Fleiſch z. B. erinnern ſogleich an den ſchönen Weizen und an die herrlichen Weiden von Languedoc; die Fiſche, deren man hier ſchon aus der See, oder den ſalzichten Küſtenteichen bekommt, bieten manche ſehr ſchmackhafte Gattungen dar; Gemüſe und Früchte endlich haben von jeher für vorzüglich gegolten, und ſelbſt die Sämereien der erſten einen beträchtlichen Handelszweig ausgemacht.

Dreizehnter Brief.

Inhalt.

Polizeiliche Verhältniſſe von Nismes. Allgemeine Bemerkungen darüber. Details. Geſellſchaftliche Verhältniſſe. Spaziergänge in der Stadt. Eſplanade. Cours. Park. Excurſionen. Theater. Caffeehäuſer. Literariſche Reſſourzen. Details darüber.

Nismes, Febr. 1804.

Nein nein, mein theurer Freund, ich habe die polizeilichen Verhältniſſe von Nismes keineswegs aus der Acht gelaſſen; ich bin bloß in Verlegenheit, wie ich mich der Wahrheit und dennoch der Billigkeit gemäß darüber ausdrücken ſoll. Da Sie aber darauf beſtehen, ſo muß ich Ihnen nur gleich anfangs ſagen, daß die Folgen der alles zerſtörenden Revolution auch in dieſer Hinſicht ſehr fühlbar ſind. Zwar iſt auch hier ein eigenes Polizeibüreau als vierte Section der Präfectur organiſirt; allein es ſcheint im Ganzen — wahrſcheinlich aus Mangel an Fonds — bei weitem noch nicht thätig genug zu ſeyn. Ich glaube das beſonders in Anſehung der Geſundheits-Polizei behaupten zu können, daher ich Ihnen darüber einige Details mittheilen will.

So wird z. B. um nur gleich das Wichtigſte anzuführen, ſo gut als gar nicht auf die Straßenreinigung geſehen. In der Stadt beſonders bleibt aller Unrath vor den Thüren liegen, ja in dem ſehr bevölkerten Viertel, Les Bourgades, wird ſogar, wie in den kleinen provenzaliſchen Städten, der Miſt auf den Straßen fabrizirt.

Nehmen Sie nun noch hinzu, daß hier alles vor den Thüren geſchlachtet wird, daß alle Gußſteine aus den Fabriken auf die Straßen gehen, daß die ganze verfaulte Ceconsmaſſe dahin geworfen wird, daß der Nordwind nur ſehr wenig, der Südwind deſto freiern Zugang hat. — Nehmen Sie das alles zuſammen, berechnen Sie, wie ſehr die Mortalität dadurch vergrößert werden muß, und Sie werden geſtehen, daß dieſe Nachläſſigkeit nur durch den Mangel an Fonds zu entſchuldigen iſt. Auch hier wird aber der große Mann, der Frankreich gerettet hat, in Kurzem mit ſeinem kräftigen Willen durchzugreifen wiſſen. Nismes wird fließendes Waſſer und Reinigungs-Canäle erhalten. Nismes wird einen neuen Beweis abgeben, daß Bonaparte alles umfaſſen und alles möglich machen kann.

Die geſellſchaftlichen Reſſourzen von Nismes betreffend, ſo iſt in der That nicht übel dafür geſorgt, wie denn auch die Einwohner ſelbſt im Ganzen ein ziemlich geſelliges, gutmüthiges Völkchen ſind. Wer nahe Spaziergänge liebt, dem bietet die Eſplanade zwiſchen den Vorſtädten Richelieu und la Conronne, der Cours in dem Fauxbourg St. Laurent, endlich der ſogenannte Park bei der berühmten Quelle, hinlängliche Gelegenheit dazu dar. Man muß indeſſen bemerken, daß es den beiden erſten neubepflanzten Promenaden noch ſehr an Schatten fehlt, und daß auch die dritte während der Revolution ſehr vernachläßigt worden iſt. Die Eſplanade pflegt im Sommer, der Cours im Winter, der Park im Frühjahr die beſuchteſte zu ſeyn.

Für die Fremden dürfte die erſte ihrer herrlichen Ausſicht wegen, die letzte der merkwürdigen Quelle halber, die meiſten Reize haben; ob ſie gleich beide, beſonders aber die Eſplanade, dem Winde ausgeſetzt ſind. — Wer entferntere Spaziergänge liebt, der findet in den Gegenden um die Stadt und in dem ganzen Gebiete — Le Taillable, wie man hier ſagt — ſehr gute Gelegenheit dazu.

Für Freunde anderer Zerſtreuungen iſt durch zwei Theater, von denen das große in der Vorſtadt nicht unter die ſchlechteſten gehört, durch mehrere artige Caffeehäuſer, unter denen das Cafe' de Martinet beſondere Aufmerkſamkeit verdient, weiter durch Concerte, Bälle, privilegirte Spielhäuſer u. ſ. w. geſorgt. Liebhaber der Lektüre finden in der öffentlichen Bibliothek des Lyceums, die einen Tag um den andern geöffnet wird, in dem Salon literaire bei Pouchon, am großen Thea , und in den Leihbibliotheken mehrerer andrer Buchhändler hinlängliche Befriedigung.

Wer ſich endlich mit antiquariſchen, naturhiſtoriſchen und landwirthſchaftlichen Beobachtungen beſchäftigen will, dem bieten die großen, herrlichen Ruinen des Alterthums, die mancherlei intereſſanten Cabinets, die Umgebungen von Nismes endlich tauſend Gelegenheiten dar. Wir ſelbſt wollen dieſe Vortheile nicht unbenutzt laſſen, und ich denke Ihnen unten, noch eine ganze Reihe von Briefen darüber zu ſchreiben, die ich aber in Voraus Ihrer gütigen Nachſicht empfehlen will.

Vier-

Vierzehnter Brief.

Inhalt.

Commerzielle Verhältniſſe von Nismes. Seidenhandel. Rohe Seide. Geſponnene Seide. Seidenfabrikate. Details darüber. Tuchhandel. Leinwand- und Spitzenhandel. Kornhandel. Sämereihandel. Droguerichandel. Lederhandel. Details. Allgemeine Ueberſicht. Verzeichniß der Handelsſämereien von Nismes.

Nismes, Febr. 1804.

Heute, mein theurer Freund, machen Sie ſich auf nichts, als lauter Handelsnachrichten gefaßt. Ich habe mich nämlich den ganzen Tag mit den commerziellen Verhältniſſen von Nismes beſchäftigt, und was ich darüder erfragt, geleſen, geſammelt habe, theile ich Ihnen nun treulich in dieſem Briefe mit.

Der Handel von Nismes zerfällt in mehrere Hauptabtheilungen, welches der Seidenhandel, der Tuchhandel, der Leinwand- und Spitzenhandel, endlich der Korn-, der Sämerei-, der Droguerie- und Lederhandel iſt.

Was zuerſt den Seidenhandel betrift, ſo theilt er ſich wieder in drei Hauptzweige, in den Handel mit roher Seide, in den Handel mit geſponnener Seide und in den Handel mit Seidenfabrikaten ab. Der Handel mit roher Seide kann entweder aktiv oder paſſiv ſeyn. Aktiv, indem man in guten Jahren den inländiſchen Ueberfluß an andere Provinzen verkauft; paſſiv, indem man ausländiſche Seide entweder zum eignen Gebrauche oder zum weitern Debite als Tranſito-Waaren einführt. Der Handel mit geſponnener Seide umfaßt alle Gattungen derſelben, nach allen nur möglichen Bereitungsarten, bis zur Flock- und Floret-Seide herab;

er iſt zwar blos auf den Bedarf der Stadt-Fabriken ſelbſt eingeſchränkt, doch verkauft man, ein Jahr in das andere gerechnet, an funfzigtauſend Pfund. Der Handel mit Seidenfabrikaten endlich theilt ſich in den Handel mit ſeidenen Bändern, ſeidenen Strümpfen und ſeidenen Stoffen ab.

Um etwas ins Detail zu gehen, ſo werden an Bändern, meiſtens Fioretbändern — hier unter dem Namen Padous, Galons, Quinquets u. ſ. w. bekannt — jährlich an 157—158,000 Stück abgeſetzt, deren Mittelpreis man zu funfzig Sous annehmen kann, was eine Summe von 392,000 Livr. gibt. Sie werden durch ganz Frankreich und einen großen Theil von Europa verſchickt.

An ſeidenen Strümpfen wurden ehedem in ganz Europa an hundert tauſend Dutzend abgeſetzt, wovon wenigſtens ein Sechstheil allein nach Spanien ging. Allein ſeitdem die engliſchen ſeidenen Strümpfe im nördlichen Europa den Vorzug erhalten und die ſpaniſchen Handelsverbote die franzöſiſchen völlig ausgeſchloſſen haben, nahm dieſer Handelszweig allerdings beträchtlich ab. Immer aber iſt er noch als der vornehmſte und einträglichſte von Nismes anzuſehen, da man den Werth deſſelben auf 5,616,000 Livres jährlich anſchlagen kann.

Was den Handel mit ſeidenen Stoffen anlangt, ſo umfaßt er theils die Tafte, theils die aus Wolle und Floretſeide gewebten Zeuge, Bürats genannt. Von erſtern, die ſich durch Mannigfaltigkeit der Muſter, Wohlfeilheit, Leichtigkeit und ſchönes Anſehen empfehlen, werden jährlich für ungefähr 4,875,000 Livres durch ganz Europa verſchickt; von letztern, die ſich ebenfalls ſehr gut ausnehmen, pflegen etwa des Jahrs für 750,000 Livres, theils nach dem übrigen Frankreich, theils nach Italien, Spanien und Portugal zu gehen.

Ich komme nun zu der zweiten Hauptabtheilung des Handels von Nismes, welches der Tuchhandel iſt. Ein großer Theil der Tücher und anderer wollenen Zeuge nämlich, welche in der Provinz fabrizirt werden, gehen durch die Hände der hieſigen großen Tuchhändler, erhalten hier ihre letzte Appretur und werden dann weiter unter dem allgemeinen Namen languedocſcher Tücher, zu Waſſer und zu Lande verſchickt. Man gibt den jährlichen Betrag dieſes Handelszweiges — den Detailverkauf mit eingeſchloſſen — auf 2,500,000 Livres an.

Eine dritte Hauptabtheilung des Handels von Nismes begreift den Leinwand- und Spitzenhandel, der mit ähnlichen Fabrikaten verbunden gleichfalls jährlich zu 2,500,000 Livres angeſchlagen wird. Eine vierte beſchäftigt ſich mit dem Kornhandel, worauf man — den Sämerei- und Droguerie-Handel eingeſchloſſen — jährlich an 2,100,000 Livres rechnen kann.

Der Kornhandel iſt theils aktiv, theils paſſiv, je nachdem man entweder Getreide aus dem Languedoc und der Bourgogne ausführt, oder in Misjahren italiäniſches und afrikaniſches einführen muß. Der Sämereihandel wird beſonders ſtark nach Holland, England, Dänemark, Schweden und Rußland getrieben, wo die hieſigen Sämereien ſehr geachtet ſind. Der Drogueriehandel iſt vorzüglich mit den Cevennen im Gange, deren Produkte man damit zu balanziren pflegt. Der Lederhandel endlich hat ſeinen vorzüglichſten Abſatz theils in Spanien und Italien, theils im Innern der Republik; der jährliche Betrag deſſelben wird auf 440,000 Livr. geſchätzt.

Hier haben Sie, mein theurer Freund, was mir über den Handel von Nismes bekannt geworden iſt. Ich lege Ihnen nun noch die ſpezielle Berechnung ſämmtlicher Handelszweige und einen Catalog von den hieſigen Handels-Sämereien bei.

Ueberſicht

und ſpezielle Berechnung des Handels von Nismes.

Seidenhandel:		
a. Rohe und geſponnene Seide	2,350,000	Liv.
b. Band — — —	392,500	—
c. Strümpfe — —	5,616,000	—
d. Tafte — — —	4,875,000	—
e. Burats — — —	750,000	—
Tuchhandel — —	2,500,000	—
Leinwand- und Spitzen-Handel	2,500,000	—
Korn-, Sämerei- und Droguerie-Handel	2,100,000	—
Lederhandel — — —	440,000	—
Totalſumme	21,523,500	Liv

Verzeichniß
der Handelsſämereien von Nismes.

I.

Gartenſämereien.

Lateiniſch.	Franzöſiſch.	Provincialname.
Allium sativum	Ail	Avé
Lepidium sativum	Anitor	Anitor
Scolymus-Cynara	Artichaux	Artichaous
Solanum - Melongena	Aubergine	Aoubergino *)
Ocymum basilicum	Basilic	Basili
Beta vulgaris	Betteraves	Blétarabos
Scolymus cardunculus	Cardon d'Espagne	Cardo
Daucus-carota	Carotte	Pastanargo
Apium graveolens	Celeri	Api
Scandix cerefolium	Cerfeuil	Charfieul
Cichorium-intybus	Chicorée	Sicouréio

*) Auch Meloungeno.

Lateiniſch.	Franzöſiſch.	Provincialname.
Brassica oleracea	Choux	Caoulés
Melissa officinalis	Citronelle melisse	Citrounélo
Cucumis sativus.	Concombres	Councoumbrés
Capsicum annuum	Corail des jardins	Coural (Pebroun)
Cucurbitae	Courges	Cougourlos
Cichorium endivia	Endives	Endévios
Spinacia oleracea	Epinards	Espinards
Hedysarum capu-galli	Esparcette	Espercé
Anethum foenicul graveol.	Fenouil doux	Fénoul doux
Foeniculum dulce	Fenouil d'Espagne	Daſſelbe
Rubia tinctorum	Garence	Agaranco
Reseda luteola	Gaude	Gaulo
Lactucae	Laitues	Lachugos
Laurus nobilis	Laurier	Laourié
Prunus lauro-cerasus	Laurier romain	vacat
Viburnum-tinus	Laurier thym.	vacat
Medicago sativa	Lucerne	Luzerno
Origanum - majorana	Marjolaine	Marjoulèno
Cucumis-melo	Melons	Melouns
Morus alba et nigra	Muriers	Amouriés
Brassica napus	Navets	Nabés

Lateiniſch.	Franzöſiſch.	Provincialname.
Allium cepa	Oignons	Sébos
Rumex scutatus	Oseille	Aigréto
Papaver somniferum	Pavot	Pavo
Apium petroselinum	Persil	Jaouver
Poterium - Sanguisorba	Pimprenelle	Pimpanelo
Allium porrum	Poireau	Porré
Solanum - Lycopersicum	Pomme d'amour	Toumato
Portulacca - oleracea	Pourpier	Bourtoulaigo
Raphanus sativus	Raifort	Rabés
Brassica - rapa	Rave	Raifort
Ricinus-communis	Ricin	Palma - Christ
Brassica - eruca	Roquette	Rouquéto
Tragopogon - porrifolium	Salsifis	Sarcifi
Scorzonera - hispanica	Scorsonère	Escarsounèro
Delphinium - Staphisagria	Staphisaigre	Grano de capouchin

2.

Wilde Sämereien.

Lateiniſch.	Franzöſiſch.	Provincialname.
Vitex-agnus-castus	Agnus castus	Pébié
Ammi-majus	Améos	vacat
Daucus-carota-sylvestr.	Carotte	Pastanargo saovajo
Anethum-foeniculum	Fenouil amer	Fenouié
Trigonella-foenugraecum	Fenu grec	Sénégrò
Spartium-scorpius	Genet epineux	Argielas
Juniperus-communis	Geniêvre	Génébré
Rhamnus infectorius	Graine d'Avignon	Granéto
Lithospermum-officinale	Grémil	Milion-solis
Sambucus ebulus	Hièble	Eoullo
Lavandula Stoechas et Spica	Lavande	Spi
Urtica-pilulifera	Ortie romaine	Ourtigo
Plantago-psyllium	Psillum	Grano dénicire
Ruta graveolens	Rue	Rudo

Lateiniſch.	Franzöſiſch.	Provincialname.
Rosmarinus officinalis	Romarin	Roumarin
Satureia-montana	Sarriette-Savaurée	Saourieujo
Seseli tortuosum	Séséli	Fenoul de Marseje
Rhus-Sumach	Sumac	Nerto
Coriaria-myrtifolia		Redou
Thymus serpillum et vulg.	Thym.	Ferigoulo

3.

Wurzeln.

Lateiniſch.	Franzöſiſch.	Provincialname.
Aristolochia rotunda et longa	Aristoloche ronde et longue.	Faouterno
Dictamnus albus	Fraxinelle	vacat

Funfzehnter Brief.

Inhalt.

Induſtrielle Verhältniſſe von Nismes. Seidenmanufakturen mit ihren verſchiedenen Abtheilungen. Tuchſcherer. Weber und Spitzenklöppler. Gärtner und Gerber. Allgemeine Bemerkungen über die Einwohner von Nismes. Charakteriſtik derſelben im Ganzen. Charakteriſtik im Einzelnen. Fabrikherren. Fabrikarbeiter. Ueber die geſetzlichen Verhältniſſe beyder. Ueber die Domeſtiken in Nismes.

Nismes Febr. 1804.

Sie haben meine Nachrichten über die commerziellen Verhältniſſe von Nismes mit ihrer gewohnten Güte aufgenommen; Sie muntern mich auf, Sie heute von den induſtriellen zu unterhalten, welche die Grundlage von jenen ſind. Vor allen Dingen zeigen ſich hier die Seidenmanufakturen mit allen ihren Ramificationen, von der erſten Bereitung des rohen Stoffes an, bis zum vollendetſten Fabricate hinauf.

So finden wir denn zuerſt blos mit dem Abwinden der Cocons, mit dem Spinnen, Haspeln, Zwirnen der Seide u. ſ. w. über zweitauſend Perſonen, meiſtentheils weiblichen Geſchlechtes, beſchäftigt. So werden an Bandmachern hundert und zwanzig, an Strumpfwirkern viertauſend, an Strumpfnäherinnen und Strumpfſtikkerinnen zweitauſend dreihundert, an Taffent- und Büratfabrikanten dreitauſend, an Floretſeidenſtreichern tauſend, an Färbern hundert und ſechszig gezählt.

An Tuchſcheerern und Tuchbereitern gibt man ſechszig, an Webern und Spitzenklöpplerinnen einige dreißig, an

Gärtnern und Gartenarbeitern, ſo wie endlich an Gerbern, von erſtern neunhundert und funfzig, von letztern einige vierzig an. Sie ſehen aus dieſem Verzeichniß, daß die Seidenmanufakturiſten bei weitem die zahlreichſten ſind.

Betrachtet man nun die Einwohner von Nismes nach dieſen induſtriellen Verhältniſſen im Ganzen, ſo zeigt ſich, daß faſt die Hälfte derſelben, die nicht aufgeführten gewöhnlichen Profeſſioniſten nämlich mit eingerechnet, aus Fabrikarbeitern, ein Viertheil aus Speculanten, Fabrikherren und Rentiers, das letzte Viertheil endlich aus Tagelöhnern, Laſtträgern, Domeſtiken u. dgl. beſteht. Ich will nun verſuchen, Ihnen dieſe Volksmaſſe erſt im Ganzen, dann aber auch im Einzelnen, nach den verſchiedenen Klaſſen, etwas näher zu charakteriſiren; es wird immer ein kleiner Beitrag zu einem künftigen großen Sittengemälde von Frankreich ſeyn.

Der Einwohner von Nismes — der Nismais — iſt im Phyſiſchen wie im Moraliſchen, ich möchte ſagen, eine ganz eigene Miſchung von Waſſer- und Feuerſtoff; er trägt den Charakter ſeines Klima's, wie es oben beſchrieben worden iſt. Die Figuren haben etwas Stämmiges, ohne kräftig zu ſeyn, die Phyſiognomien ſind fein, ohne daß man ſie geiſtreich nennen kann, die Farbe der Haut, der Haare, der Augen endlich, kündigt eine gewiſſe Schwäche an, die jedoch im Ganzen mit ſehr viel Reizbarkeit verbunden iſt.

In moraliſcher Hinſicht ſcheint der Nismais mehr Heftigkeit als Kraft, mehr Haſtigkeit als Lebhaftigkeit, mehr Pfiffigkeit als Verſtand, aber dennoch eine gewiſſe Geſelligkeit und Gutmüthigkeit zu beſitzen, die man aber freilich nicht ſehr auf die Probe ſtellen darf. Sollte ich die Einwohner von Nismes mit einem Worte charakteriſiren, ſo würde ich ſagen: es ſcheinen Waadtländer zu ſeyn, die im ſüdlichen Frankreich ausgeartet ſind.

Natürlich bieten aber die einzelnen Klaſſen derſelben nach ihren eigenthümlichen Lebensformen,

formen, im Phyſiſchen und Moraliſchen, gewiſſe Verſchiedenheiten dar. Der vornehme Kaufmann, der reiche Fabrikherr, hat in ſeinen ganzen Tournüren jene mercantiliſche Abgezirkeltheit, jene comtoirmäßige Pünktlichkeit, jene gemeine Vornehmheit, die man im Allgemeinen bei allen landſtädtiſchen Kaufleuten zu finden pflegt. Iſt er ein geborner Nismais, ſo pflegt er in der Regel lang und hager, und ziemlich gewandt zu ſeyn, iſt er aber aus den Cevennen — ein Cevenal — deren ſich viele ſo weit empor gearbeitet haben — ſo zeichnet er ſich durch eine gewiſſe Vierſchrötigkeit aus. Iſt er ein Katholik, ſo ſieht man ihm ſeine Religion gewiß nicht an, iſt er aber ein Proteſtant, ſo hat er ein gewiſſes Weſen an ſich, das ich eben nicht tadeln will, was mir aber ein wenig herrnhutiſch geſchienen hat.

Dieſe Kaufleute, dieſe Fabrikherren bringen faſt den ganzen Tag auf ihren Comtoiren mit Schreiben, oder mit Seidewägen, mit

Abrechnen oder mit Waarenempfangen zu. Nur Abends pflegen ſie ſich in ihren geſchloſſenen Zirkeln, im Sommer in einem Garten, im Winter in einem eigends dazu gemietheten Saale zu zerſtreuen. Im Allgemeinen ſind ſie in den ungeſundeſten Theilen der Stadt logirt, da die Nähe Ihrer Fabriken, da beſonders der Vortheil eines großen und ſchönen Waarenlagers ihre Wahl beſtimmt. Im Allgemeinen leben ſie auch nichts weniger als ſplendid, zumal ſeitdem ſich der Gewinn ſo ſehr verringert hat. Ueberhaupt aber ſcheint die Knickerei in der Natur ihrer Speculationen, und noch mehr in dem Charakter der Languedocker ſelbſt zu liegen, bei denen man immer eine gewiſſe Filzigkeit bemerkt haben will. Als junge Commis indeſſen pflegen ſie häufig in gleichem Grade verſchwenderiſch zu ſeyn.

Was die Profeſſioniſten anlangt, unter denen man außer den Cevenals, auch ſehr viele Lyonneſer und Avignoneſer findet, ſo zeichnen ſie ſich im Ganzen durch eine gewiſſe Windigkeit, durch ſehr viel Süffiſance, und noch mehr Liederlichkeit aus. Die Männer lieben das Spiel und den Trunk, die Weiber — und Sie erinnern ſich der vielen Fabrikarbeiterinnen — geben ſich der höchſten Libertinage preis.

Ueberhaupt ſcheint das Loos dieſer Profeſſioniſten, beſonders der Seidenfabrikanten, im Allgemeinen höchſt elend zu ſeyn. Feuchte dunkle Wohnungen, die oft mehrere Fuß tief unter der Erde, und überhaupt in den ungeſundeſten Theilen von Nismes befindlich ſind; grobe elende Nahrungsmittel, unter denen ranziges Schweinefleiſch, und zähe eingeſalzene Fiſche, als erſte Gerichte oben an ſtehn; eine Kleidung endlich, wie man ſie ungefähr in Deutſchland den Züchtlingen zu geben pflegt — da haben Sie eine Skizze von der Exiſtenz jener zahlreichen unglücklichen Menſchenklaſſe, die ihr ganzes Leben dem Luxus dient, und ihr ganzes Leben elend iſt.

Nehmen Sie dazu, daß ein ſolcher Ouvrier für dreißig bis ſechzig Sous des Tages, im Sommer von fünf Uhr Morgens bis neun Uhr Abends, im Winter von früh ſechs Uhr bis zehn oder eilf Uhr Nachts arbeiten muß; daß ihm nur eine halbe Stunde zum Frühſtücken, eine Stunde zum Mittagseſſen, und nach einem alten Gebrauche eine halbe Stunde zum Spazierengehen in der Dämmerung geſtattet iſt; bemerken Sie, daß alle dieſe Verhältniſſe, alle dieſe Lebensformen mehr oder weniger auch auf die weiblichen Arbeiter, wie Spinnerinnen, Stickerinnen u. ſ. w. anwendbar ſind, und Sie werden mir glauben, daß alle Fabriken im Grunde nur wenigen nützen, und nur in ihren Reſultaten erfreulich und wünſchenswerth ſind.

Doch ich breche dieſe Charakteriſtik der Fabrikarbeiter ab, und füge nun noch einige Wörter über ihre geſetzlichen Verhältniſſe zu ihren Fabrikherren hinzu. Jene Verhältniſſe ſind, vermöge eines Conſulardecrets vom 22

Germinal des eilften Jahres der Republik, von neuem beſtimmt, und wie mich dünkt, mit vieler Einſicht, Billigkeit und Unparteilichkeit feſtgeſetzt. So werden z. B. alle tumultuariſchen Bewegungen der Arbeiter mit Geld- und Gefängnißſtrafen belegt, dagegen aber auch die Fabrikherren bei einer bewieſenen Uebervortheilung u. dgl. mit ernſthafter Ahndung bedroht. Ich glaube, daß es ſehr intereſſant ſeyn müßte, die vornehmſten Fabrikgeſetze aus den vorzüglichſten Fabrikſtädten Europa's zu ſammeln, und mit einander zu vergleichen, um gewiſſe allgemeine überall anwendbare Regeln daraus abzuziehn. Man würde auf dieſe Art einen allgemeinen Fabrikcodex erhalten, über deſſen Brauchbarkeit Sie gewiß mit mir einverſtanden ſind.

Ich ſchließe dieſen Brief mit einigen Bemerkungen über die dienende Klaſſe von Nismes, in der die Domeſtiken vom weiblichen Geſchlechte, wie faſt überall, die zahlreichſten ſind. Dieſe Klaſſe iſt hier im Allgemeinen ſo ſchlecht, wie ſie nur irgendwo ſeyn kann. Es iſt in der That unmöglich, gröbere, faulere, liederlichere, betrügeriſchere und unreinlichere Domeſtiken zu ſehn, obgleich die Mädchen — beſonders die Cevenolen — im Ganzen gar nicht häßlich ſind. Die einzigen guten Köchinnen, und dgl. die man in Nismes findet, ſind aus der Provence, beſonders aus dem ehemaligen Comtat, oft auch aus Lyon u. ſ. w. und zeichnen ſich, wo nicht durch ihre Treue und Sittſamkeit, doch wenigſtens durch ihre Thätigkeit, Geſchicklichkeit und Reinlichkeit aus.

Sechszehnter Brief.

Inhalt.

Medicinische Verhältniſſe von Nismes. Herrſchende Krankheiten im Allgemeinen. Krankheiten der einzelnen Klaſſen, beſonders der Fabrikarbeiter, Spinnerinnen u. dgl. Bandmacher. Strumpfwirker. Strumpfnäherinnen u. dgl. Taffent- und Büratfabrikanten. Floretſeidenſtreicher. Details darüber. Einige Bemerkungen über Lebensdauer und Mortalität.

Nismes Febr. 1804.

Um meinen Gegenſtand von allen Seiten zu betrachten, darf ich auch die mediciniſchen Verhältniſſe von Nismes nicht mit Stillſchweigen übergehn. Ich muß Ihnen etwas über die hier herrſchenden Krankheiten ſowohl im Allgemeinen als im Einzelnen ſagen; ich muß einige Bemerkungen aus der politiſchen Arithmetik über Mortalität und mittlere Lebensdauer hinzufügen; ich muß mich bemühen, auch hier Ihres Beifalls nicht unwerth zu ſeyn.

Die herrſchenden Krankheiten von Nismes ſind theils gallichter, theils katarrhaliſcher Natur, was ſich aus den Extremen des hieſigen Klima's ſehr leicht erklären läßt. Die verſchiedenen Modificationen, die mannigfaltigen Complicationen derſelben, bringen eine große Menge anderer Krankheiten hervor, unter denen die hier endemiſchen Wechſelfieber, in ihren bösartigen Gradationen, oft ſehr mörderiſch ſind.

Unabhängig von dieſen allgemeinen Krankheiten ſind die verſchiedenen Klaſſen der hieſigen Fabrikarbeiter, nach Maßgabe ihrer Beſchäftigungen, auch noch im Beſondern gewiſſen eigenthümlichen Zufällen ausgeſetzt. So haben z. B. die Abwinderinnen, Spinnerinnen, Seidenzwirnerinnen und dgl. beſonders an Bruſtbeängſtigungen, Rheumatismen, Geſchwülſten, Schwären und Faulfiebern zu leiden; eben ſo werden bei den zu dem Drehen gebrauchten Kindern Schwindel, Bluthuſten, Uebelkeiten, Arm- und Beingeſchwülſte, Gliederreißen u. dgl. bemerkt, was ſich aus der Natur einer ſo angreifenden Arbeit in einer höchſt ungeſunden Atmoſphäre leicht erklären läßt.

Weiter ſo ſind die Bandmacher den gefährlichſten Bruſtkrankheiten, Lähmungen, Beingeſchwüren, Inteſtinalentzündungen und hitzigen Fiebern ausgeſetzt; ſo haben die Strumpfwirker — noch die geſundeſte Klaſſe — wenigſtens an Hämorrhoidalzufällen, Augenſchwäche und Gliederzittern zu leiden; ſo werden bei den Strumpfnäherinnen und Strumpfſtickerinnen, die complizirteſten Krankheiten des Unterleibes, Mutterbeſchwerden, Augenflüſſe u. ſ. w. bemerkt; überdieß wird dieſe Klaſſe immer an der gebückten Haltung ihres Kopfes und ihren runden Schultern erkannt, wovon nämlich die rechte immer dicker iſt.

Was die Taffentfabrikanten und die mit ihnen verwandten Büratfabrikanten anlangt, ſo ſterben ſie meiſtens an Bruſtverknöcherungen, oder an der Lungenſucht, nachdem ſie ihr ganzes Leben durch den unangenehmſten Zufällen, als Gliederreißen, Lähmungen, Beingeſchwüren, hartnäckigen Verſtopfungen u. ſ. w. ausgeſetzt geweſen ſind. Dieſe beiden Klaſſen ſind wohl die ungeſundeſten von allen, da die Natur ihrer Beſchäftigungen ſo außerordentlich angreifend iſt. Man hat nämlich berechnet, daß ein ſolcher Fabrikant in jeder Minute wenigſtens drei und zwanzig, und jeden Tag wenigſtens ſiebenzehntauſend heftige Bewegungen macht, die bei recht fleißigen Fabrikanten oft bis zu zwanzigtauſend gehn.

Was endlich die Floretſeidenſtreicher betrift, ſo ſind ſie theils vermöge ihrer angreifenden Arbeit, theils ihrer ungeſunden Werkſtätte wegen, wozu ſie immer die feuchten tiefen Kellerſtuben wählen, dem Gliederreißen, den Bruſtſchmerzen, der Lungenſucht, den Augenentzündungen und ähnlichen Zufällen ausgeſetzt. Die ſtärkſten Arbeiterinnen können dieſe Beſchäftigung kaum zwei bis drei Monat aushalten, ſo leidet ſchon ihre Geſundheit davon.

Bei ſo viel klimatiſchen und techniſchen, das Lebensprincip zerſtörenden Urſachen, iſt es daher nicht zu verwundern, daß hier das Mittelalter höchſtens zu fünf und zwanzig Jahren angenommen werden kann, daß der Ueberſchuß an Gebornen im Durchſchnitt jährlich nur neunzig Perſonen beträgt, obgleich die Fruchtbarkeit der Weiber ſehr groß ſeyn ſoll; daß bei einer Bevölkerung von höchſtens 40,000 Seelen, ein Jahr in das andere gerechnet, wenigſtens drei und zwanzig vom hundert ſterben; daß endlich die Anzahl alter Leute hier äußerſt unbeträchtlich iſt.

Die größte Sterblichkeit wird übrigens vom Sommerſolſtizium bis zum Herbſtäquinoctium bemerkt; im Auguſt beſonders werden nicht ſelten an funfzig Todte in einer Woche gezählt. Viel tragen zu dieſer großen Sterblichkeit allerdings auch die häufigen Pockenepidemien bei; es iſt daher zu wünſchen, daß die auch hier bereits bekannte Vaccination immer mehr Eingang finden mag.

Siebenzehnter Brief.

Inhalt.

Oeffentliche Anſtalten zu Nismes. Philanthropiſche. Hoſpice d'Humanite'. Hoſpice civil und militaire. Oeuvre de la Miſericorde. Details darüber. Rumfordiſche Suppen. Leihhaus. Literariſche Anſtalten. Centralſchule, jetzt Lycee. Cours d'Accouchement. Akademie de Gard. Vornehmſte Mitglieder. Societe' de Medecine. Societe' d'Agriculture. Petites Affiches du Gard. Sammlungen in Nismes. Die Bibliothek des Lyceums. Das Kabinet von Büchet. Buchhandlungen. Communicationen.

Nismes, Febr. 1804.

Ich gehe nun zu den öffentlichen Anſtalten von Nismes über, die in mehrerer Hinſicht unſere Aufmerkſamkeit verdienen, und bei denen ich die philanthropiſchen und literariſchen unterſcheiden will.

Was demnach zuerſt die philanthropiſchen betrift, ſo führe ich hier zuvörderſt das ſogenannte Hoſpice d'Humanite' an, das ehedem unter dem Namen Hoſpital general bekannt war. Dieſes dient einmal zur Verſorgungsanſtalt für alte und arme Leute beiderlei Geſchlechts, dann wird es aber auch als Waiſen- und Findel-, Kranken- und Irrenhaus gebraucht. Die Verpflegung wird von den unter dem Namen „Dames do Nevers“ bekannten Nonnen beſorgt, deren Wiederherſtellung von der weiſen Regierung erlaubt worden iſt; in Anſehung der innern Einrichtungen aber, in Anſehung der Adminiſtration beſonders, ſoll noch ſehr viel zu wünſchen übrig ſeyn. Am meiſten wird über die ſchlechte Nahrung und Behandlung der Kranken, ſo wie über die unverhältnißmäßige Sterblichkeit der Kinder geklagt. Eben ſo wird mit vielem Rechte getadelt, daß vermöge der ſehr fehlerhaften Bauart ein Theil der Zimmer gegen Norden das ganze Jahr ohne Sonne, alſo faſt immer feucht und ungeſund iſt; während in dem andern gegen Süden in den heißen Monaten oft eine Hitze von 45 Gr. Reaumür herrſcht, und alles mit Inſekten angefüllt iſt. In dieſen Zimmern werden, zum großen Nachtheil der Kurart, meiſtens Wahnſinnige aufbewahrt, von denen man hier — um es im Vorbeigehn zu ſagen — auf jedes Tauſend der ganzen Bevölkerung, immer ein Individuum, und immer zwei Weiber für einen Mann zu nehmen pflegt.

Ein zweites hieſiges Hoſpital iſt das ehemalige Hotel Dieu, jetzt Hoſpice civil und militaire genannt, worin die Verpflegung von den unter dem Namen Dames de St. Joſeph bekannten Nonnen, beſorgt wird. Man gibt der Adminiſtration zwar allerdings das Lob der Thätigkeit, vermißt aber immer noch Ordnung und Reinlichkeit. Die für das

Militair beſtimmten Säle ſollen in dieſer Hinſicht noch die erträglichſten ſeyn.

Eine dritte philanthropiſche Anſtalt iſt das ſogenannte Oeuvre de la Miſericorde, das einzig und allein für die häusliche Unterſtützung der Armen eingerichtet iſt. Das Ganze wird durch die ſogenannten Soeurs griſes verwaltet, und von hier aus an die Armen jedes Viertheils, Brot, Fleiſch, Arzney, Wäſche u. dgl. vertheilt. Es ſoll die Stelle des ehemaligen Hoſpice de Charité vertreten, das nach dem Verluſte aller ſeiner Renten eingehen mußte, und troz der anſehnlichern Dotation ſehr ſchlecht verwaltet war. Man hat mich verſichert, daß das neue Inſtitut ſehr groſe Vorzüge hat, und von den begüterten Einwohnern mit vielem Eifer unterſtützt wird. Dieſes dürfte freilich um ſo nöthiger ſeyn, da das vortrefliche, unter dem Namen Aſſociation patriotique ſeit 1787 bekannte Rettungsinſtitut für verarmte oder brotloſe Fabrikanten, in der Re-

volution

volution ebenfalls ſeines ganzen ſehr anſehnlichen Kapitales beraubt worden iſt.

Nicht ohne Verwunderung habe ich indeſſen hören müſſen, daß die von einigen Menſchenfreunden auch hier in Gang gebrachte Rumfordiſche Suppenanſtalt, nicht aus Mangel an Eifer von Seiten des wohlthätigen Publikums, ſondern aus Mangel an Abnehmern wieder ins Stocken gerathen iſt. Die armen Fabrikanten zeigten einen beſtimmten Abſcheu davor, den man aber keinen phyſiſchen Gründen, ſondern bloß einem gewiſſen lächerlichen, und dennoch bemitleidungswürdigen Stolze zuſchreibt. Noch muß ich mit Bedauern bemerken, daß die Fonds des ehedem für die ärmere Klaſſe ſo wohlthätigen Leihhauſes ebenfalls in der Revolution geplündert worden ſind; man ſpricht indeſſen von der Wiederherſtellung dieſer Anſtalt, die beſonders für eine ſolche Fabrikſtadt ein wahres Bedürfniß iſt.

Was nun zweitens die öffentlichen literariſchen Anſtalten betrift, ſo nenne ich Ihnen zuerſt die ſogenannte Centralſchule, die aber nunmehr in ein Lyceum verwandelt werden ſoll. Sie hatte bis jetzt ſehr gute Lehrer gehabt, wovon auch zwei eine ſehr beſuchte Penſion errichtet haben, der man unter den bekannten Umſtänden allerdings den beſten Fortgang wünſchen muß. Von den fünf oder ſechs andern öffentlichen Erziehungsinſtituten, die vor der Revolution in Nismes vorhanden waren, exiſtirt jetzt kein einziges mehr. Nur die im Jahre 1787 geſtiftete Hebammenſchule iſt ſeit einiger Zeit, wiewohl ſehr unvollkommen, wieder durch einen ſogenannten Cours d'Accouchemens, unter der Direktion des Profeſſors Larrey hergeſtellt.

Dafür iſt aber die ehemalige Akademie de Nismes, nachher Lycee dû Gard genannt, ziemlich verjüngt unter dem Namen Akademie dû Gard meiſtens durch den Eifer des gelehrten und humanen Präfekten

Dübois wieder aufgelebt. Sie hat ſich jetzt in ſechs Sectionen abgetheilt, die der Staatswirthſchaft und dem Ackerbau, dem Handel und der Induſtrie, der Mathematik, der Phyſik, der Literatur und den Künſten gewidmet ſind. Unter ihren Mitgliedern habe ich ſehr berühmte und bekannte Namen wie z. B. Banks, Barbé Marbois, Bodoni, Bonaparte, Bourgoing, Caillard, Cambaceres, Cavanilles, Chaptal, d'Anſe de Villoiſon, Fourcroy, Fürſt Dimitri Gallizin, Goethe, Heyne, Hufeland (der Arzt), Lacepede, Lagrange, Lalande, Laplace, Lebrün, Millin, Pinel, Portalis, Roederer, Van Swinden, Taleyrand, Tiſchbein, Wieland und von Zach bemerkt.

Eben ſo iſt das ehemalige College des Medecins durch eine Societé de Medecine erſetzt worden, die ſchon vieles Gute geſtiftet haben ſoll. Auch iſt zu dieſen beiden gelehrten Geſellſchaften noch eine Societé d'Agriculture gekommen, die allerdings manche nöthige Verbeſſerung veranlaſſen und befördern kann. Einen Theil ihrer Ideen, Vorſchläge u. ſ. w. findet man in den „Petites affiches du Gard“ eine Art von Provinzialblatt, das wöchentlich zweimal in Nismes in Octav erſcheint, und auch außerdem noch manche nützliche Nachrichten für Fremde enthält. (Maison Roger No. 150. au Boulevard des calquières.)

Dieß führt mich auf die literariſchen Hülfsmittel, wie Bibliotheken, Sammlungen u. dgl. worüber ich Ihnen doch auch noch einige Bemerkungen mittheilen muß. Hier mache ich Sie zuerſt auf die öffentliche Bibliothek der Centralſchule, oder des künftigen Lyceums aufmerkſam, wo jetzt auch die bekannten Sammlungen von Seguier befindlich ſind. Die Bibliothek wird auf 30.000 Bände geſchätzt, worunter man ſehr viele koſtbare naturhiſtoriſche Werke aus den confiſcirten Privatſammlungen zählt, auch beſitzt ſie ein reiches Medaillenkabinet. Sie wird Dienſtags, Donnerſtags und Sonnabends, Morgens von zehn bis zwölf, Nachmittags von drei bis fünf Uhr geöffnet; der Bibliothekar iſt ein Herr Trelis, ein ſehr artiger und gefälliger Mann.

Außer dieſer öffentlichen Bibliothek trift man noch mehrere, ziemlich gut verſehene Leihbibliotheken, Leſekabinete, und Buchhandlungen in Nismes an. Leihbibliotheken und Leſekabinete (Muſea) halten Pouchon a la Salle neuve des Spektakles, Guibert ſur le grand Cours, Texier au cidevant grand Couvent, und iſt beſonders der erſte ſehr empfehlungswerth. Gut aſſortirte Lager von Novitäten haben der genannte Pouchon, Guibert und Melquiond, ſur le petit Cours, von ältern koſtbaren Werken Madame Belle, place du chateau und Büchet aux Calquieres. Erſterer beſitzt zugleich eine vortrefliche Officin, und zeichnet ſich durch große Höflichkeit gegen Fremde aus; letzterer iſt der Eigenthümer eines ziemlich anſehnlichen Curioſitätenkabinets, das ich Ihnen etwas umſtändlicher beſchreiben muß.

Außer einer Menge ägyptiſcher, indiſcher, hetruriſcher, griechiſcher, römiſcher und franzöſiſcher Alterthümer aller Art, findet man eine ziemlich vollſtändige Suite von griechiſchen und römiſchen Münzen (dreitauſend Stück zuſammen), mehrere artiſtiſche Kurioſitäten von Holz, Wachs, Elfenbein u. ſ. w.; eine kleine Sammlung ſeltener oder merkwürdiger Gemälde aus den drei vornehmſten Schulen; mehrere technologiſche Merkwürdigkeiten z. B. ein altes Gewehr mit Pulverhorn u. ſ. w. das die erſten Jahre der Erfindung verräth; endlich eine Anzahl ſeltener, meiſtens franzöſiſcher alter Bücher und Manuſcripte, worunter eines von 1407 auf Pergament mit 660 Miniaturen, das ein königliches Gebetbuch geweſen zu ſeyn ſcheint, indem es einen Kalender, und die gewöhnlichen Gebete an die heilige Jungfrau, nebſt dem

Leben des Heilandes enthält. Es iſt in grünen Saſſian mit goldenem Schnitte eingebunden, und wird auf 4,800 Liv. am Werthe geſchätzt.

Man kann dieſes Kabinet täglich von 9—12 Uhr Vormittags, oder von 3—7 Uhr Nachmittags, gegen das geringe Einlaßgeld von dreißig Sous die Perſon beſehn. Da der gute alte freundliche Büchet 37 Jahr an dieſem Kabinete geſammelt hat, ſo betrachtet er es als ſein Schoßkind, und zeigt es beſonders Fremden immer ſehr gern in eigener Perſon. Er ſcheint eine Menge artiger Kenntniſſe in dieſem Fache zu beſitzen, auch triſt man in ſeiner Handlung eine ziemlich vollſtändige Sammlung von antiquariſchen Werken über die vornehmſten Alterthümer des ſüdlichen Frankreichs an.

Was nun endlich die Communicationen von Nismes anlangt — die bei der Lage dieſer Stadt auf drei großen Routen, allerdings ſehr anſehnlich ſeyn müſſen — ſo kommt der Courier von Paris und Route, alle Morgen um ſechs Uhr an, und geht täglich um acht Uhr dahin ab; der von Marſeille und Route, trift alle gleichen Decadentage um zwei Uhr Nachmittags ein, und geht an denſelben Tagen um ſechs Uhr Abends dahin ab; der nach Toulouſe und Route, kommt alle gleichen Decadentage um ſieben Uhr Morgens an, und geht alle ungleichen um zehn Uhr Vormittags ab; die Ankunft des Couriers nach Vigan, Ganges u. ſ. w. iſt auf die ungleichen Decadentage, um drei Uhr Nachmittags, der Abgang deſſelben an den nämlichen Tagen um ſechs Uhr Abends feſtgeſetzt. Alle dieſe Couriers, nehmen bekanntlich in ganz Frankreich, außer den Briefen, auch Perſonen, ungefähr zu dreißig Sous die Lieue mit.

An Diligencen kommen täglich in Nismes an und gehen wieder ab: Die große Diligence von Avignon nach Toulouſe, und von Toulouſe (jedesmal über Montpellier und Nismes) nach Avignon. In den Monaten März bis Oktober kommt ſie Vormittags um zehn Uhr an, und geht ſchon um ein Uhr wieder ab; in den Monaten November bis Februar hingegen trift ſie Abends um vier Uhr in Nismes ein, und geht erſt den andern Morgen um ſechs Uhr wieder ab. Sie kehrt im Louvre ein, das Bureau aber iſt bei Chazel an der Esplanade, in einer kleinen Entfernung davon.

Außer dieſer täglichen Diligence von und nach Montpellier, iſt hier nach dieſer Stadt auch eine eigene etablirt, die im Sommer um vier Uhr Morgens, im Winter um fünf Uhr abgeht, und Abends um fünf bis ſechs Uhr ankommt. Sie correſpondirt mit der direkten Diligence von Barrachin, die aller zwei Tage von Marſeille kommt, und hat ihr Büreau im Louvre ſelbſt, rechter Hand bei der Einfahrt.

Sonſt gibt es in Nismes noch täglich Kutſchen hin und her nach Alais und Vigan, und ſogenannte Fourgons nach Beaucaire; ferner dreimal in der Woche Kutſchen nach Uzés, und Diligencen nach Marſeille über Arles; (die genannten von Barrachin) weiter häufig Kutſchen und Carriolen nach den Pont St. Eſprit, beſonders Sonnabends, und eine Menge anderer Gelegenheiten nach den Cevennen, dem ſüdlichen und nördlichen Frankreich, die man im Louvre, und im Luxenbourg, ſo wie in der Rüe Notre Dame bei den Wittwen Gras und Dildon u. ſ. w. ſehr leicht erfragen kann.

Achtzehnter Brief.

Inhalt.

Ueber die Alterthümer von Nismes. Allgemeine Notizen und Hülfsmittel. Das Amphitheater. Der Julier-Tempel. La Tour Magne. Der Dianen-Tempel. Details darüber. Erſte Eindrücke. Dimenſionen. Schickſale. Gegenwärtiger Zuſtand. Menge anderer Antiquitäten. Einige Details über die berühmte Quelle.

Nismes, Febr. 1804.

Heute, mein theurer Freund, will ich Sie endlich unter die Ruinen des römiſchen Alterthums führen, die wohl allein eine Reiſe nach Nismes werth ſind. Erwarten Sie aber keine weitläuftige antiquariſche Abhandlung. Einmal bin ich, wie Sie wiſſen, nur Dilettant in dieſem Fache, und zweitens würde dieſe Arbeit ſogar überflüſſig ſeyn, da bereits alles von Menard*) und Vincens**) umſtändlich beſchrieben worden iſt. Indem ich mich alſo bloß mit einer zweckmäßigen Skizze begnüge, empfehle ich Ihnen außer jenen Werken noch Cleriſſeaus***) meiſterhafte Abbildungen und lege Ihnen zur leichten Ueberſicht einen kleinen antiquariſchen Wegweiſer bei, der künftigen Reiſenden gewiß willkommen ſeyn wird****)

---

*) Histoire de Nismes p. Leon Menard. 7 Vol. 4. 1750—1758 Der ganze ſiebente Band iſt den Alterthümern gewidmet, ſo viel nämlich bis zum Jahre 1758 davon entdeckt worden war.

**) In der oben angeführten Topographie von Nismes. Er beſchreibt alles, was ſeit 1758—1802 an Statüen, Moſaiken u. ſ. w. gefunden worden iſt.

***) Antiquités de la France p. Clerisseau. Vol. I. 1778. fol.

****) Er iſt am Ende dieſer Reiſe als Anhang abgedruckt und als ein zweckmäßiger Auszug aus den angeführten Werken anzuſehen.

Das erſte, das größte, das herrlichſte Monument des Alterthums, das man in Nismes bewundern kann, iſt das römiſche Amphitheater, vielleicht das einzige, das noch ſo gut gehalten worden iſt. Es liegt in der Vorſtadt, ganz nahe bei der Eſplanade, wird aber am beſten von der andern Seite, beſonders in der Mitte der nach dem Cours zu führenden Straße geſehen. Wer wie Sie in Italien geweſen iſt, dem können die ernſten und feierlichen Empfindungen, die ein ſolcher majeſtätiſcher Anblick erregen muß, gewiß nicht unbekannt ſeyn. Man fühlt, daß es eine ältere, herrlichere Welt voll Kraft und Größe gegeben habe, und die ganze Gegenwart kommt einem klein und verächtlich vor. Dieſer Eindruck iſt noch tiefer, wenn man das Ganze an einem ſtillen, heitern Abend, bei einer günſtigen Mondbeleuchtung vor ſich liegen ſieht.

Das Amphitheater hat eine elliptiſche Form und iſt aus lauter großen, mehrere Toſen langen Quaderſtücken, ohne allen Mörtel und Kitt erbaut. Man gibt den äußern Umfang deſſelben zu 1140 und die Höhe des Ganzen zu 66 franzöſiſchen Fuß an. Der größte Durchmeſſer von Oſten nach Weſten hat 405, der kleinſte von Nord nach Süd 317 Fuß. Es beſteht aus zwei Stockwerken, wovon jedes in ſechszig Arcaden getheilt iſt, ohne die Attike zu rechnen, die das Ganze gleich einer maſſiven Krone ziert. Im Innern laufen zwei und dreißig ungeheure Gradins darum her, auf denen für ſechszehn bis ſiebzehntauſend Perſonen Platz geweſen zu ſeyn ſcheint.

Von Außen iſt jetzt das Amphitheater ziemlich frei und nur an einer Seite noch etwas verbaut; im Innern hingegen iſt leider noch der größte Theil mit guten und ſchlechten Häuſern bedeckt. Eben ſo iſt zwar die obere Gallerie geräumt, ſo daß man um das ganze Gebäude herum gehen kann; die untere hingegen wird noch immer zu Gewölbern, Garküchen, Barbierſtuben u. ſ. w. gebraucht. In einer derſelben pflegt ſich der unwiſſende Cicerone aufzuhalten, dem die Aufſicht über das Ganze anvertraut iſt, und der den Fremden, gegen ein Trinkgeld von dreißig bis ſechszig Sous, die verſchloſſene Thüre der obern Gallerie zu öffnen pflegt.

Ohne die Revolution würde indeſſen das Amphitheater von dieſen barbariſchen Verunſtaltungen gewiß gereinigt worden ſeyn, denn ſchon hatten die Regierung, die Provinz und die Stadt beträchtliche Summen dazu bewilligt, ſchon war ſogar mit der Arbeit der Anfang gemacht. Die darauf folgenden unglücklichen Jahre haben alles vereitelt, wiewohl der achtungswerthe Girod Pouzol als Volksrepräſentant im Jahre 1794 deshalb neue Verſprechungen gab. Aller Hoffnungen ſind nun auf jenen Mann gerichtet, der durch ſeinen Charakter und ſeine Thaten das große herrliche Alterthum nicht nur zurückgerufen, ſondern ſogar noch übertroffen hat. Ich ſelbſt bin überzeugt, daß Bonaparte in jeder Hinſicht zu dem Beſchützer dieſer herrlichen Ueberreſte der alten klaſſiſchen Welt, als ſeines eigentlichen Vaterlandes, beſtimmt ſeyn wird.

Wenn das Amphitheater durch ſeinen großen, ernſten, feierlichen und majeſtätiſchen Charakter Bewunderung erregt, ſo zieht dagegen der nicht weit davon entfernte Juliertempel — hier Maiſon Carree genannt — jeden Reiſenden durch die Eleganz, Proportion und vollendete Schönheit ſeiner Formen an. Leicht und lieblich, in wahrhaft jugendlicher Grazie ſteht dieſes herrliche Gebäude, bis in ſeine kleinſten Verzierungen, als ein Meiſterſtück der römiſchen Baukunſt da. Es ruht auf einer fünf Fuß hohen Sockel und bildet ein längliches Viereck, das zwei und ſiebenzig franzöſiſche Fuß in der Länge und ſechs und dreißig in der Breite hat. Um das ganze laufen dreißig cannelirte Säulen herum, von denen zehn das Fronton der Hauptfaçade tragen, wodurch ein zwölf Stufen erhöhtes Periſtyl entſteht.

Dieſes Periſtyl iſt übrigens das einzige, was an der Maiſon Carree beſchädigt worden iſt, ob ſie gleich zu ſehr verſchiedenen Zwecken, ſogar einmal zu einem Pferdeſtall und zu einer — Capuziner-Capelle gebraucht worden iſt. Man ſpricht jetzt davon, eine Statue Bonaparte's darin aufzuſtellen, und mir ſcheint dieſe Idee ſehr paſſend zu ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit wird dann auch vielleicht das alte Kloſter niedergeriſſen, das dieſes ſchöne Gebäude noch auf der einen Seite ſehr unangenehm masquirt.

Geht man von dem ſchönen Julier-Tempel links bei dem neuen Schauſpielhauſe vorbei und die Promenade hinauf, ſo erreicht man endlich die berühmte Quelle, über der auf einem hohen Kalkſteinhügel die ſogenannte Tour Magne ſteht. Allem Anſcheine nach war dieſer antike Wachethurm vier bis fünf Stockwerke hoch; doch ſo, daß immer das höhere an Umfang abnahm. Jetzt ſind ungefähr noch die Ruinen von zweien ſichtbar, wovon das unterſte ein und achtzig franzöſiſche Fuß im Durchmeſſer hat. Hier und da ſproßt aus dem alten braunen Geſteine eine Thymian- und Lavendelſtaude, wohl auch ein kleiner Olivenbaum hervor, und das Ganze gleicht dem Grabmale einer alten Heroenwelt.

Tief unten am Rande der Quelle befinden ſich die Ruinen eines angeblichen Dianen-Tempels, der aber wohl eigentlich eine Art Pantheon geweſen iſt. Noch erkennt man die vier Hauptmauern mit den inwendig angebrachten Baſreliefs, aber von den herrlichen Colonnen, die den Tempel umgaben, ſind nur noch einzelne zerſtreute Fragmente zu ſehen. Alles beweiſt indeſſen, daß auch dieſes Gebäude aus den ſchönſten Zeiten der römiſchen Architektur herſtammt, daher die Zerſtörung deſſelben während der languedokiſchen Religionskriege um ſo mehr zu bedauern iſt

Noch könnte ich Sie, mein theurer Freund, von unzähligen Ruinen, Statüen, Moſaiken u. ſ. w., kurz von einer Menge Antiquitäten unterhalten, die der Alterthumsforſcher in Nismes bewundern und ſtudiren kann. Indem ich Sie aber auf das beigeſchloſſene kleine Werk verweiſe, will ich bloß noch einige Details über die genannte Quelle hinzufügen, die in mancher Hinſicht unſere Aufmerkſamkeit verdient.

Man findet ſie, wie geſagt, am Fuße des wüſten Kalkſteinhügels, oder der Garrigue, auf deren Gipfel die Tour Magne ſteht. Hier entſpringt ſie aus einem ziemlich tiefen und breiten Becken, das mit ſehr ſchönen Waſſerpflanzen eingefaßt iſt. Seit der Anlegung des Parkes hat man ſie übrigens in mehrere große Canäle geleitet, die zum Theil mit prächtigen Brücken verſehen ſind.

Im gewöhnlichen Zuſtande liefert die Quelle ungefähr zweihundert und dreißig Zoll Waſſer, bei großer Trockenheit aber nur hundert und fünf und vierzig Zoll. Dagegen ſchwillt ſie zuweilen bei anhaltendem Regenwetter ſo außerordentlich an, daß das Waſſer oft drei Fuß höher als gewöhnlich ſteigt.

So vortreflich nun dieſes auch immer ſeyn mag, ſo reicht es doch leider keineswegs zu den Bedürfniſſen der hieſigen Einwohner hin. Man muß ſich daher, wie geſagt, mit andern Brunnen behelfen, und das Waſſer der ſchönen Quelle wird eigentlich nur von den Wäſcherinnen am untern Canale benutzt. In den Monaten Mai bis September, wo der Waſſerſtand immer am niedrigſten iſt, pflegt es ſämmtlichen Canälen an Abfluß zu fehlen, was denn einen höchſt unangenehmen Geruch veranlaßt und alle Spatziergänger von der ſonſt ſo ſchönen Promenade vertreibt.

Neunzehnter Brief.

Inhalt.

Landwirthſchaftliche Bemerkungen. Gegend von Nismes. Boden. Produkte. Methoden des Ackerbaus. Getreidebau. Eigentlicher Kornbau. Weizen. Beſtellung der Felder. Saaten. Krankheiten und Zufälle. Ernte und Ertrag. Austreten. Rocken-, Gerſte- und Haber-Bau.

Nismes, Febr. 1804.

Heute, mein theurer Freund, führe ich Sie in der Gegend von Nismes herum und mache Sie mit der Anſicht des Ganzen, ſo wie mit dem Boden der Ländereien, den Produkten und den Methoden des hieſigen Ackerbaues bekannt. Es iſt immer intereſſant, die verſchiedenen Modificationen dieſer künſtlichen, vegetabiliſchen Schöpfung, unter den verſchiedenen Breiten und in den verſchiedenen Climaten, kennen zu lernen; ich darf daher mit einiger Gewißheit hoffen, daß dieſer Brief Ihres Beifalls nicht ganz unwerth ſeyn wird.

Die Gegend von Nismes iſt der unterſte Theil eines flachen, ungefähr dreitauſend Toiſen breiten Thales, das ſich von Nordoſt nach Südweſt erſtreckt, und von zwei parallel laufenden Hügelreihen eingeſchloſſen wird. Sowohl dieſe als das dazwiſchen liegende Thal bilden das Gebiet von Nismes oder Taillable, wie man hier ſagt. Die ungebauten Theile jener Hügel werden Garrigues genannt.

Was den Boden anlangt, ſo findet in Anſehung der Beſchaffenheit deſſelben eine große Verſchiedenheit Statt. So iſt z. B. die nördliche Hügelreihe aus lauter feſtem Kalkſtein, die ſüdliche bloß aus Kieſeln, Sand und Thon zuſammengeſetzt; die größten Anomalien aber zeigen ſich, wenn man den Boden des Thales ſelbſt unterſucht. Hier findet man unter der Dammerde bald eine äußerſt harte, ocherartige Breccie, bald wird man wieder nichts als Thon und Kieſelerde gewahr; ein andermal kann man wieder Thonſand auf einer Art kieſigen Pudding ruhen ſehen, während an noch einer andern Stelle nichts als verwitterter Kalkſtein und quarziger Kies zu finden iſt. Im Allgemeinen läßt ſich indeſſen doch beſtimmen, daß die kalkartige Breccie immer an der nördlichen Seite, der Kiespudding immer an der ſüdlichen Seite des Thales gefunden werden wird. Das Ganze wird übrigens, außer mehrern kleinen Giesbächen, noch von dem Viſtre bewäſſert, der gleichſam die Gränzlinie zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Terrains zu machen ſcheint.

Was die Produkte dieſes Bodens anlangt, ſo ſind ſie eben ſo mannigfaltig als das Erdreich ſelbſt. Während die Hügel mit Reben und Oliven-Pflanzungen, mit Feigen-, Granaten-, Mandel- und Maulbeer-Bäumen bedeckt ſind, kann man im Thale ſelbſt die herrlichſten Getreideäcker, Gemüſefelder und eine Menge üppiger, künſtlicher Wieſen ſehen. So ſcheint die Gegend von Nismes wirklich ein großer, fruchtbarer Garten zu ſeyn, der beſonders im Frühlinge einen entzückenden Anblick gewährt.

Um nun endlich die verſchiedenen Methoden des hieſigen Ackerbaues kennen zu lernen, wird es am beſten ſeyn, die einzelnen Produkte nach der Reihe durchzugehen. Wir wollen bei der Ebene anfangen, wo ſich zuerſt der Getreidebau zeigt und der Boden dieſer Felder aus Leimen und Thon beſteht.

Was zuerſt den eigentlichen Kornbau anlangt, ſo wird hier vorzüglich der Winterweizen (Triticum hibernum aristis carens franz. Touzelle) gebaut, womit eine Abart deſſelben (Seissette) vermiſcht zu ſeyn pflegt, die bei einer lichtern Farbe kleinere

Körner und kurze Grannen (Haare) hat. Außerdem wird auch noch, beſonders in den Niederungen, etwas polniſcher und engliſcher Weizen (Triticum polonicum und Triticum turgidum) gebaut.

Die Beſtellung der Kornfelder anlangend, ſo iſt zwar noch im Allgemeinen das römiſche Ararium, hier und da indeſſen aber auch der eigentliche franzöſiſche Pflug im Gebrauch. Jenes, das höchſtens fünf Zoll eindringt, kann nur bei einem leichten, ſchon umgebrochenen Boden von Nutzen ſeyn; dieſer hingegen dient beim erſten Umwerfen eines Brachackers u. ſ. w., wenn man die unterſten Schichten heraufarbeiten will. Das Ararium wird nur mit zwei Zugthieren, meiſtens Mauleſeln, der Pflug mit vieren, oder wenigſtens mit drei ſehr ſtarken beſpannt. Man ackert übrigens hier ſeicht und in der Regel nur mit einem Zuge um, die transverſalen Waſſerfurchen ausgenommen, deren man nach der Neigung des Bodens eine oder mehrere zu ziehen pflegt.

Wenn eine Brache zum Korneinſchlag bearbeitet werden ſoll, ſo wird ſie zum erſten Male mit Anfang Märzes oder auch noch früher aufgeriſſen, welches man hier Soulever (ſtürzen) nennt. Das Wenden oder das zweite Bepflügen geſchieht im Mai; das Rühren oder das dritte im Auguſt; bis endlich Mitte oder Ende Septembers zur Saat gepflügt wird. Auf hundert Quadrat-Toiſen nimmt man in gutem Lande ungefähr 438 Cubik-Zoll; in mittelmäßigem 390; in ſchlechtem 365 zu Beſämung an. Geegt wird nie, ſondern bloß mit dem Ararium 1—3 Zoll untergepflügt.

Iſt der Winter feucht und mild, ſo wächſt die Saat ſehr kräftig fort, folgt aber ein trockner Frühling darauf, ſo kränkelt ſie und ſchießt bei der plötzlich ſteigenden Hitze in ſchwache, taube Aehren auf. Deſto vortrefflicher gedeiht ſie aber, wenn ſie beſonders im

April zwar hinlänglichen, jedoch nicht überflüſſigen Regen hat. Sie wird dann in der Regel 3 Fuß 6 Zoll, ja oft darüber hoch und die Aehren ſind mit lauter geſunden Körnern gefüllt. Nur pflegen ihr während der Blüthezeit, und ſelbſt noch nachher, die oben beſchriebenen Nebel zu ſchaden, ſobald heller Sonnenſchein und anhaltende Hitze darauf folgt. Andere eigenthümliche Krankheiten des Weitzens, außer den auch bei uns bekannten, werden hier nicht bemerkt; eben ſo ſcheint es mit dem Unkraute und den gewöhnlichen Inſekten zu ſeyn, wenn man die gar nicht ſeltenen Heuſchrecken ausnehmen will.

Was die Ernte anlangt, ſo fängt ſie hier allgemein gegen den funfzehnten Junius an. Der eigentliche Zeitpunkt derſelben erfordert aber außerordentliche Aufmerkſamkeit, da nicht ſelten ſchon ein Aufſchub von nur wenig Stunden, der großen austrocknenden Hitze wegen, die ganze Ernte vernichten kann. Sicheln und Senſen ſind übrigens hier beide bekannt, doch werden jene nur von den Landleuten der Gemarkung, dieſe von den als Schnitter arbeitenden Cevenals gebraucht. Letztere hauen damit gewöhnlich in einem Tage — zu etwa neun Arbeitsſtunden gerechnet — an 750—800 Quadrat-Toiſen ab. Den Ertrag der Felder nimmt man hier im Durchſchnitt, bei dem beſten Boden, zum neunten bis zehnten, bei dem mittelmäßigen zum ſechsten bis ſiebenten, bei dem ſchlechteſten zum vierten bis fünften Korne an. Der Cubik-Fuß Winterweizen wiegt ungefähr 55 Pf. 10 Unz. = 26,9534 Kilogr. der andere Weizen 2 Pf. mehr.

Was das ſogenannte Dreſchen anlangt, ſo iſt es hier, wie im ganzen ſüdlichen Europa, völlig unbekannt. Dafür wird das Getreide unmittelbar nach dem Schneiden und auf dem Felde ſelbſt, von eigends dazu aufgezogenen Pferden und Mauleſeln ausgetreten, was zumal bei großer Hitze und an haltendem Nordwinde ſehr ſchnell von Statten geht. Zwei und dreißig Pferde oder Mauleſel, wovon vier und zwanzig immer in Arbeit ſind, können dann in zehn Stunden 32,000 Pfund Körner austreten, wovon man vier Procent an Tagelohn abrechnen muß; ohne daß jedoch mehr als zwei Knechte dabei nöthig ſind. Das Korn wird übrigens ohne Schwingen bloß gegen den Wind geworfelt, und dann auf die gewöhnliche Weiſe einige Male durchgeſiebt. Die Larve des Tenebrio mauritanicus Linn. — hier Cadelle genannt — ſoll leider auch auf den hieſigen Kornböden faſt unvertilgbar ſeyn.

Außer dem Weizen werden hier auch noch Rocken, Gerſte und Haber gebaut. Der Rokken wird entweder in ſchlechten, zum Weizen nicht tauglichen Boden, oder auch in gutes, einiger Erholung benöthigtes Land geſäet. Er dient ferner um die ſchädliche Quecke auszurotten, und wird zum Theil auch zur

Winterweide für das Schafvieh gebraucht. Die Gerſte wird in mittelmäßiges Land, und nur zum grünen Pferdefutter geſäet. Der Haber endlich wird in gleicher Abſicht auch zum Theil zur Winterhutung gebaut.

Zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Landwirthſchaftliche Bemerkungen: Fortſetzung. Wieſenbau Künſtliche Wieſen. Luzerne Stücke. Benutzung und Ertrag. Eſparzette Stücke. Benutzung und Gewinn. Küchengewächſe. Details darüber. Schafheerden. Bemerkungen über die Zucht, die Weiden, den Ertrag und die Wolle derſelben.

Nismes, Febr. 1804.

Ich fahre fort, mein theurer Freund, Sie von den Details des hieſigen Ackerbaus zu unterhalten, und gehe nun zu dem Wieſenbau über, der in Anſehung der natürlichen Weiden ſehr eingeſchränkt iſt, in Anſehung der künſtlichen aber deſto ſorgfältiger betrieben wird. Die Luzerne und die Esparſette ſind es, die man hier am häufigſten zu ziehen pflegt.

Was zuerſt die Luzerne (Medicago Sativa und Falcata) anlangt, ſo findet dabei folgende Methode Statt. Vor allen Dingen muß der zu einer Luzerne-Wieſe (Luzernière) beſtimmte Boden ſehr gut und tief — am liebſten der längern Dauer wegen — eine Art Sandmergel ſeyn. Er muß hierauf im Herbſte ſorgfältig mit Miſt bedeckt und im Winter tief und fleißig umgeackert werden, ſo daß die Luzerne im März geſäet werden kann. Hier wird ſie dann entweder mit dem ſogenannten Ararium, oder auch nur mit einem Brete untergepflügt. Im erſten Falle geht ſie zwar etwas ſpäter auf; iſt aber auch dafür der erſten Frühlingshitze weniger ausgeſetzt.

Alle Luzerne-Stücke ſind hier fünf, ja ſogar ſechsſchürig, ſobald die Witterung nur einigermaßen günſtig iſt. Man haut ſie das erſte und zweite, bisweilen auch das dritte

Mal,

Mal, ſobald ſich der zweite Knoten anſetzt, und wartet nur bei den übrigen Malen die Blüte ab. Die beiden letzten Ernten ſind immer die ergiebigſten, ſo daß man in der Regel ein Viertheil mehr darauf rechnen kann.

Was den allgemeinen Ertrag eines Luzerne-Stückes anlangt, ſo nimmt man auf etwa hundert Quadrat-Toiſen ungefähr 1100—1150 Pf. Heu an. Dieſes iſt indeſſen nur von den fünf gewöhnlichen Ernten zu verſtehen, bei ſechſen pflegt die Summe um vieles größer zu ſeyn. Eben ſo kann aber auch der Ertrag viel geringer ausfallen, ſobald man im Februar große Hitze, und dennoch ſpäterhin Reif gehabt hat. Was nach dem letzten Mähen noch weiter nachwächſt, gibt eine gute Winterhutung für das Schafvieh ab. Gewöhnlich kann man ein ſolches Luzerneſtück ſieben bis acht Jahre nach einander benutzen, doch nimmt der Ertrag ſchon mit dem fünften Jahre ab. Die meiſten Beſitzer pflegen daher ihre Wieſen um dieſe Zeit umzuackern, und ſäen einige Jahre lang Korn darauf, das in der Regel ſehr gut gedeiht. Noch muß ich bemerken, daß die Litta marginalis Fabr.; ſo wie die Larve der Coccinella septempunctata G. außer den übrigen bekannten Inſekten, hier ſehr gefährliche Feinde der Luzerneſtücke ſind.

Die zweite Art Futterkräuter, die man hier zu bauen pflegt, iſt die Eſparzette (Hedysarum onobrychis). Man pflegt beſonders ſolche Felder damit zu beſäen, die man zu gleicher Zeit von der Vogelwicke, dem Wildhaber und dergleichen Unkraute reinigen will. Der Ertrag der Eſparzette iſt eigentlich gering, denn man kann ſie nur einmal, höchſtens bei ſehr gutem Boden und günſtiger Witterung zweimal hauen; auch erhält man auf 100 Quadrat-Toiſen nur etwa 550—580 Pf. Heu davon; endlich wird ein Eſparzette-Stück höchſtens vier Jahre nach einander benutzt. Dafür kommt aber auch die Eſparzette in jedem Boden fort, bedarf keiner Düngung, leidet wenig von der Trockenheit und verbeſſert das Erdreich außerordentlich. — Eigentlicher Klee wird übrigens hier nicht gebaut, da es in dieſem Clima unmöglich iſt.

Ich komme nun zu den hieſigen Küchengewächſen, die vortreflich ſind, und mit deren Sämereien, wie Sie wiſſen, ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Alle Gemüſefelder werden hier, vermittelſt des ſogenannten perſiſchen Rades, aus dem Viſtre bewäſſert, und haben daher auch ſelbſt im heißeſten Sommer immer eine ſehr friſche und üppige Vegetation. Die vornehmſten hieſigen Küchengewächſe — von denen mehrere eine außerordentliche Größe und Dicke erreichen — dürften folgende ſeyn.

Der äſtige Seleri, der hier über dreißig Zoll hoch wird — der Blumenkohl, in mancherlei Abarten, der ſich dem Winter über in freiem Felde hält — der afrikaniſche Kürbiß (Courge barbaresque) der oft zweihundert Pf. am Gewichte hat *) — die Melone, beſonders die ſogenannte Wintermelone (Melon de Malthe), die äußerſt weich iſt und ſich dennoch bis Oſtern hält — die Artiſchocke, die man hier das ganze Jahr haben kann, ohne daß ſie in Beeten gezogen zu werden braucht — Bohnen, Erbſen und dgl. können, des zu trocknen Clima's wegen, leider nicht im Großen gebaut werden, und Erdäpfel ſind ebenfalls bis jetzt noch als eine Gartenſeltenheit anzuſehen.

Was die hieſige Viehzucht anlangt, ſo wird eigentlich nur die Schafzucht im Großen getrieben, und verdient daher einige Aufmerkſamkeit. Im Allgemeinen gibt es hier wenig große, aber deſto mehr kleine Heerden, die jeder Beſitzer auf ſeinen Grundſtücken und mit dem Ertrage ſeiner Wieſen ernährt, ohne daß von Gemeinheiten u. ſ. w. die Rede iſt.

*) Cucurbita citrullus Linn. franz. la Courge à confire wird mit Weintrauben vermiſcht zu einer Art Eingemachten gebraucht.

Die erſten Schafe ſollen aus Spanien hierhergekommen ſeyn. Dieſer erſte Stamm iſt aber durch die jährliche Vermiſchung mit den in der Provence und Auvergne angekauften Schafen ſo ſehr ausgeartet, daß er ganz unkenntlich geworden iſt. Immer kann man aber dennoch die hieſige Race als eine der vorzüglichſten des ſüdlichſten Frankreichs anſehen. Die Schafe ſind übrigens gewöhnlich 3 Fuß 4 Zoll lang, ſo wie 2 Fuß 2 Zoll hoch, und wiegen lebendig 42 Pfund und abgezogen und ausgeweidet 29 Pf. Ihr Alter wird im Durchſchnitt auf acht bis neun Jahre geſchätzt.

Was die hieſige Zuchtmethode anlangt, ſo bringen die Heerden den größten Theil des Jahres, von Ende Februars bis Anfang Decembers, unter freiem Himmel zu, höchſtens treibt man in den heißeſten während der Mittagsſtunden ein, im Fall kein Schatten in der Nähe vorhanden iſt. Im Winter pflegt man hingegen die Schafe in ordentlichen Ställen zu halten, die zwar gegen Süden völlig offen ſind, wo aber auch der Nordwind hineingelaſſen werden kann. Soviel es indeſſen die Witterung nur erlauben will, wird dennoch täglich die Winterhutung benutzt.

Zu Sommerweiden dienen die Garriguen oder Kalkhügel, die mit einer Menge aromatiſcher Kräuter bedeckt ſind, die Brachen, die Stoppelfelder, auch die Weinberge, wenn die Weinleſe vorüber iſt. Zu Winterweiden werden die Luzerne- oder Eſparzette-Stücke mit ihrem Nachwuchſe, die zu dick ſtehenden Weizenäcker, endlich die zu dieſer Abſicht beſäeten Haberfelder gebraucht. Im Stalle werden getrocknete Weiden-, Pappel- und Maulbeer-Blätter, Heu, beſonders von der Luzerne, gut erhaltene Weinträbern, auch friſche Oliven-Abſchnitſel (Emondage) gefüttert, wovon den Schafen beſonders die letzten ſehr angenehm ſind. Salz wird nicht gegeben, da es zu theuer iſt; man ſucht es aber durch ſtinkende Fiſchlacke zu erſetzen, die ſicher nicht zuträglich ſeyn kann.

Ausnahmen von dieſer gewöhnlichen Zuchtmethode ſind folgende. Man läßt entweder die Hammel auf den Garriguen überwintern, oder die ganze Heerde vom Juny bis September in die Cevennen, ja ſogar in die Alpen der Dauphine', auf die Sommerweiden ziehen. Dadurch werden ſehr viele Krankheiten verhindert, und ſelbſt die Wolle gewinnt dabei. Uebrigens iſt als Regel feſtgeſetzt, daß man auf jedes Hundert Schafmütter immer fünf bis ſechs Zuchtſtäre rechnen muß.

In Anſehung der Wolle muß man freilich keine leoniſche Feinheit erwarten, doch iſt ſie im Allgemeinen noch immer von ſehr guter Beſchaffenheit. Ihrer Weiße und Weichheit wegen wird ſie beſonders in den hieſigen Moltonfabriken verarbeitet, doch immer nur der Einſchlag davon gemacht. Man gibt das Gewicht eines gewöhnlichen Felles zu fünf bis ſechs Pfunden an.

Ein und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Pomologiſche Bemerkungen. Details über die vorzüglichſten Obſtbäume. Olivenbau. Verſchiedene Species. Kultur. Ernte. Behandlung. Ertrag. Maulbeerbaum. Verſchiedene Arten. Kultur. Ertrag. Seidenzucht. Details über die verſchiedenen Verhältniſſe. Allgemeine Bemerkungen.

Nismes, Febr. 1804.

Es iſt unmöglich, mein theurer Freund! forſtwiſſenſchaftliche Bemerkungen kann ich Ihnen nicht mittheilen, denn in der ganzen Gegend von Nismes iſt keine Spur von einem Forſte zu ſehn. Aber da haben Sie ein

Paar pomologiſche Notizen, die doch vielleicht nicht ganz unwichtig ſind. Ich muß indeſſen freilich geſtehn, daß man hier noch gar ſehr im Obſtbau zurück zu ſeyn ſcheint, daher ich auch nicht von der Methode, ſondern bloß von den vorzüglichſten Bäumen ſprechen will.

Dahin gehört zuerſt der Feigenbaum, der faſt ohne die mindeſte Kultur vortreflich fortkommt, und meiſtens zweimal jährlich zu tragen pflegt. Ferner der Mandelbaum, der in dem trockenſten Boden gedeiht, und gewiſſermaſſen wild, ſelbſt in Kalkſteinbrüchen wächſt. Der ſogenannte Bruſtbeerenbaum (Jujubier), der Azerolenbaum (Azerolier), der Elsbeerbaum (Alizier) und der Granatenbaum, die man beſonders in den Weinbergen pflanzt, und wovon der letztere oft ganze Hecken zu bilden pflegt. Was Kirſchen- Pflaumen- Birnen- Abrikoſen- Pfirſchen und Quittenbäume anlangt, ſo erntet man der frühzeitigen Blüte wegen in der Regel nur wenige, aber vortrefliche, beſonders ihres Parfüm's wegen bekannte Früchte davon.

Noch muß ich übrigens bemerken, daß man auch ſeit einigen Jahren den Piſtazienbaum mit Glück zu naturaliſiren angefangen hat, daß die Dattelpalme zwar hier im Freyen blüht, aber keine Früchte anſetzt, daß noch mehrere afrikaniſche und weſtindiſche Gewächſe hier ſehr gut gedeihen, ſobald ſie nur vor dem Nordwinde geſchützt ſind.

Ich komme nun zu dem Olivenbaume, deſſen Kultur auch hier wie in dem ganzen ſüdlichen Europa von äußerſter Wichtigkeit iſt. Am beſten gedeiht hier dieſer Baum, wenn er durchaus vor dem Nordwinde, und beſonders vor deſſen austrocknendem Einfluſſe geſchützt ſeyn kann; eben ſo wenn er in eiſenhaltigem Kalkboden ſteht. Man hat hier achtzehn Arten davon, welches folgende ſind:

Olea sylvestris, im hieſigen Patois:	Aoulivo saouvago.
Olea fructu oblongo,	Pichoulino.
Eine andere Art,	Saourino.
Olea major, angulosa, amygd. Form.	Amenlaoudo.
Eine andre Art, vielleicht Orchites,	Couïasso.
Olea media oblonga, fructu corni,	Courgnaou.
Olea media, rotunda, praecox,	Mouraou.
Eine andre Art,	Negreto.
Olea minor, rotunda, racemosa,	Boutignaou.
Olea latiore folio, fructu albo,	Blancaou.
Olea minor, rotunda, rubro nigricans	Sayerno
Eine andre Art,	Luzento
Olea minor, rotunda, ex rubro et nigro variegata,	Pigalo.
Eine andre Art,	Vermiaou,

Noch eine andre Art,	Cerieiraou.
Eine Art von olea fructu majusulo oblongo	Bagnier.
Eine andre Art,	Prouvensaléto.
Olea minor lucensis, fructu odorato,	Luquo.

Was die Kultur des Olivenbaumes anlangt, ſo wird er in die Weinberge, zwiſchen die Aecker, oder auf eigends dazu beſtimmte Grundſtücke, in dieſem Falle immer en Quinconce gepflanzt, wobei man etwas Roggen oder ein anderes grünes Futterkraut dazwiſchen zu ſäen pflegt. Gewöhnlich ſucht man ihn aus Wurzelſprößlingen zu ziehen, hackt ihn viermal jährlich auf, düngt ihn ſo gut man kann, und äſtet ihn — nur leider ſehr übermäßig — aus. Zur Düngung nimmt man Stallmiſt, Gaſſenkoth, die ſogenannte Terro d'Avaou, welches die verfaulte vegetabiliſche Erde von den Garriguen iſt, ferner Talch, Träbern u. ſ. w. ſeit einiger Zeit auch hier und da gelöſchten Kalk.

Die Olivenernte fängt mit dem Monat November, oft noch vor der völligen Reife der Früchte an, und dauert bis Ende Decembers fort. Man pflückt noch alles ab, wie es auch am beſten iſt, verfährt aber nach einer deſto ſchlechtern Methode bei dem Oelpreſſen ſelbſt. So werden z. B. unreife, ſchon im Auguſt aufgeleſene Oliven mit den übrigen vermiſcht; ſo läßt man die Oliven vorher in Haufen gähren, ehe man ſie unter die Preſſe bringt, ſo vernachläſſigt man bei und nach dem Preſſen alle Reinlichkeit.

Gleichwohl geben die hieſigen Oliven, mit Sorgfalt behandelt, ein ſehr gutes Oel, das zwar nicht ſo fein als das von Aix, aber noch weit fetter iſt, und ſich ſehr lange gut erhält.

Eben ſo leicht könnte man aber auch eine feine Sorte erhalten, wenn man nur die verſchiedenen Oliven immer allein auspreſſen wollte; leider werden ſie aber von ſämmtlichen Bäumen zuſammengemiſcht. Am ſorgfältigſten pflegt man noch mit den ſogenannten Picholines umzugehn, welches die eingemachten Oliven ſind. Zur Bereitung derſelben wird eine alcaliſche Lauge gebraucht, die aber noch mit einem Kalkzuſatze geſchärft werden muß.

Was den Ertrag eines Olivenbaums anlangt, ſo kommt ſehr viel auf die Ausäſtung deſſelben an. Ein Olivenbaum, dem man ſeine untern Zweige gelaſſen hat, und der bei etwa zwanzig Fuß Höhe dreizehn bis vierzehn Toiſen im Umfange haben mag, kann in guten Jahren ungefähr drittehalb Kubikfuß Früchte geben; von denen man etwa ſiebenzehn bis achtzehn Pfund Oel, zu funfzehn Sous das Pfund erhält. Leider pflegt aber eine ſolche Ernte nicht ſehr häufig zu ſeyn, da der Olivenbaum außer der Winterkälte, auch noch die Sommernebel und die Sommerhitze, beſonders in den Monaten Juny bis Auguſt zu fürchten hat, wodurch oft die ganze Ernte vernichtet wird.

Ich ſchließe mit einigen Bemerkungen über den **Maulbeerbaum**, der als die Stütze der ganzen hieſigen Induſtrie anzuſehen iſt. Wie im Languedoc überhaupt, ſo pflegt man auch um Nismes den ſchwarzen und den weißen Maulbeerbaum „Morus alba“ und „Morus nigra“ jenen um der Blätter, dieſen um der Früchte willen zu ziehn. Man unterſcheidet bei dem erſten den „Murier sauvageon“ der die Urſpezies, und jetzt nur noch in ſehr kleiner Anzahl vorhanden iſt, von dem „Murier greffé“ den man von dieſem durch Kultur und Impfung erhalten, und in unzähligen Varietäten vervielfältigt hat. Die Blätter des „Murier sauvageon“ ſchmecken und nähren am beſten, die des „Murier greffé“ hingegen, zeichnen ſich durch Größe, Dicke und Menge aus. Seit faſt neunzig Jahren hat man daher dem letzten Baume allgemein den Vorzug gegeben, und von dieſer Spezies wird demnach in dem Folgenden immer die Rede ſeyn.

Die Maulbeerbäume werden hier durch den Samen fortgepflanzt. Dieſes geſchieht, indem man ein grobes Eſpartotau mit den zerdrückten Beeren reibt, und alsdenn in die Erde vergräbt. Je fetter und ſubſtantiöſer der Boden iſt, deſto beſſer kommen die Setzlinge darin fort, die man jedoch erſt bei anderthalb Fuß Höhe pfropfen und weiter verpflanzen darf. Der Baum ſelbſt gedeiht mit großer Schnelligkeit, ſelbſt wenn der Boden noch ſo mittelmäßig iſt, ſobald man nur das nöthige Aufhacken nicht vergißt. Die Blätter werden vom Februar bis Julius geſammelt, worauf der Baum vor Ende des Herbſtes ausgeäſtet werden muß.

Die hieſigen Maulbeerbäume ſind außerordentlich ſchön, und bieten im Frühjahr, ehe ſie abgeblättert werden, längs der herrlichen grünenden Korn- und Gemüſefelder einen ſehr reizenden Anblick dar. Am ergiebigſten

werden

werden ſie gewöhnlich im zwanzigſten Jahre und dauern dann wenigſtens noch funfzig bis ſechszig Jahre fort. Ein Maulbeerbaum von 13 Toiſen Umfang, und 5 Toiſen Höhe, mag jährlich ungefähr 350 Pfund Blätter liefern, wovon das Hundertgewicht mit 25 — 35 Sols bezahlt wird.

Die Blätter dieſer Maulbeerbäume ſind zwar nicht ſehr harzreich, aber dick, ſaftig und voll Zuckerſtoff. Bäume in leimigem Kalkboden geben die erſte, Bäume in ſteinigem Thonſand, die zweite Sorte; nur müſſen ſie auf Anhöhen und in keinen Niederungen ſtehn. In letzterm Falle werden nämlich die Blätter für ungleich ſchlechter gehalten, mögen Bäume und Boden auch noch ſo vortreflich ſeyn.

Der Froſt ſcheint den Maulbeerbäumen wenig Nachtheil zu bringen, obgleich der ſchwächſte Reif den jungen Knoſpen ſehr ſchädlich iſt. Wenn aber auf einen ſtarken Thau ſehr große Hitze folgt, ſo leiden die Bäume außerordentlich, da alle Blätter runzlich zu werden pflegen, und ihr ganzer Zuckerſtoff durch die Ausdünſtung verloren geht.

Außerdem iſt der Maulbeerbaum noch einer Menge Krankheiten unterworfen, die aber meiſtens nur dem nachläſſigen Ausäſten, oder der zu dünnen Erdbedeckung zuzuſchreiben ſind. Von Inſekten ſcheint er faſt gar nicht zu leiden, es müßten denn die Engerlinge der Wurzel, oder eine Art Coccus dem Samen (bei den zu ziehenden Setzlingen) etwas Schaden thun. Wegen ſeiner langen alles umſtrickenden Wurzeln ſaugt er freilich beträchtliche Strecken aus, indeſſen kommt er auch im ſchlechteſten Boden fort. Sonſt verdient noch bemerkt zu werden, daß das Holz von Tiſchlern und Drechslern ſehr gut verarbeitet werden kann.

So ſehr nun auch das Klima von Nismes den Anbau des Maulbeerbaumes begünſtiget, ſo ſcheint es dennoch für die eigentliche Seidenzucht in mehr als einer Hinſicht gar nicht paſſend zu ſeyn, zumal wenn man die benachbarten Cevennen damit vergleicht. So gibt z. B. eine Unze Puppen in Nismes — im Durchſchnitt nämlich angenommen — nur dreißig Pfund Cocons, von denen man höchſtens zwölf Quentchen Seide auf das Pfund erhält. In den Cevennen hingegen kann man auf dieſelbe Quantität Puppen funfzig, ja bisweilen hundert Pfund Cocons, und auf jedes Pfund dreizehn Quentchen Seide rechnen, ohne daß die Fütterung beſſer geweſen iſt. Man nimmt nämlich hier und dort ungefähr zweitauſend Pfund Blätter für die genannte Quantität Raupen an.

Aber was mag wohl die Urſache dieſes auffallenden Mißverhältniſſes ſeyn? Man gibt mehr als eine davon an. Einmal iſt die Luft in Nismes doch bei weitem nicht ſo geſund, als ſie in den Cevennen ſeyn kann. Zweitens ſind die hieſigen Sommer zu heiß, und die häufigen Südwinde beſonders für die

Seidenwärmer mörderiſch *). Drittens iſt der Behälter mit den Geſtellen für die Seidenraupen — La Magnagnieiro — immer in der Küche angelegt, wo es alſo nie an Rauch und übeln Dünſten fehlt. Viertens endlich gehen die Wärter — Magnagnie — die ihre in den Cevennen erlernte Methode nie nach den Umſtänden modifiziren — theils zu nachläſſig, theils zu unbehutſam mit den Raupen um.

Noch verdient übrigens bemerkt zu werden, daß man in Niemes zwar auch nur eine Art Seidenraupen, allein zwei ſehr verſchiedene Varietäten von dieſer kennt. Die eine Varietät gibt große und ſchwache, die andere kleine und feſte Cocons; die erſtern ſollen indeſſen der feineren Seide wegen dennoch

---

*) Bei anhaltendem Nordwinde aber fällt die hieſige Ernte immer reichlicher aus; beſonders wenn dieſer im Frühjahre und gegen die Einſpinnezeit eintritt.

die vorzüglichern ſeyn. Was die verſchieden gefärbten Cocons betrift, ſo zeigen ſie keine beſonderen Arten von Raupen an, denn oft pflegen aus gelben wieder weiße, und umgekehrt zu entſtehn.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Landwirthſchaftliche Bemerkungen. Schluß. Weinbau. Verſchiedenheit des Bodens und der Bearbeitung. Traubenſorten. Weinleſe. Schlechte Behandlung. Kufenertrag. Brandweinbrennereyen. Weingeiſtfabrikation.

Nismes, Febr. 1804.

Heute, mein theurer Freund! wollen wir die Garriguen beſteigen, deren Abhänge mit Weinbergen bedeckt ſind. Wir wollen den letzten, den angenehmſten, den genußvollſten Zweig des hieſigen Ackerbaues kennen lernen, und dann zu andern Gegenſtänden übergehn.

Der Boden der zum Weinbau beſtimmten Garriguen kann entweder Kalkboden, oder Kieſelboden ſeyn; bei jedem findet eine andere Bearbeitung Statt. Iſt es Kalkboden, ſo wird er mit einer gablichten Hacke einmal im Winter nach dem Schnitt, das zweite Mal im May nach dem erſten Graswuchſe umgehackt. Iſt es hingegen Kieſelboden, ſo wird er mit dem genannten leichten Ararium einmal im Winter, das zweite Mal im May, doch nur oberflächlich umgepflügt. Beym erſten Male muß aber die Erde um jeden Stock herum, ſorgfältig aufgegraben werden, damit ſich in der Hohlung hinlängliche Feuchtigkeit ſammeln kann. Braucht der Weinberg bloß behackt zu werden, ſo können natürlich mehr Stöcke darauf ſtehen, als wenn er bepflügt werden muß. Man nimmt daher im erſten Falle auf 100 □ Toiſen ungefähr zweihundert und funfzig, im letztern Falle höchſtens hundert und ſiebenzig Stöcke an.

Der Weinſtock wird hier durch Fechſer ohne Augen und Wurzeln fortgepflanzt, die man ohne weiteres ziemlich nachläſſig in die dazu gebohrten Löcher ſteckt. Trotz dieſer faſt zu ſimpeln Methode, ja trotz des ſchlechten Bodens, und austrocknenden Klima's, wachſen die Reben bloß mit Hülfe des nächtlichen Thaues und des oben beſchriebenen friſchen Seewindes ganz vortreflich fort, und werden bei nur etwas gutem Boden oft neun Fuß und darüber hoch. Von Dünger pflegt nie die Rede zu ſeyn, auch werden weder Gerüſte noch Pfähle gebraucht. Uebrigens kann man hier an dreißig verſchiedene Traubenarten zählen, unter denen im Allgemeinen die ſogenannte Spiran verdaou die beſte iſt, und vom weißen ſich die Muſcatgrec durch ihren Parfüm und lange Dauer auszeichnet, von rothen die Spiran von Leckermäulern am meiſten geſucht wird.

Die Weinleſe fängt im Allgemeinen in der Mitte Octobers an, ohne daß man dabei auf die frühere oder ſpätere Zeitigung der verſchiedenen Sorten, und noch viel weniger auf die Abſonderung derſelben Rückſicht zu nehmen pflegt. Die hieſige Preſſe iſt eine ſogenannte Spindelpreſſe und äußerſt ſchlecht; die ganze Behandlung des Moſtes u. ſ. w. müßte für rheinländiſche Küfer ein Aergerniß ſeyn. Bemerkenswerth iſt dabei, daß man den Wein in lauter großen gemauerten Kufen gähren läßt, und daß man dieſe Kufen in ſehr guten Jahren, auch nachher als große Fäſſer braucht; indem man entweder den hölzernen Deckel mit einer ſechs Zoll dicken Lage von Sand, Erde oder Trebern belegt, oder auch mit Gyps und Ziegelſteinen bemauern läßt.

Der Ertrag eines hieſigen Weinberges iſt ſo verſchieden, als die Qualität des Weins. Hundert □Toiſen mit 170 Stöcken bepflanzt, geben bei ſchlechtem Boden oft nur 40 Pinten, bei gutem Boden nicht ſelten 300 Pinten Wein, doch finden zwiſchen dieſen beiden Extremen eine Menge Mittelgrade Statt. Wein in Kiesboden oder verwittertem Granitſande gewonnen, iſt feuriger als wenn er in Kalkland wächſt; Weinberge mit Thon oder Leimboden endlich, geben natürlich nur ſchlechten Wein. Aus dieſem, ſo wie dem etwanigen Ueberfluſſe der beſſern Sorten wird dann Brandwein gebrennt, was hier eine Beſchäftigung der Landleute iſt, die aber ziemlich unmethodiſch dabei zu Werke gehn.

Dennoch pflegen 100 Pinten vom ſchlechteſten Weine, immer noch 46 Pfund vom ſtärkſten Brandweine zu geben, ja man kann noch zehn bis eilf Pfund mehr annehmen, wenn jener Wein in Kiesboden gewonnen iſt. In dem Dorfe Aiguevives iſt ſeit ungefähr funfzehn Jahren auch die Weingeiſtfabrication mit ſolchem Glück verſucht worden, daß man jetzt ſchon an dreitauſend Stückfäſſer jährlich, jedes zu 1500 Franken verkauft.

Drei und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Naturhiſtoriſche Bemerkungen. Anſicht der Gegend in geognoſtiſcher und oryktognoſtiſcher Hinſicht. Die nördlichen Garriguen. Die ſüdlichen Garriguen. Die Ebene oder das Thal. Botaniſche Bemerkungen. Pflanzenverzeichniß. Zoologiſche, Ornithologiſche Bemerkungen u. ſ. w. Verzeichniſſe und Details.

Nismes, Febr. 1804.

Dieſes iſt mein letzter Brief aus Nismes mein theuerſter Freund; aber eben darum habe ich auch die naturhiſtoriſchen Bemerkungen — Beiträge zu ihrem Lieblingsſache —

dafür aufgeſpart. Nehmen Sie mit Güte auf, was ich Ihnen davon mittheilen kann, und verbeſſern Sie als Kenner, was der Dilettant vielleicht unrichtig angegeben hat.

Um alſo die hieſige Gegend zuerſt in geognoſtiſcher Hinſicht zu betrachten, ſo bemerkt man überall Spuren, daß ſie in frühern Zeiten vom Meere bedeckt geweſen iſt. Die mit Muſchelbänken, Verſteinerungen, Seegewächſen u. dgl. angefüllten Garriguen; die niedrige Lage, die Erdſchichten, die ſalzichten Quellen des Thales ſelbſt; endlich die Moräſte, Lachen und Teiche am Ausgange deſſelben längs der Küſte hin — alles trägt zur Beglaubigung dieſer höchſt wahrſcheinlichen Vermuthung bei.

Unterſucht man nun die beiden Hügelreihen, welche das Thal einfaſſen, in oryktognoſtiſcher Hinſicht; ſo bemerkt man zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Garriguen einen auffallenden Unterſchied. Die nördlichen ſind aus lauter Kalkſtein zuſammengeſetzt, und als die erſte Stufe der großen Cevennenmaſſe anzuſehn. Die vornehmſten derſelben enthalten ungeheure Spath-Kryſtallen, die oft mehrere Toiſen hoch, und rhomboidalförmig ſind. An Quarzadern, an marmorartigen Bänken, an Ammoniten, Nautiliten, Belemniten, Echiniten, verſteinerten Grätengerippen u. ſ. w. iſt Ueberfluß. Die niedrigern Reihen enthalten Schichten von ſogenanntem Bergmehl (Farine fossile), das dem feinſten Puder gleicht; auch ſtößt man beſonders in Thonſchichten zuweilen auf ganze Baumſtämme, worunter der Lerchenbaum am merkwürdigſten iſt.

Was nun zweitens die *ſüdliche* Hügelreihe betrift, ſo bietet ſie ganz andere Beſtandtheile und Erſcheinungen als die nördliche dar. Sie iſt nämlich aus lauter alpiniſchen Steinarten und vulkaniſchen Geſchieben zuſammengeſetzt. Es ſind unregelmäßige Schichten von Quarz, Kieſeln, Jaſpis, Feldſpath, Schiefer, Marmor, Schörlen, Granit arten, Varioliten, Kalkſteinen mit Abdrücken organiſcher Körper, Torf, verſteinerten Holzſtücken, harten und poröſen Laven, Baſalten u. ſ. w. ohne Ordnung und Zuſammenhang unter einander gemiſcht. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß dieſe Hügelreihe um vieles niedriger als die nördliche iſt.

Was nun endlich *drittens* das dazwiſchenliegende Thal anlangt, ſo bietet es ebenfalls unzählige Beweiſe zur Verſtärkung der obigen Hypotheſe dar. Dieſe halb verſteinerten Muſcheln, Chamiten, Telliniten u. ſ. w. die man oft in ganzen Bänken findet; dieſer Ueberfluß an alkaliſchen Pflanzen, ſalzichten Quellen, ſaliniſchen Kryſtalliſationen u. ſ. w. alles deutet auf einen ehemaligen Meeresgrund, alles beweiſt, daß dieſes Thal ein Theil des Golfes von Lyon geweſen iſt. — Doch genug, ich will nun zu den übrigen naturhiſtoriſchen Bemerkungen übergehn.

Um zuvörderſt von den *botaniſchen* Merkwürdigkeiten zu ſprechen, ſo verdient die hieſige Gegend in dieſer Hinſicht große Aufmerkſamkeit. Thal und Hügel bieten den größten Ueberfluß, und zugleich die größte Mannigfaltigkeit an Pflanzen dar; es ſind zwei ganz verſchiedene vegetabiliſche Welten, die aufs genauſte von einander abgeſondert ſind. Um Sie, mein theurer Freund! ſo gut als möglich darin zu orientiren, lege ich Ihnen — ſo zu ſagen, eine vollſtändige Charte bei, wo jede Thalpflanze mit P; jede Hügelpflanze mit C bezeichnet iſt. Für die wenigen, die ſich etwa auf beiden Stellen finden, habe ich den Buchſtaben X gewählt *).

Nach dem Botaniker wird zweitens beſonders der Ornitholog mit ſeinen Beobachtungen in der Gegend von Nismes zufrieden ſeyn. Die Nachbarſchaft der Cevennen und des Meeres, ein ſo fruchtbares Thal, eine ſo große Menge Teiche und Sümpfe end-

---

*) Man wird dieſes Verzeichniß im Anhange finden, wo es unter Nummer II. abgedruckt iſt.

lich, müſſen natürlich ſehr viele und mannigfaltige Arten herbeiziehn. Mehrere pflegen ſich freylich während der Brutzeit, theils der zu heißen Sommer, theils des Mangels an Wäldern wegen zu entfernen, dafür kommen ſie aber im Winter mit einer ungeheuern Menge anderer Paſſagevögel in großen Haufen zurück. Ich lege Ihnen auch hiervon ein vollſtändiges Verzeichniß bei *), und füge jetzt nur noch einige Bemerkungen über einzelne Vögel hinzu.

Die Raubvögel ſind hier ſehr wenig bekannt, und werden meiſtens ganz falſch klaſſificirt, ſo daß man oft aus Männchen und Weibchen zwei verſchiedene Species macht. Im Allgemeinen werden die großen Ruſſos, die kleinen Mouiſſe genannt. — Die Wachtel zieht hier in großen Flügen vorbei, einige überwintern und brüten indeſſen in der Gegend,

---

*) Es iſt im Anhange unter Nr. III. abgedruckt.

Gegend, ſo daß man oft den funfzehnten May ſchon junge Wachteln hat — Die Nachtigall ſchlägt hier oft bis in die Mitte Auguſt's fort; im Bauer wird ſie mit den Puppen der Seidenraupe gefüttert, die in den Ofen getrocknet worden ſind. — Die Lerche bleibt nur bis zum Frühjahr hier, höchſt ſelten bekommt man einige davon im Sommer zu ſehn. — Das Waſſerhuhn iſt hier ſo häufig, daß man bei der gewöhnlichen Jagd oft mehrere Tage hinter einander 15 — 1800 Stück täglich zu ſchießen pflegt u. ſ. w.

Nach dem Ornithologen endlich, bietet die hieſige Gegend auch dem Entomologen eine Menge der intereſſanteſten Beobachtungen dar. In der That werden hier eine Menge Inſekten gefunden, die man, dem gewöhnlichen Angeben zufolge, für außereuropäiſch zu halten pflegt. Dahin gehört z. B. Scarabaeus longimanus et furcatus Linn. Hister major, Hispa testacea, Grillus nasutus et turritus, Cimex grammicus; la Chrysoméle à deux couleurs, la Mante à antennes pectiniforme: und mehrere andre amerikaniſche und afrikaniſche Inſekten, die man hier häufig ſammeln kann. Eben ſo findet man eine große Menge Cigalen, Spinnen, Bienen u. ſ. w. die noch in keinem Syſtem aufgeführt, und daher der Unterſuchung deutſcher Entomologen doppelt werth ſind, u. ſ. w. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß der Scorpion und die Tarantel hier ſehr häufig, aber keineswegs ſchädlich ſind, und daß der Kermes (Coccus Ilicis) ſeit der zu häufigen Ausrottung des Baumes ſehr verringert, und alſo dieſer ſonſt anſehnliche Handlungszweig beinahe vernichtet worden iſt.

Und ſo, mein theurer Freund! ſchließe ich meine Nachrichten über eine Stadt, die unſtreitig unter die intereſſanteſten von Frankreich gehört, und die Aufmerkſamkeit jedes Reiſenden verdient. Ich werde nun übermorgen nach Montpellier gehn, und was ich dort an ähnlichen klimatiſchen, topographiſchen, mercantiliſchen, hiſtoriſchen Details u. ſ. w. ſammeln kann, ſoll nun der Gegenſtand meiner folgenden Briefe ſeyn.

Vier und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Abreiſe von Nismes. Fahrt nach Montpellier. Geſellſchaft und andere Details. Diligencen-Zufall und poſſirliche Auftritte. Lünel. Wein und deſſen Eigenſchaften. Gegend. Ankunft in Montpellier. Erſter Eindruck.

Montpellier, März 1804.

Da haben Sie denn den erſten Brief aus dieſem franzöſiſchen Geſundheits-Delphi datirt. Zwar werden hier freilich keine Todtenknochen auf dem Markte gebleicht, und die Gaſthöfe ſind nicht nach Medicamenten benannt, wie unſer liebenswürdiger Thümmel ſcherzhaft zu erzählen beliebt. Aber wahr iſt allerdings, daß man hier ſogleich ein gewiſſes chemiſch, pharmaceutiſches Weſen bemerkt, und daß die ganze Stadt wie eine große Apotheke riecht. Doch ehe ich Sie von dieſen und andern Details unterhalte, erſt ein Paar Worte, wie ich hieher gekommen bin.

Wir brachen um fünf Uhr Morgens auf, die übrigen vier Plätze der Diligence waren mit zwei Herren und ihren Damen beſetzt, alles recht gute brave Leutchen, ein doppeltes freundliches Ehegeſpann. Bald ging die Sonne auf, und der Tag ward warm und lieblich als wäre es mitten im Maymonat. Die Lerchen ſangen, die Schmetterlinge gaukelten bei dem Wagen vorbei; Felder und Wieſen, Bäume und Hecken glänzten in voller Frühlingspracht. So flogen wir leicht und luſtig über die reizende Ebene hin, während eine Menge große Dörfer — öde mit Ringmauern umgebene

Steinmaſſen — bald zur Rechten bald zur Linken des Weges hinter uns blieb.

Eine halbe Lieue vor Lünel indeſſen ward der Weg auf einmal böſe, und wir rückten nur langſam und mit äußerſter Mühe fort. Plötzlich ſanken die Pferde in ein Loch, die Diligence warf um, und wir ſtürzten alle über einander her. Nach einigen Exclamationen indeſſen halfen wir uns, ſo gut es gehen wollte, wieder auf, nahmen unſere Arme und Beine wieder an uns, und krochen einer hinter dem andern auf die poſſirlichſte Weiſe von der Welt, zu dem Kutſchfenſter hinaus.

Da ſtanden wir nun mitten im Schlamme, der den Damen bis an die Strumpfbänder ging, und ſahen ſehnſuchtsvoll auf das feſte Land hinüber, das etwa zehn bis zwölf Schritte vor uns lag. Endlich beſchloſſen wir, die Damen in die Mitte zu nehmen, und ſo auf gut Glück hinüber zu ſteuern, wo der Moraſt am feſteſten ſchien. Geſagt, gethan, und zur Belohnung unſerer Standhaftigkeit bekamen wir obendrein zwei Paar ziemlich artige Knie zu ſehn.

So hatten wie endlich glücklich das Ufer erreicht, ſchickten dem armen Condukteur ein Paar handfeſte Bauern zu Hülfe, und eilten mit ächtfranzöſiſcher Luſtigkeit vollends in das freundliche weinreiche Lünel hinein. Ein ſehr gutes Mittageſſen und ein Paar Flaſchen vom beſten Muſcat, ließen uns bald die ganze kleine Fatalität vergeſſen, um ſo mehr da eine Stunde darauf die Diligence anlangte, und glücklicherweiſe nichts zerbrochen war.

Was Lünel anlangt, ſo verräth der Ort ziemlich viel Wohlſtand. Man ſieht artige Häuſer, niedliche Gärten, große Magazine, und ſogar einen kleinen Kanal, auf dem die Weinbarquen gerade nach Cette gehn. Aber wiſſen Sie wohl, mein theuerſter Freund, daß man eine Flaſche ächten alten Lünel von der erſten Sorte, ſelbſt hier mit drei Livres bezahlen muß? Denken Sie nun was man in Deutſchland zu den gewöhnlichen Preiſen für Waaren liefern kann, was man für ein elendes Fabricat dafür verkaufen muß! — So angenehm, ſo nervenſtärkend indeſſen der ächte Lünel auch immer ſeyn mag; es iſt dennoch ein ſehr verrätheriſcher, hitziger und austrocknender Wein. Er hat freilich noch eine gewiſſe Eigenſchaft, die ihn ſehr annehmlich macht. — Nun Sie erinnern ſich ja, was unſer liebenswürdiger Thümmel davon ſagt.

Hinter Lünel wird die Gegend immer freundlicher; am angebauteſten iſt ſie indeſſen in der Nähe von Montpellier ſelbſt, wo man zugleich eine Menge artiger Landhäuſer und Gärten erblickt. Im Allgemeinen aber iſt ſie doch bei weitem nicht ſchattig genug, ja ſie ſcheint überhaupt mehr angenehm und niedlich, als ſchön und pittoresk zu ſeyn. Einige buſchichte Parthien ward ich indeſſen am Lez, in der Nähe des Dörſchens Caſtelnau gewahr.

So erreicht man endlich das Thor von Montpellier, und tritt ſogleich in eine enge ſchmuzige Vorſtadt ein. Bald aber fängt der Weg ſich wieder an zu heben, man ſieht rechts eine ſchöne Häuſerreihe mit Gartenterraſſen, und links die breite Eſplanade mit Alleen bepflanzt. Dieſer Eindruck iſt ſehr angenehm, zumal wenn alles in Mondſchein liegt. Nun durchſchneidet man einen kleinen Platz, und ſteigt in dem Hotel du Midi ab, das ich jedem Reiſenden vorzugsweiſe empfohlen haben will *).

---

*) Sollte man keinen Platz hier finden, ſo gehe man „Au petit Paris.“

Fünf und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Clima von Montpellier im Allgemeinen. Temperatur und deren Verhältniſſe. Barometerſtand. Herrſchende Winde. Abwechſelung derſelben u. ſ. w. Anzahl der Regentage, Schnee, Hagel u. ſ. w. Details darüber. Geſundheit der Luft und allgemeine Bemerkungen über Krankenreiſen.

Montpellier, März 1804.

Sie wünſchen mir Glück in dieſem himmliſchen Clima zu ſeyn. Sie melden mir, daß der Doctor alle ſeine Hypochondriſten, und beſonders alle ſeine Bruſtkranken, hierher ſchicken will? Aber ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, daß das hieſige Clima gar nichts himmliſches hat, daß es mir keineswegs für

Hypochondriſten, und am allerwenigſten für Bruſtkranke paſſend zu ſeyn ſcheint, indem es in Anſehung der Extreme und der Veränderlichkeit nur gar zu ſehr dem von Nismes gleicht.

Was zuerſt die Temperatur anlangt, ſo findet gar kein Verhältniß, gar keine gleichmäßige Gradation, gar keine beſtimmte Ordnung darin Statt. Die Sommer ſind erſtickend heiß, das Thermometer hält ſich zwiſchen 25—30 Gr.; die Winter dagegen ſind dennoch empfindlich kalt, denn oft fällt das Thermometer auf 4—5 Gr., ja nicht ſelten auf 6—7; bisweilen ſogar auf 8—10 Gr. herab. Der Frühling iſt äußerſt kurz, denn gewöhnlich tritt ſchon zu Anfang Aprils eine alles verzehrende Hitze ein, der Herbſt iſt angenehm, doch in der Regel immer regenhaft. In allen Jahreszeiten aber iſt die Temperatur ſo veränderlich, daß der Unterſchied oft in vier und zwanzig Stunden 10—12 Gr. beträgt, und man daher mitten im Winter liebliche Maitage, und mitten im Sommer herbſtliche Nächte haben kann. Um vieles gleichmäßiger aber ſcheint der Barometerſtand zu ſeyn, indem die mittlere Höhe deſſelben im Winter 27 Z. 11 L., im Sommer 28 Z. 0 L. beträgt, und zwiſchen dem niedrigſten Stande von 27 Z. 1 L. und dem höchſten von 28 Z. 8 L. kein auffallender und plötzlicher Uebergang bemerkt zu werden pflegt.

Was nun zweitens die ſo ſehr gerühmte Heiterkeit des hieſigen Himmels und die Reinheit der Atmoſphäre, auch während des Winters anlangt, ſo kommt ſie gerade in dieſer Jahreszeit nur von den herrſchenden Nord- auch Nord-Nord-Oſt-Winden her, die aber auch dafür deſto kälter und ſchneidender ſind. Laſſen dieſe nach, ſo treten gewöhnlich die feuchten, erſchlaffenden Süd- und Süd-Oſt-Winde ein und bringen, wie in Nismes, Wolken und Dünſte in Menge mit. Hören dieſe auf, ſo machen ſie den Oſt- und Nord-Oſt-Winden Platz, bei denen es gar nicht an Regen fehlt. Nur der Nordweſt, der Zephyr von Montpellier, bringt hier milde und heitere Witterung mit, aber der orkanartige Weſt-Nord-Weſt (Cers) wird hier ſehr wenig verſpürt. Ganz eigenthümliche Winde von Montpellier ſind die ſogenannten Vaccarions, die aus verſchiedenen Direktionen und mit ſehr abwechſelnder Heftigkeit zu Ende des Märzes und Anfange Aprils wehen; weiter die ſogenannten Cavaliers, die man meiſtens zu Ende Aprils und Anfange Mais bemerkt; endlich eine Art Garbin oder Seewind, hier le Pareßeux genannt, der dem von Nismes u. ſ. w. gleicht.

Mit gleicher Uebertreibung ſcheint man drittens von der Seltenheit des Regens in Montpellier zu ſprechen, indem man die Anzahl der jährlichen Regentage höchſtens auf drei und zwanzig angibt. Allein es iſt neuerdings durch ſechs und dreißigjährige Beobachtungen bewieſen worden, daß jährlich wenigſtens vierzig ganze und eben ſo viel halbe Regentage anzunehmen ſind. Die Quantität des

Regens ſcheint dabei nach einer Mittelzahl 28 Z. 3 L. zu ſeyn, wovon beinahe die Hälfte auf die Monate Oktober und November zu rechnen iſt.

Nebel ſind äußerſt ſelten, Schnee wird in der Regel nur wenig bemerkt. Indeſſen hat es dennoch Winter gegeben, wie z. B. 1789, wo über einen Fuß hoch fiel, oder 1795 und 1796, wo er bei heftigem Froſte an ſechs Tagen, oder 1799, wo er faſt eilf Tage liegen blieb. Hagel iſt dafür äußerſt ſelten und immer unbedeutend, eben ſo werden höchſtens ſechs bis acht Gewitter jährlich gezählt, die bei der Nachbarſchaft des Meeres meiſtens ſehr ſchnell, und faſt immer ohne einzuſchlagen vorüberziehen.

Was nun endlich viertens die Geſundheit der hieſigen Luft im Allgemeinen anlangt, ſo will ich ſie keinesweges in Zweifel ziehen. Ich läugne gar nicht, daß es hier ſehr viel alte Perſonen gibt; ich räume ſogar ein, daß hier auf funfzehn bis ſechszehn Perjenen immer eine ſiebenzig bis achtzig Jahr alt werden kann; obgleich das Mittelalter für das weibliche Geſchlecht nur zu vier und zwanzig, für das männliche zu acht und zwanzig Jahre angegeben zu werden pflegt. Allein aus allem dieſen folgt noch immer nicht, daß das Clima von Montpellier gerade auch für Hypochondriſten und Bruſtkranke ein paſſender Aufenthalt ſey.

Nein gewiß nicht, mein theurer Freund, denn der Einfluß jener kalten ſchneidenden Nordwinde, jener feuchtwarmen erſchlaffenden Marins, jener unaufhörlichen Abwechſelungen der Temperatur braucht keine weitere Erörterung. Ueberdem iſt bewieſen, daß ſehr viel Kranke jener Art in Montpellier nur noch kränker, daß eine Menge derſelben — beſonders Engländer — ſogar das Opfer jenes Aufenthaltes geworden ſind. Ich rede indeſſen nicht von den Aerzten, ich habe es bloß mit dem Clima zu thun. Jene liegen außer meiner Sphäre, dieſes habe ich aus eigenen und fremden Beobachtungen kennen gelernt. — Doch genug! — Ich habe Ihnen das ähnliche von Nismes ſo umſtändlich beſchrieben, daß ich hier füglich abbrechen kann.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Montpellier. Lage und aſtronomiſche Beſtimmung. Topographiſche Verhältniſſe. Stadt und Vorſtadt. Bevölkerung und Vortheil. Oekonomiſche Verhältniſſe. Wirthshäuſer. Penſionen. Lebensmittel u. ſ. w. Geſellſchaftliche Verhältniſſe. Theater. Clubs. Bibliotheken. Spaziergänge in der Stadt. Der Peyrou. Die Eſplanade. Der botaniſche Garten. Gegend. Excurſionen.

Montpellier, März 1804.

Montpellier, unter 43° 36′ 25″ N. B. und 1° 32′ 45″ O. L. von Paris, zieht ſich an den ſämmtlichen Abhängen eines Hügels herunter, deſſen breiteſte Seite gegen Südoſt gekehrt iſt und der eine Mine von gediegenem Queckſilber enthält. Er macht einen Punkt der großen Kette aus, die gegen das Meer zu eine Art von Keſſel bildet und ſich terraſſenmäßig an die Cevennen anſchließt. Die eigentliche Stadt bietet, mit wenigen Ausnahmen, nichts als ein Labyrinth von engen, ſteilen, winklichten und ſchmuzigen Gäschen dar, denen es aber gar nicht an ſchönen Gebäuden fehlt. Die Vorſtädte hingegen haben größtentheils breite und regelmäßige Straßen und nehmen ſich auch in Anſehung der Häuſer im Ganzen wirklich nicht übel aus. Stadt und Vorſtädte zuſammengenommen gibt man den Durchmeſſer von Montpellier, von Norden nach Süden, auf 1800 Metres, von Oſten nach Weſten auf 2000, die Erhabenheit des höchſten Punktes über die Meeresfläche auf 29,25 Metres an. Merkwürdige öffentliche Gebäude wüßte ich eben keine anzuführen, doch verdienen die Faßaden einiger Kirchen, in den Vorſtädten de la Saunerie und Dominique, ei nige Aufmerkſamkeit. Von den prächtigen, vielleicht nur zu maſſiven Anlagen des Peyrou wird weiter unten die Rede ſeyn.

Was die Bevölkerung von Montpellier anlangt, ſo gibt man ſie nach den neueſten Zählungen auf 32,000 an; wo aber die Garniſon mit inbegriffen zu ſeyn ſcheint. Montpellier iſt übrigens der Hauptort des Departements de l'Herault, alſo der Sitz der ganzen Civil- und Militair-Adminiſtration, es iſt zu gleicher Zeit der Central-Punkt des Handels und der Induſtrie vom ganzen Nieder-Languedoc; daher es ſehr belebt und volkreich erſcheint.

Die ökonomiſchen Verhältniſſe von Montpellier betreffend, ſo ſcheint es im Ganzen eben nicht wohlfeil zu ſeyn. Wer in einem guten Wirthshauſe, z. B. in dem genannten Hotel dû Midi *) wohnt, der

---

*) Man muß aber ein Zimmer nach dem kleinen Garten verlangen, weil dieſes die Südoſtſeite iſt. Dieſes Wirthshaus verdient in jeder Hinſicht den Vorzug.

ſchlage ſeinen täglichen Aufwand, Wohnung, Mittags- und Abendtiſch, zu zehn bis zwölf Livres täglich an. Wer in eine Penſion gehen will, der wird keine unter vier Carolinen monatlich wählen dürfen, wiewohl es deren auch zu ſechs, acht, zehn und funfzehn Carolinen gibt. Wer nur ein Zimmer miethen und im Wirthshauſe ſpeiſen will, der nehme dort wenigſtens monatlich 20 Livr. hier wenigſtens 35—40 Sous für die Mahlzeit an.

Die hieſigen Lebensmittel ſelbſt ſind übrigens vortreflich und an Fiſchen, Geflügel, Früchten, ſelbſt ſpaniſchen über Cette u. ſ. w. iſt Ueberfluß. Der Wein iſt ſehr gut, und auch die beſten Sorten werden hier nicht zu theuer bezahlt. Das Waſſer endlich iſt nicht ſchlecht, doch muß man ſich ſoviel als möglich an das ſogenannte Eau de St. Clement halten, das aus der Fontaine du Peyrou kommt. Wer übrigens auch die eigenthümlichen Delicateſſen von Montpellier nicht ungekoſtet laſſen will, dem dürften beſonders die Patés de Rougets, die Dragees und Paſtilles à la Roſe und à la Vanille, die Creme de Moka und Huile de Roſe (Liqueurs), endlich das ſogenannte Raiſiné — Marmelade von Weinbeeren — zu empfehlen ſeyn. Letztere gibt zu gleicher Zeit ein vortrefliches Auflöſungsmittel ab.

Wer Kleider braucht, kann hier die bekannten languedocſchen Tücher und andre Fabrikate zu ziemlich billigen Preiſen haben. Ein ſehr gutes blaues Tuch wird ungefähr zu 20—24 Livr. der franzöſiſche Stab, in andern Farben etwas wohlfeiler verkauft. Eben ſo ſchienen mir die Wollenfabrikate, als Dekken, Flanelle, Moltons u. ſ. w. gar nicht theuer zu ſeyn. Was aber die Feuerung betrift, ſo iſt das ein entſetzlicher Artikel in Montpellier. — Da nämlich das Holz wohl 2—3 Lieuen weit hierher gebracht werden muß, da man wenigſtens in den Caminen keine Steinkohlen zu brennen pflegt, ſo wird die Laſt Eichenholz (400 Pf.) nicht ſelten mit funfzehn bis achtzehn Livres, die Laſt Olivenholz mit zehn bis zwölf, die übrigen leichten Sorten nach Verhältniß bezahlt.

Was die geſellſchaftlichen Reſſourzen von Montpellier anlangt, ſo iſt wirklich im Ganzen leidlich genug dafür geſorgt. Man findet ein Theater, das wenigſtens noch unter die mittelmäßigen gehört; man hat zwei ſogenannte Clubs für Lektüre, Bälle, Concerts u. ſ. w. zu denen auch der Fremde für gute Bezahlung zugelaſſen wird*); man kann die Bibliothek der Centralſchule benutzen, und man trift überdem noch eine ziemlich gute Leihbibliothek bei Dürville (a la grande Rüe) an, der auch zu gleicher Zeit ein gutes Novitäten-Sortiment hält.

---

*) Das ſogenannte Athenee und Muſee; jenes Rüe de la Republique, Maiſon Flaugergues, dieſes Rüe des Etuves, Maiſon Mion.

Wer Spaziergänge liebt, dem bietet der Peyrou, die Eſplanade, der botaniſche Garten und die Gegend von Montpellier hinlängliche Gelegenheit dazu dar. Was zuerſt den Peyrou anlangt, ſo iſt es eine ſehr ſchöne und große Terraſſe auf der applanirten Spitze des Hügels, an deſſen Seiten ſich Montpellier herunter zieht. Die Ausſicht iſt vortreflich, man ſieht das Meer und die Oſt-Pyrenäen, die Cevennen und die Alpen der Provence vor ſich, der Total-Anblick hat etwas großes und majeſtätiſches, das ſich nicht durch Worte beſchreiben läßt. Nur Schade, daß es dieſer Promenade, ſo wie den beiden niedrigern Seiten-Terraſſen, gänzlich an Schatten fehlt, daß ſie überdem allen Winden ausgeſetzt, und beſonders bei Nordwinde gar nicht zu beſuchen iſt. Der ſogenannte Waſſertempel und der an denſelben ſtoßende Aqueduct in römiſchem Geſchmack, verdienen alle Aufmerkſamkeit; obgleich erſterer während der Revolution ſehr beſchädigt, und letztere zur Herbeiſchaffung einer ſo kleinen Waſſermaſſe unverhältnißmäßig prächtig iſt.

Wie der Peyrou auf dem höchſten Punkte des Hügels, ſo iſt die Eſplanade auf dem niedrigſten angelegt, ſo daß der Unterſchied wenigſtens funfzehn Metres im Niveau beträgt. Dieſe Eſplanade iſt zwiſchen der Stadt und Feſtung befindlich, mit mehrern Reihen hoher ſchattiger Bäume bepflanzt, und in der That ein recht angenehmer, obendrein vor dem Nordwinde geſchützter Spaziergang. Auf einer Seite läuft eine ſchöne Häuſerreihe mit ihren Gärten und Terraſſen daran hin; auf der andern hat man eine angenehme Ausſicht über die Campagne von Montpellier bis gegen das Meer hinab. Da dieſer Spaziergang gegen Süden völlig offen liegt, alſo die herrlichſte Mittagsſonne hat, ſo pflegt es auch die eigentliche Winterpromenade von Montpellier zu ſeyn.

Ein dritter Spaziergang in der Stadt ſelbſt iſt der botaniſche Garten oder vielmehr der mittlere Theil davon. Nur Schade, daß der Boden zu ungleich und das Ganze überhaupt ſo ſehr verfallen iſt. Man hofft indeſſen, daß mit der Wiederherſtellung des eigentlichen Gartens — von dem ich unten noch etwas zu ſagen denke — auch dieſe ſonſt ſo angenehme Promenade neue Verſchönerungen erhalten wird.

Spaziergänge in der Gegend von Montpellier ſelbſt gibt es wirklich in Ueberfluß, nur thue man auf eigentlichen Schatten Verzicht. Eine der artigſten, buſchigſten Gegenden iſt noch bei Kaſtelnau — eine halbe Stunde von der Stadt — und längs dem Ufer des Leg hinauf. Wer etwas entferntere Excurſionen zu Pferde machen will, dem werden die Landhäuſer Montferrier, la Piſcine, Clos de St. Martial, Chateau d'Eau, Vienne u. ſ. w. beſonders aber la Verûne mit ſeinen reizenden Gärten — jetzt Madame Brünet zugehörig — zu empfehlen ſeyn. Wer noch weitere Reiſen in die Nachbarſchaft machen will, dem bieten Cette, Maguelonne, und ſelbſt die Cevennen — woron weitläuftiger unten — hinlängliche Gelegenheit dazu dar.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Induſtrie von Montpellier. Aufzählung der verſchiedenen Fabriken, nebſt einzelnen Bemerkungen. Handel von Montpellier. Deſſen Eintheilung. Handelswege und andere Communicationen. Ueber den daſigen Handelsſtand. Statiſtiſch-merkantiliſche Bemerkungen über die vornehmſten Fabrik- und Handels-Orte des Departements.

Montpellier, März 1804.

Sie fragen mich nach der Induſtrie und nach dem Handel von Montpellier, mein theurer Freund. Ich eile Ihnen mitzutheilen, was ich darüber zu erfahren im Stande geweſen bin. Es iſt nicht ſo viel als ich wünſchte, denn man ſcheint hier ſehr geheimnißvoll zu ſeyn, es iſt indeſſen wenigſtens mehr, als in den gewöhnlichen Handelsgeographien zu ſtehen pflegt. Nur vergeſſen Sie nicht, daß die Folgen jener unſeligen Revolution auch in Montpellier nur zu fühlbar geweſen ſind.

Um bei den *induſtriellen* Verhältniſſen anzufangen, ſo bieten ſich uns hier zuerſt einige *Flanell-Druckereien* und *Fabriken von wollenen Decken* dar. Jene drucken, was Ihnen aus den Departements Lozère und Ober-Garonne geliefert wird, dieſe verarbeiten die Landeswolle des hieſigen Departements. Von erſtern werden drei, von letztern zehn gezählt. Weiter hin finden wir fünf *Baumwoll-Fabriken*, beſonders für Tücher, drei türkiſche *Garn-Färbereien*, denen Rouen und Pau, ſo wie Cholet u. ſ. w. ſeine Garne zuſchickt; fünf Gerbereien, wo man ſich der doppelt ſtärkern Lohe von der Rinde der Quercus coccifera bedient; drei *Vitriolöl-, Weinſtein- und Scheide-*

waſſer-Fabriken, wovon jede die genannten Produkte zugleich fabrizirt.

Weiter werden vierzehn große Parfüms- und Liqueur-Fabriken, eilf Wein-Fabriken zur methodiſchen Abklärung und Pflege des Weines (alſo keine hanſeatiſchen Brauereien), neun Brandwein-Brennereien, die man ebenfalls ganz fabrikmäßig betreibt, und drei Fabriken zur Reinigung und Kryſtalliſation des Grünſpans gezählt. Die rohen Grünſpan-Fabriken, die jenen das Materiale liefern, machen hier, ſo zu ſagen, einen Theil der häuslichen Induſtrie aus, und werden meiſtens bloß von den Weibern beſorgt. Die einfache Zubereitung dieſes Produktes mit Kupferplatten und Weinträbern iſt Ihnen übrigens hinlänglich bekannt; daher ich nichts weiter darüber hinzufügen will. Dieß von den induſtriellen Verhältniſſen von Montpellier, wir wollen nun zu den commerziellen übergehen.

Was den Handel von Montpellier betrift, ſo mache ich Sie vor allen Dingen mit den ſogenannten Exporten und Importen bekannt; doch müſſen wir dabei wohl zu unterſcheiden ſuchen, was die Stadt ſelbſt, oder was Unter-Languedoc betrift. So führt alſo Montpellier aus, an ſtädtiſchen Produkten, alle ſeine Fabrikate, wie ſie oben angegeben worden ſind; an Landes-Produkten aus dem untern Languedoc Korn, Wolle, Oel, Wein, Seide und Brandwein. Es führt dagegen zu ſeinem Gebrauche ſowohl, als zum Bedarfe des ganzen Unter-Languedoc ein: nordiſche, levantiſche und weſtindiſche, auch einige ſpaniſche Produkte, z. B. Eſparto, Kork u. dgl.

Was die Handelswege von Montpellier anlangt, ſo werden alle nach dem Auslande, oder nach ſüdfranzöſiſchen Häfen beſtimmte Waaren, über Cette; alle für das übrige Frankreich abzuſendende, über Agde expedirt. Eben ſo kommen in Cette die ausländiſchen, in Agde die inländiſchen Importen an. In Cette findet eine ſehr lebhafte Cabotage mit den benachbarten Häfen, ſo wie eine anſehnliche Schiffahrt nach Hamburg, Bremen, Copenhagen u. ſ. w. Statt; von Agde am Eingange des großen Canals werden Güter über Toulouſe und Bordeaux durch ganz Frankreich verſchickt, und eben ſo langen hier die Retouren für Montpellier an. Uebrigens iſt für die kleinern Communikationen des Departements durch unzählige Kärner, Maulthiertreiber u. ſ. w. geſorgt. Auch wiſſen wir bereits von Nismes her, daß die große Route von Marſeille und Avignon nach Toulouſe und Bordeaux über Montpellier geht.

Was endlich den Handelsſtand von Montpellier anlangt, ſo kann man eine Menge reicher und anſehnlicher Häuſer zählen, die mit den vornehmſten Handelsplätzen von Europa in Verbindung ſtehen, und nicht ſelten Actionairs derſelben ſind. Mehrere derſelben dehnen ihre Speculationen ſogar auf ausländiſche Anleihen, weſtindiſche Plantagen oder große inländiſche Bau-Unternehmungen aus. Im Allgemeinen ſteht die hieſige Kaufmannſchaft in gutem Credit, daher auch der hieſige Wechſelhandel ſehr lebhaft iſt. Im Einzelnen aber gibt man den hieſigen Kaufleuten eine gewiſſe Knauſerei und eine Menge kleinlicher Kniffe Schuld.

Doch genug — Ich ſchließe dieſen Brief mit einigen kurzen, ſtatiſtiſch-merkantiliſchen Bemerkungen über die vornehmſten Fabrik- und Handels-Oerter des Departements, für deren vorzüglichſte Exporten und Importen Montpellier den Stapelplatz abgibt.

Dahin gehört zuerſt Lodève mit 7,900 Einwohnern, ein ſehr gewerbſamer Ort. Man findet hier Fabriken von Strümpfen, Wachslichtern, Hüten, Weinſtein, Tüchern, Papier, Seife, Grünſpan und Brandwein; eben ſo werden hier mehrere Färbereien und Glashütten gezählt. Weiter hin kommt man nach Clermont l'Herault mit 4,888 Einwohnern, wo es Tuchfabriken und anſehnliche Gärbereien gibt; man bemerkt Gignac mit 2,777 Einw., das keinen unbedeutenden Handel mit

Wein,

Wein, Korn, Brandwein, Grünſpan, Oel und beſonders mit eingemachten Oliven treibt.

Erwähnung verdienen ferner Ganges mit 3,500 Einwohnern, wegen ſeiner ſeidenen Strümpfe ſowohl, als ſeiner vortreflichen Hammel bekannt; Meze mit 2,100 Einw., das ſehr anſehnliche Brandweinbrennereien hat; Beziers mit 12,501 Einw., wegen ſeiner Indienne-, Tuch-, Molton- und Strumpf-Fabriken, eben ſo ſeiner Eſſenzen, Weine und Brandweine halber berühmt; Pezenas mit 7,249 Einw., das anſehnlichen Handel mit Korn, Wein, Oel, Leder, Seidenwaaren und vortreflichen Gemüſen treibt, auch eine ſehr beſuchte Meſſe hat, die der Vereinigungspunkt des ganzen Languedoc'ſchen Kaufmannsſtandes iſt.

Nicht weniger verdienen auch genannt zu werden Bedarieux mit 1,270 Einw., wo es anſehnliche Fabriken von Tüchern, Hüten und Strümpfen gibt; St. Pons mit 4.475 Einw., wo man grobe und feine Tücher i brizirt, und ſehr viel Woll- und Baumwoll-Spinnereien im Gange ſind; St. Chinian mit 1,500 Einw., das vortrefliche, ja vielleicht die beſten Tuch-Fabriken im ganzen Languedoc hat u. ſ. w. Von Lünel iſt bereits oben geſprochen worden; von Cette, Frontignan u. ſ. w. ſoll weiter unten umſtändlich die Rede ſeyn.

Achtundzwanzigſter Brief.

Inhalt.

Litterariſche Verhältniſſe von Montpellier. Ehemalige Univerſität. Jetzige Ecole de Medecine. Zuſtand und Begünſtigung derſelben. Profeſſoren. Andere öffentliche Lehranſtalten. Oeffentliche Bibliotheken. Periodiſche Schriften. Gelehrte Geſellſchaften. Buchhändler. Druckereien. Bemerkungen.

Montpellier, März 1804.

Hier, mein theurer Freund, haben Sie endlich ein Paar beglaubigte Nachrichten über die *litterariſchen Verhältniſſe* von Montpellier, wie ſie ſeit der Revolution verändert, und um die Wahrheit zu ſagen, verbeſſert worden ſind.

Sie erinnern ſich, daß Montpellier ehedem eine Univerſität beſaß, die aus drei Fakultäten, einer theologiſchen, juriſtiſchen und medizíniſchen beſtand; Sie wiſſen ferner, daß es hier noch eine beſondere chirurgiſche Schule gab, die von dem verdienten Peyronnie geſtiftet worden war. Nun gut, die Univerſität iſt förmlich aufgehoben, die mediziniſche Fakultät mit der chirurgiſchen Schule in eines geſchmolzen, und ſo ein neues Inſtitut gebildet werden, das unter dem Namen „Ecole speciale de Medecine“ mehrere berühmte Lehrer und faſt an hundert Studirende zählt.

Es iſt der Miniſter Chaptal, ehemals Profeſſor der Chymie zu Montpellier, dem dieſes Inſtitut ſeine neue Organiſation, und wahrſcheinlich auch ſeinen neuen Ruf verdankt. Er hat es aus dem vorigen zu engen Locale (les Batimens de St. Come) in den großen biſchöflichen Pallaſt verlegen, und hier ein neues anatomiſches Theater, ſo wie ein chemiſches Laboratorium erbauen laſſen, die eben ſo zweckmäßig als geſchmackvoll eingerichtet ſind. Er hat ferner bedeutende Summen zur Vergrößerung der Bibliothek, und zur Wiederherſtellung des botaniſchen Gartens u. ſ. w. bewilligt, wovon gewiß der beſte Gebrauch gemacht werden wird.

Was die bei der mediziniſchen Schule angeſtellten Profeſſoren anlangt, ſo ſind mehrere derſelben, theils als praktiſche Aerzte, theils als Schriftſteller berühmt. Ich nenne Ihnen nur die Herren René, Barthez, Dümas, Gouan, Baumes, Fouquet, Broußonet, u. ſ. w. deren Verdienſte gewiß kein unparteiiſcher Arzt verkennen wird, ſollte ihm auch die Vortreflichkeit des Clima's von Montpellier zweifelhaft ſein. Auch unter den ſogenannten Adjunkten ſollen ſich mehrere, ſehr talentvolle Männer befinden, beſonders wurden mir die Herren Broußonet (Sohn), Mejean und Draparnaud gerühmt.

An andern öffentlichen Lehranſtalten beſizt Montpellier eine Central-Schule im ehemaligen Jeſuiter-Collegium, die nun in ein Lyceum verwandelt werden wird, und neun Secondair-Schulen, welches eben ſo viel Penſionsanſtalten ſind. An öffentlichen Bibliotheken verdienen die Bibliothek der Ecole de Medecine, und der Central-Schule erwähnt zu werden. An periodiſchen Schriften kommen hier die „Annales de medecine“ und das „Journal du departement de l'Herault“ heraus. Jene werden von dem ſehr verdienten Doctor Baumes redigirt, der auch auf ausländiſche, vorzüglich auf engliſche und italiäniſche Literatur Rückſicht nimmt; dieſes hat einen Herrn Paris zum Redakteur, der auch den jährlichen Almanach du Departement herausgibt, und iſt wenigſtens ſo bedeutend, als ein franzöſiſches Wochenblatt zu ſeyn pflegt.

An gelehrten Geſellſchaften werden hier erſtens eine „Societé de Medecine pratique“ gezählt, deren Präſident der Doctor Baumes iſt, und unter deren Mitwirkung jenes Journal erſcheint: zweitens gibt es eine „Societé libre des Sciences et belles lettres“ die wenigſtens ſehr viel Eifer zeigt; drittens endlich exiſtirt auch eine „Societé libre d'Agriculture“ von der eine zweite Diviſion zu Gignac befindlich iſt. Buchhändler gibt es ſechs zu Montpellier, unter denen Dürville bereits oben genannt, und nur noch beſonders Tournel und Renaud zu bemerken ſind. Druckereien werden acht gezählt, da während der Revolution kaum die Hälfte vorhanden war.

Und das wäre denn Alles, mein theurer Freund, was von literariſchen Anſtalten und drgl. in Montpellier zu finden ſeyn mag. Es iſt nicht viel, es iſt aber wenigſtens mehr als ehedem. Leſen Sie zum Beiſpiel, was der gute ſelige Fiſch über die hieſige literariſche Dürftigkeit ſagt, und Sie werden geſtehen, daß die Liebe zur Literatur außerordentlich zugenommen haben muß.

Neun und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Charakteriſtik der Einwohner von Montpellier, im Allgemeinen und im Beſondern. Volksfeſte. Las Treijas. Lou Chivalet. Details darüber. Das Languedocſche Patois und deſſen Eigenthümlichkeiten. Kurze Literatur. Zwei Languedocſche Liedchen.

Ich komme nun zu dem intereſſanteſten Theile meiner hieſigen Beobachtungen, zu den ſittlichen Verhältniſſen von Montpellier. Ich werde Ihnen den Charakter der hieſigen Einwohner im Allgemeinen, und im Beſondern zu ſchildern verſuchen; ich werde noch einige Details über Volksfeſte und Patois hinzufü gen, und ich hoffe, mein theurer Freund, daß Ihnen das Ganze, wo nicht Vergnügen, doch wenigſtens keine Langeweile machen ſoll.

Im Allgemeinen ſcheint mir der Charakter der hieſigen Einwohner eine ganz eigene Miſchung von jüdiſch-chriſtlichem, und franzöſiſch-engliſchem Geiſte zu ſeyn. So habe ich mir wenigſtens auf einer Seite dieſe Gewinnſucht, und dieſen Bigotismus; auf der andern dieſe Petulanz und dieſe Rauheit zu erklären geſucht. Im Handel und Wandel Hebräer; im Glauben und Denken Fanatiker; haſtig, vorwitzig, unruhig wie Franzoſen; und dennoch rauh, grob und ungeſellig wie Engländer. — Da haben Sie in wenig Worten die Charakteriſtik der Einwohner von Montpellier. Der allgemeine Ruf und mehrere ſich darauf beziehende Sprichwörter können, wenigſtens einigermaßen, Bürgen für meine Unparteilichkeit ſeyn.

So heißt es zum Beiſpiel: Stoßt ſieben Juden in einem Mörſer zuſammen, und preßden Saft davon aus, ſo wird ein einziger Montpelliarde daraus. — Oder, um ihre Bigotterie zu bezeichnen: Er verdreht die Augen, wie ein Heiliger von Montpellier. — Weiter wenn von queckſilbrigter Unruhe die Rede iſt: In Montpellier ſind die Männer den Spazen, und die Weiber den Amſeln gleich. — Endlich wenn von egoiſtiſcher knickrigter Ungeſelligkeit geſprochen wird: Wer einen nicht zu Tiſche behalten will, der ladet ihn wie in Montpellier auf der Treppe (an der Hausthür) ein, u. ſ. w.

Natürlich finden in Anſehung dieſer Grundzüge bei den verſchiedenen Claſſen und Geſchlechtern einige kleine Modificationen Statt. So ſind zum Beiſpiel die höhern Stände bei weitem nicht ſo fanatiſch und brutal, wie die niedern, ſo zeichnen ſich die Weiber in jenen mehr durch Prüderie, in dieſen mehr durch Frechheit aus. Aber im Ganzen herrſcht doch derſelbe Grundton, und im Ganzen ſcheint jene Charakteriſtik dennoch richtig zu ſeyn. Daß indeſſen auch in Montpellier einzelne ſehr lobenswürdige, einzelne ſogar vortreſliche Menſchen zu finden ſind, wer wäre aberwitzig genug, um das nicht zuzugeſtehn? Aber wir haben es mit der Regel und nicht mit den Ausnahmen zu thun.

Das von dem Charakter der Einwohner; jezt etwas von den hieſigen Volksfeſten, unter denen beſonders zwei feierliche Aufzüge, oder vielmehr Ballets, las Treijas und lou Chivalet bemerkenswerth, und auch während der Revolution erhalten worden ſind. Da ich indeſſen nicht als Augenzeuge davon ſprechen kann, ſo mag unſer guter Fiſch das Wort ergreifen, ſollte er auch im Ganzen ein wenig bunt und incorrekt ſeyn. Zuerſt fängt er mit den Treijas an.

„Die Neigung zum Tanzen iſt unter den niedern Volksklaſſen ſo allgemein, daß es beinahe keine Innung gibt, die nicht alle Jahre ihren feſtlichen Tag hätte, wo ſie mit Tanz und Muſik herumzieht. So habe ich die

Strumpfwirker, die Faßbinder, die Gärtner, und einige Fabrikgeſellſchaften dieß jährliche Schauſpiel geben ſehn. Auch ſogar die Laſtträger haben einen ſolchen Ehrentag, an welchem ſie ihren plumpen Innungstanz vor den Häuſern ihrer Kundleute zu machen gewohnt ſind. Die Strumpfwirker trugen auf einem mit Blumen und Bändern gezierten Gerüſte einen hölzernen Weberſtuhl, an welchem ein Knabe zu arbeiten ſchien. Die Gärtner hatten einen Baumtopf, mit einer Stange darin, von der, ſtatt der Aeſte, eine Menge Blumenketten herabhingen. Die Faßbinder trugen halbe Reifen, die auch mit Bändern und Blumen ausgeziert waren. Alle hatten ſehr artige Tänze gelernt, und machten ſo meiſterhafte Wendungen mit den Blumenketten oder den Reifen, und wickelten ſich wieder ſo geſchickt und ordnungsvoll auseinander, daß ich ihre Kunſt bewundern mußte.

„Was mich aber am meiſten dabei beſchäftigte, war die Beobachtung der außeren dentlichen Eitelkeit dieſer Leute, welche bei dieſen Feierlichkeiten in den mannigfaltigſten Geſtalten erſcheint, und eine Menge der lächerlichſten Auftritte hervorbringt. Die Armuth erlaubt nur wenigen von ihnen, ein anſtändiges Kleid anzuziehen; allein bei aller Dürftigkeit und Schmuz der Haupttheile ihrer Kleidung, tragen ſie alle weiß ſeidne Strümpfe, Hüte, die mit Federn von allen Farben ganz überdekt ſind, eine abgetragene Scherpe aus der Vorrathskammer des Theaters, und noch irgend einen alten glänzenden Lappen aus der Trödlerbude. Die Mädchen, überhaupt noch ſchlechter gekleidet, haben Hauben, Kopfzeuge und modiſche Frauenzimmerhüte, welche ſie meiſtens aus den Häuſern, wo ſie Milch oder Küchengewächſe zu verkaufen gewohnt ſind, zuſammenbetteln, oder abborgen. Dieſe Kopfzeuge machen gewöhnlich eine ſeltſame Wirkung auf den braunen und derben Geſichtern, mit denen ſie hier zuſammenkommen. Manches Mädchen erſcheint auch, in

Ermangelung eines weiblichen Kopfputzes, mit einem Männerhute, worauf eine Menge abgetragene ungleichartige Federn zuſammen geſtekt ſind.

Auch die Laſtträger zieren an dieſen Feiertagen ihre Hüte mit Straußenfedern, und binden eine Scherpe von goldenen oder ſilbernen Trobbeln um den Leib. Ein vorzügliches Stück der Vorliebe dieſer Leute macht die Offizierskleidung aus. Bei allen Aufzügen finden ſich immer einige, die im Soldatenrock, mit Stock, Degen und Achſelbändern, alles vom Theater gemiethet, prangen. Das goldne Achſelband hat vor allem aus ſo viele Reize für ſie, daß es mancher auf ſeine ſchmuzige Kleidung heftet, der das Miethgeld für eine Uniform nicht bezahlen kann. Ein unentbehrliches Geräthe bei allen dieſen Feſten ſind die Fahnen; ich ſah eine große Menge derſelben von allen Farben, mit mancherlei Aufſchriften und Mahlereien geziert, zur Schau tragen. Zwölf Laſtträger hatten bei ihrem

Tanze ſchon ſieben Fahnen, von denen einige, nach dem Schmuze zu urtheilen, ſchon ihren Ahnen gedient haben mögen.“

„Alle dieſe feſtlichen Ehrentage werden immer ſehr verderblich für die jungen Leute, und gewöhnlich noch mehr für ihre armen, aber eben ſo eiteln Aeltern, welche oft ihre Betten und Kleider verpfänden, um ihre Kinder bei dieſer Gelegenheit glänzen zu ſehen. Man verſicherte mich, daß nie ſo viele ſilberne Bruſtkreuzchen alter Mütterchen, ſo viele Kleidungsſtücke armer Leute, und ſo viel elendes Geräthe auf dem Leihhauſe beiſammen liegen, als im April und May, zur Zeit dieſer Volksfeſte. Dabei verlieren ſie noch ſo viel Zeit mit der Erlernung der Tänze, daß Mancher, für drei bis vier fröhliche Tage, Monate lang nachher darben muß.“

„Ein anderes Volksfeſt hat mir unendlich beſſer gefallen, weil es weniger traurige Nebenideen erweckt, und, ſchon beim erſten Anblick, ſich als Denkmal einer alten, aber

für

für Montpellier wichtigen Begebenheiten ankündigt. Dieſes Volksfeſt iſt der ſogenannte Tanz des Pferdchens (la danſe du Chevalet)*), der gewöhnlich im Hornung, von den Jünglingen aus den beſten Familien des Mittelſtandes gehalten wird, und folglich keine ſo traurige Folgen wie die vorigen nach ſich ziehen kann. In dieſem Jahre trugen ſie alle blau ſeidene Beinkleider und weiß ſeidene Strümpfe; ihre weißen Hemden waren an den Armen mit Bändern, und um den Leib mit blau ſeidenen Scherpen gegürtet; auf den Hüten hatten ſie den Lieblingsſchmuck der Nation, weiße Federbüſche. Die Anführer waren auch hier in Offizierskleidung. In dieſem Aufzuge zogen die Tänzer des Chevalet, in großer Anzahl, paarweiſe durch die Straßen, und tanzten unter dem Schall einer ſchönen türkiſchen Muſik, auf den öffentlichen Plätzen, und vor den Häuſern der vornehmſten Magiſtratsperſonen.“

---

*) Eigentlich im Patois „lou Chivalet.“

„Einer der Jünglinge hatte ein Pferdchen von Pappe, in der Größe eines Füllen, an den Leib gebunden, daß er wie ein Reuter zu Pferde ausſah; rings um das Pferdchen war ein ſeidenes Tuch angeheftet, das die Beine des Centauren bedekte. Ein anderer Jüngling trug einen Tambour de Baske mit Haber angefüllt, um dem Pferdchen Futter anzubieten; dieſes wollte aber nicht freſſen, ſondern wich immer tanzend aus. Unterdeſſen tanzte der ganze übrige Trupp, in mannigfaltigen Wendungen, um die zwei Hauptperſonen herum, und ſchien bald das Pferdchen, bald ſeinen zudringlichen Wohlthäter durch abwechſelnde Stellungen zu begünſtigen; bis endlich das eigenwillige Thier ſo eingeſchloſſen ward, daß es vor dem angebotenen Haber ſtillhalten mußte. Dieſer Tanz hat etwas ſehr Gefälliges, und ward mit viel Geſchicklichkeit ausgeführt.“

Ich vermuthete bald, daß irgend eine beſondere Bedeutung dabei zum Grunde liegen müſſe; konnte aber nichts Beſtimmtes und Genugthuendes erfahren. So viele Perſonen ich auch fragte, ſo manche widerſprechende Nachricht erhielt ich. Die Tänzer ſelbſt waren am wenigſten unterrichtet, was ſie eigentlich vorſtellen ſollten; indeſſen kamen alle darin überein, daß dieſer Tanz Jahrhunderte lang üblich geweſen, und ſich traditionsweiſe, in ſeiner beſtimmten Form, von einer Generation auf die andere fortgeerbt habe. Ich fand endlich in der Geſchichte der Stadt Montpellier, die ein gewiſſer Kanonikus d'Egreſeuille, in zwei Foliobänden geſchrieben hat, und vorzüglich im franzöſiſchen Merkur vom Oktober 1721. die geſuchte Erläuterung, in einer ſehr artigen Anekdote, die ich im Auszuge mittheilen will.“

„Wilhelm der Lezte, Erbherr von Montpellier, hinterließ von ſeiner Gemahlin Eudoſia, der Tochter des griechiſchen Kaiſers Emanuel Komnenus, eine einzige rechtmäßige Erbin, die, als Wittwe zweier anderer Männer, an Peter den Zweiten, König von Aragonien, verheirathet ward. Allein ihr neuer Gemahl hatte wenig Liebe für ſie; er ließ ſie zu Montpellier ſitzen und enthielt ſich alles Umganges mit ihr. Die Einwohner von Montpellier, welche ihre Gebieterin äußerſt liebten, und gern einen Erben der aragonſchen Staaten auf ihrem Schooß geſehen hätten, nahmen dieſe Vernachläßigung eben ſo ſehr als die Königin ſelbſt zu Herzen. Einmal wurde der König durch Geſchäfte nach Montpellier geführt, wo er ſich bald in eine ſchöne Wittwe am Hofe ſeiner Gemahlin verliebte, und ihr mancherlei Anträge thun ließ, die aber alle verworfen wurden. Die Konſuln der Stadt, von der Liebe zu ihrer guten Königin beſeelt, wagten es, ihren Herrn zu betrügen; ſie beredeten die ſchöne Wittwe, den dringenden Liebhaber in ihr Schlafgemach zu beſtellen, und legten die Königin in das zu verbotenen Freuden beſtimmte Bett.“

Der König, der, den gemachten Bedingungen zufolge, ohne Licht kommen mußte, ward den Betrug erſt den folgenden Morgen gewahr, als bie Konſuln, welche bie ganze Nacht in der Kirche mit Beten zugebracht hatten, mit Fackeln in das Schlafgemach drangen, ſich ihm zu Füßen warfen, und für die wohlgemeinte Täuſchung um Vergebung baten. Er lachte ſelbſt über den frommen Eifer dieſer guten Leute, und verzieh' ihnen das dreiſte Unternehmen. Den folgenden Tag ging er auf die Jagd, wohin ihn auch ſeine Gemahlin begleitete; und als er des Abends in die Stadt zurückkehrte, und die Königin mit ſich auf ſeinem Pferde ſitzen hatte, ließen die Einwohner der Stadt, unterdeſſen von der ganzen Begebenheit unterrichtet, zuſammen; tanzten voll Freuden um bas Pferd, welches das königliche Paar trug, und führten es endlich im Triumph in der Stadt herum. Die Königin ſah bald ihre heißen Wünſche in Erfüllung gehen; ſie ward Mutter von einem Prinzen, der nachher unter dem Namen Jakob der Eroberer, die Staaten ſeines Vaters vergrößerte. Als dieſer Fürſt im Jahr 1239. ſeine Stadt Montpellier beſuchte, ſtellten die Einwohner unter andern Freudenbezeugungen auch den Einzug ſeiner königlichen Aeltern auf einem Pferde vor, und wiederholten denſelben Tanz, den ihre Freude vor 33 Jahren hervorgebracht hatte. Der König Jakob, durch dieſen naiven Ausdruck der Liebe ſeiner Unterthanen gerührt, befahl, das Andenken einer ihn ſo nahe betreffenden Begebenheit durch die jährliche Wiederholung des gleichen feſtlichen Tanzes auch auf die ſpäteſte Nachwelt fortzupflanzen.

Ich ſchließe dieſen Brief mit einigen Bemerkungen über das languedoc'ſche Patois, doch werde ich mich aller Citaten dabei enthalten, ſo bequem auch die Gelegenheit wäre, recht grundgelehrt auszuſehen. Studirt man das languedoc'ſche Patois genauer, ſo bemerkt man ſogleich, daß es aus einer originellen Nationalſprache und mehrern fremden Idiomen zuſammengeſetzt iſt. Man erinnert ſich, daß das alte Gallien erſt von den Römern, dann von den Gothen, dann von den Arabern, zulezt von den Franzoſen erobert ward, und man erklärt ſich daher leicht, wie die Miſchung dieſer celtiſchen und lateiniſchen, dieſer gothiſchen, arabiſchen und franzöſiſchen Wörter entſtanden ſeyn mag.

Wie aber die Römer die cultivirteſten, und zu gleicher Zeit die längſten Beherrſcher dieſer Provinzen waren, ſo macht auch das Lateiniſche beinahe drei Fünftel des ganzen languedocſchen Sprachſchatzes aus, und ſo hat ſich auch der Mechanismus der lateiniſchen Sprache in dieſem Patois fortgepflanzt. Weniger Einfluß hat die gothiſche gehabt; dieſe barbariſchen Horden nahmen ſelbſt die Sprache der Ueberwundenen an. Einige Ueberreſte werden indeſſen doch bemerkt; ſollten es auch nur die Worte „Flegel“ (Dreſchflegel) „Hosa“ (Hoſe) „Ganso“ (Gans)

„Lato“ (Latte) „Barro“ (Sparre) und dergleichen ſeyn.

Noch weniger ward die languedocſche Sprache durch das Arabiſche modifizirt, was ſich leicht aus der kurzen Dauer der ſarazeniſchen Herrſchaft erklären läßt. Indeſſen iſt doch ein großer Theil der botaniſchen, pharmaceutiſchen und anatomiſchen Ausdrücke aus dieſer Sprache entlehnt, und ſelbſt die ſo gewöhnliche Betheurungsformel „Per mòra“ ſtammt allem Anſchein nach aus dem Arabiſchen her.

Weit größer aber mußte der Einfluß des Franzöſiſchen ſeyn, da aus dieſer Sprache die ganze Maſſe der neuen induſtriellen und ſittlichen Ideen in das Languedocſche überging. Wirklich iſt dieſes auch allmählich dem Franzöſiſchen ſo ähnlich geworden, daß man die alte Sprache der Troubadours nur noch mit Mühe darin erkennen kann. Ueberdem war ja die Literatur dieſes Patois von je her nur auf einige Gebetbücher und Liederſammlungen eingeſchränkt.

Das iſt denn auch die Urſache, warum das Rein-Franzöſiſche, beſonders ſeit der Revolution, ein entſcheidendes Uebergewicht erhalten hat; warum das Patois immer ſchlechter geſprochen, immer mehr aus den Städten verdrängt, und ſelbſt in den Dörfern nur als familiäre Sprache betrachtet wird. Im Allgemeinen läßt ſich indeſſen doch nicht läugnen, daß dieſes Patois ſeiner glücklichen Lautverhältniſſe wegen, ſehr wohlklingend iſt, daß es einen Ueberfluß an kurzen, maleriſch-naiven, und energiſchen Ausdrücken hat; daß es beſonders zur Volkspoeſie recht eigentlich beſtimmt zu ſeyn ſcheint.

In dieſer Hinſicht kann ich Ihnen die kleine Sammlung von Le Sage *) und die Fabeln und Erzählungen von Tandon **) empfehlen, worin ſehr viel artiges enthalten iſt. Eben ſo habe ich auch von den Gedichten eines jüngſt verſtorbenen Abbe Fabre gehört, der unter andern auch die Odyſſee und Eneide traveſtirt haben ſoll, die aber noch nicht gedruckt worden ſind. Um Ihnen indeſſen einen kleinen Begriff von der languedocſchen Poeſie zu geben, ſchreibe ich Ihnen zwei kleine Lieder ab, die man ohne Mühe verſtehen wird. Es iſt dabei zu bemerken, daß die Endſylbe **a** bei der Ausſprache nur ſehr wenig gehört werden darf.

---

*) Las Foulies d'aou Sage de Mounpelié 8. 1769.

**) Las Countas et fables d'aou Abad. 8. 1802.

I.

La Nisada d'amours.

1.

Counouyssès la bèl*a* Lisèt*a*,
Et bé, fugissè*s*-lâ toujours:
Lou Cor d'aquél*a* bergèyrèt*a*
Es una nisad*a* d'amours.

Aqui s'én véy dé tout*a* mén*a*;
Un tout éscâs sort d'iou cruvél,
Un âoutr*a* né couménç'à pén*a*
Dé sâoupre voulà d'és per él.

2.

Né véyriâs âoutour dé la mayre,
Couménçâ dé voulastréjâ,
Dé pichos qu'âouz*ou* pas pécayre!
Préne soun van per s'énsajâ.
Gn'a dé mouqués, gn'a dé cridayres,
Gn'a dé créntouses, gn'a d'hardis,
Gn'a dé jouïous, gn'a dé fougnayres,
Aquéste plour*a*, l'âoutre ris.

3.

Aou miè dé tout aquél tapage,
Réstarièy pas un soul moumén;
Aquél fourfoul, aquél pioutage
M'âourié léou fa vira lou sén.

Lisét*a*, té siès bén troumpad*a*,
S'as crésegut dé m'éncantâ,
Podes-bén gardâ ta nisad*a*
Yeou gardaray ma libertâ.

II.

La pastourela.

I.

L'as counougut, charmanta passtourèl*a*,
L'as connougut lou pu dous das pécas;
Tantos vouïès, piöy vouiès pa*s*, cruèl*a*:
Quant as vougut, as vougut tout éscas.

2.

Eh bé, moun cor, parla-mé pécayrét*a*!
Qué crénissiés? qu'as ésprouvat d'afrous?
Las *rosas* sou toujour su ta bouquét*a*
Et la béoutat mouris pa*s* das poutous.

3.

L'àoussèl qué bûou dins un*a* fon*t* clarét*a*.
La troubl*a* pa*s*, ét paréy tout jouïous;
Un pâou de méou culit su la flourèt*a*
La passis pa*s*, ét flat*a* nostre gou*s*.

Dreißigſter Brief.

Inhalt.

Gegend von Montpellier. Geognoſtiſche Bemerkungen. Verſteinerungen. Vulcaniſche Produkte. Mineralogiſche Merkwürdigkeiten. Gediegenes Queckſilber. Botaniſche Angaben. Entomologiſche Merkwürdigkeiten. Die Maurerſpinne. Landwirthſchaftliche Bemerkungen. Details.

Montpellier, März 1804

Sie fragen mich nach den geognoſtiſchen Merkwürdigkeiten der Gegend von Montpellier? Alles, was ich darüber habe erfahren können, dürfte ungefähr folgendes ſeyn. Zuerſt zeigen ſich überall die deutlichſten Spuren, daß das ganze Baſſin bis an den Fuß der daſſelbe umgebenden Hügelreihe, ehedem vom Meere bedeckt geweſen iſt. Man braucht nicht tief zu graben, um auf Muſchelſand und Muſchelbänke zu ſtoßen, man findet deren nebſt andern Verſteinerungen in Ueberfluß. Eine der größten Muſchelbänke z. B. kann man bei Forte chaude, eine Lieue von Montpellier, ſehen. Sie iſt mehrere tauſend Klaftern lang, und ſcheint aus lauter Oſtraciten zu beſtehn. Die unterſten Hügel ſelbſt ſind im Grunde nichts als ſogenannte Pierre coquilliere, eine Art lockern poröſen Kalkſteins, der häufig mit verſteinerten Seeprodukten angefüllt iſt, und auch hier, wie im ganzen ſüdlichen Frankreich, allgemein zum Bauen gebraucht wird *).

---

*) Man findet außerhalb der Vorſtadt Boutonnet einen der vornehmſten Steinbrüche dieſer Art, und man kann ſich mit leichter Mühe überzeugen, daß er aus ſucceſſiven Sedimenten beſteht.

Eine zweite geognoſtiſche Bemerkung betrift die vulcaniſchen Produkte, die in der Gegend von Montpellier zu finden ſind. Um nur des nächſten Punktes zu erwähnen, führe ich ſie nach Montferrier, eine Lieue von der Stadt. Hier iſt der ganze etwa achtzig Toiſen hohe Hügel, an deſſen Abhange ſich jenes Dörſchen herunterzieht, mit Laven von verſchiedener Form und Größe, zum Theil auch vermiſchten Stoffes bedeckt. Man ſieht ſogleich, daß der koniſche, völlig freiſtehende Hügel, ein ehemaliger Vulkan geweſen iſt, und man ſchließt mit Recht, daß er, ſo wie die ganze benachbarte Hügelreihe, irgend einer großen Erſchütterung ſeinen Urſprung verdankt.

Eine dritte, zwar eigentlich nicht geognoſtiſche, ſondern vielmehr oryktognoſtiſche Bemerkung, betrift den Hügel, an deſſen Seiten ſich Montpellier herunterzieht, und der aus Kalkſtein mit untermiſchten Thonlagern beſteht. In dieſem Hügel iſt nämlich ein Gang

von

von gediegenem Queckſilber beſindlich, das bekanntlich unter die mineralogiſchen Seltenheiten gehört. Man ſindet es in lauter kleinen Thon- und Kalkſtein-Adern eingeſchloſſen, die ſich äußerſt fein und ins Unendliche ramifiziren, von denen man aber ganze Partien unverſehrt ablöſen kann. Beim Drücken oder beim Zerſchlagen dieſer Röhrchen läuft das Queckſilber in kleinen Kügelchen heraus, und ſieht dem künſtlich reviviſicirten weder an Glanz noch Reinheit nach. — Dieß für den Geognoſten und Mineralogen, ich will nun zu den botaniſchen Merkwürdigkeiten von Montpellier übergehn.

In der That bietet die ganze hieſige Gegend dem Botaniker ein unermeßliches Feld voll neuer Beobachtungen dar. Nördliche und ſüdliche, europäiſche und exotiſche Pflanzen, kommen in dieſem durch ſeine Extreme bekannten Clima ganz vortreflich fort. Statt aller Verzeichniſſe darf ich Ihnen nur die Flora Monspeliaca von Gouan empfehlen, die man auf botaniſchen Wanderungen mit vielem Nutzen gebrauchen kann. Uebrigens iſt Ihnen bekannt, wie viel ſeltene und mannigfaltige Pflanzenarten hier zuerſt entdeckt, und auch nach Montpellier benennt worden ſind.

In ornithologiſcher Hinſicht u. ſ. w., verweiſe ich Sie auf den bei Nismes mitgetheilten Catalog; in entomologiſcher indeſſen, beſitzt Montpellier eine eigene Merkwürdigkeit, die ich Ihnen nach dem guten Fiſch, wiewohl etwas kürzer und deutlicher, beſchreiben will.

Es iſt eine Spinne — ſagt er — etwas heller und weniger behaart, als Aranea nidulans Fabriz. Sie bewohnt den leichten Kalkſteinſand des hieſigen Bodens, und gräbt ſich an den Ufern des Lez, oder in die ſteilen Border der Straßen ein. Hier bohrt ſie ſich ein rundes, vier bis acht Linien weites, und neun bis zwölf Zoll tiefes Loch, tapezirt es ſo zu ſagen, überall mit Seide aus, webt oben einen ſeidenen Deckel darauf, und bedekt ihn außerhalb mit einer Art Mörtel, der aus zäher Erde beſteht. Auf dieſe Art iſt ſie völlig gegen Näſſe geſichert, mag der Regen auch noch ſo heftig und anhaltend ſeyn.

Gewöhnlich ſizt die Spinne unten auf dem Boden ihres Loches und lauſcht, bis irgend ein Inſekt dem Deckel ihrer kleinen Wohnung zu nahe kommt. So wie ſie dieſes durch die Vibration der Fäden inne wird, ſchießt ſie ſogleich aus ihrem Hinterhalte hervor, erhaſcht den Fang, und kehrt in das Loch zurück. Jener Deckel paßt übrigens ſo vortreflich darauf, daß man ein ſolches Spinnenneſt nur mit Mühe entdecken kann. Sucht man ihn mit einer Stecknadel aufzuheben, ſo hält ihn die Spinne mit den Vorderfüßen feſt, ſo lange es nur möglich iſt. Muß ſie deſſen ungeachtet der Gewalt nachgeben und wird mit herausgeriſſen, ſo ſchlüpft ſie dennoch augenblicklich wieder in das Loch hinein, und ſchließt den Deckel hinter ſich zu. —

Sauvages, der dieſe Spinne zuerſt entdeckte, gab ihr den Namen Maurerſpinne (Araigne maçonne) und theilte eine weitläufige Beſchreibung davon mit, worauf ich Sie hiermit verwieſen haben will *).

Betrachtet man endlich die Gegend von Montpellier in landwirthſchaftlicher Hinſicht, ſo findet man einen leichten, hitzigen, meiſtens aus aufgelöſtem Kalkſtein und Muſchelſand beſtehenden Boden, dem der beigemiſchte Bolus eine rothe Farbe mittheilt. Man bemerkt dieſelbe Art der Bearbeitung u. ſ. w. wie ſie bei Nismes gebräuchlich iſt; doch ſcheint der Boden im Ganzen weit undankbarer zu ſeyn. Wieſen und Getreidefelder ſind ſeltener, Wein- Oliven- und Maulbeerpflanzungen deſto häufiger zu ſehn. Doch klagt man allgemein, daß der Anbau der Oliven ſeit den lezten zehn Jahren, beſonders

---

*) In den Mem. de l'Acad. des Scienc. de Par. 1767.

ſeit dem harten Winter von 1798, immer mehr abzunehmen ſcheint.

Im Allgemeinen hat die ganze Gegend von Montpellier, beſonders im Sommer ein ſehr ödes, verbranntes und ſchattenloſes Anſehn. Auch jezt ſchon, Ende Märzes, ſind nur wenig belaubte Bäume mehr zu finden, da entweder alles zum Futter für die Seidenwürmer abgepflückt, oder durch den Raupenfraß vernichtet worden iſt. Ihnen, mein theurer Freund, brauche ich gewiß nicht zu ſagen, daß man weder durch Myrthen- noch Lorbeer-Hecken, weder durch Oliven- noch Reben-Pflanzungen dafür entſchädigt werden kann.

Ein und dreißigſter Brief.

Inhalt.

Excurſionen in die Nachbarſchaft von Montpellier. Maquellonne. Geſchichte und Details. Cette. Lage und Handel. Cevennen. Allgemeine Skizze von dieſen Gebirgen. Details und Bemerkungen.

Montpellier, März 1804.

Dieſes iſt mein letzter Brief aus Montpellier, ich mache nun Anſtalt, über Avignon u. ſ. w. wieder nach Deutſchland zu gehen. Ehe ich indeſſen dieſe Gegenden verlaſſe, noch ein Paar Worte über drei intereſſante Excurſionen, die jedem künftigen Reiſenden zu empfehlen ſind.

Sie erinnern ſich wahrſcheinlich — wäre es auch nur aus dem bekannten Romane — der alten Handelsſtadt Maguellonne, die ungefähr anderthalb Lieuen von hier auf einer Inſel erbaut war. Sie haben vielleicht einmal geleſen, daß dieſes Maguellonne ſchon im achten Jahrhundert zerſtört, im eilften wieder aufgebaut, zu Anfange des ſechszehnten aber von ſeinen Einwohnern freiwillig verlaſſen ward. Sie wiſſen endlich ohne Zweifel, daß das benachbarte Montpellier dieſen beiden Cataſtrophen ſeinen Urſprung und ſeinen nachherigen Flor verdankt. Nun dieſes Maguellonne ſoll das Ziel unſerer erſten Wanderung ſeyn.

Durch Sümpfe und Lachen, immer tiefer nach der Küſte hinab, erreicht man endlich den elenden Fiſcherflecken Villeneuve, der ehedem eine Vorſtadt von Montpellier war. Man bemerkt jetzt, daß die Inſel, auf der Maguellonne ſtand, durch den Etang de Palavas und das Meer gebildet wird; man ſieht noch hier und da die Ruinen der ſteinernen Brücke, die über den Etang von Villeneuve nach Maguellonne herüber ging; man findet endlich, daß der Etang jetzt völlig verſumpfet iſt, und daß man nur auf einem kleinen Canale nach der Inſel hinüberfahren und zu gleicher Zeit das offene Meer erreichen kann.

In welcher Jahreszeit man auch dieſe Gegenden beſuchen mag, immer trift man nichts als ſtinkende Lachen an, immer athmet man eine ungeſunde Moraſtluft ein, immer herrſcht hier ein tödtlicher Fieberſtoff. Dieß war die Urſache, warum Maguellonne zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts von ſeinen Einwohnern freiwillig verlaſſen, warum der noch übrige Theil der Stadt im Jahre 1633 vollends niedergeriſſen ward.

So tritt man an das Ufer, und eine alte, halb verwitterte Kirche, von gemiſchter europäiſcher und orientaliſcher Architektur, iſt Alles, was die Stelle von Maguellonne bezeichnen kann. Einſam und verödet ſteht ſie mit ihren bemooßten Mauern gleich einem Grabſteine der Vergangenheit da. — Doch wir verlaſſen die traurige Inſel, um eine andere Excurſion nach Cette zu machen, die uns wieder erheitern ſoll.

Cette iſt nur vier Lieuen von Montpellier entfernt, man hat daher täglich Gelegenheit dahin *). Der Weg iſt ziemlich intereſſant, da man das weinreiche, aber dennoch arme Frontignan paſſirt, und endlich auf einer langen, ſteinern Brücke über den großen Etang de Thau hinüberfährt. Cette ſelbſt iſt ein kleiner Ort, der höchſtens 5000 Einwohner haben mag, er zeichnet ſich aber durch ſeine beſondere Lage und ſeinen (ehemals) anſehnlichen Handel aus. Die Stadt iſt nämlich durch einen aus dem Etang de Thau geleiteten Canal in zwei Theile getheilt, wovon der vorderſte oder öſtliche auf einer Sand-

---

*) Die Kutſchen kehren im Wirthshauſe de la Couple (près de St. Côme) ein. Der Platz wird mit drei Livres bezahlt.

bank, der hinterſte oder weſtliche am Fuße eines Felſens liegt. Beide ſind durch eine Brücke verbunden, die zugleich die Scheidung zwiſchen dem kleinen und großen Hafen, d. h. zwiſchen dem ſchmalen und breiten Theile jenes in das Meer abfließenden Canals macht. An der Mündung deſſelben iſt ein ſechzig bis ſiebenzig Toiſen langer Mole angelegt, auf dem ein Fort und ein Leuchtthurm ſteht.

Was den Handel von Cette anlangt, ſo iſt dieſe Stadt als der eigentliche Hafen von Montpellier anzuſehen, und daher alles oben über die dortigen Exporten und Importen geſagte darauf anwendbar. Indeſſen machen mehrere Häuſer auch beträchtliche Geſchäfte für eigene Rechnung, wenigſtens was die Verſendungen von Wein und Brandwein nach dem Norden betrift. Der Handel liegt freilich auch hier aus ſehr begreiflichen Urſachen gar ſehr darnieder; doch hofft man, daß der Friede alles wieder in's Gleis bringen wird. In guten Jahren wurden ſonſt zwiſchen zwei bis dreihundert groſſe Schiffsladungen an Wein und Brandwein expedirt. Bemerkenswerth dabei iſt, daß alle Fäſſer aus Caſtanienholz gemacht werden, wovon es in den Cevennen ganze Waldungen gibt. — In geſellſchaftlicher Hinſicht ſcheint mir Cette kein ſehr angenehmer Ort, auch bietet es eben nicht viel Stoff zu ſittlichen und pittoresken Schilderungen dar.

Deſto belohnender aber wird in dieſer Hinſicht eine Reiſe nach den Cevennen ſeyn, die dritte Excurſion, von der bereits oben die Rede war. Ich habe mir aber dieſes Vergnügen leider verſagen müſſen, da eigentlich nur der Sommer die paſſende Jahreszeit dazu iſt. Um Ihnen indeſſen doch etwas über die Cevennen zu ſagen, theile ich Ihnen eine allgemeine Skitze nach Genſanne und Chaptal mit*), und verweiſe Sie wegen der pittoresken, induſtriellen und ſittlichen Details auf unſern guten Fiſch, der Sie gerade in dieſer Hinſicht am meiſten befriedigen wird. Jetzt zu der allgemeinen Skizze, die man gewiſſermaßen als ein Panorama von den Cevennen betrachten kann.

---

*) Auch hier hat Tiſch bereits die Bahn gebrochen, nur iſt er, wie gewöhnlich, zu weitſchweifig und incorrekt.

Durch das ſüdliche Frankreich zieht ſich nämlich von Oſten nach Weſten eine anſehnliche Gebirgskette hin, die die Alpen mit den Pyrenäen verbindet, und deren höchſter Theil im Languedoc, in den Diſtrikten Alais und Uezes, liegt. Er iſt es, der mit dem Namen Cevennen bezeichnet wird und eigentlich aus drei Bergreihen beſteht, die gleichſam terraſſenmäßig über einander aufgeſchichtet ſind.

Die erſte dieſer Reihen macht die ſogenannten Garriguen aus, d. h. kahle, unfruchtbare Kalkfelſen, auf denen, ein wenig Heidekraut, einzelne Zwerggebüſche und dergleichen ausgenommen, keine Spur von Vegetation zu finden iſt. Dieſer Theil der Cevennen ſcheint daher nur wenig bevölkert, kaum werden drei bis vier Dörfer gezählt. Wo es indeſſen dem fleißigen Landmann möglich war, etwas fruchtbare Erde auf die Felſen zu tragen, da hat er kleine Weinberge angelegt, deren Gewächs unter die vorzüglichſten des Landes gehört, und wo nur irgend ein Gräschen herauszuſcharren iſt, da läßt er ſeine Schafe weiden, deren Ertrag ſein erſter Nahrungszweig iſt. In den wenigen Gegenden, wo die Quercus coccifera gedeiht, gibt man ſich auch mit dem Kermesbau ab, ob gleich der Gewinn jetzt ſehr verringert ſeyn ſoll.

Wir ſteigen höher hinauf und erreichen den zweiten Abſatz der Cevennen, der aus Gneiß- und Schiefer-Felſen beſteht. Dieſe Berge ſind im Ganzen weit fruchtbarer als die Garriguen. Die ſchönſte Vegetation indeſſen bieten die dazwiſchen liegenden engen Thäler dar. Hier trift man wieder Wieſen und Felder, und ganze kleine Waldungen von Kaſtanien, Maulbeerbäumen u. ſ. w. an, die wie alle übrigen Obſtſorten hier vortreflich gedeihen. Die Bevölkerung iſt bedeutend, neben ſehr viel Dörfern werden mehrere anſehnliche Flecken gezählt. Aus dieſen Gebirgen ziehen Montpellier und Cette ihre Fäſſer von Caſtanienholz, und hier werden die vortreflichen Käſe bereitet, die man nachher in Roquefort in Eishölen zur Reife kommen läßt, und in ganz Frankreich nach dieſem Stapelort benennt. Der Hauptnahrungszweig ſämmtlicher Einwohner indeſſen iſt der Seidenbau und die Seidenfabrikatur. In dieſer Region liegt auch der ſchöne freundliche Flecken Vigand, der ſeiner geſunden Luft und lieblichen quellreichen Gegend wegen zu einem paſſenden Sommeraufenthalte dienen kann.

So hätten wir alſo den Kamm des Gebirges, den höchſten Abſatz der ganzen Kette, erreicht, der, wie bei allen Urgebirgen, aus Gneiß und Granit beſteht. Sehr gut ſagt Fiſch von dieſem Hochgebirge: — Nirgends fand ich indeſſen Spuren jener Urform, die die Natur den Urgebirgen bei ihrer Kriſtalli ſation gegeben hat. Keine ſenkrechten, aus tiefen Thälern aufgethürmten Felſenwände, keine der ungeheuern Pyramiden, an deren Fuß die kühnſte Einbildungskraft erſtarrt. Alles iſt hier abgerundet und abgeſtumpft, alle Abhänge ſind ſanft, alle Abgründe ausgefüllt; mit einem Worte, die erſten Formen des rohen Stoffes ſind gänzlich verwiſcht.

Dieſer Theil der Cevennen iſt ſchwächer bevölkert als der vorige, doch ſind die ſüdlichen Abhänge der Berge zu Schafweiden, und die niedrigen Thäler zum Obſtbau geſchickt. Die Gebirge ſelbſt enthalten Gruben von Silber, Blei, Alaunerde, Steinkohlen und Braunſtein.

Der höchſte Gipfel der Cevennen iſt der Eſperou; man genießt hier eine Ausſicht, die ſelbſt der gute ſchweizeriſche Fiſch den ſchönſten ſeines ſo feurig geliebten Vaterlandes vorzieht. — Rings um uns her — ſagt er — hatten wir die Berge und Thäler der Cevennen; dem erſten Anblick nach ein unfreundliches, rohes Gemiſch, bis man die Hauptlinien gefaßt hat, von welchen ſich die Bergketten ausdehnen, und in welche die Thäler zuſammenlaufen. Mittagwärts über die Cevennen hinaus ſahen wir die Garriguen, und hinter denſelben, hinab die fruchtbaren Ebenen des untern Languedocs, mit Dörfern und Städten angefüllt, unter denen Montpellier mit dem Fernglaſe zu unterſcheiden war. Ueber das platte Land hinaus erblickten wir die Etangs längs der Meerküſte, eine lange Reihe Seen; dann die Sanddämme, welche dieſe vom Meere trennen, eine ſchwarze Linie, die viele Meilen von Morgen gegen Abend ſich zieht; endlich über dieſe hinaus die ſpiegelhelle Waſſerfläche des mittelländiſchen Meeres, die nach und nach dämmernd mit dem Himmelsgewölbe zuſammenzufließen ſcheint, wo unſer Blick im Luftkreis verſank. Die kleine Inſel Maguellonne, der Berg von Cette mit dem Seehafen Saint-Louis an ſeinem Fuße, und der ausgebrannte Vulkan Saint Martin von

Agde, zeichneten ſich am Sanddamme ganz unterſcheidbar aus. — Auf der Morgenſeite hatten wir über die Cevennen hinaus die große Ebene, welche die Rhone durchſtrömt und in drei Armen ins Meer eilt; dann die Gebirge der Provenze, unter denen der Ventoux ſein ſtolzes Haupt erhebt; endlich hinter denſelben, kaum unterſcheidbar, die lichtblauen Alpen Piemonts. — Auf der Abendſeite die Gebirge von Lodève und Rovergue, und über dieſe hinaus die Pyrenäen, dämmernd in Wolken gehüllt. — Gegen Mitternacht endlich ſchließen der hohe Lirou und die Gebirge im Gevaudan und Auvergne die Ausſicht.

Zwei und dreißigſter Brief.

Inhalt.

Abreiſe von Montpellier. Nismes. Villeneuve. Der Miſtral. Die Rhone. Unmöglichkeit nach Avignon hinüberzugehen. Abend. Wetterveränderung. Der franzöſiſche Offizier. Glücklicher Uebergang. Ankunft in Avignon.

Avignon, März 1804.

Sie ſehen aus der Ueberſchrift, mein theurer Freund, daß ich wieber mitten in der Provenze bin. Ich ging von Montpellier nach Nismes, ſchlief hier die Nacht, nahm morgens früh die Diligence von Toulouſe, und langte ſo denſelben Nachmittag in Villeneuve an, das am rechten Ufer der Rhone Avignon gegenüber liegt. Hier und nicht in Avignon iſt es, wo die Diligence anzuhalten und abzugehen pflegt, doch wird der Transport der Paſſagiers und Waaren über den Fluß hinüber jedesmal von dem Büreau beſorgt.

Der Miſtral war den ganzen Tag ziemlich heftig geweſen, die Schiffer behaupteten, daß der Uebergang heute unmöglich ſey. Mit den Kniffen und Pfiffen dieſer heilloſen Menſchenklaſſe indeſſen nicht unbekannt, beſchloſſen wir uns durch den Augenſchein zu überzeugen, und daher augenblicklich ſelbſt an die Rhone zu gehen. Dießmal aber hatten die Schiffer wirklich die Wahrheit geſagt, wenigſtens leuchtete uns allen die Unmöglichkeit ein. Gleich einem aufgeregten Meere wälzte ſich nämlich der mächtige Rhodanus brauſend und ſchäumend zwiſchen den Inſeln und Klippen hindurch, während der Sturm ſich mit jeder Minute zu verdoppeln, und die ganze Natur in Aufruhr zu ſeyn ſchien. Schweigend ſahen wir eine Weile dem erhabenen Schauſpiel zu, und kehrten endlich mit einbrechender Nacht in unſer kleines Wirthshaus zurück.

Hier fanden wir unterdeſſen alles mit Reiſenden angefüllt, und das ganze Camin mit einem doppelten Cirkel beſetzt. Der Miſtral und die Rhone, Avignon und die Schiffer, das flackernde Feuer und der beſchwerliche Rauch, den der Sturm zurücktrieb, machten anfangs den ganzen Stoff der Unterhaltung aus. Kaum aber hatten wir uns zu Tiſch geſetzt, kaum war die erſte Schüſſel der herrlichen Rhonefiſche verzehrt, und das erſte halbe Dutzend Flaſchen mit einem zweiten vertauſcht, da wachte auch die alte franzöſiſche Fröhlichkeit wieder auf, und man vergaß alles, nur den — Wein und die Liebe nicht.

Unterdeſſen raſte der Miſtral die ganze Nacht mit einer Heftigkeit fort, als wäre es ein förmlicher Seeorkan. Mit Anbruch des Tages aber ſchien er etwas abzunehmen, die Sonne ging hinter Wolken auf; alles kündigte eine baldige Wetterveränderung an. Gegen zehn Uhr endlich hatte ſich der Wind faſt gänzlich gelegt, dennoch beharrten die Schiffer feſt darauf, daß der Uebergang noch immer unmöglich ſey.

So ſtanden die Sachen, als gegen Mittag ein Detaſchement Conſcribirter einrückte, das nach Marſeille beordert war. Kaum hörte der Offizier von der angeblichen Unmöglichkeit, ſo eilte er zu dem Maire, zeigte ihm ſeine preſſanten Ordres vor, und machte ihn mit der ganzen Commüne für jeden Aufſchub verantwortlich. Sogleich werden die Schiffer zuſammengerufen, und nach langen Berathſchlagungen, nach langem Hin- und Herſtreiten erklärten ſie ſich endlich für die — Möglichkeit.

Der Offizier brachte uns dieſe Nachricht zu Tiſche mit, gab den Schiffern die Titel, die ſie verdienten, und bat uns mit vieler Gefälligkeit Plätze in ſeiner Fähre an. Ich erfuhr jetzt, daß er ein Genfer, ein Mr. de T.— und ehedem in ſardiniſchen Dienſten geweſen war. Er ſprach noch etwas Deutſch, und freute ſich ſehr einen Deutſchen zu finden, der ſich einigermaßen für Genf und deſſen herrliche Umgebungen zu intereſſiren ſchien.

Endlich waren die Schiffer bereit, die Conſcribirten wurden geſtellt, aufgerufen und — der häufigen Deſertionen wegen — mit vieler Vorſicht eingeſchifft. Ich ſelbſt hatte meinen Coffre ſchon längſt von der Diligence bekommen, und auch — der zu paſſirenden Inſel halber — für einen Träger geſorgt; ohne weiteres folgte ich alſo dem Offizier mit meinen Reiſegefährten in die Fähre nach. Nun proteſtirten zwar freilich die Schiffer mit vielem Schreien und Schimpfen dagegen, ſie wurden aber bald durch ein Paar kräftige Drohungen von ſeiner, und ein Paar funfzehn Sous-ſtücke von meiner Seite zum Schweigen gebracht.

So erreichten wir die Inſel, marſchirten ſo gut es gehen wollte, über den ſumpfigen

Boden hin, ſchifften uns in die zweite Fähre ein, und kamen endlich glücklich am Quay von Avignon an. Hier logirte ich mich in dem Hotel au Palais National ein, und von hier aus will ich Ihnen nun mittheilen, was ich über Stadt und Departement Intereſſantes erfahren kann.

Drei und dreißigſter Brief.

Inhalt.

Das Departement de Vauclüſe. Allgemeine Bemerkungen darüber. Topographiſche Angaben. Phyſikaliſche Notizen. Gränzen. Gebirge. Flüſſe. Boden. Clima. Details im Einzelnen.

Avignon, März 1804.

Avignon liegt bekanntlich nach der neuen geographiſchen Eintheilung von Frankreich in dem Departement de Vauclüſe, von der berühmten Quelle ſo genannt. Ehe ich Ihnen nun meine Bemerkungen über die Stadt mittheile, ſchicke ich erſt einige allgemeine Notizen über das Departement voraus.

Das Departement de Vauclüſe, in dem ſüdöſtlichen Theile der Republik, zwiſchen 43° 42′ und 44° 24′ N. B., ſo wie zwiſchen 2° 23′ und 3° 20′ O. L. von Paris, beſteht faſt ganz aus dem ehemaligen ſogenannten Comtat, wozu man noch das alte Fürſtenthum Orange und einige kleinere Diſtrikte von der vorigen Provence genommen hat.

Was die natürlichen Gränzen des Departements anlangt, ſo iſt es nördlich und öſtlich von hohen Gebirgen, beſonders von dem Mont Ventoux (961 Toiſ.); ſüdlich von der Dürance, weſtlich von der Rhone begränzt; ſo daß es alſo in dem ſtumpfen Winkel eingeſchloſſen iſt, der zwiſchen jenen Gebirgen und dem Zuſammenfluſſe dieſer beiden Ströme übrig bleibt.

Die politiſchen Gränzen des Departements ſind: nördlich, das Departement der Drome; öſtlich, das Departement der Niederalpen; ſüdlich, das Departement der Rhonemündungen; weſtlich, das Departement du

Gard. Von dieſen Departements haben nur die beiden erſten unmittelbare Berührung damit, indem die beiden letzten durch die genannten Ströme davon getrennt ſind.

Die topographiſche Form des Departements iſt beinahe oval; der große Durchmeſſer von NO. nach SO. hat 21 Lieuen, der kleine 10; der ganze Flächeninhalt wird auf 136 Quadrat-Lieuen angeſetzt: wobei die Lieue immer zu 2566 Toiſen angenommen iſt.

Nach dem bereits oben geſagten, theilen wir nun das ganze Departement in zwei große Haupttheile, die Ebene und die Gebirge, ein. Die Ebene iſt im Grunde weiter nichts, als die Fortſetzung des Rhonethales bis Avignon, und die Fortſetzung des Durancethales von Avignon bis nach Robion. Dieſe Ebene iſt anfangs, längs der Rhone hin, äußerſt eingeſchränkt, dehnt ſich aber von Orange an allmählig weiter aus, nimmt dann eine zirkelförmige Richtung von Weſten nach Oſten gegen Sarrians, Monteux, Pernes u. ſ. w.

und läuft endlich ſüdwärts oberhalb Cavaillon, gegen die Durance hinab. Hier und da werden übrigens auf dieſer Ebene einige unbedeutende Hügel bemerkt.

Die Gebirge anlangend, ſo zeigt ſich erſt im Norden eine ziemlich hohe, von dem Dromedepartement hereintretende Bergkette, die ſich oberhalb Valreas an die ſogenannte Montagne de la Lance anſchließt. Von Valreas aus, geht eine andere Kette gerade ſüdwärts, bis an die Ouveze bei Vaqueures. Hier verändert ſie ihre Richtung, läuft zirkelförmig nach Oſten bis zum Mont Ventour, wendet ſich dann wieder nach Süden, und verliert ſich endlich in die Gebirge Du Liberon, die erſt einige Zeit weſtwärts längs der Durance hinlaufen, und dann in das Departement der Niederalpen hinübergehen.

An Flüſſen nennen wir zuerſt die beiden großen Ströme, im Süden die Durance, im Weſten die Rhone, wie bereits geſagt worden iſt, wobei aber auch die ſehr waſſerreiche

Sorgue mit ihren vielen Armen nicht vergeſſen werden muß. Zugleich finden wir ferner eine Menge kleiner Flüſſe, oder eigentlich bloße Gebirgsbäche, z. B. den Lez, die Ouveze, die Nesque u. ſ. w., die im Sommer meiſtens trocken, bei einem plötzlichen Anlaufe aber ſehr gefährlich ſind.

Wir bemerken dabei, daß alle dieſe Gewäſſer die Direktion jener beiden großen Ströme haben; d. h. daß ſie theils wie die Durance von Oſten nach Weſten, theils wie die Rhone von Norden nach Süden fließen, je nachdem ſie in die eine oder die andere fallen, worunter die Rhone die meiſten erhält. Von allen dieſen Flüſſen wird übrigens nur die Durance zum Ackerbau benutzt, doch gehen die von ihr abgeleiteten Kanäle, mit allen ihren Seitenabtheilungen noch viel zu wenig, und höchſtens drei Lieuen tief in das Land hinein.

In Anſehung des Bodens ſo treffen wir in verſchiedenen Diſtrikten bald Thonſand, bald

Kieſelerde, bald Kalkland an. Die erſte Sorte finden wir ungefähr eine Quadrat-Lieue in den ſogenannten Paluns, welches ehemals Teiche und Moräſte abgebende Niederungen, in der Nähe des Zuſammenfluſſes der beiden großen Ströme ſind. Merkwürdige mineraliſche Produkte werden in dieſem Thonſande nicht bemerkt, nur ſieht man daß die untern Schichten aus Kies beſtehen, der vermuthlich auf Kalkſtein ruht, wie er ſich hie und da in einigen kleinen Hügeln zu zeigen ſcheint.

Die Kieſelerde trift man von Orange bis ganz nahe bei Avignon, immer in der Nähe der Rhone an, etwa anderthalb Lieuen von den erſten Abſätzen der öſtlichen Gebirge entfernt. Dieſer ganze Diſtrikt iſt daher mit einer Menge Kieſelgeſchiebe bedeckt, die im Grunde aus nichts, als ſchmuzigweißem Blätterſpath beſtehen; doch werden auch Flintenſtein, kieſelartiger Porphyr, quarzartiges Blutſtein, agathartige Jaſpis, Variolithe, Puddingſteine u. ſ. w. darunter bemerkt.

Hier und da bilden dieſe Kieſel kleine, mit Muſchelſteinen vermiſchte Hügel, oder ſie bedecken andere, die aus bloßem Sand- und Kalkſtein beſtehen. Von beiden wird aber keine Spur mehr gefunden, ſobald man ſich über eine Viertelſtunde von der Rhone entfernt.

Kalkland, oder vielmehr Kalkſtein, aus welchem die hohen Gebirge beſtehen, nimmt faſt zwei Theile des ganzen Departements de Vauclûſe ein. Man trift Gyps- und Kohlenadern, Jaſpisblöcke,. ſchwefelſauern Eiſenſtein und Schwefelkieſe darin an, auch werden zuweilen bunte Schörls und Mergel bemerkt. Sind die Gebirge niedrig und ihre Neigung gering, ſo werden Petrefakten darin gefunden, bei einer ſtarken Neigung aber zeigt ſich nicht die mindeſte Spur davon. Eben ſo findet ſich der Muſchelſtein in höhern Gebirgen nur auf der Oberfläche, da hingegen die niedrigen Abſätze zum Theil faſt ganz aus Seeprodukten u. ſ. w. zuſammengeſetzt ſind.

An Mineralien haben dieſe Gebirge keinen großen Ueberfluß. Man findet nichts als etwas Blutſtein, Eiſenſtein, Bolus, Ocker und Bleierz, aber ohne regelmäßige Schichten, und oft ſehr ſonderbar zerſtreut. Sehr reichlich hingegen wird der Töpferthon, und zwar in allen Sorten, von dem feinſten Kaolin bis zu dem gröbſten ſchieferartigen bemerkt.

Was das *Clima* des Departements betrift, ſo kann man leicht vermuthen, daß es bei dieſem ſo ſehr verſchiedenen Boden auch ſehr verſchieden ſeyn muß. Da indeſſen die Ebene der bewohnteſte Theil des ganzen Departements genannt werden kann, ſo haben wir uns bei folgenden Angaben bloß auf dieſe beſchränkt.

Die Temperatur iſt im Allgemeinen äußerſt veränderlich. Es iſt nichts ſeltenes, in einigen Stunden Verſchiedenheiten von 8 — 10 — 12 Graden, beſonders *abwärts* zu ſehen. Die Sommerhitze ſteigt bis zu 28 Gr. Reaum. die Winterkälte bis zu 9 Gr. Jn

Anſehung der letzten iſt bemerkenswerth, daß ſie erſt ſeit dem Jahre 1789 ſo außerordentlich hoch geſtiegen iſt, da ſie vorher ſelten bis zu fünf Grad kam. Die mittlere Höhe des Barometers iſt 28 Z. 2 L. die größte bis jetzt bemerkte Veränderung ſeines Standes war 1 Z. 10 L.

Ein ſehr großer Einfluß auf die Modification der hieſigen Witterung iſt beſonders den Winden zuzuſchreiben, denen das Departement außerordentlich ausgeſetzt iſt. Unter dieſen nennen wir zuerſt den äußerſt kalten und durchdringenden Nordweſt (Miſtraou), der wenigſtens zwei Drittheile des Jahres, ja gewiſſermaßen in allen Jahreszeiten herrſcht. Er brauſet mit ſolcher Heftigkeit durch das Rhonethal herunter, daß er oft 160—170 Metres in der Minute, und faſt vier Myriametres (Lieuen) in der Stunde durchläuft. Seine Dauer iſt verſchieden, zuweilen hält er vier, ein andermal ſieben, ja wohl auch neun Tage, oft wieder nur vier und zwanzig Stun-

den

den an. Daſſelbe iſt der Fall bei dem eigentlichen Nordwind, ſo wie bei dem Weſt-Nord-Weſtwind, der unter dem Namen Biſe, Aoure, Tems dré häufig mit dem Miſtraou verwechſelt wird.

Weit weniger leidet man in dem Departement von dem Nordoſt, da er ſich wegen der hohen Alpenkette nur als Nord-Nordoſt fühlbar machen kann. Man nennt ihn hier Barroußiere, weil er ſich bei dem Dorfe Barroux von den Gebirgen herunterzuſtürzen ſcheint. Er iſt nicht ſo kalt als die vorigen, aber er iſt zuweilen eben ſo heftig, und zeichnet ſich durch ſeine ungeheuern Wirbel aus. — So unangenehm indeſſen auch alle die genannten Winde an und für ſich immer ſeyn mögen, ſo ſehr kühlen ſie dennoch in den glühend heiſſen Sommern die Atmoſphäre ab. Nur wenn ſie alle drei mit einander zu kämpfen anfangen, pflegen beſonders um die Aequinoktien die ſchrecklichſten Orkane davon zu entſtehen.

Aeußerſt heftig, wiewohl mit ſehr verſchiedenen Gradationen, ſind auch die Südoſt, die Süd- und die Südweſt-Winde, hier ebenfalls **Marins** genannt. Sie bringen gewöhnlich Regen mit, der dann, vorzüglich im Winter, einem Wolkenbruche gleicht. Nicht ſelten ſpringen ſie aber auch plötzlich nach Weſt-Süd-Weſt oder gar völlig nach Weſten herum, und es entſteht ein ſogenannter **Marin blanc**, ſonſt **Raou** und **Traverſou** genannt, der die Wolken ohne Regen mit großer Heftigkeit verjagt. — Das von dem Departement de Vauclüſe in topographiſcher und phyſikaliſcher Hinſicht; in meinem folgenden Briefe will ich nun zu den ökonomiſchen und naturhiſtoriſchen Bemerkungen übergehen.

Vier und dreißigſter Brief.

Inhalt.

Oekonomiſche und naturhiſtoriſche Bemerkungen über das Departement. Ackerbau. Boden. Methode. Produkte. Botaniſche, zoologiſche, ornithologiſche, entomologiſche, ichtyologiſche und mineralogiſche Angaben und Details.

Avignon, März 1804.

Hier, mein theurer Freund, die verſprochenen ökonomiſchen und naturhiſtoriſchen Bemerkungen über unſer Vauclüſe-Departement. Ich will mit den erſten anfangen, und Ihnen vor allen Dingen ſagen, daß der hieſige Boden im Allgemeinen äußerſt unfruchtbar iſt, und daß dieſes theils climatiſchen, theils topographiſchen Urſachen zugeſchrieben werden kann.

Die climatiſchen Urſachen anlangend, ſo iſt der herrſchende Charakter der hieſigen Witterung, Trockenheit. Im Frühjahr regnet es entweder gar nicht, oder doch ſo wenig, daß die Erde nicht erweicht werden kann. Im Sommer vergehen zwei, drei, ja vier Monate, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Im Herbſte pflegt es zwar nicht an Plazregen zu fehlen, allein das Waſſer läuft über den harten Erdboden, wie über eine Tenne hinweg, ja obendrein bleibt öfters von den Ueberſchwemmungen eine hohe Kieſellage zurück. Im Winter friert die Erde immer einige Zoll tief, ohne mit dem ſo wohlthätigen Schnee bedeckt zu ſeyn. Alles was daher der Boden an Feuchtigkeit empfängt; beſchränkt ſich auf die wenigen ſanften Herbſt- und Frühlingsregen, ſo wie auf den ziemlich ſpärlichen Thau, der in den Sommernächten zu fallen pflegt.

Die topographiſchen Urſachen der Trockenheit des Bodens betreffend, ſo finden dabei folgende Bemerkungen Statt. Zwar iſt das Departement von zwei großen und mehrern kleinen Flüſſen bewäſſert, zieht aber wirklich für den Ackerbau nur wenig Vortheil davon. Die Rhone, die faſt in gerader Linie dem Mittelmeere zueilt, benetzt kaum die Gränzen des weſtlichen Theils, und wird ſo gut als gar nicht zur Bewäſſerung benuzt. Aus der Durance, die den ſüdlichen Theil des Departements durchſtrömt, ſind zwar drei große Kanäle abgeleitet, die unter dem Namen Kanal de Cavaillon, Kanal de Crillon, und la Durancole bekannt ſind; allein dieſe Kanäle gehen kaum drei Lieuen weit in das Land hinein. Die kleinern Flüſſe, die Sorgue ausgenommen, ſind den größten Theil des Jahres völlig ausgetrocknet, und dienen folglich ebenfalls nur wenig zur Bewäſſerung.

Aber wo ſind denn eigentlich die herrlich angebauten und ſchön bewäſſerten Gegenden zu finden, von denen man ſo viele Reiſende mit Entzücken ſprechen hört? Es iſt die Ebene zwiſchen Cavaillon und Avignon, ein reizendes Thal voll der üppigſten Vegetation und der mannigfaltigſten Fruchtbarkeit. Die übrigen höher gelegenen und nicht bewäſſerten Theile des Departements, bringen zwar auch noch einige Produkte, beſonders Mandeln und Safran, hervor; allein der Anbau iſt ungleich beſchwerlicher, und der Ertrag hängt von den Früh- und Spätjahr-Regen ab. Weiter nach den Gebirgen zu gehen die ſogenannten Garigues oder Landes an, die meiſtens nur mit aromatiſchen Kräutern bewachſen ſind.

Die Methode des Ackerbaues betreffend, ſo iſt ſie zwar im Allgemeinen ſeit funfzig Jahren etwas verbeſſert worden; im Beſondern indeſſen dürfte noch manches zu wünſchen übrig ſeyn. So wird von erfahrnen Landwirthen über die ſchlechte Art zu pflügen, zu ſäen, zu ſchneiden, zu dreſchen geklagt; ſo wird die Nachläßigkeit im Jäten, die Wuth alle Vögel wegzuſchießen, und ſo den Inſekten alles Preis zu geben, mit vielem Rechte getadelt; ſo werden endlich die vielen Brachen, die Verwahrloſung und zweckwidrige Anwendung des Düngers, die fehlerhafte Verpachtungsweiſe der Güter, mit Recht als dem hieſigen Ackerbau äußerſt ſchädlich angeſehn.

Die Produkte des Ackerbau's anlangend, ſo pflegen ſie meiſtens in Roggen, Gerſte, Waizen, Hafer, Oel, Wein, Futterkräutern, Gemüſen, Krapp, Safran, Erdmandeln, Hanf und Flachs zu beſtehn. Unter dieſen Produkten iſt der Waizen und Safran das ungewiſſeſte, der Wein das ſchlechteſte, indem man ihn nicht zu behandeln verſteht; der Krapp das einträglichſte und allgemeinſte; die Erdmandel, die an den Ufern der Rhone und Durance ſehr gut fortkommt, iſt das neueſte; der Hanf, der Flachs, und das Oel das unbedeutendſte. — Die Viehzucht wird ſehr nachläßig betrieben, die Seidenzucht ſcheint allmählich einzugehen, und auch der Obſtbau iſt äußerſt eingeſchränkt.

Gehen wir nun zu den naturhiſtoriſchen Bemerkungen, ſo finden wir zuerſt in botaniſcher Hinſicht, eben ſo großen Reichthum als außerordentliche Mannigfaltigkeit. Wie in dem ganzen ſüdlichen Frankreich, ſo trift man nämlich auch im Departement de Vauclüſe, dieſes ganz eigenthümlichen Clima's wegen, Nord- und Südpflanzen neben einander an. Es läßt ſich daher leicht erklären, warum die hieſige Flora nur wenig von den übrigen ſüdfranzöſiſchen, z. B. von der Flora Monspelienſis, abweichen kann. Indem ich Sie alſo auf dieſe verweiſe, füge ich bloß zwei kleine Supplemente hinzu, wovon das erſte die Liſte der hieſigen in Gouans Werke fehlenden Pflanzen, das andere das Verzeichniß der im Departement wildwachſenden Bäume und Sträuche enthalten ſoll *).

---

*) Sie ſind unten im Anhange abgedruckt.

In zoologiſcher-Hinſicht bietet ſich dem Beobachter eben nichts Merkwürdiges dar, wir bemerken bloß, daß es auf den Gebirgen ſehr viel Caninchen und Haſen gibt. In ornithologiſcher Hinſicht verdienen beſonders die vielen Paſſagevögel Aufmerkſamkeit, unter denen man auch zuweilen Trappen bemerkt. In entomologiſcher Hinſicht werden vorzüglich eine Menge der ſchönſten, zum Theil exotiſchen Coleoptern gezählt; in ichtyologiſcher Hinſicht verdienen beſonders die Forellen und Aale aus der Sorgue, die Störe, Alſen und Pricken aus der Rhone, vorzügliche Aufmerkſamkeit. In mineralogiſcher Hinſicht endlich werden außer mehrern Kalk- Thon- und Gyps-Gruben, auch ſehr ſchöne bunte Jaspisarten, (zwiſchen Mourmoiron und Villes) mehrere ſchöne Marmorarten, (beſonders zu Bedouni) Steinkohlen, (am beſten zu Piolenc) Bleygruben, (zu Vaiſon) und eine Menge mineraliſcher Quellen (zu Vaqueyres

u. ſ. w.) bemerkt. — Dieß von dem Departement im Allgemeinen, meine folgenden Briefe ſollen nun bloß der Stadt Avignon und ihren climatiſchen, topographiſchen, ökonomiſchen Verhältniſſen u. ſ. w. gewidmet ſeyn.

Fünf und dreißigſter Brief.

Inhalt.

Avignon. Lage. Umfang. Merkwürdigkeiten. Clima. Extreme und Veränderlichkeit. Einzelne meteorologiſche Angaben. Oekonomiſche Verhältniſſe. Lebensmittel aller Art u. ſ. w. Geſellſchaftliche Reſſourzen. Theater. Caffeehäuſer. Clärchens. Bibliothek. Muſeum. Privatcabinette u. ſ. w. Excurſionen. Details.

Avignon, März 1804.

Avignon unter 43° 57′ 25″ N. B. und 2 28′ 33″ O. L. von Paris, mit höchſtens 22,000 Einwohner, zieht ſich längs des linken Rhoneufers auf einer etwas abhängigen Ebene hin, und bildet im Ganzen ein ziemlich regelmäßiges Oval. Rechnet man ein Drittheil des Umfanges für Kirchen und Klöſter, für Gärten, Wieſen, Canäle, Gottesäcker u. dgl. ab; ſo bieten die zwei übrigen Drittheile nichts als ein Labyrinth von engen winklichten Straßen dar, die größtentheils mit ſehr ſchlechten Häuſern beſezt ſind. Die größte topographiſche Merkwürdigkeit von Avignon dürfte wohl das alte päpſtliche Schloß, mit den dazu gehörigen Gebäuden, auf dem ſogenannten Roque ſeyn. Dieſes iſt ein hoher Kalkfelſen, an deſſen Fuße die Stadt anhebt, und von deſſen Spitze man einen beträchtlichen Theil des ganzen Rhonethales überſehen kann.

Was das hieſige Clima anlangt, ſo zeichnet es ſich eben ſo ſehr durch ſeine Extreme, als durch ſeine große Veränderlichkeit aus. Auf brennend heiße Sommer, wo das Thermometer zu 23 — 28° Reaum. ſteigt, folgen empfindlich kalte Winter, wo es bisweilen ſogar bis 12° unter den Eispunkt fällt. Auf der andern Seite aber ſind auch die Uebergänge von der Wärme zur Kälte und umgekehrt, ſo äußerſt ſchnell und unregelmäßig, daß man oft in wenig Stunden Differenzen von 10 — 12 Gr. bemerkt. Die mittlere Höhe des Barometers iſt 28 Z. 1 Linie. Die höchſte Variation bei Nord- oder Südwind pflegt 1 Z. 9 L. zu ſeyn.

Die jährliche Quantität Regen wird nach einer Mittelzahl auf 18 — 19 Z. geſchäzt, doch finden in Anſehung der Herbſt- und Frühlingsregen ſehr groſe Unregelmäßigkeiten Statt. Nebel ſind ſelten, Reif und Schnee wird deſto häufiger bemerkt. Dieß iſt ſorgfältigen Beobachtungen zu Folge, beſonders ſeit 1789 der Fall, wie denn überhaupt das hieſige Clima immer kälter zu werden ſcheint. In Anſehung der Winde darf ich Sie auf den obigen Abriß verweiſen*); ich will bloß hinzufügen, daß es in Avignon faſt das ganze Jahr zu ſtürmen pflegt, und daß der Wind oft in einer Woche zwanzig bis dreißigmal den ganzen Compaß durchläuft.

---

*) Siehe den drei und dreißigſten Brief.

Die ökonomiſchen Verhältniſſe von Avignon betreffend, ſo erwarte man keine Wohlfeilheit, indem der größte Theil der Viktualien aus den benachbarten Departements herbeigeſchaft werden muß. So zieht die Stadt z. B. Waizen aus dem Departement dû Gard und des Bouches dû Rhone, Gemüſe und Früchte zum Theil aus dem Departement de l'Iſere, zum Theil aus den genannten Departements, ohne zu rechnen, was ſie aus den Ortſchaften ihres eigenen Departements, beſonders aus Cavaillon erhält. Mit dem Fleiſche, mit dem Holze, ja ſogar mit den Fiſchen und dem guten Weine iſt es beinahe eben ſo; alles wird von Fremden hergebracht. Im Ganzen kann man daher mit Wahrheit ſagen, daß in Avignon bloß der ſchlechte Wein, woran die Gemarkung Ueberfluß hat, und die Miethe wohlfeil iſt. Wer in einem guten Gaſthofe wie z. B. dem genannten bleibt, nehme daher wenigſtens acht Livres täglich auf ſeine Zehrung an. — Beiläufig will ich noch bemerken, daß man hier nichts als ſchlechtes Brunnenwaſſer trinkt, obgleich das Rhonewaſſer vortreflich iſt. Allein man iſt einmal an jenes gewöhnt, und ſo wird dieſes bloß zum Waſchen, in den Fabriken u. ſ. w. gebraucht.

Um zu den geſellſchaftlichen Reſſourzen von Avignon überzugehn, ſo bietet ſich dem Fremden erſt ein öffentliches, und dann auch ein Privattheater dar. Er findet ferner eine Menge ſchlechter Caffeehäuſer, einige Boſtringuen oder Tanzſäle, und vor allen Dingen eine Menge vollbuſiger und ſchwarzäugiger Clärchens, die in der That ſehr verführeriſch ſind.

Will er aber beſſere, wenigſtens minder gefährliche Unterhaltungen ſuchen, ſo werden ihm erſt die Bibliothek und das Muſeum der Stadt, im erzbiſchöflichen Palaſt, wo ſehr viel gute Werke, Gemälde, Curioſitäten u. dgl. zu finden ſind, ferner die Privatcabinets der Herren Quinſon und Limon (Gemälde), und des Doctor Calvet und Guerin (Naturalien) zu empfehlen ſeyn.

Sucht er Spaziergänge, ſo findet er in der ganzen Gegend, beſonders unter den ſchönen Alleen längs der Rhone hinlängliche Gelegenheit dazu, und genießt obendrein eine ſehr reizende Ausſicht auf die Inſeln und das jenſeitige Ufer dabei. Will er entferntere Excurſionen machen, ſo kann er Vauclüſe, Cavaillon, Carpentras, Beaumes, und Malaucenes ſehn.

Was zuerſt Vauclüſe anlangt, ſo iſt es ungefähr vier Lieuen von Avignon entfernt und ſeiner pittoresken Lage, Felſenquelle und milden Temperatur wegen berühmt. Ohne Sie hier mit einer neuen Beſchreibung der petrarchiſchen Grotte u. ſ. w. zu ermüden, will

ich

ich Ihnen bloß ſagen, daß Vauclüſe ein kleines Dörfchen von etwa ſiebenzehn Häuſern iſt, und daß es hier zwei gute Papiermühlen gibt. Ich will hinzuſetzen, daß es durch eine Reihe hoher Berge vor dem Miſtral geſchüzt, und durch die rauſchende Sorgue erfriſcht, im Winter und Sommer einer äußerſt angenehmen Temperatur genießt; ich will mit der Bemerkung ſchließen, daß es ein ſehr geſunder Aufenthalt zu ſeyn ſcheint, indem oft in funfzehn bis achtzehn Monaten kein einziger Kranker im Dorfe zu finden iſt.

Eine zweite Excurſion, und zwar in der Nachbarſchaft von Vauclüſe führt nach Cavaillon, das am rechten Ufer der Durance liegt, und deſſen Gegend mit Recht der Garten der Provence genannt zu werden verdient. Es iſt unmöglich, ſchönere Gemüſefelder, lieblichere Baumgruppen, reichere Wein- und Oliven-Hügel zu ſehn. Am meiſten werden die Artiſchocken, und die Pfirſchen von

Cavaillon geſucht, und die Einwohner als die beſten Gärtner in der Provenze gerühmt.

Nicht weit davon liegt auch L'Isle in einer der ſchönſten Gegenden, die man ſehen kann, und ſanft von den beiden Armen der Sorgue umrauſcht. Ueberhaupt erinnert die ganze Landſchaft zwiſchen Cavaillon und Avignon, durch ihr vortrefliches Bewäſſerungsſyſtem, durch ihre reizenden Baumpflanzungen und durch ihre eben ſo üppige als mannigfaltige Vegetation, an die reizendſten Gegenden von Valencia.

Das Ziel einer dritten Excurſion iſt Carpentras, wo beſonders die Ueberreſte eines alten Triumphbogens, der moderne Aqueduc und das prächtige Hospital (welche beide großer Reparaturen bedürfen,) und die öffentliche Bibliothek bemerkenswerth. Leztere enthält ſehr viel alte Drucke aus Frankreich, Italien und Deutſchland, auch werden die

Handſchriften des berühmten Peyreſc darin aufbewahrt. Von andern Manuſcripten dürften beſonders die zwei Foliobände echter Troubadours-Gedichte, reiſenden Literatoren zu empfehlen ſeyn. Noch beſizt die Bibliothek eine römiſche Medaillenſammlung von ſechs tauſend Nummern, worin manches ſeltene Stück enthalten ſeyn mag; eben ſo verdient auch eine Reihe von Originalzeichnungen Aufmerkſamkeit, die man mehrern Meiſtern aus den beſten Schulen zuſchreibt.

Was endlich die Excurſionen nach Beaumes und Malaucenes anlangt, ſo ſind dieſe beiden kleinen, ſehr angenehm und geſund gelegenen Städtchen beſonders wegen ihrer eigenthümlichen Temperatur bemerkenswerth. Beaumes iſt nämlich ganz vollkommen vor dem Miſtral geſchüzt, und daher äußerſt mild; Malaucènes hingegen vermöge ſeiner hohen nördlichen Lage dem Biſe ausgeſezt, und daher auch im höchſten Sommer immer kühl. Wer alſo Beaumes im Winter, und Malaucenes im Sommer bewohnte, genöſſe eine beſtändige Frühlingstemperatur. Dieſes würde ſich um ſo leichter bewerkſtelligen laſſen, da beide Städtchen höchſtens drittehalb Lieuen von einander entfernt ſind.

Sechs und dreißigſter Brief.

Inhalt.

Induſtrielle Verhältniſſe von Avignon. Details über die daſigen Fabriken. Mercantiliſche Verhältniſſe. Einfuhr und Ausfuhr. Charakter der Einwohner. Oeffentliche Wohlthätigkeits Anſtalten. Detaillirte Angaben derſelben. Oeffentliche literariſche Anſtalten. Bemerkungen darüber. Schluß.

Avignon, März 1804.

Sie fragen mich nach den induſtriellen und mercantiliſchen Verhältniſſen von Avignon? Hier haben Sie, was ich Ihnen darüber mittheilen kann. Zuerſt finden wir die Seiden-Manufakturen mit funfzehnhundert Stühlen zuſammen, wo beſonders die ſogenannten

Taſte Façon de Florence, und Demiflorence verfertigt werden, und womit ſechszig bis ſiebenzig Seidenmühlen zu den bekannten Operationen des Abwindens, Zwirnens u. ſ. w. verbunden ſind.

Weiter werden zwanzig Färbereien, zwei Cattun-Fabriken, mehrere Brandweinbrennereien und Bierbrauereien; verſchiedene Grapp-, Grünſpan- und Scheidewaſſer-Fabriken, ſo wie eine Kupfer-Gießerei und eine Kupferplattenmühle (Laminoir) gezählt. Die meiſten dieſer Fabriken ſind erſt ſeit der Revolution entſtanden; hingegen hat die weiſe Regierung den vielen, ehedem unter der päpſtlichen Herrſchaft geduldeten, und ſogar begünſtigten Nachdruckern gänzlich das Handwerk gelegt *).

---

*) Ein großer Theil dieſer Fabriken iſt an den drei Canälen angelegt, die aus der Sorgue und Dürence durch die Stadt geleitet ſind.

Die mercantiliſchen Verhältniſſe von Avignon anlangend, ſo werden hier eingeführt: Waizen, Horn- und Schaf-Vieh, nebſt Victualien aller Art, rohe Häute, feine Tücher, Oel, Seife und Leinwand. Ausgeführt werden dagegen alle Produkte des Departements, und alle Fabrikate der Stadt; als Krapp, Trüffeln, Honig, Wachs, Gelbholz, Safran, Saflor, Kleeſamen u. ſ. w. ferner: Taſte, Cattune, Kupferplatten, Grünſpan, Scheidewaſſer, Lavendelſpiritus, u. ſ. w. wobei wir bemerken, daß die Bilanz zum Vortheil von Avignon iſt.

Sie ſehen aus dieſer Skize, daß es den Einwohnern von Avignon, den Avignoſen wie man ſagt, gar nicht an Thätigkeit fehlt, ob ſie gleich ſonſt ein äußerſt ſinnliches, luxuriöſes und ausſchweifendes Völkchen ſind. Sie haben dabei, im Ganzen, noch immer ein gewiſſes italiäniſches Weſen an ſich, das ſelbſt die Revolution nicht zu verwiſchen im Stande geweſen iſt; ſie ſcheinen mit einem Worte keine gebornen Franzoſen, ſondern nur nationaliſirte Italiäner zu ſeyn.

Ich ſchließe dieſen Brief mit einigen Bemerkungen über die öffentlichen Wohlthätigkeits-Anſtalten von Avignon. Hier will ich Ihnen vor allen Dingen das ſchön gebaute Hopital general anführen, das an drittehalb hundert Kranke faſſen kann, und ſehr gut eingerichtet zu ſeyn ſcheint. Weiter nenne ich Ihnen das Armen- und Waiſenhaus, das ſo eben eine beſſere Organiſation erhalten ſoll, und eine Anſtalt für Wahnſinnige, die manche gute Einrichtungen und beſonders für die ſtillen Kranken hat; wo aber für die eigentlichen Raſenden ebenfalls ſehr ſchlecht geſorgt iſt.

Eine ehrenvolle Erwähnung verdient auch die wohlthätige Geſellſchaft, die ſich der Armen und Kranken bis in die kleinſten Details annimmt, und auch die Rumfordſche Suppenanſtalt eingeführt hat. Mit dieſer Geſellſchaft iſt noch ein Büreau de Charité verbunden, das aus lauter verheiratheten Damen beſteht und ſeine Wohlthaten beſonders für arme Schwangere, hülfloſe Wöchnerinnen, und verwaiſte Säuglinge beſtimmt. Endlich iſt auch ein Leihhaus vorhanden, wo vorzüglich auf arme Fabrikanten Rückſicht genommen wird.

An öffentlichen literariſchen Anſtalten beſizt Avignon ein Lyceum, das ſo eben organiſirt werden ſoll, und mehrere autoriſirte Penſionsſchulen, die unter Aufſicht des Präfekten ſtehn. Es hat eine gelehrte Geſellſchaft, das ſogenannte Athenee de Vauclüſe, die unter ihren auswärtigen Mitgliedern ſehr berühmte und bekannte Namen zählt. Z. B. Bonaparte, Bouflers, Chardon de la Rochette, Fontanes, Fourcroy, Jenner, Lalande, Paſtoret, Pougens, Segúr, Thulis, Volney u. ſ. w. Es hat ferner eine medizíniſche Geſellſchaft, unter deren auswärtigen Mitgliedern unſere Landsleute Gmelin, Stromeyer, Weber und Wiedmann nicht die lezten ſind, und der Avignon auch die Einführung der Schuzblattern verdankt. Es exiſtirt hier endlich auch eine Ackerbau- und Handels-Geſellſchaft, die ſich ſehr um das Departement verdient zu machen ſucht, und eine thätige Correſpondenz unterhält. Aus allen dieſen Nachrichten ergibt ſich, daß Avignon in jeder Hinſicht offenbar durch die Revolution gewonnen hat.

Doch genug, denn meine Abreiſe iſt auf morgen feſtgeſezt. Ich gehe über Lyon nach Genf, und hoffe in vierzehn Tagen wieder bei Ihnen zu ſeyn.

Anhang.

Anmerkung.

Die Leſer finden hier erſtens: Eine aus Menard und Vincens gezogene Beſchreibung der Alterthümer von Nismes, wobei jener bis zum Jahre 1758, dieſer von da an, bis 1803. als Führer gedient hat. Zweitens: ein genaues Verzeichniß der in der Gegend von Nismes wild wachſenden Pflanzen, das mit wenigen Veränderungen zugleich für Montpellier paſſen kann. Drittens: eine gute ornithologiſche Tabelle von Nismes. Viertens ein Verzeichniß aller der im Departement de Vaucluſe wild wachſenden Pflanzen, die nicht in Gouans Flora befindlich ſind. Fünftens eine Liſte der Bäume und Geſträuche deſſelben Departements.

I.

Alterthümer von Nismes.

1.

Das Amphitheater.

Das Amphitheater bildet ein vollkommnes Oval. Der große Diameter deſſelben, von Oſten nach Weſten, hat 67 Toiſen 3 Fuß; der kleine, von Norden nach Süden, 52 Toiſ. 5 F. doch ſo, daß bei beiden die Mauer der Façade mit eingerechnet iſt. Der ganze äußere Umfang des Gebäudes hat 190 Toiſen; die Höhe vom Fußboden bis zur Attike beträgt 10 Toiſ. 5 F. 11 Z. Das Gebäude ſelbſt beſteht aus einem Erdgeſchoß, einer obern Etage, und der Attike, die dieſer zur Bedeckung dient.

Das Erdgeſchoß beſteht aus ſechszig, gleich weit von einander entfernten Arcaden, welches eben ſo viel Eingänge waren, durch die man in das Innere des Amphitheaters kam. Dieſe Arcaden ſind ſehr hoch und mit einem Pilaſter verziert, der faſt zwei Fuß im Profil hat, und auch beinahe eben ſo dick iſt. Zwei Fuß von dem Architrave ſind dieſe Pilaſter abgeſchnitten, und um zwei Zoll eingerückt.

Ueber dieſem Erdgeſchoß läuft nun die obere Etage mit derſelben Anzahl Arcaden hin, ſo daß immer jede oberſte perpendiculair auf die unterſte paßt. Dieſe Arcaden ſind mit einer niedrigen Bruſtwehr von Mauerwerk verſehn, und mit toscaniſchen Säulen verziert; wenigſtens ſcheint es dieſe Ordnung, und nicht die doriſche zu ſeyn. Uebrigens muß nicht vergeſſen werden, daß der oberſte Theil dieſer Arcaden, ſowohl im Erdgeſchoß als in dieſer Etage, immer vier Fuß von dem Architrave entfernt iſt.

Auf der ſo eben beſchriebenen Hauptetage endlich ruht die Attike. Dieſes iſt im Grunde eine zweite Etage, nur daß ſie weder Arcaden noch Säulen hat. Sie gibt daher eine Art freier Terraſſe ab, auf der man noch jezt beinahe um das ganze Amphitheater herum gehen kann, dient der Hauptetage zur Bedeckung und ſchließt das Ganze in dem gehörigen architektoniſchen Verhältniß. Längs derſelben kann man noch die hervorſpringenden Werkſtücke mit den Löchern bemerken, in denen vermittelſt großer Stangen das ſogenannte Velarium über den Sitzen ausgeſpannt ward. Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung wollen wir nun ſehen, was etwa an den einzelnen Theilen als merkwürdig zu beobachten iſt.

Zuerſt was die äußere Umfangsmauer betrift, ſo hat ſie vier Hauptthore (nach den vier Himmelsgegenden), die alle vier in gleicher Entfernung, immer funfzehn Arcaden von einander, angebracht ſind. Zweitens die

Stufen oder Sitze des Amphitheaters anlangend, ſo ſind von den zwei und dreißigen dieſes Gebäudes, nur die oberſten ſiebenzehn, und auch dieſe nicht an allen Stellen erhalten; die unterſten Reihen vom Podium an bis zur Hauptetage hinauf, ſind bereits völlig ruinirt. Durch Meſſungen der noch erhaltenen Sitze hat man gefunden, daß ſie aus großen 8 — 10 Fuß langen Werkſtücken beſtehn, und 18 — 24 Zoll hoch ſind. Die oberſte Reihe ſtößt an die Attike, und iſt von den Schlußſteinen derſelben nur 3 Fuß 2 Z. entfernt.

Drittens was die Solidität dieſes Gebäudes betrift. Hier bemerken wir, daß die ganze äußere Umfangsmauer durchaus fünftehalb Fuß dick, und aus lauter großen, bloß durch eiſerne Klammern (ohne Mörtel) verbundenen Werkſtücken zuſammengeſezt iſt. Die geringſten dieſer Werkſtücke ſind 3 Toiſen lang und eine hoch, man kann deren aber

auch

auch genug von doppelter Länge und Höhe ſehn.

Viertens fügen wir einige Notizen über merkwürdige Verzierungen einzelner Arcaden hinzu. Zuerſt wird man an dem einen Thore gegen Mitternacht zwei hervorſpringende halbe Stierleiber gewahr, das gewöhnliche Emblema der römiſchen Colonien. Zweitens findet man auf einem der nächſten Pilaſter die halb in Relief gearbeitete Figur der römiſchen Wölfin, mit den zwei ſäugenden Kindern; was ein Emblem des römiſchen Bürgerrechts war.

Drittens ſieht man auf der Bruſtwehr der darüber befindlichen obern Arcade zwei kämpfende Fechter, deren Figuren ſehr kräftig ſind. Viertens endlich wird man auf mehrern der benachbarten Pilaſter eine Menge der poßierlichſten Priapen, mit zwei drei Aeſten, mit Vögeln, Schellen, Flügeln, u. drgl. gewahr, deren ſymboliſcher Sinn keiner Erklärung bedarf. — Das von dem Amphitheater von Nismes, deſſen Erbauung zwiſchen die Jahre 138 — 161. unter die Regierung des Kaiſers Antoninus Pius geſezt wird, ohne daß jedoch etwas Näheres darüber beſtimmt werden kann.

2.

La Maiſon carree.

Dieſer herrliche Tempel, von ſeiner viereckigten Form ſo genannt, iſt mit Inbegriff des Veſtibulums zwölf Toiſen lang, und von außen mit dreißig corinthiſchen Säulen geziert, deren Schäfte ganz vortreflich gearbeitet ſind. Vorn bei dem Veſtibulum bilden dieſe Säulen einen Porticus, längs der Mauer des Gebäudes aber ſind ſie bis zur Hälfte ihres Diameters damit verbunden. Architrave, Frieſe und Corniche des Ganzen zeichnen ſich übrigens ebenfalls durch vortrefliche Sculpturarbeit aus.

Da der eigentliche Tempel wenigſtens fünftehalb Fuß über die Grundmauer erhaben iſt, ſo ſteigt man zu dem Veſtibulum auf zwölf Stufen hinauf. Jezt ſteht man vor einer viereckigten Thüre, die 3 Toiſen 4 Fuß in der Höhe und 1. T. 4. Fuß in der Breite hat, tritt hierauf in das Innere, und findet, daß dieſes gerade zwei Drittheile von der Länge des Ganzen, alſo acht Toiſen hat, während es ſechs Toiſen breit, und eben ſo viel hoch iſt. Man weiß nicht gewiß, ob dieſer Tempel von oben erleuchtet ward, man vermuthet es aber, da man bei den lezten Reparaturen einige Anzeigen davon gefunden haben will. Lächerlich aber iſt es, mit einem gewiſſen Reiſenden anzunehmen, daß die kleinen *modernen Fenſterchen* ſchon von den römiſchen Architekten darin angebracht worden ſeyn.

Die Grundmauer dieſes Tempels hat ebenfalls mehrere Unterſuchungen veranlaßt. *Seguier* und nach ihm *Clerißeau* ſchienen die richtigſten Angaben gefunden zu haben; man behauptet aber, daß ein ſehr geſchickter Jngenieur Herr Granget zu Nismes, der im Jahr 1802 von neuen nachgraben ließ, gar ſehr von ihnen abweichen ſoll. Die Reſultate ſeiner Nachforſchungen hat er der Academie du Gard in einem Memeire mitgetheilt, das wahrſcheinlich gedruckt werden wird, ſobald die dazu gehörigen Zeichnungen geſtochen ſind. Jm Allgemeinen ſcheint es, nach Herrn Grangets genauen Nachgrabungen, faſt gewiß zu ſeyn, daß dieſe Grundmauer eine corinthiſche Baſis war, und daß der jetzige Boden um das Gebäude herum wenigſtens ſechs Fuß höher geworden iſt.

Eben ſo lange war man über die Erbauung und über die Beſtimmung dieſes herrlichen Tempels ungewiß. Einige machten ein Capitolium, andere ein Prätorium, noch andere eine Baſilica daraus. Endlich kam der gelehrte Seguier auf den Gedanken, die Löcher zu ſtudiren, die man über dem Fronton, als Anzeichen einer alten metallenen, ehemals aufgehefteten Inſchrift bemerkt. Nach vielen mühſeligen Verſuchen, Nachforſchungen, Vergleichungen u. ſ. w., fand er endlich, daß es ungefähr folgende Inſcription geweſen war.

C. Caesari Augusti F. Cos. L. Caesari Augusti
F. Cos. designato. Principibus Juventutis.

Hieraus ergibt ſich, daß dieſer Tempel den beiden adoptirten Söhnen des Auguſtus, Cajus und Lucius, gewidmet worden war.

3.

Der Dianen-Tempel.

Da die Ruinen dieſes ſchönen und ebenfalls viereckigten Tempels mit jedem Jahre mehr verfallen, ſo wird im Kurzen von der Architektur deſſelben nur ſehr wenig mehr zu erkennen ſeyn. Daſſelbe iſt der Fall mit der

4.

Tour magne

die bereits oben beſchrieben worden iſt. Wir fügen hier bloß hinzu, daß man ſich zum Hinauſſteigen einer hohen Leiter bedienen muß, daß dieſes aber der häufig bröckelnden Steine wegen mit vieler Gefahr verbunden bleibt. — Ohne nun die übrigen von Menard weitläuftig beſchriebenen kleinen Alterthümer, als Statüen, Fußböden u. ſ. w., oder die Ruinen von Bädern, Thoren u. drgl., umſtändlich anzuführen, füge ich bloß die neueſten, ſeit Menard gemachten Entdeckungen nach den Angaben des gelehrten Vincens hinzu.

Ich werde zu dieſen Abkürzungen beſonders durch die Nachricht veranlaßt, daß der berühmte Millin in ſeiner, ſchon unter der Preſſe befindlichen antiquariſchen Reiſe, dieſe Alterthümer von Nismes mit ſeiner gewöhnlichen Gründlichkeit beſchrieben, und auch hier nichts zu wünſchen übrig gelaſſen hat. Wahrſcheinlich haben wir auch zugleich eine Ueberſetzung dieſes ſchäzbaren Werkes von dem biedern und gelehrten Winkler zu erwarten, der bekanntlich Herrn Millins Reiſegefährte war, wie er ſchon längſt ſein Freund und literariſcher Gehülfe geweſen iſt.

5.

Neu entdecktes römiſches Thor.

Bei der im Jahre 1769 vorgenommenen Niederreißung der 1194 erbauten Wälle, wurden die Ueberbleibſel zweier römiſchen Thore entdeckt, wovon das eine noch faſt ganz erhalten iſt, wiewohl ſich die Schwelle drei Toiſen unter dem jetzigen Boden befindet. Das Ganze bietet außer den Ruinen der beiden Seitenthürme, eine Façade von zehn Toiſen drei Fuß Länge, und von vier Toiſen drei Fuß Höhe bis zu dem zerſtörten Karnieße dar. An beiden Enden iſt ein Pilaſter von corinthiſcher Ordnung, und in der Mitte ſind noch zwei andere befindlich, wodurch das Ganze in drei Theile getheilt wird, wovon der mittelſte der breiteſte iſt. Dieſer mittelſte bildet zwei hohe von einander getrennte Hauptpaſſagen, während die beiden andern niedrigern, zu den Wachthäuſern geführt zu haben ſcheinen. Die Gewölbe der Hauptpaſſagen ſind eine Toiſe dick. Ueber denſelben ſieht man folgende Inſchrift:

Imp. Caesar. Divi. F. Augustus
Cos. XI. Trib. Potest. VIII.
Portas, Muros. Col. Dat.

Aus derſelben ergibt ſich, daß dieſes Thor unter dem Kaiſer Auguſtus, und zwar im Jahre 736 der römiſchen Aera, alſo ungefähr funfzehn bis ſechszehn Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung gebaut worden iſt.

6.

Brunnen.

Es ſind in Nismes eine große Menge römiſcher Brunnen entdeckt worden, und man findet deren faſt bei jedem Baue, wo ein Grund gegraben werden muß. Sie haben indeſſen nichts Merkwürdiges, als ihre unveränderte Cirkelform, und die Feſtigkeit ihrer

Bauart aus lauter Bruchſteinen, die durch einen unverwüſtlichen Kitt verbunden ſind.

Die Tiefe iſt natürlich nach dem Local, der Durchmeſſer hingegen nur ſehr wenig verſchieden. Gemeiniglich haben ſie nur 25 bis 30 Zoll in der Breite, doch gibt es auch welche, deren Dimenſionen weit beträchtlicher ſind. So findet man einen in dem Garten des Ingenieur Durand, der eine Oefnung von 5 Fuß, 6 Zollen hat. Dieſes iſt aber auch bis jezt der größte, der bekannt geworden iſt.

In dem Garten eines Herrn Caſſon *) befindet ſich ein Brunnen, der ziemlich merkwürdig iſt. Etwas über ſechs Fuß von dem gegenwärtigen Boden ſieht man nämlich einen großen viereckichten Stein, der einen neun Linien breiten Rand, an zwei von ſeinen Winkeln einen Abſchnitt, und in der Mitte eine runde, 18 Zoll große Oefnung hat. Er ruht auf einem zweiten ſechs Zoll acht

---

*) „Vis à vis la placette" am neuen Cours.

Linien dicken Steine, der eine gleiche Oefnung hat, und bedeckt einen Brunnen, der bis zum Grunde aus ſechs Reihen Steinen beſteht. Jede dieſer Reihen iſt vier Zoll und fünf Linien hoch, während ſie drei Fuß acht Zoll im Durchmeſſer hat. Der ganze Brunnen iſt vier Toiſen ſechs Fuß tief.

Unterhalb der lezten Reihe Steine, führt eine alte römiſche Treppe von eilf Stufen zu einer kleinen, ungefähr drei Qr. Fuß im Umfange haltenden Fläche hinab. Auf der vierten Stufe jener Treppe findet man einen Stein, den man ſogleich für antik erkennt, der aber das Zeichen EROS * enthält. Die Buchſtaben erſcheinen verkehrt, weil der Stein ſo aufgelegt iſt, ſind aber übrigens ſieben Zoll, vier Linien hoch, ſehr tief eingegraben und vollkommen gut erhalten. Wahrſcheinlich rührt dieſe Inſchrift von einem römiſchen chriſtlich gewordenen Sklaven her, der dieſen Namen führte, — man weiß, daß er unter den Sklaven nicht ungewöhnlich war, — und denn dieſes Zeichen daneben ſchrieb. Dieß ſcheint wenigſtens Herrn Vincens die natürlichſte Erklärungsart zu ſeyn.

Eben ſo wird es auch ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Brunnen zu einer ſehr anſehnlichen Wohnung gehört haben muß, theils weil die Treppe eine ſehr ungewöhnliche Bequemlichkeit war, theils weil man eine Menge von Fragmenten, muſiviſche Fußböden, und eine ſchöne Statüe der Hygiea in der Nähe gefunden hat.

7.

Fußböden.

Man hat eine Menge Fußböden mit muſiviſcher Arbeit gefunden, von denen beſonders folgende bemerkenswerth ſind.

a,

In dem Hauſe eines Herrn Renouard[*] wird ein großes Fragment von einem ſolchen

---

[*] Man darf nur nach der „Calandre anglaiſe“ fragen.

Fußboden aufbewahrt, das drei Toiſen drei Fuß lang, und zwei Toiſen zwei Fuß breit iſt. Der Grund iſt ſchwarz, das Innere beſteht aus drei in einander befindlichen Vierecken, die mit einer doppelten Einfaſſung umgeben ſind. Die herrſchenden Farben ſind weiß, roth und ſchwarz. Die äußere Einfaſſung ſtellt eine Linie von Thürmen und Feſtungswerken vor, die wechſelsweiſe auf der Baſis eines Triangels, und dem Haupte einer Figur zu ruhen ſcheint. Die innere Einfaſſung beſteht aus einer Reihe Portiken, die mit ihrer Baſis ungefähr einen Fuß acht Zoll hoch ſind. Das Ganze zeichnet ſich durch Schönheit und Vollendung aus.

b.

In dem Jahre 1767. wurde ein vortreflich gearbeiteter Fußboden gefunden, auf dem man in einer eben ſo leichten, als geſchmackvollen Einfaſſung, eine Diane in einer liegenden Stellung ſah. Ihre Haare waren fliegend, in der Hand hatte ſie eine Lanze, zu ihren Füßen war auf einer Seite ein Hund, auf der andern der Rüſſel eines Ebers zu ſehn. Das Ganze war aus den ſchönſten und mannigfaltigſten Marmorarten zuſammengeſezt, doch ſchien Grün die herrſchende Farbe zu ſeyn. Unglücklicherweiſe aber iſt dieſes herrliche Gemälde während der Revolution in gleichgültige Hände gekommen, und größtentheils zerſtückelt worden.

c.

Bei einem Herrn **Laporte** in der Straße **Peiro-Mouiado**, nicht weit von dem, unter dem Namen Maiſon carree bekannten Tempel, ſieht man einen Fußboden, der, wie ſich leicht berechnen läßt, ſechs Toiſen lang, und drei Toiſen zwei Fuß breit geweſen iſt. Der Grund beſteht aus großen ſchwarzen Sechsecken auf gelbem Felde, in denen allerhand Figuren, als Sterne, concentriſche Kreiſe, verſchlungene Ellipſen u. ſ. w. befindlich ſind. Die Einfaſſung iſt ſehr einfach und beſteht bloß aus ſchwarzen und gelben Linien, die aber von verſchiedener Stärke ſind.

d.

Einen vierten ſehr ſchönen Fußboden findet man bei den Herren Foußard, Aſtier und Rigaud, nur ſchade, daß er in dem Magazin und Comtoir befindlich iſt. Er verdient beſonders wegen ſeiner ſchönen Blumen- und Vögelfiguren geſehen zu werden, die hier noch mit mehrern andern auf das geſchmackvollſte verbunden ſind. Durch Zeichnung und Materialien ſcheint dieſes Fragment eines der koſtbarſten dieſer Art zu ſeyn.

e.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß in dem Hauſe eines Herrn Maury, zwiſchen dem Cours und dem Thore von Alais, ein ſehr ſchöner Fußboden gefunden, aber aus Gleichgültigkeit des Eigenthümers nicht ausgegraben worden iſt. Er ſoll noch völlig erhalten und aus weißen, rothen und blauen Triangeln zuſammen geſezt ſeyn. Ein reicher Liebhaber würde vielleicht einen vortheilhaften Ankauf machen können.

I.

Statüen, Büſten, Basreliefs u. ſ. w.

a.

Statüe der Hygiea.

Die Statüe iſt von weißem Marmor. Die Göttin ſizt, und hat ein Füllhorn in der Hand; der untere Theil des linken Arms fehlt. Die Statüe ward in dem oben beſchriebenen Brunnen gefunden, iſt zwar an drei Stellen zerbrochen, könnte aber mit leichter Mühe reſtaurirt werden. Der Styl iſt ſehr gut, und verräth die ſchönſten Zeiten der Kunſt.

b.

Ein bronzener Kopf.

Er iſt von coloſſaliſcher Größe, und ſcheint zu einer Statüe gehört zu haben, von der man noch nichts weiter gefunden hat. Die Augen mögen wahrſcheinlich von Silber geweſen und daraus entwendet worden ſeyn. Es iſt unmöglich, eine Vermuthung über jene Statüe zu faſſen, ja man kann kaum beſtimmen, ob der vorhandene Kopf ein männlicher, oder weiblicher iſt. Eine kleine Rinne, die man an der Stirne bemerkt, mag wahrſcheinlich zur Befeſtigung einer Krone u. ſ. w. gedient haben. — Der Kopf iſt jezt auf der Bibliothek zu ſehn.

6.

Basreliefs.

1) **Vespaſian.** Ein marmorner Medaillon von ungefähr neun Zoll Durchmeſſer, der ſehr ſchön gearbeitet und ſehr gut erhalten iſt, — bei Herrn **Sigori.**

2) Ein Basrelief auf einem Opferaltar. Es iſt ein Prieſter, der in der rechten Hand eine Opferſchale hält und im Begriffe ſteht eine Libation zu machen. Unten lieſt man:

Augusti
Laribus
Cultores ur-ö
Fontis.

Das Ganze iſt in dem Garten des Herrn **Büchet** (auf der Straße nach Avignon) zu ſehn.

3) Einige andere kleine Basreliefs, die an Fremde verkauft worden ſind.

9.

Inſtrumente, Meublen u. dgl.

1) Eine bronzene Vaſe von großer Schönheit und vortreflich erhalten; ſie iſt auf der Bibliothek zu ſehen.

2) Eine noch ſchönere bronzene Lampe, auf deren Schneppe vorne eine Maus befindlich iſt. Ebenfalls auf der Bibliothek.

3) Mehrere Vaſen und Lampen von Thon u. ſ. w. die aber eben ſo häufig als unbedeutend ſind.

4) Mehrere Todtenurnen, Thränengefäſſe u. ſ. w. die man auf der Bibliothek ſehen kann. Bemerkenswerth iſt auch eine ſehr ſchöne Urne, die Herr Bücher beſizt.

5) Mehrere ſchön geſchnittene Steine und Medaillen, die theils in dem Kabinette

des jetzigen Präfektes, theils in der öffentlichen Bibliothek, theils in Privatcabinetten vorhanden ſind.

6) Eine große Menge Inſchriften, von denen Herr Vincens eine Sammlung herausgegeben hat.

Das iſt ein kurzes Verzeichniß der antiquariſchen Merkwürdigkeiten, die in den lezten vierzig Jahren in Nismes gefunden worden ſind. Indeſſen iſt dieſer claſſiſche Boden noch bei weitem nicht erſchöpft, und verbirgt höchſt wahrſcheinlich noch ſehr wichtige antiquariſche Schätze in ſich. Das dürfte beſonders in den Gegenden der Fall ſeyn, die man als die ehemaligen Wohnplätze der reichern Bewohner anſehen kann; das heißt der Fuß der Hügelreihe, die den Nordwind abhält, und ganz gegen Süden offen iſt. Die ſchönſten jezt vorhandenen Monumente ſind hier gefunden worden, allein im Ganzen iſt kaum der ſechste Theil des Bodens unterſucht.

II.

Verzeichniß

der in der Gegend von Niſmes wildwachſenden Pflanzen *).

Monandrie Monogynie.

Salicorne herbacée. P. Les marécages.
— ligneuse. P. Ibidem.
Pesse commune. P. Les fossés aquatiques.

Digynie.

Callitric printannière. P. Les ruisseaux, les fossés aquatiques.
— d'automne. P. Ibidem.

Diandrie Monogynie.

Jasmin arbuste. C. Haies, bois taillis.
Troëne commun. P. Haies, fossés.
Filaria moyen. C. Bois taillis, lieux incultes.
— à feuilles étroites. C. Ibidem.

---

*) Man hat das Linneiſche Syſtem beobachtet, aber aus leicht begreiflichen Gründen die Nomenclatur von La Mark gebraucht. *P.* bedeutet, daß die Pflanzen in der Ebene, *C.* daß ſie auf den Hügeln, *X.* daß ſie hier und dort zu finden ſind. Zugleich werden die Stellen durch die beygefügte Beziehung noch genauer beſtimmt.

Filaria à feuilles longues. C. Bois taillis, lieux incultes.
Olivier franc. X. Lieux cultivés, haies.
Lilas.
Véronique serpoline. P. Bord des champs.
— cressonnée. P. Ruisseaux et fos. aquatiques.
— mouronnée. P. Ibidem.
— chenette. P. Haies, prés
— à feuilles larges. P. Bord des champs.
— rustique. P. Les champs.
— des champs P. Ibidem.
— lierrée. P. Lieux cultivés.
— digitée. P. Lieux incultes.
Gratiole officinale. Prés humides.
Grassette vulgaire. Ibidem.
Verveine officinale. Les bords des chemins, les haies.

Diandrie Monogynie.

Licope des marais. P. Lieux aquatiques.
Romarin officinal. C. Bois taillis.
Sauge officinale. C. Lieux secs et incultes.
— des prés. P. Les prés.
— verbenacée. X. Les lieux incultes, les pâturages.

Digynie.

Petite sauge.
Flouve odorante. P. Les prés.

Driandrie Monogynie.

Valeriane chausse-trape. C. Lieux stériles.
— tubereuse. C. Lieux incultes.
— Mache.
— — potagère.
— — couronnée.
— — dentée.
X. Champs, les vignes.
— mixte. P. Les champs.
Policnème des champs. X. Ibidem.
Glayeul commun. P. Ibidem.
Iris germanique. X. Le bord des haies.

Iris naine. C. Les lieux stériles.
— jaune. P. Lieux aquatiques.
— fetide. P. Les bords des haies, des fossés.
Choin marisque. P. Lieux aquatiques.
— Fléau piquant. P. Prés humides.
— maritime. P. Les bords des fossés, les marécages.
— noirâtre. P. Lieux aquatiques.
Souchet long. P. Ibidem.
— jaunâtre. P. Ibidem.
— brun. P. Ibidem,
Scirpe des marais. P. Ibidem.
— à épingle. P. Ibidem.
— flottant. P. Les ruisseaux, les marécages.
— des étangs. P. Ibidem.
— junciforme. P. Lieux aquatiques.
— gloméruIé. P. Les prés humides.
— cetacé. P. Les marécages, le bord des eaux.
— piquant. P. Ibidem.
— Cyperoide. P. Ibidem.
— des bois. P. Les ruisseaux.
Nard serré. C. Lieux secs et stériles.
— courbé. C. Ibidem.

Digynie.

Phalaris de canarie. P. Lieux marécageux.
— aquatique. P. Le bord des eaux.
Phalaris phleoide. P. Les pres, les champs, les bleds.
— roseau. P. Les lieux humides.
Panic rude. P. Les champs.
— lisse. P. Le bord des champs.
— italique, italicum L. P. Bord des fossés.
— pied de coq. P. Champs, lieux cultivés.
— sanguin. P. Ibidem.
— dactyle. X. Ibidem.
— millet. P. Les champs, les fossés.
Fleau des prés. P. Les prés.
— noueux. P. Le bord des chem., les fossés hum.

Fléau des sables. P. Lieux sablonneux.
— couché. P. Lieux humides.
Vulpin bulbeux. P. Les prés.
— des prés. P. Ibidem.
— panicé. P. Lieux incultes.
Millet lendier. X. Champs.
— noir. X. Le long des chemins, des haies.
Agrostis argenté. C. Les lieux stériles.
— traçant. C. Le bord des chemins.
— mineur. X. Les vignes, les champs.
Foin aquatique. P. Les fossés aquatiques.
— élevé. X. Les prés, les bois.
— de montagne. C. Les bois, les lieux secs.
— Oeillet. C. Ibidem.
Melique ciliée. X. Les lieux pierreux, le bord des champs
— penchée. X. Les lieux couverts, les bois.
Paturin aquatique. X. Les fossés aquatiques.
— à feuilles étroites. X. Lieux incultes.
— annuel. X. Par-tout.
— elégant. X. Ibidem.
— duret. X Les chemins, les lieux secs.
— comprimé. X. Les champs, les chemins.
— des bois. X. Les lieux couverts.
— bulbeux. X. Les bords des chemins.
Brize tremblante. X. Les prés, les bois, les pelouses.
— verdâtre. X. Ibidem.
— majeure. X. Le bord des champs.
— amourette. X. Par-tout.
Dactile pelotonné. X. Les prés, les haies, le bord des champs.
Cynosure à crête. C Le bord des chemins. les lieux secs.
— hérissée. C. Les lieux inc., le bord des champs.
— rude. X. Les vignes, les champs, les jardins.
Fétuque ovine. X. Les champs, les lieux secs.
— bromoide. X. Ibidem. Les rochers.
— queue de rat. X. Ibidem.

Fétuque inclinée. X. Les lieux secs.
— élevée. P. Les pâturages, les lieux incultes.
— flottante. X. Les ruisseaux, les fossés aquat.
Brome seglin. X. Le bord des champs, les fossés de la ville.
— rude. X. Le bord des champs, les blés.
— stérile. X. Les champs, les lieux inc. les haies.
— des champs. X. Les champs, les lieux secs.
— corniculé. C. Le bord des champs.
— cilié. C. Le bord des champs, des chemins.
Stipe enpenné. C. Les lieux incultes, les bois taillis.
— joncier. C. Ibidem.
Avoine cultivée. X. Les champs.
— élevée. X. Les champs, les vignes.
— follette. P. Les champs, les blés.
— jaunâtre. C. Les lieux secs.
— fragile. P. Lieux humides, parmi les joncs.
— des prés. P. Les prés.
Lagurier ovale. P Les bords des ruisseaux.
— cilindrique. P. Les champs.
Roseau cultivé. P. Les jardins, les bords des fossés aquat.
— commun. P. Les prés humides, les lieux aquat.
— plumeux. P. Ibidem.
— des sables. P. Les marécages.
Ivraie vivace. X. Le bord des chemins, les pelouses.
— annuelle. X. Les champs, les blés.
Elyme des sables. X. Les lieux secs.
Seigle commun. X. Les champs.
Orge ordinaire. X Ibidem.
— distique. X. Ibidem.
— des murs. X. Les champs, haies, bord des chemins.
Froment cultivé. X. Les champs.
— rampant. X. Les champs, les haies.

Froment délicat. X. Le bord des chemins, des fossés.

Trigynie.

Policarpe quaterné. X. Les champs, les vignes.
Globulaire turbith. C. Lieux pierreux.
— commune. X. Lieux arides.
Cardère sauvage. X. Bord des chemins, haies.
Scabieuse à fleurs blanches. X. Les collines, les lieux incultes.
— succise, mors du diable. Bois, garrigues.
— à feuilles de paquer. Bord des champs.
— des champs. Champs, prés, bord des chemins.
— colombaire. Lieux secs et montagnes.
— des bois. Ibidem.
— maritime. Les terrains sablonneux.
— jaunâtre.
Shérard des champs. Champs sablonneux.
Asperule des champs. C. Champs.
— cynanchique.
— rubéole. Garrigues, prés secs.
Caille-lait des marais. Ibidem.
— jaune et blanc. { X. Le bord des fos., des chemins.
{ P. Terrains limoneux.
— glauque. Haies, prés, chemins humides.
— grateron. Fossés, le long des chemins.
Croisette à épi. C. Lieux stériles.
— maritime. P. Lieux humides.
Garence des teinturiers. X. Les haies, les remparts de la ville.
Plantain majeur. Bords des chemins.
— moyen.
— lancéolé. Terrains secs.
— lagopiste. Prés secs.
— blanchâtre. }
— graminiforme. } Lieux arides.
— corne de cerf.
— pucier. Pelouses, les lieux secs.

Plantain sous ligneux, Chemin stérile et sablonneux.
Pimprenelle officinale. Prés secs.
Cornouiller mâle. P. Prés secs.
— sanguin. C. Bois, haies.
Camphrée de Montpellier. X. Lieux sablon., bord des chemins.
Pied de lion des champs. X. Les champs.

Digynie.

Buffon à feuilles menues,
Cuscute filiforme. X. Sur les plantes.
Siliquier noueux. P. Les lieux humides.

Tetragynie.

Epi-d'eau flottant. P. Les eaux.
— pauciflore. P. Les ruisseaux.
— denté. P. Les fossés.
— graminé. P. Les ruisseaux.
Sagine rampante. X. Les murs, les lieux sablonneux.

Pentandrie Monogynie.

Héliotrope redressé. X. Les champs qu'elle infecte.
Scorpionne des champs. X. Les lieux aquatiques.
— Hérissée. C. Les champs arides.
— jaunâtre. C. Ibidem.
Gremil officinal. C. Les terrains incultes.
— des champs. X. Les champs cultivés.
— violet. C. Le bord des chemins.
Buglose officinale. C. Le bord des chemins, les champs.
— orcanette. C. Les champs.
Cynoglosse officinale. X. lieux incultes.
— argentée. X. Ibidem.
Consoude tubereuse. P. Le bord des ruisseaux.
— officinale. X. Les prés humides, les champs.
Orcanette vipérine. C. Les lieux arides.

Bourache officinale. X. Les lieux cultivés.
Rapette couchée. P. Les champs, les haies.
Grippe des champs. Le bord des chemins, les terrains pierreux.
Vipérine commune. X. Les champs, le bord des chemins.
— italique. Les lieux incultes.
Plumeau aquatique. P. Les fossés.
Lysimaque vulgaire. P. Le long des ruisseaux,
— linière. P. Les champs.
— des bois. C. Lieux couverts.
— monnoyère. P. Les lieux humides, les prés.
Mouron bleu. X. Les champs, les lieux cultivés.
— rouge. X. Ibidem.
Dentelaire européenne. C. Les champs, le bord des chemins.
Liseron des champs. X. Les champs, les lieux cultivés.
— des haies. P. Les haies.
— argenté X. Les lieux incultes.
Campanule raiponce, C. Les vignes, le long des haies.
— à feuilles de pêcher. C. Les bois taillis.
— inclinée. X. Les vignes.
— glomerulée. C. Les lieux secs.
— doucette. P. Les champs, les blés.
— bâtarde. Les champs.
— lierrée. C. Les lieux couverts.
— erine. X. Les lieux incultes.
Raiponce hemisphérique. C. Les bois.
— collettée. C. Les lieux montueux.
Samole aquatique. P. Le bord des ruisseaux.
Chèvre-feuille des jardins. C. Les haies,
— des bois. C. Les bois, les haies.
Coris de Montpellier. C. Les bois.
Bouillan ailé. X. Le bord des chemins,
— cotonneux. X. Ibidem.
— lychnite. X. Les terrains pierreux.
— noir. X. Le bord des chemins.

Bouillon mitiers. X. Les terrains argilleux.
  — sinué X. Le bord des chemins.
Pommette. P. Les champs.
Jusquiame noire. X. Le bord des chemins.
  — blanche. X. Ibidem.
Morelle grimpante. P. Les haies.
  — noire. X. Les lieux cultivés.
Lice européen. P. Les lieux cultivés, les haies.
Nerprun des rochers. C. Les rochers.
  — alaterne. C. Les bois taillis.
  — porte chapeau. C. Les haies, les lieux incultes.
  — jujubier. X. Les lieux cultivés.
Fusain vulgaire. X. Les haies le bois.
Lierre rampant. X. Les bois, les haies, les v. murs.
Vigne sauvage. P. Les haies, le bord des fossés.
  — découpee. C. les coteaux.
Paronique argentée. C. Ibidem.
Thésion linophylle. C. Les collines, les prés secs.
Pervenche mineure. X. Les bois, les haies.
  — majeure. X. Les bois.
  — à fleurs blanches. X. Ibidem.

Digynie.

Asclépiade blanche. C. Les coteaux, les bois.
  — noire. C. Les coteaux.
Herniaire glabre. C. Les lieux sablonneux.
  — velue. X. Les champs.
Patte-d'oie blanchâtre. P. Les jardins, les lieux incultes.
  — botride. P. Les champs.
  — fetide. X. Le bord des chemins, les jardins.
Soude à longues feuilles. P. Les marais.
  — ligneuse. P. Ibidem.
Orme des champs. X. Les bois.
Gentiane maritime. P. Les champs les prés.
  — amareile P. Les prés.

Panicaut commun. X. Le bord des chemins, les lieux inc.
Gobelet-d'eau commun. P. Les marais.
Buplevre percefeuille. P. Les champs, les terrains secs.
— étoilé. C. Les coteaux, les bois.
— faucillier. C. Les lieux secs, les bois.
— menu. C. Ibidem.
— joncier. P.
— ligneux. C. Les lieux secs.
Tordyle officinal. X. Les champs.
— majeur. X. Les lieux inc., le bord des champs.
— apre. X. Le long des haies, les lieux inc.
— nodiflore. X. Ibidem.
Caucalier. Grandiflore. X. Les champs, les vignes.
— maritime. X. Les champs.
— à feuilles larges. X. Les champs, les lieux incultes.
— à large fruit. X. Les coteaux, les champs.
— nain. X. Les champs, les lieux sablonneux.
Carotte commune. P. Les prés, le bord des champs.
Ammi majeur. X. Le bord des champs.
Selin glauque. C. Les bois.
Férule commune. P. Les lieux bas.
Laser trifurqué. C. Les coteaux.
Berle à feuilles larges. P. Les fossés.
— à feuilles étroites. P. Les ruisseaux, les fossés.
— nodiflore. P. Les ruisseaux.
— faucillière. P. Le long des haies.
Oenanthe fistuleuse. P. Les marais.
— pimpinellière. P. Les prés marécageux.
— phellandri. P. Le vistre, les fossés.
Peigne de Venus. X. Les champs, les prés.
— australe. C. Les champs.
Cerfeuil sauvage. X. Les haies, les prés.
Seseli de montagne. C. Les lieux secs.
— glauque. C. Les lieux incultes.

Seseli tortueux. C. Ibidem.
— élevé. C. Le bord des bois.
— nain. C. Les lieux incultes.
Thapsie velue. C. Ibidem.
Panais cultivé. P. Le bord des fossés.
Maceron commun. P. Les prés humides.
Anet fenouil. C. Les lieux pierreux.
Pimprenelle saxifrage. C. Les champs.
Persil odorant. P. Les marécages, le bord des ruisseaux.

Trigynie.

Sumac des corroyeurs. C. Les lieux secs et pierreux.
— fustet. Ibidem.
Viorne lauriforme. C. Les bois taillis.
— cotonneuse. C. Les haies.
— lobée. P. Les haies, le bord des fossés.
Sureau nain. P. Les champs.
— commun. P. Les haies, le bord des fossés.
Tamaris pentandrique. P. Le bord des champs.
Corrigiole des rives. P. Le bord des ruisseaux.
Morgeline des oiseaux. X. Le long des haies.

Pentagynie.

Lin d'usage. X. Les champs.
— de Narbonne. C. Les lieux incultes.
— jaune. P.
— ramassé. C. Le bord des chemins, les lieux inc.
— campanulé. C. Ibidem.
— Maritime. Les prés.

Hexandrie Monogynie.

Perce-neige printanière. P. Les prés humides.
Narcisse de poëte. P. Ibidem.
— sauvage. P. les prés.
Amaryllis jaune. C. les bois.
Non feuillée de Montpellier. C. Les lieux pierreux.

Ail poireau. X. Les champs.
— rose. X. Ibidem.
— cultivé. P. Les champs.
— à tête ronde. C. Les lieux stériles.
— verdâtre. X. Les haies, les vignes.
Ornithogale jaune. X. Les champs.
— de Narbonne. P. Ibidem.
— ombellé. X. Les champs cultivés.
— d'automne. C. Les bois, les champs.
— graminé. C. Ibidem.
Asphodele rameux. C. Les vignes, les lieux incultes.
Asperge piquante. C. Les haies, les lieux stériles, les bois.
Muguet de mai. C. Les haies, les bois.
— verticillé. P. Les lieux couverts.
— anguleux. C. Les bois.
— multiflore. C. Les bois, les lieux couverts.
Jacinthe tardive. C. Les bois.
— à toupet. X. Les champs, les bois.
— botride. X. Ibidem.
Jonc piquant. X. Les lieux humides et marécageux.
— congloméré. P. Les marécages.
— epars. P. Les marecages, le bord des chemins.
— recourbé. P. Les lieux humides.
— des champs. X. Le bord des champs, les prés secs.
— rude. P. Les lieux humides.
Franquenne lisse. P. Le bord des prés, les lieux bas.
— poudreuse. P. Ibidem.
Peplide pourpiere. P. Les marécages.

Trigynie.

Patience des jardins. P. Les prés, les chaumes.
— frisée. X. Le long des chemins, les fossés.
— sauvage. X. Ibidem.

Patience sinuée. X. Le long des haies.
— bouviette. X. Les champs.
— aquatique. X. Le bord des fossés.
— à écussons. X. Les champs.
— des prés. X. Les prés.
— des champs. X. Les terrains sablonneux.
Troscart des marais. P. Les marécages.
Colchique d'automne. P. Les prés.

Polygynie.

Fluteau plantaginé. P. Les lieux aquatiques.
— étoilé. P. Au bord des eaux.
— renonculier. P. Les lieux aquatiques.

Octandrie Monogynie.

Epilobe à feuilles étroites. P. Les champs.
— amplexicaule. P. Le bord des eaux.
Chlore perfoliée.
Bruyère commune. C. Les landes, les taillis
— à balais. C. Ibidem.
— cendrée. C. Ibidem.
— vert-pourpre. C. Les lieux arides.
Lauréole paniculée. C. Ibidem.
Passerine. P. Les champs incultes.

Trigynie.

Renouée amphibie. P. Les lieux aquatiques
— acre. P. Les fossés.
Persicaire. P. Les lieux humides.
— centinode. X. Les champs.
— sarasine. P. Ibidem.
— liseronne. P. Les champs, les vignes.

Ennéandrie Hexagynie.

Butome ombellé. P. Le bord des eaux.

Décandrie Monogynie.

Gainier siliqueux. C. Les taillis.
Dictame blanc. C. Ibidem.
Rue des jardins. C. Les lieux stériles.
Tribule croisetier. P. Les champs.

Arbousier commun. C. Les bois taillis.

Digynie.

Saxifrage tridactyle. C. Les toits; les vieux murs.
Gnavelle annuelle. C. Les champs
Savonaire agrégée. C. Les bois.
Oeillet filiforme. C. Les rochers.
— officinal. P. Au bord des champs.
— rouge. P. Les champs, les blés.
— rampant. C. Les lieux pierreux.
— velu. P. Les lieux stériles.
— prolifere. Le bord des bois, des champs.

Trigynie.

Stellaire. P. Les lieux aquatiques.
Carnillet behen. X. Les champs, les blés.
— parviflore. C. Les lieux stériles.
— à épis. C. Ibidem.
— panaché. P. Les champs.
— penché. C. Le bord des bois, les vignes.
— Silène nutans. X. Les champs.
— fermé. X. Ibidem.
— fourchu. X. Les champs stériles.
— nerveuse. P. Les champs.
— serpoliette. X. Ibidem.
— rouge. X. Ibidem.
— à feuilles menues. X. Les murs, les champs.

Pentagynie.

Cotylier ombiliqué. X. Les lieux pierreux, les v murs.
Orpin paniculé. C. Les lieux pierreux.
— glauque. C. Ibidem. Les murs.
— à feuilles cilindriques. C. Ibidem.
— brûlant. C. Les murailles humides.
— annuel. Ibidem.
Surelle jaune. C. Les coteaux stériles.
Lampette des blés. P. Les champs, les blés.
— dechirée. P. Les prés humides.

Lampette dioïque. P. Le bord des chemins.
— à feuilles obtuses. X. Les prés artificiels.
Ceraiste.
— des champs. X. Ibidem. Le long des chemins.
— cotonneux. X. Les champs, les bois.
Spargoutte noueuse. C. Le bord des champs.

Dodécandrie Monogynie.

Cytinet hypociste. C. Les racines des cystes de Montpellier.
Pourpier potager. X. Les lieux cultivés, les vignes.
Salicaire à épis. P. Le bord des ruisseaux, des fossés.
— à feuilles d'hyssope. P. Les lieux humides.

Digynie.

Aigremoine officinale. X. Le long des haies, les chemins, les bois.

Trigynie.

Réséda jaunissant. P. Le bord des chemins.
— caliciniér. X. Les champs, les lieux sablonneux.
— etoilé. Ibidem.
Tithymale monnoyé. X. Les champs, les jardins.
— auriculé. X. Les champs.
— fluet. C. Les lieux stériles.
— epurge. P. Les lieux cultivés, le bord des chemins.
— doux. X. Les champs, le bord des bois.
— des champs. P. Les champs.
— Reveil-matin. X. Les lieux cultivés.
— denté. X. Le bord des champs et des chemins.
— velu. X. Les champs, les lieux humides.
— à feuilles de lin. X. Le bord des chemins, des ruisseaux.
— des marais. P. Le bord des ruisseaux,

Tithymale des bois. C. Les bois.
— pourpre. X. Les lieux incultes.

Polygynie.

Joubarbe des toits. X. Sur les toits, les vieux murs.

Icosandrie Monogynie.

Myrte commun. X. Les jardins.
Grenadier épineux. X. Les haies, les lieux incultes.
Amandier commun. C. Les terrains secs.
Prunier laurier cerise. Les jardins, les haies.
— merisier. C. Les bois.
— domestique. X. Les bois, les haies.
— épineux. C. Les haies, les lieux arides.
— abricotier. Les jardins.
— cerisier.

Digynie.

Alisier commun. C. Les bois.
— aubepin. X. Les haies.
azerolier. C. Les bois, les vignes.

Trigynie.

Sorbier domestique. C. Les bois.

Pentagynie.

Poirier amélanchier. C. Les bois.
— commun. Lieux cultives.
— pommier. Lieux cultives.
— coignassier. C. Les haies.
Spirée filipendule. C. Les Bois.

Polygynie.

Rosier eglantier. X. Les haies, les bois.
— des haies. C. Les haies.
Ronce bleuâtre. X. Les haies, les murs.
— frutescente. C. Les haies, les bois.
— de roche. C. Les lieux pierreux.
Fraisier de table. X. Les bois, les pelouses.

Fraisier stérile. C. Les bois, les lieux arides.
Argentine de roche. C. Les lieux incultes.
Potentille argentée C. Les lieux secs et incultes.
— printannière. C. Les collines sèches, le bord des chemins.
— rampante. Le bord des champs.
Benoite commune. Les haies, les lieux couverts.

Polyandrie Monogynie.

Chélidoine majeure. P. Les haies, les vieux murs.
— glauque. C. Les terrains secs.
— violette. X. Les champs.
Pavot hérissé. X. Ibidem.
— à massues. X. Ibidem.
— coquelicot. X. Les champs, les blés.
— somnifère. P. Les lieux humides.
Nénuphar jaune P. Les eaux dormantes.
— blanc. P. Ibidem.
Ciste de Montpellier. C. Les bois, les lieux arides.
— à feuilles de saule. C. Ibidem.
— hélianthème. C. Ibidem.
— cotonneux. C. Ibidem.
— à feuilles glauques. C. Ibidem.
— à feuilles nues. C. Ibidem.
— à feuilles de myrte. C. Ibidem.
— taché. C. Ibidem.
— nummulaire. C. Ibidem.
— à feuilles de serpol. C. Ibidem.
— à feuilles de thym. C. Ibidem.
— velu. C. Ibidem.
— hérissé C. Ibidem.

Trigynie.

Dauphin des blés. X. Les champs, les blés.

Pentagynie.

Nielle des champs. C. Ibidem.

Clématite des haies. P. Les haies.
— flammule. P.
— droite. P. Les lieux secs.

Polygynie.

Pigamon fétide. X. Les champs.
— mineur. C. Les bois.
— à feuilles étroites. P. Les prés.
Adonis d'été. X. Les champs.
— d'automne. P. Ibidem.
Renoncule flammette. X. Les prés, les champs.
— à feuilles longues. P. Le bord des fossés.
— embrassant. P. Les fossés.
— ficaire. P. Les haies, les fossés humides.
— scélérate. P. Les marais, le bord des eaux.
— blonde. P. Les lieux humides.
— à feuilles d'aconit. P. Ibidem.
— d'Illyrie. P. Les prés, les lieux humides.
— des frimats P. Le bord des ruisseaux.
— de Montpellier. P. Le bord des ruisseaux.
— bulbeuse. P. Les prés, les haies, les jardins.
— rampante. X. Les prés, les lieux cultivés.
— acre P. Les prés, les lieux humides.
— lanugineuse. P Au bord des ruisseaux.
— cerfeuillette. Ibidem.
— des champs X. Les champs, les blés.
— hérissée. P Les lieux humides.
— parviflore. X. Les champs.
— faucilliere. X. Ibidem.
— flottante. P Dans les eaux.
Ellébore fétide. C. Les lieux stériles et pierreux.

Didynamie Gymnospermie.

Bugle rampante. P. Les prés.
Germandrée botride. C. Les lieux arides.
— ivette. C Ibidem. Les champs.
— musquée. C. Ibidem.

Germandrée sauvage. C. Les lieux incultes.
— aquatique. P. Les lieux aquatiques.
— officinale. C. Les lieux arides, les bois.
— jaune.
— de montagne. C. Les lieux pierreux et arides.
— cotonneuse. X Les lieux incultes.
— capitée. C. Les lieux arides.
Sarriète de montagne. C Les lieux arides.
Chataire commune. X. Le bord des chemins.
Lavande idem. C Les lieux arides.
— stécade C. Les bois.
Crapaudine de Sirie. C. Les bois, les lieux arides.
— spatulée. Les lieux arides.
— hyssopiforme. Ibidem.
— velue. Ibidem
Menthe ridée. P Le bord des chemins, les lieux humides.
— aquatique P. Les lieux aquatiques.
— des jardins. P. Les fossés, les jardins.
— pouliot. P. Les terrains humides.
— cervine. P. Ibidem.
Lamion pourpré P. Les champs.
— embrassant. P. Ibidem.
Galeope ladane. X. Les champs, les blés.
— chanvrin. C. Les hajes, le bord des bois,
Betoine officinale. C. Les bois.
Epiaire des marais. C. Les lieux humides.
— germanique. P. Ibidem.
— hérissée. C Les lieux secs.
— annuelle. C. Le bord des chemins, les lieux pierreux.
Ballote fétide. Le bord des chemins.
Marrube commun. X. Les lieux incultes.
Phlomide lychnite. P. Le bord des chemins, les champs.
— ventière. X. Ibidem.
Clinopode commun. X. Les bois, les fossés.
Origan idem. C. Les bois. les haies.
— marjolaine. C. Les lieux secs.

Thym serpolet. C. Les lieux arides.
— cilié. Ibidem.
— commun. C. Ibidem.
— basilic. C. Ibidem.
Calament de montagne. C. Les lieux secs et pierreux.
— parviflore. C. Ibidem.
Brunelle commune. P. Les pelouses, les chemins.

Angiospermie.

Cocriste glabre. P. Les prés, les lieux humides.
— maritime. P. Les lieux humides.
Eufraise tardive. P. Ibidem.
— jaune. C. Les lieux incultes.
Mélampire creté. P. Les prés.
— des champs. P. Les champs, les blés.
Muflier auriculé. C. Les lieux secs.
— bâtard. X. Les champs.
— strié. X. Ibidem.
— couché. C. Les lieux arides.
— champêtre. X. Les champs.
— pelissierien. C. Les lieux pierreux.
— origanet. C. Les lieux secs.
— majeur. C. Les lieux pierreux, les vieux murs.
— rubicond. P. Les champs.
Scrofulaire aquatique. P. Le bord des eaux.
— multifide. C. Les côteaux.
— luisante. P. Le bord des ruisseaux, les vieux murs.
— geminiflore. C. Les lieux couverts.
Orobanche lisse. C. Les lieux stériles.
— majeure. C. Le bord des bois.
— rameuse. C. Les champs.
— verticillée. X. Les lieux humides, les jardins.
Acanthe brancursine. C. Les bois.

Tetradynamie Siliculeuse.

Cameline vivace. P. Les champs.

.Cameline perfoliée. P. Les champs.
— cultivée. P. Ibidem.
— paniculée. P. Le bord des champs.
Drave printanniere. X. Les murs, les lieux sablonneux.
Passerage pusille. X. Les lieux pierreux, le bord des fossés.
— à larges feuilles. X. Les lieux humides.
Tabouret menu. X. Les lieux stériles, le bord des chemins.
— de montagne. Bord des chemins.
— velu. X. Les lieux incultes.
— bourse à pasteur. X. Par-tout.
Cranson rampant. X. Le bord des chemins.
— dravier. X. Le bord des champs.
Ibéride ombellée. C. Les champs.
— amère. C. Les lieux pierreux.
— pinnée. X. Les champs.
Alisson champêtre. C. Les lieux secs.
Clypéole monosperme. C. Les murs, les lieux arides.
— maritime. C. Le bord des chemins.
Lunetiere jumelle. C. Les lieux stériles.
Cresson parviflore. X. Les lieux humides.
— de fontaine. X. Les fontaines, les ruisseaux.
Sisimbre amphibie. P. Les lieux aquatiques.
— corniculé. X. Les vieux murs.
— vélaret. X. Les lieux incultes, le bord des haies.
Vélar officinal. X. Le long des haies, les murs.
Julienne alliaire. Les chemins humides.
Giroflier vélar. P. Les haies, les lieux couverts.
— rivagier. P. Les lieux humides.
— hérissé. P. Ibidem.
Arabette rameuse. X. Le bord des chemins.
Tourelle vélue. X. Le bord des champs.
Chou sauvage. P. Les champs.
Roquette cultivée. X. Ibidem.

Roquette barbarée. P. Le bord des ruisseaux.
— sauvage. C. Les lieux incultes, les vieux murs.
Moutarde des champs. P. Le bord des champs.
Radis sauvage. P. Le bord des champs.
Cameline mas iere. X. Les champs, les lieux stériles.

Monadelphie Décandrie.

Bec de grue cicutin. X. Le bord des chemins.
— guimauvier. X. Les champs.
— robertin. C. Les haies, les vieux murs.
— mollet X. Les champs, les lieux arides.
— colombin. X. Les haies, les lieux cultivés.
— disséqué X. Ibidem.
— sanguin. X. Les bois, le bord des chemins.

Monadelphie Polyandrie.

Guimauve officinale. P. Le bord des ruisseaux.
— à feuilles de chanvre. C. Les vignes, le bord des bois.
— velue. X. Les haies, les lieux incultes.
— nimoise. C. Ibidem à Nismes.
Mauve à feuilles rondes. X. Le bord des chemins, les lieux incultes.
— sauvage. X. Ibidem.
— alcée X. Le bord des bois, les lieux incultes.

Diadelphie Hexandrie.

Fumeterre bulbeuse. C. Les lieux couverts.
— officinale. X. Les champs, les lieux cultivés.
— à épis. X. Les champs, le bord des chemins.
— à vrilles. X. Les vignes, les haies.

Octandrie.

Laitier commun. C. Les bois.

Decandrie.

Genêt joncier. C. Les haies, les bois.
— spiniflore. C. Les lieux stériles.
— des teinturiers. C. Les lieux arides, le bord des bois.
— de Portugal. C. Ibidem.
Bugrane des champs. C. Les lieux incultes et arides.
— fluète. C. Les rochers, les lieux pierreux.
— visqueuse. Les lieux humides.
— gluante. X. Le bord des champs.
Vulnéraire rustique. C. Les coteaux.
Lupin velu. C. Les lieux secs.
— sauvage. X. Les champs, les blés.
Orobe printannier. P. Ibidem.
— tubéreux. P. Les lieux couverts.
— noirâtre. C. Les vignes.
Gesse des blés. P. Les champs, les blés.
— cultivée. P. Les champs.
— cetacée. X. Les lieux stériles.
— tubéreuse. P. Le bord des champs.
— des prés. P. Les prés humides.
— à feuilles larges. P. Les prés.
— hétérophile. X. Le bord des vignes, des champs.
Vesce des buissons. X. Les bois, les haies.
— des bois. X. Ibidem les vignes.
— multiflore. X. Les champs, les lieux incultes.
— sainfoin. X. Les champs.
— bisannuelle. X. Ibidem.
— cultivée. X. Les champs.
— gessière. X. Les lieux couverts.
— jaune. X. Le bord des chemins, les blès.
— etrangère X. Ibidem.
— des haies. X. Les haies, les bois.
— de Narbonne. X. Les lieux stériles.
Ers lentillier. X. Les champs, les blés.
— tetrasperme. C. Les champs, les bois.

Ers velu. C. Les champs, les bois.
— monanthos L. P. Les champs.
Pois chiche. X. Les fossés, les champs.
Cytise glabre. C. Les bois.
— argenté. C. Les lieux stériles et pierreux.
— epineux.
Coronille pauciflore. C. Les bois.
— de Valence. C. Ibidem.
— glauque. C. Ibidem.
— mineure. C. Les lieux stériles.
Pied-d'oiseau délicat. C. Les lieux couverts.
— comprimé. C. Les lieux stériles.
— trifolié. X. Les champs, les blés.
Fer-à-cheval unisiliqueux. C. Les lieux arides.
— multisiliqueux. C. Ibidem.
— vivace. C Ibidem.
Chenille vermiculée. C. Les champs.
— hérissée. C. Ibidem.
Esparcette cultivée. P. Les champs.
— crête de coq. C. Les lieux secs.
Astragale à hameçon. P. Les champs.
— sesamier. C. Les lieux secs.
— de montagne. C. Les bois.
— de Montpellier. C. Les rochers.
Psoralier bitumineux. C. Les lieux secs, les vignes.
Trèfle melilot bleu. C. Les champs, le bord des haies.
— d'Italie. P. Les champs.
— houbloné. X. Les prés secs, les murailles.
— blanc. P. Les pelouses, les prés.
— semeur P. Le bord des bois.
— colleté. C. Les coteaux.
— des prés. P Les prés.
— lappacé. P. Le bord des champs, des haies.
— à feuilles étroites. X. Le bord des champs, des prés.
— des champs. P. Les champs.
— étoilé. C. Les lieux incultes.

Trèfle rigide. C. Ibidem.
— écumeux. C. Ibidem. Le bord des chemins.
— folliculeux. C. Ibidem.
— Fraisier. X. Le bord des chemins humides.
Lotier siliqueux. P. Les prés hum., le bord des ruisseaux.
— pied-d'oiseau. C. Les lieux secs.
— hémorroïdal. X. Les lieux humides.
— glomérulé. P. Ibidem.
— corniculé. X. Les prés, les pelouses, les bois.
— digité. C. Les lieux incultes.
Trigonelle pluricorne. C. Les lieux secs.
— de Montpellier. C. Le bord des champs.
— Fenu-grec. C. Les champs.
Luzerne cultivée. X. Les prés, les vieux murs.
— à faucilles. X. Les champs, les vignes.
— lupuline. X. Les champs, les pel., les vieux murs.
— marine. X. Ibidem.
— à fruits nus. X. Les prés, le bord des champs.
— hérissée. X. Les lieux stériles et humides.

Polyadelphie Polyandrie.

Mille-pertuis carré. P. Les fossés humides, les prés.
— Commun. X. Les champs, les fossés, les haies.

Syngénésie Polygamie égale.

Salsifix des prés. X. Les prés, les vignes.
— commun. X. Ibidem.
— Safranier. X. Ibidem.
— verticillé. X. Le bord des vignes, les prés.
— picride. X. Le bord des chemins, les vignes.

Salsifix rigide. X. Le bord des chemins; les vignes.
Scorsonère nerveuse. X. Les pâturages, les vignes.
— denticulée. X. Ibidem.
— subulée. X. Ibidem.
— paucifide. X. Le bord des champs.
Laitron écailleux. X. Ibidem.
— des champs. X. Les champs.
— cilié. X. Les lieux incultes, les jardins.
— délicat. X. Les lieux cultivés.
Picride viperine. X. Les champs.
Laitue sauvage. X. Le bord des chemins et des vignes.
— vivace. C. Les champs pierreux.
Condrille joncière. C. Le bord des champs et des vignes.
— sessiliflore. C. Les lieux pierreux; les vignes.
Pissenlit commun. X. Par-tout.
— bulbeux. Les prés.
— tubéreux. P. Ibidem.
— scorsonère. P. Le bord des chem. et des champs.
— des prés. P. Ibidem.
— des roches. P. Ibidem. Le bord des chemins.
Epervière piloselle. C. Les coteaux arides, les murs.
— douteuse. P. Les champs, les pelouses
— à bouquet. X. Les prés, les bois.
— des murs. C. Les vieux murs.
— des bois. C. Les bois.
— marécageuse. P. Les lieux humides.
— barbue. X. Par-tout.
Crépide puante. X. Les lieux incultes, le bord des chemins.
— farineuse. X. Par-tout.
— épervière. X. Les champs, les lieux incultes.

Crepide bisannuelle. X. Les pâturages, le bord des champs.
— elégante. Les champs, les chemins.
— nue. Le bord des champs, et les vignes.
Andriale parviflore. C. Les lieux stériles.
Edipnoide minime. X. les pâturages, les pelouses.
— globulifère. X. Le bord des chem., les lieux steriles.
Porcelle tachee. P. Les champs, les prés.
— glabre. X. Les prés, les bois.
— radiqueuse. X. Les prés, le bord des chemins.
Lampsane commune. X. Les lieux cult., les foss. humides.
— étoilee. X. Le bord des champs., les chemins.
Cupidone bleue. C. Les lieux stériles.
Chicorée sauvage. X. Le bord des chemins.
— endive. P. Les champs.
Scolyme taché. X. Le bord des champs.
— ramassé. X. Le bord des champs, des chemins.
Bardane cotonneuse. P. Le bord des chemins, les cours.
Sarrette des champs. X. Les champs, les vig. les prés artific.
Chardon penché. P. Le bord des chemins.
— frisé. X. Les champs incultes, les chemins.
Cirse des marais. P. les marais, les prés.
— compacte. P. Les prés humides.
— bulbeux. P. Les prés.
— Marie. X. Les champs incultes, les chemins.
Pedane acantin. C. Le bord des chemins, les lieux arides.
— arabique. C. Ibidem.
Carline laineux. C. Les lieux secs et pierreux.

Carline corymbière. X. Les champs, les lieux arides.
— vulgaire. C. Les lieux arides, les terr. pierreux.
Carthame laineux. X. Le bord des chem., les lieux incul.
— féroce. X. Le bord des chem., les champs.
Bident penché. C. Lieux humides.
— chanvrin. P. Le bord des fossés humides.
Eupatoire chanvrin. P. Ibidem.
Sarrette conique. C. Les lieux secs.
Santoline cupressiforme. C. Ibidem.

Polygamie ſuperflue.

Armoise auronne. C. Le bord des champs, les haies.
— champêtre. C. Les lieux arides et pierreux.
Perlière citrine. C. Les lieux arides.
Immortelle rayonnée C. Ibidem.
Conyse de roche. C. Les rochers, les murs.
— vulgaire. X. Le bord des bois, des champs.
Vergerete visqueuse. X. Le bord des champs, des fossés.
— odorante. X. Les champs, les vignes
— paniculée. X. Les terrains pierreux, les bois.
— acre. C. Les lieux arides.
Tussilage vulgaire. P. Les lieux humides.
— des Alpes. P. Ibidem.
Seneçon commun. X. Les lieux cult., les prés, les champs.
— jacobé. X. Le bord des haies, des chemins.
Aster acre. C. Les lieux secs.
Paquerette rameuse. C. Le bord des chemins.
Verge d'or commune. C. Les bois, les lieux pierreux.

Inule

Inule oeil de christ. C. Les lieux secs.
— Conyzière. P. Les fossés, les lieux humides.
— pulicaire. C. Le bord des chemins.
— saulière. C. Les rochers, les lieux pierreux.
— hérissée. C Ibidem.
— rigide C. Les lieux arides.
— paquerette vivace. P. Les prés, les pelouses, le bord des ch.
Leucanthème vulgaire. P. Les prés, les bois.
— matricaire inodore. C. Les lieux incultes
Camomille altière. P. Les champs.
— des champs X. Ibidem.
— teinturière. P. Ibidem.
Achillière visqueuse. P. Les prés humides.
— cotonneuse. C. les lieux stériles.
— mille-feuille. P. Le bord des champs, des chemins
— élégante. X. Les lieux incultes.
Buphthalme épineux. X. Le bord des champs.
— aquatique. P. Le bord des eaux.

Polygamie ſausse.

Centaurée pointue. C. Les lieux arides.
— jacée plumeuse. C. Ibidem.
— des blés. P. Les champs, les blés.
— paniculée. C. Le bord des haies et des champs.
— scabieuse. C. Ibidem.
— des prés. X. Les prés, le bord des haies.
— luisante. P. Les lieux converts.
— conifère. C. Les lieux stériles.
— — chausse-trappe.
— chicoracée. P Les champs.
— étoilée. X. Les champs, le bord des chemins.
— solstitiale. X. Ibidem. Les lieux secs.
— sessiliflore. X. Ibidem.
— collinière. P. Les champs, les blés.

Centaurée altière. X. Le bord des champs.
— galactite. P Le bord des chemins.

Polygamie Nécessaire.

Souci des champs. X. Les champs, les vignes.
Cotonnière commune. X. Les champs, les fossés.
— des champs. X. Ibidem.

Polygamie Secrette.

Boulette mutiflore. C. Les lieux incultes et stériles.

Monogamie.

Jasion ondulé. C. Les lieux secs, le bord des bois.
Violette odorante. X. Le long des haies, les bois.
— sauvage. X. Les lieux couverts, les bois.

Gynandrie Diandrie.

Orchis blanc. X. Les prés, les bois.
— piramidal P. Les pelouses, les prés.
— bouffon. P. Ibidem.
— piété. Les prés.
— militaire. P. Les prés.
— taché. X. Les prés, les bois.
— avorté. X. Les lieux couverts.
Satyrion bouquin. C. Les lieux couverts.
Ophris nid d'oiseau. P. Ibidem.
— en spirale. P. Les pelouses, les lieux humides.
— double-feuille P. Les prés couverts, le bord des eaux.
— homme. P. Les prés.
— mouche. P. Les pâturages.
— araignée. P. Ibidem.
Elleborine à feuilles larges. C. Les bois.
— des marais. P. Les prés marécageuses, les bois humides.

Elleborine à languette. C. Les bois.

Hexandrie.

Aristoloche fasciculée. C. Les vignes.
— ronde. X. Les champs, les vignes.
— longue. P. Les champs.
— clematite. X. Les lieux incultes.

Polyandrie.

Pied de veau commun. P. Le bord des ruisseaux, des fossés humides.
— serpentaire. P. Les lieux aquatiques ombragés.

Monoécie Diandrie.

Charagne vulgaire. La fontaine de Nismes.
Lenticule Idem. P. Les fossés, eaux tranquilles.

Triandrie.

Massete à feuilles larges. Les lieux aquatiques.
— à feuilles étroites. P Ibidem.
Rubanier redressé. P. Les ruisseaux.
Caret des salles. P. Les lieux sablonneux et humides.
— nu. P. Les marécages.
— compact. P. Les marécages.
— hérissé. P. Les lieux humides.
— piquant. P. Le bord des ruisseaux.
— digité. P. Les lieux humides et couverts.
— fangeux. P. Les lieux humides.
— cypériforme. P. Les eaux.
— roux. P. Les fossés.
— printannier. P. Les prés humides.

Tétrandrie.

Bouleau vergne. P. Les lieux humides.
Buis arborescent. C. Les lieux arides.
Ortie pilulifère X. Le bord des haies, des champs.

Ortie mineure. X. Les champs, les lieux cultivés.

— dioique. X. Les jardins, le bord des haies.

Mûrier noir.
— blanc. } X. Naturalisés depuis 1564.

Pentandrie.

Glouseron commun. X. Le bord des chemins, les champs

— épineux. P. Ibidem.

Amaranthe blète. P. Les jardins, les lieux cultivés.

— à épis. P. Les champs.

Polyandrie.

Volant d'eau verticillé. P. Les fossés aquatiques.

Fléchière aquatique. P. Le Vistre.

Pimprenelle mineure. X. Les lieux incultés, les prés artif. d'esp.

Chêne vert. C. Les bois.

— de Gramont. C. Ibidem.

— à cochenille. C. Ibidem, les bois taillis.

— roure. C. Ibidem.

Noyer commun. X. Les champs.

Charme des haies. C. Les bois taillis.

Coudrier noisetier. C. Ibidem.

Monadelphie.

Pin cultivé. P. Les terrains sablonneux.

Cyprès toujours vert. X. Naturalisé.

Tournesol des teinturiers. X. Les champs, les vignes.

Syngénésie.

Momordique piquante. X. Les champs, les vignes, les lieux pierreux.

Brioine blanche. P. les haies.

Dioécie Diandrie.

Saule osier. P. Les terrains humides.

Saule amandier. P. Les terrains humides.
— cassant. X. Ibidem.
— hélice. P. Ibidem.
— romarinét. P. Ibidem.
— marceau. C. Les haies, les bois.
— à feuilles longues. Les lieux humides.
— blanc. P. Les terrains humides.

Triandrie.

Bouvet blanc. X. Les lieux arides.

Tetrandrie.

Pistachier de Narbonne. C. Les bois taillis.
— véritable. Naturalisé depuis peu d'années.
— térébinthe. C. Les bois taillis, le bord des chemins.
— lentisque. C. Ibidem.
Chanvre cultivé. X. Prés des villages, dans les champs.
Houblon crimpant. P. Les haies, prés des ruisseaux.

Hexandrie.

Smiguet piquant. C. Les rochers, les haies.

Trigynie.

Peuplier blanc. P. Les terrains humides.
— tremble. P. Ibidem.
— noir. P. Ibidem.

Ennéandrie.

Mercurielle annuelle. X. Les champs, les lieux cultivés.
Morène grenouillette. P. Les eaux tranquilles.

Décandrie.

Corroyère myrtine. C. Les haies, les lieux pierreux.

Monadelphie.

Genevrier commun. C. Les lieux arides.

Genevrier oxécèdre. C. Les lieux arides.
— phénicien. C. Ibidem, les lieux sablonneux.

Syngénésie.

Houx piquant. C. Les haies, les bois, les lieux arides.

Polygamie Monoécie.

Alisier commun. C. Bois.
Barbon velu. X. Le bord des champs, les lieux stériles.
Houque molle. X. Les lieux secs.
— laineuse. P. Les prés, les champs, le bord des ruisseaux.
Racle linéaire. C. Les lieux stériles.
— capitée. C. Les lieux arides.
Egilope ovale. X. Les champs, le bord des chemins
— alongé. X. Ibidem. Les lieux incultes.
— nard courbé. X. Les lieux humides.
Valance croisette. C. Le long des haies.
Pariétaire officinale. X. Les vignes, murs, le long des haies.
Arroche pourpière. X. Les marécages.
— de jardin. X. Les lieux cultivés, les champs.
— laciniée. P. Les champs.
— lastée. X. Les champs, les haies.
— étalée. X. Les jardins, les lieux cultivés.
Erable commun. C. Les bois, les haies.
— de Montpellier. C. Les bois.

Dioécie.

Frêne nudiflore. P. Le bord des ruisseaux, les terrains humides.

Polyécie.

Figuier commun. { Les champs, les vignes.
Les rochers, le bord des v.

Cryptogamie. Fougères.

Prèle des champs. P. Les champs humides.
— des marais P. Les lieux aquatiques.
— majeure. P. Marécages.
Ophioglosse vulgaire. P. Les prés humides.
Doradille scolopendre. P. Les puits.
— ceterach. C. Les lieux pierreux, murailles.
— politrich. C. Les murs, les rochers.
— des murs. C. Les vieux murs, les rochers.
— noire. C. Les bois humides.
Polypode commun. C. Les lieux pierreux, les murs.
Capillaire à feuilles de coriandre. P. Les puits, les fontaines.
Marsile flottante. P. Les fossés, les étangs.

Mousses.

Sphaigne des marais. P. Les marécages.
Fontinale ecailleuse. P. Les ruisseaux.
Polytric commun. C. Les bois.
Mnie des fontaines. X. Les lieux fangeux.
— hygromètre. X. Les murs, les lieux sablonneux.
— purpurin. Les bois, les lieux humides.
— chevelu. X. Les murs.
— à feuil. de serpolet. X. Les haies, les lieux couverts.
Bry à fruits sessiles. X. Les pierres.
— pomiforme. X. Les lieux frais, sablonneux.
— pyriforme. X. Les terrains argilleux.
— eteignoir. X. Les sables, les pierres.
— subulé. X. Les bois, les lieux frais.
— rustique. X. Les toits, les vieux murs.
— tronqué. X. Les lieux argilleux.
— coussinet. X. Les murailles, les pierres.
— des gazons. X. Les lieux frais, les murs.
Hypne à feuilles d'if. C. Le bord des bois, les fossés.

Hypne bryoïde. C. La pente des fossés.
— aplati. C. Le tronc des arbres.
— frisé. C. Les lieux pierreux.
— triangulaire. C. Les bois.
— fourgon. C. Au pied des arbres.
— fougère. C Les lieux élevés humides.
— prolifère. C. Les bois.
— cupressiforme. C. Le tronc des arbres.
— sarmenteux. C. Les coteaux pierreux.
— queue de renard. C. Les bois humides.
— soyeux. C. Le tronc des arbres, les murailles.
— queue d'écureuil. C. Le tronc des arbres.

Algues.

Marchante étoilée. X. Les ruiss., les puits, les fontaines.
Riccie glauque. X. Les lieux humides.
— flottante, etc. X. Les mares, les fossés.
Lichen géographique. X. Les rochers.
— en forme de chaux. X. Les pierres.
— chandelier. X. Le tronc des arbres, les chênes.
— centrifuge. X. Le tronc des arbres.
— de roche. X. Ibidem. Les rochers.
— cilié. X. Le tronc des arbres.
— froncé. X. Les pierres, le pied des arbres.
— farineux. X. Le tronc des arbres.
— replié. C. Les bois.
— pustuleux. X. Les pierres.
— pixide. X. Les lieux stériles, les murs.
— des rennes. X. Les bois, les landes.
— subulé. X. Ibidem.
Tremelle des genevriers. P. Les genèvriers.
— nostoc. P. Les prés, les arbres.
Conferve des ruisseaux. X. Les fossés, les mares.
— bulleuse. X. Les mares, les étangs.

Champignons.

Agaric chantarelle. C. Les bois.
— des bois. C. Ibidem.
— comestible. Les prés secs.
— orbiculaire blanc. Ibidem.
— du panicol. Les taillis.
— specieux. Les bois.
— blanchâtre. Les lieux incultes.
— du mûrier. Le pied des vieux mûriers.
— des Fumiers.
— du chêne.
— Couleur de feu. Les bois.
Bolet crête. Les bois.
Morille comestible. C. Ibidem.
Clathre grillé. X. Les prés, les bois.
Helvelle en mitre. X. Ibidem.
— du pin. X. Sur le pin.
Clavaire coralloide. X. Les bois.
Vesse-de-loup truffe. X. Les bois taillis.
— commune. C. Les pelouses.
— étoilée. C. Les bois.

III.

Ornithologiſche Liſte

von

der Gegend von Nismes*).

Petit aigle. Russo. Fréquente notre plaine dans l'hiver.

*) Die Leſer belieben zu bemerken, daß der erſte Name der Büffoniſche, der zweite der Languedoc'ſche iſt.

Petit pygargue. Russo a cuo blanco.
Jean le blanc. Rare.
Buse. Russo. Niche ici.
Bondrée. Idem. Assez rare.
Harpaye. Mouissérous.
Balbuzard. Gal-pesquiè. Remonte les ruisseaux dans l'hiver.
Buzard. Cocho-perdris. Niche dans les marécages.
Epervier. Mouissé gris. Niche ici.
Faucou. Faouocoun. Le *faucon pelerin* nous visite quelquefois dans ses migrations.
Hobreau. Mouissé. Niche ici.
Cresserelle. Mouissé roux. Niche ici.
Pie-grièche grise. Tarnagas gros. Niche.
Idem, rousse. Idem picho. Niche.
Ecorcheur. Rapinur. Niche; rare.
Grand-Duc. Passe en hiver; rare.
Moyen-Duc. Cho banu. Niche.
Petit-Duc. Chouette. Niche.
Hulotte. Cho. Niche; rare.
Chat-huant. Niche; confondu avec le suivant.
Effraye. Beouloli, Damo. Niche.
Chouette. Cho, Duganello. Niche; paroit sujette à des migrations.
Chevèche. Machotto. Niche.
Outarde. Oustardo. Ne nous fréquente que pendant l'hiver.
Cane pétière. Fésan bastard. Rare; niche dans les forèts de *pin-pinier*.
Ganga. Gèlinotto. Rare; niche dans nos bruyères.
Perdrix rouge. Perdris roujo. Niche; trés-abondante, excellente,
Caille. Caio. Très-abondante à l'époque de ses deux passages.
Biset. Bisé. Au mois de mars.
Ramier. Pouloumbo. Deux passages.
Tourterelle. Tourtourello. Niche, arrive et part comme les cailles.

Corbeau. Croupatas. Niche sur nos collines; peu commun.
Corbine. Graillar. Niche dans les forêts de *pin-pinier*.
Freux. Agraio. En hiver.
Corneille mantelée. Moins commune que les deux premières.
Choucas. Agraïoun. Arrive avec les corneilles.
Pie. Agasso. Niche ici.
Geai. Gas. Arrive avec les premiers froids.
Etourneau. Estournel. De même.
Loriot, Figo-laouriaou. Niche ici.
Grive. Tourdre. Arrive en automne; on en observe un passage au printemps.
Rousserole. Gré-gré-charé. Niche dans nos marais.
Draine. Sézéro, Il en niche quelques-unes dans nos taillis.
Litorne. Grivo.
Mauvis. Tourdre rouje. Nous en voyons jusqu'en Mars, et il en reste frequemment pendant l'été.
Merle. Merle. Niche ici.
Id. à plastr. blanc. Ne paroit que rarement et toujours en hiver.
Id. couleur de rose. Très rare; on n'en voit que de loin en loin et en petit nombre.
Idem, de roche. Très-rare, presqu'inconnu: cependant niche quelquefois sur les rochers dans le voisinage de nos olivets.
Merle, solitaire. } Passent communément en hiver.
Idem, bleu.
Gros-bec. Durbé. Ne nous arrive que dans la saison rigoureuse.
Moineau. Passeroun. Niche ici.
Friquet. Saouzin. Niche.
Soulcie. Favar. Ne paroit que dans l'hiver.
Serin de Provence. } Cini, sérin. { Le dernier,
Venturon. pris par

nos oiseleurs pour la femelle du serin de Provence.

Linote. Lignoto. Niche ici.

Cabaret. Id. à quiou rouje. Nous n'avons pu découvrir si cet oiseau, rare dans nos environs, y niche.

Pinson. Quinsar. Le froid nous l'amène.

Idem, d'Ardennes. Rouquié. Ne paroit que dans les hivers rigoureux, mais arrive alors en bandes nombreuses.

Verdier. Verdun. Niche ici

Chardonneret. Cardounio. Niche.

Tarin. Lucre, turin. Nous quitte au printemps.

Ortolan. Ourtoulan. Niche.

Idem, de roseaux. Niche dans nos marécages.

Gavoué. Restoublin. Niche ici; peu commun.

Mitilène. Chic. Rare.

Bruant. Verdagno, jaôunel. Arrive à la fin de l'automne.

Idem, de haye. *Zizi*. De même.

Proyer. Térido. Niche ici.

Alouette. Alouétos. Très-abondantes en hiver; nous quittent au printemps.

Cujelier, Calandretto. Niche ici.

Alouette pipi Fifi. Arrive avec l'hiver.

Farlouse. Pioulo. Passe au mois d'août.

Calandre. Calandro. Niche ici où elle est très-commune.

Cochevis. Caouquiado. Niche.

Coquillade. *Id.* de guarrigo. Niche sur nos coteaux; moins commune que la précédente.

Alouette lulu. Pérégrino. Arrive avec les alouettes.

Rossignol. Roussignaôu.

Fauvette. }
Passerinette. } Bécafi, bouscarido. Nichent ici.

Fauvette à tête noire. Testo négro. Niche.

Petite Colombaude. Roudigno. Niche.

Grisette.
Bouscarle. } Bouscaridos. Nichent.
Fauvette babillarde.

Id. des roseaux. Jaounello. Niche dans nos marécages.

Id. tachetée. Bouscarido. Niche ici.

Mouchet. Passéro. Paroit aveo l'hiver.

Pitchou. Bouscaridetto.

Rossignol de mur. Quiou-rous. Nous en voyons tout l'hiver lorsque les gelées sont foibles et tardives.

Rouge-queue. Idem.

Bec-figue, Bécafi. Peu nombreux au premier passage du printemps, très-aboudant à celui d'automne.

Fist. Grassé. Plus estimé ici que le *bec-figue* ;

Rouge-gorge. Boué; Roi. Ne paroît qu'avec les premiers froids.

Gorge-bleue. Rare.

Traquet. Bistratre. Niche ici.

Tarier. Niche ici ; rare.

Motteux. Quiou-blan Niche ici ;. il en reste jusqu'aux gelées.

Id. Roussâtre. Reynaoubi. Niche ici; très-commun: disparoit dès le mois d'août.

Lavandière. Batto-couetto.

Bergeronette grise. } Galo-pastre. { Sont de
Id. du printemps.
passage pour nous ainsi que la *lavandière*.

Id. jaune. Branlo-couetto. Passe l'hiver dans notre campagne.
passe au printemps et au mois d'aout.

Pouillot. Tuitui. Niche ici.

Troglodyte. Traouco-bartas. { Nous quittent
Roitelet. Bénéry.
en été.

Charbonières. } Sarayé. { Arrivent en automne. Niche ici.
Mesange bleue.

Penduline. Débassaïre. Niche sur les bords du Rhône et du Gardon.

Grimpereau. Parois en grand nombre dans

l'automne, puis disparoit tout-à-coup pour tout le reste de l'année.

Coucou. Couguiou. A deux passages marqués dans l'année; il en reste quelques-uns en été.

Huppe. Lipégno, Pupu. Passe au printemps et dans l'automne sans nicher.

Guépier. Séreno. Niche dans les berges des rivières du voisinage.

Engoulevent. Nichoulo. Niche ici, arrive et part comme les cailles: recherché comme gibier délicat.

Hirondelle domest.
Id. croupion blanc.
Id. de rivage.
} Hironndelos. Nichent ici, la seconde moins commune que la première.

Id. grise des rochers. Se mèle quelquefois avec les autres à l'époque du départ général.

Martinet noir. Balustrié. Niche ici.

Epeiche
Idem, petit.
} Pics. { Peu communs; ne nous visitent qu'en hiver.

Torcol. Tiro-lengo. Arrive au printemps; passe sans nicher: repasse en automne.

Martin-pêcheur. Arnié. Niche ici.

Cicogne blanche.
Idem, noire.
} Gantos, Grus. { Commencent, d'ordinaire, à paroitre en automne; fréquentent nos marécages.

Grue. Ganto. Beaucoup plus rare que la *cicogne* avec laquelle on la confond.

Héron commun. Berna-pescaire. Commun.

Idem, pourpré. Très-rare.

Aigrette. Rare.

Blongios. Routaire. Niche dans nos marécages.

Butor. Bitor. Niche dans nos marécages.

Bécassine. Bécassino. L'eté, il en reste quelques-unes dans nos marais.

Idem, petite. Gavachoun, Sourdo.

Barge commune.
Idem, aboyeuse. } Bellaïros. { Nous avons sans doute d'autres barges, mais l'occasion de les observer avec exactitude nous a manqué.

Chevalier commun. Cabidoulo.
Id. aux pieds rouges. Gambes. { Assez communs, arrivent dès le mois d'août.

Combattant. Rare; paroît à la fin de l'automne

Maubeche. Cabidoulo. Dénomination commune à plusieurs genres d'oiseaux de rivage; se répand dès le mois d'août dans nos prairies inondées.

Bécasseau. Quiou-blan. Remonte nos ruisseaux à la fin de l'été.

Guignette.
Alouette de mer. } Cabidouléto.
Cincle. } Espagnoulés.

Courlis. Charlot. Arrive dès les premiers jours du mois d'août, repart au printemps.

Corlieu. Charlotino. Assez commun.

Vaneau. Vanelo. Arrive dès le mois d'août, pour rester tout l'hiver.

Vaneau-pluvier. Pluvié gris.

Pluvier doré. Pluvié daoura. En automne, jusqu'au printemps.

Idem, petit. Pluvieiré.

Guignard. Très-rare, mais non pas inconnu.

Pluvier à collier. Couriolo. Niche sur les bords de nos rivières.

Courlis de terre. Courli. Niche sur nos collines.

Echasse. Gambetto. Paroît au printemps sans s'arrêter.

Râle de genet. Rey-de-caïo. Passe au printemps et dans l'automne sans nicher.

Idem d'eau. Rasclé. Niche dans nos marécages.

Marouette. Piver. Paroît au printemps et dans l'automne.

Poule-d'eau. } Poulos d'aigo.
Poulette-d'eau. } Gallinelos. { Arrivent en automne pour passer l'hiver;

Foulque. Fouquos. Très-abondantes sur les étangs qui bornent nos marecages; elles y nichent.

Macroule. Fouquo cabussieiro.

Castagneux. Cabu saou.

Petit-plongeon. Cabussoun.

Harle.
Idem, huppé. } Rares, ne paroissent que dans les grands hivers.

Pélican. Pelacan. Peu rare dans nos prairies basses où il recherche les excrémens des veaux de lait.

Cormoran.
Idem, petit. } Scorpis. { Ne remontent nos ruisseaux que quand il fait très-froid.

Pierre-garin. Gafféto.

Guiffette.
Idem, noire. } Fumés. { En grandes troupes dès le mois de septembre.

Mouette cendrée.
Idem, grise.
Idem, rieuse. } Gabians. { On trouve quelquelfois à leur suite des labbes.

Avocette. Très-rare.

Phénicoptère. Flamen. Commun dans les marecages qui avoisinent le Rhône.

Cygne. Dans les grands hivers.

Oie. Aouquo. Arrive avec les canards; nous tuons quelquefois l'oie d'Egypte.

Canard. Col-verd. Il en reste l'été un assez grand nombre qui niche dans nos marecages.

Idem, siffleur. Pioulaire. Très-nombreux; il en niche quelque-uns.

Idem, huppe. Cette belle espèce se voit quelquefois ici en hiver.

Chipeau. Boui-cabussié. On en observe un second passage dans le mois de mars.

Souchet. Cuie. Très-commun; arrive de très-bonne heure en automne.

Pilet. Jounquio. Abondant. Second passage au mois de Mars.

Milouin.

Milouin. Boui roujo. Très abondant.
Garrat. — negre.
Morillon Payolo.
— petit. Bouissé. Arrivent tous avec l'hiver.
Sarcelle. Sarcello. La petite niche ici.
— d'été. Cacho pigaoun. Passe au mois de mars.

IV.

Verzeichniß

der

im Departement Vauclüſe wildwachſenden Pflanzen, die nicht in Gouans Flora befindlich ſind.

- Phyllirea media.
- Circaea alpina.
- Veronica aphylla.
  - montana.
  - alpina.
  - verna.
  - romana.
- Salvia aethiopis.
  - clandestina.
- Valeriana officinalis.
  - montana.
  - celtica.
- Cyperus glomeratus.
- Sacharum Ravennae.
- Phalaris utriculata.
- Panicum glaucum.
  - viride.
- Phleum pratense.
  - alpinum.
  - Gerardi.
  - viride.
- Alopecurus monspeliensis.
  - paniceus.
- Milium effusum.
- Melica Bauhini.
  - ramosa.
  - Lobelii.
- Poa cristata.
  - sylvatica.
  - dura.

Festuca pumila
Festuca Halleri.
arundinacea.
monostachia.
Bromus dystachios.
Avena montana.
pubescens.
setacea.
Lagurus cilindricus.
Hordeum hexastichon.
Triticum compositum.
junceum.
tenellum.
Globularia cordifolia.
Scabiosa stellata.
Asperula odorata.
Galium montanum.
saxatile.
hypnoides.
aristatum.
corrudaefolium.
boreale.
parisiense.
Rubia tinctorum.
peregrina.
Plantago serpentina.
alpina.
Camphorosma acuta.
Alchemilla alpina.
Potamogeton perfoliat.
lucens.
gramineum.
Ruppia marina.
Myosotis nana.
Anchusa tinctoria.
Pulmonaria angustifolia.
Onosma echioides.
Echium violaceum.

Androsace maxima.
villosa.
Aretia vitalliana.
Anagallis tenella.
Campanula Allionii.
Bocconi.
Scheuchzeri.
Phyteuma paucillora.
Illecebrum polygonifol.
Gentiana lutea.
acaulis.
verna.
spicata.
Eryngium spina-alba.
Astrantia major.
Bunium minus.
Selinum austriacum.
Athamanta rupestris.
cretensis.
Peucedanum silaus.
Laserpitium Halleri.
Heracleum pumilum.
Sium falcaria.
Phellandrium mutellina.
Chaerophyllum alpinum.
cicutaria.
Pimpinella magna.
Statice pseudo-armeria.
Linum alpinum.
Allium nigrum.
Tulipa sylvestris.
Juncus niveus.
pediformis.
Saxifraga bioides.
cespitosa.

Dianthus rupestris.
Silene vallesia.
italica.
Stellaria holostea.
Arenaria triflora.
saxatilis.
laricifolia.
juniperina.
Oxalis acetosella.
Cerastium pentandrum.
semidecandrum.
strictum.
repens.
Euphorbia taurina.
Gerardi.
Potentilla subacaulis.
Papaver alpinum.
Aquilegia viscosa.
Ranunculus nivalis.
alpestris.
illiricus.
Ajuga genevensis.
Teucrium botrys.
capitatum.
fruticans
Nepeta nepetella.
Thymus alpinus.
Euphrasia linifolia.
Antirrhinum alpinum.
Myagrum novum.
Draba aizoides.
Iberis garexiana.
saxatilis.
Alyssum saxatile.
alpestre.
Biscutella apula.
coronopifolia.

Cheiranthus alpinus.
erysimoides.
tristis.
Hesperis africana.
napifolia.
Polygala amara.
Genista hispanica.
Ononis sub-oculta.
cenisia.
Orobus albus.
Hedysarum saxatile.
Astragalus glaux.
incanus.
montanus.
Leontodon alpinum.
Hieracium prunellaefolium.
staticefolium.
Crepis blattarioides.
sybirica.
Hyosetis foetida.
Carduus aurosicus.
acaulis.
Carlina vulgaris.
cardousse.
caulescens.
acaulis.
Gnaphalium alpinum.
Xeranthemum annuum.
Erigerum alpinum.
uniflorum.
Solidago minuta.
Arnica scorpioides.
Doronicum plantagineum.
austriacum.
Anthemis corymbosa.

Achillea tomentosa.
odorata.
Centaurea montana.
censana.
benedicta.
Viola caenisia.
Viola grandiflora.
biflora.
Chara hispida.
Carex tomentosa.
Valisneria spiralis.
Hipophaë rhamnoides.

V.

Verzeichniß

der

Bäume und Sträuche des Vauclüſe-Departements.

Fraxinus excelsior (*frêne*).
Buxus sempervirens (*buis*).
Pistachia therebintus (*pistachier*).
narbonensis (*p. de Narbonne*).
lentiscus (*lentisque*).
Juglans regia (*noyer*).
Corylus avellana (*noisetier*).
Carpinus betulus (*charme*).
Quercus robur (*chêne blanc*).
ilex (*C. vert, yeuse*).
coccifera (*kermès*).
Fagus castanea (*châtaignier*).
sylvatica (*fayard*).
Pinus picea (*sapin*).
abies (*faux sapin*).
sylvestris (*pin sauvage*).
Cupressus orientale (*cyprès*).
Betula alnus (*aulne, vergne*).

Juniperus communis (*genevrier*).
sabina (*sabine*).
oxicedrus (*petit cèdre ou cade*).
phoenicea (*g. phénicien*).
Morus alba (*mûrier*).
Ficus carica (*figuier*).
Platanus orientalis (*platane*).
Salix alba (*saule blanc*).
triandra (*s. triandre*).
vitellina (*s. jaune*).
amygdalina (*s. amandier*).
purpurea (*s. purpurin*).
caprea (*s. marceau*).
viminalis (*osier*).
Populus alba (*peuplier blanc*).
nigra (*p. noir*).
tremula (*tremble*).
Rhamnus catharticus (*nerprun*).
infectorius (*grainette*).
alpinus (*n. des alpes*).
frangula (*bourdaine*).
alaternus (*n. alaterne*).
paliurus (*n. porte-chapeau*).
ziziphus (*jujubier*).
Daphne laureola (*lauréole*).
thymelaea (*garou*).
gnidium (*l. du gnide*).
mezereum (*bois gentil*).
Ligustrum vulgare (*troësne*).
Laurus nobilis (*laurier franc*).
Jasminum officinale (*jasmin*).
fruticans (*j. jaune*).
Arbutus unedo (*arbousier*).
uva-ursi (*busserole.*)
alpina (*a. des alpes*).
Olea europea (*olivier*).
Ilex aquifolium (*houx*).
Ulmus campestris (*ormeau*).
Syringa vulgaris (*lilas*).
Erica vulgaris (*bruyere*).
scoparia (*b. à balais*).

Sambucus nigra (*sureau*).
ebulus (*hyéble*).
Viburnum opulus (*obier*).
lantana (*viorne*).
Lonicera caprifolium (*chevrefeuille*).
nigra (*c. noir*).
xilosteum (*c. des buissons*).
alpigena (*c. des alpes*).
Viscum album (*guy de chéne*).
Rhus coriaria (*sumac*).
cotinus (*fustet*).
Tilia europea (*tilleul*).
Aesculus hippocastanum (*maronier d'Inde*).
Celtis australis (*micocoulier*).
Hedera helix (*lierre*).
Vitis vinifera (*vigne*).
labrusca (*lambusque, vulgo*).
Berberis vulgaris (*épine-vinette*).
Rubus fruticosus (*ronce*).
idaeus (*frambroisier*).
caesius (*r. bleuâtre vulgo pétouin*).
Acer campestre (*érable*).
monspessulanum (*e. de Montpellier*).
Evonymus europaeus (*fusain*).
Tamarix gallica (*tamaris*).
germanica (*t. d'Allemagne*).
Prunus domestica (*prunier*).
spinosa (*prunelier*).
armeniaca (*abricotier*).
cerasus (*cerisier*).
padus (*p. à grappe ou bois ste. Lucie*).
mahaleb (*p. odorant*).
lauro-cerasus (*laurier-cerise*).
Amygdalus persica (*pecher*).
communis (*amandier*).
Pyrus communis (*poirier*).
cydonia (*coignassier*),
malus (*pomier*).
Sorbus domestica (*sorbier*).
Punica granatum (*grenadier*).
Rosa centifolia (*rose de provins*).

Rosa alba (*r. blanche*).
canina (*cynorrhodon*).
alpina (*r. des alpes*).
eglenteria (*églantier*).
Ribes rubrum (*groselier rouge*).
uva crispa (*g. des haies*).
nigrum (*cassis*).
alpinum (*g. des alpes*).
Cornus mascula (*cornouiller mâle*).
sanguinea (*c. sanguin*).
Mespilus germanica (*neflier*).
amelanchier (*amaranche*).
cotoneaster (*n. cotonneux*).
Crataegus oxyacantha (*aubepïn*)
azarolus (*azérolier*).
aria (*alisier*).
Genista tinctoria (*genêt*).
germanica (*g. d'Allemagne*).
Spartium junceum (*spartie à feuil. de jonc*).
Cercis siliquastrum (*guainier ou arbre de Judée*).
Cytisus sessilifolius (*cytise*).
hirsutus (*c. hérissé*).
Colutea vesicaria (*bagnaudier à vessies ou faux séné*).
Coronilla emerus (*coronille des jardins*).
glauca (*c. glauque*).
Lycium europaeum (*liciet d'europe*).
Osyris alba (*osyris blanc*).

Von
demſelben Verfaſſer erſcheint zu Johannis
in demſelben Verlage

Reiſe
nach
Hyeres
im Winter 1803 — 1804.

So eben iſt auch von ihm erſchienen:
Ueber die
Quarantaine-Anſtalten
zu
Marſeille.

Leipzig, 1805.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Eine Abhandlung, die in Anſehung der Vollſtändigkeit, Genauigkeit und Klarheit nichts zu wünſchen übrig läßt.

Von

Von dem Verfaſſer dieſes Werks ſind im Verlage Johann Friedrich Hartknochs und Heinrich Gräffs noch folgende Schriften erſchienen, die ſich durch ihren Inhalt ſowohl, als durch die lebhafte, blühende Schreibart, zu einer anziehenden Lektüre eignen, und in allen kritiſchen Blättern günſtig beurtheilt worden ſind:

Die Savoyardiſche Familie mit 1 Kupf. von Lips. 8. 12 gr.

Komiſche Romane der Spanier. 1ter Band. Auch unter dem beſondern Titel: Abenteuer und Streiche eines Spaniſchen Kniff- und Pfiff-Genies, mit 1 Kupf. von Jury. Taſchenformat 1801. 1 Rtlr. 4 gr.

Komiſche Romane ꝛc. 2ter Band. Auch unter dem Nebentitel: Geſtändniſſe eines Weltkindes, mit 1 Kupf. von Blaſchke 1802. 1 Rtlr. 4 gr.

Reiſe durch einen Theil des weſtlichen Frankreichs. 8. 1803. 18 gr.

Bergreiſen, 1ter und 2ter Theil, mit zwei Charten. 8. 1804 und 1805. 2 Rtlr. 6 gr.

Auf Velinpapier 3 Rtlr. 20 gr.

Gemälde von Valenzia.

Zwei Theile auf Schweizerp. geheftet 4 Rtlr. 8 gr., auf feinen Poſtpap. 3 Rtlr. 8 gr., auf Druckpapier 2 Rtlr.

Inhalt. Die Charte. Erſte Anſicht des Landes. Clima. Bevölkerung. Einwohner. Stadt Valencia. Univerſität. Häuſer. Theater. Lebensmittel und übrige Preiſe. Gemälde. Serenos. Hospital general. Ackerbau im Allgemeinen. Buchdruckereyen. Real Sociedad Economica. Promenaden und andere Vergnügungen. Albufera. La Real Maestranza. Bewäſſerung. Algarrobos. S. Vicente. Palmen. Burjaſot. Chufas. Los Reyes. Alpargates. Erdbeben. Pita. Porta Celi. Fayence. Puzol

Reisbau. Benidorm. Barilla. Epidemien. Zuckerrohr. Marmor. Seidenbau. Wege. Salinen. Pantanos. Esparto. Junco. Küſtenwächter. Gebirge. Waſſerfeſte. Alterthümer von Hiſac. Wein. Mandelbäume. St. Martinshöhle. Oel. Waſſerdiebe. Fabriken und Manufakturen. Trovadores.

Anhang. Beyträge zu einer künftigen Valencianiſchen Flora. 1) Monandria. 2) Diandria. 3) Triandria. 4) Tetrandria. 5) Pentandria. 6) Hexandria. 7) Vacat. 8) Octandria. 9) Enneandria. 10) Decandria. 11) Dodecandria. 12) Icoſandria. 13) Polyandria. 14) Didynamia. 15) Tetradynamia. 16) Monadelphia. 17) Diadelphia. 18) Polyadelphia. 19) Syngeneſia. 20 Cryptogamia. Die Mauren in Spanien. Ganzul y Zelinde. Romanze. Die Pithyuſiſchen Inſeln. Iviza. Formentera. La Conejera. Reiſeplan.

Zweiter Theil.

Inhalt. Die vier Jahrszeiten. Alicante. Leibesübungen. Mineralquellen. Carreteros. Schatzgräber. Beaterio. Gewitter. Peñagolosa. Aberglaube. Murviedro. Gaukler. Orangenbäume. Argelinos. La Santa Faz. Mineralogiſche Bemerkungen. Einſiedeleyen. Handel und Häfen. Kleidung. Gandia. Sprache. Abgaben. San Nicolas. Chiva. Tauben. Münzen, Maße und Gewichte. Südliche Liebe. Pias Fundaciones. Brautwerbereyen. Baños de la Reyna. Hochzeiten. El Turia. Aſuncion de nueſtra Señora. Reiſerouten. Alter. Noche Buena. Vergleichungen. Cacahuete. Buñol. Benidoleig. La Coſcora. El Murciegalo. Pitoreſke Anſichten. Aſtronomie. Merkwürdige Entdeckung. Südlicher Lebensgenuß.

Anhang. Geographiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht. 1) Nördlicher Theil der Provinz. 2) Mittlerer Theil der Provinz. 3) Weſtlicher Theil der Provinz. 4) Südlicher Theil der Provinz. Die Balearischen Inſeln. Mallorca. Menorca. Noch ein Wort für Reiſende. Anzeige, die Spaniſchen Miſcellen betreffend.

Briefe eines Südländers.

Auf Schweizerpap. geheftet 1 Rtlr. 16 gr. auf fein Poſtp. 1 Rtlr. 12 gr., auf Schreibpap. 1 Rtlr. 8 gr., auf Druckpap. 1 Rtlr.

Inhalt: Ueber Südreiſen und Südcuren. Briefe aus der Quarantaine. Erſter Brief. Zweyter Brief. Dritter Brief

Vierter Brief. Fünfter Brief. Anmerkungen. Ueber Seefiſchereyen im Allgemeinen, nebſt einigen Bemerkungen über die provenzaliſchen Fiſcher. Ueber die Wanderungen der provenzaliſchen Schaafheerden. Della Maria. Eine biographiſche Skizze. La Sainte Baume. Die Sternwarte zu Marſeille. Das Arſenal von Toulon. Ueber die Baumwollenpflanzungen in Cypern. Ueber ſüdliche Naturen. Einige topographiſch-phyſikaliſche Bemerkungen über das Departement de Vaucluſe. Der Blumenmarkt in Marſeille. Ueber die Alterthümer im Departement de Vaucluſe. Ueber die Camargue. Einige Bemerkungen über den Ackerbau im Departement de Vaucluſe. Die provenzaliſchen Räuber. Ueber die provenzaliſche Sprache. Das Weihnachtsfeſt in Marſeille. Ueber den Seidenbau und die Seidenmanufakturen in Nismes. Mazargues. Ueber die neuen antiquariſchen Entdeckungen in Nismes. Baſtiden um Marſeille. Ueber die Schiffahrten des maſſilianiſchen Aſtronomen Pytheas. Ueber die ſüdlichen und nördlichen Länder von Europa im Allgemeinen. Verſuche, das Seeſalz zum Düngen der Wieſen zu gebrauchen. Ueber den Sämereyhandel von Nismes. Ueber Licht und Luft im Süden. Forſtwiſſenſchaftliche Bemerkungen über die Urſachen des Holzmangels, und die vornehmſten wildwachſenden Bäume und Geſträuche in der Provence. Ueber die provenzaliſchen Schnitter. Ueber den moraliſchen Einfluß der verſchiedenen Jahreszeiten. Ueber die provenzaliſchen Gebirge und deren Einwohner, nebſt einigen Bemerkungen über den angeblichen Vulkan von Reveſt. Einige Ideen über Lebensgenuß und Frugalität. Ueber den franzöſiſchen Handel nach der Levante und der Barbarey. Südliche Meere. Einige Bemerkungen über die Lebensart und die Krankheiten der Seidenfabrikanten in Nismes. Belagerung und Einnahme von Lyon im Jahre 1793. An einen Hypochondriſten, der nach Marſeille und Hyeres reiſen will.

Reiſe-Abentheuer

Zweite verbeſſerte Auflage.

Zwei Theile geheftet auf Schweizerpap. 2 Rtlr. 8 gr. auf franzöſ. Druckpap. 1 Rtlr. 16 gr.

Inhalt: Verhältniſſe des Verfaſſers. Veranlaſſungen zur Reiſe. Anſtalten. Abſchied. — Die Ufer der Düna. Die Bolderaa. Anſichten. Untergang eines Schiffes. — [illegible] halt im Hafen. Ueber Wind und Wetter. Lange Weile. Einförmige Lebensart. Details. — Plötzliche Veränderung. Anſtalten, in See zu gehen. Anſichten. Einfahrt in die Oſtſee. — Das Schiff. Einrichtungen in der Cajüte. Lage und Empfindungen des Verfaſſers. Die teutſche Küſte. Ankunft in Lübeck. — Betrachtungen. Hamburg. Reiſeplan des Verfaſſers. Handelsgegenſtände. Walkiers Kornſpekulation. — Abreiſe nach Holland. Uebergang über die Elbe. Harburg. Bremen. Oldenburg. Details. — Annäherung der holländiſchen Grenze. Bemerkungen über die allmählige Veränderung. Häuſer. Menſchen Klima. Ankunft in Leer. — Die Ems. Abende. Details. Neuſchanz. Erſte Eindrücke. Gröningen. Politiſche Stimmung. Zwoll. — Das Beurtſchiff. Der Zuyderſee. Anſichten. Der Hafen von Amſterdam. Der Morgen — Amſterdam. Erſte Eindrücke. Details. Umgang und Verhältniſſe des Verfaſſers. — Unannehmlichkeiten von Amſterdam. Reiſe von Rotterdam. Stadt. Gegend. Einwohner. Vortheile. — Aufenthalt in Rotterdam. Eine holländiſche Bürgerfamilie. Charakter der Holländer. — Empfindungen bey dem Anblick eines großen Hafens. Anſtalten. Accord. — Abreiſe. Die Ufer der Maas. Die Mündung. Die Nordſee. Der engliſche Cutter. — Anſichten des Meeres. Verſchiedenheiten deſſelben. Schönheiten der tropiſchen Meere. — Reinlichkeit der holländiſchen Schiffe. Charakter der Matroſen im Allgemeinen. Holländiſche Sprichwörter aus dem Seeleben. — Die Mündung der Gironde. Anſichten. Ueber See- und Landreiſen. Bordeaux. Reiſeplan. Der Kaper. — Lebensart auf einem Kaperſchiffe. Die Priſe. Das engliſche Linienſchiff. Die Eroberung. Details. — Bemerkungen. Erſter Anblick eines Linienſchiffes. Die engliſche Fregatte. Der Abend. Die zwey ſpaniſchen Fregatten. Seegefecht. Details. Biſcaya. Erſter Eintritt. Olavaja. Bilbao. Details. Reiſe nach der Coruña. Aſturien. Galizien. Eigenheiten des Landes. Einwohner. — Die Coruña. Der ſchwediſche Kaufmann. Abreiſe zu Lande. Zamora. Das Gefängniß. Der Corregidor. Ausgang. — Madrid. Erſter Eintritt. Morgen. Anſichten der Straßen. Ausrufer. Puerta del Sol. Details. — Stiergefechte. Das Coliſäum. Der Aufzug. Die Picadores. Die Chulos. Die Banderilleros. Der Matador. Bien! Bien! Details. — Frohnleichnamsfeſt. Anſicht der Straßen. Die Proceſſion. Details. Theater. Inneres der ſpaniſchen Schauſpielhäuſer. Saynetes. Tertulia. Schilderungen. — Manuelita. Erſte Bekanntſchaft. Die Meſſe. Umgang. Der Vater. Spaniſche Liebe. Entwickelung. Abſchied. — Geſellſchaftliches Leben in Spanien. Anekdote aus der ſkandalöſen Chronik von Madrid. Der Geizige. — Abreiſe nach Badajoz. Gebirgswege. Ankunft. Haus von Mattheo. Der Landsmann. Abreiſe nach Elvas. Der Viſitator. — Portugal. Erſter Eintritt. Elvas. Der Corregidor. Unterredung wegen des Paſſes. Die Hauptwache. Zurückreiſe nach Badajoz. — Maßregeln. Aufenthalt in Badajoz. Verlegenheit. Der ſpaniſche Hofkurier. Nachricht. Der Wechſel. Neue Verlegenheit. Entſchluß. — Anſtalten. Verkleidung. Zweyte Reiſe nach Portugal. Elvas. Die Viſitation. Venta — Eſtremos. Die Dragoner. Arretirung. Beſchuldigungen. Verlegenheit. — Der Corregidor. Das Verhör. Entdeckung. Schrecklicher Augenblick. Erklärung. Das Gefängniß. — Betrachtungen. Hoffnung. Das Urtheil. Der Eſcrivao. Transport. Reiſe. Die ſpaniſche Grenze. Lage des Verfaſſers.

Zweyter Theil

Inhalt: Ankunft. Antonia. Der Roſenkranz. Nacht. Entſchlüſſe. — Der Kanonikus. Kleiderhandel. Details. Verkauf. — Krankheit. Stimmung. Lage. Edelmüthige Spanier. Beſſerung. — Verſteigerung. Sonderbare Methode. Abreiſe nach Sevilla. Details. — Erſte Tagereiſe. Die Higuera. Almendras. Die Alta. Nacht. — Fortſetzung der Reiſe. Fuente de Cantos. Die Poſada. Die Pockenkranke. Behandlung. Details. — Erfolg. Aufenthalt. Details. Anſtalten zur Abreiſe. Dankbarkeit. — Abreiſe. Andaluſien. Unterſchiede. Gegenden. Wohnungen. Menſchen. Südlicher Charakter. Details. — Sevilla. Annehmlichkeiten. Details. Fortſetzung der Reiſe. Andaluſiſcher Charakter. Das Barco. Verluſt. Nacht. Hoffnungen. — San Lucar de Barrameda. Die Playa. Der Flecken. Die Plaza. Der Borrico. Streit. Bemerkung. — Abreiſe. Venta del Puerto. Der Marocaner. Ausſicht. Die Bay von Cadiz. Die Flotte. Ankunft. — Der Wall. Der franzöſiſche Geiſtliche. Unterredung. Raptitie. Pläne. Details. Aufmunterung. — Täuſchungen. Die Alameda. — Vorſchläge. Mexico. Ausſichten. Betrachtungen. Details. — Bemerkung. Der Auditor de Guerra. Rathſchläge. Veränderung. Der Konſul F... Unterredung. Der unvermuthete Brief. Neue Entſchlüſſe. — Unterſtützung. Edelmuth. Anſtalten. Reiſe nach Malaga. Täuſchung.

Krankheit. Abreiſe nach Valenzia. — Reiſe durch die Mancha u. ſ. w. Eigenheiten. Tagereiſen. Lebensart. Nachtlager. Vorzüge. Empfehlung. — Unterhaltung. Novelle. Liſt und Liebe. — Valenzia. — Abreiſe nach Barcelona. Verſchiedenheit. Die Venta. Nacht. Räuber. Ankunft in Barcelona. Barcelona. Der Genueſer. Aufſchub. Unannehmlichkeiten. Der Commiſſario de Marina. Charakteriſtiſche Details. — Abreiſe. Schiffsgeſellſchaft. Fahrt. Betrachtung. Details. — Schifffahrt. Der Pirate. Geſpräch. Entern. Beſchreibung. — Nacht. Sturm. Details. Lage des Verfaſſers. Schiffbruch. Rettung. Morgen. Hieriſche Inſeln. Ankunft. — Der Morgen. Empfindungen. Details. Einrichtungen. Nacht. Zukunft. — Der franzöſiſche Kaper. Maßregeln. Edelmuth. Abreiſe. Die Seealpen. Ausſichten. Genua. — Ankunft. Wirthshaus. Neues Unglück. Große Verlegenheit. Das Comitato. — Details. Lächerlichkeit. — Abreiſe. Campomarone. Die Bocchetta. Novi. Der Wirth. Piemont. Teutſche. Der gute Mann. Pietro. — Der Morgen. Hohlweg. Der Courier. Novara. Dorfwirthshaus. Nacht. Neue Verlegenheit. Arona. — Unterſuchung. Der Bootsmann. Die Weiber. Fahrt. Lage des Verfaſſers. Streit. Nacht. Details. — Der Bauer. Wege. Bellinzona. Die Hauptwache. Ueberraſchung. Abreiſe. Ermüdung und Elend. Die Vorpoſten. Roveredo. Details. — Elend. Abend. Einſamkeit. Die Mädchen. Der Hirt. Nachtlager. Schmerz. Empfindungen. — Meſocco. Der Hauptmann. Das Frühſtück. St. Bernhard. Elend. Abend. Abend. Kampf zwiſchen Leben und Tod. Erwachen. St. Bernhardin. — Das Wirthshaus. Gute Menſchen. Der Morgen. Die Kapelle. Empfindungen. Der Splügen. Das Thal. Nachtlager. Der Wirth. Andeer. — Der Paſtor. Ueberraſchung. Freude. Glücklicher Tag. Edelmüthige Menſchen. Hoffnungen. Wiederſehen. Schluß.

Ueber den Umgang der Weiber mit Männern ꝛc. 8. 8 Gr.

Inhalt. Ueber den Umgang im Allgemeinen. Ueber den Umgang der beyden Geſchlechter im Allgemeinen. Ueber den Umgang der Weiber mit Männern. Ueber den Umgang junger Frauenzimmer mit Männern im Allgemeinen

Ueber den Umgang junger Frauenzimmer mit Männern im Beſondern. Fortſetzung des Vorigen. Ueber den Umgang junger Frauenzimmer mit verheyratheten Männern. Ueber die Freundſchaft mit Männern. Ueber den Umgang mit Liebhabern, Geliebten und Rivalen. ꝛc.

⁂

Dieſe Bücher ſind nebſt folgenden, für die beigeſetzten Preiſe in allen Buchhandlungen zu haben.

Aphoriſmen über das Recht der Patrimonial-Herrſchaften Churſachſens, ihre Gerichtshalter willkührlich zu entlaſſen. 8.
3 Gr.

Bailly, Joh. Sylv., Denkſchrift eines Augenzeugen der franzöſiſchen Revolution, oder Tagebuch über die Ereigniſſe, die ſich vor ſeinen Augen zugetragen haben. A. d. Fr. im Auszuge, überſezt von C. Weiland. gr. 8. 2 Rtlr.

Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Litteratur; (von Klinger). 3 Theile 8.
4 Rtlr. 18. gr.
auf holländiſch Papier 6 Rtlr. 10 gr.

v. Bonſtetten, C. V., Reiſe nach Rom und in die umliegende Gegend. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von K. G. Schelle. 1ter Th. 8.

Bruder Anton. 1ter Band, 1 — 4tes Buch. 8 gr.

Fiſcher, Chr. Aug. Reiſe nach Montpellier. 8. 1 Rtlr. 12 gr
auf Velinpapier 2 Rtlr. 16 gr.

—— —— Ueber die Quarantaine-Anſtalten in Marſeille. gr. 8. 10 gr.

Gemälde, hiſtoriſche, in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menſchen, herausgegeben von einer Geſellſchaft von Freunden der Geſchichte. 12ter Band. (oder: Annalen menſchlicher Größe und Verworfenheit ꝛc. 4ter Band). Mit 1 Kupf. von Jury. 8. 1 Rtlr. 8. gr.

Hacker, D. J. G. A., ausführlichere Predigtentwürfe über gewöhnliche ſonntägige und über freie Texte. 1te u. 2te Sammlung. gr. 8. 1 Rtlr. 12 gr.

v. Herders, Joh. Gottfr. Charakteriſtik. Von Danz und Gruber. 8. 1 Rtlr. 20 gr.

v. Knigge, Adolph Freyhr., Ueber den Umgang mit Menſchen. Im Auszuge für die Jugend mit einer durchgängigen Beiſpielſammlung bearbeitet von J. G. Gruber. 1ter Theil, zweite verbeſſerte Auflage 8. 18 gr.

Riem, Joh., ökonomiſche und naturhiſtoriſche Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde; mit Kupfern. 1ten Bandes 1ter u. 2ter Theil. 8. 2 Rtlr. 12 gr.

— — deſſelben 2n Bandes 1r Th. 8. 1 Rtlr. 12 gr.

Schubert, Fr. Th., populäre Aſtronomie. 1ter Theil, mit Kupf. gr. 8. 1 Rtlr. 12 gr.

Seume, I. G., Gedichte, Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe, mit einem Kupf. nach Schnorr von Böhm. gr. 8. 1 Rtlr. 12 gr.

auf geglättet Velinpapier 2 Rtlr. 16 gr.

— — Spaziergang nach Syracus. Zweite verbesserte Auflage mit 1 Kupf. nach Schnorr von Böhm. gr. 8. 2 Rtlr.

auf geglättet Velinpapier 3 Rtlr. 12 gr.

Storch, H., Rußland unter Alexander dem Erſten. Eine hiſtoriſche Zeitſchrift. 1te bis 15te Lieferung, oder 1ter bis 5ter B. Mit Kupf. gr. 8. Jeder B. 2 Rtlr. 16 gr.

auf Velinpapier jeder Band 4 Rtlr.

— — Briefe über den Garten zu Pawlowsk, geſchrieben im Jahr 1802. 12. geheftet 16 gr.

Titius, D. C. H., Klaſſifikation der mineralogiſch-einfachen Foſſilien nach ihren Beſtandtheilen, nebſt der Karſtenſchen Eintheilung der Gebirgsarten. gr. 8. 1 Rtlr. 12 gr.

Atlas von Liefland und Ehſtland. Gezeichnet vom Herrn Grafen L. A. von Mellin, geſtochen von Jäck, Jättnig u. a. Künſtlern:

Ehſtland No. IV. Der Weißenſtein'ſche Kreis. 1 Rtlr.

Zu G. Seume's Portrait. 12 gr.

In Commiſſion.

Abbildungen der Churfürſtl. Sächſiſchen Armee-Uniformen, nach den Zeichnungen des Herrn Mahler Heß. 1te Lieferung mit 2 ausgemahlten Tafeln. Fol. 4 Rtlr.

Nouveau Reglement et nouvel etat de l'Academie Imperiale des Sciences à St. Petersbourg. gr. in 8. à St. Petersbourg.

Merkwürdige Heilungsgeſchichte.

Die merkwürdige Heilungsgeſchichte der Fürſtin Mathilde v. Schwarzenberg

unpartheyiſch
dargeſtellt und beleuchtet

von dem

Profeſſor Chr. Aug. Fiſcher
zu Würzburg.

Erſtes Heft.

Berlin, 1821.
Bei Theod. Chr. Friedr. Enslin.

[illegible]

An die Leſer.

Was ich hier erzähle, iſt aus den ſicherſten Quellen geſchöpft, ich ſah mich nämlich durch mehrere, zwar anonyme, aber ſonſt beglaubigte, Mittheilungen unterſtützt. Mögen dieſe gütigen Gönner und Freunde meiner hochachtungsvollen Ergebenheit verſichert ſeyn.

Für das zweite Heft, das unmittelbar folgen ſoll, liegen eine Reihe ähnlicher, wichtiger Aufſätze bereit. Mit ſtrenger Unpartheylichkeit nehme ich für und wider die Sache auf, was mir mitgetheilt wird. Die einzige Bedingung iſt, daß es mir blos aus Würzburg ſelbſt zukommt, und ohne Leidenſchaft geſchrieben iſt. Beſonders bitte ich um ſolche Zuſendungen, wodurch der Thatbeſtand auch in den kleinſten Angaben beſtätigt oder berichtigt werden kann.

Würzburg, den 10. Juli 1821.

Chr. Aug. Fiſcher.

I.

Es giebt Namen, die an Alles erinnern, was groß, edel und glorreich iſt. Es giebt Familien, die beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, in ihrer Chronik alles zu vereinigen, was ausgezeichnet, einzig und außerordentlich genannt werden kann. So der Name und die Familie der jungen Prinzeſſin, deren Geſchichte dieſe Blätter gewidmet ſind.

Sie iſt die Tochter eines Fürſten, der den Geiſt und die Tugenden, den Glanz und die Ehre ſeiner erhabenen Ahnen auf ſeine Nachkommenſchaft fortpflanzt*). Sie iſt die Nichte jenes großen Staatsmanns und Helden, der das Opfer einer der ſeltenſten Krankheiten ward; aber deſſen Lorbeern unverwelklich ſind *).

---

*) Der regierende Herr Fürſt Joſeph zu Wien.

Sie iſt die Tochter jener heldenmüthigen Mutter, die, um ein geliebtes Kind zu retten, den ſchrecklichſten Tod in den Flammen fand **). Sie iſt die Schweſter eben jener unvergeßlichen Fürſtin Pauline***), auf deren friſches Grab die Thränen des Schmerzes an demſelben Tage floſſen, wo hier die Geneſene, zum neuen Leben Auferſtandene, mit jubelnder Freude begrüßt ward.

Sie iſt es endlich, die das Beiſpiel einer Heilung darbietet, die unbegreiflich, ja wunderbar erſcheint, die ſelbſt den Unbefangenſten in Erſtaunen ſetzt, die das Geiſtige wie das

---

*) Der unſterbliche Fürſt Carl.

**) Pauline Charlotte Fr., geborne Herzogin zu Aremberg. — Paris, 1. Juli 1810.

***) Pauline Ther. Eleon., vermählte Fürſtin von Schönburg-Waldenburg. Sie ſtarb am 18. Jun. d. J. erſt 24 Jahr alt. Eben um Ihrentwillen ſtürzte die edle Mutter in den brennenden Saal zurück.

Körperliche, das Göttliche wie das Menſchliche in Anſpruch nimmt, und die vielleicht ein neuer Schritt zur Entdeckung jenes großen Geheimniſſes iſt, wodurch die Verſchmelzung und Wechſelwirkung der pſychiſchen und der phyſiſchen Kräfte im Weltall und in der Gottheit erklärlich werden wird.

II.

Die Fürſtin Mathilde v. Schwarzenberg iſt ſiebzehn Jahr alt, und in ihrem ganzen Weſen die Anmuth ſelbſt. Ihre lilienweiße Haut, ihr ſchönes Incarnat, und dieſe himmliſchen Züge von Unſchuld und Güte, von Frömmigkeit und Ergebung, vollenden das liebliche Bild. Voll Geiſt und Gefühl, voll Talent und voll Bildung, beſchäftigt ſie ſich mit Zeichnen, Muſik u. ſ. w. und wird als Meiſterin darin gerühmt. Zu gleicher Zeit findet ſie beſonders Vergnügen an der Weltgeſchichte, ſo daß ſie ſich eigene Vorleſungen darüber halten läßt *).

---

*) Von S. T. Herrn Scheuring, einige Stunden täglich.

Dies iſt die junge Fürſtin, die vor nunmehr faſt zwei Jahren nach Würzburg gebracht ward, um Hülfe in einem Inſtitute zu finden, das ſich eines großen und verdienten Rufes erfreut *). Sie wohnte indeſſen außerhalb deſſelben in dem Hauſe des Herrn Baron von Reinach, wo auch für ihre Tafel u. ſ. w. ſtandesmäßig geſorgt iſt.

Das Uebel, woran die Prinzeſſin litt, war eine Verſchiebung des letzten Rückgratswirbels, wodurch das freie Aufrechtſtehen, Gehen u. ſ. w. gänzlich unmöglich ward. Ueber acht Jahre hatten die vornehmſten Wundärzte von Oeſterreich, Frankreich und Italien ihre Kunſt daran erſchöpft; die Heilung ward entweder gar nicht, oder nur unvollkommen erreicht. Als daher die Fürſtin vor ungefähr zwanzig Monaten hier ankam, konnte ſie ſich blos in einer horizontalen

---

*) Das ſogenannte Orthopädiſche des Herrn J. G. Heine, worin die wundärztliche Behandlung von Herrn Profeſſor Textor beſorgt wird.

Lage halten, und litt ſelbſt dabei faſt unaufhörlich.

Herr Heine erfand daher für dieſe merkwürdige Kranke eine Maſchine, die wirklich höchſt ſinnreich genannt zu werden verdient. Sie gleicht einem ſchmalen Ruhebette, iſt aber ſo eingerichtet, daß ſie von der Lage

a — b

vermittelſt eines einfachen Magnetismus nach mehreren Mittelgradationen in die von

a
|
b

gebracht werden kann. Durch a wird hier das obere, durch b das untere Ende bezeichnet, was keiner weitern Erklärung bedarf.

Nach einer mehr als anderthalbjährigen Cur war es nun gegen Ende Aprils d. J. dahin gekommen, daß ſich dieſe faſt perpendikuläre Richtung der Maſchine bei der Kranken anwenden ließ. Dieſe befand ſich dabei ungefähr in der Stellung einer geſunden Perſon, die ſich an einen Pfeiler lehnt, und zugleich ein wenig auf die Füße ſtützt. Noch immer aber mußte der Kopf, vermittelſt eines eiſernen Halsbandes und vielfältiger Bandagen, an der Stützſtange der Maſchine befeſtigt ſeyn.

Wiewohl nun die Prinzeſſin nichts weniger als ſchmerzensfrei war, brachte ſie dennoch in Zwiſchenräumen fünf bis ſechs Stunden täglich in der Maſchine zu. Außer derſelben trug ſie, wie es ſcheint des Halſes wegen, einen breiten eiſernen Ring, hier Harniſch genannt. Ohne Maſchine und ohne Schmerzen aber zu ſtehen, war für ſie eine Unmöglichkeit.

Dies war ihr wahrer Zuſtand*) am 19. Juni, Dienſtags Abends, wo ſie ſich in ihrer Maſchine, jedoch immer leidend, mit einem Hausfreunde unterhielt. Dieſer ſprach unter andern auch von der Hoffnung ihrer baldigen Herſtellung. — Ach! das wird noch lange dauern! — erwiederte ſie. —

---

*) Dies iſt mir ſo gewiß verſichert worden, daß ich nöthigenfalls ſelbſt auf hohe Beſtätigung rechnen darf.

So ward ſie zur Tafel getragen*), und ſo endigte auch dieſer Tag ohne weitere Merkwürdigkeit.

III.

Noch ehe wir nun zur Erzählung des angedeuteten Ereigniſſes ſchreiten, iſt es nothwendig, die beiden Männer kennen zu lernen, die wir in daſſelbe verflochten ſehen. Dieſes iſt der Fürſt Alexander von Hohenlohe und ein einfacher Landmann, Martin Michel genannt. Beide ſchon ſeit einem Jahre mit einander bekannt, hatten ſich zum Pfingſtfeſte (10 u. 11. Juni) in einem Würzburgiſchen Landſtädtchen (Haßfurt) getroffen, und am 12. die Reiſe zuſammen nach Würzburg gemacht.

---

*) Außer der Maſchine, oder außer den Exercitien, wie es im Inſtitute und von Herrn Heine genannt wird, lag die Prinzeſſin, mit ihrem Ringe angethan, immer horizontal, weil es nicht anders möglich war.

Der Fürſt, wirklich geweihter Prieſter und Vicariatsrath zu Bamberg, ſtellt ſich als ein junger, nichts weniger als hagerer, wohlgebauter Mann, von mittelmäßiger Größe dar, und ſoll höchſtens neunundzwanzig Jahr alt ſeyn. Er hat ziemlich feine Züge, doch ohne beſondere Bedeutſamkeit. Sein blaſſes Geſicht iſt eine Art phyſiognomiſchen Problems. Viele Männer finden es gemacht und geſpannt; die meiſten Frauen aber eben ſo fromm als liebevoll.

Sein Auge iſt ſanft und freundlich; hat aber jene eigenthümliche Fixheit, die einen geſchloſſenen Ideenkreis verräth. Seine Haltung iſt prieſterhaft, ſeine Sprache — im Zuſtande der Ruhe — voll Milde und Abgemeſſenheit; ſein Anzug geiſtlich elegant. Er zeigt für ſeinen Beruf viel Eifer und Thätigkeit; er opfert der Seelſorge u. ſ. w. alle Bequemlichkeit auf; er wird als äußerſt feſt in ſeinen Neigungen und Entſchlüſſen, als freigebig gegen die Armen und, mögliche Verläumdungen abgerechnet, als untadelhaft in ſeinen Sitten gerühmt.

Der Landmann Martin Michel*) iſt von Unterwittighauſen, im Badiſchen, ſechs Stunden von Würzburg, katholiſcher Religion, und ein ſehr wohlhabender, ja nach ſeiner Art ſelbſt reicher Mann. Er ſtellt ſich völlig als ein ſchlichter, feſter, ſtarker, wohlgenährter, ziemlich geſcheuter Bauer, von ſechsundfunfzig bis achtundfunfzig Jahren und mittelmäßiger Größe dar. Sein rothbraunes Geſicht, wogegen die weißgrauen Haare und Augenbraunen ziemlich abſtechen, hat jenes Tiefe, Düſtere und in ſich Gekehrte, das ein unaufhörliches Brüten und Grübeln verräth.

Indeſſen iſt er ein höchſt gutmüthiger, gänzlich uneigennütziger und ſehr religiöſer Mann, der das Wohl ſeiner Nebenmenſchen nach Möglichkeit zu befördern, und wenn er nur immer kann, jedem zu helfen ſucht. Dies vermag er um ſo eher, da er zwar ſeit dreißig Jahren verheirathet, aber gänzlich kinderlos iſt. Zugleich wird er als ein geachteter, ordentlicher und höchſt mäßiger Mann gerühmt, ob er gleich einen anſehnlichen Vorrath von gutem Wein beſitzt, und auch dann und wann in dieſem Artikel Geſchäfte macht.

---

*) So nennt er ſich ſelbſt und ſo wird er überall genannt. Mehrere behaupten indeſſen, daß er eigentlich Michel Martin heißt.

Sein Heilverfahren erlernte er, wie es heißt, von dem Pater Ambroſius Fahrmann, ehemaligen Religioſen zu Gerlachsheim, und übt es ſchon ſeit zwanzig Jahren — durchaus unentgeldlich — aus. Zwar ward er von ſeiner Regierung mehrmals darüber in Anſpruch genommen, ja ſelbſt mit den geſetzlichen Strafen bedroht, ſetzte es aber demungeachtet immer im Stillen fort. Er ſcheint die Bibel ſehr fleißig geleſen zu haben, indem ihm eine Menge Sprüche aus derſelben zu Gebote ſtehen.

IV.

Wir kehren nun zu der Geſchichte jenes merkwürdigen Ereigniſſes zurück. Der Fürſt logirte hier bei dem Stadtfarrer Herrn Deppiſch,

piſch, in deſſen ſehr anſehnlichem und ſehr wohl eingerichtetem Stift-Hauger-Pfarrhof. Der Landmann hingegen hatte ein Zimmer im Gaſthofe zum Eichhorn genommen, der ziemlich entfernt davon iſt.

Der Fürſt, dem ein gewiſſer Ruf voranging, hatte vom 14. Juni an verſchiedene ſolenne Meſſen, Predigten u. ſ. w. gehalten, und dadurch großes Aufſehen erregt; der Landmann ging, völlig unbemerkt, ſeinen gewöhnlichen Wein- und Geldgeſchäften nach. Der Fürſt war ſchon längere Zeit mit der Familie von Schwarzenberg, dem Freiherrn von Reinach u. ſ. w. bekannt; der Landmann, wiewohl er ſchon unzähligemal in Würzburg geweſen war, hatte daſelbſt als Wunderthäter auch nicht den mindeſten Ruf.

Man erräth leicht, daß der Fürſt gleich nach ſeiner Ankunft die gewöhnlichen Beſuche machte, und daß er ſeinerſeits eine Menge Gegenbeſuche und Einladungen erhielt. Es ſcheint indeſſen aus allem, daß bei dieſen Gelegenheiten nie von dem Landmann geſprochen ward. Ja es iſt ſogar gewiß, daß ſich dieſer ſeit dem 16. Juni wieder in Haßfurt bei ſeinem Schwager befand. Dagegen iſt aber auch erwieſen, daß der Fürſt am 18. oder 19. deſſelben Monats bei dem Freiherrn von Reinach zu Mittag ſpeiſte, und daß er den Landmann in der folgenden Nacht durch einen Expreſſen nach Würzburg entbieten ließ. Es leidet eben ſo wenig Zweifel, daß Martin Michel am Morgen des 20. Juni daſelbſt eintraf, und ſich auf Zureden des Fürſten bewegen ließ, mit ihm zur Prinzeſſin zu gehen.

V.

Es war Mittwochs den 20. Juni, Vomittags gegen halb zehn Uhr, der Wind Süd-Süd-Weſt, der Himmel ziemlich klar, die Wärme ungefähr 13 Grad, der Barometerſtand mäßig hoch, die Luft etwas gewitterhaft. Die Prinzeſſin mit dem eiſernen Harniſch (Ringe) angethan, befand ſich in ihrem gewöhnlichen zierlichen Nachtbette und ſchlief noch. Der Fürſt hatte in der Hauskapelle eine Meſſe gehalten, und ſtieg nun zur Prinzeſſin hinauf. Da er wünſchte, ihr einen Morgenbeſuch zu machen, ward ſie geweckt, und ſo gekleidet, wie man errathen kann.

Als ſie nun, natürlich immer im Bette oder eigentlich auf demſelben liegend, Beſuche annehmen konnte*), ward der Fürſt eingeführt. Er blieb in ſchicklicher Entfernung ſtehen, und brachte nach der gewöhnlichen Begrüßung, ſogleich das Geſpräch auf der Prinzeſſin traurigen Zuſtand. — „Aber es iſt Hülfe vorhanden! — ſagte er — Hülfe von Gott ſelbſt!“ — Und ſo belehrte er ſie über den Landmann, ſeine Curen u. ſ. w. und ſchloß: — „Ich gehe und hole ihn.“ — Hiermit entfernte er ſich.

Martin Michel hatte unterdeſſen, nach Abrede, im Hofe gewartet, und ſtieg nun, auf den Zuruf des Fürſten, eilig die Treppe hinauf. Wenige Minuten, und beide traten in das Zimmer der Prinzeſſin ein. — „Hier iſt er! — Hier iſt er!" — ſagte der Fürſt — „Ja, Gott kann, will und wird helfen."

---

*) Etwa funfzehn bis achtzehn Minuten nachher. Es darf vorausgeſetzt werden, daß die Prinzeſſin unterdeſſen auch einige Taſſen Caffe oder Chokolade nahm. Alle dieſe Kleinigkeiten ſind hier von Wichtigkeit.

„Kann — er iſt allmächtig! — Will — er iſt gütig — Wird — er iſt getreu. — Er erweckt Glauben, Hoffnung, Liebe — Vertrauen auf Gott, Vertrauen auf Jeſus! — Gott kann nicht nur helfen, ſondern er hilft auch wirklich; — er iſt helfend." — Der Landmann hatte die Prinzeſſin einfach begrüßt, ſtand jetzt abgewendet, und betete ſtill für ſich mit vieler Inbrunſt.

Der Fürſt fuhr unterdeſſen fort: — „Prinzeſſin, dieſer gemeine aber rechtliche Mann hilft — doch nicht aus ſich, ſondern Gott und Jeſus durch ihn. — Ihrem Vertrauen auf Jeſus wegen werden ſie geheilt! — Alſo faſſen Sie Vertrauen! Ja Muth, Vertrauen und Glauben! — Stehen Sie auf, ſeyn Sie geſund!" —

„Ja! — Sie werden Ihr Bett verlaſſen — Sie werden aufſtehen! — Sie werden Ihr Bett verlaſſen! — Sie werden den eiſernen Harniſch ablegen! — Sie werden ſich feſtlich kleiden! — Und Sie werden dem Gott danken, der Sie allein geheilt hat!"

Der Fürſt hatte ſich unterdeſſen der Prinzeſſin ziemlich genähert, und auf einem Wink deſſelben kam nun auch der Landmann heran. — „Haben Sie feſtes Vertrauen!" — begann der letztere — „Haben Sie unbegrenztes Vertrauen! Nicht ich kann helfen; nicht ich helfe — Ich bin der geringſte Theil! — Gott hilft! Jeſus hilft! — Ja durch Vertrauen hilft Ihnen Jeſus!"

„Reines Herz" — fuhr er fort — „Unbefleckte Unſchuld! — Reines Gewiſſen! — Chriſtliches Vertrauen! — Das alles haben Sie! — Wohlan! Im Namen Jeſu! Stehen Sie auf! — Ja, ſtehen Sie auf, und wandeln Sie! — Erheben Sie ſich von ihrem Lager! — Glauben Sie an Gott! — Hoffen Sie auf Jeſus! — Lieben Sie Gott! — Und Sie ſind geſund!" — Hierbei iſt zu bemerken, daß nicht die mindeſte Berührung oder ſonſt dergleichen ſtatt fand.

„Ja Jeſus! Jeſus!" — rief die Prinzeſſin hochglühend, und mit Thränen in den Augen! — „Ja, Jeſus! Jeſus!" — Und frei erhob ſie ſich von ihrem Lager, und ſchmerzlos ſetzte ſie die zarten bekleideten Füße auf den Boden, fühlte, wie neue Kraft durch alle ihre Glieder floß, und verlangte die Abnehmung des Harniſches (Ringes) und die Umkleidung.

Mit leicht zu errathender Schicklichkeit zogen ſich der Fürſt und der Landmann in ein Nebenzimmer zurück. — Bei dieſer ganzen Scene war blos die Gouvernante der Prinzeſſin zugegen geweſen; ſie war es auch, die derſelben jetzt ganz allein zur Hand ging *). So ſchnallte ſie ihr den Harniſch oder Ring ab, kleidete ſie um, und rief den Fürſten nebſt dem Landmanne zurück.

VI.

Da erhob ſich nun die Prinzeſſin, blos von der Gouvernante unterſtützt, frei und ſchmerzenlos von ihrem Lager, trat auf, ſchritt vorwärts, und ging am Arme der Gouvernante, die beiden Männer neben ſich, langſam im Zimmer auf und ab. Sie weinte

---

*) Hierüber mehr im zweiten Heft.

ſüße Freudenthränen; ſie war im Innerſten ihrer Seele bewegt. Nach einigen Minuten indeſſen ſchien ſie ſchwach zu werden, und ward daher wieder auf das Bett gebracht.

Von neuem begannen nun die vorigen Gebete, wo möglich mit noch größerer Inbrunſt und noch heftigerer Anſtrengung. Endlich — als der Landmann abermals rief: — „Im Namen Jeſus! — Stehen Sie auf und wandeln Sie!“

Da erhob ſich die Fürſtin mit Kraft und Stärke, ohne den kleinſten Halt, ohne die mindeſte Unterſtützung, trat mit Freudigkeit raſch auf den Boden, that eben ſo ſchnell zwei Schritte vorwärts, und ging dann, von dem Fürſten geführt, vier bis fünfmal im Zimmer auf und ab. Alle fielen nun auf die Knie, und ſprachen unter heißen Thränen ein freudiges Dankgebet.

Wenig Augenblicke und das ganze Haus verſammelte ſich um ſie. Alles rief Wunder, alles war vor Erſtaunen außer ſich. Nun wurden Boten nach Hofe, in die vornehmſten Häuſer u. ſ. w. geſandt. — Nun gingen Eſtafetten nach München, Wien, Wallerſtein u. ſ. w. ab. — Nun lief die Nachricht in weniger als zehn Minuten durch die ganze Stadt. Athemlos ſtürzte jetzt Herr Heine herbei. Er ſah und ſtaunte, er kniete nieder und betete; man erräth ſein Gefühl.

„In den Garten!“ — rief plötzlich die Prinzeſſin, und der Fürſt bot ihr den Arm dazu. So ſtieg ſie, von dem Landmann u. ſ. w. begleitet, eine ſteinerne Wendeltreppe von vierundzwanzig Stufen hinab. Als ſie indeſſen unten war, veränderte ſie ihren Entſchluß, und verlangte wieder hinauf. Es geſchah, ſie kam wieder in ihrem Zimmer an, ruhte ungefähr zwei Minuten aus, und blieb dann in beſtändiger Bewegung, bis es zur Tafel ging. Hier ſaß ſie, an die Rückſeite ihres Sophas gelehnt.

Nachmittags ſtrömten nun von allen Seiten hohe und vornehme Beſuche herbei. Alles umringte die Fürſtin, alles betrachtete ſie mit der höchſten Verwunderung. Es war in der That ein rührender Anblick, dieſe liebliche Geſtalt in ihrer freudigen Beweglichkeit zu ſehn. Auf dem holden Geſichte die Roſen des neuen Lebens, in den ſchönen Augen das fromme Entzücken der Geneſung, in ihrer reinen Seele der Vorgenuß himmliſcher Seligkeit.

Gewiß, in der ganzen hohen Verſammlung herrſchte nur ein Gedanke, eine Empfindung. Alle waren in Anerkennung des Göttlichen, alle in fromme Rührung verſunken; ſelbſt Männer enthielten ſich der Thränen nicht. So kam der Abend heran; ſo ſchloß die Vigilie eines der höchſten Feſte *); ſo ſchlummerte die Prinzeſſin in ſüßer Ermattung ein. Unterdeſſen war die ganze Stadt in Bewegung, und alles harrte des folgenden Tages (21. Juni) mit der geſpannteſten Erwartung.

Der Morgen war ſchön und heiter; der Himmel ſelbſt begünſtigte dieſes erhabene Kirchenfeſt. Die Prozeſſion zog von dem hohen Dome aus. — Wer kennt dieſe imponirende Feierlichkeit nicht? — Aber ſo zahl-

---

*) Fronleichnamsfeſt.

reich, ſo pomphaft, ſo prachtvoll hatte man dieſelbe ſeit vielen Jahren nicht geſehen. Jenes merkwürdige Ereigniß ſprach alle, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, an. So in allen glühende Andacht und fromme Begeiſterung!

Daſſelbe war der Fall bei der zweiten Prozeſſion, die Nachmittags um zwei Uhr aus der Stift-Hauger-Pfarrkirche auszog. Dieſe ward vom Fürſten ſelbſt geführt, und war in ihrer Art gleichfalls ſehr pomphaft, ja vielleicht noch zahlreicher als die erſte vom Vormittag. Er zeigte Würde und Salbung, und erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Dies ſteigerte den Enthuſiasmus für die Sache auf den höchſten Grad. — „Ja! Ein Wunder! Ein Wunder!“ — riefen alle mit Andacht — „Ein Wunder zur Verherrlichung Jeſu und unſerer allerheiligſten Religion!“

Unterdeſſen ſahen ſich Ober- und Unterbehörden zu den Einſchreitungen verpflichtet, die ihnen in ſolchen Fällen vorgeſchrieben ſind. Der Landmann ward von der Polizei vernommen, die Gouvernante zu einer ähnlichen Erzählung veranlaßt, der Freiherr von Reinach und der Fürſt um eine ſchriftliche Erklärung erſucht. Selbſt an die Fürſtin ward eine Deputation geſandt und ihre Antwort eingeholt. — „Ach, meine H. H.“ — erwiederte ſie mit Rührung — „Es hat mir nichts geholfen als Jeſus und das Gebet!“ — Wirklich befindet ſie ſich ſeitdem vollkommen wohl, hüpft und ſpringt in ihrer Freude, und nimmt täglich an Kräften zu.

VII.

Hiermit endigen wir unſere Geſchichtserzählung*), um zu der Darſtellung und Prüfung der verſchiedenen Meinungen für und wider die Sache überzugehen. Vernehmen wir zuerſt, was für die Begründung des Ereigniſſes als Wunder vorgebracht wird.

---

*) Ein vollſtändiges Tagebuch der weitern Heilungen, die der Königl. Herr Vicariatsrath, F. v. Hohenlohe, ohne Zuthun des Bauers, verrichtet zu haben gerühmt wird, folgt im zweiten Heft.

„Die ganze Natur — ſo heißt es — iſt eigentlich nur ein fortgeſetztes Wunderwerk. Allein wir erkennen dies nicht, weil wir daran gewöhnt ſind. Wiſſet ihr, nach welchen Geſetzen ſich das Saamenkorn entwickelt, oder auf welche Art die Sterne am Firmamente befeſtigt ſind?“

„Habt ihr den Blitzſtrahl im Schmelztiegel analyſirt, oder beſitzt ihr eine Waſſerwage für die Wogen des Oceans? Arme, beſchränkte Menſchen, die ihr eures Lebens kaum von einem Augenblicke zum andern gewiß ſeyd, ihr wollt beſtimmen, wie weit die Gnade deſſen gehen kann, deſſen Wille ſo unbeſchränkt wie ſeine Allmacht iſt?“

„Leugnet die Wunder ab, die in den heiligen Büchern beſchrieben und bekräftigt ſind! Beweiſt uns die Unmöglichkeit, daß deren noch heute geſchehen! Woher wißt ihr, daß dieſes reine, unſchuldige, weibliche Weſen nicht vor Gott zur Verherrlichung ſeines Wortes auserſehen war? Daß die durch Leiden geprüfte, durch Schmerzen vollendete Dulderin, nicht die Belohnung ihres Glaubens von dem erhalten ſollte, deſſen Namen ſie ſo vertrauungsvoll anrief?“

„Was iſt eure ganze Heilkunſt? — Ein Taſten auf's Ungewiſſe; ein Treffen durch's Ungefähr; das Benutzen des Zufalls, oder die Gunſt des blinden Glücks. Acht Jahre lang mühten ſich ein halbes Hundert Aerzte und Wundärzte, worunter hochberühmte Männer, an dieſer Krankheit ab. Was bewirkten ſie? — Wenig oder nichts! — Einige Linderung der Schmerzen, ein ſcheinbarer vorübergehender Erfolg, das war alles, was von ihnen erreicht ward!“

„Ja, ihr könnt es nicht leugnen, alle eure menſchliche Kunſt iſt eitel und lauter Dunſt. Vermochte die Kranke am Abend des 19., ja am Morgen des 20. ohne Maſchine und Bandagen auch nur eine Secunde aufrecht zu ſtehen? Vermochte ſie, ohne dieſe künſtlichen Unterſtützungen, auch nur einen einzigen Schritt zu thun? — Ihr ſelbſt müßt es verneinen, weil ihr nicht anders könnt, denn Tauſende zeugten ſonſt gegen euch!“

„Aber da erſchien Jeſus, unſer Heiland, und ſprach: — Erhebe dich, geprüfte Dulderin! — Stehe auf, du fromme Seele, die du mir vertraut haſt! — Ja, dein Glaube hat dir geholfen! — Steh' auf und wandle, und danke dem Herrn! — So ſprach Jeſus, ſtreckte ſeine Hand aus, und das Wunder war geſchehen.“

Dies iſt ungefähr die Ideenfolge und der Ton der gläubigen Maſſe, die mit ſtrenger Unpartheilichkeit wiedergegeben worden ſind. Hören wir nun, wie ſich der Königliche Herr Vicariatsrath, Fürſt von Hohenlohe, ſelbſt darüber erklärt*):

„Hochlöblicher Stadtmagiſtrat der Kreishauptſtadt Würzburg!“

„Auf den gefälligen Erlaß, im Betreff der momentanen Heilung der Frau Fürſtin von Schwarzenberg, habe ich die Ehre zu erwiedern, wie folgt:“

---

*) Durch die Güte eines anonymen Gönners mitgetheilt und wörtlich copirt.

C. A. Fiſcher.

„Die momentane Heilung der Prinzeſſin iſt ein Factum, das nicht in Zweifel kann gezogen werden, wie ſie geſchah. Sie war Folge eines lebendigen Glaubens, an die Kraft und Göttlichkeit des Namens Jeſu, der mit feſtem Vertrauen angerufen, eingedenk der Schriftworte: — Was ihr den Vater in meinem Namen bittet, das wird er euch geben — Und durch ſein göttliches, unmittelbares Einwirken dem Hülfsbedürftigen Befreiung von ſeiner Krankheit gnädigſt zukommen läßt!“

„Dies in der reinen und einzigen Abſicht, damit dadurch Gott der Allmächtige gelobt und geprieſen, ſein eingeborner Sohn, dem der Vater alle Gewalt im Himmel und auf Erden einräumte, verherrlicht werde, und durch ſolche Ereigniſſe der, in unſeren Tagen ſo ſehr geſunkene, Glaube an die Gottheit Jeſu wieder neu belebt werde unter den vielen Namenchriſten, welche aus menſchlichem Stolze ihren Verſtand dem Glauben nicht unterwerfen wollen.“

„Wir können dieſe Heilung von Gott

fordern, damit wir auch den von Gott uns aufgelegten Berufspflichten zu ſeiner Ehre und zu unſerem Seelenheile fernerhin nachkommen, und unſere Mutter, die H. katholiſche Kirche, verherrlicht werde, die ihren Gläubigen eine ſolche Gewalt einräumt, um es zu beſtätigen dadurch, daß ſie die einzig wahre Kirche Gottes ſey."

„Iſt bei dem Hülfsbedürftigen dieſer lebhafte, lebendige Glaube und die fromme Abſicht vorhanden; ſo kann man von der Hülfe des Himmels die ſchnelle Mitwirkung erwarten."

„Dies iſt das Wahre in der Sache; dies war das Wahre des Unternehmens der Frau Fürſtin von Schwarzenberg. Es geſchah ihr, wie ſie geglaubt hatte."

„Mit aller Hochachtung verharret

Würzburg, d. 22. Juni 1821. Fürſt v. Hohenlohe."

VIII.

„Alſo Wunder? — Nichts als Wunder? — Und warum nicht? — Es iſt die

erſte

erſte, die natürlichſte Anſicht, die ſich der katholiſchen Maſſe darbieten muß. Es iſt aber auch die einzige, die der Fürſt bei ſeiner Geiſtesrichtung und nach ſeiner Ueberzeugung haben kann *).

Was bezeichnet das Wort Wunder? — Eine Unbegreiflichkeit. Was thut der, der an Wunder glaubt? — Er erklärt ſich Unbegreiflichkeiten auf ſeine Art. — Alſo Freiheit der Auslegung und des Glaubens, wie Freiheit der Meinung und der Ueberzeugung!

Was iſt der Wunderglaube? — Eine Folge eigenthümlicher religiöſer Bildung, eigenthümlicher Confeſſionsart, eigenthümlichen frommen Gefühls. Wer den Sinn ſtets auf das Wunderbare gerichtet hält; wer in ſeiner Kirche ſo viel Wunder der Vergangenheit kennt; wer durchaus nur mit dem Herzen glaubt — der muß ein ſolches Ereigniß für ein Wunder anſehen.

Je höher der Standpunkt des Beobach-

---

*) Mehr hierüber, mit einer biographiſchen Skizze verbunden, im zweiten Heft.

ters, deſto umfaſſender ſeine Anſicht; aber auch deſto milder ſein Sinn. Liegt doch die Neigung für das Wunderbare ſo tief in der menſchlichen Bruſt! — Es iſt das Kindliche, das an das Höchſte grenzt. — Es iſt das Hinneigen zum Ueberirdiſchen, die Grundlage aller Religion. — Es iſt die tröſtende Anerkennung einer ſchützenden, allmächtigen Gottheit — Oder wollt ihr es gelehrter ausdrücken? — Nun ſo ſagt, daß es die Logik des Volkes und die Metaphyſik des Catholicismus ſey.

Alſo Achtung dem Bruder, Achtung ſeiner Erklärung einer auffallenden Erſcheinung; Achtung ſeinem Glauben und ſeiner Ueberzeugung! — Kein Hohn, kein Spott, keine Satyre, noch Ironie! — Was dem einen als heilig erſcheint, werde ſelbſt von dem Andersdenkenden reſpektirt. So will es das Geſetz; ſo will es die Humanität! — Geht doch alles nur aus der Bruſt des Ewigen hervor, wie alles wieder dahin zurückkehrt!

IX.

Aber wenden wir uns nun zu der Gegenparthei, und hören wir mit gleicher Unbefangenheit, was ſie der erſten entgegenſetzt.

„Ein Wunder! — ſagt ſie in ihrem ſchneidenden Tone, den wir nicht ändern dürfen — Ein Wunder iſt ſchon an ſich ein Unding, eine Unmöglichkeit. — aber nun vollends ein vierhändiges Wunder, durch einen alten Bauer und einen jungen Vicariatsrath bewirkt, iſt eine wahre Lächerlichkeit.“

„Meint ihr, daß Gott um zwei ſolcher Leute willen, die Ordnung der Natur, das heißt ſeine eigene, umkehrt? Bildet ihr euch ein, daß der Allmächtige ſich um einen verſchobenen Rückgratswirbel bekümmert, und den Wundärzten in das Amt greift? — Ach, wie könnt ihr ſo ſchwachköpfig und ſo ſtarkgläubig ſeyn? — Fühlt ihr denn nicht, wie widerſinnig dies iſt?“

„Nein, wir wollen euch beſſer ſagen, was es mit dieſem Wunder für eine Bewandtniß hat. — Es iſt Betrug, ſchamloſer Betrug und weiter nichts. Wir kennen dieſen überzähligen Vicariatsrath aus Bamberg, wir kennen dieſen exorcifirenden Schulzes-Märtle*), aus dem Badiſchen, nur zu genau.“

„Wir wiſſen, daß jener der geſchworenſte Jeſuit, Curialiſt und Ultramontaner iſt, wie er ſich auch öffentlich in Reden und Schriften zeigt. Wir wiſſen eben ſo gut, daß dieſer der Schwager eines der eingefleiſchteſten Päpſtler im ganzen Frankenlande iſt; wir kennen zugleich beider Zuſammenhang mit den eifrigſten Römlingen dieſer Provinz.“

„Wir wiſſen vollkommen, worauf es bei dieſer Miſſionsreiſe in der dreifachen Octave, bei dieſem wohlberechneten Ereigniſſe an der Vigilie des Fronleichnamsfeſtes, bei dieſem geiſtlichen Duodrama angeſehen iſt. Ja, wir wiſſen, daß die ganze Sache nichts anderes, als ein neuer Sieg des Obſcurantismus; nichts anderes, als eine neue Verherrlichung der Jeſuiten; nichts anderes, als eine neue Begründung des Aberglaubens, und nichts anderes, als eine neue Erhebung der römiſchen Curie ſeyn ſoll."

---

*) Der Dorfname des Landmanns, weil ſein Vater Schulz daſelbſt war. Ueber dieſen Exorcismus mehr im zweiten Heft.

X.

So ſpricht die Gegenparthey, die aber nur dem kleinſten Theile nach aus Proteſtanten beſteht, vielmehr wenigſtens drei Viertheile wirklicher Catholiken zählt. Wir wollen nun ſehen, was ſich mit Unbefangenheit darüber bemerken läßt.

Alſo Betrug? — Fürwahr ein hartes Wort! — Indeſſen um unpartheyiſch zu ſeyn, wiederholen wir es. — Vor allem frägt ſich nun: Meint ihr auch wohl die Kranke dabei? — Nein! — Kein Gedanke daran! — Nun es iſt erfreulich, daß es eine Achtung für Reinheit und Unſchuld giebt, wodurch ſelbſt die größte Leidenſchaftlichkeit im Zaume gehalten wird. In dieſer Hinſicht folglich wäre alles geſagt. Doch man leſe die eigene Erklärung der Prinzeſſin ſelbſt *).

Erklärung

der Prinzeſſin

Mathilde von Schwarzenberg.

„Acht volle Jahre ſind bereits verfloſſen, daß ich nicht im Stande bin zu ſtehen oder zu gehen, weil bei jedem Verſuche dazu, mich die größten Schmerzen befielen. Dieſer ganze Zuſtand dauerte während dieſer Zeit, und dauerte fort bis zum 19. Juni d. J. Am 20. g. M. beſuchte mich früh gegen 10 Uhr der Herr Fürſt von Hohenlohe, und fragte mich, ob ich denn nicht glaubte, daß mir durch Gottes Hülfe von

---

*) Auch dieſes ſo ungemein ſchätzbare und wichtige Aktenſtück ward mir durch große Güte von einer unbekannten Hand mitgetheilt. Ich danke auf das verbindlichſte dafür. Es ward mir indeſſen erſt in dem Augenblicke zugeſandt, wo dieſes Manuſcript abgeht.

meinen Leiden geholfen werden könnte. Ich bejahete dies, und mit um ſo mehr Glauben, weil jede menſchliche Kunſt und Hülfe, ſeither vergebens an mir verſucht worden war.“

„Darauf ſagte mir der Fürſt, wenn ich in dieſem Glauben beharre, ſo könnte mir durch einen Mann, den er kenne, und der in vielen ähnlichen Fällen ſchon geholfen habe, Hülfe geleiſtet werden, und wenn ich wolle, ſo wolle er dieſen Mann rufen. Ich war vollkommen damit zufrieden, und der Herr Fürſt brachte gleich darauf einen Landmann zu mir, von dem er ſagte, daß dies der Mann ſey. Dieſer Landmann (er heißt Martin Michel) that die nämlichen Fragen an mich, wie der Fürſt von Hohenlohe, und ſagte darauf: Nun ſo wollen wir zu Gott beten, daß er Sie geſund werden läßt.“

„Sogleich kniete er nieder, betete in deutſcher Sprache laut und vernehmlich ein Gebet, und nach Beendigung deſſelben ſprach er zu mir: — Nun ſtehen Sie auf, im Namen Jeſu! — Sie ſind geſund, und können ſtehen und gehen! — Der Landmann und der Fürſt gingen hierauf in das, an mein Schlafzimmer anſtoßende Nebenzimmer, und ich ſtand ganz frei vom Bette, und ohne Beihülfe, im Namen Gottes auf, und war und bin bis auf dieſen Augenblick wohl und geſund." — Es ſcheint, daß dieſe Erklärung am 21. oder 22. Juni gegeben worden iſt.

Aus einer mündlichen Nebenerklärung der Prinzeſſin, geht noch hervor: daß Sie den Fürſten am 18. Juni, an der Mittagstafel zum erſtenmale in ihrem Leben ſah; daß bei dieſer Gelegenheit ſo wenig, als am 19. auch nur ein Wort von dem Landmann geſprochen ward, ſondern erſt im Augenblicke der Heilung die Rede auf denſelben kam; daß endlich nicht die mindeſte Berührung bei dem Verfahren ſtatt fand, ſondern der Landmann vielmehr ziemlich weit entfernt vom Bette war.

Was bleibt nun übrig? — „das Allernatürlichſte — iſt die Antwort. — Ein geheimes Verſtändniß zwiſchen den beiden Meiſtern, die die Kranke behandelten, und zwiſchen den beiden Wunderthätern ſelbſt. Jene zeigten die eben vollendete Heilung an, und dieſe erſchienen, gleich Engeln, aus den Wolken im verabredeten Augenblick. Alles war vorbereitet, und ſo ging das Wunder, auf die allernatürlichſte Weiſe von der Welt, vor ſich."

Vortreffliche Erklärung! — Meiſterhafte Enträthſelung! — Die ehrenwerthen Männer, die die Kranke behandelten, laſſen ſich alſo zu einem Betruge herab. — Warum? — Nun, um einer Kleinigkeit willen, um den Preis ihrer ganzen Exiſtenz.

Sie haben ſich zwei Jahre lang alle nur erſinnliche Mühe gegeben, um eine Heilung zu bewirken, die ihren Ruf aufs Höchſte ſteigern muß. — Aber ſie ſind gutmüthig genug, die ganze Ehre davon einem alten Bauersmann und einem jungen Vicariatsrathe zu überlaſſen, wovon ihnen der eine nicht anders, als ein frommer Fantaſt, und der andere als eine Art geiſtlichen Quackſalbers erſcheinen kann.

Sie haben zwei Jahre lang Alles angewendet, was Kunſt und Talent, was Eifer und Beharrlichkeit nur aufzubieten im Stande waren. Sie haben die ſchwierigſte Cur gemacht, die vielleicht in den Annalen der Chirurgie gefunden werden mag. Sie dürfen mit Sicherheit auf die wahrhaft fürſtliche Belohnung *) rechnen, die ihnen außer ihrem laufenden Ehrenſolde noch förmlich zugeſichert iſt. — Aber ſie zeigen eine Selbſtverläugnung, die an das Unglaubliche gränzt.

Sie opfern ihre Kunſt, ihre Ehre, ihren Vortheil, ihren Ruf dem Martin Michel und Conſorten auf, blos damit eine Gaukelei derſelben als ein Wunder auspoſaunt werden kann. — Nein, in Wahrheit! — wer hier von einem Betruge ſpricht, der ſagt etwas Abſcheuliches, das indeſſen zum Glück noch tauſendmal abgeſchmackter iſt.

XI.

„Zugegeben! — antwortet die Gegenparthey — Und dieſe höchſt ehrenwerthen Mei-

---

*) Zehntauſend Gulden baar.

ſter, von allem Verdachte befreit! — Aber wie ſteht es mit den Wunderthätern ſelbſt?“

„Konnten nicht dieſe auf irgend eine Art erfahren haben, daß die Heilung im Grunde vollendet, und die Geneſung unfehlbar ſey? Vielleicht kam ihnen dieſe Nachricht aus den nächſten Umgebungen der Prinzeſſin zu? — Sie erſchienen denn gerade zur rechten Zeit, wendeten zum Ueberfluß ein geheimes, flüchtiges Reizmittel an, und brachten ſo die auffallende Erſcheinung hervor.“

Hierauf erwiedern wir, jedoch in umgekehrter Ordnung, wie folgt: — Es iſt bewieſen, daß die ehrenwerthen Meiſter ſelbſt den Tag vorher noch keinen Anſchein zu einer baldigen, viel weniger plötzlichen Geneſung ſahen. — Es iſt bewieſen, daß die Kranke noch am Vorabende des zwanzigſten Juni, ſich nur mit Hülfe ihrer Maſchinen und Bandagen aufrecht zu halten, im Stande war. Es iſt endlich bewieſen, daß die Umgebungen der Fürſtin, in der Wundarzneykunſt, Mechanik u. ſ. w., gänzlich unerfahren ſind.

Nun fragen wir unſererſeits: — Woran hätten dieſe Perſonen erkannt, daß die Heilung vollendet, und der Geneſungstag gerade der zwanzigſte Juni ſey? — Oder was hätte ſie vermögen können, einen Betrug mitzuſpielen, bei dem ſie viele Gefahr und Schande und nicht die mindeſte Ehre, oder den kleinſten Vortheil für ſich ſahen?

Unter dieſen Umgebungen zeichnen wir, mit vollem Rechte, vor allem die Gouvernante der Prinzeſſin, Mademoiſelle Nanni Kemper, aus Brüſſel, aus. Dieſe, höchſtens erſt neun und zwanzig Jahre alt, verbindet mit einem äußerſt einnehmenden Aeußeren. einen wahrhaft hochachtungswerthen Charakter und alle Tugenden ihres Geſchlechts. Dieſe edle Geſtalt, dieſes liebe, fromme, holde und freundliche Geſicht; dieſe herrliche Stirn, voll Geiſt und Klarheit; dieſe ſchönen, blauen, ſanften und doch ſo lebendigen und ſeelenvollen Augen; dieſes herrliche blonde Haar; dieſer feine, liebliche, entzückende Mund; dieſe Perlenzähne, und dieſes Incarnat der Reinheit, Geſundheit und Kräftigkeit; — Alles kündigt die innere Güte, die innere Würde und Vollkommenheit an.

Wirklich verbindet Mademoiſelle Kemper, mit der größten Sanftheit, Herzlichkeit und Gefälligkeit des Charakters, eine Stärke, eine Treue und eine Feſtigkeit des Gemüthes, die ſie zu einem Muſter ihres Geſchlechtes machen. Ihre Anhänglichkeit an die Prinzeſſin, giebt den ſchönſten Beweis davon; man kann denken, ob ſo viel Ausdauer, ſo viel Liebe, ſo viel Aufopferung erwiedert wird. O wie viel Edles, Herrliches und Großes verbirgt die Einſamkeit! — Möchte der Mademoiſelle Kemper einſt ein Loos werden, das ihrer vortrefflichen Eigenſchaften würdig iſt! *)

Was nun zweitens den Fürſten und den Landmann anlangt, ſo entſteht vor allem

---

*) Um allen Mißdeutungen vorzubeugen, finde hier die Bemerkung Platz, daß jede perſönliche Beziehung bei den bekannten Verhältniſſen des Verf. unmöglich iſt.

die Frage, ob ihr Charakter und ihre Aufführung den Gedanken an einen Betrug möglich macht? In Anſehung des Fürſten iſt hierüber nur eine Stimme; ſelbſt ſeine leidenſchaftlichſten Gegner ſprechen ihn wenigſtens davon frei. Ein gleiches ehrenvolles Zeugniß hat aber auch der Landmann für ſich *).

„Glauben Sie mir, ich kenne das ganze Michelthum; es iſt dabei ſchlechterdings kein Magnetismus, und noch viel weniger Sympathie im Spiel. Zwar behauptet M. M. feſt, daß religiöſes Vertrauen von Seiten der Kranken, allerdings nothwendig und unerläßliche Bedingung, aber dennoch nicht die Hauptſache ſey. Dieſe ſoll vielmehr, nach ſeiner unerſchütterlichen Idee, in Folgendem beſtehen.“

„Die Schrifttexte: Ihr werdet in mei-

---

*) Auch dieſe höchſt ſchätzbare Mittheilung kam mir von unbekannter Hand, jedoch mit den heiligſten Betheurungen der Wahrheit, zu. Sie wird daher wörtlich abgedruckt.

nem Namen Krankheiten heilen, Teufel austreiben, Berge verſetzen, Alles was ihr bitten werdet u. ſ. w., ſind noch immer nach dem Buchſtaben zu nehmen, und die Kraft, jene Wunder zu verrichten, beſteht noch heut zu Tage fort.“

„Es müſſen demnach ſolche Wunder, wie zur Zeit der Apoſtel, noch jetzt verrichtet werden; und zwar zum Beweiſe der Gottheit Jeſu, und zur Stütze des Glaubens, bei feſtem Vertrauen, — ſowohl der Wirkenden als Mitwirkenden — auf Jeſus, und deſſen allmächtige Kraft. Dann erfolge die wunderthätige Hülfe eben ſo, wie die Gegenwart Jeſu in der Wandlung (Conſecrirung) auf das hc. est c. m. und wie die Losſprechung von den Sünden auf das Absolvo te!“

„Auf dieſem Glauben ſtirbt Martin Michel; das iſt die ganze Grundlage ſeiner Heilungsart. Ich verſichere Sie, und glauben Sie mir auf mein Wort, er hat kein Arcanum, kein geheimes Mittel; er wendet keine Gaukelei und keine Verſtellung an.

Eben ſo wenig thut er mit ſeiner Lehre geheimnißvoll, im Gegentheil er kramt ſie nach Möglichkeit aus.

„Wenn er eine Kranke zum Vertrauen erweckt hat, ſo iſt ſein Machtſpruch: — Ich befehle dir hölliſcher Geiſt, im Namen Jeſu, daß du ausgeheſt. — Dieſes ſpricht er mit aller Begeiſterung und Innigkeit, mit den aufrichtigſten Beſtrebungen und der Hingebung ſeines ganzen Ichs. Die Hände legt er nicht auf; faltet ſie aber betend, nahe vor der Kranken, zuſammen; ſegnet zuletzt mit dem Kreuze, und heißt dann gehen, ſtehen u. ſ. w. wie es paſſend iſt. Dies die ganze Heilungsmethode, wie ſie von ihm angewendet wird.“ —

So weit dieſe ſchätzbare Mittheilung! — Was nun endlich die übrigen Umſtände und die Tendenzen anlangt, die man dem Fürſten Schuld giebt, ſo bleibt die Erörterung derſelben — aus Mangel hinlänglicher authentiſcher Materialien — für das zweite Heft ausgeſetzt. Bei dieſer Gelegenheit ſoll denn auch umſtändlich von dem Geiſte und

Sy-

Syſteme des Fürſten, noch ſeinen bisherigen Schriften, die Rede ſeyn.

XII.

Aber giebt es denn zwiſchen den obigen entgegengeſetzten Meinungen keinen Mittelweg? — Läßt ſich keine Erklärung verſuchen, bei der die Kraft der religiöſen Ideen und Gefühle, — dieſer erſten Impulſe der Menſchheit — vollkommen anerkannt wird, bei der aber auch in gleichem Maaße beachtet bleibt, was der Kunſt und der Wiſſenſchaft — dieſen erſten und göttlichſten Geſchenken des Lebens, — angehört? Warum nicht, wir verſuchen es.

Alſo, wie erklären wir uns dieſes merkwürdige Ereigniß auf unſere Art? — „Es iſt eine pſychiſche Heilung — ſagen wir — bei einer weit vorgerückten phyſiſchen Cur. — Man muß die geiſtige Behandlung, als die Vollendung der körperlichen anſehen.“ — Hier die umſtändliche Erläuterung.

Nur Frauen vermögen das innere, ſchöne Leben eines reinen, jungfräulichen Gemüthes zu verſtehen; ſey es im eigenen Genuſſe ihres Blüthenalters, ſey es aus lieblicher Erinnerung. — Dieſe Zartheit und Innigkeit, dieſe Güte und Liebe, dieſer Glaube des Herzens, und dieſe Religion des Gefühls, dieſe Empfänglichkeit und Tiefe, und dieſe reine, klare, roſenfarbene Lebens-Abſpiegelung. — Aber wie viele Männer ahnen nur dieſe Stimmung, und welcher Schriftſteller fände Worte dafür?

Nun erwäge man außerdem noch den beſondern pſychiſchen Zuſtand der intereſſanten Kranken, von der die Rede iſt. Alle Genüſſe, wozu Rang und Reichthum, Jugend und Schönheit ſie berechtigen konnten, lagen außer dem Kreiſe ihrer Exiſtenz. Sie hing mit der Erde nur durch den Schmerz zuſammen; ſie fand ihr einziges Labſal nur in der Erhebung zu Gott, ihren einzigen Troſt nur in der Religion.

O ihr, die ihr das Leben nur durch ſeine Reize und Freuden kennt; ihr, die ihr nie entbehrt, nie gelitten habt, nie trauernd, nie unglücklich geweſen ſeyd — Ihr wißt nicht, welch' eine Kraft in der Erhebung zu Gott, welch' ein Troſt im Gebete, welche Linderung in der frommen Hoffnung, und welche Seligkeit in dem Vertrauen auf den Allmächtigen liegt! *)

Aber ihr, Genoſſen des Grames, der Leiden und der Verzweiflung, die ihr Tage und Nächte durchweintet, die ihr einſam und verlaſſen auf eurem Schmerzenlager jammertet, die ihr hülf- und rettungslos dem Augenblicke eures Unterganges, eurer Vernichtung entgegen ſahet. — Ihr erhebt euch zu dem Allerbarmenden, im ſtillen Ge-

---

*) Man denke an Göthe's herrliche Worte:

Wer nie ſein Brot mit Thranen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Lager weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Es iſt erinnerlich, wie ſchön die unvergeßliche Königin Luiſe v. Preußen hierüber ſprach, denn auch ſie hatte den Schmerzenskelch des Lebens geleert.

bete, im Seufzer der Andacht, im Stöhnen der Verzweiflung!

Und wenn denn plötzlich, wie vom Anhauch eines Engels, Ruhe in eure Seele floß; wenn der ſtechende Schmerz in leiſer, ſtiller Linderung verſchwand; wenn eine neue, freudige Hoffnung, gleich einem Sterne, vor euch aufging, und auf das müde, wunde Auge ſüßer, erquickender Schlummer ſank — War es denn nicht der Allliebende, der ſein armes, leidendes Kind an das Vaterherz nahm, wo es Troſt und Hülfe, wo es Beruhigung und Seligkeit fand?

XIII.

So die intereſſante Kranke, deren Name auf allen Lippen iſt. Acht Jahre lang hatte ſie alle Hülfsmittel der Kunſt, gegen ihr Uebel vergebens anwenden ſehen. Acht Jahre lang hatte ſie ihre Wochen nur nach Leiden, ihre Tage nur nach Schmerzen gezählt. Acht Jahre lang hatte ſie mit Engelsgeduld, ja, mit Standhaftigkeit einer Märterin, alles geduldet, was ſelbſt von grauſenden Mitteln, zu ihrer Heilung nothwendig, erachtet ward *).

Aber nie kam eine Klage über ihre Lip-

---

*) Im zweiten Hefte auch hierüber mehr.

pen, nur auf Befragen ſprach ſie von ihrem Zuſtande. — „Ich leide große Quaal und Schmerzen!“ ſagte ſie dann wahrhaft rührend. — „Aber Alles Gott und meinem Heiland zu lieb, und in vollem Vertrauen auf ihn!“ — So erſchien ihr alle menſchliche Hülfe vergebens und eitel; ſo hielt ſie ſich mit der ganzen Kraft ihres reinen, jungfräulichen Herzens, nur an Gott und Jeſu feſt.

Gleichwohl läßt ſich mit großer Gewißheit annehmen, daß die Heilung bereits ſchon außerordentlich vorgerückt war. Dies eben iſt der Umſtand, der in das Auge gefaßt werden muß. Alſo Frage: — Hatten die ehrenwerthen Meiſter dieſen Zeitpunkt erkannt? — Wie es nach Allem ſcheinen will — Nein.

Sie nahmen die Möglichkeit, nie aber die Gewißheit der Wiederherſtellung an; ſie gaben allgemeine Hoffnungen, aber ſie beſtimmten keinen Termin. Ja, Herr Heine warf noch am 19. Juni die Idee einer neuen Maſchine hin. Pſychiſche Ermuthigungen wurden nie angewendet, ſie ſchienen zu früh und zu gewagt zu ſeyn. Allerdings kann der Heilkünſtler in ſolchen Fällen nicht vorſichtig genug zu Werke gehen.

Aber eben ſo wenig konnte die Kranke

auch nur im mindeſten ahnen, daß ihre Geneſung ſo nahe ſey. Sie war ja ſo lange an dieſe künſtlichen Haltungen gewöhnt, ſie hatte ja weder das Bewußtſeyn, noch das Gefühl der eigenen Kraft. Acht Jahre lang keinen Fuß aufgeſetzt, acht Jahre lang unaufhörlich gelitten zu haben; — man denke ſich, was das ſagen will! Wie hätte der Kranken auch nur die Idee zu einem Verſuche kommen können? Oder wie hätte ſie den Willen, und vor allem den Muth dazu gehabt? Sie verzichtete ja auf alle menſchliche Hülfe; ſie vertraute allein auf ihren Heiland.

XIV.

Welchen Eindruck mußte daher die plötzliche Nachricht auf ſie machen, daß die Quelle der göttlichen Barmherzigkeit wirklich für ſie fließe, und die Hülfe des Allmächtigen nahe ſey?

Welche Freude, welches Entzücken mußte ſie bei dem Anblicke eines Mannes ergreifen, der nach den ihr gewordenen Verſicherungen, das Werkzeug Gottes und Jeſu, zu ihrer Heilung war?

Welche Begeiſterung mußten dieſe frommen Zuſprachen, dieſe heiligen Ermunterungen, dieſe feurigen Gebete in einem Herzen erregen, das von religiöſen Gefühlen überfloß? — Und von welchen wundervollen Wirkungen mußten nicht dieſe großen und überſchwenglichen pſychiſchen Impulſe ſeyn?

So die höchſte Erhebung zur Gottheit mit dem innigſten Vertrauen vereint! So die Verſchmelzung von Geiſt und Gefühl in einem Glauben und einem Gebet! So die Macht des Willens über die Körperlichkeit! So der Sieg der Idee über das, was der Erde gehört! So eine Schwingung, eine Erſchütterung des Geiſtes und Körpers zugleich — Und ſo mit der Schnelligkeit des Blitzes, ein großer pſychiſch-phyſiſcher Prozeß, der das zu entdeckende Geheimniß iſt.

Um die wunderbare Kraft der pſychiſchen Reize zu würdigen, betrachte man nur einmal die große Wirkung der gewöhnlichſten phyſiſchen auf das Gemüth. Ein einziger Blüthenhauch; ein einziger Accord; ein einziger Sonnenſtrahl; ein einziger Blick der Liebe; eine einzige Thräne auf das Mutterherz — Wer erfuhr dies nicht? — Aber was ſind dieſe materiellen, irdiſchen Reize gegen die geiſtigen, ätheriſchen und göttlichen? Dies richtig aufgefaßt, und man wird ſchnell im Klaren ſeyn.

Hierin liegt aber der große Irrthum, daß man das Geiſtige und Körperliche in der le-

bendigen Erſcheinung als gänzlich getrennt, ja als völlig entgegengeſetzt anſieht. Nein, es ſind in *dieſer* Form zwei innig verſchmolzene, *ein Ganzes* bildende Kräfte, wie das Weltall, von der Gottheit beherrſcht und durchdrungen, mit ſeinen unzählichen Kraftmaſſen ſelbſt.

Geſchichtskundige wiſſen, daß dergleichen merkwürdige Erſcheinungen ſchon mehrmals und faſt in allen Jahrhunderten vorgekommen ſind; praktiſche Aerzte werden bezeugen können, wieviel durch die *verbundene* pſychiſch-phyſiſche Methode oder auch blos mit jener auszurichten iſt. Gewiß bleibt, daß hier noch ein großes Naturgeheimniß vorliegt.

Aber wie jeder ſich die Sache erklären möge. — Seine *Anſicht* iſt ſein *Eigenthum*. Darum kein abſprechendes Urtheil, keine ausſchließende Idee; am wenigſten aber Hohn oder Unterdrückung. Forſchet und prüfet mit Ruhe und Unbefangenheit. — Aber achtet auch den Herzensglauben derjenigen, die darin glücklich ſind! — So — wie wir auch heißen mögen — So alle Brüder und Freunde in einem Gott, in einer Liebe und einer Unſterblichkeit!

(Ende des erſten Heftes.)

Druckfehler. Seite 11 Z. 9 iſt, wie der verſtändige Leſer leicht ſelbſt bemerken wird, ſtatt Magnetismus zu leſen: *Mechanismus.*

Gedruckt bei Auguſt Wilhelm Schade.

Merkwürdige Heilungsgeſchichte.

Zweites Heft.

Die merkwürdige Heilungsgeſchichte der Fürſtin Mathilde v. Schwarzenberg

unpartheyiſch
dargeſtellt und beleuchtet

von dem

Profeſſor Chr. Aug. Fiſcher
zu Würzburg.

Zweites Heft.

Berlin, 1821.
Bei Theod. Chr. Friedr. Enslin.

I.

Höchſt merkwürdiges Zeugniß*).

Auszug eines Schreibens an Ihro Durchlaucht, die Frau Fürſtin Clothilde zu Hohenlohe-Bartenſtein, geb. Landgräfin v. Heſſen-Rothenburg. d. d. Würzburg, den 28. Juni 1821.

— „Du verlangſt von mir, beſte Freundin, meine Meinung über die Geneſung der Prinzeſſin Mathilde v. Schwarzenberg zu wiſſen. Das iſt eine ſchwere Aufgabe, und ſie zu löſen, faſt unmöglich.

---

*) Wörtlich abgedruckt. Für dieſe unſchätzbare Mittheilung meinen ehrerbietigſten Dank. Sollte man dieſelbe anzutaſten wagen, ſo wird ihr, darf ich hoffen, die hohe Beglaubigung gewiß nicht entgehn. D. H.

Denn wie kann man ſeine Meinung über eine Sache mittheilen, welche alle menſchliche Faſſung überſteigt? Ich werde mich alſo begnügen, Dir eine Thatſache zu erzählen, deren Zeuge ich genannt werden kann.“

„Sicher iſt es, daß Mathilde durch Hülfe des Mechanikus (und chirurgiſchen Inſtrumentenmachers) Heine ſo weit gekommen war, daß ſie aufrecht in ihrem Bett (ſage Maſchine) ſeyn konnte; aber immer unterſtützt und beim Kopfe angebunden ſeyn mußte. Sie konnte auch keinen Schritt machen, und wenn man ihr den Kopf losband, ſo empfand ſie ſolche Schmerzen in den Hüften, daß ſie ſich durchaus nicht auf ihren Füßen halten konnte.“

„Einige Tage vor dem Ereigniſſe, welches ich Dir erzählen werde, ſagte mir der Mechanikus (Bandagiſt u. Maſchiniſt, auch chir. Inſtrumentenm.) Heine, daß er die Hoffnung hätte, die Prinzeſſin Mathilde ſo weit zu bringen, daß ſie anfänglich durch Hülfe einer Maſchine und ſpäterhin mit Krücken gehen würde. Ich ſah wohl ein, daß ſeine ganze Hoffnung nur bis dahin, und nicht weiter reichte.“

„Die unbezweifelte Richtigkeit dieſes Bekenntniſſes des Maſchiniſten Heine geht auch daraus hervor, daß derſelbe nach ſeiner eigenen Aeußerung, die er der Fürſtin Mathilde kurz vor ihrer Heilung machte, an einer ſolchen Gehmaſchine zu arbeiten behauptete, oder wenigſtens an deren Fertigung dachte. Uebrigens wird von einer ſehr glaubwürdigen Perſon verſichert, daß der Mechanikus u. ſ. w. Heine am 17. Juni (alſo drei Tage vor der erfolgten Geneſung der Prinzeſſin) ſich mit Gewißheit äußerte, daß er jetzt Funken von Hoffnung des Beſſerwerdens habe *).“

„Man könnte zwar vielleicht ſagen, daß die Prinzeſſin durch die Kur (des Maſchini-

---

*) Nun folgt eine treue Darſtellung des merkwürdigen Ereigniſſes vom 20. Juni, wie dieſes im erſten Hefte erzählt worden iſt. Hierauf fährt das Schreiben, wie oben, fort. D. H.

ſten u. ſ. w. Heine nämlich) ſo weit gebracht worden wäre, daß es ihr blos an einem kräftigen Willen gemangelt hätte, um dieſe erſte Probe vorzunehmen; aber wie würde ſich ihre Geneſung nun ſeit vollen acht Tagen*) bewähren? Und zwar ohne die mindeſte Bemühung (Anſtrengung) ohne Mattigkeit und ohne jene Schmerzen, die ſie noch am Vorabende ihrer Heilung empfand?"

II.

Alexander Fürſt v. Hohenlohe**),

Domicellar von Olmüz, Vicariatsrath des Bisthums Bamberg und Ritter des Maltheſer-Ordens.

Eine
biographiſch-literariſche Skizze.

Der Fürſt ſtammt aus dem Hauſe Hohenlohe Schillingsfürſt, und ward geboren zu ......? — am 17. Aug. 1793.

---

*) Nun vollen vier Wochen.

**) Meinen innigſten Dank für dieſe vortreffliche Mittheilung. In Anſehung des Styls ward von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch gemacht.
D. H.

Sein nun verſtorbener Herr Vater war öſterreichiſcher General, ſeine noch zu Presburg lebende Frau Mutter Tochter des ungariſchen Magnaten .....? — Bei der großen Devotion derſelben frühzeitig in die Tiefe der religiöſen Gefühle eingeweiht, zeigte der Fürſt ſchon im Knabenalter eine ausſchließende Neigung zum Prieſterthum. Alle ſeine Spiele, alle ſeine Beſchäftigungen deuteten nur auf dieſes hin.

Sein Herr Vater war indeſſen, theils der Nachkommenſchaft, theils anderer Urſachen wegen, weit entfernt, dieſe Vorliebe zu theilen, vielmehr ſetzte er ſich nach Kräften dagegen, und ließ ſelbſt Mittel anwenden, die man eben nicht die ſanfteſten nennen kann. Ja er ſandte, um dieſe clericaliſche Neigung auszurotten, den jungen Fürſten ſogar auf einige Zeit zu einem proteſtantiſchen Geiſtlichen nach Bern oder in der Nähe dieſer Stadt.

Allein alles war vergebens; der Entſchluß des jungen Fürſten blieb, trotz ſeinem jugendlichen Alter, unerſchütterlich feſt. Wir finden ihn daher 1811 oder 1812 zu Wien, wo ſeine Schweſter an den Grafen Fries verheirathet war. Hier hörte er Collegien, unter andern bei Jahn, ſtudirte dann — der Sage nach — als gemeiner Alumnus im Clerikalſeminar zu Presburg; ward am 16. September 1815 zum Prieſter geweiht, und primizirte zu Ellwangen, was durch Familienverhältniſſe veranlaßt worden ſeyn mag.

Nachdem er am 5. März 1816 ſeine Approbation erhalten hatte, wo? iſt noch unbekannt, machte er als neuer Prieſter eine Reiſe nach Rom, und fand, nach ſeiner eigenen Verſicherung, bei dem Papſte u. ſ. w. die beſte Aufnahme daſelbſt. Nach ſeiner Zurückkunft beſuchte er mehrere Höfe, z. B. Stuttgart und München, und ward, wie es ſcheint auf unmittelbaren Specialbefehl Sr. Maj. des Königs von Baiern, unter dem 8. Juni 1817 zum Vicariatsrathe des Bisthums Bamberg, mit 1500 Fl. jährlichen Gehaltes aus der Königl. Dispoſitionskaſſe, d. h. Schatulle, ernannt.

Indeſſen iſt es völlig ungegründet, daß dies die einzige Einnahme des Fürſten, und alſo dieſer von Baiern gänzlich abhängig ſey. Wohlunterrichtete Männer verſichern vielmehr, daß man ſeine beſtimmte Jahreseinnahme, theils von ſeiner Apanage, theils von andern Seiten, ſehr füglich auf viertauſend Gulden annehmen könne, daß er aber einen großen Theil derſelben den Armen zukommen laſſe und durchaus keinen Aufwand mache.

Seine liebſte Beſchäftigung ſcheint das Predigen zu ſeyn. So zu München, zu Mergentheim u. ſ. w. So zu Nürnberg, zu Bamberg u. ſ. w., und ſo ganz neuerlich zu Coburg, Haßfurt und Würzburg. Von mehrern Seiten wird behauptet, daß deshalb hier und da, z. B. zu München und Bamberg, Erinnerungen ſtatt gefunden haben, doch liegt uns hierüber nichts Genaueres vor. Gewiß aber iſt, daß ihm ein gewiſſes Rednertalent und eine ergreifende Wärme des Vortrags nicht abgeſprochen werden können.

Wir wenden uns nun zu ſeinen Schriften, ſo weit uns erinnerlich dieſelben bekannt geworden ſind. Wir glauben indeß mit einiger Gewißheit, daß uns ſo leicht derſelben keine entgangen iſt. Zuerſt erſchien von ihm mit Nennung ſeines Namens:

1) „Der nach dem Geiſte der katholiſchen Kirche betende Chriſt, mit gnädigſter Genehmigung des biſchöfl. Generalvicariates zu Bamberg. Ebend. 1819. im Verlag bei C. F. Kunz. 8.“ — Man kann leicht denken, daß Morgen- und Abendgebete, Beicht und Communiongebete, Meßgebete u. ſ. w. darin enthalten ſind. Um den Geiſt des Ganzen kennen zu lehren, heben wir nur einiges aus:

a. Gebete für die h. Kirche Gottes. S. 58. — „Herr, verleihe Deiner heiligen apoſtoliſchen Kirche Ausbreitung und Gedeihen, damit alle ihre Glieder in der Erkenntniß der Wahrheit weiter ſchreiten, im Glauben an Dich und Deinen Sohn Jeſum Chriſtum! Herr! Laß kommen die frohe Zeit, wo alle Völker an das Evangelium Deines Sohnes glauben, und alles ein Hirt und eine Heerde werden möge!“

„Laß die Erkenntniß der ewigen Wahrheiten unſern irrenden Brüdern zukommen, die durch Neuerungsſucht verblendet Deinem allzeit untrüglichen Worte, ſo in Deiner heiligen Kirche aufbewahrt iſt, fremd geworden ſind. Herr! führe ſie wieder in den Schooß deiner heiligen Kirche zurück!“

b. Gebet der Unterthanen für ihren König*). S. 64. „O Gott! Laß Deiner Hülfe unſern König zu jeder Zeit ſich erfreuen! — Auf Dich ſey ſtets ſein Auge gerichtet, Dir ſey ſein Herz geweiht. Groß und verantwortlich iſt ſeine Regentenbürde; Unendlicher regiere ihn, daß er Dir willig diene! Schenke ihm ſtets Deine Vaterhuld, ihm und ſeinem Königl. Geſchlecht. Weisheit und Gerechtigkeit ſey ſein Eigenthum!“

„Laß ihn nie des Laſters Stimme folgen! — Gieb ihm die wahre Erkenntniß ſeiner Selbſt! — Nicht auf ſich vertraue er, ſondern auf Dich allein, Allgütiger! — Gieb ſeinem Lande und ihm den Frieden! Seiner Unterthanen Wohlfahrt ſey ſein Ruhm, ihr Segen ſeine Freude! Schütze ihn im Leben, und beſelige ihn nach dieſem Leben mit der himmliſchen Krone durch Deinen lieben Sohn, unſern Herrn und Heiland. Amen.“

---

*) Für die Königin befindet ſich kein Gebet in dieſer Sammlung. Was mag wohl die Urſache davon ſeyn?

Anmerkung eines Dritten.

2) Weiter erſchienen von ihm, mit Nennung ſeines Namens: „Predigten für die heilige Charwoche, vorgetragen im Jahre 1819 in der katholiſchen Pfarrkirche zu U. L. F. in Nürnberg. Bamberg 1819. Bei C. F. Kunz. kl. 8.“ Wir heben auch hier einiges aus.

a. Predigt am Palmſonntage. S. 13. „Vergeſſet meine Worte nicht! — Das Auge des ewigen Vaters ſieht auf euch! — Jeſus Chriſtus iſt wahrhaft gegenwärtig hier, und Gottes Engel umſchweben uns da! — Alſo kommt in Demuth, und geht zurück mit Liebe vom Licht des Heiligthums! — O ſo nahe Dich denn, Jeſus Chriſtus, den Herzen dieſer Gläubigen, Deiner verlangt dieſe Gemeinde.“

„Gemäß Deinem Willen, habe ich ihnen Dein Wort verkündigt; ſie ſind nun bereit, Dich in ihre Herzen aufzunehmen. Deſſen, heiliger Gott! — zeuge die Röthe ihrer Wangen, die doppelten Schläge ihres von Reu und Schmerz durchdrungenen Herzens!“

„So vollende denn Du, barmherziger Vater, das große Werk Deiner Liebe! — Ja, Du wirſt ſie öffnen, Deine Vaterarme, und Deine verirrten Kinder liebevoll wieder aufnehmen; denn nicht unbewußt ſind Dir die Thränen innigſter Reue! — Stille denn Du das Bangen ihrer Seele; ſieh herab, o guter Hirt, auf dieſe Pfarrgemeinde, beglücke ſie mit der Fülle Deiner himmliſchen Segnungen, und laß alle würdig empfangen Dein Fleiſch und Dein Blut. Amen!“

b. Predigt am Charfreitage. S. 26. „In dem Buche Deiner Allwiſſenheit, o Gott, waren alle meine Schulden aufgezeichnet, und ich fand in mir kein Vermögen, ſie auszulöſchen. Nun überfiel Angſt meine Seele — da reichte mir der Glaube ſeine hülfreiche Hand. Ich ſah Jeſum, den reinen, den göttlichen, freiwillig für mich leiden, für mich bluten."

„Ich ſah Dich, o Vater, durch die unendlichen Verdienſte Deines eingebornen Sohnes Jeſu Chriſti verſöhnt. Dein Prieſter verkündigte mir Reumüthigen meinen Antheil an den Früchten der Erlöſung. Mein Herz athmete leicht, Vertrauen, Hoffnung und Liebe erfüllten meine Bruſt!"

„Ich trat hin zum Tiſche des Herrn; ich genoß den Leib und das Blut, das für mich dahin gegeben ward; ich vereinigte mich mit Jeſu; ich ſchloß mich an meinen Wohlthäter an; ich faßte Muth zu kämpfen, zu leiden, zu ſterben für ihn. — — — Ja, angebrochen iſt die Morgenröthe des Heils, und aufgegangen die Sonne der Hoffnung, die über dem Kreuze Jeſu ſchwebt! — Folgen wir dieſem Lichte; es wird uns zu dem Throne der ewigen Liebe führen! Amen."

3) Gab der Fürſt von Hohenlohe, aber ohne ſeinen Namen, und wie behauptet wird, durch Vermittlung der Nuntiatur zu Luzern,

eine Flugſchrift heraus, die folgenden Titel führt: „Was bindet den Katholiken an den römiſchen Stuhl? — Beantwortet von Einem, der römiſch-katholiſch leben und ſterben will. 1820. Zug, gedruckt bei B. Joſ. Blunſchi, Verleger des Wochenblatts der vier löbl. Cantone Ury, Schwyz, Unterwalden und Zug. 27 S. gr. 8" — Auch hier heben wir einiges zur Charakteriſtik aus.

S. 7. „Unſer Heiland, der da iſt der Sohn Gottes, hochgelobt von Ewigkeit, hat in der von ihm geſtifteten Kirche eine geiſtliche Obergewalt angeordnet. Dieſe Einſetzung hat ſich im Laufe der Zeit als ein Werk göttlicher Weisheit bewährt. Was könnte der Staat von der von Jeſus gegebenen Kirchengewalt befürchten, da ſie eine geiſtliche Gewalt iſt, und nur auf die Heiligung der Seelen zielt, die die Kirche ſoviel wie möglich über das Irrdiſche zu erheben trachtet."

S. 9 u. 10. „Wie ſchön und heilſam iſt es, daß in der Kirche, wie ſie Jeſus geſtiftet hat, die Einigkeit durch das Oberhaupt, den Papſt, unterhalten wird. Denn, ſagt der heilige Paulus*): Nur ein Herr, nur ein Glaube, nur ein Gott, nur ein Vater aller, der da iſt über alle, durch alles und in uns allen!"

„Wer dieſem Bekenntniſſe und alſo dem Zuſammenhange mit der wahren Kirche entſagt, um zu einem andern, das dem Weſen und Geiſte der heiligen Kirche ganz entgegengeſetzt iſt, überzutreten, der hört auf, ein Katholik zu ſeyn. Zur Täuſchung der weniger unterrichteten mag er ſich das Prädikat deutſch-katholiſch, evangeliſch-katholiſch beilegen. Dieſe neue Firma iſt derſelbe Mißgriff, den in den früheſten Zeiten die Abtrünnigen gethan, wodurch ſie, ſo ganz gegen ihren Willen, der Wahrheit Zeugniß gaben."

S. 11. „Im gegenwärtigen Zeitalter hat der Vernunftſtolz zur höchſten Stufe ſich erhoben. — Die Vernunft ſitzt, als Abgott des Zeitgeiſtes, allgebietend auf dem Throne. Was ſie in ihren Speculationen ausklügelt, das nur gilt für Offenbarung Gottes; das nur iſt das geſchriebene, von einem Zeitalter zum andern überlieferte Wort Gottes*).“

---

*) An die Epheſer K. 4.

S. 13. „Fragt man, was bindet uns an den römiſchen Stuhl? — So antwortet: Der Gehorſam gegen Jeſum, den wir mit Petrus für den Sohn des lebendigen Gottes erkennen. Er will, daß wir die von ihm geſendeten Hirten ſo ehrerbietig aufnehmen ſollen, wie ihn ſelbſt.“

„Fragt man weiter, was bindet ꝛc., ſo antwortet: der Eifer für die Rechtgläubigkeit bindet uns an den römiſchen Stuhl. Wie wir von der römiſchen Kirche die erſten Unterweiſungen im Chriſtenthum empfangen haben, ſo erwarten wir auch von derſelben, daß ſie uns gegen jede Abweichung von der wahren Lehre Jeſu ſichern, bei vorkommenden Zweifeln zurechtweiſen, bei drohenden Gefahren des Abfalls retten werde. Sie hat ihre Zuverläſſigkeit in frühern Zeiten genugſam erwieſen; von ihr iſt noch kein verkehrter Lehrſatz ausgegangen."

---

*) Hier ſagt der Herr Vicariatsrath in einer Note: „Man ſehe Schultheß in ſeinen exegetiſch-theologiſchen Forſchungen.“

„Fragt man nochmals, was bindet ꝛc. Antwort: die Sorgfalt für unſer Seelenheil; das Verlangen, in der Wahrheit zu wandeln; das Gefühl des Bedürfniſſes, uns in Religionsſachen von einem höchſt glaubwürdigen Richteramte leiten zu laſſen. Wir haben am Chriſtenthume nicht das Wort des menſchlichen Verſtandes, ſondern eine göttliche Anſtalt, die wir dankbar ſo annehmen, wie ſie uns von oben gegeben worden iſt."

S. 14. „Was haben die von der wahren Kirche getrennten Confeſſionen für einen Chriſtus? — Höchſtens einen, den ſie ſich ſelbſt, im Stolze ihrer Einſichten, gebildet haben. — So viele Chriſtusbilder als Köpfe und Phantaſien. — Nur nicht den wahren, den katholiſchen Chriſtus, der

der als der eingeborne Sohn des himmliſchen Vaters, als Gott und Menſch zugleich, als Erlöſer von Sünde und Verderber der Sünde, als Heiland und Heiligmacher, die biſchöfliche Würde zur Fortſetzung ſeiner Erlöſung und Heiligung eingeſetzt hat.“

„Wo das biſchöfliche Hirtenamt verſchwindet, verſchwindet die Kirche, verſchwindet Chriſtus. Darum — darum wollen wir an den römiſchen Stuhl unauflöslich gebunden ſeyn, an die höchſte Stelle des apoſtoliſchen Hirtenamts, von welchem jeder Biſchof ſeine Anſtellung unmittelbar oder mittelbar beſtätigen laſſen muß, damit ſie geſetzlich ſey.“

S. 19. „Wollt ihr den Proteſtanten einen Dienſt erweiſen; ſo zeigt ihnen, daß ſie als ſolche, welche die Vernunft zur einzigen Erklärerin der heiligen Schrift zu machen pflegen, wohl keine der poſitiven Lehren des Chriſtenthums feſthalten können. Denn es iſt höchſt inconſequent, Lehren, welche nicht aus der menſchlichen Vernunft gefloſſen ſind, mit Verwerfung der Väter und der heiligen Kirche, blos aus der Vernunft erklären zu wollen. Die Grundſätze der Reformation ſind in der That die eigentlichen Principien des Naturalismus."

4) Erſchien: „Was iſt der Zeitgeiſt? Rede, vorgetragen im Advente zu Bamberg, von dem Fürſten Alexander von Hohenlohe. 1820. — gr. 8." Dieſe kleine Schrift iſt den beiden Kaiſern und dem Könige von Preußen gewidmet, und kündigt ihren Inhalt gleich durch die Zueignung an. Auch hier heben wir alſo einige Stellen aus.

„Wer hätte ſich nicht bei der Wiedergeburt des deutſchen Vaterlandes u. ſ. w. den ſchönſten Erwartungen hingeben, auf dauerhafte Ruhe und Ordnung u. ſ. w., auf treue Unterthanen-Anhänglichkeit u. ſ. w. bauen ſollen? — Allein die jenſeits des Rheins erſtickten, giftigen Revolutionskeime ſcheinen dieſſeits feſtere Wurzeln geſchlagen zu haben."

„Demagogen, Jacobiner, Illuminaten leiten das Werk; öffentliche Lehrer, Zeitungsſchreiber, Journaliſten, ſeyn wollende

Gelehrte ſind ihre Satelliten; *Conſtitutionen* ihr Feldgeſchrei, *Zeitgeiſt* ihr Palladium, Sturz von *Religion* und *Thron*, — Löſung aller Bande ihr Zweck. — Nur der ächte Chriſt iſt auch getreu-gehorſamer Unterthan"*).

S. 11. f. „Viele ſind, die vor dem Götzen — *Zeitgeiſt* genannt — die Knie beugen, und ſich brüſten mit dem hochtrabenden Rühmen liberaler Geſinnungen, und nur von *Volksrechten* ſprechen, ſchreien und ſchreiben, aber, ſchlau berechnend, nie oder ſelten der *Pflichten* erwähnen, die das Volk ſeinem Regenten *ſchuldet*, da doch ohne dieſe jene ſich nicht denken laſſen?"

„Der Geiſt unſerer Zeit beſteht in einem unſtäten Schwanken menſchlicher Anſichten und Verhältniſſe. Er hat keinen feſten *Halt-*

---

*) Oben haben wir geſehen, daß der Herr Vicariatsrath *nur die Katholiken für ächte Chriſten hält*. S. Nr. 3., die ausgehobene Stelle von S. 14. Alſo?

Anmerkung eines *Dritten*.

punkt beim Denken, weil ihm das Heiligſte, Religion, fremd geworden iſt. Unſer Zeitgeiſt hat aber auch keine feſten Grundſätze. Jeder Mode ſchließt er ſich vielmehr an, und ändert dieſelbe zuweilen ſchnell, je nachdem ſich die Tonangeber ändern, die ihn beleben. — Indeſſen miſcht er ſich in Alles, bekrittelt Alles, und trachtet Alles unter ſeine Herrſchaft zu bringen.“

„Seine faulenden Früchte ſind aber auch zu Tage gefördert, und heißen: Ehrgeiz und Habſucht, Luxus und Sittenloſigkeit, Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privatleben, willkührliche Aenderungen ſonſt unantaſtbarer Regierungsformen; Intriguen im Innern und von außen; Untreue im Handel und Wandel; falſche Eidſchwüre; Familienzwiſte; Gewaltſame Veränderungen durch falſche überſpannte Aufklärung; Grundſätze, die nichts taugen; Trennung, Druck und Mißbrauch der Regierung und ihrer Diener.“

S. 27. „Das Wiſſen ohne Glauben allein iſt in der Hand des Rohen ein zweiſchneidiges Schwerdt. Solche Menſchen bläht nur Wahn auf, und ein raffinirendes Talent unter der Leitung des argen Herzens macht ſie zum Verderben für ihre Mitbrüder."

5) Kam endlich heraus: „Des Prieſterberufes Würde und Pflichten. Rede, gehalten bei der Vorſtellung des Hochw. H. Adam Bergold auf die Pfarrei Bolzhauſen, Würzb. Biſth. von Alex. F. v. Hohenlohe. Bamberg, 1821. Bei C. F. Kunz. 12." Man denkt leicht, daß der Fürſt zu dieſer Inſtallation vorher von dem Würzburgiſchen Gen. Vicariate ermächtigt worden war. Dieſe Rede iſt dem Curat Clerus des Ochſenfurter Gaues gewidmet, und ganz in dem Geiſte geſchrieben, der nun den Leſern aus den obigen Mittheilungen bekannt iſt. Wir heben daher nur eine einzige Stelle aus.

S. 14. „Alle Prediger, die auf Erbauung ausgingen, hielten ſich für zu gut, den eiteln Wortkram der Welt auf die Kanzel zu bringen; ſie ſprechen vom Herzen zum Herzen, wie gute Väter zu ihren Kindern. Aber dem kommen nicht alle ſo nach. Leider glaube ich mit Recht behaupten zu können, daß die gefällige Schminke, womit manche Zeitredner (alſo nicht geiſtliche Redner, noch weniger katholiſche Prediger) die evangeliſchen Wahrheiten aus menſchlichen Rückſichten übertünchen, mit beitragen zu dem ſtets mehr überhand nehmenden Indifferentismus unſerer Zeiten, und wohl eine große Schuld tragen an den mächtigen Fortſchritten des Peſtübels der ſogenannten liberalen Geſinnungen u. ſ. w."

6) Noch ließ der F. von Hohenlohe drucken, und begleitete mit einer Vorrede folgendes lateiniſche, von einem anonymen Geiſtlichen verfaßte Werk: *Sacerdos Catholicus in oratione et contemplatione positus coram Deo et Salvatore Suo etc.* Bamberg, 1820. 317 S. Der Inhalt wird durch den Titel zur Genüge angezeigt.

III.

Wahrhafter Bericht über das Befinden der Prinzeſſin Mathilde v. Schwarzenberg vom 21. Juni bis Ende Juli 1821 [*]).

Ein eigentliches Tagebuch kann nicht gegeben werden, aus der ſehr einfachen Urſache, weil keines geführt ward, indem von jenem Tage an weder ärztliche noch mechaniſche Behandlung mehr ſtatt fand. Dagegen ſoll treu und wahrheitsgemäß alles erzählt und herausgehoben werden, was die völlige Wiederherſtellung der Prinzeſſin beweiſen kann. Um einiger Leſer willen werde dabei erinnert, daß der merkwürdige Tag, wo die Prinzeſſin gleichſam neu geboren wurde, der zwanzigſte Juni war.

---

*) Auch für die Mittheilung dieſes ganz vortrefflichen Aufſatzes fühle ich mich zu dem lebhafteſten Danke verpflichtet, um ſo mehr, da bei demſelben höchſt authentiſche Materialien zum Grunde gelegt worden ſind. Die gewünſchte ſtyliſtiſche Umarbeitung hat ſtatt gehabt.

Am 21. Morgens um ſieben Uhr ging ſie ſchnell über ihren Vorſaal, ſtieg eben ſo raſch die Wendeltreppe von vierundzwanzig Stufen hinab, und verbat alles Führen u. ſ. w., kurz auch den kleinſten Beiſtand irgend einer Art. Nicht weniger eilig durchſchritt ſie nun den ſehr geräumigen gepflaſterten Hof, und begab ſich in die Hauscapelle, wo ſogleich eine Meſſe begann.

Während derſelben ſaß, ſtand und kniete ſie abwechſelnd, wie es den verſchiedenen Handlungen gemäß war, empfing dann ſelbſt das heilige Abendmal, und kehrte endlich nach ihrer Wohnung zurück. Sie eilte dabei die Wendeltreppe ſo geſchwind hinauf, daß ihre Gouvernante, ja ſelbſt ein Hausfreund, ihr kaum zu folgen im Stande war. Ja, als ſie oben war, *lief ſie*, im eigentlichen Sinne, über den Vorſaal in ihre Zimmer zurück.

Einige Secunden darauf trat die Freifrau *von Reinach*, aus dem berühmten Geſchlechte *von Hutten*, ein. Die Prinzeſſin ſprang auf ſie zu, umarmte ſie, hüpfte hoch in die Höhe, und küßte ſie mit der fröhlichſten Lebendigkeit. — „Sachte! Sachte! liebſte Prinzeſſin!“ — ſagte die Fr. v. Reinach — „Nur ja hübſch langſam!“ — Ach! — war die Antwort, mit dem ſüßeſten Lächeln begleitet — Ach, ich bin friſch und geſund!

An dieſem Tage, ſo wie am 22. und 23. Juni, machte ſie auch die erſten Spaziergänge im Garten, bald Vor-, bald Nachmittags. Am 24., als am Johannistage, fuhr ſie Morgens gegen 9 Uhr in die Stifthauger Pfarrkirche, wo der Fürſt von Hohenlohe eine Predigt hielt.

Hier ſtieg ſie an der Hauptthür ab, trat am Arme der Frau Fürſtin von Lichtenſtein, und begleitet von ihrem Oheime, dem Herrn Herzoge von Ahremberg, ſo wie von dem Herrn Fürſten von Baar, in die Kirche, und wandelte, durch einen ziemlichen Theil derſelben bis zu dem für ſie bereiteten Betſtuhl. Auf dieſelbe Weiſe kehrte ſie am Ende des Gottesdienſtes nach ihrem Wagen zurück.

An dem nämlichen 24. Juni war große

Mittagstafel im Reinachshof*). Nach Aufhebung derſelben begab ſich die Geſellſchaft in den Garten, und die Prinzeſſin ſpazierte nicht weniger, als zwei Stunden darin herum. Lächelnd ſah ſie mehrere der Herren und Frauen ihren ehemaligen Rollſtuhl probiren, während ſie nun frei und ohne alle Schmerzen daher ging, und von den führenden Freunden und Freundinnen kaum einzuholen war. Bemerkt muß dabei werden, daß die Prinzeſſin, wie von jeher, auch nicht einen Tropfen Wein zu ſich nimmt.

Trotz allen dieſen beglaubigten Beweiſen einer gänzlichen Wiederherſtellung indeſſen, wollten dennoch viele Perſonen aller Stände und beider Confeſſionen, die ganze Sache blos als Täuſchung anſehen. Feine Spöttereien und Pasquinaden der plumpeſten Art;

---

*) Nach dem hieſigen Ausdruck. Es ſind allerdings höchſt anſehnliche Gebäude, meiſtens von einem ſehr groſen Umfang und mit herrlichen Gär- u. dgl. im Innern, das mit einer hohen Mauer umringt iſt.

ironiſche Lobpreiſungen und niedrige Verläumdungen wechſelten daher unaufhörlich mit einander ab.

Bald hieß es nun, daß die Prinzeſſin förmlich rückfällig geworden, ja daß ſogar eine dreifache Verſchlimmerung ihres Zuſtandes eingetreten ſey. Man ließ dies unter der Hand umlaufen, man ſagte ſichs nur mit halben Worten ins Ohr, kurz man affektirte jenes halb ängſtliche und halb geheimnißvolle Weſen, das nie ſeine Wirkung verfehlt.

Um dieſe boshaften Gerüchte niederzuſchlagen, fuhr daher die Prinzeſſin am 3. Juli Nachmittags gegen fünf Uhr in das ſogenannte orthopädiſche Inſtitut des Mechanikus u. ſ. w. Heine ſelbſt. Hier befindet ſich nämlich unter Andern auch die junge Gräfin v. Dietrichſtein aus Wien. Die Abſicht der Prinzeſſin war, dieſer einen Beſuch zu machen, und zugleich das Local zu beſehen. Die liberale Baieriſche Regierung hat nämlich Herrn Heine ein ſehr großes und ſchönes Nebengebäude des ſogenannten Stephanerkloſters*) (Benedictiner) zu ſeinem Inſtitute eingeräumt.

Noch iſt indeſſen der nächſte Zugang zu demſelben nicht gepflaſtert, und folglich bei nur einigem ſtarken Regen in einem Zuſtande, den man errathen kann. Der Prinzeſſin, mit der feinſten zierlichſten Fußbekleidung, war daher gewiß nicht zuzumuthen, durch dieſen Schmutz zu gehen. Seit ſo vielen Jahren gewöhnt getragen zu werden, koſtete es ihr alſo keine Ueberwindung, ſich auch diesmal ihrem treuen Diener anzuvertrauen. So ward ſie in wenig Secunden an der Hauptthür niedergeſetzt.

Nun mußte es ſich aber fügen, daß auch die Treppe äußerſt feucht und ziemlich unreinlich war. Die Prinzeſſin ließ ſich alſo auch dieſe hinauftragen, ging aber dann raſch über den Vorſaal, trat eben ſo in die Zimmer der Gräfin v. Dietrichſtein ein, und zeigte durch alle ihre Bewegungen, wie gänzlich ſie hergeſtellt ſey.

---

*) Nach hieſiger Ausſprache Steffnerkloſters.

Gleichwohl verbreitete ſich noch denſelben Abend ein höchſt auffallendes Gerücht in der Stadt. Die Prinzeſſin, hieß es, ſey in dem hülfloſeſten Zuſtande in das Heimiſche Inſtitut getragen worden, und ihre ganze angebliche Heilung zeige ſich nun als bloßes Gaunerſpiel — — !

Alle edeldenkenden und unpartheyiſchen Beobachter vernahmen dies nicht ohne Betrübniß; um ſo mehr, da ſie mit Schmerz zu bemerken glaubten, daß dieſes Gerücht aus dem Locale des Inſtitutes ſelbſt*), und beſonders aus den Werkſtätten deſſelben auszugehen ſchien.

Einige wollten ſogar von einer Art Frohlocken wiſſen, das — wenn es wirklich ſtatt gefunden hätte — einen Zuſammenhang vermuthen ließe, den man errathen mag. Ueberhaupt regte dieſes merkwürdige Ereigniß alle Leidenſchaften auf. Es giebt Perſonen, die ſich aus dem Schmutze ihres Urſprunges nie zum Edeln erheben können; ſie ſind — ſo zu ſagen — in den Kreis ihrer Niedrigkeit gebannt.

---

*) Man kann leicht denken, wie höchſt unangenehm dies für Herrn (Mechanikus und chirurgiſchen Inſtrumentenmacher) Heine ſelbſt war.

Anmerk. eines Dritten.

Um dieſes ſchändliche Gerücht mit einem male zu widerlegen, ergriff nun die Prinzeſſin ein Mittel, das ihrem Herzen und ihrem Geiſte gleich viel Ehre macht. Seit dem 3. Juli befand ſich die ſogenannte ewige Anbetung in der Neumünſterkirche dahier. Dieſe andächtige Uebung ward ſchon 1737 im Bisthum Würzburg eingeführt, und macht einen Anhang oder Zuſatz zu der 1630 geſtifteten Corp. Christi Brüderſchaft aus*). Eilf Monate iſt ſie auf dem Lande, den Juli aber — der Erndtearbeiten wegen — in der Stadt. Hier wechſelt ſie alle vierundzwanzig Stunden in den verſchiedenen Kirchen ab. So befand ſie ſich demnach in Neumünſter, einer der ſchönſten von Würzburg.

---

*) Von dem Fürſt-Biſchofe Phil. Ad. von Ehrenberg.

Hierhin fuhr alſo die Prinzeſſin in Begleitung der Frau Fürſtin von Lichtenſtein und ihrer Gouvernante ab, trat dann durch eine abſichtlich gewählte Seitenthür ein, durchwandelte den großen, herrlichen, mit vielen Tauſenden angefüllten Tempel ſeiner ganzen Länge nach, und nahm endlich mit der Frau Fürſtin u. ſ. w. einen Betſtuhl am Haupteingange ein. Dies machte eine unbeſchreibliche Wirkung; die elende Lüge ward in einem Augenblicke erſtickt. Auf demſelben Wege kehrte die Prinzeſſin, kurz vor vier Uhr, nach ihrem Wagen zurück.

Seitdem nahm ſie nun täglich an Kräften und Wohlſeyn zu. So ward ſie täglich ſchöner, täglich munterer, täglich bezaubernder. — Nichts Reizenderes, nichts Entzückenderes, als dieſes feine Incarnat, dieſe Purpurlippen, dieſe lebhaften, glänzenden Augen, dieſe harmoniſchen, ſeelenvollen Züge, voll Geiſt und Gefühl, voll Verſtand und Empfindung.

Und was das Gehen, das Hüpfen ſogar anlangt, eine Sylphide an Leichtigkeit und

Schnelligkeit! So machte ſie am 23. Juli Abends halb acht Uhr einen großen Gang durch den anſehnlichſten Theil der Stadt, wo ihr alles mit Verwunderung nachſah. So einen zweiten am 28. Vormittags bis zum Schwane hinab; und ſo iſt ſie nun von allen Aerzten u. ſ. w. als völlig geneſen anerkannt.

IV.

Das Ganze des Wunderkurenſyſtemes*).

„Durch die Liſt des Satans iſt die Sünde, durch die Sünde der Tod, d. h. alles ſittliche und phyſiſche Uebel in die Welt eingegangen, und hat alle Menſchen, die göttliche Mutter, die Kirche, ausgenommen, angeſteckt.

---

*) Dieſe treffliche Mittheilung wird für das ganze proteſtantiſche Publikum, ja gewiß auch für einen großen Theil des katholiſchen ſehr überraſchend ſeyn. Ich danke daher auf das verbindlichſte für die gefällige Einſendung.

ſteckt. Alle Menſchen ſind Sclaven des Teufels, Knechte der Sünde und Kinder des Todes geworden.“

„Zur Strafe dieſer Bosheit ſprach Gott neuen Fluch über den Satan. Er ſtiftete Feindſchaft zwiſchen der hölliſchen Schlange und ihren Anhängern, und zwiſchen dem Menſchen und ſeinen Nachkömmlingen. Einer aus den Menſchenkindern ſoll dieſer Schlange den Kopf zertreten. Dies ſagte Gott, und verſprach ihnen einen Heiland, einen Erlöſer und Befreier vom Satan, von der Sünde und vom Tode. Dieſe göttlichen Verheißungen müſſen in Erfüllung gehen.“

„Gott erfüllte, was er verheißen hatte. Er ſandte ſeinen Eingebornen, der die menſchliche Natur an ſich nahm und als Menſchenkind ihr Heiland, Erlöſer und Befreier ward. Daher, weil er ſein Volk, die Menſchen, von Sünden und allem Uebel befreien ſollte, gab ihm Gott ſelbſt den Namen Jeſus. Der Sohn Gottes kam die Werke des Teufels zu zerſtören.“

„Er iſt wahrer Heiland, das iſt, der

Alles heilet, Alles gut macht, Alles ergänzt. Er hat es nicht nur angefangen zu ſein, ſondern iſt's und bleibts immer, geſtern und heute, und ewig iſt er Heiland. Er hört nie auf Heiland zu ſein, und heilt alſo alle Menſchen zu allen Zeiten von allen Uebeln, wenn man ihn nur als Heiland anerkennt, ſich zu ihm wendet und Befreiung mit feſtem Glauben und Vertrauen erwartet.“

„Er hat der Schlange den Kopf zertreten. Wie ein Starkgewaffneter hat er den Teufel angefallen, ihn gebunden, ihm ſeine Waffen und ſeinen Raub genommen, ihn uns unter die Füße gelegt und Macht gegeben, ihm zu befehlen und zu gebieten. Er hat die Feindſchaft die Gott geſtiftet hat, fortgeſetzt, und fordert alle die getauft werden, auf, daß ſie dem Teufel und allem ſeinen Anhange ewige Feindſchaft ſchwören.“

„Er hat uns von der Sünde befreit und tilget ſie durch die heiligen Sacramente. Aber nicht nur von der Sünde, ſondern auch von Allem was Sünde iſt, was zur

Sünde führt. Er befreit von allem ſittlichen Böſen jeden der nur praktiſch, d. h. in der That glaubt, daß er ſein Heiland iſt, zu ihm ſeine Zuflucht nimmt und durch ihn wider die Sünde kämpft. Ein ſolcher wird alle Verſuchungen, alle Leidenſchaften, alle Gemüthsplagen die immer der Sünde den Weg bahnen, leicht überwinden und an ihm wird Jeſus wahrer, wirklicher Heiland ſein."

„Jeſus befreit vom Tode, und zwar vom ewigen Tode, denn er hat den Tod getödtet; eben ſo vom natürlichen Tode, oder von Allem was tödtlich iſt, z. B. Gift, Schlangen, wilde Thiere u. ſ. w., die denen die glauben nicht ſchaden werden; endlich vom Tode den der Satan bewirkt, auch von tödtlichen Krankheiten. Er hat alle Krankheiten geheilt und den Seinigen die Macht gegeben, auch alle Krankheiten zu heilen. So befreit er von allen Schmerzen, Krankheiten und Plagen des Leibes. Zwar hebt er das Urtheil des Todes nicht auf; allein er verwandelt den Tod in einen Schlaf. Was Tod war, iſt durch ihn Uebergang zum Leben und die Saat der Unſterblichkeit.“

„Nicht weniger zerſtört er auch die Werke des Teufels. So alles was der Satan wirkt, unternimmt und veranſtaltet zum Nachtheil der Seele oder des Leibes, oder der zeitlichen Dinge die uns dienen und gut ſind, oder es werden können. Der Satan iſt völlig kraftlos; Jeſus heilt und ergänzt alles was der Satan verderbt oder verdorben hat.“

„Obgleich Jeſus gen Himmel gefahren iſt, hört er doch nicht auf, ein Heiland der Menſchen zu verbleiben. Es kann demnach eben ſo, wie da, als er noch auf der Erde lebte, alles Uebel vertrieben werden. Dieſe Heilkraft gab er ſeinem Namen und ſeinem Kreuze.

Die Macht die Werke des Teufels zu zernichten, und Krankheiten und alles Uebel zu vertreiben, gab er jeden der glaubt und ſeinen Namen anruft. Er gab dieſe Macht auch vorzüglich ſeiner Kirche zu der wir uns alſo in jeder geiſtlichen und leiblichen Plage wenden ſollen.“

„Feſt glauben, d. h. praktiſch denken: Jeſus iſt mein Heiland; er heilet alles; er iſt auch mein Heiland, er kann, will, wird — gewiß auch mich — in dieſem Augenblicke von dieſer Plage, oder dieſem Uebel heilen, — dies iſt ein Univerſalmittel wider alle Plagen und Uebel des Leibes und der Seele, denn jedem wird geſchehen wie er geglaubt hat.“

V.

Martin Michel

Eine

Charakteriſtik *).

Martin Michel — letzteres iſt ſein ordentlicher Zunahme — muß zwiſchen 60 und 61 Jahr alt ſein. Er erhielt im Ganzen

---

*) Vergl. das erſte Heft. — Dem hochachtbaren Herrn Einſender meinen verbindlichſten Dank. Der pſychologiſche Gang iſt ſehr bemerkenswerth. Der Styl hat die Veränderungen erhalten, die gewünſcht worden ſind.

nur die gewöhnliche Dorferziehung, lernte indeſſen als Knabe von 6 — 8 Jahren ein wenig Latein, und zwar von dem damaligen Pfarrer Goetz. Von weiter erhaltenem gelehrten Unterricht findet ſich keine Spur.

Als Knabe von 9 Jahren wohnte er zu Bütthard, eine Stunde von ſeinem Orte, den Predigten der Miſſionärjeſuiten bei. Hier erwachte — nach ſeiner eigenen Verſicherung — zuerſt der Eifer für religiöſe Anſichten in ihm.

In ſeinem 12. Jahre bekam er einen Bruch, wodurch er zu allen ſchweren Arbeiten untauglich ward. Er gewann nun Neigung zum Bücherleſen, worunter ſich, wie aus allem erhellt, eine große Anzahl myſtiſcher, exorziſtiſcher und ähnlicher Werke befunden haben mag. Zu ſeinem Hauptſtudium aber machte er das neue Taſtament, das er unzähligemal durchlas.

In ſeinem dreyßigſten Jahre verheyrathete er ſich mit einem wohlgebildeten Mädchen aus Kreuſenheim. Als aber dieſe Ehe in jeder Hinſicht vollzogen werden ſollte, zeigte ſich bei der jungen Frau die pure Unmöglichkeit. Sie unterwarf ſich daher einer chirurgiſchen Operation, die von dem berühmten Caspar von Siebold mit gewöhnlicher Geſchicklichkeit vollzogen ward.

Allein der Erfolg entſprach dennoch dem beabſichtigten Zwecke durchaus nicht. Daher eine unvollkommne Vereinigung, die wahrſcheinlich eben ſo ſelten, als unbefriedigend iſt, und daher die beſtehende Kinderloſigkeit. Aber eben daher auch die zwar friedliche, allein nichts weniger als freundliche Stellung der Eheleute gegen einander; und ſo die ganze Richtung der Ideen und Kräfte bei der überdem temperamentloſen Frau, auf das Hausweſen und bei dem leſenden, nachdenkenden Manne auf ſein Wundercurſyſtem.

Um den Eifer für dieſe Studien zu vermehren, trug nun gerade Michels obenbemerkter Leibesſchaden am meiſten bei. Er las ſich jetzt in die exorziſtiſchen Werke von Fahrmann, Oswald u. ſ. w. immer tiefer hinein, machte ſich mit der ganzen Theorie des Wundercuren-Exorzismus aufs innigſte vertraut, wendete dieſelbe endlich gegen ſeinen eigenen Schaden an, und heilte denſelben vor neun Jahren in der That und erwieſener Maaßen, nebſt allen Nachwehen auf jene Art.

Von dieſem Augenblick an fühlte er — nach ſeiner eigenen Verſicherung — einen unwiderſtehlichen Drang, im Namen Jeſu, zum Wohle ſeiner Mitmenſchen thätig zu ſeyn. So verrichtete er eine Menge Curen, deren Erfolg nicht zweifelhaft war, die man aber von Seiten der Localbehörden für bloße Pfuſchereien anſah. Es wurden daher die gewöhnlichen Maaßregeln genommen, ſo daß es wenigſtens zu keiner öffentlichen Praxis kam. Im Stillen indeſſen ſetzte Martin Michel ſeine Heilungen ungehindert fort.

Auch ich *) kann nach meiner innigſten Ueberzeugung verſichern, daß weder Betrug, noch geheime Mittel, weder Sympathie, noch Magnetismus u. ſ. w. dabei im Spiele ſind. Auch iſt nach Michel's eigner Verſicherung,

---

*) Der ſehr achtbare Hr. Einſender.

das religiöſe Vertrauen von Seiten der Leidenden, zwar unerläßliche Bedingung, aber die Hauptſache durchaus nicht. Alles kommt nämlich auf das hinaus, was die Grundlage des ganzen Syſtemes macht *) — **die Wunderkraft des Heilands dauert fort; — ſobald ihr ſie in feſtem Vertrauen anruft, wird euch Hülfe gewährt.**

„Alle die Bibelſtellen — ſagt **Michel** — die hierauf Bezug haben — ſind nach dem Buchſtaben zu nehmen; dies iſt die einzig wahre Auslegung. So **Matth.** 21, 22. — „Alles was ihr im Gebete glaubend bitten werdet, das werdet ihr erhalten.“ — **Joh.** 14, 13. „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun; damit der Vater geehrt werde in dem Sohne.“ — **Joh.** 16, 23. „Was ihr vom Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben u. ſ. w.“

„Sobald nun — äußert ſich Michel

---

*) S. oben unter Nr. IV.

weiter — bei dem Wirkenden (dem Thaumaturgen) und bei dem Mitwirkenden (dem Patienten) gleich feſtes Vertrauen und gleich feſter Glaube ſtatt findet, nämlich auf und an Jeſum, und deſſen allmächtige Kraft; ſo erfolgt die wunderthätige Hülfe eben ſo, wie die Gegenwart Jeſu in der Wandlung, auf die Worte: das iſt mein Leib! — das iſt mein Blut! — Und wie die Losbindung von Sünden durch die Worte, ich ſpreche dich frei u. ſ. w.

Für die unfehlbare Wirkung dieſes feſten Glaubens führt er folgende Bibelſtellen an, deren Inhalt hier nur kurz bezeichnet werden ſoll. — Durch den Glauben Berge verſetzen: — Marc. 11, 23. — Matth. 17, 20 und 21, 21. 1. Cor. 13, 2 — Dein Glaube hat dir geholfen: Matth. 9, 22. Marc. 5, 34. — Euch geſchehe nach eurem Glauben: — Matth. 9, 29. — Dir geſchehe wie du willſt, dein Glaube iſt groß. — Matth. 15, 28. — Steh auf, nimm dein Bett, und wandle. — Joh. 5, 8 und 9. —

Marc. 2, 9, 11 und 12. — Matth. 9, 2 und 6. — Luc. 5, 18.

Für die Beglaubigung der Heilungen citirt er: Matth. 4, 23 — Luc. 13, 12 — Matth. 10, 1. Apoſtelgeſch. 28, 9. — Für Gichtbrüchige und Lahme noch inſonderheit: — Matth. 4, 24. — 8, 6. — 9, 26 — Apoſtelgeſch. 8, 7. — Für Austreibungen: Matth. 10, 8. — 7,22. — Marc. 3, 15. — 6, 13. — 16, 17. — 9, 38. — Luc. 9, 1. — 13, 32. — 10, 17.

Wenn Martin Michel einen Kranken zum Vertrauen erweckt hat, ſo ſagt er: — „Ich befehle dir (hölliſcher Geiſt) im Namen Jeſu, daß du ausgehſt!“ — Dies ſpricht er mit der größten Kraft und Begeiſterung. Dabei legt er, nahe vor dem Kranken, die Hände zum Gebet zuſammen, ſegnet mit dem Kreuze, und heißt dann gehen, ſtehen, ſich bewegen, hören, ſehen, reden und dergl. mehr. Bei wichtigen Curen beichtet und communicirt er zuvor. So bei der Prinzeſſin Mathilde von Schwarzenberg.

Höchſt bemerkungswerth bei dieſer Cur

art iſt, wie er die religiöſe Unvollkommenheit der Proteſtanten und Catholiken ſupplirt. Da nämlich das Vertrauen und der Glaube bei den wirkenden, wie bei den mitwirkenden Individuen gleich groß ſeyn muß, ſo nimmt er bei jenen an, daß ſie Kinder ſind, die man zur Taufe läßt, während er ſelbſt die Aeltern vorſtellt.

Bei den Juden ſetzt er den Glauben voraus, den Abraham, Iſaac und Sara hatten, nämlich an geiſtliche und leibliche Segnungen. Bei den Kindern aller Confeſſionen, die noch zu unverſtändig u. ſ. w. ſind, ſupplirt er den Mangel durch den Glauben der Aeltern der auf die Säuglinge u. ſ. w. gleichſam durch „Spiratio, communicatio spiritualis“ übergeht.

VI.

Noch einige Notizen über Martin Michel, aus Briefen gezogen.

Martin Michel iſt allerdings ein Schwager des bekannten Herrn Doctors, Martin

Bergold, Pfarrers zu Haßfurt, deſſelben, der für einen der eifrigſten Verfechter der römiſchen Curie, in Franken gehalten wird. Der Bruder des Herrn Doctors, ein Landmann zu Bürgerrod, im Bayriſchen, hat nämlich eine Schweſter von Martin Michel zur Frau. Dieſes Bürgerrod liegt ungefähr fünf Stunden von Unterwittighauſen, aber gleichfalls an der Gränze des Ochſenfurter Gaues.

Bei eben dieſem Herrn Pfarrer Bergold machte nun auch Martin Michel die Bekanntſchaft des Fürſten von Hohenlohe, was nun ungefähr drittehalb Jahr ſein mag. Man muß nämlich wiſſen, daß der Fürſt bei dieſem Herrn Pfarrer häufige Beſuche abſtattete, und daß auch Martin Michel eben nicht ſelten zu Haßfurt einzuſprechen gewohnt war. So trafen demnach beide ſehr oft zuſammen, woraus zuletzt die jetzige geiſtliche Verbindung entſtand.

Im October 1820 ward ein Neffe des gedachten Herrn Doctor Bergold, ein Herr Cooperator, Adam Bergold, als Pfarrer zu Bolzhauſen, im Ochſenfurter Gaue, vorgeſtellt. Zu dieſem Acte erhielt ſein Oheim die nöthige Erlaubniß von dem Würzburger Generalvicariate, übertrug aber die Function dem Fürſten von Hohenlohe, dem auch ſogleich von der genannten geiſtlichen Oberbehörde das Nöthige bewilligt ward. Jetzt reiſte nun der Fürſt von Bamberg nach Haßfurt, und von da mit dem Herrn Doctor Bergold nach Bolzhauſen, was zuſammen wohl zwanzig Stunden machen wird. Hier hatte nun die feierliche Vorſtellung ſtatt, wobei die oben angeführte Rede gehalten ward. (S. 21. Nr. 5.)

Nach einigen Tagen Aufenthalt reiſte der Fürſt mit den beiden Herren Pfarrern Bergold nach Unterwittighauſen zu Martin Michel. Sie nahmen in Geſellſchaft von noch ſechs andern Perſonen, auch meiſtens Geiſtlichen, ein gutes Mittagseſſen bei ihm ein, und wurden von Martin und ſeiner Ehefrau ſelbſt bedient.

Erſterer war ſehr erfreut, den Fürſten bei ſich gehab: zu haben, und äußerte wiederholt: „Heute iſt meinem Hauſe Heil widerfahren, weil ein Fürſt bei mir eingekehrt iſt!!" — Es ſcheint nach allem, daß von dieſem Tage an zwiſchen beiden eine gewiſſe Vertraulichkeit im Umgange entſtanden iſt.

Mit Martin Michel's Reiſen und Arbeiten vom 8. Juni bis 11. Juli, hat es folgende Bewandniß: — M. Michel fuhr an jenem Freitage vor Pfingſten mit eigenem Geſchirr, wie gewöhnlich, zu Herrn Pfarrer Bergold nach Haßfurt. Hier war nämlich mit dem Fürſten verabredet, die Pfingſttage zu feiern, was denn auch wirklich ſtatt fand. Der Fürſt traf nämlich an demſelben Tage ein, und ſtieg, wie immer, im Pfarrhofe ab. Außer verſchiedenen geiſtlichen Functionen, vergaß man auch die erlaubten Zerſtreuungen nicht.

Am Pfingſt-Dienſtage 12. Juni, fuhr der Fürſt mit Martin Michel nach Eßleben zu dem Herrn Geiſtlichen Rath und Pfarrer Löwenheim. Auch dieſer gilt für einen der eifrigſten Curialiſten im ganzen Frankenland. Martin Michel gab einige Proben von ſeiner Wunderkraft. Von hier begaben ſich die beiden Vertrauten am 13. nach Würzburg, wo der Fürſt nun für einige Zeit ſeinen Aufenthalt nahm. Der Bauer hingegen kehrte am 15 — 16 nach ſeinem Dorfe zurück.

Doch ſchon am 19. befand er ſich wieder bei ſeinem Schwager zu Haßfurt. Von da ward er in der Nacht auf den 20. Juni, durch einen Expreſſen nach Würzburg abgeholt. Nachdem er nun am folgenden Morgen gebeichtet und communicirt hatte, verrichtete er die bekannte merkwürdige Cur an der Fürſtin von Schwarzenberg. Jetzt blieb er noch acht Tage daſelbſt, genoß aber ſeines Triumphes mit Beſcheidenheit *). Am 28. kam er wieder in ſeinem Dorfe an.

Am 1. Juli begab er ſich nach Kleinrinderfeld, im Würzburgiſchen, und verrichtete daſelbſt mehrere Curen auf ſeine Art. Eben ſo am 2. und 3. an andern benachbarten Orten; am 4. kam er nach Würzburg ſelbſt. Hier

---

*) Noch manche artige Einzelnheiten hierüber im dritten Heft.

Hier ward er zu zwei vornehmen Frauen aus Regensburg gerufen, die ſeinethalben hierher gereiſt waren, und wovon die eine taub, die andere contract war. Er ſtellte beyde, und nach der Verſicherung eines anweſenden Arztes vollkommen, her. Dieſe Heilung hatte in der Hauskapelle des Freiherrn von Reinach ſtatt.

Am folgenden Tage legte er einige andere Proben, und zwar im Hofe des Herrn A. G. Dir. v. F. ab. Dieſer ſchlug ihm vor, ſich nach Augsburg zu begeben, wo deſſen kranke Frau Schwiegermutter lebt. M. Michel lehnte es aber ab, und gab, als man weiter in ihn drang, keine Antwort mehr. Von nun an ward er in mehrere andere vornehme Häuſer eingeladen, wo er ſich häufig von ſehr bedeutenden Perſonen angeſprochen ſah.

Am 8. kam er wieder in ſeinem Dorfe an, ritt aber ſchon am 10. wieder nach Würzburg. Das weitere zu ſeiner Zeit. Nun noch einige Bemerkungen über ſeine Curmethoden, wie ſie von einem Augenzeugen mitgetheilt worden ſind.

„Bei dem Beten und Kreuzmachen legt er entweder die Hand, auch wohl den Rükken derſelben auf den leidenden Theil, oder er berührt ihn mit den Fingern, und ſpricht: — „„Im Namen Jeſu ſoll der böſe Feind von dem Gepreßten weichen!““ — Dann fragt er: „„Leidet ihr noch? — ““

„Wird dies bejaht, ſo wiederholt er ſeine Formel zum zweytenmal mit einer kleinen Veränderung. — „„In deinem Namen, o Jeſus, befehle ich, daß der böſe Feind ſogleich von dem Preßhaften weichen ſoll!““ — Dies wiederholt er nöthigenfalls noch mehreremal.“

„Auch nimmt er wohl bei einzelnen Uebeln z. B. dem Wurme am Finger u. dgl. den leidenden Finger u. ſ. w. ſanft zwiſchen ſeine beiden erſten Finger der rechten Hand, und ſpricht ſeine Formel dabei. — Nöthigenfalls wird auch dieſes verſchiedenemal wiederholt.“

„Eine Perſon, die auf dieſe Art von einem Fingerübel geheilt ward, verſichert, daß die vorher heftig brennende Hand bei dem Beten und Kreuzſchlagen plötzlich ganz kühl geworden ſey. — Es war — ſagt die Geheilte — als hätte ich ſie bis an das Gelenke in kaltem Waſſer, ſo daß aller Brand und Schmerz wie weggezaubert war.“

Noch iſt die eigenthümliche Diagnoſe unſers ländlichen Thaumaturgen bemerkenswerth. Er ſieht es nämlich den Kranken und Leidenden an dem Geſicht an, ob er ſeine Methode mit Erfolg anwenden kann — „Euch wird geholfen!“ — ſagt er daher zu dem Einen! — „Euch wird nicht geholfen!“ — beſcheidet er den andern — und jedesmal trifft es richtig zu.

In der erſten Woche ſeines Aufenthaltes zu Würzburg, fand ſich M. Michel durch ſeine beſtändigen Arbeiten, den Mangel an Schlaf, Appetit und ſo weiter, bei einer ſehr großen Hitze, nicht wenig geſchwächt. Allein die Freude über ſeine Erfolge, zur Ehre Gottes und der Religion, beſonders aber ſein glänzender Sieg über ſeine Feinde im Badiſchen — hielt ihn, nach ſeinen eigenen Verſicherungen aufrecht.

Da er ſein Gut, bis auf einen kleinen

Theil zum Hausbedarf, verkauft hat, und eignes Geſchirr beſitzt, ſo fehlt es ihm zu ſeinen häufigen Reiſen weder an Zeit noch Gelegenheit. Geld nimmt er nie, wohl aber Andenken von Werthe an.

VII.

Neuer Beitrag zur Charakteriſtik der Fürſtin Mathilde von Schwarzenberg.

Die Natur hat der Prinzeſſin die ausgeſuchteſten Geiſtesanlagen verliehen. Verſtand und Gedächtniß, Phantaſie und Scharfſinn, finden ſich in der glücklichſten Harmonie bei ihr vereint. Nur dadurch hielt ſie ſich während jener langwierigen Leiden aufrecht; nur auf dieſe Art fand ſie in ihrer geiſtigen Ausbildung ihren einzigen noch übrigen Lebensgenuß.

Seit ihrer Ankunft zu Würzburg, ſcheinen dieſe Beſtrebungen auf das höchſte geſtiegen zu ſeyn. Die Prinzeſſin nahm daher Unterricht in der Weltgeſchichte, verbunden mit Geographie, im deutſchen Styl, mit

Uebungen in der Poetik, und in der Experimentalphyſik. Hiezu ward ein talentvoller Mann, Herr Scheuring, Hofmeiſter im v. Guttenbergiſchen Hauſe gewählt, und er entſprach den von ihm gehegten Erwartungen durch einen freien, und dennoch gründlichen Vortrag, auf eine ſehr geiſtreiche Art.

Wichtig iſt hierbei die Bemerkung, daß der Prinzeſſin die ältere Weltgeſchichte ungleich beſſer als die neuere gefiel, und daß ſie in jener, beſonders von der griechiſchen Geſchichte angezogen ward, die ſie für den ſchönſten Theil des Ganzen hielt. Schon lange zuvor, ehe die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf dieſes herrliche Volk gerichtet war, ſagte ſie: — „Bei den Griechen findet man alles, was Groß, Erhaben und Außerordentlich iſt.“

Außerdem fand die Prinzeſſin noch beſonderes Vergnügen an der erhebenden, aber freilich nur hypothetiſchen Geſchichte der Menſchheit, von dem erſten, rohen Uranfange an, bis zu dem gebildeten Staatenverein. Neben allen dieſen Studien ließ ſie ſich überdem Vorträge über die Evangelien (Pericopen) halten, und zwar von dem achtbaren Herrn Vicar Wehner, der in ſeinen Fächern allgemein für vortrefflich gilt.

Die Oberanordnung aller dieſer literariſchen Verhältniſſe war dem würdigen Herrn Hofrath Martin anvertraut. Dieſer iſt ein höchſt ausgezeichneter Geſchäftsmann, aber auch zugleich ein Freund und Kenner der Wiſſenſchaften; er paßte demnach in jeder Hinſicht dazu. Mit Liebe und Eifer widmete er der Prinzeſſin den größten Theil ſeiner Mußeſtunden, las ihr ſtundenlang vor, und ſorgte — wie er denn ſelbſt ein ſehr angenehmer Geſellſchafter iſt — für ihre Unterhaltung und Aufheiterung auf jede nur mögliche Art.

Ueber dieſen literariſchen Beſchäftigungen verſäumte aber auch die Prinzeſſin die ſchönen Künſte nicht. So nahm ſie — um ſich in der ſchönen Uebung zu erhalten — täglich eine Muſikſtunde auf dem Fortepiano, bei einer eben ſo vollendeten als liebenswürdigen Meiſterin, Dem. Höfling, nunmehrigen Frau

Secret. Rein. Eben ſo ſetzte ſie das Zeichnen fort, und zwar unter der Anleitung des wackern Stumpf, der längſt als einer der vorzüglichſten Künſtler anerkannt iſt.

Der Fleiß, ja, die Gewiſſenhaftigkeit der Prinzeſſin keine dieſer Stunden zu verſäumen, war außerordentlich. Selbſt bei den größten Schmerzen, bei den angenehmſten Beſuchen, u. ſ. w. fiel keine einzige davon aus. Hierdurch ſahen ſich die trefflichen Lehrer auf einer Seite in hohem Grade ermuntert, auf der andern zum rühmlichen Wetteifer angeſpornt. Es lag in Wahrheit etwas ſehr Edles und Schönes in dieſem Verhältniß! — So beherrſchte die Prinzeſſin das Körperliche durch das Geiſtige; eine Bemerkung, die der verſuchten Erklärungsart ihrer merkwürdigen Heilung, nicht wenig zu ſtatten zu kommen ſcheint.

Mit dieſen vortrefflichen Geiſtesanlagen verbindet aber die Prinzeſſin auch noch jenen edlen, herrlichen Charakter, der ihrer ganzen Familie eigen iſt. Die größte Herzensgüte, und dennoch kein Leichtſinn; das größte Wohlwollen für alle, doch Innigkeit nur für verwandte Seelen und von erprobtem Werth; die größte Liebenswürdigkeit im Umgange, doch ohne Hingebung der Selbſtſtändigkeit; die ſchönſte Weiblichkeit und Anmuth, doch ſtets voll edler, würdiger Haltung. Aber die Krone von dem allen iſt jene ſtille, milde, reine, ungeheuchelte Frömmigkeit, die ihre ganze Seele erfüllt.

Bei einer ſehr lebendigen Phantaſie hat die Prinzeſſin eine beſondere Vorliebe für pittoreske Gegenden, oder um es noch beſſer auszudrücken, für die ſchöne und große Naturſcenerie. So alte Burgen und Ruinen, romantiſche Thäler und Höhen, Wälder und Felſen, Waſſerfälle und Küſten, Gebirge und Seen — das Liebliche und das Erhabene, das Freundliche und das Majeſtätiſche — der ſchlängelnde Bach und der ſtürmiſche Ocean.

Dieſelbe Vereinigung und Abwechſelung iſt es auch, wodurch die Prinzeſſin in der Muſik angezogen wird. Dabei liebt ſie die Blumen, hat ein Hündchen, ein Eichhörnchen u. ſ. w., kurz iſt liebenswürdig bis in die kleinſte Einzelnheit. Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß ihre Seelenkräfte und Neigungen ſeit dieſem Monate eine Lebendigkeit und Fülle, eine Stärke und eine Tiefe gewonnen haben, die in Erſtaunen ſetzen *).

Mit ſchwärmeriſcher Dankbarkeit hängt ſie an dem alten ehrlichen Landmanne, dem ſie nach ihrer innigſten Ueberzeugung, nächſt Gott, ihre Geneſung ſchuldig iſt. Er und ſeine Frau, die deshalb beſonders nach Würzburg eingeladen worden, erhielten mehrere Andenken, ſowohl von der Prinzeſſin ſelbſt, als von der Frau Fürſtin von Lichtenſtein u. ſ. w., die äußerſt koſtbar ſind. Auch hängt das Bruſt-

---

*) Die Krankheitsgeſchichte der Prinzeſſin im dritten Heft, jedoch mit Uebergehung der hieſigen ärztlichen Behandlung. Hier nur einſtweilen, um gewiſſer Urſachen willen, die Bemerkung, daß die Heilung der Prinzeſſin durchaus nicht mit einer leicht zu errathenden Entwickelungsperiode zuſammentraf. Dieſes Eintreten hatte ſchon um vieles früher — 1½ Jahr vielleicht — ſtatt gehabt.

bild des guten, wahrhaft biedern Michels, in einem prächtigen Rahmen im Zimmer der Prinzeſſin und anderer hoher Herrſchaften mehr. Am 23. Juli ward ſogar eine große Fahrt nach Unterwittighauſen gemacht, worüber der gute alte Mann Freudenthränen vergoß *).

So die Prinzeſſin Mathilde von Schwarzenberg an Geiſt und Herz; an Sitte, Talent und Gewohnheit. Glücklich, dreimal glücklich der ebenbürtige, ihrer durch auswürdige Bräutigam, der ſie einſt ſein nennen darf!

VIII.

Miſcellen.

A.

Es iſt gewünſcht worden, wenigſtens die drei erſten Nachrichten zuſammengeſtellt zu ſehen, die über dieſes merkwürdige Ereigniß

---

*) Die ſehr anziehenden Einzelnheiten hierüber im dritten Heft.

in das Publikum gekommen ſind. Sie folgen daher wörtlich abgedruckt.

1.

Korreſpondent von und für Deutſchland, Nr. 178.

Mittwoch, den 27. Juni 1821.

S. 792.

Würzburg, den 21. Juni. Ein Pazient von hohem Range, 17 Jahre alt, der ſeit 12 Jahren des Vermögens zu gehen und ſtehen verluſtig war, 8 Jahre in Frankreich und Italien, und einige Jahre in ſeiner Vaterſtadt Hilfe ſuchte, befand ſich ſeit 2 Jahren in Behandlung bei Hrn. **Heine**, Vorſtand des orthopädiſchen Inſtituts zu Würzburg, wurde hier bei beiderſeitiger ſtandhafter Beharrlichkeit nach planmäßigem Verfahren ſo weit hergeſtellt, daß er den 20. Juni l. J. das erſte Mal wieder auf ſeinen Beinen aufrecht ſtand, im Zimmer und auf der Straße ohne Beihülfe ging. Dieſe merkwürdige Geſchichte wird Herr **Heine** mit Herrn Profeſſor Dr. **Textor**, welcher letztere das

Aerztliche beſorgte, nach erhaltener Erlaubniß, dem Publikum bekannt machen.

2.

Derſelbe, Nr. 179.

Dienſtag, den 28. Juni 1821.

S. 796.

Würzburg, den 24. Juni. Seit 20 Monaten ungefähr befand ſich die Prinzeſſin Mathilde von Schwarzenberg, Tochter des regierenden Herrn Fürſten, unter der Behandlung des rühmlichſt bekannten Herrn Heine dahier. Der Wahrheit gemäß muß verſichert werden, daß im Allgemeinen die beſten Hoffnungen von ihm gegeben wurden, ohne daß ſich jedoch der eigentliche Zeitpunkt der Heilung beſtimmen ließ. Man muß nemlich wiſſen, daß die jetzt 17 jährige Prinzeſſin ſchon über acht Jahre das Gehvermögen verloren hatte; daß alle, bisher im In- und Auslande gemachten, Verſuche zu ihrer Wiederherſtellung fruchtlos blieben; daß ſie nur in einer horizontalen Lage ruhen konnte, und beinahe ununterbrochen heftige Schmerzen litt.

Dieſe Verhältniſſe hatten ſich während ihres Aufenthaltes dahier dahin gebeſſert, daß ſie, unterſtützt von der haltenden Maſchine, und zwar ſchmerzenfreier, in einer Richtung liegen konnte, welche ſich der ſenkrechten Linie ſchon ſehr näherte. Dieß war ihr Zuſtand noch am 19. d. Abends, während auch die bisherige künſtliche Behandlung dieſelbe blieb. Am 20. Vormittags indeſſen erlebten wir die merkwürdige Erſcheinung, daß die Prinzeſſin durch Anregung eines tiefen religiöſen Gefühles gekräftiget, ſich frei erhob, im Zimmer ohne Beihülfe herumging, ſich vollkommen von Schmerzen befreit und auch ſonſt völlig wohl befand, und heute, am Arme der Frau Fürſtin von Lichtenſtein, begleitet von ihrem Oheime, dem Herzoge von Ahremberg, und dem Herrn Fürſten von Baar, die Stift Hauger Kirche beſuchte. — Dieß iſt das reine Faktum. Deute es nun Jeder nach ſeiner Erkenntniß. (Vergl. hiermit den geſtrigen Artikel aus Würzburg.)

3.

Derſelbe, Nr. 185.

Mittwoch, den 4. Juli 1821.

S. 820.

Berichtigung.

Die Anzeige im Nürnberger Korreſpondenten Nr. 179., den 28. Juni 1821, über die Ereigniſſe mit der Prinzeſſin **Mathilde von Schwarzenberg**, Tochter des regierenden Herrn Fürſten, welche dahier unter meiner Behandlung ſtand, muß dahin berichtigt werden, daß die Fürſtin, welche im Anfange der Behandlung weder für ſich ſelbſt, noch mit Beihülfe vom rechten Winkel der Sitzlage als 90°, gegen den aufrechten Stand, als Perpendikularlinie des Körpers zu 180°, nicht einmal um 10° genähert werden konnte, ſchon zwei Monate von der Sitzlage zur ſtehenden Perpendikularlinie ſich in einem Winkel von 150° bis 180° in geſtrecktem Stand des Körpers, und nur mit einer Hand angehalten, erhob. Und ſo brachten die Bemühungen der Kunſt und der ſtandhafte Muth der Fürſtin dieſelbe allmählig ſo weit, daß ſie ſeit vierzehn Tagen in ſenkrechter Stellung des Körpers oft fünf bis ſechs Stunden des Tages ununterbrochen geſtanden iſt, und dabei die vollen Verrichtungen der untern Extremitäten, d. h. die Vor- und Rückwärtsſchreitungen im Gehen ohne alles Hinderniß gemacht hat.

Dieß war der Zuſtand der Fürſtin noch am 19. Juni Abends. Aus Beſorgniß wegen Anſtrengung wollte man die Anmuthigung zum freien Gehen nicht beeilen.

Heine,
als Vorſtand d. orthopädiſchen Inſt. zu Würzburg.

B.

Wörtlicher Abdruck des in Würzburg mit Cenſur bei Dorbath gedruckten und öffentlich verkauften (4. Aug.) Schreibens Sr. Königl. Hoheit, des Kronprinzen von Baiern, an den Herrn Grafen von Seinsheim.

Brückenau, den 3ten Juli 1821.

Lieber Graf Seinsheim!

Es geſchehen Wunder! In den letzten 10 Tagen des letzten Monats glaubte man ſich in Würzburg in die Apoſtel-Zeiten verſetzt. Taube hörten — Blinde ſahen — Lahme giengen. — Nicht durch Berührung, ſondern vermittelſt kurzen Gebetes auf Befehl, und im Namen Jeſu, Glauben an Jeſus. — Glauben, daß geholfen werde, verlangte Fürſt Hohenlohe — Glauben, als nothwendige Bedingniß. Bereits am 28. Junius Abends betrug die Zahl der Geheilten mehr als 70 von jedem Geſchlechte, von jedem Alter, von jedem Stande, von der geringſten Volksklaſſe bis zum Kronprinzen, der ſein, in der Kindheit, ohne äußerliche Veranlaſſung verlornes Gehör, am 27. Junius um Mittag wieder bekam, nach wenigen Minuten des vollbrachten Gebetes durch den noch nicht 27 Jahre alten Prieſter — **Fürſten Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürſt.**

So gut, wie Andere, höre ich zwar noch nicht, aber kein Vergleich zwiſchen dem, wie es vorher war; und ſeitdem verbeſſert ſich mein Gehör noch auffallender. Beſcheiden iſt der junge Fürſt, und wundert ſich über die,

die, auf eine vorzügliche Weiſe, von Gott ihm gewordene Gnade. In meinem Vorzimmer, im Beiſein der Hofdame Grafenreuth, wurde nach zwei Mal vergeblichem Gebete, als der Fürſt auf einer Frau dringende Bitte zum dritten Mal betete, dieſe 25 Jahre lange Blinde ſehend. Dann noch eine andere im Beiſein meines Bibliothekars Lichtenthaler *). Dieß ſind nur ein Paar Beiſpiele aus der Menge. Meine Ohren ſind nun ſehr empfindlich; ſo ſtark ſchallte mir am letzten Freitag die Muſik, daß ich das gegen ſie gerichtete Glasfenſter meiner Tribune darum zum erſten Male zumachte. Am Tage nach meiner Heilung empfing ich das heilige Abendmahl. Laut und innig war die von den Würzburgern gewordene Theilnahme, der ich von Seite des lieben Karl auch herzlich gewiß bin.

Meinen Brief können ſie Jedem zeigen und abſchreiben laſſen.

---

*) Dieſer iſt Proteſtant.

Wir leben in mehrfacher Hinſicht in einer großen Zeit. — Mit allem Gefühle,

Ludwig, Kronprinz.

C.

Abſchrift des Schreibens Ihrer Durchlaucht der Frau Fürſtin Eleonore von Schwarzenberg, an Se. Durchlaucht den Herrn Fürſten Alexander v. Hohenlohe - Schillingsfürſt. d.d. Würzburg, den 6. Aug. 1821 *).

Würzburg, den 6. Aug. 1821.

Beſter Fürſt, bisher hoffte ich noch immer das Glück zu haben, Ihnen mündlich die Gefühle meines innigen Dankes ausdrücken zu können, da mir **Mathilde**, in den erſten Augenblicken meines Hierſeins, die beſtimmte Hoffnung auf ihre baldige Ankunft gab, und ſeitdem täglich neue Gerüchte dieſe

---

*) Dem geehrten Herrn Einſender meinen aufrichtigen Dank.

Hoffnung in mir beſtärkten; noch geſtern brachte man mir die fröhliche Bothſchaft, daß Sie jeden Augenblick erwartet würden.

Da aber leider, meine Abreiſe auf morgen feſtgeſetzt iſt, und ich ſie nun nicht mehr aufſchieben kann; ſo bleibt mir keine Hoffnung, Ihre mir ſo werthe Bekanntſchaft zu machen. Doch iſt es mir unmöglich, Würzburg zu verlaſſen, ohne es wenigſtens zu verſuchen, Ihnen ſchriftlich meinen herzlichen Dank auszudrücken, der nicht nur mich und den Vater der Prinzeſſin, ſondern jedes Glied der Familie beſeelt; doch was können Worte, um die Gefühle eines tiefbewegten Gemüthes zu ſchildern?

Man darf nur Mathildens Lage im Monat Mai, ihre Leiden, ihre Entbehrungen, die wenige Hoffnung die man für ihre Wiederherſtellung gab, betrachten, um den Werth dieſer ſo ſchnellen und vollkommenen Herſtellung zu erkennen, die wir allein der ſeltenen Menſchenliebe verdanken, die jede Ihrer Handlungen leitet.

Ihrer hohen Frömmigkeit war es vorbehalten, einer Familie, die ſeit 7 Monaten in dem tiefſten Kummer war, einen Strahl des Troſtes und der Freude zu ſenden. Mein armes Kind hat durch Sie eine neue, frohe Exiſtenz erhalten, nie, nie wird Sie dieſe Wohlthat vergeſſen, die das Glück ihres Lebens begründet hat, nie einen Tag zubringen, ohne ihren Wohlthäter zu ſegnen und für Ihn zu beten.

Vergeben Sie beſter Fürſt, daß ich Ihnen bei Ihren ſo vielfältigen Geſchäften, wo Jeder Anſpruch auf Ihre Zeit und Aufmerkſamkeit macht, auch noch einige Augenblicke raubte, aber es war ein wahres Bedürfniß meiner Seele geworden, mit Ihnen von meinem Danke zu ſprechen.

Erlauben Sie mir, liebſter Fürſt, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um Sie zu bitten, die Verſicherung meiner unbegrenzten Hochachtung anzunehmen, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn,

Ihre gehorſame Dienerin,

Eleonore Schwarzenberg.

D.

Abſchrift des Schreibens J. D. der Prinzeſſin Mathilde von Schwarzenberg, an S. D. den Herrn Fürſten Alexander v. Hohenlohe-Schillingsfürſt. d. d. Würzburg, den 6. Auguſt 1821 *).

Würzburg, den 6. Aug. 1821.

Es wäre mir unmöglich, Würzburg zu verlaſſen, ohne Ihnen, lieber, guter Fürſt zu ſagen, wie leid es mir thut, Sie nicht mehr zu ſehen, Ihnen nicht noch ein Mal meinen herzlichen Dank wiederholen zu können, wie ich es ſo gewiß gehofft hatte, Ihrem Verſprechen gemäß, mich, während der Anweſenheit meiner Tante, die ſo ſehr gewünſcht hätte, ihre Bekanntſchaft zu machen, zu beſuchen.

---

*) Welche ſchöne Weiblichkeit! — Auch dieſe Mittheilung erkenne ich mit verbindlichſtem Dank.

Ohne Ihre Güte, welche Sie bewog Michel zu mir zu bringen, könnte ich nun meine Tante nicht zu meinem Vater begleiten, hätte vielleicht noch Jahre lang das Glück entbehren müſſen, in dem Zirkel meiner Familie zu leben.

Sie haben mich recht glücklich gemacht, recht glücklich durch meine Geneſung geſehen; doch nun bin ich noch fröhlicher, ſeit meine Tante und meine Schweſtern hier ſind. Doch bleibt mir noch ein Wunſch, der, Sie lieber Fürſt, als Zeuge meines Glückes zu haben. Vergeſſen Sie ja das Verſprechen nicht, was Sie mir gaben, nächſtens eine Reiſe nach Wien zu machen; ich werde mich ſo glücklich fühlen, Sie in dem Kreiſe der Meinigen zu ſehen, und vereint mit Ihnen den Dank ausdrücken, den mein Herz für Sie fühlt.

Von Michel kann ich auch keinen Abſchied nehmen, wir haben ihn, wie Sie vielleicht erfahren haben, in Unterwittighauſen beſucht, auch da wäre ich noch vergnügter geweſen, wenn Sie mit uns geweſen wären.

Leben Sie recht wohl, lieber Fürſt, und vergeſſen Sie nicht ganz Ihre

auf ewig dankbare

Mathilde Schwarzenberg.

(Ende des zweiten Heftes.)

Gedruckt bei Auguſt Wilhelm Schade.

Nachricht.

Um das vorliegende Werk nicht zu ſtark werden zu laſſen, werden die Bemerkungen des Herrn Verfaſſers über München in einem beſondern Bändchen, unter dem Titel:

Neuſtes Panorama von München,

erſcheinen, worüber die weitere Anzeige vorbehalten bleibt.

Katzenſprung

von

Frankfurt a. M. nach München,

im

Herbſte 1820.

Von

Felix von Fröhlichsheim.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1821.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Brief.

Ankunft — Seltſamer Reiſezweck — Der Weidenbuſch — Größe der Wirthshäuſer u. ſ. w. — Weinbau um Frankfurt — Der Mühlberger — Climatiſche Bemerkungen. S. 3 — 7.

Zweiter Brief.

Theures Leben in Frankfurt — Miethen und andere Preiſe — [illegible] — Küche — Anekdote — Bauten — Speculationen — Neuſte Anlagen — Einzelne Bemerkungen. S. 7 — 12.

Dritter Brief.

Frankfurt — Neue Spaziergänge — Das Blumenthal — Gemüthlicher Zug — Die Luſtgärten und Landhäuſer — Die Flora derſelben — Prunkende Giftpflanzen — Gemarkung und Anbau — Gelehrte Frankfurter im Auslande. S. 12 — 17.

Vierter Brief.

Vergnügungsörter in der Nähe von Frankfurt — Hauſen — der Aepfelwein — das Forſthaus — der Sonntagsnachmittag — Einzelnheiten — Niederrad — das Wäldchen — der Riedhof — Oberrad — Bornheim. — Vermiſchte Bemerkungen. S. 17 — 23.

Fünfter Brief.

Meßgeſchäfte von Frankfurt — Hauptgegenſtände derſelben — Tuchhandel — Leinewandhandel — Baumwollen-Waaren — Leder — Stahl- und Eiſenwaaren. Hauptorte des Bezuges — Schlußbemerkung. S. 24 — 29.

Sechster Brief.

Nachbarörter von Frankfurt — Offenbach — Mannichfaltige Induſtrie — Einzelnheiten — Künftiger Zuwachs — Rödelheim — Vortheile — Literariſches Leben — Die beiden Hofmanns — Soden — Wilhelmsbad. S. 29 — 34.

Siebenter Brief.

Eigenthümlicher Handel von Frankfurt — Weinhandel — Zwiſchenhandel mit Seidenwaaren — desgleichen mit Schaafwolle — Holzhandel — Andere Handelszweige — Gewerbfleiß — Bemerkungen darüber — Gemüſebau — Vermiſchte Notizen. S. 35 — 40.

Achter Brief.

Geſellſchaftliche Verhältniſſe von Frankfurt — Caſino u. ſ. w. — Familienzirkel — Meßgeſelligkeit —

Geſandtſchaftliche Zirkel — Theater — Dem. Friedel und Bamberger — Muſikliebhaberei — Bälle — Frauen. S. 41 — 48.

Neunter Brief.

Vermiſchte Bemerkungen über Frankfurt — Vornehme Penſioniſten — Aethiopiſche Druckerei — Seltener Urdruck — Städeliſches Kunſtkapital — Sonderbare Stiftung — Mineralogiſche Doppelmerkwürdigkeit — Obſtbau — Stereotypenplatten zur Bibel — Iſraelitiſche Gemeinde u. d. m. S. 48 — 54.

Zehnter Brief.

Abreiſe — Darmſtadt — Annehmlichkeiten — Oper — Dieburg — Aſchaffenburg — Clima — Klagen — Forſtacademie — Vortheile — Mautherpreſſungen — Ankunft in Würzburg. S. 55 — 63.

Eilfter Brief.

Würzburg — Topographiſche Skizze — Der obere, mittlere und untere Theil der Stadt — Der nördliche und ſüdliche — Luftbeſchaffenheit — Geſtaltung der vier Jahrszeiten — Oeconomiſche Verhältniſſe — Herr von Jammerlich — Die Eyervögel — Die Auſternbänke. S. 64 — 74.

Zwölfter Brief.

Würzburg — Profeſſor C. A. Fiſcher — Figur — Benehmen — Lebensart — Eigenthümlichkeiten —

Häusliches Verhältniß — Verfolgung — Neue Aufſchlüſſe. S. 74 — 83.

Dreizehnter Brief.

Würzburg — Ausgang der Verfolgung — Das Armenbuch — Immer ſteigende Bosheit — Miniſterialreſcript. S. 83 — 87.

Vierzehnter Brief.

Würzburg — Fortſetzung — Fiſchers Eingabe an den König — Schändliches Verfahren des — v. Lerchenfeld — Fiſchers Krankheit — Die Königliche Entſcheidung — Bemerkungen. S. 88 — 97.

Funfzehnter Brief.

Würzburg — Spaziergang um die Stadt — Neue Anlagen — Verdienſte des Freiherrn von Asbeck — Gärten — Hofkirche — Hochamt — Große Parade — Schloß — Hofgarten — Hoftag. S. 97 — 105.

Sechszehnter Brief.

Würzburg — Geſellſchaftliche Verhältniſſe — Harmonie — Erſte- und Zweitegeſellſchaften — Benachbarte Vergnügungsörter — Die Neumühle — Entferntere — Gelbrunn — Literariſche Verhältniſſe — Univerſitätsbibliothek — Koſtbare Handbibliothek des Freiherrn von Asbeck — Vermiſchte Bemerkungen. S. 105 — 113.

Siebzehnter Brief.

Würzburg — Die Mitglieder des Hoforcheſters — Einleitende Bemerkungen — Unpolitiſche Behandlung der zurückbleibenden Oeſterreichiſch-Toſcaniſchen Staatsdiener — Abermalige Nichtswürdigkeit des — v. Lerchenfeld. S. 113 — 118.

Achtzehnter Brief.

Würzburg — Fortſetzung — Thatbeſtand — Vorſtellungen — Entſcheidungen — Umſtändliche Auseinanderſetzung — Recapitulation — Schauderhafte Bemerkung. S. 119 — 128.

Neunzehnter Brief.

Würzburg — Vorzügliche Bildungsanſtalten — Die Univerſität — Allgemeine Bemerkungen — Profeſſoren — Verträge — Angebliche Abſichten — Verhältniß zur Regierung — Die polytechniſche Geſellſchaft — Das Penſionat der Urſulinerinnen — Höhere Bürgerſchule. S. 129 — 136.

Zwanzigſter Brief.

Würzburg — Lotto und Greuel deſſelben — Innere Einrichtung — die Einſätze — die Gewinne — Verhältniſſe derſelben — Vortheile des Lotto dabey — Folgen dieſes Spieles auf Wohlſtand u. ſ. w. — Reiner Gewinn — Verhältniſſe zur Regierung — Fromme Wünſche. S. 137 — 148.

Ein und zwanzigſter Brief.

Reiſe von Würzburg nach Ansbach — Nürnbergs Verluſte — Climatiſcher Unterſchied — Proteſtantiſche Conſiſtorien — Noch zu reclamirende Rechte — Empörender Eheprozeß — Merkwürdiges Miniſterialreſcript. S. 149 — 158.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Reiſe von Ansbach nach Eichſtädt — Der Fürſt von Wrede — Die Felſenſchlucht — Tiſchgeſpräche — Graf von Montgelas — Die Braſilianiſche Expedition — Die neue Univerſität zu München — Der Nuntius u. ſ. w. S. 159 — 166.

Drey und zwanzigſter Brief.

Pfaffenhofen — Abendgeſpräche — Der Herr Dechant — Die Gräfin M — s — Plattes Elogium — Der geiſtliche L'hombreſpieler — Der Herr Stadtpfarrer Eſt. — Charakteriſtiſche Züge alter Art. — München — Erſter Eindruck. S. 166 — 174.

Katzenſprung

von

Frankfurt a. M. nach München.

Erſter Brief.

Inhalt.

Ankunft — Seltſamer Reiſezweck — Der Weidenbuſch — Größe der Wirthshäuſer u. ſ. w. — Weinbau um Frankfurt — Der Muhlberger — Climatiſche Bemerkungen.

Frankfurt a. M., Sept.

Sie ſehen, daß wir unſer liebes Selters endlich verlaſſen haben, um allmählich immer ſüdlicher zu gehn Aber ſchwerlich werden Sie errathen, wer uns gleich am Thore entgegen gekommen iſt. — Nun? — Niemand anders, als unſer L—; und das nach einer vierjährigen Reiſe durch ganz Europa. Er hat ſich, wie er ſagt, den Spaß gemacht, von Archangel bis Neapel, und von Wien bis Liſſabon zu ſpazieren, blos um — auszumitteln — ob die Mädchen denn auch wirklich überall — Mädchen ſind.

Wir ſtiegen in dem berühmten Weidenbuſche ab, wo bereits wenigſtens an vierhundert Fremde einlogirt ſind. So ein großes Gaſthaus iſt belebter als manche kleine Stadt; mit den Ab- und Zugehenden, befinden ſich jeden Augenblick 6 — 700 Menſchen darin. So zählte ich an der Mittagstafel faſt 500 Perſonen, während gewiß noch Plaz für 200 war. Noch beſuchter iſt der Abendtiſch. Es ſpeiſen dann, von 7 Uhr bis Mitternacht, regelmäßig 12 — 1400 Perſonen daſelbſt.

Der Eigenthümer des Weidenbuſches iſt ein Herr Mohr, ein äußerſt verſtändiger und thätiger Mann. Er hört ein wenig ſchwer, das heißt: gar nicht; aber er commandirt ſeine Leute ſo trefflich, daß alles am Schnürchen geht. Schon die gewöhnliche Dienerſchaft iſt ſiebenzig Köpfe ſtark; in den Meſſen braucht es wohl zweimal ſoviel.

Die Meſſen ſind aber auch, für alle dieſe großen Häuſer, die wahre, eigentliche Erntezeit. Blos die Zimmer, z. B. im Weidenbuſch, werfen dann täglich fünfhundert Gulden ab. Dazu die Wirthstafel, zu einer halben Crone die Perſon, oder am Abendtiſche 20 Kr. die Portion, der gewöhnliche Meß-Normalpreiß. Die Portionen ſind aber ſo klein, daß man, bey einem mäßigen Appetite, drey bis vier zu ſich nehmen kann.

So ich geſtern Abends ſelbſt. Es waren drey Hammelscarbonaden, mit ſechs bis acht gebratenen Kartoffeln, und ich zahlte meinen Gulden dafür. Nun bedenken Sie, wie viel noch überdem an den Weinen gewonnen wird! Auf dieſe Art iſt Herr Mohr beinahe ein Millionär geworden, bey dem Alles ins Große geht.

So iſt es aber auch erklärlich, warum ein hieſiges großes Gaſthaus 8 — 9000 Gulden jährlich Pacht zahlen, und dennoch ſeinen Mann reich machen kann. Dies iſt z. B. mit dem Schwane der Fall, der dem Weidenbuſche gerade gegenüber liegt. Sie errathen, was das für Eiferſucht giebt; dennoch beſteht auch Herr — vortrefflich bey ſeinem Geſchäft. Uebrigens gilt Frankfurt a. M. für eine der hohen Schulen der ſogenannten Kellnerei.

Einer meiner Vorreiſenden — was für ein herrliches, neues Wort? — Alſo einer meiner Vorreiſenden hat geſagt, daß das Clima von Frankfurt, für den Weinbau im Großen, nicht warm genug ſey. Aber wie es denn geht — man irrt ſich; man hat ſich geirrt; man kann ſich irren, und man wird ſich irren, und wenn man ſich noch ſo ſehr zuſammen nimmt. Alle Kinder hier wiſſen, daß an den beiden Mainufern, oberhalb der Stadt, Wein in Menge gewonnen wird.

Dies geſchieht auf zwey Anhöhen, die unter den Namen der Röder- und der Mühlberg bekannt ſind. In guten Herbſten gewinnt man von beiden zuſammen an 200 Stückfaß. Der Mühlberger hat den Vorzug, weil er weniger erhitzend iſt; ja die ganz alten, vorzüglichen Jahrgänge werden den beſten Rheinweinen gleich geſchätzt. Man erzählt, daß einſt ein acht und vierziger Mühlberger, vor einem gleichen ausgeſuchten Hochheimer, in St. Petersburg den Vorzug erhielt.

Wenn aber mein Bruder Vorreiſender von den hieſigen häßlichen, kalten Nordoſtwinden ſpricht, ſo hat er vollkommen Recht. Dieſe ſind die wahre Geißel von Frankfurt a. M., beſonders im Frühjahr, indem das Thal auf dieſer Seite völlig offen iſt.[*] Eben ſo dringen die Oſt- und

---

[*] Der Nordoſt wird hier der Heſſenwind genannt, weil er von dieſer Seite kommt.

Weſtwinde, vorzüglich der Weſtſüdweſt, mit voller Wirkung ein. Gegen den Nord- und Nordweſt hingegen iſt die Stadt durch den Taunus, und gegen die Südſtürme durch die Anhöhen, hinter Sachſenhauſen, geſchützt. Die lieblichſte Jahrszeit, außer dem Sommer, iſt der Herbſt, mit Recht hier der Nachſommer genannt.

Zweiter Brief.

Inhalt.

Theures Leben in Frankfurt — Miethen und andere Preiſe — Maaßſtab — Küche — Anekdote — Bauten — Speculationen — Neuſte Anlagen — Einzelne Bemerkungen.

Frankfurt a. M., Sept.

Vor dreißig Jahren galt Frankfurt für eine der wohlfeilſten Städte von Deutſchland; jetzt iſt es gerade umgekehrt. Man lebt hier wenigſtens fünfmal theurer, als in einer gewöhnlichen Mittelſtadt. Eine kleine Wohnung, z. B. wie ſie eine kinderloſe Haushaltung von zwey bis drey Perſonen braucht, zahlt jährlich dreihundert Gulden Miethe, ohne eben vorzüglich zu ſeyn. Eine größere, für eine Familie, 5 — 600 Fl. und ſo im Verhältniß weiter fort. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn mancher Geſandte zwiſchen 5 — 6000 zahlen muß.

Mit dieſen Preiſen ſtehn nun alle übrige, mehr oder weniger, im Verhältniß. So koſtet z. B. die gewöhnliche Klafter hartes Holz (1 1/2 Gilbert) achtzehn Gulden, während das Maaß trinkbarer Wein nicht unter 48 Kr. zu haben iſt. Ein einzelner Mann, der in Frankfurt jährlich zwölfhundert Gulden hat, reicht eben zur Nothdurft damit aus; verſteht ſich, wenn er recht haushälteriſch iſt.

Mit zweitauſend mag er ſchon anſtändiger leben, doch muß er noch immer ſparſam ſeyn. Mit dreitauſend endlich kann er anfangen, ſich dann und wann ein wenig ſehen zu laſſen; doch iſt es im Ganzen noch gar nicht zu viel. Nur von fünftauſend an wird man erſt für wohlhabend gehalten; aber nur mit zehntauſend wird man unter die Reichen gezählt.

Für Geld iſt übrigens in Frankfurt Alles zu haben, was nur die feinſte Sinnlichkeit verlangen kann. Um nur von dem Materiellſten zu reden, ſo glaube ich nicht, daß, Wien und Hamburg ausgenommen, irgendwo beſſer gegeſſen wird. Es ſcheint mir ſogar, als hätte ſich die Frankfurter Küche das Vorzüglichſte jener beiden anzueignen, und noch mit den Feinheiten der franzöſiſchen zu vermehren gewußt.

Den Beweis davon findet man an den Tafeln der H. H. v. Bethmann, v. Leonhardi u. ſ. w. Es herrſcht an denſelben ein ſo geſchmackvoller, ich möchte ſagen, ein ſo attiſcher Luxus, daß wirklich nichts zu wünſchen übrig bleibt.

Nichts, mein Herr? — ſagte ein junger, ruſſiſcher Offizier, ein wahrer Naturſohn — Nichts zu wünſchen übrig; meinen Sie? O doch! O doch! — Was denn? — Ein Paar Reſervemagen für die Faſtenzeit! — Um das Naive dieſer Antwort ganz zu fühlen, muſs man wiſſen, daſs eben die ruſſiſche Faſten vor der Thür war.

Es wird in Frankfurt ungemein viel gebaut; dieſe Speculationen ſollen ſehr einträglich ſeyn. Die Capitaliſten legen dabey ihr Geld auf 6 — 8 Procent und völlig ſicher an. Mehrere beziehen dann dieſe Intereſſen in Natura; d. h. ſie ſind Miethsleute auf eine lange Reihe Jahre, ja auf Lebenszeit. In dieſem Falle richten ſie ſich ihren Stock u. ſ. w. nach Belieben ein.

So werden eine Menge Häuſer mit fremdem Gelde gebaut; zumal da ſolche Hypotheken keine Schande ſind. Mancher wird durch dergleichen Unternehmungen zum reichen Mann; beſonders wenn er mit Glück zu verkaufen verſteht Unter den Bauleuten werden immer eine Menge Tyroler gezählt.

Die ſchönſten neuen Gebäude ſind die am Maine, und zwar ober- und unterhalb der Brücke, wo man dieſelbe am beſten überſehen kann. Der Rhonekai zu Lyon iſt nichts dagegen, verſteht ſich, daſs die Ausſicht abgerechnet wird. Es ſcheint, daſs dieſe Linie noch weiter gezogen werden ſoll; wie denn überhaupt ein guter Entwurf den andern treibt. Eine ſehr angenehme

Parthie von Frankfurt iſt auch die von dem ehemaligen Gallusthor. Immer wird noch, auf dem benachbarten Walle, fortgebaut.

Selbſt der alte, innere, ächt reichsſtädtiſche Kern des Ganzen gewinnt allmählich ein immer freundlicheres Anſehn. Die Häuſer werden angeſtrichen, die Thüren höher, die Fenſter und Läden zierlicher gemacht. Die alten und neuen Formen vereinigen ſich; die alte Zeit geht in die neue über; ſo in der Bauart, wie in der moraliſchen Welt.

Sehr bemerkenswerth ſind auch die neuen Zoll- und Wachthäuſer in Frankfurt. Sie gleichen antiken Tempeln, und wurden nach den Entwürfen griechiſcher und italiäniſcher Meiſter erbaut. Die am Bockenheimer-Thore ſind vorzüglich ſchön. Zum Vorbilde dienten die beiden Tempel der Victoria an den Propyläen zu Athen. Am Obermainthore waren es die Hallen des Campus militum zu Pompeji u. ſ. w.

Unter den übrigen topographiſchen Angaben fielen mir folgende auf. — Die größeſte Länge der Stadt 2120 gemeine Schritt (zu 2½ Schuh); die größeſte Breite kaum 1440 Schritt. — 115 Brunnen; 16 Kirchen und

Bethäuſer, worunter 3 catholiſche; 1 Synagoge; 85 Gaſthöfe, worunter die vielen ſogenannten Fußherbergen * noch nicht mitbegriffen ſind. Endlich nicht weniger als fünf Beerdigungsplätze, wovon jeder Cultus den ſeinigen hat.

Dritter Brief.

Inhalt.

Frankfurt — Neue Spaziergänge — Das Wi[illegible]thal — Gemüthlicher Zug — Die Luſtgärten und Landhäuſer — Die Flora derſelben — Prunkende Giftpflanzen — Gemarkung und Anbau — Gelehrte Frankfurter im Auslande.

Frankfurt a. M., Sept.

Sehr reizend ſind die neuen Spaziergänge um die Stadt. Sie nehmen die Stelle der ehemali-

---

* Blos für Fußreiſende beſtimmt.

gen Feſtungswerke ein, und ſind mit vielem Geſchmacke angelegt. Man kann das Ganze als eine Art Parc betrachten, der ſich rings um die Stadt von einem Mainufer zum andern hinzieht. Die Parthien ſind äußerſt mannichfaltig; eine der ſchönſten und zugleich der beſuchteſten iſt die vom Eſchenheimer- bis zum Bockenheimer-Thor.

Sie zeichnet ſich beſonders durch ein liebliches Blumenthal aus, das ſich in einer kleinen Vertiefung ſehr maleriſch hinzieht. Aſtern und Levkoien, Malven, Nachtviolen u. ſ. w. wechſeln mit dichten Gebüſchen von Berberis und Ricinus, von Jasmin und Roſen ab. Am Ende der reichen, blühenden Ebene zeigt ſich der Bergkranz des Taunus, von klarem Gewölke umringt. Am ſchönſten erſcheint er bey Sonnenuntergange, wo er in voller Beleuchtung liegt. Auch der nun folgende Weg, nach dem Gallusthore, bietet herrliche Ausſichten dar.

Alle dieſe Anlagen werden vortrefflich unterhalten, und ſind überdem, von Seiten der Spaziergänger ſelbſt, nicht den mindeſten Beſchädigungen ausgeſetzt. Es hat keiner Strafverbothe, keiner Aufſeher u. ſ. w. bedurft. — Man hat das Ganze dem eigenen Schutze des Publicums empfohlen, ein feiner, gemüthvoller Zug, der den Erlaſſern, wie den Aufgerufenen, zu gleicher Ehre gereicht. Wir bemerken dies, als einen Beweiß von einem ſeltenen Bildungsgrad.

Neben dieſen ſchönen Spaziergängen ziehen ſich nun eine Menge herrlicher Luſtgärten und Landhäuſer hin, wovon immer eines das andere übertrift. Nicht ſelten ſind dieſe Privatanlagen mit den öffentlichen in maleriſche Verbindung gebracht. Hier führen die reichen und wohlhabenden Frankfurter ein wahres himmliſches Sommerleben; hier muß man Zutritt erhalten haben, um ganz zu wiſſen, wie genußreich dieſes Frankfurt iſt.

Die ſchönſten Gärten und Landhäuſer findet man an den beiden Main-Ufern, dann längs der Straße nach Bockenheim, Friedberg und Offenbach; endlich auf den Höhen des Röder- und Mühlbergs. Von letzterem bietet ſich die herrlichſte Ausſicht über die weinreichen Hügel von Bergen hinüber, bis nach dem fernen Vogelsberge dar.

Ueber die Flora dieſer Gärten wurden mir folgende Bemerkungen mitgetheilt: Die Anzahl der ſchönen und ſeltenen Pflanzen iſt eigentlich nicht ſo groß, als ſich nach Maaßgabe des übrigen Aufwandes erwarten läßt. Indeſſen trifft man dennoch von der Veronica an funfzehn Arten und von dem Geranium zehn bis eilf an.

Eben ſo ſehr viele Arten von der Centaurea, Viola, Campanula, Convallaria, Dianthus, Hypericum und Orchis, von letzterer in herrlicher Pracht. — Lilium martagon und bulbiferum, Gentiana pneumon., Dianthus superb., Scilla biflora, Aster amellus, Serapias und andere Oſt- und Weſtindiſche Gewächſe ſind ebenfalls keine Seltenheit und bedürfen im Winter nur geringer Bedeckung.

Nicht weniger findet man auch die Magnolia tripetala, auriculata, purpurea und grandiflora; ferner die Morina persica, dieſen Schmuck der Diſtelarten, die Aucuba japonica u. dgl.; ſo wie mehrere Arten des Rhododendron, der Erica, der Bignonia, des Calycanthus floridus und praecox; ſämmtlich vortrefflich acclimatiſirt.

Bei den eigentlichen großen Kunſtgärtnern, wie Rinz, Pfefferkorn u. ſ. w. trifft man natürlich alles Schöne und Seltne aus allen Theilen der Erde an. Hierunter zeichnen ſich beſonders die vielen prunkenden Giftpflanzen aus, die hier die eigentlichen Lieblinge der vornehmen Frauen ſind. Es iſt in Wahrheit ein eigener Anblick, wenn man die Datura arborea, die Barringtonia, die Fritillaria imperial., die Digitalis purpurea, mehrere Arten der Lobelia u. ſ. w. in den Putzimmern dieſer lieblichen Frauen vereinigt ſieht.

Neu war mir auch zu hören, daß man auf die Gemarkung von Frankfurt 10,820 Morgen und auf die von Sachſenhauſen 4,237 rechnet, und daß alles dieſes, mit Ausnahme der Wege und weniger Morgen, völlig angebaut iſt. An Arbeitern fehlt es eigentlich; dafür aber kommen Schaaren von Fuldaern herbey. Dieſe ehrlichen, fleißigen Leute ſind hier ſehr geſucht, und helfen den Gärtnern u. ſ. w. den ganzen Sommer hindurch. Für den Winter gehen ſie dann in ihre Heimath zurück und bringen ſich mit Spinnen durch.

Zum Schluſſe noch die Bemerkung, daß neben Savigny zu Berlin auch Feuerbach zu Ansbach ein geborner Frankfurter iſt. Eben ſo wie es Gabler zu Jena neben Grießbach war. Endlich, daß Lucä zu Marburg und Klees (Profeſſor der deutſchen Literatur) zu

Mailand, gleichfalls aus Frankfurt ſind.[*] — Göthe, und Klinger, wer weiß das nicht? — Es muß doch auch in dieſer Hinſicht ein ganz vortrefflicher Boden in dieſer — Reichsſtadt ſeyn.

Vierter Brief.

Inhalt.

Vergnügungsörter in der Nähe von Frankfurt — Hauſen — der Aepfelwein — das Forſthaus — der Sonntagsnachmittag — Einzelnheiten — Niederrad — das Wäldchen — der Riedhof — Oberrad — Bornheim — Vermiſchte Bemerkungen.

Frankfurt a. M., Sept.

Unter den Vergnügungsörtern, in der Nähe von Frankfurt, nenne ich Ihnen vor allen das

---

[*] Der ehemalige Bibliothecar Schloſſer, jetzt Prof. zu Heidelberg, iſt kein Frankfurter, ſondern ein Oſtfriesländer aus Jever.

Dörfchen Hauſen, und das Forſthaus. Jenes liegt ohngefähr eine Stunde von der Stadt, und wird beſonders an den Freitagen ſehr zahlreich beſucht. Eine Parthie nach Hauſen gehört alsdann zum guten Ton, ſo daß der ganze Weg mit Equipagen und Fiacres bedeckt iſt.

Eine ſchattige Allee führt zuerſt nach der churheſſiſchen Dorfſtadt Bockenheim, und dann auf einer ſchönen, breiten, mit modernen Häuſern beſetzten Straße mitten durch dieſelbe hindurch. Noch eine Viertelſtunde weiter, und man hat das friedliche Hauſen erreicht, das ſehr angenehm im Niddagrunde liegt, und, wenige Landhäuſer abgerechnet, aus lauter ſchlichten Bauernwohnungen beſteht.

Eine derſelben, ganz am Ende des Dörfchens, iſt das berühmte Wirthshaus, wo die ganze ſchöne Welt von Frankfurt an dem gedachten Tage zuſammen zu kommen pflegt. Der Hauptreiz ſcheint hier im Contraſte zu liegen, denn die ganze elegante Geſellſchaft hält ſich in einem gemeinen Grasgarten auf. Am vollſten pflegt es in der Regel gegen fünf Uhr zu ſeyn.

Wir traten ein, und fanden den größten Theil der Tiſche mit äußerſt geputzten Damen beſetzt. Sie hatten faſt ſämmtlich Augengläſer, und gebrauchten dieſelben, wie es mir vorkam, mit vieler Natürlichkeit. Nur mit Mühe gelang es uns endlich, noch einen Platz zu erbeuten und ſogleich beſtellten auch wir einen „Flacon des Nektars von Oſang“ wie Monſieur „Grigri“ ſich auszudrücken gewohnt war.

Dieſer Flacon war aber, genau beſehen, ein ehrlicher, ſteinerner, deutſcher Trinkkrug, ſo wie jener Nektar ein reiner, gutgegohrner, recht angenehm ſäuerlicher Apfelwein. Die Damen ſchienen indeſſen dem prickelnden Mainchampagner mit wahrem Vergnügen zuzuſprechen, doch ſparten ſie freilich dabey den Zucker nicht. Auf Verlangen iſt übrigens aber auch guter Wein, ſo wie Thee, Caffee, Chocolade u. ſ. w., kurz alles zu haben, was man in einem guten Wirthshauſe fordern kann.

Es ſcheint nämlich, daß der Eigenthümer dieſes „Apfelweintempels“ ein gar ſchlauer Kauz und gewaltiger Pfifficus iſt, der ſeine Leute vortrefflich zu behandeln weiß. Gerade dieſe alte, ärmliche Bauernwohnung, gerade dieſer gemeine, ländliche Grasgarten zieht die Frankfurter am meiſten an. Man ſcheint etwas Idylliſches hinein zu legen, man glaubt vielleicht ungenirter zu ſeyn. Gewiß iſt, daß ſich Herren und Damen, auf eine Art hier muſtern, die etwas recht durchdringend Freimüthiges hat.

Zum Ueberfluſſe befindet ſich, neben dem alten Bauerhauſe, auch noch ein niedlicher Ballſaal. Leute von ganz gutem Tone indeſſen verweilen nie bis zum Abend in Hauſen, ſondern kehren frühzeitig in die Stadt zurück. Andere aber verlängern die Parthie, beſonders bey Mondſchein, wo dann der Rückweg, durch die Wieſengründe, ſehr angenehm iſt.

Uebrigens giebt Hauſen auch einen angenehmen Sommeraufenthalt ab, vorausgeſetzt, daß man ſich mit dieſen kleinen, ländlichen Wohnungen begnügen kann. Wirklich ziehen auch viele Frankfurter Familien hier heraus, und richten ſich mit eigenen Möbeln u. ſ. w. recht artig ein. Die vielen benachbarten Ortſchaften, die ſchönen Spaziergänge nach denſelben, endlich die ferneren Umgebungen, bis an den Fuß des Taunus hin, bieten eine Menge freundlicher Berührungen und angenehmer Streifzüge dar. Die einzige Unbequemlichkeit von Hauſen iſt, daß es im Frühjahre von Ueberſchwemmungen zu leiden hat.

Was Hauſen auf dem rechten Mainufer iſt, das iſt das Forſthaus auf dem linken, ein Lieblingsort der vornehmen Frankfurter Welt. Es liegt ſehr angenehm, ohngefähr eine Stunde von der Stadt, mitten im Walde, iſt aber mit ſchönen Anlagen und mehrern Nebengebäuden umringt. Am ſtärkſten, und vorzugsweiſe, wird es Sonntags beſucht, wo auch eine treffliche Wirthstafel daſelbſt zu finden iſt. Wir ſelbſt aßen mit 180 Perſonen zuſammen; Speiſen und Weine konnten nicht beſſer ſeyn.

Der Hauptzufluß von Gäſten indeſſen, findet erſt Nachmittags gegen drey Uhr Statt. Hier ſtrömen die Equipagen, die Reiter und Fußgänger, im eigentlichen Sinne, in zahlloſen Schaaren herbey. Alle Tiſche in den Anlagen u. ſ. w. ja der ganze Raſen iſt dann mit Caffeetrinkern bedeckt. Auch findet ſich zu einſamen Wanderungen, zu Scenen der erhörenden oder verſöhnenden Liebe, bequeme Gelegenheit. Man verſicherte uns, daß das Forſthaus ſchon für Tauſende ein Tempel des Hymens und des Friedens geworden ſey. Vielleicht hat die belebende, elaſtiſche Waldluft nicht wenig Antheil daran gehabt.

Intereſſant war es für uns, dieſen genußſuchenden Doppelſchwarm auf einmal wieder der Stadt zu fliegen zu ſehn. Kaum ſtand nämlich der Uhrenzeiger auf ¾ auf 5 Uhr; ſo fuhren die Equipagen vor, ſo ſtiegen die Reiter auf, ſo ſammelten ſich die Fußgänger in eine Maſſe, und ſo ging es, jene im Hui, dieſe im Doppelſchritte, nach Frankfurt zurück, um zu rechter Zeit noch im Theater zu ſeyn.

Außer dieſen beiden Hauptvergnügungsörtern giebt es in der Nähe von Frankfurt noch eine Menge anderer, die ebenfalls in ihrer Art ſehr angenehm ſind, dahin gehört z. B. Niederrad, das im Frühjahr und Sommer, beſonders Morgens, beſucht wird. Auch ziehen dann viele Familien ganz dahin, indem der Aufenthalt, wegen des nahen Waldes, viele Vorzüge hat. Gerade in dieſem Walde befindet ſich auch das ſogenannte Wäldchen, ein freier, mit Buchen umringter, und mit Tiſchen und Bänken verſehener Platz, wo beſonders der Mittelſtand Sonntags ſein Weſen treibt, und ſeinen „Dia del campo“ hält. Weiter der Riedhof, wo die Einrichtung für Fremde ſehr zierlich iſt. Endlich Oberrad, das eine Menge ſchöner Villas und ſtattlicher Wirthshäuſer hat, und bey ſeiner Lage Gäſte von Frankfurt und Offenbach in Menge anzieht.

Der nächſte Vergnügungsort bey Frankfurt, iſt Bornheim; es liegt auf der Friedberger Straße, kaum eine halbe Stunde davon, und wird daher täglich ſehr zahlreich beſucht. Wir waren geſtern, an einem Haupttage, nämlich Montags daſelbſt, und fanden die Bornheimer Wecke und Kuchen ganz ihres Rufes werth. Sonnabends pflegen beſonders viele Juden hierher zu kommen, und ſich unter einander mit „Tanz-Theen“ zu erfreun. Auch zu gewiſſen andern Parthien giebt es, dem Vernehmen nach, in Bornheim manche Gelegenheit. Der Sitz der Pharaoſpieler aber u. dergl. iſt in Bockenheim.

Fünfter Brief.

Inhalt.

Meßgeſchäfte von Frankfurt — Hauptgegenſtände derſelben — Tuchhandel — Leinewandhandel — Baumwollen-Waaren — Leder — Stahl und Eiſenwaaren. Hauptorte des Bezuges — Schlußbemerkung.

Frankfurt a. M., Sept.

Man kann Frankfurt, während der Meſſe, als einen großen Bazar betrachten, wo jeder Handelszweig ſeine eigene Straße, wenigſtens ſeine eigene Niederlage hat. Laſſen Sie uns die vornehmſten nach der Reihe durchgehn.

Zuerſt finden wir die niederländiſchen Tuchhändler, die im Beſitze der Saalgaſſe ſind. Sie kommen aus Aachen, Verviers, Montjoye und Stolberg, und machen Geſchäfte von höchſt bedeutendem Umfang. Die von Aachen, und

Montjoye führen auch Caſimire ſehr vorzüglicher Art. In beiden Artikeln wetteifern die Engländer mit denſelben, doch der hohen Preiſe wegen mit keinem beſondern Erfolg.

Andere Sorten Tücher werden aus Sachſen und Heſſen, mehr noch aus Böhmen und Mähren, meiſtens durch Zwiſchenhändler zur Meſſe gebracht. Mit andern Wollenzeugen hingegen, wie Molton, Flanell, Camelotte u. ſ. w. ſtellen ſich die Fabricanten ſelbſt ein. Dieſe kommen aus England, aus den Marken, Sachſen, Heſſen, dem Bergiſchen u. ſ. w. und ſtehen meiſtens auf dem Römerberge aus. Die vorzüglichſten wollenen Strümpfe, Handſchuhe und Mützen liefern der heſſiſche Vogelsberg und die Coloniſten-Dörfer von Hamburg.

Die Leinwand hat ebenfalls ihr eigenes, großes Verkaufhaus. Schleſien, Weſtphalen und Holland, zum Theil auch die Schweiz, ſenden ungeheure Ladungen dieſes Artikels nach Frankfurt, und ſind des beſten Abſatzes gewiß. Schleſien liefert auch ſehr geſuchtes Tafelzeug. Batiſt und Kammertuch kommen aus den Niederlanden, namentlich aus Lille, Valenciennes und Cambray.

An baumwollenen Zeugen aller Art, zu den höchſten, wie zu den niedrigſten Preiſen, findet man Alles, was nur verlangt werden kann. Engländer und Schweizer, Sachſen und Elſaſſer, Wiener und Augsburger, wetteifern hier um den Vorrang. Es ſcheint indeſſen nach allem, daß die Schweizer in wirklichem Vortheil ſind. Dagegen haben die Engländer wieder das Uebergewicht, was die feinſten Muſſeline anlangt. In dieſen müſſen ihnen die Schweizer und Sachſen (die Voigtländer) noch immer nachſtehen. Auch behaupten die Engliſchen, feinen, baumwollenen Strümpfe über die Fränkiſchen (Erlangen) und Heßiſchen (Hanau und Offenbach) noch immer den Rang. Die baumwollenen Franzen des Erzgebirges finden ſehr großen Abſatz.

Ein Hauptmeßartikel von Frankfurt iſt das Leder, zu deſſen Niederlage die Gewölbe des Trierſchen Hofes beſtimmt ſind. Malmedy, Lüttich, Stablo, Kreuznach u. ſ. w. ſenden ungeheure Ladungen, beſonders von Sohlleder hierher. Dazu kommen die Saffiane aus Schwaben, Mainz, Offenbach und Idſtein, die verarbeiteten Hirſchfelle aus Franken; die Sättel, Pferdegeſchirre und ledernen Beinkleider, jene aus Mainz, Caſſel und Offenbach, letztere aus Würzburg, endlich die ledernen Handſchuhe, die gröbern Sorten aus Caſſel, die feinern aus Frankreich und England.

Nicht minder anſehnlich iſt der Abſatz in Stahl- und Eiſenwaaren, aus Iſerlohn, Sohlingen, Remſcheid, u. ſ. w. zum Theil auch wohl aus Birmingham und Sheffield. Hierzu geſellen ſich die **Kupfer- Blech-** und **Meſſingwaaren** von Nürnberg, während feinere **Metallwaaren** Frankreich zur Meſſe ſchickt. In ſteyeriſchen Senſen und Sicheln iſt der Umſatz gleichfalls ſehr groß.

Gold- und Silber-, Bijouterie und Quincaillerie-Waaren liefert, in geringeren Sorten, Pforzheim, in feineren, Manheim, Hanau, Augsburg und Genf. Uhren von allen Gattungen ſenden die Genfer und Neuchateller Fabriken, meiſtens mit ſehr bedeutendem Erfolg. Von böhmiſchen Glaswaaren ſind durchaus anſehnliche Vorräthe vorhanden; eben ſo von ſächſiſchem, franzöſiſchem, engliſchem, preußiſchem und baierſchem Porcellan.

Seidene und halbſeidene Zeuge leichterer Art, ſo wie allerhand Bandwaaren, kommen aus Frankreich; ſchwerere, beſonders Sammet, aus Italien. (Auch Hanau ſetzt von leichteren Sammeten nicht wenig ab.) Brabahter Spitzen und ſächſiſche Blonden ſind ſtets geſucht. Eben ſo Strohhüte aus Italien und Frankreich. Nicht weniger feine Herrenhüte aus Brabant, wie aus Hanau und Offenbach. Auch der Kunſthandel iſt belohnend genug.

Holzwaaren und Spielzeug werden aus Nürnberg und Coburg, ſo wie aus Augsburg und Berchtolsgaden in großer Menge eingeführt. Vorzügliche muſicaliſche Inſtrumente kommen aus Wien, andere, von geringerer Güte, aus dem Voigtlande. Fettwaaren und geräuchertes Fleiſch finden bedeutenden Abſatz; dagegen ſchränkt ſich der Pelzhandel faſt nur auf Marder-, Iltis-, Kaninchen- und Haſenfelle ein.

Dies wäre eine kurze Skizze des Frankfurter Meßabſatzes, von dem die Exiſtenz unzähliger Tauſende abhängt. Sie errathen, daß er, trotz ſeiner Abnahme, doch noch nach Millionen berechnet werden kann, und daß folglich ungeheure Geld- und Wechſelgeſchäfte damit verbunden ſind. — In einem meiner nächſten über die eigenthümlichen Handelszweige von Frankfurt ſelbſt.

Sechſter Brief.

Inhalt.

Nachbarörter von Frankfurt — Offenbach — Mannichfaltige Induſtrie — Einzelnheiten — Künftiger Zuwachs — Rödelheim — Vortheile — Literariſches Leben — Die beiden Hofmanns — Soden — Wilhelmsbad.

Frankfurt a. M., Sept.

Geſtern waren wir in Offenbach, das man als eine Fortſetzung von Frankfurt betrachten kann. Zuerſt kamen wir nach dem ſtattlichen Oberrad, das zwiſchen beiden Städten mitten inne liegt. Die Einwohner dieſes ſchon oben genann=

ten Fleckens ſind wegen ihres fleißigen Gemüſe-, Wein- und Obſtbaues, ſehr wohl bekannt. Die ganze Gegend ſcheint daher ein großer Garten zu ſeyn. In einer kleinen halben Stunde erreichten wir Offenbach. Die Frankfurter Straße kündigt ſich mit ihren ſchönen Häuſern und Bäumen vortrefflich an.

Dieſes heitere, freundliche, lebhafte Städtchen iſt eine wahre Induſtrie-Colonie. Wirklich werden auch über fünfzig kleinere und größere Fabriken daſelbſt gezählt. Die vornehmſten darunter ſind die Schnupftabacksfabrik der Gebrüder **Bernard**, die Rauchtabaksfabrik von **Kraft** und Comp. und die **Kutſchenfabrik** von **Dick und Kirſchten**.

Letztere bildet allein eine kleine Gewerbswelt, worin jeder Arbeiter ſein eigenes abgeſchloſſenes Geſchäft und ſein eigenes Gemach dazu hat. Alle Frankfurter Reiſe-, Stadt- und Staatswagen ſind aus dieſer Fabrik. Außerdem beziehen Rußland, Schweden, Dänemark und Holland eine Menge davon. Es ſind daher immer ſehr große Vorräthe vorhanden, ſo daß jede Beſtellung faſt augenblicklich befriedigt werden kann.

Die treffliche Schriftgießerei von **Reininger**, ſo wie die ausgezeichnete **Brede'ſche** Druckerei iſt Ihnen bekannt. Außer derſelben ſind noch drey andere vorhanden, denen es gleichfalls nicht an Beſchäftigung fehlen ſoll. Die liberale Cenſur wird ſehr gerühmt. Für große, ſchriftſtelleriſche Unternehmungen wäre hier alſo ſehr gut geſorgt. Ueberdem lebt man um ein merkliches wohlfeiler, als in Frankfurt. Auch ſind die Einwohner wegen ihrer Gefälligkeit und Gaſtfreundſchaft berühmt.

In der That dürfte auch Offenbach um ſo mehr und um ſo gewiſſer Fremde an ſich ziehen, als es in mercantiliſcher Hinſicht durch die neue Schiffbrücke und die neue Landſtraße über Vilbel [*] ſoviel gewonnen hat. Es haben ſich, wie ich höre, ſeitdem auch wirklich einige neue Häuſer hier etablirt. Sonach könnte ſich im eigentlichen Sinne für Frankfurt ein Altona bilden, deſſen Ausbreitung nicht zu berechnen iſt.

Dieſen Nachmittag brachten wir in Rödelheim zu, was ebenfalls nunmehr G. H. heſſiſch iſt. Auch dieſes Städtchen oder dieſer Flecken, wenn ſie wollen, gefiel mir ungemein. Ja ich würde es zum Privatiſiren in dieſen Gegenden allen übrigen vorziehn. Zuerſt iſt es nur zwey Stunden von Frankfurt entfernt, hat aber den Vortheil, daß eine Handelsſtraße durchgeht. Dann lebt man beinahe um die Hälfte wohlfeiler, als dort, und hat dennoch eine Menge Hülfsquellen in loco ſelbſt.

---

[*] Vermöge derſelben nehmen die nordiſchen Güter, ohne Frankfurt zu berühren, den Weg gerade nach Offenbach, und von da weiter nach Darmſtadt.

Dahin gehört z. B. der ſchöne Schloßpark und die treffliche Hofbibliothek; dann das Caſino, die reiche, ausgewählte Bibliothek des wackern Ob. Juſtizrath Hofmann, und die des verdienten Director Hofmann im Handelsinſtitut. Dahin gehören ferner: die ſchönen Umgebungen im Niddathale bis an den Fuß des Taunus; die vielen benachbarten Ortſchaften; die täglichen Berührungen mit Fremden, die das Handelsinſtitut beſuchen, u. dgl. mehr.

Ein einzelner Mann würde mit einer Haushälterin hier ungefähr funfzehn bis ſechszehn hundert Gulden brauchen, aber dann wirklich recht anſtändig eingerichtet ſeyn. Uebrigens giebt es zwiſchen Frankfurt und Rödelheim täglich mehrmals Gelegenheit. Es iſt wahr, daß dann und wann die Nidda austritt; aber man achtet dies wenig oder gar nicht.

Das Handelsinſtitut verdient ſeinen Ruf vollkommen; Direktor Hofmann iſt ein ſehr achtungswerther Mann. Er hat die nachahmungswerthe Einrichtung getroffen, daß Mittags bey Tiſche bloß engliſch, Abends dagegen bloß deutſch geſprochen wird. Er ſoll in Darmſtadt in ſehr einflußreichen Verbindungen ſtehen, wenigſtens genießt das Inſtitut mancher Begünſtigung. Seine Bibliothek iſt, beſonders in dem Fache der Handlungswiſſenſchaft und der Reiſebeſchreibungen, ungemein ſchätzbar.

Das Ausgezeichnete in allen Fächern dagegen enthält die des Ob. Juſtizraths Hofmann, dem ebenfalls jeder anſtändige Fremde willkommen iſt. Sie nimmt eine ganze Reihe Zimmer ein, und wird von Meſſe zu Meſſe, mit der Auswahl des Neueſten vermehrt. Welch ein Schatz für mich, wenn ich in Rödelheim wäre! Und nun vollends unſer St. — Vergeſſen Sie ja nicht, ihn darauf aufmerkſam zu machen; ich bin gewiß, daß ihn dieſes beſtimmen wird.

Zu Soden, um es beyläufig zu ſagen, würde ich keineswegs rathen, ſo ſehr es auch von H. angeprieſen wird. Zwar liegt es allerdings ſehr anmuthig; allein im Grunde iſt es nichts, als ein ſchmutziges Dorf. Man ſindet nur das daſelbſt, was man mitbringt. Dagegen bietet Wilhelmsbad, ebenfalls nur drey Stunden von Frankfurt, faſt alles dar, was man verlangen kann. Die Wirkſamkeit der Quellen indeſſen ſcheint ſehr problematiſch zu ſeyn.

Aber wie geſagt, zum beſtändigen Aufenthalte in der Nähe von Frankfurt würde ich durchaus Rödelheim vorziehn. So findet man z. B. in dem Caſino täglich die neueſten Zeitungsblätter, und wöchentlich einigemal gute Geſellſchaft. So kann man ſich leicht ein Cabriolet mit einem Wallach verſchaffen; ſo hat man einen eigenen Briefboten, der täglich hin und hergeht. — Aber vor allen J. N. Hofmanns Gärtchen an der Nidda, mit dem Tempel der Freundſchaft. — Hier finden wir uns! Verlaſſen Sie ſich darauf!

Siebenter Brief.

Inhalt.

Eigenthümlicher Handel von Frankfurt — Weinhandel — Zwiſchenhandel mit Seidenwaaren — desgleichen mit Schaafwolle — Holzhandel — Andere Handelszweige — Gewerbfleiß — Bemerkungen darüber — Gemüſebau — Vermiſchte Notizen.

Frankfurt a. M., Sept.

Hier, th. Fr., einige Bemerkungen über den eigenthümlichen Handel von Frankfurt, wie ſie mir von Kennerhand mitgetheilt worden ſind. Hier ſteht denn noch immer der Weinhandel oben an. Der Rheinwein iſt allerdings die Baſis; doch werden auch gute Geſchäfte in franzöſiſchen Weinen u. ſ. w. gemacht. Die Hauptverſendungen geſchehen nach Weſtphalen, Ober- und

Niederſachſen, nach Holland, Preußen, nach Dänemark, Schweden und Rußland.

Hierauf folgt der Zwiſchenhandel mit franzöſiſchen und italieniſchen Seidenwaaren, der ſeit langer Zeit in den Händen hieſiger Häuſer iſt. Dieſe haben über Leipzig, ſelbſt in Rußland und Polen Verbindungen anzuknüpfen gewußt. Eben ſo einträglich iſt der Handel mit roher italieniſcher Seide, der von andern Frankfurter Häuſern getrieben wird. Sie verſehen einen ſehr großen Theil der deutſchen Fabriken, und haben deshalb in Mailand u. ſ. w. ihre eigenen Comptoirs.

Nicht weniger bedeutend iſt drittens der Zwiſchenhandel mit Schaafwolle, der hier auf doppelte Art betrieben wird. Einmal durch Commiſſionsverkauf, dann in eigenen Wollhandlungen, und ſortirt. Die Wolle wird aus Böhmen, Sachſen, Franken und Schwaben hergeſandt, die Commiſſionsverkäufe finden dann in den Meſſen Statt. Das Meiſte wird an die niederländiſchen Wollhändler und Fabrikanten abgeſetzt.

Ein vierter wichtiger Handelszweig von Frankfurt iſt der Holzhandel, im Großen verſieht ſich, und mit Theilnehmern an der Quelle ſelbſt.

Die Stämme kommen nämlich aus Franken, und finden theils in Frankfurt und in der Umgegend ſelbſt, theils in Holland den ſicherſten Abſatz. Dies ſind die vielen Flöße, die man faſt täglich den Main und Rhein hinabſchwimmen ſieht. Nach dem Weinhandel ſoll der Holzhandel der einträglichſte ſeyn.

Hierzu kommen nun noch die wichtigen Speditions- u. Durchgangsgeſchäfte, wovon Frankfurt doch immer ſeinen Theil behalten wird. Eben ſo die Wechſelgeſchäfte, die von einer ſolchen Handelsthätigkeit unzertrennlich ſind. Endlich die Anleihen und die Geſchäfte in Staatspapieren, für die Frankfurt jetzt die Hauptbörſe von ganz Deutſchland geworden iſt.

So handelt hier Alles, Einheimiſche und Fremde, Juden und Chriſten, Klein und Groß; verunglückte Bürger und Diplomaten von hohem Rang; jeder nach ſeinen „Facultäten“ in ſeiner Sphäre, und auf ſeine Art. Der Jude, der eine halbe Krone gegen Coburgiſche Groſchen umwechſelt, und der Herr von — der engliſche Wechſel discontirt; ſie treiben im Grunde nur ein und daſſelbe Geſchäft.

Was den Gewerbsfleiß anlangt, ſo ſind Manufacturen und Fabriken nur von geringer Bedeutung. Außer einigen Tabacksfabriken und Zuckerſiedereien in der Stadt und auf deren Weichbilde werden nur noch wenig andere auf dem ſtädtiſchen Gebiete gezählt. Unter den eigentlichen Gewerben, die für den Mundbedarf ſorgen, ſtehen die Fleiſcher, als die zahlreichſten, oben an, während die Bäcker, als die ſchwächſten, die letzten ſind.

Die allergeringſte Zahl aber unter allen Gewerben bieten die Maurer, Zimmerleute und Steinmetzen dar. Dagegen iſt an Schneidern, Schuſtern, Tiſchlern u. ſ. w. mehr als Ueberfluß. Der Zunftzwang und das hohe Arbeitslohn ſind wichtige Hinderniſſe der Induſtrie der Frankfurter.

Einer der Hauptzweige derſelben indeſſen iſt der Gemüſebau, der auf dem Stadtgebiete in großer Vollkommenheit getrieben wird. Dieſe Gemüſe ſind äußerſt fein und ſchmackhaft, und finden bey ihrer Wohlfeilheit ſowohl in Frankfurt ſelbſt, als in der Umgegend bedeutenden Abſatz. Sie werden nach Hanau, Homburg, Friedberg, Darmſtadt, Mainz, u. ſ. w. ja bis in die rheiniſchen Heilbäder und noch weiter verführt.

Ich ſchließe mit einigen vermiſchten Bemerkungen, wie ich dieſelben von meinen heutigen Tiſchnachbarn zu ſammeln im Stande war. — In Frankfurt, — ſagt ein äußerſt altes Sprichwort — in Frankfurt iſt mehr Wein in den Kellern, als Waſſer in den Brunnen, — und das Sprichwort hat nicht ganz unrecht. Können Sie glauben, daß noch ganz neuerlich für das Stück Wein ein jährliches Lagergeld von ſechs bis ſieben Gulden bezahlt ward? Eben ſo machen die Abgaben vom Weine einen ſehr anſehnlichen Theil der Stadteinkünfte aus. Von einem Stück eingelagerten werden nämlich zehn, von einem Stück verbrauchten, vierzig Gulden gezahlt.

In dem Wörterbuche der Sachſenhäuſer bedeutet das Wort Klubbiſt ſeit 1793 ſoviel als ruchlos und Freigeiſt. Eben ſo wird von jedem geſagt, der freie Meinungen zu verbreiten ſucht: Er klubbert halt — die Sachſenhäuſer Mundart iſt übrigens im Ausſterben, was den Bemühungen der Schullehrer zugeſchrieben werden muß. — In Sachſenhauſen iſt der Grund und Boden ſo theuer, daß ein Morgen Gartenland, vorzüglicher Lage, zuweilen mit 1500 Gulden und darüber bezahlt wird. Jeder Sachſenhäuſer hat einen Spottnamen, den er im Knabenalter erhält, und mit in den Sarg nimmt.

Unter den ſogenannten Schacherjuden beſteht ein geheimer Vertrag, kraft deſſen die von jedem frequentirte Straße als ſein unverletzliches Eigenthum betrachtet wird. So hat er den Alleinhandel in derſelben, und ſo mag er dieſes Recht auf ſeine Söhne u. ſ. w. vererben, wie es ihm gut dünkt. — Der höchſte Wärmegrad in Frankfurt iſt 25° R., der höchſte Kältegrad 13° — Das hieſige Waſſer iſt hart, aber eben ſo hell und klar, als geruch- und geſchmacklos, überhaupt ſehr geſund — der Fall des Mains beträgt von Frankfurt bis zu ſeiner Ausmündung auf die Meile acht Schuh.

Achter Brief.

Inhalt.

Geſellſchaftliche Verhältniſſe von Frankfurt — Caſino u. ſ. w. — Familienzirkel — Meßgeſelligkeit — Geſandtſchaftliche Zirkel — Theater — Dem. Friedel und Bamberger — Muſikliebhaberei — Bälle — Frauen.

Frankfurt a. M., Sept.

Heute unterhalte ich Sie von den geſellſchaftlichen Verhältniſſen von Frankfurt, und zwar nach den Angaben unſeres T — der vollkommen bekannt damit iſt. Als Hauptvereinigungspunkt für die höheren Stände kann man das Caſino betrachten, deſſen vortreffliches Locale einen höchſt angenehmen Eindruck macht. Hier iſt für Alles geſorgt, was man in einem ſolchen Inſtitute verlangen kann. Eben ſo vereinigen die Geſellſchaftstage das Vornehmſte und Reizendſte der Frankfurter Welt daſelbſt. Die großen Winterbälle beſonders ſollen ſehr glänzend ſeyn. Indeſſen wird hier und da über zu große Etiquette geklagt.

Außer dem Caſino giebt es noch andere Vereine ähnlicher Art. Dahin gehört vor allen die Leſegeſellſchaft, die in dem untern Stocke deſſelben Hauſes befindlich iſt. Man abonnirt ſich hier um zwei Drittheile wohlfeiler als in jenem, und iſt dennoch anſtändig genug. Eben ſo die Kollegen, wie hier die geſchloſſenen Abendgeſellſchaften heißen, wo man Perſonen aus allen Ständen trifft.

Das innere geſellige Leben indeſſen wird eigentlich nur in den Familienzirkeln gefunden, worin ſo leicht kein Fremder Zutritt erhält. Hier ſind die Frankfurter in ihrem wahren Elemente; hier hat faſt jede Woche ihr kleines Familienfeſt. Ein ſolcher Zirkel bildet eine Art mercantiliſch-moraliſchen Staates, in dem der Großvater oder Senior als höchſtes Oberhaupt verehrt wird. Alle dieſe Familien aber, die man zu gleicher Zeit als einzelne große Handelscomptoirs betrachten kann, rivaliſiren mit wenigen Ausnahmen ſehr auffallend unter ſich.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter nimmt das hieſige geſellſchaftliche Leben in den Meſſen an. Es herrſcht dann eine bloße Geſchäftsgeſelligkeit, wo nichts als Handelsfreunde mit Handelsfreunden zuſammenkommen, und jeder Andere überläſtig iſt. Hier finden dann auch jene Prachtgaſtmahle Statt, wovon jedes große Haus wöchentlich wenigſtens eines zu geben pflegt. Alles dreht ſich dabey um die Geſchäfte herum, während der Wirth ſich zugleich in ſeinem Aufwande gefällt. Auch in dieſer Hinſicht ſucht jedes Haus es dem andern zuvorzuthun. Dabey ſtrengen ſich aber die Kleineren nicht ſelten über ihre Kräfte an.

Fremde und Nichtkaufleute, die mit dieſen Meßverhältniſſen unbekannt ſind, beurtheilen ſie häufig ſehr ungerecht. Sie klagen, daß man ſichtbar zurückgeſetzt, höchſtens mit einer Prunkmahlzeit abgefunden und dann nicht weiter beachtet werde, und was der Jeremiaden weiter ſind.

Allein man bedenke doch, daß Handelsfreunde für den Kaufmann alles, Gelehrte, Künſtler und vornehme Herren hingegen, ſehr wenig ſind. Er honorirt ihre Wechſel, Creditbriefe u. ſ. w., er ladet ſie zu einem Gaſtmahle ein, er unterhält ſich zehn

Minuten mit ihnen, und denkt nicht weiter an ſie. Er muß ſeinem Geſchäfte leben und er thut Recht daran. Für das Uebrige iſt das Caſino da.

Ganz verſchieden dagegen, ſowohl in, als außer den Meſſen, ſind die geſandtſchaftlichen Zirkel, beſonders die der höhern Art. Hier herrſcht der elegante Hofton vor, und hier finden alle Fremde von Stande willkommenen Zutritt. Unter den beſondern Wochengeſellſchaften werden beſonders die des Oeſterreichiſchen und Baieriſchen Herrn Geſandten gerühmt. Beide, beſonders der Erſte, haben den Vortheil eines ſehr ſchönen Locals.

Erſterer giebt auch die großen, prachtvollen Präſidialgaſtmähler, deren Koſten man ziemlich hoch anſchlägt. Der Herr Graf von **Buol-Schauenſtein**, (aus einer graubündtiſchen Familie) iſt übrigens auch wegen ſeiner claſſiſchen Bildung berühmt. Er ließt die ſchwerſten griechiſchen Autoren vom Blatte weg. Früher war er ſieben Jahr bei dem Großherzoge von Würzburg accreditirt.

Was das **Theater** von Frankfurt anlangt, ſo muß ich aufrichtig geſtehen, daß es mir höchſt mittelmäßig geſchienen hat. Dies gilt beſonders vom Schauſpiel, wo ich in Wahrheit nur eine vortreffliche Künſtlerin, nämlich Mademoiſelle Lindner, anführen kann. Sie hat eine bewundernswürdige Sicherheit und Gewandtheit, man ſieht wohl, daß ſie von Kindheit an auf dem Theater geweſen iſt. Ihr Fleiß wird ſehr gerühmt.

Mit der Oper iſt es gleichfalls nicht zum Beſten beſtellt; außer einem guten Baſſiſten, Herrn —, ſind blos zwey ausgezeichnete Sängerinnen bemerkenswerth. Die eine iſt Demoiſell Friedel, mit einer der reinſten Bruſtſtimmen, die man fordern kann. Sie wird als prima Donna überall an ihrer Stelle ſeyn. Auch ihr Spiel iſt ſehr gut, ſobald ſie gehörig unterſtützt iſt. Dazu kommt eine vortreffliche Theaterfigur. Demoiſelle Friedel iſt, wie ich höre, eine gebohrne Würzburgerin, und höchſtens zwey und zwanzig Jahr; es heißt, daß ſie einem ſehr vortheilhaften Rufe nach München folgen wird.

Die zweyte ausgezeichnete Sängerin iſt Demoiſell Bamberger, gleichfalls eine Würzburgerin. Sie verbindet mit einer ſehr ſchönen Stimme eine ſehr gute Schule, eine bereits bedeutende Gewandtheit der Kehle und ein höchſt anmuthiges Spiel. Da ſie erſt ſiebzehn Jahr alt iſt, ſo berechtigt ſie zu um ſo größern Hofnungen, als ſie an ihrer Mutter, einer vortrefflichen Altiſtin, die beſte Lehrerin hat. Madame Bamberger iſt nämlich bei dem Theater als Directrice für die Sängerinnen angeſtellt. Aber ſchade, daß es an einem guten Tenore fehlt! das Orcheſter dagegen iſt ſehr gut.

Das Haus ſelbſt gehört zu den größeren, und iſt ſehr zweckmäßig gebaut. Allein das Ganze hat eine gewiſſe Düſternheit, die gegen die ſonſtige Frankfurter Eleganz abſticht. Auch unter den Decorationen befinden ſich manche veraltete, ja ſogar einige, die faſt ſchmutzig zu nennen ſind. Selbſt der Vorhang, der einſt ein Meiſterſtück geweſen ſeyn ſoll, hat etwas Abgeſchabtes, das ziemlich unangenehm iſt.

Indeſſen wird das Theater, zumal an Opertagen ſehr zahlreich beſucht. Ueberhaupt herrſcht viel Muſikliebhaberei in Frankfurt — Daher auch die vielen muſikaliſchen Kränzchen, Familienconcerte u. ſ. w., die es hier beſonders im Winter giebt. Eine ſolche Stadt zieht natürlich viele Virtuoſen herbey. Aber um etwas Bedeutendes zu machen, bedarf es ſehr guter Empfehlungsbriefe, oder einer geſandtſchaftlichen Protection.

Eine Eigenthümlichkeit der gebildeten Claſſen von Frankfurt iſt, daß ihnen die Maskenbälle zuwider ſind. Dagegen lieben ſie die gewöhnlichen Tanzbälle, wie ſie von geſchloſſenen Geſellſchaften in großen Gaſthäuſern, oder von einzelnen Familien gegeben werden, außerordentlich. Letztere ſind zuweilen äußerſt glänzend, beſonders im Carneval. Auch hier aber werden die guten Tänzerinnen ſchon Monate lang voraus engagirt.

Ueber die Frankfurter Frauen hätte ich viel zu ſagen, leider aber fehlt es mir heute an Zeit dazu. Indeſſen theile ich Ihnen wenigſtens die Ueberſchriften meiner Noten mit. Alſo — einnehmend, graziös, allerliebſt; dabey vortrefflich angezogen, und voll reizender Munterkeit — Viel geſunder, natürlicher Verſtand und Mutterwitz, durch wirkliche Bildung gehoben, und mit einer gewiſſen, großſtädtiſchen Gutmüthigkeit vereint. — Viel Hang zum Putze und zum Glänzen überhaupt. — Die lebhafteſte Unterhaltung, die man wünſchen kann, die aber meiſtens nur Localgegenſtände betrifft. — Vortreffliche Gattinnen, ſobald ſie nach Neigung heyrathen; und ſo weiter fort.

Neunter Brief.

Inhalt.

Vermiſchte Bemerkungen über Frankfurt — Vornehme Penſioniſten — Aethiopiſche Druckerei — Seltener Uebrack — Städeliſches Kunſtcapital — Sonderbare Stiftung — Mineralogiſche Doppelmerkwürdigkeit — Obſtbau — Stereotypenplatten zur Bibel — Iſraelitiſche Gemeinde u. d. m.

Frankfurt a. M., Sept.

Hier th. Fr. eine Nachleſe kleiner, vermiſchter Bemerkungen, womit ich meine Briefe aus Frankfurt beſchließen will. Von unſerem T. habe ich nicht ohne Erſtaunen gehört, daß dieſe freie Stadt eine ſehr große Anzahl der ehemaligen primatiſch-großherzoglichen Centraldiener unterhalten muß. „Wir haben“ — ſagte er — „gar vornehme Herren auf unſerem Penſionsetat. Da ſind Miniſter und Geſandte, Staatsräthe und Präfekte, Geheimeräthe und Generalmajors, ja die ganze mediciniſche Spezialſchule obendrein. Der letzte „Spaß“ allein kommt der Stadt jährlich auf mehr als fünftauſend Gulden zu ſtehn!“

Auf der Stadtbibliothek befindet ſich die bekannte ſchöne, äthiopiſche Druckerei, von Hiob Ludolph. Ein Nachguß der Matrizen gieng vor einigen Jahren nach England. Er ward mit beſonderer Vergünſtigung in Frankfurt ſelbſt gemacht, und war für die Bibelanſtalt zum Behuf eines äthiopiſchen alten Teſtaments beſtimmt. Die berühmte Grammatica rhythmica von 1466, auf der Dombibliothek, ward 1814 von der geiſtlichen Güterverwaltung an Lord Spencer verkauft. Dieſer zahlte 1900 Gulden für jenen ſeltenen Urdruck.

Das reine Capital des Städeliſchen Kunſtinſtitutes wird ohne Haus und Kunſtſchätze auf eine Million und zwey bis dreimal hunderttauſend Gulden geſchätzt. Es befinden ſich jetzt auch die Abdrücke der Elginſchen Denkmäler darin. — Eine der ſonderbarſten Stiftungen zu Frankfurt iſt die Sondershauſiſche, deren Urheber es indeſſen voller Ernſt damit war. Sie ſoll nämlich, binnen zweihundert Jahren, nicht mehr als ſechs Stiftsjungfern aufnehmen, und nach dem Tode der letzten für immer geſchloſſen ſeyn. In dieſem Augenblicke wird erſt eine dieſer Jungfern gezählt.

Frankfurt hat auch eine mineralogiſche Doppelmerkwürdigkeit. Dies iſt der Baſalt und der damit verbundene Hyalith. Jener wird an beiden Mainufern gefunden, wo er Lager von verſchiedener Mächtigkeit bildet, die alle zunächſt auf Thon ruhn. Ja am Leonhardsthore ſtreicht ſogar eine Baſaltader ſchräg durch den Strom hin. Dieſer Baſalt iſt lichtbläulich grau, gleichſam wie vom Waſſer abgeſpült, äußerſt hart, von feinem Korne, ſo wie von faſt metalliſchem Klange und mit Eiſenglimmer zerſetzt.

Der Hyalith ſitzt entweder auf der Oberfläche des Baſaltes auf, oder ſenkt ſich tief in die Blaſenräume deſſelben hinab. Er iſt tropfenförmig und bald licht, bald dunkel, von der hellſten Durchſichtigkeit bis zum ſchmutzigſten

Schwarzbraun. Mächtig ſitzt er ſelten auf, doch hat man welchen von ſechs Linien Dicke und darüber geſehn. Die Grube, worin der Hyalith beſonders gefunden wird, gehört dem H. v. Bethmann, der ſie bergmänniſch bearbeiten läßt. Man findet dieſes vulcaniſche Glas in großer Menge und zum Theil mit edeln Opalen vermiſcht.

Es giebt nicht weniger als neunzehn Leichencaſſen in Frankfurt. Von dieſen werden bey Sterbefällen an die Hinterlaſſenen, im Minimum achtzig Gulden, im Maximum zweihundert ausgezahlt. Sehr groß iſt auch die Menge der Witwencaſſen; es giebt deren, von den Stadtpredigerwitwen an bis zu den Landſchullehrerwitwen herab, einige zwanzig.

In den niedern Gegenden um Frankfurt hat der Weinbau dem Gemüſe- und Obſtbau Platz gemacht. Unter den Produkten des Erſtern zeichnen ſich die Artiſchocken, unter denen des Letztern die Ananas aus. Obſtbäume, die in Norddeutſchland kaum an Spalieren fortkommen, werden hier in reichem, hochſtämmigen Wuchſe geſehn. Ja es giebt in einigen Gärten Feigenbäume, die ganz im Freien gedeihen, und von denen man jährlich reife Früchte erhält. Zahme Kaſtanienbäume indeſſen findet man nur in **Kronberg**, das durch **Chriſt** ſo bekannt geworden iſt. Hier zieht ſich ein ganzer Wald davon an der Südſeite des Gebirges hin.

Der ſehr achtbare Buchhändler, Herr **Brönner**, iſt zugleich Eigenthümer einer anſehnlichen Buchdruckerei. Hier hat er bereits vor vier Jahren eine vollſtändige Stereotypengießerei angelegt. Aus dieſer gingen die Platten zu der erſten vollſtändigen Ausgabe der lutherischen Bibelüberſetzung in dieſer Art und im größten Formate hervor. Wirklich ſoll dieſelbe auch nun vollendet ſeyn. Die Reiſe des Prinzen von **Neuwied** durch Braſilien ward ebenfalls in Herrn Brönners Offizin gedruckt. Didot u. ſ. w. haben nichts daran zu tadeln gefunden, als daß kein ſogenannter Schmutztitel gemacht worden ſey.

Die iſraelitiſche Gemeinde zu Frankfurt zeichnet ſich durch ihre Humanitätsanſtalten aus. So ſind zwey trefflich eingerichtete Krankenhäuſer für Männer und eines für Frauen vorhanden, die theils aus eigenen Mitteln, theils durch wöchentliche Beiträge beſtehn. Eben ſo verdienen die einzelnen wohlthätigen Vereine bemerkt zu werden, deren Mitglieder nicht nur reichliche Beiträge liefern, ſondern ſich ſelbſt perſönlichen Dienſtleiſtungen unterziehn.

Dahin gehören die Krankenbeſucher, die auch die Hütte des Aermſten nicht ſcheun, die Liebeausübenden, deren Dienſte dem Todten gewidmet ſind, u. dgl. mehr. Andere Geſellſchaften ſorgen für Holz- und Lebensmittel-Austheilungen oder ſteuern arme Mädchen aus. Mit einem Worte, es wird wenig andere iſraelitiſche Gemeinden geben, in denen für alle Bedürfniſſe der Armuth ſo reichlich und ſo zweckmäßig geſorgt iſt.

Sehr intereſſant war mir auch zu hören, daß ſeit einigen Jahren neben den lutheriſchen Senatsmitgliedern auch drey reformirte und fünf catholiſche darin befindlich ſind. Eben ſo ſollen auch in dem geſetzgebenden Körper und in der ſtändigen Bürgervertretung Mitglieder von allen kirchlichen Bekenntniſſen zu finden ſeyn.

Das eigentliche Militär ſpielt in Frankfurt eine ſehr untergeordnete Rolle; ja es ſticht als Stand ſo gut als gar nicht hervor. Dies iſt eine natürliche Folge des Handelsgeiſtes und der vorherrſchenden pekuniären Kraft. Man betrachtet das Militar faſt nicht viel anders, als eine Abtheilung der Polizey.

Indeſſen wird es nicht nur gut, ſondern ſelbſt geſchmackvoll uniformirt; doch ſoll der Sold nichts weniger als reichlich ſeyn. Dies ſcheinen beſonders die Offiziers zu fühlen, zumal da wenig Gelegenheit zum Avanciren iſt. In Geſellſchaften ſieht man dieſelben nur ſelten, ja faſt nie in Uniform. Auch machen ſie bey den Frauen bey weitem nicht ſo viel Glück, wie ihre Kameraden anderwärts.

Zehnter Brief.

Inhalt.

Abreiſe — Darmſtadt — Annehmlichkeiten — Oper — Dieburg — Aſchaffenburg — Clima — Klagen — Forſtacademie — Vortheile — Mautherpreſſungen — Ankunft in Würzburg.

Würzburg, Sept.

Wir verließen Frankfurt, um auf einem kleinen Umwege über Darmſtadt hierher zu gehn. Dies iſt ein Abſtecher, der jetzt in der Regel von faſt allen Luſtreiſenden gemacht wird. Beſonders zieht das neue Theater und die große Oper an. Auch die Frankfurter wallfahrten zu Fuß und zu Wagen in Menge dahin. Dies iſt vorzüglich Sonntags der Fall, zumal wenn eine neue Oper gegeben wird. Da dies nun gerade zuſammentraf, reiſten wir mit einer ganzen Karavane von

Wagen und Fußgängern aus. Es war Morgens um ſieben Uhr und ein vortrefflicher Tag.

So wie man über die Brücke iſt, hat man eine herrliche, reichbebaute Landſchaft vor ſich. Dies dauert indeſſen nur bis zum Fuße der Anhöhe, auf der der Wartthurm ſteht. Iſt dieſe zurück gelegt, ſo wird der Weg einförmig genug. Er führet nämlich meiſtens durch Tannenwald, und dies bis in geringer Entfernung von Darmſtadt ſelbſt.

Wir langten hier kurz vor zehn Uhr an. Der ſchöne große Platz, mit prächtigen Gebäuden umgeben, über den man nach dem erſten Wirthshauſe fährt, macht einen vortrefflichen Eindruck. Wir fanden in der Traube beinahe ſchon alles voll, ſo daß an eigene Zimmer nicht mehr zu denken war. Indeſſen nahmen wir in einer Ecke des kleinen Speiſeſaales Platz, ließen uns ein gutes Gabelfrühſtück mit einem Laubenheimer behagen, und verſahen uns mit Operbilletten, zu einem Kronenthaler das Stück.

Ein neuer Reiſender hat Darmſtadt das Portal zu den zwey Gärten Deutſchlands genannt, worunter er das Rheingau und die Bergſtraße verſteht. Dieſe Vergleichung iſt richtig genug, indem beide nur drey Stunden davon entfernt ſind. Von hier aus könnte man alſo bald den Rheingau, bald die Bergſtraße beſuchen, und hätte dann in Darmſtadt ſeine Winterſtation. Hier böte die äußerſt heitere Neuſtadt ſehr angenehme Wohnuugen und keinesweges zu übertriebenen Preiſen dar. Für die übrigen Bedürfniſſe wäre ebenfalls beſtens geſorgt. Die Bibliothek z. B. ſoll ſehr gut ſeyn. Der Park hat herrliche Spaziergänge und dergleichen mehr.

Dieſe und andere Notizen wurden uns von einem freundlichen, alten Herrn mitgetheilt, der auf einem Gange durch die Neuſtadt unſer Begleiter ward. Er ließ uns beſonders die herrliche Rheinſtraße und den prächtigen Luiſenplatz bemerken, die wirklich beide ſehr imponirend ſind. Der Letzte bildet ein regelmäßiges Achteck, auf dem vier Straßen zuſammenlaufen und aus deſſen Mitte man in fünf Thore ſieht. Unter den Palläſten ſchien uns der des Erbprinzen der ſchönſte zu ſeyn.

Sehr auffallend ſticht dagegen das alte Schloß, wie überhaupt die ganze Altſtadt, gegen die neuen Anlagen ab. Jenes gleicht einer großen beräucherten Kaſerne und nimmt ſich nichts weniger als fürſtlich aus. Dieſe iſt eng und winklig, düſter, verzicht und unreinlich, kurz gerade ſo, wie ein gewiſſer, Ihnen bekannter, anderer Ort. Wir eilten daher lieber wieder in den ſchönen neuen Theil, wo in den niedlichen Anlagen des Herrengartens die ganze elegante Welt von Darmſtadt verſammelt war. Gegen ein Uhr endlich kehrten wir in unſer Wirthshaus zurück und aßen vortrefflich, in ungemein zahlreicher Geſellſchaft.

Bey dem Caffe kamen wir in ein äußerſt intereſſantes Geſpräch mit einem Staabsofficier, der die Feldzüge in Spanien mitgemacht hatte, und ſehr wohl unterrichtet ſchien. Die rheiniſchen Bundestruppen wurden überall dem heftigſten Feuer ausgeſetzt und ſtets zu den mißlichſten Unternehmungen gebraucht. Fiſchers Reiſe durch Spanien, wiewohl ſchon 1797 und 98 gemacht, nannte er den treueſten Führer, der ihm vorgekommen ſey. Mündlich mehr davon.

Unterdeſſen hatte ſich der Platz vor dem Theater ſchon mit mehreren hundert Menſchen gefüllt. Zu dieſen geſellten ſich jetzt die pedeſtriſchen oder zu Fuß gehenden Opernliebhaber, die man nun zu allen Thoren hereinſtrömen ſah.

Noch war es erſt vier Uhr, alſo eine volle Stunde, ehe das Haus geöffnet wird. Indeſſen nahm die Menſchenmaſſe mit jedem Augenblicke zu. Die Kuchenverkäufer u. ſ. w. wurden ſehr zahlreich beſucht.

So war es endlich fünf geworden und ſchnell gingen ſämmtliche Thüren auf. Ich übertreibe gewiß nicht, aber in weniger als einer Viertelſtunde ſtrömten gewiß zweitauſend Menſchen in das Haus. Auch wir fanden unſere Plätze in der Fremdenloge, die allein über vierzig Perſonen faſſen kann. Wie das Theater von außen ein Meiſterſtück der Baukunſt iſt, ſo zeichnet es ſich im Innern durch höchſt geſchmackvolle Einfachheit aus. Die Oper war Othello von Roſſini.

Mit dem Schlage ſechs erſchien der Hof und ſogleich fing die Ouverture an. Schon jetzt erkannte man die Vortrefflichkeit dieſes Orcheſters, das der Großherzog, ein vollendeter Kenner, in den Proben regelmäßig ſelbſt dirigirt. Es iſt ein wahres Muſter von Präciſion und Virtuoſität. Dieſe blieben ſich auch vom Anfange bis zu Ende gleich. Minder vollkommen kam mir das Sängerperſonale vor, obgleich in ſeiner Art auch ſehr gut.

Decorationen, Garderobe u. ſ. w. verriethen eben ſo viel Pracht als Geſchmack. Der Werth des vorkommenden koſtbaren Bettes z. B. ward allein auf 2000 Gulden geſchätzt. Aber dieſer Aufwand wird ſehr reichlich vergütet, da die Oper aus der ganzen Umgegend ſo viel Fremde herzieht. Sonach iſt das Theater als eine vortreffliche Speculation anzuſehn.

Um neun Uhr war das Stück geendet, und um zehn Uhr brachen ſchon eine Menge Wagen wieder nach Frankfurt u. ſ. w auf. So dauerte es die ganze Nacht; ich glaube, es fuhren an einige funfzig ab. Wir aber ſuchten zu ſchlafen, ſo gut wir konnten, und blieben bis Morgens da. Jetzt ging es leider nicht auf dem beſten Wege bis Dieburg, wo Mittag gemacht ward. Das Städtchen iſt freundlich, die Gegend angenehm, die Durchfahrt lebhaft. Gegen fünf Uhr langten wir in Aſchaffenburg an.

Dieſe Stadt liegt bekanntlich gerade vor dem Speſſart. Sie hat daher eine ſehr geſunde, aber auch ſehr ſcharfe Luft. Beſonders iſt ſie den Nordoſtwinden ausgeſetzt, die hier mit großer Heftigkeit wehen. Die Sommer ſind daher in Aſchaffenburg nur ſelten heiß und die Winter faſt immer ſtreng. In jenen giebt es wenig oder gar keine warmen Nächte; in dieſen herrſchen die obigen ſchneidenden Winde vor.

Für Perſonen alſo, die an der Bruſt leiden, iſt dieſe Stadt kein paſſender Aufenthalt. Dies ſcheint die vornehmſte Urſache, warum der Kronprinz nie den Winter hier zubringt. Aber überhaupt hat Aſchaffenburg ſeit 1814 Manches eingebüßt. Am meiſten klagen die Einwohner, daß Würzburg der Sitz des Apellationsgerichts geworden iſt. Sie behaupten, daß dies aus Vorliebe des Juſtizminiſters für die Franken und auf Betrieb der Würzburger Räthe geſchehen ſey. Dies könnte nun freilich den Letztern nicht verdacht werden, da jede ſolche Verſetzung immer ſehr unangenehm iſt.

Seit vorigem Jahre indeſſen hat Aſchaffenburg eine Anſtalt bekommen, die füglich als ein Erſatz betrachtet werden kann. Dies iſt die neue königliche Forſtakademie, der, außer einem ſehr zweckmäßigen Locale, auch beſtimmte Fonds angewieſen ſind. Sie iſt eigentlich aus einer Privatanſtalt entſtanden, die ſich ſchon ſeit zwölf Jahren hier befand.

In der That eignet ſich Aſchaffenburg vorzugsweiſe zu einer ſolchen Akademie. Die zahlreichen Sammlungen exotiſcher Pflanzungen in dem königlichen Garten, die vollſtändigſte Wald[illegible] in der Nähe, die umfaſſendſte Forſttechnologie, Waldbewirthſchaftung u. ſ. w. im Speſſart, Alles findet ſich hier vereint.

Der Lehrplan zerfällt in zwey Curſe und umfaßt volle zwey Jahr. Es war der hochverdiente Freiherr von Asbeck, der Generalcommiſſär des Unter-Mainkreiſes, auf deſſen umfaſſenden Vortrag dieſe königliche Forſtakademie die königliche Genehmigung erhielt. Das Ganze ſoll ſeines geachteten Rufes vollkommen würdig ſeyn. Der Zöglinge ſind bereits eine Menge, ſie tragen eine ſehr geſchmackvolle Uniform.

Wir zogen dieſe Nachrichten auf einem Spaziergange, auf der ſchönen Schloßterraſſe ein. An der Wirthstafel hörten wir auch eine Menge Geſchichten von der drückenden Mautheinrichtung. Denken Sie, daß die Thara eben ſo hoch wie Waare „vermauthet" werden muß. Nun nehmen Sie die feine, leichte aber ſehr hoch beſteuerte Waare und eine Kiſte oder dergleichen, die vielleicht fünfmal ſoviel und darüber wiegt. Jetzt rechnen Sie das Ganze zuſammen und ſie werden erſtaunen, was es für eine Summe macht.

Welch ein Mauthſyſtem, das ſolche Emballageſteuern erpreßt! Und welch eine kurzſichtige Finanzſtelle, die dergleichen für vortrefflich hält!

So reiſten wir am andern Morgen nach Würzburg ab, was jetzt ein neuer Ruhepunkt für uns werden ſoll. Dieſe Stadt kündigt ſich indeſſen von dieſer Seite ſehr unvortheilhaft an. Erſt wenn man auf die Brücke kommt und die lebhafte Domgaſſe vor ſich ſieht, — doch genug für heute, nächſtens mehr davon!

Eilfter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Topographiſche Skizze — Der obere, mittlere und untere Theil der Stadt — Der nördliche und ſüdliche — Luftbeſchaffenheit — Geſtaltung der vier Jahrszeiten — Oeconomiſche Verhältniſſe — Herr von Jammerlich — Die Cybervögel — Die Auſternbänke.

Würzburg, Sept.

Wir hatten bey S. gefrühſtückt und machten dann einen Spaziergang durch die Stadt. Unſer Freund ließ uns bemerken, daß die Anlage von Würzburg bey weitem nicht ſo unregelmäßig iſt, wie gewöhnlich behauptet wird. Als Hauptſtraße, als große Aorta, möchte ich ſagen, erſcheint die Domgaſſe, wie man hier ſpricht. Dieſe zieht ſich von Weſten nach Oſten, vom Maine nach dem Domplatze hinauf, von wo dann eine gleiche Linie bis zum Schloſſe führt.

Eben ſo laufen von der Domgaſſe, rechts und links, mehrere Straßen nach Süden und Norden aus. Dieſe haben dann ihrerſeits wieder eine Menge Verbindungen mit dem weſtlichen und öſtlichen Theile der Stadt. Aber eben hieraus entſtehen die vielen Nebengaſſen, die der Fremde zuerſt für labyrinthiſch hält. Auf dieſe Art begriffen wir die Anlage von Würzburg in einem Augenblick.

Der ſchönſte Theil des Ganzen iſt unſtreitig der öſtliche, der mit dem Schloſſe anhebt. Dieſes hat einen herrlichen Platz vor ſich, der zu den anſehnlichſten in Süd-Deutſchland gehört. Wir befinden uns auf demſelben, das Geſicht gegen das Schloß gekehrt.

Hier haben wir rechts die Promenade und links die obere Capuzinergaſſe, die beiden angenehmſten Straßen von Würzburg. Beide ſtehen in gerader Verbindung mit dem weſtlichen Theile der Stadt. Jene durch die Neubaugaſſe, dieſe durch den obern Graben, die nach den genannten zu den vorzüglichſten Gaſſen zu rechnen ſind. In dieſem höhern, öſtlichen Theile ſoll die Luft am geſündeſten ſeyn.

Der lebhafteſte Theil von Würzburg iſt der weſtliche, der die ganze mittlere und untere Stadt begreift. Hier findet man den eigentlichen Kern der ganzen Bevölkerung zuſammengedrängt. In mancher der engern Gaſſen iſt aber die Luft ſehr ungeſund. Der ländlichſte Theil von Würzburg iſt der nördliche, wo eine Menge neue Häuſer entſtanden ſind. Der einſamſte, der ſüdliche, jedoch mit ſchönen Ausſichten auf den Main. In Anſehung der Luft indeſſen ſtehen beide dem öſtlichen nach.

Aber überhaupt iſt die hieſige Luft, nach St. Verſicherung, bey weitem nicht elaſtiſch genug. Die Stadt liegt nämlich in einem Bergkeſſel, und iſt noch überdem mit hohen Wällen umringt. Dazu kommen die Dünſte, die aus dem Maine aufſteigen, der von Süden nach Norden läuft. Schwere und Feuchtigkeit ſind folglich der Hauptcharakter det hieſigen Luftbeſchaffenheit. Immer ſchwebt ein gewiſſer Dunſt über der Stadt, der früh und Abends nicht ſelten zum Nebel wird.

Dagegen hat das Clima allerdings eine Milde, wie ſie ſich kaum unter dieſer Breite erwarten läßt. Die Urſache iſt, weil das Thal den Südwinden völlig offen liegt. Ganz von rauhen Winden geſchützt iſt es indeſſen wirklich nicht. Der Nord-Nordweſt- und Nordoſt, beſonders die beiden erſten, dringen doch noch durch einige Schluchten ein. Hierdurch werden die Früh- und Spä fröſte verurſacht, die den Reben oft ſo gefährlich ſind.

Im Allgemeinen geſtalten ſich hier die Jahrszeiten meiſtens auf folgende Art: Von der Mitte des Märzes bis gegen Ende des Octobers warm — Große Kälte vor Ende Decembers ſelten und höchſtens 13 — 14 Gr., lange anhaltend niemals — Ende des eigentlichen Winters, in der Regel, in der Mitte des Februars — Angenehmer Vorfrühling, jedoch mit kalten Tagen vermiſcht — Anfang Aprils oft eine Hitze von 12 — 14 Gr., während einige Tage darauf noch Spätfröſte zu fürchten ſind.

Der Mai faſt durchgehends ſchön, oft wahre Sommerwitterung — Der Juni häufig ſehr regenhaft — Juli und Auguſt erſtickend heiß; oft ſteigt die Wärme, anhaltend, auf 22° — September und October, mit wenig Ausnahmen, lieblicher Nachſommer; doch Morgen und Abende ziemlich kühl — November nebel- und regenhaft, aber mit heitern Tagen vermiſcht — December mit vorherrſchenden

Südwinden, die Mittagsſtunden ausnehmend ſchön.

Climatiſche Eigenthümlichkeiten von Würzburg ſind: daß es nach jedem Regen, und ſelbſt im höchſten Sommer, kälter wird; daß die gute, wie die ſchlechte Witterung in der Regel ſehr anhaltend ſind; daß der Oſtwind äußerſt ſelten weht, während die Südwinde deſto häufiger ſind; daß man häufig in einer Woche zweimal Froſt und Thauwetter hat; endlich, daß zuweilen, um Pfingſten herum, noch Spätfröſte zu fürchten ſind; eben ſo, wie ein einziger Septemberreif die ganze Hoffnung des Winzers vernichten kann.

Was die öconomiſchen Verhältniſſe anlangt, ſo gehört Würzburg zu den wohlfeilern Städten Deutſchlands. Die Urſache iſt, weil die Provinz alles ſelbſt beſitzt, was zum Leben überhaupt, und zum guten Leben inſonderheit, erforderlich iſt. Ein einzelner Mann, der hier 1200 Gulden jährlich hat, macht alles mit und kommt vortrefflich aus. Selbſt Familien leben mit dieſer Summe, und werden zu den anſtändigen gezählt.

Die theuerſten Artikel ſind Holz und Wohnungen, doch gegen Frankfurt bedeuten ſie gar nicht viel. So kann man einen Karren des beſten harten Holzes für neun Gulden haben, während man ſchon eine vorzügliche Familienwohnung für 250 — 300 Fl. jährlich erhält. Auch die Weinpreiſe ſind noch immer mäßig und nur gegen die vorigen Zeiten hoch. Ein Tiſchwein, z. B. zu 38 — 40 Gulden der Eimer, ſoll gar nicht zu verachten ſeyn. Eben ſo iſt für Bierliebhaber nach Wünſchen geſorgt.

An unſerer Wirthstafel hatten wir heute großen Spaß. Vor mehreren Jahren befand ſich nämlich ein gewiſſer Beamter in Würzburg, der eine wahre adminiſtrative Carricatur war. Er machte ſich in jeder Hinſicht ſo verächtlich, daß er den Spottnamen — Herr von Jämmerlich — erhielt.

Die Anekdoten, die man von ihm erzählt, füllen ein ganzes Vademecum aus. Beſonders ſind eine Menge höchſt poſſirlicher Vorträge und Reſcripte von ihm in Umlauf. Von dieſen wurden uns nun folgende beide aufgetiſcht. Sie ſollen eben ſo im Geiſte des H. v. Jämmerlich gedacht, wie in dem Tone deſſelben gehalten ſeyn.

„Ich bin gekommen, meine Herren“ — hob alſo dieſer hochgefeierte Zeitgenoſſe an —

„Ich bin gekommen, um ſie abermals durch eine neue, groſe Idee zu überraſchen, wie ſich mir dieſelbige bey der letzten Vereiſung unſerer Rhöniſchen Alpengebirge dargeboten hat“

„Wenn auch nicht durch Attåffů, d. h. durch Augenanſchauung, ſo bin ich dennoch durch Attåflekture, d. h. durch Selbſtſtudium, von jener Art von Vögeln unterrichtet worden, die in der gemeinen Volksſprache Eidervögel genannt werden, und ausſchließend in Norwegen niſten.“

„Im Anbetrachte nun, daß die Federn derſelbigen eine ſehr bedeutende Handelsbranche abgeben, und daß auch aus dieſem würzburgiſchen Theile des Königreichs jährlich dafür ſehr große Summen, wo nicht ſchon jetzt, nach Norwegen fließen, doch dereinſtens und künftig dahin flüſſig gemacht werden könnten, habe ich beſchloſſen wie folgt:“

„Es ſollen ſofort dreißig Paar der genannten Erdervögel direkt aus Norwegen verſchrieben, und, gegen Zahlung der Gemein-

„den, auf unſern Rhöniſchen Alpengebirgen vertheilt werden; immaaßen Luft und Clima, Nahrung und Speiſung, mit den geburtörtlichen leiblichen Verhältniſſen gedachter Endervögel gänzlich ümmoken[*] und übereinſtimmend ſind, und alſo die Achelümmatüſürung[**] dieſer lücretüven Creaturen und die Verwendung ihres koſtbaren Gefüders in möglichſter Kürze zu erwarten ſteht.“

Sie können denken, wie ſehr über dieſen poſſirlichen Vortrag gelacht ward, zumal da der Erzähler den H. v. Jämmerlich nach dem Leben zu copiren verſtand. Noch komiſcher aber lautete folgendes Reſcript:

„Von dem hohen Berufe erfüllet, durchdrungen und begeiſtert, immer und überall auf die Verbeſſerung der Nationalwürſtſchaft, (sic) der einſchläglichen Provinz meine ganze Sorgfalt und Aufmerkſamkeit zu richten„ und den blühendeſten Wohlſtand derſelbigen ſowohl, als der Geſamt-

---

[*] Homogen.

[**] Acclimatiſirung.

„einwohner nach Kräften zu bezwecken „und zu befördern, konnte mir nicht entgehen, „daß bey den niedrigen Marktpreiſen, in welchen ſich dermalen die meiſten inländiſchen „Fiſcharten befinden, die Stadtteiche „wenig oder gar nichts rentiren, und hier alſo „forderſamſt große und außerordentliche „Maaßregeln ergriffen und genommen „werden müſſen.“

„Während ich nun dieſem Gegenſtande „einen ganzen Monat hindurch mein angeſtrengteſtes Nachdenken, ſo wie die wiederholteſte Ueberlegung widmete, bin „ich endlich zu der vollkommſten Ueberzeugung „gekommen, daß es am vortheilhafteſten ausfallen werde, obige Stadtteiche zu Auſterbänken zu verwenden, immaßen jene koſtbaren Conchylien hier „viele Liebhaber beſitzen und dafür die enormeſten Summen aus dem Lande gehen, obſchon dieſelbigen eben ſo gut hierſelbſt, als in den eigentlichen Auſterprovinzen gezogen und erzielet werden „könnten.“

„Es wird daher dem dahieſigen „Stadtmagiſtrate hiermit aufgegeben und

„befehlen, ſich ſofort durch die reitende Poſt „nach Frankfurt a. Main an einen jenſeitigen Auſterhändler zu wenden und von „demſelbigen, einſtweilen zur Probe und „bis auf weiteres, einen baieriſchen Viertelszentner ſogenannten Auſterſaamen zu „verſchreiben, damit derſelbige gehörig „verwendet und ausgeſäet werden könne.“

„Anlangend nun die deshalb und zu „dieſem Ende benöthigten und erforderlichen hölzernen Bänke, ſo können die von „der letzten großen, feierlichen Armenſpeiſung „ſich herſchreibenden, und noch in Vorrath „ſich befindenden, gegen gehörige und gleich „baare Bezahlung, in baieriſchen Münzſorten, dazu abgelaſſen und verabreicht werden. Solches wird hiermit dem dahieſigen Stadtmagiſtrate zur bem̄eſſenſten „Bemeſſung und Nachachtung bekannt gemacht.“

Freih. v. Jämmerlich.

Doch genug des Scherzes, ſo groß auch noch der Vorrath davon iſt. Die Würzburger haben in dergleichen Dingen ein ganz beſonderes Talent.

Sie beſitzen eine natürliche Vis comica, die nie ihre Wirkung verfehlt. Und alle dieſe Schwänke erzählen ſie, ohne eine Miene zu verziehn.

Zwölfter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Profeſſor C. A. Fiſcher — Figur — Benehmen — Lebensart — Eigenthümlichkeiten — Häusliches Verhältniß — Verfolgung — Neue Aufſchlüſſe.

Würzburg, Sept.

Hier, th Fr., einige Einzelnheiten über den Prof. C. A. Fiſcher, wie ſie mir von guter Hand mitgetheilt worden ſind. Er iſt nahe an den Funfzigen, ſieht aber etwas jünger aus. Die Urſache iſt vielleicht, weil er ziemlich feſte Züge hat und weder ein Tabacksraucher noch Schnupfer iſt.

Auf ſeinem Geſichte ſteht viel Verſtand und Erfahrung; doch hat er bey allem Ernſte einen gewiſſen Zug von Lieblichkeit um den Mund. Sein Auge iſt lebens- und ſeelenvoll; Geiſt und Gefühl ſpiegeln ſich vereinigt darin. Er iſt etwas hager, doch groß und gut gebaut. Seine Bewegungen ſind leicht, ſein Gang äußerſt lebhaft. Seine Kleidung iſt einfach, aber äußerſt nett.

Sein Benehmen hat etwas Freies und zugleich Feines, etwas Sicheres und zugleich Artiges, das ſehr wohl gefällt. Seit einigen Jahren aber hat er ſich ganz zurückgezogen und geht, die Harmonie und einſame Spaziergänge ausgenommen, nirgends mehr hin. Indeſſen hat er einige Freunde, die er täglich bei ſich ſieht. Beſuche von Fremden nimmt er nur dann an, wenn ſie ihm vorher durch Briefe angekündigt worden ſind.

Er wohnt in einer der angenehmſten Straßen von Würzburg, die unmittelbar an den Hofplatz ſtößt.* Hier hat er die Südoſtſeite und eine ſehr freundliche Gartenausſicht. Ueberdem hat dieſe Straße den Vorzug, daß ſie bey Tage eben ſo lebhaft als bey Nacht und des Abends ruhig iſt. Da ſchreibt, ſtudirt und meditirt er denn völlig ungeſtört. Sein großes Werk über die Humanitätsanſtalten rückt langſam, aber unausgeſetzt fort. Die Materialien werden zum Theil von dem Ertrage der andern Kleinigkeiten angeſchafft.

---

* Die ſchon genannte obere Kapuzinergaſſe.

Seine Lebensart iſt äußerſt einfach und beinahe mehr als frugal. Weizenbrod, ein wenig gebratenes Fleiſch und etwas Sago machen Tag für Tag ſeine unabänderliche Nahrung aus. Dazu trinkt er einen leichten aber guten Tiſchwein, meiſtens mit Selterſerwaſſer, das er das ganze Jahr nicht ausgehen läßt. Seine größte Ausgabe iſt das Holz, indem er acht Monat Heizung haben muß.

Er behauptet, daß er ſich durch dieſe Lebensart immer heiter und arbeitsluſtig erhält. Wirklich hat er auch noch ungemein viel Wärme und Lebhaftigkeit. Dabey kann er ganz humoriſtiſch werden, doch immer nur, wenn er unter Vertrauten iſt. Er beſitzt übrigens ein Talent, wodurch er ſich endlich Ruhe verſchafft hat. Er weiß nämlich ſeine Feinde ſo lächerlich zu machen, daß er ſie zur Verzweiflung bringt.

Er hatte ſich 1808, blos um ſein Wort zu löſen, ſehr unglücklich verheirathet, und zwar mit einer zehn Jahr älteren Frau, die ſchon von ihrem erſten Manne geſchieden worden war. Dieſe Ehe konnte daher ebenfalls nur einige Monate beſtehen. Indeſſen koſtet ihm dieſer Mißgriff vierhundert Gulden jährlich, die er als Alimente zu zahlen hat.

Dieſer Scheidungsprozeß mußte, bey der unvollkommnen Organiſation der proteſtantiſchen Behörden, von einem catholiſchen Gerichtshofe geführt werden, und es fanden ſich dabey, nicht ſowohl aus Abſicht als aus Unkenntniß des proteſtantiſchen Kirchenrechts, mancherley Unregelmäßigkeiten vor.

Man glaubt, daß Fiſcher das Ganze noch einmal drucken laſſen wird. Proteſtantiſche Ehediſſidien gehören vor proteſtantiſche Ehegerichte und umgekehrt. Die Catholiken genießen dieſes Rechtes bey uns überall. Warum will man es den Proteſtanten im Würzburgiſchen entziehn? Es iſt zu hoffen, daß hier Fürſorge getroffen werden wird; denn der König ſelbſt will völlige Parität.

Was nun das ärgerliche Verfahren des — v. Lerchenfeld gegen dieſen verdienten Gelehrten anlangt, ſo hat mir unſer — folgende geheime Aufſchlüſſe darüber mitgetheilt. Aus denſelben ergiebt ſich auf das Vollkommenſte, daß Fiſcher offenbar als Proteſtant verfolgt worden iſt. Nicht von der Regierung als ſolcher, da ſey Gott vor; wohl aber von der römiſch-curialiſtiſchen Parthey. Doch leſen Sie ſelbſt, verehrter Freund.

Schon 1809 hatte der Weihbiſchof, Docter Zirkel, einer der feinſten und thätigſten Agenten der römiſchen Curie, die Ausſchließung aller Proteſtanten von der Univerſität durchgeſetzt. Es war hierauf, in Folge eines zufälligen Zuſammentreffens zwiſchen ihm und dem Prof. Fiſcher, zu einer Art Bekanntſchaft gekommen, auf die Doctor Zirkel ziemlichen Werth zu legen ſchien.

So ſpannen ſich von Zeit zu Zeit, zum Theil auf einſamen Spaziergängen, immer vertraulichere Geſpräche über politiſche und religiöſe Gegenſtände an. Unter andern erzählte man ſich, daß F. die unwürdige Behandlung des Papſtes in hohem Grade mißbilligte, und die Nothwendigkeit der Exiſtenz eines ſolchen kirchlichen Oberhauptes für das catholiſche Syſtem vollkommen zugab.

Es ſcheint, daß Doctor Zirkel hiervon Veranlaſſung nahm, in das Materielle der beiden Confeſſionen tiefer einzugehn. Es heißt ſogar, daß er alle ſeine Gewandheit aufbot, um für den ſinkenden Catholicismus einen Mann zu gewinnen, von deſſen Talenten er ſich, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, ungewöhnliche Dienſte verſprach. Wie dem aber auch ſeyn möge, gewiß iſt nun, daß ſich F. auf einmal zurückzog, und jede Berührung mit dem Biſchofe ſorgfältig vermied. Kälte, vielleicht Verachtung auf ſeiner, glühender Haß und raſtloſe Verfolgung auf der andern Seite wurden indeſſen nur zu bald bemerkt.

So waren vier volle Jahre unter mancherley gegenſeitigen Operationen vergangen, als Mitte 1814 Würzburg wieder an Baiern kam, und der — von Lerchenfeld als Chef der Provinz auftrat. Dieſes war ein eben ſo leidenſchaftlicher als herrſchſüchtiger und ein eben ſo ehrgeiziger als beſchränkter junger Mann. Dr. Zirkel bemächtigte ſich daher deſſelben im erſten Augenblicke und übte nur zu bald, zumal da er deſſen Beichtvater wurde, die vollkommenſte Herrſchaft über ihn aus. Dies konnte um ſo weniger fehlen, da der — von Lerchenfeld äußerſt devot war, oder doch wenigſtens zu ſcheinen für gut fand.

Prof. F. und ſeine ganze, ſehr große Parthey haben dieſen jungen Mann als gänzlich talentlos dargeſtellt. Dieſes iſt aber wirklich höchſt ungerecht. Die Natur hatte dem — von Lerchenfeld alle Gaben eines vortrefflichen Subregens oder eines ausgezeichneten Canzleipartitors verliehn. Es war ein verdrießlicher Zufall, es war ein ſchmerzliches Glück, als er aus dieſer, ſeiner natürlichen Sphäre herausgeſchleudert ward. Wenn er ſich alſo in dieſen „höheren Regionen“ durchaus nicht an ſeiner Stelle befand, ſo war er wenigſtens perſönlich völlig unſchuldig daran.

Einer der ſüßeſten Träume dieſes jungen Mannes war die künftige — Principalminiſterſchaft. Er glaubte ſich nämlich in einer heiligen, gottgeweihten Stunde gezeugt und meinte, im ganzen Ernſte, von der Vorſehung zum Heilande des Reiches beſtimmt zu ſeyn.[*] Dieſer ſo lächerliche als abergläubiſche Ehrgeiz ward von dem ſchlauen Dr. Zirkel um ſo ſorgfältiger genährt, je mehr der Einfluß der Obſcurantenparthey zuzunehmen begann.

---

[*] Oder wie er ſich ſelbſt wahrhaft poſſirlich ausdrückte: zum baieriſchen Reichsheiland. Man ſieht, daß er ein Ober-Amberger war.

Aufmerkſame Beobachter konnten ſich nämlich nicht verbergen, daß die kräftige Hand, die bisher die Zügel der Regierung gehalten hatte, merklich zu erſchlaffen anfieng. Sie mußten nur zu deutlich wahrnehmen, daß ein gewiſſer Römiſch-pfäffiſcher von neuem herrſchend geworden war. Endlich konnte es ihnen nicht entgehen, daß gegen den Proteſtantismus Pläne geſchmiedet wurden, deren Verwirklichung Alles befürchten ließ.

Dieſer bevorſtehende Triumph der Curie war das tägliche Geſpräch des Weihbiſchofes mit dem — v. Lerchenfeld. Letzterer begeiſterte ſich um ſo mehr bey dieſem Gedanken, als er ſeine und ſeines Bruders Erhebung in dieſem Falle für entſchieden anſah. Ich Principalminiſter — pflegte er zu ſagen — der Bruder zu Amberg Erzbiſchof — und Baiern ſoll auf eine Staffel der Größe erhoben werden, wovon die Geſchichte noch kein Beiſpiel kennt!

Doch auf einmal erhielt der — v. Lerchenfeld von dem Miniſter ein Schreiben, worin er zu einem Berichte über Fiſchers Wiederanſtellung aufgefordert ward. Er wußte, was dieſes auf ſich hatte und beſonders was es ſtillſchweigend zu verſtehen gab. Der Bericht ward alſo auf eine Art abgefaßt, die dem Antriebe dazu angemeſſen war. — Ich kann es alleweile nicht verhindern — ſagte der — v. L. zu dem Weihbiſchof — aber Gott wird einſt in dem Schwachen noch mächtig ſeyn.

Unterdeſſen hatte ſich zwiſchen ihm und Fiſcher ein perſönliches Verhältniß gebildet, wie es bey einem ſo großen phyſiſch-moraliſchen Gegenſatze nicht anders möglich war. Man erräth, daß zwiſchen beiden eine Antipathie beſtand, die beſonders in der ſervilen, pfäffiſchen Erziehung des Erſten und in der freien, feinen Weltbildung des Zweiten begründet war.

Wenn indeſſen Fiſcher von dem — v. Lerchenfeld wenig oder gar keine Notiz nahm, ſo war es bey dieſem gerade der umgekehrte Fall. Nichts erbittert erbärmliche Menſchen mehr, als wenn ſie die Ueberlegenheit des Genies anzuerkennen gezwungen ſind.

Kaum hatte daher Fiſcher ſein Amt angetreten, als die niedrigen Scenen begannen, die in dem bekannten, allgemein verbreiteten Werke beſchrieben ſind.[*] Der — v. Lerchenfeld hat mit Hülfe eines gewiſſen Dr. Koth — ein ominöſer Name, der eben recht plaſtiſch zu dem erſten paßt — daſſelbe zu widerlegen geſucht; allein dieſes „Kreuzerbroſchürl“ hat es nicht einmal bis zur Ehre einer Ankündigung zu bringen vermocht.

---

[*] Geſchichte der Amtsführung und Entlaſſung des Prof. C. A. Fiſcher. Leipzig, 1818. 8.

Dreizehnter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Ausgang der Verfolgung — Das Armenbuch — Immer ſteigende Bosheit — Miniſterialreſcript.

Sie wünſchen den Ausgang der Geſchichte von Fiſcher zu kennen; es iſt mir gelungen, auch hierüber die ſicherſten Nachrichten einzuziehen. Hier ſind ſie.

Nachdem es dem — v. Lerchenfeld und Conſorten nicht gelungen war, dieſen verdienten Gelehrten gänzlich aus dem Dienſtverbande zu bringen, ſannen ſie wenigſtens auf Mittel, ihm allerhand Kränkungen anzuthun.

Nach den beſtehenden Verordnungen konnte F. nur auf ſeine vorige Penſion, welches ſein ganzer Gehalt war, zurück gewieſen werden; gleichwohl hatte der — von Lerchenfeld die Stirne, ihm ohne weiteres und durch eine bloße Signatur, wovon ihm nicht einmal Abſchrift zugefertigt ward, dreißig Procente davon abzuziehn. F. verklagte hierauf den — v. Lerchenfeld augenblicklich, wegen Mißbrauch der Amtsgewalt und willkührlicher Bedrückung.

Unterdeſſen wurden bey der zunehmenden Theurung, Privat-Sammlungen für die Armen veranſtaltet, und deshalb Boten mit Büchern herumgeſandt. Da hierbey die Reihe der Hausnummern beobachtet wurde, ſo traf es ſich, daß eines dieſer Bücher dem Prof. F., als drittem oder viertem Manne, vorgelegt ward.

Er hatte in dieſem Augenblicke einige Studirende bey ſich, las das Ganze ziemlich eilig durch, überzeugte ſich indeſſen, daß hier von einer dieſen Privatunternehmung die Rede war. Da er nun fand, daß einer ſeiner Collegen und Vorgänger ſeinen einſtweiligen Nichtbeitritt durch individuelle Urſachen motivirt hatte, hielt er es für zweckmäßig, daſſelbe zu thun. Er ſchrieb daher ohngefähr folgendes in das dazu beſtimmte Buch:

„Der Unterzeichnete ehrt die Geſinnungen „der hochverehrten Unternehmer, wie ſie es „verdienen, bedauert aber, daß er zu dieſem „wohlthätigen Zwecke für's Erſte nicht mitwirken und noch viel weniger etwas dazu beitragen kann. Der Herr Hofcommiſſär, Freiherr „v. Lerchenfeld, hat nämlich für gut befunden, „ihm, brevi manu, den beſtehenden Verordnungen gänzlich zuwider, dreißig Procent „von ſeiner Penſion abzuziehn.[*] Da indeſſen „deshalb ſogleich die geſetzmäßige Klage, wegen Mißbrauch der Amtsgewalt und willkührlicher Bedrückung, eingereicht worden iſt;

---

[*] Man ſollte kaum glauben, daß eine Provinzialſtelle ſich ſo weit zu vergeſſen im Stande ſey. Aber bey dieſer Bureaukratie war die Gefahr, beſtraft zu werden, ſehr gering. Wenn die Präfekten nur Geld genug einſandten, ſo war's genug. Mochten ſie ſonſt ihr Weſen nach Belieben treiben; es krähte ſelten ein Hahn darum.

„hofft der Unterzeichnete volle Gerechtigkeit „zu erhalten, und wird dann mit wahrer Freu„de zu einer Unternehmung beitragen, die auch „ſeinem Herzen ſo theuer iſt.“ Würzburg, am 27. Dec. 1816.

Prof. C. A. Fiſcher.

Kein vorurtheilsfreier Leſer wird dieſe Erklärung mißbilligen können, da ſie bloße Thatſachen und individuelle Verhältniſſe betraf. F. war der dreißig Procent von ſeiner Penſion durch eine förmliche Signatur des — v. Lerchenfeld, an die Caſſe, widerrechtlich und geſetzwidrig beraubt worden, und er hatte deshalb den ihm zuſtehenden Recurs an die allerhöchſte Stelle ergriffen — dies beides zu ſagen, konnte weder unſchicklich noch beleidigend ſeyn.

Allein bey einem kleinen Satrapen, wie dieſer — von Lerchenfeld, galt dies für ein Verbrechen der beleidigten Präfekturmajeſtät. Ueberdem wollte er edle Thaten dieſer Art durchaus nicht an's Licht gezogen ſehn. Als er daher mit dieſer Erklärung bekannt ward, ſchwur er F. die ſchrecklichſte Rache und ließ unter dem 30. einen Bericht abgehn, der — um es deutſch heraus zu ſagen —

das Werk eines — tollgewordenen Pinſels war. Das Ganze drehte ſich um die Worte — Aufruhr — exemplariſche peinliche Beſtrafung und dergleichen herum.

So tief nun auch bereits Graf Montgelas an Geiſt und Körper geſunken war, ſo etwas fand er denn doch wirklich unter aller Critik. — Weil aber, nach dem damaligen depravirten Syſteme, ein Hofcommiſſär nie Unrecht haben durfte, ſo wurde ein Verweis für den „entſetzlichen Aufrührer“ beliebt. Dieſer ward denn auch ausgefertigt * und hatte, den gemißbrauchten Namen des Monarchen abgerechnet, ſo gut als gar nichts auf ſich. Jedermann wußte nämlich, daß der König von allen ſolchen Erbärmlichkeiten kein Wort erfuhr. — Doch genug für heute; aus meinem Folgenden ſollen Sie das Uebrige erſehn.

---

* Es iſt bekanntlich das Decret ſelbſt, worin es heißt: alſo wird demſelben hiermit ein Verweiß gegeben, u. ſ. w.

Vierzehnter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Fortſetzung — Fiſchers Eingabe an den König — Schändliches Verfahren des — v. Lerchenfeld — Fiſchers Krankheit — Die Königliche Entſcheidung — Bemerkungen.

Würzburg, Sept.

Man wird dieſen proteſtantiſchen Intruſus doch noch fortzutreiben wiſſen — äußerte ſich der Weihbiſchof — „Unſer hochverehrter Herr Hofcommiſſär hat es mir zugeſagt!“ — Wirklich nahm der — von Lerchenfeld auch ſeine Maasregeln darnach.

Um die ganze Schändlichkeit derſelben kennen zu lernen, leſen Sie das folgende Aktenſtück. Es iſt die Klage, die deshalb von F. an den König gebracht ward. Die angebliche allerhöchſte Entſchließung iſt jener Miniſterialverweiß, den nur der — v. Lerchenfeld ohne die mindeſte Autoriſation — durch die Polizey inſinuiren zu laſſen, frech genug war. Dieſes merkwürdige Memorial hat in ganz Baiern circulirt und ſoll ſogar gedruckt worden ſeyn. Ohne dies zu beſtreiten, muß ich es doch bezweifeln, da mir nirgends ein gedrucktes Exemplar zu Geſicht gekommen iſt. Auf jeden Fall iſt das Ganze der allgemeinſten Verbreitung werth.

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,

Allergnädigſter König und Herr!

„Unter dem 24. d. (Januar) erhielt ich
„von der Königl. Polizeidirektion ein Schrei-
„ben, wodurch ich auf den folgenden Tag,
„Morgens um neun Uhr vorgeladen ward,
„um — wie es darin hieß — mir ein von
„dem Königl. Miniſterium des Innern, auf
„Befehl Sr. Maj. des Königes, erlaſſenes
„Reſcript zu Protocoll bekannt zu machen.“

„Ich fand mich bewegen, hierauf (am „folgenden Morgen) zu erwiedern, daß ich „dieſe Vorladung ad hoc ablehnen müſſe, „indem die Königl. Polizeidirektion nicht „das geſetzliche Organ ſey, durch welches Königl. Profeſſoren die ſie betreffenden allerhöchſten Entſchließungen an ſich überhaupt „und am allerwenigſten durch Bekanntmachung „ad protocoll. mitgetheilt würden; folglich „dieſe Vorladung ad hoc dem beſtehenden, „von Sr. Maj. ſelbſt beſtätigten Geſchäftsgange durchaus zuwider ſey. Dieſe, meine „Antwort, kam ſogleich nach neun Uhr im „Polizeibureau an.“

„Ungefähr halb eilf Uhr ſtellte ſich ein Polizeiwachtmeiſter mit zwey Polizeiſoldaten in „meinem Hauſe ein; drang, *ohne einen „ſchriftlichen Befehl vorweiſen zu „können*, in mein Zimmer und eröffnete „mir, gleichfalls blos *mündlich*, wie folgt: „Er ſey vom dem Königl. Polizeidirector, Namens der Königl. Hofcommiſſion, beauftragt, „mich zu fragen, ob ich augenblicklich auf der „Polizei erſcheinen wolle oder nicht; widrigenfalls ſey er ermächtigt, volle Gewalt zu brauchen, und *wenn er mich fortſchleppen*

„laſſen ſollte, welches ipsissima verba deſſelben ſind."

„Ueber eine ſo auffallende Verletzung der beſtehenden Geſchäftsformen höchlich verwundert, erfuhr ich zu meinem noch größern Erſtaunen, daß dies Alles, wiewohl ebenfalls nur mündlich, von der Königl. Hofcommiſſion angeordnet worden ſey. Da ich mich nun, in Folge einer heftigen Diarrhöe, ſehr übel befand, gab der Wachtmeiſter endlich wenigſtens in ſo fern nach, daß er einen der Soldaten, um neue Befehle einzuholen, abzuſchicken beſchloß."

„Gegen drey Viertel auf zwölf Uhr kam dieſer Soldat mit dem Polizeiregiſtrator Sorger zurück. Letzterer beſtätigte mir nicht nur alles von dem Wachtmeiſter bisher Geſagte, im Namen des Königl. Polizeidirektors ſelbſt, ſondern fügte auch auf meine abermaligen Remonſtrationen hinzu, daß die Befehle der Königl. Hofcommiſſion unwiderruflich ſeyen."

„Ich ſuchte nun der ganzen Sache durch ein kurzes Friſtgeſuch, was nicht verweigert werden konnte, auszuweichen, fühlte mich

„aber durch dieſe widerrechtliche und empörende
„Behandlung ſo gekränkt, daß ich es meiner
„Ehre ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſogleich
„um ein Uhr bey der Königl. Hofcommiſſion
„mein Entlaſſungsgeſuch einzureichen, worauf
„ich, da der beabſichtigte Zweck erreicht zu ſeyn
„ſchien, nicht weiter beunruhigt worden bin.“

„Da es nun aber unmöglich der Wille
„Ew. Königl. Majeſtät und Dero allerhöchſten
„Miniſteriums ſeyn kann, daß irgend
„einer von allerhöchſt Dero Staatsdienern,
„ohne Urtheil und Recht und ohne alle ſchriftliche
„Befehle, auf die bloße mündliche Verordnung
„einer Ob. Provinzialſtelle, durch eine
„Polizeidirektion auf eine ſo auffallende,
„ſeine perſönlichen Rechte ſo ſehr beleidigende
„Weiſe und mit Hintanſetzung aller,
„ſeinem Amte und Range gebührenden Achtung
„behandelt, und um ſich einer ſolchen
„willkührlichen Bedrückung zu entziehen, in
„eigentlichem Sinne zur Verzweiflung gebracht
„und gezwungen worden, auf ſeine wohlerworbene
„Stelle oder Penſion Verzicht zu leiſten;
„ſo darf ich, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit
„Ew. Königl. Majeſtät, meinen allerunthänigſt-gehorſamſten
„Antrag dahin ſtellen:

„„Daß Allerhöchſt Dieſelben allergnädigſt geruhen wollen, die geeigneten „„Maasregeln zur Unterſuchung dieſer Sa„„che und zu der mir gebührenden Genug„„thuung resp. Beſtrafung des — v. Ler„„chenfeld allergnädigſt anzubefehlen, auch „„die allerhöchſte Entſcheidung über mein „„künftiges Schickſal allergnädigſt auszu„„ſprechen.““

„An mein Krankenlager gefeſſelt, Folge „jener kränkenden, widerrechtlichen Behand„lung, bitte ich allerunterthänigſt-gehorſamſt „um Verzeihung, mich einer fremden Hand „bedienen zu müſſen, und erſterbe in tiefſter „Ehrfurcht.“

Würzburg, 28. Jan. 1817.

Ew. Königl. Majeſtät

allerunterthänigſt-gehorſamſter
Prof. Chr. Aug. Fiſcher.

Man würde kaum glauben, daß ſo Etwas in einem polizirten Staate möglich geweſen wäre, und doch iſt die Thatſache außer allem Zweifel geſetzt. Der — v. Lerchenfeld hatte ſogar den Polizeiſergeanten eventuell zum gewaltſamen

Einbruch autoriſirt. So weit ward dieſer junge Mann, auf der einen Seite durch Herrſchſucht, auf der andern durch Fanatismus, geführt.

Als er nun Fs. Entlaſſungsgeſuch erhielt, war er vor Freude außer ſich. — „Endlich!“ — rief er aus — „Endlich ſind wir den abominablen Ketzer und Aufrührer für immer los.“ — Hierauf berichtete er, ohne der eigentlichen Veranlaſſung *im mindeſten* zu erwähnen, ganz kurz darüber und brachte zugleich einen gewiſſen Juvenculus in förmlichen Vorſchlag.

Dabey entblödete er ſich nicht, in einem vertrauten Cirkel ganz ſpöttiſch zu ſagen, daß der Abgang dieſes Ketzers die beſte Vorfeier des *acht und zwanzigſten* Jänners* ſey. Der Weihbiſchof — gegen den er ſich auf dieſe Art äußerte — nennte dieſes ein göttliches, eines wahrhaft großen Staatsmannes würdiges Wort.

Alle dieſe Vorfälle machten nun natürlich ſehr großes Aufſehn; zumal da Fs. Krankheit, bey der plötzlichen Proſtration der Kräfte, ſehr bedenklich ſchien. Der — v. Lerchenfeld erfuhr daher die öffentliche Mißbilligung ſeines nichtswürdigen Verfahrens auf eine ſehr auffallende Art. Er ward ſogar gewiſſermaßen gezwungen, einen Ball zu verlaſſen, indem man überall, in ſeiner Nähe, ganz laut und ungenirt von dieſem „Schandſtreiche“ ſprach.

---

* Bekanntlich der Namenstag der Königin, die *lutheriſch* iſt. Den Wünſchen der Theaterintendanz zu Folge hatte Fiſcher einen *Prolog* gemacht.

Der edle, hochherzige Charakter der Franken zeigte ſich auch dasmal in ſeiner ganzen Vortrefflichkeit. Zu bedauern war nur, daß der Eifer einiger jungen Leute zu weit gieng, und der — v. Lerchenfeld bey dem Nachhauſegehen in einer engen finſtern Gaſſe auf eine zwar ſehr fühlbare, aber nie zu billigende Art begrüßt ward.

Fs. Promemoria kam gerade am 1. Februar, als am Tage der bekannten Miniſterialveränderung, in München an. Die Folge davon war, daß ſein Entlaſſungsgeſuch als nicht geſchehen betrachtet und ihm ſein ganzer voriger Gehalt als Penſion, wie ehedem, gelaſſen ward. Man ſieht, daß die Regierung die Sache wohl zu würdigen wußte, und im Allgemeinen die Gerechtigkeit übte, die zu erwarten war.

Entſchädigung freilich konnte F. nicht erhalten, ob er gleich durch die Koſten der Krankheit und beſonders der ſehr langwierigen Reconvaleſcenz, in großen Schaden gekommen war. Eben ſo wenig wurde das ſchändliche „Attentat“ des — v. Lerchenfeld beſtraft, wiewohl er ſonſt, wegen der 11,000 Fl. Tyroler Rückſtände, in eine ſcharfe Unterſuchung kam. Vielleicht weiß der gute, menſchenfreundliche König bis dieſen Augenblick ebenfalls noch kein Wort davon! Schmachtete doch der unglückliche, unſchuldige Offner Jahre lang in einem ſcheußlichen Kerker, und es war eben ſo. — Möglich aber auch, daß der — v. Lerchenfeld abermals alles abgeläugnet hat. Immer aber bleibt gewiß, daß Fs. Recht auf Entſchädigung fortbeſteht.

Indeſſen ward dieſe ganze Geſchichte von Baierns Feinden begierig aufgegriffen und auf eine Art bearbeitet, die für die Regierung ſehr nachtheilig geweſen iſt. — Sehet da! — hieß es — Sehet da! Wie es den pfälziſchen Proteſtanten ergehen wird! — Darum gelange Baiern nie zum Beſitz!“ — Man nennt beſonders den —ſchen Miniſter v. — — der hier ſehr fein zu intriguiren verſtand. So kam Baiern um dieſe ſchöne Provinz.

Hiervon trägt alſo dieſer — v. Lerchenfeld, wo nicht allein, doch gewiß größtentheils die Schuld. — Ein neues Beiſpiel, wie ſehr die toleranteſte Regierung durch ihre beſchränkten Agenten compromittirt werden kann. Ueberdem ſchreibt die öffentliche Meinung dieſem Menſchen auch das Schickſal des armen Offner zu. — Zu läugnen iſt wenigſtens nicht, daß Lerchenfeld damals zu Insbruck, und die Geißel der unglücklichen Tyroler war.

Funfzehnter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Spaziergang um die Stadt — Neue Anlagen — Verdienſte des Freiherrn von Röbeck — Gärten — Hofcapelle — Hochamt — Große Parade — Schloß — Hofgarten — Hofplatz.

Würzburg, October.

Geſtern, an einem der lieblichſten Morgen, machten wir ſchon in aller Frühe einen Spaziergang um die Stadt. Eine Pappelallee zieht ſich nämlich im Halbkreiſe darum her. So geht man am Pleichacher Thore vor dem Maine aus, und kommt an Sanderthore wieder dahin zurück. Der Umfang des Ganzen mag ohngefähr anderthalb Stunden betragen, iſt aber in drey beſondere Spaziergänge getheilt.

Der Erſte geht vom Pleichacher bis an das neue Thor; der zweite von dieſem bis zum Rennweger; der Dritte von da bis zum Sanderthor. Ueberall hat man das Glacis und die Wälle der Stadt zur Rechten, während man links, neben dem Fahrwege, Gärten, Wieſen und Rebenpflanzungen erblickt.

Der letzte Abſchnitt gefiel mir am meiſten, weil man die Berge gerade vor ſich hat. An ſchönen Wintertagen ſoll es auf dieſer Seite am wärmſten ſeyn; indem man gerade nach Südweſt geht. Im Sommer indeſſen fehlt es allen dieſen Alleen an hinlänglichem Schatten; auch wird man von dem Staube incommodirt. Meiſtens werden ſie alſo in dieſer Jahrszeit nur früh und Abends beſucht.

Bey dem Rennweger Thore u. ſ. w. iſt ein Theil des Glacis zu niedlichen Anlagen benutzt.

Dieſe ſind ebenfalls das Werk des vortrefflichen Herrn von Asbeck, der überhaupt mit einem großen Verſchönerungsplane, der Stadt ſowohl als der Umgebungen, beſchäftigt iſt. Der Charakter des Ganzen ſoll Freiheit, Bequemlichkeit und Schönheit ſeyn.

Herr v. Asbeck iſt ein gebohrner Düſſeldorfer, und ein ſehr kenntnißreicher, geſchmackvoller Mann. Was aber das größte Lob verdient, das iſt die Rechtlichkeit, womit er bey der Ausführung jener Pläne zu Werke geht. Alles Privatintereſſe wird aufs ſorgfältigſte geſchont; ja viele Beſitzer gewinnen noch dabey.

Manches Haus in der Stadt z. B., das jetzt an einem freien Platze mit einer zierlichen Pflanzung ſteht; ſteigt gerade dadurch im Preiſe, oder, trägt höhere Miethen ein. Eben ſo die Gartenhäuſer, die in der Nähe der neuen Anlagen befindlich ſind, und deren man immer mehr entſtehen ſieht. Ich hörte bey dieſer Gelegenheit, daß ein Garten hier ein Familienbedürfniß iſt; häufig aber auch nur zum Luxus gehört. Mit unter werden dieſe Gärten ſowohl von den Herren als von den Frauen, auch zu gewiſſen botaniſchen Zuſammenkünften benutzt.

Von dem Sanderthore ſchnitten wir ſchnell durch, nach dem Domplatze, der ebenfalls durch zierliche Anpflanzungen verſchönert worden iſt. Noch ſchneller gelangten wir von hier aus in des freundlichen — s Wohnung, wo ſchon ein zweites Frühſtück für uns in Bereitſchaft ſtand. Endlich brachen wir wieder auf, um uns in die Hofcapelle zu begeben, wo ein feierliches Hochamt gehalten ward.

Freund T. hatte uns Plätze in einem der oberſten Seitenſtühle aufbehalten, wo wir das Ganze vortrefflich ſahn. Das Orcheſter ſchien etwas ſchwach, verrieth aber ſehr viel Präciſion und Einheit. Auch die Sänger und Sängerinnen zeichneten ſich durch gute Methode aus. Die Verſammlung war äußerſt zahlreich; es gehört hier zum Ton, in dieſes Hochamt zu gehn. Die Kapelle ſelbſt iſt eine der ſchönſten und geſchmackvollſten, die mir vorgekommen ſind. Auch ſchien mir die Bauart derſelben, beſonders in akuſtiſcher Hinſicht, ſehr vortheilhaft.

Kaum war das Hochamt geendiget, als die große Parade anhob. Der ganze ungeheure Platz war jetzt im Viereck mit Zuſchauern eingefaßt. In der Mitte deſſelben fanden die Bewegungen der Truppen und dann deren Defilirung Statt. P., der ſelbſt fünf Jahr gedient hat, fand alles ſehr gut, um nicht zu ſagen muſterhaft. Mir ſelbſt gefiel z. B. die große Genauigkeit in den Diſtanzen ungemein.

Die Truppen hatten eine vortreffliche Haltung, und ſchienen aus wahrer auserleſener Kernmannſchaft zu beſtehen. Dabey verriethen ſie eine Behendigkeit und Beweglichkeit, wie ſie mir früherhin nur bey den — ſchen Garden vorgekommen iſt. Auch die Regimentsmuſiken zeichneten ſich ſehr vortheilhaft aus. Wenn ich nicht irre, wurde unter andern auch ein ruſſiſcher Marſch, doch ohne Sänger, geſpielt.

Mit dem Schlage zwölf Uhr zogen die Truppen ab; und bald darauf verließen auch die Zuſchauer den Platz. Meiſtens wird nämlich ſchon um zwölf Uhr gegeſſen, damit man früher — ausfliegen — kann. Wir ſelbſt hatten indeſſen noch eine Stunde Zeit und konnten nun das herrliche Reſidenzgebäude mit Muße beſehn.

Es gehört unſtreitig zu den erſten und ausgezeichnetſten, nicht etwa blos von Deutſchland, ſondern von ganz Europa, und macht einen wahrhaft majeſtätiſchen Eindruck. Das ſo oft getadelte Gitterwerk u. ſ. w. womit der Hof vor dem Hauptportale eingefaßt iſt, wird jezt abgebrochen, doch iſt die Mehrheit ungemein erbittert darüber, und behauptet, daß das Ganze nunmehr „geſchändet“ ſey.

Etwas ſcheint nun allerdings zu fehlen, ich glaube aber, daß der Uebelſtand in den Dimenſionen liegt. Der Hof iſt offenbar zu tief und das Hauptportal viel zu ſehr zurückgedrückt. Es wird daher durch die Seiten gedeckt; auch iſt es an ſich ſelbſt durchaus nicht imponirend genug. Um hier zu helfen, wäre daher ein Bau erforderlich, an den der Koſten wegen nicht zu denken iſt. Aber wie mag es wohl kommen, daß an dieſer Hauptfronte mehrere Fenſterrahmen nicht angeſtrichen ſind?

Wir giengen jezt über den Hof und traten durch eine große Glasthür auf den Vorplatz ein. Dieſer iſt wirklich ſo geräumig, daß eine achtſpännige Kutſche bequem darauf umwenden kann. Auch das bekannte Echo ließen wir nicht unbeachtet, doch muß ich bemerken, daß es nicht an der Treppe, ſondern an der Decke gebildet wird.

Es wiederholt jeden Laut mit hundertfach verſtärkter Kraft. Selbſt Bonaparte ergötzte ſich, bey ſeinem erſten Hierſein, ungemein daran.

Die Treppe ſelbſt iſt eine der prächtigſten die mir vorgekommen ſind.

Aber nun vollends das große Deckengemälde von Tiepolo! Es ſtellt die vier Welttheile mit ihren Eigenthümlichkeiten dar, und iſt in Wahrheit ein vollendetes Meiſterſtück. Ich habe es dieſen Morgen zum zweitenmale beſehen, und werde damit fortfahren, ſo lange ich hier bin. Mündlich mehr davon! Ein zweites vortreffliches Gemälde von dieſem Künſtler befindet ſich in einem der Säle der Reſidenz. L. will Gelegenheit finden, es uns zeigen zu laſſen. — Ich bin in Wahrheit ſehr begierig darauf.

Von dem Vorplatze traten wir nun in einen recht artigen Gartenſalon, und dann in jenen ſelbſt. Er iſt freilich, mit dem prächtigen Schloſſe verglichen, etwas unbedeutend, doch aber immer recht artig angelegt. Von dem obern Theile, welches eigentlich der Wall iſt, überſieht man die Feſtung, die Berge und das Glacis. Schade nur, daß es dieſem Theile faſt gänzlich an Schatten fehlt! Der untere hingegen hat einige gute Alleen.

Hier verſammelt ſich denn an ſchönen Sommerabenden die ganze elegante Welt von Würzburg. Eben dies findet auch Vormittags, an

Sonn- und Feiertagen, nach geendigtem Hochamte Statt. Ueberhaupt nimmt der Hofgarte, wie die ſchönen Würzburgerinnen ſagen, * in der Scenerie des hieſigen Liebeslebens, eine der erſten Stellen ein. Auch hat er wirklich recht einſame, trauliche Plätzchen, wo man die Nachtigallen ungeſtört flöten hören kann.

Eine der angenehmſten Parthien deſſelben iſt die untere, mit Bäumen bepflanzte Terraſſe, die ſich links von der Reſidenz hinzieht. Sie iſt gerade gegen Süden geöffnet, und vor allen kalten Winden geſchützt. Hier kann man ſich an ſonnigen Wintertagen ſehr bequem ergehn. Wir ſelbſt fanden es geſtern, am 6. Oct. um 4 Uhr beynahe noch zu heiß daſelbſt. Im Sommer iſt daher die obere, nach Norden und Oſten geöffnete Terraſſe vorzuziehn.

Nächſt dem Hofgarten bietet auch die Allee neben demſelben, ſo wie der Hofplatz ſelbſt, einen angenehmen Spaziergang gar. Jene wird vorzugsweiſe an heißen Sommertagen, dieſer in den drei übrigen Jahreszeiten beſucht. Beyde ſind,

---

* Mit Weglaſſung des N.

beſonders an ſchönen Abenden, wenn der Hofgarten geſchloſſen iſt, der Sammelplatz der jüngeren Welt. Länger als bis halb eilf Uhr zu bleiben, iſt indeſſen gegen den Ton.

Sechszehnter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Geſellſchaftliche Verhältniſſe — Harmonie — Spiel- und Speiſegeſellſchaften — Benachbarte Vergnügungsörter — Die Aumühle — Entferntere — Gerbrunn — Literariſche Verhältniſſe — Univerſitätsbibliothek — Koſtbare Handbibliothek des Freyherrn von **Asbeck** — Vermiſchte Bemerkungen.

Würzburg, Octob.

Würzburg ward uns in Frankfurt als höchſt ungeſellig geſchildert, indeſſen finden wir dieſes bey weitem nicht ſo. Das Familienleben mag verherrſchen, aber es giebt der öffentlichen, geſelligen Hülfsquellen noch immer genug. Unter dieſen ſteht nun die ſogenannte Harmonie, mit allem Rechte, oben an. Hier iſt für Lektüre und Spiel, für Muſik und Tanz, für Converſation und Abendeſſen gleich trefflich geſorgt.

Schade nur, daß das Lokal etwas beengt, und der Seiteneingang nicht der zierlichſte iſt! Die Geſellſchaft giebt daher ihre Bälle und Concerte anderwärts. Fremde ſind jederzeit willkommen, die Herren Vorſteher zeichnen ſich durch große Artigkeit aus. Es iſt indeſſen die gute Einrichtung getroffen, daß jeder Einführende für ſeinen Mann verantwortlich ſeyn muß. Die Geſellſchaft ſoll an vierhundert Mitglieder zählen, wovon jedes ſechszehn Gulden jährlich zahlt.

Neben der Harmonie giebt es noch eine Menge geſchloſſener Spiel- und Speiſegeſellſchaften, die meiſtens aus Mitgliedern einer Kategorie beſtehn. So von den Präſidenten und Räthen, bis auf die untern Canzleyverwandten hinab. Meiſtens ſind dieſe Geſellſchaften bey anſtändigen Bürgersleuten etablirt, von denen das Oeconomiſche beſorgt wird.

Andere Spielgeſellſchaften verſammeln ſich bey einem der Mitglieder, oder wechſeln auch wohl bey andern um. Dieſe Clubs ſind es übrigens, in denen ſich die öffentliche Meinung von Würzburg macht. Eine Eigenthümlichkeit dieſer Stadt ſind noch die honetten Kneipen aller Art. Hier bringen nicht ſelten recht angeſehene Männer, in halbem Incognito, einen Theil ihrer Abende zu. Die armen Frauen freilich befinden ſich nicht zum beſten dabey.

An öffentlichen Vergnügungsörtern außerhalb der Stadt iſt ebenfalls Ueberfluß. Jeder derſelben hat ſeinen eigenen Tag. So die benachbarten Trinkgärten, Moſcau und Smolensk; ſo die Himmelspforte, und vor allen die berühmte Aumühle, kaum eine halbe Stunde von der Stadt. Nach dem „Hofgarte“ iſt dieſe „Aumüll“, wie es die ſchönen Würzburgerinnen ausſprechen, in den hieſigen Herzensromanen ein ſehr „marquanter“ Ort.

Hier finden nämlich den ganzen Sommer über jeden Dienſtag ſehr glänzende Bälle Statt. Hier werden aber auch, „im heiligen Dunkel des einſamen Grasgartens“ oder in „dem lieblichen Wieſengrunde der Umgegenden“ Geſtändniſſe der zärtlichſten Art gemacht. Man verſicherte mich, vielleicht im Scherze, und doch auch wieder halb im Ernſte, daß die „Rumüll" in jenen Sommernächten wahrhaft bezaubernd ſey. — In der That ſollen nicht wenig der hieſigen Heirathen von dieſen Bällen ausgehn.

Entferntere Spaziergänge und Vergnügungsörter giebt es gleichfalls in großer Zahl. So Ober- und Mittelzell, Veitshöchheim, Randersacker, Heidingsfeld, Dürrbach, Versbach, Rottendorf u. ſ. w., wo überall Wein und Bier, beides meiſtens ſehr gut zu haben iſt. Beſondere Auszeichnung verdient das Höckerdörfchen Gerbrunn; man findet ganze Kirſchenwäldchen daſelbſt. Auch werden dort ſehr viel Lerchen gefangen, und weit und breit verſandt. Noch muß ich Lengfeld bemerken, wo man die ſchönſte Anſicht von Würzburg haben ſoll. Ueberhaupt nimmt ſich dieſes von der Oſtſeite am vortheilhafteſten aus.

Dies von den materiellen Genüßen, aber auch für die geiſtigen und namentlich für die literariſchen iſt in Würzburg recht gut geſorgt. So findet man z. B. auf der Harmonie faſt alles was von Tagsblättern und Zeitſchriften hierher gehört.

Ungern vermißten wir indeſſen ein engliſches, critiſches Journal. Man ſagte uns aber, daß die Anzahl der engliſch leſenden Mitglieder äußerſt gering ſey. Dafür wird deſto mehr auf deutſche, wiſſenſchaftliche Monatsſchriften u. ſ. w. verwandt. Von 1803 an findet man die vorzüglichſten derſelben in der Bibliothek der Harmonie.

Was die oft belobte Univerſitätsbibliothek anlangt, ſo iſt ſie eigentlich nur für die Profeſſoren und Studirenden, oder nach hieſigem Ausdrucke, für die Academiker beſtimmt. Indeſſen hörten wir, daß keinem anſtändigen Fremden, bey nur einiger Empfehlung, der Zutritt verſagt zu werden pflegt. Es iſt eine ſtattliche, recht gut geordnete Sammlung, die wohl an einige zwanzigtauſend Bände zählen mag, und noch täglich vermehrt wird.

Ehedem ſoll in Anſehung des Nachſchaffens, viel Ungleichheit geherrſcht haben; daher die Lücken, die überall zu bemerken ſind, doch wird man mit Vergnügen auch ziemlich viel Neues, ja ſelbſt Koſtbares gewahr. Das Ausleihen von Büchern an Fremde ſcheint Schwierigkeiten zu haben; es ſoll wirklich durch die Inſtructionen verboten ſeyn.

Sonſt werden die Bibliothekare als gefällig und liberal gerühmt. Ich verſpare mir das Vergnügen, ihre Bekanntſchaft zu machen, aufs Frühjahr, indem die Bibliothek, wegen der Ferien, geſchloſſen iſt.

Eine der ſchönſten Handbibliotheken iſt unſtreitig die des ſchon oben genannten Freyherrn von Asbeck. Sie enthält unter andern an Prachtwerken faſt Alles, was ausgezeichnet genannt werden kann. So Melling Conſtantinopel, Laborde Spanien, das große Werk über Aegypten, Humboldt Cordilleren u. ſ. w. Solvyns Hindus, Daniel Oſtindien, Redoutes botaniſche Werke, die Gallerien und Muſeen und viele andere mehr. Man ſchlägt den Werth dieſer Prachtwerke allein auf wenigſtens 25,000 Gulden an. Aber auch die übrigen Bücher zeichnen ſich dadurch aus, daß es meiſtens Exemplare auf feinem Papiere ſind.

Dieſe ſchöne Sammlung iſt nun von dem edeln Beſitzer zunächſt zum Gebrauche der Profeſſoren und Studirenden beſtimmt. Sie wird daher alle Sonn- und Feiertage Vormittags von 9 — 12 Uhr geöffnet, und auch wirklich ſehr zahlreich beſucht. Die Studirenden erhalten jedes Buch, ſelbſt Prachtwerke nicht ausgenommen, zur beliebigen Einſicht. Der gütige Beſitzer läßt ſogar alle Novitäten auslegen, und verſagt ſich oft ſelbſt die Lectüre davon.

Ueberdem werden auch Bücher ausgeliehn, oft über zweihundert wöchentlich. In dem letzten Bibliotheksjahre, von neun Monaten, waren an ſechstauſend Bände im Umlauf. Der edle Beſitzer macht natürlich bedeutende Aufopferungen; aber ſeine Liberalität wird auch ſehr dankbar anerkannt. Er findet in der Liebe der Studirenden und Profeſſoren, beſonders aber in ſeinem Bewußtſeyn, eine Belohnung, wie ſie allein ein ſolches Gemüth erfreuen kann.

— „Nur immer mehr Keime des Guten, Wahren und Schönen ausgeſtreut! — pflegt er zu ſagen — das iſt der einzige Zweck, der dabey beabſichtigt wird!“ — Es wird wenig vornehme Männer von einer größern, innern Güte und Trefflichkeit geben, als Herr von Asbeck. Schon ſein edles Aeußeres kündigt dieſen Charakter an. Auch wird er Allerhöchſten Ortes nach Verdienſt geſchätzt. Die Bibliothekgeſchäfte beſorgt der bekannte Herr Doctor Berks, ein ausgezeichneter junger Mann, und vortrefflicher hiſtoriſcher Docent.

Noch wären einige gute, juriſtiſche und mediciniſche Privatbibliotheken zu nennen; leider aber habe ich mir die Beſitzer nur halb notirt. Von den zwei Leihbibliotheken läßt ſich wenig ſagen, ſie ſind bloß für das gewöhnliche Leſepublicum beſtimmt. Bemerkenswerth iſt dagegen eine Leſegeſellſchaft, die alle vorzüglichen neuen Werke auf gemeinſchaftliche Koſten anſchafft, und unter ſich circuliren läßt. Sie iſt, wenn ich mich recht erinnere, von einem Profeſſor gebildet worden, den ich aber ebenfalls nicht zu nennen vermag.

Sorgfältiger habe ich mir dagegen einige Bibliotheken angezeichnet, die außerhalb Würzburg, in ehemaligen Immediatbeſitzungen befindlich ſind. Unter dieſen ſteht die Gräflich von Schönbornſche, zu Wieſentheid, oben an. Sie ſoll ebenfalls reich an Prachtwerken ſeyn. Zugleich wird Wieſentheid, wo der Herr Graf jetzt reſidirt, als ein angenehmer Ort gerühmt.

Zwei andere bemerkenswerthe Privatbibliotheken ſind die zu Caſtell und Rüdenhauſen, zwey Städtchen oder ſtädtiſche Flecken, wenn Sie wollen, wovon beſonders der letzte ſehr ſchön gelegen iſt. Unſer Hamburger Freund fände alſo in einem von dieſem oder in Wieſentheid, einen ſehr paſſenden Sommeraufenthalt. Bey der bekannten Liberalität der ſämmtlichen Herren Grafen würde der Zutritt zu jenen koſtbaren Sammlungen, bey nur einigen Empfehlungen, ohne viel Mühe zu erhalten ſeyn.

Siebzehnter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Die Mitglieder des Hoforcheſters — Einleitende Bemerkungen — Unpolitiſche Behandlung der zurückbleibenden Oeſterreichiſch-Toſcaniſchen Staatsdiener — Abermalige Nichtswürdigkeit des — v. Lerchenfeld.

Würzburg, Sept.

Einer der ausgezeichneteſten hieſigen Geſchäftsmänner hat mir einen zweiten Fall erzählt, der dieſen — v. Lerchenfeld abermals in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit zeigt. Es iſt die empörende Behandlung der Mitglieder des ehemaligen Hoforcheſters, oder wie man in Würzburg zu ſagen pflegt, der Großherzoglichen Hofmuſik.

Oeſterreich und Baiern hatten bey ihren gegenſeitigen Abtretungen, in Anſehung der zurückbleibenden Stadsdiener, keine beſondern Artikel ſtipulirt. Sie verließen ſich dabey theils auf die alten rechtlichen Obſervanzen, theils auf die förmlichen Beſtimmungen des Reichsdeputationsrezeſſes; endlich auf die 1805 u. ſ. w. gegenſeitig beobachtete Milde und Billigkeit.

Auch in Würzburg fürchtete daher kein einziger Angeſtellter auch nur das Mindeſte von dieſer Veränderung. Am wenigſten das Hoforcheſter, das, ſo zu ſagen, der Augapfel des Großherzogs geweſen war, und daher doppelte Berückſichtigung zu verdienen ſchien. Man glaubte ſich hierüber um ſo mehr beruhigen zu können, wenn man ſich die Abſchiedsworte jenes humanen und gerechten Fürſten zurückrufte, in denen ihn jeder wiedererkennen wird.

„Weint nicht, lieben Leute“ — ſagte er — „das Herz wird mir ſonſt ſelbſt ſchwer! — Es iſt für euch geſorgt, verlaßt euch darauf! — Es kann und darf euch nichts genommen werden, dies hat mir der Kaiſer, mein Bruder, ſelbſt geſagt. — Aber die Baiern würden dies auch ohnehin nicht thun. Wir laſſen ihren Leuten ja auch, was ſie haben, und thun keinem Einzigen weh. Ich habe es hier durchaus ſo gemacht; dies wird und muß euch zu Gute kommen; alſo beruhigt euch," u. dgl. m.

Sämmtliche Staats- und Hofdiener alſo lebten der ſichern Hoffnung, ſich bey ihren wohlerworbenen Stellen, Beſoldungen u. ſ. w. erhalten zu ſehn. Welch ein Donnerſchlag war es demnach, als die Beſitzergreifungscommiſſarien, gleich in der erſten Huldigungsaudienz,* mit der Erklärung auftraten, daß keines der großherzoglichen Decrete, Reſcripte u. ſ. w., Aemter, Beſoldungen, Zulagen u. ſ. w. betreffend, vom 13. Oct. 1813 an für gültig gehalten werden könne, bis hierüber eine neue, allerhöchſte Entſchließung gefaßt worden ſey.

Noch weiß man in Würzburg nicht genau von wem eine ſo höchſt auffallende Maasregel eigentlich angeordnet worden iſt. Viele ſchreiben ſie dem Miniſterium, noch mehrere aber dem -- von Lerchenfeld zu; alle ſtimmen jedoch darin überein, daß auch hierbey des Königs Name gemißbraucht worden ſey. Und wie wäre es auch anders möglich?

---

* Ende Junius 1814.

Souverain gegen Souverain! — Fürſtenbrief und Fürſtenwort! — Fürſtenſiegel und Fürſtenunterſchrift! — Sie ſind unverletzlich, wie die Regenten ſelbſt. — Eine ſolche Maasregel konnte von keinem Könige, und am allerwenigſten von einem Könige von Baiern ausgehn. Der liberale, perſönliche Charakter Sr. Maj. bürgt überdem noch doppelt dafür.

Wie dem aber auch geweſen ſeyn möge; genug, jene mündliche Erklärung erhielt ohne weiteres, und ohne in dem Regierungsblatte bekannt gemacht zu werden, volle Geſetzkraft. Eben ſo ſchnell nahmen auch die darauf Bezug habenden Arbeiten, (Claſſificationen, „Recherchen“ u. ſ. w.) ihren Anfang.

Die Folge davon war, daß ein großer Theil jener Decrete, Reſcripte u. ſ. w. für nichtig erklärt, oder doch bedeutend modificirt ward. Die Betheiligten fühlten dies äußerſt ſchmerzhaft; überdem hatten die Meiſten ſehr hohe Canzleygebühren zu bezahlen gehabt. Aber auch ſelbſt dieſe erhielten ſie nicht zurück. Schon dadurch ward der — v. Lerchenfeld äußerſt verhaßt.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß der Großherzog von einer, für ihn ſo beleidigenden Maasregel ſogleich Nachricht erhielt. Leider aber befand er ſich in der Unmöglichkeit, mit allen dem Nachdruck aufzutreten, den eine Unterhandlung dieſer Art zu erfordern ſchien. Späterhin ſollen indeſſen zwiſchen ihm und dem Kaiſer Franz Eröffnungen Statt gehabt haben, die alta mente behalten wurden, und, wie es ſcheint, auch — — — nicht ohne Einfluß geweſen ſind. — Auch hiervon trug alſo dieſer — v. Lerchenfeld allein die Schuld.

Durch Oeſterreichs Unglück, im eigentlichen Sinne, aus dem Staube erhoben, gefiel er ſich in den „revolutionairen Ausdrücken“ gegen daſſelbe, wie er ſie zu einer gewiſſen Zeit in der Bedientenſtube des Gr. von Montgelas „ſeiner Wiege und ſeiner Schule“ zu hören gewohnt geweſen war.

Dabey betrachtete er Würzburg in allem Ernſte wie eine eroberte öſterreichiſche Provinz. — „Es iſt die Baſis“ — ſagte er — „auf der wir bis Dresden und Berlin vorſchreiten werden, denn alles dieſes iſt altes Bojerland!“ * —

Auch in dieſer Hinſicht war ſeine Lächerlichkeit nur mit ſeiner Beſchränktheit vergleichbar. — Doch ich ſprach oben von ſeiner empörenden Behandlung der ehemaligen, großherzoglichen Hofmuſik. — Dies aber erfordert eine aktenmäßige Darſtellung, die ich mir für meinen nächſten vorbehalten muß.

---

* Nach ſeiner edeln, wohlklingenden Ausſprache: Bokerland.

Achtzehnter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Fortſetzung — Thatbeſtand — Vorſtellungen — Entſcheidungen — Umſtändliche Auseinanderſetzung — Recapitulation — Schauderhafte Bemerkung.

Würzburg, Sept.

Ich nehme den Faden meiner Erzählung auf — Aber gebieten Sie Ihrer Entrüſtung, Verehrter; Sie werden es nöthig haben, glauben Sie mir.

I.

Geſetzmäßig finden in Baiern Quieſcirungen, Penſionirungen u. ſ. w. nur durch beſondere Königliche Reſcripte Statt. Gleichwohl unternahm es dieſer — v. Lerchenfeld, das ganze ehemalige Hoforcheſter bloß durch einen einfachen Commiſſionserlaß vom 3. April 1815 zu quieſciren, und ſich in dieſer Hinſicht auf eine Art zu geriren, die an ſich ſelbſt ſchon höchſt ſtrafbar war.

Vermöge dieſes geſetzwidrigen Erlaſſes wurden nun ſämmtliche Mitglieder des Hoforcheſters auf eine noch geſetzwidrigere Weiſe in Anſehung ihrer Beſoldung für Quieſcenten, in Anſehung ihrer Leiſtungen aber für fortdauernd-aktive Hofdiener erklärt. Als jene verlohren ſie alſo, nach ihrem größeren oder geringeren Dienſtalter, 10 — 20 — 30 Procent; als dieſe mußten ſie dennoch, nach wie vor, ihre bisherigen Dienſte verſehn. So wurden Quieſcens und Aktivität auf eine Art vereinigt, die eben ſo widerſinnig als ungerecht, und eben ſo geſetzwidrig als empörend war.

II.

Hierauf gaben die Betheiligten unter dem 8. Mai 1815 eine Gegenvorſtellung ein. In dieſer ſagten ſie:

1. Daß ihr bisheriger ganzer Gehalt ohnehin nur auf ihr nothdürftigſtes Auskommen berechnet geweſen ſey; daß aber der abgegangene Landesherr darauf Rückſicht genommen, und ihnen

durch freie ärztliche Pflege und Medicamente, ſo wie durch Copialverdienſt, Gratificationen u. ſ. w. eine immer noch erträgliche Exiſtenz verſchafft habe.

2. Daß ſie ſämmtlich kein Privatvermögen beſitzen, und faſt alle mit zahlreichen Familien belaſtet ſind; daß ſich ihre Erwerbszweige, an Stundengeben und von dem Theater aus, unter den notoriſchen Umſtänden auf ſehr wenig reduziren;

3. daß ſie alſo gezwungen ſind, aus wahrer Noth um die Fortbezahlung ihres ganzen Gehaltes um ſo mehr anzutragen, als ſie die vorigen Dienſte leiſten müſſen, und ihnen die obigen Hofemolumente entgehn, indem Penſionirung und Aktivität unverträglich und widerſprechend iſt.

4. Daß ſie demnach geziemend bitten, dieſes ihr — Geſuch S. Maj. dem Könige vorzulegen.

III.

Auf dieſe Bittſchrift erfolgte, wie ſich voraus ſehen ließ, von Seiten des — v. Lerchenfeld keine Antwort. Die Betheiligten entſchloſſen ſich alſo unter dem 17. Aug. 1815 zu einer zweiten Eingabe, worin ſie vorſtellten, wie folgt:

1. Daß die ebenfalls penſionirten Schloßcaſtellane dennoch, rückſichtlich der reellen Dienſte, die ſie leiſten, ihren *ganzen* bisherigen Gehalt erhielten;

2. daß dieſes in Anſehung des ehemaligen Hofpfarrers, der doch ein ſehr bedeutendes Vermögen beſitze, ſo wie in Anſehung der beiden Hofcapläne, die ſich ebenfalls in ſehr guten Umſtänden befänden, gleichfalls, und mit Rückſicht auf ihre reellen Dienſte, derſelbe Fall ſey;

Univ. Bibl. München

3. daß, da ſich die Hofmuſik mit allen dieſen in *gleichen Dienſtverhältniſſen* befinde, und dieſelben Rechte ſchon darum habe, weil ſie mit ihnen auf gleicher Linie ſtehe; der — Antrag, auch für Ihre zu leiſtenden reellen Dienſte ihren *ganzen* Gehalt zu beziehen, vollkommen rechtlich begründet ſey;

4. daß ſie alſo auf ihrer — Bitte beſtehen.

IV.

Auf dieſe Eingabe erwiederte der — v. Lerchenfeld in einem ganz kurzen Erlaſſe vom 6. October 1815.

1. Daß es bey der beſtehenden Lage ſein Bewenden haben müſſe, und

2. daß er ſich außer Stand ſähe, der allerhöchſten Stelle das fragliche Geſuch vorzulegen.

V.

Die Betheiligten wendeten ſich nun, nach zweijährigen Leiden, an die allerhöchſte Stelle ſelbſt, und gaben bey dem Miniſterium des Innern unter den 22. Sept. 1817 eine an den König gerichtete Bittſchrift ein, die in der Subſtanz enthielt, was unter II und III bemerkt worden iſt. Zum Schluſſe berührten ſie die obige Verweigerung des — v. Lerchenfeld (Nr. IV. 2.), und fuhren dann fort:

> „Nach einem Zeitraume von zwey Jahren,
> „wo nun das geſammte Perſonale alle ſeine
> „wenigen Hülfsquellen erſchöpft, und ſelbſt
> „zum größten Theile drückende Schulden ge-
> „macht hat, um in dieſen ſchrecklichen Zeiten
> „meiſtens mit ſo zahlreichen Familien leben zu
> „können, bleibt denſelben nichts übrig, als
> „Ew. Maj. in der Art allerunterthänigſt-ge-
> „horſamſt anzuflehn:
>
> „„daß Allerhöchſtdieſelben, nach Dero be-
> „„kannter Milde und Gerechtigkeit, dem
> „„ununterbrochen functionirenden Perſona-
> „„le der Hofmuſik die Gehaltsrückſtän-

„„de vom 1. April 1815 allergnädigſt auszahlen, und damit, nach den fälligen Monatsrenten, künftig fortfahren zu laſſen, geruhen wollen.““

VI.

Auf dieſe Bittſchrift erfolgte keine Entſchließung. Die Betheiligten gaben daher unter dem 5. Febr. 1818 eine zweite, gleichen Inhaltes und gleicher Faſſung, bey demſelben Miniſterium ein. Bald darauf mußten ſie aber erfahren, daß dieſe, wie jene, dem — v. Lerchenfeld ſelbſt zur Entſcheidung zugefertigt worden ſey. Wirklich erhielten ſie auch unter dem 20. März 1818 durch die Königl. Polizeidirektion die Weiſung — „daß es, vermöge allerhöchſter Entſchließung, bey der abweiſenden Entſchließung der vormaligen Königlichen Hofcommiſſion vom 6. Oct. 1815 ſein Bewenden habe.“

VII.

Niedergebeugt, doch noch nicht völlig entmuthigt, ließen die unglücklichen Leute unter dem 3. Nov. 1818 eine dritte Vorſtellung an den König, und zwar mit dem Zuſatze — „zu Allerhöchſt eigenen Händen“ abgehen. Sie ſtellten darin vor, wie folgt:

1. daß ihre vollen Gehalte ſchon an und für ſich ſehr gering und im Durchſchnitte nur von dreihundert Gulden ſeyen, daß demnach Abzüge von ſechzig bis neunzig Gulden auf ein ſo niedriges Ganzes ihren Nahrungsſtand nicht wenig verkümmere;

2. daß ihr Nebenverdienſt bey der notoriſchen Zerrüttung des Theaters, bey dem Mangel an Muſikliebhabern, und bey der geringen Bezahlung für dergleichen Unterrichtsſtunden in hohem Grade unbedeutend ſey;

3. daß ihnen alle vorigen Hofemolumente, worunter beſonders die Muſikcopialien ſehr einträglich geweſen, abgehen, oder bey der Liquidation zu einem Werthe angeſchlagen worden ſeyen, der kaum das Zehntel des eigentlichen beträgt.

4. Daß Penſionirung und Aktivität widerſprechende Begriffe, und in Praxi geſetzmäßig ganz unverträglich ſeyen;

5. daß der Vorwand, als brauche das Hoforcheſter keine Kammermuſik mehr zu verſehen, ihre Rechte auf den vollen Gehalt nicht ſchmälern könne, indem ſie eben für jene Kammermuſik die

obigen anſehnlichen Hofemolumente erhalten hätten, deren ſie nun entbehren müßten.

6. Daß ſie ſich in vollkommen gleichen Dienſtverhältniſſen mit dem Hofpfarrer und den beiden Hofcaplänen befänden, denen, ſo wie den Schloßcaſtellanen, ihr voller Gehalt belaſſen worden ſey.

7. Daß ſie demnach auf völliger und förmlicher Reſtitution geziemend beſtehen müßten.

Auch dieſe Bittſchrift ward allem Vermuthen nach dem — v. Lerchenfeld abermals zugefertigt, denn die Entſchließung fiel abermals gegen die armen Leute aus. Dafür erhielten ſie nichts als eine augenblickliche Remuneration, die an ſich ziemlich mäßig, auf ſo viele vertheilt, kaum nennenswerth war.[*] Dieſes ward ihnen unter dem 27. Nov. 1818 (No. Exp. 4702.) von der Finanzkammer der hieſigen Regierung bekannt gemacht. — Somit war alſo dieſe Sache als beendigt anzuſehn!

Recapituliren wir nun die ganze Verfahrungsart; was finden wir?

---

[*] Es kamen neunzehn bis zwanzig Gulden auf den Kopf.

1. Der — v. Lerchenfeld penſionirt die armen Leute auf „eigne Fauſt,“ * zwingt ſie aber, die bisherigen Dienſte fort zu thun. Hiervon nimmt er jedoch die Hofgeiſtlichen und Caſtellane aus, wahrſcheinlich, weil es ihm von ſeinem Beichtvater befohlen wird.

2. Der — v. Lerchenfeld weigert ſich, die Beſchwerden der Betheiligten zur Kenntniß der Allerhöchſten Stelle zu bringen.

3. Der — v. Lerchenfeld decretirt in eigener Sache, der Beklagte wird Richter in eigener Perſon.

4. Selbſt die unmittelbare Eingabe zu eigenen Händen des Königes bleibt in der Hauptſache gänzlich wirkungslos, und aus allem ſcheint hervorzugehn, daß der Beklagte abermals ſelbſt entſchieden hat.

Ich geſtehe es, dieſes ganze Verfahren iſt wirklich ſchauderhaft. Aber wie groß iſt wohl die widerrechtliche Erſparniß, um deren willen man ſo viele Familien zu Grunde richtet, und ſie ihr Daſeyn zu verfluchen zwingt?

---

* Sein Lieblingsausdruck.

Sie beträgt noch keine drittehalbtauſend Gulden, alſo noch nicht den zehnten Theil der Summen, die der — v. Lerchenfeld durch willkührliche Ertheilungen von Freilogis, desgleichen Bewilligungen zu voluptuoſen Bauereien * u. ſ. w. dem Aerare blos in der Stadt Würzburg entzieht. — Und das ſollte der König wiſſen? — Nun und nimmermehr nicht.

Indeſſen können Sie denken, welchen Eindruck auch dieſe Behandlung, zurückgebliebener öſterreichiſch-[illegible]niſcher Hofdiener, auf den Kaiſer Franz und den Großherzog Ferdinand gemacht hat, und wie nachtheilig die Folgen davon in vielen Hinſichten für Baiern geweſen ſind. Hiervon trägt alſo dieſer Lerchenfeld allein die Schuld.

---

* Kanzleyausdruck für überflüſſige, nur dem Miethsmann nützliche u. ſ. w.

Neunzehnter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Vorzügliche Bildungsanſtalten — Die Univerſität — Allgemeine Bemerkungen — Profeſſoren — Vorträge — Angebliche Abſichten — Verhältniß zur Regierung — Die polytechniſche Geſellſchaft — Das Penſionat der Urſulinerinnen — Höhere Bürgerſchule.

Würzburg, Sept.

Hier, v. F., einige Bemerkungen über die vornehmſten Bildungsanſtalten von Würzburg und zwar, mit allem Rechte, zuerſt von der Julius-Univerſität. — Erhabene Julia! — hieß es einſt in der Antrittsrede eines Herrn Profeſſor Doutrepont — Erhabene Julia, deren Wände von hoher Weisheit triefen, mit Recht wirſt du die Erſte unter deinen Schweſtern genannt!

Das Rhetoriſche in dieſer etwas unreinlichen Vergleichung abgerechnet, iſt nicht zu läugnen, daß Würzburg, wo nicht in allen, doch gewiß in den meiſten Fächern, höchſt achtungswerthe Männer aufzuweiſen hat. Wie aber im Reiche der Wiſſenſchaften überhaupt an kein Primat zu denken iſt, ſo möchte dies auch in Anſehung der Univerſitäten zu behaupten ſeyn. Würzburg iſt daher eben ſo wenig die erſte catholiſche Univerſität, als Göttingen die erſte proteſtantiſche genannt werden kann.

Ich hatte den Plan, bey ſämmtlichen H. H. Profeſſoren herum zu hoſpitiren, allein die Ferien fangen hier ungleich früher an, als anderwärts. Die Urſache iſt, weil in den Hundstagen fortgeleſen werden muß, wie drückend auch immer die Hitze in dieſen Steinmaſſen ſeyn mag. Ueberdem wird zu Oſtern nur eine Woche und zu Pfingſten nur eine halbe ausgeſetzt.

Eben ſo wird an allen halben Feiertagen unverändert, ſelbſt Vormittags, geleſen, ſobald nicht etwa eine andere, außerordentliche Feierlichkeit damit zuſammenfällt. Sie ſehen alſo, daß den hieſigen H. H. Profeſſoren gar wohl etwas frühere Herbſtferien zu gönnen ſind. Zugleich ward mir geſagt, daß dieſe mit den häuslichen Einrichtungen der Studirenden in Verbindung ſtehn.

Das Miethsjahr eines hieſigem Academikers darf nämlich durchaus nicht mehr als neun Monat haben, wenn er nach ſeiner Art auskommen ſoll. Dies iſt das Beneſiz das er, an „Väterchens“ Ganzem, von zwölf Monaten macht, und was dann zum Beſtreiten der kleinen Nebenausgaben dient. Auch gehört hierher, was bey dem Speiſewirthe, der Wäſcherin u. ſ. w. erſpart wird. Dies, ihrem Wunſche gemäß, für Freund P., damit er es in Ferdinands Rechnung paſſiren läßt.

Was nun die hieſigen H H. Profeſſoren als Docenten anlangt, ſo ſoll freilich die eigentliche Gabe des Vortrages nur äußerſt wenigen verliehen ſeyn. Aber leider iſt ja das auf ſämmtlichen deutſchen Univerſitäten der Fall, der in der Regel faſt nie in Betrachtung kommt. Indeſſen hat doch ſchon Erneſti geſagt, daß Kenntniße und Lehrgabe zwey gleich unentbehrliche Erforderniſſe eines academiſchen Docenten ſind.

Sie wiſſen am beſten, wie traurig es in dieſer Hinſicht bey uns in — beſtellt iſt, und leider ſoll es hier nicht viel beſſer ſeyn. Der eine Profeſſor trägt in der gemeinſten Würzburger Volksſprache, der andere in der niedrigſten Münchner, der dritte in der plumpeſten Ulmer vor.

Der Eine hat einen kurzen Hals, ſo daß er unaufhörlich nach Luft ſchnappt; der Zweite ſtößt mit der Zunge an, ſo daß er beynahe ſtammelt; der Dritte hat keine Zähne, ſo daß er mehr ziſcht als ſpricht u. dgl. mehr. Eben ſo tadelnswerth ſind die Vorträge ſelbſt in formeller Hinſicht. Doch alles dieſes kann keinem dieſer Ehrenmänner zum Vorwurf gereichen, warum hat die Regierung nicht darauf geſehn?

Gegründeter aber ſcheint ein anderer Tadel, der den H. H. Profeſſoren als Corporation gemacht wird. Man giebt ihnen nämlich einen ausſchließenden academiſchen Ariſtocratismus und gelehrten Kaſtengeiſt Schuld. Sie ſollen die Univerſität als eine Familienſtiftung und die Profeſſuren als Präbenden für ihre Deſcendenz anſehn. Sie ſollen keine jüngeren Docenten zulaſſen wollen, als ſolche, deren Familienverbindung ihnen angenehm iſt. Sie ſollen, mit einem Worte, die Univerſität zu einer Verſorgungsanſtalt für ihre Söhne und Töchter zu machen bemüht ſeyn.

So hart indeſſen dieſe Beſchuldigungen klingen mögen, ich kann nicht finden, daß die H. H. Profeſſoren etwas Anderes thun, als was überall geſchieht. Sind die höchſten und hohen Reichswürden in Baiern erblich, warum ſollen es nicht die Profeſſuren ebenfalls ſeyn? Wer einmal Familie hat, dem iſt nicht zu verdenken, wenn er ſeine Söhne ins Brod und ſeine Töchter unter die Haube bringen will.

Da nun die meiſten hiſiegen H. H Profeſſoren, die geiſtlichen ſelbſt nicht ausgenommen, mit zahlreicher Nachkommenſchaft geſegnet ſind, ſo haben ſie nach meiner Meinung vollkommen Recht, die Gründung jenes Familieninſtituts durch alle Mittel zu betreiben, die ihnen nur zu Gebote ſtehn. Wirklich höre ich auch, daß ihnen dies bereits ſo gut wie gelungen ſeyn ſoll.

Sie haben es nämlich, wie man behauptet, beſtimmt dahin zu bringen gewußt, daß jede Anſtellung eines Privatdocenten, Profeſſors u. ſ. w. nur auf die empfehlende Begutachtung der Facultäten und des Senats Statt finden kann; die Curatel dagegen auf die bloße Mittheilung dieſer Berichte beſchränkt und in dieſer Hinſicht ſo gut als gänzlich neutraliſirt iſt. So ſind ſie im

Grunde die eigentlichen Collatoren und richten ſich alſo ihre Univerſität nach Belieben ein.

Aber das Miniſterium? — Ja, das Miniſterium — Da eben liegt das Geheimniß! Wiſſen Sie alſo, Verehrter, daß der vortragende Miniſterialrath in hieſigen Univerſitätsſachen ein gebohrner Würzburger und ganz in den Händen ſeiner Landsleute iſt. Dieſe Landsmannſchaft wäre vielleicht an andern Orten ein Hinderniß.

Aber was wollen Sie? — Die Franken haben ſich in München durch ihre Talente überall die Vorhand zu verſchaffen gewußt. So im Miniſterium des Innern, wie in dem der Finanzen, der Juſtiz u. ſ. f. Sie haben Recht und die H. H. Profeſſoren in Würzburg dazu. Ihr Plan iſt, alle einflußreichen Stellen mit Franken zu beſetzen und es läßt ſich annehmen, daß er gelingen wird. Mögen die Altbaiern und Pfälzer dann das Nachſehen haben; warum haben ſie nicht beſſer aufgepaßt!

Eine andere bemerkenswerthe Anſtalt in Würzburg iſt das polytechniſche Inſtitut.* Dieſer vaterländiſche Kunſt- und Induſtrie-Verein ward 1807 von dem bekannten Herrn Doctor Oberthür geſtiftet, und hat unſtreitig ſchon viel Gutes bewirkt. So veranlaßt die Geſellſchaft jährliche Kunſtausſtellungen, wodurch ein nützlicher Wetteifer unterhalten wird; ſo iſt eine Sonntagsſchule vorhanden, worin für den Unterricht der Lehrlinge ſämmtlicher Gewerbe vortrefflich geſorgt ſeyn ſoll.

---

* Eigentlich die polytechniſche Geſellſchaft.

Srät. Anm.

Dieſer erſtreckt ſich, in den höhern Claſſen, ſelbſt auf Geometrie und Mechanik. So werden endlich jedes Jahr eine Menge Preiſe und Belobungsdecrete vertheilt. Der würdige Herr von Asbeck widmet auch dieſer nützlichen Anſtalt ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Wir hörten, z. B. daß er die Koſten der goldenen und ſilbernen Preismedaillen getragen hat.

Noch muß ich eines Penſionates für junge Frauenzimmer erwähnen, das von den Urſulinerinnen gehalten wird. Dieſe wurden nämlich 1809 wieder hergeſtellt. Das Publicum ſcheint für dieſes Penſionat, wie überhaupt für die Schulanſtalt des Kloſters ſehr günſtig geſtimmt.

Anders ſoll dagegen das Kreisſchulcommiſſariat darüber urtheilen; doch glaubt man, daß dabey Privatabſichten vorherrſchend ſind. Eine der jüngern Kloſterfrauen ſcheint nämlich Mittel gefunden zu haben, Intriguen anzuknüpfen, bey denen es auf nichts geringeres, als die Aufhebung des Kloſters angeſehen ſeyn ſoll.

So eben höre ich auch, daß nächſten Monat eine höhere Bürgerſchule eröffnet werden und für Bürgersſöhne, nach einem größeren Maaßſtaabe, das abgeben ſoll, was die oben genannte Sonntagsſchule für Lehrlinge iſt. Man verdankt dieſe löbliche Anſtalt dem Eifer des hochachtbaren Stadtmagiſtrates, der dadurch einem langgefühlten Bedürfniſſe abhilft.

Ueberhaupt ſcheint dieſe würdige Behörde, die hochverdienten zwey Herren Bürgermeiſter, H. v. Brock als erſten und Herrn Jenum als zweiten an ihrer Spitze, für das Beſte der Stadt, in allen ſeinen vielfältigen Zweigen, ſehr thätig zu ſeyn. Ob indeſſen die Finanzſtelle wirklich gezwungen worden iſt, das ſo ſchaamlos an ſich geriſſene Stadtvermögen endlich heraus zu geben, iſt mir zur Zeit noch unbekannt.

Zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Würzburg — Lotto und Greuel deſſelben — Innere Einrichtung — die Einſätze — die Gewinne — Verhältniſſe derſelben — Vortheile des Lotto dabey — Folgen dieſes Spieles auf Wohlſtand u. ſ. w. — Reiner Gewinn — Verhältniß zur Regierung — Fromme Wünſche.

Würzburg, Oct.

Endlich habe ich denn auch das Lotto und die Lottogreuel in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt. Mein Gott! Man ſollte kaum glauben, daß ſo Etwas förmlich ſanktionirt ſeyn könnte, und als das erſte Finanzmittel von Baiern betrachtet wird. Gleichwohl iſt dem ſo; der Finanzminiſter hat es ja öffentlich geſagt. Indeſſen theilt die Regierung, als ſolche, die Immoralität dieſes Beamten durchaus nicht.

So iſt es zu erklären, warum öffentlich gegen das Lotto geſchrieben, ja ſelbſt gepredigt werden darf. Gab doch der achtbare Profeſſor Hermann zu München eine Abhandluug darüber bey der Ständeverſammlung ein und ſandte ſeine Arbeit ſogar an den Bundestag! Ein Freund, der ſich eine Abſchrift davon verſchafft hat,* theilt mir Folgendes daraus mit. Ein Kind könnte ſich überzeugen, daß das Lotto ein wahres Gaunerſpiel iſt.

In das ſogenannte Glücksrad werden jedesmal neunzig Züge gelegt; d. h. es kommen die Nummern von 1 — 90 hinein. Dagegen werden jedesmal nur fünf Züge nach einander gethan, d. h. es kommen bey jeder Ziehung nur fünf Nummern heraus. Dieſe fünf Nummern ſämmtlich, oder zum Theil zu errathen, iſt nun der Gegenſtand des Spiels. Das Beſetzen derſelben findet daher auf folgende Art und zwar beſtimmt oder unbeſtimmt Statt.

---

* Das Ganze ward ſpäterhin auch gedruckt und zwar unter den Augen der Regierung ſelbſt. (München b. Hübſchmann.) Nach allem ſcheint es aber, daß die Lottoparthey den Umtrieb zu hemmen gewußt hat. Wenigſtens iſt mir nicht erinnerlich, daß dieſe ſchätzbare Schrift in den Buchhandel gekommen iſt.

Spät. Anmerk.

Was das beſtimmte Setzen anlangt, ſo hat es dieſe Bewandtniß damit. Der Spielende nimmt irgend eine Nummer von 1 — 90 an, die auf den erſten Zug herauskommen ſoll; z. B. die Zehn, und beſetzt ſie mit irgend einer Summe, vom Kreuzer an bis zu hundert Gulden u. ſ. w. hinauf. Eben ſo nimmt er zwei Nummern an, die nach einander in den zwey erſten Zügen herauskommen ſollen und ſo weiter bis zu dem fünften ſelbſt.

Es iſt alſo die beſtimmte Ordnung der Züge und das beſtimmte Aufeinanderfolgen der Nummern, die hier bey der Beſetzung angenommen wird. Z. B. 17 als erſter Auszug — 69 u. 81 als Ambe — 11. 36. 57 als Terne — 3. 19. 42. 78 als Quaterne, endlich 10. 29. 40. 53. 89 als Quinte. Die Nummern müſſen genau ſo nach einander herauskommen, wie ſie nach einander beſetzt ſind.

Umgekehrt iſt es bey der unbeſtimmten Beſetzungsart. Hier wird blos auf das Herauskommen der Nummern allein, ohne beſtimmte Ordnung geſehn. Der Spielende beſetzt alſo z. B. 10, hoch oder niedrig nach Willkühr, und ſie gewinnt, wenn ſie auch erſt beim letzten Zuge herauskommt. Er ſetzt die Ambe 14 und 86, und es iſt gleichviel, ob dies die erſten, die mittelſten oder die letzten herausgekommenen Nummern ſind. Dasſelbe gilt von der Terne u. ſ. w. fort. Kurz die Nummern allein, und nicht die Folge der Züge beſtimmen den Gewinn.

Jetzt fragt ſich nun: nach welchem Maaßſtabe ſind die Gewinne feſtgeſetzt? — Antwort: Nach folgendem, der von der Lottoverwaltung als allein gültig betrachtet wird.

Bey jeder einzeln herauskommenden Nummer, oder bey dem ſogenannten ſimpeln Auszuge, wird die Einlage — 15 mal — bezahlt. Kommt aber die Nummer in einem der drey erſten Züge heraus; ſo erhält man die Einlage — 75 mal zurück.

Bey der Ambe wird der Einſatz — 270 mal — bey der Terne — 5400 mal — bey der Quaterne (und Quinte) — 60,000 mal — bezahlt. — Dieſe Normen ſtimmen freilich nicht mit den wirklichen Verhältniſſen überein, aber das Lotto nimmt keine Rückſicht darauf. — Hier, als Curioſum, ein ſolcher Lottozettel im Original.

Königl. Baier'ſche Zahlenlotterie.
Comt. No. 520. R. No. 3991.

Zur 1125. Ziehung zu M. (ünchen.)
den 11. Januar 1819.

31. 47. 54. 76. 89.

		Einlage fl.	kr.	Gewinn. fl.	kr.
Auszug	beſtimt	.	.		
	unbeſt.	.	.		
Ambo	beſtimt	.	.		
	unbeſt.	.	. 1.		
Terno	. .	.	. 1.		
Quaterno	. .	.	. 2.		

Summa der Einlage fl. — kr. 30.

Gegenwärtige Urkunde der Einlage erhält vollen Werth, in ſo ferne ſie mit meiner, von der General-Adminiſtration geprüft- und anerkannten Originalliſte übereinſtimmt.

Müller.

Was nun die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnens anlangt, ſo ſteht es folgendermaaßen damit:

1. Bey dem beſtimmten Auszuge haben die Spielenden einen Fall für ſich und 89 gegen ſich. Bey dem unbeſtimmten fünf für ſich und 85 gegen ſich. Bey der beſtimmten Ambe einen für ſich und 4004 gegen ſich. Bey der unbeſtimmten einen für ſich und 399 gegen ſich.

2. Bey der beſtimmten Terne verhält ſich die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnes wie 1 zu 117,480 — bey der unbeſtimmten wie 1 zu 11,748 — bey der beſtimmten Quarterne wie 1 zu 2,555,190 — bey der unbeſtimmten wie 1 zu 511,038 — bei der Quinte im Allgemeinen wie 1 zu 43,949,268.

Schon hieraus ergiebt ſich, wie ſehr ſich das Lotto, als Gegenſpieler betrachtet, im Vortheil befindet; noch deutlicher aber wird dies aus folgender Ueberſicht hervorgehn.

In den Nummern 1 — 90 befinden ſich:

90 Auszüge,
4005 Amben,
117,480 Ternen und
2,555,190 Quaternen.

In den fünf Nummern dagegen, die jedesmal gezogen werden, befinden ſich nur

5 Auszüge,
10 Amben,
10 Ternen und
5 Quaternen.

Es giebt daher bey den

Auszügen	auf	5	Treffer	83	Nieten.
Amben	—	10	—	3,995	—
Ternen	—	10	—	117,470	—
Quaternen	—	5	—	2,555,185	—

Hierzu kommt noch, daß, einen Einſatz in den andern gerechnet, das Lotto beſtimmt gewinnt.

Von	jedem	ſimpeln Auszuge	3.
—	—	beſtimmten	15.
—	—	Ambo	130½.
—	—	Terno	6,348.
—	—	Quaterno	451,038.

Wer mag und wird noch zweifeln, daß es durchaus ein wahres Gaunerſpiel iſt.

Wenn alſo jemand allein oder eine Geſellſchaft ſetzt, wie folgt:

90 Auszüge zu 1 Kreuzer	1 fl.	30 Kr.
ſo iſt der Gewinn	1 —	15 —
und der Verluſt		15 Kr.

Oder es würden beſetzt:

4005 Amben zu 1 Kr.	66 fl.	45 Kr.
ſo iſt der Gewinn	45 —	— —
und der Verluſt	21 fl.	45 Kr.

Eben ſo würden beſetzt

117,480 Ternen mit	1,958 fl.
alſo der Gewinn	900 —
und der Verluſt	1,058 fl.

Endlich

2,555,190 Quat. mit	42,586	fl.	30 Kr.
Gewinn	5,000	—	— —
Verluſt.	37,586	fl.	30 Kr.

Alſo:

Geſammteinlage	44,612	fl.	45 Kr.
Totalgewinn	5,946	—	15 —
Totalverluſt	38,666	fl.	30 Kr.

Die Folgen dieſes Gaunerſpieles zeigen ſich nun auch in Würzburg, wie ſie bereits ſeit langer Zeit im übrigen Baiern ſichtbar ſind. Ueberall geſunkener Wohlſtand und um ſich greifende Verarmung. Ueberall zunehmende Immoralität, ſteigender Aberglaube, größere Verworfenheit und vermehrte Verbrecherzahl. Man muß dies geſehn haben, um es glauben zu können; es geht über alle Vorſtellung.

Schauderhaft iſt beſonders die Hartnäckigkeit, womit das Setzen auf beſtimmte Zahlen betrieben wird. Eine Menge wohlhabender Leute kommen von Jahr zu Jahr darüber an den Bettelſtab. Unter den weiblichen Dienſtboten vorzüglich iſt dieſes eine Art Raſerei geworden, die zu tauſend Schändlichkeiten Veranlaſſung giebt. Ja die Spielwuth geht ſogar bis auf die Kinder hinunter, ohne daß es die Polizei verhindern kann.

Dabey nehmen die Lottobureaus alle Münzſorten, auch die ſchlechteſten an, bezahlen aber auch wieder darin. Das Land wird demnach immer mehr mit Scheidemünzen überſchwemmt, die um funfzig Procent und darüber zu ſchlecht ſind. Nun aber dürfen die Königl. Caſſen blos gute baieriſche annehmen; folglich verliehren die armen Contribuenten bey der Einwechſelung außerordentlich.

Ehedem warf das Lotto kaum 300,000 Gulden jährlich ab; jezt bringt es einen reinen Gewinn von einer vollen Million. Dies iſt der amtliche Anſaz des Finanzminiſteriums; man kann alſo beſtimmt annehmen, daß er noch um vieles zu niedrig iſt. Um aber auch nur jene Summe rein zu haben, wird wenigſtens noch eine Million auf die Koſten zu rechnen ſeyn.

Alſo zwey Millionen blos durch das Lotto herbeigeſchaft! Welch ein Finanzminiſter, der ſo etwas vertheidigen kann! Die ganze Million wäre allein an überflüſſigen Bauten zu erſparen, anderer Hülfsquellen nicht zu gedenken, an denen kein Mangel iſt. Man muß demnach hoffen, daß die nächſte Ständeverſammlung auf der Abſchaffung dieſes ſcheußlichen Finanzmittels beſtehen wird.

Ueber die „eigentlichen“ Verhältniſſe des Lottos zu der Regierung ſind die Meinungen einigermaaßen getheilt. Viele behaupten, daß es „eigentlich“ verpachtet ſey, und zwar an eine Geſellſchaft, die ſich unentbehrlich zu machen gewußt hat. Ja man will ſogar wiſſen, daß der Regierung „eigentlich“ kaum ein Viertheil des reinen Gewinnes zu Gute kommt. Dagegen aber würde der jedesmalige Finanzminiſter als ſtiller Mitpächter betrachtet und theile „eigentlich“ den Gewinn. Ich gebe Ihnen dieſes wie ich es erhalten habe, als bloße Vermuthung, die aber viel Wahrſcheinliches für ſich hat.

Wie dem aber auch ſeyn möge, gewiß iſt wenigſtens, daß der jährliche Geſammteinſatz in das Lotto zwiſchen fünf bis ſechs Millionen Gulden beträgt. Wenn nun auch eine bedeutende Summe wieder an die Spielenden zurückfließt; wenn die 30 Procent, die den Collekteurs bewilligt ſind, ebenfalls etwas Anſehnliches betragen; wenn die Beſoldungen der Ober- und Unterbeamten gleichfalls in Anſchlag gebracht werden müſſen; ſo bleibt dennoch eine Summe übrig, die außer allem Verhältniſſe iſt.

Ich wiederhole es, welch ein Finanzminiſter, der ein ſolches Spiel vertheidigen kann! Er beweißt dadurch nur abermals ſeine Unfähigkeit und Immoralität. Aber er belaſtet auch das Gewiſſen des Königes mit der ganzen Maſſe von Greueln, die er durch dieſes ſcheußliche Betrugsſpiel hervorruft.

Alſo hinweg mit ihm, hinweg mit dem ſchändlichen Spiele ſelbſt! Es iſt mit der Majeſtät des Thrones unvereinbar; es ſteht mit der Moralität des Königthumes in offenbarem Widerſpruch; es iſt eine wahre Verſündigung an der Nation; es entwürdigt den ganzen Charakter derſelben und führt einmal unfehlbar den Ruin von Baiern herbey.

Ein und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Reiſe von Würzburg nach Ansbach — Nürnbergs Verluſte — Climatiſcher Unterſchied — Proteſtantiſche Conſiſtorien — Noch zu reclamirende Rechte — Empörender Eheprozeß — Merkwürdiges Miniſterialreſcript.

Ansbach, Oct.

Unſer C. hat hier Geſchäfte; alſo machen wir halb gern, halb ungern einen Raſttag. Geſtern Morgens verließen wir Würzburg, um über Eichſtädt nach München zu gehn. Der Himmel war etwas bedeckt, aber die Luft ſo mild und weich, wie in Italien. Wir fuhren nämlich das Mainthal aufwärts und hatten Süden gerade vor uns.

Die Gegend hat hier etwas Pittoreskes, wozu unſtreitig der Fluß das Meiſte beiträgt.

Rechts, jenſeits demſelben, ziehen ſich waldige Berge hin, links reihen ſich Rebenhügel an Rebenhügel an. So führt der Weg bis zu dem Hökerorte Randersacker, der ſeines trefflichen Gewächſes wegen berühmt iſt. Er wird daher auch von Würzburg aus ſehr häufig beſucht. Die geiſtlichen Herren beſonders wallfahrten vorzugsweiſe dahin. Man will von hübſchen Bauermädchen ſprechen, die äuſerſt „Heli“ * ſind.

Ueber Eibelſtedt kamen wir in ohngefähr drittehalb Stunden nach Ochſenfurt. Dies iſt der Hauptort einer der fruchtbarſten Gegenden der ganzen Provinz, oder, wie man hier ſagt, eines der reichſten Gaue von Würzburg. Hier wird nach dem Schweinfurter der meiſte und ſchönſte Weizen im ganzen Lande gebaut. Gegen halb eilf Uhr kamen wir in Uffenheim an. Dies iſt die gewöhnliche Mittagsſtation. Man bleibt in der Poſt ſelbſt und wird ſehr gut bedient.

---

* Der Würzburgiſche Ausdruck für unſer kirre.

Unter den übrigen Fremden, die wir hier trafen, befand ſich auch ein Kaufmann aus Nürnberg. Dieſer konnte nicht genug erzählen, wie wahrhaft methodiſch der große Speditionshandel jener Stadt durch die Baieriſchen Mauthen zu Grunde gerichtet worden ſey.

Sonſt giengen nämlich alle engliſche Güter, die von Hamburg nach der Schweiz beſtimmt waren, über Nürnberg. Eben ſo alle franzöſiſche, von der Grenze des Elſaſſes (Strasburg) nach Schleſien. Beide wurden durch die Mauthen in einem Augenblick verſcheucht, und beide nahmen ſeitdem ihren Zug über Frankfurt. Wahrſcheinlich hatten die Herren in München geglaubt, die Waaren „könnten halt partout nur über Nürnberg gehn.“

Sehr bedeutend war auch die Spedition von öſterreichiſchen und ungariſchen Gütern an den Rhein. Dieſe wurden nämlich von Regensburg nach Nürnberg und von da über Würzburg und Frankfurt a. M. bis nach Holland verſandt. Allein ſeit der Einführung der Mauthen haben ſie dieſen Weg verlaſſen und gehen jetzt über Trieſt zur See nach ihrer

Beſtimmung ab. Auch hierin hatten ſich die Herren in München ganz gewaltig geirrt.

Gleich nach dem Eſſen fuhren wir wieder ab, und kamen zuerſt nach Markt Bürgel, einem recht lebhaften Ort. Hinter demſelben erhebt ſich die Straße, und läuft einen hohen Bergrücken hinan. So wie wir dieſen erſtiegen hatten, fühlten wir eine ſehr merkliche Veränderung in der Temperatur. Die Luft nahm nämlich eine Härte, eine Schärfe und eine Rauheit an, als wären wir plötzlich nach Norden verſetzt. Indeſſen hatten wir ſchon hinter Ochſenfurt einen gewiſſen Unterſchied verſpürt. Unſer C. verſicherte uns, daß dergleichen climatiſche Nüancen in dem Mainthal, um Würzburg, oft von einer Stunde zur andern zu bemerken ſind.

Weiter gieng es nun, mehrere artige Ortſchaften vorbey, nach Lehrberg. Dies iſt ein anſehnliches, meiſtens von Juden bewohntes Dorf; ohngefähr eine Stunde von Ansbach. Es ſoll der Abſtammungsort mehrerer der gröſten und reichſten Judenfamilien ſeyn. Wir ſahen einige Mädchen von ausgezeichneter, wahrhaft idealiſcher Schönheit. Endlich, nach halb ſechs Uhr, fuhren wir durch eine ſchöne Pappelallee in die Vorſtadt von Ansbach ein und ſtiegen, um unſers C. willen, in der Krone und nicht im Sterne ab.

Doch gerade in jenem minder beſuchten Wirthshauſe hatte der Zufall recht günſtig für uns geſorgt. Er führte uns nämlich mit dem Conſiſtorialrathe — aus — zuſammen, der ſchon in Wiesbaden unſer Nachbar geweſen war. Um ganz unter uns zu ſeyn, beſchloſſen wir alſo auf dem Zimmer zu eſſen, und wurden wirklich recht gut bedient.

Unter den mannichfaltigen Gegenſtänden, die nun beſprochen wurden, zeichne ich Ihnen beſonders die Bemerkungen unſeres Freundes über die Lage der Proteſtanten in den gemiſchten Provinzen und namentlich in Würzburg aus. Sie hat ſich in mehreren Hinſichten allerdings verbeſſert, aber gänzlich geſichert iſt ſie in Wahrheit bey weitem noch nicht.

Unter den endlich errungenen Rechten ſteht die Unabhängigkeit der Conſiſtorien oben an. Ehedem fand nämlich, in Anſehung derſelben, eine empörende Unterdrückung Statt.

In Würzburg z. B. war das Conſiſtorium aus dem Pfarrer der Gemeinde und zwey proteſtantiſchen Hofgerichtsräthen, dann aus einem catholiſchen Regierungsrathe mit einem gleichen Direktor, als Präſes, zuſammengeſetzt. Schon dieſes war eine große Unregelmäßigkeit, da in Anſehung des catholiſchen Conſiſtoriums kein Reciprocum Statt fand.

Noch empörender aber war die gänzliche Abhängigkeit der proteſtantiſchen Beiſitzer von der catholiſchen Willkühr. Keiner ihrer Beſchlüſſe konnte nämlich geſetzlich werden, bis er von dem catholiſchen Beiſitzer in der Regierungskammer als zuläſſig begutachtet und dann von der catholiſchen Mehrheit genehmigt worden war.

Dies gab bey Diſpenſationsfällen, bey Streitigkeiten über das Kirchenvermögen u. ſ. w. zu einer Menge Bedrückungen Veranlaſſung. Seit einiger Zeit aber iſt dieſes monſtröſe „Bureau“ aufgelöſt und das ganze proteſtantiſche Kirchenweſen in Würzburg dem Geſchäftskreiſe des Conſiſtoriums zu Bayreuth einverleibt.

Immer aber ſind die Proteſtanten in den gemiſchten Provinzen und namentlich in Würzburg noch zwey großer weſentlicher Rechte beraubt. Sie haben nämlich weder ihre eignen Schulinſpectionen, noch ihre eigenen Ehegerichte, ſondern ihre Schulen ſtehen unter catholiſchen Behörden, wie ihre Ehediſſidien vor catholiſche Gerichtshöfe gewieſen ſind.

Dies iſt in der That eine empörende Ungerechtigkeit! Denn wer weiß nicht, daß das Schulweſen und die Eheſachen der Proteſtanten mit dem Geiſte ihrer Confeſſion aufs innigſte verbunden ſind? Nie werden Catholiken unſere Schuleinrichtungen begreifen lernen; nie werden ſie unſer Kirchenrecht mit Anwendung auf Ehediſſidien zu faſſen im Stande ſeyn. Alſo, wo nicht Bedrückung aus Abſicht, doch wenigſtens aus Unkunde; immer iſt es jedoch dasſelbe Reſultat.

Alle proteſtantiſche Regierungen geſtatten ihren catholiſchen Unterthanen eigene Schulinſpectionen und eigene Ehegerichte, und glauben dabey weiter nichts als ihre Schuldigkeit zu thun. Geſchähe das Gegentheil, hilf Himmel, wie würde man gerade in Baiern ſchreien!

Warum iſt man nur aber ſelbſt ſo ungerecht? Warum entzieht man den proteſtantiſchen Conſiſtorien zwey Rechte, die in der Confeſſion ſelbſt begründet ſind?

So ſprach unſer Freund und erzählte uns zum Beſchluſſe einen hierher gehörigen Eheprozeß, wie er, nothgedrungen, von einer catholiſchen Gerichtsbehörde geführt worden war. Das oben Geſagte gieng hieraus bis zur Evidenz hervor; jede Maaßregel des Gerichts bewieß die Unkunde des proteſtantiſchen Kirchenrechts. Giebt es z. B. wohl eines unſerer Conſiſtorien, das, nach einer vierjährigen Scheidung von Tiſch und Bette, auf ein neues vierjähriges Proviſorium erkannt hätte, weil das Odium implacabile noch nicht durch Blut bewieſen worden ſey!!

Allein das Schönſte von allem kommt noch nach. Als dieſer Prozeß ſchon einige Jahr geendigt und dieſer Gerichtshof, in Folge einer neuen Organiſation, aufgehoben worden war, wandte ſich der betheiligte Kläger an den König, als Summus episcopus der Proteſtanten, und bat um eine Reviſion. Was meinen ſie nun, daß man den König antworten ließ? das errathen Sie nun und nimmermehr nicht.

Der vortragende Miniſterialrath war ein Stockcatholik, der in dem Petitum des Reclamanten, nach Art aller dieſer Subjekte, etwas Rebelliſches ſah. Was that er demnach? Antwort: er drehte ihm das Petitum im Maule herum, begieng alſo ein förmliches Falſum und reſcribirte im Namen des Königs mit vollen Backen, daß eine anhängige Sache von dem fraglichen Gerichte zu entſcheiden, folglich der Implorant mit ſeinem gänzlich unſtatthaften Geſuche abzuweiſen ſey.

Alſo ein beendigter Prozeß iſt eine anhängige Sache, und die geſezmäßige Bitte, um eine Reviſion deſſelben, iſt ein gänzlich unſtatthaftes Geſuch. Welche empörende Willkühr! Welche Mißhandlung der Proteſtanten! Welcher ſchaamloſe Mißbrauch des Königlichen Namens inſonderheit!

Der arme Bittſteller, in ſeinen heiligſten Rechten, in ſeinen theuerſten Intereſſen aufs tiefſte gekränkt, nimmt ſeine lezte Zuflucht zu dem Könige, als ſeinen geſezmäßigen Summus episcopus, und muß ſich auf eine Art abweiſen ſehn, die eben ſo ſchmerzhaft für ihn, wie für die Königliche Würde beleidigend iſt.

Dieſes Reſcript ward unter dem 14. Februar 1819 entweder in dem Miniſterium des Innern oder dem der Juſtiz expedirt und ohngefähr acht Tage ſpäter durch die Regierung des Ober- oder Untermainkreiſes inſinuirt. Die Exiſtenz deſſelben iſt außer Zweifel, die „einſchläglichen Herren Miniſter" können ſich überzeugen, wenn es ihnen beliebt.

Ich ſelbſt werde alles aufbieten, dieſer Aktenſtücke habhaft zu werden, und ich hoffe mit einiger Gewißheit, daß es mir gelingen ſoll. Dergleichen Dinge müſſen zur Oeffentlichkeit kommen; ſie iſt die einzige Schutzwehr gegen ſolche geheime Infamien. Den verantwortlichen Miniſtern muß ja ſelbſt daran liegen, dergleichen bekannt gemacht zu ſehn, damit dem beiſpielloſen Bureauunfuge ernſtlich geſteuert werden kann.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Reiſe von Ansbach nach Eichſtädt — Der Fürſt von Wrede — Die Felſenſchlucht — Tiſchgeſpräche — Graf von Montgelas — Die Braſilianiſche Expedition — Die neue Univerſität zu München — Der Nuntius u. ſ. w.

Eichſtädt, Octob.

Dasmal iſt es ein zerbrochenes Rad, das uns einen halben Tag liegen zu bleiben zwingt. Aber der Weg von Ansbach bis hierher war auch in der That beſchwerlich genug. Wir fuhren Morgens um ſechs Uhr ab, und paſſirten gleich hinter der Stadt einen ziemlich hohen Berg. Dann gieng es durch den ehemaligen Thiergarten, wo wir recht artige Privatbeſitzungen ſahn. Endlich traten wir in eine freundliche Landſchaft, und machten, wiewohl etwas ſpät, Mittag in Weiſſenburg.

Nur eine halbe Stunde davon liegt Ellingen, das ſchöne Dotationsgut des Fürſten von Wrede, das er von dem Könige, im Namen des Vaterlandes, erhielt. Das Schloß ſoll aufs prächtigſte eingerichtet ſeyn. Die wahrhaft königlichen Mobilien wurden 1815 in Paris angekauft. Für einen Mann, wie der Marſchall, war das gewiß nicht zuviel.

Ohne ihn, kein Vertrag von Ried, und ohne dieſen — Baiern wahrſcheinlich wie Sachſen getheilt. Indeſſen ſoll der Marſchall bey weitem nicht die Schätze beſitzen, die ihm die Bosheit angedichtet hat. Die Urſache davon iſt, weil ihm fürſtliche Großheit und Freigebigkeit gleichſam angeboren war. Aber auch er hat viele Undankbare gemacht.

Von Weiſſenburg nach Eichſtädt war die Landſchaft einförmig genug. Endlich, gegen ſechs Uhr, fuhren wir von einem hohen Berge in das Altmühlthal hinab. Den Eingang deſſelben bildet eine düſtere, ſchauerliche Felſenſchlucht, an deren Ende der Ausgang wie ein heller Lichtpunkt erſcheint. So lief der Weg wohl eine halbe Stunde lang fort. Endlich kamen wir wieder in's Freie und ſahen die alte Willibaldsburg — in älteren Zeiten die Reſidenz der Biſchöfe — gerade vor uns. Noch einige Minuten, und wir waren in Eichſtädt.

An unſerer Wirthstafel, im Baierſchen Hofe, * kam das Geſpräch unter andern auch auf den Grafen von Montgelas. Die drey größten Fehler dieſes Miniſters ſollen geweſen ſeyn: daß er den Adel von Grund aus zu ruiniren ſuchte; daß er die Dauer des bonapartiſchen Syſtems für möglich hielt, und daß er ſich in den letzten Jahren der Burreaukratie hingab. So ließ man ihn Fehler über Fehler und eine Willkührlichkeit nach der andern begehn. So aber ward auch zuletzt ſeyn Sturz herbeygeführt. Immer aber bleibt gewiß, daß der Graf von Montgelas einer der ausgezeichneteſten politiſchen Köpfe geweſen iſt.

Weiterhin ward von der Reiſe der Hrn. Spix und Martius durch einen Theil von Braſi-

---

* Sonſt die Trinkſtube genannt.

lien geſprochen, aber, wie es ſchien, mit einiger Erbitterung. Das Ganze ſey ein unnüzes Unternehmen, eine thörichte Geldverſchwendung u. ſ. w. Mit dem vierten Theile der Summen, die dieſe Reiſe gekoſtet, hätte man alle dieſe Naturalien und in zehnmal beſſeren Exemplaren gekauft.

Aber troz der 40,000 Gulden, [*] die im eigentlichen Sinne weggeworfen worden, ſey dieſe Expedition, von zwey Mann, doch nur ärmlich geweſen, und habe den Engländern, Oeſterreichern u. ſ. w. zum Geſpötte gedient. Es ſchien uns große Perſönlichkeit vorherrſchend zu ſeyn. Sechs Botocudos [**] aber auf einmal einzuführen, iſt freilich etwas ſtark. Möglich indeſſen, daß man ſie zu Miſſionarien bilden will. Doch wäre alles dieſes Geld für die untern Schulen in Altbaiern ſelbſt weit beſſer angelegt!

Durch einen natürlichen Uebergang kam nun die Rede auf die Verlegung der Univerſität Landshut nach der Hauptſtadt. Ich hatte ſchon in Würzburg davon gehört, hielt es aber für ein leeres Gerücht. Jetzt ſoll es aber wirklich und auf's Beſtimmteſte entſchieden ſeyn. Zugleich heißt es, daß die Zurückkunft von Walther und Mittermaier aus Bonn ſo gut als gewiß iſt.

---

[*] Iſt höchſt übertrieben; man nimmt noch keine 12,000 an.
Spät. Anm.

[**] Iſt gleichfalls ungegründet.
Spät. Anm.

Jener ſoll ſich nach ſeiner baierſchen Praxis zurückſehnen, und dieſem ſagt, dem Vernehmen nach, weder Luft noch Waſſer zu. Indeſſen zweifelt man, ob die Inauguration ſchon zu Oſtern (1821) möglich ſeyn wird. Es iſt freilich viel vorbereitet, aber eine ſolche Verlegung hat Schwierigkeiten ganz eigener Art. Man glaubt daher allgemein, daß wohl der nächſte Herbſt darüber herankommen wird.

Der Adel, wie die Bürgerſchaft von München, ſollen mit dieſer Maaßregel ſehr zufrieden ſeyn. Weit weniger aber die Geiſtlichkeit, und am allerwenigſten der ſogenannte Herr Nuntius. Von dieſem nehmen indeſſen nicht einmal die Schulknaben mehr Notiz. Ein Anekdoten iſt, daß ihm die zu erhaltenden Diſpenſationsgelder als Suſtentationsſumme angewieſen ſind.

Da nun dieſe Quelle eben nicht reichlich fließt, und der fromme Mann doch viel Ausgaben hat, ſo expedirt er alle dieſe Geſuche, um nur etwas einzuziehen, mit möglichſter Schnelligkeit. Uebrigens findet er den Aufenthalt in München abſcheulich, und hat ſchon dreimal, aber immer vergebens, um ſeine Zurückberufung angeſucht. Viele Perſonen behaupten auch wirklich, daß dieſes Concordat nie und in keinem Falle zur Ausführung kommen wird.

Wie könnte auch Baiern ein Lehen der Curie, und der König ein Principino Romano ſeyn? — Wie könnte Baiern, bey ſeiner Finanzlage, ſolche Summen auf eine Schöpfung verwenden, die gänzlich überflüſſig und überdem durchaus ſchädlich iſt? — Wie könnte Baiern, in einem Augenblicke, wo alle Regenten vom Papſte emancipirt ſind, die einzige europäiſche Ausnahme machen, und ſich auf eine Art iſoliren wollen, deren Folgen unberechenbar ſind.

Unterdeſſen hatten mehrere Studirende ein Geſpräch über eine gewiſſe Univerſität angeknüpft, die ich Ihnen mündlich nennen will. Nach der Verſicherung dieſer Herren leſen dort mehrere Profeſſoren, Jahr aus, Jahr ein, nichts als gedruckte Commentarer ab. So der Eine den Höpfner (Inſtit.) und zwar nach der fünften

Auflage, wiewohl wir bereits bey der zwölften ſind. Der Andere den Danz, der Dritte den Köchy, der Vierte den Runde, der Fünfte den — doch ich muß abbrechen, damit man die Namen dieſer Ableſer nicht errathen kann.

Ueberdem höre ich, daß die Studirenden deshalb bey der Curatel zu klagen entſchloſſen ſind. Hart iſt es freilich, wenn man für ſolche Collegien noch hohe Honorare zahlen ſoll. Ueberhaupt aber will es ſcheinen, als bedürfte das ganze Univerſitätsweſen einer Generalreform. Dieſe muß aber mit Zuziehung von redlichen und geſchickten Profeſſoren ſelbſt eingeleitet werden, damit das Weſentliche dieſer herrlichen Anſtalten unverletzt erhalten wird.

Neu war mir endlich zu hören, daß den Proteſtanten in Baiern erſt nicht vor langer Zeit erlaubt worden iſt, ihr Reformationsfeſt förmlich und feierlich zu begehn. Hier waltet wahrſcheinlich ein Mißverſtändniß ob. Denn das Recht, eines ihrer weſentlichſten Kirchenfeſte zu feiern, gehört den Proteſtanten ohnehin; und zwar gerade ſo, wie im umgekehrten Falle den Catholiken ſelbſt. Hier alſo von einer Erlaubniß reden zu wollen, klingt gerade ſo, als wenn man ſagen wollte: Es iſt den Proteſtanten allergnädigſt erlaubt, Athem zu holen und auf ihren zwey Beinen zu gehn.

Drey und zwanzigſter Brief.

Inhalt.

Pfaffenhofen — Abendgeſpräche — Der Herr Dechant — Die Gräfin M — s — Plattes Elegium — Der geiſtliche L'hombreſpieler — Der Herr Stadtpfarrer Lfd. — Charakteriſtiſche Züge aller Art. — München — Erſter Eindruck.

Pfaffenhofen, Oct.

Dies iſt unſer letztes Nachtlager, denn bis morgen Mittag werden wir in München ſeyn. Heute früh war ein ſo ſtarker Nebel, daß man uns lieber zu warten rieth. Wir fuhren daher erſt um neun Uhr ab und kamen in drey Stunden nach Ingolſtadt, wo man vor lauter Häuſern keine Einwohner ſieht. Der Ort ſcheint ausgeſtorben; auf allen Straßen wächſt buchſtäblich Gras.

In unſerem Wirthshauſe indeſſen, beim Schwabenbräuer, trafen wir wenigſtens einen Reiſenden an. Dieſer war ein ehemaliger Handelsmann, der jetzt von ſeinen Intereſſen lebt, und ein ſatyriſches Genie obendrein. So gab er uns unter andern einige Anekdoten von einem gewiſſen catholiſchen Stadtpfarrer zum Beſten, deſſen Name natürlich verſchwiegen bleibt.

Dieſer Herr Dechant — ſagte er — wie er ſich am liebſten nennen hört, hat eine Einnahme von 6000 Gulden jährlich, was in einem ſo wohlfeilen Orte ſo gut, wie 20,000 in München iſt. Er hat daher auch eine Art kleiner päpſtlicher Hofhaltung, zumal, da er den proteſtantiſchen Einwohnern imponiren will. Bey ſeiner Beſchränktheit indeſſen iſt er dieſen nur lächerlich. Beſonders treiben ſie ihren Spott mit dem weiblichen Perſonale ſeiner Dienerſchaft.

Der Herr Dechant hat nämlich ſeine „alte Mama“ zu ſich genommen, und hält zur Bedienung derſelben drey artige Mädchen, die unter dem Namen der Lerchengrazien bekannt ſind. Wenn dieſe geiſtlichen Kammerjungfern eine Zeitlang treu und ehrlich gedient haben, werden ſie an Schulmeiſter u. ſ. w. verheirathet, und zwar ſoviel als möglich in der Nachbarſchaft. So hat der Herr Dechant ein kleines Haus- und Diöcesſerail, ohne daß er das mindeſte Aergerniß giebt.

Leicht, wie Haarpuder, in ſeinen Studentenjahren, iſt er jetzt gravitätiſch wie Stärkemehl. Außer dieſer ordentlichen Seelſorge widmet er ſich auch der „extra ordinairen“ mit allem Eifer eines künftigen Biſchofs. Beſonders aber iſt es ihm um's Proſelytenmachen durch die Liebe zu thun. Eben hat er jetzt eine Holländerin unter den Händen, die er mit allem Fleiße cathechiſirt. Auch dieſe Dame wohnt und ſpeiſt bey ihm. Einer ihrer größten Vorzüge iſt, daß ihr Mann ab- und zuzureiſen pflegt.

Noch tiſchte uns unſer Setrrikus einige Anekdoten von der verſtorbenen Gräfin M — s auf. Dieſes war eine äußerſt originelle Frau, ein wahres Hôtel d'Europe, was nämlich die Liebe anlangt. Nachdem ſie alle Nationen durchgenoſſen hatte, erklärte ſie zuletzt die Schweizer für die Heroen der Kunſt. In ihren frühern Jahren war ſie die Eleganz ſelbſt und wirklich äußerſt verführeriſch; in dieſen letztern hingegen ſtieß ſie durch Schmutz und Frechheit zurück. Sie litt indeſſen an einer Art Geiſteszerrüttung, die ihren Urſprung in einer Krankheit des Uterus gehabt zu haben ſcheint. Wirklich ſtarb ſie auch vor kurzem am Mutterkrebs.

Hieraus erklären ſich denn auch eine Menge Sonderbarkeiten in ihrer Lebensart. So lief ſie ganze Tage lang bey Sturm und Regen in den Wäldern herum; ſo balgte ſie ſich mit Hirtenbuben und Bauerndirnen; ſo fuhr ſie häufig mit Krautweibern in die Stadt; ſo bepackte ſie ihren eleganten Reiſewagen mit Gemüſekörben, Schmalztonnen, Hühnern, Tauben u. ſ. w.; ſo ſang ſie ſtundenlang:

„O lieber Schatz, i bit die drum,
„Wickl dei Fueß um meina 'rum!

welches der Anfang eines Baierſchen Volksliedes iſt, das ihr ganz beſonders gefiel.

Nach dem Sturze ihres Mannes äußerte ſich ihr Haß gegen den angeblichen Hauptgegner deſſelben auf eine ſehr komiſche Art. Wenn nämlich ihre Wuth auf's Höchſte geſtiegen war, ſo nahm ſie ein Bildniß dieſes ihres Todfeindes, eilte da-

M

mit auf den Abtritt, entblößte ſich, zeigte demſelben den Theil, der ſich immer am erſten ſetzt, und ergoß ſich dabey in Schmähungen, die unwiederholbar ſind. Nachdem ſie dieſes eine Viertelſtunde u. ſ. w. getrieben hatte, endigte ſie mit einer materiellen Explosion ihres „Wuthſtoffes“ und kehrte dann beruhigt in ihr Zimmer zurück.

Von einem andern Tiſchgenoſſen ward hierauf eines der übertriebenſten Elogien auf den Grafen von Montgelas mitgetheilt. Es rührt von einem H. Doctor Chriſtian Müller her, der von Seiten des Grafen mit einer Art geheimer Agentenſchaft beauftragt geweſen ſeyn ſoll.

Der Graf von Montgelas — ſagt dieſer Autor in einem ohnehin bombaſtiſchen Werke * — Der G. v. M. erinnert durch die reiche Fülle ſeiner Gelehrſamkeit an Grotius, durch ſeinen Seherblick und ſicheres Ahnungsvermögen an Richelieu, durch ſeine Unterhandlungskunſt an Oxenſtierna, und durch ſeine wohlthuende Liebenswürdigkeit an Sully. — Man ſollte dies für Perſiflage halten, aber es iſt Herrn Dr. Müllers „ernſthafteſter Ernſt.“

---

* München, unter König Max. Joſeph I.

Bey dieſer Gelegenheit erfuhren wir auch, daß der künftige Erzbiſchof von Baiern, der ehemalige würzburgiſche Domdechant und Staatsrath **von Gebſattel**, einer der vorzüglichſten L'hombre-Spieler iſt. Während der drittehalb Jahre, wo er früherhin als großherzoglicher Geſandter in München lebte, ſoll er von dem Könige an 18,000 Gulden gewonnen haben, die er blos ſeinem aufmerkſamen Spiele verdankt. Er kaufte ſich, nach ſeiner Rückkehr von dieſem Geſandtſchaftspoſten, ein ſchönes Haus dafür. Es iſt derſelbe, dem der König wegen ſeiner geiſtlichen Verſatilität den Namen „**Umſattel**“ gegeben hat.

Dies brachte das Geſpräch auf die künftige geiſtliche Organiſation des Königreichs. Hier hörte ich unter andern, daß das ſchöne Bisthum Bamberg für einen gewiſſen Stadtpfarrer Lerchenfeld zu Amberg beſtimmt ſey. Dieſer Mann iſt ein Bruder des famöſen Exhofcommiſſärs, und verdankt dieſe Begünſtigung jener Parthey, die dieſes Subjekt als Werkzeug braucht.

Dieſer Herr Stadtpfarrer ſoll als Student und Seminariſt eben ſo liederlich geweſen ſeyn, als er jetzt fromm und heilig ſcheinen will. Er gehört zu den erklärteſten Römlingen, die in Baiern zu finden ſind; daher er auch wirklich auf den Erzbiſchof viſirt. In der Süßigkeit ſeiner Hoffnungen verzehrt er einſtweilen faſt täglich die Inſignien davon. Dieſe werden nämlich, nach ſeinem Verlangen, auf allen ſeinen Torten u. ſ. w. aus Marcipanteig angebracht.

Gegen die Proteſtanten hegt er, ſo wie ſein theurer Herr Bruder, einen unauslöſchlichen Haß. Der Letztere hat zwar eine Proteſtantin, ein Fräulein Heilbronner aus Ulm, geheirathet; allein es geſchah weniger aus Neigung, als aus erzwungener Genugthuung. Der damalige Herr Aſſiſtenzrath hatte nämlich zu tief in den Honigtopf gekuckt, und wurde beym Naſchen in Flagranti ertappt.

Dies ſcheint dem Herrn Stadtpfarrer ein neuer Grund, warum dieſe „verabſcheuungswürdige Sekte“ demnächſt in Baiern vertilgt werden muß. Auch denkt dieſer hochwürdige Mann beym nächſten Landtage auf ein Hausgeſetz anzutragen, daß nie ein Baierſcher König oder Prinz eine proteſtantiſche Gemahlin haben dürfe, wenn er nicht des Thrones oder ſeiner Apanage verluſtig werden will.

Ueberhaupt hält der Herr Stadtpfarrer ſich und ſeine Herren Brüder zu den größten Dingen, namentlich zur Reſtauration von Baiern und ganz Süddeutſchland, beſtimmt. Von Wien bis Strasburg — pflegt er zu ſagen — lauter Baierland.

Ja von der Oſtſee bis an das „Dürrböniſche“ Meer eben ſo. — Und dann vor allen Dingen alle Ketzer verbrannt oder erſäuft, wie es ſich machen läßt! — Daß ein ſolcher geiſtlicher Stockfiſch auch immer von der heiligen Dataria, Rota u. ſ. w. ſpricht, verſteht ſich von ſelbſt. Eben ſo, daß er Mitarbeiter an der Landshuter catholiſchen Literaturzeitung iſt.

München, Oct. Mittag.

In dieſem Augenblicke langen wir hier an, nachdem wir des ſtarken Nebels wegen ſehr langſam gefahren ſind. Erſt bey der kalten Herberge, als endlich die Sonne durchdrang, eröffnete ſich für uns die Ausſicht auf die Stadt. Eine ungeheure Ebene; eine mächtige Häuſermaſſe, mit einer Anzahl von Thürmen vermiſcht; die ſchwarzen Tannenwälder in der Ferne, und die weißen glänzenden Tyroler Alpen am Ende des Horizonts — da haben Sie ein ſchwaches Bild des erſten Eindruckes, den München auf uns gemacht hat.

Die Einfahrt in die Stadt ſelbſt war völlig frey; kein Thor, keine Barriere; eine herrliche breite Straße, zu beiden Seiten mit angefangenen Palläſten eingefaßt.

Dann weiter hin, rechts die alte düſtere Reſidenz, links die Theatinerkirche, und vor uns die prächtige Garde, die eben in Parade aufzog. Ueberall Glanz und Leben, Muſik und Glockengeläut; überall Kraft und Fülle, Freude und Ueppigkeit.

So rollten wir noch durch einige ſchöne Straßen, und ſtiegen endlich im ſchwarzen Adler, bey Madame Albert ab. Nächſtens nun eine Reihe von Briefen aus dieſer merkwürdigen Königsſtadt. — Wie immer — mit Anekdoten gefüllt.

Ende.

Rudolſtadt,
gedruckt in Dr. G. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Kriegs- und Reiſefahrten.

Erſter Theil.

Verbeſſerungen.

S. 1 letzte Zeile, lies: 1812—1814; ſtatt 1812—1815.

S. 79. Z. 1. lies im ſtatt in.

S. 238. Z. 9. macaſſariſcher ſtatt macaſſariſcher.

S. 239. Z. 14. gegeiſelt ſtatt gegeſeilt.

Kriegs-
und
Reiſefahrten,

herausgegeben

von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Erſter Theil.

Leipzig,
bei Joh. Friedr. Hartknoch.
1821.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

[illegible]
Bibliothek.

Univ. Bibl.
München

An die Leſer.

Während die Würdigung des Ganzen dem Wohlwollen der Leſer überlaſſen bleibt, mag es hinreichen, die Originale anzugeben, die dabei benutzt worden ſind.

C. I. Wagevier Aanteekeningen, gehouden gedurende mynen Marsch naar, Gevangenschap in, en Terugereize uit *Russland*, in de Jaren 1812 — 14. Amsterdam 1820. 8.

Gerrit Metzon, Dagverhaal van myne Lotgevallen te Algiers. Vlaardingen 1819. 8.

A. Castellan Lettres sur Constantinople II. Ed. Paris 1819. 8.

I. M. Tancoigne Voyage à Smyrne etc. II. Ed. Paris 1820. 2. Vol. 12.

Myne Lotgevallen ter Zee, en Bedreeven op Batavia. Groningen 1819. 8.

Séjour d'un officier français en Calabre. II. Ed. Paris 1821. 8.

W. S.

Inhaltsverzeichniß.

I. Wagevier's Schickſale in Rußland, in den Jahren 1812 — 1814.

Erſtes Kapitel.

Aufbruch aus Holland — Ankunft in Wilna — Einzelnheiten — Weiterer Marſch nach Smolensk — Ruinen und Elend — Mizislaw — Vereinigung mit der Diviſion Victor. S. 3.

Zweites Kapitel.

Lukolma — Erſtes Gefecht — Schreckliche Nacht — Lukarli — Neuer Kampf — Feuersbrunſt — Weiterer Marſch — Verluſt einer Heerde — Zurückzug der Hauptarmee. S. 8.

Drittes Kapitel.

Boriſſow — Kampf in der Stadt — Die Bereſina — Heftiges Nachtgefecht — Der Rückzug — Die merkwürdige Canonenkugel — Die Capitulation — Der Tranſport der Gefangenen — Ankunft in Witepsk. S. 13.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Witepsk. — Einzelnheiten — Weitere Reiſe nach Lutzin — Schwere Krankheit daſelbſt — Stenozieru — Frau von Telzoff — Ruſſiſches Landgut. — Abſchied. S. 19.

Fünftes Kapitel.

Abreiſe von Luzin — Revel. — Weliſch — Liſt eines Gefangenen — Petaichikdereien — Tarnow's — Der freundliche Gouverneur — Staroff — Zilleripowitz — Der ruſſiſche Major — Ankunft in Wologda. S. 26.

Sechstes Kapitel.

Abreiſe von Wologda — Boyi — Die arme Soldatenfrau — Gallitſch — Die Färberfamilie — die wandernden Kabaken — Wiätska — Verlegenheit — Der Gouverneur — Ankunft zu Kaſan. S. 33.

Siebentes Kapitel.

Kaſan — Der deutſche Schuhmacher — Seine Gutmüthigkeit — Abreiſe — Schabatska. — Der traurige Wittwer — Die Tartaren — Der komiſche Quartiermeiſter — Minſelinski — Endliche Beſtimmung. S. 40.

Achtes Kapitel.

Minſelinsky — Häusliche Einrichtung — Lebensart — Wohlfeilheit — Die polniſchen Offiziere — Der Bruder Marek — Abendzeitvertreibe — Hr. v. Macaroff — Larſchien. S. 46.

Neuntes Kapitel.

Ruſſiſches Landleben — Tagsgewohnheiten — Der Winter — Schlittenfahrten bei Mondſchein — Beſuche — Der Sommer — Anlagen — Der tartariſche Jahrmarkt — Der Baſkiren-Oberſte — Ruſſiſche Miſcellen. S. 52.

Zehntes Kapitel.

Fortſchritte der Alliirten — Befreiung von Holland — Glückliche Entwicklung — Anſtalten zur Abreiſe — Rührender Abſchied — Rückkehr im Fluge — Vaterland — Wiederſehn. S. 59.

II. Gerhard Metzon Tagebuch meines Sclavenlebens zu Algier.

Einleitung. S. 67.
Tagebuch 1814. S. 79.
Tagebuch 1815. S. 96.
Tagebuch 1816. S. 130.

III. Kleine Levante-Reiſen von A. L. Caſtellan und J. M. Tancoigne.

Erſtes Kapitel.

Ankunft in den Dardanellen — Die Windſtille — Die Gefahr — Die furchtbare Nacht — Gallipoli — Die Bazars — Das Abentheuer — Griechiſcher Luxus. S. 161.

Zweites Kapitel.

Lampſaki — Abſtecher nach Tſchardack — Springbrunnen — Freundliche Einwohner — Die türkiſche Flotte — Das Ungewitter — Kutali — Die Beleuchtung im Ramadan — Anſichten — Ankunft im Hafen von Conſtantinopel. S. 166.

Drittes Kapitel.

Pera — Erſte Anſicht — Wohnung — Lebensmittel Oeffentliche Oerter — Fahrt nach Conſtantinopel — Anſicht des Serails — Feuersbrunſt in Pera — Türkiſche Brandpolizei. S. 175.

Viertes Kapitel.

Geſellſchaftliches Leben zu Pera — Die Geſandtſchaftsſtätte — Spaziergänge — Die Gottesäcker — Der Mädchenthurm — Balukli — Die ſteinalten Fiſche —

Buyukdere — Tag — Schönes Thal — Platanenhalle. S. 182.

Fünftes Kapitel.

Abreiſe von Conſtantinopel — Ankunft zu Scio — Weitere Reiſe nach Smyrna — Carneval — Die Frankencolonie — Das Frankenquartier — Das Caſino — Die Kirchen — Oekonomiſche Verhältniſſe — Handel — Umgebungen. S. 191.

Sechstes Kapitel.

Abreiſe nach Candia — Aufenthalt zu Scio — Die Stadt — Die Bevölkerung — Geiſt der Scioten — Verhältniß zu den Türken — Freiheiten — Clima — Ackerbau — Induſtrie — Scala Nuova — Einzelnheiten. S. 200.

Siebentes Kapitel.

Abreiſe von Scala Nuova — Die Inſel Samos — Neuer Aufenthalt zu Rio — Erſte Anſicht — Das griechiſche Wirthshaus — Der gutmüthige Archonte — Der Primas — Vermiſchte Bemerkungen. S. 207.

Achtes Kapitel.

Abreiſe von Rio — Der alte Grieche — Ankunft zu Canea — Der Hafen — Die Stadt — Die Felſenmagazine — Die Nordſtürme — Denkwürdigkeiten — Die candiotiſchen Türken — Ihr Aeußeres und ihr Charakter — Caſtro — Retimo. S. 212.

Neuntes Kapitel.

Die candiotiſchen Griechen — Der Grammaticos — Verhältniſſe zu den Türken — Die freien Spachioten — Geographiſch-ſtatiſtiſche Einzelnheiten — Klima — Produkte — Handel — Sittliche Bemerkung — Schluß. S. 219.

IV. Leben und Streben zu Batavia, von

F. H.

Erſtes Kapitel.

Herkunft und Lage — Die Seereiſe — Porto Prayo — Die Linie — Trauriger Aufenthalt — Der ſterbende Vater — Der letzte Augenblick — Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. S. 229.

Zweites Kapitel.

Schnelle Verſorgung — Plötzlicher Wechſel — Reiſe nach Batavia — Der Travado — Einzelnheiten — Ankunft zu Batavia — Glückliche Ausſichten — Die Expedition nach Malacca. S. 235.

Drittes Kapitel.

Angriffsplan — Das Fort St. Paul — Gefangene Operation und Einnahme deſſelben — Weitere Vertheidigungsmittel des Feindes — Originelle Briefe — Einzelnheiten der Angriffe — Die letzten Batterien — Der Sieg — Die Rückkehr nach Batavia. S. 242.

Viertes Kapitel.

Neue Anſtellung des Verfaſſers — Die Inſel Onruſt — Handel von Batavia — Schmuggelweſen — Merkwürdige Beiſpiele — Reiſe nach Amboyna — Vermiſchte Bemerkungen. S. 254.

Fünftes Kapitel.

Weitere Fahrt nach Banda-Neira — Fort Naſſau — Der Gunong Api — Einzelnheiten — Pittoreske Anſicht — Der ſchreckliche Sturz — Wunderbare Rettung — Der Bergzuot. S. 264.

Sechstes Kapitel.

Klima von Batavia — Vorſichtige Lebensordnung — Kontraſte — Todesfälle — Oekonomiſche Verhältniſſe — Umſtändliche Einzelnheiten — Tafelluxus. S. 272.

Siebentes Kapitel.

Europäiſche Frauen und Mädchen zu Batavia — Die Altholländerinnen — Die Eingebornen oder als Kinder dahin verpflanzten — Abſicht der beiderſeitigen Charaktere — Tagesgemälde — Morgen bis Mittag — Der Claviermeiſter. S. 279.

Achtes Kapitel.

Tagesgemälde — Mittag bis Abend — Tiſchunterhaltung — Damenrauſch — Die Parthie im Bleichgarten — Der Freineger — Die Abendgeſellſchaft — Geiſtreiche Unterhaltung — Das Schlafgemach — Die Mädchen — Die Ehe. S. 286.

Neuntes Kapitel.

Bemerkungen über die innern Verhältniſſe der O. Kompagnie — Der Generalgouverneur u. ſ. w. — Rangklaſſen — Gouverneursſtellen — Reſidentſchaften — Prädikanten — Militär — Umſtändliche Einzelnheiten. S. 295.

Zehntes Kapitel.

Die Laufbahn des Verfaſſers — Feiner Schiffsſtreich — Die Gewehrladung — Die Verwandlung in Selterſerwaſſer — Trauriges Seeereigniß — Entſchloſſenheit des Verfaſſers — Rettung von Mannſchaft und Geldern — Belohnungen. S. 305.

Eilftes Kapitel.

Emporkommen eines armen Matroſen — Die Strickleiter — Der glückliche Barbiergeſelle — Das nächtliche Abentheuer — Batavianiſche Offenherzigkeit — Die reiche Heirath. S. 314.

Zwölftes Kapitel.

Weitere Laufbahn des Verfaſſers — Glückliche Zufälle — Die Banditen — Die nächtliche Unternehmung —

Neue Beförderung — Die Oberjagd — Einzelnheiten — Gänzliches Emporkommen des Verf. — Schluß. S. 323.

V. Erinnerungen aus meinen Feldzügen in Calabrien 1807 — 1811.

Erſtes Kapitel.

Aufbruch — Weg nach Salerno — Eintritt in die Gebirge — Morbicene — Caſtelluccio — Beſchwerlicher Marſch — Coſenza — Cantonnirungen — Rogliano — Die Räuber. S. 335.

Zweites Kapitel.

Neue Beſtimmung — Coſenza — Militärcommiſſionen — Lebensart — Weiterer Marſch — Platania — Nicaſtro — Schönes ſüdliches Thal — Die Räuber — Monteleone — Angenehme Verhältniſſe — Ausflüge. S. 343.

Drittes Kapitel.

Neue Ausflüge — Capo Vaticano — Ueppige Vegetation — Küſtenpoſten — Nächtliche Anſicht des Stromboli — Straße nach Tropea — Reiſe nach Reggio — Wundervolle Proſpecte — Scylla — Einzelnheiten — Reggio. S. 350.

Viertes Kapitel.

Verlegung nach Rogliano — Sommeranſicht — Weiterer Marſch nach Roſſano, Cariati und Catanzaro — Einzelnheiten — Neues Hauptquartier in letzterer

Stadt — Annehmlichkeiten — Vermiſchte Bemerkungen — Coſenza. S. 357.

Fünftes Kapitel.

Abermalige neue Beſtimmung — Lager von Monte Corona — Verlegung nach Maida und Coſenza — Angenehme Ausflucht — Landungsplan in Sicilien — Einzelnheiten — Verlegung nach Caſtrovillari — Rückkehr nach Neapel. S. 363.

Sechstes Kapitel.

Geographiſche Verhältniſſe von Calabrien — Gebirge — Klima — Verſchiedenheit deſſelben — Produkte — Handel — Zerſtorende Natur — Einwohner — Anlagen und Charakter — Schluß. S. 374.

I.

C. F. Wagevier's

Schickſale in Rußland,

in

den Jahren 1812 — 1815.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Aufbruch aus Holland — Ankunft in Wilna — Einzelnheiten — Weiterer Marſch nach Smolenſk — Ruinen und Elend — Mizizislaw — Vereinigung mit der Diviſion Victor.

Ich war Hauptmann im holländiſchen 125ſten Linieninfanterie-Regimente, und zog mit dieſem im Sommer 1812 nach Rußland. Am 29. Juni brachen wir von Groningen auf; am 10 Juli kamen wir in Hamburg an. Am 15. Auguſt waren wir zu Königsberg in Preußen; am vierten September paſſirten wir die Memel, unweit Kowno.

Dies ſey hinreichend, um die Richtung eines Marſches zu bezeichnen, der ſonſt wenig Merkwürdiges darbot. Am 5. September ward ich zum Hauptmann der erſten Claſſe ernannt, und erhielt das Commando der Grenadiercompagnie vom zweiten Bataillon.

Nach drei Tagemärſchen und eben ſoviel Beiwachten, kamen wir in Wilna an, wo aber für uns kein Platz mehr war. Wir lagerten uns alſo in einem benachbarten Walde, und hatten hier einen recht angenehmen Raſttag. Die Schacherjuden indeſſen betrogen uns abſcheulich. Ich ſelbſt ward mit einem Tigerfelle angeführt, das dem Anſchein nach vortrefflich, und doch nur gefärbt war.

Am 16. Sept. bezogen wir eine Beiwacht vor Minsk. Wir waren an dieſe Art zu lagern nun ganz gewöhnt; glücklich, wenn ſich nur gutes Stroh, hinlängliches Holz, und auf der Windſeite etwas Gebüſch vorfand. Ein zweiter Marſch führte uns am 19. nach Boriſow, wo eben Ernte war. Man warf den Pferden ganze Getreidebunde vor. Am 21. gingen wir bei Naica, über die Berezyna, und kamen am nächſten Tage nach Tolatyn.

Hier war, in Folge der großen Durchzüge, faſt alles aufgezehrt; nur mit Mühe trieb ich gemeinſchaftlich mit einem Cameraden ein Duzzend Kartoffeln auf. So ging es nach Dabrowna, wo wir Seitenpatrouillen nach Lebensmitteln ausſenden mußten, bis endlich am 29. Sept. der Dnieper erreicht ward. Wir marſchirten nun, auf einer Schiffbrücke, nach Smolensk hinüber, und lagerten uns auf den blutigen Schutthaufen der erſtürmten Einfaſſung. Noch rauchten die Trümmer; noch ſchlugen hie und da Flammen auf. Die Stadt ſelbſt war, bis auf wenige Juden, völlig menſchenleer. Das Wetter fing jetzt an ſchlecht zu werden; es regnete die ganze Nacht hindurch; auch nahm die Kälte ſehr merklich zu.

Am andern Morgen erhielten wir Befehl in Smolensk zu bleiben, und richteten uns daher, ſo gut wie möglich, in den übrig gebliebenen Kirchen ein. Lebensmittel indeſſen gab es nur wenig, und meiſtens von ſchlechter Beſchaffenheit. Bald griffen daher die Diarrhöen um ſich. Man mußte ſich helfen, wie man konnte, denn in den Hoſpitälern war alles überfüllt. Vor dieſen Jammerhölen lagen die abgenommenen Arme, Beine u. ſ. w. in Haufen über einander; eben ſo die nackten Leichname in Reihen aufgeſtapelt — ein ſchauderhafter Anblick!

So blieben wir zwei volle Wochen zu Smolensk, bis endlich am 13. October Befehl zum Aufbruch kam. Dies geſchah, in Folge der eingelaufenen Nachricht, daß eine große ruſſiſche Armee von der türkiſchen Grenze her im Anmarſche ſey. Unſere Beſtimmung war einſtweilen Mizizislaw. Wir gingen alſo über den Dnieper zurück, und ſchlugen die große Heerſtraße ein.

Der Weg war bodenlos, das Wetter entſetzlich. Unaufhörlich Schnee und Regen durcheinander; dabei heftiger Weſt-Nord-Weſt. Indeſſen trafen wir wenigſtens bewohnte Dörfer und Lebensmittel an. Endlich am 15. Octob. ward Mizizislaw erreicht. Es fehlte ſo ſehr an Raum, daß man die Soldaten zu 30, 40, ja 50 zuſammen in ein Haus zu legen gezwungen war.

Nach einigen Tagen erhielten wir Befehl die benachbarten Dörfer zu beſetzen; wegen eines möglichen Ueberfalls aber ſorgfältig auf der Hut zu ſeyn. Ich nahm mit meiner Kompagnie Quartier bei einem Edelmann, deſſen anſehnlicher Hof auf einem waldigen Berge lag. Hier ließ ich eine Art Verhau machen, und ſtellte regelmäßige Poſten aus. Der Beſitzer behandelte uns ſehr gut; wir waren die erſten feindlichen Truppen die er zu ſehen bekam.

Am 22. Oct. mußten wir plötzlich aufbrechen um dem zweiten Armeecorps entgegen zu gehen, das von Polozk her auf dem Rückzuge begriffen war. Wir brachten auf dieſem Marſche ſieben Tage zu, und waren am 28. Oct. nur noch fünf Stunden von den Ruſſen entfernt. Es wurden daher ſcharfe Patronen und Lebensmittel für zwei Tage ausgetheilt. Zu unſerer großen Erleichterung ſtellte ſich nun auch beſſeres Wetter ein.

Endlich am 30. gegen Mittag fanden wir das zweite Armeecorps bei Smolino, auf einer großen Ebene gelagert, und bewerkſtelligten unſere Vereinigung. Es hatte die Ruſſen mehrmals ſo nahe auf dem Nacken gehabt, daß der Marſchall St. Cyr ſelbſt von einer Flintenkugel am Fuße verwundet worden war. An ſeiner Stelle commandirte daher einſtweilen der Duc de Belluno (Victor).

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Lukolma — Erſtes Gefecht — Schreckliche Nacht — Lukarli — Neuer Kampf — Feuersbrunſt — Weiterer Marſch — Verluſt einer Heerde — Zurückzug der Hauptarmee.

Von nun an bis zum 11. November marſchirten wir täglich mehrere Stunden, bald vor bald rückwärts; je nachdem Nachricht von dem Feinde einlief. Wir mußten dabei die Nächte unter dem Gewehre bleiben; Feuer indeſſen anzumachen ward nur ſelten erlaubt. Endlich, in der Nacht vom 13. November brachen wir in größter Stille auf um den Ruſſen entgegen zu gehen. Es ſchneite äußerſt heftig, kaum erkannte man ſeinen Vordermann.

So kamen wir bei dem Dorfe Lukolma an, wo uns der Feind im Hinterhalte zu erwarten ſchien. Indeſſen entdeckten wir denſelben noch zu rechter Zeit. Jezt begann ein äußerſt mörderiſches Gefecht. Doch zulezt zwangen wir die Ruſſen zu weichen und behaupteten das Schlachtfeld. Hier — das Gewehr im Arme, und in Reihen gelagert — brachten wir den Reſt der Nacht ohne Feuer und ohne Nahrung zu. — Die Klagen der Verwundeten, die Jammertöne der Sterbenden erfüllten alles um mich her.

Als der Tag angebrochen war, formirten wir uns wieder, wo denn unſer Verluſt bald ſichtbar ward. Ich allein, vermißte bei meiner Kompagnie einige zwanzig Mann. Es wurde nun friſche Munition, nebſt Brodt ausgetheilt und dann weiter marſchirt. Schon hatten wir Lukolma im Rücken und einen Waldweg eingeſchlagen; da wurden wir plözlich von der einen Seite mit Kartätſchen begrüßt. Wir verlohren ſehr viele Leute, drangen indeſſen in möglichſter Eile hindurch. Auf einmal ſahen wir die Ruſſen auf einer großen Ebene in völliger Schlachtordnung aufgeſtellt. Bald begann nun ein äußerſt heftiger Kampf.

Es galt nämlich den Beſitz des Dorfes Lukarly, das der Schlüſſel dieſer Stellung war. Wir ſchlugen uns mit gegenſeitiger Erbitterung fünf volle Stunden darum. Endlich zogen ſich die Ruſſen zurück und wir behaupteten daſſelbe; doch koſtete uns dies an tauſend Mann. Wir wadeten bis an die Knie in dem blutigen Schnee. Das Dorf ſelbſt ging zuletzt im Feuer auf; kaum vermochten wir uns herauszuziehn. Die unglücklichen Einwohner ſtürzten uns mit ihren Säuglingen nach.

Am ſchrecklichſten aber ward der Anblick, als die Flamme eine der lezten Scheuern voll ruſſiſcher Verwundeten ergriff. Das Jammergeſchrei dieſer Unglücklichen war entſetzlich; Rettung jedoch eine Unmöglichkeit. Wenige Minuten, und ihre Stimmen erſtickten unter dem Praßeln der Lohe, die in blutrothen Wirbeln emporſtieg. Nach einer kleinen Stunde machten wir Halt und nahmen zum Theil den vorigen Lagerplatz der Ruſſen ein.

Am andern Morgen nach Sonnenaufgang ward in unſerem Regimente eine allgemeine Beförderung bekannt gemacht, und bald darauf ging es abermals gegen den Feind. Nach einigen Stunden ſtießen wir auf einander, wobei uns eine verdeckte Batterie großen Schaden that. Gleich die erſte Kugel ſchlug gerade hinter mir ein. Viele der Neuavancirten fanden hier augenblicklich ihren Tod. Wir fingen jetzt an die Leichname auszuziehn. Jeder bemächtigte ſich eines nöthigen Kleidungsſtücks; mir ward ein guter Mantel zu Theil.

Gegen Abend kam unvermuthet Befehl mit Ausnahme der Munitionskarren alle Wägen zu verbrennen, was dann ein gewaltiges Wachtfeuer gab. Alle überflüßigen Pferde wurden nun vor das Geſchütz geſpannt. Am meiſten waren die armen Marketender zu beklagen, denn ſie büßten auch den größen Theil ihrer Vorräthe ein. So ſetzten wir unſern Marſch mit möglichſter Schnelligkeit fort.

Unſere Beſtimmung war, die Flanke der großen Armee zu decken, die ſich in vollem Rückzuge von Moskwa befand. Zu dieſem Ende mußte die ruſſiſche Diviſion, die ihr den Weg abſchneiden wollte, nach Kräften abgehalten werden, wie es in dem Tagesbefehle hieß. Jedesmal alſo, wenn wir einen Wald hinter uns hatten, machten wir wieder Rechtsumkehrt, und richteten unſer Geſchütz darauf.

Endlich erreichten wir die große Straße von Moskwa, und ſahen die entſetzliche Unordnung, womit dieſer, ſo oft beſchriebene Rückzug bewerkſtelligt ward. In der Hoffnung größerer Sicherheit ſchloſſen ſich einige Tauſend von dieſen Nachzüglern an uns an. Indeſſen erlitten wir ſelbſt einige Tage darauf einen ſehr harten Unfall. Wir hatten uns nämlich nach und nach eine kleine Heerde von Kühen, Hammeln u. ſ. w. von erſteren nahe an ſechzig Stück zu verſchaffen gewußt. Dieſe verloren wir bei dem Uebergange über einen zugefrornen Fluß faſt gänzlich, indem bei den zum Trinken gemachten Oeffnungen das Eis einbrach.

Der Feind war uns nunmehr ziemlich nahe auf dem Halſe, beunruhigte uns aber, zu unſerem Erſtaunen, wenig oder gar nicht. Er ſchien nur zu gut zu wiſſen, daß wir ihm nicht entgehen konnten, und wartete daher den günſtigſten Augenblick ab. So erreichten wir am 26. Nov. Jerritsky, ein armſeliges, faſt ganz abgebrannntes Dorf, raſteten aber nur einige Stunden daſelbſt. Unſere Beſtimmung war, den Uebergang der großen Armee über die Berezyna zu decken, denn wir bildeten den Nachtrab davon. Demnach brachen wir, um ein Uhr Morgens, nach Boriſow auf.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Boriſow — Kampf in der Stadt — Die Berezyna — Heftiges Nachtgefecht — Der Rückzug — Die merkwürdige Canonenkugel — Die Capitulation — Der Transport der Gefangenen — Ankunft in Witepsk.

Als wir bei Boriſow ankamen, mochte es ungefähr fünf Uhr Morgens ſeyn. Wir nahmen die Stellung nach Maasgabe der Umſtände, und erwarteten den Feind mit Standhaftigkeit. Gegen neun Uhr ließen ſich die erſten Coſaken ſehn — Eine Stunde darauf zeigten ſich regelmäßige Truppen — Um eilf Uhr näherte ſich die Spitze der geſchloſſenen Diviſion — Endlich, gerade um Mittag nahm das Gefecht ſeinen Anfang.

Dieſes ward im kurzen ſo heftig und mörderiſch wie nur eines der vorigen geweſen war. Bald kam Feuer aus, und bald ſtand die Straße ſelbſt, und zuletzt ganz Boriſow in Brand. Dennoch ſchlugen wir uns mitten unter den Flammen fort, bis die Dämmerung einbrach. Jetzt fingen die Ruſſen an zu weichen, d. h. ſie gaben den Kampf freiwillig auf. Wir aber eilten die Brücke zu erreichen, die ſich ungefähr eine Stunde ſtromaufwärts befand.

Aber bald kam die Nachricht, daß uns der Feind zuvorgekommen und eben mit der Errichtung einer Batterie von ſechszehn Stücken fertig geworden ſey. Eilends machten wir uns nun zum Angriffe bereit, und rückten in geſchloſſenen Colonnen vor. Jeder ging dem gewiſſen Tode entgegen; es herrſchte eine wahrhaft grauſenhafte Stille unter uns.

Wenig Minuten, und die Ruſſen fingen an zu feuern, was von uns erwiedert ward.

Sie hatten ihre Poſition bei Tage genommen, und beſtrichen daher die einzige Straße in der Fronte und Flanke zugleich. Wir ſelbſt konnten uns nur nach den Blitzen ihres Geſchützes richten, und befanden uns daher in großem Nachtheil.

Indeſſen kam Befehl die Batterie zu erſtürmen, und ſo ging es mit lautem Geſchrei vorwärts. Allein die Ruſſen eröffneten noch eine zweite und zwangen uns, nach drei Verſuchen, zum Zurückzug. So ſuchten wir außer Schußweite zu kommen, und formirten uns in Vierecke, alle aufs äußerſte erſchöpft. Es war ohngefähr acht Uhr Abends; kaum hatten wir noch einige Biſſen Brodt. Jezt ward ein Kriegsrath angeſagt.

Hier zeigte ſich denn, daß weder Proviſion noch Munition mehr vorhanden, und alſo Capitulation das einzige übrige Mittel war. Der Kriegsrath nahm dieſelbe einſtimmig an, und ſandte auf der Stelle einen Parlementair damit ab. Wiewohl uns nun die Ruſſen gewiß hatten, geſtanden ſie uns dennoch die geforderten Bedingungen zu. So ward bis ein Uhr Morgens (27. Nov.) alles in Richtigkeit gebracht

Wir warfen uns nun ſo wie wir geſtanden hatten, auf den Schnee nieder, und überließen uns ruhig einem ſehr ſüßen Schlaf.

Ich will hier die Erzählung eines kleinen Vorfalles einſchalten, der immer bemerkenswerth bleibt. Als wir im Sturmſchritt vorrükten, war es natürlich, wegen der Finſterniß nicht rathſam zu Pferde zu bleiben, ſelbſt der Oberſte ſtieg alſo ab, und ſein herrlicher Rappe ward ihm nachgeführt. Auf einmal kam eine Kanonenkugel und ſchlug einige Schritte davon in den Boden ein.

Das Pferd blutete ein wenig, ſchien alſo verwundet, war aber ſo munter und muthig, wie vorher. Am andern Morgen zeigte ſich, daß ihm das rechte Ohr abgeriſſen worden war. Allein ſo glatt, ſo nett, ſo zierlich, als wäre es durch einen kunſtmäßigen Schnitt geſchehn. Der Rappe befand ſich vollkommen wohl; allein der arme Reitknecht ſtarb noch denſelben Tag an den Folgen der Contuſion. — Doch ich kehre zu meiner Haupterzählung zurück.

So wie die Sonne aufging, hörten wir Hurrah ſchreien, und ſahen nun, daß unſer Viereck auf allen Seiten von den Ruſſen eingeſchloſſen worden war. Wir hatten uns indeſſen gleich nach dem Abſchluß der Capitulation ſelbſt entwafnet, jedoch die Adler nebſt Zubehör in ſichre Verwahrung gebracht. Bald ſprengten nun Haufen von Koſaken und Baſchkiren heran, und tummelten ſich in wilden Kreiſen um uns herum.

Von Zeit zu Zeit erſchienen auch eine Menge Offiziere, beſonders von der Infanterie. Sie grüßten uns in gutem Deutſch oder franzöſiſch und hießen uns frohen Muthes ſeyn. Endlich kamen aber auch Schaaren von gemeinen Soldaten und forderten uns Uhren, Börſen u. ſ. w. ab. Ich gab alles her was ich hatte, an Geld allein faſt hundert Napoleons. Dennoch mußte ich noch meine Epaulette hinzufügen; auch büßte ich mein Pferd mit Sattel und Zeuge ein.

Gegen Mittag erſchien ein ruſſiſcher Flügeladjutant, hieß alle Offiziere unſeres Regiments, von den Hauptleuten abwärts, austreten, und gab Befehl zu unſerer Fortſchaffung nach Boriſow. Hier langten wir gegen zwei Uhr an und wurden in ein großes Haus gebracht, das bereits ganz mit andern gefangenen Offizieren angefüllt war. Indeſſen richteten wir uns ein, ſo gut es gehen wollte, und bereiteten uns ein köſtliches Mittagseſſen von — altem Pferdefleiſch.

Am 30. November ging es, unter neuer Koſakenbedeckung, weiter nach Jarowitz. Hier ward Nachtlager gemacht und etwas Brod und Brandwein unter uns ausgetheilt. Am folgenden Tage gleicher Marſch und gleiche geringe Beköſtigung. Am dritten, vierten, fünften u. ſ. w. eben ſo. Wir litten dabey nicht wenig von der Kälte, zumal da uns der Wind gerade entgegen blies.

Um daher wenigſtens den Unterleib zu ſchützen, ſtopften wir unſere Hoſenbunde dick mit Heu aus. Dies gab uns ein höchſt groteskes Anſehn, hielt uns jedoch vollkommen warm. Am übelſten waren wir in Anſehung unſerer Fußbekleidung daran. Die meiſten hatten weder Schuhe noch Stiefeln mehr, ſondern behalfen ſich mit einer Art roher Sandalen von Rindshaut.

Mir ſelbſt ging es Anfangs eben ſo; bis ich ein Paar ſehr gute Schuhe von einem alten, freundlichen Popen geſchenkt bekam. Endlich am 9. Decemb. langten wir zu Witepsk an, und wurden unter einem ungeheuren Zulaufe von Neugierigen, jenſeits der Düna, bei Juden einquartirt.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Aufenthalt in Witepsk — Einzelnheiten — Weitere Reiſe nach Luzin — Schwere Krankheit daſelbſt — Zienoziery — Frau von Zelpoff — Ruſſiſches Landgut. — Abſchied.

Unſere Lage war anfangs äußerſt traurig, indem uns außer Dach und Fach nicht das mindeſte gereicht ward. Wir konnten uns daher mit Koſt und Feuerung nur ſehr ſpärlich verſehn. Dabei mußten wir auf dem bloßen Boden ſchlafen, ohne daß nur ein wenig Stroh zu erhalten war. Allein es fehlte in Witepsk ſelbſt an vielen Bedürfniſſen dieſer Art. Hatte man doch nicht einmal für die Hoſpitäler Lebensmittel genug!

Acht Tage hatten wir ſo in unſeren Quartiren zugebracht, als unſere Lage ein wenig verbeſſert ward. Wir erhielten nämlich Nachricht, daß uns auf Befehl des ruſſiſchen Kaiſers ein täglicher Zuſchuß von funfzig Kopecken, ohngefähr achtzehn Kr. Rh. oder vier Groſchen Sächſiſch, ausgeſetzt worden ſey.

Dieſen nahmen wir nun vom erſten December an in Empfang. Zugleich erhielt jeder nach der menſchenfreundlichen Verordnung des Kaiſers Alexander einen neuen, ſehr guten Schaafpelz — in dieſer Jahrszeit und in dieſem Lande eine unſchätzbare Wohlthat für uns!

Der Erdboden war nun ſo hart gefroren daß Gräber zu machen eine Unmöglichkeit war. Die Leichname wurden daher vor der Stadt verbrannt. Wir ſelbſt um einigen Landsleuten die lezte Ehre zu erzeigen, wohnten einem ſolchen Begräbniſſe bei.

Der Todten waren an funfzig, die Sterblichkeit in den Hospitälern nahm von Tage zu Tage zu. Drei Viertheile der Gefangenen waren nämlich krank oder verwundet; von jenen ſtarben die Meiſten aus Mangel an Pflege, von dieſen faſt alle unter und nach der Amputation.

Wir hatten beinahe fünf Wochen zu Witepsk zugebracht; endlich traf der Befehl zu unſerer weiteren Reiſe ein. So brachen wir am 15. Jan. 1813 mit einer langen Schlittenkaravane auf, und kamen am 24. d. M. in Luzin an. Hier ward ich nebſt einem meiner Grenadiere, dem einzigen, den man mir gelaſſen hatte, bei einem armen penſionirten ruſſiſchen Feldſcheerer einquartirt.

Dieſer gute, ehrliche Mann, wußte aus mehr als fünf und zwanzigjährigen Dienſten nur zu gut, was Krieg und Gefangenſchaft war. Er nahm mich daher mit vieler Freundlichkeit auf, und räumte mir die beſte Stelle am Ofen ein.

Aber wenig Tage, und ich fiel in Folge der großen bisherigen Strapazen in eine ſchwere Krankheit, deren Charakter kaum zu erkennen war. So lag ich ſieben volle Wochen auf meiner harten Streu, mit nichts als meinem Pelze bedeckt; aber von meinem treuen Grenadier, und dem guten alten Ruſſen nach Möglichkeit gepflegt.

Meine Landsleute, die mich täglich und ſelbſt in meinem bewußtloſen Zuſtande beſuchten, ſorgten dafür, daß es mir nie an dem Nöthigen gebrach. Endlich am 19. März in einer heiterem warmen Mittagsſtunde konnte ich das erſte Mal wieder ausgehn.

Einige Tage darauf ward mir eine angenehme Botſchaft gebracht. Ein benachbarter Edelmann, ein Herr von Waſikoff, glaubte unter den gefangenen Offiziers wohl einen Lehrer der Mathematik u. ſ. w. für ſeine Söhne zu finden, und hatte deshalb unter Bürgſchaft die nöthige Zuſtimmung des Gornitſchik * erwirkt.

Seine Wahl war nach einigen Erkundigungen auf mich gefallen; indem ich ihm am geeigneteſten dazu ſchien. Ich beantwortete dieſen Antrag, wie ich ſollte, und war ſchon am folgenden Morgen in einer guten Kibitke abge-

---

* Statthalters.

holt. Das Gut war nahe; es lag nur dreißig Werſte von Luzin.

Mein Empfang war ſehr herzlich; alles verſprach mir einen angenehmen Aufenthalt. Leider konnten wir uns aber nur wenig unterhalten, indem keiner die Sprache des andern verſtand. Mit den ziemlich erwachſenen Söhnen war dies eben der Fall, ſo daß ſich außer der Geometrie, an keinen Unterricht denken ließ.

Ich ſelbſt fühlte dies natürlich am meiſten, und war daher ſehr erfreut, als ich unvermuthet einen andern paſſenden Antrag erhielt. Ich verdankte denſelben einem holländiſchen Regimentsarzte, der auf einem andern Gute in der Nähe lebte, von mir gehört hatte, und mich zu beſuchen kam.

Es war eine bejahrte, würdige Dame, die Frau von Telpoff, Wittwe eines verdienten Generals, die mich als Hausfreund aufzunehmen verſprach. Ihr älteſter Sohn, erſt zwei und zwanzig Jahr alt, hatte als erſter Gardelieutenant, den ganzen Feldzug bis zur Schlacht von Moſaisk mitgemacht. Er hatte ſich dabei ſo vielfältig ausgezeichnet, daß er von dem Kaiſer einen goldnen Ehrendegen erhielt.

Bald darauf aber fing er an zu kränkeln, mußte bei den ſtarken Märſchen zurückbleiben, und erhielt endlich einen unbeſtimmten Urlaub. Jezt fing er an ſich allmählig zu erholen; fand aber, daß militäriſcher Umgang ein Bedürfniß für ihn war. Dies eben hatte Frau von Telpoff am meiſten zu ihrem Antrage beſtimmt. Zwanzig Minuten, und ich ſaß bei dem Doctor im Wagen; drei Stunden, und wir waren in Zieneziery — ſo hieß das Landgut — angelangt.

Nie werde ich die Güte vergeſſen, womit ich empfangen, nie die Freundſchaft, womit ich behandelt ward. Der junge Mann und ich gewannen einander auf den erſten Augenblick lieb. Er ſprach fertig franzöſiſch und deutſch, wir gingen wie Brüder mit einander um.

Auch die übrigen Glieder der Familie waren höchſt liebenswürdig, und bezeigten wir vielen Antheil. Dies gilt beſonders von der würdigen Frau von Telpoff ſelbſt, die mich mit Kleidern und Wäſche verſah. Zugleich unterrichtete ſie mich im Ruſſiſchen, ſo daß ich es bald zu ſprechen anfing.

Das Wetter ward nun von Tage zu Tage immer ſchöner, und Bruder Telpoff nahm ſichtbar an Kräften zu. Auch ich ward wieder ganz der Vorige, und gab mich von neuem den Reizen des Lebens hin. Schon machten wir Pläne zu einer Reihe von Sommervergnügungen; als alles auf einmal vereitelt ward.

Ein Bote aus Luzin überbrachte mir nämlich die Nachricht, daß abermals Befehl zu unſerer weitern Fortſchaffung eingetroffen ſey. Höchſtbetrübt nahm ich daher am andern Morgen von dieſer edelmüthigen Familie Abſchied, und fuhr nach Luzin zurück.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Abreiſe von Luzin — Newel. — Weliſch — Liſt eines Gefangenen — Potaſchſiedereien — Tarnovitz — Der freundliche Gouverneur — Statoff — Tſcheripowitz — Der ruſſiſche Major — Ankunft in Wologda.

Am 3. Mai wurden wir, ohngefähr vierzig Offiziere zuſammen, zu zwei und zwei auf Kibitken vertheilt. Außer meinem treuen Grenadier befanden ſich nur noch ſieben Soldaten bei uns. Die ganze Karavane ward von einem ruſſiſchen Fähndrich geführt, der zwar kaum ſiebenzehn Jahr alt war; aber den Zug recht gut in Ordnung zu halten verſtand. Da es indeſſen, auf den meiſten Stationen, an Pferden fehlte, kamen wir erſt am 13. in Reval an.

Nach einem abermaligen Aufenthalte von eilf Tagen, ward endlich die Reiſe nach Weliſch fortgeſetzt. Auch dieſer ganze Strich bot nichts bemerkenswerthes dar. In Weliſch ſelbſt, das wir am 28. erreichten, erhielten wir von neuem an Tagegeldern, was man uns ſchuldig war. Zu unſerer großen Freude, fanden wir hier einen holländiſchen Wundarzt, wenn ich nicht irre von Haarlem.

Er war bei der Schlacht von Moſaisk gefangen worden, und hatte ſchon ſieben Monate in Weliſch zugebracht. Auf ſeine Bitte erhielt er Erlaubniß uns begleiten zu dürfen, und in der Freude ſeines Herzens zeigte er uns einen Schaz von hundert Napoleons. Er hatte denſelben der Plünderung auf folgende Art zu entziehen gewußt. Als er nämlich die Koſaken von weitem ankommen ſah, that er ſein Gold in ein blutiges Tuch, und legte ſich dieſes, wie einen Verband, um das Knie.

Wir verſahen uns nun mit Lebensmitteln, und traten am letzten Mai unter einem anderen Führer, die Reiſe nach Tarnopitz an. Von dieſem erfuhren wir nunmehr, daß man uns auf lauter Seitenwegen transportire, weil dieſes ausdrücklich vorgeſchrieben ſey. So fuhren wir, meiſtens durch Wälder, bald an dem rechten, bald an dem linken Ufer der Düna hin, und brachten die Nächte im Freien, in einer Art Wagenburg zu.

Am 4. Juni nahmen wir unſer Nachtlager am Rande eines Waldes, in der Nähe einer Potaſcheſiederei. Sie beſtand aus ſechs großen, viereckigen Gebäuden, und war mit einigen achtzig Leibeigenen, unter der Aufſicht zweier Meiſter beſetzt. Dieſe Leute leben meiſtens von Fiſchen, womit ſie ſich aus der Taraga, die nicht weit davon in die Düna fällt, im Ueberfluße verſehn. Wir ſelbſt bereiteten uns hier ein ſchmackhaftes Fiſchgericht. Der Eigenthümer dieſer Waldcolonie iſt ein reicher Fürſt, der zu Moskwa lebt.

Am folgenden Tage Nachmittags kamen wir zu Tarnopitz an. Dieſe Stadt nimmt ſich, ihrer vielen Kirchthürme und Kuppeln wegen, von weitem ſehr vortheilhaft aus. Das Innere indeſſen iſt nichts weniger als ſchön;

doch ſind alle Fenſter mit eiſernen Gittern verſehn. Der Gornitſchik nahm uns ſehr gütig auf, und ſetzte uns eine Veſpercollation vor. Wir erhielten hierauf ein ziemlich gutes Quartier, wo er uns auch eine Abendmahlzeit auftragen ließ.

Vom 7 — 13. Juni ging es nach Stakoff. Wir fuhren über mehrere große Moräſte, die deshalb mit Knüppelbrücken verſehen ſind. Weiterhin paſſirten wir die Düna, und dann die Wolga, beide auf einer Art von Floß, das aus zwei großen, ausgehöhlten Baumſtämmen beſtand.

Zu Stakoff, wurden wir in einem großen, einſtöckigen Hauſe untergebracht, das eigens für die Gefangenen beſtimmt war. Die hölzernen Wände waren daher überall mit Namen bedeckt. Jeder von uns fand mehrere Bekannte darunter, was denn zu vielen Geſprächen Veranlaſſung gab.

Am 15. brachen wir wieder von Stakoff auf: am 18. kamen wir zu Wiſchuriwoloſchok an, wo eben Jahrmarkt war. Hier ſahen wir die großen, platten Getraideſchiffe, die auf dem bekannten Canale, zu vielen hunderten nach St. Petersburg gehn. Es befindet ſich kein einziges Stück Eiſen daran, alle Zapfen u. ſ. w. ſind von Holz. Vom 20. Juni, bis 2. Juli ging es meiſtens durch überſchwemmte Gegenden bis Tſcheripowitz. Wir kamen dabei durch mehrere kleine Städte und Dörfer, wo immer wenigſtens etwas zu finden war.

Um bei der Ueberſchwemmung nicht den Weg zu verfehlen, erhielten wir von Ortſchaft zu Ortſchaft einen Führer, der der Karavane in einem Kahne vorausfuhr. Dieſer Kahn war nichts anders als ein ausgehöhlter Baumſtamm. Das Waſſer ſtand häufig an drittehalb Fuß hoch, ſo daß es in die Kibitken drang. Bei dem wärmern Wetter indeſſen, machten wir uns ſehr wenig daraus. Die ganze weite Strecke, ward ohne den mindeſten Unfall zurückgelegt.

In Tſcheripowitz fanden wir noch eine Menge Offiziere, von allen Nationen und allen Waffengattungen, und gleichfalls wie wir, nach Wologda beſtimmt. Unſere Geſammtzahl ſtieg daher auf ſechs und ſiebenzig; verſteht ſich, daß man uns mit den gehörigen Kibitken verſah. Wir mußten indeſſen fünf Tage liegen bleiben, ehe alles in Ordnung kam. Auch wurden uns noch drei deutſche, und fünf franzöſiſche Soldaten zugeſellt.

Der Weg ging abermals meiſtens durch ungeheure Waldungen, wo indeſſen alle vier bis fünf Stunden gewöhnlich ein Dorf befindlich war. In einem derſelben, das Zeto hieß, wurden wir von einem wohlhabenden, ruſſiſchen Major ſehr ſtattlich traktirt. Er war Invalid im militäriſchen Sinne, allein bei allen dem, noch ein rüſtiger Mann. Unſere Eßluſt und unſere Dankbarkeit ſchien ihm große Freude zu machen; er ſchenkte uns mit eigenen Händen eine Art feinen Doppelanis ein.

„Eßt und trinkt meine Herren Cameraden“! — ſagte er — „Eßt und trinkt, ſo viel ihr könnt, und nehmt das Uebrige ohne Umſtände mit! — Man hat mir in Frankreich und Holland auch viel gutes erzeigt! — So iſt der Krieg! Heute mir, morgen dir!“ —

„Wird nicht lange dauern! fuhr er fort — Wird bald aus ſeyn! — Sind ſchon in Sachſen, viele tauſend Werſte von hier! — Nun, in einem Jährchen werdet ihr euer Vaterland wieder ſehn!“ — So ſprach der Ehrenmann, und wir machten von ſeiner Gaſtfreundſchaft allen nur möglichen Gebrauch.

Unter den Soldaten, die man uns zugeſellt hatte, befanden ſich einige Schuſter und Schneider, eine unſchätzbare Entdeckung für uns. Am letzten Raſttage vor Wologda, fand daher eine Generalausbeſſerung unſeres Fußwerkes und unſerer Kleidung ſtatt.

Unſere Pelze waren uns jetzt bei Tage zur Laſt; wurden aber dafür als gute Nachtdecken gebraucht. Auch gaben ſie bei Regenwetter, die Wolle nach außen gekehrt, nützliche Regenſchirme ab. So langten wir am 11. Juli in Wologda an.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Abreiſe von Wologda — Bovi — Die arme Soldatenfrau — Galliſch — Die Färberfamilie — die wandernden Kabaken — Wiatska — Verlegenheit — Der Gouverneur — Ankunft zu Kaſan.

Nach einem neuntägigen Aufenthalte verließen wir Wologda, um bis Bovi zu gehn. Die Hitze war groß, der Staub unerträglich, die Landſchaft kahl und nur wenig angebaut. Bei unſerer Ankunft zu Bovi wurden wir, wie gewöhnlich, nur bey geringen Leuten einquartirt. Ich ſelbſt, nebſt noch einem Kameraden, kam zu einer armen Soldatenfrau, deren Mann mit im Felde war. Sie bot alles auf, was in ihren Kräften ſtand, und wir erkannten es dankbar an.

Nie werde ich vergeſſen, wie rührend ſie von uns Abſchied nahm — „Da!“ — ſagte ſie, indem ſie uns noch ein großes Brodt in die Kibitke reichte — „Da nehmt! Es iſt euch gern gegeben! Gott ſey mit euch!“

„Ach!“ — fuhr ſie weinend fort — „Ach! Wenn mein armer Mann in Feindes Händen iſt, erhält er vielleicht von guten Menſchen auch wieder Brodt!“ — Mitleid! Tochter des Himmels! Du biſt weiblicher Natur!

Gegen Abend langten wir in einem Dorfe an, aus dem unſer neuer Führer gebürtig war. Er beſaß ein ſchönes, großes Haus daſelbſt, worin er uns ſämmtlich ſehr gaſtfrey aufnahm. Den folgenden Tag ging es bis Galliſch, einer Stadt, die ſehr romantiſch an einem See liegt. Dieſer iſt äußerſt fiſchreich, und mit hohen, waldbewachſenen Bergen umringt. Hier wurde ich, nebſt noch einem Kameraden, bey einem Färber einquartirt.

Bey unſerem Eintritte kam das ganze Haus in Bewegung. Meiſter, Meiſterin, Geſellen, Geſinde, alles ſtarrte uns mit einer Art Entſetzen an. Endlich nahm die Meiſterin, mit einem Säugling auf dem Arme, das Wort:

„Seht, wie euch Gott geſtraft hat!“ ſagte ſie — „In Moſkwa habt ihr Kinder geſchlachtet und gegeſſen — Jetzt lebt ihr von Allmoſenbrodt — Aber ihr ſeyd im Elend; ich will euch geben, was das Haus vermag! — Doch!“ — fuhr ſie fort, indem ſie den Säugling an ſich drückte — „Doch — Wenn ihr dieſen anrührt, ſo ſeyd ihr des Todes, ich ſag' es euch!“

Indeſſen ging es zum Eſſen, und ich ſaß zwiſchen dem Meiſter und der Meiſterin. Bald fand das Kind an meinen Knöpfen Gefallen, zeigte darnach und lächelte mit mir. Da öffnete ſich das Mutterherz.

„Jetzt glaube ich doch“ — ſagte die gute Frau — „Jetzt glaube ich doch, daß ihr keiner von jenen geweſen ſeyd! — Denn mein Kind iſt gar klug; es hätte euch ſonſt gewiß nicht getraut!“ — Wir brachten den Reſt des Juli in Galliſch zu.

Am 1. Auguſt erhielten wir endlich Pferde, und paßirten die Onsja, auf einer fliegenden Fähre, die aus Baumſtämmen zuſammen geſetzt war. Das Tau, woran dieſelbe hin und wieder lief, war aus bloßem Baſt, aber ſehr kunſtmäßig gedreht. Auf gleiche Art ſetzten wir weiter hin auch über die Nosja, worauf wir in einem Dorfe zum erſten Male Schneeſchuhe ſahn.

Es waren ſechs Fuß lange, etwas gekrümmte Breter, ungefähr einen Zoll dick, und zehen breit. In der Mitte befindet ſich eine kleine Aushöhlung, worin der Fuß mit Baſt befeſtigt wird. Dieſe Schneeſchuhe ſind alſo ganz nach norwegiſcher Art gemacht.

Siebzehn Tage lang ging es nun durch lauter kahle, einförmige Gegenden, von einem Nachtlager zum andern fort. In dieſen Dörfern trafen wir die erſten, wandernden Brandweinſchenken oder Kabaken an.

Eine ſolche Kabake gleicht einem deutſchen Bierwagen; nur daß ſie etwas höher und kürzer iſt. Statt des Schildes, dient eine lange Stange, oben mit einer Art Beſen verſehn. Hieran kann man ſchon von weitem erkennen, ob eine Kabake im Dorfe befindlich iſt, worauf dann Alles dahin ſtrömt.

Endlich, am 18. Auguſt Mittags, kamen wir in Wiätska an. Sogleich bekamen wir einen Polizeiſoldaten zum Führer, und bald hielten wir vor einem anſehnlichen Hauſe ſtill.

„Hier!“ — ſagte der Soldat — „Fünf von euch hinein! — Die andern gegenüber und neben an, wo und wie die Zahlen ſtehn!“ — Zugleich ſchrieb er dieſelben mit Kreide an die Thüren und verließ uns. Jeder, mit ſeinem Bündel unter dem Arme, ſtiegen wir nun ab, und unſere Kibitken fahren eilig davon.

Das unſerer Parthie angewieſene Haus war verſchloſſen; wir meldeten uns daher mit einiger Lebhaftigkeit. — „Geht zum Teufel!“ — ſchrie uns ein alter ruſſiſcher Diener aus dem Fenſter zu, und ſpie auf uns — „Geht zum Teufel! Hier iſt kein Quartier für ſolches Lumpenpack!“ — Was war zu thun? — Schnell beſchloſſen wir zu dem Gouverneur zu gehn — Die Wohnung deſſelben war nahe; ein Knabe zeigte uns den Weg dahin; bald waren wir daſelbſt angelangt.

„Halt da!“ — riefen die Schildwachen, und kreuzten ihre Gewehre — „Halt da! — Erſt Meldung, und dann paſſirt. — Ueberdem ſpeiſ't die Excellenz!“ —

Jetzt entſtand ein heftiger Wortwechſel, bis endlich ein Bedienter erſchien und uns zu melden verſprach. Wenige Minuten darauf kam er wieder und geleitete uns in den Speiſeſaal, wo der Gouverneur, mit einer glänzenden Geſellſchaft, an der Tafel ſaß.

„Wer ſind die Herren?“ — fragte er im beſten Deutſch — „Und was wünſchen ſie?“ — Wir nannten uns, und brachten unſer Anliegen vor — „Seyn Sie unbeſorgt!“ — war die Antwort — „Couverts für die Herren, wo eben noch Platz iſt!“ — Es geſchah! —

„So, meine Herren Holländer!“ — fuhr er fort — „Setzen Sie ſich, und langen Sie zu!“ — In demſelben Augenblicke erſchienen die Schüſſeln und Flaſchen; kurz, wir hielten eine vortreffliche Mahlzeit. Bei dem Caffee folgte dann die Erzählung unſerer Kriegs- und Reiſefahrten vom erſten Augenblicke an.

Gegen vier Uhr endlich kehrten wir, in Begleitung eines Unterbeamten, zu unſeren Gefährten zurück, die uns freudig entgegen ſahn. Augenblicklich ward nun Rath geſchafft. — „He! Iwan Petrewitſch!“ — rief unſer Begleiter mit dem ruſſiſchen Kernfluche, „S — mat. — He aufgemacht! — Oder es ſetzt etwas!“ —

Iwan erſchien, bat mit vielen Verbeugungen um gutes Wetter, und nahm uns nunmehr, ohne Widerrede auf. Wir blieben bis zum 23. in Wiätska, brachen dann wieder auf, und kamen am 1. Sept. gegen Mittag zu Kaſan an.

Siebentes Kapitel.

Inhalt.

Kaſan — Der deutſche Schuhmacher — Seine Gutmüthigkeit — Abreiſe — Schabatska. — Der traurige Wittwer — Die Tartaren — Der komiſche Quartiermeiſter — Minſelinski — Endliche Beſtimmung.

Man erinnert ſich, daß Kaſan aus zwei Theilen beſteht; aus der tartariſchen Stadt, die ſich an der Wolga hinzieht, und aus der ruſſiſchen, die auf dem Berge liegt. In letzterer wurden wir, meiſtens bei ärmlichen Leuten, einquartirt.

Bald darauf ward ich aus einem Nachbarhauſe deutſch angerufen: — „Was iſt der

Herr für ein Landsmann?“ — „Ein Holländer!“ — antwortete ich, eben ſo — „Ei, ſo komme der Herr herein!“ — hieß es nun freundlich — „Er iſt mir gerade ein recht lieber Gaſt!“

Man kann denken, daß ich mir dies nicht zwei Mal ſagen ließ, und der trefflichen Mahlzeit alle Ehre anthat. Bald hörte ich nun, daß mein wohlwollender Wirth ein begüterter, deutſcher Schuhmacher, und ein großer Freund der Holländer war. Er hatte in ſeiner Jugend zu Rotterdam gearbeitet, und zog dieſe Stadt allen übrigen vor. Als kinderloſer Wittwer fand er nun ſeine größte Freude im Wohlthun.

Zum Nachtiſch ließ er einige Flaſchen Aſtracan bringen, und bat mich um die Erzählung meiner Schickſale vom Ausmarſche an. Ich befriedigte ihn auf's Beſte, ſo, daß er mich nebſt meinem Grenadiere aufzunehmen beſchloß. Dieſer ward augenblicklich gerufen und an dem Geſellentiſche traktirt.

„Ich hab' es in Holland ſo gut gehabt“ — ſagte mein freundlicher Wirth — „daß ich es niemals vergeſſen kann.“ — Wir blieben auf dieſe Art volle zehn Tage bei ihm.

Am 12. Sept. Morgens gab er uns noch ein vortreffliches Frühſtück, fügte verſchiedene Lebensmittel für die Reiſe hinzu, machte Jedem mit zwei Paar Schuhen ein Geſchenk, und drückte mir obendrein ſechs Fünf-Rubelzettel in die Hand.

So brachen wir ſämmtlich, mit Ausnahme der Staabsoffiziere, wieder Auf; unſer Führer, ein penſionirter Offizier, trug große Sorge für uns. Indeſſen war er äußerſt ſtill und in ſich gekehrt; man ſah wohl, daß irgend ein Kummer auf ſeinem Herzen lag. Am 16. kamen wir in Schabatska, ſeinem Wohnorte, an.

Hier nahm er mich, nebſt noch einem Kameraden, in ſein Haus, und gab uns eine treffliche Abendmahlzeit. Wir ſprachen viel von unſerem Feldzuge; er hörte mit vieler Theilnahme zu — „Ach Gott!“ — ſagte er endlich — „Wohl denen, die im Grabe ruhn!“ —

„Sehet“ — fuhr er fort, und zeigte auf das Bild eines ſchönen, jungen Weibes — „Sehet, liebe Kameraden! — Das war meine Chatinka! — Meine erſte Liebe, mein Alles in dieſer Welt!“ — Er drückte mir die Hand und — ſchwieg.

„Wir waren unausſprechlich glücklich“ — fing er nach einigen Minuten wieder an — „Da verlor ich ſie — In weniger, als einer Stunde, war ſie todt und lebendig! — Ich weiß nicht, wie ich es überſtanden habe; der Säugling war mein einziger Troſt — Nun habe ich auch dieſen verloren; nun bin ich ganz allein — Aber Gott wird ſich meiner erbarmen; ja, es wird bald zu Ende gehn! — Ihr lieben Kameraden, ſchließt auch mich in euer Gebet!“ — Wir verſprachen es ihm, und ſchieden — tief gerührt.

Die Reiſe ging nun, wie vorher, durch zahlreiche tartariſche Dörfer fort. Allein die Einwohner ſchienen äußerſt mißtrauiſch, und verſchloſſen uns Thor und Thür. Wir erriethen, daß dieſes den Weibern wegen geſchah; indeſſen gingen uns darüber die Lebensmittel aus. So nahmen wir endlich zu folgendem Mittel unſere Zuflucht. Man erinnert ſich nämlich, daß die Tartaren, um den gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, Muhamedaner ſind.

Wir hatten noch eine große Speckſeite übrig; dieſe ward nun zum Wunderſtabe beſtimmt. In dem nächſten tartariſchen Dorfe ward alſo Halt gemacht! —

„Tartaren, heraus!“ — rief unſer neuer Führer — „Brodt, Hühner und Eier herbei! — Es wird bezahlt, alles bezahlt! — Heraus, Tartaren, heraus! — Wer nicht kommt, dem wird der Keſſel genommen und Speck darin gekocht!“ —

Dies wirkte augenblicklich, und ſo brachten ſie alles herbei. — Wir nannten die Speckſeite, von nun an, unſern Quartiermeiſter; es war in der That ein ächt ruſſiſcher Einfall!

Nachdem wir auf dieſe Art vierzehn Tage lang fortgereiſ't waren, kamen wir endlich, am 1. Oct., in Bugolma an. Hier blieben wir bis zum zwölften liegen, und erfuhren nunmehr, daß das Städtchen Minſelinsky, vier Tagereiſen weiter, das Ziel unſerer Beſtimmung ſey.

Ein deutſcher Arzt, der ſich ein halbes Jahr dort aufgehalten hatte, machte uns eine ziemlich günſtige Beſchreibung davon. So trafen wir am 16. Oct. daſelbſt ein. Die Lage des Städtchens, am Abhange eines Berges, den ein fiſchreicher Fluß beſpült, kam uns recht angenehm vor.

Wir waren nun an vierzig Offiziere zuſammen, nämlich ſechs Holländer, neunzehn Franzoſen, eilf Italiener, u. dgl. m. Hierzu kamen hundert Mann gemeine Soldaten von allen Nationen; ſie hatten ſich ſeit Kaſan allmählich an uns angereiht.

Dieſe Maſſe einzuquartieren, hatte anfangs nicht wenig Schwierigkeit. Indeſſen erhielten wir Offiziere ein eigenes Haus für uns allein, während man die Gemeinen bei Webern, Gärtnern u. ſ. w. unterzubringen bemüht war.

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Minſelinsky — Häusliche Einrichtung — Lebensart — Wohlfeilheit — Die polniſchen Offiziere — Der Bruder Maurer — Abendzeitvertreibe — Hr. v. Macaroff — Zarſchien.

Wir hatten ſeit fünf und vierzig Tagen keine Gelder erhalten; die meiſten von uns befanden ſich daher in großer Verlegenheit, und hatten, im eigentlichen Sinne, kaum das trockne Brodt. Was mich ſelbſt anlangt; ſo ging es mir ziemlich gut. Als die dreißig Rubel ausgegeben waren, halfen mir reichere Landsleute aus. Endlich, am 24. Oct., erhielten wir unſere Rückſtände, und wurden von nun an regelmäßig aller acht Tage ausgezahlt.

Jetzt beſchloſſen wir nun, eine gemeinſchaftliche Haushaltung zu führen, ſo, daß unſer Taggeld zuſammengeſchoſſen, das Nöthige davon angeſchafft und alle Sonnabende Rechnung abgelegt ward. Der Hauptmarkttag war Mittwochs. Hier kamen die Tartaren mit Rind-, Kalb- und Hammelfleiſch, ſo wie mit Wildpret, Geflügel, Eiern u. ſ. w. in Menge herbei.

Alle dieſe Lebensmittel waren eben ſo gut, als wohlfeil. Wir erhielten z. B. fünf und zwanzig Haſen, das Stück für einen Stüber, zuſammen, ohne das Fell verſteht ſich. Da wir nun mehrere Köche, Paſtetenbäcker u. ſ. w. unter den Soldaten fanden, lebten wir außerordentlich gut. Holz, Schmalz und andere ähnliche Bedürfniſſe waren ebenfalls ziemlich wohlfeil.

Von Zeit zu Zeit kamen nun immer mehr Abtheilungen Kriegsgefangener an, ſämmtlich noch tiefer in's Innere beſtimmt. Wir verſäumten nie, ſie zu beſuchen, fanden aber nur ſelten eigentliche Landsleute darunter, was leicht begreiflich war.

Eines Tages trafen an hundert und zwanzig polniſche Offiziere, von der Garniſon von Danzig, ein. Ihr Beſtimmungsort war **Tobolsk** in Sibirien. Sie hatten ſeit ſiebzehn Tagen nichts als Brodt und Brandwein gehabt; wir eilten ſie nach Möglichkeit mit Wildpret zu verſehn.

Unter dieſen Offizieren befand ſich ein Artillerielieutenant, Namens **Schulz**, der Maurer war. Dieſer nahm mich am andern Morgen bei Seite, und bot mir, als Bruder, die Hälfte ſeines Vermögens, d. h. fünf Dukaten, an. Ich kann nicht ſagen, wie ſehr ich dadurch gerührt ward.

Der wohlthätige Einfluß der Maurerei äußerte ſich auch in dieſem ſchrecklichen Kriege bei jeder Gelegenheit. Ja, unſer edler Orden erhält immer und überall die Humanität. Man kann übrigens leicht denken, daß ich in meiner erträglichen Lage vom Bruder **Schulz** nicht das Mindeſte annahm.

So war der November herangekommen, und die Tage wurden nun äußerſt kurz. Um dieſe langen Abende hinzubringen, ſuchten wir daher alles Mögliche hervor. So bildeten wir eine Art Orcheſter, ſetzten ein Sängerchor zuſammen und gaben ziemlich erträgliche Concerts. Weiterhin führten wir kleine, luſtige Theaterſtücke, nach verabredeten Entwürfen aus dem Stegreife, auf.

Nicht wenig zu unſerer Unterhaltung trugen auch einige, unter den Soldaten entdeckte Artiſten, bei. Dieſes waren ein Groteſktänzer, ein Poſſenreißer, ein Taſchenſpieler u. dgl. mehr. Unter andern ward auch eine Laterna magica zu Stande gebracht, und ein Marionetten-Theater verſucht. Man kann denken, was das für Aufſehn machte; bald ſtrömten hunderte von Zuſchauern herbei. Doch, ich kehre zu meiner eigenen Geſchichte zurück.

Eines Nachmittags kam ich von einem kurzen Spaziergange, durch die Stadt, zurück. Plötzlich ſchritt ein Unbekannter auf mich zu, redete mich in gutem Franzöſiſch an, und lud mich auf eine Taſſe Thee zu ſich. Ich folgte ihm, und fand eine zahlreiche Geſellſchaft. Das Geſpräch ward nun deutſch fortgeſezt; alle bezeigten mir herzlichen Antheil. Ich erfuhr jezt, daß mein Unbekannter ein Herr von Macaroff und der Bruder der Frau vom Hauſe war.

Bald darauf nahm er mich in ein Fenſter, und bot mir freien Aufenthalt auf ſeinem Gute an. Dieſes war nur achtzehn Werſte oder fünftehalb Stunden von Minſelinsky entfernt. — „Sie ſind völlig unabhängig!“ — ſagte er — „Sie leben als Gaſt bei mir! — Ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefallen wird!“ —

Meine Antwort läßt ſich denken: doch muß ich geſtehn, daß mir die Trennung von meinen Landsleuten wehe that. So brachen wir am folgenden Vormittage auf, und langten in weniger als fünf Viertelſtunden zu Zarſchien* an.

Herr von Macareff hatte bis zum Jahre 1801 gedient, und unter andern, den letzten Feldzug (1798—99) in Italien mitgemacht. — Als er endlich ſeinen Abſchied nahm, ward er charakteriſirter Oberſter, und erhielt überdem mehrere hundert Bauern zum Geſchenk.

So hatte er ſich mit einer ſehr reichen Erbin verheyrathet, die in Moskwa erzogen worden war, und lebte nun, ein glücklicher Gatte und Vater, in glänzender Unabhängigkeit. Er hatte drei Töchter, wovon die älteſte an zwölf Jahr alt ſchien. Schon der erſte Anblick nahm für dieſe Familie ein.

---

* Dies iſt der Name des Landguts.

Das Herrnhaus, das wir bewohnten, lag auf einer Anhöhe, etwas von dem eigentlichen Dorfe entfernt. Es hatte zwar nur einen Stock, enthielt aber mehr als zwanzig Zimmer, ſämmtlich in bequemer Verbindung. Dieſe waren theils getäfelt, theils tapeziert, und alle mit geſchmackvollen Meublen verſehn. Die großen, viereckigen Oefen beſtanden aus holländiſchen Fließen und reichten bis an die Decke hinan. Die Fußböden waren mit zierlichen Matten und Teppichen belegt. Ich erhielt zwei dieſer freundlichen Zimmer zu meinem Gebrauch.

Die eigentlichen Wirthſchaftsgebäude befanden ſich hinter dem Herrnhauſe, am Ufer eines Sees. In der Entfernung zogen ſich Wälder hin. Das Dorf ſelbſt lag an der Heerſtraße und war recht gut gebaut. Herr von Macaroff hatte, nach dem Brande von Moskwa, mehrere deutſche Handwerker an ſich zu ziehen gewußt. Die ganze Bevölkerung mochte ſich auf fünf hundert Seelen belaufen, was in dieſen Gegenden ſehr bedeutend iſt.[*]

Neuntes Kapitel.

Inhalt.

Ruſſiſches Landleben — Tagsgewohnheiten — Der Winter — Schlittenfahrten bei Mondſchein — Beſuche — Der Sommer — Anlagen — Der tartariſche Jahrmarkt — Der Baſkiren-Oberſte — Ruſſiſche Miſcellen.

Unſere gewöhnliche Lebensart pflegte nun den Winter über folgende zu ſeyn. Halb neun Uhr verſammelte man ſich im Speiſezimmer zum

---

[*] Mein gütiger Freund beſaß noch ſo viel andere Güter, daß er im Ganzen Herr von vier tauſend Bauern war.

Frühſtück. Hier ſtand Thee, Caffee und Chocolade, nebſt Brod, Butter, kaltem Braten, Schinken u. ſ. w. bereit. Für Liebhaber war auch Doppelanis und perſiſcher Wein bereit. Man rauchte dabei, ſo viel man wollte; ſelbſt Frau von Macaroff verſchmähte ihr Pfeifchen Kanaſter nicht.

So blieben wir über eine Stunde beiſammen, worauf jedes ſeinen Geſchäften nachging. Herr von Macaroff beſuchte ſeine Ställe u. ſ. w.; die Frau vom Hauſe hielt eine Wirthſchaftsſitzung; ich gab den Fräuleins im Zeichnen und im Franzöſiſchen Unterricht. Gegen halb zwölf Uhr fuhren oder ritten wir aus; bald die ganze Familie, bald mein gütiger Wirth und ich allein. Häufig wurde beſonders ein benachbartes Gut, mit einer ſchönen Schäferei beſucht.

Um zwei Uhr ging es zum Mittagseſſen, worauf ſich um drei Jedermann in ſein Zimmer begab. Um vier Uhr ward Caffee getrunken und dann Billard geſpielt. Bei Mondſchein und nicht zu großer Kälte wurden auch häufig Schlittenparthieen gemacht.

Jetzt, gegen ſieben, kamen die Zeitungen an, die H. v. Macaroff täglich erhielt; zugleich wurden feine Likörs mit Zwieback herumgereicht. Um neun Uhr endlich ging es zum Abendeſſen, das unter allerhand Geſprächen bis eilf verlängert ward. Regelmäßig ſtachen wir dabei einige Flaſchen Schiras aus.

Dieſe Tagesordnung ward nur dann verändert, wenn Geſellſchaft eintraf, oder von uns ſelbſt ein Gegenbeſuch gemacht ward. Dies fand beſonders an Geburtstagen, oder bei Gelegenheit anderer Familienfeſte Statt. Oft hatten wir zwanzig bis dreißig Perſonen bei uns; nicht ſelten trafen wir zu ſechs bis ſieben Parthieen auf andern Gütern ein.

Eben ſo fuhren wir alle Wochen wenigſtens ein Mal nach der Stadt, auch machten wir häufige Jagdpartieen. Ein großer Theil des erlegten Wildes kam dann meinen ſämmtlichen Kameraden zu gut. Dieſe erhielten auch von Zeit zu Zeit eine Weinlieferung.

So war der Winter vergangen, und ich hatte unterdeſſen das Ruſſiſche ziemlich gut gelernt. Wir waren von allen Fortſchritten der Verbündeten durch die Zeitungen unterrichtet, wir wußten, daß ſich die ruſſiſche Armee am Rheine beſind. Jetzt gab es nun im Freien Beſchäftigungen aller Art für mich.

Ich lehrte dem Fiſchmeiſter das Netzſtricken auf holländiſche Art, ließ die Ställe verbeſſern, zeigte den Zimmerleuten die Bauart von Fiſcherbooten zu ſechs Mann, und richtete ſogar ein kleines Gewächshaus ein. Es iſt außerordentlich, wie viel Kenntniſſe, Handgriffe u. ſ. w. blos durch die Kriegsgefangenen im Innern von Rußland verbreitet worden ſind.

Außer jenen Beſchäftigungen boten beſonders die Ausflüge in die Nachbarſchaft mannichfaltige Abwechſelung dar. Unter andern fuhren wir einmal nach L., einem tartariſchen Dorfe, einige zwanzig Werſte von unſerm Gut. Hier bekam ich einen Begriff von den Jahrmärkten im Innern dieſes ungeheuren Rußlands. Das Ganze glich einem Lager, rundherum mit Laubhütten beſetzt.

In der Mitte wurden Pferderennen gehalten; der nomadiſche Charakter war unverkennbar. Hauptartikel unter den Waaren ſchienen ſeidene Tücher, Baumwollzeuge, Sägen, Beile, Keſſel und Lampen zu ſeyn. Die tartariſchen Weiber und Mädchen waren im höchſten Staat. Alle hatten ſich drei bis vier rothe, grüne und blaue Ringe um die Augen gemalt.

Ein andermal machten wir einen Beſuch bei einem Baskirenoberſten, der in der Schlacht bei Auſterlitz, dem Anſchein nach, tödtlich verwundet worden war. Er hatte ſich aber wieder erholt, und dann vom Schlachtfelde weggeſchleppt. Hier war er auf öſterreichiſche Soldaten geſtoßen, die ihn in's Hauptquartier brachten, worauf er die nöthige Pflege erhielt.

Er lebte jetzt auf einem ſchönen Gute, war noch ein recht kräftiger Sechziger, und hatte noch vor Kurzem, mit einer ſeiner ſieben Frauen, einen Sohn erzeugt. Man erinnert ſich, daß die Baskiren Moslemin ſind.

Unter den Beſuchen, die wir ſelbſt erhielten, war mir beſonders ein Collegienrath aus Irkuzk intereſſant. Er theilte mir über das Clima in dieſem Theile von Sibirien Folgendes mit. Der Winter, und zwar der volle Winter mit Eis und Schnee hält im eigentlichen Sinne vom 18. Aug. des einen Jahres bis zum 23. Juni des andern an. Dann tritt Thauwetter ein, ſo, daß bis zum 1. Juli nirgends mehr Eis und Schnee zu ſehen iſt.

Jetzt folgt der Frühling, der acht Tage dauert, dann der brennend-heiße Sommer, der bis zum 27. dieſes Monats anhält. Am 2. Aug. tritt der Herbſt mit Reifen ein, acht Tage ſpäter fallen die Blätter ab, und mit dem 18. Auguſt fängt wieder der Winter an.

Von andern artigen Bemerkungen theile ich folgende mit: — Die perſiſchen Katzen haben ein bräunlich-grünes, ſchieferfarbenes Fell — Aſtracaniſche Kaufleute treiben auf den Inſeln des caſpiſchen Meeres einen einträglichen Robbenfang — Die Eidergänſe niſten auch an den Küſten des Eismeers. —

Auf der Wolga ſieht man Schiffscaravanen, die ſechs, ſieben, achthundert, ja tauſend Fahrzeuge ſtark ſind. Da nun jedes dieſer Schiffe achtzehn Fuß lang iſt, ſo kann man denken, was eine ſolche Flotte für eine Strecke einnimmt.

Die freiwillige Unterwerfung der Tſchutktſchen, unter die Regierung zu Irkuzk, hatte 1812 Statt. Sie bringen Pelze, Häute und Wallroßzähne zu Markte, und tauſchen dafür Eiſen, Korallen und Tabak ein. So dringen vielleicht die Ruſſen allmählig bis zur Behringsſtraße vor. —

Ueber Taganrock wird ſehr viel ſibiriſche Butter nach Conſtantinopel geſandt — In Irkuzk erfuhr man den Einmarſch der Franzoſen in Polen (1812) erſt Anfang Decembers deſſelben Jahrs — Zwei kurze Fahrſtraßen über Gebirge abgerechnet, ſteht die Oſtſee mit der chineſiſchen Grenze in unmittelbarer Waſſerverbindung.

Zehntes Kapitel.

Inhalt.

Fortſchritte der Alliirten — Befreiung von Holland — Glückliche Entwicklung — Anſtalten zur Abreiſe — Rührender Abſchied — Rückkehr im Fluge — Vaterland — Wiederſehn.

So war der Juni 1814 herangekommen, und wir hatten durch die Zeitungen regelmäßig Nachrichten von den Fortſchritten der verbündeten Mächte gehabt. Jetzt eines Abends — am 23. obigen Monats — kam ebenfalls der Poſtbote mit einem Pakete an. Herr v. M. öffnete es, ergriff ein Blatt, las einige Zeilen und rief mit Lebhaftigkeit:

„Da, guter Carl Iwanowitſch! — Freue dich — Holland iſt erlöſ't! — Unſere Truppen ſind eingerückt! — Da lies ſelbſt!“ — Ich überflog das Blatt — Man kann denken, mit welchem Gefühl! — „Nicht wahr?“ — fuhr der gute M. fort — „Nun, wie lange wird's währen, ſo biſt Du ſelbſt frei! — Friſch! Ein Glas erſt auf unſer Heer und Hollands Wohl!“ — So ſchwatzten wir bis tief in die Nacht hinein.

Am folgenden Morgen ging es im Fluge nach Minſelinsky. Hier war am vorigen Abend ein Courier angelangt, und hatte den Befehl zur Befreiung ſämmtlicher deutſchen Offiziere, gleichviel von welchen Heeren, überbracht. Die Freude derſelben war unbeſchreiblich; einige wollten auf der Stelle fort. Unter dieſen befand ſich auch ein Offizier von unſerm Regimente, ein Sachſe, und guter Bekannter von mir. Er nahm einen Brief an meine Schweſter mit, um denſelben in Königsberg auf die Poſt zu geben, und hielt, wie ſich nachher zeigte, vollkommen Wort.

Am 25. Juni Morgens, waren ſämmtliche deutſche Offiziere abgereiſt; einige Stunden darauf kam auch der Befehl zu unſerer Befreiung an. Mehrere meiner Landsleute empfingen dabei Briefe und Gelder von Hauſe, über St.

Petersburg, und ſagten uns andern freie Reiſe zu. Da aber noch vieles zu beſorgen war; ward unſere Abreiſe auf den 3. Juli feſtgeſetzt, * Ich fuhr daher, mit meinem edlen Freunde wieder auf das Gut zurück.

„Lieber Carl Iwanowitſch! — ſagte er, und faßte mich bei der Hand. — Das halbe Herz trauert, das andere freut ſich — aber du liebſt dein Vaterland; du kannſt nicht bei uns bleiben, ich weiß es — So reiſe denn in Gottes Namen! Wenn's mich ſchmerzt, ſo werde ich denken, das du glücklich wirſt, und dann iſt's gut.“ — Ich war tief gerührt; aber ich hatte nur ein Gefühl — Wiederſehen und Vaterland. Die ganze Familie begriff dies; ſo machten wir uns die Trennung gegenſeitig leicht.

Endlich am 2. Juli Abends trafen, der Verabredung gemäß, meine Reiſegefährten ein.** Herr von Macaroff hatte noch eine Menge an-

---

[*] Mein treuer Grenadier mußte bei der Colonne bleiben, ward aber von mir nach Kräften mit Reiſegeld verſehen.

[**] Das Gut lag nämlich auf dem Wege nach Kaſan.

derer Gäſte gebeten, und gab uns ein glänzendes Abſchiedsmahl. Wir brachten daher die ganze halbe Nacht in Luſt und Freude zu. Die Damen beſonders zeigten eine wahrhaft bezaubernde Fröhlichkeit.

Gegen drei Uhr nahm mich mein großmüthiger Wirth in ein Fenſter und ſprach — „Nun Carl Iwanowitſch, geliebter Freund und Sohn! Nimm dieſe Brieftaſche, es ſind einige Bankzettel darin! * Hier iſt auch dein Paß! ſo daß du ganz in Ordnung biſt.

Und nun leb' wohl — Hier küßte er mich — Leb' ewig wohl! — Ich will jetzt ſchlafen gehn, ſo greift's mich am wenigſten an! — Grüß' alle deine Kameraden! Leb' herzlich, herzlich wohl! — Gott ſey mit dir! — So trennten wir uns, und ich ſchämte mich meiner Thränen nicht. Eben ſo rührend war der Abſchied von Frau v. Macaroff und den Fräuleins.

Im Fluge ging es nun Tag für Tag mit häufigem Pferdewechſel, und kurzem Raſtaufenthalte, fröhlich dem Vaterlande zu. Schon am

---

* Tauſend Rubel, wie ich nachher fand.

14. Juli waren wir zu Kaſan, wo ich meinen biedern, deutſchen Wirth wiederſah, und einen neuen Beweis ſeines Wohlwollens empfing. Am 21. trafen wir zu Muren ein, wo eben unſer Gönner, der Gouverneur von Wiätska, auf ſeiner Reiſe nach St. Petersburg, vor dem Poſthauſe hielt. Er gab uns einige Briefe nach Moskwa mit.

Fünf Tage darauf langten wir wohlbehalten in dieſer nur zu berühmten Hauptſtadt an. Zu unſerem Erſtaunen waren bereits ſchon wieder eine Menge Häuſer über und zwiſchen den Ruinen erbaut. Wir wurden, wo nicht ganz freundlich, doch wenigſtens ziemlich ſchnell expedirt, und übernachteten auf einem Landgute in der Nähe der Stadt. Unter vielen Anekdoten zeichnete ich mir beſonders die im Kreml von Murat u. ſ. w. errichteten Schmelzöfen an.

Ueber Moſaisk, Smolensk, Witepsk, Roſitten u. ſ. w. ging es nun, bis zum 23. Auguſt, nach Riga fort. Der letzte Theil dieſer Reiſe ward von Jungfernhof aus auf der Düna gemacht, die bey der Stadt wohl eine ſtarke Viertelſtunde breit ſeyn mag. In Riga trennten wir uns von einigen franzöſiſchen Cameraden, deren Reiſeroute noch bis Tilſit ging, während uns andern die Einſchiffung erlaubt war.

Bald fanden wir nun ein vaterländiſches, nach dem Texel beſtimmtes Schiff. Dies war die Brigg, der junge Caſpar Peter Piepenberg, Capitain Filbert, deren Ladung in Maſten beſtand. Wir accordirten für uns acht zuſammen, und kamen endlich zu hundert und zwanzig Dukaten überein. Wein und feinere Artikel beſorgten wir dabei ſelbſt.

So gingen wir am 29. Auguſt an Bord, und kamen am 3. September in See. Am 8. Mittags ankerten wir bereits vor Elſeneur, verweilten aber des wiedrigen Windes wegen bis zum 14. daſelbſt. Dann ging es glücklich durch das Cattegat, bis am 30. Morgens der Texel vor uns lag. Mittags waren wir im Helder, am Abend in Alkmaar, am folgenden Tage in Amſterdam. Jeder eilte zu ſeinen Verwandten — Wiederſehen und Vaterland!

II.

Gerhard Metzon

Tagebuch meines Sclavenlebens

zu

Algier.

Einleitung.

Im Juni 1814 lag ich, mit meinem Schiffe, die zwei Brüder, aus Vlaardingen, im Hafen von Cadix. Am 13. dieſes Monats fing ich an, meine Ladung Salz, Stückgüter u. ſ. w. nach Rotterdam einzunehmen; ward fertig damit am 16., und machte mich dann zum Abſegeln bereit. Am 19. Sonntags bekamen wir ſteifen Oſtwind; um 10 Uhr Montags lichteten wir die Anker; nach 12 Uhr waren wir glücklich in See.

Montags den 20ſten befanden wir uns auf der Höhe von Faro, ſprachen mit einem ſpaniſchen Küſtenfahrer, und ſahen mehrere Schiffe vor uns. Vom 21 — 23. hatten wir häufige Stillen, und rückten daher nur langſam fort. Freitag am 24. ſegelten wir Nachmittags Cap St. Vincent vorbei. Plötzlich bekamen wir einen ſo ſtarken Nebel, daß man kaum den Mittelmaſt ſah. Bald darauf hörten wir drei Canonenſchüſſe aus Süd-Süd-Weſt.

Sonnabend am 25. gegen Morgen verzog ſich der Nebel, und das Wetter war äußerſt ſchön. Bald darauf tagten in Weſt-Nord-Weſt, und ohngefähr drittehalb Meilen von uns, drei große Schiffe auf. Wir erkannten ſie in Kurzem für zwei Fregatten, von einer Brigg begleitet, doch ohne über Volk und Bauart einig zu ſeyn. Endlich um zehn Uhr bemerkten wir, daß die eine Fregatte ein ſtarkbemanntes Boot ausſetzte, das gerade auf uns zuzukommen ſchien.

Wir hatten vollkommne Stille, ſo, daß an kein Manoeuvre zu denken war. Mit Schaudern ſahen wir jetzt die Schiffe die rothe algieriſche Flagge aufziehn; während die Mannſchaft in dem Boote ihre Säbel und Dolche blinken ließ. — „Ergebt euch, ihr Hunde!“ — ſchrien uns die Offiziere ſchon aus der Entfernung zu — „Ergebt euch, ihr Hunde, oder ihr werdet niedergehauen!“ * — So kamen ſie näher, ſo legten ſie an, ſo ſprangen ſie an Bord — alles in einem Augenblick.

Ich ſtand am Steuerruder mit Angſt und Schrecken erfüllt. Plötzlich traten zwei Offiziere auf mich zu, packten mich bei der Bruſt, und ſchrien mit gräßlicher Stimme: „Roppi! Roppi! Christiano!“ — Die Kleider! — Die Kleider, Chriſt! — Da ich dies nicht ſogleich verſtanden, ward ich in die Cajüte geſchleppt, und bis auf's Hemde ausgeſchält.

Jetzt ſtießen ſie mich wieder hinaus, brachen Kiſten und Schränke auf, riefen nach Säcken, packten das Beſte hinein, und warfen das Uebrige frei in das Boot. Mit Schmerz bemerkte ich nun, daß auch mein armes Schiffsvolk gänzlich ausgeplündert war. So hatten wir nichts, als unſere Hemden an.

Bald darauf hieß es nun: — „Kapitain und Steuermann mit uns! — Geſchwind,

---

* Ich hatte einem armen italieniſchen Sprachmeiſter, der nach Rotterdam wollte, freie Ueberfahrt bewilligt. Dieſer überſetzte es uns.

in's Boot hinab!“ — Wir gehorchten, und dem Steuermann ward ſein Knabe nachgereicht. Meine Matroſen ruften mir ein trauriges Lebewohl zu — Ich erwiederte es mit weinendem Augen, und warf den letzten Scheideblick auf mein Schiff. Dann ſtarrte ich vor mich hin — in Schmerz verſenkt. So ruderten wir auf die Flotte zu, die uns entgegen kam.

Als wir zuſammengetroffen waren, wurde ich eilends an Bord des Admiralſchiffes gebracht. Hier ſaß der Admiral mit untergeſchlagenen Beinen auf einem großen Armſtuhl, neben der Cajütenthür. Das ganze Verdeck, die Wände, die Raen u. ſ. w., alles war mit Türken und Mohren angefüllt. Sie erhoben bei meinem Anblick ein wildes Freudengeſchrei. Der Admiral ſelbſt grinzte mich mit einem wahrhaft teufliſchen Lächeln an, und rufts einem Offiziere einige türkiſche Worte zu.

Dieſer that nun in gebrochenem Engliſch folgende Fragen an mich? — „Von welcher Nation ſeyd ihr?“ — „Niederländer“ — „Wo kommt ihr her?“ — „Von Cadiz“ — „Was habt ihr geladen?“ — „Salz, Stückgüter u. ſ. w.“ — „Nach welchem Hafen ſeyd ihr beſtimmt?“ — „Nach Rotterdam“ — „Iſt dies jenſeits, oder diesſeits der Straße?“ — „Jenſeits“ — „In welchem Meere?“ — „In der Nordſee“ — So weit ging alles gut; dabei ward jede Frage und Antwort dem Admiral überſetzt.

Auf einmal aber hieß es: „Wieviel Schiffe, und von welchen Nationen liegen in Cadiz?“ Meine Antwort war: „Ich weiß es nicht“ — „Wie?“ — rief der Offizier — „du lagſt in Cadiz, verfluchter Chriſtenhund, und weißeſt das nicht?“ — Ich wiederholte: — „Nein, ich weiß es nicht! — Der Hafen iſt gar groß!“ — „Geh' mir aus den Augen!“ — rief er, und ſtieß mich heftig von ſich — So ward ich auf das Vordertheil des Schiffes gebracht.

Hier fand ich zu meinem großen Erſtaunen einen alten Bekannten und Landsmann, Capitain Reindert de Jang. Auch er war ſeit Kurzem in die Sclaverei gerathen, und zwar an Bord der gleichfalls genommenen Vigilantie, Cap. Andries Ryk. Er verſah nämlich den Dienſt für dieſen, der vom Schlage gerührt worden war.

Die Vigilantie hatte Cadiz, einige Tage vor mir, verlaſſen, und befand ſich bereits auf dem Wege nach Algier. Mein eigenes Schiff war mit einem Priſenmeiſter beſetzt worden, und ſegelte den Fregatten nach. Der kranke Capitain Ryk lag in einem ſcheußlichen Behältniß unter dem Zwiſchendeck.

Während wir ſo mit einander ſprachen, entſtand auf dem Hintertheile des Schiffs ein entſetzlicher Lärm. Der Admiral und die Offiziere waren über der Theilung der Beute in Streit gerathen, und ſchienen vor Wuth ganz außer ſich. Plötzlich ergriff der Admiral einen der größten Säcke ſchleuderte denſelben über Bord und ſagte: — Nun, ſo verſchlinge ihn denn das Meer, damit ihn keiner hat! — So ward die Ruhe in einem Augenblick wieder hergeſtellt.

Während dieſes Lärms hatte ſich ein ſchwediſcher Steuermann zu uns geſellt, deſſen Brigſchiff, von Bremen nach Cadiz beſtimmt, den Tag zuvor genommen worden war. Er gab mir ein Paar gute leinene Hoſen, und ein kleines Stück Brodt. Plötzlich erſchien der vorige Offizier, der etwas engliſch ſprach, faßte mich bei der Bruſt, ſtieß mich gegen den Bord, und befahl mir, an mein Schiff zurückzugehn.

Wenig fehlte, ſo wäre ich die Treppe hinabgeſtürzt; doch kam ich noch glücklich in das Boot — „Lebt wohl! Capitain!“ — rief mir mein Steuermann ſchluchzend nach — „Lebt wohl! Wir haben einander zum letzten Male geſehn!“ — Ich konnte ihm nur durch Zeichen antworten, denn die Mohren ruderten äußerſt ſchnell — das Meer war mit einer Menge Stroh, Spreu u. ſ. w. aus den aufgeſchnittenen Lagerſäcken meines Schiffes bedeckt.

Als ich an Bord kam ſah ich meinen Neffen am Steuer, und den Priſenmeiſter mit gezogenem Säbel neben ihm. Meine armen Matroſen ſaßen halb nackend auf dem Boden; der italieniſche Sprachmeiſter ſtand am Mittelmaſt. — „Sagt dem Schiffer, was ich befohlen habe“ — rief ihm jetzt der Priſenmeiſter zu — Ich ſollte während der Wache kein Wort mit meinen Leuten reden, und dieſe eben ſo wenig mit mir — dabei ſollte ich ohne ſein Vorwiſſen nie des Nachts auf dem Verdecke ſeyn.

Bald darauf bekamen wir von der zweiten Fregatte noch einen Sergeanten mit drei Soldaten an Bord. Dafür aber wurde unſer Koch, nebſt noch einem Matroſen, weggeſandt. So blieben außer mir, meinem Neffen und dem Sprachmeiſter nur noch drei unſerer Leute auf dem Schiff. Dagegen hatten wir, außer dem Priſenmeiſter und den Soldaten, noch einen algieriſchen Steuermann mit fünf Matroſen an Bord.

Als endlich alles in Ordnung war verließ uns die Escadre um wieder nordwärts zu ſegeln; wir aber ſteuerten der Straße von Gibraltar zu. Die Sonne war im Untergehen, wir hatten, etwas Brodt ausgenommen, ſeit dem Frühſtück keine Mahlzeit gethan. Der Priſenmeiſter erlaubte uns jezt unſer Mittagseſſen zu wärmen; er ſchien überhaupt keiner der böſeſten zu ſeyn. Auch erhielten mein Neffe und die Matroſen, ſo wie der Sprachmeiſter, ihre Beinkleider und Jacken zurück.

Am folgenden Morgen ward uns einmal für allemal erlaubt, von unſern ältern Vorräthen, beſonders von Speck, Pökelfleiſch u. ſ. w. zu nehmen, was nöthig war. Dafür eigneten ſich aber die Algierer die friſchen Gemüſe, den Stockfiſch und die Gerſtengraupen ausſchließend zu. Von den ſechs Ankern Xereswein, den ich an Bord hatte, erhielten wir einen für uns zuſammen, was völlich hinreichend war.

Am 29. näherten wir uns der andaluſiſchen Küſte, wo Alles in Bewegung gerieth. In der darauf folgenden Nacht kamen wir durch Unkunde des Steuermanns ſo nahe an der Bay von Cadiz vorbei, daß wir bei'm Vollmond die Schiffe ſahen. Der ſtarken Stille wegen rückten wir indeſſen am andern Morgen nur wenig fort. Erſt am 30. Abends waren wir am Ausgang der Straße und erſt mit Sonnenaufgang kamen wir Gibraltar vorbei.

Von nun an hielten wir uns unausgeſetzt an die afrikaniſche Küſte, und wagten uns kein einzigesmal in die offene See. Dies verzögerte natürlich unſere Reiſe um das Doppelte, indem jene Küſte eine Menge Krümmungen, Einſchnitte und Buchten hat. Endlich am 19. Juli, Morgens, näherten wir uns Algier, und gegen Mittag hielten wir auf den Hafen zu.

Bald kam uns nun ein großes Ruderboot entgegen, auf dem ſich, wie wir hörten, der Hafenmeiſter befand. Als es bei uns angelangt war, winkte er mit einem Stabe, und fragte: — Chriſten! Wer ſpricht Italieniſch von euch? — Ich! antwortete der Sprachmeiſter, und trat vor.

„Von welcher Nation ſeyd ihr?" — hieß es nun — „Holländer! — „Von dieſer iſt kein Conſul in Algier!" — was mit einem bedeutenden Achſelzucken verbunden war. — Wir wußten es nur zu gut; bis zur Befreiung hatten wir ſtets franzöſiſche Päſſe gehabt. — Jetzt rief der Hafenmeiſter dem algieriſchen Steuermann einige Worte auf türkiſch zu, und verließ uns.

Wir fuhren nun vollends in den Hafen hinein, und ſahen die Stadt ganz deutlich vor uns. Es iſt eine ungeheure, glänzendweiße Maſſe, aus der ſich eine Menge Minarets erheben, und die ſich, in Form eines Amphitheaters, von der Mitte eines Berges herabzieht. Die ganze Seeſeite iſt mit Caſtelen und Batterien bedeckt. Wir bekamen jetzt ein Zeichen, vor Anker zu gehen, und erkannten nicht weit davon die Vigilantie, die völlig abgetakelt war.

Es währte nicht lange, ſo legten ſich zwei große Boote mit Sclaven vor unſer Schiff. Dieſe waren, wie wir hörten, zur Ausladung deſſelben beſtimmt. Bald darauf kam ein drittes Boot, und rief den Priſenmeiſter an — „Chriſten!" hieß es nun — „dies iſt für euch! — Verlaßt das Schiff! — Ihr werdet an's Land gebracht!"

Der Priſenmeiſter und der Steuermann ſtellten ſich nunmehr an die Schiffstreppe, zählten uns, Mann für Mann, wie wir in's Boot ſtiegen, und rufen dem Führer deſſelben einige Worte auf türkiſch zu. So kamen wir bei der Marine an, die ich zu ſeiner Zeit näher beſchreiben will. Hier fanden wir einen jungen, auf türkiſche Art ſehr nett gekleideten Sclaven des Dey's, der an ſeinen langen herabhängenden Haaren ſogleich als Chriſt zu erkennen war.

Er winkte uns, Hüte und Mützen abzunehmen und je zwei und zwei hinter ihm herzugehn. Wir merkten bald, daß der Dey uns ſehen wollte, und daß er ſich in der Nähe befand. Indeſſen waren eine Menge von ſeinen Leuten herbeigekommen und betrachteten uns mit großer Neugierde, wie es ſchien. — Endlich hieß es: — „der Dey!" — Wir bogen um die Ecke einer Batterie und ſtanden vor ihm.

Es war ein großer, ſtarker, vollblütiger Mann, mit einem glänzend ſchwarzen Barte, wilden rollenden Augen, und einer wahren Löwenphyſiognomie. Er ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf einer ſteinernen Bank, die mit einer Matte bedeckt war, und rauchte aus einer langen Pfeife, mit einem wahren Rieſenkopfe daran.

Dabei trug er grüne Pantoffeln, weiße feine leinwandne Beinkleider, und eine eben ſolche Aermelweſte, mit großen, durchbrochenen, goldenen Knöpfen beſetzt. Der gleichfalls weiße Turban war mit einer breiten goldenen Treſſe eingefaßt.

Nachdem uns der Dey einige Minuten betrachtet hatte, wobei er den Rauch ſehr heftig von ſich blies, fragte er mit rauher, wilder Stimme: „Alſo Holländer ſeyd ihr?“ — „Ja Herr!“ — gab der Sprachmeiſter zur Antwort „Holländer, wie in früherer Zeit.“

Hierauf wendete ſich der Dey etwas zur Seite, winkte zwei gutgekleidete Hausſclaven herbei, ertheilte ihnen einen kurzen Befehl, und gab uns mit der Hand das Zeichen zum Fortgehn.

Wir mußten nun den Sclaven folgen, und wurden durch einen bedeutenden Theil der Stadt, unter einem großen Zuſammenlaufe von Menſchen, nach dem Sclavengefängniſſe geführt. Hiermit beginne ich nun mein Tagebuch.

Tagebuch

1814.

Juli.

19. Als wir in Bagno ankamen, mochte es ungefähr zwei Uhr Nachmittags ſeyn. Unſere Begleiter ſchrieben unſere Namen auf, befahlen uns Ringe anzulegen und verließen uns. Augenblicklich erſchien eine Art Aufſeher und verrichtete dies. Die Ringe wurden mit einer Zange zuſammengedreht, waren äußerſt leicht, und beſchwerten ſo gut als gar nicht. Zu gleicher Zeit wurden jedem von uns zwei einpfundige Roggenbrode gebracht. — „Das iſt für den Mittag!“ — hieß es. — „Auf den Abend wird jedem noch ein's gereicht!“

Da ſtanden wir nun, und ſtarrten die Wände unſeres künftigen Gefängniſſes an. Es war ein großes, hohes, viereckiges Gebäude, von oben erleuchtet, und zur halben Höhe mit einer auf Säulen ruhenden Gallerie verſehn. In ſämmtlichen Wänden waren nach Alcovenart dunkle Schlafbehälter angebracht. Jedes derſelben faßte, in fünf Reihen Hangmatten übereinander, ſechs und dreißig bis vierzig Mann.

Dieſelbe Einrichtung fand in der obern Abtheilung ſtatt. Es führten daher mehrere Treppen auf die Gallerie. Vorne, am Eingange, auch im Inneren, befanden ſich zwei Garküchen, wo zugleich Wein und Brandwein geſchenket ward. Sie wurden von Sclaven gehalten, über die ein eigener Aufſeher geſetzt war. In den Ecken der Hinterwand waren die Abtritte, ſo wie drei große Waſſerbecken mit Hähnen, angebracht. Der ganze innere Raum des Gebäudes diente den Sclaven zum Tagesaufenthalt.

So war es vier Uhr geworden, wo in der Regel Feierabend gemacht wird. Es dauerte auch nicht lange, ſo gingen die Thüren auf und unſere Unglücksgefährten traten zu vielen Hunderten herein. Gleich unter den erſten befanden ſich der Steuermann und vier Matroſen von der genommenen Vigilantie, und kamen mit thränenden Augen auf uns zu. Wir ſetzten uns jetzt auf eine Matte nieder und ſprachen von unſerer künftigen Erwartung. Man kann übrigens leicht denken, daß das Getümmel in dem Bagno entſetzlich war.

Gegen Abend fand ſich auch ein amerikaniſcher Unterſteuermann mit ſeinen vier Matroſen bei uns ein. Dieſe braven Leute befanden ſich ſchon zwei Jahre in der Sclaverei, hatten ſich aber von dem ſchwediſchen Konſul, und einigen andern Häuſern, hinlänglicher Unterſtützung zu erfreun. Sie liehen uns daher Hemden und Hoſen, um die unſerigen waſchen zu können, wozu auch ſogleich Anſtalt gemacht ward.

Bald darauf erſchien der Kapitain und erſte Steuermann deſſelben Schiffes und boten mir ihre Dienſte an. Sie durften, unter Bürgſchaft des ſchwediſchen Konſuls, in der Stadt wohnen, und waren von aller Arbeit befreit. Der Kapitain verſprach mir, auch für uns auszuwirken, was bereits dem Steuermann und den Matroſen von der Vigilantie bewilligt worden ſey.

Dieſes war eine tägliche Abendmahlzeit und eine halbe Flaſche Wein für den Mann. Die Koſten davon trug ein unbekannter, wohlthätiger, chriſtlicher Menſchenfreund. Für dieſen Abend hatte der Kapitain einſtweilen ſelbſt geſorgt. Auch verſprach er, hinſichtlich unſerer Kleidung Rath zu ſchaffen u. dgl. mehr. So ſchwatzten wir lange mit einander, bis endlich das Zeichen zum Appel gegeben ward. Jetzt mußten ſich die freien Amerikaner entfernen, und wir ſtellten uns mit den übrigen und unſeren Landsleuten in eine Reihe auf.

Die Gefängnißthüren wurden nun verſchloſſen und der Appel nahm ſeinen Anfang. Zu dieſem Ende rief der Schreiber von der Gallerie aus jeden Sclaven namentlich auf. Er folgte dabei der Ordnung der Schlafbehälter, ſo daß es von Nummer zu Nummer ging. Jeder mußte mit einem „*Si!*“ d. h. Ja antworten, und dann hinter die Reihen gehn. Dabei nahm jeder aus einem Sacke ein einpfündiges Brod. Endlich, als alle aufgerufen waren, hieß es: „Zu Bett;“ was aber nicht buchſtäblich genommen ward.

Alle Sclaven nemlich, die etwas Geld hatten, hielten nun eine ordentliche Abendmahlzeit. Dieſe beſtand aus Kartoffeln und Hammelfleiſch u. dgl., und war ziemlich reichlich und ſchmackhaft. Andere ließen ſich Wein oder Brandwein geben und aßen ihr Brod dazu.

Wir ſelbſt wurden, auf Veranſtaltung des amerikaniſchen Kapitains, außer jenem Gerichte, noch mit Rindsbraten traktirt, und erhielten eine Flaſche Wein auf den Mann. Dieſer war zwar ein wenig getauft, aber doch ziemlich gut. Unſere Schlafſtelle ward uns bei unſeren Landsleuten angewieſen; zum Glücke waren wir in dem Behältniß allein.

20. Juli. Mit Tagesanbruch wurden wir von dem Wächter geweckt, und hatten dann eine Viertelſtunde zu unſerem Morgengebet. Die katholiſchen Sclaven konnten eine Meſſe hören, weshalb auf der Gallerie eine kleine Kapelle erbaut iſt. Den Dienſt verſah ein Franciscanermönch; ſeine Ankunft ward mit einer Schnarre angezeigt. Bald darauf hieß es: — „Marſch! Zwei Mann hoch!“ — und ſo gingen wir, wohl neunhundert Schritt von dem Bagno, bis an das Seethor. Hier mußten wir uns aufſtellen und etwa zehn Minuten warten, bis es aufging, und der Hafenmeiſter, der immer außerhalb ſchläft, hineinkam.

Jetzt hieß es: — „Der Dey! — Hüte und Mützen ab!“ — Er war diesmal nur von einem Diener begleitet; aber vor ihm ſchritten drei Sclaven mit Trompeten her, und blieſen eine

Art Morgenlied. Nachdem der Dey vorbei war, folgten wir in der vorigen Ordnung nach. Als wir auf der Marine ankamen, fand der Appel in ſeinem Beiſeyn Statt, wobei jeder zwei einpfündige Brode erhielt.

„An die Arbeit! An die Arbeit!“ — riefen nun die Aufſeher — „An die Arbeit, wer angewieſen iſt — Ihr übrigen tretet aus, und erwartet Befehl!“ — Faſt alle Sclaven begaben ſich nun in die Werkſtätten, oder in die Batterien, oder an den Strand u. ſ. w., wohin der Trupp früher angewieſen war. Ich ſelbſt, mit meinen Matroſen, blieb allein zurück.

„Der Kapitain auf die Segelmacherei!“ — rief jetzt der Dey — „Die Matroſen mit ihren Landsleuten zur Schiffsarbeit! — Vor allem die Ladung gelöſcht.“ — So trennten wir uns für dieſen Tag. Meine Leute wurden an Bord unſeres Schiffes gebracht, während mich ein Schreiber auf die Segelmacherei führte und daſelbſt einwies. Hier fand ich wohl an dreißig andere Kapitains und Steuerleute beſchäftigt, blieb aber ſelbſt, für dieſen erſten Tag, mit aller Arbeit verſchont.

Gegen vier Uhr Nachmittags verſammelten wir uns wieder, und kehrten nach dem Bagno zurück. Meine armen Matroſen waren äußerſt ermüdet; ſie hatten ſehr beſchwerliche Arbeit gehabt. Das Salzmagazin des Dey's lag nemlich 150 Schritte vom Strande, dann führte noch eine hohe Treppe von einigen funfzig Stufen hinauf. Dabei war den Arbeitenden kein Augenblick Ruhe gegönnt. Ich tröſtete die Leute ſo gut ich konnte, war aber im Grunde meines Herzens tief betrübt.

Bald darauf kam der freie, amerikaniſche Oberſteuermann wieder zu uns. — „Eure Sache iſt beſorgt!“ — rief er voll Freude — „Ihr habt jeden Abend Eſſen und Wein! — Der Kapitain läßt euch grüßen, er iſt ein wenig über Land! — Die Mutter von eurem Konſul hat an den ſchwediſchen aus Marſeille geſchrieben; er iſt von eurem König beſtätigt worden, und wird in ſechs bis ſieben Wochen zu Algier ſeyn!“ — Dies machte uns ſehr vergnügt. So aßen und tranken wir unter heitern Geſprächen, und ſchliefen voll Hoffnungen ein.

21. Juli. Ich befand mich allein auf der Segelmacherei; alle übrigen Kapitains und Steuerleute mußten auf einer Fregatte arbeiten, die in großer Eile ausgerüſtet ward. Ueberhaupt

giebt es im Hafen gewaltig viel Arbeit. Eine andere Fregatte wird mit Kupfer beſchlagen, eine dritte mit neuem Geſchütz verſehen. Dabei ſind drei Schiffe mit Salz zu löſchen, wozu noch ein ſchwediſches Präſentſchiff kommt. Ueberdem wird an der Marine ein neues großes Magazin, ſo wie ein Kaffeehaus, gebaut u. dgl. mehr.

Die ſogenannte Marine iſt eigentlich nichts anderes, als das Arſenal, wo die verſchiedenen Werkſtätten zum Schiffsbau befindlich ſind. Sie iſt auf der Seeſeite mit äußerſt ſtarken Batterien eingefaßt, und wird noch überdem durch ein beſonderes Caſtel gedeckt. Neben dem Arſenale befindet ſich ein artiges Haus, das dem Dey bei Tage zum Aufenthalte dient.

Während ich meine Segel lostrennte, kam auf einmal die Nachricht, daß das gute Vernehmen mit Schweden völlig hergeſtellt und das Präſentſchiff angenommen worden ſey. Wirklich wurden noch denſelben Nachmittag ſämmtliche unter Embargo liegende ſchwediſche Schiffe wieder freigegeben, und zogen ihre Flaggen auf. Die Geſchenke beſtehen in Ankertauen, in Eiſen, Pulver und Schiffsbauholz. Es heißt, daß ſie ungleich beträchtlicher, als die früheren ſind.

22. Juli. Heute war Freitag, der Ruhetag der Türken, wir blieben daher ebenfalls im Bagno und von aller Arbeit verſchont. Nachmittags lief die Fregatte *Il Portuguese* ein. Es war dieſelbe, von der wir genommen worden waren; ſie brachte noch eine ruſſiſche Priſe mit. Wir erfuhren dies von zwei däniſchen Matroſen, die man, nebſt einem Schiffsjungen, in unſer Behältniß wies. Ihre Brigg war, für engliſche Rechnung, mit Stockfiſch von Bergen nach Gibraltar beſtimmt geweſen, und hatte bis auf die Höhe von Faro eine äußerſt glückliche Reiſe gehabt.

23. Juli. Wenig, was bemerkt zu werden verdient. Statt der Kartoffeln bekamen wir nun zur Abwechſelung auch friſche Erbſen und guten Reis. Die Fregatte *Il Portuguese* mußte wieder in See.

24. Juli. Dieſen Morgen lief die zweite Fregatte, *Il Commandante*, ein. Der amerikaniſche Kapitain ſendete jedem von uns ein neues Hemd, nebſt gleichen Beinkleidern, von guter, ſtarker, flämiſcher Leinwand. Eben hören wir, daß auch der Commandant wieder in See muß. Er ſoll mit dem Portugieſen zwölf

Tage an der italieniſchen Küſte kreuzen, wo man viele Priſen zu machen hofft.

25. Juli. Dieſen Mittag kam die obige däniſche Brigg, doch ohne den däniſchen Steuermann und ſeine Matroſen, an. Eine engliſche Fregatte hatte nemlich dieſes Schiff wieder genommen und zu Gibraltar aufgebracht. Hier würden jene Leute für frei erklärt. Gegen Abend ſegelte eine algieriſche Brigg mit zweihundert griechiſchen Sclaven nach Alexandrien ab. Sie hatten das Wort des Dey's gehabt, nach Vollendung einer gewiſſen Brücke ihre Freiheit zu erhalten, und ſo ließ er ſie wirklich ziehn.

Vom 26 — 31. Juli. Nichts, was aufgezeichnet zu werden verdient,

Auguſt.

Vom 1 — 3. keine Merkwürdigkeit.

Am 4. lief der Portugieſe wieder ein; er hatte keine einzige Priſe gemacht. Mein Matroſe, Wilhelm van Hees, der die ganze Zeit über an Bord geweſen war, kam nun zu uns in das Bagno. Er war völlig abgeriſſen und hatte es ſehr übel gehabt. Wir gaben ihm an Hemden u. ſ. w., was wir konnten, und theilten auch Eſſen und Wein mit ihm.

Am 6. kam auch der Commandant, doch ebenfalls ohne Priſen, zurück. An Bord deſſelben befand ſich mein zweiter Steuermann Paul Metzen, mein Koch Michael Nordhoek, der Kapitain Ryk und der Kapitain Reindert de Jong. Sie wurden noch denſelben Abend ausgeſchifft, und mit Ausnahme von Ryk, in's Bagno gebracht. Dieſer kam, ſeiner Lähmung wegen, in's Hoſpital.

Wir empfiengen unſere armen Landsleute mit Schmerz und Vergnügen zugleich. Sie hatten ſehr viel ausgeſtanden, und ſtatt aller Nahrung, Tag für Tag nichts als etwas Brod mit einigen Oliven oder ein wenig Grütze gehabt. Ihr Lager war der bloße Boden geweſen; dabei waren ſie vielen Mißhandlungen ausgeſetzt. Ihre Hemden und Beinkleider glichen den bloßen Lumpen, wir halfen ſo gut es möglich war.

Vom 7 — 10. keine Merkwürdigkeit. — Der amerikaniſche Kapitain hat nun auch den ſämmtlichen neuangekommenen Kapitains, Steuerleuten u. ſ. w. dieſelben Wohlthaten, wie uns, verſchafft. Wir ſind alle in einem Schlafbehältniß beiſammen, und halten auf möglichſte Reinlichkeit. Die Kapitains und Steuerleute arbeiten mit mir auf der Segelmacherei. — Eben hören wir, daß auf der Rhede zwei engliſche Fregatten, nebſt einem Cutter, vor Anker gegangen ſind.

Bis zum 15. nichts, was Erwähnung verdient. An dieſem Tage begann der Ramahdan. — Unſere Arbeiten werden indeſſen fortgeſetzt. Zwei von meinen Matroſen, die brandige Füße haben, kommen in's Hoſpital...

Am 20. ſendete uns der ſchwediſche Konſul verſchiedene Kleidungsſtücke, nebſt Geld, um Schuhe dafür zu kaufen, woran es uns am meiſten gebrach.

Am 29. ward mein kränklicher Steuermann von der ſchweren Arbeit einſtweilen befreit, und den alten gebrechlichen Sclaven zugeſellt, die man bloß Taue aufdrieſeln läßt.

September.

1 — 10. Es wurden abermals zwei von unſern Matroſen in's Hoſpital gebracht. — Die engliſchen Fregatten ſind mit dem Cutter wieder

in See gegangen. — Zwei ſicilianiſche Barken, unter engliſcher Flagge, wurden zwar eingebracht, aber augenblicklich wieder für frei erklärt. Unſere Leute mußten nun bei'm Baue eines neuen Magazins helfen, was etwas erträglicher als die Schiffsarbeit iſt. — Unſere Schiffe werden jezt auseinander gebrochen, um zu ſehen, was vom Holze noch brauchbar iſt. Dieſes kommt in das Arſenal, alles übrige wird als Brennholz verkauft. Aber auch hieraus wird, bei der Theurung deſſelben, nicht wenig gelöſt.

Vom 10 — 21. keine Merkwürdigkeit. An dieſem Tage ward eine däniſche, von Bremen nach Barcelona beſtimmte Brigg eingebracht. Die Ladung beſtand aus Nürnberger- und Glaswaaren, nebſt einigem Stückgut. Dieſe ward für das Hausweſen des Dey confiſcirt, Schiff und Mannſchaft dagegen für frei erklärt. Als Urſache dieſes Verfahrens ward angegeben, daß das gewöhnliche Präſentſchiff noch nicht angekommen ſey.

Am 22. wollten wir, wie gewöhnlich, um 4 Uhr nach dem Bagno zurückkehren. Plözlich wurden zwei Fregatten von den neulich ausgelaufenen ſignaliſirt, und bald kamen ſie mit vollen Segeln auf der Rhede an. Wir mußten alſo bleiben und ihnen entgegenfahren, wo es dann manche Arbeit gab. So kamen wir erſt um ſieben Uhr, äußerſt ermüdet, in's Bagno zurück. Dieſe Fregatten haben ziemlich viel Kranke an Bord.

Vom 23. bis 29. nichts, was aufzuzeichnen iſt. Am 30. erſchien eine engliſche Fregatte auf der Rhede und gab ein Paket für den engliſchen Konſul ab. — Die ſchon früher verbreitete Nachricht von Bonaparte's Ueberſchiffung nach Elba beſtätigte ſich.

October.

Vom 1 — 22. ganz gewöhnlicher Lebensgang. Zwei unſerer Matroſen kamen geheilt aus dem Hoſpitale zurück.

Am 23. empfieng der engliche Konſul über Marſeille neue Depeſchen von ſeiner Regierung. Denſelben war eine Vollmacht von unſerm Hofe beigeſchloſſen, wodurch er zu einer Unterhandlung mit dem Dey ermächtigt ward. Wirklich vernahmen wir auch noch denſelben Abend, daß der Dey ſogleich davon in Kenntniß geſetzt worden ſey.

Am 25. erhielt der ſchwediſche Konſul von dem unſerigen zu Marſeille einen für uns ſehr erfreulichen Brief. Es ward ihm nemlich eine bedeutende Summe in Wechſeln übermacht, um uns mit Kleidern u. ſ. w. zu verſehn. Seiner Verordnung gemäß machte ich dieſes allen unſeren Landsleuten bekannt. Wir mußten dieſe Wohlthat um ſo mehr zu ſchätzen, da nun das ſchlechte Wetter vor der Thür war.

November.

4. Ein harter Tag. — Es mußte eine Menge Tauwerk in das Magazin gebracht werden. Wir arbeiteten ununterbrochen bis Sonnenuntergang. Oft trugen zwei Mann ein Gewicht von fünfhundert Pfund.

7. Wir hatten ſchwere Arbeit auf der Seilmacherei, während es unſern armen Leuten noch ſaurer ward. Dieſe mußten Steine in dem Gebirge brechen, und dann an's Ufer führen, wo ſie ein Boot einnahm. Zum Glück fiel Regenwetter ein, ſo daß es bei dieſem einzigen Tage blieb.

Am 11. kam der König von Oran mit ſeinen gewöhnlichen Geſchenken zu Algier an.

Unter andern übergab er auch dem Dey funfzehn junge Chriſtenſclaven von auserleſener Schönheit. Dieſe wurden ſogleich theils im Pallaſte, theils auf den Landgütern deſſelben angeſtellt.

Am 13. ward der König vom Dey ſehr prächtig bewirthet, und empfing ein kleines Gegengeſchenk. — Wir erhielten jezt unſere Winterkleidung, die uns trefflich zu ſtatten kam.

Am 14. beſah der König die Marine, wobei man uns ſämmtlich in Reih und Glied ſtellen ließ. Er würdigte uns aber kaum eines Blickes; doch ließ er ein Geſchenk für uns zurück. Dieſes ward Abends vertheilt; es kamen ohngefähr viertehalb Stüver auf den Mann.

Vom 15. bis zum 27. nichts, was Erwähnung verdient. An dieſem Tage erhielt ein armer ſicilianiſcher Sclave nicht weniger als dreihundert Steckſchläge, und dies aus einer Urſache, die ſicher niemand errathen wird. Er hatte das Unglück gehabt, ein wenig huſten zu müſſen, als eben einer der Oberaufſeher vorbei ging.

December.

Vom 1. bis 15. keine Merkwürdigkeit. An dieſem Tage hatten wir die Fregatte, *Il Portu-*

guese, wieder in ſegelfertigen Stand geſetzt. Es war wirklich ein portugieſiſches Schiff, urſprünglich ein ſtarker Braſilienfahrer, den der Dey nachher einrichten ließ. — Bis zum 24. nichts, was Erwähnung verdient.

Am 25., als dem Chriſttage, blieben wir von der Arbeit befreit; die ſämmtlichen Konſuls bezahlten nemlich dafür. Von dieſen erhielten wir Kapitains auch eine Extraſumme, um die Leute mit einem warmen Mittagseſſen u. ſ. w. zu verſehn. Es ward Alles auf's Beſte beſorgt; die Leute waren ſeelenvergnügt. Auch ward jedem etwas Tabak gereicht.

Am 30. wurden uns auf Befehl des Dey's Winterkleider ausgetheilt. Jeder erhielt ein grobes Hemd, ein Paar wollene Hoſen, eine dergleichen Weſte ohne Aermel, einen kurzen Caputrock mit einer Kappe, und ein Paar Pantoffeln dazu. Alle dieſe Sachen waren nach einem Maaße gearbeitet, woraus nicht wenig Verwirrung entſtand. Indeſſen halfen wir uns, ſo gut wir konnten, und hatten nun wenigſtens einen Regenanzug.

1 8 1 5.

Januar.

1. Wir brachten dieſen Abend bei einem kleinen Extragelage zu, wovon der ſchwediſche und engliſche Konſul die Koſten trugen. Die Unterhandlungen des letztern rückten nur wenig vor; es waren viele Intriguen dabei im Spiel.

Am 6. hatten unſere armen Matroſen abermals einen ſehr harten Tag. Sie wurden nemlich eine Stunde weit auf ein Landhaus des Dey geführt. Nachdem ſie hier eine Weile gewartet hatten, kam der Befehl, noch zwei Stunden weiter zu gehn. Hier befand ſich ein Sumpf mit Rohr bewachſen, und nun hieß es: — „Raſch an die Arbeit!“

So mußten ſie Rohr ſchneiden bis ohngefähr um ein Uhr. Jetzt bekam jeder ein Gerſtenbrod und einen kleinen Krug mit Wein, wobei eine Viertelſtunde Raſt bewilligt ward. Hierauf begann die Arbeit von neuem und dauerte bis vier Uhr. Auf dieſe Art kamen ſie erſt nach ſieben äußerſt ermüdet zurück.

Am 10. ward eine marokkaniſche Brigg eingebracht. Sie war von Cadiz nach Tunis beſtimmt und hatte eine Ladung von Stückgütern an Bord. Dieſe ward confiſcirt, Schiff und Mannſchaft aber für frei erklärt.

Bis zum 20. keine Merkwürdigkeit. — An dieſem Tage lief eine türkiſche Fregatte ein. Da ſie in Algier überwintern wollte, mußte ſie abgetakelt werden; es gab daher Arbeit genug für uns.

Am 21. ward eine franzöſiſche Brigg, von Amſterdam nach Marſeille beſtimmt, eingebracht. Es ergab ſich, daß die Ladung, aus Eiſen und Käſe beſtehend, holländiſches Eigenthum war. Sie wurde daher nebſt dem Schiffe confiſcirt. Der Kapitain nebſt den Matroſen kam in's Bagno; ſie blieben aber, auf Verwendung des Konſuls, nur zwei Stunden darin.

Am 24. gegen Mittag lief eine große franzöſiſche Fregatte mit der weißen Königsflagge ein. Sie ging vor Anker und ſalutirte mit ein und zwanzig Schüſſen, was ſogleich beantwortet ward. Jetzt fuhr der Kapitain mit noch einem Offizier an's Land, und begab ſich in Begleitung des Konſuls zu dem Dey. Wir ſahen aus der Seilmacherei, daß eine heftige Unterredung Statt fand.

Indeſſen währte es nicht lange, ſo ward ein Boot mit zwei algieriſchen Aufſehern nach der genommenen Brigg abgeſchickt. Bei ihrer Ankunft mußte die türkiſche Wache ſogleich vom Schiffe abziehn. Bald darauf zog nun dieſes ſeine Flagge wieder auf und ſegelte zu der Fregatte hin, um unter den Kanonen derſelben vor Anker zu gehn.

Am 25. Morgens, bei unſerer Ankunft auf der Marine, ſahen wir die beiden Schiffe bereits auf der Rhede, und verloren ſie in kurzem aus dem Geſicht. Wir betrachteten dieſe Berückſichtigung des holländiſchen Eigenthums als ein günſtiges Vorzeichen unſerer baldigen Befreiung.

Vom 26 — 31. keine Merkwürdigkeit.

Februar.

Am 3., als einem Freitage, wurden wir gegen die bisherige Gewohnheit unvermuthet zur

Arbeit geweckt.[*] Es mußte nemlich in aller Eile eine Fregatte ſegelfertig gemacht werden, die in vier und zwanzig Stunden auszulaufen beſtimmt war. Da gab es nun alle Hände voll zu thun, denn die Fregatte war völlig abgetakelt, und hatte demnach weder Kanonen, noch Ballaſt an Bord. Sämmtliche Sclaven, wir Kapitains, und die Steuerleute nicht ausgenommen, mußten daher an die Arbeit. Dies war ein entſetzlicher Tag; kaum bekamen wir um Mittag eine Viertelſtunde Raſt.

Um vier Uhr [illegible]rd ein Extrabrod, nebſt einem kleinen Kruge Wein ausgethellt. Um neun Uhr ward uns für unſer Geld etwas warmes Eſſen gereicht. Dann ging es mit verdoppelter Thätigkeit an das Werk. Wir Holländer beſonders mußten die Waſſerfäſſer vollpumpen, was uns bis vier Uhr Morgens beſchäftigt hielt.

Hierauf erhielten wir zwei Stunden Raſt, verſteht ſich, in der Marine ſelbſt. Aber kaum graute der Morgen, ſo fing die Arbeit von neuem an. Endlich, am 5. Mittags, ging die Fregatte in See. — Dieſes ſchnelle Auslaufen hatte in Folge gewiſſer geheimer, erhaltener Nachrichten Statt. Es ging nemlich das Gerücht von vier reichen —ſchen Schiffen, die von Weſten unterwegens ſeyen.

---

[*] Man erinnert ſich, daß dieſer mohamedaniſche Ruhetag auch den Chriſtenſclaven um ſo mehr zu Statten kam, da auf den Sonntag derſelben keine Rückſicht genommen ward.

Vom 6. bis 18. keine Merkwürdigkeit. An dieſem Tage wurden fünf Sicilianer als Sclaven von Oran eingebracht. Sie hatten, wie es hieß, Weizen auszuſchmugglen geſucht, und waren auf der That ertappt worden, während ihr Fahrzeug das Weite (die hohe See) gewann. Auf Befehl des Dey's wurden ſie nun zwei und zwei an eine ſchwere Kette geſchmiedet und in das Gebirge geſchickt.

Am 19. langte der ſpaniſche Konſul von Oran unter Begleitung zweier Reiter an. Er hatte eine ſchwere Kette am Fuße, die er auf der Schulter zu tragen gezwungen war. Man beſchuldigte ihn, mit jenen Schmugglern einverſtanden geweſen zu ſeyn. Auch er ward zu den Arbeiten in dem Gebirge verdammt, ohne daß man die mindeſte Rückſicht auf ſeinen Character nahm.

Vom 20. bis 28. nichts, was Erwähnung verdient. An dieſem Tage lief ein griechiſches

Schiff von Smyrna ein. Die Ladung beſtand in Eiſen, Roſinen und Brandwein. Ein Grieche, der ſich für einen Türken ausgegeben hatte, ward auf der Stelle geköpft.

März.

Am 3., als an einem Freitage, blieben wir wie gewöhnlich, von der Arbeit befreit. Auf einmal wurden drei Schreiber des Oberaufſehers, mit ſchweren Ketten an Händen und Füßen, in das Gefängniß gebracht. Der eine war ein Deutſcher, Sohn eines großen Trieſter Kaufmanns, und befand ſich ſchon drei Jahre in der Sclaverei. Dieſe armen Leute beklagten ſich bitter über ihr Schickſal. Eigentlich war es der Oberbootsmann, der ſie um einer Kleinigkeit willen hierher ſetzen ließ. Die zwei andern waren Italiener; der eine aus Toscana, der andere aus Piemont.

Am 4. Morgens mußten ſie alle drei mit uns zur Arbeit. Doch kaum waren wir angekommen, als der Oberaufſeher erſchien, ihnen die Ketten abzunehmen befahl, und jedem ein Geldſtück gab. — „Seyd unbeſorgt!“ — fuhr er fort — „Ihr ſteht unter meinem Schutz! —

Wehe dem Bootsmann, wenn er euch nicht in Ruhe läßt! — Gehet und pflegt euch! Es iſt nichts zu thun!" —

Dieſe drei jungen Leute waren nemlich ſehr geſchickt, und wurden von dem Oberaufſeher bei Waarenverkäufen, Geldgeſchäften u. ſ. w. mit großem Vortheil gebraucht. Daher der Neid des Oberbootsmannes, dem aber ſein Gegner überlegen war. Mit wüthigen Blicken ſah er ſie heimgehn.

Am 6. mußten unſere Matroſen in den Bergen arbeiten; auch wir ſelbſt hatten auf der Segelmacherei einen ſehr harten Tag. Gegen Abend bekamen wir ein Gewitter, worauf es die Nacht empfindlich kalt ward.

Am 9. blieben wir von der Arbeit befreit. Es war dies nemlich ein algieriſcher Gedächtnißtag. Vor fünf Jahren hatte die Leibwache nicht weniger als fünf Dey's nach einander an dieſem Tage umgebracht. — Plözlich lief Nachmittags eine der neulich abgeſegelten Fregatten mit einer Priſe ein.— Da mußten wir denn ſchnell auf die Marine, und hatten alle Hände voll zu thun. Die Priſe war ein ſicilianiſches Fahrzeug, mit

Weizen beladen, und von Oran nach Gibraltar beſtimmt. Die Mannſchaft kam noch dieſen Abend in das Bagno.

Am 11. ward das genommene Schiff für gute Priſe erklärt. Bei'm Ausladen fanden wir mehrere Doppelhaken, Flinten, Säbel u. ſ. w., ſo wie einige Fäſſer mit Pulver unter dem Weizen verſteckt.

Am 15. erging der Befehl, die ganze algieriſche Flotte auszurüſten, und nun blieb niemand von der Arbeit verſchont — So hatten wir bis zum 22. äußerſt harte Tage, zumal da das Wetter ſehr regnerig war. Unter den Soldaten ſchien etwas zu gähren, wir ſahen ſie häufig in großer Berathſchlagung.

Am 22. Morgens hatten wir uns wie gewöhnlich am Seethore aufgeſtellt. Indeſſen vergingen zwei volle Stunden, ehe es aufgemacht ward. Als wir nun endlich auf die Marine kamen, ſahen wir zu unſerem großen Erſtaunen auf allen Caſtelen und Schiffen die Flaggen aufziehn. In dem Augenblicke wurden alle Kanonen gelöſ't; wobei ein lautes Freudengeſchrei erſcholl.

Bald erfuhren wir nun, daß der Dey von der Leibwache umgebracht worden war. Er hatte nahe an fünf Jahre regiert, was in Algier für eine gar lange Zeit gilt. Die nächſte Urſache ſeiner Hinrichtung war ſeine Grauſamkeit gegen die Schlachtopfer ſeiner unnatürlichen Wolluſt. So hatte er eine Menge griechiſcher Sclavenknaben auf die ſcheußlichſte Art um's Leben gebracht. So hatte er mehrere andere nach vollbrachter That in Stücken gehauen, lebendig verbrannt u. dgl. mehr.

Der Nachfolger dieſes Unmenſchen war ſein erſter Miniſter, ein achtzigjähriger Greis. Dieſer gute, alte Mann ließ den ſämmtlichen Konſuls ſogleich die Verſicherung ertheilen, daß er mit allen Chriſtenſtaaten in Friede zu leben entſchloſſen ſey. Zu gleicher Zeit befahl er, den ſicilianiſchen Matroſen die Ketten abzunehmen; auch gab er uns zu unſerem Oſterfeſte einen freien Tag.

April.

Am 7., als einem Freitage, blieben wir, wie gewöhnlich, im Bagno. Auf einmal hörten wir, gegen Mittag, eine ſtarke Kanonade, und von ferne ein wildes Geſchrei. Bald kam die Nachricht, daß der neue Dey ſeinerſeits umgebracht worden ſey. Er wollte die Capereien einſtellen; dies litten die Großen nicht, weil es ihrem Eigennutze entgegen lief. An ſeiner Stelle erwählten ſie nun einen aus ihrer Mitte, der höchſt kriegeriſch geſinnt war.

Am 10. lief eine türkiſche Fregatte von Smyrna ein. Sie hatte hundert und funfzig Mann friſcher türkiſcher Truppen an Bord. Denſelben Tag wurden alle vorigen Sclaven und Hausbedienten des lezten guten Dey's in das Bagno gebracht. Dieſes Schickſal fiel den armen Leuten ſehr hart. Sie hatten es funfzehn volle Jahre bei dieſem milden Gebieter ſo gut gehabt.

Am 15. kam eine Schebecke von Gibraltar an. Sie brachte die Nachricht von Bonaparte's Zurückkunft in Frankreich, und ſeinem Zuge nach den Niederlanden mit. Denſelben Abend lief eine Polacre aus Marſeille ein; der franzöſiſche Konſul erhielt die amtliche Beſtätigung. Wir wurden dadurch nicht wenig betrübt. Wie ſollte es nun Holland und uns ergehn! — Der Reſt dieſes Monats bot nichts Merkwürdiges dar.

Mai.

1. An dieſem Tage liefen fünf große Schiffe zum Kreuzen aus. Es gab auf der Segelmacherei ſehr beſchwerliche Arbeit — Abends ſtarben zwei ſicilianiſche Sclaven im Bagno: der eine, indem ihm eine Pulsader ſprang; der zweite an einem Schlagfluß. Die Urſache war die übermäßige Anſtrengung bei einer Hitze von 20 Gr.

Am 8. kam eine türkiſche Fregatte von Conſtantinopel an. An dem Bord derſelben befand ſich ein Agent der Pforte mit einem Schreiben an den Dey. Noch denſelben Abend wurden alle griechiſchen Sclaven aufnotirt. Dies war das Zeichen zu ihrer baldigen Befreiung. Ein portugieſiſcher Sclave ſtürzte ſich in der Nacht von der Gallerie herab, und blieb auf der Stelle todt.

Am 10. lief ein kleines, ſpaniſches Schiff von Alicante ein. Es überbrachte einen Brief von unſerm Konſul, der von Marſeille dahin geflüchtet war. Er hatte gefürchtet von den Bonapartiſten ermordet zu werden, deren Erbitterung gegen uns über alle Beſchreibung ging. Er ſchrieb dem ſchwediſchen Konſul hierüber umſtändlich, und übermachte ihm zugleich eine neue Summe für uns.

Am 17. kamen alle griechiſchen Sclaven aus dem Innren zurück. Sie hatten die große neue Brücke vollendet, und erhielten nun ihre Freiheit. Auch die im Bagno befindlichen kamen dieſen Abend auf freiem Fuß. So fuhren ſie, ungefähr vierhundert zuſammen an Bord der für ſie beſtimmten Schiffe, um ſogleich unter Segel zu gehn. Dies waren drei raguſaniſche Briggs, die die Fregatte unter Eſcorte nahm. Im Bagno ward nun ſehr viel Raum.

Am 18. lagen noch alle dieſe Schiffe vor Anker, indem der Wind völlig widrig war. Gegen Mittag wurden noch vier junge Deutſche, worunter der obgenannte Kaufmannsſohn dahin abgeführt. Sie verdankten ihre Freiheit der Vermittlung der Pforte, die von dem öſterreichiſchen Internunzius zu Conſtantinopel traktatenmäßig angeſprochen worden war. Ach Gott! Wie ſehnſuchtsvoll ſahen wir ihnen nach! — Nachmittags ward der Wind günſtig, und die Schiffe gingen in See.

Am 19. zog ein ungeheurer Heuſchreckenſchwarm von Oſten nach Weſten über die Stadt hin. Er glich, von weitem geſehen, einer ſchwärzlich-grauen Wolke, und verurſachte ſelbſt eine Art kurzer Sonnenfinſterniß. Myriaden dieſer Heuſchrecken fielen ermüdet zu Boden und bedeckten die Straßen zwei Fuß hoch.

Am 21. ward eine Türkin, die man mit einem Chriſtenſclaven ertappt hatte, in einen mit Steinen gefüllten Sack geſteckt, und ſo erſäuft, der Sclave hingegen geſpießt und lebendig verbrannt. Wir alle mußten bei dieſer ſcheußlichen Hinrichtung zugegen ſeyn.

Am 30. kam eine franzöſiſche Fregatte unter der dreifarbigen Flagge von Toulon an, und brachte Depeſchen für den Konſul mit. Bald darauf landete der Kapitain und verlangte zu wiſſen, ob man ihm den gewöhnlichen Gegengruß zu machen willens ſey. Da er aber vom Dey nichts als ausweichende Antworten erhielt, unterließ er das Salutiren ganz und ritt auf das benachbarte Landhaus des Konſuls.

Bald nachher ſahn wir auf dieſem die dreifarbige Flagge aufziehn. Einige von uns, die Franzöſiſch ſprachen, unterhielten ſich mit der Mannſchaft der Schaluppe, und vernahmen eine Menge Neuigkeiten, die ich nicht wiederholen will. Die Fregatte hatte die Ueberfahrt in fünf Tagen gemacht. Sie brachte zwei Kiſten Wein und eine Menge ſchöner Mobilien für den Konſul mit. Eben ſo den Moniteur und einige andere Zeitungen, von dem Tage an, wo Bonaparte in Paris angekommen war.

Juni.

Am 2. Morgens begab ſich der franzöſiſche Kapitain wieder an Bord. Die Schaluppen fuhren hierauf den ganzen Tag mit Botſchaften hin und her. Endlich gegen Sonnenuntergang lichtete die Fregatte die Anker und ging in See. Die Franzoſen hatten die neue Anerkennung von Bonaparte, zwei Häfen an der algieriſchen Küſte und die Freilaſſung von einer Menge Sclaven verlangt. Wegen des erſten Punktes machte der Dey keine Schwierigkeit, mehr aber wegen der beiden andern, wie ſehr natürlich war.

Am 3. Abends liefen die zuletzt ausgeſegelten Kaperſchiffe mit mehrern Priſen ein. Ich bemerke dabei, daß kein algieriſches Raubſchiff in der Regel über ſechs bis acht Wochen in See bleiben kann. Die Urſache iſt, weil ihnen nur auf dieſe Zeit der hinlängliche Proviant an Brod, Oel und Oliven mitgegeben wird.

Machen ſie alſo keine Priſen, auf denen ſie Lebensmittel finden, ſo müſſen ſie nach einem kurzen Kreuzzuge wieder zurück. Häufig leiden ſie auch an Waſſermangel, da man ſie deshalb auf keiner europäiſchen Küſte zuläßt. Indeſſen legen ſie in der Noth nicht ſelten auf Lampeduſa an, wo es nicht fuglich verhindert werden kann.

Am 4. ſprach der Dey das Urtheil über die Priſen aus. Ein engliſches und zwei griechiſche Schiffe wurden für frei erklärt. Eben ſo ein ſpaniſcher Schoener aus la Guaira (Caracas), doch wurde die Ladung (Cacao) zum Beſten des Dey's confiſcirt.

Ein niederländiſches Schiff hingegen, mit Salz beladen und von Liſſabon nach Rotterdam beſtimmt, ward für gute Priſe erklärt. Abends fanden wir unſere armen Landsleute im Bagno und thaten für ſie, was möglich war. Auch der ungenannte Menſchenfreund ſorgte ſchon am folgenden Tage auf die obengemeldete Art für ſie.

Am 5. ſahen wir eine tripolitaniſche Fregatte mit ſechs Priſen vor Anker gehn. Bald kam der Kapitain derſelben in größtem Staate an das Land. Er trug ein rothes mit Gold geſticktes

Kleid, ſowie dergleichen lange Hoſen, mit breiten goldenen Treſſen beſetzt.

Dabei hatte er einen Turban von Goldbrokat auf, und einen dergleichen Gürtel mit prächtigen Piſtolen u. ſ. w. um den Leib. Hinter ihm folgten vier reichgekleidete Sclaven mit Damaſcenerſäbeln in der Hand. Wir hörten zu unſerem Erſtaunen, daß er eigentlich ein ſchottiſcher Renegat, nun Schwiegerſohn des Bey's von Tripolis war.

Am 6. ging er mit ſeinen Priſen wieder in See. Es waren vier däniſche und zwei hamburger Schiffe, ſämmtlich mit Ladungen von großem Werth. Die algieriſchen Reis (Kapitains) waren ſehr neidiſch darüber, und ſchickten ihm viele Flüche nach. Er hatte alle dieſe Priſen in weniger als zwei Monaten auf der Höhe vom Cap Finiſterre gemacht.

Am 10. lief die Fregatte *il Commandante* mit mehrern Corvetten, Briggs und Schebecken zu einem neuen Kreuzzuge aus. — Am 11. kam ein ſpaniſcher Kauffahrer von Malaga an. Er brachte die Nachricht von dem Zuge der Verbündeten gegen Bonaparte mit. Dieſes machte ſehr großes Aufſehn. Der engliſche Konſul gab ein prächtiges Bankett. — Bis zum 27. nichts, was bemerkt zu werden verdient.

Am 27. gegen Mittag wurden in Nordweſt drei Schiffe ſichtbar. Der Hafenmeiſter, der ſie für Algierer hielt, machte ſchon Anſtalt, ihnen entgegen zu gehn. Bald aber, als er noch fünf andere nachkommen ſah, erkannte er ſeinen Irrthum und blieb zurück. Etwas nach ein Uhr näherte ſich eines jener Schiffe ſo ſehr, daß die Flagge zu erkennen war. Demnach ſchienen es Amerikaner zu ſeyn. Der Wind war aber unterdeſſen ſo ſtark geworden, daß ſich nicht dagegen anrudern ließ.

Am 28. kamen die ſämmtlichen Schiffe bis auf Kanonenſchußweite heran. Sie führten vorn eine weiße, in der Mitte die ſchwediſche, hinten die amerikaniſche Flagge, und ſchienen ſehr ſtark bemannt. Das Commodoreſchiff that einen Signalſchuß. Wegen des ſtarken Windes aber war es unmöglich, aus dem Hafen zu kommen, was auch die Eſcadre zu begreifen ſchien.

Am 29. ließ der Wind etwas nach, und nun wurde der ſchwediſche Konſul in dem Hafenboote an Bord des Commodoreſchiffs geführt. Es dauerte indeſſen kaum eine Stunde, als er ſchon wieder zurückkam. Bald verbreitete ſich nun eine groſze Betrübniſz unter den Reis. Endlich vernahmen wir, daſz die algieriſche Fregatte nebſt einer Brigg von den Amerikanern genommen worden, und der Commandant der erſtern im Gefechte geblieben war.

Am 30. als einem Freitage blieben wir von der Arbeit befreit. Nachmittags indeſſen muſzten alle Matroſen auf die Marine, um die verwundeten Algierer von den Schiffen abzuholen, worüber der Abend herankam. Alle amerikaniſche Sclaven, acht zuſammen, wurden mit Sonnenuntergang frei gegeben, und fuhren mit dem Capitain und Oberſteuermann, unſern ſo gütigen Freunden, an Bord ihres Commodoreſchiffs. Die letztern lieſzen einen ſehr herzlichen Abſchiedsbrief für uns zurück.

Juli.

Am 1. als wir auf die Marine kamen, ſahen wir eine türkiſche Fregatte vor Anker gehen, und hörten, daſz ſie von Bona kam. Bald darauf wurden zu gleicher Zeit von den algieriſchen Batterien, wie von den amerikaniſchen Schiffen ein und zwanzig Schüſſe gethan. Hieraus ließ ſich abnehmen, daß der Friede geſchloſſen war. Wirklich kamen auch nun von Zeit zu Zeit amerikaniſche Schaluppen an das Land. Einer dieſer Offiziere, der ſich im Marinecaffeehauſe befand, bezeigte uns herzlichen Antheil, und verſprach, für uns thätig zu ſeyn. Wir hörten, daß er zum künftigen Konſul beſtimmt war.

Am 5. kamen noch einige amerikaniſche Schiffe auf der Rhede an, worauf die ganze Eſcadre Proviant und Waſſer einzunehmen anfing. Am 14. lichtete dieſelbe die Anker, und ſegelte weſtwärts. Die genommene algieriſche Fregatte war in Carthagena gelaſſen worden, von wo ſie nun abſegeln ſollte; die Brigg ward gleich nach Unterzeichnung des Traktates zurückgeſtellt.

Am 18. erhielt der Dey die Nachricht, daß vier algieriſche Schiffe mit ungefähr 360 Chriſtenſclaven in Bona eingelaufen ſeyen. Dies waren meiſtens italieniſche Fiſcher, Lootſen u. dgl. mehr. Die Algierer hatten ſie durch falſche Flaggen getäuſcht, und ſo herangelockt. Dieſe armen Leute mußten nun den Weg von Bona nach Algier zu Fuße machen, weshalb ihnen ein Commando entgegen ging.

Am 19. lief ein Fahrzeug von Genua ein, und brachte die Nachricht von Bonaparte's gänzlicher Niederlage mit. Dieſe fand aber nur wenig Glauben; zumal da weder Ort noch Monatstag angegeben war. Am 20. kamen die algieriſchen Schiffe von Bona an. Sie hatten ſämmtliche Fiſcherboote u. ſ. w. in Grund gebohrt. Auch dieſe Kapitains hatten in See etwas von jener Schlacht gehört. Nach dieſen Berichten ſollte Bonaparte gefangen worden ſeyn.

Am 23. kamen zwei amerikaniſche Schooner mit der algieriſchen Fregatte *il Commandante* an. Dieſe war entſetzlich zugerichtet, und im eigentlichen Sinne mit Kugeln beſpicket. Die Schooner nahmen etwas Waſſer und Früchte ein, und gingen gegen Abend wieder in See. Als der Hafenmeiſter die Fregatte beſehen hatte, erklärte er, daß ſie einer gänzlichen Ausbeſſerung, vor allen aber neuer Maſten benöthigt ſey.

Am 24. gegen Mittag ward auf der Außenrhede eine niederländiſche Eſcadre ſichtbar. O wie groß war die Freude, womit wir unſere Kriegsflagge wehen ſahen. — Der Friede iſt gewiß — riefen wir einander zu. — Vielleicht ſind wir ſchon dieſen Abend frei!

Die Aufſeher ſelbſt beſtärkten uns in dieſer Meinung, und trieben uns etwas weniger an. Unterdeſſen ward auf Befehl des Deys friſche Munition in die Batterien geführt. Die Eſcadre beſtand aus ſechs Fregatten und einer Brigg. Bald darauf näherte ſich eine der erſtern, doch ſo, daß ſie noch außer dem Schuſſe blieb. Sie führte vorn eine weiße, und in der Mitte die engliſche Flagge, und that einen Signalſchuß.

Dies Zeichen ward ſehr gut verſtanden; ohngefähr um vier Uhr fuhr der engliſche Konſul an Bord. Er blieb daſelbſt bis gegen Sonnenuntergang, worauf die Fregatte zu den übrigen Schiffen zurückging. In den algieriſchen Batterien ward noch bei Fackelſchein gearbeitet, und überall doppelte Mannſchaft hin commandirt.

Am 25. Vormittags kam die geſtrige Fregatte abermals wieder näher, und wiederholte daſſelbe Signal. Der engliſche Konſul begab ſich daher zum zweiten Male an Bord, und ſchickte von Zeit zu Zeit Briefe an's Land.

Der Dey hatte ſich nemlich auf der Marine eingefunden, wo er mit ſämmtlichen Reis einen Kriegsrath hielt.

Indeſſen kam der Konſul gegen Abend zurück, ohne daß etwas entſchieden ſchien. Als wir jedoch mit Sonnenuntergang in dem Bagno anlangten, hörten wir eine Doppelſalve, jede von ein und zwanzig Canonenſchüſſen, und glaubten, daß der Friede geſchloſſen ſey.

Leider aber vernahmen wir bald das Gegentheil. Es war die Begrüßung einer engliſchen Brigg geweſen, die von dem Caſtele erwiedert ward. Unter den italiäniſchen Sclaven gab es dieſe Nacht großen Streit. Die Aufſeher hieben daher blindlings darunter, ſo daß einer das Auge verlor.

Als wir am 26. auf die Marine kamen, ſahen wir unſere Eſcadre vor der Rhede kreuzen, und wurden bald darauf zwei algieriſche Fregatten gewahr. Dieſe ſegelten unangefochten hindurch, und zogen dann ihre Flagge mit einem ſcharfen Schuß auf. Jetzt machte unſere Eſcadre augenblicklich Jagd auf dieſelben, doch leider ohne allen Erfolg.

Die eine Fregatte von 46 Canonen entkam nemlich in den Hafen, und die andere von 24 flüchtete ſich unter die Batterien. Dieſe machten nun ein ſo heftiges Feuer, daß unſere Eſcadre zurückzuweichen gezwungen war. Die Aufſeher behandelten uns dieſen ganzen Tag mit außerordentlicher Härte, beſonders bei dem Nachhauſegehn. Zugleich mußten wir von den andern Sclaven den Vorwurf hören, daß unſere Nation an allen dem ſchuld ſey.

Abends kamen die oben gemeldeten, unglücklichen italieniſchen Fiſcher u. ſ. w. von Oran und Bona in das Bagno. Sie waren ſo bleich und abgezehrt, daß es uns durch die Seele ging. Neun Tage hatten ſie bei der glühendſten Hize auf dieſem Marſche zugebracht. Dabei hatten ſie nichts, als etwas Brod und Waſſer, von letzeren oft nur einen Schluck gehabt.

Von viertehalbhundert Mann waren daher einige achtzig angekommen u. dgl. mehr. An zwanzig ſtarben nach einer kurzen Ruhe noch dieſen Abend im Bagno. Anfangs hatten ſich auch einige Knaben dabei befunden, ohngefähr von ſechs bis ſieben Jahren. Als dieſe nun nicht mehr fort konnten, nahmen ſie die Väter auf die Schultern, und trugen ſie. Dies aber wollten die türkiſchen Soldaten nicht leiden, ſondern ſchlugen die armen Kinder an den Felſen todt.

Am 27. Morgens begab ſich der engliſche Konſul abermals an Bord unſeres Commodoreſchiffes, blieb aber nur bis gegen Mittag daſelbſt. Bald darauf erſchien der Dey auf der Marine, und befahl auf allen Batterien und Schiffen die Flaggen aufzuziehen. Dies geſchah, während ſcharf dabei geſchoſſen ward. Wir konnten aus dem allen nur zu deutlich abnehmen, daß noch an keinen Frieden zu denken war.

Am 28. machte der engliſche Konſul neue Vorſchläge zu einer Ausgleichung. Allein da die Algierer ihre Schiffe in Sicherheit hatten, gaben ſie nicht im mindeſten nach. Auf ihre Forderungen aber einzugehen, war eine Unmöglichkeit. Sonach wurden die Unterhandlungen abgebrochen, während unſere Eſcadre die Rhede blokirt hielt.

Am 29. Morgens ward bekannt, daß ein allgemeiner Angriff auf dieſelbe beſchloſſen ſey.

Wir mußten daher in großer Haſt und Eile im Hafen arbeiten, als ungefähr um Mittag Gegenbefehl kam. Auf einmal ſahen wir das Commodoreſchiff ſich dem Eingange des Hafens nähern, doch ſo, daß es außer Schußweite blieb.

Es hatte abermals neben der engliſchen Flagge eine weiße aufgeſteckt. Mit großem Geſchrei gab jetzt der Dey Befehl, alle Canonenboote zu vereinigen, und darauf los zu gehen. Als dieſe aber nach einigen Stunden auslaufen wollten, wendete die Fregatte, und ſegelte auf die Rhede zurück.

Am 30. Morgens fanden wir zu unſerem großen Leidweſen, daß unſere Eſcadre verſchwunden war. Die Algierer jubelten laut darüber; unſere Mitſclaven verſpotteten uns. Dies war ein äußerſt trauriger Tag. Es gab überdem vielen Verdruß auf der Segelmacherei. — Abends ſpät lief noch ein türkiſches Schiff aus Alexandrien ein.

Auguſt.

Vom 1 — 6. Nichts von Bedeutung. An dieſem Tage trat der Neumond ein, und die türkiſche Faſten begann. Der Eifer der algieriſchen Seeleute, wieder in die See zu gehen, ließ merklich nach. Beſonders kühlte ſich die Wuth der wilden Dulcignoten ab. — Auf der äußerſten Rhede ward eine engliſche Fregatte ſichtbar, blieb aber nur einen Augenblick.

Am 7. wurden zehn engliſche Matroſen zwei und zwei zuſammengeſchloſſen in das Bagno gebracht. Sie waren von einem Schooner, der von Oran nach Gibraltar beſtimmt war. Da ſie Mangel an Waſſer litten, waren vier derſelben mit der Schaluppe an's Land gefahren, und wurden daſelbſt, als des Schmuggelns verdächtig, zu Gefangenen gemacht. Zugleich bemächtigten ſich die Türken des Fahrzeuges ſelbſt, und brachten es nach Algier auf. — Wir halfen unſeren neuen Unglücksgefährten ſo gut wir konnten, und überließen ihnen den größten Theil unſeres Weines und unſerer Abendmahlzeit.

Am 9., eben als ſie mit uns auf die Marine gehen ſollten, erſchien einer der Schreiber mit einem Befehle des Deys. Kraft dieſes wurden ſie augenblicklich frei gelaſſen, und in das Haus des Konſuls geführt. Denſelben

Nachmittag ankerte ein engliſches Linienſchiff auf der Rhede, und verlangte Genugthuung. Die Folge davon war, daß jener Küſtenbefehlshaber ohne weiteren Prozeß enthauptet ward.

Am 13. wurden die zehn größten Canonenboote mit neuen ſchweren Stücken verſehen. — Der Pförtner am Seethore bekam tauſend Hiebe auf die Schenkel und Fußſohlen; und dieſes wegen einer Kleinigkeit. Er hatte nemlich das Thor, ungefähr eine Minute, zu ſpät aufgemacht. — Eine kleine tripolitaniſche Schebecke, brachte die Nachricht, daß unſere Eſcadre weſtwärts geſegelt ſey.

Am 15. hielt der Dey einen großen Kriegsrath. Es ward darin beſchloſſen, gleich nach Endigung der Faſten mit allen Schiffen wieder in See zu gehn. Die ſämmtlichen Reis ſchworen unſerer Eſcadre den Untergang. Sie wurden hierauf jeder mit einem Capot von feinem blauen Tuche beſchenkt, der von oben bis unten mit ſtarken goldenen Treſſen beſetzt war. — In dem Sclavenhoſpitale ſtarben von den armen italieniſchen Fiſchern abermals einige dreißig Mann.

Un[illegible]
[illegible]nchen

Vom 16 — 23. nichts, was bemerkt zu werden verdient. An dieſem Tage kam ein ſpaniſches Fahrzeug von Malaga an, und brachte die Nachricht, daß unſre Eſcadre daſelbſt eingelaufen ſey. — Am 24. ankerte eine franzöſiſche Polacre von Marſeille kommend unter der weißen Flagge auf der Rhede, und überbrachte die Nachricht von Bonaparte's Einſchiffung nach St. Helena.

Am 25. Morgens um neun Uhr kam eine franzöſiſche Fregatte von Toulon unter derſelben Flagge auf der Rhede an, und ſchickte einen Parlementär an's Land. Gegen Mittag war alles in Richtigkeit, und der Friede auf die älteren Bedingungen hergeſtellt. Polacre und Fregatte ankerten im Hafen, und es hatten die gewöhnlichen Begrüßungen Statt. Wir erfuhren nun auch, daß die verbündeten Truppen in Paris eingerückt waren, und andere Neuigkeiten mehr.

Am 26. begannen die Schiffsausrüſtungen mit neuer Thätigkeit. Der Dey fuhr an Bord der früher von den Amerikanern beſchädigten Fregatte, und unterſuchte dieſelbe mit großer Aufmerkſamkeit. Es fand ſich, daß ſie außerordentlicher Ausbeſſerungen bedürftig war. Bei dieſer Gelegenheit theilte der Dey, an vier von meinen Leuten, ohngefähr 28 St. Holl. als Almoſen aus. — Am 31. lief eine Galeere von Tunis ein.

September.

Am 4. um Mittag trat der Neumond ein, ſo daß die türkiſche Faſten zu Ende ging. Wir wurden ſogleich von der Arbeit befreit, und kehrten in das Bagno zurück. Am 5. 6. und 7. waren türkiſche Feiertage; auch uns ward daher Ruhe gegönnt. Dabei durften wir in kleinen Haufen, zehn bis zwölf zuſammen, von Morgens neun bis Nachmittags vier Uhr in der Stadt und am Hafen ſpazieren gehn. Alle Schiffe flaggten während dieſer Zeit, auch fanden mancherlei Ergötzlichkeiten Statt.

Am zweiten dieſer Feiertage erhielten wir von mehrern jungen Sclaven im Dienſte des Deys einen ſehr angenehmen Beſuch. Sie brachten uns eine Menge Zuckerwerk, und eine nicht unanſehnliche Summe, um des Abends bei einer guten Mahlzeit und einem Glaſe

Wein luſtig zu ſeyn. Wir lernten dabei einen neapolitaniſchen Sclaven, einen Greis von hundert Jahren kennen, der nun fünf und zwanzig Jahr im Bagno war. Indeſſen befand er ſich noch immer wohl, und hatte einen ſehr geſunden Appetit.

Vom 9 — 13. gab es harte Schiffsarbeit, denn bis zum 14. mußte die ganze Flotte ſegelfertig ſeyn. Am dieſem Tage bekamen die Schiffe ihren Proviant, Brod, Öl und Oliven, nebſt ihrem Pulver an Bord. Indeſſen konnten ſie des heftigen Gegenwindes wegen nicht einmal auf die Rhede geſchweige in See gehen. Zum Zeichen der Feindſeligkeit wehte die holländiſche Flagge von der Vorſtenge herab.

Am 15. gegen Mittag indeſſen legten ſie mit günſtigen Winde auf die Rhede aus, und in weniger als zwei Stunden waren ſie ſämmtlich aus dem Geſicht. Wir hörten, daß die Algierer einen großen Schlag auszuführen dachten, indem unſere Eſcadre vertheilt war. Drei Schiffe von derſelben waren nemlich nach Tunis geſegelt, eins befand ſich zur Ausbeſſerung in Carthagena, und zwei kreuzten auf der Höhe von Gibraltar.

Am 17. wurden mehrere eingelaufene Schiffe gelöſcht, und die Ladungen an Holz, Weizen und Salz in die Magazine gebracht. Am 19. wurde die beſchädigte Fregatte aus einander gelegt, wobei der Dey in Perſon zugegen war. Am 23. kam über London und Gibraltar ein neuer ſchwediſcher Konſul an.

Zugleich, lief ein portugieſiſcher Schooner von Liſſabon mit fünfzig Kiſten Gewehren und dreihundert Ballen Salpeter ein. Am 29. erhielten die Algierer Nachricht, daß unſre Eſcadre wieder vereinigt ſey. Am 30. verſpürten wir eine leichte Erderſchütterung, die von Süden nach Norden ging. Die Sterblichkeit, die in dem Sclavenhoſpitale ſehr groß geweſen war, verringerte ſich nunmehr.

October.

Am 1. lief ein ſchwediſches Schiff von Stockholm ein. Es hatte Geſchenke für den Dey an Bord. Dieſe beſtanden aus Pulver, Tauwerk (worunter auch ſchwere Ankertaue)

Planken, Eiſen, Pech und Theer. Alles ward durch die Sclaven gelöſcht. Eben ſo wurden die Canonenboote wieder entwaffnet, unter dem Caſtele aufs Land gezogen, und mit Ketten feſtgemacht. — So bis zum 19. keine weitere Merkwürdigkeit.

An dieſem Tage lief eine algieriſche Schebecke ein, und kündigte die nahe Zurückkunft der Flotte an. Sie hatte auch keine einzige Priſe gemacht. Der Dey ſchien hierüber ſehr unmuthig, und fluchte nicht wenig auf die Reis. Am folgenden Morgen ward die Flotte ſichtbar, und gegen Mittag lief ſie in den Hafen ein.

Wir hatten dabei ſehr ſchwere Arbeit zu verrichten, denn ſobald die Anker gefallen ſind, legt kein Algierer eine Hand mehr an. So waren wir bis zehn Uhr Nachts beſchäftigt, wobei jedes Schiff, ſo wie die Marine mit Laternen erleuchtet war. Am folgenden Tage ſtatteten die Reis ihre Berichte ab. Sie hatten von unſerer Eſcadre kein Segel geſehn.

Vom 20. bis zu Ende des Monats, nichts was bemerkt zu werden verdient.

November.

Dieſen ganzen Monat litt ich am Durchfall, und war äußerſt ſchwach. Der ſchwediſche Konſul verſah uns wieder mit Winterkleidern und andern Bedürfniſſen, ſo daß es uns faſt an nichts gebrach. Der amerikaniſche ſendete mir ein Duzend Flaſchen Bourdeauxwein, den ich löffelweis wie Arznei einnahm. So ward es endlich beſſer, und ich konnte allmählig wieder ausgehn.

December.

Am 1. fand die allgemeine Austheilung von Winterkleidern, auf Koſten des Deys, Statt. Wir verkauften die unſerigen für einen ſpaniſchen Piaſter das Bündel, und legten dieſen für Taback u. ſ. w. zurück. Am 2. lief eine franzöſiſche Fregatte von Toulon ein. Sie hatte einen neuen Konſul an Bord, und nahm den vorigen mit zurück. Dieſer war als ein eifriger Anhänger von Bonaparte bekannt. — Von da bis zum 16. keine Merkwürdigkeit.

Am 17. kam ein däniſches Schiff von Kopenhagen mit den gewöhnlichen Geſchenken an. Dieſe beſtanden ebenfalls aus Pulver, Eiſen, Tauwerk u. ſ. w. wie es von den Schweden geſandt werden war. Man ſieht, daß es auf dieſe Art, den Algierern nie an Schiffsbaumaterialien fehlen kann.

Am 19. kamen 200 ſpaniſche, und 50 amerikaniſche Matroſen zu Lande an. Sie machten einen Theil der Beſatzung eines ſpaniſchen Linienſchiffes aus, das an der algieriſchen Küſte geſcheitert, und bald darauf untergegangen war. Alle dieſe Matroſen wurden ſogleich von ihren Konſuls übernommen, und in jüdiſchen Wirthshäuſern untergebracht.

Am 23. ward ich nebſt meinem Jugendfreunde Kapitain de Jong durch den engliſchen Konſul aus dem Bagno erlöſt. Dieſer brave Mann empfahl uns ſeinem Schwiegervater, der däniſcher Konſul war. Durch die Güte dieſes letztern erhielten wir nun eine bequeme Wohnung auf ſeinem Landhauſe, ungefähr eine Viertelſtunde von der Stadt. Auf dieſe Art hatten wir einen höchſt erfreulichen Jahresſchluß.

1816.

Januar.

Vom 1 — 11. nichts, was aufgezeichnet zu werden verdient. Am 12. kamen zwei amerikaniſche Fregatten auf der Rhede an, und verlangten den Konſul an Bord. Dieſer erhielt Depeſchen, und ſpeißte daſelbſt zu Mittag. Gegen Abend gingen die Schiffe wieder in See. Wegen der zunehmenden Theurung ward den Garköchen im Bagno für unſere Leute ein Viertheil zugelegt.

Am 17. lief ein engliſches Kauffahrtheiſchiff ein. Als der Kapitain an's Land kam, theilte er unter die niederländiſchen Matroſen Geld, Kleider und Lebensmittel aus. Letztere kamen den armen Leuten ſehr zu ſtatten, da es im Bagno äußerſt knapp zuging. Das Brod zum Beiſpiel war gegen ehedem kaum halb ſo groß, und mit den gewöhnlichen Portionen ging es eben ſo.

Die höchſten Theurungspreiſe waren damals in Algier, wie folgt: Ein Scheffel Weizen 5 Guld. holl. Ein Pf. Reis 4 Stüver.

Ein Pf. Kartoffeln 2 ½ St. Ein Pf. Rindfleiſch 4 St. Ein Pf. Hammelfleiſch 6 St. Ein Pf. friſcher Speck 12 St. Ein Pf. Butter 24 St. Fiſch war für keinen Preis zu haben, nicht einmal Stockfiſch. Obiges ſind die höchſten Preiſe, deren man ſich in Algier erinnern kann. Hieraus erhellt, wie wohlfeil es ſonſt daſelbſt zu leben iſt.

Februar.

Am 8. wurden zwei Weibsperſonen in Säcken erſäuft. Es waren die Töchter eines ſpaniſchen Renegaten und Gaſtwirths; ſie hatten mit zwei ſpaniſchen Matroſen zu thun gehabt, dieſe wurden zu Sclaven gemacht, und in die Gebirge abgeführt. Der Vater ward im Stillen erdroſſelt, und an der Mauer eingeſcharrt.

Am 13. wehte ein heftiger Nordweſtwind; es gab daher im Hafen ſehr viel zu thun. Wenn nemlich der Wind aus dieſem Striche mit Ungeſtüm bläſt, bricht die See äußerſt heftig herein. Die Schiffe müſſen dann beſonders befeſtigt werden, damit kein Unglück entſteht. Unſere armen Matroſen arbeiteten den ganzen

Tag, ja ſelbſt den größern Theil der Nacht daran. Um das Zuſammenſchlagen der Schiffe zu verhindern, wurden unter andern Wollballen dazwiſchen befeſtigt u. dgl. mehr.

Am 14. ward der Wind noch heftiger, und die Wellen ſchlugen bis über die Batterien herein. Ein engliſcher Kutter ward auf die Rhede getrieben, und entkam nur mit großer Noth. Am 15. endlich ließ der Wind ein wenig nach, worauf er in der folgenden Nacht nach Süden umlief. Am 16. erhielten unſere armen Leute einen Ruhetag. Sie hatten in 72 Stunden keinen warmen Biſſen gehabt.

Am 26. kam ein franzöſiſches Kriegsſchiff auf der Rhede an, und verlangte den Konſul an Bord. Dieſer fuhr augenblicklich hinaus, und verweilte ungefähr drei Stunden daſelbſt. Als er zurückkam, begab er ſich ſogleich zu dem Dey, und verlangte die Freiheit von ſechs ſogenannten italieniſchen Sclaven, deren franzöſiſcher Urſprung eben bewieſen war.

Der Dey bewilligte dieſelbe auf der Stelle, und erhielt ein artiges Geſchenk an Seidenzeugen, Parfumerien u. dgl. dafür. Die Sclaven wurden neu gekleidet, und dann an Bord des Kriegsſchiffs gebracht. Mit Sonnenuntergang verließ dies die Rhede, und feuerte einige Signalſchüſſe ab. Wahrſcheinlich rief es ein Paar andere franzöſiſche Schiffe herbei.

Am 27. lief ein ſpaniſches Fahrzeug von Alicante ein. Es brachte Depeſchen für die nordiſchen Konſuls, und unter andern auch drei Briefe für mich aus Holland mit. Sie waren vom Mai, November und December vorigen Jahrs. Alle meine Verwandten und Freunde befanden ſich wohl, hatten alle meine Zuſchriften richtig erhalten, und arbeiteten unabläſſig an meiner Befreiung.

März.

Am 1. zahlte uns der ſchwediſche Konſul abermals eine Unterſtützung aus. Er ſprach etwas geheimnißvoll von wichtigen Begebenheiten, die im Werke ſeyen, was jedoch leicht zu verſtehen war. Auch der däniſche Konſul gab uns einen Wink, der unſere baldige Befreiung anzudeuten ſchien.

Am 17. erſchienen zwei ſpaniſche Linienſchiffe, mit eben ſo viel Fregatten auf der Rhede, und ankerten daſelbſt Bald darauf ſendeten ſie einen Offizier mit einem Dollmetſcher ab. Als dieſe an der Marine landeten, verlangten ſie vor den Dey geführt zu werden, was augenblicklich geſchah. Nach einer ſehr kurzen Unterredung indeſſen verließen ſie den Hafen wieder, und fuhren an Bord zurück.

Wir hörten, daß die Abſicht ihrer Sendung, die endliche Befreiung von drittehalb hundert ſpaniſchen Matroſen geweſen war. Dieſe befanden ſich zwar nicht als Sclaven, aber dennoch als Gefangene in Algier. Sie waren nemlich im Laufe des letzten Krieges unter verſchiedenen Flaggen genommen worden, ſo daß ſie der Dey nicht für Spanier anſah.

Auf jeden Fall forderte er wenigſtens ein außerordentliches Löſegeld. Hierzu wollte ſich aber der ſpaniſche Hof durchaus nicht verſtehen. Es war hierauf von einem Geſchenke die Rede geweſen; deſſen Werth etwa auf 20,000 Piaſter angeſchlagen ward. Allein der Dey fand dies nicht annehmlich, und forderte fünfmal ſo viel. So gingen die ſpaniſchen Schiffe wieder in See.

Am 31. ankerte eine ſtarke engliſche Eſcadre in einer ſolchen Richtung auf der Rhede, daß ſie feindliche Abſichten vermuthen ließ. Indeſſen hatten die gewöhnlichen Begrüßungen Statt. Der engliſche Konſul fuhr an Bord, doch kam kein einziges Boot an's Land. Die Algierer ſahen einander mit großen Augen an. Der Konſul kam ſpät zurück.

April.

Am 1. Morgens um 7 Uhr kam der engliſche Admiral Lord Exmouth an's Land, und begab ſich zu dem Konſul. Mittags um 1 Uhr kehrte er an Bord zurück. Nachmittags um 4 Uhr erſchienen fünf amerikaniſche Schiffe auf der Außenrhede; konnten aber des heftigen Windes wegen nicht vor Anker gehn. Abends verbreitete ſich das Gerücht von einer wichtigen Unterhandlung.

Am 2. erfuhren wir, daß der Friede mit Neapel abgeſchloſſen ſey. Lord Exmouth hatte ſo geſchickt unterhandelt, daß er ſehr gute Bedingungen erhielt. Alle neapolitaniſch - ſicilianiſche Sclaven erhielten gegen ein mäßiges Löſegeld ihre Freiheit. Dieſes betrug nicht mehr als 300 ſpaniſche Piaſter für den Mann. Kinder und Weiber gingen umſonſt darein.

So wurden einſtweilen 350. dieſer Sclaven befreit; die übrigen drittehalb hundert blieben auf kurze Zeit noch zurück. Jene wurden auf einer engliſchen Brigg nach Neapel eingeſchifft, dieſe von ihrem Konſul mit Unterſtützung verſehn. Am 3. ankerte die amerikaniſche Eſcadre auf der Rhede, und zwar ebenfalls in einer zweideutigen Stellung.

Am 4. verbreitete ſich das Gerücht von einem neuen Kriege mit Amerika. Wirklich begab ſich der Konſul an Bord der Eſcadre, und blieb die Nacht daſelbſt. Am folgenden Morgen verlangte der Commodore auch den ſchwediſchen Konſul an Bord; allein der Dey erlaubte es dieſem nicht. Gegen Abend lichtete die engliſche Eſcadre die Anker, und ging in See.

Am folgenden Tage ſendete der Commodore eine Schaluppe mit einer weißen Flagge an das Land. In derſelben befand ſich ein Offizier, der eine kleine eben ſolche Flagge trug. Er begab ſich mit einem Dollmetſcher zu dem Dey, und hatte eine dreiſtündige Unterredung mit ihm. Als er uns beim Weggehen auf der Marine erblickte, winkte er uns zu, und ſchien ſehr vergnügt.

Bald darauf verbreitete ſich die Nachricht, daß die Irrungen mit Amerika ausgeglichen ſeyen. Wirklich kam auch der Konſul mit Sonnenuntergang wieder von der Eſcadre zurück. Unterdeſſen hatten die Sclaven ſehr harte Arbeit gehabt, denn in weniger als vierzehn Stunden wurden zehn große Kanonenboote in Bereitſchaft geſetzt. — Am folgenden Morgen ſegelte die Eſcadre oſtwärts.

Am 10. ging der nunmehrige ſchwediſche Exkonſul auf der Fregatte, die die Geſchenke überbracht hatte, nach ſeinem Vaterlande ab. Dieſer würdige Mann, der ſoviel für uns gethan hatte, hieß Noordling. Er empfahl uns ſowohl ſeinem Nachfolger, als dem engliſchen Konſul auf das dringendſte, und beide verſprachen ihm, uns wie Landsleute anzuſehn.

Am 17. ward einer der Matroſen von der Vigilantie, Namens Peter Zinkens, von dem däniſchen Konſul befreit. Er war nemlich ein geborner Däne, worüber jetzt das eingeholte Zeugniß vorlag. Auf gleiche Art wurden auch zwei franzöſiſche Sclaven frei gemacht. — Am 19. ging die traurige Nachricht ein, daß das amerikaniſche Schiff, worauf die erlöſten Sclaven nach ihrem Vaterlande ſegelten, auf dem Ocean mit Mann und Maus untergegangen war.

Am 21. ward endlich auch mein armer Steuermann aus dem Bagno befreit, und nahm ſeine Wohnung bei mir. — Als ich wie gewöhnlich zu meinen Leuten kam, fand ich den einen Jungen in den letzten Zügen, Folge der übermäßigen Anſtrengung. — Am 25. erhielt der engliſche Geſandte Depeſchen von Lord Exmouth. Sie wurden durch einen Kutter überbracht, der ſie durch eine Schaluppe abgeben ließ.

Mai.

Am 1. ſendete der neue ſchwediſche Konſul ſeine Geſchenke an den Dey, die Miniſter u. ſ. w. ab. Dieſe Antrittspräſente ſind von dem eigentlichen Staatsgeſchenke ganz verſchieden, und müſſen in den koſtbarſten Uhren, den feinſten Tüchern, den ſchwerſten Damaſten u. ſ. w. beſtehn. Einer der Miniſter erhielt eine mit Diamanten beſetzte Uhr, die wenigſtens 500 ſpaniſche Piaſter werth war. Indeſſen ſendete er ſie zurück, und verlangte noch 500 dieſer Piaſter darauf. Hier hieß es denn zahlen, und noch überdies ſtill dazu ſeyn.

Bis zum 15. keine weitere Merkwürdigkeit. Aber an dieſem Tage ankerte die engliſche Escadre abermals auf der Rhede, und der Admiral fuhr an das Land. Nach einigem Aufenthalte bei dem Konſul, begab er ſich mit dieſem zu dem Dey, und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Faſt um vier Uhr Nachmittags begab er ſich wieder an Bord. In dem Geſichte des Deys ward viel Unruhe bemerkt; auch die Miniſter und vornehmſten Reis ſchienen nicht wenig beſtürzt.

Am 16. war die Stadt in ungemeiner Bewegung; denn man kannte nun den Antrag von Lord Exmouth. Er verlangte nemlich die unbedingte Freilaſſung aller Chriſtenſclaven ohne das mindeſte Löſegeld. Der Dey hatte hierauf geantwortet, daß dies ohne beſondere Zuſtimmung der Pforte nicht möglich ſey. Im Grunde aber wagte er es nicht aus Furcht vor ſeiner Leibgarde, die auf einem bedeutenden Antheil an dieſem Löſegelde beſtand.

Am 17. gegen Mittag lichtete die engliſche Eſcadre die Anker, manoeuvrirte einige Stunden, fuhr dann zweimal außer Schußweite längs den Batterien auf und ab, und nahm dann wieder ihre vorige Stellung ein. Gegen Abend verbreitete ſich das Gerücht, daß ein Waffenſtillſtand und zwar auf ſechs Monat geſchloſſen ſey. Ein algieriſcher Geſandter ſollte ſich auf einem engliſchen Schiffe mit reichen Geſchenken nach Conſtantinopel einſchiffen, und dort die Erlaubniß auswirken, von der eben die Rede geweſen iſt.

Am 18. ſahen wir vier von unſeren Fregatten bei der Eſcadre vor Anker gehn. Unterdeſſen wurden die Unterhandlungen fortgeſetzt. Die große engliſche Schaluppe, mit einer weißen Flagge verſehen, fuhr dieſen Tag wohl fünfmal hin und her. Eine von unſeren Fregatten ſandte dabei Briefe an den ſchwediſchen Konſul. Aus dieſen ſchien hervorzugehen, daß unſere Befreiung nahe ſey.

Am 20. verließ die engliſche Eſcadre ihre Stellung, und nahm eine andere etwas nähere an. Die Wachtfregatte ließ dabei vom Haupttop die große algieriſche Flagge wehn, und erneuerte den Salut. Die Algierer beantwortete dieſen mit derſelben Anzahl Schüſſe, und einem wilden Freudengeſchrei. Die eigentliche Abſicht der Engländer ſchien eine Recognoſcirung zu ſeyn. Unſere eigenen Fregatten waren unterdeſſen wieder in See gegangen, warum — blieb unbekannt.

Am 21. Morgens entſtand auf einmal eine große Bewegung unter der Eſcadre, die ſehr zweideutig ſchien. Bald aber bemerkten wir, daß ſie ſich ſegelfertig machte, und bald ſahen wir ſie auf die Außenrhede gehn. Hier manoeuvrirte ſie noch einige Stunden auf und ab, worauf ſie mit einem friſchen Oſtwinde weſtwärts ging. Eine Fregatte und eine Brigg blieb indeſſen auf der Rhede zurück.

Am 22. erhielt ich ſeit acht Tagen zum erſten Mal wieder Eintritt in das Bagno. Meine Leute erzählten mir nun mancherlei. Sie waren vom 15 — 18 mit ſchweren Ketten belaſtet geweſen, und hatten eine Menge Mißhandlungen auszustehen gehabt. Die Wuth der ſämmtlichen algieriſchen Kapitains gegen die Engländer war unbeſchreiblich.

Einer von dieſen Reis hatte den Admiral ſogar unter den heftigſten Schimpfreden bei der Bruſt gepackt. Ein anderer hatte der Gemahlin des engliſchen Konſuls ein Medaillon mit dem Portrait ihres Mannes abgeriſſen, und mit den Füßen zerſtampft. Ein dritter hatte einen engliſchen Seecadet in's Meer geſtoßen, beinahe erwürgt u. dgl. mehr. Der engliſche Konſul ſelbſt hatte Hausarreſt.

Am 25. wurden unvermuthet ſämmtliche deutſche und raguſaniſche Sclaven in Freiheit geſetzt. Der Befehl hierzu ward unmittelbar von dem Dey gegeben; die Urſache indeſſen blieb unbekannt. Es ſchien, daß die Unterhandlung von einem großen jüdiſchen Hauſe geleitet, und ein anſehnliches Löſegeld bezahlt worden war. — Die nach Conſtantinopel beſtimmten Geſchenke wurden auf zwei türkiſche Kauffahrer eingeſchifft.

Am 29. legten dieſe auf die Rhede aus, und gingen bald darauf, von den oben genannten zwei engliſchen Schiffen convoyirt, in See. Die Geſchenke waren ſehr koſtbar; auch befanden ſich mehrere Löwen, Bären, Strauße u. ſ. w. dabei. Die Pflege derſelben war ihrem bisherigen Wärter, einem Sclaven aus dem Waadtlande aufgetragen, der dafür ſeine Freiheit erhielt. Auf dieſe Kauffahrer hatten ſich auch eine Menge nach Mecca wallfahrender Pilger eingeſchifft.

Juni.

Am 2. erſchienen fünf von unſeren Fregatten auf der Rhede, hielten ſich aber nur einige Stunden auf. Eine derſelben kam dem Waſſercaſtele ſo nahe, daß dieſes, wiewohl vergebens, drei ſcharfe Schüſſe darauf that. Sie ging hierauf zurück, und folgte den andern in die hohe See. Man konnte leicht bemerken, daß es auf eine Recognoſcirung angeſehen war.

Am 5. kamen die Fregatten zurück und legten ſich oſtwärts längs der Küſte vor das erſte Caſtel. Dieſes that ſogleich einige Schüſſe darauf, erhielt jedoch von jedem unſerer Schiffe eine volle Lage dafür. Nun begannen die Algierer aus ſämmtlichen Batterien auf dieſer Seite ein wahres Höllenfeuer, obgleich kein einziges der Schiſſe zu erreichen war.

Als dies der Dey bemerkte, ſchrie er: „Kanonenboote hinaus!“ — Und wirklich gingen dieſe bis an die Mündung des Hafens vor. Unſere Fregatten, die dieſe Bewegung inne wurden braßten ſogleich, um ſie zu erwarten, gegen, und machten ſich zum Gefecht bereit. Allein die algieriſchen Reis ſchienen dies zu ungleich zu finden, und blieben in gehörigem Abſtand. Sechs und zwanzig Kanonenboote gegen fünf große Fregatten, ſagt freilich nicht viel.

Unterdeſſen war es Abend geworden; die Kanonenboote kamen zurück, und die Fregatten nahmen ihre vorige Stellung auf der Rhede ein. Der Dey befahl nun, die vor dem Hafen liegende, kleine Inſel zu befeſtigen; auch Steine und große Holzmaſten daſelbſt zu verſenken u. dgl. m. Hierauf ward ſogleich die Hälfte der Sclaven wieder aus dem Bagno geholt, und bei Laternenſchein der Anfang gemacht.

Vom 6 — 19. keine Merkwürdigkeit. Die Sclaven litten bei dieſer beſchwerlichen Arbeit außerordentlich, und kamen zu 30 — 40 auf einmal in das Hoſpital. Endlich ließ der Dey aller zwei Tage vierzig Schaafe ſchlachten, und dieſe mit Reis u. dgl. kochen, wovon jeder Arbeiter eine Schüſſel erhielt. So ging es die letzte Woche beſſer, und ſo ward endlich alles zu Stande gebracht.

Juli.

Am 16. traf ich an der Marine ganz unvermuthet auf den jungen deutſchen Kaufman, der vor Jahr und Tag freigegeben worden war. Er befand ſich nun als Supercargo eines öſterreichiſchen Schiffes von Trieſt mit einer reichen Ladung zu Algier. Wir freuten uns ſehr uns wiederzuſehn, und nahmen bei einem italieniſchen Speiſewirthe eine treffliche Mahlzeit ein.

Am 24., als einem Freitag, wollte ich eben Morgens in das Bagno gehn, als ich eine engliſche Fregatte auf der Rhede ankern ſah. Bei meiner Ankunft fand ich meine Leute ſehr betrübt, und erfuhr lange die Urſache nicht. Endlich kam es heraus, daß ihnen ihr Tabak geſtohlen worden war. Ich ſuchte nun ſogleich zu helſen, und in wenigen Minuten war alles abgethan. Ein Matroſe ohne Tabak iſt nur ein halber Menſch.

Am 30. lief eine neapolitaniſche Fregatte ein. Sie war beſtimmt, die übrigen ſicilianiſchen Sclaven abzuholen, und hatte deshalb die nöthigen Gelder an Bord. Dies Geſchäfft ward äußerſt ſchnell beendigt, und der Dey zeigte beſondere Zufriedenheit. Seit vierzig Jahren hatte Neapel mit Algier Krieg gehabt. Mehrere der nun befreiten armen Leute hatten dieſe ganze Zeit in der Sclaverei gelebt.

Auguſt.

In den erſten Tagen dieſes Monates verbreitete ſich das Gerücht, daß eine große engliſche Flotte nach Algier unterwegens ſey. Wirklich kam auch am 4. eine engliſche Korvette auf der Rhede an, und überbrachte die Beſtätigung dieſer Nachricht. Sie war zugleich beſtimmt, den Konſul abzuholen, der deshalb eine beſondere Depeſche erhielt. Er machte ſich daher ohne Verzögerung zur Abreiſe bereit.

Am 5. Morgens begaben wir uns zu ihm, und fanden ihn in voller Beſchäfftigung. Der ganze Vorplatz ſtand voll Kiſten und Coffres; eine Menge Leute packten mit groſer Emſigkeit. Der Konſul wollte nach ſeiner Verſicherung noch vor Abend an Bord gehn. Allein, indem wir mit einander ſprachen, erſchien ein türkiſcher Offizier mit zehn Mann Wache, befahl uns, auf der Stelle das Haus zu verlaſſen, verſchloß den Konſul in ſein Zimmer, und ſtellte zwei Poſten davor.

Am folgenden Morgen ſaßen wir auf unſerem Landhauſe ruhig bei'm Frühſtück, als wir auf einmal den erſten Schreiber des Bagno, einen ehemaligen ſpaniſchen Sclaven, zu Pferde ankommen ſahn. Er überbrachte uns den Befehl, mit ihm ſogleich in das Gefängniß zurückzukehren, indem die Begünſtigung, die wir bisher genoſſen, hiermit aufgehoben ſey. Hier hieß es nun Ergebung, und wir folgten ihm.

Bei unſerer Ankunft im Bagno mußten wir eine Weile warten bis der Aufſeher erſchien. Dieſer befahl uns ſogleich den Sklavenring wieder anzulegen, und mit den andern zur Arbeit zu gehn. So begaben wir uns denn in den Hafen, wo eben ein Schiff mit Holz zu löſchen war. Man kann leicht denken, wie ſehr uns dieſe plötzliche Veränderung zu Herzen ging.

Unterdeſſen hatte die Korvette eine weiße Flagge aufgezogen, und ſchickte eine Schaluppe, die dergleichen ebenfalls führte, gegen den Hafen ab. Dieſe näherte ſich einem algieriſchen Fiſcherboote, und übergab demſelben einige Briefe zur Beſorgung an den ſchwediſchen Konſul. Bald erfuhren wir nun, wie es mit der Abreiſe des engliſchen ſtand.

Der Dey wollte ihn nemlich nicht eher abreiſen laſſen, bis er Bürgſchaft geleiſtet haben würde, daß die zwei nach Conſtantinopel beſtimmten Schiffe richtig dort angekommen ſeyen. Man erräth leicht, daß dies der Konſul nicht konnte, und folglich in Verwahrung blieb. Indeſſen ſuchte er wenigſtens ſeine Frau und ſeine Töchter, nebſt einem Säuglinge in Sicherheit zu bringen, wozu ihm der Schiffsdoctor behülflich zu ſeyn verſprach.

Wirklich kamen auch die Frauen, als Matroſen verkleidet, glücklich an Bord. Das Kind aber, das in einem Korbe getragen wurde, fing auf der Marine an zu ſchreien, ward dort entdeckt, und in den Harem gebracht. Der Dey ließ hierauf die engliſche Schaluppe, nebſt fünf Matroſen wegnehmen, und befahl, den Konſul an eine Kette zu legen, die achtzehn Pfund ſchwer war.

Am 9. begaben ſich ſämmtliche Konſuls in vollem Staate zu dem Dey, und forderten die Zurückgabe des Säuglings um ſo dringender, als deſſen Leben dabei in Gefahr ſtand. Der Dey war Anfangs äußerſt heftig, und ſchlug es völlig ab. Allmählig aber ließ er ſich beſänftigen, gab Befehl, das Kind zu holen, und entfernte ſich. So übernahm es denn der ſchwediſche Konſul, und ſchickte es mit ſeiner eigenen Schaluppe an Bord.

Am 10. war türkiſcher Ruhetag; doch blieben wir keinesweges von der Arbeit verſchont. Es gab nemlich in den Batterien, und auf den Bombardierbooten alle Hände voll zu thun. Selbſt die Juden mußten diesmal mit arbeiten helfen, und wurden beſonders zum Kugelholen gebraucht. Gegen Abend ging die engliſche Korvette in See. Bis zum 21. fiel nichts Merkwürdiges vor.

Am 22. hatten wir den ganzen Tag ſehr harte Hafenarbeit. Unter andern wurden an dem Eingange des Hafens zwei große ungeheure Ketten ausgeſpannt. Der ſchwediſche Konſul hatte eine faſt zweiſtündige Unterredung mit dem Dey. Es hieß, er habe zum Frieden gerathen, und die Ueberlegenheit der verbundenen Eſcadren vorgeſtellt. Zugleich habe er den Dey auf die möglichen Folgen einer Niederlage (Ermordung) aufmerkſam gemacht, und dgl. mehr. Alle ſeine Bemühungen waren indeſſen fruchtlos.

Am 23. Mittags fing ein mohamedaniſches Freudenfeſt an. Wir wurden alſo von der Arbeit entlaſſen, und in das Bagno zurückgeführt. Hier fanden wir die Mannſchaft von dem engliſchen Boote, das an der Marine in Beſchlag genommen worden war. Sie ſagten uns, wie die große engliſche Flotte in wenigen Tagen erſcheinen müſſe, indem ſie ſchon damals in der Straße geweſen ſey. — Wir blieben indeſſen ohne weitere Neuigkeit, und brachten auch die folgenden drei Tage ruhig im Bagno zu.

Am 26. Nachmittags um drei Uhr wurden ſämmtliche Hausſclaven des Dey's, der Miniſter u. ſ. w. in's Bagno gebracht. Sie erzählten, daß eine ungeheure Menge Schiffe in der Ferne zu ſehen, und die ganze Stadt in Bewegung ſey. Bald darauf hörten wir mehrere Signalſchüſſe, zum Theil von den Landbatterien. Hierdurch ward vermuthlich die Nachricht in das Innere gebracht.

Am 27. Morgens kletterten zwei der engliſchen Matroſen mit großer Lebensgefahr auf das Dach des Bagno, und ſahen die ganze Flotte auf der Rhede vor Anker gehn. Bald darauf wurden uns allen, ohne Unterſchied, Ketten angelegt. Einer der Garköche, der aus der Stadt kam, verſicherte, daß ein engliſcher Parlamentär am Eingange des Hafens erſchienen ſey.

Um ein Uhr kam Befehl, uns eine Strecke in das Innere zu bringen, ein Anzeichen, daß Gefahr vorhanden war. Wir wurden daher in großer Eile durch die Stadt getrieben, wobei es der Pöbel nicht an Schimpfworten fehlen ließ. Als wir nun vor dem Landthore auf der Anhöhe Halt gemacht hatten, ſahen wir die ganze Flotte, einige vierzig Segel ſtark, in voller Bewegung gegen die Stadt.

Man kann denken, wie ſehr wir uns bei dieſem Anblick freuten; mir ſelber liefen die hellen Thränen über das Geſicht. Jetzt wurden wir von einem Miniſter gezählt, wo ſich denn eine Maſſe von eilfhundert Köpfen ergab. Hierauf bekamen wir eine Bedeckung von einigen zwanzig Mann türkiſchen Reitern, deren Anführer ſehr barbariſch ausſah. — „Drei Mann hoch! — Vorwärts!“ — brüllte er wüthend, und ſchwenkte den Säbel dabei. — „Der erſte Hund, der zurückbleibt, wird niedergehaun!“

So ſetzten wir uns in Bewegung, als plötzlich gegen drei Uhr Nachmittags eine furchtbare Kanonade begann. Man unterſchied die Schüſſe von der verbundenen Flotte, und von den algieriſchen Batterien mit großer Deutlichkeit. Himmel und Erde erbebte davon; in meinem Leben hatte ich noch kein ſolches Feuern gehört. — Um ſieben Uhr endlich kamen wir bei unſerm

Nachtlager an. Dies war ein groſser viereckiger Platz, mit einer Mauer eingeſchloſſen, und in der Mitte mit einem Brunnen verſehn.

Hier warfen wir uns auf den kahlen Boden nieder, und labten uns, ſo gut es möglich war. Jeder bekam ein Stück von hartem, kaum eſsbarem Zwieback; hierin beſtand unſere ganze Abendmahlzeit. Unterdeſſen hatte die Kanonade unausgeſetzt angehalten, und dauerte auch jetzt noch fort. Wir konnten die Pulverblitze, gleich Sternſchnuppen, an dem dunkeln ſüdlichen Himmel ſehn. Endlich nach zehn Uhr lieſs das Feuern etwas nach, und um eilf hörte es gänzlich auf. So ſchliefen auch wir vor Ermüdung ein.

Am folgenden Morgen muſsten wir ſchon um vier Uhr wieder auf, und fort ging es durch lauter wüſte Heiden, ohne die mindeſte Koſt bis gegen Mittag. Hier ward bei einem kleinen Bache Halt gemacht, und abermals etwas Zwieback vertheilt. Nach einer halben Stunde indeſſen hieſs es abermals: — „Vorwärts!“ — und wir hörten mit Betrübniſs, daſs das Nachtlager noch fünf Stunden entfernt war.

Endlich erreichten wir dieſes bis zum Sterben ermüdet, und zwar außerhalb einer kleinen Stadt, die man uns durchmarſchiren ließ. Es war abermals ein ſolcher Platz wie der vorige; ſie werden zum Aufenthalte der Viehheerden gebraucht. In Anſehung unſeres Abendeſſens waren wir diesmal beſſer daran.

Die Juden kamen nemlich in Menge aus der Stadt, und boten uns Brod und Früchte zum Verkaufe an. Auch erhielten wir zu unſerem Erſtaunen von dem Stadtälteſten einige große Keſſel Erbſen mit Oel geſchmelzt. Auf der Flotte und in Algier war alles ſtill. Unſer Anführer ließ bekannt machen, morgen ſey bis auf weitere Befehle Raſttag.

Am 29. gegen Mittag langten in vollem Galoppe zwei türkiſche Reiter an. Sie überbrachten die Nachricht, daß der Friede geſchloſſen, und die Befreiung ſämmtlicher Sclaven feſtgeſetzt ſey. Jetzt hieß es nun, eilends nach Algier zurück. — Als wir an das Städtchen kamen, ſtanden die Einwohner mit Eſeln und Mauleſeln bereit, und boten uns dieſelben, gegen eine Kleinigkeit, zum Reiten an. Wer demnach ein Paar Piaſter daran wenden konnte, der machte Gebrauch davon. Meiſtens thaten ſich ihrer zwei zuſammen, ſo, daß es keinem zu ſchwer fiel.

Auf dieſe Art zogen wir fort bis zehn Uhr Abends, und machten dann auf einer Bergebene Halt. Wir hatten nemlich bis dahin Mondſchein gehabt. Die Nacht war erträglich; wir waren hinlänglich mit Lebensmitteln verſehn. Am andern Morgen ging es weiter, und bald bekamen wir das Meer zu Geſicht. Noch einige Stunden, und wir hatten die ganze herrliche verbündete Eſcadre vor uns. Ich kann wohl ſagen, daß mir das Herz, im eigentlichen Sinne, vor Freuden hüpfte! — Nie hatte ich die Wahrheit dieſes Ausdruckes ſo lebhaft gefühlt.

Wir machten nun eine Stunde Mittag, als plötzlich ein neuer reitender Bote erſchien — „Alle Ketten und Bügel ab!“ — rief der Anführer des Commando's — „Es iſt Befehl des Dey's! — Von nun ſeyd ihr völlig frei!“ — Bald kamen zehn algieriſche Schloſſer an, und verrichteten, was nöthig war — Alle, auch die Ermüdeteſten von uns, eilten nun, wie auf Flügeln, nach der Stadt. — So erreichten wir das Bagno, um unſere Sachen zu holen, und marſchirten dann an die Marine, wo alles voll engliſcher und niederländiſcher Boote u. ſ. w. lag.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie groß das Getümmel war; der Hafen erſchallte dabei von wiederholtem Freudengeſchrei. Die türkiſchen Soldaten indeſſen ſahen nicht wenig ſcheel darein, und einige ſchoſſen, wie aus Verſehen, über die Boote hinweg. Sogleich brachten aber die Konſuls eine Klage an, und die Schuldigen wurden auf der Stelle mit fünf hundert Hieben auf die Fußſohlen beſtraft. — Es war ohngefähr um 6 Uhr Abends, als ich mit meinen Matroſen auf dem Melampus, unſerem Admiralſchiffe, ankam.

Ich ſchweige von dem herzlichen Empfange, weil ich zum Ende eilen muß. Nachdem wir einiges genoſſen hatten, ward beſchloſſen, uns auf die Fregatte de Dageraad zu ſenden, weil dieſe demnächſt nach dem Vaterlande abzuſegeln beſtimmt war. Hier fanden wir auch unſere andern ehemaligen Mitgefangenen, mußten in der

Kajüte ſpeiſen, und brachten die halbe Nacht, bei einem Glaſe Wein, ſehr angenehm zu.

September.

Am 1., als einem Sonntage, feierte die ganze Escadre ein großes Siegesfeſt. Am 2. fuhr ich mit Kapitain Riedyk noch ein Mal an's Land, weil mit dem ſchwediſchen Konſul die letzte Abrechnung zu halten war. Hier konnten wir nun die Folgen der Beſchießung ſehn. Alle Hauptbatterien waren zuſammengeſchoſſen, alle Schiffe, mit Ausnahme von dreien, in den Grund gebohrt, alle Kanonenboote zum Theil ſehr beſchädigt, zum Theil zur Hälfte verbrennt. An der Marine lagen die Magazine in Trümmer, und von ganzen Häuſer-Reihen waren nichts mehr, als die zerlöcherten Mauern zu ſehn.

Am 3. Abends gingen wir unter Segel, und ſteuerten weſtwärts auf die Straße zu. Am 13. gingen wir in der Bay von Gibraltar vor Anker, und nahmen daſelbſt Waſſer ein. Am 15. paſſirten wir die Straße; am 30. befanden wir uns im Golf von Biſcaya.

October.

Vom 1. — 19. keine Merkwürdigkeit. Morgens am 19. erblickten wir die holländiſche Küſte; Nachmittags um 5 Uhr ankerten wir im Hafen von Nieuwediep. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Amſterdam, kam ich wieder in meiner lieben Vaterſtadt Vlaardingen an. — Hiermit endige ich dieſes Tagebuch — Gott ſey Dank, Ruhm, Preis und Ehre in Ewigkeit!

III.

Kleine Levante-Reiſen

von

A. L. Caſtellan und J. M. Tancoigne.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Ankunft in den Dardanellen — Die Windſtille — Die Gefahr — Die furchtbare Nacht — Gallipoli — Die Bazars — Das Abentheuer — Griechiſcher Luxus.

Von dem Golf von Neapel bis an die Dardanellen nichts als ein großer Gedankenſtrich ——. Aber nun, da wir dieſe im Rücken haben, beginne ich. Es war im Februar, Abends ſechs Uhr; pfeilſchnell flogen wir mit dem günſtigſten Winde durch den Kanal hindurch. Schon lag Gallipoli und der Leuchtthurm von Aſien hinter uns; ſchon breitete ſich am Horizonte das Meer von Marmora aus; am folgenden Morgen konnten wir zu Conſtantinopel ſeyn.

Aber da ſank die Sonne in's Meer, und plötzlich trat völlige Stille ein. Kein Hauch, kein Lüftchen mehr, während zugleich ein dichter Nebel den Himmel umzog. Auf einmal eine neue Ueberraſchung. Das Schiff ward von einem heftigen Windſtoße gepackt, und ganz auf die Seite geneigt. Zwei Minuten länger, und — es war um uns geſchehen — Nur mit Mühe wurden noch die Segel gerefft. Indeſſen ſprang der Wind völlig nach Norden um, und trieb uns wieder zurück.

Die Nacht brach an, eine ſtockfinſtere, ſternloſe Nacht, ſo daß man keine Hand vor ſich ſah. Das Rauſchen der Wellen, das Raſſeln des Tauwerks, das Krachen der Maſten, das Dröhnen des Schiffes war entſetzlich. Wir glaubten einige leuchtende Punkte zu erkennen, wahrſcheinlich die Laternen eines andern Schiffes, und zündeten daher auch die unſerigen an. Dieſe ganze Küſte iſt nemlich mit Klippen beſäet, wodurch die Schiffahrt ſehr gefährlich wird.

Wir ſollten dies ſelbſt erfahren, denn plötzlich ſtieß unſer Schiff mit dem Kiele auf. Es krachte und ſtampfte dabei ſo heftig, als ſollte es augenblicklich untergehn. — „Wir ſind verlehren! Wir ſind verlohren!“ — ſchrien die Matroſen — „Das Schiff ſitzt völlig feſt!“ —

Indeſſen ſetzten wir die Schaluppe aus, ſo gut es in der Finſterniß möglich war. — Da ward das Schiff unvermuthet von den Wellen gehoben, und wieder abgebracht. So wie wir nun in tiefem Waſſer waren, warfen wir auf gerademohl die Anker aus.

Ein anderes Schiff that Nothſchüſſe auf Nothſchüſſe; wir erkannten die ganze drohende Gefahr Auch das unſerige arbeitete heftig auf den Ankern; doch verging die Nacht, ohne daß es zu treiben anfing. Als der Tag anbrach, ſahen wir die ganze klippenvolle Küſte kaum einige Schiffslängen vor uns.

Rechts lag ein geſtrandetes Schiff, links die Spitze von Gallipoli, gerade gegen uns über eine kleine, dem Schutzpatron unſeres griechiſchen Schiffes geweihte Kapelle;[*] ein für die Matroſen ſehr erfreulicher Zufall. Da nun der Wind nach

---

[*] St. Georg.

Gallipoli günſtig war, lichteten wir die Anker, umſegelten das Cap, und liefen gegen neun Uhr in den Hafen ein. Hier ſtiegen wir bei unſerem Konſul ab, der uns mit vieler Güte aufnahm.

Nachmittags machten wir einen Spaziergang durch die Stadt. Sie iſt noch immer groß genug, ſcheint aber, nach den vielen Ruinen zu ſchließen, in den Zeiten des Alterthums, weit beträchtlicher geweſen zu ſeyn. Steine von dieſen Ruinen werden noch täglich zu neuen Gebäuden gebraucht. So gehen aus alten Maſſen neue Formen hervor! — So vermählt ſich die Vergangenheit mit der Gegenwart! —

Sehr intereſſant waren für uns die Märkte, oder Bazars, wie ſie überhaupt in jeder orientaliſchen Stadt unter die Merkwürdigkeiten zu zählen ſind. Die von Gallipoli zeichnen ſich durch Größe, Reinlichkeit, Ordnung und Waarenreichthum aus. Man denke ſich einen großen viereckigen Platz in mehrere regelmäßige Gaſſen abgetheilt, und dieſe dicht mit Laden beſetzt, ſo hat man die äußere Geſtalt eines Bazars.

Dieſe Gaſſen ſind nun entweder mit leinwandnen Planen, oder, vermöge eines Gitterwerks, mit Palmzweigen, Matten oder Weinranken bedeckt; ſo, daß beſtändige Kühlung darin herrſcht; dabei ſind die Laden ſelbſt überdem mit Wetterdächern verſehn. Jede Gaſſe iſt für eine beſondere Waare beſtimmt. So die Geldſchmidsgaſſe, die Schuſtergaſſe, die Parfumeur-, die Spezereigaſſe u. dgl. mehr.

Die Bazars ſind den ganzen Tag mit Menſchen angefüllt, und bieten ein ſehr buntes Schauſpiel dar. Dies kommt beſonders von den vielen hohen Farben her, die dem orientaliſchen Geſchmacke eigen ſind. In dem größten Gewühle indeſſen, zeichnen ſich dennoch Türken und Griechen, Armenier und Juden auf den erſten Anblick aus. Jene durch Stolz und Gravität; dieſe durch Schnelligkeit und Gewandtheit; die Armenier durch Ruhe und Sanftheit; die Juden durch ihr überall gleiches — Judenthum.

Am folgenden Tage beſtanden wir ein artiges Abentheuer, das ich nicht unerzählt laſſen darf. Wir gingen nämlich am Ufer des Meeres, zwiſchen den hohen, mit Ruinen bedeckten Felſen ſpazieren, als ſich plötzlich ein harmoniſches Harfengetön hören ließ. Wir blickten umher, wir näherten, wir entfernten uns; kurz, die Töne ſchienen, wie aus der Luft zu kommen, und hallten wunderbar von den Felſen zurück.

Feſt entſchloſſen, dies Geheimniß zu ergründen, ſchlugen wir einen ſchmalen Fußſteig ein, und ſtießen unvermuthet auf einen Griechen, der mit der Verproviantirung unſeres Schiffes beauftragt war. Sehr erfreut, uns getroffen zu haben, drang er in uns, ihm in ſein Landhaus zu folgen, das, wie er verſicherte, ganz in der Nähe lag. Wirklich ſtanden wir auch bald darauf vor einer hohen Mauer, ſchlüpften durch eine kleine Thür, traten in einen großen, mit Orangenbäumen beſetzten Hof, und wurden endlich in einen prächtigen Saal geführt.

Die koſtbaren Teppiche, die herrlichen Mobilien, die großen Spiegel, die zierlichen Spieluhren, alles verrieth Geſchmack und Reichthum. Wir ließen uns auf dem Divan nieder, von wo aus man in einen artigen Garten ſah. Unſer Wirth klatſchte in die Hände, und es wurden Pfeifen und Caffee gebracht. Er wiederholte dies Zeichen, und ein goldbrokatener Vorhang öffnete ſich. Da traten zwei allerliebſte Mädchen von zwölf bis ſechzehn Jahren, ſeine Töchter, mit Zuckerwerk in das Gemach.

Sie ſchienen ein wenig blöde, verlohren aber nichts an Reizen dabei. Bald entfernten ſie ſich wieder, und ergötzten uns mit dem trefflichſten Lyraſpiel. Dies waren die vorigen Zaubertöne; jetzt hatten wir das Geheimniß auf einmal entdeckt. Faſt eine Stunde lang hörten wir ihnen mit großem Vergnügen zu. Endlich mit einbrechendem Abend kehrten wir nach der Stadt zurück.

So wiſſen die Griechen ihren Reichthum im Innern ihrer Häuſer zu verbergen, das einzige Mittel, um nicht unaufhörlich Erpreſſungen ausgeſetzt zu ſeyn. Mancher von ihnen treibt ſich den ganzen Tag in der ſchmuzigſten Kleidung auf dem Bazar herum, und lebt Abends in ſeinem Hauſe mit der Pracht eines Millionärs.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Lampſaki — Abſtecher nach Tſcharback — Springbrunnen — Freundliche Einwohner — Die türkiſche Flotte — Das Ungewitter — Kutali — Die Beleuchtung im Ramahdan — Anſichten — Ankunft im Hafen von Conſtantinopel.

Am dritten Tage dachten wir vollends nach Conſtantinopel zu ſegeln, kamen aber der eintretenden Stille wegen nicht weiter, als bis Lampſaki. Dieſe ehemals ſo berühmte Stadt iſt jezt nichts, als ein unbedeutendes Dorf, das aber ſehr fleißige Einwohner hat. Die Männer treiben guten Ackerbau; die Weiber beſchäfftigen ſich mit Spinnen, und mit der Weberei. Wir fanden die beſten Lebensmittel im Ueberfluſſe; beſonders waren Brod und Datteln ſehr ſchön.

Nachmittags machten wir einen Abſtecher nach Sardeki oder Tchardack, einem artigen Küſtendorfe, zwei Stunden von der Stadt. Der Weg dahin iſt angenehm, und ziemlich gut. Die Landſchaft war vortrefflich angebaut. Reben- und Obſtbaum-Pflanzungen, Weizen- und Baumwoll-Felder wechſelten in der herrlichſten Miſchung ab. Hiedurch zeichnet ſich überhaupt die aſiatiſche Küſte ſehr vortheilhaft vor der europäiſchen aus.

Außer jenem ſchönen Anbau zogen auch die vielen Springbrunnen, die wir am Rande des Weges fanden, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie waren ſtets mit hohen, ſchattigen Bäumen umgeben, und machten bei ihrer Einfachheit einen ſehr angenehmen Eindruck. Eine Kürbisflaſche an einem Bande befeſtigt, dient zum Trinkgefäß. — So erreichten wir Tchardack, das ſehr angenehm am Ausgange eines lieblichen Thales liegt.

Die Einwohner, lauter Griechen, ſcheinen wohlhabend, und ſehr gutmüthig zu ſeyn. Sie zeigten große Freundlichkeit gegen uns, und reichten uns Brod und Eier, Käſe, Früchte u. ſ. w. in Menge zu. Wir ſahen hier zum erſten Male ganze Schaaren von Kranichen bei einem Bache beiſammen, eben ſo Tauſende von zahmen Gänſen von äußerſt ſtattlicher Figur. Dabei war das Meer eine ganze Strecke weit mit wilden Enten und Waſſerhühnern bedeckt.

Wir mußten zu Lampſaki acht volle Tage bleiben; indem der Wind faſt beſtändig aus Norden blies. Dabei war die Kälte ziemlich empfindlich, und der Regen floß in Strömen herab. Aber endlich eines Morgens heiterte ſich der Himmel auf, und der Wind ſprang durch Oſten nach Süden um. Eilends machten wir daher Anſtalt, unter Segel zu gehn.

Plötzlich kam jetzt eine Abtheilung der türkiſchen Flotte in der ſchönſten Ordnung den Kanal hinauf, und von allen Seiten ertönte Kanonendonner und Freudengeſchrei. Eben wollten wir nun ſelbſt die Anker lichten, da trat auf einmal wieder Stille ein.* Die ganze Flotte ankerte jetzt in unſerer Nähe mit einem Walde von Kauffartheyſchiffen hinter ſich.

---

* Dies iſt überhaupt in dem Kanale ſehr häufig der Fall. Die Lage deſſelben, und die Richtung der Küſten ſind die Urſache davon.

D. H.

Unterdeſſen erſchienen auf der Küſte zwiſchen Lampſaki und Tſchardack eine Menge türkiſcher Reiter, und zeigten ſich in künſtlichen Manoeuvren und Schwenkungen aller Art. Gegen Mittag fing der Himmel an, ſich wieder zu umwölken, und gegen Abend zogen von allen Seiten ſchwere Gewitter auf. Endlich brachen ſie los; es war eine furchtbare Nacht.

Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag! — Meer und Himmel in Feuer gehüllt; berghohe Wellen gegen das Schiff — Alle Maſten und Raen mit Flammen bedeckt — Ohne die Nothanker würden wir verlohren geweſen ſeyn. — Endlich gegen drei Uhr Morgens ward es ruhig, und bald blickte der Vollmond klar und heiter durch das zerriſſene Gewölk herab.

Nachmittags kamen wir mit günſtigem Winde bis nach Kutali* hinauf. Hier ankerten wir in der Nähe eines andern griechiſchen Schiffes, das den Einwohnern im vorigen Jahre ſehr furchtbar geworden war. Die Matroſen deſſelben hatten nemlich eine Schlägerei mit ihnen gehabt, und hierauf die Stadt bombardirt. Dann hatten ſie gelandet, geplündert, und ſelbſt einige Mädchen mit fortgeſchleppt. Da aber die Einwohner nicht zu klagen wagten, ward die Sache als abgethan angeſehn.

---

* Eine der Inſeln von Marmora.

Unſere Leute hatten jetzt alle Hände voll zu thun. Das Schiff ward gewaſchen, und nach türkiſcher Art grün, roth und ſchwarz bemalt. Die leeren Stückpforten wurden mit hölzernen Kanonen beſetzt, die Flaggen und Wimpel zum Paradiren hervorgeſucht, u. dgl. mehr. Kurz alles ward zur glänzenden Einfahrt in Conſtantinopel in Bereitſchaft geſetzt. An dieſem Abende fing der Ramahdan an, alle Küſtendörfer lagen daher im Lichtglanze vor uns.

Am folgenden Morgen bekamen wir günſtigen Wind, hatten aber Nachmittags einen Schrecken, der nicht gering war. Unſer Schiff war nemlich ziemlich alt, beſonders war der Kajüten-Boden über der Pulverkammer äußerſt ſchlecht. Wir gingen daher mit den Pfeifen ſehr vorſichtig um, und hatten auf jeden Funken Acht.

Auf einmal verſpürten wir einen ſtarken Brandgeruch. Welch' ein Schrecken! — Zumal da trotz allem Nachſuchen nichts zu entdecken war. Endlich, als es dunkel zu werden anfing, ſahen wir die Flamme neben der Küche in dem Kohlenmagazin. Es ward hierauf das kürzeſte Mittel gewählt, und alles in's Meer geſtürzt.

Unterdeſſen flammte in Norden, gerade vor uns, eine hellglänzende Lichtmaſſe auf, die ſich allmählig auf beide Küſten zu ergießen ſchien. Sie kündigte uns die prächtige Erleuchtung der Hauptſtadt, und der benachbarten Dörfer, an. Der Wind war günſtig; pfeilſchnell flog das Schiff über die ſchimmernden Wellen hin.

Je näher wir nun kamen, deſto herrlicher ward der Anblick. In ſilbernem Lichte ſtiegen die Kuppeln und Minarets der Moſcheen, wie aus einem Flammenmeere empor. Gaukelnd wallte der Wiederſchein der Glanzmaſſen über die Wellen hin, und von den Ufern ertönte Muſik und Freudengeſchrei.

Jetzt waren wir noch näher gekommen, und die Erleuchtung der Hauptſtadt zeigte ſich in ihrer ganzen Pracht. Am ſchönſten nahm ſich die Moſchee Achmet III. aus. Ihre Kuppeln brannten in glänzendem Feuer; ihre ſechs Minarets in allen Stockwerken erleuchtet, und durch Flammengewinde vereint, ſtrahlten wie blendende Garben in den dunkeln Himmel hinein — Unvergeßlicher Anblick! Wir waren mehr als genug für unſere langweilige Schiffahrt belohnt.

So vergieng die Nacht, wir brachten ſie größtentheils auf dem Verdecke zu. Aber jetzt brach der Morgen an; der Himmel erglühte in Purpurroth; die Sonne ſtieg aus dem Meere empor; und verſchlungen von ihrem erſten Strahle war die ganze künſtliche Herrlichkeit. Wir liefen nun mit der ganzen Flotte in den Hafen ein. Alle Flaggen wehten; alle Batterien donnerten; Tauſende von kleinen Fahrzeugen durchkreuzten ſich. Endlich gingen wir bei der Torſana * vor Anker, wir verließen das Schiff, und kamen in Pera an.

---

* Das Arſenal.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Pera — Erſte Anſicht — Wohnung — Lebensmittel Oeffentliche Oerter — Fahrt nach Conſtantinopel — Anſicht des Serails — Feuersbrunſt in Pera — Türkiſche Brandpolizei.

Pera iſt als eine Art Vorſtadt von Conſtantinopel zu betrachten, wo alle ausländiſche Geſandten, und überhaupt die meiſten Fremden wohnhaft ſind.[*] Sie liegt auf einer abgeplatteten Anhöhe, und iſt von der eigentlichen Stadt, nur durch den Hafen getrennt. Daher auch der Name, indem Pera, im Neugriechiſchen, ſoviel als Gegenüber heißt. Das ſogenannte Frankenquartier beſteht im Grunde nur aus einer langen, ſchmalen Gaſſe, die von einigen kleineren durchſchnitten wird.

---

[*] Die europäiſchen Kaufleute wohnen, wegen der Nähe des Meeres und der Zollhäuſer, zu Galata, einer andern Vorſtadt.

Alles ſieht hier europäiſch aus, indem es einen Kramladen an dem andern giebt. Dazu kommen die Caffeehäuſer, Weinſchenken, Gaſthöfe, Reſtauräteurs, Conditors u. ſ. w. alle auf europäiſche Art. Eben ſo wird man faſt gar keine Türken, ſondern lauter Europäer in ihrer gewöhnlichen Kleidung gewahr. Endlich rufen die Geſandtſchaftspalläſte, nebſt mehreren artigen Privathäuſern, lauter europäiſche Bilder zurück.

Unſere eigene Wohnung indeſſen iſt auf türkiſche Art gebaut und eingerichtet, wiewohl ſie einer franzöſiſchen Wittwe gehört. Wir haben einen großen Saal, nebſt noch zwei andern Zimmern; aber völlig unmeublirt. Ein ſechs Zoll hoher Auftritt, der an den Wänden hinläuft, iſt mit Kiſſen und Matrazzen bedeckt; hierauf ſitzen und ſchlafen wir.

Die Wände ſelbſt ſind mit einem weißen, blaugeäderten Stuck belegt, und die Fenſter aus kleinen, buntfarbigen Glasſcheiben zuſammengeſetzt! Von Verhängen kann keine Rede ſeyn. Eben ſo, bei der Milde des Clima's, von einen Kamine nicht; wiewohl es im Januar einige kalte Tage geben ſoll.

In dem Saale befindet ſich eine Schaukel, wie man ſie als unentbehrliches Geräth in allen größeren türkiſchen Häuſern trifft. Hinter dem Hauſe iſt ein kleiner Garten, mit Obſtbäumen beſetzt. Die Ausſicht wird zwar etwas, durch den franzöſiſchen Pallaſt beſchränkt, iſt aber doch noch immer ſehr ſchön. Wir können den Kanal des ſchwarzen Meeres, die Küſte von Aſien, und einen Theil des Meeres von Marmora überſehn.

Man lebt in Pera gut, aber theuer; dieſe franzöſiſch-italieniſchen Reſtaurateurs, halten die Preiſe von Marſeille und Genua. Das Frankenbrod, Frangeole iſt weiß und leicht; das Rindfleiſch noch immer gar leidlich, das Hammelfleiſch aber das vorzüglichſte in der Welt. Auch die Fiſche, die Früchte, die Weine beſonders die griechiſchen, ſo wie die aus den Dardanellen und von Rhodoſto, ſind vortrefflich in ihrer Art.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß man nur ſolche Reſtaurationen mit Ehren beſuchen kann. Die fränkiſchen Aubergen, die fränkiſchen Caffeehäuſer und die griechiſchen Tavernen ſind eigentlich nur für die niedern Klaſſen, beſonders für Matroſen, Seeſoldaten, Schiffszimmerleute u. dgl. beſtimmt. Im Carneval indeſſen werden in den fränkiſchen Aubergen, Maskenbälle gehalten; die meiſtens ſehr lebhaft ſind. Hier mag man denn, jedoch völlig maskirt, ebenfalls auf einige Stunden dahin gehn.

Die fränkiſchen Kaffeehäuſer ſind ſämmtlich zugleich Conditoreien, wo man auch Zuckerwerk, Eis, Punſch, Limonade u. dgl. erhält. Das beſuchteſte unter allen Kaffeehäuſern aber iſt das große türkiſche, in der Nähe des Tekko eines Derwiſch-Kloſters der Mewlevis.

Die meiſten türkiſchen Kaffeehäuſer ſind zugleich Barbierſtuben, wo man mit großer Gewandtheit bedient wird. Die griechiſchen Tavernen endlich, werden mit Recht der Sitz der größten Ausſchweifungen genannt. Indeſſen begeben ſich, im Stillen, ſelbſt viel vornehme Türken dahin, und berauſchen ſich in geheimen Gemächern, in Maraskin.

Geſtern fuhren wir zum erſten Male nach Conſtantinopel hinüber, wozu es nie an Caiquen fehlt. Dieſe, mit bunter Sculpturarbeit verzierten, artigen Boote, ſind äußerſt ſcharf gebaut, und gehen an beiden Enden in hohe, ſpitzige Schnäbel aus. Man muß ſich darin nach Art der Türken niederkauern, man muß ſich in der Mitte, oder an beiden Enden halten; man muß beſonders ganz unbeweglich ſeyn, wenn die Caique nicht umſchlagen ſoll.

An den Rudern dieſer kleinen Fahrzeuge iſt eine Vorrichtung angebracht, die auf einem bekannten mechaniſchen Geſetze beruht. Sie ſind nemlich vorn, beim Griffe mit einer ſtarken hölzernen Wulſt verſehen, die mit Bley ausgegoſſen iſt. Auf dieſe Art laſſen ſie ſich weit leichter regieren, und fallen immer von ſelbſt zurück. Wir landeten bei der Hauptanfahrt, der ſogenannten Echelle du Viſir, in der Nähe des Serails.

Dieſer Theil von Conſtantinopel macht einen recht angenehmen Eindruck. Die Straßen ſind lang, gerade, und mit guten Häuſern beſetzt. Der Eingang des Serails indeſſen hat nichts, was großartig genannt werden kann. Das Ganze gleicht vielmehr einem gewöhnlichen, viereckigen Gefängnißthurm. Auffallend iſt der weiße Anſtrich der alten, häufig geborſtenen Mauern; dies iſt aber durchaus türkiſche Art.

Dieſe Mauern ſind mit Schießſcharten verſehen und außerordentlich hoch. Dahinter ſind Cypreſſen, Fichten u. dgl. gepflanzt, auch ſieht man hier und da hohe Maſten, mit Segeln dazwiſchen aufgeſpannt. Dies ſoll die Ausſicht aus den höher gelegenen Quartieren verhindern, was aber nur zum Theil erreicht werden kann. Der Eingang war mit einer zahlreichen Wache beſetzt; doch herrſchte die größte Stille daſelbſt. Wir beſahen nun die übrigen Merkwürdigkeiten von Conſtantinopel — doch ich verweiſe auf die Beſchreibung dieſer Hauptſtadt.

Als wir nach Pera zurückfuhren, hörten wir von einigen dortherkommenden Caiquen, daß Feuer dort ausgebrochen ſey. Wirklich bemerkten wir bald darauf einen dicken Rauch, fanden aber bei unſerer Ankunft alles in gewöhnlicher Ordnung. Die Leute ſchritten, wie immer, ganz langſam daher, die Handwerker arbeiteten ruhig in ihren Ständen fort. Als wir nun nach dem Feuer fragten, wieß man kaltblütig auf die Hauptſtraße wo unſere Wohnung lag.

Wir eilten dieſelbe zu erreichen, und fanden, daß das Feuer in der Nähe geweſen war. Doch war ſchon alles vorbei, und der Capudan Paſcha kehrte mit ſeinen Leuten bereits von der Brandſtätte zurück. Er war zu Pferde, und hatte noch einige türkiſche Offiziers nebſt einem ſtarken Commando bei ſich. Hinter dieſen folgten die Spritzen- und Feuerleute in der beſten Ordnung.

Jene haben nur kleine Spritzen, ſo daß eine derſelben ganz bequem von zwei Männern getragen werden kann. Dieſe ſind mit Ketten und langen Haakenſtöcken zum Einreißen der Häuſer verſehn. Die Häuſer werden nemlich dergeſtalt mit den Ketten umſchlungen, daß man die Haakenſtöcke in verſchiedenen Richtungen hineinſtecken kann.

Jetzt ziehen an hundert ſtarke Männer daran, und das feſteſte Haus muß in Stücken gehn. Ich bemerke indeſſen, daß die meiſten dieſer Häuſer nur einen Stock hoch, und blos von Holz oder aus Fachwerk gebaut ſind. Der Delanſtrich macht es eigentlich, warum eine hieſige Feuersbrunſt ſo gefährlich werden kann. Allein die Türken ſehen ein ſolches Ereigniß als eine Kleinigkeit an.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Geſellſchaftliches Leben zu Pera — Die Geſandtſchaftszirkel — Spaziergänge — Die Gottesäcker — Der Mädchenthurm — Baloukli — Die ſteinalten Fiſche — Buyukdere — Ton — Schönes Thal — Platanenhalle.

Das geſellſchaftliche Leben zu Pera iſt ſehr beſchränkt; nur zwei Geſandten machen ein eigentliches Haus, dieſes iſt der öſterreichiſche und franzöſiſche: jener ſieht alle Donnerſtage, dieſer alle Sonntage Geſellſchaft bei ſich. Man verſammelt ſich Abends um ſieben Uhr im größten Staat. Die Damen nehmen auf den Sophas der Hauptwand, oder im Kreiſe, um die Frau vom Hauſe Platz. Die Herren ſtellen ſich auf die andere Seite; beide Geſchlechter bleiben getrennt. Jene ſetzen ſich nach dem Thee zum Spiel, dieſe unterhalten ſich mit unermüdlicher Lebhaftigkeit.

Die erſten paar Male zieht eine ſolche Geſellſchaft den Neuangekommenen, durch die Mannichfaltigkeit der Trachten an. Die Uniformen, und die einfache griechiſche Kleidung, die europäiſch-orientaliſche Pracht, neben der faſt republikaniſchen Schlichtheit ſtechen ſehr ſonderbar gegen einander ab. Bald aber gewöhnt man ſich an dieſen Anblick, und findet dieſe Geſellſchaften noch unerträglicher, als die Langeweile ſelbſt.

Bei beſondern Veranlaſſungen, wie z. B. an Geburts- und Namenstagen der Souverains, werden von den genannten Geſandten auch große Bälle gegeben, die immer mit einem glänzenden Soupé verbunden ſind. Eigentliche diplomatiſche Dinés dagegen finden ſelten, und in der Regel nur nach der erſten Audienz eines neuangekommenen Geſandten ſtatt. Die Seele aller dieſer Vereinigungen iſt eine Etiquette, die an Eiferſucht gränzt.

Unter den vornehmſten Spaziergängen von Pera, und von der Hauptſtadt überhaupt, ſtehen die Gottesäcker oben an. Dieſe liegen nordwärts davon auf einer Anhöhe, die einen unermeßlichen Horizont umfaßt. Zuerſt findet man rechts den griechiſchen, links den armeniſchen Gottesacker, bis man endlich den türkiſchen erreicht. Der griechiſche iſt wenig von den unſrigen verſchieden; die Gräber ſind meiſtens mit platten, viereckigen Steinen bedeckt.

Der armeniſche iſt mit einem geſchobenen Viereck von Maulbeerbäumen, und einer Menge Cypreſſen und Tannen beſetzt; die Gräber ſind mit hohen, marmornen Sarcophagen verziert. Der türkiſche endlich iſt ein unregelmäßiges Cypreſſengehölz. Die Gräber ſind ordnungslos über den ganzen Raum zerſtreut, und zum Theil mit hölzernen Kreuzen, zum Theil mit prächtigen Marmortafeln und goldenen Inſchriften verſehn. Die darüber befindlichen, verſchieden geformten Turbans zeigen den Stand und die Würde der Verſtorbenen an.

Alle dieſe Gottesäcker ſind freie, uneingeſchloſſene Plätze, von großer Ausdehnung, und werden von einer ungeheuren Menſchenmaſſe beſucht. Es iſt ſo ſüß, die Gräber der Verſtorbenen wiederzuſehn! Aber auch hier wandelt die Freude unbemerkt neben dem Schmerze hin. Auf der Spitze des Hügels befindet ſich nemlich ein Caffeehaus, das der allgemeine Sammelplatz der Spazierenden iſt. Hier finden ſich immer eine Menge ſchöner Chriſtenfrauen, beſonders Griechinnen ein. Zu gleicher Zeit iſt der benachbarte Raſen mit ſingenden, tanzenden und koſenden Gruppen bedeckt.

Während des Bairams, und in der Oſterwoche der Griechen und Armenier, werden dieſe Gottesäcker zum Schauplatze einer Art von Jahrmarkt gebraucht. Da giebt es denn Ringer, Fechter, Poſſenreißer, Seiltänzer u. dgl. mehr. Auf den Gräbern wird zugleich gegeſſen, gezecht und geſpielt, nach Herzensluſt. Die Ringer ſind, eine lederne Hoſe ausgenommen, völlig nackt, und haben ſich mit Oel oder Fett beſchmiert.

Die Fechter wetteifern, wer die meiſten und lächerlichſten Körper=Verdrehungen machen kann. Dabei fangen ſie jeden Streich mit den Schildern auf. Die Poſſenreißer ſuchen durch eine Menge Hanswurſtiaden zu ergötzen, die oft in's Schlüpfrige übergehn. Die Seiltänzer endlich, führen unter einer gellenden Muſik, und in vielfältigen Verkleidungen allerlei künſtliche Scenen auf.

Geſtern wohnten wir einem großen türkiſchen Volksfeſt bei. Dieſes hat jedesmal an dem Tage Statt, wo man die Pferde des Sultans zum erſten Male auf die Weide bringt. Hierzu iſt ein ſchöner, von einem Flüßchen durchſtrömter Wieſengrund beſtimmt, Kiahad Nane* genannt, der am Ende des Hafens, auf der Seite von Pera liegt, und ebenfalls häufig beſucht wird.

Wir fuhren zu Waſſer dahin, von mehreren Tauſend Caiquen umringt. Aber die Ruderer gleiten glücklich neben einander vorbei, und wenn auch nur ein zollbreiter Raum dazwiſchen iſt. Bei unſerer Ankunft fanden wir ein ſehr angenehmes Thal. Da war ein ſchöner Kanal, mit herrlichen Alleen eingefaßt; da ſahen wir

---

* D. h. zu den ſüßen Waſſern. Es befindet ſich auch eine Papiermühle daſelbſt.

Waſſerfälle, Brücken, Luſthäuſer u. ſ. w. endlich auf beiden Seiten die üppigſten Wieſen, mit maleriſchen Baumgruppen, und einer unabſehbaren Menſchenmaſſe bedeckt.

Hier ſpielten Reiter oder Fußgänger mit einander das Geridſpiel; [*] dort ſchoſſen Türken, auf ihre Sophas gelagert, ganz gemächlich nach der Scheibe; hier führten Tänzerknaben, vor einem Haufen ernſter,. bärtiger Männer, Farcen und Pantomimen auf; dort ſtanden Hunderte um die Buden und Waſſertempel der Kuchen- und Sorbethändler herum. Im Hintergrunde endlich, in einer Staketeinfaſſung, befanden ſich die Frauen ſorgfältig verſchleiert, und noch ſorgfältiger bewacht; aber ebenfalls in voller Fröhlichkeit.

Vor einigen Tagen machten wir auch einen Abſtecher zu Waſſer, nach dem Leanderthurm von den Türken Kiz-Keul-Laſſ' genannt. [**] So wie wir uns von der Küſte entfernten, konnten wir das Arſenal, die Kaſernen und das ganze herrliche Häuſeramphitheater, bis zu den Anhöhen von Pera hinauf, mit einem Blicke überſehn. Bald kamen wir an der ungeheuren Einfaſſung des Serails vorbei.

---

[*] Es kommt dabei auf das künſtliche Werfen und Auspariren hölzerner Stäbe an.

[**] Der Mädchenthurm.

Dieſe beſteht aus hohen, mit Schießſcharten verſehenen Mauern, die auf Felſen ruhen. Hinter dieſen erhebt ſich ein dichter Cypreſſenwald. Durch die Bäume wird man Minarets, Obeliſken u. ſ. w. gewahr. Das Ganze macht einen höchſttraurigen Eindruck, beſonders, wenn man an das hier eingeſchloſſene junge, friſche, dem frühen Tode geweihte Leben denkt. Jetzt ſteuerten wir an die aſiatiſche Küſte hinüber. und kamen, mit Hülfe des Stromes im Kurzen an dem Thurme an.

Er liegt auf einem kleinen Felſen, nicht weit von der Spitze von Scutari, und bildet ein maſſives, viereckiges Gebäude, aus deſſen Mitte ſich ein ähnlicher Thurm erhebt. Das Ganze ſcheint ſehr alt zu ſeyn; erhält aber durch den weißen Anſtrich ein ziemlich neues Anſehn. Dieſer Thurm wird jetzt nur als Leuchtthurm gebraucht, und blos von einem alten Türken und ſeiner Familie bewohnt. Von der höchſten Gallerie hat man eine unermeßliche Ausſicht.

Bei unſerer Zurückkehr legten wir einen Augenblick bei Baloukli, nicht weit von den ſieben Thürmen an. Hier befindet ſich ein kleines Baſſin, mit einer griechiſchen Kapelle daneben, in welchem man angeblich noch Fiſche von den Zeiten der Eroberung dieſer Hauptſtadt aufbewahrt.

Dieſe Fiſche ſehen wirklich wie halb gebraten aus, und mögen, wo nicht fünftehalbhundert Jahr, doch zuverläſſig ſehr alt ſeyn. Dieſes Baſſin iſt eine Goldmine für die Papas, denn jeder Gläubige wirft etwas Geld hinein. Ueberdem iſt Baloukli ein beſuchter, griechiſcher Wallfahrtsort.

Zum Sommeraufenthalte für die europäiſchen Geſandten, die Dragomans und die Vornehmen von Pera, dient Buyukdore, eines der ſchönſten Dörfer am Bosporus. Hier haben ſie Landhäuſer, die eben ſo bequem als herrlich gelegen ſind. Vor denſelben breitet ſich der ewigbelebte Canal mit ſeinen reizenden Ufern aus; hinter denſelben ſteigen in mehreren Terraſſen prächtige Gärten empor.

Jedes Landhaus hat ſeinen eignen, niedlichen Kai, der einen Vorſprung macht, und zugleich einen Spazierplatz abgiebt. Hier verſammelt man ſich zur Geſellſchaft, doch herrſcht dabei dieſelbe ſteife Etiquette wie zu Pera ſelbſt. Alles im höchſten Staate, alles wie bei einer Hofvorſtellung. — Uebrigens läuft längs dem ganzen Ufer noch ein Damm, von drei Fuß Höhe, hin, der auch bei den heftigſten Stürmen nicht überſchwemmt werden kann.

Das Thal von Buyukdore iſt ein großer, wilder Garten, mit den üppigſten Wieſen geziert, und den herrlichſten Platanen, Granaten und Mandelbäumen bepflanzt. Sehr merkwürdig iſt beſonders die große, kreisförmige Platanenhalle, man findet hier an den heißeſten Tagen erquickende Kühlung. In die Rinde dieſer uralten Bäume ſind unzählige, europäiſche Namen aus allen Ländern eingeſchnitten; es iſt gleichſam die diplomatiſche Chronik von Buyukdore.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Abreiſe von Conſtantinopel — Ankunft zu Scio — Weitere Reiſe nach Smyrna — Carneval — Die Frankencolonie — Das Frankenquartier — Das Caſino — Die Kirchen — Oekonomiſche Verhältniſſe — Handel — Umgebungen.

Ich verließ Conſtantinopel (Ende 1812), um mit einigen Freunden über Scio nach Smyrna zu gehn. Nach einer etwas langweiligen Fahrt kamen wir am 27. Dec. in den Helleſpont, paſſirten am Abend deſſelben Tages die Dardanellen, waren mit dem günſtigſten Winde* bereits am folgenden Morgen auf der Höhe jener Inſel, und liefen um neun Uhr in den Hafen ein.

---

* Steifer Nordoſt.

Es wurde gerade der große Bairam gefeiert, der bekanntlich das Hauptfeſt der Moslemin iſt. Auf dem Caſtele wehten daher die ſämmtlichen großen Janitſcharenfahnen, was bei der Mannichfaltigkeit der Farben, und dem glänzenden Sonnenlichte ſehr ſchön ausſah. Die Temperatur war äußerſt ſanft; die Pflanzungen ſtanden ſo ſchön, wie bei uns Ende Aprils.

Wir hatten indeſſen Eile, und hielten uns daher nur wenig auf. Wirklich fanden wir auch noch denſelben Tag eine bequeme Gelegenheit zur Ueberfahrt.* Dies war ein türkiſches Fahrzeug, das mit einer Ladung von Orangen und Citronen nach Tschesme ging. Es werden ſechs Stunden über den Canal gerechnet, wir brauchten kaum drei dazu. Außer uns befanden ſich noch zwanzig griechiſche und türkiſche Paſſagiers an Bord.

---

* Auf die aſiatiſche Küſte nemlich.

Tchesme mag ohngefähr zwiſchen 5 — 6000 Einwohner haben, und iſt mit herrlichen Pflanzungen umringt. Wir nahmen unſere Wohnung bei dem Vicekonſul, und aßen daſelbſt vortrefflich, verſteht ſich — für unſer eigenes Geld. Die meiſten dieſer Unteragenten ſind äußerſt ſchmutzig; freilich werden ſie auch ſehr ſchlecht bezahlt. Von Tchesme bis Smyrna ſind achtzehn Stunden; wir beſchloſſen, zu Lande dahin zu gehn.

Mit guten Pferden und einem Führer verſehn, brachen wir alſo am 3. Januar Morgens in fröhlicher Laune auf. Der Weg läuft anfangs längs der Küſte, und neben Citronen- und Orangen-Pflanzungen hin. Bald aber tritt man in die kahlen Gebirge ein, wo es unaufhörlich bergan geht. So kamen wir Abends ſpät in Ourlak an. Dies iſt ein großes Dorf, das auf dem Vorgebirge Kara-Bournou, ohngefähr eine Viertelſtunde von der Küſte, liegt. Wir fanden hier eine ſehr gute Abendmahlzeit.

Am andern Morgen ging es zwiſchen einer Menge von Reisfeldern wieder heraab, und zuletzt neben ſchönen Gemüſe-Pflanzungen an der Küſte hin. Eine ſtarke Stunde von Smyrna kamen wir in ein großes Olivengehölz, das ſich beinahe bis an die Stadt hinzieht. Hier ſtießen wir in mäßigen Zwiſchenräumen auf drei Janitſcharen-Poſten, wo der Firman vorzuzeigen und eine Kleinigkeit zu bezahlen war. Bald erreichten wir dann das Frankenquartier in der Nähe des Hafens, und ſtiegen in einem guten, von einem Italiener gehaltenen Wirthshauſe ab.

Es war gerade die glänzendeſte Zeit von Smyrna, nemlich der Anfang des Carnevals. Wir eilten, unſere Neujahrsbeſuche in vollem Staate zu machen, und fanden uns dann mit Einladungen überhäuft. Geſellſchaften, Bälle, Concerte, Privat-Comödien, beſonders aber große Mittags- und Abendeſſen wechſelten bei ſämmtlichen Konſuls, der Reihe nach, mit einander ab. Man ißt und trinkt hier vortrefflich; Smyrna iſt ſeiner Tafelfreuden wegen in der ganzen Levante berühmt.

Dieſe Stadt liegt äußerſt maleriſch im Hintergrunde einer herrlichen Bay, auf einer Seite mit grünenden Hügeln, auf der andern mit üppigen Baumpflanzungen bedeckt. Sie bietet eine wahrhaft ungeheure Maſſe dar, und hat über 100,000 Einwohner, worunter 60,000 Türken ſind. Der Reſt mag ohngefähr aus 25,000 Griechen, 10,000 Armeniern, und 5000 Juden beſtehn.

Die wahre Stärke der Frankenkolonie läßt ſich ſchwer beſtimmen, indem das Ganze in beſtändiger Bewegung iſt. Indeſſen nimmt man gewöhnlich, Frauen und Kinder eingerechnet, 5 — 6000 Köpfe an. Hierunter befinden ſich Deutſche, Holländer, Engländer, Franzoſen u. ſ. w., kurz, Individuen von allen Nationen unſeres Erdtheils. Ja, nächſtens werden ſogar einige Amerikaner erwartet, für die ſchon eine Wohnung gemiethet iſt.

Das Frankenquartier iſt gänzlich von dem türkiſchen getrennt, und befindet ſich in der Nähe des Hafens, in dem geſundeſten Theile der Stadt. Die gutgebauten Konſulatshäuſer ziehen ſich an dem Kai hin, und ſind mit ſchönbemalten Flaggenſtangen verſehn. In dem Innern derſelben iſt europäiſcher Luxus mit orientaliſcher Pracht vereint. Die ſämmtlichen hieſigen Konſuls zeichnen ſich durch große Gaſtfreundſchaft aus.

Die europäiſchen Kaufleute haben ein Caſino geſtiftet, wo für Lektüre und Unterhaltung, für Geſchäfftsvereine und Vergnügungen gleich gut geſorgt iſt. Hier findet man die vorzüglichſten europäiſchen Zeitungen und Journale neben den wichtigſten Courszetteln und Preiscouranten in regelmäßigen Lieferungen aufgelegt.

Hier wird geſpielt und geſchmauſ't; hier dient daſſelbe Local Mittags zur Börſe, und Abends zum Ballſaal. Ueberdem iſt eine kleine Bibliothek vorhanden, in der die vorzüglichſten engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Werke der neuern Zeiten zu finden ſind. Die Oeconomie wird von einem franzöſiſchen Reſtaurateur, einem gebornen Provenzalen, beſorgt.

Die Catholiken haben zwei niedliche Kirchen zu Smyrna. Die eine ſteht unter dem Schutze von Oeſterreich, die andere unter der Protektion von Frankreich. In jener wird der Dienſt von einigen Franciſcanern (Seccollanos), in dieſer von Kapuzinern verſehn. Die der franzöſiſchen Lazariſten brennte bei der großen Feuersbrunſt von 1797 bis auf die Mauern ab, und liegt ſeitdem in Schutt; die Schule indeſſen beſteht noch. Die Proteſtanten halten ihren

Gottesdienſt in einer artigen Kapelle, die im engliſchen Konſulatshauſe befindlich iſt.

Es iſt in Smyrna ſehr theuer zu leben; vielleicht noch um ein Drittheil theurer, als in Pera ſelbſt. Wenn von der Wohlfeilheit in der Levante geſprochen wird, muß man dies blos von der gemeinen orientaliſchen Lebensart der untern Klaſſen verſtehn. Dieſe begnügen ſich, wie die Lazaronis zu Neapel mit Früchten, Gemüſen und ſchlechten Fiſchen, die für ein Geringes zu haben ſind.

Anders aber iſt es mit den Artikeln, die kein Europäer entbehren kann. Dieſe pflegen hier drei, ja viermal ſo viel zu koſten, als in Marſeille und Genua. So Kleider, Wäſche, Schuhwerk, Mobilien u. dgl. mehr. Gleich die Hausmiethe iſt ſchon ungeheuer hoch. Für ein mäßiges, ganz gewöhnliches Haus z. B. werden jährlich 3000 Franken, für ein etwas größeres 6000, für ein vorzügliches 10 — 12,000 jährlich bezahlt.

Drei der größten Plagen von denen Smyrna nur zu häufig heimgeſucht wird, ſind: die Peſt, die Erdbeben, und der Aufruhr. Die Peſt wird in der Regel faſt jährlich, theils durch die kleinaſiatiſchen Karavanen, theils durch die aus Alexandrien und Conſtantinopel kommenden Schiffe eingeführt. Im Sommer 1812 z. B. ſtarben nicht weniger, als 45,000 Menſchen daran.

Die Erdbeben ſind ſeit den letzten funfzehn Jahren nicht ſo furchtbar geweſen, wie früherhin, z. B. 1778. Indeſſen verbreiten ſie immer großes Schrecken, zumal wenn die Richtung der Stöße von unten nach oben geht.

Der Aufruhr, der ſtets unter den Janitſcharen ausbricht, wird durch das häufige damit verbundene Plündern, Feueranlegen und Morden doppelt furchtbar. Im Jahre 1797 z. B. ging das ganze Frankenquartier dabei in Flammen auf. Der Verluſt durch die Plünderung ward allein auf fünf Millionen Zechinen geſchätzt.

Dies alles hindert indeſſen nicht, daß Smyrna die wichtigſte Echelle der Levante bleibt. Es iſt die Hauptniederlage des ganzen aſiatiſchen Handels; es iſt der Hauptpunkt für die Geſchäffte von ganz Europa mit der ganzen Türkei. Die nächſten Umgebungen dieſer Stadt ſind nicht vorzüglich; deſto angenehmer aber liegen die etwas entfernteren Dörfer Bournaba, Boudja, Sewdi-Krui und Cou-Clordga, wo man herrliche, den Franken zugehörige Landhäuſer ſieht.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Abreiſe nach Candia — Aufenthalt zu Scio — Die Stadt — Die Bevölkerung — Geiſt der Scioten — Verhältniß zu den Türken — Freiheiten — Clima — Ackerbau — Induſtrie — Scala Nuova — Einzelnheiten.

Nach einem faſt monatlichen Aufenthalte verließ ich Smyrna, um auf einem Sacoleve (einmaſtige Barke) nach Candia zu gehn. Leider aber ward der Wind ſo ungünſtig, daß ich auf Scio anzulegen gezwungen war. Ich trat in einem kleinen ſchlechten, griechiſchen Wirthshauſe ab, das, wohl zu merken, das einzige auf der ganzen Inſel iſt. Indeſſen ſchlägt man die Einwohnerzahl der Hauptſtadt auf 20,000 Seelen an.

Dieſe liegt hart am Meere, Tchesme gerade gegenüber, und zeichnet ſich durch eine Menge ſchöner, großer, pallaſtähnlicher Häuſer aus. Man erräth leicht, daß dieſe das Werk der ehemaligen Beherrſcher, d. h. der Genueſer ſind. Ueber den Portalen der vornehmſten kann man noch die alten Wappen ſehn. Die Nachkommen dieſer einſt ſo mächtigen Familien leben auf der ganzen Inſel zerſtreut. Nach genueſiſcher Art ſind auch die Straßen äußerſt ſchmal, und nach griechiſch-türkiſcher, ſehr unreinlich obendrein.

Die andere Hälfte der griechiſchen Bevölkerung von Scio, gleichfalls von 20,000 Seelen, lebt auf vierzig ſchönen Dörfern vertheilt. Die ſämmtlichen Scioten indeſſen ſtehen in einem ſehr böſen Ruf — Lügner — Betrüger — Spitzbuben — Trunkenbolde — das ſind die Ehrentitel, die man ihnen zu geben pflegt. Daher das Sprichwort: — Wer hat ein grünes Pferd, oder einen ehrbaren Scioten geſehn?

Die türkiſche Bevölkerung der Inſel wird auf 4000 Seelen geſchätzt. Dieſe Türken zeichnen ſich im Ganzen durch Gutmüthigkeit und

Rechtlichkeit aus; auch heirathen ſie häufig in griechiſche Familien. Dies hat zur Folge gehabt, daß das Türkiſche ſich unter den mittlern und niedern Klaſſen beinahe verlohren hat. Man begreift leicht auf welche Art die Sprache der Mütter die Oberhand behielt.

Die Scioten beſitzen ungleich mehr Freiheiten und Vorrechte, als ihre Landsleute anderwärts. Dies ſchreibt ſich von ihrer früheren freiwilligen Unterwerfung her. So dürfen ſie ſich, unter der bloßen Oberaufſicht der Türken, durch eigene Archonten regieren; ſo üben ſie beſonders ihren Gottesdienſt in mehrern ſchönen, mit Glocken verſehenen Kirchen frei und öffentlich aus; ja ſie durchziehen mit ihren Prozeſſionen die ganze Stadt, ohne das mindeſte Hinderniß.

Dies gilt von den unirten und nichtunirten Griechen ohne Unterſchied. Von jenen werden indeſſen nur 1200 gezählt. Eine artige Bemerkung iſt, daß die Frauen und Töchter der Nichtunirten äußerſt frei, ja frech in ihrem Betragen ſind; während man bei denen der Unirten ſehr viel Sittſamkeit und Zurückhaltung bemerkt. Die Urſache liegt in der ſtrengeren biſchöflichen Disciplin — Noch muß ich anführen, daß die jüdiſche Bevölkerung von Scio auf 1000 Seelen geſchätzt wird.

Scio hat an neunzig Stunden im Umfang, während es von Norden nach Süden 36 St. lang, und von Oſten nach Weſten 5 — 8 breit ſeyn mag. Das Klima iſt ſehr geſund und angenehm; die Sommerhitze wird durch die Seewinde gemildert; die Winter gleichen dem Frühling. Das Waſſer iſt vortrefflich; der Wein nicht übel, aber gegen den Ruf des Alterthums ein, nichts weniger als vorzügliches, Gewächs.

Der Ackerbau wird auf Scio mit Fleiß betrieben, wo es nur immer der Boden erlaubt. Dies iſt indeſſen nur an den Küſten auf den niedrigen Hügeln, und in den bewäſſerten Thälern der Fall. Hauptprodukte ſind: Orangen, Citronen und Maſtix.

Jene Bäume finden ſich in unglaublicher Menge; es gibt deren die fünfhundert Jahre alt, und ſo groß, wie die Ulmen ſind. Der Maſtix geht vorzugsweis nach der Hauptſtadt, auch wird ein guter Brandwein daraus gebrennt.

Ueberhaupt haben die Scioten bei allen ihren Fehlern viel Thätigkeit, Gewandtheit und Handelsgeiſt. Beſonders zeichnen ſie ſich im Gartenbaue aus. Sie werden daher in Conſtantinopel vorzugsweis als Gärtner geſucht. Andere machen als Kleinhändler in Smyrna, Pera u. ſ. w. ihr Glück. Bei allen aber iſt es Regel, in einem gewiſſen Alter mit dem Erſparten nach Scio zurückzugehn.

Hauptartikel der ſciotiſchen Induſtrie ſind Goldbrocate, Gürtel und Turbans. Der Abſatz derſelben, auf den übrigen Inſeln wie auf dem feſten Lande, iſt ſehr groß. Uebrigens haben faſt alle Seemächte Vicekonſuls zu Scio.

In dem Hauſe des franzöſiſchen befindet ſich eine kleine Kapelle, deren Dienſt von einem Kapuziner verſehen wird. Dem catholiſchen Biſchofe ſelbſt ſind noch zwei Franciſcaner zugegeben, die Oeſterreich unterhält.

So hatte ich auf Scio eine volle Woche zugebracht; als endlich der Wind wieder günſtig ward Wir gingen alſo in See, und kamen in vier und zwanzig Stunden zu Scala Nuova, türkiſch Kouch Adaſi, an. Dieſe

Handelsſtadt liegt auf der Küſte von Kleinaſien, gerade der Inſel Samos gegenüber, und iſt von Smyrna zu Lande achtzehn Stunden, zu Waſſer funfzig entfernt.

Sie hat ihren türkiſchen Namen von einer kleinen Inſel erhalten, die am Eingange ihrer Rhede liegt, und der Sitz unzähliger Seevögel iſt.[*] Dagegen heißt ſie bei den Europäern Scala Nuova, weil ſie ſeit 1808 die Niederlage für einen großen Theil des natoliſchen Handels abgibt. Der Hafen iſt vor allen Winden, den Nordwind ausgenommen, geſchützt; die Bevölkerung mag nahe an 12,000 Seelen ſeyn.

Weizen, Reis und Gerſte ſind die Hauptprodukte, die man in Scala Nuova zuſammenfließen ſieht. Sie kommen aus dem Innern durch Karavanen, oft vierzig Tagereiſen weit, dahin. Zugleich werden eine große Menge Früchte, Gemüſe,[*] Botargo[**] und allerhand

---

[*] Kouch Adaſi heißt ſo viel als Vogelinſel.

[**] Eingeſalzener und in Eſſig eingemachter Fiſchroggen.

Eßwaaren auf dieſem Platze zuſammengebracht. Ein großer Theil derſelben wird von den Engländern abgeholt, und zur Verproviantirung von Malta u. ſ. w. benutzt.

Dies alles iſt aber eigentlich Schleichhandel, indem die Ausfuhr nur nach türkiſchen Häfen erlaubt iſt. Die Agas finden natürlich eine Goldgrube darin. So clariren demnach die engliſchen Schiffe, angeblich nach dem Archipel, aus. Da nun dadurch die Kornpreiſe im Lande ſelbſt um die Hälfte emporgehn, bereichern ſich die Agas auf doppelte Art.

Siebentes Kapitel.

Inhalt.

Abreiſe von Scala Nuova — Die Inſel Samos — Neuer Aufenthalt zu Nio — Erſte Anſicht — Das griechiſche Wirthshaus — Der gutmüthige Archonte — Der Primas — Vermiſchte Bemerkungen.

Ich war drei Tage in Scala Nuova geweſen, als endlich am 22. Febr. Morgens der Wind nach Norden umſprang. Wir eilten daher die Rhede zu verlaſſen, und hatten in Kurzem Samos hinter uns. Dieſe Inſel iſt jetzt ſehr ſchwach bevölkert; indeſſen ſind die Küſten derſelben ſehr fiſchreich, auch bringt ſie treffliche Weine hervor. In den Waldgebirgen gibt es Wildpret von allen Arten im Ueberfluß.

So kamen wir allmählig Macarie, Pathmos und Narie vorbei, vermieden die zahlloſen Klippen dieſes gefährlichen Meeres, blieben ſelbſt von den Seeräubern von Forni unbeunruhigt, und durften hoffen am andern Morgen in Candia zu ſeyn. Da ward der Wind mit Sonnenuntergang wieder weſtlich, und wir mußten im Hafen von Nio einlaufen, ohngefähr ſechs und dreißig Stunden von Candia.

Die Inſel Mio mag ohngefähr funfzehn Stunden im Umfange haben, bietet aber von dieſer Seite einen höchſt traurigen Anblick dar. Nichts als kahle, wüſte Berge, ſo weit das Auge reicht; am Abhange des einen der Flecken in unordentlichen Häuſermaſſen auf einander gethürmt; am Strande eine Kapelle von zwei kleinen Magazinen umringt. Ich beſchloß indeſſen zu landen, indem wir Mondſchein hatten, und nahm einen unſerer Matroſen als Führer mit.

Wir ſtiegen nun einen ſteilen Felſenweg hinan, der mit großen Geſchieben bedeckt war, erreichten den Eingang des Fleckens, und traten in das benachbarte Wirthshaus. Hier fanden wir mehrere Gäſte an einem großen wurmſtichigen Tiſche mit Spielen und Trinken beſchäftigt, worunter einer, der Archonte des Ortes, am obern Ende ſaß. Sogleich brachte mir die alte, einäugige Wirthin eine Taſſe Kaffee, die ſie mit einem Holzſpane umrührte, wobei ſie mich höflich willkommen hieß.

Ich dankte, verlangte aber Brod, Wein, Eier und Hühner dafür. — „Das wird ſchwer halten!“ — war die Antwort. — „Wenn nicht etwa der Herr Archonte in's Mittel treten will — Hier! redet ſelbſt mit ihm!“ — „Nun ja!“ hub der alte gutmüthige Mann an. — „Ich will es thun! — Kommt mit mir! — Ja, begleitet mich in meine Wohnung! — Dort ſollt ihr alles erhalten, was ihr nöthig habt!“

So gingen wir denn fort, ſtiegen eine lange, ſchmale Gaſſe hinan, und traten zuletzt in die Wohnung. Es währte nicht lange, da erſchien ein junger Menſch, ſetzte einen Teller mit Eiern, einen andern mit Käſe auf; fügte ein Gerſtenbrod von vier Pfunden nebſt einem Kruge Wein hinzu, und verſprach ſo viel Hühner zu bringen, als er nur aufzutreiben im Stande ſey. Ich aß mit großem Appetite, bezahlte mehr als gefordert ward, erhielt den Ueberreſt nebſt drei gebratenen Hühnern in den Kauf, und fuhr an Bord zurück.

Am andern Morgen legte ein Boot von der Inſel an unſer Fahrzeug an, und bald trat ein italieniſch gekleideter Mann nebſt zwei jungen Griechen zu mir ein. Es war ein raguſaniſcher Kapitain, der ſich auf der Inſel verheurathet hatte, und der im Namen des Primas, oder oberſten Archonten, mit deſſen zwei Söhnen mich zu begrüßen erſchien. Dieſe Ehre galt meinem Amte,[*] eben ſo wie die Einladung zur Beherbergung. Wirklich nahm ich auch die leztere um ſo lieber an, als ſobald auf keine Wetterveränderung zu rechnen war.

Wir fuhren demnach an's Land zurück, und traten bald in die Wohnung des Primas ein. Dieſe war nach griechiſcher Art ſehr prächtig eingerichtet, und ſelbſt mit einigen venetianiſchen Spiegeln verſehn. Ich erhielt zwei ſchöne Zimmer, und einen eigenen Bedienten für jedes, wie es hier Sitte iſt. Der alte, würdige Primas, der mich an der Hausthür empfangen hatte, führte mich ſelbſt darin ein. Ich blieb volle achtzehn Tage bei dieſem gaſtfreien Manne, ohne daß er das Mindeſte für die vortreffliche Bewirthung annahm.

---

[*] Der Verf. ging als franzöſiſcher Konſul nach Candia.

Sonſt fand ich denn freilich, daß Rio ein ſehr trauriger, einſamer und langweiliger Ort iſt. Der Flecken wird der Seeräuber wegen Tag und Nacht verſchloſſen gehalten, ſo daß man zwei ſtarke Pforten paſſiren muß. Die Luft iſt nicht die beſte, indem mehrere Moräſte in der Nähe ſind. Die Bevölkerung wird zwiſchen 11 — 1200 Seelen geſchätzt. Indeſſen ſind nicht weniger als funfzehn Kirchen vorhanden, die jedoch freilich nur wie Kapellen ausſehn. Die Urſache iſt, weil dergleichen zu ſtiften und zu bauen für ſehr verdienſtlich gilt.

Die Einwohner leben meiſtens von der Fiſcherei und der Schifffahrt. Der Ackerbau iſt nemlich des felſigen Bodens wegen gar ſehr beſchränkt; nur in einigen Thälern wird etwas Gerſte gebaut; hierzu kommt ein wenig Wein, der aber zu den vorzüglichſten Gewächſen gehört. Endlich werden auch noch kleine Erndten von Oliven und Feigen gewonnen, wovon aber die letztern ſehr mittelmäßig ſind. Orangen- und Citronenbäume finden ſich vielleicht keine funfzig auf Rio.

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Abreiſe von Nio — Der alte Grieche — Ankunft zu Canea — Der Hafen — Die Stadt — Die Felſenmagazine — Die Nordſtürme — Denkwürdigkeiten — Die candiotiſchen Türken — Ihr Aeußeres und ihr Charakter — Caſtro — Retimo.

Ich hatte in Nio eine Barke gefunden, die gerade nach Canea ging. Endlich kamen wir am 11. März, Morgens um drei Uhr, glücklich in See. Der Wind war ſteifer Nordoſt und trieb uns pfeilſchnell über die Wellen hin. So kamen wir zwiſchen den Inſeln Sikino und Santoria hindurch. Jene liegt weſtlich, die Einwohner ſollen mitunter Seeräuber ſeyn. Dieſe bleibt öſtlich; ſie iſt wegen ihres vortrefflichen weißen Weines bekannt.

Unter den Paſſagieren an unſerem Bord befand ſich auch ein alter Grieche aus Retimo. *
Er hatte ſich bei ſeiner Ankunft ſogleich legen müſſen, und ging nun in der folgenden Nacht mit Tode ab. Sogleich ließ der Kapitain uns alle zuſammenrufen, und nahm ein Protocoll hierüber auf. Ueberdem wurden die Gelder, die man bei dem Verſtorbenen fand, gezählt, und unter Siegel gelegt. Auf dieſe Art ward für die Sicherheit der Erben vollkommen geſorgt.

Mit Sonnenaufgang ſahen wir die Küſte von Candia, in klarem, blaulichtem Schimmer gerade vor uns. Kap Malek lag öſtlich, Kap Spada weſtlich; Meer und Himmel glühten in ſanftem Roſenlicht. Endlich, um 11 Uhr, ſegelten wir in den Golf von Canea ein. Nach drei Stunden gingen wir vor Anker, und ich verließ das Schiff.

Der Hafen von Canea hat die Form eines Hufeiſens und iſt ringsherum mit Feſtungswerken bedeckt. In der Mitte des Hintergrundes tritt man durch einen Bogen in eine enge, ſchmale

---

* Auf Candia.

Gaſſe, die zu den Seethoren von Canea führt. Jetzt findet man eine ſehr ſchöne, gerade und breite Straße, mit herrlichen ſteinernen Gebäuden aus den Zeiten der Venetianer beſetzt. Ueberhaupt erinnert die ganze Stadt an den blühenden Zuſtand dieſer Handelsrepublik. Mit jedem Jahre indeſſen nehmen auch die Ruinen zu.

Deſto ſorgfältiger aber werden die alten Felſenmagazine unterhalten, die unter den Feſtungswerken befindlich und zur Aufbewahrung der Proviſionen beſtimmt ſind. Dieſe Art Kaſematten wurden mit ungeheuern Koſten in dem Geſteine ausgehauen, und in- und auswendig mit einem waſſerdichten, kittartigen Mörtel bedeckt. Zwei, drei Jahre lang erhält ſich das Getreide vollkommen gut darin.

Der Hafen von Canea iſt weder breit, noch tief genug, und in gewiſſen Jahrszeiten und bei gewiſſen Winden noch unſicher obendrein. Dieſes iſt in den Wintermonaten und während der Nachtgleichen, bei den heftigen Nordſtürmen der Fall. Faſt ſcheint es unerklärlich, wie dieſer Punkt einſt zur Anlage der Stadt den Vorzug erhielt. Um ſo mehr, da die ſchöne, ſichere und bequeme Rhede von Sude, kaum eine Stunde davon entfernt iſt. [*]

Wie heftig die Nordſtürme um die Frühlings-Nachtgleiche wüthen, davon habe ich mich vor einigen Tagen ſelbſt überzeugt. Die Wellen ſchlugen bis über den hohen Leuchtthurm hinweg, und die Seen wälzten ſich bis zur Docke des Arſenals herein. Auch dieſe iſt jetzt ſo verſandet, daß ſie nur platte Barken aufnehmen kann. Schon am Eingange finden kaum kleine Schiffe Tiefe genug.

Der alte Pallaſt des Proveditore wird jetzt vom Paſcha bewohnt, liegt aber größtentheils in ſehr traurigem Verfall. Nach ihrer Gewohnheit haben die Türken mehrere hölzerne Kiosks daran geflickt, die jeden Augenblick den Einſturz drohn. Unter einem derſelben, von wo man den ganzen Golf überſieht, befindet ſich eine alte griechiſche Kapelle, die jetzt als Magazin gebraucht wird.

Hier ſollen, der Volksſage nach, von den Zeiten der Eroberung, d. h. vom Jahre 1645 her, noch bedeutende Linſenvorräthe vorhanden ſeyn. Jedes Frühjahr ſäet ſich ein Theil derſelben regelmäßig von ſelbſt aus, und jeden Herbſt macht man eine kleine Erndte davon. Gewiß iſt, daß die Mauern voller Spalten ſind, und daß am Fuße derſelben jetzt wirklich Linſen aufgehn.

---

[*] D. h. zu Lande, denn zu Waſſer ſind über ſieben Stunden dahin.

In einem andern Magazin ſoll ſich ein Vorrath von gleich altem Zwieback befinden, der ebenfalls vollkommen erhalten ſcheint. Dies ward mir von einem glaubwürdigen Manne verſichert, der mehrere Stücke davon mit dem venetianiſchen Wappen geſehen hat. [*] Man muß dabei bemerken, daß die Luft von Candia äußerſt rein und trocken iſt.

Die candiotiſchen Türken ſtehen in den übrigen Theilen des osmaniſchen Reiches in einem ſehr ſchlechten Ruf. Von ihren Glaubensgenoſſen werden ſie großer religiöſer Unregelmäßigkeiten beſchuldigt, bei den Chriſten gelten ſie für die feigſten Tyrannen des Orients. Jene betrachten ſie als eine Art abtrünniger Moslemin; dieſe als eine verworfene Race des Menſchengeſchlechts.

---

[*] Dem Löwen. Es wäre gar nicht unmöglich, wenn man bedenkt, was alles in Pompeji u. ſ. w. gefunden worden iſt.

d. H.

Auch dieſe Türken pflegen ſich häufig mit Griechinnen zu verheirathen, allein gerade durch dieſe Vermiſchung wird ihre natürliche Verderbtheit nur noch verſtärkt. So vereinigen ſie alle ſchlechte Eigenſchaften der Griechen mit der ganzen Unduldſamkeit, dem ganzen Uebermuthe, und der ganzen Grauſamkeit der Osmanlis.

Ihr Aeußeres verräth den griechiſchen Urſprung auf den erſten Blick. Trotz ihrer Bärte, trotz ihrer Turbans u. ſ. w. werden ſie in der ganzen Levante ſogleich für Candioten erkannt. Ueberdem ſprechen ſie entweder gar kein Türkiſch, oder doch äußerſt ſchlecht, und mit dem griechiſchen Accent. Dabei trinken ſie Wein und eſſen ſelbſt Schweinefleiſch ohne die mindeſte Bedenklichkeit.

Faſt alle dieſe Türken ſind Janitſcharen; ſie genießen derſelben Vorrechte, wie dieſe Truppen zu Conſtantinopel und anderwärts, ſie ſind aber auch eben ſo ſehr zum Aufruhr geneigt. Der jetzige Paſcha indeſſen weiß ſie recht gut im Zaum zu halten, zumal ſeitdem er ſämmtliche Paſchaliks vereinigt hat.

Außer dem von Canea waren nemlich noch zwei vorhanden, das von Candia und von Retimo. In jenem befindet ſich die Hauptſtadt der Inſel, ebenfalls Candia oder Caſtro genannt. Sie iſt groß und vortrefflich gelegen; die alte venetianiſche Bevölkerung ward auf 40,000 Seelen geſchätzt. Jetzt leben vielleicht nicht achttauſend Einwohner daſelbſt. Ueberall ſtößt man auf Ruinen der frühern venetianiſchen Herrlichkeit.

Der Hafen iſt ſicher und bequem, aber ſo ſehr verſandet, daß er nur für Küſtenboote dienen kann. Die größern Schiffe müſſen daher bei Standie ankern, was eine kleine, ſechs Stunden entfernte Inſel iſt. Hier fänden ſelbſt Kriegsflotten eine ſehr ſichere Station. Die Türken von Caſtro ſind die widrigſten und nichtswürdigſten, die man auf der ganzen Inſel finden kann.

Retimo iſt die dritte Stadt von Candia, aber von wenig Bedeutung und faſt ganz unbewohnt. Auch dieſer Hafen verſandet immer mehr, wiewohl er unter die vorzüglichſten gehört. In den Händen eines andern Beherrſchers würde er der beſuchteſte der ganzen Inſel ſeyn. Das Gebiet von Retimo iſt mit vielen Olivenpflanzungen bedeckt; das daſige Oel gilt für das beſte von Candia.

Neuntes Kapitel.

Inhalt.

Die candiotiſchen Griechen — Der Grammaticos — Verhältniſſe zu den Türken — Die freien Spachioten — Geographiſch-ſtatiſtiſche Einzelnheiten — Klima — Produkte — Handel — Sittliche Bemerkung — Schluß.

Was nun die candiotiſchen Griechen anlangt, ſo ſind ſie die verachtetſten und unterdrückteſten, aber auch die berüchtigtſten des ganzen osmaniſchen

Reichs. — Keiner darf ein Thor zu Pferde paſſiren; ſelbſt ihrem Erzbiſchofe iſt dies kaum erlaubt. Dabei ſind ſie außer den ſchweren, beſtimmten Abgaben noch den willkürlichſten Erpreſſungen des Paſcha's und ſeiner Untergeordneten ausgeſetzt. Ihr ganzer Charakter iſt daher Nichtswürdigkeit, wozu noch die angeborne cretiſche Verderbtheit kommt.

Alle Geſchäffte mit dem Paſcha, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, werden durch einen ihrer Landsleute, den Dollmetſcher, oder Grammaticos, abgemacht. Dieſer ſorgt aber theils blos für ſich ſelbſt; theils iſt er der Sclave der Uebermacht. Eine ſo einflußreiche Stelle wird indeſſen von den eitlen Candioten ſehr begierig geſucht.

Jede dieſer Familien will von altem, venetianiſchem Adel abſtammen, jede ſucht ſich über die andere zu erheben, jede will bei dem Paſcha und ſeinen Türken in Gunſt und Anſehen ſtehen. Daher Intriguen und Erniedrigungen aller Art. Dieſes Buhlen um türkiſchen Schutz und türkiſche Begünſtigung geht ſo weit, daß jedes chriſtliche und jüdiſche Handelshaus, — ja jeder dergleichen Kleinkrämer, einen ſtillen türkiſchen Compagnon hat, der, ohne das Mindeſte einzuſchießen, und ohne irgend ein Riſico zu tragen, den halben, reinen Gewinn bezieht. Die ganze Laſt fällt daher auf den Landmann, der in einer Art Leibeigenſchaft lebt.

Dies die candiotiſchen Griechen im Allgemeinen; doch fehlt auch hier die rühmliche Ausnahme nicht. Auf der Südküſte lebt nemlich in hohen, faſt unzugänglichen Gebirgen * ein kriegeriſches, tapferes Völkchen, das ſeine Freiheit zu behaupten gewußt hat. Das ſind die Spachioten, die keinen Türken unter ſich dulden, blos eine freiwillige Kopfſteuer zahlen, und ſonſt gänzlich unabhängig ſind. Sie gelten zugleich für die beſten Matroſen von Candia.

Die ganze Bevölkerung dieſer Inſel wird auf etwas über 300,000 Seelen geſchätzt. Hierunter werden 150,000 Türken, eben ſo viel Griechen und 4 — 500 Juden gezählt. Das Klima iſt mild und geſund; die Winter gleichen dem Frühling; die Sommerhitze wird durch die Nordwinde abgekühlt.

---

* Die Leuci Montes der Alten, jetzt weiße Berge genannt, weil ſie acht Monate des Jahres mit Schnee bedeckt ſind.

Krankheiten zeigen ſich wenig, doch kommt unter den ärmern Klaſſen der Ausſatz vor; auch wird dann und wann die Peſt eingeführt. Bemerkenswerth dabei ſcheint, daß die von Conſtantinopel ſich ſehr ſchwer naturaliſirt; während die von Alexandrien die gefährlichſte iſt.

Der Boden der Inſel iſt nur in den Ebenen und Thälern zum Anbau geſchickt; hier aber von vortrefflicher Beſchaffenheit. Bei der traurigen Lage des Landmannes indeſſen wird kaum der fünfte Theil benutzt. Gerſte — das hieſige Brodkorn z. B. — wird kaum für ſechs Monate, Weizen kaum für ein Drittheil des Jahres gebaut.

Das Hauptprodukt von Candia ſind die Oliven; die Erndte dauert vom November bis in den März. Das Oel wird zum Eſſen, zum Brennen und zur Seife gebraucht; auch pflegt ein Theil davon nach Marſeille, Conſtantinopel, Smyrna, Salonichi, Alexandrien u. ſ. w. zu gehn. Auf der Inſel ſelbſt werden fünf und vierzig Seifenſiedereien und darüber gezählt. — Die Melonen, Orangen, Citronen und Cedros gelten für noch vorzüglicher, als die von Scio.

In den Gebirgen wachſen eine Menge aromatiſche Pflanzen, worunter der Diptam ein treffliches Magenmittel, der Inſel ausſchließend eigen ſeyn ſoll. Hier findet man auch Kaſtanien-, ſo wie Aepfel-, Birn- und Kirſchbäume, deren Früchte aber ſehr mittelmäßig ſind. Eben ſo gedeihen die meiſten unſerer Gemüſe daſelbſt; doch haben ſie faſt alle einen ſehr faden Geſchmack.

An Wildpret aller Art iſt gleichfalls in den Waldgebirgen Ueberfluß. Die Küſten ſind äußerſt fiſchreich; dennoch wird die Waare ſehr theuer bezahlt. Die Urſache iſt, weil eine ungeheure Accise darauf liegt. Die Weine vom Ida, ſowie von Selino und Galata, ſind vortrefflich in ihrer Art. Die beiden letztern kommen den Dardanellenweinen bei, die in Conſtantinopel ſo ſehr geſchätzt ſind.

Was nun die Handelsverhältniſſe von Candia anlangt, ſo herrſchte ſeit 1794 die engliſche Flagge vor. Beſonders war der Verkehr mit Malta bedeutend, wohin der größte Theil der Seife ging. Seit Kurzem aber bereitet ſich hier eine Veränderung vor. Die alte natürliche Verbindung der Candioten mit Marſeille u. ſ. w. knüpft ſich von ſelbſt wieder an.

Am meiſten trägt hierzu die größere Wohlfeilheit und beſſere Beſchaffenheit der Tauſchartikel bei. Wie alle Orientalen, ſehen nun auch die Candioten ein, daß man ihnen faſt nichts, als engliſche Ausſchußwaaren zu ungeheuren Preiſen verkauft hat. Dies war beſonders mit Tüchern, Uhren und Stahlwaaren der Fall. Hier wurden die Preiſe um 90, ja 100 Procent über den Werth angeſetzt.

Dieſer Handel ward indeſſen nur von Malteſern betrieben, die ſich aus den dortigen Magazinen verſahn. Häufig nahmen aber unter dieſen Namen auch Raguſaner und Sclavonier daran Theil. Dann und wann tauſchten auch einige Sicilianer kleine Ladungen Seife gegen Seide ein, und bedienten ſich meiſtens der türkiſchen Flagge dabei. Unter der nemlichen ward auch ſehr viel Seife nach den übrigen Levantehäfen verführt.

Von fremden Konſuls findet man blos einen franzöſiſchen zu Canea, der einen Vicekonſul zu Caſtro unter ſich hat. England und Oeſterreich halten dagegen blos Vicekonſuls, deren Reſidenz Canea iſt. Außerdem befinden ſich die Factore von fünf Marſeiller Häuſern und ein römiſcher Geiſtlicher daſelbſt. Jene beſorgen die Geſchäfte ihrer Principale, und dieſer verſieht den Dienſt der kleinen katholiſchen Kapelle, die unter franzöſiſchem Schutze ſteht.

Ich ſchließe mit einigen Bemerkungen über die griechiſchen Jungfrauen auf Candia. Ihr Loos iſt ſchon von Kindheit an Entbehrung und Einſamkeit. Sie ſind die Sclavinnen ihrer Väter, von denen ſie ſich nie eines freundlichen Blickes, nie einer Liebkoſung erfreun. Sie ſind die Mägde ihrer Mütter, deren ganze Zärtlichkeit den Söhnen gewidmet iſt.

Dabei kommen ſie jährlich nur drei- bis viermal aus dem Hauſe, nemlich bei den Galabeſuchen der Familie, und am letzten Tage des Karnevals. Dies iſt die einzige Erholung, die ihnen von den beſchwerlichen Küchenarbeiten u. ſ. w. verſtattet wird. Ihr Umgang mit andern, ihre Vertraulichkeit mit einem Geliebten, iſt alſo auf dieſe wenigen Tage eingeſchränkt.

Doch ſelten oder nie iſt ihnen erlaubt, nach Neigung zu heirathen; faſt immer müſſen ſie den Mann nehmen, den die Familie wählt. Eigentlich glückliche Ehen ſind daher auf Candia eine Seltenheit. Charakteriſtiſch iſt auch das dortige Sprüchwort: Unter den Hausthieren ſtehen die Weiber oben an.

IV.

Leben und Streben

zu

Batavia,

von

F. H.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Herkunft und Lage — Die Seereiſe — Porto Prayo — Die Linie — Trauriger Aufenthalt — Der ſterbende Vater — Der letzte Augenblick — Ankunft auf dem Vorgebirge der **guten Hoffnung.**

Es war am 14. April 1786, ich befand mich mit meinem Vater am Bord des Schiffes Leyden, Kapitain Roemer, nach Batavia beſtimmt. Unſere Blicke waren unverwandt auf die vaterländiſche Küſte gerichtet, die im Morgenrothe hinter uns lag.

„Herzmutter, leb' wohl! Leb' tauſendmal wohl!“ — rief ich mit Thränen, und ſtreckte die Hände nach dem Ufer aus — „Dorothea! geliebtes Weib!“ — ſagte mein Vater mit Innigkeit — einſt führt mich Gott in deine Arme zurück!“

Mein Vater, ein geborner Deutſcher, hatte ſich als praktiſcher Arzt zu Amſterdam niedergelaſſen, aber aus begreiflichen Gründen nur wenig Glück daſelbſt gemacht. Er war daher als erſter Schiffsdoctor in die Dienſte der oſtindiſchen Kompagnie getreten, was damals allerdings viel Vortheile verſprach. Meine Mutter bezog unterdeſſen die Hälfte ſeines Gehaltes, und ich, der älteſte von drei Brüdern, begleitete ihn.

So hatten wir vor Hellvoetſluis mit Tagesanbruch die Anker gelichtet, und ſo kamen wir glücklich in See. Bald ging die Sonne in ihrer Herrlichkeit auf, und bald flogen wir, von vier andern Schiffen begleitet, pfeilſchnell über die glänzenden Wogen hin. Es war mein Geburtstag; ich trat in das funfzehnte Jahr. — „Sey gutes Muthes!“ — ſagte mein Vater — „dies bedeutet eine glückliche Zurückkunft!“

Aber ich habe ſo viel zu erzählen, daß ich die einzelnen Begebenheiten an Bord übergehen will. Genug, wir hatten zweihundert Mann Ergänzungstruppen an Bord; man kann daher denken, ob es an Unterhaltung gebrach. Dabei lernte ich von dem Unterſteuermann allerhand Schiffsarbeiten, und brachte es bald zu einer gewiſſen Geſchicklichkeit darin.

Am 21. Mai kamen wir zu Porto Prayo, auf St. Jago, an. Dies iſt die größte und vornehmſte der ſogenannten Kap Verdiſchen Inſeln; doch herrſcht dann und wann anhaltende Dürre daſelbſt. Wir tauſchten hier gegen alte Kleidungsſtücke, Meſſer, Scheeren u. dgl., eine Menge herrlicher tropiſcher Früchte ein. Zugleich nahm der Kapitain einige Kühe nebſt mehrern Dutzend Hühnern an Bord.

Als wir unter die Linie gekommen waren, fanden wir uns durch die Windſtillen wie feſtgebannt. Kein Hauch, kein Lüftchen, weder Morgens noch Abends; dabei die glühendſte Sonne im Scheitelpunkt. Dies dauerte drei volle Wochen lang. Bald brach nun unter den Matroſen die Ruhr und unter den Soldaten das Faulfieber aus. So glich das Schiff nach wenig Tagen einem Peſtlazareth.

Vergebens wendete mein Vater die größte Sorgfalt und die dienlichſten Mittel an; es war unmöglich, der doppelten Anſteckung Einhalt zu thun. Dazu kam noch, daß es uns gänzlich an gutem Waſſer gebrach. Alle Tonnen waren faulig geworden, und überall hatten ſich eine Menge Würmer erzeugt. Alles Filtriren u. ſ. w. half hier wenig oder nichts.

Zum Glück hatte mein Vater noch einen guten Vorrath von Orangen, Kokosnüſſen und Cedros. Hiermit erquickten wir uns beſonders vor Schlafengehn. Endlich am Johannistage friſchte der Wind in Nordweſt auf. Wir paſſirten nun die Linie, hielten den gehörigen Kours, und ſetzten alle Segel bei Wir hatten in dieſen drei Wochen an vierzig Todte gehabt.

Mitten unter ſo viel Kranken war mein Vater doch immer ganz wohl geweſen; jetzt, wo ſich die meiſten zu beſſern anfingen, bekam er ſelbſt einen heftigen Fieberanfall. Es war Abends um neun Uhr. — „Ich fühle es“ — ſagte er mit Beklommenheit — „Ich fühle es, lieber Karl — ich komme nicht wieder auf. Ach Gott! die arme Mutter!“ — Dies waren ſeine letzten Worte; indem er gleich darauf die Sprache verlor.

Ich pflegte ihn indeſſen nach Möglichkeit, und gab noch immer nicht alle Hoffnung auf. Ein wenig Regenwaſſer, mit Weineſſig vermiſcht, ſchien ihm die liebſte Erquickung; Gott weiß, wie viel Thränen ich dabei vergoß! So verging die Nacht. — Er war äußerſt unruhig, und ſeufzte mehrmals ſehr heftig auf. — Alles kündigte ſeine nahe Auflöſung an.

Endlich erſchien der ſchreckliche Augenblick; es war ohngefähr Morgens um drei Uhr. — „Vater!“ — rief ich in der Angſt meines Herzens — „Liebſter Vater! — Ach Gott, erbarme dich!“ — Seine brechenden Augen ſtarr auf mich gerichtet; ſeine blaſſen Lippen in zitternder, krampfhafter Bewegung, ſuchte er mich mit beiden Händen, wie in der Dunkelheit.

Ich bog mich über ihn hin, und dachte ihn durch Küſſe zu erwärmen — allein umſonſt. — Schon ſtand der kalte Schweiß auf ſeiner Stirne; ſchon waren ſeine Augen erloſchen; ſchon ſchlug ſein Herz kaum noch fühlbar — da durchzuckte ihn der Schauder des Todes, und er war nicht mehr! — Mir ſelbſt ward dunkel vor den Augen; ich ſank neben das Lager hin.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf meinem Bette und ſah, daß es Abend war. Ich hatte demnach in einem vier und zwanzig Stunden geſchlafen, während es mir ein Augenblick ſchien — da ward eine Kanone gelöſt, und dumpf rollte der Schall über die Wellen hin. — „Ach Gott!“ — rief ich — „Jetzt ſenken ſie den Vater in's Meer.“ — So ſtürzte ich auf das Verdeck und ſah noch, wie der Sarg langſam in's Waſſer hinunter ſank. — „Armer Knabe!“ — ſagte der Kapitain — „Dein Vater war ein braver Mann!“ — Ich ſetzte mich dann in's kleine Boot, und weinte ſtill für mich die ganze Nacht durch.

Am andern Morgen zeigte ſich, daß meines Vaters Schreibpult erbrochen und alles vorräthige Geld, an hundert Thaler, geſtohlen worden war. Allein ich blieb ganz gleichgültig dabei. Ehe drei Tage vergehen — dachte ich — werde ich wieder bei'm Vater ſeyn — aber ſie vergingen, und Natur und Jugend behielten die Oberhand. — „Gott wird mich nicht verlaſſen!“ — ſagte ich, und lernte nun doppelt eifrig, was mir im Dienſte noch abging. — So kamen wir am 3. Auguſt glücklich vor der Kapſtadt an.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Schnelle Verſorgung — Plötzlicher Wechſel — Reiſe nach Batavia — Der Travado — Einzelnheiten — Ankunft zu Batavia — Glückliche Ausſichten — Die Expedition nach Malacca.

Meine Hoffnung ward erfüllt. Gleich der erſte Beamte, der unſer Schiff beſtieg, nahm ſich meiner mit Wärme an. Dies war der Hafenmeiſter, Herr Ryswik. Er hatte keine eigenen Kinder, und war ein ſehr wohlhabender Mann.

„Sey getroſt!“ — ſagte er — „Wenn du ſo brav biſt, wie du ausſiehſt, ſollſt du bei mir bleiben, mein Lebelang!“ — So begleitete ich ihn nach Hauſe, erhielt einen Platz in der Schreibſtube, und war in weniger als einem Monate in die Geſchäfte eingeübt. Ich liebte meinen Wohlthäter aufrichtig; überdem hatte er viel von meines Vaters Art. Auch er ſchien ſehr zufrieden mit mir.

Ein halbes Jahr lang war ich nun in ſeinem Hauſe geweſen, als auf einmal eine große Veränderung eintrat. Ihm ſelbſt, unerwartet, kam nemlich ſeine Frau aus Holland an, und brachte außer ihrem jüngern Bruder noch einen Schweſterſohn mit. — Jetzt hieß es: „Fort mit dem fremden Menſchen! Dieſe ſind meinem Manne näher, als irgend Jemand!" — Kaum ließ ſie mir noch acht Tage Zeit, um mich nach einer andern Stelle umzuſehn.

Der gute Herr Ryswik hatte Rückſichten zu nehmen, indem Mevrou von einer ſehr angeſehenen Familie war. — „Sey getroſt!" — ſagte er zu mir — „Ich will auf eine andere Art für dich ſorgen — vielleicht iſt es noch beſſer für dich! — So ſprach er mit einem alten Freunde, einem Kapitain G —, der nach Batavia ſegelfertig lag. In wenig Stunden war alles in Richtigkeit. Ich ging als Kajütenſchreiber mit, und erhielt von Herrn Ryswik noch ein anſehnliches Geldgeſchenk.

Kapitain G — war ein alter, ſehr freundlicher Mann. „Nun Schreiberlein!" — ſagte er, als ich mich Abends an Bord einfand — „Siehſt du! — Nun kommſt du doch noch nach Batavia — Kannſt mit der Zeit noch ein großer Herr dort werden, wenn du es recht anfängſt!

„Habe dergleichen mehr geſehn!“ — fuhr er fort — Nun unterdeſſen ſetz dich, und iß und trink, wie ſich's gehört. — Bei der Schüſſel, wie bei der Arbeit, verſtehſt du mich?“ — „Ja, Herr!“ — erwiederte ich — „Ihr ſollt gewiß mit mir zufrieden ſeyn!“ — Am andern Morgen lichteten wir die Anker und gingen mit günſtigem Winde in See.

Acht Tage hatten wir unſere Reiſe auf dieſe Art fortgeſetzt, als ſich ein Vorfall ereignete, der erzählt zu werden verdient. An unſerem Bord befand ſich ein franzöſiſcher Seeoffizier, Namens Sardis. Er that Dienſte als Steuermannsgehülfe, hatte dafür freie Ueberfahrt, und war ein recht braver, des Seeweſens völlig kundiger Mann.

In dieſen Breiten ſind die Nächte außerordentlich ſchön; doch muß man darum nicht minder wachſam ſeyn. So war der Abend des ſechsten Februars 1787 einer der ſchönſten, deſſen ich mich erinnern kann. Der Wind friſch und lieblich; alle Segel geſpannt — der Himmel in reiner Sternenpracht — der Vollmond in ſtrahlender Herrlichkeit — das Meer in ſchimmerndem Lichtglanz. — So blieb alles bis zehn Uhr auf dem Verdeck, wozu der Kapitain gern die Erlaubniß gab. Sardis hatte die Wache bis Mitternacht.

Ich ſchlief in einem kleinen Behältniß neben der Kajütenthür. Plötzlich erwachte ich, wie von einem leichten Schlage, und fand mit Erſtaunen, daß ich außerhalb der Koje * lag. Jetzt entſtand ein ſchreckliches Geſchrei auf dem Verdeck, zugleich ſchlugen die Wellen toſend gegen die Planken an; auch war das Schiff ganz auf die Seite geneigt. Ich wollte ſehen, was es gäbe, konnte aber nicht aus der Hütte heraus. Irgend etwas hatte ſich gegen die Thür geſtemmt.

„Aexte her! Aexte herbei!“ — tönte nun von allen Seiten der Schreckensruf. — „Die Segel herunter! Die Maſten gekappt! Falle, was fallen mag!“ — Gott! — dachte ich — erbarme dich unſer, wir ſind in großer Gefahr! — Zum Glück war es indeſſen noch Mondſchein,

---

* Gewöhnliche Schiffsſchlafſtelle in der Wand.

auch hatte der Wind ſehr wenig angefriſcht. Bald hörten mich einige Matroſen rufen und halfen mir aus der Hütte heraus.

. . . .

Jetzt fand ich Alles auf dem Verdecke in Angſt und Verwirrung. Das Schiff war durch einen plötzlichen Windſtoß ſo ganz auf die Backbordſeite geworfen worden, daß das Waſſer zwei Fuß hoch darüber hinlief. Noch waren die Maſten nicht gekappt, aber die Segel aufgeſchnitten, und die Wänte * entzwei gehaun. Da richtete ſich endlich das Schiff ein wenig auf, und bald ſtand es wieder gleichmäßig auf dem Kiel.

Dies war ein Glück für uns, wie je eines geweſen ſeyn mag! Denn in demſelben Augenblicke verbarg ſich der Mond hinter Wetterwolken und der Sturm brach mit unſäglicher Heftigkeit los. Es war, als würden unaufhörlich tauſend Kanonen auf einmal gelöſt. — Man hörte ſich ſelbſt durchs Sprachrohr nicht. — Die Wogen ſchlugen himmelan, und warfen das Schiff gleich einem Balle hin und her. So dauerte es fort

---

* So mit dem t und nicht mit dem d. Es ſind die Tauſyſteme, wodurch der Maſt an beiden Bords gehalten wird.

bis vier Uhr Morgens, wo alles auf einmal wieder ruhig ward.

Dies ſind die Travádos dieſer Breiten, Die eben ſo ſchnell zu endigen pflegen, wie ſie entſtehn. Der ſonſt brave Sardis wußte dies, war aber nicht wachſam genug. Er litt nemlich von Zeit zu Zeit an einer unüberwindlichen Schlafſucht. Kaum war es daher auf dem Verdecke ſtill geworden, als er am Steuerruder einſchlief. Die übrigen Matroſen von der Wache folgten ſeinem Beiſpiel; niemand blieb wach, als ein einziger wohlbefahrner * Mann.

Kaum hatte dieſer die erſten Anzeichen des Travado bemerkt, ** als er die Schlafenden weckte, und auch die übrige Mannſchaft auf das Verdeck rief. So gelang es, der drohenden Gefahr noch zu entgehen, zumal, da nach dem erſten Windſtoße noch eine kurze Stille eintrat. Der arme Sardis büßte ſeinen Fehler durch ein Geſchenk an die Mannſchaft ab; von nun an ward er jedoch nur zu Tagswachen gebraucht.

---

* Schiffsausdruck. Er wird von Matroſen gebraucht, die in vielen Meeren geweſen ſind.

** Kleine graue Wölkchen, die über den Mond hinziehn.

Nach einer Fahrt von ſechs und ſiebenzig Tagen kamen wir wohlbehalten zu Batavia an. Hier ward ich von dem guten Kapitain G. an einen andern Freund empfohlen, der mir einſtweilen eine Schreiberſtelle in ſeinem Packhauſe gab. — „Geduldet euch nur einige Monate“ — ſagte er freundlich — „Es wird eine Expedition nach Malacca ausgerüſtet — Ich werde machen, daß ihr bei einem der Kapitains ankommt!“

— —

Und ſo geſchah es denn auch. Ich ward Kajüten- und Deck-Aſſiſtent bei Kapitain H — g, an Bord der Fregatte Medea, die zugleich das Admiralſchiff war. Die Expedition beſtand aus zehn Segeln, und hatte die Wiedereinſetzung eines mit der Kompagnie verbündeten Königs zum Zweck. Dieſer malayiſchen Majeſtät war ein Theil der Kajüte eingeräumt, wo ſie ſich gar ſehr zu gefallen ſchien.

So ſegelten wir Anfang Octobers (1788) von Batavia ab, und kamen nach einer ſechswöchentlichen Fahrt vor Malacca an. Man weiß, daß dieſe Stadt am rechten Ufer des kleinen Fluſſes Cryſoran liegt. Um unſere Maasregeln zu nehmen, gingen wir in gehöriger Entfernung vor

Anker, wurden aber von vielen Landesbooten ſogleich mit Früchten, Fiſchen u. ſ. w. im Ueberfluß verſehn.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Angriffsplan — Das Fort St. Paul — Gelungene Operation und Einnahme deſſelben — Weitere Vertheidigungsmittel des Feindes — Originelle Briefe — Einzelnheiten der Angriffe — Die letzten Batterien — Der Sieg — Die Rückkehr nach Batavia.

Die Hauptſache war vor allem, das Fort St. Paul wegzunehmen, das auf dem linken Ufer des Fluſſes, auf einer Anhöhe liegt. Zu gleicher Zeit ſuchten wir vom Feinde ſo viel Nachrichten, als möglich, einzuziehn. Als nun nach einigen

Tagen die hohen Fluthen eingetreten waren, und der Wind günſtig geworden war, beſchloß der Admiral den förmlichen Angriff. Es waren, wie ich hier bemerken muß, ungefähr dreihundert Mann europäiſcher Seeſoldaten auf den Schiffen vertheilt.

An einem Freitage, gleich nach Sonnenaufgange, ſegelten wir alſo mit der ganzen Flotte gegen das Fort an. Sogleich wurden wir, wiewohl noch außer Schußweite, mit einem heftigen Feuer begrüßt. Doch, ohne uns dadurch irre machen zu laſſen, erreichten wir ungehindert den vorgezeichneten Angriffspunkt.

Jetzt gaben wir eine volle Lage, wobei Kugel für Kugel traf. Dann fielen wir ab, um zu wenden, und beſtrichen das Fort zum zweiten Mal. Die ganze Flotte folgte auf gleiche Art. Wir hatten dies Manöver kaum drei Mal wiederholt, als das ganze Fort in hellen Flammen ſtand, und von dem Feinde verlaſſen ward.

Sogleich wurden nun hundert Seeſoldaten, theils zum Löſchen, theils um Poſition zu nehmen, an's Land geſetzt. Der Feind zog ſich indeſſen in großer Unordnung, mit Hinterlaſſung einiger dreißig Todten, zurück. Unſer Verluſt war verhältnißmäßig ziemlich gering. Ein voller Monat verging nunmehr, theils mit der Ausbeſſerung, theils mit der Erweiterung des Forts.

Wir hielten unterdeſſen mit der Flotte ab und zu, je nachdem es der Waſſerſtand zuließ. Dabei verſahen wir uns von den Küſtenpreas* mit friſchen Lebensmitteln im Ueberfluß. Auch verſäumten wir nicht, über die weiteren Vertheidigungsmittel des Feindes ſichere Nachrichten einzuziehn. Hierzu bedienten wir uns eines alten verſchlagenen, malayiſchen Fiſchers, der ſich dem Gegenkönige ſelbſt als Spion antrug, und ihn auf's Liſtigſte zu täuſchen verſtand.

Der Feind ſtand in einem Lager, und verließ ſich am meiſten auf ſeine Batterien, und ſein ſogenanntes Waſſercaſtel. Dieſe Batterien waren indeſſen nur aus Holzſtämmen zuſammengeſetzt, und mit Kanonen von kleinem Kaliber verſehn. In der Mitte des Fluſſes befand ſich eine Art Fort, das auf ſtarkem Pfahlwerk errichtet war. Dazu kam noch das Waſſercaſtel, ſo zu ſagen, eine ſchwimmende Batterie. Es war eine ehemalige engliſche Kauffahrerbrigg, mit zwanzig Kanonen beſetzt.

---

* Kleine malayiſche Fahrzeuge von Bambusrohr.

Ueberdem arbeitete der Feind an einer Menge Brander, von denen er ſich große Wirkung verſprach. Einer derſelben war von ungeheurer Größe, und nahm die ganze Breite des Fluſſes ein. Er ſollte drei Tage und Nächte lang fortbrennen, wie unſer Spion erfuhr. Zu gleicher Zeit wurden die Wälder an beiden Ufern mit vieler Mannſchaft beſetzt. Der Feind hielt uns übrigens für noch einmal ſo ſtark, fürchtete zuerſt angegriffen zu werden, und war daher unausgeſetzt auf der Hut.

Indeſſen zeigte er äußerlich dennoch viel Trotz und Zuverſicht. Eines Morgens nemlich wurden zwei kleine Breter aufgefiſcht, in deren Mitte ein Bambusrohr befeſtigt war. An dem einen hing ein Brief an unſeren verbündeten König Jolling; an dem andern ein zweiter an unſern Admiral. Der an den König lautete, wie folgt:

„Jolling! Es freut mich ſehr, daß du endlich gekommen biſt! Die für Dich beſtimmten Ketten liegen ſchon ſeit zwei Jahren bereit. Eben ſo lange warten die Henker auf Dich! — Ich habe zwanzigtauſend Mann — Was willſt du mit Deiner Handvoll gegen mich? — Jolling! Alberner Thor! — Kehre zurück, woher Du gekommen biſt, wenn Du es nicht mit Deinem Leben bezahlen willſt!“ —

Der zweite Brief an den Admiral, war folgendermaßen abgefaßt: — „Admiral, was wollt ihr von mir? Warum fallt ihr mir in's Land? — Ich habe euch euer Fort zurückgegeben; iſt das nicht genug? — Ihr wollt den Strom hinauf? — Nehmt euch in Acht! — Ihr werdet froh ſeyn, wenn ihr wieder in See kommt! — Jetzt könnt ihr das noch! — Erzürnt Ihr mich aber, ſo ſtecke ich Eure ganze Flotte in Brand! — Dann iſt weder für Euch, noch Eure Mannſchaft Gnade mehr! — Alſo richtet Euch darnach!“ —

Die Arbeiten am Fort waren ſo eben beendet; der Admiral beſchloß daher, weiter ſtromaufwärts zu gehn. Hier befanden ſich nemlich die Verſchanzungen u. ſ. w., wovon eben die Rede geweſen iſt. Den Abend zuvor kam unſer Spion an Bord, und brachte mehrere Ueberläufer mit. Sie verſicherten, daß die Stimmung für unſern Verbündeten ſehr günſtig ſey, doch habe der Gegenkönig allerdings noch eine anſehnliche Macht. Blos auf ſeiner Flotte z. B. befanden ſich wenigſtens tauſend Mann.

Am folgenden Tage führten wir mit der Morgen- und Nachmittagsfluth unſere Bewegung aus; und kurz vor Sonnenuntergang kamen wir auf der bezeichneten Stelle an. So waren wir von der feindlichen Linie nur noch anderthalb Stunden entfernt. Der Admiral nahm daher alle die Maasregeln, die er unſerer Sicherheit wegen für nöthig hielt.

Um nemlich die Brander abzuhalten, wurden queer über den Fluß mehrere ſchwere Taue geſpannt; und eine Menge Boote dabei poſtirt. Dann folgte die Flotte in paſſender Stellung; die ganze Mannſchaft zum Gefecht bereit. Indeſſen blieb alles ſtill, vermuthlich des Mondſcheins halber; doch nahmen wir in den Wäldern gewiſſe Bewegungen wahr.

Es mochte ungefähr halb zehen ſeyn, als der Mond unterging, und das Getümmel auf beiden Ufern auffallend zunahm. Wirklich wurden wir einige Minuten darauf mit einem heftigen Kleingewehrfeuer begrüßt, das indeſſen nur wenig Schaden that. Wir antworteten augenblicklich mit Kartätſchen, worauf ſich der Feind zurückzuziehen ſchien. Es blieb nun ruhig bis Mitternacht. Dann aber geſchahen drei Kanonenſchüſſe, und wir erblickten eine Menge feuriger Punkte auf dem Strom.

Dies waren die zwölf bis funfzehn Brander, die der Feind, jedoch ohne Bemannung, unter dem Schutze des Waſſercaſtels mit der Ebbe gegen uns antreiben ließ. Sie hatten ohngefähr die Größe von gewöhnlichen Barkaſſen, ſchienen aber mit ziemlich ſchlechten Brennſtoffen verſehn. Unſere Leute hielten ſie alſo, vermöge der ausgeſpannten Taue, ohne viel Mühe auf, und verſenkten ſie.* Als die Feinde dies inne wurden, fanden ſie für gut, ſich zurück zu ziehn.

---

* Es wurden nemlich große Löcher in die Planken gehauen, worauf das Waſſer von ſelbſt eindrang.

Den Tag blieb alles ruhig, doch bemerkten wir durch die Fernröhre, daß in dem Lager, und auf der Flotte des Feindes alles in großer Bewegung war. Wir machten uns alſo für die Nacht auf einen neuen Angriff bereit. Dabei ward der Mannſchaft natürlich die nöthige Ruhezeit gegönnt. An Wein und andern ſtarken Getränken gebrach es ebenfalls nicht.

So wie nun der Mond hinter die Palmenwälder geſunken war, fing der Feind an, mit ſeiner Flotte ſtromabwärts zu gehn. Alle dieſe Fahrzeuge waren mit einer Menge bunter Laternen erleuchtet, was einen ſehr ſchönen Anblick gab. Die Brigg, oder das ſogenannte Waſſercaſtel befand ſich an der Spitze der Linie, und war längs des Bords mit Feuertöpfen beſetzt. „Nun! Nun!“ — ſagte unſer alter Oberconſtabler — „Wir wollen ſie traktiren, daß ihnen Hören und Sehen vergehen ſoll!“ —

Jetzt waren ſie uns endlich näher gekommen, und ankerten nun, das Waſſercaſtel in der Mitte, in völliger Schlachtordnung. Wir ließen ihnen die Ehre das Feuer anzufangen, wohlwiſſend, daß es mit ihrem Laden ſehr langſam ging. Indeſſen hatten ſie wenigſtens funfzig Kanonen, ſchoſſen mit Steinen, gehaktem Eiſen u dergl., und richteten alſo immer einige Verheerung an.

Um ſie jedoch zu täuſchen, hatten wir ein Duzend Flöße von Palmenſtämmen gezimmert, und mit mehrern alten Oelfäſſern verſehen. Dieſe wurden nun vermittelſt der Boote vorwärts gebracht, und in einer breiten Linie vor Anker gelegt. Wir loſchten unterdeſſen alle unſere Lichter aus, und gingen um eine halbe Kabellänge zurück. So richteten denn die Feinde ihr volles Feuer auf die Flöße, bis alle ihre Munition verſchoſſen war.

Jetzt aber hieß es von unſrer Seite: drauf und dran! — Und nun ward ein wahres Höllenfeuer auf ſie gemacht. Beſonders nahmen ſich unſere Kanoniere die Brigg zum Augenmerk, und richteten ſie ganz erbärmlich zu. Vergebens wollte der Feind ſich aus der Linie ziehen; die ſtarke Ebbe erlaubte es nicht. So beſchoſſen wir ſeine Flotte bis etwas nach Mitternacht, wo es uns genug zu ſeyn ſchien.

Als nun der Tag anbrach, ſahen wir die Ruinen derſelben in weiter Entfernung vor uns. Das Waſſercaſtel lag auf dem Strande; an vierzehn andere Fahrzeuge ragten mit dem Kiele empor; dabei ſchwammen eine Menge Leichname den Strom hinab. Wir ſelbſt indeſſen hatten doch an ſiebzehn Todte und einige vierzig Verwundete gehabt.

Jetzt blieb noch übrig, die letzten Verſchanzungen des Feindes wegzunehmen, und hierzu ward die folgende Nacht beſtimmt. Der Admiral ließ daher ſämmtliche Kapitains an Bord entbieten, und hielt einen zweiſtündigen Kriegsrath. In den Batterien des Feindes herrſchte große Thätigkeit; auch wurden auf den Gebirgen Rauchſignale bemerkt. Nach Sonnenuntergang vernahmen wir eine ſtarke Kriegsmuſik, mit wilden Geſängen vermiſcht. *

Um zehn Uhr lichteten wir die Anker, und gingen ſtromaufwärts. In dem Augenblicke wurden wir aus den Wäldern mit einem heftigen Flintenfeuer begrüßt. Es kam indeſſen diesmal nur von dem einen Ufer; wahrſcheinlich, weil

---

* Wahrſcheinlich das gewöhnliche malayiſche Todesmahl.
d. H.

dem Feinde die nöthige Mannſchaft abging. Wir befreiten uns alſo mit einem halben Dutzend Kanonenſchüſſen ſehr bald davon.

Endlich nach zehn Uhr befanden wir uns der großen feindlichen Batterie gegen über, die mitten im Strome auf einem Pfahlwerke errichtet war. Zugleich waren wir in der Schußweite ſämmtlicher Uferbatterien. Der Feind ſtritt hier auf ſeinem letzten Punkte, und war noch obendrein in wilder Verzweiflung. Er begann daher ein wahrhaft mörderiſches Kanonenfeuer auf uns zu richten, ſo daß der Admiral die Verdecke zu räumen befahl.

Deſto heftiger feuerten wir nun aus unſern untern Batterien, wobei ein Schiff nach dem andern an die Reihe kam. Endlich gegen Mitternacht wurde die große Mittelbatterie zum Schweigen gebracht. Der Feind ſchien hierüber beſtürzt, und ſtellte ſein Feuer ungefähr zwanzig Minuten ein. Wir aber ließen ihm keinen Augenblick Ruhe, und fügten nun auch Bomben hinzu.

So dauerte der Kampf bis ein Uhr Morgens fort, als es in allen Batterien plötzlich ruhig ward. Auf einmal ſchlugen auf allen Seiten derſelben die hohen Flammen auf. Wir ſahen jetzt die Feinde in völligem Rückzuge, Hunderte von Fackeln leuchteten den Berg hinan.

Als der Tag anbrach, ſetzten wir fünf und zwanzig Mann zu einer Recognoſcirung an das Land. Sie fanden alles verlaſſen, erfuhren aber von einigen Frauen, daß der Gegenkönig ermordet worden ſey. Die Truppen hatten ſich in die Gebirge zurückgezogen, und erwarteten des neuen Königs Entſchließung. Auf dieſe Nachricht ſegelten wir vollends ſtromaufwärts, um dem königlichen Palaſte gegenüber vor Anker zu gehen.

Sogleich wurden nun mit den Truppen Unterhandlungen angeknüpft, und denſelben die gewöhnlichen Geſchenke zugeſagt. Dies hatte den guten Erfolg, daß in drei Tagen Alles in Ordnung war. Der Admiral krönte hierauf den König mit vieler Feierlichkeit, und erhielt den bedungenen Tribut von Zinn und Goldſtaub dafür. Auch wir wurden dabei nicht vergeſſen, und bekamen einen monatlichen Extraſold. So ſegelte die Expedition, nach einem Aufenthalte von drittehalb Monaten, wieder nach Batavia zurück.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Neue Anſtellung des Verfaſſers — Die Inſel Onruß — Handel von Batavia — Schmuggelweſen — Merkwürdige Beiſpiele — Reiſe nach Amboyna — Vermiſchte Bemerkungen.

Der biedere Kapitain H—g verſchaffte mir nunmehr eine kleine Stelle bei den Werften auf Onruß,* und zwar in der Hauptexpedition. Hier fand ich denn bald, daß Batavia eine wahre

---

* Inſel mit einem Fort, drei Stunden von Batavia. Man kann in der Regel nur des Nachts dahin fahren, weil bei Tage der Seewind entgegen bläßt.

Goldgrube für die Kompagnie abgab. Es war nemlich die Hauptniederlage aller Produkte von Java, wie Reis, Zucker, Kaffee, Pfeffer u. ſ. w.; dann aller Gewürze von ſämmtlichen Molukken ohne Unterſchied. Es kamen folglich eine Menge Schiffe aus allen Häfen Oſtindiens, ſo wie aus China, Amerika, Afrika und Europa dahin.

Bei dem Umtauſche der gegenſeitigen Produkte eben gewann die Kompagnie außerordentlich. Einmal war ihr Schabendar, oder Handelsagent, der einzige ausſchließende Mäkler dafür, hatte alſo die Preiſe nach Gutdünken in der Hand. Weiter beſaß die Kompagnie in den geſuchteſten Artikeln das Monopolium. Dahin gehörten z. B. Kampher, Eiſen, Pulver, Gewehre, Opium u. dgl. m. Endlich drang ſie jedem Kapitain ein Drittheil, wenigſtens ein Viertheil ſeines Guthabens in Gewürzen auf.

Dies alles gab nun zu einem Schleichhandel Veranlaſſung, der wirklich ins Ungeheure ging. Gerade die Lichter * der Kompagnie ſelbſt wurden

---

* Platte Fahrzeuge, wie man dieſelben in allen Häfen hat.

am meiſten dazu gebraucht. Dieſe fuhren des Nachts auf die Rhede, nahmen die Güter ein, und brachten ſie dann nach und nach in die Stadt. So wachſam die chineſiſchen Zollpächter auch immer ſeyn mochten; ſie wurden dennoch angeführt.

Auf den Schleichhandel mit Monopolwaaren ſtand die Todesſtrafe; allein dies ſchreckte nur wenig davon ab. Man fand immer noch Freunde in der Noth; man log ſich ſelbſt im Entdeckungsfalle auf eine geſchickte Weiſe heraus. Ich will ein Paar Beiſpiele erzählen, woraus man das bataviſche Schmuggelweſen am beſten kennen lernen wird.

Herr W . . . d., ein angeſehener Geiſtlicher zu Batavia, hatte die Tochter eines reichen Kaufmannes geheirathet, der dies Geſchäfft vorzugsweis mit engliſchen Kapitainen trieb. Nach deſſen Tode war er mit dieſen „Freunden“ in Verbindung geblieben, und hatte ſo eben fünf Kiſten mit Opium gekauft. Dieſe wurden auch glücklich durchgeſchmuggelt, und auf ſein Landhaus gebracht.

Nun mußte ſich's fügen, daß einer ſeiner Sclavenjungen einige Früchte ſtahl, dafür eine mäßige Züchtigung erhielt, und aus Bosheit die Sache bei'm Landdroſt angab. Zum Glück geſchah dieſes Abends ſpät, und in der Abweſenheit des Oberbuchhalters, der ein Verwandter von Frau W — d war. Der Landdroſt befand ſich etwas unpäßlich, verſchob daher die Sache auf morgen, und ernannte den Oberbuchhalter ſelbſt zum Unterſuchungscommiſſär. Dieſer erſchrak natürlich nicht wenig, nahm aber ſogleich ſeine Maasregeln darnach.

Das Landgut des Herrn W...d lag zwei ſtarke Stunden oberhalb Batavia. Man kann denken, wie groß die Verlegenheit des Oberbuchhalters war. Zu dieſer Zeit bei ſchon geſchloſſenen Thoren, ja unter ſolchen Umſtänden einen Boten dahin abzuſchicken, ſchien eine Unmöglichkeit. . Gleichwohl gab es kein anderes Mittel zur Rettung des Herrn W — d. Denn wenn die Kiſten bei ihm gefunden wurden, war es um ihn geſchehn.

So langte denn Morgens um drei Uhr ein alter Neger bei ihm an, und überbrachte ihm folgenden Brief: — „Ihr ſeyd in Todesgefahr; ihr werdet am beſten wiſſen warum. Vertraut euch dieſem Manne; er wird von einem treuen

Freunde geſandt. Bis ſechs Uhr muß alles in Ordnung ſeyn. Kurz darauf werden Leute kommen, die ihr errathen könnt. Sorgt, daß alles geſchehen iſt, was der Bote euch ſagen wird.“

Herr W — d war wie vom Donner gerührt, errieth aber vollkommen, was auf dem Spiele ſtand. Sogleich wurden die Kiſten in ein Fahrzeug gebracht, und nach der Anweiſung des Negers, vier Stunden weiter ſtromaufwärts geführt. Hier wurden ſie in einer Zuckermühle bei einem andern Freunde verborgen, auf deſſen Verſchwiegenheit ſich rechnen ließ. Am andern Morgen erſchien nunmehr die Commiſſion, durchſuchte das Haus von oben nach unten, mit einer Strenge, die bis zum Aeußerſten ging, und fand natürlich, daß W — d gänzlich unſchuldig war.

Ein ander Mal hatte ein Kaufmann, Namens B — von einem engliſchen Kapitain zwanzig Kiſten Kampher gekauft. Von dieſen waren bereits fünf oder ſechs abgeliefert worden, und befanden ſich in dem Landhauſe des Kaufmanns, das an der Küſte lag. Die Sache ward aber von einem betrunkenen Sclaven ausgeplaudert, und zur Kenntniß des Fiſcals gebracht. Dieſer war ein Buſenfreund des Herrn B —, und ſandte einen vertrauten Unterbeamten an ihn ab.

Hier ergab ſich denn, daß die Bezahlung erſt nach der gänzlichen Ablieferung feſtgeſetzt, und zu dieſer die folgende Nacht beſtimmt war. Es wurde alſo verabredet, die obigen fünf oder ſechs Kiſten wieder an den Strand zu bringen, und dann zu erklären, daß das Ganze auf ein Mal gelandet worden ſey. Zugleich ward in der Nähe eine ſtarke Wache aufgeſtellt, die die nöthigen Befehle erhielt.

Wenig Minuten nach Mitternacht ſtieg auf dem Meere eine Rakete auf. Dies war das Zeichen, daß ſich das engliſche Fahrzeug in der Nähe befand. Es ward, verabredetermaaßen, durch drei Pulverblitze erwiedert, und das Ausladen nahm ſeinen Anfang. Aber kaum hatten die Engländer die letzte Kiſte niedergeſetzt, als die Wache hervorbrach, und über ſie hinſchoß. Sie eilten natürlich, ihr Fahrzeug zu gewinnen, und waren in Kurzem aus dem Bereich. So ſchmaußte die Kompagnie den Braten, und von der Anzeige war keine Rede mehr. — Doch ich komme auf mich ſelbſt zurück.

So vortheilhaft meine Stelle war; ſo wenig ſchlug mir die ſitzende Lebensart an. Mit Freude ergriff ich daher den Antrag, in Begleitung eines höhern Beamten nach Amboyna zu gehn. Dies war ein Herr Van T — s; er begab ſich als Commiſſär der Regierung in einer wichtigen Angelegenheit dahin. So ſegelten wir Anfangs November von Onruſt ab, und kamen nach einer kurzen Fahrt zu Fort Victoria an.

Der Südoſt-Mouſſon, oder die Regenzeit war eben vorüber, und alles grünte und blühte in neuer Frühlingspracht. Die Flora dieſer Inſel iſt eine der ſchönſten und reichſten, die man finden kann. Wir bezogen ein Landhaus in der Nähe einer der anſehnlichſten Pflanzungen, mit einer bezaubernden Ausſicht auf die Gebirge und die ganze ſüdliche Bay. An daſſelbe ſtieß ein kleiner Wald von Sagopalmen, wodurch ſich einige Bäche wanden — ein wahrhaft entzückender Aufenthalt.

Man weiß, daß Amborna die vornehmſte der Molukken iſt, und beſonders Gewürznelken hervorbringt. Dieſe Bäume ſind indeſſen ſo oft beſchrieben worden, daß ich füglich darauf verweiſen kann. Aber weniger dürfte bekannt ſeyn, daß der Anbau derſelben ſich faſt dreihundertfältig verintereſſirt, und daß das Holz zu den feinſten und wohlriechendeſten gehört, die es geben kann. Uebrigens hat dieſe Inſel einen ſolchen Ueberfluß an auserleſenen Holzarten, daß man deren mehrere Hundert zählt.

Fort Victoria beſteht aus der eigentlichen Citadelle, und der durch eine ſchmale Eſplanade davon getrennten Stadt. Jene iſt aus Backſteinen aufgemauert, und, nach der von Batavia, die beſte im niederländiſchen Oſtindien. Die Wälle ſind mit herrlichen, ja wahrhaft prächtigen Bäumen beſetzt. Ich fand hier eines Tages einen alten preußiſchen Feldſcherer, der ſchon vor achtzehn Jahren nach Oſtindien gekommen war, und um den großen König viele Thränen vergoß.

Die Stadt iſt groß und wohl gebaut; doch ſind die Häuſer, der Erdbeben wegen, nur ein Stockwerk hoch. Die Europäer, ohngefähr zweihundert in Allem, wohnen in einer Reihe beiſammen, die man den Herrengracht nennt. Die Amboyneſen nennen die übrigen Straßen ein. Dieſe durchſchneiden ſich in rechten Winkeln, und werden ſo reinlich gehalten, wie in Holland. Die Mädchen und Frauen der Ambonneſen gelten für die hübſcheſten und wollüſtigſten von ganz Oſtindien.

Ambonna iſt auf die Länge ein ſehr ungeſunder Aufenthalt. Dies kommt von den beiden, einander entgegengeſetzten Mouſſons her. Vom Mai bis October nichts als Regengüſſe, von heftigen Gewittern begleitet; von da bis zum Mai eine glühende Hitze, die alles verſengt. Dazu kommt der Mangel an friſchen Lebensmitteln, indem man ſich größtentheils an eingeſalzenes Schweinefleiſch halten muß.

In den Wäldern findet ſich nemlich Schweinewildpret im Ueberfluß; allein das Fleiſch hält ſich in dieſem vulkaniſchen Klima kaum einige Stunden lang. Die Hauptnahrung gibt der Sago ab; dieſer iſt dort, wie unſer Getreide anzuſehn. Die reichen und wohlhabenden Einwohner verſchaffen ſich friſches Rothwildpret; auch beziehen ſie die herrlichen Gemüſe von Surabay.

Im Allgemeinen gilt indeſſen Amboyna für eine der ſchlechteſten Garniſonen unſerer Beſitzungen; auch iſt es wirklich eine Art Verbannungsort. Die hierher geſandten Leute werden zum Anbau der Gewürzbäume gebraucht. Dagegen wandern jährlich eine gewiſſe Anzahl junger amboyneſiſcher Phrynen nach Batavia aus.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Weitere Fahrt nach Banda-Neira — Fort Naſſau — Der Gunong Apy — Einzelnheiten — Pittoreske Anſicht — Der ſchreckliche Sturz — Wunderbare Rettung — Der Bergſlot.

Nach einem faſt dreimonatlichen Aufenthalte zu Fort Victoria, begaben wir uns in gleichen Geſchäfften nach Banda Neira. Dies iſt, in Anſehung der Größe, die zweite, der ſogenannten Bandainſeln; aber die Hauptniederlage für das eigenthümliche Product derſelben, das ihnen den Namen gegeben hat. Jederman weiß, daß die Muskatnüſſe der Reichthum dieſer Beſitzungen ſind, und daß damit ein unermeßlicher Handel getrieben wird.

Unſere Hauptniederlaſſung heißt Fort Naſſau, und beſteht aus einem kleinen Werke, einem darüber liegenden Caſtele, und einer ſich an dem Strande hinziehenden kleinen Stadt. Dieſe mag ohngefähr funfzig einſtöckige Häuſer zählen, die aber ſehr nett von Bambusrohr gebaut, und mit den Blättern der Sagopalme gedeckt ſind.

Alles iſt hier heiter und zierlich; alles verräth Wohlſtand und Ueberfluß. Unter den holländiſchen Einwohnern herrſchen die Seeländer vor. Sie pflegen Banda Neira als eine Art Provinzialgut anzuſehn. Die Perken, oder Muscatbaum-Pflanzungen gewähren einen ſehr angenehmen Anblick. Meiſtens befinden ſich Landhäuſer dabei, die mit Sagopalmen umringt ſind.

Von hier aus machte ich mit einigen Bekannten einen Abſtecher, nach dem benachbarten Gunong-Api. Dieſen Namen führt eine kleine unbewohnte Inſel, die eigentlich nichts als ein Vulcan iſt, was auch durch das Wort Gunong, d. h. Feuerberg, angedeutet wird. Sie erſcheint als ein ungeheurer, etwas abgeſtumpfter Kegel, zu zwei Drittheilen mit Waldung, und dann mit Lavamaſſen bedeckt.

Die Höhe des Ganzen wird auf viertauſend rheinländiſche Fuß geſchätzt. Muscatennüſſe werden nicht auf Gunong-Api gebaut. Doch befinden ſich am Strande einige Landhäuſer, mit Gärten umringt. Dieſe gehören vornehmen Einwohnern von Neira, und werden zu kleinen Landpartbien, ſo wie zu Brunnen- und Badecuren, benutzt. Gunong Api iſt übrigens von Banda Neira nur durch einen ſchmalen Kanal getrennt. *

Es war ein Uhr Nachts, und der herrlichſte Mondſchein. Wir beſtiegen ein leichtes Boot, und befanden uns in Kurzem in dem ungeheuren Schatten der Inſel, von tauſend glänzenden Molluſken umringt. Bald landeten wir bei einem Gartenhauſe, wo alles für uns in Bereitſchaft war. Hier fanden wir Träger und Lebensmittel; und ſo traten wir gegen zwei Uhr unſere Wanderung an. Es war Anfangs

---

* Das Zonnegat genannt. — Ein Theil dieſer Beſchreibung iſt, der Vollſtändigkeit wegen, aus einer andern Quelle entlehnt.

D. H.

April, die günſtigſte Jahrszeit zu einer Unternehmung dieſer Art.

Der Weg ging langſam aufwärts, aber durch äußerſt dichtes Gebüſch. Einer der Träger, mit einem Hackmeſſer (Klenanz) verſehen, machte daher den Vortrab. Häufige Spalten, Folge von Erderſchütterungen, und eine große Menge Felſenſtücke, erſchwerten das Steigen ungemein. Indeſſen arbeiteten wir uns, bei dem klaren Mondlichte, mit Hülfe der Schlingpflanzen, und unſerer Bambusröhre, immer höher hinauf. Von Zeit zu Zeit ward dabei Halt gemacht, und ein ſtärkender Zug gethan.

Gegen halb fünf Uhr endlich, hatten wir die waldige Region hinter uns, und ſtanden am Fuße eines ſteilen Lavaabhanges, der ſich wie eine Wand vor uns erhob. Hoch über denſelben erblickten wir den Krater, mit leichtem wallenden Schwefelgewölk umhüllt, das von dem Monde verſilbert ward. Alles war ſtill und ruhig; der Ocean floß mit dem Himmel zuſammen, und die benachbarten Inſeln ſchwammen in Nebelduft.

Doch nun begann der beſchwerlichſte Theil unſerer Wanderung. Der Abhang war nemlich äußerſt ſteil, und der Boden mit Lavageſchieben bedeckt. So wie wir einen Schritt vorwärts thaten, ſanken wir wieder um zwei zurück. Endlich beſchloſſen wir eine Reihe zu bilden, wodurch jeder mehr Halt bekam. So halb gehend, halb kriechend rückten wir alſo beſſer vorwärts, mußten jedoch faſt alle zehn Schritte ausruhn.

Der Mond ging unter; die Sterne erbleichten; das Meer ward lichter; die Inſeln erhoben ſich. Da glühte in Oſten ein ſanfter Roſenſchimmer auf, und bald erglänzten Meer und Himmel im Purpur des Morgenroths. Schaaren von Seevögeln erhoben ſich über den Inſeln, und in ſtrahlender Herrlichkeit ſtieg die Sonne aus den Wellen empor. Wenige Minuten, und wir hatten den Rand des Kraters erreicht.

Der Wind war ſüdlich, die eine Seite folglich vom Rauche frei; langſam und vorſichtig ſtiegen wir nun auf dieſer hinab. Das Ganze war mit dem ſchönſten Gelb bekleidet, oder noch beſſer, wie mit einer glänzenden Schwefelkruſte belegt. In dieſer befanden ſich unzähliche kleine Oeffnungen, mit ſchönen Schwefelkryſtallen beſäet.

Hier brach in dichten Wirbeln der bläuliche Rauch hervor, und ſtieg zuletzt in mehrern leichten Säulen in den klaren Aether hinein. Aus dem Innern des Kraters tönte es dabei wie dumpfes Wogenbrauſen auf. Die Ausſicht war unermeßlich; in einer ſolchen Höhe muß man den Ocean ſehn. Denn dieſe grünende Inſelwelt, dieſe Tauſende von gaukelnden Proas, dieſe leuchtenden, wolkenähnlichen Maſſen von Seevögeln; es war ein einziger, unbeſchreiblicher Anblick!

Nach einigen Stunden Ruhe traten wir unſeren Rückweg an. Anfangs ging es ſehr gut, wiewohl auch ſehr geſchwind; bald aber ward es eine wahre halsbrechende Arbeit. Leider ſollte ich dies auf eine Art erfahren, die mir unvergeßlich bleiben wird. Eben hatte ich nemlich meinen Vormann vor einer kaum ſichtbaren Spalte gewarnt; als ich ſelbſt in eine andere einbrach. Es ward Nacht um mich; meine Sinne vergingen; mein letzter Gedanke war: — „rettungslos!“

Als ich wieder zu mir kam, dünkte es mir, als ſey ich aus einem ſchweren Traume erwacht. Ich fühlte um mich her, und fand, daß ich auf einem bemooſten Felsſtück ſaß. Zugleich vernahm ich ein dumpfes Brauſen, und erblickte in der Tiefe, wie ein gaukelndes Irrlicht. — „Gott!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Gott hatt ein Wunder an dir gethan!“ — In dem Augenblicke drang ein voller Sonnenſtrahl ein.

Bald ſah ich nun, daß ich mich in einer Höhle befand, die mit dem Meere zuſammenhing. Eben war die Fluth im letzten Ablaufen, und der Ausgang folglich paſſirbar. Ich kletterte daher von einem Felsſtück auf das andere, bis ich vollends hinunter kam. Noch einige Schritte, da lag der ganze freie Strand vor mir. Ich bemerkte jetzt, daß mein Weg gerade nach Oſten ging. So kam ich, ohngefähr in einer halben Stunde bei unſerem Landhauſe an.

Es war zwei Uhr Nachmittags; meine Gefährten begrüßten mich mit lautem Jubelgeſchrei. Auch ſie betrachteten meine Errettung als ein Wunderwerk. Ihr Schmerz war unbeſchreiblich geweſen; ſie hatten den Reſt des Weges halb bewußtlos zurückgelegt. Fröhlich ſetzten wir uns nun zu einem köſtlichen Mittagsmahle nieder, und tranken in ächtem Bordeauxweine auf meine glückliche Bergfahrt.

Den Negern auf dem Landhauſe war jene Höhle ſehr wohl bekannt. Ihrer Behauptung nach, zog ſie ſich ziemlich ſchräg durch den Berg. Einige waren darin an zwanzig Fuß aufwärts geklettert; dies ſchien ohngefähr das Viertheil des Ganzen zu ſeyn. So nach erklärt ſich mein Abentheuer natürlich genug. Am andern Morgen fuhren wir wieder nach Banda-Neira hinüber, und bald darauf ging ich mit Herrn van T — s nach Batavia zurück.

Dieſer verheirathete ſich jetzt mit der einzigen Tochter eines der älteſten Mitglieder des Rathes von Indien, und ward zugleich zum Generalfiſcal ernannt. Ich ſelbſt erhielt nun eine feſte Stelle in dieſer wichtigen Abtheilung, nemlich bei dem Handels- und Schiffahrtsbüreau. Dies war für meine zwei und zwanzig Jahr gewiß ein glänzender Anfang. So muß es ſich aber fügen, wenn man in Batavia empor kommen will.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Klima von Batavia — Vorſichtige Lebensordnung — Kontraſte — Todesfälle — Oeconomiſche Verhältniſſe — Umſtändliche Einzelnheiten — Tafelluxus

Doch ehe ich die Geſchichte meiner Laufbahn beginne, mögen erſt einige Bemerkungen über dieſe wichtige Niederlaſſung ſelbſt vorausgehn. Das Klima von Batavia iſt allerdings ſehr heiß: darum indeſſen noch keinesweges ungeſund. Es wird vielmehr nur unter gewiſſen Umſtänden ſo mörderiſch; es könnte ſonſt eines der vorzüglichſten von ganz Oſtindien ſeyn. Nur die Moräſte ausgetrocknet, nur die Kanäle mit fließendem Waſſer verſehn, und Batavia iſt der geſündeſte Ort, den es geben kann.*

---

* Dies iſt wirklich ſeit 1819 der Fall. Man verdankt es dem jetzigen Generalgouverneur, Baron von der

Aber das erſte Geſetz für jeden Europäer — iſt ſtrenge Mäßigkeit in jeder Hinſicht, ohne Unterſchied. Ein alter deutſcher Doctor, der an funfzig Jahre daſelbſt gelebt hatte, ſchrieb mir folgende Tagesordnung vor. Ich bemerke dabei, daß ich dieſelbe regelmäßig beobachtet habe, und während meines ganzen vierzehnjährigen Aufenthaltes nicht ein einziges Mal krank geweſen bin.

Alle Morgen um fünf bis halb ſechs aufgeſtanden, einige Gläſer Spaa- oder Selterſerwaſſer getrunken, und ein bis zwei Pfeifchen ächten Havannahtaback geraucht. Dann mit Thee oder Kaffee, nach Belieben auch mit dünner Chocolade gefrühſtückt. Hierauf, nach der Körperbeſchaffenheit, zwei, drei, viertehalb Stunden an das

---

Capellen, einem ſehr kenntnißreichen und thätigen Manne, der ſeine Bildung auf deutſchen Univerſitäten erhielt. Die Hauptſache war die Reinigung der ſtehenden Kanäle, und der unaufhörliche Zufluß von friſchem Waſſer aus der Nachbarſchaft. Beides ward durch einen Kanal bewerkſtelligt, der mit einem großen Binnenſee in Verbindung ſteht, worin das Waſſer von mehreren Flüſſen, Bächen und Quellen zuſammenfließt. Der Abfluß geſchieht vermittelſt des Jacatra in das Meer.

D. H.

Pult, oder das ſonſtige Tagsgeſchäfft. Wer ſich im Freien aufhält, hüte ſich vor dem Sonnenſtich.

Um eilf Uhr, oder auch etwas früher, drei Spitzgläſer alten Malaga oder Madera, mit etwas Brod und Früchten, oder auch einigen Schnitten Schinken, Cervelatwurſt u. dgl. mehr. Um ein Uhr Mittagseſſen, drei bis vier Schüſſeln höchſtens, aber ausgewählt; doch immer nur leichte Speiſen und nie zu fett Dabei eine halbe Flaſche alten Rhein- oder Bordeauxwein, nach Belieben pur, oder mit Waſſer verdünnt.

Gegen zwei Uhr der gewöhnliche Mittagsſchlaf; eine, anderthalbe, ja zwei Stunden, alle Bänder, nebſt Kragen u. ſ. w. gelöſt, den Kopf nicht zu niedrig, und weder Herz noch Magen gedrückt. Um vier Uhr Thee, oder ein gutes holländiſches, auch engliſches oder deutſches Bier. Dann in den Geſchäften nachgeſehn und eine kleine Bewegung, am beſten zu Wagen, gemacht. Nur nie zu anhaltend, was die Hauptſache iſt.

Des Abends in den Geſellſchaften nie über eine Flaſche Wein, und immer mit Selterſerwaſſer verdünnt. Dazu ein leichtes, feines, nicht zu fettes Gebäck. Bei'm Spielen Ruhe und Gleichmütigkeit; auch nicht dem Luftzuge ausgeſetzt. Um neun Uhr leichtes Abendeſſen, mit höchſtens noch einer halben Flaſche Wein. Um zehn Uhr regelmäßig zu Bett. Keine Nachtvergnügungen; ſie ſind als tödtlich anzuſehen. Ueberhaupt Frauengenuß ſo ſelten als möglich; am beſten auf halbe, ja ganze Monate beſchränkt.

Aber wie leben nun dagegen die meiſten reichen und wohlhabenden Europäer zu Batavia? Antwort — In einer fortwährenden Schwelgerei. Ein ſolcher Mann nimmt z. B. Mittags drei, Abends ſechs Flaſchen vom ſtärkſten Rheinwein oder Bordeaux zu ſich. Dabei frühſtückt er mit Likören, Malaga, Madera und Xeres. Zwiſchen inne macht er von allerhand Gebackenem, Eingemachtem u. ſ. w. Gebrauch.

Alles ſind oſtindiſche Stimulantien der ſtärkſten Art. Ein Theil der Nächte wird dann in den Armen einer Lieblingsſclavin durchgebracht. Neben den Mädchen von Ambonna werden auch die von Celebes geſucht. Dies ſind die Buggeßinnen, ſie gelten als Meiſterinnen in ihrer Kunſt. Ihr größtes Talent ſoll in der unerſchöpflichen Vervielfältigung der Formen beſtehn.

Dies alles wirkt nun natürlich doppelt zerſtörend in Batavia. Daher die tödtlichen Fieber, von denen ein großer Theil der Europäer hingerafft wird. Die Kranken liegen kaum einige Stunden, ſo haben ſie ſchon keine Beſinnung mehr. — Noch fünf bis ſechs Stunden, und ſie verlöſchen in einem Augenblick. Dieſe Todesfälle ſind ſo häufig, daß man ganz gleichgültig dabei bleibt.

„Mynheer N. is overleeden!“ — der Herr N. iſt geſtorben! — heißt es — als hätte er eine Spazierreiſe gemacht. Man hört und vergißt es in demſelben Augenblick. Jeder Europäer hält übrigens immer ſein Teſtament bereit. Aber ich wiederhole es, mit Diät und Mäßigkeit läuft Keiner Gefahr. Kann man nun vollends auf einem Land- oder Gartenhauſe wohnen,[*] und ſich gutes Trinkwaſſer vom Blauenberg kommen laſſen, ſo bleibt man zuverläßig geſund.

Eine andere Folge jener unregelmäßigen Lebensart[*] ſind die Leberverſtopfungen, woran man ebenfalls ſehr viele Europäer leiden ſieht. Dieſe Kranken werden ſogleich an ihren bleichen Geſichtern, hochaufgeſchwollenen Bäuchen und abgemagerten Gliedmaſſen erkannt. Hülfe iſt bei dieſem Zuſtande, hier Koek, (ſpr. Kunk) genannt, unmöglich; doch gibt man Palliative verſchiedener Art. Die meiſten dieſer Kranken bringen ſich vollends durch's Trinken um.

---

[*] Es gibt deren ſehr viel um Batavia. Die ſchönſten befinden ſich an dem Wege nach Jacatra.

D. H.

Was nun die öconomiſchen Verhältniſſe von Batavia anlangt, ſo lebt man — blos von Eſſen und Trinken geſprochen — ſehr gut, und auch recht wohlfeil daſelbſt. Die Urſache iſt, weil man Fiſche, Wildpret, Gemüſe, Früchte und Reis im Ueberfluſſe hat. Auch die leichteren Weine, wie die vom Kap, Teneriffa und den Azoren, ſind nicht theuer, ſobald man ſie aus der erſten Hand bezieht.

Eben ſo die ſtarken deutſchen, holländiſchen und engliſchen Biere, wenn man ſie faßweis kauft. Sie erleiden ſelbſt unter der Linie keine Veränderung, und halten ſich zwei, drei Jahre lang gut. Daſſelbe gilt von dem Spaa- und Selterſer Waſſer, ſobald es direkt aus einem holländiſchen Hafen kommt, und korbweis, d. h. zu hundert Krügen, bezogen wird.

Theuer ſind dagegen die feinen Weine, wie Hochheimer, Malaga, Madera, Bordeaux, Xeres u. ſ. w., weil es an Concurrenz in der Zufuhr fehlt.[*] Am allertheuerſten aber ſind Kleidung, Wäſche, Schuhwerk u. ſ. w., dann alle Luxusartikel, wie man ſie in unſern Hauptſtädten zu finden pflegt. Hier beträgt der Unterſchied gegen die europäiſchen Preiſe gewiß 300 pCt. Aeußerſt wohlfeil ſind dagegen die chineſiſchen Bambusmeublen, die man hier in den ſchönſten Farbenlacken haben kann.

Um den hieſigen Tafelluxus in ſeiner ganzen Größe kennen zu lernen, muß man den Prachtdinés beiwohnen, wie ſie der Generalgouverneur zu geben pflegt. Hier findet ſich alles vereinigt, was es nur an Leckereien in Europa und Aſien geben kann. Man erſcheint bei dieſen Gaſtmählern im größten Staat; aber nach der erſten Begrüßung wirft ſich alles, Damen und Herren, in einen leichten Hausanzug.

---

[*] Seit den letzten zehn Jahren iſt dies ganz anders geworden; die Amerikaner führen ganze Ladungen dieſer Weine ein. So wurde 1819 eine Flaſche Medoc mit 8 gl. ſächſiſch, eine Flaſche Madera mit 18 gl., eine Flaſche Malaga mit 12 gl. bezahlt.

D. H.

Siebentes Kapitel.

Inhalt.

Europäiſche Frauen und Mädchen zu Batavia — Die Altholländerinnen — Die Eingebornen oder als Kinder dahin verpflanzten — Abſtich der beiderſeitigen Charaktere — Tagesgemälde — Morgen bis Mittag — Der Claviermeiſter.

Hier einige Bemerkungen über die europäiſchen Frauen und Mädchen zu Batavia. Vor allen Dingen muß ich ſagen, daß man die Anzahl derſelben zu meiner Zeit auf ungefähr 400, meiſtens Holländerinnen, annahm. Ich ſage meiſtens, weil man noch keine zwanzig Deutſche oder Portugieſinnen darunter fand.

Zuerſt unterſcheide ich die Frauen und Mädchen, die in Holland geboren, und in reifern Jahren nach Batavia verpflanzt worden ſind.

Dieſe zeichnen ſich in jeder Hinſicht ſehr vortheilhaft aus. Sie vereinigen die holländiſche Bildung mit der oſtindiſchen Lebhaftigkeit.

Meiſtens gehören ſie zu den erſten, häufig auch zu den reichſten Familien dieſer Kolonie. Ihre reine Sprache und ihre blendendweiße Farbe verrathen ſogleich ihr Vaterland. * Sie bilden daher gleichſam den weiblichen Adel von Batavia; und ſchließen alle andere Frauen von ihren Zirkeln aus. Wenn nur irgend möglich, kehren ſie in der Regel mit ihren Männern nach Holland zurück, oder heirathen vorzugsweis dahin. Dies iſt die Urſache, warum ſo mancher arme junge Mann die reichſten Erbinnen in's Vaterland führt.

Die zweite Klaſſe bilden die Holländerinnen, die in Batavia geboren oder im Kindesalter dahin verpflanzt worden ſind. Dieſe kündigen ſich gleich durch Farbe und Sprache als halbe Javaneſerinnen an. Sie ſind nemlich braungelb und ſprechen das Holländiſche äußerſt fehlerhaft. Dabei haben ſie wenig oder gar keine Bildung, und

---

* Man nahm zu meiner Zeit ohngefähr ſechzig ſolcher Altholländerinnen auf die obige Geſammtmaſſe an.

D. V.

ſtoßen beſonders durch grobe Manieren ab. Ihre Leidenſchaftlichkeit iſt grenzenlos. Dies kommt von der Erziehung unter lauter Sclavinnen her.

Betrachten wir nun einmal die Tagesordnung einer ſolchen gnädigen Frau von Batavia, und zwar auf ihrem Gartenhauſe oder Buitenplaats. Kaum iſt ſie erwacht, ſo fordert ſie ihre Betelbüchſe, läßt ſich von zwei Sclavinnen ankleiden, und genießt eine Viertelſtunde lang, auf Kiſſen gelagert, der friſchen Morgenluft. Wehe der Sclavin, die in der Anordnung des Balcons das Mindeſte verſehen hat.* Sie wird wenigſtens mit einigen ſcharfen Nadelſtichen in ihre fleiſchigen Theile beſtraft.

Nachdem Mevrow ihre Blumen hinlänglich gemuſtert hat, begibt ſie ſich in das Bad, entweder im Hauſe ſelbſt oder in einem Gartenbaſſin. Dieſer iſt eigens dazu eingerichtet, mit duftenden Gebüſchen bepflanzt und mit einem ſchattigen Laubdache verſehn. Hier läßt ſich nun Mevrow von drei, vier eigenen Badeſclavinnen bedienen, die ſie bei guter Laune mit leichten, bei böſer, mit ſcharfen Geißelhieben antreibt.

---

* Alle dieſe Balcons ſind nemlich mit ſchönen Vorhängen verſehen, und mit auserleſenen Prachtpflanzen beſetzt.

Dieſe Sclavinnen ſind indeſſen ſo gewandt und wiſſen ihren Gebieterinnen zugleich ſo ſchlau zu ſchmeicheln, daß es nur ſelten zu letzteren kommt. Mevrow ſpielt alſo nur mit ihrer Geißel, und ergötzt ſich an dem theils poſſirlichen, theils laſciven Muskelſpiel, wodurch jedes dieſer Mädchen das andere zu übertreffen ſucht. Uebrigens werden hier die köſtlichſten Eſſenzen verſchwendet und eine Menge coſmetiſcher Mittel angewandt.

Auf das Bad folgt nun das Frühſtück. Dieſes beſteht aus Kaffee, Thee, Chocolade, Sambal, Atsjar * Confituren und friſchem Cocos. Mevrow befiehlt nun, die Kinder zu bringen, die ebenfalls gebadet worden ſind, muſtert ihren Anzug durch und theilt Confituren aus. Dabei wartet der Neger Zuchtmeiſter vor der Thür, ob

---

* Verſchiedene Früchte und Gemüſe, in höchſt pikante Saucen eingemacht. — So z. B. auch Ananas, Pomeranzen, Limonen, Mangos und Bambus. Sehr viel davon wird auch nach Europa verſandt.

D. B.

etwa eine der Wärterinnen eine Zurechtweiſung erhalten ſoll.

Während dem Frühſtück erſcheint denn auch der Herr Ehegemal. Gleichgültig erkundigt er ſich, wie Madame geſchlafen hat, trinkt einige Gläſer Likör, ſteckt ein Paar Cocosnüſſe ein, und empfiehlt ſich, um nach der Stadt zu fahren, wo er Geſchäfte abzumachen hat. Mevrow probirt nunmehr ein halbes Dutzend Morgenkleider an, bis ſie endlich das geſchmackloſeſte wählt, und befiehlt, in dem Salon ein Herrenfrühſtück aufzutragen, indem der Maeſtro kommen wird.

Dieſes iſt nemlich der große, ſtarke, breitſchulterige, vielverſprechende Muſiklehrer, bei dem Madame wöchentlich einige Stunden nimmt. Er iſt äußerſt pünktlich; er richtet es ſtets ſo ein, daß er mit dem Herrn Gemal auf halbem Wege zuſammentrifft. So langt er ohngefähr um zehn Uhr an, wo Madame ihre Toilette geendigt hat.

Er findet ſie bereits im Salon, wird über ſein gutes Ausſehen gelobt, vor allen Dingen zum tüchtigen Zulangen ermuntert, und dabei ſehr vertraulich auf ſeine fleiſchigen Theile geklopft. Kauend und lachend theilt er nun die geſtrige Aergerchronik von Batavia mit, ſchwört drei= bis viermal, daß Mevrow die ſchönſte Frau in Oſtindien ſey; ſtürzt ein Glas alten Malaga nach dem andern hinunter, ſetzt ſich endlich an das Inſtrument und beginnt den Janitſcharenmarſch.

Dies iſt für die Kammerſclavinnen das Zeichen, daß die Stunde begonnen hat, und Madame nicht geſtört ſeyn will. Zum Ueberfluſſe verriegelt Bißy das Vorzimmer und hält Wache darin. Der Claviermeiſter zieht nun die Spieluhren auf, läßt die Quartetten aus der Coſa rara ablaufen, und ertheilt Madame den gründlichſten Unterricht im Kontrapunkt.

Dieſe findet ſeinen Vortrag auch ſo eindringend, daß ſie ihm, hochgebildet, wie ſie iſt, ein wiederholtes Brave Bajazzo! zuruft. So geht es fort, bis die Materie gehörig erſchöpft iſt. Jetzt wird Bißy gerufen, um Sußu * zu bringen, den ſie nach Gewohnheit ſchon fertig hält. — „Recht ſo, Affenkätzchen!“ — ſagt Madame in

---

* Ein ſehr angenehmer Kühltrank, der aus den köſtlichſten Früchten bereitet und dann mit Zucker und altem Madera, auch wohl mit Rheinwein vermiſcht wird.

D. B.

ihrer Seelenfreude — „ach, wie wird einem bei'm Spielen ſo heiß!“

Das Mädchen entfernt ſich wieder, und der Maeſtro kommt wieder auf ſeine Aergergeſchichten zurück. Eine derſelben betrifft den Gewiſſen, der eine Buggeßin unterhält, worüber Mevrow ſich außer Athem lacht. Es iſt Mynheer ſelbſt; dies vergrößert den Spaß; ſo eine vierhändige Sonate ſpielt ſich von ſelbſt. — Doch endlich ſieht der Claviermeiſter nach der Uhr, Mevrow ſchiebt ihm ein Röllchen mit Dukaten in die Taſche, und man trennt ſich auf Wiederſehn.

Mevrow macht hierauf eine neue Toilette, und ſchmückt ſich mit einer koſtbaren ceyloniſchen Perlenſchnur. Darauf ſieht ſie ihre Affen, Papagaien und Goldfiſche füttern, ſpielt einige Augenblicke mit ihrem Kanarienvogel, nimmt eine Schaale Vanillencreme zu ſich, läßt einem Neger, der ihr eine Botſchaft bringt, ein großes Glas Arak geben, und beordert den Kutſcher, um vier Uhr parat zu ſeyn.

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Tagesgemälde — Mittag bis Abend — Tiſchunterhaltung — Damenrauſch — Die Parthie im Bleichgarten — Der Freineger — Die Abendgeſellſchaft — Geiſtreiche Unterhaltung — Das Schlafgemach — Die Mädchen — Die Ehe.

So iſt es Eſſenszeit geworden, Mynheer kommt aus der Stadt zurück und bringt einige Freunde mit. Madame iſt in der roſenfarbenſten Laune von der Welt, ſie beginnt mit der Bemerkung, daß dieſen Vormittag kein einziger Hieb ausgetheilt worden iſt. Nur Jaraa hat zwei leichte Nadelſtiche bekommen, weil die eine Hyacinthe zu ſtark begoſſen war. Der eine Affe war etwas traurig, aber die Papagaien zeigten viel Munterkeit.

Dieſe höchſt geiſtreiche Unterhaltung thut indeſſen dem Appetite von Madame nicht den mindeſſen Eintrag. Sie ißt vortrefflich und trinkt eine ganze Flaſche Conſtantia dazu. Die Herren haben die Unterhaltung nun ihrerſeits begonnen und ſprechen von der letzten Kamphereinſchmuggelung, und dem Mordbrenner, der geſtern gerädert worden iſt.

So geht es fort, bis der Champagner kommt. Hier findet Mevrow, daß ſie nicht länger bleiben kann. Sie winkt alſo, ihr eine Flaſche auf's Zimmer zu tragen, und empfiehlt ſich. Jetzt läßt ſie ſich auskleiden und ſtreckt ſich auf's Kanapé. Bißy muß einſchenken, darf auch davon nippen, und ergießt ſich in Schmeicheleien dafür. Endlich muß Diba, die Fliegenwächterin, kommen, und Mevrow ſchläft mit einem lieblichen Rauſche ein.

Anderthalb Stunden ſind vergangen; ſie wird ihrem Befehle gemäß geweckt, iſt äußerſt heiter, läßt ſich von neuem ankleiden, und ſagt Bißy etwas in's Ohr. Dieſe begibt ſich hinunter, packt allerhand gute Sachen in den Wagen, und ſagt endlich dem Kutſcher, daß er vorfahren ſoll. Dies geſchieht, Mevrow und Bißy ſteigen ein; in ſchnellem Trabe geht es nach einem Luſtwalde zu.

Hier wird bei einem Bleichhauſe Halt gemacht, das eine alte Portugieſin hält. Madame iſt ſehr bekannt, ſogar vertraulich mit dieſer; man ſcheint ſich beiderſeits auf das Geſchäfft zu verſtehn. Im Garten befinden ſich einige undurchdringliche Lauben, für fleißige Bleicherinnen beſtimmt.

Mevrow nimmt von einer derſelben Beſitz, und Bißy bringt die Erfriſchungen dahin. Ein ſchöner, äußerſt robuſter, macaſſariſcher Freineger empfängt ſie. Bißy lächelt, ſie hat ihn ſonſt ſchon geſehn. Mevrow nennt ihn den Bleichmeiſter und fragt nach ihrer letzten Leinwand. Er ſagt, daß er ſie eben von neuem begoſſen hat, und Bißy entfernt ſich.

Länger als eine Stunde vergeht, ehe Mevrow wieder ſichtbar wird. Endlich aber erſcheint ſie, glänzend vor Vergnügen, und treibt zur Abfahrt. Sie hat heute Abend große Frauengeſellſchaft bei ſich, während ihr Mann in die Stadt eingeladen iſt. So kommt ſie im Fluge zurück, kleidet ſich um und begibt ſich in ihren glänzenden Saal. Auf dem Boden ſind Kiſſen ausgebreitet, und vor jedem befindet ſich ein Gueridon, mit einem Armleuchter beſetzt.

Allmählig langen nun die Freundinnen an, bis endlich alle beiſammen ſind. Jede ſetzt ſich mit untergeſchlagenen Beinen auf ein Küſſen, jede wirft ihr koſtbares Oberkleid ab, jede macht ihren Betel parat. Die Sclavinnen bringen Suſſu, Konfituren und andere Erfriſchungen herbei. Man unterhält ſich, und wie ſich denken läßt, auf die geiſtreichſte Art.

Mevrouw A. hat heute ſechzig Hiebe austheilen laſſen, überdem ihren Bitzu* in eigener Perſon mit einem kleinen Produkte regalirt. Mevrouw B. hat den Schmerz gehabt, ihren grünen Affen crepiren zu ſehn; auch hat ihr kleiner Knabe einen entſetzlichen Fall gethan. Mevrouw C. hat ihr Negermädchen im Bade auf eine Art gegeſeilt, an die es vier Wochen denken wird. Die abſcheuliche Kreatur kam um zwei Minuten zu ſpät.

Mevrouw D. erhielt eine neue Sendung von Modewaaren vom Kap. Sie bietet einen Theil derſelben zu den billigſten Preiſen, d. h. zu etwa drei, höchſtens vierhundert Procenten aus. Mevrouw E. klagt bitterlich über ihren Mann; er hat den ſchwarzen Haushofmeiſter, den beſten, treuſten und geſchickteſten Celebeſen, den es geben konnte, nach Timor verkauft.

---

* Kleinen Lieblings-Negerknaben, der dieſen Frauen als Spielzeug dient. Iſt es ein Negermädchen, ſo heißt ſie Bitsja.

D. V.

Mevrouw F. hat ſeit drei Tagen faſt gar keinen Appetit gehabt. Ein halbes Duzzend gebratener Hühner, nebſt einer Paſtete war alles, was ſie an feſten Speiſen zu ſich zu nehmen im Stande war. M. G. iſt für das theure Leben ihres geliebteſten Gemahles beſorgt; der arme Mann hat es dieſen Mittag nur bis zu drittehalb Flaſchen Bordeaux gebracht. M. H. endlich will ihrer einzigen Tochter die Augen auskratzen; denn das „ſch — b — ge eilfjährige Ding“ hat ſich in einen armen Schlucker verliebt, der höchſtens 3000 Gulden jährlich einzunehmen hat. [*]

So wird es neun Uhr, die geiſtreiche Geſellſchaft bricht auf, und Madame zieht ſich in ihre innerſten Zimmer zurück. Hier läßt ſie ſich auskleiden, befiehlt die Gazefenſter einzuſetzen, und nimmt ein leichtes Abendeſſen zu ſich. Hierauf unterhält ſie ſich noch eine Viertelſtunde mit chineſiſchen, beweglichen Transparenten einer gewiſſen Art, und trinkt Ampon* dazu.

---

[*] In Batavia ohngefähr ſo viel, wie dreihundert in einer größeren Stadt von Süd-Deutſchland.

d. H.

Endlich wird ſie in's Bett getragen, das auf's Köſtlichſte parfumirt, und mit einem Muskitonetze verſehen iſt. Alle Sclavinnen entfernen ſich nun, Biſſy iſt die einzige, die bei ihr bleibt. Madame läßt nun die letzte Hülle fallen, empfängt die Bewunderungen des ſchlauen Mädchens, und nimmt ihre tändelnden Liebkoſungen mit Vergnügen an. Doch bald fühlt ſie ſich vom Schlafe übermannt, winkt Biſſy, ſich zu entfernen, und ſchläft unter den ſanften Tönen einer Flötenuhr ein.

Dies der Tag einer reichen Europäerin zu Batavia, wenn ſie auf ihrem Landgute iſt. In der Stadt ſelbſt finden einige Veränderungen darin Statt. Dahin gehören die Morgenbeſuche in Putzläden, oder bei armeniſchen Juwelierern und Freundinnen; die Paradeſpazierfahrten auf der Eſplanade, oder die einſamen Parthien außerhalb der Stadt, wo Amor ſich im Walde verbirgt, u. dgl. mehr. Zur Abwechſelung gibt es laſcive, chineſiſche Pantomimen, Tänze und Schattenſpiele, die hier äußerſt beliebt ſind. Im Saale herrſcht dann, mit Ausnahme der kleinen Bühne, willkommne, völlige Finſterniß.

---

* Eine Art Orgeat.

So die Mütter; nun ſchließe man, wie es mit der Erziehung der Töchter ſteht. Dieſe wachſen unter den Sclavinnen auf, und nehmen alle ihre Untugenden an. Dabei erhalten ſie, außer ein wenig Leſen und Schreiben, nur den gewöhnlichen Katechismusunterricht. Höchſtens wird dann und wann etwas Muſik und Zeichnen hinzugefügt; doch bleiben ſie immer Stümperinnen darin. Das einzige, wofür ſie leben, iſt — grobe Sinnlichkeit.

Dieſe wird anfangs blos durch Näſchereien befriedigt, bald aber, und nicht ſelten ſchon im zehnten Jahre, entwickelt ſich der volle Geſchlechtstrieb. Hierzu tragen beſonders die Aufreizungen der üppigen Negermädchen bei, die ſich ihren jungen Gebieterinnen dadurch nothwendig zu machen verſtehn. Nicht lange, ſo ſtrebt die junge, gereiſte Schöne nach ſoliderer Koſt. Ein junger, kräftiger Negerknabe von zwölf bis dreizehn Jahren findet ſich dann mit Leichtigkeit.

Die Mütter erinnern ſich ihrer eigenen Jugend, und ſorgen nur, daß kein Aergerniß entſteht. Dies wird mit Hülfe gewiſſer Mittel bewerkſtelligt, die ich nicht näher bezeichnen will. So erreicht die „Juffrouw“ endlich das dreizehnte Jahr, wo ſie geſetzmäßig heirathen darf. Meiſtens ſind dieſe Verbindungen ſchon lange feſtgeſetzt; die einzige Rückſicht iſt, daß Geld zu Gelde kommt. Doch fehlt es auch nicht an Neigungsheirathen, beſonders wenn der erſte Spielgenoſſe ein Europäer war.

Wie aber auch die Ehe geſchloſſen werden möge; ein weißer und ein ſchwarzer Cicisbeo iſt jeder dieſer Damen obſervanzmäßig erlaubt. Jener wird meiſtens aus den vielen deutſchen und engliſchen Abentheurern gewählt, die man jährlich als Muſikmeiſter u. dgl. nach Batavia ſtrömen ſieht.

Dieſer iſt faſt immer der erſte geheime Jugendfreund, der die Blume gebrochen hat, und der von Madame an ihrem Hochzeitstage die Freiheit nebſt einem Jahresgehalte erhält. Die Männer wiſſen dies alles recht gut; laſſen es aber ſehr gern geſchehn. Sie haben ja ſelbſt ihr weißes und ſchwarzes Liebchen, was Mevrouw auch nicht kennen will. So iſt der Hausfriede für immer verbürgt!

Neuntes Kapitel.

Inhalt.

Bemerkungen über die innern Verhältniſſe der O. Kompagnie — Der Generalgouverneur u. ſ. w. — Rangklaſſen — Gouverneursſtellen — Reſidentſchaften — Prädikanten — Militär — Umſtändliche Einzelnheiten.

Aus früheren Werken iſt bereits der innere Zuſtand der Kompagnie zur Gnüge bekannt. Die Völker ſeufzten unter dem grauſamſten Drucke, und nur die Beamten bereicherten ſich. Indeſſen kann ich zu dieſem Texte noch manche Note hinzufügen, worin man hier und da etwas Neues finden wird. Gerade dieſe kleinen geheimen Züge bieten ſehr oft die beſten Aufſchlüſſe dar.

Der Generalgouverneur war, ſo zu ſagen, der Fürſt von Batavia; auch wurde ihm wirklich dieſelbe Ehre bezeugt. So hatte er ſeine eigene Hellebardirwache; ſo fuhr er ſtets in einem Paradewägen, mit ſechs Pferden beſpannt; ſo hatte er dabei mehrere europäiſche Trompeter, Laufer u. ſ. w. in prächtigen Uniformen und Livreen vor ſich; ſo wie eine Dragonerbedeckung hinter ſich.

So ward er von allen Perſonen, die ihn begegneten, durch Stillſtehn und tiefe Verbeugungen, ja durch Ausſteigen aus den Kutſchen u. ſ. w. begrüßt. Selbſt Frauen mußten ſich dieſer beſchwerlichen Etiquette unterziehn. Was die Einkunfte deſſelben anlangt, ſo ſchätzte man ſie wenigſtens auf eine halbe Million. Ich glaube indeſſen, daß man ſie wenigſtens gut und gern auf 600,000 Gulden anſchlagen kann.

Die zweite Perſon, nach dem Generalgouverneur, war der Generaldirector. Er genoß ebenfalls große Ehrenbezeugungen; nur hatte er keine eigene Wache, ſo wie keine europäiſchen Trompeter u. ſ. w. vor ſich her. Sein Poſten war indeſſen äußerſt wichtig; da alles durch ſeine Hände ging, und er, beſonders in Handelsſachen, ſo gut als unabhängig entſchied. Man ſchlug ſeine jährlichen Einkünfte auf 400,000 Gulden an.

Auf dieſe zwei mächtigen Excellenzen folgten nun die Mitglieder des hohen Rathes von „Niederlands Indien“, wie es in der Kanzleiſprache hieß. Sie hatten ſämmtlich das Prädicat „Ew. Gnaden“, rangirten unter ſich nach dem Dienſtalter, und bildeten, ſo zu ſagen, die Hofleute und Miniſter des Generalgouverneurs.

Sie empfingen militäriſche und andere Ehrenbezeugungen; doch brauchte man weder auszuſteigen, noch ſtill zu ſtehn. Eben ſo fuhren ſie auch nur mit vier Pferden, und hatten blos zwei javaniſche Laufer vor ſich. Die meiſten dieſer gnädigen Herren hatten indeſſen ſehr klein angefangen, wie es faſt immer in Batavia geſchieht. Aber die Hauptſache war: ſie hatten ſich als Unterbeamten Geld zu machen gewußt.*

---

* Ich erinnere mich mehrerer ehemaliger, verunglückten Handwerker, die ich nach fünf bis ſechs Jahren als reiche, angeſehene Räthe wieder ſah.

d. B.

Auf dieſe Räthe folgten nun die Gouverneurs, Gen.. Secretärs, Reſidenten, Gerichtsbeiſitzer, Commandanten, Sabandaars, Commiſſarien, Prädikanten, Ob. Equipagenmeiſter und Oberoffiziers. Sie durften weder Laufer, noch Glasfenſter an ihren Wagen haben, auch traten die Wachen vor ihnen nur still in's Gewehr. Der Sammt indeſſen, und die Pferdeſcharracken — dieſe ſo wichtige Auszeichnung in Batavia — war ihnen durchgehends erlaubt.

Nun kamen die Oberkaufleute, Oberſchiffer, Unterequipagenmeiſter u. dgl. mehr. Dieſe durften weder Glasfenſter, noch Vergoldung an ihren Wagen haben, auch präſentirten vor ihnen blos die Schildwachen, ohne daß die ganze Wache in's Gewehr trat. Sammtkleider waren indeſſen auch ihnen, doch ohne Stickerei oder Beſetzung, erlaubt.

Den Beſchluß machten die Unterkaufleute, Factors u. dergleichen, ſo wie die Subalternoffiziers. Dieſe durften nur zweiſitzige, einfarbig lakirte Wagen haben, weder Sammt noch Seide tragen, und nie unangemeldet zu ihren Oberen gehn. Auch präſentirten die Soldaten nicht vor ihnen, ſondern zogen blos das Gewehr an. Ich füge nun über mehrere dieſer Klaſſen einige Bemerkungen hinzu.

Die erſte Gouverneurs-Stelle, war die von Java, mit Reſidenz zu Samarang. Sie warf jährlich an 350,000 Gulden und darüber ab. Meiſtens ward ſie einem Verwandten oder Vertrauten des Generalgouverneurs zu Theil. Samarang, der wichtigſte Poſten auf der Nordküſte, gab zugleich für alle Produkte der Inſel, die Hauptniederlage ab. Die Luft iſt geſund, die Gegend ſchön, das geſellſchaftliche Leben angenehm.

Verbunden damit als Unterbehörde, war die Gouverneurs-Stelle von Surabaye. Dieſe kleine artige Stadt, iſt als erſter Poſten in der Meerenge von Madure ein ſehr wichtiger Punkt. Sie wird von einem Fluſſe durchſchnitten, der hier ihren Namen annimmt, und für Küſtenfahrer ziemlich weit in das Innere ſchiffbar iſt.

Gewöhnlich laufen hier alle Schiffe ein, die nach den Philippinen, und nach China beſtimmt ſind, beſonders während des Regenmouſſons.

Die Luft iſt ſehr geſund, und die Gegend entzückend ſchön. Dieſe Stelle trägt jährlich an 200,000 Gulden ein. Auch ſie ward in der Regel immer mit einem Günſtlinge des Gen. Gouverneurs beſetzt, der ſich zugleich mit ſeiner nächſten Oberbehörde verſtand.

Eine zweite Gouverneurs-Stelle war die von Amboyna; ſie warf 270,000 G. jährlich ab. Dieſer Gouverneur hatte eine ſo große Gewalt in Händen, daß er ſelbſt Rathsmitglieder nach Batavia zu ſenden ermächtigt war. Meiſtens wurden ſie dann, ohne weitere Unterſuchung, ihrer Stellen entſetzt. Uebrigens kamen in der Regel jedes Jahr nur drei Schiffe von Batavia an. Dieſe brachten den nöthigen Reis, und andere Waaren mit, und nahmen dafür Gewürznelken ein.

Als dritte Gouverneur-Stelle, bemerken wir die von Banda; mit dem Sitze zu Fort Naſſau. Sie trug nahe an 200,000 Gulden ein. Die Luft von Fort Naſſau iſt aber ſo ungeſund, daß man, z. B. von der Garniſon, auf 75 Mann jährlich an 60 Todte annahm. Von Batavia kamen jedes Jahr zwei Schiffe mit Reis u. ſ. w. und holten die Muſkatennüſſe ab.

Eine vierte Regierung war die von Macaſſar auf Celebes. Die Einkünſte des Gouverneurs wurden beinahe auf 200,000 Gulden geſchätzt. Ein groſser Theil dieſer Summe ſchrieb ſich von den ſogenannten Throngeldern her. Die Holländer benutzten nemlich die Feindſchaft zwiſchen den Macaſſaren und Bouggineſſen zu ihrem Vortheil, und erkannten, gegen gute Bezahlung, nur die Oberhäupter der letzteren an. Noch zwei andere Regierungen waren die von Ternate und Malacca.

Unter den Reſidentſchaften ſtand die von Tſcheribon (Cheribon) oben an. Sie hatte ſehr viel Annehmlichkeiten, und trug über 300,000 Gulden ein. Meiſtens ward ſie den nächſten Verwandten des Generalgouverneurs zum Anfang ihrer Laufbahn verliehn. Tſcheribon liefert den beſten Caffee von Java; die Bohnen und der Geruch ſind dem bourboniſchen gleich.

Gleich nach dieſer Reſidentſchaft folgte im Range und Einkünſten, die von Paſſourang. Der Hauptort gleiches Namens liegt an einem ſchiffbaren Strome, und iſt mit Pfeffer- und Kaffee-Pflanzungen umringt. Etwas über zwei Stunden landeinwärts, werden an den Abhängen eines Berges alle europäiſchen Gemüſe gebaut. Sie gedeihen vortrefflich, und arten nicht im Mindeſten aus. Dies gibt zu einem bedeutenden Gemüſehandel nach Surabaye Gelegenheit. — Soviel von den obern Beamten der Kompagnie.

Was nun, um weiter zu gehen, die Prädikanten oder Geiſtlichen anlangt, ſo gehörten ſie gewiß zu den allerſchlechteſten in der Welt. Meiſtens waren es ehemalige Schulmeiſter, Kirchner oder andere dergleichen verdorbene Leute, die man auf den Kompagnieſchiffen als Krankentröſter annahm. Auf dieſe Art kamen ſie dann mit nach Batavia, brachten ſich bald als Hauslehrer, bald als Predigtgehülfen durch, und wurden zuletzt durch irgend eine Fürſprache als wirkliche Dominés angeſtellt.

So demüthig und kriechend ſie vorher geweſen waren; ſo anmaßend und aufgeblaſen wurden ſie nunmehr. Zwar laſen ſie ihre Predigten nur aus irgend einer alten Poſtille ab; gleichwohl klagten ſie unaufhörlich über die groſe Anſtrengung. Indeſſen fehlten ſie weder bei Prunkmahlzeiten, noch andern Geſellſchaften dieſer Art; im Zechen gaben ſie dabei Keinem nach. Viele trieben allerlei Wucher, ja ſelbſt Schleichhandel, beſonders nach Sumatra und Malacca.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über das Militär von Batavia. Es ward von der Kompagnie als ein unvermeidliches Uebel angeſehen, und ſtand im Allgemeinen in großer Verachtung. Offiziere indeſſen, die angeſehene Verwandten, oder mächtige Beſchützer hatten, fanden meiſtens überall Zutritt. Nur mußten ſie ſich zu ſchmiegen wiſſen, dem Herrn oder der Frau vom Hauſe allerhand kleine Dienſte leiſten, und vor allen unermüdliche Neuigkeitskrämer ſeyn.

Der gemeine Mann war durchaus ſehr übel daran. Elende Kleidung, ſpärlicher Sold, kümmerliche Nahrung und unmenſchliche Behandlung. Die Leute erhielten weder Schuhe noch Strümpfe, und mußten daher beſtändig barfuß gehn. Sie bekamen des Monats noch nicht volle ſechs Gulden an Löhnung, wovon ihnen noch die Hälfte für Uniform u. ſ. w. abgezogen ward. Sie konnten ſich für den Reſt faſt nichts als ſchlechten Reis, und eben ſo ſchlechten Arrak anſchaffen; beides nur aus den Magazinen der Kompagnie. Sie wurden endlich für das geringſte Vergehen höchſt barbariſch beſtraft.

Zehntes Kapitel.

Inhalt.

Die Laufbahn des Verfaſſers — Feiner Schiffsſtreich — Die Gewehrladung — Die Verwandlung in Selterſerwaſſer — Trauriges Seeereigniß — Entſchloſſenheit des Verfaſſers — Rettung von Mannſchaft und Geldern — Belohnungen.

Ich komme jetzt auf die Geſchichte meiner Laufbahn zurück. Hier muß ich mit der Erzählung einer Begebenheit beginnen, die ſich wenig Wochen nach meiner Anſtellung zutrug. Aus dem Vaterlande kamen nemlich drei Schiffe an. Unter dieſen war auch der Zoroaſter, Kapitain Puhlmann, und am Bord deſſelben befand ſich ein Herr van B — g aus Rotterdam, ein Verwandter des Oberlandfiscals. Kaum war nun dieſes Schiff bei Onruß vor Anker gekommen, als es auf unmittelbarem Befehl mit einer Wache beſetzt ward.

Herr van T — s, mein Gönner, war ein vieljähriger Freund des gedachten Kapitains, und obendrein bei der Ladung mit intereſſirt. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß er ſogleich von dem Vorfalle Nachricht erhielt, und auch den geheimen Zuſammenhang erfuhr. Kapitain Puhlmann hatte nemlich zwölf Kiſten einzuſchwärzender Gewehre an Bord. Dies hatte er in einem unbewachten Augenblicke Herrn van B — g vertraut. Beide hatten ſich ſpäter entzweit, und letzterer die Sache angezeigt.[*]

Gewehre ſind nemlich ein ſo ſtreng verbotener Artikel, daß ſchon vorläufig die Wegnahme der ganzen Ladung darauf ſteht. Hier galt es nun zur Rettung derſelben einen ſchnellen Entſchluß. Es war Abends um acht Uhr, wo eben der Landwind anhebt. Was es auch koſten mochte, die Kiſten mußten bis zum andern Morgen in unſern Händen ſeyn.

---

[*] So wie nemlich ein vaterländiſches, nach Batavia beſtimmtes Schiff auf der Höhe von Bantam angekommen iſt, werden alle Papiere und Briefſchaften für den Gen. Gouverneur u. ſ. w. bei dem dortigen Poſten abgegeben, und zu Lande nach Batavia geſandt. Dieſe Gelegenheit hatte nun v. Bg. zu ſeiner Anzeige benutzt.

Herr van T — s billigte meinen Plan, und gab mir die nöthigen Papiere mit. Hierauf wählte ich mir zwei geſcheute Unterbootsleute, nebſt zehn vertrauten Matroſen aus, und fuhr in unſerm großen Schaluppe nach Onruſt ab. Wir hatten dabei die gewöhnlichen Signallaternen ausgehängt, damit man uns ohne Aufenthalt bei'm Fort paſſiren ließ.

Als wir nun bei den Schiffen angekommen waren, rufte ich ihnen durch das Sprachrohr zu, wie folgt: — „Regierungsſchaluppe! — Geheime Befehle vom Waſſerfiscal! — Zoroaſter, Kapitain Puhlmann! Zwei Laternen an den Maſt! Zwei an Steuerbord! Und die Treppe ausgehängt!“ — Alles geſchah in einem Augenblick. — So erreichten wir das Schiff, und ich begab mich mit zehn Mann an Bord.

„Aber die Wache?“ — wird man ſagen — „Dieſe war blos für Schmuggelboote da, und konnte den Befehlen des Waſſerfiscals keinen Einhalt thun.“ — Der Kapitain und Oberſteuermann empfingen mich. — „Kapitain!“ — ſagte ich — „Erinnert ihr euch des Herrn van T — s?“ — „Wie ſollte ich nicht?“ — war die Antwort — „Er iſt ja mein vieljähriger Freund“ — „Nun ſo leſ't dieſen Befehl!“ — fuhr ich fort, und überreichte ihm das Papier.

„Zwölf Kiſten mit Selterſerwaſſer?“ — ſagte er langſam, ohne eine Mine zu verziehn. — „Zwölf Kiſten mit Selterſerwaſſer, Herr van M — n gezeichnet, Nr. 1 — 12! — Ja! Ja! Es hat ſeine Richtigkeit. — Bootsmann! Sechs Mann an die Arbeit! — Sogleich in die Schaluppe, verſteht ihr!“ — Hierauf führte er mich in die Kajüte, und drückte mir die Hand — „Da hat Gott geholfen!“ — ſagte er — „Aber wie mag das zugegangen ſeyn?“ — Jetzt erzählte ich ihm den Zuſammenhang. Man kann denken, wie ſehr er darüber erſchrak.

Als ich nun meine Kiſten an Bord hatte, legte ich mich unter das Fort vor Anker, ließ meine Leute ein tüchtiges Mahl halten, und wartete ruhig bis der Mond aufging. Jetzt, nach zwei Uhr Morgens, wo auch der Seewind anhub, trat ich die Rückfahrt an. Bald wurde nun dieſe zurückgelegt, und ein bezeichnetes Landgut erreicht. Hier brachte ich die Kiſten in Sicherheit, verließ meine Leute, und fuhr allein nach der Stadt.

So ſtand ich mit dem Schlage acht vor der Hausthür meines Patrons. In demſelben Augenblicke ſah ich das Staatsboot des Landfiſcals den Strom hinab ſegeln, und ergötzte mich ſchon im Voraus an ſeiner Verlegenheit. Herr v. T — s war über dieſe Unternehmung ſo erfreut, daß er mir eine Rolle von hundert Dukaten in die Taſche ſchob, und eine zweite hinzu zu fügen verſprach. Eine dritte, nebſt einer Pipe Madera, erhielt ich vom Kapitain Puhlmann.

Man kann leicht denken, daß dieſer liſtige Streich nicht verborgen blieb. Allein in Batavia galt alles, ſobald nur kein juriſtiſcher Beweis möglich war. Niemand hatte die Gewehre geſehn; folglich wurde van B — g ausgelacht. Zum Ueberfluſſe zeigten wir noch die leeren Kiſten mit der obigen Bezeichnung vor;

auch ward der Seefrachtbrief * in beſter Form beigebracht. Endlich hatte der Waſſerfiſcal nur eines ſeiner Vorrechte ausgeübt.

Ungleich trauriger war folgendes Ereigniß, das ſich ohngefähr ein halbes Jahr ſpäter zutrug. Die Fregatte Thetis war aus dem Vaterlande angekommen, und Morgens bei Onruſt vor Anker gegangen, als Mittags ein furchtbares Ungewitter ausbrach. Bei der Unſicherheit der Rhede ſah ſich daher der Kapitain gezwungen, wieder in See zu gehn. Endlich, ohngefähr anderthalb Stunden von Onruſt, legte er ſich vor Anker, und kündigte dies durch die gewöhnlichen Signale an.

Ich befand mich, gerade dieſes Schiffes wegen, ſeit einigen Tagen ſelbſt auf Onruſt, und ſah mit ſchwerem Herzen irgend ein Unglück voraus. Zwar war das erſte Gewitter glücklich vorüber gegangen; aber um drei Uhr zog ein zweites auf. Ich ſtand vor dem Fernrohre, und beobachtete das Schiff. Plötzlich ſah ich

---

* Das ſogenannte Connaiſſement, fehlerhaft Conoſſement.

einen Blitz darauf fahren, und in wenigen Secunden Segel und Maſten in Flammen ſtehn. Ein zweiter, ein dritter Blitz folgten der nemlichen Richtung; es war ein furchtbar-majeſtätiſcher Anblick.

Ich befahl nun ſogleich die beiden großen Schaluppen klar * zu machen, und beſchloß zu verſuchen, ob irgend noch Hülfe möglich ſey. Zum Glück zog das Gewitter weiter, und der Sturm ließ um vieles nach. Bald ſprang der Wind ſelbſt zu unſerem Vortheile um, und wir ſetzten noch einige Segel bei. Da nun die Wellen ſeeauswärts liefen, rückten wir mit großer Geſchwindigkeit fort.

Als wir in die Nähe des Schiffes kamen, ſahen wir, daß es längs dem einen Bord in Flammen ſtand. Eben fiel auch der letzte Maſt zuſammen, und zugleich ſtürzte die Gallerie herab. — „Setzt an Leuten aus, was ihr könnt, Kapitain!“ — rief ich ihm durch das Sprachrohr zu — „Meine Schaluppen nehmen Al-

---

* Seeausdruck für — fertig.

les auf! — Zugleich laßt Löcher in die Pulverkammer hauen, damit das Waſſer eindringen kann. Ihr habt keine Zeit zu verlieren, verſteht ihr mich?“

War es nun Eigenſinn oder Tollkühnheit, genug, er erwiederte mir, daß wegen der Pulverkammer nichts zu befürchten ſey. Das Schiff könne nur bis zur Waſſerlinie abbrennen; weiter komme das Feuer ſicherlich nicht. Die Leute aber wolle er ausſetzen laſſen, vor Allem aber die fünf und zwanzig Geldkiſten für den Generalgouverneur.

Geſagt, gethan; die Boote, die Schaluppe, die Barkaſſe u. ſ. w., alles kam in Bewegung. — In weniger als einer Stunde hatte ich nahe an 90 Mann, nebſt den Geldkiſten, an Bord! — „Laßt Löcher in die Pulverkammer hauen, Kapitain!“ — rief ich noch ein Mal! — „Damit ihr euch auf dem Wrake halten könnt! Bald ſende ich euch wieder die Schaluppen und ſämmtliche Fiſcherboote zu!“

So wendeten wir wieder nach der Rhede, und lavirten mit halbem Winde ganz erträglich fort. Es war nun völlig finſter geworden, und wir ſahen das Schiff, gleich einer flammenden Kugel hinter uns. Endlich ſprang dieſe mit einem furchtbaren Krachen, wie eine ungeheure Feuergarbe in die Luft, und verlöſchte dann blitzend in ſich ſelbſt.

Wir mochten damals gut und gerne drei Viertelſtunden von der Thetis abgekommen ſeyn. Gleichwohl war es einige Augenblicke ſo hell um die Schaluppen, als wären wir mit tauſend Fackeln umringt. Endlich langten wir glücklich auf Onruß an: man hatte daſelbſt große Sorge um uns gehabt.

Einige Tage darauf ging ich mit dem Gelde nach Batavia zurück, und ward ſehr belobt. Zu gleicher Zeit erhielt ich eine beſſere Stelle, und ein Geſchenk von 3000 Dukaten am Werth. Eben ſo ward ich von einem jungen Seecadet, den ich auf Onruß bewirthet hatte, bei ſeinem Oheim, dem Contreadmiral von M — s eingeführt. Auch dieſe Bekanntſchaft hat mir in der Folge unendlich viel genutzt.

Eilftes Kapitel.

Inhalt.

Emporkommen eines armen Matroſen — Die Strickleiter — Der glückliche Barbiergeſelle — Das nächtliche Abentheuer — Batavianiſche Offenherzigkeit — Die reiche Heirath.

Um das Leben und Streben zu Batavia in allen Schattirungen zu zeigen, will ich doch auch erzählen, wie ein armer Matroſe emporgekommen iſt. Dieſer brave Menſch war Kränklichkeits halber von ſeinem Kapitain abgelohnt worden, und hatte dann, unfähig zu arbeiten, alles das Seinige zugeſetzt. Endlich brauchte er, auf den Rath eines alten malayiſchen Weibes, einige Kräuter, fühlte ſich ſchon nach einigen Tagen beſſer, und ward in Kurzem völlig hergeſtellt. Dieſes ſpecifiſche Hausmittel verkaufte er nun an einen Droguiſten für funfzehn Gulden, und legte dieſe in eingeſchmuggelten Tabak an.

Hiermit ging er unter den Sclaven hauſiren, gewann vier und zwanzig Stüver am Pfunde, vermehrte ſein Kapital, und ſetzte es auf gleiche Weiſe zum zweiten, dritten, vierten, fünften Male u. ſo weiter um. Als er nun einige hundert Gulden beiſammen hatte, gab er das Hauſiren auf, und legte einen kleinen Kramladen an. In dieſem ſtieg er, nach alter Gewohnheit, auf einer Strickleiter auf und ab, wie es eben erforderlich war.

Nun mußte es ſich fügen, daß in der Nähe bei einem reichen Paſtetenbäcker im Erdgeſchoſſe Feuer auskam, und daß dieſer im obern Stocke ſchlief. — „Dreihundert Dukaten!“ — rief er vor Schrecken außer ſich — „Dreitauſend Dukaten! Wer mir herunter hilft!“ — Schon hatte unſer ehrlicher Krämer ſeine Strickleiter gebracht. Da ſprang er damit hinzu, warf ſie dem Rufenden hinauf, und hatte die Freude, ihn in wenigen Minuten auf der Straße zu ſehn.

Unterdeſſen brannte nichts weiter, als die Küche aus, ſo, daß der Verluſt im Ganzen nicht ſehr bedeutend war. Der Paſtetenbäcker hielt indeſſen ehrlich Wort, und zahlte am folgenden Morgen, die dreitauſend Dukaten richtig aus. Hiermit richtete nun unſer Krämer ein Logement, d. h. Gaſthaus für Kapitains und Schiffsoffiziere, ein, heirathete eine reiche, holländiſche Bäckerswittwe, übernahm einige Lieferungen nach Amboyna, Sumatra u. ſ. w.; heirathete zum zweiten Male eine noch reichere Meſtizin, und ging endlich mit ſiebenmal hundert tauſend Gulden nach Holland zurück.

Nicht weniger bemerkenswerth iſt folgendes Beiſpiel. G. aus Haarlem war ein armer Barbiergeſelle, aber ein ſehr wohlgebildeter junger Menſch. Eines Abends, um acht Uhr, mußte es ſich fügen, daß er auf der großen Brücke hinter einer Kutſche zu gehen kam, die ganz langſam fuhr. — Eine darin ſitzende Dame gab dem Kutſcher folgende Anweiſung: — „Die portugieſiſche Kirche vorbei, längs dem Fiſchmarkte hin. — Und wenn der Herr dann eingeſtiegen iſt, auf den chineſiſchen Graben hinaus!“

So ging es weiter, immer im Schritte, u. G. auf gleiche Art hinterdrein. Endlich, unten am Fiſchmarkte, hielt der Wagen plötzlich an, und G. ging, aus Vorſicht, einige Schritte zurück. Indeſſen hörte er den Schlag öffnen, und wieder ſchließen; hatte noch Zeit genug ſich hinten aufzuſetzen, und bemerkte nun, daß ein Mann im Wagen war. Im vollen Trotte ging es jetzt dem chineſiſchen Graben zu. Dies iſt eine lange, dunkle Allee, an deren Seite ſich ein Gehölz hinzieht.

„Halt!“ — rief endlich die Dame, nach einer ziemlichen Weile, und ſchnell verbarg ſich G. hinter einem Baum. Bald ſah er nun eine Kammerſclavin ausſteigen, dem Kutſcher etwas in's Ohr ſagen, und in das Gebüſche gehn. Sogleich fing der Kutſcher an auszuſpannen, und begab ſich mit ſeinen Pferden ebenfalls dahin. G. hörte nun beide Schläge ſchließen, ſchlich heran, kroch unter den Wagen, und vernahm — was man errathen kann.

So dauerte es wohl eine halbe Stunde, als endlich der Kaſten ſtill ſtand, und die Dame einen durchdringenden Schrei des Entſetzens ausſtieß Sogleich kam die Sclavin, und bald darauf auch der Kutſcher, herbei — „Ach, Herr, mein Gott!“ — rief die Dame — „Er iſt todt! — Er iſt todt! — Was fangen wir an?“ — Die Schläge wurden nun geöffnet; G. kroch langſam unter dem Wagen hervor, und that, als ginge er in dem Augenblicke eben vorbei.

„Wenn ich helfen kann!“ — ſagte er höflich — „So ſoll es geſchehn — Ich bin ein Chirurg“ — „Ach!“ — erwiederte die Dame — „Wenn Sie das könnten; ſehen Sie nur das Unglück! — Verſuchen Sie Alles; Sie ſollen gewiß mit der Bezahlung zufrieden ſeyn!“ — G. eilte nun den Leichnam aus dem Wagen zu bringen, ehe er vollends kalt ward, und trug ihn, mit Hülfe des Kutſchers, tief in's Gehölz hinein.*

Dann zog die Dame einen koſtbaren Ring vom Finger, und ſprach: — „Da, nehmen Sie einſtweilen dieſe Kleinigkeit! — In wenigen Tagen werden Sie mehr von mir hören;

---

* Ich muß hierbei bemerken, daß alle Schlagflüſſe unter dieſen Umſtänden, und beſonders in dieſem Klima, tödtlich ſind.

D. V.

verlaſſen Sie ſich darauf, daß wir uns wieder ſehn!" — So ſtieg ſie mit der Sclavin wieder ein — G. dankte mit herzlichen Worten, ſetzte ſich zu dem Kutſcher, und ſo fuhr man eilends nach Batavia zurück.

Hart vor dem Thore ſtieg G. ab, und ging zu Fuß in ſeine Wohnung zurück. Er hatte bei dem Laternenlichte an der Vergoldung des Wagens, den koſtbaren Decken der Pferde u. ſ. w. erkannt, daß er mit einer ſehr vornehmen Dame in Verbindung gekommen war. Indeſſen vergingen drei volle Tage, ehe ſie weiter etwas von ſich hören ließ. Endlich erſchien die Kammerſclavin bei dem Chirurgus, und überbrachte ihm einen Befehl ihrer Gebieterin. Mevrouw habe heftige Zahnſchmerzen; er ſolle auf der Stelle den deutſchen Geſellen ſchicken, um ihr den böſen Gaſt auszuziehn.

G., der recht gut errieth, was hiermit eigentlich gemeint war, nahm, ſtatt aller Inſtrumente, zum Scheine nur den engliſchen Schlüſſel * mit. So kam er bei der Dame an,

---

* Ein, allen Dentiſten bekanntes, ſehr leichtes Inſtrument.

D. H.

und fand einen, über alle Erwartung gütigen Empfang — „Nicht Zahnſchmerzen!“ — ſagte ſie — „ſondern Herzensſchmerzen! — Aber vor allen Dingen ſetzen Sie ſich, und frühſtücken wir! Nehmen Sie Malaga oder Madera, wie Ihnen gefällig iſt.“

„Kennen Sie mich?“ — fuhr ſie nach einigen Augenblicken fort — G. verneinte es, der Wahrheit gemäß — „Ich bin die Wittwe des Oberkaufmanns T—n, und war die Braut des Shabenders v. R—r —“ erwiederte ſie hierauf — „Nun bin ich wieder völlig frei — Mein ſeliger Freund war mir ſehr werth, aber er trank zu ſtark; daher ſein Unglück! — Wir dachten uns in acht Tagen trauen zu laſſen — Sie begreifen meinen Schmerz! — Aber eſſen Sie doch — Der Weſtphälinger iſt excellent!“

G. verneigte ſich, und ließ dem köſtlichen Frühſtücke die ganze Gerechtigkeit widerfahren, die er demſelben ſchuldig war — „Ich habe mich nach Ihnen erkundigt“ — fuhr die Dame fort, — „und Sie ſeitdem auch zwei Mal geſehn — Sie haben in jeder Hinſicht meinen Beifall; glauben Sie es! — Auch ich darf dagegen ſagen, daß ich 300,000 G. habe, und, bei meinem Alter von 32 Jahren, gewiß „zum Mögen“ bin. — Nun Schwarzkopf, was ſagſt Du dazu?“*

G. erſchöpfte ſich in Betheuerungen; ſie waren aufrichtig, denn Mevrouw war außer ihrem Reichthum wirklich ſehr hübſch. — „Nun, das freut mich“ — ſagte ſie lächelnd — „Trinken wir auf das Du! — Meine jetzige Leere iſt mir unerträglich — Wenn wir uns heirathen wollen — ſo kann es dieſen Augenblick geſchehn.“

„Morgen“ — fuhr ſie fort — „Morgen thut dann der Dominé das Seinige hinzu, und Alles iſt in Richtigkeit! — Ich ſehne mich nach dem Vaterlande zurück; ich weiß, Du wünſcheſt dies ebenfalls. — Nun ſprich! Ich gebe mich Dir mit allem meinen Vermögen hin!“ — G. antwortete, wie es die Weiber lieben; man wird errathen, was weiter geſchah.

---

* Batavianiſches Blut; Batavianiſche Sitte; man vergeſſe es nicht!

D. H.

Kurz, der Todte ward vergeſſen, der neue Freund vergöttert, und das völlig einige Paar getraut. Nach drei Monaten kehrten ſie nach Holland zurück, kauften ſich ein ſchönes Gut bei Utrecht, und ließen keinen Abend vergehn, ohne auf die Geſundheit des chineſiſchen Grabens zu trinken, der — wie Mevrouw ſich ausdrückte — der eigentliche Geburtsort ihres Glückes geweſen war.*

---

* Aber wie viel ſolcher Beiſpiele von ſchnellem Glückmachen gibt es wohl? — Nur auf dreihundert etwa zwei; alle übrigen Abentheurer vergehen im Elend — Das bemerke man wohl.

D. B.

Zwölftes Kapitel.

Inhalt.

Weitere Laufbahn des Verfaſſers — Glückliche Zufälle — Die Banditen — Die nächtliche Unternehmung — Neue Beförderung — Die Eberjagd — Einzelnheiten — Gänzliches Emporkommen des Verf. — Schluß.

Aber auch mir bot ein glücklicher Zufall neue Gelegenheit zum Emporkommen dar. Dieſes ging folgendermaaßen zu. Dicht vor Batavia liegt eine Inſel, Edam genannt. Hier werden die groben Verbrecher, die zur Verbannung auf das Robbeneiland* verdammt ſind, einſtweilen aufbewahrt, bis eine gewiſſe Anzahl zuſammengekommen iſt. In dieſem Augenblicke befanden ſich derer fünf und ſiebenzig daſelbſt: ſie konnten ihrer Einſchiffung in Kurzem ententgegen ſehn.

---

* Auf der Rhede vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Eines Mittags nun, ward dieſen Menſchen, wie gewöhnlich, die anderthalbſtündige Ruhezeit erlaubt. Plötzlich fielen ſie über ihre Bedeckung her ermordeten zehn bis zwölf Mann davon, bemächtigten ſich des Commandeurbootes, ſchifften ſich ein, und gingen in See. Vergebens ſchickte ihnen die einzige vorhandene Batterie einige Kugeln nach; die Ladung war bei weitem nicht ſtark genug. Ueberdem befand ſich nur ein einziger Offizier, mit vier und zwanzig Mann auf Edam.

Als die Nachricht von dieſem Vorfalle zu Batavia ankam, mochte es ohngefähr drei Uhr Nachmittags ſeyn. Alle die Herren der Regierung pflegten der gewohnten Ruhe; man wird leicht glauben, daß vor anderthalb Stunden an keinen Entſchluß zu denken war. Jetzt aber hieß es: „in möglichſter Eile hundert Mann nach Edam, und den flüchtigen Räubern nachgeſetzt!“ Ich ward dazu als Oberagent des Rathes von Indien, mit unbeſchränkten Vollmachten verſehn.

Da jene Banditen, wie man ſie in Batavia nannte, die ganze Küſte beunruhigen, und die ganze Seeſtraße unſicher machen konnten, ſchien dieſe Unternehmung allerdings von einiger Wichtigkeit. Indeſſen war es ſchon völlig finſter, ehe ich auf Edam ankam. Auch brauchte es zum Klarmachen der Barkaſſen u. ſ. w. wenigſtens einige Stunden Zeit. Es ward daher faſt zehn Uhr Abends, bevor ſich endlich die kleine Flotte in See befand.

Aber der heiterſte Himmel, und die glänzendeſte Sternenpracht! Ich bedurfte keines Lichtes im Nachthauſe;* ich ſteuerte ſehr bequem bei dieſem ätheriſchen Scheine fort. Als endlich der Tag anbrach, war nirgends mehr Land zu ſehn, ſelbſt durch das Fernrohr nicht. Was ſollte ich thun? Noch weiter in See zu gehen, ſchien nicht räthlich. Ich ließ daher gegenbraßen, und wartete faſt eine Stunde lang.

---

* Wo der Compaß befindlich iſt.

Endlich entdeckte ich das Räuberſchiff am Rande des Horizontes, gerade vor uns. — „Doppelte Frühſtücksration!“ rief ich — und wies allen meinen Leuten ihre Poſten an. Darauf ſtellte ich mich ſelbſt an's Ruder, ſechs geladene Doppelbüchſen neben mir. Wind und Strömung waren uns günſtig; in Kurzem befanden wir uns auf Schußweite hinter dem Räuberſchiff. Die zwei Barkaſſen, mit dem größten Theile der Soldaten folgten mir ohngefähr auf halbe Kabellänge nach.

Plötzlich ergriff ich nun eine der Büchſen, und legte auf die Banditen an. — „Streicht augenblicklich!“ — rief ich — „Oder ihr werdet in Grund gebohrt!“ — Zugleich feuerten die Barkaſſen einige Schüſſe über ſie hin. — „Mit nichten!“ — rief einer der Verbrecher am Ruder des Räuberſchiffes, und zielte auf mich. Aber in demſelben Augenblicke drückte ich ſelbſt ab, und er fiel über Bord. Jetzt folgte ein zweiter und dritter; ſie endigten eben ſo. Endlich ſchrie alles: „Halt ein! Halt ein! — Wir ergeben uns! — Aber kommt ſelbſt an Bord!“

„Es ſoll geſchehen!“ — war meine Antwort — Und ſo ließ ich vorwärts rudern, und gab den Barkaſſen das Zeichen zur Annäherung. Aber in demſelben Augenblicke ſprangen zehn Banditen, ihre Kriße * im Munde, in das Meer, und ſchwammen auf unſer Boot zu. — „Da, unſere Unterwerfung!“ — riefen ſie, und warfen die Kriße nach mir. Noch iſt mir unbegreiflich, wie ich nicht verwundet worden bin. Als nun die Barkaſſen herankamen, gaben ſie augenblicklich eine Generalſalve auf das Räuberſchiff.

Die Wirkung davon war entſetzlich. Kurz, nachdem wir über die Hälfte der Banditen getödtet, oder verwundet hatten, legten wir die übrigen in Feſſeln, und ſegelten nach Batavia zurück. Ein Glück für uns, daß die Munition der Räuber gänzlich durchnäßt worden war. Sie wurden nach einem kurzen Prozeſſe ſämmtlich aufgehängt. Der Generalgouverneur war mit meinem Betragen ſo zufrieden, daß er mich, mit einer bedeutenden Zulage, in die dritte Klaſſe aufrücken ließ.

---

[*] Lange gewundene Meſſer, deren Klingen von 2 — 2½ Fuß zweiſchneidig ſind.

D. B.

Am entſchiedenſten aber, trug folgender Vorfall zu meinem Emporkommen bei. Ich hatte das Glück gehabt, unſern neuen Generaldirektor, Mynheer van G — k, auf einer Pfauenjagd zu begleiten, wie man deren ſehr häufig zu Waſſer zu veranſtalten pflegt. Dies ſcheint ſonderbar zu klingen, iſt aber buchſtäblich der Wahrheit gemäß. Die Pfauen befinden ſich nemlich, zu vielen Tauſenden, auf den bekannten baumreichen Inſeln von Batavia. Man läßt ſich alſo in Booten darum herrudern, und ſchießt mit grobem Schrote darauf. Was fällt, das fällt; die andern fliegen mit großem Geſchreie davon.

Jetzt dauert es eine gute Weile, ehe ſich der Haufe wieder zu ſetzen pflegt. In dieſer Zwiſchenzeit unterhalten ſich daher die Jäger mit Fiſchen, und vereinigen ſo zwei Vergnügungen auf eine ſehr angenehme Art. Es iſt die „Land- und Waſſerjagd“, wie ein holländiſcher Dichter nicht übel ſagt. Kaum haben ſich nun die Pfauen geſetzt, ſo wird von Neuem darauf losgebrannt, und ſo wechſelt man nach Belieben damit ab. Ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß die oſtindiſchen Pfauen ungleich ſchöner und größer, als die europäiſchen ſind. Sie haben nicht ſelten Schwänze von acht Fuß Länge, rheinländiſches Maas.

Doch ich kehre zu Mynheer van G — k zurück. Dieſer beſaß unter andern eine große Zuckerpflanzung, die ohngefähr eine Stunde von Batavia, in der Nähe eines dichten Waldes lag. An dem Rande deſſelben hatte ſich ſeit mehrern Tagen ein Eber mit dem Mutterſchweine nebſt einem Zuge von achtzehn Ferkeln gezeigt, und alles in Schrecken geſetzt. Herr van G — k beſchloß daher, eine große Jagd anzuſtellen, und lud nebſt vielen andern Perſonen, auch mich dazu ein. — „Wir wollen dem grooten Beer* gewiß Ein's auf den Pelz brennen!“ — ſagte er — „Und dann ein Victoria in altem Rheinwein!“

Ich übergehe die Einzelnheiten der Anſtalten des prächtigen Mittagsmahles, und dergleichen mehr. Kurz, nachdem wir die Spur gefunden hatten, begaben wir uns Abends gegen ſieben Uhr an Ort und Stelle, und ſtellten uns in der gehörigen Ordnung, am Rande des Waldes, auf. Erſt kam der Oberkaufmann, dann der Generaldirektor, dann ich, u. ſ. w. fort. Wir waren unſerer etwa zehn bis zwölf zuſammen, und hatten noch eine Menge Sclaven bei uns. Eben ging der Mond hinter dem Walde auf.

---

* Der in Batavia gebräuchliche holländiſche Ausdruck.

So ſtanden wir wohl eine gute halbe Stunde lang; die Augen ſtarr auf den Wald gerichtet; die Büchſen ſchußfertig; die Herzen brennend vor Jagdluſt. So ſtanden wir ſtill und bewegungslos, aber immer im Schatten des Waldes, worin es jezt lebendiger zu werden anfing. Plötzlich hörten wir das Mutterſchwein von ſeinen Ferkeln umringt. Noch einige Minuten, und wir ſahen eines derſelben, bei einem gaukelnden Lichtſtrahle, im Schuſſe des Oberkaufmanns. Er drückte ab; das junge Thier fiel, und wütend brach der Eber hervor.

Kaum vermag ich nun zu erzählen, was das Werk von höchſtens zwanzig Secunden war. Der Oberkaufmann ſuchte ſein Heil in der Flucht, Herr van G — k ſchoß fehl, der Eber befand ſich keine vier Schritte von ihm. Aber in demſelben Augenblicke kniete ich nieder; nahm das

Thier von der Seite, und drückte ab. Ob es getroffen war, ſchien ungewiß, aber es ließ von H. v. G. los, und kehrte in den Wald zurück.

Der Mond beleuchtete jetzt den Rand deſſelben; vorſichtig rückten die Jäger näher heran. Da fanden wir die blutige Spur des Ebers, und bald vernahmen wir ſein Todesröcheln, und bald ſahen wir das furchtbare gefallene Unthier vor uns. Um ſeine Quaalen abzukürzen, gab ich ihm mit meinem Hirſchfänger den Reſt, und bot H. v. G. die Beute auf Weidmannsart dar. — „Danke, danke!“ — war ſeine Antwort — „Für Leben und Ehrengeſchenk! Will mich ſchon abfinden lieber H., verlaſſen Sie ſich darauf!“ — Dieſer mächtige Eber wog nahe an neuntehalb hundert Pfund.

Ohngefähr ein Vierteljahr darauf mußte ſich's fügen, daß der Oberſekretär, in unſerer Kanzlei, mit Tode abging. Sogleich ward ich von H. v. G. zu dieſer Stelle in Vorſchlag gebracht, und nach wenigen Tagen einſtimmig dazu ernannt. So ſtieg ich zur zweiten Klaſſe der Kompagniebeamten empor; und konnte der frohſten Zukunft voll Ehre und Reichthum entgegenſehn. — Hiermit lege ich die Feder nieder — Der Segen meines ſterbenden Vaters war mein ganzes Erbtheil — Gott hat Großes an mir gethan!

So weit der Verfaſſer. Nur noch die Bemerkung, daß er ſeit 1810 als Privatmann auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung lebt, ein höchſt glücklicher Gatte und Vater iſt, und zu den größten und reichſten Güterbeſitzern daſelbſt gehört.

V.

Erinnerungen

aus meinen

Feldzügen in Calabrien

1807 — 1811.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Aufbruch — Weg nach Salerno — Eintritt in die Gebirge — Mordſcene — Caſtelluccio — Beſchwerlicher Marſch — Coſenza — Cantonnirungen — Regliano — Die Räuber.

Am 22. Nov. 1807 erhielten wir den Befehl nach Calabrien aufzubrechen; am 24. Morgens verließen wir die prachtvolle Hauptſtadt.* Die mit Lava gepflaſterte Straße läuft zwiſchen dem Veſuve und dem Meere hin; ſo daß dieſes zur Rechten bleibt. Sanft und lieblich wallte es in duftiger Roſenglut, während bereits der Gipfel des Berges in vollem Sonnenlichte lag.

---

* Nemlich Neapel, wovon auch der Verfaſſer mit Entzücken ſpricht. Die Geſchichtserzählung fällt in die Jahre, wo jenes Königreich von Bonaparte unterjocht, und Calabrien in beſtändiger Gegenbewegung war.

Der ganze ſchöne Strich bis nach Salerno iſt gleichſam als eine Fortſetzung von Neapel anzuſehn. Artige Dörfer, niedliche Flecken und kleine allerliebſte Städte wechſeln unaufhörlich mit einander ab. Die Kraft des Bodens iſt außerordentlich, und die Landſchaft gleich einem Garten angebaut. In üppiger Herrlichkeit keimt aus der Aſche des Veſuves überall neues Leben hervor.

Kurz hinter Eboli traten wir in die Gebirge ein. Die Gipfel derſelben waren in düſtere Wolken gehüllt; bald floß der Regen in Strömen herab. Unſere Grenadiere fluchten ein wenig; doch ging es unermüdet bergaufwärts. Dieſer erſte gewaltig ſteile Abſatz iſt unter dem Namen Monte Gualdo bekannt.

Eben hatten wir beinahe die letzte Höhe erreicht — Plötzlich hörten wir eine Menge Flintenſchüſſe fallen, und vernahmen zugleich ein wildes Mordgeſchrei. Bald darauf mußten wir um eine Ecke biegen; da ſahen wir einen Haufen Calabreſen ſeitwärts fliehn. Noch zehn Schritte, und wir ſtießen auf acht Leichname, mit vielen Kugeln durchbohrt. Wir erkannten ſie für franzöſiſche Jäger, und wußten nun, was uns ſelbſt bevorſtand.

So ging es ſchweigend nach Caſtelluccio hinab. Dies iſt ein großes, ziemlich gut gebautes Dorf; maleriſch zieht es ſich am Rande des Abhangs hin. Ohngefähr eine Viertelſtunde davon fließt der Laino, ein Gießbach, der die Grenze zwiſchen der Baſilicata und Calabrien macht. Aber wie immer bei ſtarkem Regen, füllte er jetzt das ganze Thal mit ſeinen trüben Gewäſſern an. Erſt am zweiten December Vormittags, konnten wir endlich darüber gehn.

Vor uns lag nun der hohe, beſchneite Campo Temeſſe, ein zweiter, zu erſteigender Gebirgsabſatz. Anfangs ſchien der Weg noch ziemlich bequem; doch kaum hatten wir eine gewiſſe Höhe erreicht, als er nur zu beſchwerlich ward. Dazu kam ein durchdringender Nordweſt, der uns einen eiſigen Regen entgegen trieb. Kurz, es war einer der abſcheulichſten Tage, deren ich mich erinnern kann. Erſt um zwei Uhr Nachmittags, langten wir auf dem Gipfel an, und wurden auf allen Seiten von Hagelwolken umringt.

Platt auf die Erde niedergeworfen, hielten wir dieſes Wetter wohl eine halbe Stunde aus. Endlich, als es vorüber war, fingen wir an herabzuſteigen, und langten ſo bei einem Pachthofe an, der ſich in einer kleinen Vertiefung befand. Hier lag ein franzöſiſcher Vorpoſten von fünf und zwanzig Mann. Wir verweilten einige Augenblicke, um einen Schluck Brandewein zu nehmen; auch zogen wir über unſern weitern Marſch gute Erkundigungen ein.

So lang es hell blieb, ging es nun ziemlich gut; auch ward gewiß die Hälfte des noch übrigen Weges zurückgelegt. Als es aber finſter geworden war, und wir kaum zwei Schritte vor uns ſahn; da kamen wir immer mehr von dem rechten Gebirgspfade ab, ſchlugen uns viel zu ſehr links, und entfernten uns auf dieſe Art immer mehr von unſerm Etapenort.

Zum Glück begegneten wir endlich, nach ſieben Uhr, einem Maulthiertreiber, der aus der entgegengeſetzten Richtung gleichfalls dahin ging. Von dieſem wurden wir wieder auf den rechten Weg gebracht, und langten ſo, in ſeiner Begleitung, zu Caſtrovillari, unſerem Nachtlager, an. Es war beinahe zehn Uhr; niemand erwartete uns mehr. Daher Lärmen, Unruhe und heftiger Streit bis gegen Mitternacht.

Wir Offiziere hatten uns indeſſen bei dem Ortsvorſteher einquartirt, und fanden hier bei einem guten Feuer, wenigſtens Brod, Wein und Caſtanien im Ueberfluß. So brachten wir die ganze Nacht auf unſern Strohſtühlen zu. Am folgenden Morgen ward Raſttag angeſagt; es fehlten überdem nicht weniger, als hundert Mann. Von dieſen langten indeſſen bis gegen Abend ſchon einige vierzig an.

Am 4. Dec. ging es weiter bis Coſenza immer im Thale fort. Allein der Ueberſchwemmung wegen, war keine Spur vom Wege zu ſehn. Wir wadeten daher, auf gut Glück, zum Theil in Reisfeldern, zum Theil ſelbſt in dem Bette des Gießbaches fort; ſo daß uns, der Moraſt, oder das Waſſer bis an die Knie ging. Endlich mit Sonnenuntergang erreichten wir die ſchöne erhöhte Straße von Coſenza, was die bedeutendeſte Stadt von ganz Calabrien iſt.

Hier ward nun, um das Bataillon völlig ausruhen zu laſſen, ein Aufenthalt von drei Tagen gemacht. Während dieſer Zeit trafen auch unſere ſämmtlichen Vermißten, bis auf vier und zwanzig, wieder ein. Hierauf wurden die Truppen, dem angenommenen Plane * gemäß, in enge Gebirgscantonnirungen vertheilt. Das Hauptquartier, dem ich folgte, kam dabei nach **Rogliano**, wohin man ohngefähr ſechs Stunden von Coſenza haben mag.

Rogliano iſt ein großer Flecken, der wenigſtens zweitauſend Einwohner zählt. Er liegt auf einer ſteilen Anhöhe, die ein weites Thal beherrſcht; in das man blos auf einer einzigen Felſentreppe hinabſteigen kann. Dies iſt zugleich der einzige Verbindungspunkt im Innern des Landes zwiſchen Neapel und Reggio. Rogliano wird übrigens ſeines geſunden Clima's, und ſeiner guten Weine halber, nicht mit Unrecht gerühmt.

---

* Es war auf dieſe Art die ganze Diviſion Regnier — fünf bis ſechstauſend Mann zuſammen — über Calabrien zerſtreut.

D. V.

Indeſſen iſt jenes in den Wintermonaten verhältnißmäßig empfindlich kalt. Wir fühlten dies um ſo mehr, da nicht einmal Kamine vorhanden ſind, und man die Zimmer blos mit Kohlenbecken erwärmen kann. Da man aber hierzu nichts, als ausgepreßte Oliven hat; ſo giebt dies einen äußerſt unangenehmen, ja faſt erſtickenden Geruch. Zum Glück lag unſere Wohnung auf der Südſeite; wir hielten es alſo, die Morgen und Abende abgerechnet, faſt ohne alle Feuerung aus.

In der letzten Woche des Decembers, machte ich meinen erſten Zug gegen einen der gefährlichſten Räuberanführer dieſer Gegend, den berüchtigten Francatripa, der ſich äußerſt furchtbar gemacht hat. Er verſtärkt ſich unaufhörlich durch Banditen aus Sicilien; erſcheint und verſchwindet mit gleicher Schnelligkeit; fängt die Couriere auf, um die Depeſchen an die Engländer zu ſenden; überfällt unſere Poſten, und mordet jedes Mal ohne Barmherzigkeit.

Wir hatten Nachricht erhalten, daß er mit ſeinem ganzen Haufen — hier Commitive genannt — in Gli Patenti,* ſeinem gewöhnlichen Schlupfwinkel, angekommen war. Ich brach daher mit 120 Mann, einige zuverläſſige Führer an der Spitze, Abends um acht Uhr dahin auf. Der Plan war: Gli Patenti zu umſtellen, um Meiſter aller Ausgänge zu ſeyn.

Dies machte indeſſen einen Umweg nöthig, der uns viel Zeit wegnahm. Endlich, Morgens um drei Uhr, eben als der Mond unterging, langten wir an, und umzingelten das Dorf. Bald aber zeigte ſich, daß Francatripa ſchon um ein Uhr aufgebrochen war. Wir machten nun Quartier, und fanden Wein und Speiſen in Ueberfluß. Am andern Vormittage ging es auf dem nächſten Wege nach Rogliano zurück.

---

* Ein ganz mit Bergen, Schluchten u. ſ. w. umgebenes Dorf, vier Stunden von Rogliano. Gerade darüber befanden ſich die Ruinen eines alten Caſtels.

D. H.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Neue Beſtimmung — Coſenza — Militärcommiſſionen — Lebensart — Weiterer Marſch — Platania — Nicaſtro — Schönes ſüdliches Thal — Die Räuber — Monteleone — Angenehme Verhältniſſe — Ausflüge.

Zwei Tage vor dem Jahresſchluſſe erhielt unſer Major ſeine Ernennung als Commandant von Coſenza, und Vorſitzer der daſelbſt errichteten Militärcommiſſion. Wir gingen daher mit vier Kompagnien dahin ab, und begannen unſer eben ſo widriges, als beſchwerliches Geſchäfft. Ein Glück war es indeſſen, daß wir einen Dollmetſcher fanden, der das calabreſiſche Patois und das Franzöſiſche gleich gut verſtand.[*]

Dieſes war unſer eigener Hauswirth, ein eben ſo rechtlicher, als verſtändiger Mann. Von ihm erfuhren wir, wie häufig bei dieſen geheimen Angebereien Rachſucht, Familienhaß, Eigennutz und dergleichen im Spiele ſey. So gingen wir mit großer Vorſicht zu Werke, und ſprachen nur wenig Todesurtheile aus. Dies war z. B. blos mit einigen überwieſenen, oder auf der That ertappten Räubern der Fall. Andere Commiſſionen pflegten freilich weit raſcher vor zu ſchreiten; doch möchte ich nicht behaupten, ob dies immer wohl gethan war.

Im übrigen lebten wir in Coſenza verhältnißmäßig noch immer erträglich genug. Dieſe nicht unanſehnliche Stadt iſt gerade im Winter eben ſo geſund, als lebhaft und angenehm. Freilich machen die hohen Berge, die ſie umgeben, die Temperatur feucht-kalt; doch man ſchützt ſich dagegen durch gutes Kaminfeuer und vortrefflichen Wein. Wir hatten Concerte, Bälle u. ſ. w. freilich nur auf calabreſiſche Art; allein wir brachten wenigſtens unſere Abende ohne Langweile durch.

---

[*] Man muß bemerken, daß ſich das Calabreſiſche zu dem reinen Italieniſchen, ohngefähr wie das Provençaliſche zu dem reinen Franzöſiſchen verhält.

D. B.

So waren wir über ſechs volle Wochen daſelbſt geweſen, als unvermuthet Befehl zum Aufbruch nach Nicaſtro eintraf. Sämmtliche Kompagnien vereinigten ſich daher zu Rogliano, von wo es am neunzehnten Februar weiter ging. Eine Art Felſentreppe führte in unzähligen Schlangenwindungen den ſteilen Berg hinab. Aber die Stufen waren mit Eis und Schnee bedeckt; noch jetzt denke ich mit Schaudern an dieſen halsbrechenden Marſch zurück!"

Auf gleiche Weiſe ging es nun über Scigliano, bald auf, bald abwärts, bis endlich die tief mit Schnee bedeckte Bergebene von Sauveria erreicht war. Hier befand ſich ein großes franzöſiſches Blokhaus mit einem Poſten von funfzig Mann. Wir erhielten etwas Brod und Brandewein, und ſetzten dann unſern Marſch mit neuen Kräften fort. Endlich um vier Uhr Nachmittags bogen wir um eine Felſenecke, erblickten den ſchönen Golf von S. Eufemio in glänzendem Sonnenlichte, und fühlten milde, liebliche Lüfte uns entgegenwehn.

So ward das freundliche, von Albaneſern[*] bewohnte Dorf Platania erreicht, und abermals ein kurzer Aufenthalt daſelbſt gemacht. Fröhlich ging es dann mit leichtem Schritte vollends der Küſte zu. Kaſtanien und Oliven, Orangen und Citronen kündigten die Milde des Klima's an; ja hier und da zeigte ſich ſelbſt das Zuckerrohr. Endlich mit den letzten Strahlen der ſinkenden Sonne, erreichten wir Nicaſtro von den herrlichſten Pflanzungen umringt. Dieſer anſehnliche, wohlgebaute Flecken ward nun unſer Hauptquartier.

Zwei Stunden weiter liegt das elende Dorf S. Eufemio; jetzt der Hauptpunkt, von wo aus die Verbindung mit den Engländern unterhalten wird. Zugleich dient ein benachbarter düſterer Forſt den Räubern zum ſichern Aufenthalt. Sie allein wiſſen ſich durch die Moräſte zu finden, wovon derſelbe umgeben iſt; ſie allein kennen die Wege in das Waldgebirg, das hart daran ſtößt.

---

[*] Ihre Vorfahren wanderten im funfzehnten Jahrhunderte ein.

D. V.

Der Anführer aller dieſer Banden, war ein alter verſchmitzter Ziegenhirt, Namens Benicaſa. Hatte er doch ſogar die Kühnheit, uns überfallen zu wollen; doch kamen wir ihm, zu ſeinem großen Erſtaunen, um mehrere Stunden zuvor. Indeſſen rächte er ſich einige Tage darauf durch die Ermordung eines Couriers und deſſen ganzer Bedeckung. Dies geſchah ohngefähr hundert Schritte von Nicaſtro ſelbſt. Seitdem wagte ſich niemand mehr vor den Flecken hinaus.

Ueberhaupt war unſere Lage auch in andern Hinſichten höchſt unangenehm. So hatten wir z. B. ſeit Anfange 1808 keinen Sold bekommen; ſo litten wir Mangel an Schuhwerk, und dergleichen mehr. Dies dauerte fort bis Ende März, wo wenigſtens einige Hülfe kam. Das Erfreulichſte für uns aber, war die Verlegung des Hauptquartiers. Wir gingen nemlich nach Monteleone, zwölf Stunden von Nicaſtro, ab.

Dieſe Stadt von 5000 Einwohnern liegt auf einer luftigen Anhöhe, iſt mit ſchönen Alleen umgeben, und hat die Angitola, ein freundliches Bergflüßchen, vor ſich. Das Klima iſt ſo mild, daß in dem Thale ſelbſt Zuckerrohr gedeiht. Hohe waldige Berge, halten nemlich die Nord- und Oſtwinde ab. Dagegen iſt der Horizont in Weſten und Süden völlig unbeſchränkt. So kann man den blauen duftigen Gipfel des Aetna ganz deutlich ſehn.

Die ganze Gegend war ruhig; noch hatten ſich nirgends Räuber gezeigt; wir genoſſen zum erſten Male vollkommene Sicherheit. Ueberhaupt fanden wir die Einwohner ungleich gebildeter, geſelliger und gutmüthiger, als in den bisherigen Ortſchaften von Calabrien. Dies kommt unſtreitig von den vielen Verbindungen mit Palermo und Meſſina her. Man begreift, daß dieſer Verkehr durch die Nähe und Beſchaffenheit der Küſten, ungemein erleichtert wird.

Bei dieſer Sicherheit unſerer Lage, konnten wir nun, im Laufe des Aprils, einige Ausflüge machen, von denen ich etwas ſagen muß. Wir waren unſerer acht zuſammen, nach Landesſitte wohl bewaffnet, und wohl beritten, und überhaupt mit allem Nöthigen verſehn. Zuerſt ging es nach Nicotera, ſieben Stunden von unſerem Hauptquartiere. Die Straße zieht ſich durch eine ſchöne fruchtbare Ebene hin.

Unzählige Meiereien, von hochſtämmigen Baumgruppen beſchattet, waren zwiſchen den blühenden Pflanzungen zerſtreut. Die Oelbäume hatten die Größe von unſern Eichen; die Weinſtöcke trieben ihre Ranken bis über die Gipfel der hohen Ulmen hinaus. So langten wir, gegen ſieben Uhr Abends, in dem freundlichen Flecken Nicotera an; wo bereits alles für uns beſtellt war.

Von unſerem Zimmer aus ſahen wir nun die hohe ſicilianiſche Küſte mit dem Aetna im Hintergrunde deutlich vor uns. Rechts und in weiterer Entfernung dagegen, die Lipariſchen Inſeln, beſonders Stromboli mit ſeinem nimmer ruhenden Vulkan. Der ewig brennende Gipfel deſſelben, zeigte ſich in der Dunkelheit, wie ein Feuerkegel, der in der Luft zu ſchweben ſchien. Wirklich dient er auch den Schiffern bei jenen klippenreichen Küſten, als ein natürlicher Leuchtthurm.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Neue Ausflüge — Capo Vaticano — Ueppige Vegetation — Küſtenroſten — Nächtliche Anſicht des Stromboli — Straße nach Tropea — Reiſe nach Reggio — Wundervolle Proſpecte — Scylla — Einzelnheiten — Reggio.

Am folgenden Morgen ließen wir unſere Pferde zu Lande nach Tropea gehen, und ſchifften uns, mit Wein u. ſ. w. verſehen, auf einer Fiſcherbarke nach Capo Vaticano ein. Hier kamen wir nach einer luſtigen Fahrt, von vier Stunden, an, fanden in dem commandirenden Offizier einen alten Bekannten, und hielten ein fröhliches Mittagsmahl.

Dieſes beſtand zum Theil aus friſchen Seefiſchen, zum Theil aus Wachteln, die man gerade damals in großer Menge fing. Dieſe Zugvögel kommen nemlich im Frühjahr aus Africa in ſolcher Menge, und dabei ſo ermüdet, an, daß man ſie ganz bequem mit den Händen fangen kann. Wir ſaßen im Schatten eines hohen, gewölbten Algarobo,[*] wie denn das ganze Kap mit den herrlichſten Bäumen und Geſträuchen bedeckt iſt. Nirgends hatte ich noch ſo hohe kräftige Aloen geſehn.

Der Küſtenpoſten war fünf und dreißig Mann ſtark, und die Batterie mit ſechs Vierundzwanzigpfündern, nebſt zwei großen Mörſern beſetzt. Zur Kaſerne diente ein ehemaliges artiges Landhaus mit Orangenbäumen umringt. Auch wir brachten die Nacht in den obern Zimmern deſſelben zu. Der brennende Gipfel des Stromboli zeigte ſich hier, je nach den Richtungen des Windes, bald als Feuergarbe, bald als Flammenkegel, bald als kreisförmige Glutmaſſe u. ſ. w. in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Wiewohl noch immer an ſechszehn Stunden entfernt, ſchien er bei dieſem reinen, klaren Himmel ganz nahe zu ſeyn.

---

[*] Johannisbrodbaums.

Am folgenden Tage beſchloſſen wir längs dem Strande zu Fuße nach Tropea zu gehn. Anfangs war die Landſchaft völlig kahl; bald aber ward ſie wieder außerordentlich ſchön. Rechts hatten wir die Küſte, mit Sodapflanzen, Zwergpalmen u. ſ. w. bedeckt; vor uns eine üppige Ebene mit niedlichen Meiereien und Citronenbäumen beſäet; links einen ſanften Bergabhang mit Oelbäumen, Rebenpflanzungen u. ſ. w. gekrönt.

Endlich langten wir in Tropea an, das äußerſt maleriſch auf einem hohen, über dem Meere hängenden Felſen liegt. Hier brachten wir bei dem Commandanten einen höchſt angenehmen Nachmittag zu, und wohnten dann einem Hochzeitſchmauße in dem Hauſe des Ortsvorſtehers bei. Nachdem wir nun am andern Tage noch Pizzo beſucht hatten, eilten wir auf geradem Wege nach Monteleone zurück.

Einige Wochen darauf machte ich in Geſellſchaft eines Ingenieuroffiziers eine Reiſe nach Reggio. Hier kamen wir abermals nach Nicotera, und von da nach Palmi. Dieſer Theil des Weges lief längs der Bucht von Gioja hin, und war nichts weniger, als angenehm. Der Boden iſt theils moraſtig, theils ſandig; die ganze Gegend ungeſund. Ein düſterer Wald zieht ſich bis auf Flintenſchußweite gegen den Strand hinab, und dient Räubern zum Aufenthalt.

Wir hielten uns daher hart an die Seeſeite, und ritten zum Theil ſogar in dem ſtillen, durchſichtigen Waſſer fort. So erreichten wir Palmi, ein äußerſt niedliches, wohlgebautes Städtchen, das am Fuße des Monte Corona liegt. Die Umgebungen ſind entzückend ſchön. Von da reiſten wir, am dritten Tage, wohl eine Stunde vor Sonnenaufgang ab.

Hier kamen wir zuerſt durch einen coloſſalen Kaſtanienwald. Nie hatte ich noch Bäume von ſolcher Höhe, und ſolchem Umfange geſehn. Vielleicht hat dieſer ungeheure Wuchs wirklich nur auf vulcaniſchem Boden Statt. Aber, als wir aus dem Walde heraus traten — Welch' ein entzückender Anblick!

In klarem Morgenrothe breitete ſich die ganze Meerenge vor uns aus, während die Sonne aus den Fluthen emporſtieg, und der beſchneite Gipfel des Aetna von goldenem Lichte umfloſſen war. Der ganze Kanal, mit unzähligen Schiffen und Fahrzeugen bedeckt; die ganze jenſeitige Küſte, mit Städten, Flecken, Dörfern und Landhäuſern beſäet; Meſſina mit ſeinem prächtigen Hafen, und dem glänzenden Leuchtthurm; die hohen pitteresken Berge, mit den üppigſten Pflanzungen geſchmückt — Endlich die ungeheure ſtarrende Maſſe des Vulcans. im Hintergrunde — Da haben Sie eines der bewundernswürdigſten Landſchaftsgemälde von Europa.

Einen ſteilen Felſenpfad hinab, kamen wir jetzt nach Bagnara, ein kleines Fiſcherdorf, und ſetzten dann unſern Weg nach Scylla fort. Dieſer berühmte Flecken zieht ſich an dem ſchroffen Abhange des hohen, felſigten Vorgebirges herab, auf deſſen Spitze das Caſtel gleiches Namens liegt. Die Einwohner ernähren ſich von der Fiſcherei und Schifffahrt; zu gleicher Zeit ſind ſie als die unerſchrockenſten Taucher, und überhaupt als vortreffliche Matroſen berühmt.

Wir erſtiegen das Vorgebirge, um das Caſtel zu beſehen, wo eben ein Theil unſerer Brigade in Beſatzung lag. Es hat vortreffliche Kaſematten, und eine prächtige Ciſterne, in deren Inneres eine Treppe führt. Die Mauern ſind nach alter Art ungewöhnlich dick, und auf den Ecken, mit großen platten Thürmen verſehn. Dieſe waren in dieſem Augenblicke mit Kanonen und Mörſern beſetzt.

Scylla, am Eingange des Kanals gelegen, iſt natürlich ein Poſten von äußerſter Wichtigkeit. Die Breite der Meerenge beträgt noch keine drei Viertelſtunden; das Fahrwaſſer wird daher vollkommen beherrſcht. Toſend brechen ſich unten die Wellen an zahlloſen Klippen, und ſtürzen dann im wilden Strudel in eine finſtere Felſenhöhle hinein. Noch bemerke ich, daß das Caſtel von dem benachbarten Berge, allerdings mit Erfolge beſchoſſen werden kann; daß aber Batterien auf dieſem zu errichten, mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden iſt.

Am vierten Tage ging es über den ſteilen Berg, La Meglia genannt, nach dem freundlichen Dorfe Campo. Hier iſt jedes der niedlichen Häuſer mit ſeinen Pflanzungen umgeben, ſo daß das Ganze einem herrlichen Garten gleicht. Weiterhin, in der anmuthigen Ebene fort, folgte Villa San Giovanni und Catona, was Meſſina gerade gegenüber liegt. Die

Meerenge iſt hier ohngefähr fünf Viertelſtunden breit. Längs derſelben kamen wir vollends in Reggio an.

Dies iſt in der That ein wahrhaft bezaubernder Aufenthalt. Klima, Boden und Lage; alles trägt vereinigt dazu bei. Die Luft iſt hier beſtändig friſch und rein; Folge des nie endenden Zuges in dem Kanal. Der Boden bringt Oel und Seide, die herrlichſten Weine, und die vortrefflichſten Südfrüchte aller Art hervor. Die Lage iſt entzückend; die Meerenge gleicht einem majeſtätiſchen Strome, mit reich bebauten Gebirgsufern eingefaßt. Zugleich befördert ſie den Handel mit obigen Produkten außerordentlich.

Aber noch immer ſind die Ruinen von 1783 ſichtbar,* und noch immer werden die Folgen jener Zerſtörung gefühlt. Man glaubt, daß der Umfang und die Bevölkerung von Reggio faſt um die Hälfte vermindert iſt. Indeſſen brachten wir drei höchſt angenehme Tage in dieſer reizenden Gegend zu. Endlich kehrten wir auf dem kürzeſten Wege, über Mileto, nach Monteleone zurück.

---

* Wo bei dem bekannten Erdbeben die ganze Stadt unterging.

D. H.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Verlegung nach Regliano — Sommeranſicht — Weiterer Marſch nach Roſſano, Cariati und Catanzaro — Einzelnheiten — Neues Hauptquartier in letzterer Stadt — Annehmlichkeiten — Vermiſchte Bemerkungen — Coſenza.

So ſchön der Frühling geweſen war; ſo ungünſtig kündigte ſich der Sommer an. Mit Anfang Julis ſtieg nemlich die Hitze auf einen unerträglichen Grad; zu gleicher Zeit ſtellten ſich die gewöhnlichen Faulfieber ein. Wir verloren, in weniger als vierzehn Tagen, an ſechzig Mann. Es ward daher beſchloſſen, das Hauptquartier wieder nach Rogliano zu verlegen; indeſſen ließen wir zwei hundert Mann Kranke zurück.

Unſer Marſch in das Gebirge war diesmal höchſt angenehm. Jene, im Winter ſo traurigen Gegenden, prangten jetzt im herrlichſten Frühlingsſchmuck. Am ſchönſten waren die Umgebungen von Rogliano ſelbſt; alles grünend und blühend, alles voll Friſchheit und Ueppigkeit. Aber, mitten in dieſer freundlichen Natur, Räuber auf allen Seiten; unaufhörliche Hin- und Hermärſche, und nimmer endender Kampf. Es war daher nicht zu verwundern, daß das Bataillon, in weniger als vier Wochen, auf dreihundert Mann zuſammen ſchmolz.

Am 7. Auguſt erhielten wir Befehl, ſogleich nach Roſſano aufzubrechen, was von Rogliano drei ſtarke Tagesmärſche ſind. Wir mußten jetzt die Gebirge queer durchſchneiden; indem jene Stadt an der Oſtküſte liegt. Welche herrlichen Waldungen! Erſt Kaſtanien; dann Eichen und Buchen; endlich Tannen vom höchſten Wuchs. So kamen wir über Spezzano Grande, nach Acri, einem äußerſt bevölkerten Flecken, am diesſeitigen Abhange des letzten Gebirgsabſatzes, La Syla genannt. Wir überſtiegen denſelben, ſahen auf der Höhe den Golf von Tarent vor uns, und kamen gegen Abend in dem freundlichen Roſſano an.

Schon glaubten wir, hier einige Wochen ausruhen zu können; als plötzlich Gegenbefehl einging. Wir mußten um zwei Uhr Morgens wieder nach Cariati aufbrechen, und kamen erſt nach einem Marſche von vollen zehn Stunden daſelbſt an. Die Hitze war unerträglich; der Weg lief längs des Meeres auf glühendem Sande hin. Aber noch ſtand uns das Schlimmſte bevor. Unſere Beſtimmung war nemlich Catanzaro, wohin von Cariati acht Tagemärſche ſind.

Dieſe wurden indeſſen, der Hitze wegen, größtentheils nur bei Nacht gemacht. Abends um ſieben Uhr brachen wir nemlich auf, und ſetzten unſern Marſch bis Mitternacht fort. Dann folgte ein Halt von zwei bis drei Stunden, wobei wir Feuer anzündeten; und dann ging es wieder, bis ſieben oder acht Uhr, vollends an den Etapenort. Dies waren entſetzliche acht Tage; zumal da es faſt überall an gutem, trinkbarem Waſſer gebrach. Am 18. Aug trafen wir endlich zu Catanzaro ein.

Dieſe artige, wohlgebaute Stadt liegt auf einem Berge, ohngefähr drei Viertelſtunden vom Meere, und gilt für eine der angenehmſten von ganz Calabrien. Die Frauen beſonders, zeichnen ſich durch große Schönheit und Liebenswürdigkeit aus. Aber auch die Männer ſind ungleich geſelliger und zuvorkommender, als irgendwo in jener Provinz. Dies ſcheint eine Folge der herrſchenden lebhaften Gewerbſamkeit. Unter den vielen Zweigen derſelben, werden beſonders die Seidenarbeiten geſchätzt. Wir lebten daher unter dieſen guten, freundlichen Menſchen recht angenehm.

Doch außerhalb der Mauern von Catanzaro, hatten wir es mit lauter Feinden zu thun. Daher derſelbe läſtige Dienſt, das ewige Hin- und Hermarſchiren, wie es bereits zum Ueberfluß beſchrieben iſt. Wir ſendeten unter andern Patrouillen u. ſ. w. bis nach Cropani, Crotoni u. ſ. w., auch machten wir eine größere Unternehmung auf Longo-Bucco, die über Erwartung gelang. Endlich am 1. Nov. marſchirten wir nach Roſſano zurück.

Wenige Täge darauf erhielten wir Befehl, zwiſchen obiger Stadt und Caſſano, an der Oſtküſte von Calabrien, gedrängte Cantonnirungen zu beziehn. Das Hauptquartier kam demnach nach Corigliano, als dem wohlgelegenſten Mittelpunkt. Dieſe kleine Stadt, von ohngefähr fünftauſend Einwohnern, zieht ſich am Abhange eines Hügels hinab, auf deſſen Spitze ein ſchönes wohlerhaltenes Schloß zu ſehen iſt.

Ringsherum, ſo wie in der Ebene ſelbſt, wechſeln die herrlichſten Pflanzungen von Südfrüchten u. ſ. w. mit einander ab. Nach Reggio iſt dies vielleicht die ſchönſte und fruchtbarſte Landſchaft von ganz Calabrien. Traurig aber, daß das Innere des Städtchens dieſen reizenden Umgebungen nur zu wenig entſpricht. Ein halbes Duzzend guter Häuſer ausgenommen, bietet nemlich das Ganze blos eine Maſſe ſchmuziger Hütten dar.

Wir quartierten uns indeſſen, mit unſern zwei Elitenkompagnien, im Schloſſe ein, und fanden daſelbſt Raum im Ueberfluß. Auch an den nöthigen Meublen, Betten u. ſ. w. gebrach es nicht; indem das Ganze vollkommen eingerichtet war. Der Duque de Corigliano hatte hier nemlich regelmäßig jedes Jahr einige Monate zugebracht.

Die Einwohner, ſeiner zahlloſen Bedrückungen müde, ſahen uns gewiſſermaßen als ihre Befreier an, und brachten daher Lebensmittel in Menge herbei. Wir hatten treffliche Seefiſche, köſtliches Wildpret, auserleſene Weine, und feine Südfrüchte aller Art. Die Gegend war ſeit einem Jahre völlig ſicher; wir machten alſo häufige Jagdparthien.

Da gab es denn Roth- und Schwarzwildpret, Haſen, Faſane, Enten, wilde Gänſe u. ſ. w. in Menge; ja ſelbſt Wölfe, Füchſe und wilde Stiere fehlten nicht. Dieſe Jagdparthien dauerten meiſtens drei bis vier Tage lang. Wir übernachteten dabei auf einer der ſchönen Meiereien, deren es hier ſehr viele gibt. Dann und wann ward auch ein Abſtecher nach Caſſano* gemacht; die daſigen warmen Quellen werden, mit entſchiedenem Erfolge, bei Rheumatismen gebraucht.

---

* Sechs Stunden von Corigliano.

Um nach Caſſano zu kommen, muß man über den Chratis gehn. Dieſes geſchieht auf eine höchſt ſonderbare Art, wie ſie uns noch nirgends vorgekommen war. Die Fähre iſt nemlich ein großer zweiräderiger Karren, oben mit Brettern belegt, und mit zwei Büffeln beſpannt. Hier nimmt man ſeinen Platz, und wird ſo langſam an's andere Ufer gebracht. Es iſt indeſſen, da die Räder ſehr ungleich einſinken, eine etwas halsbrechende Fahrt.

Hat man Pferde bei ſich, ſo ſchwimmen dieſelben, am Zügel gehalten, neben her. Wir hörten, daß, wegen des heftigen, immer wechſelnden Laufes des Chratis, keine andere Art Ueberfahrt möglich ſey. Unangenehm iſt nur, daß man oft Stunden lang warten muß, bis die gehörige Anzahl Paſſagiere beiſammen iſt. Unterdeſſen liegen die Büffel „gemüthlich“ im Schlamme, und erſcheinen nicht eher, als bis ihnen gerufen wird.

So lebten wir den ganzen Winter recht angenehm zu Corigliano; bis endlich mit Ausgang März (1809) das Hauptquartier abermals nach Coſenza kam. Unterdeſſen verſchlimmerte Murats Verſetzung nach Neapel unſere Lage gar ſehr. Um nemlich die Calabreſen zu gewinnen, ergriff er gegen die franzöſiſchen Truppen ſelbſt Parthei. Er ward dabei von einigen neapolitaniſchen Großen geleitet, durch deren Schmeicheleien er ſich beſtricken ließ.

Daher denn die Entfernung ſo vieler Franzoſen in allen Theilen der Verwaltung; daher die Ernennung von Neapolitanern und Calabreſen, an ihrer Stelle, wenn es nur immer möglich war. Hieraus entſtanden nun, auch für unſere Diviſion, eine Menge Unannehmlichkeiten, die man errathen kann. Dazu kamen die anfänglichen Fortſchritte der Oeſterreicher in Oberitalien, und die dadurch entſtehenden Gerüchte von ihrer Annäherung.* So brachten wir die Monate April und Mai nichts weniger als angenehm zu.

---

* Unſere ganze Diviſion war keine viertauſend Mann mehr ſtark, und überdem auf drei Punkten vertheilt.

D. V.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Abermalige neue Beſtimmung — Lager von Monte Corona — Verlegung nach Maida und Coſenza — Angenehme Ausſicht — Landungsplan in Sicilien — Einzelnheiten — Verlegung nach Caſtrovillari — Rückkehr nach Neapel.

Anfangs Juni kam uns beſtimmte Nachricht von einer bevorſtehenden Landung der Engländer, zu. Dies veranlaßte eine große Veränderung in den Kantonnirungen der Diviſion. Murat hatte nemlich beſchloſſen, Calabrien zu räumen, und alle Truppen um Neapel zuſammen zu ziehn. Unſer Bataillon bildete dabei den Nachtrab, und war am übelſten daran. Da indeſſen der Plan der Engländer mißlang, bezogen wir Ende Junius das Lager von Monte Corona, oberhalb Palmi.

Hier auf dieſen luftigen, und dennoch ſchattenreichen Höhen, befanden wir uns ſehr wohl, und hatten eine unermeßliche Ausſicht tief in Sicilien hinein. Eben war es die Zeit des Thun- und Schwerdtfiſchfanges; und daher die ganze Küſte mit unzähligen Fahrzeugen bedeckt. Jene Fiſche treiben nemlich, zu ganzen Bänken, mit der Strömung in den Kanal. Der Fang ſelbſt bietet ein ſehr belebtes Gemälde dar. Die calabreſiſchen und ſicilianiſchen Barken vermiſchten ſich, wir nahmen gutmüthig keine Notiz davon. Dafür ward uns auch jeden Abend ein reichlicher Antheil geſandt.

Doch ſchon um die Mitte des Auguſt, mußten wir dieſes angenehme Lager verlaſſen, und nach Maida abgehn. Dieſer bedeutende Flecken liegt in dem ſchmalſten, flachſten Theile von Calabrien, von beiden Meeren ohngefähr gleich weit entfernt. Jetzt fanden nun abermals eine Menge ekelhafter Züge gegen die Räuber Statt, womit ich die Leſer nicht ermüden will. Endlich, am 20. Dec. 1809, ward das Hauptquartier wieder nach Coſenza verlegt.

Derſelbe traurige Winter, derſelbe widrige Dienſt, wie 1808. Doch endlich, zu Anfang

März, einige Veränderung. Unvermuthet langte nemlich von Neapel ein Ingenieur-Offizier, und ein Schiffslieutenant, mit einem beſonderen Auftrage des Obergenerals, an. Sie ſollten die Oſtküſte, von Squillacce bis Capo Spartivento unterſuchen, ob nicht irgendwo eine Bucht u. ſ. w. zur Aufnahme kleiner Kriegsfahrzeuge vorhanden ſey? Da ſie nun nicht ohne Bedeckung reiſen konnten; ſo ward ich hierzu, mit vierzig Mann, commandirt.

Wir verließen demnach Coſenza, am 3. des obigen Monats, und kamen über Sciagliano, Nicaſtro u. ſ. w. am 6. zu Squillacce an. Dieſes düſtere, ſchlechtgebaute Städtchen liegt auf einem ſteilen Felſen, von dem man eine entzückende Land- und Seeausſicht hat. Die nächſten Umgebungen ſind vortrefflich angebaut. Der Unterſuchungen wegen, verweilten wir bis zum 9. daſelbſt.

Von nun an ging es meiſtens durch kahle Gegenden, immer an der hohen, gebirgigen Küſte fort. Nur in der Nähe der ſonſt armſeligen Dörfer, fanden ſich einige Strecken, mit Reben, Maulbeerbäumen, Oliven u. ſ. w. bepflanzt. Die Einwohner, die uns für Seeräuber hielten, flüchteten leider faſt überall. Dies erſchwerte die Arbeiten der Unterſuchung ſo ſehr, daß die doppelte Zeit dazu erforderlich war.

Weiter kamen wir nun nach Gerace, einem elenden Flecken, der hoch auf einem Felſen liegt. Die ganze Gegend iſt mit Ruinen des Alterthums bedeckt, wovon die ſchönſten — herrliche Säulenreihen — in die Hauptkirche gekommen ſind. Auch der weiße Wein dieſer Gemarkung iſt vortrefflich, und mit Recht im ganzen Königreiche berühmt.

So folgten wir den Krümmungen der hohen Küſte, bis Capo Spartivento, und ſtiegen endlich in das niedliche Dörfchen Pentedalolo hinab. Hier laufen ſämmtliche Zweige der Apenninen aus, und man tritt in das liebliche Thal von Reggio. Wir verweilten in dieſer angenehmen Stadt drei volle Tage, und kehrten dann, über Monteleone, nach Coſenza zurück.

Bald erhielten wir nun die wichtige Nachricht, daß endlich die Landung auf Sicilien ernſtlich beſchloſſen worden ſey. Wirklich kamen auch ſchon Mitte Aprils, mehrere Regimenter aus Oberitalien an, und überall wurden eine Menge Transportſchiffe zuſammen gebracht. Vier Wochen ſpäter verließ ſelbſt Murat ſeine Hauptſtadt, und traf am 19. Maj zu Coſenza ein. Hier herrſchte von nun an die größte Lebhaftigkeit.

Einige Tage nachher, bezog unſer Bataillon ein Lager auf der Moglia, einem abgeplatteten Berge, der ſich hoch über Scylla erhebt. Von hier bis Reggio kam nemlich die ganze Landungsarmee, von 24,000 Mann, zu ſtehn. Die Transportflotte lag in dem weiten Becken, zwiſchen Bagnara und Scylla, unter zahlreichen Batterien in völliger Sicherheit.

Die Engländer, 16000 Mann ſtark, hielten die ſämmtlichen Anhöhen, vom Pharus bis nach Meſſina beſetzt. Ihr verſchanztes Lager ſtand daher, durch eine Redoutenlinie, mit dieſer Stadt in Verbindung. Sie ſchienen uns weniger zu fürchten, als heraus zu fordern; denn ſie waren des Beiſtandes ihrer Kriegsflotte nur zu gewiß. Als daher Murat am 3. Juni zu Scylla einzog, warfen ſie unaufhörlich Bomben darauf. Man kann denken, daß dies mit gleicher Heftigkeit erwiedert wurde.

So hatte ſich nun die ganze Armee, von der Moglia bis Reggio gelagert, und erwartete mit Sehnſucht Befehl zur Einſchiffung. Die beiden Hauptquartiere lagen einander gerade gegenüber, ſo daß ſich mit Fernröhren bis in die Zimmer ſehen ließ. Murat bewohnte nemlich einen niedlichen Pavillon, auf den Höhen von Biale, bei Reggio; und General Stuart eine prächtige Villa, zwiſchen der Stadt und dem Leuchtthurm.

Beide Oberbefehlshaber ſchickten ſich, von Zeit zu Zeit, eine Menge Kugeln und Bomben zu. Einige derſelben fielen nun allerdings ganz in der Nähe nieder; im Allgemeinen aber konnten die wenigſten Schaden thun. So war ein voller Monat vergangen; plötzlich kam am 30. Juni, Abends um neun Uhr, Befehl zur Einſchiffung. Kaum zwei Stunden, und die ganze Armee, ſo wie Murat, mit ſeinem Generalſtabe, befand ſich an Bord.

Alles war ſtill und erwartungsvoll; wir dachten jeden Augenblick unter Segel zu gehn. Allein es ward Mitternacht, es ward ein Uhr, und noch immer ſtieg keine Rakete auf.* Endlich um zwei Uhr erhielten wir Befehl — das Lager von Neuem zu beziehn. Wir erfuhren jetzt von unſeren zurückgelaſſenen Lagerabtheilungen, daß den Engländern unſere Bewegung verrathen worden war. Auf allen hohen Berggipfeln hatte man Feuer geſehn.

---

* Das Zeichen zur Abfahrt.

Am 7. Juli war große Revüe bei Villa San Giovanni. Die Engländer beſchoſſen uns dabei, aus einer Menge Kanonenboote, und mehreren Korvetten und Briggs. Anfangs ſpotteten wir dieſes Feuers; denn die Kugeln flogen über uns weg. Als aber die Engländer die richtige Diſtanz zu nehmen anfingen, fand es Murat mit Recht zu ſtark.

Er ließ daher die ganze Artillerie der Garde, mit ihrem ſchweren Geſchütz vorrücken, was denn die gehörige Wirkung that. In Kurzem zog ſich die ganze feindliche Flotille außer Schußweite zurück. Ueberhaupt verging von nun an kein Tag, wo es nicht zu ähnlichen Demonſtrationen, häufig auch zu Gefechten, kam. So nahmen wir, unter andern, mehrere Kanonenboote u. ſ. w. durch Enterung.

Allein alle dieſe kleinen Erfolge brachten in der Hauptſache keine Veränderung hervor. Wir bedurften eigentlich eines günſtigen Windſtoßes, der die Engländer die Anker zu lichten zwang. Dann erſt konnte die Ueberfahrt mit voller Sicherheit, und in möglichſter Schnelle zu machen ſeyn. Unterdeſſen befanden wir uns, bei dem Ueberfluſſe an Lebensmitteln aller Art, und dem entzückenden Klima, vollkommen wohl.

So war die Hälfte des Auguſts (1810) heran gekommen; als unſer Bataillon Befehl erhielt, nach Caſtrovillari abzugehn. Bei der Entfernung der Truppen, hatten nemlich die Räuberbanden wieder die Oberhand gewonnen, verhinderten die Verbindung der Armee mit der Hauptſtadt, und nahmen beſonders alle, von der letztern kommenden Geldſendungen weg.

Leider hatten wir in dem leidigen Kriege dieſer Art, einen nur zu beſchwerlichen Ruf erlangt. Wir ſahen uns alſo abermals zu dieſer widrigen Unternehmung verdammt. Dem zu Folge brachen wir am 16. Auguſt, nach dieſer unſerer Beſtimmung auf, langten auf einem großen Umwege, längs der Küſte, am 27. daſelbſt an, und fühlten nur zu bald, wie ungeſund dieſe niedrige Küſte war.

Ich übergehe die Einzelnheiten jener Unternehmung, um blos zu ſagen, daß die Ordnung erſt Ende Octobers hergeſtellt ward. Einer gefährlichen Wunde wegen, erhielt ich jetzt einen unbeſtimmten Urlaub, und brachte den Winter in Neapel zu. Die Geſchichte meiner übrigen Feldzüge zu einer andern Zeit; für diesmal nur noch einige Bemerkungen über Calabrien.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Geographiſche Verhältniſſe von Calabrien — Gebirge — Klima — Verſchiedenheit derſelben — Produkte — Handel — Zerſtörende Natur — Einwohner — Anlagen und Charakter — Schluß.

Man kennt die geographiſchen Verhältniſſe von Calabrien überhaupt. Man weiß, daß die beiden, das Ganze bildenden Provinzen, der ſüdlichſte Theil von Italien, und eine vom Mittelmeere umfloſſene Halbinſel ſind. Man erinnert ſich, daß man die Länge des ganzen Landes auf ſechzig Stunden, die Breite zwiſchen ſieben bis vierzehn Stunden, und die Bevölkerung zu achtmal hundert tauſend Seelen annehmen kann.

Calabrien wird in ſeiner ganzen Länge von einer hohen Bergkette durchſchnitten, die eine Fortſetzung der Apenninen iſt. Den höchſten Punkt derſelben, bildet eine ungeheure Bergebene, Syla genannt, mit herrlichen Weiden, groſſen Meiereien, und anſehnlichen Dörfern bedeckt. Die Abhänge der Berge ſind mit düſtern Kaſtanienwaldungen eingefaßt, zwiſchen denen man eine Menge zerſtreute Flecken u. ſ. w. erblickt. Die Provinz hat eine Menge Quellen, Gießbäche, kleine Flüſſe und dergleichen, aber keinen einzigen ſchiffbaren Strom.

Das Klima bietet von der Syla bis an die Küſte eine Menge leicht zu errathender Abſtufungen dar. Wir begnügen uns zu bemerken, daß dort von Ende Novembers, bis Anfang Aprils, der volle nördliche Winter herrſcht; während hier neun Monate des Jahres voller ſüdlicher Sommer, und die übrigen milder Frühling iſt.

So ergibt ſich das Klima der Mittelzone von ſelbſt. Winter und Frühling regenhaft, Sommer und Herbſt höchſt angenehm. In gleichem Verhältniſſe, richtet ſich aber auch die Vegetation darnach. Auf der Syla Fichten, Birken, Roggen und Kohl — In der Mittelregien feine Gemüſe, Weizen und Mais — An der Küſte Palmen, Aloen und Zuckerrohr. Ueberhaupt liefert Calabrien alle Bedürfniſſe des Lebens in Ueberfluß.

Hauptprodukte ſind: das Oel, der Wein, die Südfrüchte, die Seide, die Baumwolle, das Manna, und das hier wildwachſende Süßholz. Eben ſo wenig fehlt es an Rindvieh, Hammeln und Wildpret. Die Küſten ſind äußerſt fiſchreich; blos der Schwerdtfiſch allein, ernährt die Einwohner einige Monate lang. Auch die Pferde- und Maulthierzucht iſt von großer Wichtigkeit. Selbſt die Büffel werden gezähmt, und mit Nutzen gebraucht.

Wiewohl es nun an guten Häfen fehlt, iſt doch der Handel noch immer lebhaft genug. Die Hauptartikel der Ausfuhr ſind die obigen Produkte: Wein, Oel, Seide u. ſ. w. Das Oel wird in großen Ciſternen aufbewahrt, jetzt denke man den Ueberfluß. Noch muß der Thunfiſch erwähnt werden, der in Menge nach dem mittlern und obern Italien geht. Hierbei iſt zu bemerken, daß die Thunfiſcherei große Auslagen nöthig macht; ſich aber auch zu funfzig Pro Cent verintereſſirt.

Traurig nur, daß Calabrien ſo häufigen Ueberſchwemmungen und Erdbeben ausgeſetzt iſt. Daher die vielen Moräſte und die vielen Ruinen in dieſer Provinz. Daher aber auch das Anſehn von Verfall und Elend, das die calabreſiſchen Städte u. ſ. w. mit wenig Ausnahmen, ſo traurig macht. Welche Vergleichung mit der Pracht des alten Großgriechenlandes! Erkennt man doch kaum noch die Stellen von Crotona und Sybaris! Dies ſind die Wirkungen einer zerſtörenden Natur.

Betrachten wir nun die Einwohner, ſo bietet ſich ſogleich die größte Aehnlichkeit mit den Spaniern dar. Dieſelbe mittlere, regelmäßige, muskulöſe Natur; dieſelbe braune Hautfarbe; dieſelben feinen, und dennoch ſcharfgezeichneten Züge; dieſelben ſchwarzen, blitzenden Augen, voll Feuer und Ausdruck. So, was das Phyſiſche anlangt; anders aber iſt es in moraliſcher Hinſicht.

Allerdings haben die Calabreſen eine Feinheit, eine Thätigkeit, und eine Beweglichkeit des Geiſtes, die in Erſtaunen ſetzt; allerdings ſind ſie voll Verſtand, Gewandtheit und Lebhaftigkeit. Auch haben ſie einen Blick, ein Gefühl und eine Beredſamkeit, die man bewundern muß. Aber was Denkart und Sitte betrifft, ſind ſie vielleicht das ſchlechteſte Volk, das nur genannt werden kann. Betrug und Treuloſigkeit, Rachſucht und Meuchelmord ſind unter ihnen faſt allgemein.

Aber die wahre Urſache dieſer Verderbniß? Es iſt der ungeheure Feudaldruck, der Mangel an allem Volksunterricht; die gänzliche Vernachläſſigung dieſer ſo wichtigen Provinz. Die Räuber und Mörder machen hier einen Stand aus; es ſind — Roveretí — arme unglückliche Menſchen, die man, trotz dem Geſetze, bemitleiden muß.

Doch dieſe Betrachtungen ſind zu ſchmerzhaft. Wir wollen nur noch ſagen, daß Calabrien eine große, natürliche, unbezwingliche Bergfeſtung iſt; und daß die Calabreſen die vortrefflichſten Soldaten ſind, die man, für dieſe Art Krieg, nur immer verlangen kann.

Ende des erſten Theils.

Rudolſtadt,
gedruckt in Dr. G. P. Fröbel's Hofbuchdruckerei.

Kriegs- und Reiſefahrten.

Zweiter Theil.

Verbeſſerungen.

S. 84. Z. 12. v. ob. l. wie ſt. wir
S. 201. Z. 3. v. u. l. Tarifa ſt. Tariſe
S. 220. Z. 2. v. u. l. Talleyrand ſt. Talleyrend
S. 242. Z. 12. v. ob. l. Saite ſt. Seite
S. 264. Z. 12. v. ob. l. Cyprioten ſt. Cypriaten
S. 271. Z. 5. v. ob. l. Küchengeräthſchaften ſt. Kirchengeräthſchaften
S. 279. Z. 10. v. u. l. Yarmouth ſt. Parmouth

Kriegs- und Reiſefahrten,

herausgegeben

von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei Joh. Friedr. Hartknoch.
1822.

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

[illegible]
[illegible]

Univ. Bibl.
München

An die Leſer.

Bei dieſem Theile wurden folgende Originale benutzt.

Journal of a Soldier of the 71st or Glasgow Regiment etc. From 1806 to 1815. IId Edit. Edinburgh. 1819. kl. 8.

Lettres sur quelques Cantons de la Suisse, écrites en 1819. Paris 1820. gr. 8.

A Journal of a voyage to the Arctic Regions etc. by *Alex. Fisher.* IV. Edit. London 1822. 8.

Das Tagebuch einer Seereiſe von Drontheim nach Malaga iſt aus einer Handſchrift gezogen, die mir zu dieſem Werke gütigſt mitgetheilt ward.

Würzburg, im April 1822.

C. A. Fiſcher.

Inhaltsverzeichniß.

I. Soldatenleben.

Erſtes Kapitel.

Einſchiffung — Stimmung — Der Sergeant — Der Schlagfluß — Der Sturm — Dienſtanfang — Freundſchaftsbund — Neue Beſtimmung — Die Seereiſe — Funchal — Die afrikaniſche Küſte — Das Vorgebirge der guten Hoffnung. — S. 5.

Zweites Kapitel.

Die Kapſtadt — Kleine Bemerkungen — Neue Beſtimmung nach dem Rio de la Plata — Kriegsvorfälle — Erſte Erfahrung davon — Jugendverirrung — Reue und Gelübde. S. 13.

Drittes Kapitel.

Einnahme von Montevideo — Die junge ſpaniſche Wittwe — Convertirungsverſuch — Marſch nach Buenos-Ayres — Verunglückter Sturmverſuch — Gefangenſchaft — Der edle Franciſcaner — Vaterland. S. 21.

Viertes Kapitel.

Landung in Irland — Familiennachrichten — Einſchiffung nach Portugal — Ankunft und Marſch gegen den Feind — Kriegsvorfälle — Schlacht vor Vimeira — Umſtändliche Einzelnheiten — Marſch nach Liſſabon. S. 31.

Fünftes Kapitel.

Aufbruch nach Spanien — Kreuz- und Quermärſche — Unerwarteter Rückzug — Mangel und Elend — Benevente — Vorfälle daſelbſt — Aſtorga — Trauriger Zuſtand der Armee — Anekdoten mit Bemerkungen vermiſcht. S. 39.

Sechstes Kapitel.

Furchtbarer Gebirgspaß — Steigendes Elend — Villafranca — Die brittiſchen Nachzügler — Höchſte

Noth und Todeskampf — Schreckliche Einzelnheiten — Die Mutter und der Säugling — Edelmuth. S. 46.

Siebentes Kapitel.

Weiterer Marſch — Schreckliche Nacht — Scharmützel — Ankunft in Coruña — Der Ocean — Neue Gefechte — Pferdegemetzel — Der letzte Kampf — Die Einſchiffung — Der erblindete Freund — Die Küſte von England — Ankunft in Plymouth. S. 54.

Achtes Kapitel.

Das Lager von Gosport — Ueberfahrt nach Vlißingen — Landung und Gefechte — Die furchtbare Beſchießung — Merkwürdiger Angriff — Jammerbilder — Sumpffieber — Rückkehr nach England. S. 61.

Neuntes Kapitel.

Garniſon zu Deel — Abermalige Einſchiffung nach Liſſabon — Kriegeriſche Vorfälle mancherlei Art — Höchſtbeſchwerlicher Dienſt — Lage des Feindes — Lächerlicher Vorfall — Bivouaks. S. 68.

Zehntes Kapitel.

Rückzug und Verfolgung des Feindes — Barbareien — Die Ziegenkolonne — Alcanterina — Fouragiren — Schlacht — Umſtändliche Beſchreibung davon — Wunderbare Erhaltung — Neue Vorbereitungen. S. 75.

Eilftes Kapitel.

Heftiges Gefecht — Siegreicher Ausgang — Entſetzlicher Marſch — Badajoz — Einzelnheiten — Arroyo del Molino — Abermaliger Kampf — Anekdoten mit Bemerkungen vermiſcht. S. 83.

Zwölftes Kapitel.

Kriegeriſche Bewegungen verſchiedener Art — Die Forts von Almaraz — Sturm und Eroberung — Beſchreibung davon — Das Bivouak im Walde — Die franzöſiſchen Wagehälſe — Marſch nach Boho. S. 91.

Dreizehntes Kapitel.

Die ſpaniſche Familie — Die Bekanntſchaft auf dem Grabe — Angenehmer Winter — Die kühnen Wölfe — Marſch nach Vittoria — Heftiger Kampf und großer Verluſt — Marſch gegen die Grenze von Frankreich. S. 100.

Vierzehntes Kapitel.

Der Gebirgskrieg — Aeußerſt beſchwerlicher Dienſt — Marſch gegen Bayonne — Unglücklicher Sturmverſuch — Poſition an der Nive — Einzelnheiten — Aris — Marſch auf Toulouſe — Unvermuthetes Wiedertreffen — Vergeltung — Bordeaux — Einſchiffung nach Cork. S. 107.

Funfzehntes Kapitel.

Beſtimmung nach Canada — Plötzliche Veränderung — Ankunft in Antwerpen — Lage der Armee bis Mitte Juni's 1815 — Vortag der Schlacht von Waterloo — Umſtändliche Beſchreibung davon — Marſch nach Paris — Rückkehr nach England und Schluß. S. 115.

II. Tagebuch einer Seereiſe von Drontheim nach Malaga, 1820.

Einleitung. S. 125.
Tagebuch S. 130.

III. Kleine Sommerwanderungen durch einige Gegenden der Schweiz, 1819.

Erſter Brief.

Die Jurakette — Pontarlier — Chateau de Joux — Les Verrieres — Val de Trevers — Motiers und Rouſſeau's Wohnung — Neue Straße — Neuchatel — Vermiſchte Bemerkungen — Freiburg — Mannichfaltigkeiten. S. 207.

Zweiter Brief.

Reiſe nach Bern — Einzelnheiten über Thun — Unterſeen — Nußbäume — Angenehmer Sommeraufenthalt — Interlachen — Localvorzüge — Der Iſthmus — Kleine Bemerkungen. S. 217.

Dritter Brief.

Reiſe nach Lauterbrunnen — Schöne Anſichten — Das Zwei-Lütſchinenthal — Bergluſt und Eßluſt — Lauterbrunn — Der Staubbach — Spaziergang — Die Einwohner — Der Abend — Sonnenuntergang — Betrachtung. S. 222.

Vierter Brief.

Weg über die kleine Scheideck nach Grindelwald — Romantiſche Anſichten — Die Wengeralp — Die

Jungfrau — Erhabener Anblick — Die beiden Thäler — Ankunft in Grindelwald. S. 229.

Fünfter Brief.

Orientirung — Der Mettenberg — Die Gletſcher — Anſichten — Einzelnheiten — Betrachtung — Traditionen — Die Eisgrotte — Die Erdbeeren — Reiſende Engländer. S. 235.

Sechster Brief.

Reiſe nach Brienz — Das Schloß von Ringenberg — Die Schiffermädchen — Der Brienzer-See — Lungern — Sarnen — Der Luzerner-See — Eigenthümliche Schönheiten — Die Stadt Luzern. S. 240.

Siebenter Brief.

Reiſe nach Andermett — Altorf — Einzelnheiten — Maleriſche Anſichten — Wilde Natur — Die Teufelsbrücke — Eigenthümliche Bemerkungen — Die Reuß — Das Urnerloch — Ankunft in Andermett. S. 246.

Achter Brief.

Vermiſchte Bemerkungen über den St. Gotthard — Straße nach Italien — Bellenz — Erinnerungen aus der Kriegsgeſchichte — Das Urſernthal —

Weitere Reiſe — Der Rhonegletſcher — Das Hoſpiz auf dem Grimſel. S. 254.

Neunter Brief.

Einzelnheiten über den Grimſel u. ſ. w. — Weg nach Meiringen — Die Höllenplatte — Handeck — Guttannen — Meiringen — Tiſchgeſpräche — Miſcellen aus der Levante. S. 259.

Zehnter Brief.

Meiringen und das Haslithal — Die Einwohner — Figur, Abſtammung und Sprache — Viehzucht und Käſebereitung — Die Frauen — Schönheit — Kleidung u. ſ. w. — Tiſchgeſpräche — Miſcellen aus Peru und der Levante — Schluß. S. 266.

IV. Blätter vom Nordpol 1819 und 1820.

Erſte Abtheilung 1819. S. 277.

Zweite Abtheilung 1820. S. 347.

I.

Soldatenleben.

Bemerkung.

Als kurze Einleitung ſchicken wir Folgendes voraus. Der ungenannte Verfaſſer, der eine gute Erziehung genoſſen hatte, ward gegen den Willen ſeiner Aeltern Schauſpieler, trat aber ſehr unglücklich auf. In Verzweiflung darüber, ließ er ſich auf der Stelle anwerben, und zwar bei einem hochländiſchen leichten Infanterie-Regiment. Hier iſt es, wo er ſeine einfache, übrigens hinlänglich verbürgte Erzählung beginnen mag.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Einſchiffung — Stimmung — Der Sergeant — Der Schlagfluß — Der Sturm — Dienſtanfang — Freundſchaftsbund — Neue Beſtimmung — Die Seereiſe — Funchal — Die afrikaniſche Küſte — Das Vorgebirge der guten Hoffnung. —

Es war am 14. Juli 1806 Morgens um fünf Uhr, als ich mich mit ſiebzehn andern Recruten, unter dem Befehle eines Sergeanten, zu Leith* an Bord begab. Das Wetter war äußerſt ſchön; in Kurzem lag die Rhede hinter uns. Jetzt erſt, nach zwölf entſetzlichen Stunden, kehrte einige Ruhe in mein Herz zurück. Das furchtbare Klopfen meiner Pulſe ließ nach; es war mir, als wäre ich aus einem ſchrecklichen Traume erwacht.

---

* Der Hafen von Edinburgh.

Wir hatten uns auf das Verdeck gelagert; der Sergeant theilte ein reichliches Frühſtück aus. Meine Cameraden waren luſtig und guter Dinge; ich allein blieb finſter in mich gekehrt.

„Nun allegro, allegro!“ — rief der Sergeant — „Ihr ſeyd ein großer wackrer Burſch, und obendrein erſt ſiebenzehn Jahr alt — Was gilt's, in ſechs, acht Wochen ſeyd ihr Unteroffizier, und eh' ein Jährchen vergeht — Blitz! — iſt der Lieutenant da! — Nun, das brave ein und ſiebenzigſte ſoll leben! Trinkt Alle mit!“ — Er meinte es gut; ich that, wie er verlangte, und aß ein Paar Biſſen dazu.

Der Wind ward immer ſtärker; bald kamen wir auch Dunbar vorbei. Alles, was mir theuer war, Alles, was ich verlieren ſollte, lag nun hinter mir. — „Was haſt du gethan?“ — rief es wie mit einer Donnerſtimme in meinem Innern — „Wohin willſt du Unglücklicher?“ — Plötzlich war es, als zerſpränge etwas in meinem Gehirn. In derſelben Secunde verlor ich das Bewußtſeyn.

Was weiter mit mir vorging, erfuhr ich erſt ſpäterhin. Man brachte mich nemlich eilends in die Kajüte, und auf ein Bett. Einer der Paſſagiere, ein Wundarzt, ſchlug mir eine Ader, und behandelte mich überhaupt der Kunſt gemäß. Ich lag indeſſen faſt ſechszig Stunden in dieſer Art von Todesſchlaf. Endlich erwachte ich, wie von einem dumpfen Getöſe, ſchlug die Augen auf, und ſah, daß es heller Tag war.

Das Schiff arbeitete entſetzlich; wir befanden uns auf der Rhede von Yarmouth, und hatten einen ſchweren Sturm auszuſtehn. Plötzlich ſah ich meine Schuld, wie ein furchtbares Traumbild, von Neuem vor mir. — „Ja, du biſt die Urſache dieſes Unglücks!“ — ſagte ich zu mir — „Du biſt es, den die Rache des Himmels ſucht!“ — Da gelobte ich feierlich, ſieben volle Jahre als Gemeiner zu dienen, um Alles abzubüßen, was auf meinem Gewiſſen lag.

So ſtürmte es den ganzen Tag unaufhörlich fort; das Heulen des Windes, das Krachen des

Schiffes, das Toſen der Wellen, war fürchterlich. Gegen Abend endlich ließ der Sturm etwas nach, und kurz vor Mitternacht ward es völlig ſtill. Wir öffneten die Fenſter; der Himmel war rein und klar, der Mond ſchwebte in ſtiller Pracht zwiſchen den freundlichen Sternen dahin. Auch in meinem Herzen zog wieder Ruhe und Friede ein. War ich doch wieder mit mir ſelbſt ausgeſöhnt.

Mit Tagesanbruch lichteten wir nun die Anker, gingen in See, und ſegelten vollends nach der Inſel Wight hinüber, die in ihrer ganzen Schönheit vor uns lag. Von Weſtcowes marſchirten wir dann noch eine Stunde weiter, durch ein herrliches Thal- und Hügelland, nach Newport. Hier langten wir kurz vor Mittag an, und wurden ſogleich in der Caſerne untergebracht. Am folgenden Tage wurden wir eingekleidet, und erhielten, nach Umſtänden, acht bis zwölf Guineen Handgeld. Ich ſendete, von meinem Dutzend, ſieben an meine Aeltern, und wendete das Uebrige zu kleinen Bedürfniſſen an.

Kein Wort von dem wüſten Kaſernenleben; ich zog mich von Allem zurück. Freilich ward ich deswegen verhöhnt, und der Kopfhänger genannt;

doch ich antwortete dann und wann auf eine ſo fühlbare Art, daß man mich endlich in Ruhe ließ. Täglich trafen nun immer mehr Recruten ein. Unter dieſen befand ſich noch ein Landsmann, Donald M'Donald, aus Inverneß.

Er war ein Soldatenkind, ſein Vater und Großvater hatten in demſelben Regimente gedient; er pflegte es nur das Seinige zu nennen, und wollte durchaus bei keinem andern ſeyn. Da er das Exerciren von Jugend auf gelernt hatte, ward er ſchon nach drei Tagen als Unteroffizier vorgeſtellt. Wir wurden Freunde und Schlafgeſellen, er half mir in Allem nach Möglichkeit fort. So konnte ich ſchon Anfang des andern Monats die erſte Wache unter ihm thun.

Wenige Tage darauf, und unſere Kompagnie, hundert Mann ſtark, mußte nach Cowes abgehn. Hier fanden wir den Befehl, uns einzuſchiffen, und zwar, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Transportſchiffe für uns und andere Truppen lagen bereits auf dem Strome; wir begaben uns noch denſelben Abend an Bord. Der ganze Raum war in zwei Reihen Verſchläge abgetheilt, jeder derſelben faßte bequem ſechs Mann von uns. Man erräth, daß wir in

Hangmatten ſchlieſen; eben ſo, daß der größte Theil des Tages auf dem Verdecke zugebracht ward.

Am folgenden Morgen gingen wir mit einer großen Kauffahrteiflotte, unter Bedeckung eines Linienſchiffes und eines Cutters, in See. Wind und Wetter waren vortrefflich; ſchon am ſiebenten Tage gegen Abend bekamen wir die Inſel Madera zu Geſicht. Wie ein grünendes Eden ſtieg ſie aus dem ſpiegelnden Meere empor. Auf ein Signal des Kriegsſchiffes ankerte die ganze Flotte, ohngefähr zwei Stunden davon.

Wir ſahen nun Funchal mit ſeinen weißen glänzenden Häuſern und ſeinen Kaſtellen gerade vor uns; Alles mit den lieblichſten Pflanzungen vermiſcht. So erhebt ſich eine Hügelreihe über der andern, bis endlich eine einſame Bergcapelle das Ganze ſchließt. Bald erſchien jetzt das Sanitätsboot, und erlaubte uns, nach einer kurzen Befragung, den freien Verkehr mit der Stadt.

Von allen Seiten ruderten nun unzählige kleine Fahrzeuge auf die Flotte zu, und boten Orangen, Citronen, Feigen u. ſ. w. nebſt Milch, Eiern, Käſen, Hühnern, Gemüſen und dergleichen in Ueberfluß feil. Wir hielten für wenig Geld eine vortreffliche Abendmahlzeit.

So blieben wir drei Tage vor Madera liegen, und hatten jeden Morgen einen ähnlichen Markt. Unterdeſſen ward friſches Waſſer eingenommen; doch durften blos die Matroſen an's Land. Wir wurden dafür mit einem Faſſe Wein regalirt, auch konnten wir fiſchen und baden nach Herzensluſt. Endlich als Alles in Ordnung war, ging es mit äußerſt günſtigem Winde wieder in See.

Unzählbare Schaaren von Fiſchen umſpielten nunmehr das Schiff, alle friedlich und freundlich, alle in herrlichem Farbenſchmuck. Es iſt der Glanz des Kupferbeſchlages im Waſſer, der ſie anzieht. Anderen unbeſchlagenen Schiffen folgen ſie niemals nach. Was mich am meiſten wunderte, war, den Haifiſch * mitten darunter zu ſehn, und zwar, ohne den mindeſten Schaden zu thun.

---

* Es ſcheint, daß er durch den Glanz des Beſchlages geblendet, oder ſonſt unangenehm afficirt wird. Schon frühere Seefahrer haben dieſelbe Bemerkung gemacht. Man glaubt ſogar, daß er den beſchlagenen Schiffen ausweicht.

D. H.

Auch tummelten ſich die übrigen Fiſche ganz furchtlos in ſeiner Nähe herum.

So kamen wir nun der afrikaniſchen Küſte immer näher, und ſchon wurden wir von einigen Seevögeln, worunter die ſchwarze Möwe, begrüßt. Bald ſtellten ſich auch die ſogenannten Kapſchen Tauben (artige bunte Möwen), und endlich die großen Mallegaasmöven ein. Dieſe entfernen ſich höchſtens hundert Stunden von der Küſte, und ſind das ſicherſte Anzeichen von der Nähe des Kaps.

Wirklich ſahen wir daſſelbe zu gehöriger Zeit eines Morgens, vor uns auftagen, und ankerten gegen Abend in der Tafelbay. Nett und freundlich zieht ſich die Kapſtadt längſt des gewühlvollen Strandes hin, aber wild und ſtarrend erheben ſich auf den übrigen Seiten hohe Gebirge in den Himmel hinein.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Die Kapſtadt — Kleine Bemerkungen — Neue Beſtimmung nach dem Rio de la Plata — Kriegsvorfälle — Erſte Erfahrung davon — Jugendverirrung — Reue und Gelübde.

Unſere Ankunft fiel in den erſten Monat des Südoſtmouſſons, welches der kapſche Sommer iſt. [*] Man kann indeſſen die Monate September bis December in jeder Hinſicht als den Frühling anſehn. Wir befanden uns daher ſehr wohl, und lebten wirklich recht angenehm. Die Caſernen waren reinlich und luſtig; Brod, Hammelfleiſch, Wild und Gemüſe gut; Fiſche, Früchte und leichter Wein vortrefflich und äußerſt wohlfeil.

---

[*] Vom 15. Auguſt bis 15. Mai.

T. H.

Die Stadt iſt eben nicht groß zu nennen; aber ungemein nett und regelmäßig gebaut. Die meiſtens ſteinernen Häuſer ſind durchaus weiß oder gelb angeſtrichen, was ihnen ein ſehr zierliches Anſehn giebt. Die Straßen ſind mit engliſchen Flieſen belegt, die man expres dazu aus Oſtindien kommen ließ. Sie nehmen die Hitze wenig oder gar nicht an, was alſo ein großer Vortheil iſt. Dabei werden ſie äußerſt reinlich gehalten, was täglich mittelſt einiger Gebirgsbäche bewerkſtelligt wird.

Ich dachte hier, außer Engländern, nichts als Holländer zu finden; aber die Einwohner ſind eine Muſterkarte von allen Völkern Europa's. Da findet man Deutſche, Schweizer, Franzoſen, Irländer, Spanier, Portugieſen, Italiener u. ſ. w., alle unter einander gemiſcht, aber an Tracht und Sitten ſich ziemlich gleich. Eben ſo ſind die Sklaven beinahe von allen Nationen der Küſte und des indiſchen Archipels.

Dies die wenigen Beobachtungen, die ich zu machen im Stande war. Bald nach unſerer Ankunft nemlich, ward ich auf einen benachbarten Strandpoſten commandirt, und ſchon am zwanzigſten Tage ſchiffte ich mich mit der Kompagnie abermals ein. Wir bildeten nemlich einen Theil der, nach dem Rio de la Plata beſtimmten Expedition, worüber der General Sir Samuel Achmuty den Oberbefehl erhielt.

Wir waren funfzehn Hundert Mann, auf acht große Transportſchiffe vertheilt, und hatten eine eben ſo ſchnelle, als angenehme Ueberfahrt. Einen wahrhaft majeſtätiſchen Anblick gewährt der mächtige, ungeheure La Plata-Strom. Seine Wogen gleichen den Wellen des Oceans, der ihm entgegen kommt. So trug uns die Fluth in die Mündung, wo eine unſerer Fregatten auf uns ſtieß.

Wir erfuhren jetzt, daß Buenos Ayres von den Spaniern wieder genommen worden, und nur Maldonado in unſerm Beſitze ſey. Wir mußten alſo noch zwei Stunden aufwärts ſegeln, was indeſſen mit Hülfe der Fluth ſehr bald von Statten ging. Endlich kamen wir an, und wurden ausgeſchifft. Aber wie fanden wir unſer Heer? — Um die Hälfte vermindert, und in dem traurigſten Zuſtande von der Welt.

Vier Hundert feindliche Reuter hielten nemlich das Lager blokirt, hoben die Fouragirpartien auf, und ſchnitten uns jede Zufuhr ab. Dieſe Reuter waren indeſſen keine regelmäßige Kavalerie. Das ganze Corps beſtand vielmehr blos aus Landleuten, die hier ohnehin ſämmtlich beritten ſind. Unſere Ankunft war ein großes Glück, und half dem Mangel wenigſtens etwas ab. So kehrte denn mit dem Rum und Beefſteak (Rindfleiſch), auch der alte Muth zurück.

Ohngefähr acht Tage nach unſerer Ankunft, ſchickten die Spanier aus Montevideo ein Corps gegen uns ab.* Es war ohngefähr ſechs Hundert Mann ſtark, und mit ſchwerer Artillerie verſehn. Wir machten unſere Anſtalten und erwarteten den Feind mit Unerſchrockenheit. Bald ſahen wir, daß er in zwei Kolonnen auf uns zukam; die rechte Kavalerie, die linke Infanterie.

Wenige Minuten, und er machte einen heftigen Angriff auf unſer Piket. Dieſes, noch keine vier Hundert Mann ſtark, ward daher ziemlich hart gedrängt. Sogleich aber ſandte Obriſt

---

* Am 28. Oct. 1806,

Browen drei Kompagnien vom vierzigſten zu ſeiner Unterſtützung ab. Dieſe ſtürzten ſich auf die Spitzen der feindlichen Kolonnen, und machten dem Pikete wieder Luft.

Die Spanier wichen indeſſen keinen Fuß breit zurück, ſondern kämpften mit vieler Tapferkeit. Das Gemetzel war von beiden Seiten ſehr groß, endlich aber behielten unſere Leute die Oberhand. Es war das Bajonett, das auch bei dieſer Gelegenheit entſchied. Die Spanier wichen zurück, und wurden ſogleich verfolgt.

Jetzt kam unſere leichte Kavalerie, und machte ihnen vollends den Garaus. Sie ließen an drei Hundert Todte auf dem Schlachtfelde zurück. Unſer Verluſt mochte in Allem aus hundert Mann beſtehn. Die nächſte Folge dieſes Sieges war die Zurückziehung des läſtigen Blokadecorps. Von nun an fouragirten wir nach Belieben, und verſchafften uns Lebensmittel im Ueberfluß.

Ich hatte mich im zweiten Gliede unſeres Pikets befunden, und Bruder M'Donald ſtand neben mir Die Hitze war entſetzlich, und ward noch durch den Pulverdampf vermehrt. Ich dachte in die Erde zu ſinken, vor Schweiß und Mattigkeit. Als aber das Feuern immer ſtärker ward, da ſah und hörte ich nichts mehr, machte aber Alles mechaniſch fort. Erſt als wir Unterſtützung erhielten, und von Neuem vordrangen, kam ich wieder zu mir.

„Bravo!“ — ſagte der Sergeant, als wir das weitere Verfolgen der Kavalerie überlieſſen — „Bravo! du haſt dich gehalten, wie ein alter Soldat!“ — Donald erzählte mir, ich hätte geladen und geſchoſſen, wie auf dem Exercirplatz — Wir marſchirten über das Schlachtfeld zurück — Es war ein ſcheußlicher Anblick — Schon ſchwärmten die Raubvögel in Schaaren herbei — Die Todtengräber hatten die ganze Nacht zu thun.

Am folgenden Morgen begannen die Arbeiten an Batterien u. ſ. w. und dauerten bis zum 2. November ununterbrochen fort. Kaum wurden uns um Mitternacht einige Stunden Ruhe gegönnt. Aber oft ſchliefen wir, vor Durſt und Schmerz in den Händen, keinen Augenblick — In einer ſolchen Nacht erinnerte ich mich des letzten Abſchiedes von meinen Aeltern mit einer Thränenfluth.

Es war Abends gegen fünf Uhr, zwei Stunden vor meinem erſten Auftritt. Meine Mutter weinte überlaut; mein Vater ſtarrte mich mit dem Blicke der Verzweiflung an — „O Gott!“ — rief er endlich — „O Gott, mein Sohn! — Warum haſt du mir das gethan?“ — „Ich werde reich werden“ — erwiederte ich — „Ich werde euch alle glücklich machen, verlaßt euch darauf!“ —

„O nie! — Nie!“ — gab er zur Antwort — „Du bringſt mich und die Mutter in's Grab!“ — „Ja, unglückliches Kind!“ — rief dieſe — „Du haſt mir das Herz durchbohrt!“ — Mit dieſen Worten ſank ſie in Ohnmacht; ich aber ſtürzte zur Thür hinaus, und irrte auf den Straßen umher — „Ich will Alles wieder gut machen!“ — ſagte ich — „Vielleicht iſt noch Zeit dazu!“

In dem Augenblicke ſtieß ich auf einen Bekannten, der eben in das Theater ging — „Wie?“ — ſagte er — „Es iſt ſechs Uhr, und Du noch hier?“ — Ich erzählte ihm, was vorgefallen war — „Kindiſche Schwäche!“ — erwiederte er — „Spiel' nur recht brav, und morgen wird Alles ganz anders ſeyn!“ —

So zog er mich fort, wir nahmen einige Gläſer Punſch, und trennten uns an der Garderobenthür.

Ich war angezogen, es ſchlug ſieben Uhr, und die Muſik begann. — „Hier!“ — ſagte der Regiſſeur, indem er mir meine Stelle anwies — „Hier, mitten auf der Bühne, und nach einer Viertel-Minute, wenn der Vorhang hinauf iſt, beginnen Sie!“ — Zitternd und harrend ſtand ich da; aber jetzt endigte die Muſik, der Vorhang flog auf, und ich ſtarrte in das überfüllte, hell erleuchtete Haus hinab.

Der Sitte gemäß, verbeugte ich mich ein Mal, das zweite Mal, endlich zum dritten Mal — Da trat das Bild meiner Aeltern vor meine Seele, und es fuhr mir, wie ein Dolchſtoß, durch die Bruſt. — Ich wollte ſprechen, und konnte nicht — Man half mir ein, ich vernahm es nicht — Ich wollte vorwärts ſchreiten, ich ſtand, wie erſtarrt.

Das Parterre ward unruhig; die Gallerie brach in Flüche aus. — „Hinweg mit ihm!“ — ſchrie man von allen Seiten — „Hinweg mit ihm! — Er hat weder Kraft noch Talent!“

— Der Vorhang fiel; doch, wie ich aus dem Theater kam, — weiß ich ſelbſt nicht mehr. — Endlich befand ich mich auf der Landſtraße, und ſetzte mich unter einen Baum. — So harrte ich des Morgens, wo ich auf die Soldaten ſtieß.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Einnahme von Montevideo — Die junge ſpaniſche Wittwe — Convertirungsverſuch — Marſch nach Buenos-Ayres — Verunglückter Sturmverſuch — Gefangenſchaft — Der edle Franciſcaner — Vaterland.

Es ging gegen die Mitte Decembers; die Hitze nahm nun mit jedem Tage zu. Der General beſchloß daher, Montevideo mit Sturm zu nehmen; und das Heer empfing dieſen Befehl mit Freudengeſchrei. Indeſſen blieb unſere Kompagnie, nebſt einigen andern zur Bewachung des Lagers zurück. Das Feuer war heftig; eine Menge Bomben ſchlugen ſogar in unſerer Nahe ein. Aber endlich mußten die Spanier weichen, und wir zogen in Triumphe in dieſe anſehnliche Stadt.

Ich ward bei einer jungen Wittwe, Namens Maria de Parides einquartiert. Sie hatte ihren Mann gleich in dem erſten Gefechte verloren, und lebte mit ihrem alten Vater in ſtiller Zurückgezogenheit. Wiewohl ſie nun uns als die Urheber ihres Unglücks anſehen mußte, kannte ſie dennoch weder Haß noch Rache gegen uns. Sie that viel für mich dieſe reine, himmliſche Seele; ſo lange ich lebe, vergeſſ' ich ſie nicht. — Und mit welcher Zärtlichkeit ſie ihren Vater pflegte — Ach dieſer Anblick preßte mir Thränen aus!

Ich blieb ſieben volle Monate in dieſem Hauſe, und lernte das Spaniſche, ich wußte ſelbſt nicht wie. Eines Tages kam die Rede auf meine Confeſſion — „Ach, wie bedauere ich euch!“ — ſagte Maria — „daß ihr ſo unglücklich ſeyd! — Pero hay remedio! * Tretet zu

---

* Aber da iſt zu helfen.

unſerer Kirche über! — Ach, wie wollte ich mich über den neuen Bruder freuen!“

„Señora!“ — erwiederte ich — „Muchos caminos al cielo! *“ „Ach!“ — gab ſie zur Antwort — „Ach, das kann ſeyn. — Aber der beſte und ſicherſte iſt der unſ'rige, glaubt mir's nur! — Ach, lieber Freund, Gott meint es gut mit euch; d'rum hat er euch in dieſes Chriſtenland geführt! — Ja, ihr werdet der unſ'rige werden, damit ich euch einſt im Himmel wieder ſehen kann!“ — Ich ſchwieg, und wir trennten uns.

Einige Tage darauf kam ich, gegen Abend, von der Wache nach Hauſe, und fand einen Franciſcaner mit Maria im Geſpräch. Es war ein alter ehrwürdiger Mann, mit einem vollen eisgrauen Barte, aber einem ſehr edlen Geſicht. — „Das iſt unſer armer Freund!“ — ſagte Maria — „Thut nun, ehrwürdiger Vater, was in euren Kräften ſteht!“ — Er nahm mich hierauf bei der Hand, hieß mich ſetzen, und

---

* Zum Himmel gibt's eine Menge Wege.

begann einen langen Spruch: „Ueber das Unglück, ein Ketzer zu ſeyn!“ —

„Herr!“ — antwortete ich abermals — „Der Wege zum Himmel gibt's gar vielerlei!“ Er ſchüttelte den Kopf — „Glaubt das nicht! — Es gibt nur einen einzigen dahin, und dieſen kennen nur wir — Ihr ſeyd arme verſtockte Leute; ihr begreift das nicht ſo leicht. — Aber man wird euch Zeit laſſen, damit euch Gott erleuchten kann! — Denket darüber nach; denn außer unſerer Kirche iſt keine Seligkeit!“ — So trennten wir uns mit Freundlichkeit.

Unter dieſer Breite ſind die Jahrszeiten den unſ'rigen gerade entgegengeſetzt. Man wird ſich daher nicht wundern, daß die höchſte Sommerhitze gerade um Weihnachten und Neujahr eintrat. Ich glaube, ſie ſtieg auf einige dreißig Grad; wenigſtens ſagte man es allgemein. Ohne den Seewind wäre ſie unerträglich geweſen; doch griff ſie uns alle entſetzlich an. Sonſt ging es uns, bei dem Ueberfluſſe an trefflichen Lebensmitteln, wider Erwartung gut.

Anfang Juni 1807 kam General Whitelock mit Verſtärkungen an. Es war voller Winter zu Montevideo, mit kalten Nächten, einzelnen Hagelſchauern, und dann und wann ein wenig Schnee. Den Tag über floß der Regen in Strömen herab, auch donnerte und blitzte es zuweilen dabei. Am 28. Juni traten wir unſern Marſch nach Buenos Ayres an. Wir bildeten, mit den übrigen Truppen, eine Brigade von ohngefähr ſiebenzehn Hundert Mann.

Das Land war faſt völlig flach, und mit hohem Graſe bedeckt, das uns bis über den Gürtel ging. Zahlreiche Pferd- und Rindviehheerden ſchweiften in halber Wildniß herum. Das Wetter war äußerſt feucht; manchen Tag hatte ich nicht einen trocknen Faden an mir. Wir hatten mehrere Moräſte zu durchwaten; in einem derſelben verlor ich meine Schuhe, und mußte den ganzen übrigen Tag barfuß gehn.

. . Wir paſſirten den Fluß auf einer Furth, die unter dem Namen Paſſorico bekannt iſt, und trieben ein feindliches Corps zurück. Am folgenden Tage vereinigte ſich der Reſt des Heeres, unter General Whitelock, mit uns. Sogleich ward die Linie gebildet, ohngefähr eine Stunde von der Stadt.[*] Sir Samuel Achmuty hatte ſeine

---

[*] Buenos Ayres nemlich.

Maaßregeln ſo genommen, daß ſie beinahe gänzlich umringt war. (4. Juli.)

Wir hatten die Nacht unter dem Gewehre zugebracht, und erwarteten den Befehl zum Angriff. — Aber wie groß war unſer Erſtaunen, als es hieß: — „Keinen Schuß! Blos mit dem Bajonett darauf!“ — „Wir ſind verrathen! Wir ſind verrathen!“ lief es leiſe durch die Reihen — Indeſſen ſetzte ſich die Kolonne in Bewegung, und unſere Kompagnie mit ihr — „Vorwärts, brave Jungens! Vorwärts!“ rief unſer Hauptmann Breokmann, als er plötzlich von einer Kugel durchbohrt ward — „Vorwärts! — Vorwärts!“ — ſchrien wir Alle, und drangen in die Stadt.

Nichts vermochte uns aufzuhalten; wir trieben Alles vor uns her. Indeſſen hatten die Spanier die Straßenecken durchgeſchnitten, und mit Kanonen beſetzt. Dies koſtete uns viele Leute; doch beſiegten wir endlich jedes Hinderniß. In wildem Sturme ging es nun Gaſſe auf und ab, bis zur Kirche des heiligen Dominicus. Hier hatte man die Fahne des 71ſten in einer

Marienkapelle aufgehängt. * Wir riſſen ſie herunter, und wollten im Triumphe fortziehn.

Aber in demſelben Augenblicke veränderte ſich die Scene, und wir ſahen uns auf allen Seiten umringt. Zugleich vernahmen wir, daß unſer Heer mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, und in vollem Rückzuge begriffen ſey. Hier galt kein Widerſtand; wir wurden daher entwaffnet, für Gefangene erklärt, und in's Gefängniß gebracht.

Während wir durch die Straßen ſtürmten, waren mehrere von unſern Leuten in die Häuſer gedrungen, und hatten an Geld u. ſ. w. gute Beute gemacht. Jetzt hieß es: „Aufgeſtellt, und Mann für Mann durchſucht!" — Es geſchah. *— Alles ſpaniſche Eigenthum ward weggenommen, doch das unſ'rige ließ man uns. — Ein Sergeant indeſſen rettete einige hundert Stück Dublonen auf eine ſehr einfache Art. Er warf ſie nemlich in einen Feldkeſſel, der mit Fleiſch und Gemüße über dem Feuer hing.

---

[*] Man erinnert ſich, daß General Beresford, Mitte 1806, von Liniers umringt, zu capituliren gezwungen worden war.

Am andern Morgen wurden wir auf den Paradeplatz geführt. Hier hörten wir, daß ein goldenes Crucifix von großem Werthe fehle; aber beſtimmt in unſern Händen ſey. Werde es nicht in einer Viertelſtunde herbei geſchafft, ſo erwarte uns Alle der Tod. — Wirklich ſahen wir auch, daß eine halbe Batterie auf uns gerichtet war.

„Schließt einen Kreis!“ — rief unſer Sergeant — „Und wer es hat, der laſſe es fallen; ſo iſt die Sache abgethan!“ — Wir ſchloſſen den Kreis, wenige Minuten, und — das Crucifix ſchimmerte aus dem Sande hervor. — Der Sergeant hob es auf; die Spanier empfingen es, und ſchickten uns wieder in das Gefängniß zurück.

Einige Tage darauf, erhielt ich einen Beſuch von dem guten alten Franciſcaner, deſſen oben Erwähnung geſchah. — „Nur ein Wort!“ — ſagte er — „Nur eine Angelobung, daß ihr künftig ein Mal der unſ'rige werden wollt, und ihr ſeyd augenblicklich frei!“ — Ich dankte ihm herzlich — „Aber ich kann nicht!“ — ſetzte ich hinzu — „Nun und nimmermehr nicht!“ —

„Wohl!“ — ſuhr er fort — „Ich habe meine Pflicht als Diener Gottes gethan; jetzt will ich ſie als Menſch thun — Hier iſt Geld und Speiſe! Stärkt und kleidet euch! — Von jener Sache ſprechen wir nie wieder! — Aber, wenn ihr ſonſt ein Anliegen habt, ſo vertraut euch mir ohne Rückhalt!“ — Ich drückte ihm die Hand, und ſah ihn von nun an faſt jeden Tag bei mir.

Schon ging unſere Gefangenſchaft in die dritte Woche; da langten endlich die Commiſſarien zu unſerer Auswechſelung an. Wir Alle waren höchlich erfreut; nur mein Donald nicht. Er war catholiſch; er ſchien geneigt, im Lande zu bleiben; auch redeten ihm die Spanier nicht wenig zu.

„Was ſoll ich thun?“ — ſagte er am Morgen des Ausmarſchirens zu mir, als der gute Franziſcaner eben zum Abſchiednehmen kam — „Was du willſt!“ — erwiederte ich — „Was du willſt, lieber Donald — Aber ein ſchönes Lied iſt es doch:

„Zu euch, ihr lieben Berge!
„Zu euch ſteht nur mein Sinn![*]
„Und wo ich immer lebe
„Zieht's doch zu euch mich hin!“

So ſang ich die erſte Strophe aus. — „Ach Gott!“ — rief Donald — „Ach Gott, ehrwürdiger Vater! — Ich kann nicht bleiben! — Ich muß meine Berge wieder ſehn!“ — Und ſo weinte er, wie ein Kind, und ſang mit bewegter Stimme durch die Thränen:

„Zu euch, ihr lieben Berge!
„Zu euch ſteht nur mein Sinn! u. ſ. w.

„Zieht hin in Frieden!“ — rief der Franciſcaner — „Gott ſegne euch!“ — So gab er jedem von uns noch zehn Dublonen, reichte uns die Hand, und ſchied. — Noch denſelben Abend, Ende Juli's, wurden wir nach England eingeſchifft.

---

[*] Der Anfang eines hochländiſchen Lieblingsliedes, das zugleich ein Regimentsmarſch iſt.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Landung in Irland — Familiennachrichten — Einſchiffung nach Portugal — Ankunft und Marſch gegen den Feind — Kriegsvorfälle — Schlacht vor Vimeira — Umſtändliche Einzelnheiten — Marſch nach Liſſabon.

Unſere Ueberfahrt bot nichts Merkwürdiges dar. — Endlich am Weihnachtsabende ankerten wir vor Cove,* ſchifften uns am folgenden Morgen aus, und wurden auf der Stelle caſernirt. Was ich empfand, iſt unbeſchreiblich; Freude, Schmerz, Sehnſucht, Wehmuth; Alles bewegte mein Herz. Ich ſchrieb ſogleich an meinen Vater, und legte den Werth der zehn Dublonen in einer Banknote bei. — „Wenn er nur noch lebt!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Wenn er nur noch lebt, dann iſt Alles gut!“

---

* In der Nähe von Cork in Irland.

Mehrere Wochen vergingen; endlich kam Antwort; es war mein Bruder William, der mir ſchrieb. Mein guter Vater lebte ſchon ſeit dem Herbſte 1806 nicht mehr. Aber er hatte meinen Brief von Wight empfangen; er hatte mir noch auf ſeinem Todtenbette verziehn. Meine Mutter war wohl, und grüßte mich mit Herzlichkeit. — Sie wünſchte nichts ſehnlicher, als mich nur noch ein Mal zu ſehn.

Ich ſchrieb wieder, und ſchüttete meinen ganzen Schmerz in ihren Buſen aus. — „Ich werde Urlaub bekommen“ — ſetzte ich hinzu — „ſobald es möglich iſt.“ — Aber ein Monat nach dem andern verging, und es machte ſich immer nicht. — „Die Kompagnie muß vollzählig bleiben!“ — hieß es — „Der Hauptmann hat geheime Befehle — Es geht durch's ganze Regiment!“

Endlich am 23. Juni kam der Befehl zu unſerer Einſchiffung nach Portugal. Dies war die große Expedition unter Sir Arthur Wellesley. Schon am 27. war Alles an Bord;

doch hielten uns widrige Winde zurück. Dies dauerte bis zum 12. Juli; man kann denken, wie verdrießlich es war. Endlich kamen wir glücklich in See, entdeckten am 27. die portugieſiſche Küſte, und ankerten am 29. in der Bay von Mondego.

Das Wetter war rauh und ſtürmiſch; das Meer ging außerordentlich hoch; wir ſchifften uns daher nur mit Mühe aus. So kam der fünfte Auguſt heran, ehe das ganze Heer am Lande war. Jeder Mann hatte vier Pfund Zwieback, und eben ſo viel gekochtes Pökelfleiſch gefaßt. Endlich hieß es: „71ſtes Avantgarde! Ordnung!“ — So brachen wir auf; es war ohngefähr vier Uhr Nachmittags. Wir hatten ſeit dem 1. Aug. am Strande bivouakirt.

Unſer Marſch ging längs der Küſte in tiefem Sande hin; wir wurden über und über damit bedeckt. Dazu die glühende Weſtſonne, die heißer brennt, als in Afrika. Wir litten entſetzlichen Durſt, und verloren nach und nach vier oder fünf Mann von der Kompagnie. Endlich, nach vier traurigen Stunden, erreichten wir einen Waldgrund, mit herrlichem Waſſer verſehn. Hier lagerten wir uns für dieſe Nacht.

Am folgenden Morgen ging es weiter, immer längs der Küſte hinab, auf Liſſabon zu. Alle Dörfer waren verlaſſen; nur hier und da zeigte ſich irgend ein gebrechlicher Alter vor einer Hüttenthür. Am 11. wurde unſere Kolonne durch Kavalerie verſtärkt. Am 13. hatte dieſe das erſte Scharmützel mit dem Feinde, der ſich indeſſen ſehr bald zurückzog.

Am 14. erreichten wir das Dorf Alcobaco. Hier hatten die Franzoſen die Nacht zuvor gehauſ't, alle Weinfäſſer auslaufen laſſen, und andern Unfug verübt. Indeſſen ſchienen ſie ſich immer ſchneller zurückzuziehn; denn wir ſtießen an den zwei folgenden Tagen auf keinen einzigen Mann. Erſt in der Nacht auf den 17. erfuhren wir von einigen Bauern, daß ſie ganz in der Nähe ſeyen.

Die nöthigen Befehle wurden ertheilt; ſchon zwei Stunden vor Tagesanbruch war Alles in Ordnung. Mit Sonnenaufgang ſetzten wir uns in Marſch; eine Viertelmeile weiter, und wir wurden den Feind in einem Walde gewahr. — Sogleich hieß es: „Halt! Vortrab zurück, und rechts abmarſchirt! Dann in die Flanke genommmen, nach

Hochländer Art!“ Wir thaten, wie uns geboten ward.

An unſere Stelle kamen drei Bataillone des ſechszigſten Regiments. Raſch ſtürmte das erſte vorwärts, den waldigen Hügel hinan. Aber zu beiden Seiten des Weges war ein Hinterhalt gelegt; plötzlich ſah es ſich von einem mörderiſchen Feuer begrüßt. Doch nur erbitterter drang es immer weiter vor, und bemächtigte ſich der Batterien. Hierüber ward indeſſen nicht weniger, als volle acht Stunden gekämpft.

Wir ſelbſt manoeuvrirten faſt eben ſo lange; aber immer bot uns der Feind nur eine eiſerne Flanke dar. Endlich aber fing er an in der Fronte zu weichen, und ſo vollendeten wir unſeren Sieg. Die Dämmerung fiel ein; wir waren ſterbensmüde, und ließen vom Verfolgen ab. Dies war die bekannte Schlacht von Roleja. Wir übernachteten in dieſem Städtchen, und wurden in Ueberfluß mit Lebensmitteln verſorgt. Ein Todter und ein Verwundeter war unſer ganzer Verluſt.

Am 18. und 19. Auguſt weiterer Marſch, aber nirgends ein Feind zu ſehn. Am Abend des letzten Tages lagerten wir uns bei dem Dorfe Vimeira,* und nahmen eine Poſition längs einer Gebirgskette, hier Serra genannt. Am 20. marſchirten wir ohngefähr eine Stunde weit an die Küſte, und deckten die Ausſchiffung von vier Regimentern Verſtärkung. Ein kleines Corps franzöſiſcher Kavalerie manoeuvrirte in der Ferne, machte aber durchaus keine Miene zum Angriff.

Am 21., Sonntags, waren wir anderthalb Stunden vor Tagesanbruch unterm Gewehr. Um ſieben Uhr indeſſen, kam Erlaubniß, aus einander zu gehn; doch ward für zehn Uhr Kirchenparade angeſagt. Wir zerſtreuten uns nun, und Jeder beſchäfftigte ſich auf ſeine Art. Ich ſetzte mich vorn auf einen Hügel, und ſah in das liebliche Thal hinab. Auf ein Mal, es konnte kaum acht Uhr ſeyn, ſchlug der Generalmarſch. — „Vorwärts!“ — hieß es — „Der Feind rückt an!“

Eine kleine halbe Stunde, und wir ſahen die Franzoſen gerade vor uns. Schnell bildeten wir

---

[*] Nach der Ausſprache. Sonſt Vimiera.

uns unter einem Hügel, und erhoben ein dreimaliges Freudengeſchrei. — Dann blieb auf unſerer Linie Alles ſtill — ſtill, wie der Tod. Sie aber rannten ſchreiend und jauchzend auf uns an, gerade auf unſere Bajonette los.

Doch wir ſtanden feſt, mit furchtbarem Schweigen und kalter Entſchloſſenheit. Einige funfzig ſpießten ſich, die andern wurden zurückgetrieben, ohne Widerſtand. Wir ſtürmten nach, und nahmen ihnen dreizehn Kanonen nebſt einem General. Dann kamen wir in einen Hohlweg, und ließen ihn hinter uns. Plötzlich wurden wir von Neuem angegriffen, aber mit eben ſo wenig Erfolg. Wir verfolgten dann den Feind an eine Stunde weit.

Als ſie das erſte Mal auf uns zukamen, erbangte ich — Unſer Schweigen hatte etwas ſo Furchtbares; ich finde keine Worte dafür. Aber als ich die Linie hinab blickte, und den ſtillen Ernſt, und die finſtern, feſten Geſichter meiner Kameraden ſah; da faßte ich wieder Muth, und fällte das Bajonett noch ein Mal ſo feſt. So verfolgten wir unſern Sieg : Aber der Boden war ſo ungleich, daß wir nur wenig von dieſer merkwürdigen Schlacht ſahen.

Als wir von dem Verfolgen zurückkamen, fanden wir bereits das ganze Schlachtfeld mit portugieſiſchen Bauern bedeckt. Ihre Wuth gegen die Franzoſen war grenzenlos. Sie plünderten die Todten, gaben den noch Lebenden den Reſt oder verſtümmelten ſie. Bei einbrechender Dämmerung zündeten ſie große Feuer an, warfen die Leichname hinein, und tanzten mit wildem Geſchrei darum her.

Am folgenden Morgen bemerkten wir eine feindliche Kolonne auf den Hügeln, überzeugten uns aber bald, daß ſie mit einer Stillſtandsflagge kam. Wir hatten nun Zeit, uns auszuruhen, bis die Kapitulation am dritten Tage zu Stande kam. Die erſte Bedingung war: die Räumung von Portugal.

Wir marſchirten jezt nach Liſſabon, und bezogen ein Lager außerhalb der Stadt. Dann deckten wir die Einſchiffung der Franzoſen, ſo gut es möglich war. Ich ſetze dies ausdrücklich hinzu; denn wir konnten nicht überall ſeyn. Viele Kranke, Verwundete u. ſ. w. wurden nemlich im Stillen umgebracht. Endlich nahmen wir Garniſon in Liſſabon ſelbſt, ohne daß bis Ende Octobers etwas Neues vorfiel.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Aufbruch nach Spanien — Kreuz- und Queermärſche — Unerwarteter Rückzug — Mangel und Elend — Benevente — Vorfälle daſelbſt — Aſtorga — Trauriger Zuſtand der Armee — Anekdoten mit Bemerkungen vermiſcht.

Bald erfuhren wir nun, daß eine große Unternehmung auf Spanien im Werke ſey. Wirklich erhielten wir auch am 26. October Befehl zum Aufbruch. Der Marſch ging am folgenden Tage bis Abrantes. Hier blieben wir bis zum 10. Nov. und paſſirten vor unſerem Obergeneral, Sir John Moore, die Muſterung.

Das ganze Heer, 19,628 Mann ſtark, ward jezt in drei beſondere Corps getheilt. Das unſrige, unter dem Commando von Sir John Hope, beſtand aus vier Regimentern Infanterie, der ganzen Kavalerie (912 M.), und fünf Brigaden Artillerie. Wir rückten bis Camponia vor, und dann über Elvas* in Spanien ein (14. Nov.). Von da ging es auf einer herrlichen Ebene bis Badajoz.** Wir wurden hier ſehr gut aufgenommen, und vortrefflich verpflegt.

Nach einem Aufenthalte von ohngefähr vierzehn Tagen brachen wir abermals auf, um, neuen Befehlen zu Folge, bis nach der Hauptſtadt*** ſelbſt zu marſchiren, was damals für ſehr leicht gehalten ward. Wirklich drangen wir auch in den nächſten vierzehn Tagen bis San Lorenzo (Eſcurial) vor. Hier aber, ohngefähr zehn ſtarke Stunden von Madrid, ward Halt gemacht.

Die Umſtände ſchienen ſich geändert zu haben; der General empfahl die größte Wachſamkeit. Wir nahmen eine Poſition, die das Kloſter deckte, und wurden reichlich mit Fleiſch und Wein verſehn. Dies war uns ſehr willkommen, denn der Nordwind blies äußerſt ſcharf. Endlich am fünften Tage erhielten wir Befehl, nach Salamanca zurückzugehn, wo unſer Hauptquartier war.

---

* Die portugieſiſche Grenzfeſtung, mit einem wenig bedeutenden Ort.

** Die ſpaniſche, mit einer nicht unanſehnlichen Stadt an der Guadiana.

*** Nemlich Madrid, das man durch einen Handſtreich zu nehmen Willens war.

Man wird leicht glauben, daß uns dieſer Rückzug etwas bedenklich vorkam; ſo viel ſchien wenigſtens gewiß, daß nicht Alles zum beſten ging. Auch ſollten wir nur zu bald erfahren, wie es eigentlich mit unſern Angelegenheiten ſtand. Zwei Märſche von Salamanca nemlich, zeigte ſich der Feind, und zwar mit ungewöhnlicher Kühnheit. Wir ſchloſſen daher ein Viereck, und blieben die ganze Nacht unter dem Gewehr.

Das Wetter war nun äußerſt kalt geworden, wir litten daher nicht wenig in dieſem Bivouak. Am folgenden Tage machten wir einen Marſch von vierzehn Stunden, und brachten die Nacht auf obige Weiſe zu. Am andern Mittage kamen wir in eine kleine Stadt, deren Name mir entfallen iſt. Hier wurden wir ſehr gut bewirthet, und blieben die Nacht daſelbſt.

Am 12. December ging es, nach neuem Befehl, vollends bis Alava de Tormes, fünf

Stunden von Salamanca. Wir hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurück gelegt, als ein Artilleriepferd nach dem andern fiel. So mußten wir ſechs Kanonen zurücklaſſen, gruben ſie aber ſehr ſorgfältig ein.

Am 16. brachen wir wieder nach Toro auf. Die Kälte war ſchneidend, die ganze Landſchaft mit Schnee bedeckt. Wir litten entſetzlich, zumal, da uns der Wind gerade entgegen blies. In den nächſten Tagen vereinigte ſich die Armee von Neuem, und verſtärkte ſich dann mit dem Corps von Sir David Baird, das vor Kurzem aus England angekommen war.*

So brachen wir am 21. December nach Sahagun auf, kamen am 23. daſelbſt an, und hielten am 24. Raſttag. Aber wir lagerten Alle vor der Stadt, und ſämmtliche Truppen unter Gewehr. Man ſprach von der Nähe des Feindes, und einem allgemeinen Angriff auf ihn. Alles freute ſich auf eine Schlacht; Alles war von Muth und Hoffnung belebt.

---

* Es hatte zu Coruña gelandet.

„Ja! Wir wollen ſie ſchlagen“ — hieß es — „Wir wollen ſie ſchlagen, bis auf den letzten Mann! — Aber dann auch Ruhe und Ueberfluß für uns!“ — So iſt der Soldat; ſo iſt er in der ganzen Welt! — Lieber die blutigſte Schlacht, als das unerträgliche Einerlei von täglichem Mangel und Elend! — Der Regen floß in Strömen herab; aber wir machten uns nichts daraus. — Da kam Befehl zum Einquartieren, und unwillig folgten wir.

Am 25., erſter Weihnachtsfeiertag. Aber wie traurig für uns! — Wir erhielten Befehl, nach Benevente aufzubrechen, Jeder merkte, worauf es abgeſehen war. Es ging gegen die Küſte zu; was konnte es anders bedeuten, als eine Einſchiffung? Das Wetter war kalt und ſtürmiſch; es regnete unaufhörlich fort. Wir ſanken in den fetten, lettigen Boden bis an die Knie ein. Welcher Marſch! Kaum blieben die Regimenter in einiger Ordnung!

Hierzu kam nun noch unſ're verzweiflungsvolle Stimmung. Wir ſollten vor einem Feinde weichen, der uns ſo nahe war? — Wir ſollten denen den Rücken zukehren, die wir als ſichere Opfer unſ'rer Rache anſahn? — Welche

Schande für den brittiſchen Namen, welche Entehrung des brittiſchen Ruhms? — Alles dies ward ganz laut, und ſelbſt im Beiſeyn der Offiziere geſagt. — Noch wußten wir freilich nicht, wie entſchieden uns der Feind überlegen war.

So kamen wir am 27. zu Benevente an, und blieben die Nacht daſelbſt. Es war Nachmittags um vier Uhr, und faſt Dämmerung. Eben rückte das letzte Regiment in die Stadt, als plötzlich Generalmarſch geſchlagen ward. Die Franzoſen hatten ſich auf den benachbarten Anhöhen gezeigt. Wir formirten uns in einem Augenblick, und die Kavalerie ſprengte zu den Thoren hinaus. Aber es war dem Feinde kein Ernſt; er zog ſich wieder zurück.

Ein Theil unſeres Regiments quartierte ſich nun in dem prächtigen Schloſſe des Duque de Oſſuna ein. Wir kannten nur das Gebot der Nothwendigkeit; man kann denken, wie in Küche und Keller gehauſ't ward. In den prächtigen Sälen ging es nicht beſſer zu. Die ſammtnen Tapeten wurden herabgeriſſen, um als Bettdecken zu dienen, und die koſtbaren Meublen zur Feuerung gebraucht. Einen ſolchen Greuel der Zerſtörung hatte ich noch nie geſehn.

Um den Feind einigermaßen aufzuhalten, wurden in der Nacht die Brücken über die Ezla zerſtört; allein er ging mit Tagesanbruch in geringer Entfernung auf einer Fuhrt hinüber, und griff unſ're Pikets mit vielem Ungeſtüm an. Dieſe zogen ſich fechtend zurück, bis ihnen ein Huſarenregiment zu Hülfe kam. Jetzt wichen die Franzoſen, ſtellten ſich aber am andern Ufer wieder auf. Da hieß es: — „Kartätſchen darauf!“ — und ſie wurden nach Kräften bedient. So vertrieben wir ſie in einem Augenblick.

Am 30. erreichten wir Aſtorga, und fanden die Ueberreſte der Armee des Generals Romana daſelbſt. Sie hatte das Anſehn eines armſeligen, halb verhungerten Bauernhaufens, und ward, im eigentlichen Sinne, von Elend und Krankheiten verzehrt. Wir dachten, hier bleiben zu können, und meinten, daß nunmehr unſere Noth zu Ende ſey. Aber wie ſehr täuſchten wir uns! Kaum geſtand man uns einen Raſttag zu. Auf Befehl des Obergenerals, wurden hier ſämmtliche Magazine verbrannt. Es war ein bedeutender Vorrath von Schuhen darunter, und über ein Viertheil der Armee litt Mangel daran. Gleichwohl ward auch hiervon nicht das Mindeſte ausgetheilt. Dies ſteigerte unſern Unmuth auf den höchſten Grad.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Furchtbarer Gebirgspaß — Steigendes Elend — Villafranca — Die brittiſchen Nachzügler — Höchſte Noth und Todeskampf — Schreckliche Einzelnheiten — Die Mutter und der Säugling — Edelmuth.

Wir verließen Aſtorga am Neujahrstage 1809, Morgens um ſieben Uhr. Der Weg lief einen Berg hinan; Alles war mit Schnee bedeckt; ein kalter Nebel umhüllte uns. So ſtiegen wir langſam aufwärts, bis gegen Mittag, wo es etwas lichter ward. Endlich hatten wir den Gipfel erreicht.* Hier iſt ein drei Stunden langer Gebirgspaß; in militäriſcher Hinſicht, ſoll er einer der ſtärkſten von Europa ſeyn.

---

* La peña de Foncebadon.

Wir hielten eine kleine Weile an, und nahmen etwas Zwieback mit Branntwein zu uns. Doch, was war das bei einem ſo angreifenden Marſch? — Das ganze Bischen Kraft, verflog ſchon wieder im nächſten Augenblick. — Still und traurig ging es nun weiter; aber ſchon blieben einige aus Müdigkeit zurück. Andere ſtürzten gänzlich erſchöpft zu Boden, oder warfen ſich aus Verzweiflung in den Schnee.

Auch ich war nahe daran, zu erliegen; hätte ich nicht den treuen Donald gehabt. Vier Mal ſank ich nieder, und rufte den Tod; aber vier Mal riß mich der Freund wieder auf, und flößte mir etwas Rum ein. Jetzt, als wir immer mehr hinab ſtiegen, löſ'te ſich der Nebel in Regen auf. Die Temperatur ward milder; der Schnee fing an zu ſchmelzen; wir ſahen endlich Villafranca vor uns, und erreichten es mit einbrechender Dämmerung.

Auf dieſem ſchrecklichen Marſche waren eine Menge Pferde gefallen: man ſchoß ſie vollends mit Piſtolen todt. Die Wagen wurden verbrannt; die Munitionskarren in die Luft geſprengt; die ganze Straße war mit Blut und Trümmern bedeckt. Man hat die Erzählungen von dieſem Rückzuge übertrieben genannt; allein, ſie waren ganz der Wahrheit gemäß: Noch jetzt denke ich mit Entſetzen daran zurück.

Zu Villafranca ward eine halbe Ration Brod und Wein ausgetheilt; wir erquickten uns, ſo gut es möglich war. Zum Glück verſchaffte ſich Donald, durch ſeine Aves, ein Dutzend Kartoffeln, und theilte ſie mit mir. Ein gutes altes Mütterchen, die auch mich für catholiſch hielt, wies uns unſ're Schlafſtelle, auf den Bänken, vor einem Kamine, an, und gab uns jedem noch eine Copa (Taſſe) rothen Wein. Wir hatten daher eine ſehr erträgliche Nacht.

Als wir am andern Morgen ausmarſchiren wollten, wurden eine Menge von unſern Leuten vermißt. Sie hatten nemlich in der Nacht die Weinkeller erbrochen, und hielten ſich nun daſelbſt verſteckt. Wir hatten keine Zeit, ſie aufzuſuchen, und überließen ſie daher ihrem Schickſal. So ging es fort; abermals einen hohen Berg hinan.

Nach einigen Stunden indeſſen, kamen uns mehrere dieſer Zurückgebliebenen nach. Sie waren von den franzöſiſchen Huſaren jämmerlich zerhauen, und recht methodiſch, wie es ſchien. Keine einzige tödtliche Wunde, aber die ſcheußlichſten Zerfetzungen, die man ſehen kann. — Unſer Obriſter glaubte ein Beiſpiel geben zu müſſen; blutend und erſchöpft, wie dieſe armen Kameraden waren, wurden ſie die ganze Linie hinab geführt.

Allein dies war ſehr falſch berechnet; es empörte nur das ohnehin ſehr übelgeſtimmte Heer — „Wie?“ — rief Alles entrüſtet — „Man hat uns durch Fehler auf Fehler in dieſe entſetzliche Lage gebracht, und nun ſoll uns nicht ein Mal, ruhig zu ſterben erlaubt ſeyn! — Die Bajonette in die Bruſt des Ungeheuers, das die Grauſamkeit bis dahin treiben kann. — Fort mit den Unglücklichen, damit ſie auf der Stelle verbunden werden, oder wir nehmen Rache dafür!“ — Man kann denken, ob jenes geſchah, und wie dem Oberſten zu Muthe war.

Immer beſchwerlicher ward nun das Steigen, und immer mehr nahm die Kälte zu. Bis jetzt hatten wir unſere Kranken und Verwundeten, indem wir die Karren wechſelsweiſe zogen, noch immer mit fortgeführt ; aber jetzt ward es eine pure Unmöglichkeit. Der ſteile Weg, das Glatteis, unſer eigner trauriger Zuſtand ; Alles trug dazu bei. Ohne Schuhe, mit aufgegangenen, blutenden Füßen, ſchleppten wir uns kaum ſelbſt mehr fort. Die Karren blieben alſo ſtehen, und unſ're unglücklichen Landsleute erhoben ein Jammergeſchrei.

Eine Viertelſtunde, und wir bekamen einen heftigen Schneeſturm — „Ich kann nicht weiter !“ — rief jetzt Donald, und ſank hin — „Ich auch nicht !“ — gab ich zur Antwort — „Ich fühle, daß es zu Ende iſt !“ — Wir ſchleppten uns ein wenig ſeitwärts ; die Kolonne zog gleichgültig vorbei — Donald war noch ſchwächer als ich. — Er ſenkte den Kopf auf die Bruſt, und hörte mich nicht.

Ich ſah ihn an ; er war leichenblaß — Seine Augen waren geſchloſſen, doch ſeufzte er noch — Ich wollte beten ; ich vermochte es nicht — „Dein letzter Augenblick iſt gekommen !“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Nun, Vater und Mutter haben dir verziehn !“ — So ſchloß ich die Augen, und fing an einzuſchlummern ; als ich plötzlich ein ſtarkes Geräuſch vernahm. Es war nicht der Wind, es klang wie Waffengeklirr.

Mechaniſch blickte ich auf, und ward in einiger Entfernung eine franzöſiſche Patrouille gewahr. Aufſpringen, das Gewehr anlegen und abfeuern — war eins: Der Schuß weckte noch an dreißig andere Marode in meiner Nähe auf; nur Donald ſchlief immer fort. Wir formirten uns vor ihm, und fällten das Bajonett. Die Franzoſen machten Halt, und ſahen ſich einige Minuten um; dann marſchirten ſie links ab, ohne einen Schuß zu thun.

Unterdeſſen war auch Donald wieder zu ſich gekommen, und wir beſchloſſen, der Kolonne nachzugehn. Einer unſerer Kameraden hatte noch ein wenig Rum, wir bekamen jeder ſechs bis ſieben Tropfen davon. So ging es wieder vorwärts, und nach ohngefähr einer Stunde war Caſtro erreicht. Hier ward indeſſen nichts als etwas Zwieback und Branntwein vertheilt.

Am folgenden Morgen weiterer Marſch, wenn unſer Jammerzug ſo genannt werden kann. Die Franzoſen zeigten ſich abermals, hielten aber eben ſo wenig Stich. — „O! Warum müſſen wir uns ſo ſchändlich zurückziehn!“ — rief Allos — „Warum müſſen wir ſo ehrlos vor Hunger und Kälte umkommen, während der Feind uns nicht ein Mal Stand hält?“ — So klagten wir um die Wette, denn noch immer wußten wir nicht, daß Bonaparte ſelbſt mit der ganzen Hauptarmee hinter uns d'rein war.

Wir hatten abermals einen hohen Berg zu überſteigen, und ließen einige zwanzig Mann von unſ'rer Kompagnie zurück. Auch die meiſten Frauen und Kinder, die bis jetzt noch Alles ausgehalten hatten, fanden hier ebenfalls ihren Tod. Es war ein herzzerreißender Anblick, dieſe unglücklichen Weſen ſo verſchmachten zu ſehn. Dennoch konnten wir nicht das Mindeſte für ſie thun.

Als wir den Berg hinabſtiegen, trafen wir auf ein ſchönes, junges, eben verſtorbenes Weib. An ihrer Bruſt lag ein lieblicher Knabe, von etwa ſieben Monaten, und ſaugte ruhig fort. O, nie werde ich dieſen Anblick vergeſſen; er preßte uns Allen Thränen aus. Keiner ſprach ein Wort; aber jeder war tief gerührt.

Da kam ein Adjutant von Sir John Moore, wickelte das Kind in ſeinen Mantel, und rief: — „Kameraden! — Ihr Alle ſeyd Zeugen! — Ich ſorge für dieſes unglückliche Kind!“ — Wir riefen ihm ein „Hurrah“ zu, und warfen eine Decke über den Leichnam. So ſtiegen wir vollends in das Thal hinab, und kamen in Lugo an.

Hier ward ich mit Donald, und noch vier andern, bei einem Bäcker einquartiert. Dieſer nahm uns freundlich auf, räumte uns aus Mitleiden die warme Backſtube ein, und gab uns Wein und Eſſen in Ueberfluß. Dies that uns ſehr wohl, und wir hatten eine vortreffliche Nacht. Da wir nun überdem zwei Tage raſten durften, wurden wir gänzlich wieder hergeſtellt.

Siebentes Kapitel.

Inhalt.

Weiterer Marſch — Schreckliche Nacht — Scharmützel — Ankunft in Coruña — Der Ozean — Neue Gefechte — Pferdegemetzel — Der letzte Kampf — Die Einſchiffung — Der erblindete Freund — Die Küſte von England — Ankunft in Plymouth.

Der folgende Marſch war ziemlich erträglich; wir hatten helles Wetter und Sonnenſchein. So ging es fort bis drei Uhr Nachmittags, und ſchon lag wieder ein freundlicher Ort vor uns. Auf einmal hieß es: — die Franzoſen ſind da! — Sie lagern nicht weit von unſerem Hintertrab, jenſeits des Thals! Da kam Befehl zum Bivouakiren, und wir warfen uns gliederweiß auf den Schnee.

Die Sonne ging unter; es ward empfindlich kalt. Langſam und blutroth ſtieg der Vollmond über den ſchwarzen Wäldern herauf, ein trauriger Vorbote der erſtarrenden Nacht. Bald darauf wurden Kavalerie-Patrouillen ausgeſchickt. Sie kamen nach einer Stunde mit beruhigenden Nachrichten zurück. Indeſſen bildeten wir ein Viereck, und machten von den Geſträuchen einige Feuer an.

Um zehn Uhr ward etwas Brod und Branntwein ausgetheilt, und zugleich das Zuſammenſetzen der Gewehre erlaubt. Die Franzoſen ſchienen luſtig und guter Dinge; wir hörten bis Mitternacht fröhliche Tanzmuſik. Aber nun nahm die Kälte mit jeder Viertelſtunde zu. Wie wir uns auch zu ſchützen verſuchten; es half alles nichts. O, es war eine ſchreckliche Nacht! Wir verloren zwiſchen drei bis vierhundert Mann.

Nach zwei Uhr Morgens indeſſen bewölkte ſich der Himmel, und der Wind lief nach Süden um. Dies rettete mich und Donald, denn ſchon nahte ſich uns der ewige Todesſchlaf. Endlich brach der Tag an und die Kolonnen bildeten ſich. Traurig ſahen wir die Leichname unſerer Kameraden neben uns, und verließen das Todesfeld.

Ohngefähr um 9 Uhr zeigte ſich nun der Feind (7. Jan. 1809). Er manoeuvrirte einige Zeit auf unſerer Flanke; endlich griff er uns auf zwei Puncten an. Wir warfen ihn aber mit Ungeſtüm zurück; es war der Kampf der Verzweiflung. Die Franzoſen wichen, jedoch in vortrefflicher Ordnung. Wir faßten Poſto, und blieben ſo ſtehen, bis es finſter zu werden anfing. Dann aber begannen wir unſern Rückzug, und nahmen in einem Orte Quartier.

So ging es fort bis zum 11. Jan., wo endlich, nach mancherlei Scharmützeln, Coruña, als das Ziel unſerer Beſchwerden, erreicht ward. Ach, wer beſchreibt unſer Gefühl, als wir das Meer wieder ſahn! Alles Elend, aller Schmerz war vergeſſen; das ganze Heer brach in ein Freudengeſchrei aus. — Ja der Ocean und England; ſie ſind ewige, unzertrennliche Freunde; ſie können keiner ohne den andern ſeyn!

Die Transportſchiffe waren noch in Vigo; man erwartete ſie indeſſen jeden Augenblick. Die Ruhe und Pflege that uns nun ſehr wohl, leider aber nur kurze Zeit. Schon am 13. nämlich nahmen die Franzoſen eine Poſition bei Perillo, verſtärkten ſich ſtündlich, und warfen mehrere Batterien auf. Man wird indeſſen leicht glauben, daß zu ihrem Empfange Alles vorbereitet war.

Am 14. Morgens begannen ſie eine Kanonade auf unſere Poſition, allein ihre Batterien wurden in Kurzem zum Schweigen gebracht. Während dem liefen die Transportſchiffe ein, und alle Hände wurden ſogleich in Thätigkeit geſetzt. Wir ſahen aus unſerem Lager auf die Stadt und den Hafen hinab. O wie freuten wir uns dieſer Zurüſtungen zur baldigen Abfahrt nach der Heimath!

Ein ſonderbares Schauſpiel anderer Art ward dagegen am Strande bemerkt. Man ſchoß nämlich eine Menge Pferde daſelbſt todt. Ob ſie unbrauchbar waren, oder ob es zum Einſchiffen derſelben an Raum fehlte, weiß ich nicht. Genug, alle Augenblicke fielen Piſtolenſchüſſe, und bald war das Ufer mit einer Menge todter Pferde bedeckt. Dieſe armen Thiere ſchienen ihr Schickſal vorauszuſehn, denn ſie geberdeten ſich ganz wüthend und wieherten auf eine entſetzliche Art. Mehrere riſſen ſich ſogar los, und ſprengten längs dem Strande hinab.

Endlich am 16. Januar Morgens war Alles in Ordnung, ſo wie Alles zu unſerer Einſchiffung bereit. Plötzlich erhielten wir gegen Mittag Nachricht, daß die Franzoſen im Anmarſche ſeyen. Bald ſahen wir ſie auch wirklich auf unſern rechten Flügel andringen, wo ſie das Feuer unſerer Pikets empfing. Unſere Poſition war auf dieſem Flügel äußerſt ſchlecht. Verloren wir dieſelbe, ſo war es gänzlich um uns geſchehn. Es begann daher ein furchtbarer Kampf.

So ſehr uns indeſſen der Feind an Zahl und Artillerie überlegen war, die Brigade von Lord Bentink hielt ihn dennoch auf. Aber bald bemerkte Sir John Moore, daß ſie uns zu umgehen dachten, und nahm ſeine Maaßregeln darnach. — „Denkt an Egypten!“ — rief er, und ſo ging es vorwärts. — Das 42ſte hatte keine Munition mehr, und wich ein wenig zurück! — „Wie?“ — rief er — „braves 42ſtes! — Habt ihr keine Bajonette mehr?“ — So entflammte er es von neuem, und es trieb Alles vor ſich her. — In dieſem Augenblicke empfing er den tödtlichen Schuß.

Erbittert warf ſich jetzt der Feind auf unſern linken Flügel und unſer Centrum. Aber dieſe Poſition war vortrefflich, und wir trieben ihn mit großem Verluſte zurück. So fing es an zu dämmern: die Nacht beendigte den Kampf. Indeſſen behaupteten wir das Schlachtfeld in voller Ordnung bis zehn Uhr. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, der Mond ging erſt um ein Uhr auf.

Jetzt kam Befehl, uns langſam und ſchweigend zurückzuziehn und ungeſäumt zu Schiffe zu gehn. Es geſchah; unſer Regiment bildete den Nachtrab, nur ungefähr funfzig Mann blieben zur Unterhaltung der Feuer zurück. So langten auch wir mit Anbruch des Tages am Strande an. Aber in dem Augenblicke der Einſchiffung beſetzten die Franzoſen die Höhen von St. Lucia, und eröffneten ein heftiges Feuer auf uns.

Die Verwirrung war groß; doch kamen wir glücklich in See. Unſere Kriegsſchiffe hielten indeſſen den Feind in Reſpect, und bald waren wir außer ſeinem Bereich. — Von der Eile und Unordnung unſerer Einſchiffung nur einen Beweis: Wir hatten Gemeine und Offiziere von nicht weniger als ſieben Regimentern an Bord. Aber wie hätte es anders ſeyn können? — Man ſtürzte ſich in das erſte beſte Boot, wo noch Raum zu finden war.

Mein armer Donald hatte ſchon lange an den Augen gelitten; jetzt wurde er völlig blind. — „Ach!“ — rief er mit Schmerzen — „ach hätteſt Du mich in Spanien ſterben laſſen; ich wäre beſſer daran als ſo! — Ach Gott, ich bin ein blinder Bettler, mir und meinen Freunden zur Laſt! — Ach, ich werde meine Berge nie wieder ſehn!“ — Ich tröſtete ihn und ſorgte für ſeine Pflege nach Möglichkeit.

Endlich am Morgen des eilften Tages mit Sonnenaufgang — welcher Zauberruf! — „*Land a-head! — Old England once again!*“ * — Wir weinten wie die Kinder, und waren vor Freude und Seligkeit außer uns. — Nachmittags ankerten wir vor Plymouth, und wurden ſogleich mit friſchen Lebensmitteln erquickt. Ausſchiffen indeſſen durften wir uns noch nicht. Wir ſollten nemlich erſt neue Monturen bekommen, was auch höchſt nöthig war.

Endlich am fünften Tage erhielten wir Alles, und fuhren fröhlich an's Land. Die Einwohner empfingen uns mit vieler Herzlichkeit, und luden uns um die Wette ein. Wir marſchirten hierauf nach Aſhford, und blieben ruhig daſelbſt bis in die Mitte Juni. Ich ſchrieb meiner Mutter ſehr fleißig, und bekam regelmäßig Antwort von ihr.

---

* Land vor uns! Einmal Alt-England wieder!

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Das Lager von Gosport — Ueberfahrt nach Vliſſingen — Landung und Gefechte — Die furchtbare Beſchießung — Merkwürdiger Angriff — Jammerbilder — Sumpffieber — Rückkehr nach England.

Am 20. Juni erhielten wir Befehl nach Gosport zu marſchiren, wo bereits ein Lager geſchlagen war. Wir langten an, fanden ſchon einige tauſend Mann beiſammen, und erfuhren, daß eine große geheime Unternehmung im Werke ſey. Mein armer Donald hatte dieſe ganze Zeit im Hoſpitale zugebracht. Jetzt kam er völlig geheilt wieder zu uns. Man kann denken, wie erfreut ich darüber war.

Die Armee war gebildet; der Juli neigte ſich allmählig zu Ende; unvermuthet kam der Befehl zur Einſchiffung. Wir merkten indeſſen bald, daß unſere Beſtimmung in der Nähe ſey. Kaum wären wir auch an Bord, ſo ward uns die Inſel Walchern genannt. Am 28. Juli verließen wir endlich die Dünen, erreichten Vliſſingen * in ungefähr dreißig Stunden, und landeten ohne Widerſtand.

Unſer Regiment war das erſte, das ans Ufer kam. Das 68ſte und 85ſte folgte uns. Wir bildeten hierauf eine Brigade unter dem Generalmajor von Rollenburgh, nahmen eine Poſition, und fingen die Schanzarbeiten an. Wenig Tage, und das ganze Heer befand ſich in der Linie, und überall ſtiegen Batterien empor. An Lebensmitteln und ſtarken Getränken war Ueberfluß. Auch ward uns regelmäßig gutes Trinkwaſſer zugeführt.

Indeſſen hielten ſich die Franzoſen, was auch die Urſache ſeyn mochte, gänzlich ſtill. Erſt

---

* Im Engliſchen Flushing.

am 7ten Abends wagten ſie einen Ausfall, jedoch ohne allen Erfolg. Sie wurden auf der Stelle zurückgetrieben und dies mit großem Verluſt. Mehrere von ihnen waren ſo betrunken, daß man ſie mit Erbarmen anſah. Wir ließen daher vom Verfolgen ab, und gaben einen Generalpardon.

Am 10. Abends hatten wir ein furchtbares Gewitter und eine Art von Wolkenbruch. Zugleich ließ General Monnet * die Schleußen öffnen und die Dämme durchſtechen, was wahrſcheinlich vorbereitet war. Kaum hatten wir Zeit uns zu retten, als ſchon das Waſſer die Laufgräben zu füllen begann. Indeſſen trafen wir Gegenanſtalten, und nahmen eine neue Poſition.

So begannen wir am 13. Aug. Abends ein furchtbares Feuer mit Kugeln auf die Stadt. Zugleich warfen die Schiffe eine Menge Bomben und Brandraketen darauf. Welcher Donner! Welches Krachen! -- Es war, als ſollte die Erde untergehn. — Keine Stunde, und Bli-ßingen glich einem Flammenabgrund. — Grau-

---

* Der Kommandant von Blißingen

ſend ſchön wallte das Meer und der Himmel im glänzenden Wiederſchein. — Einige Minuten Stille, und wir vernahmen Trommellärmen, Feuerhörner, Kommandorufe und Jammergeſchrei.

Gegen Mitternacht rückte unſer Regiment in der Fronte vor. Wir marſchirten auf einem Seedamme, der durchſchnitten war, benutzten aber die Ebbezeit, und drangen ſo unvermuthet in eine der größten feindlichen Batterien ein. Unſer Oberſter war der erſte an der Spitze; er ſpaltete der Schildwache den Kopf mit einem einzigen Hiebe.

Wir folgten ihm auf dem Fuße, und begannen einen ſehr heftigen Kampf. Ich ſelbſt gerieth mit einem feindlichen Offizier zuſammen, der meine Flinte packte und mich niederzuhauen im Begriffe war. Plötzlich aber erhielt er einen Bajonettſtich durch die Bruſt, ſank in die Knie und verſchied. Es war Donald geweſen, dem ich mein Leben verdankte; er befand ſich gerade hinter mir.

So ward das blutige Gefecht auf beiden Seiten fortgeſetzt; endlich aber behielten wir die Oberhand, vernagelten die Kanonen, und zogen uns, mit einigen vierzig Mann Gefangenen, wieder auf den Damm zurück. Jetzt aber begann der Feind ein furchtbares Feuer auf uns. Wir hielten es unerſchrocken an zwanzig Minuten aus. Bald darauf kam indeſſen Befehl, uns wieder in die Linie zu ziehn. Noch eine halbe Stunde, und es ward überall ſtill. Die Unterhandlungen begannen; wir konnten der Uebergabe gewiß ſeyn.

So geſchahe es auch, und ſchon am folgenden Nachmittage beſetzten wir die Stadt. Aber welch' ein Anblick! — Ueberall nichts, als das Bild des Todes und der Zerſtörung — Ganze Straßen in Ruinen! — Verſtümmelte Leichname! — Einſturz drohende Thürme — Die Einwohner bleich und abgezehrt. — Wir aber mit fröhlicher Feldmuſik daher, als wüßten wir von allen dem Elend nicht ſoviel!

Ich befand mich indeſſen nichts weniger als wohl. Die Feuchtigkeit und die beſtändige Anſtrengung hatten ſehr nachtheilig auf mich gewirkt. Kaum vermochte ich mich aufrecht zu halten; dennoch graute mir vor dem Hoſpital — Es wird auch diesmal vorüber gehn! — dachte ich — und ſo zog ich mit auf die Wache, wie mich die Reihe traf.

Ich hatte die Nummer von Zwölf bis Zwei. Die Nacht war klar, und etwas mehr als friſch. Ein dünner, weißer Duft hüllte mit Ausnahme der Dünen die ganze Landſchaft ein. Er fiel mir heftig auf die Bruſt; ich athmete mit großer Beſchwerde, und fühlte mich äußerſt matt. Meine zwei Stunden wurden mir entſetzlich lang; ich dachte, ſie ſollten nie vergehn. Endlich wurde ich abgelößt.

Kaum in der Wachſtube angelangt, fühlte ich mich von einem Fieberſchauer ergriffen, der mir ganz unbekannt war. Der Sergeant hieß mich niederlegen, bis der Tag anbrach. Dann erſchien der Kompagniearzt, griff mir nach dem Pulſe, erklärte mich für gefährlich krank, und ſchickte mich in's Hoſpital. Ich hatte das förmliche Sumpffieber, wie es um dieſe Jahreszeit auf Walchern zu wüthen pflegt.

Einige Wochen darauf ward ich mit noch einigen vierzig Mann nach England eingeſchifft, und in ein Küſtenhoſpital gebracht. Hier blieb ich zwei volle Monate zwiſchen Tod und Leben, in einem Zuſtande ſchwebend, wie ich ihn meinem ärgſten Feinde nicht wünſchen mag. Endlich ward ich in ſo weit hergeſtellt, daß ich die Treppe hinab zu kriechen im Stande war. Ach, die Sonne lockte ſo ſchmeichelnd auf den Raſenplatz!

Langſam hatte ich mich hinuntergeſchleppt; da ſah ich in dem Vorhauſe mehrere Bahren mit Leichnamen ſtehn — Ich trat hinzu — Allmächtiger Gott! — Ich erkannte Macdonald — Ohnmächtig ſank ich auf ihn hin; dies war zuviel für mein Herz. — Erſt nach einigen Tagen kehrte mein Bewußtſeyn zurück; ich war ſterbenskrank. Endlich zu Neujahr 1810 konnte ich wieder zum Regimente abgehn. Man kann denken, ob ich nun meiner Mutter Nachricht gab.

Neuntes Kapitel.

Inhalt.

Garniſon zu Deel — Abermalige Einſchiffung nach Liſſabon — Kriegeriſche Vorfälle mancherlei Art — Höchſtbeſchwerlicher Dienſt — Lage des Feindes — Lächerlicher Vorfall. — Bivouak.

Wir lagen ruhig in Deel, und freuten uns dieſer guten Garniſon. Da kam Ende Septembers plötzlich ein ſehr unerwarteter Befehl. Das Regiment ſollte ſechshundert Mann auswählen; ſie waren nach Portugal beſtimmt. Leider traf dieſes Loos auch unſere Kompagnie. So wurden wir auf zwei Fregatten eingeſchifft, und kamen nach einer ſechstägigen Fahrt zu Liſſabon an. Hier blieben wir ohngefähr eine Woche, und gingen dann zur Armee ab.

Dieſe befand ſich zu Sobral de Monte Agraco einer kleinen mit Hügeln umgebenen

Stadt, und hatte faſt täglich mit dem Feinde zu thun. Wenig Stunden nach unſerer Ankunft machten wir ſelbſt die Erfahrung davon. Es war Nachmittags um vier Uhr; der Generalmarſch ſchlug; ſämmtliche Regimenter ſtellten ſich auf; in dichten Maſſen kamen die Franzoſen auf den Hügeln daher.

Bald wurden ihnen nun ſämmtliche leichte Kompagnien entgegengeſchickt — „Vorwärts!“ — rief unſer neuer Obriſt — „Vorwärts! — Brave Jungens! — Wir müſſen einander kennen lernen! — Zeigt mir, was das 71ſte iſt! — Und ich will nicht zurückbleiben, verlaßt euch darauf!“ — So ging es im Sturmſchritt den Hügel hinan, wo der Feind ſeine Plänkeler zurückzog.

Doch es dauerte nicht lange, ſo wurden wir von einem heftigen Feuer begrüßt. Wir erwiederten es, und dachten vorzudringen, fanden aber den kräftigſten Widerſtand. Ja die Franzoſen gewannen ſogar Boden, und trieben uns den Hügel hinab. Wir faßten jedoch wieder Poſto, und ſchlugen alle ihre Angriffe ab.

Unterdeſſen hatte ſich die ganze Armee aus der Stadt gezogen, und in Schlachtordnung aufgeſtellt. Die Sonne fing an tiefer zu ſinken; die hohen Gebirge waren bereits in Nebel gehüllt. Die Franzoſen ſchienen unſchlüſſig; allem Vermuthen nach bemerkten ſie unſere Ueberlegenheit. Sie zogen ſich alſo in der Dämmerung langſam zurück; wir ſelbſt aber blieben die ganze Nacht unter'm Gewehr.

Als der Tag anbrach, ſchien der Feind wie weggeblaſen, wir kehrten daher nach der Stadt zurück. Aber eben, als wir im beſten Kochen waren, entſtand von Neuem Lärm; es hieß daher abermals — fort! — So blieben wir den ganzen übrigen Theil des Tages bis zum Abend aufgeſtellt. Jetzt aber zogen ſich die Franzoſen abermals zurück, und wir hielten ſie zu verfolgen nicht der Mühe werth. Dagegen ging es nun von Neuem an das Kochen, und das Mittagsmahl ward durch das Abendeſſen eingeholt.

Um vier Uhr Morgens kam Nachricht, daß der Feind von Neuem im Anzuge ſey. Wir erhielten daher Befehl zum Ausrücken, und ſtellten uns vor der Stadt in Schlachtordnung auf. Unſere Kompagnie befand ſich hinter einer niedrigen Lehmmauer, die einen Fruchtgarten umgab. Als der Tag zu grauen begann, ſahen wir die Franzoſen ohngefähr hundert und funfzig Schritt in gerader Linie vor uns.

Kaum zehn Minuten, und ſie kamen in wilden Maſſen und mit furchtbarem Geſchrei auf uns zugerannt. Sie ſchienen durch Brandwein begeiſtert, denn ſie ſetzten wie wüthend über die Mauer, und drangen auf uns ein. So entſtand ein heftiger Kampf Mann gegen Mann, wobei unſere Körperkraft uns trefflich zu Statten kam.

Ich ſelbſt ſchickte zwei bis drei in die andere Welt, und ſo jeder in ſeiner Art. Endlich trieben wir ſie zurück. Alles das geſchah während des fürchterlichſten Regens, deſſen ich mich erinnern kann. Der lehmige Boden glich einem Pfuhle, wir ließen faſt alle die Schuhe darin. Aber wir wußten uns bald zu helfen; wir zogen den todten Franzoſen die ihrigen aus. Ich erbeutete bei dieſer Gelegenheit eine goldene Uhr und ein ſilbernes Krucifix, das ich in einem Hute fand.

Bald darauf ſendete der Feind eine Stillſtandsflagge, um ſeine Verwundeten abzuholen, was augenblicklich bewilligt ward. Gegen Abend zog er ſeine Linie ein wenig zurück, wir aber blieben die ganze Nacht unter dem Gewehr. Der Regen ließ keinen Augenblick nach, und löſchte faſt alle Feuer aus. Zum Glück ward Brod und Brandwein ausgetheilt.

Am folgenden Tage machte der Feind abermals eine kleine Bewegung rückwärts, wir aber waren um ſo ſorgfältiger auf der Hut. So blieben wir einander noch dreimal vier und zwanzig Stunden gegenüber ſtehn. Es regnete dabei unaufhörlich fort, wir hatten keinen trocknen Faden mehr an uns. Endlich erhielten wir Befehl, uns hinter die Linie zu ziehn, und wurden in dem Dorfe Sabreira einquartiert.

Die Brigade beſtand außer unſerem Regimente noch aus dem 50ſten und 92ſten; und ward von dem Generalmajor Sir William Erskine kommandirt. Wir ſtanden auf unſerem rechten Flügel mit der Garde zu Fuß, auf unſerem linken mit dem braunſchweigiſchen Corps in Verbindung, und hatten einen Tag um den andern den Dienſt. Ein Theil von uns mußte dann Werke aufwerfen, ein anderer Theil die Heerſtraße ruiniren, der einzige Weg, auf dem ſich der Feind zu nähern im Stande war.

Indeſſen ſtand er kaum eine Viertelſtunde von uns. Sein nächſter Außenpoſten war fünfhundert Mann ſtark, und lag in einer Windmühle; der unſ'rige nicht viel ſchwächer in einem kleinen Dorfe Buſſace genannt. Von den Deſerteurs meiſtens Italienern und Deutſchen erfuhren wir, daß es den Franzoſen gar ſehr an Lebensmitteln gebrach. Unſere Schildwachen ſteckten daher dann und wann Zwiebacke auf das Bajonett, und trieben allerhand Spaß damit.

Eines Tages hatten ſich die Feinde einen jungen Ochſen verſchafft, und dachten ſich einmal recht gütlich zu thun. Allein ihr Fleiſcher hieb fehl, und das Thier rannte gerade auf unſere Linie los. Wir ließen den „zahmen Einender“ kommen, ſo weit es nöthig war, fingen ihn dann auf, und ſchlachteten ihn vor der Fronte nach Meiſterart.

„Hurrah! Hurrah!“ — ſchrien wir nun hinüber — „Halbpart, wenn ihr wollt!“ — Sie „züngelten“ freilich nicht wenig nach dem Braten; allein ſie trauten uns nicht! — „Hurrah! Hurrah!“ — riefen wir wiederholt — „'S iſt Ernſt! Auf's Ehrenwort!“ — Holt euren Theil, und ſeyd unbeſorgt.

„Nun denn! Wir kommen!“ — antworteten ſie, und bald darauf kam ein Offizier mit einer Stillſtandsflagge und vier Grenadieren an. Wir gaben ihnen, was wir verſprochen hatten, und jedem noch ein Glas Rum dazu. Hocherfreut dankten ſie tauſend Mal. — „Dieſe Nacht keinen Schuß, wenn's euch gefällig iſt!“ — ſagte der Offizier.

„Gut! Es gilt!“ — erwiederte unſer Kapitain! — Auf's Ehrenwort! — Ja! Auf's Ehrenwort! — „Nun denn gute Nacht und guten Appetit — Eben ſo viel und noch einmal herzlichen Dank!“ — So ſchieden ſie, und ſo blieb es dabei! — Auch die nächſten drei Wochen fiel nicht das Mindeſte vor; beide Theile beobachteten ſich. Da das Wetter immer kälter ward, hieben wir die Olivenbäume zu hunderten um.

Zehntes Kapitel.

Inhalt.

Rückzug und Verfolgung des Feindes — Barbareien — Die Ziegenkolonne — Alcanterina — Fouragiren — Schlacht — Umſtändliche Beſchreibung davon — Wunderbare Erhaltung — Neue Vorbereitungen.

Am 14. November gegen Abend wurden wir durch drei entfernte Kanonenſchüſſe überraſcht. Bald darauf bemerkten wir, daß die ganze feindliche Linie in Bewegung gerieth, und die Vorpoſtenkette verſtärkt ward. Zu gleicher Zeit loderten eine ungewöhnliche Menge großer Feuer auf. Wir machten uns auf einen Angriff gefaßt, und blieben die Nacht hindurch unter'm Gewehr. Doch als der Tag zu grauen anfing, war weit und breit kein Franzoſe zu ſehn.

„Sie ſind in vollem Rückzuge!“ — rief Alles, und wirklich war dies vollkommen wahr —

Keine Stunde, und das ganze Heer hatte die Hügel erreicht. So ging es vorwärts bis Sobral, wo ſich ein großes franzöſiſches Hoſpital befand. Wir mußten hier warten, bis Brod und Fleiſch ankam; es wurde davon auf drei Tage vertheilt. So brachen wir erſt am andern Mittag auf, und ſetzten unſern Marſch mit möglichſter Schnelligkeit fort.

Am 17. machten wir ohngefähr hundert Mann zu Gefangenen; wir fanden dieſelben in einem Gehölze verſteckt. Schon war der Weg durch Leichname und Trümmer bezeichnet; Alles erinnerte uns an unſern Rückzug nach der Coruña. Aber noch ſchrecklicher ſah es in den Ortſchaften aus; die Franzoſen hatten ärger als Barbaren gehauſ't. Mord, Brand, Plünderung, Nothzucht — Jedes Haus ein Grab; jedes Dorf ein Bild der Zerſtörung.

So ſetzten wir die Verfolgung des Feindes noch mehrere Tage fort, und fanden überall dieſelben Spuren teufliſcher Grauſamkeit. Endlich kamen wir vor Santarem an, das in einer ſchönen Ebene liegt, und ſahen die Anhöhen von den Franzoſen beſetzt. Wir dachten einen Angriff zu verſuchen; allein die Poſition war viel zu ſtark für uns.

Es ging daher noch eine Stunde weiter, bis zu einem Dorfe Burbo genannt. Nicht weit davon ſtießen wir auf eine Heerde Ziegen, die in gerader Linie auf uns zukam. Dieſe Thiere weichen in Portugal und Spanien den Menſchen niemals aus. Sie durchbrachen daher auch unſere Glieder, ſetzten eine große Menge von uns auf den Boden, und brachten die ganze Kolonne in Unordnung. Indeſſen fingen wir dafür wenigſtens ein Dutzend ein, und hatten eine herrliche Abendmahlzeit.

Am 4. December langten wir endlich zu Alcanterina an, und blieben in Garniſon daſelbſt. Die Lebensmittel waren indeſſen gewaltig knapp; wir bekamen nichts als zähes, mageres Rindfleiſch. So wurden denn alle Tage Fouragepartbien nach Mais und Gemüſe ausgeſandt. Endlich entdeckten wir ein geheimes Gewölbe mit Schinken und Wein angefüllt. Das war ein Feſt; zehn Tage lang ward nun in Saus und Braus gelebt.

Bald darauf ward auch ein Ledervorrath ausgemacht — Welch ein anderer vortrefflicher Fund, denn mit unſerem Fußwerk war es erbärmlich beſtellt. Unſere Schuſter gingen nun ſogleich an die Arbeit, und ſo wurden wir bald bedient. Ueberdem erhielten wir Mann für Mann noch ein Paar Sohlen und Abſätze zum künftigen Gebrauch.

Das Fouragiren dauerte fort; wir behalfen uns faſt den ganzen Winter ohne Brod — Rindfleiſch mit Mais gekocht, dann geröſteter Mais in Wein geſotten, machte beinahe Tag für Tag unſere einzige Nahrung aus. In Wahrheit, wir mußten es als ein Glück betrachten, daß es uns wenigſtens nicht an Wein gebrach. Aber ekel durften wir freilich nicht ſeyn. Fanden wir doch einmal in einem der ungeheuren Fäſſer einen Franzoſen, in voller Rüſtung der vortrefflich erhalten war.

Am 3. März 1811 kam endlich Befehl zum Aufbruch, und zwei Tage darauf befanden wir uns in vollem Marſch. So ging es langſam bis zum zweiten des folgenden Monats fort. Jetzt faßten wir Poſto in dem Städchen Alberguira an der ſpaniſchen Grenze, und blieben bis zum dreißigſten daſelbſt. Dann brachen wir nach Fuentes (de Honore) auf, und hatten einen dreitägigen äußerſt beſchwerlichen Marſch dahin. Endlich mit Sonnenuntergang kamen wir an, und ſtellten uns ohngefähr eine halbe Stunde davon in Schlachtordnung auf. Es fehlte an Allem; ſchon hatten wir ſeit zwei Tagen nicht einmal Brod gehabt.

Die Nacht war ſtill und lieblich; wir ſchlummerten reihenweiß auf die Gewehre geſtützt. Um zwei Uhr Morgens ward etwas Rum und Zwieback ausgetheilt, dann hieß es. — „Marſch! — die Stadt beſetzt!“ — Es geſchah; wir hatten noch ſechszehn leichte Kompagnien und die ganze Reiterei bei uns. So ſtanden wir etwa eine halbe Stunde unter dem Gewehr, als unſer Obriſt neue Befehle erhielt.

„Burſche!“ — rief er — „Ihr habt dieſe Tage nur wenig zu kauen gehabt! — Aber da unten gerade aus, da giebt's ein herrliches Traktament! — Vorwärts, und jeder nehme ſich ſeinen Theil!“ — Vorwärts! Hurrah! Hurrah! — riefen wir dreimal, und drangen im Sturmſchritt vor. Wir verſtanden recht gut, von welchem Traktamente er ſprach.

Keine halbe Viertelſtunde, und wir ſtießen auf die Hälfte der leichten Kompagnien. Sie hatten bedeutend gelitten, und waren in völligem Rückzug. — „71ſtes“ — riefen ſie —

„Probirt es nur: der Teufel hat heute ſein Spiel!“ — Wir ſtürmten fort, und ſahen den Feind in Kurzem vor uns. — Da! — rief der Obriſt! — da Burſche iſt Roaſtbeef! — Eingehauen, was das Zeug hält! — Ich bin auch dabei! — Gewehre gefällt! — Vorwärts!

Und darauf los gieng es mit einem dreimaligen Hurrah; dann aber ward alles ſtill — „Feſtgeſchloſſen! Feſtgeſchloſſen! das war das einzige ruhige Kommandowort unſerer Offiziers! — die Franzoſen dagegen brüllten wie Raſende, und ſpießten ſich im eigentlichen Sinne ſelbſt auf unſern Bajonetts.

Nun entſtand ein furchtbares Gemetzel mit gegenſeitigem ſehr großen Verluſt. Aber endlich brachten wir ſie zum Weichen, und verfolgten ſie ohngefähr eine Viertelſtunde lang. Wir mußten nämlich ablaſſen, weil ihre zahlreiche Reiterei uns in die Flanke zu kommen anfing. Indeſſen faßten wir hart vor der Stadt wieder Poſto, bildeten ein Viereck, und ſchickten ſie mit einbrechender Nacht wohlbedient und wohlbezeichnet mit großem Verluſte wieder heim.

Wie immer, ſo kam ich auch diesmal unverſehrt davon; aber in Wahrheit nur durch eine Art Wunderwerk. Ein Franzoſe ſtieß nämlich mit dem Bajonette nach mir. Dieſes aber ging zwiſchen Hemd und Weſte in meinen Torniſter hinein. In dem Augenblicke drückte mein Hintermann ab, und ſchoß den Franzoſen durch die Bruſt. Ich ſehe mich um, da riß mir eine Flintenkugel den Achſelknopf weg, und traf denſelben Schützen, der eben von Neuem lud. Ich ſelbſt feuerte in dieſem hitzigen Gefechte, nicht weniger als hundert und ſiebenmal ab.

Gegen eilf Uhr zogen wir uns in die Stadt, und bivouakirten daſelbſt. Die Einwohner brachten uns Mehl, Schinken, geräucherte Würſte u. dergl., wir hielten nach langem Faſten ein köſtliches Abendmahl, dazu Wein und Brandwein im Ueberfluß. Durch unſern Sieg ward nämlich die Stadt vor der feindlichen Plünderung geſchützt. Nach zwei Uhr Morgens ſchlummerten wir einen Augenblick; doch bald ſchlug wieder der Generalmarſch, und wir zogen uns aus der Stadt.

Um zehn Uhr Vormittags ward ein Waffenſtillſtand von vierzehn Stunden abgeſchloſſen.

jeder Theil ließ nun ſeine Verwundeten abholen, und ſorgte für ſie. Wir übrigen putzten, kochten, wuſchen u. ſ. w., wie es die Gelegenheit gab. So eine Waffenruhe iſt ein wahres Feſt. Die Franzoſen tanzten den ganzen Nachmittag auf einer ſchattigen Wieſe keine zweihundert Schritte von uns. Bei dieſer luſtigen Muſik ſchmeckte uns der Wein noch einmal ſo gut.

Gegen eilf Uhr kam ein Deſerteur bei uns an. Es war ein Deutſcher und eine ſehr ehrliche Haut. Er brachte die Nachricht, daß auf den morgenden Tag ein allgemeiner Sturm beſchloſſen ſey. Dieſer Wink kam uns ſehr zu Statten; wir nahmen unſere Maasregeln darnach. Schon um Mitternacht waren alle Außenpoſten verdoppelt, und alle Anordnungen gemacht. Muthig erwarteten wir den Feind.

Eilftes Kapitel.

Inhalt.

Heftiges Gefecht — Siegreicher Ausgang — Entſetzlicher Marſch — Badajoz — Einzelnheiten — Arroyo del Molino — Abermaliger Kampf — Anekdoten mit Bemerkungen vermiſcht.

Als der Tag anbrach, war alles um uns her in dichten Nebel gehüllt. Wir hatten daher Urſache genug, doppelt auf unſerer Hut zu ſeyn. Indeſſen hielt ſich der Feind ganz ruhig, wahrſcheinlich aus der nämlichen Vorſicht. Endlich um acht Uhr ſiegte die Sonne; da ſtanden wir gegen einander aufmarſchirt. Noch eine Viertelſtunde, und die Franzoſen thaten einen Kanonenſchuß. — Wir beantworteten denſelben, und ſo begann das Gefecht.

Mit wildem Geſchrei und großer Heftigkeit warfen ſie ſich auf uns; ſchweigend und muthig empfingen wir ſie. Zehnmal griffen ſie an: zehnmal trieben wir ſie zurück; es war ein furchtbarer Kampf. Doch gegen Mittag mußten wir weichen; ſie drangen mit beſtimmter Uebermacht vor. Wir retirirten indeſſen langſam und in guter Ordnung, allein die Stadt zu vertheidigen war eine Unmöglichkeit. Demnach marſchirten wir hindurch, nahmen eine ſtarke Poſition im freien Felde, und behaupteten ſie.

Jetzt begann nun von beiden Seiten eine der heftigſten Kanonaden, deren ich mich erinnern kann. Die Kugeln flogen wir Spreu daher; doch hatten wir den Vortheil der Stellung. Unſer Feuer war demnach ungleich mörderiſcher; wir ſahen es an den großen Lücken, die der Feind unaufhörlich auszufüllen gezwungen war. Endlich um drei Uhr machte unſere Reiterei einen glänzenden Angriff, und warf ihn.

Wir folgten im Sturmſchritt nach, und drangen ſo wieder in die Stadt. Hier kam es zu einem neuen Gefecht; aber wir blieben auch diesmal im Vortheil. Keine Stunde, und der Feind zog ſich in ſeine alte Poſition zurück. Nach Sonnenuntergang erſchien ein Parlamentär. Seine Botſchaft betraf die Todten und Verwundeten; er erhielt alles ohne Schwierigkeit. Wir bivouakirten nun wie gewöhnlich, und wurden von den hocherfreuten Einwohnern mit Brod und Wein in Ueberfluß verſehn.

Am 7. Mai verließen die Franzoſen ihre Stellung; am folgenden Tage zogen ſie ſich völlig zurück. Wir erhielten daher Befehl, wieder nach Alberguira zu marſchiren, wo eine Verſtärkung von zweihundert Mann zu unſerem Regimente ſtieß. Eine Nacht, einen Tag, und wieder eine Nacht, ging es nun bis Penna Mayor. Die Hitze war ſo groß, daß ſich an Reihe und Glied zu halten, gar nicht denken ließ.

Ich ſelbſt glaubte verſchmachten zu müſſen; meine Lippen waren über und über mit Blaſen bedeckt. Das Waſſer in unſern Feldflaſchen war wie gekocht, und vermehrte nur den Durſt. Endlich ahmte ich einem Kameraden nach, nahm einen kleinen Kieſel in den Mund, und ſaugte daran. Dies verſchaffte mir große Erleichterung, und erquickte mich ordentlich. Am andern Morgen brachen wir mit dem 50ſten und 92ſten nach Badajoz auf; der Reſt der Diviſion aber ging nach Alberguira zurück.

Wir brachten auf unſerem Marſche ſieben volle Tage zu. Er war bei der drückenden Hitze und dem häufigen Mangel an Waſſer einer der beſchwerlichſten, deren ich mich erinnern kann. Wir blieben in Badajoz nur eine Nacht, fanden aber die beſte Aufnahme daſelbſt. Herrliches Maisbrod, gute Chorizos,* ein trefflicher rother Wein, ſchöne Orangen, vorzüglich eingemachte Oliven u. ſ. w. wurden uns überall ſehr reichlich vorgeſetzt.

Von Badajoz ging es erſt nach Talavera Real, dann nach verſchiedenen uns unerklärlichen Märſchen, die durch die Bewegungen der Hauptarmee beſtimmt wurden, in das Lager bei Torre de Moro, wo die Brigade bis Anfang Juni blieb. Wir marſchirten hierauf nach Burbo, ſtanden daſelbſt bis zum 17. des genannten Monats, und zogen uns dann über Portalegre nach Caſtello de Vido, ohngefähr drei Stunden davon. — Abermals erhielten wir eine Verſtärkung von 350 Mann aus England.

So garniſonirten wir bis zum 20. October, ohne daß etwas Neues vorfiel. Aber am 22.

---

* Sprich: Schoriſos — Geräucherte Bratwürſte. Die von Badajoz ſtehen gerade in großem Ruf.

kam Nachricht, daß eine franzöſiſche Diviſion von 4000 Mann in Eſtremadura hauſe, und uns einen Theil unſerer Proviſionen u. ſ. w. abzuſchneiden, im Begriffe ſey. Wir brachen demnach unverzüglich auf, und nahmen unſere Maasregeln ſo gut, daß unſere Bewegung gänzlich unbemerkt blieb. Am 27. Oct. Abends um zehn Uhr befanden wir uns zu Alcueſca, eine Stunde vom Feind. Dieſer ſtand nämlich zu Arroyo del Molino, und hörte erſt jetzt von uns.

Wir waren über und über durchnäßt, und wurden zu zwölf Mann und noch mehr in die Häuſer vertheilt. Jetzt erhielt jeder ein halbes Pfund Reis; es ward mit Waſſer und Oel gekocht. Die Einwohner fügten etwas Schwarzfleiſch und einige gebratene Kaninchen hinzu. Wir hatten Befehl, uns marſchfertig zu halten; jeder lagerte ſich demnach, wo er Platz fand. Um Mitternacht bekamen wir jeder ein kleines Bierglas Rum — Halb ein Uhr ſammelten wir uns, und fort ging es in der ſtürmiſchen Regennacht.

Es war uns Ruhe und Schweigen befohlen worden; man hätte es wahrlich nicht nöthig gehabt. Still und verſchloſſen, ernſthaft, ja mürriſch wadeten wir auf den grundloſen Wegen fort. Der Regen platſcherte in Strömen auf uns herab; der Sturm jagte uns ganze Waſſermaſſen in das Geſicht. Es war eine furchtbare Nacht; außer zwei Blendlaternen an der Spitze der Kolonne, die abwechſelnd gedreht wurden, hatten wir keine einzige Leuchte bei uns.

So fing endlich der Tag an zu grauen, und wir waren ganz nahe bei der Stadt.* Wir fanden die Feuer des Feindes im Verglimmen; er hatte ſeine Poſten zurückgezogen, wie leicht zu denken war. Unterdeſſen gewannen wir den Vortheil, daß der Regen uns nicht mehr in das Geſicht ſchlug. Jetzt kam Befehl, unſere Gewehre zu beſorgen, das Zündkraut nämlich war ganz durchnäßt, und einige fünfzig Schritt zurückzugehn. Hier bildeten wir ein Viereck, und erwarteten den Feind.

Da er indeſſen nicht erſchien, beſchloß der General den Angriff auf die Stadt. Zu dieſem Ende wurden wir in drei Kolonnen abgetheilt. — „Die erſte“ — hieß es — rückt auf der Calle ancha vor; die zweite auf der Calle San Franciſco, die dritte auf der Calle mayor! — Kein Aufenthalt weder rechts noch links! — Immer gerade aus! — Kein Schuß; aber die Baionette gekreuzt! — Feſtgeſchloſſen, aber im Sturmſchritt! — So durch die Stadt, und dann Halt gemacht.

---

* Nämlich Arroyo del Moline.

Um dieſes zu verſtehen, muß man wiſſen, daß jede der genannten Straßen von dem einen Ende der Stadt bis an das andere lief; daß die Richtung derſelben faſt ganz parallel war; und daß ſich unſeren Wegweiſern, die das Oertliche kannten, vollkommen trauen ließ — So ging es vorwärts, und raſch zu den Thoren hinein. Eben ſchlug es auf dem Stadtthurme vier Uhr.

Noch immer floß der Regen in Strömen herab, und alles war düſter und ſchweigend um uns. Aber auf einmal ſtürzten die Einwohner aus den Häuſern, und empfingen uns mit lautem Freudengeſchrei. Luſtig klangen unſere Hörner darein, und unſere Sackpfeifer ſpielten einen fröhlichen, wohlbekannten Geſchwindmarſch.*

---

* Es iſt wie gewöhnlich ein Volkslied, das ohngefähr ſo anhebt:

Drauf und d'ran! Drauf und d'ran!
Nun, wir ſind ſchon da! u. ſ. w.

Vorwärts ging es nun, wie der wilde Gebirgsbach daher ſtürzt. Die Franzoſen halb nackend zum Theil noch ſchlaftrunken wußten nicht, wie ihnen geſchah. Ihr General war in voller Uniform mit einer Menge Orden geziert, hatte aber eine ſchmuzige Nachtmütze auf. Er tobte und ſchrie wie ein Raſender, und trat dabei, ohne es zu wiſſen, ſeinen Federhut in den Koth.

Doch, wir flogen wie der Sturmwind durch die Stadt, und langten faſt zu gleicher Zeit an dem andern Ende derſelben an. So wie nun ſämmtliche Kolonnen die Thore paſſirt hatten, vereinigten wir uns wieder, und machten Fronte gegen den Feind. Es währte auch keine Viertelſtunde, als er uns anzugreifen begann. Allein wir hatten unſere Stellung ſo genommen, daß ihm überall der Weg abgeſchnitten war.

Zweimal verſuchte er ſich durchzuſchlagen; zweimal warfen wir ihn mit großem Verluſte zurück. Plözlich erſchien eine Brigade portugieſiſcher Artillerie, und ſezte ihn in Rücken und Flanke mit Kartätſchen zu. Wir ſelbſt drangen nun mit dem Bajonette auf ihn ein. Da ließen die Franzoſen ein weißes Tuch an ihrem Adler wehen und ergaben ſich. Wir machten 3000 Mann zu

Gefangenen, und erbeuteten unter andern ihr ganzes Gepäck. So zogen wir wieder in die Stadt, und machten zwei Raſttage daſelbſt.

Zwölftes Kapitel.

Inhalt.

Kriegeriſche Bewegungen verſchiedener Art — Die Forts von Almaraz — Sturm und Eroberung — Beſchreibung davon — Das Bivouak im Walde — Die franzöſiſchen Wagehälſe — Marſch nach Boho.

Von nun an garniſonirte die Brigade zu Portalegre, und blieb die ganze lezte Hälfte von 1811 von allem Felddienſte frei. Endlich aber m Januar 1812 brachen wir wieder auf, und eckten die Operationen gegen Ciudad Rodri-o und Badajoz.

Dies war ein äußerſt beſchwerliches Feld-ahr! Nichts als Märſche und Kontremärſche zwiſchen Merida und Almandraleje. Dabei faſt beſtändiger Regen, ſparſame Lebensmittel und täglich Gefechte mit dem Feind. Almandralejo beſonders war für uns ohne Unterſchied der allerwidrigſte Ort. Es liegt wie in einem Moraſte, und iſt ein abſcheuliches Neſt.

Im März marſchirten wir nach Albuera, und legten daſelbſt Linien an. Abermals eine harte Arbeit, die uns zwei volle Wochen Tag und Nacht beſchäftigt hielt. Wir beſahen das Schlachtfeld: es war noch immer mit Trümmern bedeckt. Mützen, Patrontaſchen, Degengehenke, Gewehre, Monturen, Schuhe u. ſ. w., Alles lag unter einander gemiſcht. Zahlreiche Gräber in vielfachen Reihen bezeugten unſern Verluſt.

Bald darauf kam Befehl, mit der ganzen Diviſion vorwärts zu gehen, und zum Angriff bereit zu ſeyn. Wir ſahen das feindliche Heer in voller Schlachtordnung vor uns, waren aber noch durch ein Thal davon getrennt. Die Franzoſen ſchickten uns einige Kanonenkugeln zu; doch ohne allem Erfolg. Wir nahmen eine Poſition, und blieben die Nacht unter dem Gewehr.

Um 2 Uhr Morgens fing der Feind an, ſich zurückzuziehn, und wir folgten ihm. Zwei Tage wüten wir unabläſſig hinter ihm d'rein: endlich kehrten wir nach Almandralejo zurück. So dauerten die Märſche, Demonſtrationen u. ſ. w. bis zur Mitte des Mai's fort. Um nicht langweilig zu werden, gehe ich mit Stillſchweigen darüber hin.

Am 15. brach unſere Brigade nach Almaraz auf. Hier hatten die Franzoſen zwei Forts, die die Brücke über den Tajo beherrſchten, was für uns äußerſt hinderlich war. Wir kamen am dritten Morgen vor Tagesanbruch an, und nahmen eine Poſition auf einem Hügel, der dem Hauptfort gerade gegen über liegt. Schon hörten wir das Rufen der feindlichen Schildwachen,[*] das Rauſchen des Stromes und das Lauten der kleinen Gebetglocken in der Stadt.

Als es heller zu werden anfing, wurden uns die Franzoſen gewahr, und thaten einige Schüſſe auf uns. Wir veränderten unſere Stellung in etwas, um außer ihrem Bereich zu kommen; worauf von beiden Seiten alles ruhig blieb. So verging der halbe Vormittag; es ward unerträglich heiß. Wir erhielten nun Erlaubniß, die Gewehre zuſammen zu ſetzen, die Torniſter abzulegen, und an's Schlachten und Kochen zu gehn.

---

[*] Sentinelle! Prenez garde à vous. Dieſes läuft von Poſten zu Poſten fort.

Bald war Alles in voller Thätigkeit; wir bekamen jeder zwei Pfund Rindfleiſch; aber keinen Biſſen Brod ausgetheilt. Dies galt für eine dreitägige Ration; man kann denken, wie ſehr es an Lebensmitteln gebrach! Zum Glück war wenigſtens noch etwas Rum vorhanden; es kam noch immer ein guter Schluck auf den Mann.

Gegen halb zehn Uhr Abends machte General Hill eine ſtarke Recognoſcirung im Tajothal, und brachte ohngefähr eine Stunde damit zu. Bei ſeiner Zurückkunft ward Kriegsrath gehalten, und allgemein für einen Angriff geſtimmt. Wirklich kam auch gegen Mitternacht der Befehl dazu; zugleich wurden an jede Kompagnie — mit Ausnahme von zweien — die nöthigen Sturmleitern vertheilt.

Der Himmel war mit ſchwarzen Gewitterwolken bedeckt, die Finſterniß außerordentlich groß. Wir konnten keine drei Schritte vor uns ſehn. Der Marſch den Hügel hinab bot wegen der ſtachlichen Geſträuche nicht wenig Schwierigkeiten dar. Indeſſen blieb wenigſtens beiſammen, was eine Leiter trug. Endlich nach zwei Uhr Morgens, als der Tag ein wenig zu grauen begann, langten wir in dem Thale und am Fuße des Hauptforts an.

Jetzt aber ſahen wir, daß ſich vor der untern Batterie ein ziemlich großer Bruch befand, der gerade von derſelben beſtrichen ward. Raſch ſtürzten wir uns hinein, wurden aber in dieſem Augenblicke bemerkt. Die feindliche Schildwache feuerte ihr Gewehr ab, und ſo kam alles in Alarm. Bald begann die Batterie auf uns zu ſpielen; aber wir machten uns wenig oder nichts daraus. Keine vier Schüſſe; wir waren hinüber, und legten die Leitern an. Doch zu unſerem großen Verdruße waren ſie wenigſtens um ein Drittheil zu kurz.

Wir hatten daher kein anderes Mittel, als dieſelben zuſammen zu binden, was aber freilich einige Zeit wegnahm. Unterdeſſen wurden wir mit einer Menge Handgranaten, Steine und Balken begrüßt; ſchoſſen aber auch dafür mehrere Vorwitzige wie Sperlinge todt. Endlich waren die Leitern in Ordnung, und nun ging es mit einem dreifachen Hurrah hinauf.

Wenig Minuten, und wir trieben die Beſatzung mit gefälltem Bajonette aus den Werken, aus der Stadt, den Hügel hinab, und über die Brücke auf das andere Ufer des Stromes. Der Feind floh ſo eilig und ängſtlich, daß er alles im Stiche ließ, und einen Theil der Brücke abbrach, ehe ſein letztes halbes Bataillon hinüber war. Viele davon ertranken, die übrigen wurden zu Gefangenen gemacht.

Unterdeſſen hatten wir natürlich das Hauptfort gehörig beſetzt, und überhaupt alles beobachtet, was nöthig war. Während wir nun in der Stadt u. ſ. w. fouragirten, und eine Menge Lebensmittel fanden, eröffnete das zweite Fort ein lebhaftes Feuer auf uns. Allein unſ're Kameraden im Hauptfort nahmen ſich unſerer treulich an, Flugs kehrten ſie die vierundzwanzig Pfünder gegen das Fort Napoleon, und ruhten nicht eher, bis es vom Feinde verlaſſen ward.

Wir lagerten uns nun in einem Olivenwalde und hielten ein trefliches Mittagsmahl. Endlich gegen Abend ſteckten wir, unſeren Befehlen zu Folge, die Stadt an vier Ecken an, ſprengten die Forts in die Luft, und blieben die Nacht unter dem Gewehr. Von nun an marſchirten wir das

Tajothal bald auf bald ab, wie es nach den Bewegungen des Feindes für nöthig befunden ward.

Am 22. Juli ſpät erhielten wir Nachricht von dem Siege bei Salamanca, und feierten denſelben durch eine fröhliche Nacht. Hierauf folgten wir der Hauptarmee unter Lord Wellington, und garniſonirten bald hier bald dort. So kam der November heran, wir ſtanden dem Feinde abermals gegenüber, und der Obergeneral befahl den Angriff. Im Sturmſchritt ging es eine Anhöhe hinauf; die Franzoſen waren nicht zwanzig Schritte von uns. Wir gaben ihnen eine Salve, und trieben ſie in die Flucht.

Mit einbrechender Nacht lagerten wir uns in einem Walde, wo uns ein Froſchteich endlich mit Waſſer verſah. Wir goſſen unſere Ration Rum darunter, und brockten einige Reſte hartes Brod hinein. Nach einigen Tagen Ruhe brachen wir wieder auf, und marſchirten von Neuem bald vor- bald rückwärts. Die Franzoſen lagen damals in dichten Maſſen bei Salamanca. Lord Wellington merkte, daß ſie uns in den Rücken zu kommen ſuchten, und nahm ſeine Maasregeln darnach. Von nun bildete unſer Regiment den Nachtrab.

Wetter und Wege waren entſetzlich; von oben nichts als Regen; unten ein grundloſer Moraſt. Das ganze Heer marſchirte barfuß, die Schuhe auf die Torniſter geſchnallt. Die Artillerie war kaum mehr fortzubringen, und hielt uns ſtundenlang auf. Unterdeſſen hatten wir das Glück, in einem Walde auf eine Schweineheerde zu ſtoßen, die vergeſſen zu ſeyn ſchien. Wir erſchoſſen davon, ſoviel wir konnten, und befanden uns einige Tage vortrefflich dabei.

Der Feind zeigte ſich unterdeſſen verſchiedene Male, und machte ſelbſt Mine zum Angriff. So wie wir aber ein Viereck bildeten, zog er ſich langſam wieder zurück. Einmal indeſſen kamen doch drei bis vier Wagehälſe von Küraſſiers allein auf uns zu. Wir öffneten die Reihen, und ließen ſie hinein.

Keine halbe Minute, und ſie riefen Pardon. Wir machten ſie zu Gefangenen, und ſchickten ſie zu dem Obergeneral. Hier wurden ſie über die Lage ihrer Armee befragt, und theilten eine Menge Einzelnheiten mit. Sie befand ſich in der traurigſten Lage von der Welt. Ueberdem hatten ſich Ney und Maſſena entzweit, und erſterer war nach Paris abgereiſ't. Der Feind ſchien durch ſeine Spione ſehr ſchlecht bedient. Er hielt uns nämlich für eine abgeſchnittene Diviſion.

Endlich paſſirten wir eines Nachmittags die Agueda auf einer Fuhrt, und nahmen am jenſeitigen Ufer eine Poſition. Die Franzoſen machten einige Stunden ein heftiges Feuer auf uns; allein ihre Kugeln erreichten uns nicht. Der Regen ſtürzte unaufhörlich in Strömen herab; wir hatten keinen trocknen Faden an uns. Am andern Morgen marſchirten wir weiter, bis wir gegen Abend in einer Stadt ankamen, deren Name mir entfallen iſt. Es war indeſſen das ſchmuzigſte Rauchneſt, deſſen ich mich erinnern kann.

Hier bekamen wir jeder zwei Monate Löhnung ausgezahlt, und machten uns eine ſehr fröhliche Nacht. Bald darauf erhielten wir auch neue Hemden, Monturen, Schuhe u. ſ. w., was Alles aus England übergeſchifft war. Wir hatten es allerdings ſehr nöthig; denn wir gingen im eigentlichen Sinne wie die Lappländer daher. Mitte Decembers marſchirte unſer Regiment nach Bohe, und blieb bis zum Mai 1813 ganz ruhig daſelbſt.

Dreizehntes Kapitel.

Inhalt.

Die ſpaniſche Familie — Die Bekanntſchaft auf dem Grabe — Angenehmer Winter — Die kühnen Wölfe — Marſch nach Vittoria — Heftiger Kampf und großer Verluſt — Marſch gegen die Grenze von Frankreich.

Ich war in einem der angeſehenſten Häuſer einquartirt, und hatte es daſelbſt außerordentlich gut. Man kam mir in Allem entgegen; man behandelte mich wie ein Glied der Familie. Dankbar gab ich mich dafür auch den Kindern hin, lehrte ſie ſchreiben, rechnen, zeichnen u. ſ. w., trieb Kurzweil mit ihnen, und ſorgte von Zeit zu Zeit für neues Spielzeug. Es waren zwei allerliebſte Knaben und ein kleines bildſchönes Mädchen, Manuelita genennt. Sie vertrugen ſich auf's Beſte, und hingen an den Eltern mit großer Zärtlichkeit.

Noch machte ich in Boho eine andere mir unvergeßliche Bekanntſchaft. Eines Nachmittags ſpazierte ich nämlich auf dem Kirchhofe, und ruhte endlich unter einem Baume in der Nähe eines dem Anſcheine nach ganz friſchen Grabes aus. Ich hatte den Rücken dagegen gekehrt, und dachte an meine Eltern und die Heimath, als ich ein lautes Schluchzen vernahm. Plötzlich drehte ich mich um, und erblickte eine ſchöne, junge Spanierin, die neben dem Grabe kniete, ſtill ihren Roſenkranz abbetete, und in Thränen ſchwamm.

Ich theilte ihre Betrübniß, ſtand auf, und verbarg mich. Bald ſah ich nun, wie ſie ein kleines gläſernes Gefäß aus ihrem Körbchen nahm, das darin befindliche Weihwaſſer über das Grab ausſprengte, noch ein kurzes Gebet ſprach, und langſam der Pforte zuſchritt. Sie ſah mich gütig aber aufmerkſam an. — „Seyd ihr der gute Soldat von Don Manuel Galvez?* — fragte ſie“ — Ich bejahte es. — „So bleibt! Ich habe Zutrauen zu euch!“

„Doña!“ — erwiederte ich — „Was ſteht zu eurem Befehl?“ — Ach um der heiligen Jungfrau willen! — war die Antwort — „Habt Mitleid mit mir, und ſeyd mein Freund!“ — Sie erhob die ſeelenvollen Augen zum Himmel, ihre Thränen floßen auf ihren Buſen, aber ihr Geſicht war wie verklärt! — Ich reichte ihr die Hand, ich vermochte kein Wort zu ſagen, aber meine Blicke ſprachen für mich.

---

* Der Name meines Wirthes.

„Ihr ſeyd bewegt!“ — ſagte ſie — „Gott lohn' es euch!“ — dieſes Grab verſchließt Alles, was mir theuer war! — „Und was thatet ihr vorhin?“ — fragte ich — „Ich betete für die Ruhe der Seele meines Franciſco, meines in der Schlacht gebliebenen Gemahls! Ach, jedes Ave, jeder Tropfen Weihwaſſer kommt ihm zu gut!“

„Aber es wird ſpät! — fuhr ſie fort — Mein kleiner Carlos ſein Ebenbild wartet auf mich! — Lebt wohl guter Engländer, und bleibt der Freund der armen Marie!“ — So ſchieden wir; lange ſah ich ihr nach mit hochklopfendem Herzen, mit thränenden Augen; noch nie hatte mich noch ein Weib ſo rein, ſo heilig, ſo himmliſch bewegt. Aber ich ſah ſie nur noch einmal wieder; ſie erlag ihrem Schmerz. Acht Tage darauf ruhte ſie mit ihrem Franciſco in einem Grabe.

Dieſer Winter war einer der kürzeſten und angenehmſten, deſſen ich mich in Spanien erinnern kann. Wir lebten mit den Einwohnern des artigen Städtchens wie die Brüder, und wurden — warum ſoll ich es verſchweigen? — auch von den Frauen nicht ungern geſehen. Da gab es denn kleine Feſte aller Art, beſonders in den drei Wochen vor Faſtnacht.

Unter andern führten wir auf dem Marktplatze ein großes engliſches Schlachtballet auf. Welches Erſtaunen! Welcher Beifall! — Unſere Kavaleriſten beſonders waren der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung! — Eben ſo verſuchten wir uns in Stiergefechten, allein mit ungleich wenigerem Erfolg. Es fehlte uns an der nöthigen Gewandtheit; wir trugen nichts als Stöße davon. Zum Glück hatte man die Hörner der Thiere mit ledernen Kugeln verſehn.

Das einzige Unangenehme von Boho waren die vielen Wölfe in der Umgebung der Stadt. Wer daher des Nachts auf einen Außenpoſten kam, der mußte gar ſehr auf ſeiner Hut ſeyn. Die Thiere näherten ſich ohne Scheu, und fielen dann plötzlich über die Schildwachen her. Um keinen falſchen Lärm zu machen, war nämlich das Schießen nur in wenig Fällen erlaubt. Man brauchte alſo Bajonett und Kolben, wie es die Gelegenheit gab. Ich ſelbſt hatte einmal mit einer ſolchen Beſtie zu thun; kam aber äußerſt glücklich, ohne die geringſte Verletzung, davon.

Endlich am 6. Mai 1813 erhielten wir Befehl zum Aufbruch — Die Scheidungsſtunde war hart, am meiſten für die Bleibenden, wie es immer der Fall iſt. Wir zogen über Berg und Thal, und ſchloſſen uns nach einigen Tagen an die Hauptarmee an — Voran ging es nun, quer durch Spanien, immer den halb überwundenen Franzoſen nach. Es waren reizende Gegenden, aber entſetzliche Märſche; ich ſchweige davon. Endlich am 20. Juni Abends lagerten wir uns in der Nähe von Vittoria.

Am andern Morgen hieß es Parade; bald darauf aber kam Gegenbefehl. Endlich um eilf Uhr ward Generalmarſch geſchlagen, und in aller Eile ſetzten wir uns in Bewegung. Wir merkten bald, was uns bevorſtand, zumal, da die ganze Artillerie mit Blitzesſchnelle voran ging. Da paſſirten wir einen kleinen Fluß, kamen durch ein niedergebranntes Dorf, und ſahen auf der andern Seite der Kunſtſtraße das — leere feindliche Lager mit den noch brennenden Wachtfeuern vor uns.

Bald aber zeigten ſich die Franzoſen auf den jenſeitigen Hügeln in völliger Schlachtordnung — „Burſche!“ — rief unſer Obriſt Cadogan! — Jagt die Kerls vollends in ihr verfluchtes Land hinüber, und jeder von euch kriegt ein Pfund Taback extrafein! — D'rauf und dran ging es nun, wie der Orcan, der aus Weſten kommt — Da bekam der Obriſt einen Schuß durch den Arm — „Rache, Rache!“ — ſchrien wir alle — „Hoch lebe Cadogan!“ — Ein blutjunger franzöſiſcher Offizier, der ſich gewaltig mauſig machte, büßte zuerſt dafür.

Der Kampf ward nun immer heftiger; wir hatten es mit dem größten Theile der feindlichen Armee zu thun. Indeſſen vertrieben wir ſie aus ihrer Stellung, und faßten Peſto darin. Die Hitze war entſetzlich; wir vergingen vor Durſt. Eine der Quellen war in einem Augenblicke erſchöpft. Eine andere ward von dem Blute eines Erſchoſſenen gefärbt; jeder von uns bebte davor zurück.

So ſtanden wir den ganzen Tag bis Sonnenuntergang. Endlich waren die Franzoſen in vollem Rückzuge, und wir zogen uns ſeitwärts von Victoria in eine andere Poſition. Bei dieſer Gelegenheit kamen wir an einem großen Bohnenfelde vorbei, und fullten unſere Torniſter bis oben damit an. Jezt erſt bemerkten wir die Größe unſeres Verluſtes; wir vermißten ſiebenhundert Mann! — Es war eine traurige, äußerſt kühle Nacht, wie ſie es gegen Johannis in der Biſcaya faſt alle ſind.

Der folgende Morgen erheiterte uns; an zwei Dritttheile unſerer Vermißten kehrten als Selbſtranzionirte zurück — Wir marſchirten weiter, und kamen nach einigen Tagen zu Pamplona an. Die Franzoſen näherten ſich ihrer Grenze; wir folgten hart hinter ihnen darein. Endlich am 25. Juni in der Nacht verließen ſie Spanien, beſetzten aber die Anhöhen auf ihrem Gebiet. Wir rückten nunmehr vollends vor, und ſchlugen ihnen gegenüber ein Lager auf.

Vierzehntes Kapitel.

Inhalt.

Der Gebirgskrieg — Aeußerſt beſchwerlicher Dienſt — Marſch gegen Bayonne — Unglücklicher Sturmverſuch — Poſition an der Nive — Einzelnheiten — Aris — Marſch auf Toulouſe — Unvermuthetes Wiedertreffen — Vergeltung — Bordeaux — Einſchiffung nach Cork.

Wir befanden uns in einer bedeutenden Höhe; das Wetter war meiſtens kalt und regneriſch. Der beſchwerliche Gebirgskrieg begann; keinen Tag Ruhe; alle Tage Scharmützel, um einige Fuß Terrain. Mit den Lebensmitteln ging es jedoch ſehr gut, denn wir hatten das fruchtbare Biſcaya um und neben uns. Wir mußten indeſſen leichten rothen Wein — Chacoli genannt — mit Brandwein vermiſchen, denn wir waren an die ſchweren Weine des innern Spaniens und an die liquoréſen von Portugal gewöhnt.

So verging der Juli; das härteſte für uns war die ewige Schanzarbeit. Der Feind verſtärkte ſich durch ganze Haufen von Rekruten, und vertheidigte ſeine Grenze mit äußerſter Hartnäckigkeit. Anfang Auguſts ward die Witterung noch unangenehmer als bisher. Wir hatten häufigen Hagel ſo groß wie Taubeneier, und nicht ſelten ſogar Schnee einen halben bis ganzen Fuß hoch. Der Wind blies ſo heftig, daß faſt kein einziges Zelt aufrecht zu erhalten war. Viele von uns erfroren Hände und Füße; mehrere Schildwachen wurden auf ihren Poſten todt gefunden; nie hatten wir uns noch ſo unglücklich gefühlt.

Endlich Anfang Septembers erhielten wir einige Erleichterung. Das Lager ward in ein Thal verlegt, für jeden Gebirgspoſten ein Blockhaus errichtet, und die Mannſchaft aller zwei Tage abgelöſ't. Wir bekamen jezt jeden Abend eine Extraration von Grog,* und wenn wir in den Blockhäuſern waren, eine zweite um Mitternacht. Ueberdem ward aller ſechs bis acht Tage ein Pfund Taback auf den Mann ausgetheilt. So kam die Mitte Oktobers ganz erträglich heran.

---

* Rum mit Waſſer vermiſcht.

In Folge verſchiedener meiſtens ſehr heftiger Gefechte hatten wir die Franzoſen bedeutend zurückgedrängt, und waren in gleichem Maaße vorgerückt. In der Nacht vom 11 — 12. Nov. paſſirten wir die Nive auf einer Fuhrt, und blieben bis gegen den Morgen unter'm Gewehr. Um ein Uhr Mittags ging es vorwärts gegen Bayonne zu; doch ſchon um vier Uhr ward wieder Halt gemacht. Wir bivouakirten längs der Chauſſee; die Nacht war ſtill und angenehm.

Mit Tagesanbruch ward eine Extraration Rum und Brod ausgetheilt. Dann hieß es: — „Braves 71ſtes vor! Sehet dort euer Tagewerk!“ — Es war eine ſchwere Batterie, die den ganzen Weg beſtrich, und ſo eben erſt fertig geworden, wie es ſchien! — Wir eilten im Sturmſchritt vor, aber der Feind befand ſich im erklärteſten Vortheil.

Fünfmal ſetzten wir an; fünfmal mußten wir wieder zurück. Unſer Verluſt war groß; dennoch gewannen wir keinen Fuß breit Raum. Endlich wurden wir durch eine friſche Brigade abgelöſ't, und konnten uns hinter die Linie ziehn. Der Sturm begann von Neuem; der Muth der Franzoſen blieb ſich gleich. Doch zuletzt ſiegte die Uebermacht; die Batterie ward genommen, und Alles niedergehaun.

Wir nahmen jetzt eine Poſition, ohngefähr zwei Stunden von Bayonne am linken Ufer der Nive, wenn ich nicht irrig bin. Der Feind ſtand an dem andern uns gegenüber; die beiderſeitigen Pikete beobachteten ſich. So wie es finſter zu werden anfing, kamen eine Menge großer Boote den Strom hinab.

Sie waren mit allerhand Vorräthen beladen, und nach der Stadt beſtimmt. Wir feuerten nach Möglichkeit, und einigemal mit gutem Erfolg darauf. So bohrten wir z. B. eines der anſehnlichſten, das mit Monturſtücken beladen war, nach den erſten drei Schüſſen in den Grund. Sehr viele dieſer Fahrzeuge kamen indeſſen auch glücklich vorbei. Dies geſchah mit Hülfe der Strömung, die ſie an's jenſeitige Ufer trug.

Am folgenden Tage machten wir eine neue Bewegung; endlich Anfang Decembers gingen wir auf einer Fuhrt über die Nive, ſchlugen den Feind, und rückten in Bayonne ein. Hier hielten wir einen Raſttag, und marſchirten dann gegen Aris. Ueberall gab es nun Gefechte, bald leichte bald ernſthafte; denn der Feind wuchs ſo zu ſagen aus der Erde hervor.

Es war Morgens um zwei Uhr, als wir in Aris einrückten; wir hatten den herrlichſten Mondſchein dabei. Luſtig ertönte unſere Feldmuſik; aber in den öden Straßen war kein einziges Licht zu ſehn. Bald zeigte ſich, daß die ganze Stadt von den Einwohnern verlaſſen worden war. Wir quartierten uns daher ſelbſt ein.

Man begreift leicht, daß dieſes nicht ohne Unordnungen abging; geplündert wurden indeſſen nur Lebensmittel, worunter ſich beſonders treffliches Geflügel befand. Am dritten Tage kehrten die Einwohner zurück, und nun kam alles wieder in den gewöhnlichen Gang. Bald erfuhren wir jetzt, daß unſer Regiment die Garniſon von Aris bilden ſollte, und waren darüber nicht wenig erfreut. So blieben wir bis gegen Ende des Märzes 1814 daſelbſt.

Jetzt ſetzten wir uns in Marſch, um eine Bewegung gegen Toulouſe zu machen, und blieben einige Tage in einem Dorfe liegen, das ohngefähr vier Stunden davon entfernt iſt. Unſer Plan, eine Brücke über die Garonne zu ſchladen, mißlang indeſſen, weil der Strom äußerſt reißend war. Wir nahmen nun eine Poſition auf der Hauptſtraße nach Toulouſe, und warteten die weiteren Befehle ab. Endlich beſchloß der Obergeneral, die Stadt beſtürmen zu laſſen, und beſtimmte den 10. April dazu.

Dies war ein ſchweres Stück Arbeit, denn der Feind hatte ſtarke Verſchanzungen angelegt. Wir kämpften daher den ganzen Tag, und mußten uns dennoch gegen Abend zurückziehn. Während dem Allen, begegnete mir ein ſonderbarer Zufall. Wir hatten eben wieder abgefeuert, als mich eine matte feindliche Kugel in die Weichengegend traf. Plötzlich verging mir der Athem, ich ſank um, und ward auf die Seite gebracht.

Unterdeſſen nahm ich einen kleinen Schluck Waſſer aus meiner Feldflaſche, und erholte mich. Endlich hatte ich das Herz an meine vermuthete Wunde zu greifen, und fand, daß es eine bloße Contuſion geweſen war. Gleichwohl fühlte ich mich ſo matt und angegriffen, daß ich mich nur mit Mühe ſitzend erhielt. In dieſem Augenblicke drangen die Franzoſen vor, und zwei derſelben kamen mit gefälltem Bajonette auf mich los.

Eben wollte der eine zur rechten Hand einen Stoß gegen mich führen, als der andere, ſein Gewehr ſchulternd, ihm zurief: — „Halt Breuſſet! — Thu' mir dem guten

Schotten nichts!“ — Dann wendete er ſich zu mir, und ſagte: — „Erinnert ihr euch meiner noch?“ — Ich konnte wieder Athem holen, und antwortete: — „Nein!“ — „Wir ſahen uns bei Sobral!“ — fuhr er fort.

„Bei Sobral!“ — erwiederte ich — „Ja, jetzt erinnere ich mich Eurer — Ihr wart verwundet, und ich wendete den Streich eines Portugieſen von euch ab!“ — „Ja wohl!“ — gab er zur Antwort — „Ihr wart es, ihr rettetet mich! Jetzt ſind wir quitt! — Da, nehmt einen Biſſen! — Und gehabt euch wohl!“ — Bei dieſen Worten warf er mir einen Pfannkuchen zu, und zog mit ſeinem Kameraden ab.

Wir lagen noch eine geraume Zeit vor Touloufe, und hatten einen höchſt beſchwerlichen Dienſt. Endlich, in einer Nacht, räumte der Feind die Stadt freiwillig, und wir rückten am folgenden Morgen daſelbſt ein. Nach einigen Tagen ward auf Villafranca marſchirt; das feindliche Hauptquartier befand ſich ohngefähr drei Stunden von uns. Es liefen Gerüchte von außerordentlichen Vorfällen in Paris; wir blieben indeſſen auf unſ'rer Hut.

Zwei Tage ſpäter, und Alles entwickelte ſich. Die Franzoſen thaten drei Kanonenſchüſſe; machten aber nicht die mindeſte Bewegung gegen uns. Bald ging das Parlamentiren an; endlich erſchien Marſchall Soult in großer Gala, und ſpeiſte mit Lord Wellington. Nachmittags wußte das ganze Lager, daß Bonaparte auf dem Wege nach Frejus ſey. Wir feierten eine ſehr fröhliche Nacht; es wurden doppelte Rationen ausgetheilt.

Am andern Morgen kehrten wir nach Toulouſe zurück, und blieben daſelbſt einquartiert. Endlich marſchirten wir, Mitte Juni, nach Bourdeaux, und wurden nach Irland eingeſchifft. Hier blieben wir einige Zeit zu Cork, worauf uns Limerick zur Garniſon angewieſen ward. So kam das Frühjahr von 1815 heran.

Funfzehntes Kapitel.

Inhalt.

Beſtimmung nach Canada — Plötzliche Veränderung — Ankunft in Antwerpen — Lage der Armee bis Mitte Juni's 1815 — Vortag der Schlacht von Waterloo — Umſtändliche Beſchreibung davon — Marſch nach Paris — Rückkehr nach England und Schluß.

Es war in den letzten Tagen des Märzes; ich hatte ſo eben um einen vierteljährigen Urlaub angeſucht: Plötzlich traf ein Expreſſer aus London ein, und überbrachte den Befehl zu unſerer Einſchiffung nach Amerika. Ich hatte nur noch ein halbes Jahr zu dienen, und nun ſollte ich über den Ocean nach Canada, vielleicht in eine Grenzgarniſon! — Ach! — Es war ein harter Schlag! — Faſt gab ich mich der Verzweiflung in.

Wir marſchirten nach Cork, ſchifften uns daſelbſt ein, lagen noch ein Paar Tage bei Cove, und gingen endlich in See. Doch kaum drei Stunden — Welche Veränderung! — Auf ein Mal kam nemlich ein Schooner auf uns zu, that einen Signalſchuß, und rief uns durch das Sprachrohr zu: — „Fröhliche Botſchaft!“ — Eiligſt legten wir bei, und erwarteten ihn — Da kam er vollends heran, übergab dem Capitain einen verſiegelten Befehl, fragte nach Seeneuigkeiten, und entfernte ſich.

Nach Deal![*] — rief der Capitain dem Steuermann zu — „Nach Deal“! — wiederhallte das ganze Schiff. — „Hurrah! — Hurrah! — Hurrah! — Nach Deal!“ — ſtimmten wir Alle aus vollem Herzen ein. In einem Augenblicke ward nun die Nachricht allen übrigen Schiffen mitgetheilt, und fröhlich ging es wieder nach der engliſchen Küſte zu.

Es war ſonderbar — Aber in demſelben Augenblicke, wo wir wendeten, ſprang der Wind plötzlich zu unſerem Vortheile um. Wir erreichten daher Deal in weniger als vier und zwanzig Stunden, ſchifften unſere ſchwere Bagage aus, ſegelten dann vollends herum, bis nach Graveſand, und gingen daſelbſt an's Land.

---

[*] In der Grafſchaft Kent.

Bald erfuhren wir nun, daß Bonaparte wieder in Frankreich erſchienen, und ein neuer Krieg unvermeidlich ſey. Dem zu Folge wurden wir, nach einem luſtigen Nachmittage, wieder an Bord verſchiedener Smackſchiffe vertheilt, und gingen, mit der Abendebbe, die Themſe hinab. Nach einer ſechs und dreißigſtündigen Fahrt, befanden wir uns an der Mündung der Schelde, und wurden am folgenden Tage zu Antwerpen ausgeſchifft.

Am nächſten Morgen marſchirten wir nach Louis, und wurden in enge Kantonnirungen vertheilt. Täglich ward nun exercirt, aber täglich nahm auch unſere Ungeduld zu — „In's Feld! In's Feld!“ — riefen wir — „Ein einziger Schlag, und Alles abgethan! — Dann wieder nach Alt-England zurück, und Abſchied und Freiheit! — Indeſſen kam die Mitte Juni 1815 heran, ehe das Mindeſte in unſ'rer Lage verändert ward.

Endlich am 16. brachen wir nach der franzöſiſchen Grenze auf. Es war vier Uhr Nachmittand; wir hatten, auf bodenloſen Wegen, einen äußerſt beſchwerlichen Marſch. Ein Dorf, ein Flecken, eine Stadt nach der andern: aber bis zehn Uhr Abends, noch kein Halt. Wir wußten durchaus nicht, wohin es ging, und welcher Ort zu unſerem Nachtquartier beſtimmt war. Endlich, nach ein Uhr Morgens, erreichten wir ein großes Dorf, und blieben daſelbſt.

Eben marſchirte eine Brigade Braunſchweiger aus; ſie begrüßten uns mit einem dreimaligen Hurrah. Aber wir waren müde und hungrig; zum Glück ward Brod und Branntwein ausgetheilt. Die Einwohner fügten etwas Speck und Schinken hinzu; es war ein dreifach willkommnes Frühſtück. Am 17. in aller Frühe ging es weiter bis gegen zehn Uhr, wo die Hitze uns anzuhalten zwang. Wir lagerten uns daher gegen die Sonne, und wollten eben zu kochen anfangen, als neuer Befehl zum Aufbruche kam.

Wir marſchirten jetzt auf der großen Straße nach Waterloo. Sie war faſt über und über mit Geſchütz und Munitionskarren bedeckt, wir konnten, im eigentlichen Sinne, nur Mann für Mann hindurch. Endlich formirten wir uns wieder, und nun ging es in geſchloſſenen Kolonnen vorwärts. Aber jetzt ſloß der Regen in Strömen herab; gerade wie ehedem zur Winterszeit in Portugal. Das Kanoniren in der Entfernung dauerte indeſſen fort, wie ſchon geſtern der Fall geweſen war.

Der Tag verging unter mancherlei Bewegungen; bald vor- bald rückwärts. Drei Mal ſchien der Feind angreifen zu wollen; drei Mal zog er ſich wieder zurück. Wir blieben unter dem Gewehr, bis ohngefähr gegen eilf Uhr Nachts. Dann aber lagerten wir uns auf dem durchnäßten Boden, jedes Regiment, wie es ſich in der Linie befand.

Das Unſ'rige bildete die Vorhut; man weiß, was dies in der Nähe des Feindes ſagen will. Gleichwohl konnten wir kein Feuer brennend erhalten; denn der Regen glich einem wahrhaften Wolkenbruch. Um ein Uhr Morgens kam General Hill, nahm die Hälfte von einer unſ'rer Kompagnien, und machte eine Recognoſcirung gegen Waterloo zu.

Um zwei Uhr ward eine Doppelration von Rum ausgetheilt, und die bevorſtehende Schlacht angeſagt. Wir putzten unſ're Gewehre, und machten uns auf einen heißen Tag gefaßt. —

Alle brannten indeſſen von Kampfbegierde: denn wir ſahen dieſe Schlacht als die letzte an. — So begann es Tag (18. Juni) zu werden; der Feind hatte alle gegenüber liegende Anhöhen beſetzt.

Unſ're Artillerie fing an zu ſpielen; doch kamen wir noch immer nicht in das Gefecht. Endlich gegen Mittag hieß es: — „Vorwärts!“ — und ſo rückten wir in die uns angewieſene Poſition. Sie war eine der gefährlichſten, denn wir hatten eine der ſtärkſten feindlichen Batterien vor uns. Indeſſen ſank ein großer Theil des Regiments, im eigentlichen Sinne, vor Müdigkeit um.

Ich ſelbſt ſchlief ganz ruhig, bis mein Gewehr von einer Kanonenkugel zerſchmettert, und meinem Nebenmanne der Kopf abgeriſſen ward. Ich ergriff das ſeinige, und ſah mit Entſetzen um mich. Schon lagen an ſechszig Mann in ihrem Blute, und dennoch mußten wir wie die Mauern ſtehn. Mein altes Glück verließ mich indeſſen auch diesmal nicht, ich blieb, den obigen Zufall abgerechnet, gänzlich unverletzt.

Nach zwei Uhr, ritt eine Schwadrone feindlicher Lanzenträger auf uns an. — Wir aber bildeten raſch ein Viereck, und warfen ſie mit großem Verluſte zurück — Jetzt hieß es: — „Die Anhöhen hinauf! — Kolonnen formirt!“ — Es geſchah, wir gewannen Terrain, und feierten unſ're Fortſchritte mit einem dreimaligen „Hurrah!“ — Das Getümmel und der Pulverdampf ward jetzt entſetzlich. Vor, um und neben uns, war Alles mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Die Kavalerieangriffe erneuerten ſich; aber unſere alte Methode machte ſie ſammtlich unwirkſam. Bei einem der heftigſten Choks, hatten wir Lord Wellington in der Mitte des Vierecks, und warfen den Feind mit doppeltem Verluſte zurück. Indeſſen merkten wir, daß es immer mehr vorwärts ging. Wir folgten daher dem Feinde auf dem Fuße, und hielten erſt jenſeits eines Dorfes an. Von der preußiſchen Reiterei verfolgt, befand er ſich nemlich in völligem Rückzug.

Welche Nacht! — Der Regen begann von Neuem, wir lagen mehrere Fuß tief im Schlamme, und bekamen erſt gegen Morgen unſ're Ration. Das Schlachtfeld gewährte nun einen entſetzlichen Anblick. Die Verwundeten, zwiſchen den Todten ſitzend, oder auf allen Vieren kriechend, wurden nur langſam abgeholt, und meiſtens ſterbend in's Lager gebracht. Es gab nichts zu ihrer Erquickung, als hartes Commisbrod und Branntwein!

Unterdeſſen hatten unſ're Fouragirparthien Fleiſch, Geflügel, Kartoffeln u. ſ. w. herbei gebracht. Luſtig ging es nun an's Kochen, und bald verzehrten wir ein ſtattliches Siegesmahl. Ein großer Korb mit Bourdeauxwein, den wir auf einem zerbrochenen, franzöſiſchen Fourgon fanden, erhöhte die Fröhlichkeit noch mehr. Da kam um drei Uhr Befehl zum Aufbruch; kaum eine halbe Stunde, und wir waren in vollem Marſch nach Paris.

Hier endige ich meine Erzählung, denn hier erhielt ich den langerſehnten Abſchied, und kehrte in's Vaterland zurück. — Ich flog zu meiner Mutter — „Ach Herzenskind!“ — rief ſie aus — „Jetzt iſt Alles gut gemacht!“ — Doch bald darauf drückte ich ihr die Augen zu, und fand eine bequeme Gelegenheit, nach Buenos-Ayres zu gehn. Die Erzählung meiner dortigen Schickſale, ein ander Mal.

II.

Tagebuch einer Seereiſe

von

Drontheim nach Malaga,

1820.

Einleitung.

Der Verfaſſer des folgenden Tagebuches, ein gebohrner Holſteiner, hatte, nach Vollendung ſeiner mediciniſchen Studien zu Kiel u. ſ. w., 1810 eine Reiſe nach Paris gemacht. Hier hatte er Gelegenheit gefunden, mit dem Generalſtaabsarzte C. bekannt zu werden, und war auf dieſe Art der franzöſiſchen Armee, unter Maſſena, nach Portugal gefolgt (1811 u. 12).

Später hielt er ſich einige Zeit zu Bourdeaux auf, begleitete dann den Lord H. nach Italien (1814 — 16), und ging zuletzt mit ihm nach Schottland. Hier brachte er anderthalb Jahr in Edinburgh zu, ſchiffte ſich im Spätſommer 1819 nach Kopenhagen ein, ward aber, bei einem ſchrecklichen Sturme, nach

Drontheim verſchlagen, und fand die gaſtfreundſchaftlichſte Aufnahme daſelbſt.

Unter andern machte er auch die Bekanntſchaft eines der reichſten Rheder und Kaufleute, eines Herrn — n. deſſen Reichthum zum Sprichwort geworden war. Dieſer Herr — n. hatte nur eine einzige, ſehr ſchöne und geiſtreiche Tochter, von neunzehn Jahren, Emmy genannt, die aber an einem, wie es ſchien, unheilbaren Nervenübel litt. Der fromme, liebende Vater, betrachtete den Verfaſſer, als wie von Gott geſandt, beſtimmte ihn leicht in Drontheim zu überwintern, und räumte ihm drei der beſten Zimmer in ſeinem anſehnlichen Hauſe ein.

Unſer P — der Verfaſſer — war ein ſchöner, blühender, junger Mann von dreißig Jahren, voll Geiſt, voll Kenntniſſe, voll Talent, und von der feinſten geſelligen Bildung. Er konnte ſicher ſeyn, überall zu gefallen; wie viel mehr nicht im hohen Norden, in Drontheim? In der That, die ganze dortige Frauenwelt war bezaubert von ihm, am meiſten aber Emmy, das liebliche, zarte, kranke, ſehnende Kind.

Von nun an begann ein neues, freundlicheres Daſeyn für ſie aufzublühn. P. war in Allem Meiſter, was das Leben erheitern und verſchönern kann. Er ward die Seele der häuslichen Geſelligkeit, wie von allen Geſellſchaften in Drontheim überhaupt. Es herrſcht viel Bildung in dieſer Stadt; alle Perſonen der höheren Klaſſen, ſprechen deutſch und franzöſiſch, ja häufig auch engliſch mit vieler Fertigkeit. Die Liebhaberei für Lectüre, für Muſik und Tanz iſt allgemein.

Unterdeſſen beobachtete P. ſeine Kranke mit großer Aufmerkſamkeit. Endlich überzeugte er ſich, daß der Organismus nach einer Entwicklung ſtrebte, mit der das moraliſche Bedürfniß auf's Innigſte verbunden war. Er ſah ſich von Emmy unbeſchreiblich geliebt; aber er betrachtete ſie als ein anvertrautes Heiligthum. Pflicht und Ehre geboten indeſſen, Herrn —n. aufmerkſam zu machen; dies ziemte vor Allem dem rechtlichen Mann!

Der treue, liebende Vater, war nur wenig überraſcht. — „Der Allgütige hat es ſo gefügt!“ — ſagte er mit gefalteten Händen — „Ja, Gott hat Sie zum Retter des armen, kranken Kindes auserſehn! — Mit Dank und Freude, mit Liebe und Achtung nenne ich Sie meinen Schwiegerſohn!

Hierauf begab er ſich zu Emmy, und bereitete ſie langſam vor! — Welche Freude! Welches Entzücken! — „Ach, du guter, beſter Vater!“ — rief ſie mit Thränen — „Wie unausſprechlich glücklich haſt du mich gemacht!“ — So trat P. herein — Es war ein ſchöner, ſeliger Augenblick — „Ach nun biſt du mein!“ — rief Emmy in holder Begeiſterung — „Nun laſſ' ich dich auf ewig nicht wieder von mir!“

P. war nun gerade vier Monate in Drontheim; der eben ſo gute, als vorſichtige Herr — n. hatte Zeit genug gehabt, Erkundigungen über ihn einzuziehn. Am Neujahrsabende 1820 wurden die Liebenden förmlich verlobt. — „Noch ein Jahrchen!“ — ſagte P. — „Und ich führe ein heiles, kerngeſundes Bräutchen heim!“ —

Zur Vollendung der Heilung, brachte er dann eine große Seereiſe, und einen Winteraufenthalt in Südeuropa in Vorſchlag. Emmy ergriff dieſe Idee mit Lebhaftigkeit, ſie dachte an das Paradies von Valencia. Der Vater gab augenblicklich ſeine Einwilligung — „Ja, ich werde noch einen Enkel ſehen!“ — ſagte er ſtill für ſich. — Er beſchloß die Reiſe ſelbſt mit zu machen; die Geſchäfte wurden indeſſen von einem treuen Buchhalter beſorgt.

So wurden nun die nöthigen Einrichtungen getroffen, worüber das ganze Frühjahr verging. Endlich kam der Tag der Abreiſe, der fünfte Juni, heran Die achtbare Madame S—, einſt Emmy's Erzieherin, ſeit dem Tode der Mutter aber. mit der Beſorgung des Hausweſens beauftragt, ſchiffte ſich ebenfalls mit ein. Dazu kamen noch zwei Bedienten, ſo wie Emmy's Mädchen, und eine Köchin — Doch hier iſt's, wo unſer P. ſein Tagebuch beginnen mag.

Tagebuch

Juni

1820.

5. Jun. Dieſen Morgen um acht Uhr, begaben wir uns an Bord. Der Wind war ſteifer Nordoſt; der günſtigſte für unſ're Fahrt. Meine liebe Emmy, mit Pelzmantel u. ſ. w. auf's Beſte verwahrt, befand ſich ziemlich wohl. Sie hat beinahe den ganzen Nachmittag auf dem Verdecke zugebracht. Jetzt, Abends bald zehn Uhr, ſchläft ſie leicht und ſüß in ihrem Wandbette; das Mädchen wacht neben ihr.

Unſer Schiff, die Conſtantia, iſt eine ſchöne amerikaniſche Fregatte, die Herr — n. eigends zu dieſer Reiſe gekauft hat. Wir haben jeder ein beſonderes Kabinet, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten verſehn. Die große Kajüte ward nemlich durch leichtes Tapetenwerk abgetheilt. Meine Hütte — wie es in der Schiffsſprache heißt — iſt neben der von Emmy; vermittelſt einer kleinen Schiebthüre kann ich jeden Augenblick bei ihr ſeyn.

Ich war einige Minuten auf dem Verdecke; es iſt noch ſo hell, wie in Deutſchland zwiſchen acht bis neun Uhr. Der Capitain, der eben die Wache hat, ſteuert ſeelenvergnügt immer nach Südweſt zu. Nur noch einige Tage ſolchen Wind, und wir kommen in eine mildere Region.

Emmy erwachte auf einige Augenblicke, und fragte nach mir. Ich flog hinüber, und gab ihr einige Theelöffel Kirſchgelee. Sie freut ſich außerordentlich, daß es ſo herrlich vorwärts geht. Unſer guter Vater, der ſeine Hütte auf der andern Seite hat, kam auch noch einen Augenblick herein. So ſchwazten wir noch eine Viertelſtunde, bis das liebe Kind wieder eingeſchlummert war.

Ich danke Gott für dieſen frohen, wahrhaft hoffnungsvollen Anfang, und fühle mein Herz mit doppeltem Muth erfüllt. Morgen beginnen wir nun die feſte Tagesordnung, die nach einer gemeinſchaftlichen Berathung von mir entworfen worden iſt. Die Seekrankheit ſcheint nur die arme Madame S. zu bedrohen — Ich will ſtarke Säuren anwenden, dieſe werden auch hier gut thun.

6. Juni. Ich ſchlief, wie gewöhnlich, nur halb entkleidet, bis ohngefähr gegen zwei Uhr. Dann zog ich mich an, ging zu Emmy hinüber, ließ Hannchen* ſich legen, und nahm ihre Stelle ein. Mein holder Engel ſchlief ſanft und ſüß; heilige Seeligkeit in den ſchönen Zügen; himmliſche Freude um den lieblichen Mund; die weißen zierlichen Händchen leicht gefaltet, wie zum frommen Gebet. Lange ſah ich ſie ſo, mit ſtillem Entzücken, an; endlich ſchlummerte ich ſelbſt darüber ein.

Als ich erwachte, ſchlug die Stockuhr, in des guten Vaters Hütte, gerade drei Uhr, und im Oſten war Alles Roſenglut. Unterdeſſen rief mich eine Botſchaft zu Madame S. Ich verſah mich mit dem Nöthigen, eilte hinüber, und fand ſie herzlich krank. Am meiſten trug die eingeſchloſſene Luft dazu bey. Ich ließ daher die Fenſter öffnen, und bald verminderte ſich die Beängſtigung. Jetzt eine gute Doſis zum Anfang, und alle Stunden damit fortgefahren; morgen wird Alles vorüber ſeyn.

---

* Das Dienſtmädchen.

So war es vier Uhr geworden; ich fand meine Emmy erwacht, und äußerſt wohl. Wir verplauderten noch ein halbes Stündchen, bis mich endlich der gute Vater zum Morgenſchluck abrief. Emmy ward nun angekleidet, und fand ſich hierauf zum Frühſtück ein — Der Capitain — ein Mal für alle Mal dazu eingeladen — erſchien ebenfalls, und war über Emmy's Wohlbefinden höchlich erfreut.

Nach dem Frühſtück trat nun die feſtgeſetzte Tagsordnung ein. — Bis zehn Uhr willkührliche Beſchäftigung, jedes in ſeinem Kabinet. Muſik, Lektüre, Zeichnen u. ſ. w. Die Bücherſchränke ſind geöffnet; man tauſcht die Bände, ſo oft es einem beliebt — Um zehn Uhr Zuſammenkunft auf dem Verdeck, wo das Hintercaſtel als Gartenſalon eingerichtet iſt. — Groſſes Gabelfrühſtück; Unterhaltung über das Geleſene; Spaziergang auf der Leeſeite,* bis es wärmer wird, worauf ſich Alle wieder in ihre Hütten zurückziehn.

---

* Wo der Wind hingeht.

Um zwei Uhr großes Mittagseſſen; Alle erſcheinen in beſtem Putz; je naher man einander iſt, deſto mehr Aufmerkſamkeit. Der Capitain theilt das Schiffsjournal mit; jeder Gaſt hält zwei bis drei Anekdoten in Bereitſchaft. Gegen drei Uhr Deſſert; für die Frauen der beſte Kaffee, für die Herren Madera und alter Rheinwein. Man geht, man bleibt; wie's gefällig iſt. Wer ein Mittagsſchläfchen machen will, der thut es bis fünf Uhr; daher in allen Kabineten Alles ſtill.

Halb ſechs der Thee im Gartenſalon; dann Concert, Geſang, Declamation, wie es am Morgen verabredet und vorbereitet ward. Um acht Uhr leichtes Abendeſſen, aber trefflichen Wein und einen Königspunſch. Jeder der Herren trägt, nach der Reihe, eine Erzählung vor. So auf dem Verdeck bis halb zehn Uhr, dann in die Hütten zurück.

Jeder folgt jetzt ſeiner Neigung; doch ſtört er den Nachbar nicht. Wollen die Herren auf dem Verdecke bleiben; ſo rauchen und trinken ſie, wie es ihnen gefällig iſt. Eben ſo wird für einen Spieltiſch geſorgt. Wer noch ein Mal zu Nacht eſſen will, der fordert es. Um ein Uhr indeſſen, muß die ganze Geſellſchaft zu Bette ſeyn.

7. Juni. Madame S. iſt um Vieles beſſer; ſie war über eine Stunde auf dem Verdeck. Der Inſtinkt führt ſie von ſelbſt auf die Säuren; ſie hat dergleichen Eingemachtes verlangt, und einige franzöſiſche Pfeffergurken mit vielem Appetit geſpeiſ't. Auch die Vanille ſcheint ihr ſehr wohl zu thun. Emmy nimmt, ſtatt aller Arzneien, täglich drei Löffel alten Malaga, was ihr vortrefflich bekommt.

Dieſen Mittag ſahen wir weſtlich, in geringer Entfernung vom Schiffe, einen ungeheuren Heringsſchwarm. Er war, bei einer Breite von wenigſtens einer Stunde, gewiß drei Mal ſo lang. Das Meer ſchien, auf dieſer ganzen Strecke, wie mit Diamanten beſäet. Ueber dem wogenden Schwarme ſchwebten unzählige Möwen u. ſ. w.; ihr durchdringendes Geſchrei erfüllte die ganze Luft.

Tauſendweiſe ſtürzten ſie ſich auf ihre Beute herab, verzehrten ſie, ſanft von den Wellen geſchaukelt, und folgten dann dem Zuge von Neuem nach. Der Schwarm ging mit dem Winde und der Strömung den Küſten von Schottland zu. Hier gibt es, ſeit ohngefähr acht bis zehn Jahren, auch bedeutende einheimiſche Heringsfiſchereien. Der Hauptſitz derſelben iſt zu Wyck. Der jährliche rohe Ertrag wird auf neunzig Tauſend Pf. Sterling geſchätzt.

Die Reihe zu erzählen, war dieſen Abend an mir; ich gab das Wichtigſte aus der neuen engliſchen Entdeckungsreiſe in der Baffinsbay. Sehr unterhaltend ward beſonders die Zuſammenkunſt mit den Polarmenſchen gefunden, die man zuerſt zu Geſicht bekam. Sie hatten im Allgemeinen große Aehnlichkeit mit den Eſquimaux von Süd-grönland, zeigten anfänglich ziemlich viel Furcht, wurden aber allmählich beherzter, und ſtiegen endlich ſogar an Bord.

Sie hielten die Schiffe für lebendige, geflügelte Weſen aus dem Monde oder der Sonne, und betrachteten Alles mit der größten Verwunderung. Ein kleiner Dachshund gefiel ihnen außerordentlich; aber ein großes ſchottländiſches Schwein erſchreckte ſie. Glas hielten ſie für Eis; die Segel für Häute, eine Uhr für ein lebendiges Thier. Geiſtige Getränke und Zwie-

Lack waren ihnen gänzlich zuwider; aber zum Stehlen zeigten ſie viel Talent.

In dieſen hohen Breiten, boten ſich dennoch mancherlei Anſichten und abwechſelnde Scenen dar. Eisberge, die bald Kegeln, bald Thürmen, bald Nadeln, bald Säulen, bald Ruinen oder prächtigen Kuppeln glichen, zeigten ſich in allen Abſtufungen des Sonnenlichts. Eben ſo die entfernten Küſten mit hohen, alpenähnlichen Gebirgen umgeben, deren Schatten auf dem glänzenden, dunkelblauen Meeresſpiegel ſchwamm. Dazu kamen die Alken und Robben, die Eisbäre und Wallfiſche in der ganzen Kraft der arktiſchen Welt.

10. Juni. Wir haben zwei ſehr unangenehme Tage gehabt. Am 8. Mittags bekamen wir Stille; die Sonne ward unerträglich heiß. Nachmittags zeigten ſich Dünſte am Himmel, und Alles deutete auf eine Wetterveränderung. Gegen Abend endlich ſprang der Wind nach Südweſt um; ſo daß er uns gänzlich entgegen war. Da er indeſſen nicht ſehr heftig wurde, lavirten wir, und kamen auf dieſe Art doch wenigſtens etwas fort. Emmy legte ſich ſchon um neun Uhr nieder; ſie klagte über Kopfſchmerz und Müdigkeit.

Ich beſchloß, bei ihr zu bleiben, und bat ſie, gutes Muthes zu ſeyn. — „Ach!“ erwiederte ſie — „Mir iſt ſo ängſtlich; ich weiß ſelbſt nicht warum?“ — Ich reichte ihr hierauf etwas Julep, und hatte die Freude, ſie ſanft entſchlummern zu ſehn — Bald darauf kam der gute Vater von dem Verdeck — „Es zieht ein Gewitter auf.“ — ſagte er — „Ich glaube, wir kriegen eine ſchwere Nacht!“

In der That war der Barometer in beſtändigem Fallen; plötzlich fing es heftig zu regnen an. Emmy's Hündchen ward unruhig, winſelte endlich, verließ ſein Lager, und ſuchte Schutz bei ſeiner gütigen Herrin. — Sie erwachte, und nahm das arme, zitternde Thierchen an ihr Herz. „Ach, daß du da biſt, mein beſter Wilhelm!“ ſagte ſie — „So ſuche ich Schutz bei dir! — Gib mir deine Hand, und Väterchen auch, dann fürchte ich nichts!“ — Ich kann nicht ſagen, wie groß meine Rührung war.

Das Gewitter entladete ſich; der Regen ſtürzte in Strömen herab. — Da trat der Capitain herein, und ſagte mit Haſtigkeit: — „Es iſt kaum zehn Uhr! Wir ſind auf der

Höhe von Stevanger![*] — In einer Stunde können wir im Hafen ſeyn! — Es geht auf den Neumond zu — Beſſer iſt beſſer, wir ſind in Sicherheit! — Alles zeigt einen heftigen Sturm aus Südweſt an! — Alſo nach Stevanger hinein, wenn der Herr Rheder nicht anderer Meinung iſt.

Man kann denken, was der gute Vater zur Antwort gab. So wendeten wir, und langten mit einbrechender Dämmerung, etwas nach eilf Uhr, vor Stevanger an. Die wachthabenden Lootſen hatten uns bemerkt, ſchickten uns Boote entgegen, und verbreiteten unſere Ankunft in der ganzen Stadt. So wurden wir vollends in den Hafen bugſirt, und von dem Lootſenmeiſter traulich bewillkommt.

„Ein großes Glück!“ — wiederholte er wohl vier bis fünf Mal — „Ein großes Glück! — Ein ſchwerer Sturm im Anzug! — Aber in Stevanger volle Sicherheit! — Das Schiff ganz unter dem Felſen; vier Anker; dreifache

---

[*] Kleiner Hafen an der Weſtküſte von Norwegen, zwiſchen Bergen, und der Südſpitze Lindenäs.

Taue in die Ringe, Raen und Stengen geborgen! So ſteht es feſt, bis die Welt untergeht!“ — Hierauf redete er mit dem Capitain das Weitere ab, und bezeichnete den Ankerplatz. Wir ſämmtliche Paſſagiere aber, begaben uns an das Land, und traten im goldenen Seepferd ab.

Höchſt ermüdet, verlangte Emmy ſogleich zu Bett gebracht zu werden, und blieb mit Madame S. und dem Mädchen allein. Herr — n. und ich, wir begaben uns in das andere Zimmer, tranken noch einige Gläſer Punſch, und ſchlummerten dann in den Ecken des Canapee's ein. Aber plötzlich erwachten wir wie von einem Kanonenſchuß. Es war faſt heller Tag, die Wanduhr ſchlug drei Viertel auf zwei. Da brauſ'te der Sturm daher, und, mit furchtbarem Krachen, ſtürzte ein Schornſtein des Hauſes herab.

Schnell eilten wir zu den Frauen; ſie waren faſt außer ſich — „Gott! Ein Erdbeben!“ — rief Emmy! — „Der jüngſte Tag!“ — ſeufzte Madame S. — Wirklich ſchien das hölzerne Haus in ſeiner Grundfeſte zu erzittern; es war freilich kaum zwanzig Schritte vom Ufer entfernt. Furchtbar dröhnten und krachten die Balkenwände, und praſſelnd ſchlug der Hagel an den Fenſterläden hinab.

Wirth und Wirthin erſchienen jetzt mit Kaffee u. ſ. w., und baten uns ruhig zu ſeyn. So ſchrecklich es auf der See ausſehen möge, am Lande wären wir in vollkommner Sicherheit. Eben ſo lägen die Schiffe vollkommen geborgen; wir konnten das unſ'rige aus den Fenſtern ſehn. Wirklich befand es ſich ſo. Es würde uns an keiner Bequemlichkeit fehlen; man habe ſich eben, für dieſe Jahrszeit, mit allem Nöthigen verſehn.

Wir erfuhren nun auch, daß ſich noch eine Menge Fremder im Hauſe befand. Den Nachmittag vor unſ'rer Ankunft, waren nemlich zwei Schiffe aus Bergen eingelaufen, ebenfalls, um dem Sturme zu entgehn. Sie hatten über ein Dutzend Paſſagiere, worunter drei Frauen, mitgebracht. Der Wirth hielt es für's Beſte, den größten Theil des Tages zuſammen zuzubringen, und wir nahmen den Vorſchlag mit Vergnügen an.

Um zehn Uhr ging es alſo zum Gabelfrühſtück in den großen Saal zu ebener Erde hinab. Wenige Minuten, und von allen Seiten war die Bekanntſchaft gemacht. Emmy fand zwei allerliebſte Mädchen von ihrem Alter, und hatte nun Unterhaltung in Ueberfluß. Wir Männer fanden eine Menge Berührungen in der politiſchen und mercantiliſchen Welt am Billarde, oder am Spieltiſch. Auch hatten wir die neuſten Blätter vom Hamburger Correſpondenten, nemlich vom 15. April bis 14. Mai, vor uns.

Nachmittags, um zwei Uhr, große Tafel; Alles im höchſten Style, wiewohl immer auf norwegiſche Art. Sagoſuppe mit Sardellen und Hering; Stockfiſch mit Roſinen, friſcher Dorſch mit Rahmſauce u. ſ. w., indeſſen der Rehbraten war ſehr gut. Bei dem Nachtiſch erſchien der Capitain, und brachte die frohe Nachricht, daß der Sturm um Vieles nachzulaſſen anfing. Alles war auf dem Schiffe in der beſten Ordnung; luſtig tranken wir auf die baldige Abfahrt.

So war der Tag recht erträglich vergangen; meine liebe Emmy war ungemein aufgeräumt. Sie hatte mit ihren Freundinnen eine kleine Sieſta gehalten, alle drei erſchienen nun, bei dem Thee, in ſpaniſcher Tracht. Bald darauf griffen ſie zu den Guitarren, und Jede ſang ihr Lieblingslied. Wir muſicaliſchen Leute, unſ'rer ſechs zuſammen, ließen hierauf den Stadtmuſikus mit Inſtrumenten kommen, und produzirten uns ebenfalls. So machte ſich der Abend recht angenehm, zumal da der Sturm im Aufhören war. Endlich, nach einem fröhlichen Nachteſſen, zogen ſich Alle auf ihre Zimmer zurück. Emmy befand ſich über Erwartung wohl.

11. Juni. Alles war dieſen Morgen ſtill und ruhig; aber ein dicker undurchdringlicher Nebel verhüllte Land und Meer. Wir befanden uns den ganzen Tag in einer Art Halbdämmerung, die jetzt Abends um zehn Uhr wirklich zur Finſterniß geworden iſt. Indeſſen vertrieben wir uns die Zeit recht angenehm. Unter andern wurden beim Thee verſchiedene merkwürdige Schiffbrüche erzählt. Eine dieſer Trauergeſchichten, die mich beſonders anzog, finde auch hier ihren Platz.

Sonnabend, den 2. April 1818 — begann Herr G. — verließen wir den Hafen von Libau gerade um Mittagszeit, und hatten den herrlichſten Backſtegswind. Bald blieb das Treibeis hinter uns, und wir ſahen von nun an keine Scholle mehr. So kamen wir in den nächſten vier und zwanzig Stunden der ſchwediſchen Küſte ſo nahe, daß Carlscrona nur ohngefähr zehn Stunden von uns lag.

Das Schiff hatte in der erſten Nacht einen kleinen Leck bekommen; doch niemand bekümmerte ſich darum. Allein jetzt, da der Wind nach Weſten umſprang, und immer heftiger ward, auch die See hohl zu gehen anfing, wurden wir ſehr ernſtlich daran gemahnt. Zum Glück befanden wir uns faſt unter dem Walle* von Oeland. Ich muß hierbei bemerken, daß unſere Beſtimmung Schweden und dieſes Schiff eigends von uns befrachtet worden war. Unſere Geſellſchaft beſtand aus dreizehn Perſonen, worunter mehrere Frauen mit der nöthigen Dienerſchaft.

Wir dachten auf Oeland zu landen, wurden aber bald von der Unmöglichkeit überzeugt. Der Capitain verſicherte nämlich, daß weder ein Ankerplatz, noch ein Hafen daſelbſt vorhanden ſey. Dazu kam, daß die ganze Inſel mit Treibeis umgeben war. So lavirten wir alſo bis zum ſechsten unaufhörlich hin und her. Die Pumpen ruhten dabei keinen Augenblick; wir ſelbſt arbeiteten eifrig mit.

Gleichwohl konnten wir des Lecks nicht mächtig werden, ſondern hatten immer drei bis vier Fuß Waſſer im Raum. Traurig lag die öde ſtarrende Küſte vor uns; aber nirgends tagte ein hülfreiches Segel auf. Wir berathſchlagten mit dem Kapitain, was anzufangen ſey. Einſtimmig ward beſchloſſen, das Schiff vor den Wind zu legen, und den Cours nach Memel zu nehmen, welches der nächſte preußiſche Hafen war.

---

* Schifferausdruck ſtatt Land.

Es war am ſechsten, um ein Uhr Nachmittags, als wir mit dem friſchen Weſtwinde ſchnell von der Küſte abkamen, und uns bald darauf in offenem Meere ſahn. Wir pumpten mit verdoppelten Kräften, und bewirkten wenigſtens, daß das Waſſer nicht über fünf Fuß ſtieg. So fuhren wir auch die Nacht durch fort, bis endlich um ein Uhr Morgens der Leuchtthurm von Memel ſichtbar ward. Als der Morgen zu grauen anfing; lag die Küſte gerade vor uns. Noch eine halbe Stunde, und wir befanden uns hart vor der Barre, die noch immer nicht ohne Gefahr zu paſſiren iſt.

War es Ahnung, oder was ſonſt? — Genug, ich eilte in die Kajüte, öffnete mein Pult, nahm alles darin befindliche Gold, und ſteckte es zu mir. In dieſem Augenblicke ſtieß das Schiff mit ſolcher Heftigkeit auf, daß ich mit mehreren meiner Gefährten zu Boden fiel. Bald aber drang das Waſſer mit wilden Fluthen herein. Kaum hatten wir Zeit die Frauen zu retten, als es ſchon über drei Fuß hoch ſtand.

Wir befanden uns nun auf dem Verdecke; das Meer ging fürchterlich hoch. Das Schiff drohte umzuſchlagen; in aller Eile ward daher der Mittelmaſt gekappt. Zugleich wurden die Boote losgehauen und ausgeſetzt. Vier oder fünf von unſern Gefährten ließen ſich in das eine an Tauen hinab. Da kam eine furchtbare Welle, und ſchlug es um — Alle fanden ihr Grab in der Brandung.

Die Frauen und Kinder hatten ſich unterdeſſen in die Mittelhütte* begeben; ich folgte ihnen dahin. Der Kapitain und drei Matroſen ſaßen auf dem Bogſpriet; der Steuermann ward vor meinen Augen über Bord geſpült. Das Waſſer nahm an Höhe jeden Augenblick zu; bald ging es uns bis über die Hüfte; die Kinder wurden in die obern Kojen** gebracht.

„Endlich gegen Mittag erſchien das Rettungsboot. Ich half den Frauen hinab, nahm zwei

---

* Auf dem Verdecke neben der Küche.

** Schlafſtellen in der Wand.

Kinder in meine Arme, und erſah den günſtigſten Augenblick. Schon dachte ich ſie den Müttern wieder an's Herz zu legen; als ich von einer ungeheuern Welle zu Boden geworfen ward. Schrecklicher Augenblick! — Die lieben, ſüßen, kleinen Weſen wurden mit fortgeſpült. — Endlich kamen wir übrigen glücklich an's Land. So holte das Rettungsboot auch den Kapitain mit ſeinen drei Matroſen und noch zwei anderen Paſſagieren ab.“ — Hier endete Herr G—

13. Juni. Geſtern fing das Wetter an ſich aufzuklären; wir machten Nachmittags einen Spaziergang vor die Stadt. Die Sonne ſchien warm und lieblich; die Wälder glänzten in grünlichem Knoſpenduft. Dieſen Morgen gingen wir mit dem günſtigſten Winde wieder in See. Die zwei bergiſchen Schiffe, nach Kopenhagen beſtimmt, blieben bei uns bis Lindenäs. Dann ſteuerten ſie Oſt, wir aber ſegelten südwärts längs Jütland hinab.

Lindenäs iſt hier die äußerſte Spitze von Norwegen, und ein ſehr furchtbares Kap. Es läuft von einer felſichten Halbinſel aus, die mit dem Feſtlande durch eine ſchmale Enge verbunden iſt. Hier ruht das Meer keinen Augenblick;

auch bei dem ſchönſten Wetter ſchlagen die Wogen mit Heftigkeit daran. Bei Stürmen erreichen ſie zuweilen die halbe Höhe des Kaps. Dies iſt daher beſtändig in Seedunſt gehüllt, und aus dieſer Urſache gänzlich unfruchtbar.

Dennoch wohnen hier Menſchen, und zwar ein äußerſt kräftiger, geſunder und lebensluſtiger Schlag. Es ſind Fiſcher und Lootſen, ſie leben einzig von der See, werden in der Regel ſteinalt dabei, und haben eine rührende Anhänglichkeit an ihr Felſenkap. Wenn ſie zwei kleine Stunden bis Mandal machen, ſo heißt dies eine bedeutende Reiſe; drei Stunden weiter vollends bis Chriſtianſand, und es iſt wie eine Fahrt nach Amerika. Uebrigens pflegen ſie ſich in dieſen beiden Städten mit ihren Hauptbedürfniſſen zu verſehn.

Unter dieſe gehört neben dem Branntwein auch der Zucker und Kaffee, was wirklich bemerkenswerth iſt. Alles wird theils in Fiſchwaaren, theils in baarem Gelde bezahlt. Letzteres erhalten die Einwohner von den Schiffern, denen ſie in dieſem Fahrwaſſer als Lootſen ganz unentbehrlich ſind. Das Kap iſt nämlich beſonders an der Südſpitze mit einer Menge gefährlicher Klippen umringt. Es befinden ſich daher auch zwei hohe Leuchtthürme auf demſelben, deren Feuer man bei Nacht von allen Seiten ſehen kann.

Meine liebe Emmy war wohl und heiter. Sie hatte nicht wenig Freude an den Fiſcherbooten und Küſtenfahrzeugen, deren ſich bei dem herrlichen Wetter eine große Menge in See befand. Wir ſahen die Küſte mit ihren hohen Dünen, Signalſtangen und Batterien in ziemlicher Nähe öſtlich, das heißt zur linken Hand neben uns. Bald aber entfernten wir uns von derſelben, um tiefer durchzuſchneiden, wozu der Wind uns eben ſehr förderlich war. Es wurden daher noch fünf Segel beigeſetzt.

Nachmittags ſahen wir eine Menge engliſcher Schiffe, alle in nördlicher Richtung lavirend, und wahrſcheinlich nach der Oſtſee beſtimmt. Bald aber blieben ſie ſämmtlich hinter uns; und endlich verſchwanden ſie völlig unter dem Horizont. Gegen Abend machten wir einen ſonderbaren Fund. Es war ein halbzerſchelltes Boot, an deſſen Maſte ein Bauer mit einem Zeiſig hing.

Emmy wünſchte ſehr das arme Thierchen zu ſich zu nehmen; allein es war einige Gefahr dabei. Der Vogel konnte von einem angeſteckten Schiffe kommen; der Strick, womit der Bauer befeſtigt war, giftleitend ſeyn. Unſer Steuermann ſchaffte indeſſen augenblicklich Rath. Er ließ nämlich das Boot ſo nahe an das Schiff ziehen, daß der Bauer zu öffnen war. Das Vögelchen verſtand den Wink, flog freudig heraus, und ſetzte ſich in die Wand.*

Unterdeſſen ward ein neuer Bauer herbeigebracht, und reichlich mit Futter verſehn. Was geſchah? Das äußerſt verſtändige Thierchen begab ſich von ſelbſt hinein, fraß erſt ein wenig, und badete ſich dann. Ich benutzte dieſen Augenblick, um es vorſichtig mit Weineſſig zu beſpritzen,** ließ ihm noch einmal friſches Waſſer geben, und konnte nun wegen einer möglichen Anſteckung außer Sorgen ſeyn. Der liebe kleine Freund erhielt ſeine Reſidenz bei Emmy.

Dieſen Abend erzählte der gute Vater viel Merkwürdiges von Island, wohin er zweimal in Handelsgeſchäften gekommen war. Ich notire, was mir am auffallendſten war. — Es wird mit engliſchem Hopfen ein recht erträgliches Bier daſelbſt gebraut — An den nördlichen und nordweſtlichen Küſten macht der Haifiſchfang einen gewöhnlichen Induſtriezweig aus.

---

* Das Tauſyſtem, wodurch der Maſt gehalten wird.

** Wie es in den Quarantainen gebräuchlich iſt. Größere Vogel, z. B. Papagaien werden nach Befinden der Umſtände wohl ſieben- bis zehnmal und in beſtimmten Zwiſchenräumen beſprizt. D. H.

Dabei findet aber eine eigenthümliche Vorrichtung ſtatt. Die großen Angelhaken mit dem Köder ſind nemlich an Ketten befeſtigt, die durch Anker gehalten werden, für deren Eingreifen im Grunde hinlänglich geſorgt iſt. Sobald nun ein Hai angebiſſen hat, wird er auf der Stelle getödet, und dann an's Land gebracht. Die beſten Stücken werden theils friſch, theils eingeſalzen verſpeißt. Ueberdem wird die Haut zu Schuhen und Stiefeln gebraucht.

16. Juni. Wir waren dieſen Morgen auf der Höhe von Helgoland, und konnten das Leuchtfeuer ganz deutlich ſehn. Die dunklern, längeren Nächte ſind uns ſehr willkommen, wir ſchlafen mehr und beſſer als ehedem. Dieſe drei Tage vergingen ohne alle Merkwürdigkeit. Emmy iſt ſehr wohl, und nimmt ſichtbar zu. Sie wünſcht von nun an täglich eine Lektion im Spaniſchen, ich bin mit Vergnügen zu ihrem Dienſte bereit.

Der Wind iſt nicht ganz günſtig, der Himmel indeſſen rein und klar. Wir haben in einigen Tagen Mondsveränderung: der Kapitain verſpricht ſich das Beſte davon. Dieſen Abend ſahen wir eine große Menge Schiffe; ſie ſteuerten alle der deutſchen Küſte zu. In unſerem Plane liegt, zuerſt in Rotterdam einzulaufen, wo es Emmy ſicher gefallen wird. Der gute Vater brachte auf ſeinen früheren Handelsreiſen mehrere Monate daſelbſt zu.

Kurz vor Sonnenuntergang fiſchten die Matroſen zwei Fäſſer Pikowein auf. Wir ließen das eine anſtechen, und koſteten davon. Das Gewächs ähnelt in Allem dem Madera, nur daß es weniger Feuer hat.* Es wird auf der Inſel gleiches Namens gebaut, die eine der Azoren, und gerade ihrer Weinberge wegen berühmt iſt. Das meiſte davon geht nach Weſtindien; die Truppen und Schiffsleute ziehen es allen übrigen vor.

---

* Der Pikowein iſt aber auch um die Hälfte wohlfeiler, als der Madera. Dabei erhitzt er ungleich weniger, und löſcht den brennendſten Durſt in einem Augenblick.
Spät. Anm.

18. Juni. Zwei äußerſt langweilige Tage, bald Stille bald Gegenwind. Indeſſen haben wir vor einigen Stunden auf der Rhede von Norderney geankert, welches eine der oſtfrieſiſchen Inſeln iſt. Hier wollen wir abwarten, mit welchem Wetter das erſte Viertel eintreten wird.

Meine liebe Emmy iſt nicht ganz wohl, und äußerſt reizbar. Die ſchwüle Luft, das beſtändige Schlingern[*] des Schiffs, und beſonders der widrige Tanggeruch des unbewegten Meeres ſind die nächſten Urſachen davon. Eben ſchlägt es acht Uhr; die Sonne iſt von düſteren Wolken umlagert, der Kapitain glaubt, daß es einen Regenſturm geben wird. Das Boot iſt ausgeſetzt, Emmy ruft mich, wir fahren an's Land.

19. Juni. Es ſtürmte und regnete die ganze Nacht. Emmy war wunderbar aufgereizt, und konnte bis ein Uhr kein Auge zuthun. Dann aber ſank ſie zu meiner großen Freude in einen ſüßen Schlaf. Ich blieb bis zwei Uhr bei ihr, ließ mich dann von dem Mädchen ablö-

---

[*] Schiffsausdruck für Hin- und Herſchlagen.

ſen, und warf mich auf das Canapee. Jetzt iſt es fünf Uhr Morgens; die liebe Kranke ſchläft noch immer; ſo werden die Krämpfe vorübergehn. Die Wolken fangen an ſich zu theilen; ich hoffe, daß ſich das Wetter aufklären ſoll.

— Dieſe Inſel wird ſchon ſeit zwanzig Jahren und darüber als Seebad benutzt; indeſſen ſind in dieſem Augenblicke noch keine Gäſte da. Die Urſache davon iſt ganz einfach; denn die Badezeit fängt erſt in der Mitte Juli's an, und dauert höchſtens ſechs Wochen lang. Man fährt in halben Badekarren in das Meer, wo man die Kur ganz ungeſehen brauchen kann. Zum Ueberfluß ſind noch für beide Geſchlechter beſondere Badeplätze beſtimmt.

Der Ueberfahrtspunkt auf dem feſten Lande iſt die kleine Stadt Norden, nemlich was die Beſtellung betrifft. Sonſt ſchifft man ſich eigentlich eine halbe Stunde davon, bei dem Fiſcherhauſe am Ende des Deiches (Dammes) ein. Die ganze Reiſe wird bei günſtigem Winde in anderthalb Stunden zurückgelegt. Es giebt auch eine Art Landweg über das ſogenannte Watt. Dies iſt aber nur der Fall bei der Ebbe, wo dieſe ſandige Landzunge beinahe ganz trocken wird. Der Weg iſt ohngefähr drei Stunden lang.

Der Tag verging erträglich: Emmy's Befinden beſſert ſich. Wir fanden die hamburger Zeitungen bis zum 10. d. und andere norddeutſche mehr. Uebrigens ſind wir in dem Hauſe des Herrn —n's vortrefflich aufgehoben, und haben einen Porter und Rothwein, der ſich ſehen laſſen kann. Dazu vortreffliches hamburger Pökelfleiſch nebſt friſchem Fiſch und weſtphäliſchem Schinken; ich muß es geſtehen, daß es in dieſer Hinſicht ſchon auszuhalten iſt.

Auch die Einwohner ſcheinen recht gute, biedere Menſchen zu ſeyn. Freilich das Klima — Nun wir haben Kaminfeuer machen laſſen, das ich bis Mitternacht unterhalten will — Meine liebe Emmy aß dieſen Abend einige eingemachte Orangen mit vielem Appetit. Sie ſchläft jetzt ſanft und ſüß. Der Kapitain war einige Stunden am Lande, und trank den Thee mit uns. Wind und Wetter ſcheinen ſich zu ſetzen; er hofft übermorgen unter Segel zu gehn.

21. Juni. Dieſen Vormittag um zehn Uhr gingen wir mit dem günſtigſten Winde wieder in See. Unterdeſſen haben wir einen neuen Paſſagier bekommen, der aber nicht viel Raum brauchen wird. Es iſt ein Zeiſigweibchen, das

vor Kurzem zur Wittwe wurde, und daß uns ein Lootſe mit großem Vergnügen für ein halbes Pfund Rauchtabak überlaſſen hat. Unſer lieber kleiner Freund iſt in Entzücken darüber; da kann man ſehen, was die Naturbekanntſchaften ſind.

Bald befanden wir uns nun auf der Höhe vom Texel, und ſahen eine Menge kleiner und großer Schiffe vor uns. Auf einmal hörten wir eine ſtarke Salve, zum Theil von der Flotte, zum Theil von den Landbatterien. Furchtbar ſchön hallte der Donner in den Wogen wieder; dann aber folgte Trompeten- und Paukenſchall. Der Wind ward immer ſtärker, das Schiff flog wie ein Pfeil über die Wellen hin. Um drei Uhr Nachmittags bekamen wir ſchon die Dünen zu Geſicht. Der Kapitain rechnet darauf, noch dieſe Nacht auf der Höhe vom Briel* zu ſeyn.

24. Juni. Seit vorgeſtern ſind wir in Rotterdam. Als ich am 22. Morgens auf

---

* Feſtung und Hafenflecken am Ausfluſſe der Maas. Die Zahl der Einwohner, meiſtens Fiſcher, Lootſen, Gaſtwirthe und Handwerker, wird auf vier Tauſend geſchätzt. D. H.

das Verdeck trat, lag die weiße Sandküſte in klarem Morgenrothe vor mir. Die Ebbe fing an abzulaufen, die Fiſcherboote gingen fröhlich in See. Wir bekamen nun einen Lootſen an Bord, und hielten bald ab bald zu. So verging der ganze Vormittag; unterdeſſen hatten ſich noch vier Schiffe zu uns geſellt. Andere aus der Maas kommend, ſegelten dagegen bei uns vorbei, und in die offene See.

Endlich um zwei Uhr Nachmittags kamen auch wir mit der anlaufenden Fluth glücklich über die Balke, und legten wie gewöhnlich bei der Feſtung an. Bald waren die Papiere expedirt, und die ewig durſtigen Zollwächter an Bord. Während deſſen hatten wir von verſchiedenen Booten friſches Brod nebſt Kirſchen und Erdbeeren gekauft. Dies gab einen herrlichen Nachtiſch, beſonders für die liebe Emmy.

So wie wir den Briel hinter uns hatten, nahmen die kahlen, traurigen Sandufer ein Ende, und alles war mit üppigem Grün geſchmückt. Der äußerſt breite Strom macht mehrere Inſeln; maleriſche Gruppen von ſchönem Rindvieh ruhten im hohen Graſe von ſchattigen Linden geſchützt. Rechts dehnten ſich die herrlichen Wieſen von

Flandern aus: links dampfte das ewig qualmende Schiedam.

Hier befinden ſich nemlich an hundert Genever-Brennereien, die das ganze Jahr keinen Tag ſtill ſtehn. Man nimmt zum jährlichen Kornbedarf für dieſelben nicht weniger als eine Million Malter an. Die Zubereitung des ächten holländiſchen Genevers, d. h. Wachholder-Brandweins wird als Landesgeheimniß angeſehn. Es giebt mehrere Sorten deſſelben, die an Farbe und Stärke verſchieden ſind. Die vorzüglichſte iſt ſo klar und rein wie Karmelitergeiſt; auch ſoll ſie die größte Wirkung thun.

In geringer Entfernung von Schiedam liegt Delfshafen, und nimmt ſich mit ſeinen hohen Dämmen recht ſtattlich aus. Hier ſind vom April bis September nur Weiber, Kinder und Greiſe zu finden, weil alle übrigen Männer auf den Häringsfang ausgehn. Dafür ſollen aber auch dieſe Winterehen faſt ohne Ausnahme ſehr glücklich ſeyn. Die Frauen treiben dabei guten Gemüſebau, und ſetzen das Meiſte im Briel, wie in Helvoetſluis ab.

Bald ſahen wir nun links die ſchönen Gartenhäuſer und Baumgänge der nächſten Umgebungen von Rotterdam. Endlich erhob ſich auf derſelben Seite eine Reihe prächtiger Palläſte, halb hinter hohen herrlichen Bäumen verſteckt. — „Das ſind die Boompys! — ſagte der Lootſe!“ — So wie wir dem Hauſe von Mynheer V. D. K. gegenüberkommen, legen wir hart an dem Kaie an.

Mynheer V. D. K. war ein alter Handelsfreund von Herrn —n. Unſere Avisbriefe waren über Gothenburg und Yarmouth ſchon im April an ihn abgegangen; wir konnten der Ankunft derſelben verſichert ſeyn. Wirklich ſahen wir auch bald darauf eine prächtige Staatsſchaluppe mit ſcharlachnem Sonnendecke u. ſ. w., vom Kai abſtoßen, worin ſich ein alter wackerer Herr mit drei Damen in höchſtem Putze befand.

„Dies iſt Mynheer V. D. K.“ — ſagte der Lootſe — „Mit Mevrouw, und den beiden Juffertjes!“ — „Jetzt halten wir d'rauf zu; die Leute zwingen's ſonſt nicht!“ — Der gute Vater —n., nahm jetzt das Sprachrohr — „Bruder V. D. K.!“ — rief er — „Herzliches Wiederſehn!“ — Flugs kam die Antwort auf gleiche Art — „Bruder —n.! Herzliches Willkommen in Holland!“

So näherten wir uns endlich der Schaluppe, nur ohngefähr vier Schiffslängen vom Kai. Wenige Minuten, das Schiff ward angelegt, die Brücke niedergelaſſen, und wir umarmten uns. Eben ſollte es ſechs Uhr ſchlagen, ein ſchönes Glockenſpiel in der Nähe verkündigte dies! — „Aeolsharfentöne!“ — ſagte Emmy — „O, das bedeutet uns Glück, mein liebſter Wilhelm!“ —

Nach den erſten Begrüſſungen wurden wir in unſ're Zimmer geführt. Alles war hier auf's prächtigſte eingerichtet; ich bemerkte eine ganz eigenthümliche Miſchung von engliſch-holländiſch-franzöſiſchem Geſchmack. Bald kamen unſ're Sachen vom Schiffe, wir kleideten uns um, und brachten den Abend mit der Familie zu. Geſtern und heute waren wir faſt den ganzen Tag auf den Beinen; ich notire ſchon noch das eine oder das andere davon.

25. Juni. Rotterdam gefällt uns ungemein, beſonders der Haupttheil der Stadt. Dieſe herrlichen Kanäle mit großen Seeſchiffen angefüllt, und zu beiden Seiten mit hohen Bäumen bepflanzt, ſind für uns ein ganz neuer Anblick. Daneben laufen links und rechts breite,

bequeme, ſchön gepflaſterte Kais hin, die mit prächtigen Häuſern eingefaßt ſind. Beide ſtehen durch mehrere Zugbrücken in Verbindung, deren zierliche Form und glänzend weißer Anſtrich recht angenehm zu dem Ganzen paßt.

Auf dieſen Kanälen herrſcht, die Zeit des niedrigſten Waſſers ausgenommen, den ganzen Tag die lebendigſte Thätigkeit. Mit der vollen Fluth kommen Schiffe zu Dutzenden an; mit der vollen Ebbe gehen eine Menge wieder ab. Dazwiſchen fahren Hunderte von Booten, Kähnen u. ſ. w. mit Lebensmitteln, Waſſertonnen, Frachtgütern und dergleichen hin und her. Die Schiffe legen ſich nemlich in gewiſſen Entfernungen vor Anker, wobei eine feſtgeſetzte Ordnung beobachtet wird.

Dazu nun das vielfältige, taktmäßige Geſchrei der Matroſen, die mit dem Aus- oder Einladen beſchäftigt ſind. Wer dieſes halbſingende Rufen, in wenigſtens acht bis zehn Sprachen, nicht ſelbſt gehört hat, der macht ſich ſchwerlich einen Begriff davon. Indeſſen iſt die verſchiedene Nationalität, wie in Allem, auch hierin bemerkbar.

Das gravitätiſche Todos juntos der Spanier, und das ſich ſelbſt charakteriſirende Ho Hurrah der Engländer, ſticht gegen das ſchnelle Tous d'un tems der Franzoſen, wie gegen das bedächtige Alle paa eengang der Dänen, nicht wenig ab. Die Deutſchen und Holländer halten mit ihrem Alle te gelyk (Alle zugleich), man möchte ſagen, die rechte Mitte, und gehen an Ausdauer allen übrigen vor. Man erräth leicht, was durch dieſes taktmäßige Rufen bewirkt werden ſoll. Es iſt nemlich ein ſehr weſentlicher Umſtand, daß alle Arbeiter gleichmäßig anziehn.

26. Der gute alte Vater iſt ſeelenvergnügt; er lebt ſich, ſo zu ſagen, in ſeine Jugend zurück. Auch Emmy befindet ſich ſehr wohl; gerade dieſe beſtändige Abwechſelung vermindert die kleinen hyſteriſchen Zufälle ſichtbarlich. Geſtern, als Sonntag, gab H — n. allen ſeinen hieſigen Freunden ein großes Mittagsmahl. Es war ein Prunkeſſen; Mevrouw V. D. K. und Madame S. hatten Alles, mit noch drei Köchinnen, beſorgt.

Wir hatten vier Gänge, jeden nach einer andern Kochart; ſo daß mit der holländiſchen angefangen, und nach der franzöſiſchen und engliſchen, mit der norwegiſchen geendigt ward. Unter dieſen unſern Gerichten machte beſonders eine Auſternſauce großes Aufſehn — „Wie?“ — riefen die Rotterdam'ſchen Frauen und Mädchen voll Erſtaunen — „Eine Auſternſauce zu Johannis?“ — „Ja!“ — ſagte Emmy ſchalkhaft — „Aus den Bärten vom vorigen Jahr!“ *

Zum Thee fuhren wir nach dem Garten unſers gütigen Wirthes, kaum eine ſtarke Viertelſtunde von der Stadt. Er war ſehr gut in neuem engliſch-franzöſiſchen Geſchmacke, ohne irgend eine der alten Spielereien, angelegt. Beſonders ſchön nahm ſich das große, herrliche Blumen-Amphitheater aus. Es mochte gut und gern aus zehn Tauſend Nummern beſtehn. Ich ſah hier Aurikeln, Nelken und Roſen von unbeſchreiblicher Pracht. Dazu kamen eine

---

* Sie werden nemlich bei'm Verſpeiſen ſorgfältig zurückgelegt. Hierauf trocknet man dieſelben, ſtößt ſie zu Pulver, und bewahrt ſie in wohlverſtopften Flaſchen auf. Meiſtens kommen bloß ſchleswigiſche Auſtern nach Drontheim; ſind aber bekanntlich aller Ehre werth.

D. B.

Menge der ſeltenſten Hyacinthen, Tazetten, Tulpen, Jonquillen, Ranunkeln u. ſ. w., wie man ſie nur in Holland ziehen kann.

Ein Herr aus der Geſellſchaft unterhielt mich hierüber ſehr angenehm. Er ſagte mir, daß bei Harlem dem Blumenflor ganze Felder gewidmet ſeyen. Zugleich biete der Handel mit Saamen und Zwiebeln noch immer einen eben ſo ſichern, als einträglichen Erwerbszweig dar. Die holländiſchen Gärtner hätten es überhaupt in ihrer Kunſt auf's Höchſte gebracht. So z. B. was die Treibhäuſer anlangt.

Gleich bei der Anlegung derſelben zeigen ſie eine ganz eigenthümliche Geſchicklichkeit. Der höchſte Südpunkt, die vollkommenſte Deckung, die paſſendeſte Bauart, die vollendeteſte Einrichtung. So werden Pfirſiche, Melonen und Trauben, faſt ohne alle künſtliche Wärme, blos durch die Wirkung der Sonne, des Lichtes und der lauen Luft zur Reife gebracht.

Man erräth indeſſen von ſelbſt, daß dieſes nicht auf die eigentlichen Vaporarien anwendbar iſt. Aber auch dieſen ſchweren Theil der Kunſt verſtehen die holländiſchen Gärtner meiſterhaft. So ſahen wir in dem Vaporarium unſ'res Wirches die herrlichſten tropiſchen Gewächſe in ihrer vollen Kraft und Schönheit blühn.

Ueberhaupt kann man die vornehmſten Städte von Holland als eben ſo viel hohe Schulen der Gartenkunſt anſehn. Wer aber den Anbau von offizinellen Pflanzen im Großen kennen lernen will, der findet hierzu die beſte Gelegenheit in dem ſchönen Dorfe Nordwyk. Hier gibt es, ohne die mindeſte Uebertreibung, die erſten und größten Apothekergärten von Europa. Dieſe verſenden ihre Erzeugniſſe durch das ganze Königreich, ſo wie nach ſämmtlichen Kolonien; dann aber auch nach Deutſchland, Frankreich und den ganzen Norden, bis nach Archangel hinauf.

28. Holland iſt das Land der Reinlichkeit und Ordnung — hat irgend ein Schriftſteller geſagt, und ich finde dies vollkommen wahr. Um aber die Charakteriſtik zu vollenden, muß man hinzuſetzen: — „Aber auch das Land des Handelsgeiſtes, und der mannichfaltigſten Induſtrie.“ — Es hat ungemein viel Erfreuliches, auch die Leute der niedrigſten Klaſſen, ſämmtlich gut gekleidet, und gut genährt zu ſeyn. Dieſe Wohlbeleibtheit, dieſe geſunde Farbe, und dieſe ruhigen Geſichter, zeugen durchaus von innerer Behaglichkeit.

Das erſte Lebenspanacee der Holländer iſt der Rauchtabak, entweder gekaut oder geraucht. Er wird nemlich als das beſte Mittel zur Vertreibung der ſchädlichen „Feuchtigkeit“ angeſehn. Auch die Frauen der untern Klaſſen rauchen faſt Alle ohne Unterſchied. So die Fiſchweiber, die Fleiſcherinnen, die Gemüſehändlerinnen u. ſ. w., kurz Alle, die viel im Freien ſind. Bei den Milchweibern indeſſen iſt das Rauchen der Reinlichkeit wegen verpönt.

Was die Frauen der mittlern und höhern Stände anlangt; ſo will man ihnen allerdings nachſagen, daß auch ſie, ein Paar Pfeifchen täglich, ganz und gar nicht verſchmähen. Es ſoll ſogar einen feinen und ſuperfeinen Knaſter geben, der unter dem Namen Juffertjes-Tabak verkauft wird, und eine entſprechende Beize hat. Auch will man zierliche chineſiſche Pfeifen geſehn haben, die ganz auf Frauenhände und Frauenlippen berechnet ſind. Ich muß indeſſen der Wahrheit gemäß bezeugen, daß mir ſelbſt noch nichts dergleichen vorgekommen iſt.

Juli.

1. Wir haben dieſer Tage eine Parthie nach dem **Haag** und **Scheveningen** gemacht. Die Geſellſchaft war groß und glänzend; wir hatten eine ſehr ſchöne Staatsjacht, mit allen Bequemlichkeiten verſehn. So ging es denn luſtig auf den Kanälen hin. Um acht Uhr Morgens Abfahrt; mit dem Schlag eilf Uhr Ankunft; die ganze Landſchaft voll Leben und Heiterkeit; in der Nähe vom Haag, alle Anzeichen einer großen Stadt.

Wir nahmen Wagen, und eilten nach **Scheveningen**, eine Stunde davon. Der Weg iſt vortrefflich gepflaſtert, und mit mehrern herrlichen Baumreihen bepflanzt. Schade nur, daß die Wipfel der meiſten abgeſtorben ſind, was von der äußerſt ſcharfen Seeluft herkommt. Wir begegneten einer Menge kleiner Karren, mit großen Fleiſcherhunden beſpannt. So werden nemlich die Seefiſche nach dem Haag verführt. Die Thiere waren ſehr gut eingefahren, und traten mit unter, wie die beſten Kutſchpferde, an. Ich hörte aber auch, daß es ganz eigene Bereiter dafür gibt.

Scheveningen ſelbſt iſt ein großes, ſchönes Fiſcherdorf, und beſonders ſeiner Steinbutten- und Schellfiſchſaucen wegen berühmt. Die Zubereitungsart derſelben wird geheim gehalten, und erbt nur unter den Frauen fort. Auch wir fanden dieſe Fiſchgerichte vortrefflich, und thaten ihnen reichliche Ehre an. Selbſt meine liebe Emmy blieb nicht zurück. Dieſe Fiſche ſind aber auch ſo zart und weich, daß man ſie, ſo zu ſagen, in einem Augenblicke verdaut.

Unſ're gute Madame S., ſelbſt eine große Künſtlerin in dieſem Fache, nannte dieſe Brühen einzig und unübertrefflich in ihrer Art. Dieſe Anerkennung entzückte die ganze vaterländiſche Frauenwelt. Wirklich verſicherte mich auch mein Nachbar, daß jede wohlerzogene Holländerin, was Fiſchgerichte anlange, vollendete Meiſterin ſey. — „Alle unſ're Frauen“ — fuhr er fort — „kennen auch die übrigen Saucen; aber ſie haben die Fiſche nicht ſo friſch. Dies iſt's eigentlich, worauf Alles hinaus kommt.“

Nach dem Eſſen machten wir einen Spaziergang auf die hohen Dünen hinauf, Jeder mit Glas und Flaſche verſehn. Da ſetzten wir uns auf das Gras, und begrüßten den ſpiegelnden

Ocean. Der Tag war wunderſchön, die Luft der reinſte, friſcheſte Lebenshauch; das Meer, im ſchönſten Dunkelblau wallend, mit unzähligen Schiffen bedeckt. Die Fluth war im höchſten Anlaufe; aus weiter Ferne wälzten ſich die mächtigen Wellen dem Ufer zu.

So leicht ſie ſich an dem flachen Strande vor Scheveningen brachen, ſo heftig ſchlugen ſie gegen die Dünen an. Bei Stürmen ſoll dieſes furchtbar ſeyn. Man vernimmt dann das Toſen ſelbſt im Haag; verſteht ſich, in der Nacht, und als eine Art Wiederhall. Indeſſen ſind gerade die Dünen die beſten Seedämme, die es nur geben kann; man wendet daher die größte Sorgfalt darauf.

Nach jeder Fluth, beſonders aber nach den ſchweren Springfluthen,* werden ſie nemlich von eigenen Dünenwächtern unterſucht. Dieſe fangen von unten an, ſteigen dann von Abſatz zu Abſatz hinauf, und verſtopfen jede Oeffnung mit Binſenſchütten, die ſie kunſtmäßig zu befeſtigen verſtehn. So bildet das Ganze eine feſte, gleich-

---

[*] Zur Zeit des Neu- und Vollmondes.

förmige Maſſe, die am beſten gerade durch ihre Schnellkraft widerſteht.

Die obere Fläche wird mit „Gramen arenosum“ beſäet, und zugleich mit Eichen bepflanzt. Natürlich bedarf es hier aber einer beſtändigen Erneuerung. In gewiſſen Entfernungen befinden ſich Küſtenpoſten, jeder mit einem Wachhaus, einigen Stücken von ſchwerem Calibre, und einem Flaggenmaſte verſehn. In den Wintermonaten iſt hier ein ſehr trauriger Dienſt. Auf gewiſſen Punkten ſind auch Roſte u. ſ. w. zu Leuchtfeuern befindlich, deren Unterhaltung, mit Steinkohlen, koſtbar genug ſeyn ſoll.

So ſtiegen wir endlich wieder nach dem Dorfe hinab, und beſahen eine recht artige Conchylienſammlung, die verkäuflich war. Der gute Vater machte Emmy ein Geſchenk damit; es liegt ein Verzeichniß in drei Sprachen bei. Immer hat die liebe Freundin auf der weiten Reiſe eine Unterhaltung mehr daran. Es waren auch eine Menge kleiner, niedlicher Conchyliendrechſeleien zu haben; wir nahmen, zum Andenken, ebenfalls Mehreres davon mit.

Um fünf Uhr Zurückkunft nach dem Haag; umgekleidet, und den Abend in einer glänzenden

Geſellſchaft zugebracht. Bei'm Thee gab es unter andern auch H—r—n-Küchlein, was das vorzüglichſte Backwerk vom Haag iſt. Faſt jede holländiſche Stadt zeichnet ſich nämlich durch ein eigenthümliches aus.

So hat Rotterdam ſeine Pfeffer- und Safrankuchen, Delft ſeine Chocolaatjes, Utrecht ſeine Theerandjes,* Harlem ſeine Rode Letters,** Leiden ſeine Bülls.*** In allen Arten von Backwerk aber zeichnen ſich Amſterdam und Deventer aus. Jenes liefert z. B. einen Secretaris Koek (Kuchen), der der beſten Brodtorte gleich kommt.

Am folgenden Morgen beſahen wir die Merkwürdigkeiten vom Haag, wie ſie im Guide verzeichnet ſind. Dann nahmen wir bei H. v. A. ein Gabelfrühſtück ein. Hier wurden uns unter andern, auch zwei Zwergſchildkröten, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, gezeigt. Die eine war nicht größer, als ein halber Kronenthaler;

---

* Harte Kuchenſchnitte zum Thee.

** Rothe Buchſtaben.

*** Eine Art dicker Waffeln.

die andere hatte ohngefähr den Umfang einer flachen goldenen Uhr. Beide wurden in runden, gläſernen Gefäßen in friſchem Waſſer aufbewahrt, und befanden ſich ſehr wohl.

Um ein Uhr Rückfahrt nach Rotterdam. Der Wind war Nordweſt, der Himmel bedeckt. Die meiſten Herren und Frauen ſpielten; wir andern unterhielten uns von tauſenderlei. Sehr großen Spaß erregte es, als Emmy von den Drontheimer Kirſchen zu erzählen anfing. Die Holländerinnen wollten das Anfangs gar nicht glauben; ſie hielten es für eine pure Unmöglichkeit. Indeſſen ließen ſie ſich ſehr bald verſtändigen, und meinten, daß in Drontheim doch noch zu leben ſey. *

---

* Man muß wohl verſtehen, daß nicht von Treibhausfrüchten die Rede iſt, ſondern von Kirſchen, die man im Freien zieht. Dieſe Pflanzungen befinden ſich aber eigentlich auf der kleinen Inſel Tyteroe, die vor Drontheim liegt. In den Gärten der Stadt, und faſt jedes Haus hat den ſeinigen, werden von Früchten nur Erd- und Johannisbeeren gebaut. Aepfel, Birnen und Weintrauben ſchifft man aus Frankreich und Holland ein. Andere Früchte kenn man nur eingemacht.

Spät. Anmerk. des Verf.

3. Juli. Das letzte Viertel iſt vortrefflich eingetreten, wir machen Anſtalt, bis übermorgen unter Segel zu gehn. Unſ're Schiffsbibliothek hat ſich um einige zwanzig Bände vermehrt, meiſtens engliſche und franzöſiſche Werke, die man hier wöchentlich aus London und Brüſſel haben kann. Jene durch die Paketboote, die zwei Mal zwiſchen Helvoetsluis und Harwich hin- und hergehen; dieſe durch die Beurtſchiffe, mit denen es faſt täglich Gelegenheit gibt.

Dieſen Nachmittag das Arſenal, eine Krappmühle vor dem benachbarten Thore, und eine ſchöne Meierei beſehn. Ich kannte das größte Werft von Europa, Portsmouth nemlich, aber wahrlich, das von Rotterdam iſt ebenfalls aller Ehre werth.* Es werden auch hier die größten Linienſchiffe gebaut; wir ſahen deren vier auf dem Stapel; die Regierung ſucht die Marine zu heben, ſo viel es nur möglich iſt.

Für Emmy war dieſes große marinariſche Leben und Weben völlig neu; ihr Erſtaunen nahm, ſo zu ſagen, mit jedem Schritte zu. Eben wurde auf einem Linienſchiffe der große Mittelmaſt eingeſenkt. Welche Maſchinerie, welche Arbeit! Und die Maſſe von Menſchen, die dazu erforderlich iſt! — Zuletzt ſtiegen wir noch an Bord eines Oſtindienfahrers, der in der Ausbeſſerung lag.

---

* Der Verf. läßt nun eine Beſchreibung folgen, die ſehr in's Einzelne geht. Sie kann indeſſen hier um ſo füglicher wegbleiben, je bekannter bereits dieſer Gegenſtand iſt.

Hier ſahen wir in der Kajüte des Capitains eine Menge niedlicher Meublen, ganz eigener Art. Es waren chineſiſche, aus Bambusrohr und Bambuspappe, aber nach europäiſcher Art gemacht. Sie zeichnen ſich durch ihre Leichtigkeit und Wohlfeilheit aus; der Abſatz ſoll durch ganz Oſtindien, ja bis nach Isle de France gehn. Neu war mir, daß die chineſiſchen Schneider, Schuſter u. ſ. w. alle Arbeiten der europäiſchen nachzumachen wiſſen, und zwar in großer Vollkommenheit. Selbſt Fortepiano's werden jetzt in Canton ſehr gut gebaut.

5. Juli. Heute Nachmittags um ein Uhr kamen wir glücklich in See. Wir haben noch zwei andere Schiffe bei uns, wovon das eine nach Baronne, das andere nach Oporto beſtimmt iſt. Die Capitains ſind überein gekommen, beiſammen zu bleiben; ſo haben wir

für eine gute Strecke immer Geſellſchaft. Sie tranken geſtern den Thee mit uns; Beide haben große außereuropäiſche Reiſen gemacht; ich hoffe, daß Jeder recht viel erzählen ſoll.

Der Wind war ſteifer Nordoſt; wir flogen mit vollen Segeln dahin. Bald ſtoß die Küſte mit dem Horizonte zuſammen; ich begab mich in meine Hütte, und ordnete Verſchiedenes daſelbſt. Emmy war wohl und heiter; ſie brachte den ganzen Nachmittag auf dem Verdecke zu. Das ganze Meer war mit Segeln bedeckt; unter andern kam eine ſchöne engliſche Fregatte bei uns vorbei. Unſ're Begleitungsſchiffe halten Linie mit uns.

Es iſt eilf Uhr; ich habe noch einen Spaziergang auf dem Verdecke gemacht. Der Capitain war ſehr vergnügt; er ſagte mir, wir ſeyen ſchon über Dünkirchen hinaus. Die Nacht iſt ſtill und klar; indeſſen führt jedes Schiff, von unſ'rer Geſellſchaft, eine Laterne am Fockmaſt. Hieran erkennen wir uns, daß keines vorauseilt oder zurückbleibt. Emmy fühlt ſich ein wenig ſeekrank; Folge der faſt entwöhnten Kajütenluft. Ich habe ein Gazefenſter eingeſetzt, und laſſe ſie Apfelſinen eſſen, ſo viel ihr beliebt.

6. Juli, Morgens um acht Uhr. Wir ſind auf der Höhe von Calais. Die franzöſiſche Küſte liegt in glänzendem Sonnenſchein; die engliſche iſt in leichten Nebel gehüllt. Der Wind friſcht ſeit vier Uhr mit jeder Stunde an. So werden wir aus dem Kanale herauskommen, wir wiſſen ſelbſt nicht wie? Hier iſt blos an den Küſten Gefahr, der vielen Klippen wegen, verſteht ſich. In der Mitte ſegelt man herzhaft hindurch, denn man hat überall Tiefe genug.

Nachmittags drei Uhr. Wir ſehen die Küſte von Kent, mit ihrem herrlichen Anbau, deutlich neben uns. Sie liegt uns zur Rechten im Weſten; eben tagt der hohe, viereckige Leuchtthurm, am ſüdlichen Ende derſelben, in klarem Sonnenlicht auf. Er iſt bei den ſämmtlichen nordiſchen Seefahrern unter dem Namen: der Einael, bekannt. Engliſche und franzöſiſche Paketboote fahren hin und her; der Kanal iſt, beſonders auf dieſen Punkten, eine der lebendigſten Seeſtraßen, die man nennen kann.

Nachts halb zwölf Uhr. Meine liebe Emmy iſt beſſer; ſie hat den größten Theil des Tages auf dem Verdecke zugebracht. — Ich laſſe ihr nun die Pomeranzenſcheiben mit altem

Malaga nehmen; er thut bei ihr dieſelbe Wirkung, wie die Chinatinktur. Bei'm Thee unterhielt uns der Capitain ſehr angenehm, von einer früheren Reiſe nach St Thomas. In dieſen Gewäſſern iſt das Meer ſo durchſichtig, daß man die Seegewächſe auf dem Grunde erkennen kann.

— Der Capitain rufte mich auf das Verdeck; wir ſahen die Leuchtfeuer vom Cap Lizard. Es ſind zwei große hohe Thürme, auf dem höchſten Punkte dieſes mächtigen Vorgebirgs. Dies iſt die ſüdlichſte Spitze von England, wie Landsend die weſtlichſte iſt. Nicht weit von jenem, liegt das bekannte Falmouth, eine ſehr angenehme und lebendige Stadt. Der Hafen derſelben, gilt für den beſten, bequemſten und ſicherſten in ganz England. Er hat ſelbſt an den Kai's, auch für die größten Schiffe, noch Tiefe genug. Es iſt daher auch immer eine Abtheilung der Flotte hier ſtationirt.

---

* Von Falmouth gehen regelmäßig Paketboote nach Spanien, Portugal, Weſtindien und Nordamerika, ſeit kurzem auch nach Cumana, ab.

D. H.

7. Juli. Wir ſind vor Anker in St. Mary's Sound, mitten zwiſchen den Scilly-Inſeln, die beiden andern Schiffe neben uns. Um zwei Uhr Morgens nemlich, kamen wir aus dem Kanale heraus, und ſegelten in die Bay von Biſcaya ein. Bald darauf wurde der Wind auffallend ſchwächer; endlich, mit Sonnenaufgang, ließ er völlig nach. Dies war ein böſes Zeichen, auch deutete Alles auf eine Wetterveränderung.

Ich begab mich auf das Verdeck; von Weſten wälzten ſich ſchwere Wolken her. Die Capitains berathſchlagten durch's Sprachrohr, und kamen endlich überein, zurück zu gehn. Der nächſte, ſicherſte Haſen war Mary Sound. Schon fingen die Wellen an, ſich in Süd-Südweſt zu kräuſeln; ein ſicheres Zeichen des nahen Gegenwindes. Wir richteten alſo das Cap* auf St. Mary, und kamen, mit Hülfe der aufſpringenden Koelte** ziemlich voran. Wir gaben hierauf das Lootſenzeichen, und wurden in weniger als einer Stunde glücklich vor Anker gebracht.

---

* Vordertheil des Schiffes.

** [illegible] Lüftchen.

Mary Sound liegt nemlich zwiſchen der Inſel gleiches Namens, und einer andern, St. Agnes genannt. Es iſt der gewöhnliche Zufluchtsort für alle Schiffe, die den Kanal nicht einſegeln können, oder zurück zu gehen gezwungen ſind. Auf St. Mary iſt die einzige Stadt der ganzen Inſelgruppe überhaupt, nemlich Heughtown; auf St. Agnes ſind eine Menge zerſtreuter Wohnungen, und ein hoher Leuchtthurm.

Es iſt ſechs Uhr Morgens; Emmy erwacht, und will kaum glauben, daß wir auf einer engliſchen Inſel ſind. Indeſſen hat ſich der Himmel völlig umzogen, und der Wind gänzlich in Südweſt geſetzt. Wir werden für unſ're Perſonen, nach Heughtown hinüberfahren; es iſt ein gutes Wirthshaus daſelbſt. Die Capitains ſind ſämmtlich entſchloſſen, nicht eher wieder in See zu gehen, als bis der Wind völlig günſtig geworden iſt.

Abends zehn Uhr. Es ſtürmt und regnet entſetzlich; wie gut, daß wir in Sicherheit ſind! Der Tag verging recht angenehm; es fehlte uns nicht an Geſellſchaft. Wir fanden nemlich noch ſechs bis ſieben andere Paſſagiere hier. Der eine kam vom Kap, der andere aus Jamaika, der dritte von Rio Janeiro, der vierte von Madras u. ſ. w. fort. Alle gingen nach London, und Alle hatten nur einen Lebenszweck — „Handelsgewinn!“ Da wurde nun um die Wette erzählt.

Ich will nur einiges Wenige notiren, wovon ich beſonders angezogen ward. In den Gärten auf dem Kap kann man beinahe alle europäiſche Früchte ſehn. So Kirſchen, Erdbeeren, Aprikoſen, Aepfel, Birnen, Pfirſiche, Granaten, Orangen, Citronen, Ananas u. dgl. mehr. Alle zuſammen bieten, theils friſch, theils eingemacht, den herrlichſten Nachtiſch dar. Man ſetzt täglich zehn bis zwölf Obſtarten auf.

Der Kap'ſche Weinbau iſt längſt bekannt. Stöcke an Landhäuſern gezogen, bilden, mit ihren zwölf Zoll dicken Reben, die ſchönſten Lauben, die man ſehen kann. Aus dieſen üppigen Blättern hängen ſieben bis acht Pfund ſchwere Trauben herab. — Man hat ganze Alleen von Orangenbäumen, vierzig bis funfzig Fuß hoch. Auch die Myrthe erreicht hier eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß. — Seit längerer Zeit wird vieles Bauholz als Ballaſt aus Calcutta eingeführt.

8. Juli. Auch hier, wie in Rotterdam, rauchen alle gemeine Frauen Tabak, und zwar täglich ein halbes Dutzend Pfeifen, auch wohl noch mehr. Es wird dies nemlich als ein gutes Verwahrungsmittel gegen die Nebel angeſehn. Dieſe ſind freilich, und ſelbſt in den Sommermonaten, Morgens und Abends häufig genug. Sonſt iſt das hieſige Klima ſehr geſund, und ſeiner Milde wegen, höchſt angenehm.

Eis und Schnee kennt man faſt nicht; es heißt ein außerordentlicher Winter, wenn es ein Mal zu einem leichten Froſte kommt. Die Leute werden hier ſteinalt, wenn ſie nur irgend mäßig ſind. Die Inſeln haben ſchönen Gemüſebau; der Spargel beſonders gedeiht in großer Vollkommenheit. Eben ſo findet man in den Gärten die herrlichſten Blumen aller Art. Bäume hingegen, vorzüglich Obſtbäume, kommen der Seeluſt wegen, nur wenig fort.

Emmy ergözt ſich ſehr an der hieſigen engliſchen Lebensart. Die ungeheuren Stücke Roſtbeef, die roſinenreichen Puddings, die blos in Waſſer abgekochten Gemüſe, die man nicht anders, als mit zerlaſſener Butter iſt, die ungeheuren Seefiſche, nicht in Stücken, ſondern ganz aufgeſezt: die netten fayencenen Porterkrüge, der orangengelbe Cheſterkäſe, und das herrliche Waizenbrod — Alles erregt ihre Aufmerkſamkeit.

Die Einwohner beziehen ihre Bedürfniſſe von Falmouth; es gibt faſt einen Tag um den andern bequeme Gelegenheit dahin. Unſer Wirth iſt daher ſehr wohl verſehn, und ſezt uns auf Verlangen ſelbſt einen guten Madera auf. Dazu kommt, als Schleichhandelsartikel, ein trefflicher Franzwein, und ein gleichfalls vorzüglicher „Brandy,“ * eben daher. Zugleich wird eine Menge franzöſiſches Salz eingeſchmuggelt, indem es zwölf bis dreizehn Mal wohlfeiler als das engliſche iſt.

9. Juli. Zwei Uhr Nachmittags. Es ſtürmt und regnet in einem fort. Die Capitains vertröſten indeſſen auf die morgende Mondsveränderung Unſer guter Vater lieſt eifrig im Peregrine Pikle, der von dem Pfarrer geholt worden. Emmy macht ſich allerhand mit den niedlichen Wirthskindern zu thun. Ich ſelbſt laufe den Jahrgang 1819 von dem Madras-

---

* Branntwein.

Chronicle durch, den mir unſer oſtindiſcher Freund geliehen hat.

Bei dieſer Gelegenheit hole ich eine Bemerkung deſſelben nach. Sie betrifft den geſuchteſten Einfuhrartikel in Oſtindien. Dieſes ſind Flinten und Piſtolen aus europäiſcher Fabrik. Eigentlich iſt die Einfuhr ein Monopol, das von der Regierung verpachtet wird. Ueberdem ſind, auf den Verkauf von alten Gewehren, ſchwere Strafen geſetzt. Allein der ungeheure Gewinn an dieſen Artikeln, reizt zu dem raffinirteſten Schleichhandel auf. Man gewinnt nicht weniger, als 6 — 700 Pro Cent daran.

In einer Nummer des Chronicle fand ich eine Ankündigung von neuangekommenen engliſchen Patent-Arzneien,* wie es mit dem Kunſtausdrucke heißt. Die europäiſchen Preiſe ſind in oſtindiſche verwandelt, d. h. drittehalb Schilling in eine halbe Guinee. Die Art dieſer Arzneien kann man am beſten aus folgendem Verzeichniſſe erſehn — Holzkohlen-Zahnpulver — Sedlitz- und Soda-Pulver — Cheltenhamer Salz

---

* Warehouse for Genuine English Patent Medicines

— Pfeffermünz-Täfelchen und dergleichen Eſſenz — Schwarze Tropfen — Ipecacuanha-Paſtillen — Aromatiſcher Weineſſig, und calcinirte Magneſie.

Dazu kommen Soda- und alle übrige Mineralwaſſer, die verfuhrbar ſind. — Senf, Windſor- und andere wohlriechende Seifen — Eine Menge Pillen, Pulver, Elixire, Extrakte und dergl. mehr. Eben ſo eine lange Liſte von Salben, Pflaſtern, wohlriechendem Waſſer und Saucen aller Art. Unter den Pflaſtern, fiel mir das „German Corn-Plaister“* auf; wahrſcheinlich die bekannte Compoſition.

Abends zehn Uhr. Wir haben einen ſehr vergnügten Abend gehabt. Unſer Freund aus Canton hat nemlich den Apparat zu einem ächten chineſiſchen Schattenſpiel bei ſich, und überraſchte uns damit. Das kleine Theater war in einem Saale aufgebaut, die ganze „elegante Welt“ von St. Mary, hatte den Eintritt dazu. Die „Ouverture“ beſtand aus vier luſtigen Stückchen, auf einer „unſichtbaren“ Drehorgel geſpielt.

---

* Für Hühneraugen

Der Apparat war ſehr gut; überdem wußte unſer chineſiſcher Freund meiſterhaft damit umzugehn. Das Ganze beſtand aus fünf und dreißig Verwandlungen, die meiſten in einer eigenthümlichen Beleuchtung. Es waren Land- und Küſtenanſichten, alle mit beweglichen Figuren verſehn; ein wahres Miniaturgemälde von China, und den Chineſen inſonderheit. Die liebe Emmy fand ungemeines Vergnügen daran.

Unſer Freund hatte für dies Mal nur die vorzüglichſten Darſtellungen gewählt. Dieſe waren: der große Kanal von Kanton — Die Hauptſtraße von Peking — Die kaiſerliche Prachtjacht, mit unzählichen andern Fahrzeugen umringt — Das chineſiſche Feuerwerk, wobei Alles, verſteht ſich, nach verjüngtem Maasſtabe in natura abgebrannt ward — Das Innere einer Pagode bei vollem Tempeldienſt — Ein vornehmes chineſiſches Frauengemach, mit großer Geſellſchaft — Eine prachtvolle chineſiſche Hochzeit.

10. Juli. Vollkommne Stille, ſeit ohngefähr zwei Uhr Morgens; Eintritt des Neumondes um acht Uhr; der Nebel im Fallen, aber das Meer entſetzlich hoch. Keine Möglichkeit, heute

in See zu gehen, ſelbſt wenn der Wind völlig günſtig wird. Für uns nemlich, die wir nach Südweſt wollen; denn für unſ're engliſchen Freunde iſt es gerade umgekehrt. Wie dem aber auch ſey; gutes Wetter bekommen wir auf jeden Fall. Unſer Zeiſiglein, das dieſe Paar Tage keinen Laut von ſich gegeben hatte, ſingt nemlich wieder luſtig darauf los.

Nachmittags drei Uhr. Die Capitains ſind an's Land gekommen; ſie eſſen mit uns. Der Nebel hat ſich verzogen, aber der Himmel iſt bedeckt. Emmy blättert in Daniels pittoresker Reiſe nach Oſtindien und China, die ihr einer der Herren geliehen hat. Es iſt die kleine Quartedition, aber die Kupfer ſind auch in dieſer ſehr ſchön. Die dabei befindlichen Beſchreibungen leſen ſich ſehr gut.

Wir ſprachen bei'm Frühſtück von mancherlei. Unſer Freund aus Madras erzählte unter andern von den engliſchen Poſtſchiffen, die regelmäßig zwiſchen Baſſora und Bagdad hin- und herabgehn. Sie legen die Fahrt ſtromaufwärts in zwölf Tagen, ſtromabwärts in fünf bis ſieben, zurück. Die ganze Reiſe iſt in fünf Stationen abgetheilt. Auf der letzten, zu Hillah, ſteigen die Couriere an's Land, und legen den Reſt des Weges zu Pferde zurück.

Gerade mit dieſen Poſtſchiffen wird ſehr viel baares Geld von Bagdad nach Baſſora geſandt. Meiſtens pflegen es brabantiſche Kronenthaler, ſpaniſche Piaſter, venetianiſche Zechinen und holländiſche Ducaten zu ſeyn. Von Baſſora gehen ſie dann weiter nach Bombay, und von da durch's ganze engliſche Oſtindien. Der größte Theil dieſer Münzſorten wird von den vielen Pilgern nach Bagdad gebracht.

Nicht mit dieſen Poſtſchiffen zu verwechſeln, ſind die gewöhnlichen Waarenſchiffe zwiſchen denſelben Städten, Tekne genannt. Dieſe brauchen zur Fahrt ſtromaufwärts ſechs bis neun Wochen, und legen die Reiſe ſtromabwärts, kaum in vierzehn bis achtzehn Tagen zurück. Es ſind aber auch ſehr große, ſchwere Fahrzeuge aus Palm- oder Maulbeerholz gezimmert, und nehmen Ladungen von zwei Tauſend Zentnern ein.

Abends neun Uhr. Die Capitains blieben bis vor einer Stunde bei uns, und fuhren dann an Bord zurück. Der Wind iſt ſchwacher Süd-Süd-Oſt; ſie meinen aber, daß er ganz nach Oſten herumlaufen, und ſich darin ſetzen ſoll. Das Meer hat ſich, mit Sonnenuntergang, ſehr merklich beruhigt: wir werden, wenn nur irgend möglich, morgen Vormittag wieder in See gehn.

Der Himmel iſt nur noch mit leichtem, zerriſſenem Gewölk bedeckt; die Sterne blicken klar und freundlich hindurch. Meine liebe Emmy ſchreibt an einige Jugendfreundinnen; die Briefe ſollen über Falmouth u. ſ. w. nach Gothenburg abgehn. Mr. L., troz ſeiner funfzig Jahre, noch ſehr zärtlicher Natur, hat ihr mit der Reiſe von Daniel, ein angenehmes Geſchenk gemacht.

Um es auszugleichen, verlor der gute Vater abſichtlich acht Guineen im Boſton an ihn. Dies mag ſo ziemlich der Ladenpreis ſeyn. Die Kupfer ſind alle in Farben abgedruckt. — Wir gaben, unſerin ſämmtlichen Freunden, noch einen „Königspunſch“ zum Abſchied. Alles denkt morgen in See zu gehen, denn wie der Wind jezt iſt, kommt er Allen zu gut. So eben haben wir für Emmy noch einen kleinen, äußerſt poſſierlichen Affen gekauft, womit ſie morgen überraſcht werden ſoll.

12. Juli, Morgens. Geſtern, Vormittags um zehn Uhr, giengen wir, mit ſchwachem

Oſt=Süd=Oſt, in See, und lavirten langſam vom Lande ab. Der Himmel war klar und heiter, mit freundlichen Schaafwölkchen bedeckt, das Meer faſt gänzlich ruhig, die Luft ſo rein, ſo lieblich, ſo begeiſternd, wie man es nicht zu beſchreiben im Stande iſt. Wir kauften friſche Fiſche, und hielten ein köſtliches Mahl. Das Meer war mit einer Menge transatlantiſcher Tangarten bedeckt.

Nachmittags platte Stille, die Capitains kamen, auf unſ're Einladung, zum Thee an Bord. Es wurde mancherlei erzählt. Neu war mir, daß es in Nordamerika keine Singvögel, im Freien nemlich, und keine wohlriechenden Blumen, gibt. Von unſern Finken, Nachtigallen, Amſeln, Droſſeln, Lerchen und Hänflingen kein Einziger, ausgenommen, was künſtlich im Bauer und Vogelhauſe erzogen worden iſt. Dies kann indeſſen nicht auffallen, wenn man die Natur dieſer Vögel bedenkt.

Eben ſo ſcheint es mit den europäiſchen Blumen zu ſeyn. Nicht einmal unſ're Wald= und Wieſenblümchen findet man daſelbſt, geſchweige den prächtigen Aurikel=, Ranunkel=, Hyacinthen=Flor u. ſ. w., der die Zierde unſ'rer Gärten iſt.

Aber was hat denn eigentlich Nordamerika in ornithologiſcher und in dieſer Hinſicht? — Vögel von dem prachtvollſten Gefieder, dem auffallendeſten, unharmoniſchen Accenten und Tönen; Blumen von den herrlichſten Farben, von den bewundernswürdigſten Formen, aber theils ſtinkend, theils ohne allen Geruch.

Die ganze vorige Nacht haben wir nicht vier Seemeilen zurückgelegt. Ich blieb bis gegen eilf Uhr auf dem Verdecke, und ſchwatzte mit dem Steuermann. Er hatte in ſeiner Jugend mehrere Reiſen nach den nordiſchen Meeren gemacht, und erzählte mit großem Vergnügen davon. Ich meinerſeits ließ es nicht am Einſchenken fehlen, und ſo verging uns der Abend recht angenehm.

Ungemein anziehend fand ich beſonders die Einzelnheiten über den Robbenfang, wie er im hohen Norden getrieben wird. Man bedient ſich ganz eigener Fahrzeuge dazu, deren hölzernes Gerippe mit Robbenfellen überzogen iſt. Sie haben ohngefähr die Geſtalt eines Weberſchiffes, und ſind bei einer Breite von zwei Fuß, ſechszehn bis achtzehn lang. Ein rundes Loch in der Mitte ausgenommen, iſt das ganze Fahrzeug, vom Hintertheil bis zum Vordertheil, gänzlich gedeckt.

In jener Oeffnung nimmt nun der Robbenfänger ſeinen Platz, ſo daß er mit dem halben Leibe daraus hervorragt. Er trägt dabei Sorge, die kleinen Zwiſchenräume vollends mit ſeinem Robbenfellkittel zu verſtopfen, und hält auf dieſe Art alles Waſſer ab. Zugleich iſt er mit einem doppelſchäuflichen, fünf bis ſechs Fuß langen Ruder verſehen. Dies faßt er nun ſehr bequem in der ſchmalen Mitte an, läßt es bald rechts, bald links auf dem Waſſer ſpielen, und gleitet ſo mit großer Geſchwindigkeit fort.

Die nöthigen Lebensmittel hat er in ſeinen Bruſttaſchen, den Speer und die Harpune aber vor ſich. An der letztern iſt eine aufgeblaſene Seehundshaut befeſtigt, ſo daß ſie zugleich mit fortgeſchleudert werden kann. Sie dient auf zweierlei Art. Ein Mal als Boye, wodurch die Richtung der fliehenden Robben bezeichnet wird, dann als Maſchine, die das Untertauchen derſelben erſchwert.

Abends ſieben Uhr. Dem Himmel ſey Dank; ſeit zwei Stunden haben wir den herrlichſten Backſtegswind. Das Paketboot von Dublin nach Bourdeaux, flog wie ein Pfeil bey uns vorüber; es waren an zwanzig Paſſagiere darauf.

Ein anderes geht zwiſchen Cork und Bourdeaux hin und her; die Verbindungen der beiden Länder ſind jezt zahlreicher als je.

Im Kanale allein, ſollen täglich ſechs ſolcher Schiffe im Gange ſeyn. Die Urſache iſt, weil man wenigſtens funfzig Tauſend Engländer annehmen kann, die, um wohlfeiler zu leben, oder ihren Gläubigern auszuweichen, jezt in Frankreich ſind. Dies ward auf St. Mary erzählt; ich notire es als Nachtrag. — Unſer, nach Bayonne beſtimmter, Capitain nahm eben Abſchied von uns. Er nähert ſich der franzöſiſchen Küſte, um das Leuchtfeuer von Corduan* zu erkennen, und kann morgen, um dieſe Zeit, im Hafen ſeyn.

13. Juli, eilf Uhr Vormittags. Wind und Wetter vortrefflich; wir haben in der kürzeſten Linie durchgeſchnitten, und befinden uns bereits auf der Höhe von Cap Ortegal. Dies iſt die nördlichſte Spitze von Spanien,** ſie ragt

---

* Am Ausfluſſe der Gironde.

** Ganz genau genommen, iſt es eigentlich Punta de Estaca, eine Seemeile nördlicher von dem genannten Cap. D. H.

zu unſ're Linken, wie ein ſchwärzlicher Punkt, am Horizonte auf. Unſ're Freundin Catharina [*] iſt ganz nahe bei uns. Die Capitains haben berathſchlagt. So wie wir Kap Finisterre, die weſtliche Spitze von Spanien, hinter uns haben, geht es ſchnell längs der Küſte fort.

Emmy iſt die Heiterkeit ſelbſt; dieſe ſüdliche Seeluft thut ihr unbeſchreiblich wohl. Dabei macht ihr unſer neuer Paſſagier, der kleine Affe, tauſend Spaß. Dieſes poſſirliche Thier klettert allen Matroſen nach. Sein Buſenfreund aber iſt unſer Kajütenaufwärter, Jürg, eine gar ehrliche Haut. Dieſer theilt nemlich alles mit ihm, was nur an guten Sachen auf den Tellern bleibt. Zu meiner Verwunderung leckt das Thierchen auch den Malaga mit großer Begierde auf. Vom Eingemachten liebt es beſonders das Kirſchgelée.

Abends ſieben Uhr. Wir haben uns dem Lande ſehr merklich genähert, und ſind auf der Höhe von Vigo. Die ganze Küſte von Galizien mit ihren herrlichen, grünenden Bergen und Thälern bietet einen entzückenden Anblick dar. Mehrere Küſtenfahrzeuge näherten ſich uns. Sie waren mit Früchten, jungen Gemüſen, gemäſtetem Geſlügel u. ſ. w. beladen, und boten uns davon zum Verkaufe an. Wir nahmen, was wir nur brauchen konnten, beſonders aber vortreffliche Orangen, und ſchöne, vollſaftige Citronen im Ueberfluſſe.

---

[*] Das zweite nach Oporto beſtimmte Schiff.

Wir hatten zu dieſem Zwecke auf eine Viertelſtunde beigelegt, ließen die Flagge wehen, und lockten auf dieſe Art noch eine Menge Boote heran. So erhielten wir friſche Sardellen,* und andere köſtliche Fiſche, zwei große Schläuche Wein vom beſten Vigoer Gewächs, einige Dutzend der ſchönſten Levkoien-, Nelken- und Roſenſtöcke, ſechs große Schinken, zwei Hundert Stück kleine, runde Ziegenkäſe u. dergl. mehr.

Alle dieſe Fahrzeuge gingen nemlich nach einem Hafenflecken in der Nähe ab, wo am folgenden Tage ein großer Markt gehalten ward. Die Blumen kamen von Tuy u. ſ. w., ſie werden dort eben ſo im Großen gezogen wie in Holland. Die galiziſchen Schinken kommen den beſten Weſtphäliſchen gleich; man mäſtet die Schweine mit gequelltem Maïs, Kaſtanien und dem Käſeabgang.

---

* Es iſt eigentlich eine Sardellenart, die auch eingeſalzen in den Handel kommt. Friſch an kleinen Spießen oder auf dem Roſte gebraten, ſind dieſe ſogenannten Sardellen ein ſehr ſchmackhaftes Gericht. D. H.

Alle die Männer und Frauen in den Barken hatten ein friſches, geſundes Anſehn, und zeigten ſehr viel Gutmüthigkeit. Ein flinkes, fünfzehnjähriges Mädchen unter andern ſchloß mit Emmy eine Art Freundſchaftsbund. Sie zog nemlich ein kleines zinnernes Krucifix aus dem Buſen, küßte es, befeſtigte es an ein Ruder, küßte es noch zweimal, und reichte es dann an Bord — „Da ſchönſte Schweſter!“ — ſagte ſie — „Nehmen ſie es zum Zeichen meiner Freundſchaft.“* Emmy erwiederte das herzliche Geſchenk durch ein kleines goldenes Kreuzchen, worüber die Freude unausſprechlich war.

14. Juli Morgens acht Uhr. Geſtern Abend nach Sonnenuntergang fing der Wind an ſchwächer zu werden; wir eilten wieder von der Küſte abzukommen, und zogen dann Segel über Segel ein. Gegen Mitternacht bekamen wir gänzliche Stille, doch ward kein Anzeigen von Sturm bemerkt. Die Catharina blieb noch bei uns; wir trieben langſam, aber doch immer etwas mit der Strömung fort.

---

* Toma le Vm. hermana hermosissima; toma le Vm en señal de mi amistad.

Die Nacht war äußerſt lieblich; ich verließ das Verdeck erſt gegen ein Uhr. Ohngefähr eine halbe Stunde vorher wurden am äußerſten weſtlichen Horizonte mehrere feurige Punkte ſichtbar. Der Capitain nahm das Fernrohr, und überzeugte ſich endlich, daß es Nachtsſignale irgend einer Eſcadre ſeyen. Dieſe werden nemlich vermittelſt Laternen gegeben, deren Anzahl und Stellung auf gewiſſe Nummern und Erklärungen hindeutet, die in einem eigenen Signalbuche enthalten ſind.

Als ich dieſen Morgen auf das Verdeck kam, ſand ich alles in dichten Nebel gehüllt. Man konnte kaum den großen Maſt, geſchweige das Boegſpriet ſehn. Wir wendeten daher die gewöhnlichen Vorſichtsmaaßregeln an. So wurde die Glocke gelautet, auf Hörnern geblaſen u. dgl. mehr. Auf dieſe Art warnen ſich die Schiffe, damit keines an das andere geräth. Man ſteuert daher nach dem Schalle, d. h. jedes Schiff hält rechts oder links von dem andern ab.

Es mußte eine kleine Eſcadre in unſerer Nähe ſeyn; denn es wurde von Zeit zu Zeit eine Kanone gelößt. Zugleich vernahmen wir Trommeln, was auf Kriegsſchiffen bei jedem Nebel gleichfalls ein Warnungszeichen iſt. Hat man indeſſen Windſtille, ſo ereignet ſich nur ſelten ein Unglück.

Dies verhindert jedoch nicht, daß alle Capitains ſehr aufmerkſam ſind. Uebrigens habe ich eine kleine phyſikaliſche Bemerkung gemacht. Der Nebel hat nemlich eine Art ſanfter, wellenförmiger Bewegung, und riecht gerade wie friſcher Seetang.

Nachmittags um drei Uhr. Wir ſind auf der Höhe von Oporto, die Catharina verläßt uns; ſie kann in wenig Stunden vor der Barre ſeyn. — Gegen Mittag verzog ſich der Nebel, die Sonne brach hindurch, und bald glänzte Meer und Himmel in ſtrahlender Herrlichkeit. Es dauerte nicht lange, ſo friſchte der Wind wieder in Oſten auf, bekam dann einige Striche nach Norden, und förderte ſo unſere Fahrt nach Herzensluſt.

Wir ſegeln in mäßiger Entfernung längs der portugieſiſchen Küſte hin. Der Anblick derſelben ruft mir die Erinnerungen meines Feldzuges zurück. Welcher Rückzug! Ich werde ewig daran denken, wie ich achtzehn Tage lang blos von einer Ziege ernährt ward. Dies gute Thier wußte überall noch ſein Futter zu finden, und kam jeden Abend wieder bei der Brigade an. In dieſer ſchrecklichen Zeit wurde eine einzige Pfeife Taback mit zwei, ja drei Piaſtern bezahlt. Doch nichts mehr davon.

Abends zehn Uhr. Der Capitain unterhielt uns von einer ſeiner früheren Reiſen nach Tanger in der Barbarei. Hier fiel mir beſonders auf, was von Heuſchreckenbraten vorkam. Dieſe ſind ein ſehr beliebtes Gericht; die Zubereitung geſchieht auf folgende Art. Man wirft einige Hände voll lebendiger Heuſchrecken in eine Pfanne mit ſiedendem Oel. Hier müſſen dieſelben ſo lange ſchmoren, bis ſie nach gänzlich verbrannten Flügeln völlig durchgebraten ſind. Hierauf werden ſie mit dem Oele aufgegoſſen, und ſo verzehrt. Nach der Verſicherung des Capitains kommen ſie an Geſchmack und Feſtigkeit den hartgeſottenen Eidottern gleich.

15. Juli. Wir ſind auf der Höhe von Liſſabon. Die Mannichfaltigkeit der portugieſiſchen Küſtenfahrzeuge unterhält uns ungemein. Die beiden äußerſten Forts St. Juliano und St. Laurens ſind mit Hülfe der Fernrohre ganz deutlich zu ſehn. Eine ſchöne amerikaniſche Fregatte ſegelt ſo eben in den Tajo ein. In Weſten lavirt ein großer Braſilienfahrer mit wohlbekannter portugieſiſcher Kühnheit gegen den Wind und die Strömung an.

— Es iſt Mittag; ein vaterländiſches, nach Livorno beſtimmtes Schiff hat uns eingeholt.

Es kommt von Gothenburg, und hat eine Ladung von Schiffsbaumaterialien an Bord. Wir beſchließen zuſammen zu bleiben; der Capitain iſt dem unſ'rigen ſehr wohl bekannt. Er hat die Catharina zwei Stunden von Oporto geſprochen; die portugieſiſchen Fiſcher verſicherten, daß die Barre ſehr ruhig ſey.[*]

16. Juli. Kap St. Vincent[**] liegt in glänzendem Morgenroth vor uns. Dieſer mächtige Felſen ſteigt faſt ſenkrecht aus dem Ocean empor. Auf der Spitze deſſelben befindet ſich ein Mönchskloſter, das befeſtigt iſt. Hundert Faden vom Kap in gerader weſtlicher Richtung liegt eine hohe Klippe, die als treffliches Seezeichen dient.[***] Sie iſt den deutſchen und holländiſchen Seefahrern unter dem Namen Monnikken-Drek bekannt. Hier beginnen die Almadrabas[†] zum Thunfiſchfang.

---

[*] Dies iſt äußerſt wichtig, indem man dieſelbe alsdann ſehr leicht paſſirt. Nicht ſelten aber müſſen die Schiffe, und ſelbſt im Sommer, mehrere Tage davor kreuzen, ehe das Einlaufen möglich iſt. Im Winter pflegen oft drei Wochen darüber zu vergehn. D. H.

[**] Es iſt Kalkſteingebirg.

[***] Wie das Kap ſelbſt ein vorzügliches Landzeichen iſt.

[†] Die Netzumſtellungen, in deren verſchiedene Abtheilungen, man die Thunfiſche zu geben nöthigt, bis man ſie in der letzten tödten kann.

— Der Wind iſt reiner Nord, wir ſchneiden in der kürzeſten Linie nach der Straße von Gibraltar durch. Emmy iſt unbeſchreiblich wohl; ſie freut ſich wie ein Kind, nun bald in Spanien zu ſeyn. Unſer Plan iſt nemlich, in Malaga einzulaufen, vier bis fünf Wochen in einem hohen ſchönen Gebirgsdorfe zuzubringen, und dann erſt weiter nach Alicante zu gehn.

So gewöhnt ſich die liebe Kranke ganz allmählich an dieſes warme Klima, was eigentlich meine Hauptabſicht iſt. Erſt die ſüdliche Bergluft, dann immer tiefer und tiefer, bis an das Geſtade des Mittelmeers hinab. In Folge dieſes Planes bleiben wir den ganzen Herbſt zu Alicante, und bringen dann den Winter in Valencia, als dem wärmſten Punkte, zu.

— Es iſt eilf Uhr Nachts, wir erkennen den Leuchtthurm von Cadiz, oder richtiger von San Sebaſtian. Der Wind iſt ſchwach, mit merklicher Neigung nach Weſten zu gehn. Gerade dies wäre nun höchſt erwünſcht für uns. Der Capitain war drei bis viermal in Cadiz, und erzählte viel Intereſſantes davon. Die letzte Reiſe hatte er 1817 dahin gemacht. Seit 1804 hat ſich der Keim des gelben Fiebers für immer daſelbſt feſtgeſetzt. Jährlich ſterben im Durchſchnitt an dreißig bis fünf und dreißig Perſonen daran. Man hält es aber geheim, und achtet nicht darauf. Daher die unglaubliche Schnelligkeit, womit die Seuche überhand zu nehmen pflegt.

17 Juli Vormittags. Leichte veränderliche Winde; wir laviren im Angeſichte der ſpaniſchen Küſte hin. Eine Menge Barken mit Gemüſen und Früchten, Eiern, Federvieh u. ſ. w. beladen, ſteuern auf Cadiz zu. Hierunter ſind ein guter Theil marokkaniſche, beſonders aus Tanger. Dieſe bringen auch Hammel zum Markt. Auffallend war mir die Bemerkung des Captains, daß noch nie ein Marokkaner vom gelben Fieber angeſteckt worden ſey. Dieſer Meinung oder Thatſache verdankt Cadiz ſeine Verproviantirung, auch in der ſchrecklichſten Zeit, wie z. B. im vorigen Jahr (1819).

Es iſt vier Uhr Nachmittags, der Wind friſcher Weſt-Nord-Weſt; wir ſehen den Eingang der Straße gerade vor uns, und ſegeln nun fröhlich darauf zu. — — So weit hatte ich vor zwei Stunden geſchrieben, wie ich das ganze Bild deutlich vor mir ſah. Plötzlich begann von Tarife her zu unſerer Rechten eine heftige Kanonade, die nichts weniger, als eine Salutirung zu ſeyn ſchien.

Bald kamen wir nun dieſer Inſel näher, und ſahen, daß das Feuer einem algieriſchen Fahrzeuge galt. Dieſes hatte nemlich ſein Boot mit ſechs Mann ausgeſetzt, wahrſcheinlich um Waſſer oder Holz einzunehmen, und ſich nicht im mindeſten an die dreimalige Warnung[*] gekehrt. Jetzt feuerten nun ſämmtliche Atalayas[**] ohne Barmherzigkeit auf beide los. Die Schebecke hatte die Kühnheit, dies zu erwiedern, ward aber ſehr bald dafür bezahlt. Zwei Kernſchüſſe riſſen ihr nemlich das Boegſpriet und den Hintermaſt weg. Schnell zog ſie nun die weiße Friedensflagge auf, rief das Boot zurück, ließ ſich auf's Schlepptau nehmen, und ſteuerte der afrikaniſchen Küſte zu.

— Wir ſind auf der Höhe von Gibraltar, und können die Punte de Europa oder die Südſpitze mit dem Fernrohre ganz deutlich ſehn. Sie ſenkt ſich faſt völlig flach gegen das Meer hinab; die Werke aber ſind äußerſt ſtark. Eine dreifache Reihe zieht ſich in geringer Entfernung über einander hin; mit ungeheuren Kanonen beſetzt. Der Wind trug uns einzelne Töne einer herrlichen Feldmuſik zu.

---

[*] Die erſte ein bloßer Pulverblitz; die zweite ein blinder Schuß; die dritte ein ſcharfer Schuß, quer über das Fahrzeug hinweg, ſo daß höchſtens ein Segel getroffen wird.

[**] Wachtthürme; die Kanonen befinden ſich auf dem flachen Dache; es iſt das alte arabiſche Wort.

D. H.

Der Capitain ſprach viel von Gibraltar; ich notire nur einiges davon. Die Hauptſtraße, die beinahe die ganze Stadt durchſchneidet, iſt faſt eine kleine Stunde lang, und der Hauptſitz des Verkehrs. Man wird lebhaft an London erinnert, denn alle Hausthüren, alle Gewölbfenſter u. ſ. w. ſind ganz nach engliſcher Art. Die Häuſer aber ſind ſämmtlich ſchwarz angeſtrichen, doch ſo, daß jedes Stockwerk mit einer weißen Linie bezeichnet iſt. In den acht prächtigen, bombenfeſten Ciſternen werden an vierzig Tauſend Tonnen Regenwaſſer aufbewahrt.*

Vor dem Südthore, am Abhange des Felſens, ſind eine Menge Landhäuſer befindlich. Mehrere darunter haben die herrlichſten Gärten, worin man hohe Orangenbäume ſieht. Der ſchönſte Garten von Gibraltar aber iſt der des Gouverneurs innerhalb des Südthors mit dem ſtattlichen Gebäude daran. Er ſteht jeden Donnerſtag und

---

* Es kommt nemlich im Winter in großer Menge von dem Felſen herab, wird ſorgfältig geſammelt, und dann in großen Keſſeln filtrirt. D. H.

Sonntag Abends dem ganzen Publikum offen, und wird alsdann ſehr zahlreich beſucht.

Nicht weit davon befindet ſich in einem ſehr anſehnlichen Hauſe die öffentliche Offiziersbibliothek. Dieſe ſoll über zwölf Tauſend Bände ſtark ſeyn. Sie wird regelmäßig mit allen Werken vermehrt, die im Fache der Kriegswiſſenſchaften, Geſchichte und Reiſebeſchreibungen in London erſchienen ſind. — Von Gibraltar gehen jetzt direkte Paketboote nach Falmouth, Malta und Corfu. — Die Quarantaineanſtalten ſind muſterhaft.

18. Juli. Es iſt drei Uhr Morgens; wir befinden uns gerade vor Malaga; der hohe Thurm der Domkirche, der zum Landzeichen dient, tritt eben aus dem leichten, zerfließenden Nebel hervor. Das ganze herrliche Thal liegt noch in ſchweigender Dämmerung, aber an den Gipfeln der bläulichen Gebirge ſchimmern ſchon einzelne Roſenſtreifen hin. Wir gehen vor Anker, um das Lootſenboot zu erwarten; ſchon zieht der nächſte Wachtthurm die Flagge auf.

III.

Kleine
Sommerwanderungen
durch einige
Gegenden der Schweiz.

1819.

Erſter Brief.

Inhalt.

Die Jurakette — Pontarlier — Chateau de Joux — Les Verrieres — Val de Trevers — Motiers und Rouſſeau's Wohnung — Neue Straße — Neuchatel — Vermiſchte Bemerkungen — Freiburg — Mannichfaltigkeiten.

Neuchatel, Auguſt.

Vorgeſtern Morgens um fünf Uhr verließen wir Beſançon; dieſen Abend kamen wir wohlbehalten hier an. Wir haben die Jurakette in ihrer ganzen Breite von Weſten nach Oſten durchſchnitten; dies mögen an achtzehn Stunden und darüber ſeyn. Eine herrliche Anſicht wechſelte mit der andern ab; jedes dieſer Thäler hatte, ſo zu ſagen, ſeine eigene Landſchaftlichkeit.

Das Klima iſt mild: der Buchsbaum kommt in großer Menge und vortrefflich fort. Zu den innern Theilen z. B. bei St. Claude u. ſ. w. werden die Bäume an zwanzig Fuß hoch. Die letzte franzöſiſche Grenzſtadt iſt Pontarlier in dem ſchönen fruchtbaren Thale, das der Doubs durchſtrömt. Wir wurden hier ſehr gut bewirthet; herrliche Forellen, vortreffliches Wildpret, ein angenehmer, burgunderartiger Landwein, ein auserleſener Nachtiſch —. Wer hätte ſich dies in Pontarlier verſehn?

Am andern Morgen in aller Frühe gingen wir mit dem Kourier * nach Neuchatel ab. Unſer Koffer machte nur wenig Schwierigkeit, denn wir nahmen ein eigenes Pferd dafür. Hier beginnt der Theil des Jura, der am reichſten an großen maleriſchen Anſichten iſt. Auf einem der ſteilſten Gipfel liegt das ſo bekannte „Chateau de Joux“ ein trauriger einſamer Aufenthalt beſonders zur Winterszeit. Seit Bonaparte's Sturz wird es indeſſen nicht mehr als Staatsgefängniß gebraucht. Eine äußerſt enge Bergſchlucht, mit hohen faſt ſenkrechten Felſen eingefaßt, iſt der einzige Weg, der unter den Kanonen deſſelben hinführt.

---

* Das Briefpoſt-Kabriolet. Außer dem Kourier ſelbſt finden noch drei Paſſagiere ſehr bequem Platz darin.

Endlich kamen wir bei dem letzten franzöſiſchen Dörfchen — les Verrieres — an. Am Ausgange deſſelben befindet ſich das Zollhaus; wir wurden in zwei Minuten expedirt. Zehn Schritte weiter, und man iſt im Fürſtenthum Neuchatel. Kein Zoll, keine Grenzwacht u. ſ. w., man paſſirt ſo frei ein wie die Luft.

Bald erreichten wir nun das erſte ſchweizeriſche Dorf, Verrieres Suiſſes genannt Die Nettigkeit der Häuſer, die Reinlichkeit der Straße, die niedlichen Garten- und Wieſenzäune, die Zierlichkeit der Kleidung, die Friſchheit der Mädchen und Frauen, die Kraft und Behendigkeit der Männer, vor Allem aber die Emſigkeit und Thätigkeit der Einwohnermaſſe im Ganzen — Alles bezeichnete unſeren Eintritt in die Schweiz.

Hier beginnt nun das reizende Val-de-Travers, deſſen Hauptort Motiers iſt. Wir hielten eine Viertelſtunde an, um Rouſſeau's ehemalige Wohnung zu beſehn. Sie befindet ſich noch in demſelben Zuſtande, wie er ſie einſt vor vielen Jahren 1765 verließ. — So das Gedächtniß der unſterblichen Idee! — Es iſt ein kleines Bauerſtübchen im obern Stock, aus dem man auf eine hölzerne Gallerie gelangt. Ein Pult, ein ungepolſterter Armſtuhl, ein kleiner runder Tiſch machen die ganzen Mobilien aus.

Das Bett ſtand in einem Kämmerchen daneben, exiſtirt aber nicht mehr. Der jetzige Hausbeſitzer iſt ein Schuſter; er kannte Rouſſeau's Lebensgeſchichte ziemlich gut. Auch der große, hohe Kachelofen hat zum Theil erneuert werden müſſen; doch iſt dies mit beſonderer Schonung geſchehn. Rouſſeau lebte hier nach ſeiner Art ſehr glücklich; als er durch jeſuitiſche Ränke auch hier vertrieben ward. — Sonſt iſt Motiers auch ſeiner ſchönen Spitzen wegen berühmt. Die Klöpplerinnen aller Bergthäler nehmen hier vorzugsweiſe ihren Aufenthalt.

Durch das Val-de-Travers führt jetzt eine neue Straße, die ſelbſt nach der über den Simplon mit Ehre genannt werden kann. Tief unten im Thale ſchäumt die wilde Reuſe; von dem höchſten Punkte erblickt man das kleine Dorf Noiraigue mit mehreren Mühlen am Gießbach. Noch einige Schritte weiter, und man ſieht den Neuchateler See mit ſeinen hohen, waldigen Ufern und einen Theil der Alpenkette, wie ein Zaubergemälde vor ſich. Von Motiers waren wir bisher immer bergaufwärts geſtiegen; jetzt ging es in anderthalb Stunden deſto raſcher nach Neuchatel hinab.

Dieſe freundliche Stadt liegt beinahe auf dem weſtlichſten Punkte des Sees; ſo daß ſie den heitern Oſten gänzlich vor ſich hat. Sie iſt in Form eines Amphitheaters gebaut; im Hintergrunde ſteigt der hohe Jura empor. Die ſteilen Abhänge deſſelben ſind oben mit Tannenwäldern, unten mit Rebengeländen bedeckt. Der ſchönſte Theil von Neuchatel iſt die ſogenannte Vorſtadt.

Dieſe zieht ſich längs dem See hin, und bietet die herrlichſten Häuſer dar. Hinter denſelben befinden ſich reizende Gärten, die am Abhange des Gebirges terraſſenartig angelegt ſind. Hier hat man eine unermeßliche Ausſicht über den See, das jenſeitige, niedrige, mit ſchönen Dörfern, Weilern und Pflanzungen bedeckte Ufer, endlich auf einen großen Theil der Alpenkette, von den Gebirgen von Solothurn bis zum Montblanc.

Unter den öffentlichen Gebäuden von Neuchatel bemerke ich vor allen, das große neue Krankenhaus. Das Grundvermögen deſſelben beträgt nicht weniger, als achtehalb hundert tauſend Franken franzöſiſches Geld. Dieſe reiche Stiftung rührt indeſſen von einem bloßen Privatmanne Herrn Pourtales dem älteren her. Er gewann, wie man verſichert, ſein ungeheures Vermögen in Liſſabon.*

Bemerkenswerth iſt, daß er, der Reformirte, in dem einen Flügel dieſes Hoſpitals auch eine katholiſche Kapelle erbauen ließ. Dies zeigt von wahrer Humanität. Aber dieſe charakteriſirte von jeher die Einwohner von Neuchatel. Schon vorher hatten die Proteſtanten ihren katholiſchen Mitbürgern freiwillig eine ſehr anſtändige Kapelle, und zwar in der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt eingeräumt. Die katholiſche Gemeinde iſt indeſſen nur wenig zahlreich.

Das Klima von Neuchatel wird als mild gerühmt; der vortreffliche Weinwuchs dient zum Beweiſe davon. Die vorzüglichſten Gewächſe kommen dem beſten Burgunder gleich; das erſte darunter iſt das von Cortaillod. Allein ſie ſtehen ziemlich hoch im Preiſe; wir haben für eine

---

* Sollte dies nicht eine Verwechſelung mit dem ebenfalls ſehr edelmüthigen David Pury ſeyn, der ſeiner Vaterſtadt vier bis fünf Millionen zum Behufe nützlicher, öffentlicher Anſtalten hinterließ? D. H.

Flaſche von letzterem fünf Franken bezahlt. Die zweite Sorte iſt der Favarge, dann kommt Boudry und St. Aubin. Die übrigen noch immer ſehr guten, aber wohlfeileren Sorten, ſind Peſeur, Corcelles und Cormandreche; alle dieſe Dörfer liegen im Stadtbezirk.

Rouſſeau's Name iſt hier in aller Munde; ja, ſeine Werke ſind ſelbſt den unterſten Klaſſen bekannt. Der Kutſcher, der uns von Pontarlier nach Neuchatel fuhr, war aus Eſtavayer, einem ſchön gelegenen Dorfe am ſüdlichen Ufer des Sees. Er unterhielt uns mit einer Menge trefflicher Stellen jenes großen Schriftſtellers, und ſagte mehrere derſelben, ohne den mindeſten Anſtoß, aus dem Gedächtniſſe her.

Um unſere Reiſe fortzuſetzen, durchſchnitten wir den See, und fuhren die Broye hinauf. Dies iſt der breite und tiefe Kanalfluß, durch den ſich der Murtenſee in den Neuenburger* ergießt. Indem wir nun in jenen kamen, hatten

---

[*] Bekanntlich der deutſche Name für Neuchatel. Wir lernten bei dieſer Gelegenheit, daß bei den waadtländiſchen Schiffern für die vier Winde folgende Benennungen im Gebrauche ſind. Nord, Jouran — Oſt, Biſe — Weſt, Uberre — Süd, Vent.

wir eine der ſchönſten Anſichten in dieſem Thale der Schweiz. Der ganze See zeigte ſich nemlich in einem Umfange von drittehalb Stunden, mit reichen grünenden Hügeln bekränzt. Gerade vor uns ſtieg Murten in Form eines Amphitheaters empor; nicht weit davon lag Avenches, halb hinter Bäumen verſteckt.

Wir landeten zu Murten, und fanden bald, daß es im Grunde nur aus einer einzigen, langen und breiten Straße beſteht. Aber Alles voll Leben und Thätigkeit; vortreffliches Kirſchwaſſer obendrein! Von hier ſind noch fünf Stunden nach Freiburg. Dieſe Stadt hat eine ſo eigenthümliche Lage, wie uns noch keine einzige vorgekommen iſt.

Ein enges tiefes Thal, ein reißender Bergſtrom,* ein mächtiger Sandſteinfelſen, da haben Sie den Grund und Boden der Stadt. Sie zieht ſich nemlich theils an den Ufern des Stromes, theils an dem Abhange dieſes, hin und wieder ganz ſenkrechten, Felſens hinab. Das Ganze ſcheint wie aus dem Geſteine ſelbſt herausgemeißelt; eine ſtarrende Maſſe von Mauern, Thürmen, Kirchen, Klöſtern, Häuſern und Felſenterraſſen * — Alles in melancholiſcher Düſterheit.

---

* Die Saane, franzöſiſch Sarine genannt. Es geben drei Brücken darüber, auf denen man ſchöne Ausſichten hat. D. V.

Noch trauriger aber iſt das Innere der Stadt. Dieſe hohen, gothiſchen, ſchwarzen Häuſer mit tiefen weit hervorſpringenden Dächern und plumpen hölzernen Gallerien ohne Anſtrich; dieſe ſteilen, ſchmalen, winklichten Straßen, die größtentheils mit Gras bewachſen ſind; dieſe Stille und Einöde, die über dem Ganzen liegt, und nur von dem ſchwachen Geläute einzelner Betglocken unterbrochen wird — Alles beengt das Herz auf eine unbeſchreibliche Art. Es iſt, als befände man ſich in einer verlaſſenen oder ausgeſtorbenen Stadt — Nicht einmal Thiere ſind auf den Straßen zu ſehn!

Der Umfang von **Freiburg** iſt ſehr groß. Er wird durch eine hohe Stadtmauer bezeichnet, die nach alter Art mit einer großen Menge Thürme verſehen iſt. Man muß aber wiſſen, daß viele Hundert Morgen Garten- und Wieſenland mit in die Stadt eingeſchloſſen ſind. Die Hauptkirche iſt die von St. Nicolaus: ſie hat den höchſten Thurm und das ſchönſte Geläute in der ganzen Eidgenoſſenſchaft.

---

* Es giebt unter andern eine Straße — court chemin genannt, wo die Häuſer im eigentlichen Sinne mit dem Pflaſter einer andern gedeckt ſind. Dieſes iſt das von Rue de la grande Fontaine, die gerade darüber hingeht. D. H.

Sonderbar kam uns vor, wie hier die beiden Sprachen, deutſch und franzöſiſch, zum Theil geſchieden, und dann wieder vereinigt ſind. In der *untern* Stadt herrſcht nemlich jene, in der *obern* dieſe ausſchließend vor. In der *mittleren* dagegen werden beide geſprochen, freilich nur nach hieſiger Art. Dies iſt Alles, was ich nach einem kaum zweiſtündigen Aufenthalte von *Freiburg* zu ſagen im Stande bin.

Doch eben fällt mir noch ein, daß die daſigen Brauereien in großem Rufe ſtehen, daß die Stadt, bei einer Bevölkerung von höchſtens ſechs Tauſend Einwohnern, an dreißig Brunnen mit vortrefflichem Waſſer haben ſoll; daß die großen Ideen der Menſchheit auch hier ihre Vertheidiger gefunden haben, und daß das *curialiſtiſche Jeſuitenreich* nichts weniger als feſt gegründet iſt.

Zweiter Brief.

Inhalt.

Reiſe nach Bern — Einzelnheiten über Thun — Unterſeen — Nußbäume — Angenehmer Sommeraufenthalt — Interlachen — Localvorzüge — Der Iſthmus — Kleine Bemerkungen.

Thun, Auguſt.

Von Freiburg bis Bern ſechs Stunden; die Grenze iſt ſo ziemlich auf halbem Wege auf der Brücke von Neueneck. Das eine Ende hatten daher freiburgiſche Schützen, das andere berner Gensdarmen beſetzt. Zehn Schritte auf letzterem Gebiete, und man erkennt es ſogleich an dem herrlichen Anbau, der vortrefflichen Kunſtſtraße, der Nettigkeit der Bauernhäuſer, den koloſſalen Geſtalten der Pferde und des Rindviehs, endlich an der Schönheit des kräftigen Menſchenſchlags.

Die Bemerkungen über Bern ein andermal. Um Freunde nicht zu verfehlen, brachten wir nur die Nacht und einen Vormittag daſelbſt zu. Ohnehin iſt es ja zu unſerem Winteraufenthalt beſtimmt. So ging es alſo nach Thun, wohin man ebenfalls ſechs Stunden zu rechnen pflegt. Der Weg läuft durch ein angenehmes Thal, zur rechten fließt die Aar, in der Entfernung zeigt ſich die Alpenwelt; Weiler und Dörfer wechſeln unaufhörlich mit einander ab.

Thun iſt ein kleines, ärtiges Städtchen, und liegt in einer entzückenden Landſchaft, hart am Ufer des Sees gerade am Ausfluſſe der Aar. Ueber das ſpiegelnde große Waſſerbecken hinüber erblickt man die Kette der Voralpen, deren höchſte Gipfel das Stockhorn und der Nieſen ſind. Zwiſchen beiden öffnet ſich ein tiefes Thal, an deſſen Ende man die Hochalpen mit ihren glänzend weißen Gipfeln emporſteigen ſieht. Wir genoſſen dieſes Anblicks bei Sonnenuntergang, er ließ einen unbeſchreiblichen Eindruck in uns zurück.

Thun iſt vermöge ſeiner Lage einer der erſten Centralplätze der Schweiz; es befindet ſich daher eine treffliche Kriegsſchule mit einem Artillerieparke u. ſ. w. daſelbſt. Die Ufer des Sees wurden von jeher als eine große Schule für Landſchaftsmaler angeſehn. Um die Schönheiten derſelben in vollem Maaße kennen zu lernen, muß man einen leicht zu findenden Fußſteig auf der Nordſeite einſchlagen, wo man unzähliche herrliche Standpunkte hat. Der Gipfel der Jungfrau, des Schreckhorns und des Finſteraarhorns zeigen ſich in ihrer ganzen Majeſtät.

Unterſeen, Auguſt.

Wir hatten dieſen Weg gewählt, und kamen mit Sonnenuntergang zu Neuhaus an. Dies iſt kein Dorf, ſondern ein einzelnes Wirthshaus am Ende des Sees. Hier fanden wir mehrere Einwohner von Unterſeen, ein Städtchen, ohngefähr eine Stunde davon. In ihrer Geſellſchaft wanderten wir nun in dem lieblichen Thale hin, das von der Aar bewäſſert wird, und an allen Seiten mit hohen Gebirgen umgeben iſt.

Dies macht das Klima deſſelben äußerſt mild, nie hatten wir noch ſo ſchöne, üppige Wieſen und ſolche große, herrliche Nußbäume geſehn.[*] Unterſeen ſelbſt liegt, ſo zu ſagen, in einem

---

[*] Es giebt deren, von denen man vierzig bis funfzig Klaftern Holz erhält. Die große Allee von dieſen Bäumen bei Unterſeen iſt einzig in ihrer Art. D. H.

Obſtbaumwald. Es iſt ein altes, aber reinliches Städtchen mit einem ganz vortrefflichem Wirthshaus. Wir ſahen an einem Hauſe die Jahrzahl 1530, an einem andern 1650.

Wie viel Generationen ſind ſeitdem vorübergegangen, und dieſe hölzernen Wohnungen ſtehen noch! Alle Dächer ſind übrigens der Winterſtürme wegen mit großen Felsſteinen belegt. Die Aar macht vor dem Städtchen einen artigen Waſſerfall; weiterhin ſind mehrere Sägemühlen an dem Ufer angelegt. Die Schachtelarbeiten von Unterſeen gehen durch die ganze Schweiz. Faſt alles Hausgeräthe iſt von Nußbaumholz. Schon Ende Februars ſind die Wieſen von Neuem mit Blumen geſchmückt.

Ohngefähr zehn Minuten von Unterſeen liegt Interlachen, ein heiteres reinliches Dörfchen, das ebenfalls ein treffliches Wirthshaus hat. Viele Fremde nehmen hier vorzugsweis ihren Aufenthalt; wahrſcheinlich weil alles noch ländlicher iſt. Man miethet ſich gern und leicht in dieſe netten Bauernhäuſer ein, die mit allen Bequemlichkeiten verſehen ſind. Wir fanden zu unſerem Erſtaunen Herrn von Talleyrend,* die Herzogin von Raguſa und andere vornehme Fremde hier.

---

* Der damalige franzöſiſche Geſandte in der Schweiz.

Aber die Gegend iſt auch ſo ſchön; die Luft ſo rein und ſo mild: die Anſicht der Hochgebirge ſo erhaben; der Charakter dieſer Thalbewohner ſo gutmüthig; die Beſchaffenheit aller Lebensmittel ſo vortrefflich; der Koſtenaufwand endlich im Verhältniß ſo mäßig, daß kaum etwas zu wünſchen übrig bleibt. Dabei befindet man ſich am Eingange der drei berühmteſten Thäler von der ganzen Schweiz,* und in faſt gleicher Entfernung von zwei der anmuthigſten Seen.

Dieſer ganze Strich von Neuhaus an iſt nemlich nichts als eine Landenge zwiſchen dem Thuner- und Brienzerſee. Beide bildeten in den urälteſten Zeiten, nur ein einziges großes Becken, bis ſich allmählich oder durch irgend eine große Naturbewegung dieſes reizende Thal aus den Fluthen erhob. Der Brienzerſee iſt indeſſen nur eine Viertelſtunde von Interlachen entfernt. An dem nördlichen Ufer deſſelben ſind ſchöne Kirſchbaumpflanzungen angelegt.

---

* Lauterbrunnen, Grindelwald und Oberhasli.

Dritter Brief.

Inhalt.

Reiſe nach Lauterbrunnen — Schöne Anſichten — Das Zwei-Lutſchinenthal — Bergluft und Eßluſt — Lauterbrunn — Der Staubbach — Spaziergang — Die Einwohner — Der Abend — Sonnenuntergang — Betrachtung.

Lauterbrunn, Auguſt.

Von Unterſeen bis hierher ſind drei Stunden, wir haben die herrliche Wanderung zu Fuß gemacht. Ich bemerke dies, weil es auch einen Fahrweg giebt, für kleine einſpännige Wagen verſteht ſich. Wir brachen mit dem erſten Morgenſtrahle auf; der Gipfel der Jungfrau glänzte in Roſenduft. Bald ward nun die ganze Landſchaft belebt. Tauſende von Vögeln ſangen uns aus den Bäumen entgegen, und fröhliche Heerden zogen die grünenden Berge hinan.

Ohngefähr eine Viertelſtunde von Unterſeen hatten wir auf der Anhöhe eine eben ſo große als reizende Ausſicht. Mit einem einzigen Blicke umfaßten wir nemlich die beiden Seen, das Städchen mit Interlachen und den übrigen Ortſchaften, endlich die ganze herrliche Landſchaft mit den Gebirgen im Hintergrund.

Eine halbe Stunde weiter, kamen wir durch das Thal, wo 1805 und 8 das ſchweizeriſche Alpenhirtenfeſt gehalten ward. In der That eignet ſich auch die Lage vortrefflich dazu. Ein ſchöner, grünender, ſchattiger Hügel zieht ſich nemlich im Halbkreis darum her. So hatte man ein natürliches Amphitheater, völlig der Kunſt gemäß. Nicht weit davon iſt die maleriſche Ruine des alten Schloſſes Unſpunnen, und das Dorf Winderswyl zu ſehn.

Bald gingen wir nun durch ein Tannengehölz auf einer ſchwankenden Brücke über den ſchäumenden Saxetbach, und traten in's Zwei-Lütſchinenthal ein. Dieſes hat ſeinen Namen von den zwei Bergſtrömen, die ſich hier vereinigen, und wovon der eine aus Grindelwald, der andere aus Lauterbrunn kommt.*

---

* Jener die ſchwarze Lütſchine, dieſer die weiße genannt

Hier eröffnet ſich eine Welt voll großer erhabener Landſchaftsſcenen, einzig, wie unbeſchreiblich in ihrer Art.

Von dem Dorfe gleiches Namens, das gerade am Zuſammenfluſſe der beiden Bäche liegt, hatten wir noch eine Stunde bis Lauterbrunn. Bald verengte ſich das Thal außerordentlich. Zwei hohen, unermeßlichen Bollwerken gleich ſtiegen zu beiden Seiten die ungeheuren Felſenwände empor. Noch zogen ſich leichte Morgennebel daran hin; noch herrſchte im Thale halbe Düſterheit. Aber hoch darüber am Ende deſſelben ſtrahlten die Gipfel der Alpen in glänzendem Sonnenlicht. Darunter die Jungfrau. In leuchtender Herrlichkeit ragte ſie vor allen andern empor,

Als wir in Lauterbrunn ankamen, war es gerade neun Uhr. Wir hatten nemlich unterwegs zweimal geruht, und jedes Mal tüchtig dabei gefrühſtückt. Es iſt zum Erſtaunen, was man in dieſen hohen Thälern für eine Eßluſt hat! Unſer Führer aus Unterſeen erzählte ein merkwürdiges Beiſpiel davon. Ganz kürzlich hatten nemlich zwei Engländer eben auf dieſer dreiſtündigen Wanderung zuſammen einen neunpfündigen Schinken und ſechs Pfund Käſe nebſt dem nöthigen Brode verzehrt.

Wir ſelbſt frühſtückten jetzt zum dritten Male, als hätten wir noch gar keinen Grund gelegt. Dann ging es hinaus, um den berühmten Staubbach zu ſehn, der in geringer Entfernung vom Wirthshauſe niederſtürzt. Es iſt nicht die Höhe, noch der Umfang, wodurch dieſer Waſſerfall ſo merkwürdig wird. Es iſt vielmehr dieſe ätheriſche, blendendweiße Duftgeſtaltung, die wirklich etwas geiſterhaftes und zauberartiges hat.

Am ſchönſten nimmt ſich der Staubbach aus, wenn man ihn in den Vormittagsſtunden, bei voller Sonnenbeleuchtung, ſieht. Es iſt gerade, als erblickte man eine unermeßliche Menge glänzender Diamanten, in der ſchnellſten, mannichfaltigſten Wechſelbewegung, eine ungeheure Maſſe von Waſſer- und Sonnenſtäubchen, in tauſendfachem, zauberiſchem Farbenſpiel. Tritt man dann allmählich näher, ſo ſieht man einen runden Doppelregenbogen, deſſen ätheriſche Friſche und reiner Himmelsglanz unbeſchreiblich ſind.

So zeichneten und botaniſirten wir einige Stunden lang. Jetzt aber, gegen Mittag, wurde es unerträglich heiß. Man glaubt nicht, was die Sonne in dieſen hohen, engen Thälern brennen kann. Wir gingen daher wieder nach dem Wirthshauſe zurück, und hielten mit Forellen, Frühkartoffeln und Gemſenbraten eine vortreffliche Gebirgsmahlzeit. Der Wein war ein gutes Neuenburger Gewächs, und, zu unſ'rem Erſtaunen, völlig rein.

Nachmittags, gegen fünf Uhr, als die Hitze abzunehmen anfing, machten wir einen Spaziergang in den Hintergrund des Thals. Ueberall ſtürzen hier noch eine Menge Gießbäche, in mehr oder minder ſchönen Waſſerfällen, hinab. Sie ergießen ſich ſämmtlich in die weiße Lütſchine, und ſchwellen dieſe zuweilen ſehr gefährlich an. Man begreift indeſſen leicht, daß dieſes nur dann geſchieht, wenn es anhaltend regnet, oder der Schnee in den Gebirgen plötzlich zu ſchmelzen anfängt.

Unſer Spaziergang war höchſt angenehm. Ueberall grünende Matten, herrliche Ahorne und Erlen, ja, noch hin und wieder, ſelbſt einen Apfelbaum. Die Abhänge der hohen Voralpen waren mit Sennhütten, die Rücken derſelben mit kleinen Dörfern, bedeckt. Dazwiſchen ſahe man weidende Heerden, friedlich und ruhig in mannichfaltigen Gruppen zerſtreut. Das Vieh iſt auf dieſen ſtillen Höhen äußerſt ſanft und zutraulich, denn es wird nie geneckt, noch von Inſekten gequält.

Wir ſetzten uns auf den Raſen nieder, um abzuwarten, bis die Sonne unterging. Die Heumäher auf den Voralpen, erſchienen uns wie Kindergeſtalten; während ſie ſelbſt uns, allem Vermuthen nach, gar nicht ſahn. Die ſämmtlichen Einwohner von Lauterbrunnen ſind nemlich arme Hirten; die im Dienſte fremder, oft weit entfernter, Eigenthümer ſtehn.

Dabei bauen ſie etwas Kartoffeln, einige Kohlarten, ein wenig Gerſte, und etwas Hanf und Flachs; der Winter hält acht volle Monate an. Wie alle Fremde, ſo theilten auch wir einige Almoſen aus. Die Natur zeigt ſich hier in ihrer ganzen Majeſtät; aber der Menſch erliegt unter dem Bedürfniß. Alles was wir von jungen Leuten ſahen, war bleich und abgelebt. Vieh und Menſchen bewohnen hier einen und denſelben Raum; man iſt glücklich, wenn man nur Wärme hat.

Die Sonne fing an tiefer zu ſinken; bald war ſie gänzlich hinter die Gebirge hinab. Wenige Minuten, und die Schatten der Dämmerung überzogen das duftige Thal. Wir befanden uns in der Nähe des Staubbachs, der Alpenwelt im Oſten gerade gegenüber, es war ein entzückender Anblick. Erſt leuchtender, blitzender Flammenglanz; dann alle Farben des Regenbogens, im reinſten, ſanfteſten Uebergang; dann das brennendeſte Roſenroth in allen Abſtufungen, bis zum Erlöſchen in falbes Grau.

Doch während ſchon alle Gipfel in ſchweigendem Dunkel lagen, ſtrahlte die Stirn der Jungfrau noch immer in himmliſchem Roſenglanz, ein Bild der ewigen Jugend, der ewigen Schönheit, der Unſterblichkeit — Aber wenige Minuten, und auch dieſe Glorie erloſch in dem Schatten der dunkelnden Nacht — So das Irdiſche! — Die Idee allein lebt über den Gräbern der Jahrtauſende fort!

Vierter Brief.

Inhalt.

Weg über die kleine Scheideck nach Grindelwald — Romantiſche Anſichten — Die Wengeralp — Die Jungfrau — Erhabener Anblick — Die beiden Thäler — Ankunft in Grindelwald.

Grindelwald, Auguſt.

Wir ſind über die kleine Scheideck* hierher gekommen; ein ſehr beſchwerlicher, aber auch höchſt romantiſcher Weg. Ich glaube, wir haben beinahe ſieben volle Stunden dazu gebraucht. Auf der gewöhnlichen Fahrſtraße, durch das Lüt-

---

[*] Auch die Lauterbrunn-Scheideck genannt, zum Unterſchied von der großen, über die man in das Haslithal hinabſteigt.

ſchinenthal wird's mit der Hälfte abgethan. Hier reicht alſo ein halber Tag, und überflüſſig, hin; während man dort beſtimmt einen ganzen haben muß. Die Urſache iſt, weil man, in den heißen Stunden, auf dieſen ſchattenloſen Höhen, ohne gänzliche Erſchöpfung, nicht fortkommen kann.

So brachen wir denn, um fünf Uhr Morgens, mit einem Lauterbrunner Führer, auf. Dieſe Leute ſind den Poſtillionen zu vergleichen; ſie kennen die Wege nach allen Stationen, in ihrem Umkreis, aber auch dieſe nur in der größten Vollkommenheit. Um den Führer nicht zu ſehr zu beſchweren, nahmen wir noch einen muntern ſtarken Burſchen mit, der den Weinkorb trug.

Zuerſt ging es einen äußerſt ſteilen, unebnen Abhang hinauf. Dies iſt der Weg an dem Tſchuggen, bis auf die Wenger-Alp. Nach ohngefähr einer Stunde, kamen wir bei dem Dorfe gleiches Namens an. Es ſind aber lauter einzelne Häuſer, wie gewöhnlich, auf einer herrlichen Wieſe zerſtreut. Ueberall tönten die Alpenhörner, überall gingen die Heumäher an die Arbeit.

Das Thal von Lauterbrunnen war gänzlich verſchwunden; der obere Theil des Staubbachs aber, von der Morgenſonne beleuchtet, in voller Herrlichkeit zu ſehn. Zugleich erkannten wir, am Ende des Thales, den nicht minder ſchönen Schmadribach. Er zeigte ſich, troz einer Entfernung von drei Stunden, ſo klar und deutlich, ſo rein und abgeſchnitten — es dünkte uns kaum ein Büchſenſchuß.

So erreichten wir den Gipfel der Wenger-Alp, und beſchloſſen dort auszuruhn. In der Sennhütte fanden wir vortrefflichen Rahm; das Uebrige boten unſ're eigenen Vorräthe dar. Wir waren höchſt ermüdet, ſahen uns aber durch die großen majeſtätiſchen Gebirgsanſichten reichlich belohnt. Die Jungfrau beſonders, die, in ihrer ganzen Erhabenheit, gerade vor uns lag, feſſelte unſ're ganze Aufmerkſamkeit. Wir waren jezt blos durch ein ganz ſchmales Thal davon getrennt. * Schon um dieſes einzigen Anblicks

---

* Das Trimleten-Thal. Genau genommen, iſt es eigentlich nur ein Gebirgsſchlund. — Der beſte Standpunkt für dieſe Anſicht aber, iſt auf dem Grasberge [illegible]. Die Kuppe deſſelben iſt nemlich noch höher, als die Sennhütte der Wengeralp.

D. H.

Wieſen, nehme jeder den Weg über die Scheideck, der nur irgend die Kräfte dazu hat.

Wir brachten eine volle Stunde auf dieſer Höhe zu; ganz in das Anſchauen jenes unermeßlichen Coloſſes verſenkt. Aber weder Worte noch Farben vermögen ein Bild zurück zu geben, deſſen Größe und Schönheit unerreichbar ſind. Eine der Spitzen beſonders, hat einen ſolchen ätheriſchen Glanz und Schimmer, daß nichts damit zu vergleichen iſt. Dieſe Schneediamanten hat nie ein Hauch getrübt, nie ein Lüftchen bewegt!

Während der Zeit unſ'res Aufenthaltes, ſtürzten drei bis vier Lauwinen in das Thal hinab. Dies iſt unbevölkert; auch war auf unſ'rer Alpe völlige Sicherheit. Die furchtbare Erſcheinung kündigt ſich mit einem donnerähnlichen Geräuſche an. Eine Art dichter Staubwolke bezeichnet die Stelle, wo die Lauwine losbricht. Langſam und in mäßiger Größe, ſenkt ſie ſich Anfangs abwärts; bald aber nimmt ſie an Umfang, wie an Schnelligkeit, zu. In gleichem Maaße wird auch der Donner ſtärker, und hallt furchtbar in den Gebirgen zurück.

So ſtürzt die ungeheure Maſſe, mit Blitzesſchnelle, in das Thal hinab, und reißt eine Menge Bäume und Felſenblöcke mit ſich fort. Eine ſolche Lauwine wird durch die geringſte Erſchütterung hervor gebracht. Ein einziger Flötenton, die leiſeſte Berührung eines Schmetterlinges u. ſ. w. reicht dazu hin. * Dieſe Staublauwinen — denn dieſes iſt ihr eigentlicher Name — ſind übrigens nur im Sommer zu ſehn, und zwar am häufigſten, bei warmem Südweſt-Wind.

Wir ſtiegen nun langſam weiter, bis endlich der höchſte Punkt des Scheideck-Paſſes erreicht war. Jezt konnten wir, gegen die Jungfrau gekehrt, rechts das Lauterbrunn-Thal, links das Grindelwalder, in ihrer ganzen Ausdehnung überſehn. Jenes lag uns in Weſten, dieſes in Oſten; beide erſchienen in klarer, lieblicher Verkleinerung, mit den ſchönſten Abſtufungen des Wald- und Wieſengrüns.

Der Weg nach dem leztern führte uns nunmehr wieder abwärts. Da es aber beinahe Mit-

---

* Verſteht ſich, wenn dieſer von einem Luftſtrom in jene Regionen getragen wird, und daran hinſtreift. Ein einziges Schneeſtäubchen aus ſeiner Lage gerückt — und eine der zerſtörenden Naturerſcheinungen bildet ſich.

D. H.

tag war, und die Sonne faſt unerträglich brannte, machten wir ſchon, nach einer halben Stunde, bei einer Sennhütte Halt. Hier lagerten wir uns in den Schatten derſelben, und hielten von unſ'ren Vorräthen ein köſtliches Mahl. Der Wein ward in einem kleinen Giesbache abgekühlt. So ruhten wir bis nach drei Uhr, und ſtiegen dann vollends nach Grindelwald hinab.

Mit dieſem Hinabſteigen, hatte es aber eine ganz eigene Beſchaffenheit. Bald mußten wir nemlich über Felsblöcke ſpringen; bald glitten wir wieder, auf unſ're Alpenſtöcke geſtützt, über ſchlüpfrige Moosſtriche hin, und dergleichen mehr. Es iſt der Fuß des Eiger, an dem man hinabſteigt. Wir ſahen die Spuren einer Schlaglauwine, die erſt dieſes Frühjahr gefallen war. Tauſende von Tannenſtämmen lagen niedergeſchmettert, und die ſonſt ſo blühenden grasreichen Abhänge waren mit Felſentrümmern und wilden Geſchieben bedeckt. Um ſechs Uhr langten wir in Grindelwald an.

Fünfter Brief.

Inhalt.

Orientirung — Der Mettenberg — Die Gletſcher — Anſichten — Einzelnheiten — Betrachtung — Traditionen — Die Eisgrotte — Die Erdbeeren — Reiſende Engländer.

Grindelwald, Auguſt.

Wir ſtehen in Norden, und haben ein Gebirgs-Amphitheater vor uns. Rechts in Weſten, erblicken wir den furchtbaren Eiger, der über 12000 Fuß hoch iſt, links in Oſten das Wetterhorn, das beinahe dieſelbe Höhe hat. Zwiſchen beiden, ſahen wir den Mettenberg mit ſeinen zackigen glänzenden Gletſchern, und im Hintergrunde in Süden, die hohen weißen Pyramiden des Viehhorns.

Der Gletſcher zur Rechten, zwiſchen dem Mettenberg und Eiger, wird der kleine genannt.

Der andere zur Linken, zwiſchen dem Wetterhorn und Mettenberg, heißt der große, weil er ungleich weniger in das Thal hinab ſteigt. Der kleine iſt es, den man aus den Fenſtern des Wirthshauſes deutlich vor ſich ſieht. Er ſcheint ganz nahe zu ſeyn; dennoch hat man noch eine ſtarke halbe Stunde dahin. Nach dem großen wird eine Stunde gerechnet, was es auch wohl betragen mag. Aus dieſem kommt die ſchwarze Lütſchine hervor. Wir beſchloſſen, uns auf den kleinen zu beſchränken, weil er die meiſten Merkwürdigkeiten hat.

Zuerſt ging es nun alſo den Mettenberg hinan. Ein kleiner Fußſteig ſchlängelte ſich Anfangs ſanft, durch eine reizende Matte, hin. Es war Morgens um ſechs Uhr; die Luft reiner, himmliſcher Lebenshauch. Raſch und munter ſtiegen wir daher fort, ſelbſt als der Weg beſchwerlicher zu werden anfing. Endlich, nach einer guten Stunde, befanden wir uns über dem Gletſcher, und konnten ihn nun in ſeiner ganzen Geſtaltung ſehn.

Dieſe Thürme und dieſe Zacken, dieſe Spitzen und dieſe Hörner, dieſe Riſſe und dieſe Spalten, dieſe Zapfen und dieſe Blöcke — Dieſe ganze wunderbare, kryſtallene, glänzende Eiswelt! — Wo fänden ſich Worte und Farben dafür? — Alles lag, in ſanfter Morgenbeleuchtung, zu unſern Füßen da. Höher hinauf, in der Ferne, erblickten wir das furchtbare Eismeer, mit ſeinen ungeheuren Eisgeſtaltungen, gleich erſtarrten Wogen des Oceans.

Alles war ſtill und einſam; Alles ſchien das Bild der Oede und des Todes zu ſeyn. Aber auch hier herrſchte noch die ewige Kraft und das ewige Wirken der Natur. Das Sickern des Waſſers, das Fallen der Eisſtücke, das dumpfe, unaufhörliche Brauſen im Innern der Maſſen; endlich, von Zeit zu Zeit, ein Krachen, das dem Donner gleich, und eine Erſchütterung, die einem Erdſtoße ähnlich war — Alles zeigte von einem innern Leben, und einer inneren Entwickelung, deren Natur noch erſt ergründet werden ſoll.

Zwei volle Stunden ruhten wir hier, und ſahen unverwandten Blickes auf das erhabene Schauſpiel hinab. Unſer Führer zeigte uns die hohen Gebirge im Hintergrunde, von deren Seiten ſich das Eismeer zu ergießen ſcheint. Furchtbar-ſchön trat nun auch das Schreckhorn hervor, das ſonſt von dem Mettenberge gedeckt iſt.

Aber wird man es glauben? — Hier, in der Mitte dieſer Eiscoloſſe, zogen ſich einſt ſchöne, fruchtbare Alpenthäler hin; ja, ein bequemer Paß führte nach Oberwallis hinüber, das mit Grindelwald in vielfachem Verkehre ſtand. So ſagt die dortige, ſo ſagt die hieſige Tradition, wobei dieſe, wie jene, mit dem ſiebzehnten Jahrhunderte zu Ende geht. Als das lezte Beiſpiel wird ein walliſiſcher Hochzeitszug angeführt.

Langſam ſtiegen wir nun wieder hinab, um, am Fuße des Gletſchers, die große Eisgrotte zu beſehn. Mit wildem Getöſe ſtürzt hier ein Bergſtrom hervor, der von den ſämmtlichen Waſſercanälen im Innern gebildet wird. Er führt eine Menge Eisblöcke mit ſich, und richtet zuweilen große Verwüſtungen an. Die Grotte ſelbſt, mit ihren hohen, glänzendblauen Wänden, iſt wirklich ſehr ſchön. Sie hat etwas feenhaftes, möchte ich ſagen; wäre der Ausdruck nicht zu verbraucht. Wir ſchäzten die Höhe der Oeffnung auf wenigſtens dreißig Fuß.

In geringer Entfernung davon befindet ſich ein lieblicher Erlenbuſch. Der Boden iſt mit dem friſcheſten Raſen, und den herrlichſten Wieſenblumen geſchmückt. Dazwiſchen wachſen viele Tauſende von kleinen, aber äußerſt gewürzigen und ſaftigen Erdbeeren, die jeder Wanderer nach Belieben pflücken kann. Sie dauern bis tief in den September hinein. Auch findet man viele Kirſchbäume in Grindelwald. So kamen wir endlich, kurz vor zwölf Uhr Mittags, wieder in unſerm Wirthshauſe an.

Dieſes hatte ſich unterdeſſen, mit einer Menge engliſcher Herren und Damen, gefüllt. Alle waren in großer Gala, auch hatten ſie gewiß an dreißig Pferde bei ſich. Indeſſen behandelten ſie Alles, bis auf das Tellerchen Erdbeeren, mit einer wahrhaft ſchmuzigen Knauſerei.

Die ſämmtlichen ſchweizer Wirthe, nehmen daher engliſche Reiſende, im Grunde, ſehr ungern auf. Auch unſ're wunderſchöne Frau Lisbeth verfehlte das nicht. Ich meine unſ're junge, roſenwangige, allerliebſte Wirthin, die vortrefflich franzöſiſch und engliſch ſpricht, und vielleicht die erſte Merkwürdigkeit von Grindelwald iſt. — Auf dem kürzeſten Wege fuhren wir nach Unterſeen zurück.

Sechster Brief.

Inhalt.

Reiſe nach Brienz — Das Schloß von Ringenberg — Die Schiffermädchen — Der Brienzer-See — Lungern — Sarnen — Der Luzerner-See — Eigenthümliche Schönheiten — Die Stadt Luzern.

Sarnen, Auguſt.

Wir verließen Unterſeen, ohngefähr gegen fünf Uhr Nachmittags, um nach Brienz zu gehn. Doch, anſtatt über den See zu fahren, ſchlugen wir längs demſelben, einen romantiſchen Fußſteig ein. Eine Menge zerſtreuter, niedlicher Wohnungen, bezeichnen den Weg: weiterhin ziehen ſich herrliche Nußbaumpflanzungen an den Höhen hinauf. Es war ein ſchöner klarer Sonntagsabend; überall kamen wir bei fröhlichen Gruppen von jungen Burſchen und Mädchen vorbei.

Bald zeigte ſich nun die hohe, mächtige Ruine des Schloſſes von Ringenberg, eines der älteſten Denkmäler der Schweiz. Ueppig ſproſſen Bäume und Sträucher aus den ungeheuren Quadern des eingeſunkenen Gemäuers auf. In geringer Entfernung davon, zieht ſich an einem ſchönen, mit Linden bepflanzten, Hügel, ein niedliches Dörfchen an den See hinab. Die Anſicht des Ganzen iſt ſo einzig in ihrer Art, daß ſie von jeher die vorzüglichſten Landſchaftsmaler beſchäftigt hat.

Wir verließen hier den Fußſteig, und nahmen ein Boot, um bis Brienz vollends zu Waſſer zu gehn. Der Abend fing an zu dämmern; aber der Mond blickte ſanft durch den Tannenwald. Wir hatten zwey muntere, allerliebſte Mädchen zu Führerinnen; ihre Bewegungen bei'm Rudern waren ſo kräftig, und doch ſo anmuthsvoll, ſo abgeſchnitten, und dennoch ſo harmoniſch, daß ich es nicht zu beſchreiben vermag. Bei dieſer Gelegenheit erfuhren wir, daß der delicateſte Fiſch des Sees der Brienzling heißt, und daß es auch gute Forellen darin gibt.*

---

* Der Brienzling wird geräuchert verkauft; man fängt mit einem Zuge oft tauſend Stück und darüber davon. Die Forellen wiegen von ſechs bis zwanzig Pfund.

D. H.

Wir fanden dies bei'm Abendeſſen vollkommen beſtätigt, und hatten noch überdem ein ſchönes Vocalconzert. Das Wirthshaus liegt nemlich an einer kleinen Bucht, die den Einwohnern beiderlei Geſchlechtes, an ſchönen Sommerabenden, zum Verſammlungsplatze dient. Hier ſangen nun zwei Chöre junger Mädchen und Frauen, mit reinen, friſchen, ſeelenvollen Stimmen, mehrere herrliche Schweizerlieder ab. Die Melodien waren ſo einfach, und doch ſo lieblich; jeder Ton kam aus dem Herzen; jeder ſchlug eine Seite in den unſ'rigen an.

Am andern Morgen noch eine ſchöne Anſicht dieſes, bei allen Landſchaftsmalern ſo berühmten, Sees — In Süden und Norden mit hohen Felſen eingefaßt, bietet er, durch die Contraſte ſeiner Ufer, höchſt maleriſche Eigenthümlichkeiten dar. So öde die ſüdlichen erſcheinen; ſo belebt ſind die nördlichen, durch eine Menge artiger Dörfer, ſchöne Kirſchbaumpflanzungen, friſche Matten und herrliche Waldung.

Ueber den Brünig ging es nun zu Pferde in drei Stunden bis Lungern, im Canton Unterwald. Die Grenze iſt auf der Höhe des Berges ſelbſt, bei einem Zollhauſe, wo man eine herrliche Doppelausſicht hat. Lungern mit ſeinem kleinen niedlichen See, und ſeinen idylliſchen Umgebungen, zog uns äußerſt gemüthlich an. Wir frühſtückten hier zum zweiten Male, ſchlugen dann hart am See einen romantiſchen Fußſteig ein, und legten die drei andern Stunden nach Sarnen, mit großer Bequemlichkeit, zurück.

Dieſer anſehnliche Flecken, iſt der Hauptort von Oberwalden, und liegt an dem gleichnamigen, lieblichen See, der von einer ganz eigenen Schönheit iſt. Ueberhaupt hat Alles im Innern von Sarnen, wie in der benachbarten Gegend, einen gewiſſen elegiſchen Charakter, von dem man ſich unwiderſtehlich angezogen fühlt. Dieſe Harmonie des Gemüthes, mit der landſchaftlichen Eigenthümlichkeit, iſt gewiß der Bemerkung werth. Die Einwohner von Sarnen ſind wegen ihrer ſtillen, tiefen und melancholiſchen Religioſität bekannt.

Luzern, Auguſt.

Von Sarnen nach Alpnach, drei Stunden; dann vollends über den See hierher; ziemlich dieſelbe Entfernung, wenn mir recht iſt.

Aber ſchon dieſe kurze Fahrt, böte reichlichen Stoff zu einer maleriſchen Reiſe dar. Zuerſt die Bucht von Alpnach. Sie iſt zwiſchen zwei hohe Berge eingeengt, die ganz mit Tannenwald bedeckt ſind. Der Wiederſchein dieſes düſtern Grünes, gibt dem Waſſer einen ganz eigenthümlichen Farbenton. Dazu kommt die ungeheure Schattenmaſſe, die ſich faſt ſenkrecht von der Spitze des Pilatus hingießt.

Aber dieſe melancholiſche Anſicht macht bald einer heiteren Platz. Man überſieht den See, in ſeiner größern Ausdehnung, bis in das Innere der Bucht von Küßnacht. Ein unermeßlicher Horizont, von den mannichfaltigſten Bildungen belebt. Welche wunderbare Lichter, welche herrliche Schlagſchatten, einzig in ihrer Art! — Das Große mit dem Zierlichen, das Schauerliche mit dem Lieblichen, das Erhabene mit dem Schönen, in zauberiſchem Wechſel gepaart.

Hier die freundliche Bucht von Winkel, mit ihren ſanftgerundeten, grünenden Hügeln, hinter denen ſich ein großer Theil des Cantons in weiter Ausdehnung zeigt. Weiterhin rechts der Rigi, dieſer Apollo der ſchweizer Berge in ſeiner ganzen entzückenden Herrlichkeit. Vor allen aber die Bucht von Luzern ſelbſt, wo man alle Charaktere der Landſchafterei, und alle Contraſte der Natur vereinigt ſieht.

Im Hintergrunde dieſer ſchönen Bucht liegt nun die Stadt Luzern, von der Reuß durchſtrömt. Sie gehört unter die älteſten der Schweiz, die Bauart ihrer verſchiedenen Viertel mag gleichſam eine architektoniſche Chronik davon ſeyn. Der Theil an der Reuß iſt der neuſte und ſchönſte; auch vergrößert er ſich, von Jahr zu Jahr, immer mehr.

Wir haben nun ſämmtliche Merkwürdigkeiten von Luzern beſehen, ſo gut es in der Eile möglich war. Unſ're Zeit iſt nemlich beſchränkt, der Monat geht zu Ende, und doch haben wir noch eine bedeutende Bergreiſe vor. Wie Bern für den nächſten Winter aufgeſpart blieb; ſo Luzern für den nächſten Sommer, wo uns überdem eine Sendung dahin führen wird. Dann auch umſtändlich über die Ufer des Vierwaldſtädter Sees, dieſen claſſiſchen Boden der Schweiz, wo Alles die Bilder des edelſten Heroiſmus zurück ruft!

Siebenter Brief.

Inhalt.

Reiſe nach Andermett — Altorf — Einzelnheiten — Maleriſche Anſichten — Wilde Natur — Die Teufelsbrücke — Eigenthümliche Bemerkungen — Die Reuß — Das Urnerloch — Ankunft in Andermett.

Andermett* im Urſernthal, Auguſt.

Wir hatten uns zu Luzern nach Flüelen eingeſchifft, was eine Fahrt von neun Stunden iſt. Von da bis Altorf hat man noch eine kleine halbe Stunde zu gehn. Auch dieſe ganze Reiſe verdient eine umſtändliche Beſchreibung; zu ſeiner Zeit mehr davon. Altorf zeigt noch immer eine Menge Ruinen, von dem ſchrecklichen

---

* Auch Urſern genannt.

Brande, von 1799, wobei der ganze Ort in Flammen aufging. Man ſchlug den Schaden auf drei Millionen Schweizerfranken* an.

In Altorf war es, wo die Geſchichte von Wilhelm Tell begann; mit Rührung betrachteten wir den Thurm, worauf ſie abgebildet iſt. Ein ſtiller, ernſter, männlicher und frommer Geiſt zeichnet noch jetzt die Einwohner von ganz Uri aus. Aber groß und erhaben iſt auch die Natur umher. Man befindet ſich an den Pforten des Gotthards, und hat drei und dreißig Stunden bis Bellinzona, das auf der italieniſchen Seite liegt.

Dieſe große Alpenſtraße verſchafft den Einwohnern gute Nahrung, und gibt dem Orte ſelbſt eine recht angenehme Lebhaftigkeit. Uns ſelbſt machte es nicht wenig Vergnügen, eine ganze Karavane wohlgeputzter, italieniſcher Maulthiere ankommen zu ſehn. Man findet daher auch in Altorf alle Produkte jenes Landes zu billigen Preiſen, und von ſehr guter Beſchaffenheit. Wir ſelbſt kauften z. B. Pomeranzen und Mortadellas* gewiß um die Hälfte wohlfeiler, als man ſie in Deutſchland zu haben pflegt.

---

* Sechszehn auf die Karolin

Von Altorf nach Andermett werden acht bis neun Stunden gerechnet, wobei es beſtändig aufwärts geht. Die erſten drei bis Amſtäg laſſen ſich noch zu Wagen machen, dann aber wird das Fahren eine Unmöglichkeit. Die Anſichten der Gebirge wechſeln unaufhörlich ab; man befindet ſich am Eingange der höchſten Alpenwelt. Doch kurz hinter Amſtäg wird Alles wild, ſtarrend und unwirthbar.

Dieſes enge Thal; dieſe hohen himmelanſtrebenden Felſenwände; dieſe ſchwarze Tiefe, in der ſich die Reuß fortwälzt; dieſe einſamen Hütten, dieſe ſchauerliche Duſternheit, endlich das donnernde Toſen des Bergſtroms, und die ungeheuern Gletſcher im Göſchenenthal — Alles ergreift, Alles bewegt, Alles erſchüttert das Gemüth! — So Geſtinen erreicht, und im Wirthshauſe Mittag gemacht.

Jetzt Eintritt in die Schöllenen — Dieſelbe Scenerie, dieſelbe große, erhabene, ſchauerliche Natur! Man blickt auf dieſen ſteilen, ſchmalen Felſenpfad nicht ohne Erſtaunen zurück; faſt ſcheint es ein Zauberwerk, von dienenden Erdgeiſtern aufgeführt. Mehrere Steinhaufen, mit kleinen hölzernen Kreuzen verſehen, erinnern an Lauwinen, die hier herabgeſtürzt ſind. Wir bemerkten, in weniger als einer halben Stunde, vier traurige Denkmale dieſer Art!

---

* Eine Art trefflicher geräucherter Würſte von Bologna.

So kamen wir endlich bei der berühmten Teufelsbrücke an. An und für ſich hat dieſes Werk, troz ſeiner Kühnheit, etwas ganz Außerordentliches eigentlich nicht. Allerdings beſteht nemlich die Brücke nur aus einem einzigen Bogen; allein es gibt noch mehrere dieſer Art. Allerdings hat die Wölbung deſſelben, fünf und ſiebenzig Fuß Oeffnung; allein man findet deren andere, von einigen achtzig bis neunzig Fuß.

Eben ſo iſt dieſe Brücke nichts weniger als ſchmal, ſondern an funfzehn Fuß breit; dann iſt ſie, auf beiden Seiten, mit einem hölzernen Geländer eingefaßt, und endlich iſt ſie an Höhe, Feſtigkeit, und dennoch Leichtigkeit der Bauart, allen übrigen Brücken in dieſem Thale gleich. Aber es iſt das Ganze, das ihr dieſen eigenthümlichen Charakter von grauſender Schönheit und majeſtätiſcher Schrecklichkeit gibt.

Zwiſchen zwei ungeheuren, furchtbar zerſpalteten und zerklüfteten, ſchwarzen Felſenmauern ſtürzt ſich nemlich die Reuß über unzähliche Klippen in eine Tiefe von drei Hundert Fuß hinab. Krachend ſchlägt die ſchäumende Waſſermaſſe, in tauſend kämpfenden Wirbeln und Strudeln, empor, benetzt die Felſen und die Brücke mit heftigem Staubregen, und wälzt ſich mit dumpfem, wiederhallendem Donner, in der düſteren, furchtbaren Tiefe, fort.

Ohngefähr dreißig Toiſen von der Teufelsbrücke öffnet ſich das ſogenannte Urnerloch. Dies iſt ein Felſengewölbe von Granit, durch welches die Straße gehauen iſt. Man gibt die Länge deſſelben zu 200 Fuß, die Breite und Höhe zu 12, an. Das Licht fällt durch die beiden Oeffnungen an den Enden, und durch eine dritte, am obern Theile des Gewölbes, ohngefähr in der Mitte, hinein.

Gleichwohl herrſcht hier immer eine gewiſſe Düſternheit, die etwas Beklemmendes hat. Eben ſo iſt der Durchgang immer feucht, auch wohl ſogar ſchlüpf'rig. Aber ſo wie man endlich heraustritt, ſieht man ein ſchönes grünendes Thal, die weißen Häuſer von Andermatt, den ſanftfließenden Strom, und die niedrigen, grasreichen Untergebirge, in klarem Sonnenlichte vor ſich.

Wir erreichten den freundlichen Flecken in einer Viertelſtunde, und kehrten in einem ſehr guten Wirthshauſe ein. Bald langten nun eine Menge Saumroſſe, und mehrere andere Reiſende, an. Die Scene belebte ſich außerordentlich; das Ganze hätte eine Zeichnung verdient. Zum Abendeſſen hatten wir treffliche Forellen, Schinken und Rehbraten nebſt einem ſehr guten italieniſchen Wein.

Achter Brief.

Inhalt.

Vermiſchte Bemerkungen über den St. Gotthard — Straße nach Italien — Bellenz — Erinnerungen aus der Kriegsgeſchichte — Das Urſernthal — Weitere Reiſe — Der Rhonegletſcher — Das Hoſpiz auf dem **Grimſel**.

Andermett, Auguſt.

Wir ſind noch immer hier; der heftige Regen hält uns zurück. Unterdeſſen vertreiben wir uns die Zeit, ſo gut es möglich iſt. So beſahen wir Mineralien-Sammlungen, laſſen uns vom Berge erzählen, leſen die Chronik der Kriegsvorfälle von 1799 u. dgl. mehr. Hier eines und das andere, was mir beſonders aufgefallen iſt.

Der ganze **Gotthard** beſteht aus Urgebirgearten, die äußerſt mannichfaltig gemiſcht ſind. Dabei ſchließt er einen, in ſeiner Art einzigen, Schatz von Foſſilien in ſich. Bis jetzt kennt man bereits einige ſechszig Stück davon. Hierunter ſind die größten Seltenheiten z. B. weiſe und graue Tourmaline, die der Liebhaber gern mit zwei bis fünf Carolinen bezahlt. Auch der opaliſirende Feldſpath iſt jetzt eine Seltenheit.

Von Urſern über den Gotthard nach Bellenz,[*] auf der Südſeite, ſind noch drei Tagreiſen, mit den Saumroſſen verſteht ſich. Dieſe legen nemlich den Tag etwas über ſieben Stunden zurück.[**] Die ganze Gebirgsſtraße iſt mit Granitplatten belegt, und von zehn bis funfzehn Fuß breit. Im Winter liegt an zwanzig bis dreißig Fuß Schnee darauf. Indeſſen wird die Verbindung ſelten acht Tage lang gehemmt. Man arbeitet nemlich, von beiden Seiten, an der Bahn. Wenn dieſe ein Mal gebrochen iſt, beginnt gerade der ſtärkſte Waarenzug. Zwei Ochſen bringen dann, ohne Beſchwerde, zwölf Centner fort.

---

[*] Im Italieniſchen: Bellinzona.

[**] Die Pferdelaſt (Saum genannt) pflegt nie über drei Centner zu ſeyn.

Im Hoſpitium, auf dem höchſten Punkte des Berges, befindet ſich ein ſehenswerther Pferdeſtall. In einem Raume von ſechs und dreißig Fuß Durchmeſſer, finden an ſieben und vierzig dieſer Thiere Plaz. Wöchentlich gehen wohl drei Hundert Pferde über den Gotthard. Im Winter von 1799 auf 1800, lag ein franzöſiſches Piket von funfzig Mann im Hoſpitium. Der Winter dauert gerade neun Monate; doch ſteigt die Kälte nur ſelten über 19 Gr. Reaum.

Bellenz iſt ein ſehr hübſches Städtchen, und wegen ſeines milden Klima's, und der ſchönen Landſchaft, bekannt. Pomeranzen, Citronen und Granaten reifen an Spalieren in freier Luft, und werden, nur in den drei Wintermonaten, mit Strohmatten belegt. Süße Kaſtanien, Feigen, Mandelbäume u. ſ. w., ſo wie Reben, finden ſich überall. Der Jasmin, die Myrthe und der Rosmarin halten den Winter vollkommen aus. Ja, in Gärten, an den gegen Süden gekehrten Mauern, blüht ſogar der ſo zarte Kaperſtrauch.

Im Jahre 1799 ward **Andermett** zwei Mal geplündert, und verlohr zwei Drittheile ſeines Viehſtandes nebſt einigen ſechszig Sennhütten auf der Oberalp. Ueberdem ward ein Theil des alten Tannengehölzes — dieſer Schutzmauer gegen die Lauwinen — abgehaun. Die Ruſſen kamen am 25. September ganz ausgehungert an. So verzehrten ſie einige Centner Seife, kochten getrocknete Thierhäute und verſchlangen ſie biſſenweis. Das Uebrige iſt aus den damaligen Kriegsberichten bekannt.

Das Urſernthal gehört zu den höchſten bewohnten Thälern der ganzen Schweiz. Der niedrigſte Punkt deſſelben hat doch ſchon eine Höhe von 4,356 F. über dem Meer. Das Klima iſt daher äußerſt rauh; man heizt, in der Regel, zehn Monate ein. Wirklich thut uns ſelbſt die Ofenwärme vollkommen wohl. Außer der großen Straße nach Italien, gehen auch die nach dem Wallis (über die Furca), und nach Graubündten (über die Oberalp), hier durch. Dies verſchafft den Einwohnern guten Gewinn.

Die Urſernkäſe ſind die fetteſten, und, nach vieler Perſonen Meinung, die beſten in der ganzen Schweiz. Allein ſie halten ſich nicht gut; daher man den Bernern und Freiburgern den Vorzug gibt. Wegen der vielen Reiſenden iſt indeſſen der Abſatz, im Thale und im Canton ſelbſt, beträchtlich genug. Die vorzüglichſten unter dieſen Käſen werden auf der Oberalp gemacht. — Der am Fuße befindliche kleine See, iſt ſehr forellenreich. Man fängt im Sommer monatlich zwölf bis vierzehn Centner darin.

Hoſpiz auf dem Grimſel, September.

Wir müſſen hier einige Tage ausruhn, denn wir haben eine der beſchwerlichſten Bergreiſen zu Fuß gemacht. Dies ging nicht anders, weil auf dieſem Wege zu Pferde durchaus nicht fortzukommen iſt. Wir blieben noch einen ganzen Tag in Andermett; endlich aber verlohren wir die Geduld, und brachen geſtern Morgen, um ſechs Uhr, mit den nöthigen Führern, auf.

Es regnete nicht, aber dicke Nebel zogen ſich über dem Thale hin. Wir ließen die Straße nach dem Gotthard links, und ſchlugen die nach Realp ein. Hier fanden wir eine Menge der ſchönen Gotthards-Foſſilien an und auf dem Wege zerſtreut. Ich bemerkte, unter andern, roſenfarbene Spathkryſtalle von ausgezeichneter Regelmäßigkeit. Um acht Uhr kamen wir ſchon in Realp an, und hielten uns ohngefähr eine Viertelſtunde auf.

Aber von nun an zieht ſich der Fußpfad immer ſteiler und ſteiler an einem ungeheuern Berge hinauf. Dies iſt die Furca, die man paſſiren muß. Ueberall ſteigen die höchſten Alpengipfel empor; aber rings umher iſt alles öde und einſam. Eine Menge großer Felſenblöcke zeigen die furchtbaren Wirkungen der Lauwinen an. Die Furca iſt übrigens als das ſüdweſtliche Horn des Gotthardsgebirges anzuſehn.

So erſtiegen wir den Paß, und ſtaunten nun die ungeheuere Gletſcherwelt an. Vor allen machten uns die Führer auf den Rhonegletſcher aufmerkſam, der der Ausfluß eines ſechs Stunden langen Eisthales iſt. Die Rhone bricht, nicht weit davon, am Fuße des Saßberges hervor. Es ſind drei kleine Quellen, ſie entſpringen in einer Höhe von 5,400 F. über dem Meere, und rieſeln über Maſſen von *Conſerva rivularis* dem großen Gletſcherbache zu.

Die größte hat eine unveränderliche Wärme von 14½ G. R. Sie frieret niemals zu, und bleibt immer mit grünenden Pflanzen umringt. Das Waſſer enthält Schwefel und Glauberſalz — Wie wunderbar zeigt ſich die Natur in ihrer geheimen Wirkſamkeit! — Hier dieſe Bächlein.

und dann der mächtige Rhodanus bei Avignon! — Genau genommen aber iſt der eigentliche Urſprung der Rhone ein Gletſcher ſelbſt.

Wir ſtiegen nun in das Rhonethal hinab, und nahmen noch einen Hirten als Führer mit. Unſer Plan war nemlich, über die Maienwand gerade auf den Grimſel zu gehn. Man hat nur anderthalb Stunden dahin. Aber welch ein Weg! Noch denken wir mit Schaudern daran zurück! Dabei heftiger Schlagregen und halbe Dämmerung um uns! Endlich, nach ſechs Uhr Abends, langten wir höchſt ermüdet und gänzlich durchnäßt im Hoſpitium an.

Neunter Brief.

Inhalt.

Einzelnheiten über den Grimſel u. ſ. w. — Weg nach Meiringen — Die Höllenplatte — Handeck — Guttannen — Meiringen — Tiſchgeſpräche — Miſcellen aus der Levante.

Hoſpiz auf dem Grimſel, Septemb.

D'rauſen Sturm und Regen; keine Möglichkeit weiter zu gehn. Wir befinden uns hier in einer Höhe von 5,628 F. über dem Meere, eine halbe Stunde unterhalb des eigentlichen Paſſes, der nach dem Haslithale führt.* Der Wirth ſagt uns, daß er jedes Jahr nur vom Ende Märzes bis Anfang Novembers hier lebt. Dann begiebt er ſich wieder nach Meiringen hinunter, wo er anſäſſig iſt.

---

* Die Höhe des Paſſes ſelbſt, oder vielmehr die höchſte Spitze deſſelben, oder des Seidelhorns hat Tralles auf 8,530 F. beſtimmt.

Im Hoſpize wird ſelbſt im höchſten Sommer Morgens und Abends eingeheizt. Betten ſind nur zehn bis zwölf vorhanden, aber Raum, um Streuen zu machen, giebt es wohl für achtzig Perſonen u. mehr. Es gehen hier wöchentlich, theils nach dem Haslithale, theils nach Obergeſteln im Wallis gegen drei Hundert Saumroſſe durch.

Die Bewirthung iſt einfach, aber hinreichend; die meiſten Lebensmittel werden von Obergeſtein heraufgeſchafft. Es ſind von da nur drei Stunden bis zum Hoſpiz. Der Wirth verſichert uns, daß man auch in den obigen guten Monaten höchſtens auf 16 — 17 völlig heitere Tage rechnen kann. Kohl und Rüben ſind das einzige, was in dem kleinen Garten auf der Südſeite zur Reiſe kommt. In der Nähe des Hoſpizes befindet ſich ein See, der aber nur wenig Fiſche hat.

Meiringen, September.

Endlich ſind wir in dem ſchönen Haslithale, das, einen einzigen Punkt ausgenommen,* auf allen Seiten von hohen, furchtbaren Gebirgen umgeben iſt. Vom Hoſpiz bis hierher werden gewöhnlich ſieben Stunden gerechnet; wir haben jedoch zu Fuß den ganzen Tag dazu gebraucht. Aber dieſe unſere letzte Bergreiſe bot auch der Schreckniſſe und Gefahren weit mehr als alle übrigen dar.

---

* Gegen den Brienzerſee in Nordweſt

Zuerſt vier furchtbare Stunden bis zur Sennhütte Handeck. Man muß unter andern die ſo richtig bezeichnete Höllenplatte hinan. Dies iſt eine Granitfläche, in die Fußtapfen, aber flach genug, für Menſchen und Pferde eingehauen ſind. Das Waſſer rieſelte in Menge darüber her; ein einziger Fehltritt, und wir ſtürzten in den Abgrund, in die ſchäumende Aar hinab.

In der Handeck erwärmten wir uns am Feuerheerde, und nahmen ein gutes Alpenfrühſtück ein. Dann ſtiegen wir wieder ein wenig abwärts, um den in ſeiner Art einzigen Waſſerfall zu ſehn, der hier von der Aar gebildet wird. Er ſtürzt an zwei Hundert und funfzig Fuß in einer ungeheuern Maſſe wie aus den Wolken herab.

Tauſend Donner hallen von den ſchwarzen Felſen zurück, und wie die toſende Brandung brauſt es aus der grauſenden Tiefe auf. In dieſem furchtbaren Strudel fand vor einigen Jahren ein lebensmüder Engländer den freiwilligen

Tod. Unſtreitig iſt dieſer Waſſerfall einer der größten und prachtvollſten in der Schweiz. Ja in der vollen Vormittagsſonne geſehen, ſoll er ſelbſt alles übertreffen, was jenes Land in dieſer Hinſicht aufzuweiſen hat.

Drei ſtarke Stunden weiter ging es nun bis nach Guttannen. Auf der einen Seite des ſchmalen Aarthals zeigt ſich der Gelmer-Gletſcher, auf der andern tritt der Erlen- und Risli-Gletſcher hervor. Wir fanden in Guttannen ein gutes Mittagseſſen und recht erträglichen Wein. Der Wirth verſicherte uns, er hoffe es in wenig Jahren ſo weit zu bringen, wie die von Lauterbrunnen und Grindelwald. Dieſer Wetteifer geht durch die ganze Schweiz.

Nach einer Stunde Ruhe machten wir uns um zwei Uhr von Neuem auf den Weg. Das Thal ward freundlicher, die Sonne brach in voller Klarheit hervor. Wir freuten uns des ſchönen Grün's, der milden Lüfte, der ſtillen, friedlichen Natur.

So kamen wir mit Sonnenuntergang am Fuße des waldbewachſenen, niedrigen Kirchet an. Herrlich glänzten die hohen ſchattigen Eichen im glänzendem Abendroth. Bald war nun das eigentliche Unter-Haslithal mit ſeinen ſchönen Wieſen und Baumpflanzungen erreicht. Ueberall ſchwamm uns der würzige Heugeruch entgegen; überall blickten in dem ſchweigenden Dunkel freundliche Lichter auf. Jezt gegen halb ſieben Uhr langten wir endlich in Meiringen an.

Wir fanden hier große Geſellſchaft, theils von Grindelwald, theils von Brienz her. Hierunter ward uns beſonders ein ſchwediſcher Gelehrter intereſſant, der eben aus der Levante kam. Er ward unſer Tiſchnachbar, und theilte uns eine Menge artiger Bemerkungen mit. Hier einige derſelben, ohne ängſtliche Auswahl, wie ich mich bei dem Gange der Unterredung davon angezogen fand.

Aluha iſt eine trockne Paſte von Datteln, die in Butter gebraten worden ſind. Jeder aſiatiſche Cavaleriſt führt dergleichen ſtatt aller anderer Nahrung bei ſich. Dabei noch einen Schlauch mit Waſſer und einen Sack voll Gerſte zum Pferdefutter; ſo iſt für Alles geſorgt. Im Nothfalle nehmen die Kamele auch mit bloßen Dattelſteinen vorlieb.

Die Banianen vom bramaiſchen Kultus haben in Arabien alle Geldgeſchäfte in ihre Hände zu bringen gewußt. Bei allem ihren Reichthum aber leben ſie, ihrer Religion gemäß, blos von Milch, Butter, Käſe und Gemüſen; überhaupt mit der äußerſten Mäßigkeit. Die Gemüſe würzen ſie vorzugsweiſe mit der Aſſa foetida, zu deutſch Teufelsdreck. — Sedſchas ſind Teppiche, worauf die Moslemin bei dem Gebete niederknien. — Mordſchun ſind andere, worauf ſie zu ſchlafen gewohnt ſind. — Bornus ſind rothe, wollene Mäntel von tuneſiſcher Fabrik.

Die Feigenſchnepfen geben für die Einwohner von Cypern oder die Cypriaten einen nicht unbedeutender Handelsartikel ab. Zu dieſem Ende werden ſie im Herbſte, wo ſie von der karamaniſchen Küſte herüber kommen, vermittelſt Leimruthen gefangen, ſorgfältig gerupft, drei bis vier Minuten in kochendem Waſſer gebrüht, und dann mit Weineſſig, oder ungleich beſſer, mit gutem Weine eingemacht. Auf dieſe Art halten ſie ſich ein ganzes Jahr, und werden in Töpfen nach Venedig, Livorno und Marſeille verſandt.*

Nichts ſchöneres, als ein Schwanenzug auf dem Mittelmeere geſehn. Sie bilden vierzig bis funfzig Reihen, von denen jede wohl eine ſtarke Viertelſtunde lang iſt. Die Spitze des Ganzen hat die Form eines Schiffeſchnabels; ſo durchſchneiden ſie die Wellen mit großer Leichtigkeit. Wunderbar ſticht dabei ihr blendend weißes Gefieder gegen das ſchimmernde Dunkelgrün des Meeres ab.

---

* Auch andere kleine Zugvögel, z. B. Wachteln werden auf gleiche Art eingemacht.

Die Fahrt geht in gerader Linie nach Afrika. Von den Wellen abwechſelnd gehoben und niedergezogen verlieren ſie dennoch ihre Richtung nicht. Aber auf einmal gaben die Anführer ein Zeichen, und ſchnell mit lautem Geſchrei erhob ſich die ganze Maſſe in die Luft. In weniger als ſieben Minuten ordnet ſie ſich in ein ungeheueres Dreieck, und ſetzt die Spitze voran, die Reiſe fort. Auch die Kraniche ziehen auf gleiche Art, theils fliegend theils ſchwimmend, über das Mittelmeer.

Zehnter Brief.

Inhalt.

Meiringen und das Haſlithal — Die Einwohner — Figur, Abſtammung und Sprache — Viehzucht und Käſebereitung — Die Frauen — Schönheit — Kleidung u. ſ. w. — Tiſchgeſpräche — Miſcellen aus Peru und der Levante — Schluß.

Meiringen, September.

Meiringen iſt der Hauptort des drei Stunden langen, aber nur wenig breiten Unter-Haſlithals.* Die Höhe über dem Meeresſpiegel beträgt 1,818 Fuß. Alle Häuſer ſtehen hier abgeſondert, mit Gärten und andern Pflanzungen dazwiſchen, was ſehr artig ausſieht.

---

* Man bemerke wohl des Unter-Haſlithals; denn dieſes iſt ein Theil des großen zehn Stunden langen Haſlithals, das noch aus ſechs andern beſteht.

Hinter der Kirche befindet ſich ein Hügel, auf dem man das ganze Thal überſehen kann.

Dies iſt in der That ein entzückender Anblick: alles grünend und blühend, alles romantiſch und maleriſch, alles voll Leben und Fröhlichkeit. Was wir in den übrigen Schweizerthälern zerſtreut gefunden haben, iſt hier auf einem Punkte vereint. So das Wilde und das Freundliche, das Furchtbare und das Liebliche, das Majeſtätiſche und das Reizvolle in tauſend Verbindungen und Uebergängen, in der bewundernswürdigſten Mannichfaltigkeit.

Dieſes herrliche Thal wird aber auch von einem der ſchönſten, kräftigſten, lebhafteſten, charaktervollſten und thätigſten Hirtenvölker bewohnt. Ob dieſes wirklich von einer ſchwediſch-oſtfrieſiſchen Kolonie abſtamme, die im fünften Jahrhunderte eingewandert ſeyn ſoll, mag wie billig auf ſich beruhen. Wahr bleibt indeſſen, daß ſich dieſe Sage unter den Einwohnern erhalten hat, und daß dieſelbe ſogar in ihrer Landeschronik aufgezeichnet iſt.

Aber auch ſchon der erſte Anblick zeigt, daß dieſe ſchönen, herrlichen Männer- und Frauengeſtalten aus einem fremden, nicht helvetiſchen

Stamme entſproſſen ſind. Dazu kommt der größere Wohllaut ihrer Sprache, die von dem eigentlichen Schweizerdeutſch merklich verſchieden iſt. Man will den ſchwediſchen Tonfall und die ſchwediſchen Endſylben auf i, a und ö darin bemerkt haben; ja man verſichert ſogar, daß eine Menge ſchwediſcher Wörter darin befindlich ſind.

Der Haupterwerb des ganzen Haslithales im Allgemeinen, ſo wie des Unter-Haslithales im Beſondern beſteht in der Viehzucht und der Käſebereitung, die damit verbunden iſt. Es werden im Ganzen vier und funfzig Alpen oder Bergweiden gezählt. Der Viehſtand ſelbſt wird auf mehr als vier Tauſend Stück geſchätzt. Verſteht ſich an Kühen, die in dieſer Hinſicht allein in Anſchlag zu bringen ſind.

Die Käſe machen einen ſehr bedeutenden Handelsartikel aus, und ſind beſonders auch wegen ihrer Haltbarkeit berühmt. Man findet davon in den Familien von hundert Jahren und darüber, ſo daß oft der Klein-Kleinenkel an ſeinem Hochzeittage davon iſt.* Käſe von zwanzig Jahren kommen hier ſehr gewöhnlich vor — Von andern Produkten bietet das Thal nur etwas Waizen, Roggen und Gerſte, ſo wie ein wenig Hanf und Flachs, auch einiges Steinobſt dar. Zugleich wird viel Schaafvieh gehalten, wovon die Wolle zu Kleidungsſtücken verarbeitet wird. Seit der Einführung der Kuhpocken hat ſich übrigens die Bevölkerung ſehr bedeutend vermehrt.

---

* Dieſe alten Käſe ſind natürlich mit der Jahrzahl verſehn.

Das weibliche Geſchlecht im Unter-Haslithale iſt wegen ſeiner Schönheit berühmt. Auch wir fanden dies vollkommen der Wahrheit gemäß. Welche herrliche Formen! Welche reizende Züge! Welche zauberiſche Augen voll Liebe und Lebensluſt! Dazu die blendende Weiße der Haut von ſanftem Roſenduft umſtrahlt!

Freilich ſetzen ſich aber auch die jüngern Frauen und Mädchen nur ſelten der Sonne aus. Können ſie es aber doch nicht vermeiden, ſo bedienen ſie ſich großer Sonnenſchirme, oder verhüllen das Geſicht nach Möglichkeit. Zugleich haben ſie große, lange, ſchwarzſeidene Handſchuhe an, die hoch hinauf über die feinen, weißen Leinwandärmel gehn. Jene Handſchuhe werden im Hauſe nur ſelten, außer demſelben und bei Feldarbeiten aber nie abgelegt.

Die ſo oft beſchriebene, höchſt ungünſtige Frauentracht iſt in den letzten zwanzig Jahren allmählich verändert worden, ohne doch darum verbeſſert zu ſeyn. Zwar werden die Röcke jetzt über den Hüften befeſtigt, aber ſie ſind noch immer ſo weit, ſteif und wunderlich, daß man ſie nur mit einer Glocke vergleichen kann. Dazu kommt dann ein großer, breiter Latz von ſchwarzem Sammet, der beinahe bis an das Kinn hinauf geht.

Hüte ſieht man nur wenig; bei Feldarbeiten wird das Geſicht mit einem Tuche verhüllt. Dieſe Tücher ſind von Baumwolle, roth und blau geſtreift, und meiſtens ſehr fein. Uebrigens werden Frauen und Mädchen ſogleich an ihrem Haarputz erkannt. Jene tragen nemlich die Flechten in einem Knäuel aufgerollt; dieſe laſſen ſie auf dem Rücken hinabhängen, ſo daß ſie ihnen häufig bis an die Ferſen gehn.

So weit hatte ich dieſen Morgen geſchrieben, als ich zum Eſſen abgerufen ward. Unter den Tiſchgenoſſen befand ſich auch ein junger Spanier, der erſt vor ſiebzehn Monaten aus Peru gekommen war. Er theilte uns über dieſes Land eine Menge höchſt intereſſanter Bemerkungen mit. So iſt z. B. faſt unglaublich, was dort unter den höheren Klaſſen für ein Luxus herrſcht. Die Tiſche, die Tafel- und Kirchengeräthſchaften ſind von Silber, eben ſo alles, was man in Schlafzimmern braucht.

Die Schabracken, die Pferdegeſchirre ſtarren von Gold und Perlen, die Tapeten ſind von Goldbrokat oder von Sammt, mit goldenen Stickereien eingefaßt u. dergl. mehr. Derſelbe, ja ein noch größerer Luxus findet in Anſehung der Frauenkleidung ſtatt. Die feinſten Kambriks und brabanter Spitzen, die auserleſenſten Seidenſtoffe und die prächtigſten Diamanten machen die Grundlage davon aus. Selbſt Roſenkränze und Krucifixe ſind mit ächten Perlen und Steinen beſetzt.

In den peruaniſchen Nonnenklöſtern ſind ſeit Jahrhunderten ungeheuere Reichthümer aufgehäuft. In dieſen Kloſterkirchen werden die goldenen und ſilbernen Lampen, Leuchter, Schaalen, Kelche und andere Geräthſchaften nach vielen Hunderten gezählt. Eben ſo ſieht man daſelbſt maſſive, ſilberne Altäre, mit breiten, dicken, goldenen Einfaſſungen in nicht geringer Zahl. Dazu kommen die prächtigen Anzüge der Schutzpatroninnen u. ſ. w., die häufig mehrere Millionen Piaſter werth ſind. Schon jede Krone allein wird in der Regel auf eine Million P. geſchätzt.

Auch unſer ſchwediſcher Freund gab uns aus ſeinen Levantereiſen noch mehrere, artige Bemerkungen zum Beſten, wovon ich ebenfalls einige ausheben will. So über die Inſel Syme, die in den Gewäſſern von Rhodus liegt. Dies iſt im Grunde nichts, als ein unfruchtbarer Felſen, wo nur hier und da in den Spalten etwas Wein gezogen werden kann.

Indeſſen haben die wenigen Einwohner dennoch einen Nahrungszweig, und zwar auf dem Boden des Meeres zu ſuchen gewußt. — Dies ſind die Schwämme, die rund um die Inſel in großer Menge zu finden ſind. Männer, Weiber und Kinder — alle beſchäftigen ſich mit dem Schwammeinſammeln, und alle ſind daher im Tauchen geübt. Die Jünglinge beſonders zeichnen ſich durch große Geſchicklichkeit aus. Indeſſen iſt dieſes Gewerbe ſehr angreifend, und, wegen der großen Raubfiſche, ſelbſt mit Gefahren verknüpft.

An allen türkiſchen Landſtraßen findet man Springbrunnen in ſehr großer Zahl. Sie wurden meiſtens, in Folge von Vermächtniſſen, zum Beſten der Reiſenden angelegt. Die Einfachheit derſelben und die ſchöne Umgebung von hohen, ſchattigen Bäumen macht einen ſehr angenehmen Eindruck. Eine Kürbisflaſche, die am Rande des Beckens hängt, dient als Trinkgefäß. Einer alten Sitte gemäß wird ſie nach jedem Gebrauche ſorgfältig abgeſpült.

In der Barbarei findet man Kornmagazine von ganz eigener Art. Es ſind große Gruben, meiſtens bei dreißig Fuß Breite, an achtzig Fuß tief. Nachdem der Boden und die Seiten mit Planken und Matten belegt worden ſind, wird das Ganze bis zehn Fuß unter der Oeffnung mit Waizen u. ſ. w. angefüllt. Jetzt kommen mehrere Schichten von Balken, Bretern, Matten und Erde darauf, bis Alles wieder mit dem Boden gleich iſt. Das Getraide hält ſich in dieſen Gruben zwölf bis funfzehn Jahr vollkommen gut.

Das Klima von Konſtantinopel iſt eben ſo geſund als angenehm. Die Winter ſind äußerſt gelind, die Sommer nur mäßig heiß; ſüdliche Reinheit und ſüdliche Milde zeichnen das Ganze aus. Zwei Hundert und vier und funfzig Tage pflegen völlig heiter und ſchön zu ſeyn. Unter den übrigen werden nur ſiebenzig Regentage, vierzig veränderliche, zwanzig trübe, ſechs neblichte u. ſ. w. gezählt. Im Sommer herrſchen die Nordwinde, im Winter die Südwinde vor.

Doch ich eile zum Schluß! Morgen früh brechen wir auf, um über Brienz und Thun nach Bern zurückzugehn.

IV.

Blätter vom Nordpol

1819 und 1820.

Erſte Abtheilung

1819.

1819.

Mai.

2. Alles auf's Beſte verſehn, alles an Bord, alles zur Abreiſe bereit — Das Pökelfleiſch wie das eingeſalzene Schweinefleiſch vortrefflich, alles von jungem Vieh. Dazu noch eine Menge eingemachtes, friſches Fleiſch * und Suppentäfelchen von der beſten Beſchaffenheit. An antiſcorbutiſchen Mitteln, wie Citronſaft, Malz- und Hopfen-Eſſenz, Sauerkraut u. ſ. w. Ueberfluß. Dabei iſt jeder Matroſe noch mit einem vollſtändigen Winteranzuge und einem Wolfshauthemde verſehn.

3. Letzte Inſtruktionen; letztes Mittagseſſen in London. Der erſte Lieutenant an Bord; Anfang des ordentlichen Dienſtes; die Wachen abgetheilt, kein Mann mehr an's Land. Die Deptforder Freunde zur Abendparthie; ein Königspunſch; ein ernſter Abſchied, aber dennoch auf

---

* Es liegt in einer Art Gallerte, und wird in zinnernen zugeſchraubten Büchſen aufbewahrt.

auf Wiederſehn. Eine Menge Frauen und Mädchen um das Schiff. Der Oberbootsmann drückt ein Auge zu; aber um acht Uhr muß alles vom Bord.

4 — 7. Mit der Ebbe ſegelnd, bei der Fluth ankernd, langſam die Themſe hinab. Verbindung mit dem Lande nur für die Offiziers, oder wer ihres Ranges iſt. Der Einkauf von Taback, Früchten u. ſ. w., indeſſen jedem Matroſen erlaubt. Capitain Parry noch zu London ſendet eine Depeche bei Graveſand vor Anker zu gehn. Wir liegen mitten in einem Maſtenwald. Der letzte friſche Beefſteak, die letzten Spargel, der letzte junge Portulack, vielleicht auf immer, vielleicht auf Jahre lang.

8 — 10. Der Capitain an Bord; die letzten Briefe erhalten, die letzten abgeſandt. Von nun an nicht die mindeſte Verbindung mit dem Lande mehr. Die Ufer zu beiden Seiten flach und kahl; ohne Baum, ohne Strauch. Eine Menge Seevögel in der Luft; auf dem Strome und auf den Wellen der anlaufenden Fluth. Einige Dutzend Schiffe zum Einlaufen bereit; alle Lootſenboote in lebhafter Bewegung; alle Flaggenmaſten in reger Thätigkeit.

11. Mit Muth und Hoffnung in See. Die Küſte verſchwindet; der Ocean nimmt uns mit freundlichen Armen auf. Das Wetter ſchön, der Wind herrlicher, günſtiger Weſt. Alles geſund Alles heiter an Bord. Der Commodore bewilligte den Tars * eine Extraration Rum, und gab ein glänzendes Mittagsmahl. Ein Toaſt war: — „Gebe Gott, daß unſer Kap mit Jahr und Tag auf Grain gerichtet iſt!“ **

12 — 14. Gegenwind, oder ungünſtige Fluth. Wir ſtießen auf eine Untiefe, und nicht weniger als dreimal. Aber unſer Hecla, beſtimmt den Eisbergen zu trotzen, tanzte im eigentlichen Sinne darüber hinweg. Heute ward der Wind ſo widrig, daß er uns in Yarmouth einzulaufen zwang. Alſo doch noch einmal engliſche Luft, engliſches Bier, engliſche Gemüſe und engliſchen Roaſtbeef!

15 — 16. Wir konnten ſchon geſtern Morgens wieder in See gehn. Seitdem iſt der Wind günſtig geblieben, und wir rücken ſehr merklich vor. Dieſen Nachmittag ſahen wir eine Menge

---

* Engliſcher, familiärer Name für die Matroſen.

** Inſel an der Mündung der Themſe ſüdwärts.

Schneeſperlinge (Emberiza nivalis). Ueberall auf dem Meere kündigen die verſchiedenen Vogelarten das Land und den Breitengrad an. Sie ſind als Boten aus ihrer Küſtenheimath zu betrachten, und entfernen ſich bald mehr, bald weniger davon.

Dieſe Taucherart ſcheint übrigens in den nördlichen Meeren außerordentlich verbreitet zu ſeyn. Wir hatten ſie auf unſerer erſten Reiſe in großer Menge theils in der Davisſtraße, theils in der Baffinsbai geſehn. Bald kam uns auch die Alca arctica zu Geſicht. Der Unterſchied in der Temperatur fängt an merklich zu werden; die Morgen und Abende ſind gewaltig friſch.

18 — 20. Letzte, entfernte Anſicht der Nordoſtküſte von Schottland. Die höchſten Gebirgsgipfel ſtiegen wie Maſtenſpitzen aus dem Meere empor. — Am folgenden Tage das niedrige Fair-Island geſehen, das zwiſchen den Orcaden und den Shetlandsinſeln liegt. Einer Windſtille wegen mußten wir ungefähr drei Stunden davon vor Anker gehn. Der Capitain ließ die Netze auswerfen, und wir machten einen vortrefflichen Fang.

Wir lagen hier bis heute Nachmittag, wo der Wind wieder aufzufriſchen anfing. So kamen wir um die Nordſpitze der Orcaden herum. Wir konnten dabei North-Ronaldſchay und Sanday mit ſeinem Leuchtthurm ganz deutlich ſehn. Alle dieſe Inſeln boten einen ſehr traurigen Anblick dar. Keine Spur von einigem Grün; alles kahles, nacktes, zerklüftetes Geſtein. Der Frühling fängt hier erſt mit Ende Juni's an.

21 — 22. Geſtern Nachmittags ſahen wir eine däniſche Brigg, und ruften ſie an. Sie antwortete augenblicklich; allein des Windes und der weiten Entfernung wegen vernahmen wir nur wenig davon. Alles, was wir verſtehen konnten, war, daß ſie von Kopenhagen kam, und mit den gewöhnlichen Proviſionen nach der Disko-Bai beſtimmt war. Sie blieb bis gegen Abend in unſerer Geſellſchaft oder richtiger zu ſprechen, in unſerem Seehorizont; dann aber ſegelte ſie nordwärts. Wir bekamen zum erſten Male die weiße Möwe zu ſehen. (Lar. Tridact. Linn.)

Heute warfen wir eine wohlverwahrte Flaſche mit Nachrichten von uns in's Meer. Dieſe waren auf einen Briefbogen von Propatria-Papier geſchrieben, und zwar in den ſechs Sprachen der nördlichen Seefahrerwelt.* Am Ende ward der Finder erſucht, dieſen Brief an die Admiralität zu London, oder an den Seeminiſter ſeines eigenen Landes zu ſenden, und dabei den Längen- und Breitengrad u. ſ. w. anzuzeigen, wo die Flaſche aufgefiſcht worden ſey. Es iſt feſtgeſetzt, daß von nun an jeden Tag eine ſolche Flaſche ausgeworfen werden ſoll.

---

* Alſo wahrſcheinlich engliſch, deutſch, holländiſch, däniſch, ſchwediſch und ruſſiſch. D. H.

25 — 31. Keine Merkwürdigkeit — Häufige Windſtille — Allerhand nautiſche Unterſuchungen und Beobachtungen — Einſamkeit dieſer Meere — Abermalige merkliche Verminderung der Temperatur — Bemerkungen über die Strahlenbrechung — Auffallend vermehrte Eßluſt — Fröhliche Stimmung der Mannſchaft — Einſammeln merkwürdiger Tang-Arten — Auffiſchen einer Flaſche, die aber auf der einen Seite eine große Oeffnung hatte, und nicht das Mindeſte enthielt.

Juni.

1. Friſcher Nordweſtwind. Es flogen mehrere Schneeſperlinge (Emberiza nivalis) um das Schiff. Wahrſcheinlich kamen ſie von der Küſte von Grönland, die um Mittag noch vier und ſiebenzig Stunden von uns lag. Gegen Abend bekamen wir den erſten Strandjäger (Larus parasit.) zu Geſicht. Er jagt den kleineren Seevö-

geln ſeiner eigenen Gattung ihre Beute ab. Dieſe laſſen dann ihren Unrath fahren, was vielleicht Folge der Angſt oder auch eine Kriegsliſt iſt. Der Strandjäger ſchnappt nemlich darnach, und verſpätet ſich dadurch. Als Nahrung aber nimmt er nie dergleichen zu ſich.

2 — 5. Am zweiten ſtellten ſich eine Menge Sturmvögel (Procellaria pelag.) ein. Sie hielten ſich beſtändig in den Tauſyſtemen, auf den Raen u. ſ. w. auf, ein ſicherer Beweiß, daß uns ein Ungewitter bevorſtand — Was man dann auch thun mag, man treibt ſie nicht wieder fort. Dieſe Vögel kündigen den Sturm oft ſechs Stunden, wenigſtens aber zwei vorher an. Die Matroſen haben eine Art Freundſchaft für ſie, daher ihnen ſelten ein Leid geſchieht. Das ſchlechte Wetter hielt nur bis Abends den dritten an.

Am vierten und fünften zeigten ſich einige Wallfiſche von der Art, die man Finner nennt. (Balaen. Physet.) Sie haben nemlich eine große Rückenfinne, die oft das Einzige iſt, was von ihnen geſehn werden kann. Manche derſelben haben die Länge der gewöhnlichen grönländiſchen Wallfiſche,* nie aber denſelben Umfang.

---

* Funfzig bis ſechszig Fuß.

Dabei ſind ſie ungleich behender und ſchneller, wodurch alſo der Fang um vieles erſchwert wird. Weil nun die Wallfiſchfänger überdem weniger Thran davon erhalten, machen ſie nur im Nothfalle Jagd darauf.

6. Wir ſind wenigſtens noch achtzig Stunden vom Kap Farewell, dennoch kommen ſchon Robben und wilde Gänſe auf uns zu. Eben ſo mehrere andere, wohlbekannte Bewohner der arktiſchen Regionen, z. B. Sterna hirundo, Cete phocaena, Clio Borealis u. dergl. mehr. Die Länge der Tage nimmt außerordentlich zu; aber die Kraft der Sonne ſteht in keinem Verhältniß damit. Die Nächte ſind noch einmal ſo kalt, als in Nordengland in der erſten Hälfte des Januars.

10. Verdrießliche Windſtillen alle dieſe Tage daher. Die Mannſchaft wird beſchäftigt, ſo viel es nur möglich iſt. — Wir haben allerhand Verſuche mit dem Seewaſſer angeſtellt — Keine Schiffe, als einige hanſeatiſche Wallfiſchfänger in weiter Entfernung — die heutige ausgeworfene Flaſche trieb mit unglaublicher Schnelligkeit ſüdwärts fort. — Wenn die Theorie der Strömungen einmal feſtgeſetzt iſt, ſo werden wir eine Seepoſt bekommen, die ſo regelmäßig ankom-

men und abgehen wird, wie jetzt die Ebbe und Fluth erſcheint.

11 — 15. Keine Merkwürdigkeit. — Unſere Nächte ſind nun bald nichts mehr als bloße Dämmerung. — Geſtern trieben die Trümmer eines Robbenfänger-Bootes bei uns vorbei — Am fernen Horizonte entdeckten wir einen Grönlandsfahrer, der nach der Bauart u. ſ. w. ein däniſcher ſchien. Einige unſerer alten Matroſen behaupteten indeſſen das Gegentheil. Sie hielten es für ein rußiſches Schiff, von Archangel nach Spitzbergen beſtimmt. In dieſen einſamen Meeren beſchäftigt eine ſolche Erſcheinung die Schiffenden Tage lang.

17 — 18. Wir ſahen einiges Tauwerk treiben, wahrſcheinlich kam es von einer gekappten Harpune her. — Die Mittagsſonne war uns ſo angenehm, wie ſie es im Frühlinge in England iſt — Heute Morgen ſtießen wir auf das erſte Treibeis. Die Maſſen ſtanden indeſſen ziemlich weit von einander ab. Wir ſegelten daher ſehr bequem hindurch. Einige Eisberge dritter Größe zeigten ſich ebenfalls. Zu gleicher Zeit ſahen wir ganze Schaaren vom kleinen Taucher[*]. um das Eis herum.

---

[*] Alca Alle Linn.

Dieſe Vögel ſcheinen ſich in der Nähe deſſelben beſonders zu gefallen.; ſie belebten dieſe ſchwimmenden Eislandſchaften außerordentlich. — Gegen Mittag tagte in Oſten ein Segel auf. Es ſchien ſüdwärts zu ſteuern, ſo weit dies in der großen Entfernung zu erkennen war. Bald nachher ſahen wir einen ſtarken Rauch davon aufſteigen, der in Kurzem das ganze Schiff umzog. Bei unſerem ſchnellen Fortrücken nach Norden verloren wir es aus dem Geſicht, unterhielten uns aber noch einige Stunden davon.

19 — 20. Nach unſerer gewöhnlichen Mittagsbeobachtung befanden wir uns auf der Höhe von Kap Farewell,[*] ſahen aber durchaus nichts davon. Späterhin aber tagte Kap Deſolation, ohngefähr zwölf bis vierzehn Stunden, vor uns auf. Bald aber ward das Wetter nebelig, und wir konnten kaum eine halbe Kabellänge vor uns ausſehn — Heute gegen Mittag erblickten wir das lezte Kap abermals. Die Strahlenbrechung aber veränderte die Geſtaltung deſſelben ſo ſehr, daß Berg und Thal nur mit Mühe zu unterſcheiden war.

---

[*] D. h. unter 59° 48′ 26″ N. B.

22 — 23. Wir wurden geſtern von einer Menge Robben, Delphine und bereits geſehener Vögel begrüßt. Hierzu geſellten ſich zum erſten Male die große Graumöve (Larus fusc.), der Eiskibitz (Tringa hyperborea) und die Elfenbeinmöve (Larus eburn.). Die erſte iſt bei den Seeleuten unter dem Namen der Bürgermeiſter, die letzte unter der Benennung der Rathsherr bekannt; beide wahrſcheinlich wegen ihres gravitätiſchen Anſehns. Die letztere iſt übrigens ungleich weißer, als Elfenbein. Sie glänzt vielmehr wie friſch gefallener Schnee.

Die Eiskibitze zeigten ſich in dichten Schaaren um einen Eisberg herum, der feſtzuſitzen ſchien. Um dies zu unterſuchen, ward ein Boot ausgeſetzt, und mit vier Matroſen bemannt. Beim Lothen, ganz in der Nähe des Eisberges, aber zeigte ſich deutlich, daß er durchaus nicht feſtſaß. Man fand nemlich in der Tiefe von 200 Faden gewöhnlichen weißen Sandgrund. Dieſer Eisberg ragte nur funfzig Fuß über das Waſſer empor.

25 — 26. Geſtern ſahen wir eine Menge Eisberge und zwei Wallfiſche in Geſellſchaft. Das Treibeis drohte uns einzuſchließen, wir kamen

indeſſen noch glücklich hindurch. — Der Capitain hat feſtgeſetzt, daß von nun auch um Mitternacht ordentlich angerichtet werden ſoll. Bisher wurden nur einzelne Portionen ausgetheilt. Eben ſo ſoll es auch mit den Getränken gehalten werden, damit die Mannſchaft in jeder Hinſicht bei Kräften erhalten wird.

Heute Mittag wurden wir gänzlich vom Eiſe eingeſchloſſen, wobei indeſſen keine Gefahr, ſondern nur Aufenthalt zu beſorgen iſt. Jn Oſten ſehen wir noch die offene See, aber dazwiſchen iſt, wenigſtens zwei Stunden lang, nichts als verdichtetes Eis. Jn Weſten und Norden ſcheint dies ganz der Fall, ſo weit nur das Auge reichen kann. Die Schollen um uns herum ſind vier bis fünf Fuß dick, ſelten aber über vierzig bis funfzig lang Auf mehrern derſelben bemerken wir Quarz- und Granit-Bruchſtücke, auch hier und da Haufen von Sand und Kies.

Wir ſtellten verſchiedene aſtronomiſche und phyſikaliſche Beobachtungen an. — Ehe wir's uns verſahen, kam in geringer Entfernung vom Schiffe ein großer Wallfiſch zum Vorſchein. Er tauchte nemlich aus einer Oeffnung auf, die ſich zwiſchen zwei ungeheuren Schollen befand. Es war angenehm zu ſehn, mit welchem Wohlbehagen er friſche Luft ſchöpfte, dann auf der einen Scholle Platz nahm, und ſich von der Sonne beſcheinen ließ.

Er verweilte wohl anderthalb Stunden auf dieſer Stelle, und wäre wahrſcheinlich noch länger geblieben, hätte er ſich nicht von einigen neugierigen Matroſen geſtört geſehn. So aber beſchloß er ſeinen Abgang zu nehmen, ſtieg aber auf eine ganz ſonderbare Art wieder in die Tiefe hinab. In der Regel tauchen nemlich die Wallfiſche immer zuerſt mit dem Kopfe unter, worauf der hintere Theil des Körpers langſam nachfolgt.

Bei unſerem Polargaſte hingegen fand zu unſerem Erſtaunen gerade das Gegentheil ſtatt. Er ſenkte ſich nemlich zuerſt mit dem Schwanze hinunter, ließ dann den mittleren Theil des Körpers folgen, und verſchwand allmählich auf dieſe Art. Es ſcheint alſo, daß der Wallfiſch ſeine Bewegungen den Umſtänden anzupaſſen pflegt. Wirklich zeigte die gegenwärtige von großer Verſtändigkeit. Sie verhinderte nemlich, daß der Schwanz in die Schollen verwickelt, und dadurch das Leben des Thieres gefährdet ward.

28 — 29. Geſtern ſahen wir einen weißen Bär in Schußweite von dem Schiff. Wir nahmen ihn auf das Korn, und ſendeten ihm zwei Kugeln zu. Leider aber ſtürzte er in's Meer, und war verlohren für uns — Heute hat es den ganzen Tag geſchneit, was dem Treibeiſe das Anſehn eines ungeheuern Landſtriches giebt. Jetzt gegen Abend klärt ſich der Himmel auf, und die Sonne zeigt ſich in ihrer ganzen Pracht. Wir ſehen zwölf bis vierzehn Stunden Land vor uns. Es ſcheinen die am Eingange der Frobiſher Straße befindlichen Inſeln zu ſeyn.

30. Heute erſt gelang es uns, aus dem Eiſe heraus zu kommen, und zwar nach ſiebenſtündiger, höchſt anſtrengender Arbeit. Die Leute erhielten um vier Uhr Nachmittags ein reichliches Veſpereſſen mit einer Weinration. Zum Abend wird es Punſch geben, damit den Erkältungen vorgebeugt wird, — Wir ſahen mehrere Eidergänſe fliegen; ſie nahmen ſämmtlich ihre Richtung oſtwärts. Am Horizonte in Norden tagten mehrere Grönlandsfahrer auf.

Juli.

3 — 6. Vorgeſtern den Polarkreis paſſirt. Wir haben nun faſt beſtändig Tag. — Die

Mannſchaft iſt geſund und heiter; über vier Fünftheile derſelben haben ſchon die vorige Reiſe mitgemacht. — Auf meinen Vorſchlag hat der Capitain das tägliche Lüften der **Betten** befohlen; dies befördert die Reinlichkeit. Ich ſage der **Betten**, denn man muß wiſſen, daß die Mannſchaft dergleichen ſtatt der Hangmatten hat. Dies ward beſonders wegen der Ueberwinterung beliebt.

6 — 10. Wir harpunirten eines der größten Wallroſſe, das auf einer Scholle lag, und brachten es glücklich an Bord. Es wog an 1400 Pfund, und war über 10 Fuß lang. Vier andere, die ſich in der Nähe befanden, entgingen uns. Wir bemerkten, daß ſie ſich zur Beſteigung der Schollen ihrer Hauer bedienten; ſie klammerten ſich nemlich mit denſelben an die Ränder an. Mit den weißen Bären leben ſie in beſtändigem Krieg.

Das Thier ward geſchlachtet, und in mancherlei Gerichten auf die Tafel gebracht. Allein das Fleiſch war ſo ſchwarz, und von ſo widerlichem Geruch, daß jedem von uns der Ekel ankam. Auch der drittehalb Zoll hohe Speck darauf roch und ſchmeckte wie Wallfiſchtran. Das Herz war das einzige, was ziemlich eßbar gefunden ward. Selbſt unſere Hunde rührten das Fleiſch und den Speck nicht an. Wir warfen jenes über Bord, behielten aber letzteren zurück. Es ließ ſich nemlich berechnen, daß wenigſtens eine halbe Tonne Thran daraus zu brennen war.

11. Heute ſchoſſen wir einen weißen Bär, deſſen Gewicht aber mit ſeinem Umfange in gar keinem Verhältniſſe ſtand. Bei mehr als 8 Fuß Länge und 6 Fuß Dicke wog er nemlich nicht mehr als 895 Pfund. Bei der Section entdeckten wir bald die Urſache davon. Der ganze Darmkanal war nemlich brandig, der Magen erſchlafft, die Milz zuſammengeſchrumpft, Lunge und Leber entzündet, kurz jedes Eingeweide in krankhaftem Zuſtand.

12 — 16. Alle dieſe Tage her nichts als trübes, neblichtes Wetter, empfindliche Kälte und äußerſt langſames Vorrücken, höchſtens um einen einzigen Grad. So wären wir alſo bis zum 71ſten hinauf. Alle Matroſen ſind nun mit Pelzröcken verſehen. Dies erhält ſie bei guter Laune, obgleich die Arbeit ſehr beſchwerlich iſt. Jeder bekommt des Morgens einen Eßlöffel Wermuth-Eſſenz.

Heute bekamen wir einen engliſchen Wallfiſchfänger zu Geſicht. Es zeigte ſich, daß es der Braunſchweiger von Hull, und auf der Rückreiſe begriffen war. Er hatte neunzehn Fiſche erlegt, und alſo eine reiche Beute an Bord. Nach ſeinem Berichte befanden ſich zwiſchen dem 74 und 75. Gr. d. Br. nicht weniger, als noch funfzig Wallfiſchfänger in See.

17 — 20. Dieſelbe Witterung; dieſelbe langweilige Fahrt. Der Capitain erklärt ſich dieſe anhaltenden Nebel durch unſere zu große Entfernung vom Lande, und ermahnt zur Geduld. Indeſſen trägt der Nebel zum Zerſchmelzen des Eiſes nicht wenig bei. Faſt auf allen groſſen Schollen findet ſich nunmehr ſtehendes Waſſer, das völlig trinkbar iſt. Wir haben täglich unſern Bedürf davon.

Heute Vormittags hatten wir einen groſſen Schreck. Das Schiff befand ſich nemlich auf einmal in der Nähe eines ungeheueren Eisberges, der wie ein drohender Felſen darüber hing. Dieß war die Folge der groſſen Düſternheit, wo wir kaum den Mittelmaſt vor uns ſahn. Jetzt wurden nun in der größten Haſt alle Boote ausgeſetzt, und die gewöhnlichen Manoeuvres gemacht.*

---

[*] Das heißt, das Schiff ward durch die Boote vermittelſt der gewöhnlichen Bugſiertaue und durch ſtarkes Fortrudern von dem Eisberge wieder abgebracht.

Wirklich arbeiteten auch die Leute mit ſolchem Eifer, und hielten ſo trefflich Linie, daß das Schiff in weniger als ſechs Minuten, ſchon um eine halbe Kabellänge von jenem furchtbaren Coloſſe entfernt war. Voll Freude ließ der Capitain auf der Stelle ein zweites Frühſtück vertheilen, und fügte noch eine Extraration von Rum hinzu. So erhält er die Mannſchaft ſtets bei gutem Willen, was auf einer ſolchen Reiſe ſehr wichtig iſt.

21. Dieſen Morgen klärte ſich endlich der Himmel auf. Ohngefähr um acht Uhr ſahen wir nun Südoſten, die grönländiſche Küſte zwar in großer Entfernung, aber dennoch in voller Klarheit von unzähligen Eisbergen umringt. Je weiter wir kamen, deſto mehr nahm das Treibeis zu. Dieſer Tag war der ſchönſte und wärmſte ſeit unſerer Abfahrt von England. Der Wärmemeſſer ſtieg Nachmittags um zwei Uhr auf 24 Gr Reaum. Gegen Abend ſahen wir auf einer Scholle, ganz in der Nähe des Schiffes, einen großen weißen Bär, der aber nicht die mindeſte Notiz von uns nahm.

22 — 27. Wir waren alle dieſe Tage gänzlich vom Eiſe eingeſchloſſen; ein Glück, daß

das Wetter hell und angenehm blieb. Geſtern und vorgeſtern ſchienen einige der größten Schollen weichen zu wollen, und wir verſuchten daher den Durchgang. Allein ſo anſtrengend auch die Mannſchaft arbeitete, kamen wir doch um keine halbe Schiffslänge vorwärts. Dies hinderte indeſſen nicht, daß jeder der Leute über ſein gewöhnliches Eſſen ſein halbes Pfund eingemachtes Fleiſch nebſt einer Extraration Rum erhielt.

Erſt heute Nachmittags gelang es endlich, das Schiff wieder in ziemlich freies Fahrwaſſer zu bringen, wobei die Tiefe zu 296 Faden gelothet ward. Wir bemerkten bald, daß dieſer Umſtand auf das Thauen der Eisfelder großen Einfluß haben muß. In der That waren die meiſten dieſer Schollen ſchon ſo mürbe und zerfreſſen, daß manche kaum einen Mann mehr trug. Es ſcheint demnach, daß das Eis in tiefem Waſſer weit ſchneller aufgelößt zu werden pflegt.

29 — 31. Vorgeſtern kamen wir in völlig freies Waſſer, worüber die Mannſchaft in laute Freude ausbrach. Das Wetter blieb anhaltend ſchön. Geſtern um Mittag ſtellten wir unſere aſtronomiſchen Beobachtungen an. Es zeigte ſich,

daß der Lancaſterſund nur noch wenig entfernt war. Wirklich rief der Wächter im Marſe* auch ſchon um drei Uhr Land! Es waren die Felſen am Eingange, ſie wurden mit einem dreimaligen Hurrah begrüßt. Jetzt hieß es: — Alle Segel ausgeſpannt! — So flogen wir pfeilſchnell dem erſehnten Hafen zu.

Ungeheuer war nun die Anzahl der Wallfiſche, die wir ſahn. In weniger als einer Stunde z. B. wurden davon an einige funfzig gezählt. Auch dieſer Umſtand ſchien ſehr für die Vorausſetzung zu ſprechen, daß der Lancaſterſund keine bloße Bay, ſondern ein Durchfahrtskanal in ein anderes Meer ſey. Wir glaubten annehmen zu dürfen, daß ſich die Wallfiſche blos darum in ſo großer Menge hierher zögen, um den heftigen Verfolgungen in der Baffinsbay zu entgehn.

Längs der Küſte und an den Abhängen der Felſen bis ohngefähr drei Hundert Fuß hinauf war mit wenig Ausnahmen, bereits kein Schnee mehr zu ſehn. Die Gipfel indeſſen, die ſich 1600 — 2000 Fuß über dem Seeſpiegel erheben, waren noch ſämmtlich damit bedeckt. — Wir die wir ſchon einmal hier geweſen waren, kehrten wie zu einer bekannten Heimath dahin zuruck. Diesmal aber langten wir gerade um einen Monat früher an.

---

* Der ſogenannte Maſtkorb.

Heute Morgen befanden wir uns der Poſſeſſion-Bay gegenüber, wo das erſte Mal für den König Beſitz ergriffen worden war. Der Capitain ließ beilegen, und wir fuhren mit ihm an's Land. Hier erkannten wir ſogleich unſere vorjährigen Tritte wieder: denn die Abſäze hatten ſich ziemlich tief eingeprägt. Auch bemerkten wir Spuren von Bären und Rennthieren, eben ſo von den platten Stiefeln einiger Eskimos.

Der Graswuchs war für dieſe Breite üppig zu nennen; aber von Bäumen fand ſich nur die Zwergweide mit kaum fingerdickem Holze vor. Zu unſerem Erſtaunen wurden wir auch eine Biene gewahr. Die Felſen beſtanden hauptſächlich aus Baſalt und Granit. Aber im Bette des nicht unbedeutenden Fluſſes, waren Bruchſtücke von Granit, Quarz, Sandſtein, Trapp, Feldſpath u. ſ. w. in Menge zu ſehn. Nachmittags um drei Uhr begaben wir uns wieder an Bord, und ſezten unſere Fahrt nach dem Sunde fort.

Auguſt.

1 — 4. Erſt heute erreichten wir den Sund: bis dahin hatten wir drei Tage lang mit widrigen Winden zu kämpfen gehabt. Die ganze Nordküſte zeigt ſich wie eine ungeheuere, hier und da eingeſtürzte Feſtungsmauer, die vom Seeſpiegel an, faſt ſenkrecht 500 Fuß hoch emporſteigt. — In dieſem Augenblicke, Abends ſechs Uhr, umzieht ſich der Himmel, und wir ſind im Begriffe, in der Nähe einer Inſel zu ankern, von der zwei große Eisbänke ausgehn. Zwanzig bis dreißig Wallfiſche ſchwimmen vor uns her.

5 — 7. Vorgeſtern waren wir den ganzen Tag in dicken Nebel gehüllt. Es war unmöglich, von einem Bord zum andern zu ſehen. Wir lotheten und fanden mit 175 Faden Grund, in einer Art grauen Schlammes, der aus verwittertem Quarz zu beſtehen ſchien. — Geſtern klärte ſich das Wetter wieder auf, und wir ſahen eine große Menge weißer Wallfiſche (Beluga Linn.) in nicht bedeutender Entfernung von uns. Es wurden daher zwei Boote ausgeſetzt, und Anſtalten zum Harpuniren gemacht.

Allein dieſe Thiere ſchienen damit ſo gut bekannt, und waren ſo ſehr auf ihrer Hut; daß ihnen nicht beizukommen war. Sie beobachteten nemlich unſere Bewegungen mit der größten Aufmerkſamkeit, und richteten die ihrigen darnach ein. In dem Augenblicke nun, wo wir die Harpune werfen wollten, tauchten ſie plötzlich unter, und fanden in der Tiefe vollkommne Sicherheit. Wir ließen daher davon ab, und zogen die Boote wieder ein.

Sogleich erhoben ſich die Fiſche wieder, und gaben jene ſonderbaren Laute von ſich, die nur dieſer Spezies eigenthümlich ſind. Es iſt eine Art melodiſchen Ziſchens, ohngefähr den Tönen vergleichbar, die man mit einem naſſen Finger an dem Rande eines Trinkglaſes hervorbringt. Je mehr die Fiſche ſich der Oberfläche nähern, deſto deutlicher werden dieſe Laute gehört. So wie aber die Köpfe aus dem Waſſer hervorragen, wird alles ſtill.

Heute kamen wir der Südoſtküſte ſo nahe, daß der Capitain hinüber zu fahren beſchloß. Wir fanden dieſelbe ganz niedrig, und faſt ohne allen Schnee, aber mit Ausnahme einiger Grasſtreifen und Zwergweidenbüſche, völlig kahl. Von Vögeln ſahen wir nur das Schneehuhn und eine Taucherart. Bey einer Felſenhöle wurden Fuchshaare und Robbenknochen entdeckt; Menſchenſpuren indeſſen waren nirgends zu ſehn.

Um ein Andenken von unſerer Unternehmung zu hinterlaſſen, errichteten wir auf einer Anhohe, etwa eine Viertelſtunde vom Strande, eine Art Seemonument. Es beſtand in einer Stange mit einem Brete und einer mit Oelfarbe darauf angebrachten Inſchrift. Dieſe lautete ganz einfach: Die königlich engliſchen Schiffe, Hecla und Griper, 7. Auguſt 1819. Ganz nahe dabei gruben wir eine wohlverwahrte Flaſche mit folgender Inſchrift ein: Die königlich engliſchen Schiffe, Hecla und Griper, waren auf ihrer Reiſe zur Erforſchung einer nordweſtlichen Durchfahrt an dieſer Küſte, am 7. Aug. 1819. — Hierauf fuhren wir nach dem Schiffe zurück.

8 — 10. Vorgeſtern Morgens ſtießen wir auf eine ziemlich hohe, feſte Eiswand, die ſich von Weſten nach Südoſt hinzog. Wir beſchloſſen uns daher nordwärts zu wenden, und ſahen bald darauf eine Menge Wallfiſche und Narwale um uns. Geſtern und heute waren wir von dem Eiſe, wie in einem Kanale eingeſchloſſen, und rückten ſehr langſam fort. Dabei war das Wetter düſter und neblicht, wie denn überhaupt die Temperatur täglich geringer wird.

11. Wir hielten es für's Beſte, bei dem Eiſe zu ankern, zumal, da es in den darauf befindlichen Lachen ſehr gutes Trinkwaſſer gab. Nachmittags ſahen wir einige Narwals auf uns zukommen, tödteten eines davon, und brachten es, trotz ſeiner Größe, glücklich an Bord. Das Horn, das dem beſten Elfenbeine gleich geſchätzt wird, war vier Fuß und zwei Zoll lang. Man ſah aber deutlich, daß ein Stück davon abgebrochen war, das nach dem Verhältniſſe wenigſtens ſechs Zoll lang geweſen ſeyn mag. Die weiblichen Narwals haben nie ein Horn.

12 — 18. Mühſame Unterſuchungen und Beobachtungen aller Art — Doch war das Eis und das Fahrwaſſer von Robben, Narwals und Wallfiſchen ungemein belebt. Kaum eine halbe Stunde von der Küſte entfernt, fanden wir dennoch erſt in einer Tiefe von 130 Faden Grund. Die Morgen und Abende fangen an kalt zu werden; die Sonne nimmt bedeutend an Glanz und Wärme ab. Der Nordoſtwind, der uns entgegen weht, hat eine Schärfe, die unbeſchreiblich iſt. Indeſſen zerreißt er auch die dichteſten Eisfelder in ſehr kurzer Zeit.

20 — 22. Windſtille und äußerſt langweilige Fahrt. Wir ſahen die Eismove (Pro-

cellaria glacial.) in ſehr großer Zahl. Hier und da an den Felſen wurden einige horizontale Schichten von ſchönen Marmor bemerkt. Die Tage nehmen ſehr auffallend ab. Ich glaube, daß der Unterſchied gegen England wohl anderthalb Stunden beträgt. Voriges Jahr ſchickten wir uns gegen Ende dieſes Monats zur Rückreiſe an; jetzt iſt unſer ganzer Sinn auf die Ueberwinterung gerichtet, doch wiſſen wir noch nicht, wo dieſe ſtatt haben wird.

23 — 28. Viel nautiſche Beobachtungen u. ſ. w., aber für die allgemeine Unterhaltung nicht gemacht. Heute eine neue Inſel beſucht. Das Moos fand ſich in den feuchten Thälern und an den Rändern der Bäche in erſtaunlicher Menge vor. Wir ſahen zahlreiche Spuren von Rennthieren, zum Theil völlig friſch. Auch fanden wir, die Beinknochen abgerechnet, ein ganzes vollſtändiges Skelet von einem Biſamochſen (Bos moschat. Linn.), das wenigſtens ſchon einen Winter hier gelegen zu haben ſchien.

Zum Andenken unſeres Beſuches häuften wir einen Hügel von Steinen auf, und gruben eine Flaſche mit einer Nachricht daneben ein. Es iſt doch eine eigene Sache, um die Spuren des Lebens, um die Ueberreſte des Daſeyns! — Auf unſerem Rückwege an die Küſte ſahen wir auch die Grundſteine von ſechs Hütten, wie ſie bei den Grönländern und Eskimos gebräuchlich ſind. Wahrſcheinlich hatten die letztern, vom Feſtlande von Amerika herüber, hier einen Sommeraufenthalt gemacht.

29 — 31. Faſt beſtändige Nebel; wir kümmern uns aber nicht darum, und denken, daß uns nicht die Gewalt, ſondern der freie Wille zu dieſer Reiſe vermocht hat. Es iſt unglaublich, was hierin für eine Quelle des Frohſinns, und für ein Talisman des Muthes liegt. Alle Leute ſind daher auch völlig wohl. Mehrere Extrarationen von Rum u. ſ. w. erhalten ihre Heiterkeit. Dieſe materiellen Reize ſind im Grunde eine wahre Seelenpanacee.

September.

1 — 3. Vorgeſtern Morgens heiterte ſich endlich der Himmel wieder auf, und wir ſetzten unſere Fahrt auf die gewöhnliche Weiſe längs den Küſten fort. Von Vögeln kam uns nur eine einzige gefleckte Möve, und von Seethieren nur ein Paar Robben zu Geſicht. Dafür wurden wir aber geſtern von einigen Schwärmen wilder

Gänſe und Enten begrüßt. Vermuthlich waren ſie auf der Wanderung nach einer ſüdlicheren Region.

Mittags ging ich mit einigen Offizieren und der nöthigen Mannſchaft in zwei Booten an's Land. Wir wurden ſogleich eine Menge Spuren von Biſamochſen und Rennthieren gewahr. Bald darauf kamen auch zwei der letzteren auf uns zu. Kaum wurden ſie aber einen von unſeren Hunden gewahr, ſo eilten ſie im ſchnellſten Laufe davon. Weiter hin ſahen wir Fuchshöhlen und unzähliche Mäuſelöcher, letztere mit einer Menge Skelette von dieſen Thieren angefüllt. Der ganze Strand war mit den leeren Gehäuſen von Muſcheln und andern kleinen Schaalthieren bedeckt.

Heute hatten wir faſt den ganzen Tag Windſtille, und rückten daher nur wenig fort. Doch mit großem Vergnügen gewannen wir die Gewißheit, daß die Fluth von Weſten kam. Wir befanden uns nach unſerer Mittagsbeobachtung unter 74° 58′ N. B. und unter 107° W. L. von Greenwich. Gegen Abend kamen wir bei einem ungeheueren Wallfiſchſkelette vorbei; auch ſahen wir einiges Treibholz, das meiſtens aus Tannen beſtand.

4 — 5. Geſtern Abend um ſieben Uhr paſſirten wir den Meridian, worauf die erſte Prämie ſtand. Wir hatten um zwei Uhr bei dem heiterſten Himmel unſere Beobachtungen gemacht; den Reſt des Weges zeigte das Logbuch an. Wir waren voller Freude, und blieben in freundlichen Geſprächen bis Mitternacht auf.

Unſer zweites Ziel und die zweite Prämie beſchäftigte uns alle mit großer Lebhaftigkeit. — „Noch zwanzig Grad weiter gegen Weſten! — rief alles — Und wir ſind glücklich auf Lebenszeit!“ — Noch muß ich bemerken, daß wir ſeit dem Augenblicke vor Anker gegangen ſind.

Heute Morgen mit Sonnenaufgang ward die Flagge aufgezogen, und das Verdeck feſtlich aufgeputzt. So wie das Morgengebet vorüber war, begaben wir uns alle, Capitain Parry an der Spitze hinauf. Dieſer erklärte nun amtlich, daß der feſtgeſetzte Meridian paſſirt,* und die Prämie von fünf Tauſend Pfund Sterling gewonnen ſey. Dann belobte er den Eifer, die Ordnungsliebe und die Ausdauer der Offiziere wie der Mannſchaft nach Verdienſte, und bezeigte allen und jedem ſeine volle Zufriedenheit.

---

* 110 Grad weſtl. Länge von Greenwich.

„Ja! — ſchloß er mit Begeiſterung“ — „Ja! Uns ſcheint der Ruhm vorbehalten, eine Entdeckung zu machen, die ſeit Jahrhunderten von unſeren berühmteſten Seefahrern vergebens verſucht worden iſt!“

Dieſe kurze, aber vortreffliche Rede machte erſtaunlichen Eindruck. Alle Augen funkelten vor Freude; alle Geſichter waren von Luſt und Muth belebt. Eine Doppelaustheilung von Fleiſch, Wein und Tabak an die Mannſchaft, und ein glänzendes Mittagseſſen in der Kajüte vollendeten das herrliche Tagsfeſt. Abends brannten wir zur großen Ergözung der Matroſen ein kleines Feuerwerk ab.

6 — 10. Nicht viel Bedeutendes; ich führe indeſſen doch einiges an. Es ward ein Boot an's Land geſchickt, und eine Stange mit einer Inſchrift errichtet, ſo ziemlich in derſelben Art, wie oben gemeldet worden iſt. Man fand Anzeichen von Steinkohlen und Torf. An der Küſte flogen beträchtliche Schaaren von wilden Enten herum. — Am 8. fuhren wir abermals an's Land, und brachten für die Küche einige

Ptarmigan's* (weiße Rebhühner) und einen weißen Haſen mit. Dieſer war ſehr groß, und wog über acht Pfund.

11 — 13. Vorgeſtern machten wir abermals eine Landparthie, wie der Capitain ſcherzweiſe zu ſagen pflegt. Es glückte uns einen Biſamochſen zu ſchießen: wir nahmen einen Lendenbraten davon mit. Er ward gehörig zubereitet, und ſchien uns wider Erwartung gut. Auch ein Stück geſottenes Fleiſch war ganz und gar nicht unſchmackhaft. Dies iſt für künftige Fahrten in dieſen Regionen gewiß ein ſehr wichtiger Umſtand. Die Witterung wird immer rauher; Alles kündigt den baldigen Eintritt des Winters an.

Geſtern beſchäftigte uns ein ziemlich unangenehmer Zufall. Vom Griper ward nemlich am 10. Morgens ein Offizier mit ſechs Mann zu einer Unterſuchung an's Land geſchickt, er hatte die beſtimmteſte Weiſung, in vier und zwanzig Stunden mit den Leuten zurück zu ſeyn. Zu unſerem Erſtaunen indeſſen blieb er am 11. und ſelbſt am 12. aus. Jetzt Mittags wurden wir ernſthaft beſorgt; es ſchneite ſeit dem vorigen Abend unaufhörlich fort.

---

* Tetrao Lagopus.

Hatte ſich unſere Parthie verirrt, oder hatte ſie ſonſt ein Unglück gehabt? Wir nahmen das erſtere an. Um ſie daher auf dem rechten Weg zu bringen, errichteten wir auf den Anhöhen mehrere Signalſtangen mit Flaggen und Zetteln, auch Körben mit Mundvorräthen verſehn. Als es dunkel zu werden anfing, wurde auf einem der höchſten Felſen ein großes Feuer angezündet, während auf dem andern gegenüber liegenden, an einer ſehr hohen Stange, eine große Laterne aufgezogen ward.

Auch auf den Schiffen ſelbſt vervielfältigten wir die Signale nach Möglichkeit. Laternen, Blickfeuer, Kanonenſchüſſe, Raketen, Leuchtkugeln u. ſ. w., Alles wurde abwechſelnd dazu angewandt. Ernſtlich harrten wir dann auf irgend ein Gegenſignal, aber immer ſahen und hörten wir vergebens darnach aus. Bald nach Mitternacht erlöſchten die Landfeuer; dagegen wurden die Schiffsſignale bis Sonnenaufgang fortgeſetzt.

Jetzt gingen von beiden Schiffen vier Parthien an's Land. Jede nahm einen andern Weg; alle aber blieben durch Zeichen in beſtändiger Verbindung. Dies war um ſo nöthiger, da das Schneegeſtöber immer ſtärker ward. Deutlich vernahmen wir ihre Erkennungsſchüſſe, aber die

Freudenſalve erfolgte noch lange nicht. Endlich um ein Uhr Nachmittags kündigten zehn ſtarke Schüſſe an, daß wenigſtens die Hälfte der Mannſchaft gefunden worden ſey. Wirklich kam auch bald darauf die eine Parthie mit vier der Matroſen zurück.

Dieſe waren erſt den Abend vorher von den übrigen abgekommen, glaubten ſie aber nicht weit entfernt. Es dauerte auch nur eine Stunde, als uns eine volle Salve das verabredete Freudezeichen gab. So waren um drei Uhr ſämmtliche Vermißte und alle Parthieen wieder an Bord. Jene waren äußerſt ermüdet, ſie wurden daher auf's Beſte erquickt, und zu Bett gebracht. Ihre Froſtſchäden machten mir und meinem Gehülfen nicht wenig zu thun.

Heute Morgen ſtattete der Offizier ſeinen umſtändlichen Bericht über jene Vorfälle ab. Er hatte ſich mit den Leuten ſchon am 11. in aller Frühe verirrt. Indeſſen waren ſie nach ihrer Meinung höchſtens nur ſechs bis acht Stunden von der Küſte entfernt. Von Hunger hatten ſie eben nicht gelitten, denn es gab Ptarmigans[*]

---

[*] Weiße Rebhühner.

in Ueberfluß. Das Binnenland fanden ſie üppig mit Gras und Moos bedeckt; ſie hatten zahlreiche Heerden von Rennthieren geſehn. Auch auf einen kleinen Landſee waren ſie geſtoßen; ſie brachten zwei Fiſche aus demſelben, eine Art Forellen mit. Unſere Signale hatten ſie ſehr gut bemerkt.

14 — 19 Die Kälte nimmt ſehr empfindlich zu; aber wir benutzen den günſtigen Wind, und dringen immer nach Weſten vor. Das Eis erſcheint uns anders, als das Bisherige, auch iſt es von bedeutenderem Gewicht. Der Capitain meint daher, daß es Treibeis aus höhern Breiten oder aus dem Polarmeere iſt. In der Nacht vom 17. auf den 18. nahm die Kälte außerordentlich zu. Wir waren daher am andern Morgen völlig von friſchem Eiſe umringt.

Dies beſtimmte den Capitain, dem weitern Vordringen nunmehr zu entſagen, und zurück zu gehn. Von nun an begannen die Manoeuvres zum Durchbrechen des Eiſes u. ſ. w., wie man ſie bereits aus früheren Berichten kennt. Der Griper verlor einen Anker und ein Boot dabei: auch ſtieß er einmal ſo heftig auf, daß er auf der einen Seite gegen die Küſte zu, ganz auf dem Sandgrunde ſaß. Zum Glück kam er mit der Fluth wieder ab.

20 — 25. Eben ſo langweilige als beſchwerliche Fahrt. Endlich geſtern langten wir glücklich vor dem auserſehenen Winterhafen an. Es iſt derſelbe, wo wir ſchon am 6. d. geankert hatten; der Capitain hatte ihn äußerſt glücklich gewählt. Es ward nun durch das Eis ſogleich ein Kanal zur Einfahrt geſägt, der heute vollendet worden iſt. Wir fanden dabei einen todten Schwan, es blieb der einzige, der uns in dieſen Regionen auf beiden Reiſen zu Geſichte kam. So wurden die Schiffe glücklich vor Anker gebracht.

26 — 30. Wir liegen 81 Faden von der Küſte entfernt, in gehöriger Tiefe und vollkommener Sicherheit. Das Land iſt völlig mit Schnee bedeckt, und hat daher ein ſehr einförmiges, trauriges Anſehn; aber das Rennthier, dieſes treue Kind des höchſten Nordens entfernt ſich noch immer nicht davon. Die Arbeiten zum Abtackeln haben begonnen; alles wird an's Land geſchafft, und unter eigenes Obdach gebracht.

Auf dem Schiffe ſelbſt bleibt von den Ueberſeßmaſten nur die groſe Stenge ſtehen. Dieſe ſoll unſern künftigen Jagdpartbien gleichſam als Seezeichen dienen, damit ſich keine verirren kann. Das Verdeck wird nunmehr überbaut; dies ſoll für den ganzen Winter unſer Schiffsſalon, Spazierplaz und Schauſpielhaus ſeyn. Wirklich werden zu theatraliſchen Vorſtellungen bereits Anſtalten gemacht — Heute Nachmittag ſchoſſen wir ein Rennthier, das, einen einzigen braunen Fleck auf dem Rücken ausgenommen, völlig weiß war.

October.

1 — 10. Die Kälte nimmt außerordentlich zu; wir fürchten, daß unſer Citronſaft gefrieren wird. Es iſt meſſineſiſcher, wie aller auf den Flotten und von vortrefflicher Beſchaffenheit. Es ſcheint aber, daß er ohne einen geiſtigen Zuſaz der Kälte nicht widerſtehen kann. Wir werden hierüber Verſuche machen, wie ſich denn überhaupt gar manches neue Reſultat ergeben wird. Alle unſere Fäſſer u. ſ. w. mit Mundvorräthen werden jezt nachgeſehn.

Vor einigen Tagen ſchoſſen wir einen weißen Bär an. Er war gut getroffen, und verlor ſehr viel Blut; dennoch fiel er nicht. Es ſchien vielmehr, daß die Kälte die Gefäße plözlich zuſammenzog, denn er entkam uns, und ſchwamm davon. Heute ſahen wir ſieben Rennthiere, ganz nahe bei den Schiffen, und ſchoſſen eins davon. Vier von unſeren Leuten ſezten den übrigen nach, verirrten ſich aber, und kamen erſt Abends, auf unſere Feuerſignale, halb erfroren und ganz erſchöpft zurück.

11 — 16. Unſere jetzige Lage bietet wenig Merkwürdiges dar. Vorgeſtern ſahen wir einen Wolf, der den Schiffen bis auf halbe Schußweite nahe kam, aber äußerſt liſtig war. Wahrſcheinlich ward er durch den Geruch unſeres friſch ausgeſottenen Narwalsthranes herbei gelockt. Er war völlig weiß, und kam an Größe unſeren grönländiſchen Hunden gleich.

Geſtern zog eine Heerde von funfzehn Rennthieren, in geringer Entfernung von den Schiffen, vorbei. Wir dachten einige davon zu ſchießen, allein unſere Büchſen verſagten, weil Zündkraut und Ladung feucht geworden war. Wir trafen die nöthige Abhülfe, und ſo erlegten wir heute Mittag wenigſtens ein Stück davon. Dieſes Thier war eines der feiſteſten, die uns vorgekommen ſind. Die Sommerweiden, im Innern des Landes, müſſen daher ſehr üppig ſeyn.

17 — 25. Dieſelbe Einförmigkeit, dieſelbe tägliche Abnahme der Temperatur. — Es werden Anſtalten zu einem geſchriebenen Wochenblatte gemacht — Eben ſo wird ein Luſtſpiel einſtudiert. Wir haben nemlich alles an Bord, was

zur Erbauung eines Theaters nöthig iſt. Dieſe Idee rührt vom Capitain Parry her, der neben den phyſiſchen Kräften auch alle moraliſche aufrecht halten will.

Heute Mittag beobachtete ich eine ſchöne, meteorologiſche Erſcheinung von höchſt ſeltener Art. Ohngefähr 15° zu beiden Seiten der Sonne erhoben ſich nemlich zwei hohe Säulen in herrlichſten, prismatiſchen Farbenglanz. Sie mochten an fünf Fuß Länge haben; ihre untern Enden berührten den Horizont. So zeigten ſie ſich von 12 bis 1 Uhr in unveränderter Pracht. Dann aber verblichen ſie allmählich, ſo daß um zwei Uhr alles verſchwunden war.

26 — 31. Wenig Merkwürdiges; wir machen uns täglich Beſuche und Gegenbeſuche, wo dann von Jagdvorfällen und Schiffsbegebenheiten geſprochen wird. Die Froſtſchäden abgerechnet, iſt alles wohl an Bord. Der Dienſt wird regelmäßig fortgeſetzt, damit die Mannſchaft beſchäftigt bleibt. Alſo die Wachen, wie ehedem, gerade als ſegelten wir in offener See. Dabei das ganze überbaute Verdeck mit Laternen erleuchtet u. dergl. mehr.

Ueberdem zieht noch mit jeder Wache ein eigenes Feuerpiket auf, das alle Viertelſtunden eine

Runde machen muß. Am 26. und 27. ſah ich die obige meteorologiſche Erſcheinung noch zweimal, ganz in der nemlichen Art, und eben ſo ſchön. Am Abend des letzten Tages bemerkten wir das erſte Nordlicht; es war indeſſen ziemlich ſchwach. Außer den Wölfen zeigen ſich nun auch Füchſe um das Schiff. Wir haben daher für letztere mehrere Fallen gelegt.

November.

1 — 4. Die vom Capitain Parry entworfene Winterordnung beginnt — Geſpräche, Lectüre, Billard, Kartenſpiele, Muſik, einſames oder gemeinſchaftliches Spaziergehn in der Bordgallerie u. dergl. mehr. Die Bibliothek iſt täglich vier Stunden offen; das erſte Stück des Wochenblattes bereits im Umlauf; die Muſikpulte ſind aufgeſtellt, die Arbeiten an dem Theater werden fortgeſetzt.

Das Wochenblatt führt den Titel: die Winterchronik oder die Neu-Georgia-Zeitung.[*] Es enthält erſtens die Schiffsvorfälle, an Bord des Hecla und des Griper zu gegenſeitiger, großer Ergötzlichkeit der Mannſchaft. Dann

---

[*] The Winter-Chronicle or New Georgia Gazette.

Jagdnachrichten mit allerhand Erzählungen aus der Naturgeſchichte verwebt. Dann Notizen von früheren Entdeckungsreiſen in dieſen hohen Breiten, wobei der Ehrgeiz der Mannſchaft ſorgſam entflammt wird. Dann Winke über Geſundheitspflege, luſtige Lieder, Matroſenſpäße u. dgl. mehr.

Heute ſahen wir die Sonne zum letzten Male über den Horizont. — Sie wird wiederkehren! — riefen wir alle, und feierten ihren Abſchied durch eine Extralibation — Das Theater iſt fertig, unſere Zimmerleute haben es kunſtgemäß zuſammengeſetzt. Wir haben um fünf Uhr große Probe, Alles freut ſich darauf. Dem Stücke geht noch ein eigener Prolog voraus, der von einem unſerer Offiziere gedichtet iſt.

5 — 16. Alſo am fünften feierliche Eröffnung unſerer Bühne, mit der äußerſt luſtigen Poſſe: Mamſellchen in Sorgen. — Das Theater iſt auf dem Verdecke errichtet, ſo daß es mit der Kajüte in Verbindung ſteht. Die Vorſtellung ging ſehr gut, und erhielt unbeſchreiblichen Beifall. Eben ſo der Prolog, der voll höchſt glücklicher Stellen war. Zwiſchen den Akten wurden Lieder abgeſungen, worauf zuletzt ein Schlußchor folgte, der die ganze Verſammlung ergriff.

So verbrachten wir zwei volle Stunden recht angenehm. Zwar hatten wir nur einen halben Grad Wärme auf dem Verdecke, aber in unſere Pelze gehüllt, befanden wir uns vollkommen wohl. Ich muß dabei erinnern, daß nur die Kajüte und der Raum gehörig geheizt werden kann, daß aber auf dem Verdecke ſelbſt nur einige Oefen anzubringen geweſen ſind.

Vom 6 — 16. keine weiteren Merkwürdigkeiten; das Wochenblatt enthielt den Prolog und die Lieder, auch eine der luſtigſten Scenen des Stücks. Die Matroſen haben jetzt einen eigenen Poſſenreißer und Schwankmeiſter unter ſich erwählt. Es iſt ein durchtriebener Schalk von Irländer, der eine Menge Schnurren im Kopfe hat. Es iſt ihm eine kleine Beſoldung ausgeſetzt worden; auch halfen wir ſeinem Genius wechſelsweiſe mit einem Glas Rum u. dergl. nach. Heute haben wir bereits eine Kälte von 14° R. Indeſſen trieb dies die Wölfe noch keinesweges in ihre Schlupfwinkel zurück.

17 — 30. Wenig Bemerkenswerthes; unſer Leben iſt die Einförmigkeit ſelbſt; doch heitern wir uns nach Möglichkeit auf. Die Beſuche und Gegenbeſuche vom einem Bord zum andern ſind jetzt unſere einzigen, freilich ſehr nahen Abſteche-

in freier Luft. Sonſt ſpazieren wir wenigſtens zwei Stunden täglich auf dem Verdecke hin und her. Unſer Citronſaft iſt gefroren; ſämmtliche Flaſchen ſind zerſprengt. Wir fürchten, daß es mit dem Biere eben ſo gehen wird; der Bottelier ſpricht ſchon davon.

Die Wölfe werden nun außerordentlich dreiſt. Vor einigen Tagen verfolgte einer zwei von unſeren Hunden bis in die Nähe des Schiffs. Ein anderer ſpazierte geſtern Abends wohl zwanzig Mal um den Griper herum, und heulte dabei in einem fort. Dieſes Geheul hat etwas äußerſt klägliches; es erinnert an die ganze Melancholie des hohen Nordens in dieſer Jahrszeit.

Am 22 ward der Schneeberg vollendet, womit auf Befehl des Kapitains beinahe das ganze Schiff umgeben wird. Dies geſchieht, um an Wärme zu gewinnen, da die Kälte nun ſchon beinahe auf ſechszehn Grade geſtiegen iſt. Ich ſage beinahe, weil eine einzige Stelle offen gelaſſen ward, damit wir bei Feuersgefahr ſogleich Waſſer zu ſchöpfen im Stande ſind. Abends ſahen wir ein ſchönes hochrothes, glühendes Nordlicht; es erinnerte uns alle an das ſchreckliche Schauſpiel eines auffliegenden Pulverthurms.

Am 24. gaben wir eine zweite Theatervorſtellung; der Beifall war wo möglich noch größer, als das erſte Mal. Um die Leute zu beſchäftigen, hatte der Capitain das Theater wieder abbrechen laſſen; es zum zweiten Mal aufzuſchlagen, war eine große Freude für ſie. Das Wochenblatt enthielt die Ueberwinterung von Heemskerk u. ſ. w., auf Spitzbergen vom Capitain Parry ſelbſt verfaßt. Unſere Leute erſtaunten und meinten, ſie wären doch hundert Mal beſſer daran.

In der That bietet aber auch der Capitain alles nur mögliche zur Beförderung ihres Wohlbefindens auf. Da z. B. das Bier auf keinen Fall erhalten werden kann; wird es mit Zucker und Gewürz als ſtärkendes Abendgetränk gekocht, und erwärmt ſo die Mannſchaft für die ganze Nacht. Ein Anzeichen von Scorbut hat ſich bis jetzt noch nicht gezeigt. Wir ſind indeſſen mit einer Menge von Cochlearia-Extrakt* und Myrrhentinktur verſehn.

December.

1 — 10. Alles einſam und einförmig, Alles todt und ſtarrend um uns. Aber an beiden

---

* Löffelkrautſpiritus.

Bords Geſelligkeit und Abwechſelung, Leben und Thätigkeit. Am erſten dieſes, Abends zwiſchen ſieben und acht Uhr, hatten wir eine merkwürdige, meteorologiſche Erſcheinung. Es waren vier Nebenmonde; jeder befand ſich ohngefähr 21½° vom eigentlichen Monde entfernt. Einer am Rande des Horizonts, der andere ſenkrecht darüber, und die zwei übrigen zu beiden Seiten des Mondes in gleicher Linie mit dem Horizont.

Sie glichen dem äußern nach faſt ganz einem Kometen, nur daß die Größe ungleich bedeutender war. Der ſogenannte Schwanz lief auf der, dem Monde entgegenſetzten, Seite aus. Die Farbe hatte etwas Prismatiſches, was ſich auch ſchon mit bloßen Augen bemerken ließ. Die dem Monde zugekehrte Seite zeigte nemlich ein bloßes Orangegelb, das nach dem Schwanze zu immer ſtärker ward. Am 2. ward dieſelbe Erſcheinung wiedergeſehn. Sie blieb jedes Mal eine Stunde lang ſichtbar.

Vom 1 — 7. hatten wir nur acht Grad Kälte, jetzt noch nicht volle zehntehalb Grad. Dieſe mäßige Temperatur iſt uns ganz unerwartet, und wir befinden uns ſehr wohl dabei. Dennoch laſſen ſich, einige Wölfe und Füchſe ausgenommen, gar keine Thiere bei uns ſehn. Wir trinken nichts als Schneewaſſer, ſpüren aber nicht die mindeſte üble Wirkung davon. Seit Anfang dieſes Monates wird aller zwei Tage ein Loth Löffelkrautſpiritus an jeden Mann ausgetheilt. Natürlich ſind die Leute unterrichtet, wie derſelbe zu gebrauchen iſt.

8 → 21. Trübe Einförmigkeit, und, zu unſerem Erſtaunen, nur zwölf Grad Kälte die ganzen vierzehn Tage daher. Die Abnahme des Lichtes ſehr fühlbar, aber, in den Mittagsſtunden, doch immer noch eine Art Dämmerung. Die Sterne indeſſen dabei ſichtbar. Alle Thiere ſcheinen in ihren Höhlen zu ruhn; wir werden wenigſtens kein einziges gewahr. Der Verbrauch von Lichtern, Oel und Feuerung iſt natürlich ſehr groß. Wir ſind indeſſen für den doppelten Bedarf verſehn.

Das Wochenblatt ſetzt ſeine Geſchichten von Ueberwinterungen fort. Die Leute ſehen daraus, um wie viel beſſer ſie daran ſind. Dies macht ſie äußerſt dankbar, und erhält ſie bei einer Laune, die nicht beſſer ſeyn kann. Das Theater wird zum dritten Male aufgebaut; in einigen Tagen findet abermals eine Vorſtellung Statt. Alles legt Hand an; es iſt ein Eifer und eine Thätigkeit in den Leuten, die von der innern Kraft und Geſundheit zeigt.

Heute, als am kürzeſten Tage, begab ich mich zwiſchen 12 — 1 Uhr, mit einigen Offizieren, auf das Eis. Wir hatten etwas über zehn Grad Kälte, die aber bei der gänzlichen Windſtille nicht empfindlich war. Dabei waren wir mit einigen Büchern, in ziemlich kleinem Drucke, verſehn.* Dennoch konnten wir denſelben, in der Dämmerung, ohne Beſchwerde leſen, natürlich blos nach Süden gekehrt. Der Himmel war trüb, und nur hier und da einer der größern Sterne zu ſehn.

23 — 31. Am drei und zwanzigſten große Theatervorſtellung. Erſt ein Luſtſpiel, dann ein vom Capitain geſchriebenes Stück: „Die nordweſtliche Durchfahrt,“ oder „das erreichte Reiſeziel.“ Eine äußerſt glückliche Idee, mit eben ſo viel Wärme als Wahrheit durchgeführt. Dazu kam eine ſehr ſchöne Dekoration, die eigends dazu in England verfertigt worden war. Zwei ungeheure Eisberge bildeten gleichſam die Pforte zu der Einfahrt.

---

* Petit Antiqua, wie hier zu sehen ist.

Dazwiſchen ſegelten die Schiffe majeſtätiſch hindurch, mit Flaggen und Wimpeln geſchmückt. Das freie ruhige Meer wallte in glänzendem Sonnenſchein. Da begann ein Freudengeſang u. ſ. w., kurz, das Ganze machte einen unbeſchreiblichen Eindruck. Wir vergaßen darüber, daß der Wärmemeſſer ſelbſt im Parterre beinahe auf dem Gefrierpunkte ſtand. Indeſſen fehlte es natürlich auch an Erwärmungemitteln nicht.

Am 25. ein vollſtändiger Weihnachtsſchmauß, ganz nach altengliſcher Art. Dazu herrliches Wildpret, worunter Rennthierbraten, von ganz vortrefflichem Geſchmack. Portwein, Old Hock,* und Dry Madera — Wir waren ſeelenvergnügt. Schon vier Tage zur Rückkehr der Sonne gewonnen, wie wird es in einem Monat, wie wird es in vieren ſeyn? — Dieſe Hoffnung lag wie ein ſchönes unentdecktes Land vor uns. — Auch die Mannſchaft, die ſehr gut bewirthet wurde, überließ ſich der lauteſten Fröhlichkeit.

In der Nacht vom 30—31 ſtieg die Kälte auf 31°, ſo daß unſer noch übriger Biervorrath gänzlich gefror. Als wir die Maſſe aufhauten, fand ſich in jedem Faſſe, noch kein halbes Maaß Exiſtenz. Ich habe dieſelbe zum mediciniſchen Gebrauch, als eine Art Magenmittel, aufbewahrt. Wir dachten heute ſehr lebhaft an unſere Freunde in England; ſie werden es, in Anſehung unſerer, ebenfalls thun. Dieſen Abend bringen wir an Bord des Griper zu; morgen geben wir ſelbſt ein glänzendes Mittagsmahl. Die Kälte ſcheint nicht anhalten zu wollen; wir haben ſeit dieſem Mittag nur 10 Grad.

---

* Alter Hochheimer.

Blätter vom Nordpol.

Zweite Abtheilung.

1820.

1820.

Januar.

1 — 5. Am Neujahrstage hatten wir eine ſehr ſchöne meteorologiſche Erſcheinung. Gegen eilf Uhr Vormittags zeigte ſich nemlich ein Hof um den Mond, der von bedeutendem Umfange war. Er ward von zwei weißlich-gelben, glänzenden Lichtſäulen durchſchnitten, deren Form ſich am beſten mit einem Andreaskreuze vergleichen läßt. Dieſe liefen in gleicher Richtung auch über die Mondsſcheibe hin.

Je näher oder entfernter von dieſer, deſto ſtärker und ſchwächer zeigten ſie ſich. An ihren vier Endpunkten waren eben ſo viel prismatiſche Nebenmonde zu ſehn. Die Zeichnung des Ganzen war von einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Kühnheit. Das Merkwürdigſte ſchien uns, daß der Mars, der gerade im glänzendeſten Kerne der einen Lichtſäule ſtand, eben ſo rein und herrlich ſchimmerte, wie gewöhnlich.

Bei dem Mittagsmahle ging es ſehr fröhlich zu. Kurz vorher hatten die gewöhnlichen Gratulationen Statt. Die Mannſchaft erhielt Geſchenke an Rum, Tabak und Handſchuhen; zugleich wurden Extrarationen an eingemachtem Fleiſche, geräuchertem Lachſe, irländiſchem Schinken u. ſ. w. vertheilt. Der beliebteſte Toaſt war: *In dreimal drei Monaten in Altengland!*

Dieſer Tage hauten wir ein Loch in das Eis, um zu ſehen, wie dick es ſey. Es zeigte ſich, daß erſt in einer Tiefe von 4 F. 1 Z. fließendes Waſſer zu finden war. Wir bemerkten indeſſen keinen einzigen Fiſch. Wahrſcheinlich hielten ſie ſich alle auf dem Grunde auf. Die Kälte iſt wider unſ're Erwartung nur mäßig, und wechſelt, im Freien, zwiſchen 7 — 10 Grad. Das Theater, das, um die Leute zu beſchäftigen, am 24. v. M. abermals abgebrochen wurde, wird jetzt, zum Behufe einer bevorſtehenden Vorſtellung, zum dritten Male aufgebaut.

6 — 15. Am ſechsten gaben wir die Poſſe: der gute Ton, zur größten Beluſtigung der Mannſchaft. Gleichwohl hatten wir im Theater eine Kälte von drittehalb Grad. Allein bei unſerer warmen Eſquimauxkleidung, fühlen wir wenig oder gar nichts davon. Unterdeſſen haben wir eine neue Methode ausgedacht, in unſern Betten recht warm zu ſeyn.

Wir kriechen nemlich, vom Kopf bis zu den Füßen in Pelz gehüllt, in eine Art großer Schlafſäcke, die aus wollenen Decken verfertigt ſind. Die Kameraden von der Wache ziehen dieſelben dann oben zu, und legen die übrigen Betten darüber her. So befinden wir uns vortrefflich, bleiben die ganze Nacht in gehöriger Ausdünſtung, und ſchlafen unſere ſieben, acht Stunden faſt ununterbrochen fort.

Vom ſiebenten an, nahm die Kälte mit jedem Tage zu. Am zwölften ſtieg ſie auf zwanzig Grad. Da aber kein Wind dabei ging, hatten wir in unſerem Verdecks-Salon noch immer eine ſehr leidliche Temperatur. Wirklich ſpazierte ich Nachmittags von zwei bis drei Uhr mit Wohlbehagen darin auf und ab. Um dieſelbe Zeit ward ohngefähr ein halbes Maaß Branntwein an die freie Luft geſetzt. Kaum dauerte es zehn Minuten, als er ſchon zu gefrieren anfing. Noch zwanzig, und er kam an Farbe und Zähigkeit dem Honig gleich.

Weiter aber veränderte er ſich nicht, wiewohl er noch eine ganze Stunde im Freien blieb. Abends nach ſieben Uhr indeſſen, ergab ſich, bei derſelben Temperatur, ein etwas verſchiedenes Reſultat. Nach Verlauf einer Stunde, ward er nemlich ungleich dicker, trockner und brauner, ſo daß er faſt ganz dem rohen Zucker gleichkam.

Als wir nun denſelben wieder aufthauen ließen, fanden wir, in Anſehung der Stärke und Farbe, ſo wie des Geſchmackes und Gewichtes, nicht die mindeſte Veränderung. Späterhin ward der nemliche Verſuch mit Madera und Portwein wiederholt. Das Reſultat war daſſelbe, ohne daß der Wein das Mindeſte an ſeiner Güte verlor. Ich bemerke dabei, daß von den Vorräthen keine einzige Flaſche gefror.

Sie wurden nemlich in der Nähe der innern Oefen, in Körben mit Strohlagen, aufbewahrt, auch waren ſie ſehr gut mit Matten und Schaaffellen zugedeckt. Dieſe und andere Verſuche beſchäfftigten uns allgemein, und füllten manche Stunde unſerer Einſamkeit aus. Seit dieſem Morgen wird eine merkliche Zunahme des Lichtes verſpürt. Allerdings iſt nun die ſchwerſte Zeit beinahe hinter uns. Eben Abends um ſieben Uhr, zeigt ſich ein herrliches, ja wahrhaft prachtvolles Nordlicht.

16 — 31. Nichts Bemerkenswerthes, als daß ſich nun dann und wann wieder ein Wolf ſehen ließ. Die männlichen kämpften mit unſern Hunden, die weiblichen hingegen, näherten ſich ihnen mit ziemlicher Vertraulichkeit. Das Wetter war größtentheils ſtürmiſch und unangenehm; die Kälte wechſelte von zehn bis dreizehn Grad. Die Mannſchaft iſt, zur großen Freude des Capitains, wahrhaft kerngeſund. Unvermeidliche Froſtſchäden gehören natürlich nicht hierher.

Ich ſage *unvermeidliche*, denn bei der größten Vorſicht iſt dies in einem Augenblick geſchehn. Zwar haben die Leute, neben den wärmſten Handſchuhen, ihre trefflichen Pelzmützen, die, mit Ausnahme der Augen, Naſe und Lippen, das ganze Geſicht nebſt den Ohren bedecken; aber eine kleine Verſchiebung, ein kleiner Zufall bei der Arbeit u. ſ. w., und flugs iſt ein

Froſtſchaden da. Ich behandle aber dies Alles auf die bekannte ruſſiſche Art. Sobald ſich die bedenkliche Weiße eines Gliedes zeigt, fangen die Schneereibungen an. Iſt das Uebel ſchon größer, ſo wird die bekannte Tinktur angewandt.

Februar.

3. Heute erſchien zum erſten Male wieder die Sonne am Horizonte, und zwar einige Minuten nach zwölf Uhr. So kam das holde Geſtirn des Tages endlich, nach einer zwei und neunzigtägigen Abweſenheit, wieder zu uns zurück. Wir hatten dies, ohne viel Mühe, bis auf den Augenblick berechnen können; dennoch war es ein entzückendes Wiederſehn. Schon ſeit einigen Tagen hatten wir an dieſem Punkte, und um dieſe Zeit, eine größere Helle bemerkt; heute zeigte ſich ſchon, um eilf Uhr, ein ſichtlich erhöhter Schimmer, wie zarter Silberduft.

Die zwanzig Minuten, die die Sonne über dem Horizonte war, ergoß ſich von ihr, gegen dem Zenith, eine ſchöne, leicht geformte, Roſenſäule, in unbeſchreiblicher Herrlichkeit. Es war das Bild unſerer Wünſche, unſerer Hoffnungen, unſerer freudevollen Zurückkehr in's Vaterland.

Die ganze Schiffsmannſchaft brach in ein Jubelgeſchrei aus. Capitain Parry ließ die Flagge aufziehn, befahl Extrarationen auszutheilen, und gab eine glänzende Feſttagsmahlzeit.

5. Neben den Wölfen, kommen nun auch die Füchſe wieder zum Vorſchein. Jede Stunde dünkt uns ein Tag, jeder Tag eine Woche zu ſeyn. Wir fühlen ſichtbar den Einfluß des Sonnenlichts. Alle unſere Organe ſind wie von Neuem belebt. Selbſt unſere Hunde ſind ungleich munterer und fröhlicher, als zuvor. Es liegt ein unendliches Geheimniß in dieſen harmoniſchen Beziehungen der Natur.

8 — 14. Bis zum eilften war die Temperatur auffallend mild, und das Wetter ausnehmend ſchön. Von zehn Uhr Morgens bis Nachmittags zwei Uhr, zog ſich am ganzen Horizonte gewöhnlich ein ſchöner, roſenrother Gürtel hin, der vier bis fünf Grade breit war. Ueber denſelben ſtrahlte der Himmel in dem herrlichſten Blau. Wir hatten in dieſen Tagen auch mehrere Nordlichter, doch nicht von beſonderem Glanz.

15 — 28. Bis zum vier und zwanzigſten Alles im gewöhnlichen Gleis. Die Temperatur

ziemlich abwechſelnd, auch dann und wann ſtürmiſche Witterung. Aber die Sonne immer näher und näher, und Alles geſund und heiter an Bord. Wir haben mehrere aſtronomiſche und phyſikaliſche Verſuche angeſtellt. Einer unſerer Hunde hält ſich förmlich zu einer Wölfin; es herrſcht zwiſchen beiden die vollſte Geſchlechtsvertraulichkeit.

Am 24., Vermittags um zehn Uhr, ſahen wir auf ein Mal unſer am Strande erbautes Vorrathshaus in vollen Flammen ſtehn. Sogleich wurde die ganze Mannſchaft zum Löſchen abgeſchickt. Leider hatten wir aber kein Waſſer, ſondern blos Schnee zur Hand. Ueberdem pflanzte ſich das Feuer, vermöge der trocknen Matten an den Wänden, mit großer Schnelligkeit, fort. Endlich war auch der Schnee ſo hart gefroren, daß er, troz der ſtarken Flamme, kaum an der Außenſeite ſchmolz.

In dieſer Verlegenheit befahl der Capitain, das Dach abzudecken, während zugleich eine Linie bis an unſern Waſſerplaz gebildet ward. Keine zehn Minuten, und wir hatten das Feuer gedämpft, ehe es noch die großen aſtronomiſchen Inſtrumente, die Maſten und die Segel ergriff.

Es ſcheint, daß es durch unverſichtiges Tabaksrauchen ausgekommen war. Der Wärmemeſſer ſtand auf 11 $^1/_2$ Grad; mehrere von unſern Leuten trugen ſtarke Froſtſchäden davon.

Vorgeſtern ward eine neue Unterſuchung wegen der Entſtehung dieſes Brandes angeſtellt. Es zeigte ſich bei derſelben, daß die obige Vermuthung ungegründet war. Der eine Wächter erklärte nemlich freiwillig, er habe blos einige naſſe Kleidungsſtücke am Ofen zum Trocknen aufgehängt. Dieſe hatten, in ſeiner Abweſenheit, Feuer gefangen, und ſo die äußerſt brennbaren Baſtmatten angeſteckt.

März.

1 — 8. Keine Merkwürdigkeit. Die bedeutende Zunahme der Tage erfreut uns ungemein. Die häufigen Nebenſonnen werden von unſern Leuten als günſtige Anzeichen der bevorſtehenden Entdeckung angeſehn. Sie ſind meiſtens von ausgezeichneter Schönheit. Die von heute Nachmittags beſonders zeigten alle Farben des Prisma in wahrhaft zauberiſcher Herrlichkeit. Die Sonne äußert ſchon merkliche Kraft.

9 — 20. Dieſelbe Einförmigkeit: doch Alles in froher Erwartung des nahenden Frühlings. Einer unſerer Leute, der bei dem letzten Feuer die Hände erfroren hatte, ward amputirt. Dies war das einzige Mittel zu ſeiner Rettung, denn leider zeigte ſich ſchon der volle Brand. Er büßte an der rechten Hand zwei, an der linken drei Finger ein. Capitain Parry hat ihm, nach der Zurückkunft, eine paſſende Verſorgung zugeſagt.

Am 15. ward das Theater zum vierten Male aufgebaut; am 16. gaben wir die letzte Vorſtellung, mit einem ſehr ſchönen Epilog. Wir hatten vier Grad Wärme im Parterre, und freuten uns dieſer ungewohnten Behaglichkeit. Am 17. ward das Theater abgebrochen, und alles dazu Gehörige wieder eingepackt. Am 19. ward ich bei einigen unſerer Leute Anzeichen von Scorbut gewahr, und ſetzte ſie ſogleich auf die paſſende Pflanzenkoſt Heute Nachmittags ſahen wir zum erſten Male wieder einen weißen Vogel, der einer Eule glich. Die Sonne ſchien um zwei Uhr ſo warm, daß die Eiskruſte an den Außenwänden unſeres Verſchlages zu thauen anfing.

Vom 21. — 31. gewöhnliche Schiffsvorfälle; aber keine beſondere Merkwürdigkeit. Der

Capitain hat befohlen, daß die Mannſchaft vom erſten des nächſten Monates an, nicht mehr in den dunſtigen Betten, ſondern in luftigen Hangmatten ſchlafen ſoll. Ich habe nemlich hierauf angetragen, weil es wegen des weitern Umgreifens des Scorbutes nöthig ſchien. Zugleich ſind die drei Matroſen, die förmlich daran leiden, von den übrigen nunmehr ganz getrennt.

April.

1. — 14. Wie oben, gewöhnliche, doch gemüthliche Einförmigkeit. Die Mannſchaft wird mit allerhand Arbeiten beſchäfftigt, indem das Schiff wieder aufgetakelt werden ſoll. Täglich ſind die ſchönſten Nebenſonnen zu ſehn. Am 9. hatten wir einige der prachtvollſten Art. Die herrliche Erſcheinung blieb vom Mittag bis ſechs Uhr Abends ſichtbar. Es ſchneyt von Zeit zu Zeit; dies aber entwickelt Wärmeſtoff. Meine Scorbutkranken ſind in der Beſſerung.

15. — 30. Wie vorher; die Schiffsarbeiten dauern fort; mit Ende des Monats hört die Winterordnung auf. Meine Scorbutkranken ſind völlig geſund; weder an Bord des Hecla, noch des Griper, haben ſich weitere Symptome

gezeigt. Die Hangmatten werden täglich geſömmert, eben ſo die Decken u. dgl. mehr. Geſtern ließen ſich bereits einige Möven ſehn; ſchon haben wir wieder Tag bis faſt um Mitternacht. Der Wärmemeſſer zeigt zehn bis funfzehn Grad über Null. Die Kraft der Sonne wird äußerſt fühlbar.

Mai.

1. — 13. Lebhafte Vorbereitungen zur Abfahrt. Die Schneeberge um das Schiff, dieſe wärmenden Bollwerke ſind hinweggeräumt. Das darunter befindliche Eis iſt um keinen Zoll dicker geworden, als es vor ſieben Monaten war. Der Verſchlag auf dem Verdecke wird abgebrochen; Stangen, Raen u. ſ. w. kommen wieder in Ordnung.

Die Sonne bleibt, um Mitternacht, auf dem Gipfel der Berge ſtehen; wir haben nun beſtändigen Tag. Die Vögel dieſer Regionen kommen allmählich zum Vorſchein. Die ganze arktiſche Natur iſt im Erwachen; dieſe Beobachtungen erfreuen uns ungemein. Geſtern ſahen wir den erſten Ptarmigan. Mit Ausnahme der ſchwarzen Spitzen der Schwanzfedern, war er, im eigentlichen Sinne, ſchneeweiß. Dies iſt der wahre Sommerbote des Nordpols.

14. — 31. Die Ptarmigans kommen in immer größerer Menge an. Wir glauben annehmen zu können, daß ſie in der Nähe der Hudſonsbai zu überwintern gewohnt ſind. Am 15. ward auch ein Schneeſperling (Emberiza nivalis) und ein Rabe geſehn. Eben ſo wurden am Lande friſche Rennthierſpuren bemerkt. Die Witterung wird immer milder, immer angenehmer, verſteht ſich, nach dem Breitenverhältniß.

Seit dem 24. zeigen ſich ſchon aufgethaute Stellen mit Lachen bedeckt; ja an dieſem Tage regnete es ſogar zwei Mal. Dies machte uns großes Vergnügen; es war ja eine Erinnerung an Altengland. Wir blieben dabei auf dem Verdeck, und brachten unſerem Jupiter Pluvius eine fröhliche Madera-Libation. Einige unſerer Kameraden begnügten ſich aber damit nicht, ſondern ſtiegen auf das Eis hinab, und ſpazierten „höchſt gemüthlich und höchſt behaglich“ im Regen herum.

Am 27. ließen ſich zwei Elfenbein-Möven ſehn. Hieraus war mit Grunde anzunehmen, daß es in der Nähe ſchon offene Stellen im Eiſe gab. Auch fingen wir zwei ſehr lebhafte Mücken, ganz den tropiſchen Moſquitos ähnlich, nur von etwas kleinerer Geſtalt. Ein großer Theil der Berge war ſchon vom Schnee befreit, und zeigte an einigen Stellen eine ſehr ſchnell vorſchreitende Vegetation.

Juni.

1. Dieſen Nachmittag, um fünf Uhr, traten wir eine Unterſuchungsreiſe an. Der Zweck derſelben iſt, das Innere der Inſel kennen zu lernen, bei der wir ſo lange vor Anker geweſen ſind. Wir werden unſerer zwölf Mann, worunter fünf Offiziere, zuſammen ſeyn. Proviant und Brennholz wird auf drei Wochen mitgenommen, weshalb ein eigener Karren gezimmert worden iſt, der abwechſelnd von den Leuten gezogen werden ſoll. Auf dieſen wird auch ein Zelt gepackt; alles Uebrige, was wir perſönlich brauchen, tragen wir ſelbſt. Wegen der Hitze wird nur des Nachts gereiſt, bei Tage hingegen geruht.

2. Wir legten geſtern Abends noch vier Stunden zurück. Dann aber wählten wir einen Lagerplatz, machten Feuer an, hüllten uns in unſere Bettdecken, und ruhten bis Mitternacht. Jetzt ward, nach unſerer Einrichtung, zu Mittag gegeſſen, und dann die Reiſe fortgeſetzt. Vorher ließen wir aber noch ein Andenken auf dieſer

Stelle zurück. Wir nahmen nemlich einen leeren Kaſten, legten eine kurze geſchriebene Nachricht von unſerer Unternehmung hinein, und errichteten eine kleine Pyramide von Steinen darauf.

Etwas nach ein Uhr Morgens, kamen wir an einen kleinen See, der ohngefähr eine Viertelſtunde lang und breit, und ſchon größtentheils vom Eiſe frei war. Hier ſahen wir zwei ſchöne Eidergänſe, und ſchoſſen ſieben Ptarmigans. Gegen drei Uhr erſtiegen wir eine Bergkette, und konnten die Maſten unſerer Schiffe, trotz der Entfernung von viertehalb Stunden, ganz deutlich ſehn. Auf der andern Seite, nach Norden und Weſten, erblickten wir eine unermeßliche Ebene, die noch ganz mit Schnee bedeckt war.

Wir fingen an, gegen dieſelbe hinabzuſteigen, und ſahen ein Rennthier, das von einem Jungen begleitet war, und aus Süden kam. Endlich, gegen ſechs Uhr, hatten wir den Rand der Ebene erreicht. Jetzt ſchlugen wir unſer Zelt auf, hielten, nach unſerer umgekehrten Ordnung, eine gute Abendmahlzeit, und ſtreckten uns zur Ruhe hin. Der Boden war noch ganz gefroren; allein auf unſeren Pelzen verſpürten wir nichts davon. Uebrigens ſchien die Sonne ſo warm in das Zelt hinein, daß uns äußerſt behaglich darin war. Ein Offizier und ein Matroſe hielten Wache davor.

So ruhten wir bis fünf Uhr Nachmittags Dann aber ward gefrühſtückt, und weiter marſchirt. Dieſe ganze Station bot indeſſen nichts Merkwürdiges dar. Gegen eilf Uhr Halt, Mittagseſſen und dreiſtündige Raſt. Wir waren ſehr ermüdet, denn wir hatten tiefen Schnee zu durchwaten gehabt, auch an dem Wagen, ohne Unterſchied, Hand angelegt. Von Thieren bekamen wir blos einige Ptarmigans und eine weiße Eule zu Geſicht.

3 — 5. Am dritten in aller Frühe, d. h. gegen zwei Uhr Morgens, aufgebrochen, und fünf Stunden gemacht. Dann die gewöhnliche Tagesordnung und Ruhe bis Abends ſechs Uhr. Der Weg ſehr beſchwerlich, beſonders als es eine Schlucht zu paſſiren gab. Gutes Waſſer in einigen Berglachen, wir füllten unſere Tonnen damit an. Außer verſchiedenen Flechten, nirgends eine Pflanze zu ſehn.

Am vierten, beſchwerliche Reiſe über ein großes Schneefeld, und ziemlich ſtarker Südwind.

Da wir denſelben im Rücken hatten, beſchloſſen wir, auf holländiſche Art, davon Vortheil zu ziehn. Wir ſpannten demnach unſer Zelt, in Geſtalt eines Segels, über den Karren aus, und brachten ihn auf dieſe Art, mit ſehr geringer Anſtrengung, fort. Dies kam uns ſehr zu ſtatten, zumal als einem unſerer Gefährten ſo übel wurde, daß er nicht mehr zu gehen im Stande war. Die Raſten und Mahlzeiten wie geſtern; ich bemerke es ein Mal für alle Mal.

Heute feierten wir des Königs Geburtstag. Dies geſchah auf einer weichen Moosſtelle, die ganz von Schnee frei war. Das Wetter war äußerſt lieblich; unſer Gefährte ward, nach einigem Erbrechen, vollkommen hergeſtellt. Wir ruhten im Schatten unſeres Zeltes, das auf dem Schnee aufgeſchlagen war. Zum Andenken ließen wir eine Schrift in einem Kaſten zurück, und errichteten einen kleinen Steinhaufen darauf. Während unſeres Nachtmarſches, wurden wir viele Rennthierfährten gewahr.

6.—8. Am ſechsten eine Bergkette erſtiegen, ohngefähr drei Viertelſtunden von der Küſte entfernt. Mit großer Mühe wurden verſchiedene gefrorne Lachen unterſucht. Wir erhielten die

Gewißheit, daß das Waſſer ſalzig war. Heftiger Südwind und ſtarker Regen den ganzen Tag. Es wurden blos acht wilde Gänſe geſehn. Die Offiziere hatten viel mit der Charte zu thun.

Am 7. keine Merkwürdigkeit; wir legten, der übeln Witterung wegen, nur vier Stunden zurück. Am 8. erreichten wir den nördlichſten Punkt der Inſel, welches ein Sandſteinhügel war. Dem zu Folge, errichteten wir hier ein ausgezeichnetes Denkmal. In einer zwölf Fuß hohen Steinpyramide, ward nemlich ein zinnerner Cylinder, mit einer Schrift, einigen Münzen und mehreren Seeuniformknöpfen nieder gelegt. Nachdem wir hierauf drei Mal die Flagge darüber geſchwenkt, und eine feſtliche Mahlzeit gehalten hatten, traten wir unſere Rückreiſe, jedoch auf einem andern Wege, an.

9. — 12. Unſere Richtung war ſüdweſtlich, wir freuten uns nun der vorgerückten Vegetation. Unter andern, fanden wir herrlichen Sauerampfer,* der uns, als Salat, höchſt

---

* Es war der Rumex digynus Linn.

willkommen war. Zum erſten Male, ſeit einem Jahre, bekamen wir nun wieder einen Bach zu Geſicht. Die Leute wuſchen ihre Hemden u. ſ. w. darin, alles trocknete in weniger als einer Stunde, mit großer Schnelligkeit. Die Ptarmigans zeigten ſich, im Verhältniß ſehr zahlreich; wir ſchoſſen vier bis fünf davon.

Am 10. ein wahrer Moraſtweg; die Räder ſanken bis über die Hälfte ein. Dazu trübes, nebliches Wetter, Schneegeſtöber und heftiger Südoſt. Wir waren daher gezwungen, Halt zu machen, und fanden, ſo ziemlich, unter einem Hügel Schutz. Am 11. ging es weiter, und eine ſteile Anhöhe hinab. Plötzlich brach unſer Karren in der Mitte zuſammen, ſo daß an keine Ausbeſſerung zu denken war. Zum Glück hatte ſich die Ladung ſo ſehr vermindert, daß ſie ſich ohne große Beſchwerde vertheilen ließ. Der Karren blieb, als eine Art Denkmal, zurück.

Heute reißten wir längs eines ausgedehnten Sees hin, und fanden endlich, daß es ein Meerbuſen war. Es wurden in dieſer Hinſicht mehrere Beobachtungen gemacht, und in die Charte eingetragen, Alles mit der größten Genauigkeit. Auch die in dieſem Meerbuſen befindliche Inſel ward unterſucht. Es gab ſehr viele Ptarmigans und wilde Gänſe darauf. An den Ufern ſahen wir viele Rennthierfährten, ſo wie das Gerippe eines Biſamochſens u. ſ. w.; es ſchienen hier gute Weiden zu ſeyn.

13. — 15. Vorgeſtern brachten wir den ganzen Tag auf unſerem Lagerplatze vom 12. zu. Dies geſchah, um eine Unterſuchung fortzuſetzen, die in vieler Hinſicht ſehr wichtig war. Wir ſahen einen herrlichen Biſamochſen, der unbeſorgt in unſerer Nähe graſ'te, dann eine Rennthierheerde von dreizehn Stück; endlich ſtießen wir ſogar auf die Reſte von Eſquimaux-Hütten, ſechs an der Zahl. Ein viereckiger, mit Steinen eingefaßter Raum in der Nähe, hatte wahrſcheinlich als Kochplatz gedient.

Geſtern erſtiegen wir einen hohen Berg, der den Namen Tafelberg erhielt, und errichteten, auf die erwähnte Art, ein Denkmal daſelbſt. Bei dem Herabſteigen erfreuten wir uns der kräftigen Sommervegetation. Der Sauerampfer hatte bedeutend getrieben, und eine Art Saxifraga (Steinbrech) fing eben zu blühen an. Heute, Abends um ſieben Uhr, trafen wir, zur großen

Freude unſerer Gefährten, wieder an Bord unſerer Schiffe ein.

16. — 30. An Bord hatte ſich unterdeſſen nichts ereignet, was erzählt zu werden verdient. Wir aber fanden das Land ſo ganz verändert, daß es kaum zu erkennen war. Ueberall Gras und Kräuter, die meiſten im Augenblicke der Blüte, ein höchſt entzückender Anblick! Wir ſelbſt hatten, kurz vor unſerer Reiſe, einige Stellen am Lande umgegraben, gehörig gedüngt, und mit allerhand Küchengewächſen beſetzt. Dieſe ſtanden jetzt vortrefflich, beſonders Radieschen, Sauerampfer u. dgl. mehr. Auf den Schiffen ſelbſt, hatten wir unter Matten, eine Art Miſtbeete angelegt. Hier ſchienen Erbſen, Salat und Zwiebeln ziemlich gut zu gedeihen.

Vom Hecla und dem Griper wurden Jagdparthien ausgeſchickt. Es iſt wünſchenswerth, daß wir vor unſerer Abreiſe hinlänglich mit Wildpret verſehen ſind. Die arktiſchen Vögel zeigen ſich nun in großen Schaaren, und fliegen ordentlich vertraulich um die Schiffe herum. Das Eis weicht ſichtbar von der Küſte zurück; es wird von den herabſtürzenden Gießbächen verzehrt.

Das Land zeigt ſich jetzt wirklich in einem ſehr reizenden Gewand. Einige Stellen ſind von der purpurfarbigen, blühenden Saxifraga in üppiger Fülle überdeckt. Am reichſten aber wuchert der einheimiſche Sauerampfer fort. Wir haben für uns und die Mannſchaft täglich Salat davon. Dies erſetzt uns den Citronenſaft mehr als zu gut; wir bekommen ſämmtlich eine friſchere Farbe davon.

Am 30., Morgens um zwei Uhr, verloren wir einen unſerer vorzüglichſten Unteroffiziere, nemlich den Bootsmanns-Gehülfen William Scott. Er ſtarb an den Folgen eines anhaltenden Durchfalls. Wir begruben ihn ſehr ehrenvoll, ſetzten ihm eine Inſchrift, die auf eine Schieferplatte gegraben ward, und bedeckten das Ganze mit einer großen Menge Steine; ſo daß ſein Leichnam vor den Wölfen geſichert blieb.

Juli.

1 - 15. Unſere Zurüſtungen zur Abreiſe werden mit großer Thätigkeit fortgeſetzt. — Das Eis geht immer mehr zuſammen; wir fanden bei der Meſſung, daß es nur achtzehn Zoll bis einen Fuß dick war. — In der erſten Woche dieſes

Monats ſahen wir eine Menge Seevögel weſtwärts ziehn. Dies ließ uns ſchließen, daß das dortige Meer ſchon offen ſey.

Ueber **Ebbe** und **Fluth** haben wir, ſeit Anfange Mai's, genaue Beobachtungen angeſtellt. Es hat ſich gezeigt, daß die größte Höhe der letztern nie über vier Fuß, zwei Zoll beträgt. Ueberdem war dies nur ein einziges Mal der Fall. — Unſere Erbſen ſind acht bis zehn Zoll hoch aufgeſchoſſen; ſetzen aber nur wenig und ſehr kleine Schoten an. Die Zwiebeln gehen faſt alle ein.

Vorgeſtern, am 13., errichteten wir zum Andenken an unſere Ueberwinterung, auf einem der höchſten benachbarten Berge, ein großes Steinmonument. In der Mitte deſſelben ward ein Cylinder von Zinn, mit einem auf Pergament geſchriebenen Bericht und einigen Silbermünzen niedergelegt. Ferner gruben wir auf einem Felſenblock, am Hafen, mit den größten und tiefſten Buchſtaben, die erforderliche Inſchrift ein.

16 — 31. Heute geht unſere letzte Jagdpartie an's Land, um mit dem dreißigſten zurück zu ſeyn. Unſere Abreiſe iſt nemlich, nunmehr be-

ſtimmt auf den erſten des künftigen Monats feſtgeſetzt. — Alle Lachen und Bäche am Lande ſind nun vertrocknet; aber auch alle unſere Tonnen bis an den Rand gefüllt. Wir bekommen jetzt weder Vögel, noch Rennthiere mehr zu Geſicht. Die große Unruhe an Bord der Schiffe, hat ſie alle vom Strande verſcheucht.

Auguſt.

1 — 15. Am erſten Morgens lichteten wir endlich die Anker und ſegelten, unter einem dreimaligen Hurrah, in die offene See. Es war gerade der Jahrstag unſerer Ankunft im Lancaſterſund. Der Capitain gab ein glänzendes Mittagseſſen; die Mannſchaften erhielten ihre Extraration. Wir ſahen in Weſten, ein, wohl eine Stunde breites, Fahrwaſſer vor uns, das gänzlich von Eiſe frei war. — Indeſſen rückten wir, des ſchwachen Windes halber, ſehr langſam vor.

Am 5. gingen wir an der Küſte auf einige Stunden vor Anker, und ſchickten ſieben Mann an's Land. Sie fanden vortrefflichen Sauerampfer und ſammelten mehrere Körbe davon ein. Er war ungleich größer als der bisher gefundene, denn die ganze Stelle war vor dem Nordwinde

u. ſ. w. geſchützt, während ſie gegen Süden völlig offen lag. Am folgenden Tage ging eine zweite Parthie an's Land. Sie kam mit vierzehn Haſen und einer Menge Perlmöven zurück. Die hohe zackichte Felſenküſte bot einen ſehr phantaſtiſchen Anblick dar.

Am 7. gingen einige Offiziere an's Land, erſtiegen einen der höchſten Gipfel dieſer Felſen, und bemerkten mit Leidweſen, daß das Meer weiter nach Weſten faſt ganz mit Eis bedeckt war. Nur hier und da war ein kleiner offener Kanal; aber ein eigentliches großes Fahrwaſſer nirgends zu ſehn. Wir ſegelten bei ſchwachem Winde nur ſehr langſam fort, und mußten am 8. abermals an der Küſte vor Anker gehn.

An dieſem Tage kam uns der erſte Wallfiſch, nemlich in dieſem Jahre, zu Geſicht. Auch ſchoſſen wir ein junges Rennthier, von acht und dreißig Pfund am Gewicht. Am 9. erlegten wir einen Biſamochſen, der nach der Ausweidung und Abhäutung faſt an vier Centner wog. Wir trafen ihn gerade durch's Herz, denn er machte Halt, um ſich zur Wehr zu ſetzen, und wühlte dabei mit ſeinen Hörnern die Erde in furchtbarem Ingrimm auf.

Am 10. konnten wir mit eigenen Augen ſehen, wie groß die Gewalt der Eisſchollen bei ihrem Zuſammenpreſſen iſt. Eine ſolche Maſſe, von einigen vierzig Fuß dicke und der dreifachen Länge und Breite, ward dennoch wie ein Ball, auf eine noch größere hinaufgedrängt. Hieraus läßt ſich das Schickſal unſeres Schiffes abnehmen, wenn es je mit ſolchen ungeheuren Schollen in Berührung kommen ſollte. Wir ſahen deren am Strande, von funfzig bis ſechszig Fuß Dicke, eben ſo gewaltſam hinaufgedrängt.

16 — 24. Am ſechszehnten befanden wir uns unter 74° 26′ 6″ N. Br. und 113° 46′ 5″ W. L. v. G.; ſahen aber weſtwärts vor uns nichts als undurchdringliches Eis. Nach einer zweiſtündigen Berathſchlagung, ward daher der einſtimmige Entſchluß gefaßt, zurückzugehn. So wurden, um zwei Uhr Nachmittags, die Schiffe gewendet, und ſo ſteuerten wir mit günſtigem Winde oſtwärts. Aber bald waren wir gezwungen, wieder vor Anker zu gehen, indem uns ſchon neues Eis entgegen kam. Wir blieben hier bis zum 24. Vormittags.

25 — 31. Abwechſelnd weiter geſegelt und vor Anker gegangen; langweilige Fahrten,

ohne beſondere Merkwürdigkeiten; aber das frohe Gefühl der Rückkehr in jeder Bruſt, und alles Geſundheit und Heiterkeit. Das neue Eis iſt ſchon drei Zoll dick; auch ſind um Mitternacht wieder Sterne am Himmel zu ſehn. — Wir kamen bei unſerem Winterhafen vorbei. Die beiden großen Denkmäler blieben uns an drittehalb Stunden im Geſicht.

Am 27. erklärte Capitain Parry in einer feierlichen Rede, daß nun noch ein Verſuch zu einer ſüdlichen Durchfahrt zu machen, und im Falle dieſe unmöglich befunden werde, die ſchnellſte Rückkehr nach England beſchloſſen ſey. Schon am 30. war jene Unmöglichkeit als bewieſen anzuſehn. Capitain Parry verkündigte dies in einer zweiten Rede, worauf jeder Mann einen neuen vollſtändigen Winteranzug erhielt.

September.

1—4. Wir kommen mit ziemlicher Schnelligkeit vorwärts; Schaaren von Möven, Tauchern u. ſ. w. umgeben uns. Heute wurden wir durch die Erſcheinung von vier Grönlandsfahrern erfreut. Gegen Abend kamen wir mit dem einen zuſammen; es war der Lee von Hull. Er theilte uns eine Menge Neuigkeiten aus England, vom Tode des Königs u. ſ. w., mit.

Im vorigen Jahre waren nicht weniger, als dreizehn Schiffe im Grönländiſchen Eiſe untergegangen; auch wir wurden, bei dem Mangel aller Nachrichten, unter die Verlornen gezählt. Der Lee hatte einen glücklichen Sommer gehabt und dreizehn Wallfiſche erlegt. Wir gaben ihm einige Briefe mit; denn es war anzunehmen, daß er England früher erreichen würde, als wir ſelbſt.

5 — 7. Am fünften begegneten wir abermals einem Grönlandsfahrer, nemlich der Freundſchaft von Hull. Dieſer hatte ſiebzehn Wallfiſche erlegt, und ſich bis an das oberſte Ende der Baffinsbay gewagt. Am 6. wurden wir vier, mit Esquimaux bemannte Boote gewahr.

Sie kamen ganz zutraulich auf uns zu, und machten dabei durch Schreien, Plätſchern u. ſ. w. ſo viel Geräuſch, als nur möglich war. Wir hatten gerade ſelbſt ein Boot mit mehreren Leuten in See. Dieſe halfen ihnen alſo aus ihren Kähnen heraus und leiteten ſie freundlich die Schiffstreppe hinauf. Die Esquimaux zeigten dabei nicht die mindeſte Verlegenheit. Sie hatten nemlich früherhin ſchon mit Grönlandsfahrern verkehrt.

Kaum waren ſie an Bord angelangt, ſo begannen ſie einen heftigen Freudentanz. Dabei ſchrien ſie in einem fort das bekannte Her-ther-Jagh! mit einer Art Takte her. Es waren ihrer vier zuſammen, wovon der älteſte ein Sechsziger ſchien. Sie glichen ganz den grönländiſchen Esquimaux, wie ſie ſo oft beſchrieben worden ſind. Auch Waffen, Boote, Ruder, Geräthſchaften, Kleider u. ſ. w. alles auf dieſelbe bekannte Art.

Als ſie ſich müde getanzt hatten, bezeigten ſie große Luſt mit uns zu handeln, und boten alle ihre Habe zum Kaufe aus. Wir legten ihnen dafür Meſſer, Scheeren, Nadeln, Nägel, hölzerne Geräthe, Glascorallen und dergleichen vor. Allein ſie griffen nur nach den ſoliden Waaren, und verachteten die übrigen als eitel Tand. Dabei gingen ſie ſehr ehrlich zu Werke, denn ſie nahmen nie etwas von dem Tiſche, bis es ihnen förmlich gegeben worden war.

Da wir an dieſen armen Leuten nichts gewinnen wollten, überließen wir ihnen vieles um eine Kleinigkeit. Sie waren darüber ſehr vergnügt und drückten ihre Freude durch lautes Lachen und allerhand poſſirliche Geberden aus. Als ihnen hierauf Abbildungen und ausgeſtopfte Bälge von arktiſchen Thieren gezeigt wurden, erkannten ſie dieſe augenblicklich und nannten ſie. So blieben ſie bei uns, bis es zu dämmern anfing. Dann aber fuhren ſie eilig an's Land zurück.

8 — 19. Bis zum zehnten ſehr langſame Fahrt; dann aber der herrlichſte Nordweſtwind. England! England! — Jede Minute iſt ein Rieſenſchritt mehr dahin. — Am 12. ein prachtvolles Nordlicht, von Weſten nach Südoſt; das glänzendeſte Farbenſpiel, aus Citronengelb in Purpurroth, die ſchnellſte Bewegung, der eines Feuerrades gleich. — Seit dem 15. eine Menge Wallfiſche in geringer Entfernung. — Am 16. dicker Nebel; wir mußten bei einem Eisfelde vor Anker gehn. — Vom 17. bis heute erfreuliche Fahrt.

20 — 30. Am zwei und zwanzigſten ſprachen wir mit dem Elliſon von Hull; er hatte funfzehn Wallfiſche erlegt. Am 25. lag Cap Farewell in bedeutender Entfernung hinter uns. Alles zeigte nun unſern Eintritt in die Mittelbreiten an. Heute Mittag befinden

wir uns unter dem 58. Grad 44′ 51″ und kommen mit äußerſt günſtigem Winde immer tiefer hinab.

October.

1 — 13. Keine Merkwürdigkeit, als die ſchnellſte, erfreulichſte Fahrt. — Eine Menge Landvögel kündigen uns die Nähe der Shetlandsinſeln an. — Seit dem zweiten ſind wir vom Griper getrennt; wahrſcheinlich finden wir ihn dort. — Die Temperatur ſcheint uns ungewöhnlich mild. Indeſſen fallen die Barometer bedeutend, auch laſſen ſich Sturmvögel ſehn. Wir machen unſere Anſtalten darnach.

14 — 20. Vom vierzehnten, Vormittags um 9 Uhr, bis zum ſechszehnten, Nachmittags, äußerſt heftiger Sturm. Wir mußten zwei Maſten kappen, und waren in großer Gefahr. Faſt ſchien es, als ſollten wir, nach einer ſo merkwürdigen Reiſe, nun gleichſam an der Pforte des Vaterlands untergehn. Aber der Herr des Lebens hatte es anders beſchloſſen; der Sturm ließ nach, eben als unſere Noth auf's Höchſte geſtiegen war. Wir haben jetzt neue Maſten, aus unſern Vorräthen, eingeſenkt, und hoffen in wenig Tagen in einem Hafen zu ſeyn.

21 — 29. Wir nähern uns unſerer Beſtimmung; aber hier ſchließt dieſes Tagebuch. Noch einige Minuten, und alle unſere Papiere werden nemlich abgeliefert und nach London geſandt. In zehn bis zwölf Tagen ſpätſtens, laufen wir in die Themſe ein.

Rudolſtadt,
gedruckt in Dr. C. P. Froebels Hofbuchdruckerei.

Hyacinthen
in
meinem Kerker gezogen.

Von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Frankfurt am Main.
Gedruckt und verlegt bei J. D. Sauerländer.
1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Hyacinthen.

Inhalt.

Seite.
Der Geiſterkönig 1
Der kleine Brautwerber 25
Der Epicuräer zu Conſtantinopel 57
Mein Winter in Norwegen 109
Bilder aus Braſilien 149
Die Männerfeindin 173
Der Paradiesvogel 203

An die Leſer.

Wenn der Mann im Unglücke nicht untergehen will, muß er vor Allem ſich über ſein Schickſal zu erheben wiſſen, um in ſeinem Gemüthe, jenes Geſchenk des Himmels und jene belebende Kraft, Ruhe und Heiterkeit zu erhalten, wodurch er ſich allein zum Herrn der Verhältniſſe machen kann.

So auch ich, als ich mich über zwei Jahre meiner Freiheit beraubt ſah. — Doch hinweg mit jeder bitteren Erinnerung! — Möge auch dieſes kleine Werk das Glück haben, ſich einigen Beifalls zu erfreuen!

22. Juni 1824,
am Tage meiner Befreiung.

Chr. Aug. Fiſcher.

Der Geiſterkönig.

1

1.

Lange hatte der junge König von Balſora, **Alasnam**, auf ſeinem einſamen Lager gewacht, vom Kummer und Sorgen über die zerrüttete Lage ſeines Reiches gequält. Endlich ſank der holde Schlaf auf ſeine müden Augen nieder, und goß Ruhe, Vergeſſenheit und Erquickung über ihn aus. Noch ſchwammen die Schatten der Nacht auf den Gebirgen; als ihm ein wunderbares Traumbild erſchien. Langſam, und mit freundlichen Blicken, ſchritt ein ehrwürdiger Greis auf ihn zu, mit drei weißen Roſen in der Hand, beugte ſich liebevoll über ihn, und ſprach:

Mein Sohn Alasnam! Sey getroſt!
Vertraue Gott und deinen Sternen!
Auf Leid folgt Luſt, auf Kummer Freude! —
Erhebe dich mein Sohn! Des Glückes Morgenröthe
Blüht ſchon für dich! Der nächſte Augenblick,
Er finde dich in deines Vaters Gruſte

Hier dieſe Roſen! — Sie eröffnen
Die auch das letzte Heiligthum.
Dort findeſt du die Zeichen deines Glücks! —
Leb' wohl mein Sohn Alasnam, und gedenke mein!

Die Erſcheinung verſchwand, der König erwachte, und fand die drei weißen Roſen auf ſeiner Bruſt. Paradieſesduft erfüllt das Gemach; Freude und Hoffnung durchſtrömten des Königs Herz. Schnell erhob er ſich, rufte ſeinen getreuſten Sclaven Haſſan, der im Vorgemach ruhte, hieß ihn folgen, und ſtieg durch eine geheime Thür in den Hof des Pallaſtes hinab. Noch war alles erleuchtet; als er aber in die gewölbten Gänge trat, umfing ihn gänzliche Finſterniß. Doch nur einen Augenblick; denn plötzlich erglühten die Roſen in Zauberglanz, und alles war Licht, und Klarheit um ihn her.

So näherte er ſich der königlichen Todtengruft, und krachend ſprangen die ehernen Flügelthüren auf. Er trat in die ſchwacherleuchtete Halle, und augenblicklich brachen aus dem ſilbernen Sarge, der auf einem prächtigen Sarkophage ſtand, tauſende von goldenen Flammen hervor. Lieblich und liebend ſpielten ſie ſo lange unter einander, bis endlich folgende Inſchrift entſtand:

Tiefer, tiefer deine Schritte,
In der weiten Halle Mitte!
Immer tiefer mußt du ſteigen,
Dann wird ſich das Wunder zeigen!

In dem Augenblicke ſpaltete ſich der Marmorboden vor dem Sarkophage, und der König ſah durch die geräumige Oeffnung eine alabaſterne Treppe vor ſich, mit ſchwarzem Sammt belegt. So wie er die erſte Stufe betrat, ſchwebten drei goldene Lampen herab und erleuchteten das Gewölb. Als nun Alasnam fünf und zwanzig Stufen hinabgeſtiegen war, ſtand er vor einer hohen, ſilbernen Pforte, mit zehn goldenen Riegeln, jeder mit einem Schloſſe von Amethyſten verſehen. Da ward in der Mitte folgende Inſchrift ſichtbar:

Zu den Wundern werd' ich führen,
Wenn die Roſen mich berühren.

Der König that *es*, und augenblicklich fuhren die zehn Riegel zurück, die Pforte öffnete ſich, und er trat in eine große Rotunde, mit einem zauberiſchen Roſenlichte erfüllt. Die Wände waren von Spiegelglas, unten mit Japaniſchem Porcellane eingefaßt; der Boden von gelbem Marmor, und die Decke von Kryſtall. An den Wänden ſtanden vierzig hohe Porphyrvaſen, alle mit ſchweren Goldſtücken, bis über den Rand gefüllt.

In einem großen, vorn geöffneten Kreiſe, ſtanden auf Fußgeſtellen von gediegenem Golde, acht Bildſäulen in Lebensgröße, aus Diamanten zuſammengeſetzt. In der Mitte dieſes prachtvollen Kreiſes befand ſich ein ſapphirnes, aber leeres Fußgeſtell. Der König, von Erſtaunen ergriffen, legte ſeine Roſen darauf, und blickte rings um ſich her. Da begann plötzlich folgender Geiſtergeſang:

Fedriſi — Mobarek!
Die Geiſter, die Führer!
Geſegnet Alasnam!
Dir lächelt das Schickſal!
Am Abend des Tages,
Die ſüßeſte Ruh!

Ergriffen von allen dieſen Wundern, ſtieg Alasnam mit ſeinem Sclaven langſam wieder herauf. Alle Pforten ſchloſſen ſich hinter ihm; alle Lampen verlöſchten; nur die Roſen glühten in lieblichem Zauberglanz. So kam er endlich wieder in den Hof des Pallaſtes, als eben die Sonne über den Gebirgen aufging. Höchſt ermüdet, warf er ſich auf ſeine Kiſſen, befahl ſeinen treuen Vezir zu rufen, um ihm die Regierung zu übertragen, und dachte, noch dieſen Abend nach Febriſi abzugehen.

II.

Der König erwachte, richtete ſich auf und blickte voll Erſtaunen um ſich her. Er befand ſich nämlich in einem prächtigen Zelte, auf koſtbaren Kiſſen, und ſah zu ſeiner Rechten ſein Schwerdt und ſeinen Schild aufgehängt. Vor ihm breitete ſich eine unermeßliche Ausſicht auf die weite, blühende Ebene, eine große, mit vielen hundert Minareten prangende Stadt, einen majeſtätiſchen Strom und hohe, entfernte Gebirge aus. Sein Sclave ruhte am Eingange des Zeltes unter den Platanen, von denen es umſchattet war.

Eben ſank die Sonne langſam hinter die Gebirge hinab, und die ganze Landſchaft lag in glühendem Roſenlicht. Da kamen die Anführer einer Caravane zum Vorſchein, und in weniger als einer Viertelſtunde langte dieſe ſelbſt an. Munter ſangen die Knechte, die neben den Camelen hergingen, folgendes Lied:

Streich! Rolle deine Fluthen,
Freudig in das blaue Meer!
Minarete von Ferdiſi,
Glänzen ſchon von Ferne her.

Und die hohen Palmen ſtehen
Um der weißen Zinnen Rand,
Und des Weſtes ſanfter Fittig,
Wehet thauend über's Land.

Munter, luſtig, lieben Thiere!
Sehet ihr die Weide da?
Wie die Dirnen unſerer harren,
Wartet ſie auf euch, ha, ha!

Die Camele, wie gewöhnlich vom Geſange erheitert, ſchritten fröhlicher fort, ſo daß die Caravane immer mehr vorüberzog. Da erſchien jetzt, in der Mitte derſelben, auch ein ehrwürdiger Greis, von hoher, majeſtätiſcher Geſtalt, auf einem prächtigen, arabiſchen Roſſe, mit vielen Sclaven und Camelen hinter ſich. Als er nun das Zelt und den König erblickte, der am Eingange deſſelben ſtand, rief er voll Verwunderung — Allah! Allah! — hielt an, ſchwang ſich, blos von einem Sclaven unterſtützt, rüſtig herab, begrüßte den König und ſprach, wie folgt:

«Ich ſeh' es, ja, du biſt Alasnam, meines Freundes Sohn; mein Traum hat mich auch dasmal nicht getäuſcht. — Ja König von Balſora, ſey mir hoch gegrüßt! — Längſt ward mir alles offenbaret! — Ich, ich geleite dich, vertraue feſt darauf. — Achtmal war ich des Vaters Führer; die neunte Reiſe wird die letzte ſeyn! — Komm, folge mir!»

Der König dankte ihm, nahm ſein Schwerdt und Schild, und beſtieg das prächtige Roß, das ihm auf Mobareks Wink vorgeführt ward. So ging der Zug weiter bis in die Stadt, wo man ſich von der Caravane trennte, und nach des reichen Greiſes Wohnung ritt. Hier wurde drei Tage geraſtet, während der König alle nöthige Aufſchlüſſe erhielt. Endlich an einem reizenden Morgen brach die kleine Caravane, aus ſieben Camelen, die alles Nöthige trugen, und zwölf Sclaven beſtehend, in der Richtung nach Oſten auf. Der König hatte neun, Mobarek fünf Roſſe zu ſeinem Dienſt.

Als nun die Sonne am zweiten Tage tiefer zu ſinken begann, traten die Reiſenden in eine der ſchönſten Landſchaften ein. In der Entfernung zeigte ſich ein See, mit maleriſchen Ufern eingefaßt. In der Mitte deſſelben erhob ſich eine Inſel, mit den herrlichſten Pflanzungen bedeckt. Nach ungefähr einer Viertelſtunde kamen die Reiſenden am See an. Jetzt zogen ſie längs derſelben eine Zeitlang, unter einer Reihe von majeſtätiſchen

Platanen hin, bis endlich Mobarek — Halt! — rief.

Wir ſind zur Stelle, mein Herr und König — ſagte er — Laſſen wir Alles zurück! — Hierauf ertheilte er die nöthigen Befehle und ſtieg ab. Der König that daſſelbe, und das Gefolge lagerte ſich. Mobarek ſchlug nun mit dem Könige einen ſchmalen Fußſteig, zwiſchen den Gebüſchen ein, und ertheilte ihm den nöthigen Unterricht. Bald kamen die Wanderer nun an einen kleinen Ruheplatz, wo der Luſthain durchgehauen war. Sie ſahen hier die Geiſterinſel, mitten im See vor ſich.

Auf dem Raſenplatze ſtand eine einzelne Palme, von deren Stamme ein goldenes Horn an einer ſilbernen Kette herab hing. Mobarek ergriff es und ſtieß hinein. Sogleich erhob ſich ein ſanfter Wind, der in den Blättern der Büſche rauſchte; auch vernahm man leiſes Harfengetön. Mobarek ſtieß abermals in das Horn, und das Rauſchen ſo wie die Akkorde verſtärkten ſich. Endlich, als er zum drittenmale einen Ton hervorrief, ſah man pfeilſchnell von der Inſel eine Barke abgehn.

Während ſie nun dem Ufer näher kam, legte Mobarek ſich und dem Könige eine weiße Zauberbinde um, auch wiederholte er ſeinen Unterricht. Jetzt lag die Barke ſtill und die Wanderer ſtiegen hinein. Es war eine der ſchönſten Rieſenmuſcheln, mit koſtbaren Perlen ausgelegt und mit goldbrecatenen Kiſſen verſehen. Statt des Maſtes diente ein hoher Orangenbaum, auf deſſen Wipfel ein Paradiesvogel ſaß. Von dem Stamme ließen zu beiden Seiten Roſengebüſche herab, von ſingenden Colibris belebt. Ruderer waren keine vorhanden; die Barke ward blos durch Zauberkraft bewegt.

So tanzte ſie, wie beflügelt, über die Fluthen hinüber, auf die eben die Dämmerung ſank. Die Wanderer ſtiegen aus und traten in einen Pomeranzenwald. Tauſende von Nachtigallen flöteten und von den Bäumen floß ein magiſcher Schimmer herab. Bald gelangten die Wanderer an einen ſmaragdenen Pallaſt, der wie mit Morgenroth erleuchtet ſchien. Es führte eine alabaſterne Treppe hinauf. Am obern Ende derſelben, vor der hohen, goldenen Pforte, ſtanden zwei Genien mit flammenden Schwerdtern, in drohender Geſtalt.

Die Wanderer betraten die erſten Stufen und ſprachen dreimal ihre Zauberworte aus. Da ſenkten die Genien plötzlich ihre Schwerdter und ſchienen erſtarrt zu ſeyn. Die goldene Pforte ſprang auf, und vor den Blicken der Wanderer lag ein ätheriſcher Garten in zauberiſchem Roſenlicht. Sie traten hinein, von leiſen, harmoniſchen Geiſtertönen begrüßt. Plötzlich erhob ſich eine prachtvolle Feuergarbe, und in der klaren, goldenen Mitte derſelben erſchien der Geiſterkönig, eine koloſſale Jugendgeſtalt in hoher, himmliſcher Schönheit. Alasnam und Mobarek warfen ſich ihm zu Füßen; allein er winkte ihnen aufzuſtehen und ſprach:

Sey mir gegrüßt, Mobarek, treuer Führer,
Und du Alasnam, meines Freundes Sohn!
Wenn du ihm gleichſt, ſo werd ich dich beſchützen,
Und ſieh! Das neunte Bild; es wird dein Eigenthum!
Vernimm, was dir die Geiſter ſagen,
Und denke treu und heilig deiner Pflicht!

Sogleich begann ein unſichtbares Geiſterchor, wie folgt:

Der Jungfrauen ſchönſte, reinſte,
Suche du Alasnam auf!
Funfzehn Lenze muß ſie blühen,
In der holden Jugend Lauf.

Liebe wird dein Herz entzünden,
Sie wird deine Königin!
Doch zu des Gebieters Füßen
Führſt du ſie als Jungfrau hin.

Um ſie aber zu erkennen,
Wird ein Kleinod dir zu Theil;
Strahlet es im Sonnenglanze,
Dann iſt ſie's, und euch ſey Heil!

In dem Augenblicke, wo der Geiſtergeſang endigte, ſchwebte eine weiße Taube herab und das Kleinod fiel in des Königs Bruſt. Es war ein unſchätzbarer Diamant, in einen Ring gefaßt. Alasnam und Mebareck verbeugten ſich tief zur Erde; der Geiſterkönig aber ſprach:

Nach Bagdad eile nun in ſchnellem Schritte,
Da iſt's, wo du dein Werk vollenden mußt.
Und wenn du mein bedarfſt, ſo drehe deine Roſen,
Und alles iſt zu deinem Dienſt bereit!

In dem Augenblicke, wo er endigte, brachen aus allen Blumen des Gartens hüpfende Flammen hervor, und er ſelbſt verſchwand in Roſenglanz. Die Wanderer aber gingen ihren Weg zurück, von dem Schimmer der Barke geleitet, an der jede Orange und jede Roſe einer Lampe glich, und machten die Ueberfahrt in einem Augenblicke. So kamen ſie ſchnell bei ihrem Gefolge an, nahmen einige Erfriſchungen und ruhten bis zur Morgenröthe unter den Schatten der Platanen aus.

III.

So wie nun die Sonne hinter den Gebirgen hervorſtieg, befanden ſie ſich ſchon auf dem Wege nach Bagdad. Auf Mobareks Rath hatten ſie ihre Roſſe und Kameele in dem Zauberſee tränken laſſen; eine ungewöhnliche Kraft und Lebendigkeit der Thiere war die wunderbare Folge davon. Schon am Abend des zweiten Tages kamen die Reiſenden demnach in Bagdad an und ſtiegen in dem Hauſe eines Aga ab, der ein alter Freund von Mobarek war.

Am folgenden Morgen wurden nun unverzüglich Anſtalten zur Miethe eines Pallaſtes gemacht. Der König verſtand ſich zu jedem Preiſe, und ſo kam die Sache im Laufe des Tages in Richtigkeit. Es war einer der ſchönſten Palläſte des Reiches, mit den prächtigſten Gärten verſehn. Alles, was nur zu einem königlichen Haushalte nöthig iſt, befand ſich ſchon daſelbſt oder ward in wenig Stunden angeſchafft. Noch vor Sonnenuntergang nahm der König nebſt Mobarek ſeinen Aufenthalt darin.

Feſte auf Feſte folgten ſich nun, immer eines prächtiger als das andere; aber jedes durch Geſchmack und Neuheit einzig in ſeiner Art. Alle jungen, reizende Mädchen, wes Standes ſie auch ſeyn mochten, hatten Zutritt in die Gärten, und konnten den König mit ſeinen Gäſten ſpeiſen ſehn. Aber ſo viel liebliche Geſchöpfe ſich auch darunter befinden mochten, immer blieb der Ring, wie mit grauem Nebel bedeckt. Je wenn der König dann und wann eine dieſer Schönheiten auszuzeichnen ſchien, zeigten ſich ſogar ſchwarze Punkte darauf.

Eines Morgens, nach einer äußerſt ſchwülen Nacht, ſtand der König ſchon vor Tagesanbruch auf und begab ſich in die Gärten, wo alles in lieblicher Kühle lag. Er hatte niemand bei ſich, als ſeinen treuen Haſſan, der Alles trug, was zum Frühſtück nöthig war. Ein geſchmackvoller Kiosk, mit Roſenhecken umgeben und mit einem zierlichen Waſſerbecken verſehn; zog die Aufmerkſamkeit des Königes beſonders an und ward daher vorzugsweis gewählt.

So ruhte Alasnam auf ſeinen Kiſſen, einem tiefen, grünen Gitterfenſter gegenüber, durch welches man das ganze Bosquet, doch gänzlich unbemerkt, überſah. Da kam leiſen, fröhlichen Schrittes ein junges, wunderſchönes Mädchen herbei, brach einige Roſenknospen ab, ſteckte ſie ſich an die Bruſt und ſang mit zauberiſcher Stimme, wie folgt:

Wenn der friſche Morgen glüht,
Und im Thau die Roſe blüht;
Hüpft das Herz mir in der Bruſt,
Ueberall von ſüßer Luſt.

Bäum' und Blumen grüßen mich,
Liebend, hold und inniglich;
Und die ſanften Aeugelein
Lächeln ſüß im Sonnenſchein.

Und die Vög'lein, hold und ſüß,
Singen wie im Paradies.
Zobe-ide heiße ich;
Alle Vög'lein lieben mich.

Der König betrachtete das reizende Geſchöpf mit freudigem Erſtaunen, und mit einem unbeſchreiblichen Gefühle der ſüßeſten Wonne und Zärtlichkeit. Plötzlich, bei dem Namen Zobeide, flammte der Ring im feurigſten Glanze auf — «Sie iſts! Sie iſts!» — ſagte Alasnam bei ſich ſelbſt — «Ich ſeh' es, die Entwickelung meines Schickſals naht.» — In dieſem Augenblicke ſtreifte das liebliche Mädchen hart an dem Kiosk vorbei und hüpfte aus dem Bosquete her.

Der König erhob ſich und wandelte in eine Platanenallee, wo unter den hohen, ſchattenreichen Bäumen ein neuer Sitz für ihn bereitet war. Er hatte kaum Platz genommen, als ſein Obergärtner von dem andern Ende herbei kam. — Mehemet! — rief ihm der König entgegen — wer iſt das holde Kind, das eben durch die Gärten ging? Mehemet eilte näher zu kommen, beugte ſich zur Erde, und ſprach: Mein König und Gebieter, es iſt meine einzige Tochter, Zobeide, fünfzehn Jahr alt. — Wohlan! — erwiederte der König — eile, ſie her zu führen, damit du das Weitere vernehmen kannſt. — Der Gärtnr eilte fort, halb ängſtlich, halb freudig, und der König betrachtete ſeinen Ring, der die dunklen Platanen, gleich dem Abendſtern erhellte, wenn er in voller Schönheit ſtrahlt.

Wenig Minuten, und der Vater trat mit ſeiner wunderſchönen Tochter vor Alasnam. Dieſer erhob ſich, faßte das ſüße Mädchen bei der Hand, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und ſprach: — Zobeide! Hiermit erwähle ich dich zu meiner Königin! — Vater, gieb deine Einwilligung und ſegne ſie! — Beides geſchah, und der König ſteckte ihr den Zauberring an. Dieſer ſtrahlte jetzt in Mittagsſonnenglanze und es klang wie harmoniſche Geiſtertöne daraus hervor.

«Jetzt in den Harem, theure Verlobte! — fuhr der König fort — dort wirſt du alles finden, was du als Königin bedarfſt! Eh' noch die Sonne ſinkt, vollendet ſich die Feierlichkeit! Du aber ſchmücke dich zum Krönungszuge und zum Brautbanket, wie beide deiner würdig ſind.» — Hierauf führte ſie der König in den Pallaſt, dachte an daß, was geſchehen ſollte, drehte ſeine Roſen dreimal herum, blickte das holde, verſchämte Kind noch einmal zärtlich an und verließ ſie.

Kaum hatte Zobeide den Eingang des Harems erreicht, als ſie ſchon von mehr als hundert Sclavinnen aufs ehrerbietigſte begrüßt ward. In ihren Gemächern angekommen, fand ſie an Geräthſchaften, Kleinodien, Gewändern u. ſ. w. alles, was einer Königin gebührt, und was nur prächtig und koſtbar genannt werden kann. Zehn von ihren Sclavinnen begleiteten ſie nun in's Bad, und waren die erſten, die dieſe himmliſchen Reize ſahn. Unterdeſſen wurden dem Gärtner Mehemet, auf des Königs Befehl, zehn Beutel, jeder mit tauſend Zechinen zugeſandt.

Schon ward die Hitze des Tages durch ſanfte Zephyre abgekühlt, doch hatte die Sonne erſt nur drei Viertheile ihres Laufes vollbracht. Da ſandte der König ſeiner Verlobten die Botſchaft, daß er ſie abzuholen kommen würde, indem Alles zur Trauung bereitet ſey. Keine Viertelſtunde, und Alasnam ſtand mit Zobeiden, in dem reichgeſchmückten Saale, wo das königliche Paar bereits von dem Obercadi und allen Großen des Reiches erwartet ward. Die geſetzmäßige Handlung fand ſtatt; und der König ſetzte ſeiner jungen, wunderſchönen Gemahlin eine koſtbare Krone auf.

Jetzt begann nun der feierliche Trauungszug durch die Stadt. Muſikchöre, Tänzerinnen, Fußvolk, Reiterei, u. ſ. w. alles im reichſten Putze, in der vollkommenſten Ordnung. Dazwiſchen der König und die Königin, jedes unter einem prächtigen Thronhimmel, auf einem reichgeſchmückten, weißen Elephanten, von den Mächtigſten des Reiches umringt. Alle Straßen waren mit Blumen beſtreut, alle Plätze mit grünen Gewinden eingefaßt. Ueberall Jubel und Freudengeſchrei.

So kehrte endlich der Zug nach dem Pallaſte zurück; eben als die Sonne hinter die Gebirge ſank. In einem Nu flammten tauſende von Lampen in den Gärten auf, und das Banket nahm ſeinen Anfang. Der Gäſte waren dreihundert; ſie lagerten ſich auf prächtigen Kiſſen unter den hohen Orangenbäumen, womit ein alabaſternes Baſſin eingefaßt war. Die ſilbernen Tiſche, die goldenen Schüſſeln, die kryſtallenen Trinkgefäße, die oſtindiſchen Decken, alles war königlich. Der Gerichte wurden fünfhundert; der mannichfaltigen Früchte, Sorbete, Confituren, Geleen, u. ſ. w. an ſieben hundert gezählt. Dazu Muſik, Geſänge, Schattenſpiele, Pantomimen, und dergleichen mehr. Ueberall Luſt und Fröhlichkeit.

Der König ſaß neben der Königin, von Liebe und Zärtlichkeit entflammt. Auch Zobeidens Augen ſtrahlten von Wonne und Seligkeit. Da blickte Mobarek zu den Sternen auf, und ſah, daß Mitternacht nicht mehr fern war. Schnell winkte er dem Könige, die Roſen zu drehen. Es geſchah, und in dem Augenblicke waren alle Gäſte in Nebel gehüllt. Zugleich erhob ſich aus dem alabaſternen Baſſin ein leuchtender Zauberwagen mit zwei Schwanen beſpannt. Der König, die Königin und Mobarek beſtiegen denſelben, und in raſchem Fluge ging es hoch durch die Lufte der Geiſterinſel zu.

IV.

So ſchwammen ſie durch die Schatten der Nacht ſtiller Erwartung voll, während am Horizonte ein reizendes Meteor nach dem andern aufſtieg. Allmählig aber ſenkte ſich der Wagen, und bald ſahen ſie die Inſel in der prachtvollſten Erleuchtung vor ſich. Endlich langten ſie daſelbſt an, und wurden von Genien mit Blumengewinden begrüßt. Zugleich erſchallten überirdiſche Harmonien, wie Flöten mit Harfentönen vermiſcht. Alle Bäume flammten, alles war ätheriſche Klarheit um ſie herum.

So ſtiegen ſie, von den Genien begleitet, die alabaſternen Treppen hinan, traten durch die offene Pforte in den glänzenden Zaubergarten ein, und ſahen ſich von einem Lichtmeer umwogt. Himmliſche Geſänge ertönten, himmliſche Düfte umfloſſen ſie. Zobeiden's Herz klopfte vor Erwartung und Seligkeit. Plötzlich ſchienen die Lichtfluthen ſich zu theilen und in glänzender, goldener Klarheit, mit tauſenden von funkelnden Sternen umgeben, ſtand der Geiſterkönig in voller Majeſtät und Schönheit da. Alle wollten ſich ihm zu Füßen werfen, er aber winkte ihnen und ſprach:

Seyd mir gegrüßt, mit Freude und Entzücken
Vor allen du, du meine holde Braut.
Alasnam! Meinen Dank! Du haſt dein Wort gelößt.
Du haſt dich ſelbſt beſiegt; ſo ziemt es einem König!
Kehr in dein Reich zurück, und was ich dir verſprach:
In kurzem wirſt du es erfüllet ſehn.
Du aber Zobeide, komm mit mir zu herrſchen;
Denn alle Geiſter ſind dir unterthan!

So umſchlang er ſie mit ſeiner Rechten, und wie auf den funkelnden Sternen getragen, ſchwebte er mit ihr durch die roſigen Lüfte dahin. Jetzt aber begann ein unſichtbarer Geiſterchor:

Nach Balſora,
Nach Balſora,
Pilgrime kehrt ſchnell zurück!
Dort vernehmt ihr frohe Kunde;
Dort blüht euch das ſchönſte Glück!

Der Geſang endigte, da ſanken Alasnam und

Mobarek auf einen Raſenſitz und ſchlummerten beide in einem Augenblicke ein.

Als der König am andern Morgen erwachte, befand er ſich zu ſeinem großen Erſtaunen in ſeinem Schlafgemache, Mobarek neben ihm. Wenig Minuten und ſie beſchloſſen in das Gewölbe hinabzuſteigen, um zu ſehen, ob das Wort des Geiſterkönig in Erfüllung gegangen war. Schon harrte der treue Haſſan im Vorgemach, voll Freude, wieder bei ſeinem Gebieter zu ſeyn. So ſtiegen ſie denn hinab, und alle Pforten öffneten ſich, wie das erſtemal. Aber als ſie in die Rotunde traten, welche Erſcheinung! das neunte Fußgeſtell war mit einer weiblichen Bildſäule vom reinſten Alabaſter geziert. Sie trug die Kleidung eines Genius, mit Blumen geſchmückt.

O meine Zobeide! — rief der König, und breitete die Arme nach ihr aus — welche Aehnlichkeit! — In dieſem Augenblicke belebte ſich das Bild und ſprach: O mein Alasnam! Ja ich bin es! — So flogen ſie einander in die Arme, Lippe an Lippe, Herz an Herz gedrückt! Da erſcholl ein unſichtbarer Geiſterchor:

Lohn der Treue. Lohn der Liebe!
Auf euch ſtröme Glück und Heil!
Alasnam und Zobeiden
Ward das ſchönſte Loos zu Theil *).

---

*) Zur Vermeidung von Colliſionen, hiermit die Nachricht, daß dieſes Mährchen zum Stoffe einer Oper gewählt worden iſt, die nächſtens vollendet ſeyn wird.

Der kleine Brautwerber,

Luſtſpiel in einem Aufzuge,

von

Doctor Bernhard.

Perſonen:

Frau von **Thalheim**.

Fritz, ihr Sohn, fünf bis ſechs Jahr alt.

Hofrath von **Wallberg**, ihr Bruder.

Sophie von **Ahlen**.

Herr von **Pinſelfeld**.

Liſette, Sophiens Kammermädchen.

Erſte Scene.

Garten. — Auf der einen Seite, gegen den Vordergrund eine Laube, in der Frau von Thalheim mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt iſt. — Fritz mit einem Bilderbuche neben ihr.

Frau von Thalheim. Fritz.

Fritz (auf ein Bild deutend). Sieh einmal Mütterchen, die beiden Männer da, was machen denn die?

Frau v. Thalheim (mit einem flüchtigen Blick darauf). Sie fechten mit einander, lieber Fritz.

Fritz (weiter blätternd). Und das da, Mütterchen?

Frau v. Thalheim (wie vorher, aber etwas belebt). Das iſt eine Hochzeit, liebes Kind.

Fritz. Eine Hochzeit? — Was iſt denn das?

Frau v. Thalheim. Wenn ſich die Leute gut ſind, und Mann und Frau werden.

Fritz (auf das Bild zeigend). Aber was machen denn die vielen Leute dabei?

Frau v. Thalheim. Die eſſen, trinken, tanzen, ſpielen, und ſo weiter, kurz machen ſich luſtig auf allerhand Art.

Fritz (anſchmiegend und bittend). Höre Mütterchen! Stelle doch auch einmal eine Hochzeit an! — Es muß recht ſchön ſeyn; ich möcht' es doch auch einmal ſehn.

Frau v. Thalheim. Ja! Ja! Das kann geſchehen! Zum Beiſpiel, wenn der Oheim dazu thut.

Fritz. Der Oheim? — Ey! — Hat denn *der* auch eine Frau, der er gut iſt?

Frau v. Thalheim (lächelnd). Nein mein Kind, eine *Frau* hat er noch nicht. — Aber ein *Fräulein* hat er, das er recht herzlich liebt.

Fritz. Nun, warum macht er denn nicht Hochzeit?

Frau v. Thalheim. Weil vorher noch allerhand in Richtigkeit gebracht werden muß.

Fritz. In Richtigkeit? — Was denn?

Frau v. Thalheim. O gar mancherlei! — Zum Beiſpiel, er muß doch vor allen Dingen erſt wiſſen, ob ihm das Fräulein auch gut iſt.

Fritz. Ei warum wird ſie denn nicht, wenn *ihr* der Oheim gut iſt.

Frau v. Thalheim (lächelnd). Das folgt noch nicht daraus, liebes Kind.

Fritz. Nun warum fragt er ſie denn nicht?

Frau v. Thalheim. Weil er — Siehſt du, lieber Fritz, das ſchickt ſich nicht.

Fritz. Warum denn nicht?

Frau v. Thalheim (etwas leiſer). Er könnte ja einen Korb bekommen.

Fritz. Einen Korb! (altklug) Nun den braucht er ja nicht anzunehmen, wenn es ſich nicht ſchickt?

Frau v. Thalheim (lächelnd). Du verſtehſt mich nicht, liebes Kind; einen Korb bekommen, heißt ſoviel, als abgewieſen werden.

Fritz. Ach ſo! — der arme Oheim — Er dauert mich recht — (ein wenig ſinnend) Ich werde doch auch einmal groß, nicht wahr Mutterchen?

Frau v. Thalheim. Zuverläſſig, lieber Fritz.

Fritz. Und kann auch einmal Hochzeit machen?

Frau v. Thalheim (ſcherzhaft). Das will ich meinen.

Fritz. Nun ſiehſt du, Mütterchen? — Drum will ich auch dem Oheim helfen. — Ja gewiß, das will ich — (altklug) denn wer weiß, wer mir auch einmal wieder helfen kann.

Frau v. Thalheim. Aber wie willſt du denn das anfangen, lieber Fritz?

Fritz. O recht geſchickt liebes Mütterchen — Höre! — will ich zur Fräulein ſagen — Mein

Oheim, der Hofrath iſt dir gut, und will Hochzeit mit dir machen. — Thu' mir doch den Gefallen, liebes Fräulein und mach' auch ſo ein bischen Hochzeit mit ihm; ich möcht's gar zu gern ſehen.

Frau v. Thalheim (ihn küßend und lächelnd). Ih, das klingt ja ganz allerliebſt; du kleines, beredtes Herzenskind, du! — (ein wenig ſinnend) Nun im ſchlimmſten Falle gilt es für einen Scherz — (Einen Blick auf den Garten) Ah, da kommt der Hofrath! (zu dem Kinde) Geh lieber Fritz! Laß dir dein Veſperbrod geben! (ihn küßend und aufſtehend) Nachher —

Fritz. Nun wenn du mich brauchſt, liebes Mütterchen, ſo rufe mich nur! (ab.)

Frau v. Thalheim. Gewiß liebſter Fritz.

Zweite Scene.

Frau von Thalheim. Hofrath von Wallberg.

Hofrath (kommend). Guten Abend, liebe Schweſter.

Frau v. Thalheim. Guten Abend, lieber Carl. — Wieder einmal ſo ernſt?

Hofrath. Es iſt ſo ſchwül.

Frau v. Thalheim. Armer Bruder! (ihm die Hand auf's Herz legend) Ja wohl! Hier iſt's ſchwül.

Hofrath. Warſt du dieſen Morgen im Park?

Frau v. Thalheim (lächelnd und geheimnißvoll) Ja.

Hofrath. War viel Geſellſchaft da?

Frau von Thalheim (wie vorher). So ziemlich! (für ſich) Ich muß ihm nur ein wenig helfen; er genirt ſich ſogar vor mir (zu dem Hofrath, drei Roſen oder dergleichen von ihrem Buſen nehmend) Sieh einmal die ſchönen Roſen, lieber Bruder!

Hofrath (mit einem flüchtigen Blicke darauf) Recht ſchön, ausnehmend ſchön.

Frau v. Thalheim (luſtig). Sie ſind aber auch von einem ſehr ſchönen Fräulein.

Hofrath (gleichgültig). So?

Frau v. Thalheim. Rath' einmal, du kennſt ſie recht gut.

Hofrath (wie oben). Möglich.

Frau v. Thalheim (luſtig und parodirend). So macht einmal ein Ende und gebt euch doch die Hände!

Hofrath (merklich heiterer). Du ſcherzeſt; alſo von Fräulein Sophien?

Frau v. Thalheim. Getroffen und von ihr ſelbſt gezogen.

Hofrath. Sprachſt du ſie dieſen Morgen, liebe Schweſter?

Frau v. Thalheim. Ja wohl; ſie war mit uns gefahren.

Hofrath. War ſie heiter?

Frau v. Thalheim. Nicht außerordentlich, (bedeutend) Sie fragte zweimal nach dir! (wärmer) Höre lieber Bruder, du dauerſt mich. — Ihr beide liebt euch; das iſt klar. — Aber den erſten Schritt kann ſie doch wahrhaftig nicht thun.

Hofrath (belebt). Das iſt wahr; das iſt leider wahr. — Aber lieber Gott ich auch nicht; ich auch nicht. — Ja, wenn die heilloſen Körbe nicht wären! (in Eifer) Bedenke doch nur; ich machte mich ja vor der ganzen Stadt lächerlich.

Frau v. Thalheim. Grillen und nichts als Grillen — Ein Mann wie du, hat auch einen Korb zu befürchten — Erſt zwei und dreißig Jahr und ſchon wirklicher Hofrath — Eine Beſoldung von zweitauſend Thalern und eigenes Vermögen obendrein — Ein herrliches Haus an der Promenade, eine Equipage, wie ſie nicht ſchöner ſeyn kann. — O glaube mir, lieber Bruder, ſo eine

Partie ſchlägt ein verſtändiges Mädchen wahrhaftig nicht aus.

Hofrath. Aber meine Figur, mein Charakter, meine Eigenheiten könnten ihr vielleicht nicht convenabel ſeyn?

Frau v. Thalheim. Deine Figur? (treuherzig) deshalb ſey unbeſorgt. Wer ſo produzibel iſt, nun ich ſchmeichle dir nicht — Dein Charakter — Ernſte Männer gefallen uns, überdem haben ſie den Ruf der Treue für ſich — Deine Eigenheiten — Nun das ſpäte Aufbleiben und dergleichen, wird ſich (lächelnd) wohl von ſelbſt ein wenig anders machen — Alſo, was fehlt dir noch?

Hofrath. Du ſiehſt alles roſenfarben, liebe Schweſter — Ich aber werde mich nicht eher überzeugen, als —

Frau v. Thalheim (einfallend). Bis du die Braut heimführſt — Bravo! — Und heimführen wirſt du ſie, ich ſtehe dir dafür (komiſch feierlich) O Freund! laß nur die Götter walten, und bald — wirſt du die Braut — in deinen Armen halten.

Hofrath. Du ſprichſt ſehr zuverſichtlich, liebe Lina; wie kann man nur ſo ausgelaſſen ſeyn?

Frau v. Thalheim. Ja mein Plan iſt gemacht, meine Zaubergeiſter ſind citirt (wie oben)

Und ehe der Mond am Himmel erſcheint, werden zwei liebende Herzen vereint. (Jhm einen Kuß zuwerfend und ab.)

Hofrath (erheitert). Ein braves, liebes Weib! — Nun wohl — Wenn Sie's auf eine gute Art einleiten kann; deſto beſſer! — Aber ich ſelbſt — Nein! — (ernſter) So ſehr ich Sophien liebe, nimmermehr — Nein, nimmermehr! — Soviel es mich auch koſten mag! (entſchloſſen) Erſt die Ehre und dann die Liebe! — Das war von jeher mein Wahlſpruch! — Das Fräulein hat überdem ſchon zwei Körbe ausgetheilt. — Freilich ſollen die Herren — Aber wie dem auch ſeyn mag — Auch die beſten Frauen werden zuweilen durch bloße Laune beſtimmt. — Ein unglücklicher Augenblick und vorbei — iſt dann vorbei! — Alſo geſchwiegen Wallberg, bis dir der Himmel ſelbſt ein Zeichen gibt (ab).

Dritte Scene.

Zimmer von Fräulein Sophie mit einer Mittelthüre. Rechts ein Cabinet. — Auf derſelben Seite nach vorn zu, ein Tiſch mit einer Guitarre und einigen Büchern.

Liſette (aus dem Cabinet tretend, in die Thür hinein). Ja gnädiges Fräulein, er kommt beſtimmt noch mit fort — (vortretend) Heute iſt's einmal wieder recht ſchlimm. — Ach Gott! Es iſt doch ein rechtes Unglück, wenn man ſo ein zärtliches Herz hat. (Sie ſchließt die Fenſter und dergleichen.) Ich weiß aber auch gar nicht, was ich von dem Herrn von Wallberg denken ſoll. — Wenn er noch nicht merkt, daß man ihm mehr als wohl will, ſo weiß er ſelber nicht, was Liebe iſt. — Da verſtand ſich mein Anton beſſer darauf! — Der hatte es gleich beim zweitenmale weg, daß ich ihm gut war. — Ja ja, du braver Anton! — Wenn nur der Herr von Wallberg dazu thun wollten, wir beide wären dann gleich in Richtigkeit! (es klopft an der Mittelthür) Gewiß iſt wieder niemand im Vorzimmer! (neues Klopfen) Herein!

Vierte Scene.

Liſette. Herr von Pinſelfeld. *)

Herr v. Pinſelfeld (mit einem leichten, vornehmen Kopfnicken). Mamſell iſt hier in Dienſten?

---

*) Eine Carricatur, der es aber vollkommen Ernſt mit ſich iſt. Daher ſeine Abgemeſſenheit, Selbſt-

Liſette. Ja mein Herr!

Herr v. Pinſelfeld. So wünſche ich gemeldet zu werden.

Liſette. Und wen ſoll ich die Ehre haben?

v. Pinſelfeld. Ich bin der Freiherr v. Pünſelfeld, (ſpricht es gerade ſo und mit Nachdruck aus) und komme in wichtigen Familienverhältniſſen.

Liſette. Unverzüglich. (ab).

v. Pinſelfeld (ſehr langſam, ſehr accentuirend und mit großer Selbſtgefälligkeit.) Jetzt werde ich die *ganze* Kraft meiner Beredtſamkeit, die *ganze* Mannigfaltigkeit meiner Talente, die *ganze* Größe meines Genies entfalten, und ſo — wird es, ſo — ſoll es, ſo — muß es gehn. — Eine *Figur* — (ſteigend) eine *Charge* — (immer ſteigend) eine *Bildung* — und eine (noch mehr ſteigend) — *Mannhaftigkeit*, wie die mei-

---

gefälligkeit, langſame, accentuirte Sprache und dergleichen mehr. Er muß als ein Mann von 32 — 34 Jahren genommen werden. Sein Anzug iſt ſchimmernd und hofmäßig. Er hat die linke Hand in der Hoſentaſche und die rechte in der Bruſt. Der Hauptzug iſt ſteife Pretenſion, ein wenig gemildert durch pedantiſche Galanterie.

nige — Das Frauenherz will ich ſehen, das ſolchen Vorzügen widerſtehen kann! (Bewegung an der Cabinetsthür) Aha! da kommt ſie! (er ſtellt ſich in hofmäſige Poſitur).

Fünfte Scene.

Fr. Sophie (eintretend, während Liſette die Cabinetsthür ſchließt). Unterthänige Dienerin, mein Herr!

v. Pinſelfeld. Unterthänigſt-gehorſamſter Diener, mein Fräulein!

Fr. Sophie. Der Herr von — (ſtockend und etwas verlegen) Sie verzeihen —

v. Pinſelfeld (raſch einfallend, mit wichtiger Selbſtgefalligkeit). Der Freiherr von Pünſelfeld (ſich auf den Zehen hebend) wirklicher Hof-, Laternen- und Wachsſtock-Commiſſär.

Fr. Sophie. Dieſe wichtige Charge war mir bis jetzt ganz unbekannt.

v. Pinſelfeld. Sie ward expres für meinen ſeligen Herrn Großpapa creirt, und erbt ſeitdem in der Familie fort.

Fr. Sophie. Demnach ſind Ew. Gnaden, eigentlich wirklicher Erb-Hof-Laternen- und Wachsſtock-Commiſſär!

v. Pinſelfeld. Allerdings, allerdings mein gnädigſtes Fräulein, Erb-Erb-Hof-Laternen- und Wachsſtock-Commiſſär — Dieſe ihre diplomatiſche Genauigkeit verdient meinen ganzen Dank, wie meine ganze Bewunderung.

Fr. Sephie. Sie ſind ſehr gütig, Herr v. Pinſelfeld — Eine ſolche Charge trägt ihre Hoheit in ihrer Bezeichnung.

v. Pinſelfeld. O gewiß, mein Fräulein! Sie iſt eine der erhabenſten, die es geben kann. — Wenn ich ſo alle meine Laternen in magiſchem Schimmer glänzen ſehe; wie ich mich ſo in der ſtillen, heiteren, zauberiſchen Mitte aller meiner Wachsſtöcke erblicke; da iſt mir ſo groß, ſo wunderbar, ſo idealiſch, ſo überſchwenglich zu Muthe, daß ich es gar nicht zu ſagen vermag.

Fr. Sophie (perſiflierend.) Ich kann es mir denken! — Von ihnen geht ja alles Licht und alle Erleuchtung, aller Glanz und aller Schimmer aus.

v. Pinſelfeld. So iſt's! So iſt's mein gnädigſtes Fräulein! — Ich bin die Nachtſonne des Hofes, ich bin der fürſtliche Lichtocean! — O wenn ſie wüßten, wie glücklich mich dieſe ihre Anerkennung macht. — Unſer altes Geſchlecht —

Fr. Sophie (wie oben). Ich glaube, es iſt eines der älteſten in der Welt.

v. Pinſelfeld. So iſt es, ſo iſt es, mein Fräulein! Wir Freiherrn von Pünſelfeld, datiren aus dem erſten Jahrhunderte, nach Erſchaffung der Welt.

Fr. Sophie (wie oben). Was Sie ſagen? — Aber die Sündfluth Herr Baron?

v. Pinſelfeld. Thut nichts! Thut nichts, mein Fräulein! Einer unſerer Urahnen befand ſich mit auf der Arche Noah.

Fr. Sophie (wie oben). Der brave minnigliche Ritter der! — Sehn Sie doch!

v. Pinſelfeld. Ja mein gnädigſtes Fräulein — da nun die Arche bekanntlich in Amerika landete, ſo erhielt eine ganze Provinz den Namen von uns.

Fr. Sophie (wie oben). Wie? Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Herr Baron.

v. Pinſelfeld. Das kann ich mir denken, mein Fräulein! — Es ging ſchon vielen ſo.

Fr. Sophie. Und dieſe Provinz? —

v. Pinſelfeld (raſch einfallend, denn langſam). Iſt Pünſelvanien, zu deutſch Pünſelfeld. — Von hier aus hat ſich denn unſer Geſchlecht über alle übrigen Welttheile, vom Oſt- zum Weſtpol, und vom Südpol nach dem Nordpol ausgebreitet, fortgepflanzt, feſtgeſetzt.

Fr. Sophie. Sie ſetzen mich wahrhaft in Erſtaunen, Herr Baron — doch ihr eigentliches Geſchäft. —

v. Pinſelfeld. Mein Geſchäft — Ja mein Geſchäft! — Ah *barlons* françois! Cela se dit *mieux dedans* (er ſpricht es mit den gewöhnlichen Fehlern, z. B. b für p, d für t u. ſ. w. und betont alles, was durch den Druck ausgezeichnet iſt).

Fr. Sophie. Eh bien! Vous avez la parole, Mr. le Baron.

v. Pinſelfeld (mit eben ſo viel Süßlichkeit als Selbſtgefälligkeit). Oui ma charmante, ma *clemente* Freule! Il *doit dehors!* Je vous aime *furieusement*, mais je veux me *marier avec vous honnétement.* Croyez à moi, mon coeur est votre proprieté, comme tout mon être votre esclave. Vous êtes la *patrone* (nur ein n) de mon ame, la toile (ſtatt l'étoile) de mon esprit, le pongpong (ſtatt bonbon) de ma vie.

Fr. Sophie. Mais c'est ravissant, Monsieur le Baron!

v. Pinſelfeld. Oui, ma *clemente* Freule, vous êtes la *ravisseuse* de ma tranquillité, vous devez ainsi me *donner un dedommagement.* Cela doit être *vot' main*, (ſteigend) *vot' main*, oui *vot' molle main*, et je n'échange pas avec les dieux! Ah si j'ai cette *pretieuse* main, je serai l'homme le plus heureux sur *tout le bal de la terre*.

Fr. Sophie. Ich erliege! das iſt zu viel! Laſſen Sie uns deutſch ſprechen, Herr v. Pinſelfeld. — Ich halte es nicht länger aus!

v. Pinſelfeld. Das will ich Ihnen herzlich gern glauben, mein gnädiges Fräulein! — Le françois est *mon fort*. — Es ging ſchon vielen Damen ſo. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen durch mein neueſtes hohes Lied, meine Gefühle vollends zur Anſchauung bringen darf.

Fr. Sophie. Ich bitte recht ſehr —

v. Pinſelfeld. Es iſt ganz kurz! Hören Sie nur, mein gnädigſtes Fräulein: (zieht ein Papier hervor und lieſt wie oben).

Welch zärtliches Hangen!
Welch ſüßes Verlangen!
Welch liebliches Bangen!
Welch Glühen der Wangen!

O inniges Beben!
O liebliches Schweben!
O glückliches Geben!
O ſeliges Leben!

O himmliſche Reine!
Im heiligen Scheine!
O werde die Meine!
So bin ich der Deine!
O du mein ſüßes Augenlücht!
Erbarm' dich deines Vergüß-mein-nücht!

Fr. Sophie. Rührend, ſehr rührend, überaus rührend, Herr Baron; ſchade nur, daß der Schluß fehlt.

v. Pinſelfeld. Wie der Schluß, mein Fräulein?

Fr. Sophie. Ja der Schluß, Herr Baron! — Sehn Sie, wenigſtens meinem Bedünken nach, müßte es noch heißen:

„Ich bin, ich bin bei meiner Ehr —
„Der Erb-Hof-Wachsſtock-Commiſſar!“

v. Pinſelfeld. Sie haben Recht mein Fräulein, vollkommen Recht! — Das ründet ſich ſo ſchön, und iſt gleichſam der Commmentar zu dem Vergüß-mein-nücht! — Aber jezt ſprechen Sie mein Urtheil ma *clemente!* — Prononcez *mon mort*, ou ma vie! — Voulez-vous me *donner* vôt' *celeste* main? — Dites oui, ou non.

Fr. Sophie (perſiflirend). O nicht ſo heftig, Herr v. Pinſelfeld — Schonen Sie mein armes Herz! — Haben Sie Mitleid mit dem ſchwächern, reizbaren Geſchlecht —

v. Pinſelfeld. Pardonnez moi *ma clémente.* En fait d'amour nous sommes aussi *debiles* et *irritifs*, nous hommes nous! Mais je veux vous *epargner* ma *clemente*, car je vois, que je suis aimé de vous, et *le reste se donnera.*

Fr. Sophie (wie oben). Ach, Herr Baron! Ach, Herr v. Pinſelfeld — Ihre Superiorität: — Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich nur adoriren, und — entſagen kann. (ab).

v. Pinſelfeld. Adoriren! Adoriren! hat ſie geſagt. O! Wie ſehr gefällt mir dieſe liebe, ſchüchterne Demuth! Und es iſt wahr, adorabel bin ich denn auch! Ja ich bin der adorabelſte Pünſelfeld, der je geboren worden iſt. — Aber meiner darum entſagen! — Nein, Nein, ich laſſe mich zu dir herab, ſüße, ſchüchterne Unſchuld! Ich ziehe dich zu meiner Höhe hinauf, du liebes, holdſeliges Täubchen du! Einem Manne wie mir, müſſen alle Verhältniſſe unterthan ſeyn. Ich bin groß! Ich bin ſehr groß, ich bin der größte unter allem, was groß iſt. (ſezt ſich in Poſitur, und declamirt mit Pathos):

Ja, wie mich, wie mich auf Erden,
Giebt es keinen Zweiten mehr!
Stets muß mir Bewunderung werden,
Denn mein Ruhm geht vor mir her.
Noch die Nachwelt wird mich preiſen,
Noch die ſpätſte Nach — Nachwelt! —
Sehet, ſehet, wird es heißen —
Das war — Herr von — Pünſelfeld.

(ab).

Sechste Scene.

Liſette (aus dem Kabinette kommend). Ha ha ha! Ha ha ha! — Das iſt zum Todtlachen! Ja mein Herr von Pinſel- oder Pünſelfeld; ein Wachsſtock ſind ſie, wie es einen geben kann! — Aber was ſo ein einfältiger Menſch für einen Begriff von ſich hat — Herablaſſen! Herablaſſen! — Man denke einmal! — Wie ſich nur ſo ein Wicht unterſtehen kann — O Herr von Wallberg, wenn Sie nicht bald Anſtalt machen, — ſo ſollen Sie ſehen — doch es wird ſpät! — Geſchwind zu meinem Anton! — Ich wette, er wartet ſchon auf mich!

(ab).

Siebente Scene.

Fr. Sophie (aus dem Cabinet kommend). Der einfältige Menſch hat mich auf ein Paar Minuten lachen gemacht, und nun bin ich trauriger als zuvor! (ſie ſeufzt). Ich will leſen — vielleicht zerſtreut mich das — Ja, ich will leſen — (ſie ſetzt ſich an den Tiſch, wählt unter den Büchern und ſchlägt eins auf) Anthologie — (ſie blättert, lieſt einen Augenblick und ſcheint frappirt) Ja wohl der Dichter hat Recht. — Ach Gott, ja wohl. (ſie lieſt mit Ausdruck):

„Laß uns ſprechen, o Freund! Die Liebe will offene Seelen!
„Laß uns ſprechen! Sonſt ſtirbt unſer Geheimniß mit uns!“

O ergieß' dich im Geſange mein Herz; es iſt zu viel für dich! (Sie greift nach der Guitarre, ſtimmt, präludirt u. ſ. w. *).

---

*) Es wird hier nämlich ein Guitarren-Geſangſtück, nach Belieben der Künſtlerin eingelegt. Singt und ſpielt ſie indeſſen nicht, ſo wird es wie gewöhnlich in der Couliſſe executirt, ſo daß ſie blos die Pan-

† Ja wohl, wie gern wollte ich ſprechen, dürfte ich nur! — O wenn er wüßte, wie ſehr dies Herz für ihn ſchlägt — Wenn er wüßte — Aber nein: Er liebt mich nicht: Er denkt vielleicht nicht einmal an mich — O ſtill! — (ſie wiſcht ſich die Augen) Hinaus in die freie Luft! — Ja zu der guten Berkheim! (ab).

Achte Scene.

Der Garten aus der erſten Scene. — Sanfte Abendbeleuchtung. — Frau v. Thalheim, mit Fritz an der Hand, aus einem Seitengange kommend.

Frau v. Thalheim. Nur lieber Junge, vergiß mir nichts!

---

tomime dazu macht. Will auch dies nicht angehen, ſo bleibt alles weg, und ſie fährt gleich nach den Verſen fort, wie † zeigt: — Ja wohl, wie gern u. ſ. w. In dieſem Falle liegt keine Guitarre auf dem Tiſche, was zu bemerken iſt. Liebhabertheater können hier ad libitum verfahren, wie es ſich gerade ſchicken will. Es kann auch ein kleines Lied zur Harfe, oder zum Forte Piano ſehr paſſend ſeyn, u. dgl. mehr.

Fritz. Sorge nur nicht, liebes Mütterchen!

Frau v. Thalheim. Mach' deine Sachen gut: Hörſt du?

Fritz. Verlaß dich auf mich!

Frau v. Thalheim. Still! da kommt ſie: — Nun geſchwind (ſie verſteckt ſich hinter der Laube).

Fritz. Huſch! (er läuft an ein Blumenbeet, wo er ſich zu beſchäftigen ſcheint).

Neunte Scene.

Die Vorigen, (doch ſo, daß Frau v. Thalheim nur bei den wichtigſten Antworten mit Pantomime ſichtbar wird. Nach Belieben der Schauſpielerin). **Fr. Sophie.**

Fr. Sophie (von der entgegengeſetzten Seite kommend). Ein ſchöner, herrlicher Abend — . Milde, Ruhe und Liebe. (Seufzend).

Fritz (ſie von der Seite anſehend). Sie iſt traurig; ſie ſieht mich nicht; ich will ſie anreden (hinlaufend) Guten Abend, ſchöne Sophie! (faßt ſie bei der Hand.)

Fr. Sophie (ihn küſſend.) Guten Abend, lieber Junge!

Fritz (traulich). Aber höre, was fehlt dir denn?

Fr. Sophie. Mir? — Mir fehlt nichts, liebes Kind!

Fritz (mitleidig). Aber du ſiehſt ja doch ſo traurig aus?

Fr. Sophie. Meinſt du, lieber Fritz?

Fritz. Ja wohl! — Weißt du was? Du mußt heirathen; da wirſt du gleich wieder luſtig ſeyn.

Fr. Sophie (ſchmerzlich lächelnd). Heirathen? Du liebes Kind!

Fritz (munter). Ja! Ja! Heirathen! (keck). Der Oheim thut's ja auch.

Fr. Sophie (mit gedämpfter Stimme). Welcher Oheim, lieber Fritz? — Deiner doch nicht?

Fritz. O ja Meiner! Meiner! — Der Oheim Hofrath!

Fr. Sophie (bewegt und erſchrocken). Alſo der Herr Hofrath. — Und wen denn?

Fritz (altklug). Eine Fräulein!

Fr. Sophie. Und ihr Name?

Fritz. Ich weiß ihn nicht mehr.

Fr. Sophie (wie oben). Und wahrſcheinlich geſchieht das recht bald?

Fritz (luſtig). O ja! Wenn nur erſt Alles im Reinen iſt.

Fr. Sophie. Im Reinen? — Wie denn ſo liebes Kind?

Fritz. Nun ja, wenn der Oheim weiß, daß ihm ſeine Frau — (ſich verbeſſernd) ſein Fräulein auch gut iſt.

Fr. Sophie (etwas heiterer). Ih, weiß er denn das noch nicht?

Fritz (traurig). Ach Gott, nein! — Er hat ſie ja noch nicht gefragt. — Und doch ſagt die Mutter, daß man ſich immer erſt fragen muß.

Fr. Sophie (ſehr heiter, Fritz küſſend). Gewiß mein liebes, ſüßes Kind! — Ja wohl, fragen muß man ſich vorher — (begeiſtert für ſich) O Gott! Wenn es möglich wäre! — Wenn meine Ahnung! —

Fritz (anſchmiegend, ſie bei der Hand faſſend und etwas leiſer). Höre! Ich will dir was vertraun?

Fr. Sophie (ſchnell). Was denn liebes Kind?

Fritz (wie oben). Der Oheim will dich heirathen?

Fr. Sophie (freudig erſtaunt). Mich, mich, liebes Kind?

Fritz. Ja! Ja! dich, dich! — Er iſt dir ja ſchon ſo lange gut! — Haſt du denn nichts gemerkt?

Fr. Sophie. Ach Gott, nein! — Aber liebes Engelskind, (ihn zweimal mit Feuer küßend) woher weißt du denn das?

Fritz. Ih, der Oheim hat's ja ſelber geſagt.

Fr. Sophie (freundlich ſchalkhaft ihn unter dem Kinne faſſend). Geh' weg! — Du biſt ein kleiner, loſer Bube und willſt mich nur zum Beſten haben! — Geſteh' es nur!

Fritz (ehrlich, die Hand auf's Herz legend). Gewiß und wahrhaftig nicht! — Der Oheim hat's ſchon mehrmals zur Mutter geſagt.

Fr. Sophie (innig und gerührt). Alſo darf ich's glauben, du Engelskind? (ihn küſſend)

Fritz (wie vorher). Ja, auf Ehre! — Aber nun, du ſelbſt? Biſt du denn dem Oheim auch gut.

Fr. Sophie (verlegen). Ach Gott! liebes Kind! Ich bin allen Menſchen gut.

Fritz. Nein! Ich meine ſo zum Heirathen und daß es eine Hochzeit giebt? — Nun ſage mir, biſt du denn dem Oheim auf die Art gut? — Nun! Sag mir's!

Fr. Sophie (ihn küſſend). Du kleiner, loſer Schelm! Du quälſt mich ja ordentlich!

Fritz. Weißt du was? Wenn du mir's nicht ſagen willſt, ſo ſag es dem Oheim ſelbſt.

Fr. Sophie (freudig hingebend). Wenn er mich fragen will!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Frau von Thalheim
(ſchnell hinter der Laube hervortretend).

Frau v. Thalheim. O liebſte Sophie! — Wär' es möglich? — Dürfte ich meinem Bruder Hoffnung machen? Hätte ich mich nicht geirrt?

Fr. Sophie (erſchrocken). Gott! Wie haſt du mich überraſcht! — Dein Bruder hat doch nichts gehört?

Frau v. Thalheim. O keine Sylbe: Er iſt im Park.

Fritz (zutraulich). Soll ich ihn holen, Mutterchen?

Frau v. Thalheim. Noch nicht lieber Fritz. Wir gehen nachher alle zuſammen hin (wendet ſich zu Fr. Sophie und ſpricht leiſe mit ihr; beide umarmen ſich.)

Fritz (unterdeſſen im Vordergrunde). Gelt? Ich hab's herausgebracht? — Ich? — Ja, wenn unſer eins dazu kommt — (ſich triumphirend auf die Bruſt ſchlagend) **Mir** hat ſie's doch zuletzt ſagen müſſen! Mir! — Wartet nur ihr ſchönen Fräuleins! — Es wird euch allen ſo gehn.

Frau v. Thalheim (mit Sophien in den Vordergrund kommend). Nun lieber Fritz; jetzt wollen wir geſchwind dem Oheim entgegengehn!

Fritz. Ja geſchwind!

Fr. Sophie. Ich zittere vor ſeinem Anblicke!

Frau v. Thalheim. Nicht doch, liebſte Sophie!

Fritz (den Oheim in der Ferne erblickend). Der Oheim! der Oheim! (ihm entgegenlaufend) Oheim

Weiſst du was Neues? — Da ſteht eine Braut! — Geſchwind, du ſollſt der Bräutigam ſeyn!

Letzte Scene.

Die Vorigen. Der Hofrath.

Fritz (eilig vor dem Hofrath her und zu Fräulein Sophie, die er ihm zuführen will).

Hofrath v. Wallberg (ſich beſcheiden nähernd). Unterthänigſter Diener mein Fräulein — Guten Abend liebe Schweſter! — Ich weiß nicht, was der kleine, loſe Schäker — Aber bei Gott! — Die Stelle —

Fr. Sophie (höchſt verlegen). Das liebe, lebhafte Kind — Ach Gott! — Es iſt gewiß nur ein Scherz!

Frau v. Thalheim (herzlich und beide bei der Hand faſſend). Aber liebe Sophie! — Wenn alles Ernſt wäre — Carl (zu dem Hofrath) lieber Carl, zweifle nicht länger, erkläre dich!

Hofrath v. Wallberg (begeiſtert Sophiens Hand faſſend). Ja, mein Fräulein! Ich liebe Sie, ich bete Sie an! Lange verbarg ich meine Leidenſchaft, die traurige Convenienz zwang mich dazu! Doch dieſer Augenblick entreißt mir mein Geheimniß. — Wollen Sie mich mit ihrer Hand beglücken, ſo empfangen Sie den Schwur meiner unverbrüchlichen Treue und Herzlichkeit.

Frau v. Thalheim (zu Fr. Sophien, die peinlich verlegen ſcheint). Darf ich für meinen Bruder bitten, liebſte Sophie?

Fr. Sophie (ihr die Hand reichend) Ach Gott! ich bin ſo überraſcht! (zu dem Hofrath mit Zärtlichkeit) Und Sie, Herr Hofrath, ſind ſo gütig gegen mich! —

Frau v. Thalheim (Sophiens Hand in die des Hofraths legend). Ihr guten Menſchen! — Warum habt ihr euer Glück ſo lange verzögert?

Fr. Sophie (ihr Geſicht an des Hofraths Schulter verbergend). O Emilie! O mein Carl!

Hofrath v. Wallberg (Sophien die Hand küſſend). Beſte Freundin! — Mein Leben wird Ihnen gehören — Sie glücklich zu ſehn, wird mein Glück ſeyn! (zu Fritz) Und du kleiner Brautwerber! (ihn küſſend und emporhebend) Ich bleibe noch in deiner Schuld!

Fritz (nachdem ihn der Hofrath wieder niedergeſetzt hat zu Sophien). Nun ſchöne Sophie: Jetzt gieb mir auch einen Kuß! — Aber einen Brautkuß: — Hörſt du?

Fr. Sophie (ihn mit Wärme küßend). Da haſt du drei, du ſüßer Knabe du:

Fritz (zu Frau v. Thalheim). Höre Mütterchen! — Jetzt will ich nun noch den Herren und Damen da unten etwas in's Ohr ſagen, und dann wollen wir alle zur Tafel gehn!

Frau v. Thalheim. Recht ſo Fritz!

Hofrath v. Wallberg. Bravo herrlicher Junge:

Fritz (im Vordergrunde zu den Zuſchauern).

Ihr Herren und Damen allzumal,
In dieſem ſchonen, hellen Saal!
Merkt auf, was ich euch ſagen will,
Doch bitt' ich, ſeyd mir ja recht ſtill!

Wer liebt, der muß auch etwas wagen;
Muß nur gleich mit den Augen fragen:
Sprich Liebchen, ſprich Ja oder Nein!
Möcht'ſt du wohl gern die Meine ſeyn?

Glänzt dann das Aeuglein liebevoll,
So weiß er, was das heißen ſoll:
„R'aus mit der Sprache! Anſtalt gemacht —
Und damit (3 Kußhände) und damit ſchöne gute Nacht!

(Der Vorhang fällt *).

---

*) Soll der Schluß noch glänzender ſeyn, ſo kann man nach den Verſen noch das Finale aus Adrian von Oſtade: „Der Tag, wo ſich die Herzen finden ꝛc.“ hinter dem Theater ſingen laſſen, wo dann aber der Vorhang ſehr langſam herab geben muß. Eben ſo läßt ſich ein kleines Ballet damit verbinden, u. dergl. mehr.

Der Epicuräer

zu

Conſtantinopel.

Clima.

Wie ich nun einmal ein ausgemachter Epicuräer, und ſelbſt mit Patent und Paß darüber verſehen bin, ſo pflege ich auch an jedem Orte ſogleich zu fragen, wie das Clima beſchaffen iſt. Nach meiner Anſicht und Erfahrung, ſind nämlich die climatiſchen Verhältniſſe, die erſten Potenzen, die erſten Elemente, die erſten Bedingungen des Epicuräismus. Alſo ſehen wir auch vor allen Dingen, wie es in Conſtantinopel damit ſteht.

Schon aus der Polhöhe (41 Gr. 1′) läßt ſich ſchließen, daß dieſe Stadt unter einem heitern, milden Himmel liegen muß. Wirklich zeichnet ſich das Clima durch ſüdliche Reinheit und Anmuth aus, und iſt unſtreitig eines der ſchönſten, das man finden kann. In der Regel werden nur 64 Regentage, 5 neblichte, 20 trübe, 36 veränderliche, 15 Gewitter und 5 Schneetage gezählt. Die größte Kälte iſt 2 — 3 Grad unter Null, die größte Hitze 26 — 27 Gr. Herrſchende Winde ſind der

Nord- und Südwind, ſo daß jener, faſt ausſchlieſſend, im Sommer, und dieſer, auf gleiche Weiſe, im Winter weht.

Wenn wir die einzelnen Jahrszeiten durchgehen, bieten ſich folgende Bemerkungen dar. Der Frühling beginnt ſchon in der Mitte, ſpäteſtens Ende Februars, in ſeiner ganzen entzückenden Herrlichkeit. Häufig blühen die Mandelbäume ſchon Anfang Januars. Bald bedecken ſich nun die Ufer des Bosporus mit Blumen und der Südwind behält die Oberhand. Selten und meiſtens nur in der Nachtgleiche, ſtürzt noch ein ungeſtümer Nordwind, mit kalten Regenſchauern, vom Hämus herab. Schaarenweis kommen unterdeſſen die Zugvögel zurück, und bald ſind die herrlichen Wälder, in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt, wieder mit Nachtigallen angefüllt.

Anfang, ſpäteſtens Mitte Juni, tritt der Sommer und damit die gröſte Hitze ein. Aber nun fängt auch der Nordwind, für wenigſtens drei, meiſtens vier Monat zu wehen an. Dieſer friſcht, in der Regel, um zehn Uhr Morgens, ſpäteſtens um drei Uhr Nachmittags auf, hält bis Sonnenuntergang an und kühlt die Luft, ſelbſt bei einer Wärme von 23 — 24 Gr. außerordentlich ab. Nur wenn der giftige Chamſin oder der Wind von

Aleppo, d. h. der Süd-Süd-Weſt die Oberhand gewinnt, ſteigt die Hitze auf 26 — 27 Gr. und es herrſcht dann eine furchtbare Gluth.

Dann und wann, doch monatlich nur vier bis fünfmal, ſteigen heftige Gewitter auf, deren Zug von Norden nach Oſten geht. Sie ſind durchaus von ſtarken Regengüſſen begleitet, die man gewöhnlich vier bis acht Stunden anhalten ſieht. Auſſerdem regnet es im Sommer nie, deſto ſtärker aber iſt der Thau. Doch ſind die Abende und Nächte darum nicht weniger angenehm. So dauert die Hitze, mit faſt immer gleicher Stärke, bis Anfang Octobers fort, wo endlich der Herbſt eintritt.

Ehe dieß indeſſen geſchieht, pflegt es einige Regentage zu geben, wodurch aber eben die genannte Jahrszeit ſo reizend wird. Alles lebt nämlich noch einmal, wie im Schmucke des Frühlings auf. Ueberall ſproßen wieder Kräuter und Blumen hervor; ja viele Fruchtbäume blühen zum zweitenmal. Zwar fangen nun die Zugvögel an, ſich allmählich zu entfernen; aber noch lange dauert der liebliche Nachſommer fort. Nur erſt in den letzten Tagen des Decembers ſtellt ſich der Winter ein.

Jetzt folgen häufige Regen und die Gipfel der Gebirge werden mit Schnee bedeckt. Ja, bei den thraziſchen Oſtſtürmen, wird dergleichen ſelbſt in den Ebenen bemerkt. Doch pflegt er meiſtens im Falle zu ſchmelzen, ſo daß ſich ſo leicht keine Grundlage bilden kann. Wenn dieß indeſſen ja einmal geſchieht, ſo ſind zwei Tage das höchſte, wo er liegen bleibt. Nachtfröſte giebt es nur einige und zwar ſind ſie äußerſt. Blos auf Lachen, Ciſternen und dergleichen ſetzen ſich dünne Eistheilchen an. Gröſſere Schollen im Hafen aber kommen kaum alle hundert Jahre einmal vor.

Der gröſte Kältegrad iſt 2 bis 3 Gr. unter Null; tritt aber nur ſelten ein. Der herrſchende Wind in dieſer Jahrszeit iſt der Süd, er bringt regelmäßig trübes Wetter und Regen mit. Doch giebt es dazwiſchen auch viele ſchöne Tage, beſonders in der Mitte Januars. Wenn der Südwind den Nord beſiegt, wird eine auffallende Lufterſcheinung bemerkt. Durch das Schneegeſtöber zucken nämlich feurige Blitze hin und von den Gebirgen hallt der Donner in vielfältigem Echo zurück — Erdſtöße werden, im Durchſchnitte, nur 25 — 30 bemerkt. Es ſind aber eigentlich nur ſchwache Schwingungen, deren Dauer nur einige Secunden beträgt.

Wohnung und Einrichtung.

Das erſte nach dem Clima, iſt Wohnung und Einrichtung für mich. Auch dieſe zwei Punkte machen nämlich ein weſentliches Element meines Epicuräismus aus. Nun, es iſt mir denn wirklich ſelbſt hier über alle Erwartung geglückt. Ich habe mich nämlich in Pera bei einem italieniſchen Arzte eingemiethet, wo ich es mir nicht beſſer wünſchen kann. Man erinnert ſich, daß Pera eine Vorſtadt von Conſtantinopel iſt; daß ſich daſelbſt die Palläſte der europäiſchen Geſandten befinden, und daß überhaupt die meiſten Europäer — hier durchgehends Franken genannt — dort ihre Wohnungen haben, aber freilich ſehr verſchieden eingerichtet ſind.

Pera liegt auf einem Hügel, beinahe in einer Linie mit der Spitze des Serails, und iſt von dieſer, ſo wie von Conſtantinopel ſelbſt, nur durch den Hafen getrennt. Alles hat hier mehr ein europäiſches, als orientaliſches Anſehen, beſonders die Hauptſtraße, wo es europäiſche Kramläden, Caffehäuſer, Reſtaurateurs u. ſ. w. in Menge giebt. So glaubt man wirklich in einer franzöſiſchen oder italieniſchen Stadt zu ſeyn. Sehr viel trägt hierzu bei, daß man faſt gar keine Türken, ſondern blos Europäer in ihrer gewöhnlichen Kleidung ſieht.

Auch die Geſandtſchaftspalläſte, nebſt einer Menge ſchöner Privathäuſer, rufen lauter europäiſche Bilder zurück.

Was nun meine eigene Wohnung anlangt, ſo habe ich einen Saal, der mit drei Cabinetten umgeben iſt. Jener dient mir als Staats- und Wohnzimmer, und jedes von dieſen hat ebenfalls ſeine beſondere Beſtimmung. So giebt das eine mein Schlafcabinet ab; ſo wird das zweite als Garderobe-, das dritte als Studierzimmer gebraucht. Alles iſt nett und reinlich, und ganz auf europäiſche Art meublirt. Nur mein Bett erinnert an orientaliſche Weiſe und Lebensart.

Es beſteht nämlich aus einem Gurtrahmen, der mit vier Füßen verſehen, aber nur anderthalb Fuß über den Boden erhaben iſt. Ein darüber gebreiteter Teppich, vier Kiſſen mit Kameelhaaren geſtopft und eine ſeidene mit Mouſſelin gefütterte Decke, machen mein ganzes Lager aus. Ich dachte erſt auf dem Dache zu ſchlafen, ward aber von meinem wackeren Hausherrn ſehr bald auf andere Gedanken gebracht. Die Nächte ſind nämlich, ſelbſt im höchſten Sommer, des ſtarken Thaues wegen, ſo außerordentlich kühl, daß man ſich dieſer Luft nicht ohne Gefahr ausſetzen kann.

Die Ausſicht aus meiner Wohnung iſt ſehr ſchön und ſehr umfaſſend obendrein. Ueber den Garten hinweg, habe ich den Canal des ſchwarzen Meeres, die Küſte von Aſien und einen Theil des Meeres di Marmara vor mir. Der Garten ſelbſt bietet mir Gruppen von herrlichen Platanen und hochſtämmigen Orangenbäumen, ſo wie reizende Reben- und Roſenlauben dar. Einige Reihen prächtiger Beete ſind mit den ſchönſten Zierpflanzen bedeckt. Auf andern befinden ſich die duftreichſten Blumen, Gewächſe und Stauden, des Abend- und Morgenlandes, in einem wahrhaft entzückenden Verein.

In einem klaren, von hohen Citronenbäumen umſchatteten Waſſerbecken, ſpielen niedliche Goldfiſche und zwiſchen zwei majeſtätiſchen Cypreſſen iſt eine Schaukel angebracht, die hier in allen Häuſern und Gärten für unentbehrlich gilt. Zur Bedienung habe ich einen jungen Genueſer, wie ſie ſo häufig nach Pera einwandern, der zugleich treffliche Paſticetti oder kleine Fleiſchpaſteten machen kann. So finde ich mich, in jeder Hinſicht, nach Wunſch eingerichtet und genieße dieſe reizende Jahrszeit in ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit.

Die Tafel.

Ich beginne mit den zwei erſten, großen Hauptbedürfniſſen unſerer thieriſchen Natur, die auch an der üppigſten Tafel nicht fehlen dürfen, indem ſie ſelbſt der feinſte Gaumen-Epicuräer nicht entbehren kann. Ich meine das Brod und das Waſſer, die gleichſam die beiden Pole alles Tafelluxus ſind. Ueber dieſes, wie jenes, ließen ſich Alphabete ſchreiben und nicht etwa in niedlichem Kalender- oder Romanenformat, ſondern in groß Octav zu vierzig Zeilen die Columne und obendrein mit Petit Fractur; ja, wenn es ſeyn müßte, wohl gar mit Perlſchrift. Wir aber ſchränken uns hier, wie billig, auf obige kurze Bemerkung ein.

Man hat vier Sorten Brod in Conſtantinopel, wovon ich vor allen das Frangeole oder Franzenbrod nennen muß. Dieſes iſt weiß und in jeder Hinſicht vollkommen gut. Eigentlich ſollte es aus lauter Weizenmehl beſtehn, in der Regel aber wird immer etwas Roggenmehl dazugemiſcht. Man findet es aber blos in Pera und Galata bei den europäiſchen Bäckern, die meiſtens Oeſterreicher und Franzoſen ſind, und unter dem Schutze ihrer Geſandtſchaften ſtehn.

Das türkiſche Brod, Pide oder Fodola genannt, wird aus Maismehl gebacken, wozu ein Theil Gerſtenmehl kommt. Es iſt flach und ſchliſſig, aber ziemlich weiß. Die großen Brode werden mit Fenchel und Seſam beſtreut; derſelbe Teig dient auch zu Semmeln, Bretzeln und dergleichen mehr. Das armeniſche Brod, Somcun genannt, wird aus Weizen-, Gerſten-, Roggen- und Hirſenmehl gebacken und iſt zwar hoch und rund, aber noch ſchliſſiger und ungleich ſchwärzer, als das Pide.

Eine vierte Sorte Brod endlich wird blos im Serail gebacken und kommt nie in den Verkauf. Es wird aus dem vortrefflichſten Weizen des ganzen Reiches, d. h. aus rumeliſchem, bulgariſchem und Donauweizen gebacken, und iſt wohl gut zu nennen, ſteht aber dem Frangeole doch immer nach. Von den Schönheiten des Harems wird es häufig zum Waſchen, beſonders der muſculöſeſten Theile des Körpers gebraucht, denen man dadurch eine beſondere Weiße und einen atlasartigen Glanz zu geben ſucht.

Das Waſſer von Pera iſt ſehr gut und brauſt mit Zucker wie ein leichter Säuerling auf. Als das vorzüglichſte der ganzen Hauptſtadt aber, wird das aus dem Simrons-Springbrunnen, am öſtlichen Thore des alten Serails gerühmt. Es gehen daher auch täglich drei Pferdeladungen in den Harem davon. Die Flaſchen, in die es gefüllt wird, ſind von maſſivem Silber und werden mit weichem, rothen Wachſe verpicht, worauf das kaiſerliche Siegel gedrückt wird.

Was nun ferner das Fleiſch anlangt, ſo bieten ſich uns folgende Bemerkungen dar. Wie in der ganzen Levante das Schöpſenfleiſch das gewöhnlichſte iſt, ſo auch hier. Das Macedoniſche ſteht dabei oben an, und hat einen wahrhaft aromatiſchen Geſchmack. Nichts herrlicheres als Carbonaten davon. Das caramaniſche ſchmeckt etwas fade und bedarf daher ſtarker, kräftiger Saucen von Moſchus, Roſenwaſſer, Gewürznelken, und dergleichen mehr. Dann iſt es aber nichts weniger als ſchlecht. Lammsbraten und Lammscotelletten ſind ſelten und folglich theuer, aber vortrefflich in ihrer Art.

Das Rindfleiſch iſt etwas mager und wird überhaupt nur wenig geſucht. Dafür aber werden Rindsſchinken, ſo wie geräucherte Ochſen- und Büffelzungen deſto häufiger auf die Tafeln gebracht. Die Rindsſchinken kommen dem guten Hamburger Rauchfleiſch bei. Die Büffelzungen werden bis nach Süditalien und Südfrankreich verführt. Man macht auch Rindswürſte, die gar nicht übel ſind.

Sie haben mit den Göttinger Metwürſten Aehnlichkeit. Eben ſo gibt es auch Leberwürſte, die gleichfalls ſehr geſucht ſind. Uebrigens findet man bei den Fetthändlern zu Pera alle italieniſche und franzöſiſche «Salaiſons.»

Kalbfleiſch iſt ſehr ſelten und wird ungemein theuer bezahlt. Dagegen gibt es zahmes Geflügel, wie Hühner, Tauben, u. ſ. w. in Menge und von vortrefflicher Beſchaffenheit. Was das Wildpret anlangt, ſo liefern die benachbarten Wälder, Haſen, Faſanen und Rebhühner in Ueberfluß. Eben ſo die Prinzeninſeln, und vortreffliches Schwarzwildpret obendrein. Zugleich findet man auf den Seen die beſten wilden Enten, Gänſe und andere Waſſervögel, wie man ſie für die Tafel nur wünſchen kann.

Dazu kommen nun noch die ungeheuren Schaaren von Zugvögeln, wie Wachteln, Schnepfen, Feigendroſſeln, Krammetsvögel, Turteltauben u. ſ. w, die alle vortrefflich und überdem ſpottwohlfeil ſind. Die beſten Wachteln, eingeſalzen oder in Eſſig eingemacht, werden von Scio eingeführt, die größten und fetteſten Krammetsvögel kommen eben daher. Die vorzüglichſten Feigendroſſeln werden aus Cypern und aus Tine gebracht.

Die beſten Turteltauben werden in der ganzen

Umgegend der Hauptſtadt und zwar ſchon Ende Auguſt's gefangen, worauf man ſie in großen Gefäßen in Weineſſig aufbewahrt. Sie ſind äußerſt zart und fett, ſo wie von ganz vortrefflichem Geſchmack. Auch werden im Oktober viel Rothkelchen gefangen, hierauf in Kammern gemäſtet und dann Ende Novembers, in pikanten Saucen verſpeiſet.

Fiſche der mannichfaltigſten Arten gibt es gleichfalls im größten Ueberfluß. Da finden wir, unter andern, von friſchen Seefiſchen, die Steinbutten, Schollen, Mekrelen, Stinte, Rothfedern, Thunfiſche, (im Bosporus, die vorzüglichſten in der Welt) Lampreten, Sardellen u. ſ. w., endlich die Krone von allen, die Schwerdtfiſche. ſämmtlich zu allen Jahrezeiten im ſchwarzen Meere, wie in dem Meer di Marmara. Dann folgen die eingeſalzenen, geräucherten, getrockneten und marinirten Fiſche vom Pontus und aus Griechenland. Eine der köſtlichſten Sorten iſt der eingeſalzene Meeralant, aus dem Golfe Enos.

Hierauf kommen die ſüßen Waſſerfiſche aus den Seen, wie z. B. die trefflichſten Hechten und Forellen, die herrlichſten Karpfen von 50 bis 80 Pfunden, und 3 bis 4 Fuß lang. Dazu die Hummern, Krabben, Muſcheln, Meerigel, Seekrebſe und andere Schaalthiere im größten Ueberfluß. Ausgezeichnet darunter ſind die Auſtern von Kerut-Cheſme, und die Schildkröten von Scio. Vortrefflich iſt auch der Kaviar, von der Nordküſte des Pontus.

Was die Gemüſe anlangt, ſo findet man alle bekannten Arten, nur Schoten, Sauerampfer und Spargel nicht, veredelte nämlich, denn wilde gibt es hier und da allerdings. Ausgezeichnet gut iſt die Kreſſe, der Salat, der Spinat, das Kraut, der Kohl und der Sellerie. Auch die Rettige, die Melonen, die Kürbiſſe, die Gurken und die Artiſchocken ſind ſehr geſchätzt. Der Knoblauch, der ſehr ſtark iſt, wird ebenfalls häufig geſucht. Er gilt nämlich für ein gutes Mittel gegen die Peſtanſteckung. Viele Gemüſe werden auch in Eſſig eingemacht. So Fenchel, Liebesäpfel, Maisblüthen, Peterſilie, Sellerie, Gurken, Rüben, Blumenkohl, Zwiebeln und Knoblauch.

Unter den Hülſenfrüchten ſteht der ägyptiſche Reis (von Damiette) oben an. Ein Pillau davon, mit Wachtelfett geſchmorrt, iſt eines der erſten Gerichte für mich. An Faſttagen nimmt man das feinſte Olivenöl aus Candia, Mitylene und der Provence dazu. Ueberdem werden noch kleine, äuſſerſt ſchmackhafte Muſcheln darunter gemiſcht. Für vornehme Tafeln wird der Pillav i der Regel mit Safran geſärbt. Anatoliſche und ägyptiſche Linſen ſind gleichfalls ſehr beliebt und wirklich von vortrefflicher Beſchaffenheit.

Fragen wir nach den Früchten, ſo ergibt ſich, daß alle bekannten Sorten vorhanden ſind. Unter dieſen zeichnen ſich beſonders aus: die Kirſchen und Pflaumen, die Caſtanien und die Nüſſe, die Aepfel und Birnen, die Aprikoſen und Pfirſiche, die Mandeln, Feigen *) und Weintrauben, die Orangen und Zitronen, die Quitten, Piſtazien, Oliven und Cedras, endlich die Datteln, Granaten und Pinien.

Unter dieſen Obſtarten ſtehen nun wieder mehrere nach den einzelnen Provinzen oben an. So die Aepfel und Birnen, Feigen und Pflaumen vom Bosporus. Dann die Pfirſiche und Aprikoſen von Sinope, ſo wie die Weintrauben von Smyrna, Scutari, Nicomedien und Chalcedon. Ferner die Quitten und Pflaumen, Orangen und Citronen, Weintrauben und Cedras von Scio. Endlich die Granaten von Ghenbeck, im Golfe Mundania, im Bosporus, die aber ausſchließend nur für das Se-

---

*) Zehnerlei Sorten, worunter die von Scio und Smyrna die vorzüglichſten ſind.

rail beſtimmt ſind. Dies, was die friſchen Früchte anlangt.

Aber auch die zahlreichen, getrockneten verdienen ebenfalls unſere Aufmerkſamkeit. Beſonders geſchätzt darunter ſind die geſchälten Pflaumen von Scio, die Feigen eben daher und aus Natolien; die eingeſalzenen Oliven aus Mytilene; die Aprikoſen aus Damaskus; die Weintrauben und Quitten aus Scio und Smyrna, ſo wie die Citronen-, Orangen- und Cedrasſchaalen eben daher. Unter den eingemachten Früchten zeichnen ſich die Kirſchen, Oliven und Pflaumen, dann die Nüſſe, Citronen, Orangen und Capern aus den genannten Gegenden aus.

An Marmeladen fehlt es natürlich ebenfalls nicht. So hat man deren von den meiſten der eben genannten Früchte, worunter beſonders die von Weinbeeren, Datteln und Mandeln vortrefflich ſind. Scio liefert auch Salbeymarmeladen, und zwar von den grünen Früchten der Salvia pomifera, mit Honig verſetzt. Dieſe Marmelade wird als ein gutes Magenmittel gerühmt. Conſerven finden wir ebenfalls in großer Menge; beſonders zeichnen ſich die von Roſen und Orangen aus.

Eben ſo iſt an Confituren aller Sorten großer Ueberfluß. Was es nur Köſtliches von Torten, Geleen, Cremen, Drageen, Paſtillen, Gefrornem u. ſ. w. geben kann; alles bieten die hieſigen Conditoreien dar. Als eigenthümlich bemerken wir die trocknen Salbeyconfituren, und den Roſenzucker von Scio, dann die herrlichen Citronenſyrupe, die mit Zucker eingeſottenen Ambratäfelchen, und den ſüßen parfümirten Senf, der ganz vortrefflich iſt.

Eben ſo wenig mangelt es auch keinesweges an feinen Gebäcken aller Art. Da giebt es Kuchen, Paſteten, Waffeln u. dgl., wie man ſie nur verlangen kann. Beſonders zeichnen ſich darunter die Mandel-, Piſtacien-, Seſam- und Roſengebäcke aus, deren Verbrauch ins Ungeheure geht. Die Mandelgebäcke ſind ringelförmig und werden an Fäden aufgereiht. Die Piſtacienbrödchen pflegen die theuerſten zu ſeyn.

Allein — höre ich fragen — wie ſteht es bei allen dieſen Delicateſſen mit den Milchgerichten und Milchfabricaten, Butter und Käſe genannt, die, wenn ſie ſind, wie ſie ſeyn ſollen, auch der feinſte Gutſchmecker zu würdigen weiß? — Auch dafür iſt in Conſtantinopel ſehr reichlich geſorgt. Man hat Kuh-, Schaaf-, Ziegen- und Büffelkuh-Milch, wovon dieſe die vorzüglichſte iſt. Aus der erſten und letzten bereitet man zwei Lieblingsgerichte, die unter den Namen Joghurt und Kaimack bekannt ſind.

Jenes iſt eine Miſchung von halbſüßer und ſaurer Milch, die man mit Zimmt und Zucker iſt. Die beſte wird von den armeniſchen Pächtern in der Vorſtadt Erub bereitet und iſt ein äuſſerſt angenehmes Gericht. Kaimack bedeutet ſoviel als Rahmhaut. Man läßt nämlich die Milch ſieden, und nimmt von Zeit zu Zeit die ſich bildende, dicke Fetthaut ab. Dieſe ordnet man denn in Schichten, beſtreut jede derſelben ſtark mit Zucker, preßt ſie dann in ſeine, weiß glaſirte Töpfe und verſendet ſie ſo.

Der beſte Kaimak kommt von Scutari; es iſt aber ein ſehr ſchwerverdauliches Gericht. — Die vorzüglichſte Butter bezieht man aus den Umgebungen der Hauptſtadt, ſo wie aus Kleinaſien und von Odeſſa. Es wird aus derſelben auch ſehr viel Schmelz bereitet, wofür eigene Magazine vorhanden ſind. Dann hat man auch eine Art Halbbutter, die man von Belgrad, am Bosporus bezieht. Sie iſt locker, ſchäumend, flaumicht und von vortrefflichem Geſchmack. Die beſten Käſe liefert Candia; doch werden in Pera auch die vornehmſten europäiſchen Sorten verkauft.

Wir gehen nun zu den Sorbetten über, beren es gleichfalls eine große Menge, ſowohl kalte, als warme gibt. Die kalten werden von allerhand Fruchtſäften mit Eis oder Schneewaſſer bereitet, und bieten in den Sommermonaten eine ſehr willkommne Erfriſchung dar. Am vorzüglichſten ſcheinen mir die von Citronen, Orangen, Tamarinden, Moſchus, Ambra und Roſen zu ſeyn.

Der Schnee und das Eis werden im Winter von dem Olympus und Arganthonis geholt, es giebt eigene, ſehr gut eingerichtete Gruben dafür. Die warmen Sorbette werden aus mit Gewürz gekochten Fruchtſäften bereitet und ſind beſonders im Winter ſehr beliebt. Met hat auch eine Menge erwärmender Honigmixturen, die man meiſtens mit getrockneten Früchten zu verſetzen pflegt. Der beſte Honig kommt aus Attica und Candia, ſo wie aus der Moldau und Wallachei.

Fragen wir nach den Weinen, ſo bieten ſich uns folgende Bemerkungen dar. Der gewöhnlichſte iſt der von Tenedos, ein ſehr gutes Gewächs, wovon die eine Sorte dem beſten Burgunder, die andere dem vorzüglichſten Bordeaux gleicht. Dann kommen die griechiſchen und aſiatiſchen Weine, die faſt alle vortrefflich ſind, und wofür eine eigene Niederlage vorhanden iſt. Weinſchenken befinden ſich übrigens in allen Viertheilen der Stadt, beſonders in der Nähe der Thore, ſo wie in allen Dörfern des Bosporus. Man erräth leicht, daß die Wirthe immer nur Griechen ſind.

Für die Türken iſt eben ſo reichlich durch künſtliche Fruchtweine geſorgt. So gibt es deren von Herzkirſchen und Weichſeln, von Maulbeeren und Granatäpfeln; von Lotus, Johannisbeeren und Datteln; von Muscatellerbirnen, Waſſermelonen und Cocosnüſſen, kurz von Früchten der mannichfaltigſten Art. Eine beſondere Gattung bilden noch die abgezogenen Waſſer von Aprikoſen, Maulbeeren, Aepfeln, Pfirſiche, Pflaumen, Smyrnatrauben u. dgl. mehr.

Unter den Eſſigen werden beſonders der Ambraeſſig, der Aepfeleſſig, der Datteleſſig, der Muskatenbirneneſſig und der Roſeneſſig geſchätzt. — Bier von Trieſt, Marſeille u. ſ. w. Desgleichen die vorzüglichſten franzöſiſchen und italieniſchen Liquers, ſo wie Rum und Arak, findet man faſt immer zu Pera in Vorrath. Die reichen Türken beſonders pflegen von den beiden erſten Artikeln ſehr bedeutende Einkäufe zu machen, was aber natürlich ganz im Stillen geſchieht.

Die Caffehäuſer.

Die in Pera, ſowohl die fränkiſchen, als die türkiſchen, wollen nur wenig bedeuten; jene beſonders werden blos von gemeinen Leuten beſucht. Unter dieſen iſt noch das beſte, in der Nähe des ſogenannten Tekke, das heißt eines Kloſters der Mewlevis-Derwiſche, die wegen ihrer religiöſen Rundtänze berühmt ſind. Sehr vorzügliche Cafénés dagegen, dies iſt der türkiſche Name, findet man in der eigentlichen Stadt. Die größten und beſuchteſten darunter ſind die an der Suleimanye. Jedes derſelben hat ſeinen eignen Erzähler, **Meddah** genannt, der die Gäſte mit Mährchen, Rittergeſchichten u. ſ. w. unterhält.

Aller Caffe, der in Conſtantinopel getrunken wird, muß durchaus reiner arabiſcher, oder ſogenannter Mocca-Caffe ſeyn. Es iſt nämlich ein ſtrenges Verbot vorhanden, kraft deſſen kein weſtindiſcher verkauft, ja nicht einmal mit arabiſchem vermiſcht werden darf. Vom Mahlen des Caffes wiſſen übrigens die Türken nichts; ſie ſtoßen denſelben in Mörſern, und zwar zum feinſten Staub. Dabei verſteht ſich, daß die Bohnen vorher geröſtet ſeyn müſſen, was in Backöfen auf Pfannen geſchieht.

Hierbei die Bemerkung, daß eine große, öffentliche Caffefabrik vorhanden iſt, die unter der Aufſicht der Regierung ſteht. Hier wird der Caffe in ungeheuren Maſſen, ſowohl geröſtet, als geſtoßen, und dann im Großen an die Caffewirthe und Gewürzkrämer verkauft. Auch Privatperſonen, die Vorräthe machen können, werden in dieſer Fabrik, eben ſo gut, als wohlfeil bedient. Die herculiſchen Arbeiter, die meiſtens Armenier ſind, werden von den aromatiſchen Düften, die ſie unaufhörlich einathmen, dergeſtalt begeiſtert, daß ſich ihre braunen, ſonſt ſo finſtern Geſichter, in einer Art aufheitern, die wirklich etwas Liebliches hat.

Eigenthümlich iſt auch die türkiſche Zubereitung des Caffes. Man thut nämlich eine beliebige Maſſe des Pulvers, trocken in einen Topf, und läßt ſie ſo lange über einem ſchwachen Kohlfeuer oder in heißer Aſche ſtehen, bis ſie einen angenehmen Geruch von ſich gibt. Jetzt ſchüttelt man ſie drei bis viermal um, gießt warmes Waſſer darauf, und läßt ſie noch ſo lange auf den Kohlen oder in der Aſche, bis oben ein weißer Schaum auffliegt. Dabei iſt aber zu bemerken, daß der Caffe nur leicht aufwallen, jedoch nicht eigentlich ſieden darf.

Hierauf wird derſelbe noch zwei- bis dreimal in verſchiedene Töpfe übergegoſſen, worauf er fertig iſt. Soll derſelbe aber noch geſchwinder abgeklärt werden, ſo ſchlägt man ein naſſes Tuch um den Topf, oder ſchüttet einen Löffel kaltes Waſſer hinein. Kein Türke wird übrigens Zucker, oder noch weniger Rahm zu ſeinem Caffe nehmen; beides wäre ein Greuel für ihn. Wohl aber gebrauchen viele Moſchuspaſtillen oder Ambratäfelchen dabei. Man läßt dieſelben nämlich über Kohlen oder in heißer Aſche in der Taſſe ſelbſt zerſchmelzen und gießt dann heißen Caffe darauf. Ich ſelbſt habe dies vortrefflich gefunden, und trinke den meinigen, wenn auch nach unſerer Art, in der Maſchine zubereitet, eben ſo.

Eines der eben erwähnten Caffehäuſer, an der Suleimanye, iſt auch der Sammelplatz der Opiumeſſer, im Türkiſchen Teriakis genannt. Meiſtens ſind dies Ulemas, Derwiſche und dergleichen geſchäftsloſe Leute, für die das Opium ein tägliches Bedürfniß geworden iſt. Ein ſolcher Teriaki fängt mit einem halben Grane an, und rückt in wenigen Jahren bis zu einer, ja zu anderthalb Drachmen fort. Das Opium wird in Pillen verſchluckt, doch weder Waſſer noch ſonſt etwas darauf getrunken, weil dies eine heftige Kolik verurſacht.

Die Wirkung pflegt ſich ſchon nach ſieben bis acht Minuten zu zeigen, jedoch nach den Temperamenten etwas verſchieden zu ſeyn. Bald ſtellt ſich nämlich ein lauter, tobender Jubelrauſch ein; bald überläßt ſich der Teriaki nur einer gemäßigten Fröhlichkeit. Bald ſingt und ſchwatzt er unaufhörlich in einem Athem fort; bald ruht er, voll ſtillen Entzückens in ſich gekehrt. Wie ſich aber auch die Begeiſterung dieſer Opiumseſſer äuſſern mag, ſie fühlen ſich, nach ihrer einſtimmigen Verſicherung, etwa für eine halbe oder ganze Stunde, was die Doſis beſtimmt, ſo glücklich und überſelig, daß es nicht zu beſchreiben iſt.

Allein nichts wirkt auch ſo lebenszerſtörend als dieſer fortgeſetzte Gebrauch des Opiums. Wenig Jahre, und das Anſehen der Teriakis kündigt eine allgemeine Verderbniß der Säfte an. Bleich, abgemagert, an Gehör und Geſicht geſchwächt, vom Gliederzittern geplagt, bringen ſie ihre Tage, die Augenblicke des Rauſches abgerechnet, in gänzlicher Abſtumpfung hin. Allmählich tritt nun der förmliche Maresmus, mit dem Verluſt der Haare und Zähne, ſo wie mit völliger Taub- und Blindheit ein. Dabei verwachſen die Knochen, und der Körper wird zu einem ſcheußlichen Gerippe abgezehrt.

Am ſchrecklichſten pflegen indeſſen die letzten Jahre eines Teriaki zu ſeyn. Ein unerſättlicher Hunger, ein krankhafter, nie zu befriedigender

Geſchlechtstrieb, ein unaufhörlicher, das ganze Nervenſyſtem durchdringender Schmerz, den ſelbſt das Opium zuletzt nicht mehr zu lindern vermag, peinigen ihn bis zur Verzweiflung. Wer ſich einmal an das Opium gewöhnt hat, ſetzt dieſe Lebensart höchſtens zwölf Jahre lang fort. Gleichwohl hält die Gewißheit eines ſo ſchauderhaften Endes keinen Teriaki von ſeinem Lieblingsgenuſſe zurück. — «Ich weiß das alles» — pflegen ſie auf jede Vorſtellung, gleichgültig zu antworten — «Aber mein Glück iſt zu groß, wenn meine Pille verſchluckt iſt!» — Indeſſen wird dieſe Leidenſchaft als ein Laſter betrachtet, und iſt daher keinesweges ſo allgemein, als man gewöhnlich zu glauben pflegt.

Die Bazars.

Es ſind in der Regel große, viereckigte, gewölbte Hallen, die in Kuppeln ausgehn. In dieſen Waarenhäuſern, oder noch richtiger, auf dieſen Waarenmärkten, findet man alle Produkte der abend- und morgenländiſchen Induſtrie. Das Ganze iſt in regelmäßige Gaſſen abgetheilt, in denen ſich auf beiden Seiten Laden an Laden reiht. Jeder derſelben iſt für einen beſondern Artikel beſtimmt, ſo daß alle Verkäufer deſſelben theils neben einander, theils ſich gegenüber ſtehen. Hiernach ſind zugleich die Gaſſen benannt. Daher die Goldſchmidts- und Tuchhändlergaſſe, die der Parfümeurs und der Conditor, die der Leinwand- und der Waffenhändler, die der Schuſter und Kirſchner, die der Wechsler und Juwelirer, und ſo weiter fort.

Es iſt in der That ein Genuß für mich, ſo in dieſen kühlen Gängen auf und ab zu wandeln, und die Reichthümer des Orients und Occidents in ihrer ganzen Pracht, künſtleriſchen Vollendung und hohen Schönheit, in den mannichfaltigſten Produkten und Formen zu beſchauen. So, um nur einiges anzuführen, hier die eingelegten Büchſen und Piſtolen aus Bruſſa, die Muſeline und Calicos aus Oſtindien, die Damascener-Säbel, tartariſchen Bogen, arabiſchen Lanzen und perſiſchen, wie türkiſchen Dolche aller Art. Dann die Shawls von Angora und Cachemir, die Rubinen aus Bedaſchan, die Perlen von Bahrein *), und die Diamanten aus Golconda.

---

*) Inſelgruppe im Perſiſchen Meerbuſen, wegen der großen Fiſchereien dieſes koſtbaren Erzeugniſſes berühmt.

Hier venetianiſche Seifenkugeln, Schönheitspaſten, Kronleuchter, Spiegel und Trinkgläſer vom feinſten, geſchliffenen Glas. Engliſche und franzöſiſche Tücher, koſtbare Spiel- und Tafel-, Taſchen- und Wanduhren von allen Sorten und allen Preiſen, bis auf die Schwarzwälder Guckgucks hinab. Die Sammte, die parfümirten Handſchuhe, die Schreibpapiere und die künſtlichen Blumen von Genua, neben der deutſchen und ſchweizeriſchen Leinwand, dem ruſſiſchen Pelzwerk und den Seidengazen von Lyon und Paris.

Dann die Eiſenwaaren aus Steyermark, das deutſche und franzöſiſche Porcellan, neben den engliſchen Stahlfabrikaten, dem Wedgwooder Steingut und den Corallenarbeiten aus Marſeille und Livorno. Endlich das ſchwediſche Stangeneiſen, die ſpaniſchen Eſparto-Matten, die Nürnberger Spielwaaren, die Wiener Chokolatenpaſten, und die Zeiſige und Canarienvögel aus dem Tyrol. Dies nur einiges aus der ungeheuren Maſſe von europäiſchen Handelsartikeln, die Conſtantinopel theils zu Lande, theils zur See bezieht.

Sehr anziehend iſt in dem großen, neuen Bazar, beſonders die Parfümeurgaſſe für mich. Hier werden alle nur mögliche wohlriechende Waſſer, Eſſenzen und Oele verkauft. Das beſte Roſenwaſſer kommt von Adrianopel, es wird in bleiernen Flaſchen verſandt. Unter den Eſſenzen zeichnet ſich beſonders die Roſen- und Ambraeſſenz aus. Unter den Oelen ſteht das Roſenöl oben an.

Es giebt nicht weniger als ſechs Sorten davon. So findet man indiſches und perſiſches, ſyriſches und ägyptiſches, türkiſches und tuneſiniſches Roſenöl. Die beiden erſten Sorten ſind die ſtärkſten, dann kommt das von Aleppo und Alexandrien, während das von Scutari und Tunis für das lieblichſte gilt. Aber auch dieſe beiden Sorten ſind noch ſo ſtark, daß die hölzernen Futterale, worin die hermotiſch verſchloſſenen Fläſchchen aufbewahrt werden, in wenig Tagen einen Roſengeruch annehmen, der in vielen Monaten nicht vergeht.

Dieſe Bazars ſind nun den ganzen Tag mit Menſchen angefüllt, und bieten daher ein ſehr buntes, mannichfaltiges Schauſpiel dar. Hierzu tragen auch beſonders die vielen hohen und hellen Farben bei, die den Orientalen ſo eigen ſind. Doch auch in dem größten Gedränge und verworrenſten Gewühle zeichnen ſich Türken und Griechen, Armenier und Juden auf den erſten Anblick aus. Jene durch Stolz und Gravität; dieſe durch Schnelligkeit und Gewandtheit; die Armenier durch Ruhe und Sanftheit, die Juden durch ihr überall gleiches Judenthum.

Noch mehr tritt die Eigenthümlichkeit dieſer vier Nationen in ihrem Benehmen als Verkäufer hervor. Kalt und phlegmatiſch ſitzt der Türke da, gleichſam als gäbe er ſeine Waaren aus Mitleid hin. Sein Preis iſt einmal für allemal gemacht, es geht kein Aſper mehr davon ab. Ohne ein Wort zu verlieren, zieht er daher ſeine Paquete mit Verachtung zurück, ſobald der Käufer auch nur das Mindeſte abdingen will.

Der Grieche dagegen, empfiehlt ſich und ſeine Waaren mit der größten Gewandtheit und Lebendigkeit. Es iſt die vortrefflichſte Sorte, die nur zu finden iſt. Er giebt ſie ſo wohlfeil, als es nur immer ſeyn kann. Er thut dies blos um des Käufers willen, dem er ſich gern verpflichten und ihn zum Kunden behalten will. Tauſendmal ruft er den Himmel zum Zeugen ſeiner Uneigennützigkeit an; er will verdammt ſeyn, wenn er nur einen Aſper dabei gewinnt.

Ganz verſchieden aber benimmt ſich der rechtliche Armenier. Er redet niemanden an, er wartet die Käufer ruhig ab. Höflich, doch immer mit ſtillem Ernſte, legt er ſeine Waaren vor, läßt ſie beſehn und ſagt ſeinen Preis. Aufmerkſam überlegt er nun das Gegengebot und berechnet ſchweigend, ob er es annehmen kann. Endlich ſagt er Ja, oder Nein, wie es ihm möglich iſt. In jenem Falle wird das Geſchäft augenblicklich abgemacht, in dieſem ſucht man ſich durch ein halbes Dutzend Worte zu nähern, und kommt ſo ebenfalls zum Schluß.

Der ſchlaue, geſchäftige Hebräer dagegen, welch' ein Abſtich, wenn man dieſen in ſeinem Laden ſieht. Von Käufern umringt, hat er zwanzig Zungen, fünfzig Augen und hundert Hände zugleich. Nach allen Seiten in Bewegung, dreht er ſich in einer Minute tauſendmal auf dem Abſatz herum. Man mag ihm Grobheiten ſagen, er nimmt ſie unter demüthigen Verbeugungen hin. Man mag ihn drücken wollen, er bittet und fleht, bis man entwaffnet iſt. Allein man nehme ſich wohl in Acht, oder man wird am Ende unbarmherzig geprellt.

Ein ganz eigenthümlicher Bazar der Hauptſtadt iſt der Aegyptiſche, Miſortjarſchuſſi genannt. Hier werden nämlich nichts als die köſtlichen Specereien aus Arabien, Hindoſtan, Perſien und Aegypten verkauft. Die Wohlgerüchen, die man hier einathmet, berauſchen bis zum Entzücken, und theilen ſich den Gewändern auf viele Wochen mit

Die Kaufleute, die mit dieſen köſtlichen Waaren handeln, zeichnen ſich auch wirklich durch eine gewiſſe Poeſie des Ausdruckes, und eine bei Orientalen ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit aus.

Noch habe ich auch den Weiber-Bazar beſucht. Eigentlich ſollte man Mädchen-Bazar ſagen, denn die georgiſchen und circaſſiſchen Sclavenhändler bringen nur dieſe auf den Markt. Auch dieſer Bazar iſt ein weitläuftiges, viereckigtes Gebäude, das ſich aber um einen großen Hof herumzieht. Unten läuft auf allen Seiten eine Gallerie um daſſelbe, worin die zu den obern Wohnungen führenden Thüren angebracht ſind. Dieſe Gallerie und jener Hof iſt es nämlich, wo man die Mädchen bei gutem Wetter und nicht zu großer Hitze zum Verkaufe auszuſtellen pflegt.

Als ich den Bazar beſah, war es gerade ein ſehr ſchöner Tag; die drei- bis vierhundert Mädchen befanden ſich daher im Hofe, in kleine Gruppen zu fünfzehn und fünfzehn vertheilt. Sie hatten nichts als eine Art weißer Kittel an, ſaßen mit verſchränkten Beinen auf Matten, und ſchienen äußerſt luſtig zu ſeyn.

Es fehlte nicht an Liebhabern, die nach ſorgfältigen Unterſuchungen, bald um dieſe, bald um jene zu handeln anfingen, wobei jedoch das

Mädchen, die es betraf, ganz gleichgültig blieb. Die meiſten dieſer Sclavinnen waren runde, üppige Figuren, wie ſie der türkiſche Geſchmack zu verlangen pflegt. Mir gefielen indeſſen nur wenig davon.

Spaziergänge und Umgebungen.

Hier finden wir vor allen die Begräbnißplätze, nördlich von Pera, auf einer Anhöhe, die einen unermeßlichen Horizont umfaßt. Man ſieht hier ganz Conſtantinopel, den Hafen, das Meer von Marmara mit ſeinen Inſeln, und die Küſte von Aſien unter ſich. Dieſes Panorama iſt eben ſo groß, als lieblich in ſeiner Art. Die beſtändige Bewegung von ſo vielen Schiffen aller Größe, von ſchöngeſchmückten Barken, Booten, Caiquen u. ſ. w. Die Perſpektive der Serailſpitze, die Kuppeln und Minarets der Moſcheen in glänzendem Sonnenlicht, endlich die herrlichen Cypreſſengruppen, und die unzähligen, grünenden Pflanzungen in und um der Stadt — Alles erhebt und entzückt das Gemüth.

Wenn man nun dieſe Begräbnißplätze beſucht, ſo findet man zuerſt, rechts den griechiſchen und links den armeniſchen Gottesacker, bis man endlich zu dem türkiſchen kommt. Der griechiſche iſt wenig von den europäiſchen unterſchieden; die Gräber ſind meiſtens mit platten, viereckigten Steinen bedeckt. Der armeniſche iſt mit einem geſchobenen Vierecke von Maulbeerbäumen, und einer Menge Cypreſſen und Tannen beſetzt. Die Gräber ſind mit hohen Sarkophagen von Marmor verziert.

Der türkiſche endlich iſt ganz unregelmäßig mit Cypreſſen bepflanzt; auch ſind die Gräber ohne Ordnung über den ganzen Platz zerſtreut. Viele ſind blos mit hölzernen Kreuzen, andere dagegen mit ſteinernen Turbanen und prächtigen Sarkophagen verſehn. Einige ſind mit Mauern oder hölzernen Barrieren eingefaßt, zum Zeichen, daß es Familiengräber ſind. Nirgends mag es vielleicht ſo hohe, alte und herrliche Cypreſſen geben, als hier. Aber freilich werden auch ihre Wurzeln von den Ueberreſten unzähliger Geſchlechter genährt.

Dieſe Plätze werden nun täglich ſehr zahlreich beſucht. Es iſt ja ſo ſüß, die Gräber geliebter Perſonen wieder zu ſehn. Doch auch hier wandelt neben dem Schmerze, die Freude hin. Auf der Spitze des Hügels befindet ſich nämlich ein Caffehaus, wo alles aus Pera und Galata *) zuſammenſtrömt. Da giebt es denn eine Menge ſchöner Griechinnen und Europäerinnen zu ſehn. Zugleich iſt der große Raſenteppich mit ſingenden, tanzenden und koſenden Gruppen bedeckt. Mit Einbruch der Dämmerung wird dann die Liebe kühner und neues Leben ſproßt über den Gräbern empor.

Ein etwas weiterer, aber auch ſehr angenehmer Ausflug iſt noch Kiaghad-None, deutſch zu den ſüßen Waſſern genannt. Es iſt dies ein ſchöner, von einem Fluſſe durchſtrömter Wieſengrund, am Ende des Haſens, auf der Seite von Pera, wo die Pferde des Großherrn im Frühjahre auf die Weide gehn. Der Tag, wo dies zum erſtenmale geſchicht, iſt ein allgemeines Volksfeſt; ganz Conſtantinopel ſtrömt dann auf dieſe Wieſen hin-

---

*) Eine zweite Vorſtadt von Conſtantinopel, an dem gegenüberliegenden Theile des Haſens, faſt ausſchließend von ausländiſchen Kaufleuten bewohnt. Die Gewölbe und Magazine ſind nämlich dort feuerfeſt, auch überdem mit kupfernen Fenſterladen verſehn.

aus. Man pflegt gewöhnlich zu Waſſer dahin zu fahren.

Kiaghad-None iſt wirklich ein ſehr angenehmes Thal. Man ſieht einen ſchönen Kanal, mit herrlichen, ſchattigen Alleen eingefaßt, Waſſerfälle, Brücken, Kioskes und auf beiden Seiten die üppigſten Wieſen, mit maleriſchen Baumgruppen bedeckt; die Menſchenmenge, die dann herumwogt, iſt unüberſehbar; doch wird man nichts als Männer gewahr. Die Weiber befinden ſich nämlich im Hintergrunde des Ganzen, in einer beſondern Einzäunung. Hier, ſorgfältig bewacht und überdem verſchleiert, unterhalten ſie ſich mit Plaudern und Scherzen aller Art.

Was die Männer anlangt, ſo beluſtigen ſie ſich nach Alter, Stand und Neigung, wie es jedem gefällig iſt. Hier beluſtigen ſich Reiter oder Fußgänger mit dem Geridſpiel, wobei es auf das künſtliche Werfen und Auspariren eines hölzernen Stabes ankommt. Dort ſchießen andere, auf ihre Sophas gelagert, nach Scheiben, die in der gehörigen Entfernung aufgeſtellt ſind Noch weiter ſieht ein Haufen, ernſter, ältlicher Männer den obſcenen Farcen und Pantomimen der griechiſchen Tänzerknaben zu. Endlich ſieht man Tauſende um die Buden und künſtlichen Springbrunnen der Kuchen-

und Sorbethändler herumgelagert, die mit allen möglichen Gebäcken und Erfriſchungen verſehen ſind.

Ein ſehr reizender Aufenthalt iſt auch das ſchöne Wieſenthal, Buyukdere, am Bosporus, wo die Landhäuſer der europäiſchen Geſandten und mehrerer türkiſchen Großen befindlich ſind. Dieſe Villas zeichnen ſich indeſſen, das ruſſiſche ausgenommen, weniger durch ihre Bauart, als durch ihre bequeme Einrichtung und herrliche Lage aus. Hinter denſelben ſteigen terraſſenartig, prächtige Gärten empor, während ſich vorn der unaufhörlich belebte Canal mit ſeinen reizenden Ufern hinzieht.

Jedes dieſer Landhäuſer hat ſeinen eigenen, artigen Kay, der einen Vorſprung macht und zugleich als Seeterraſſe dient. Hier pflegt ſich die Geſellſchaft, während der ganzen ſchönen Jahreszeit, regelmäßig des Abends zu verſammeln, wobei beſonders die Mondſcheinnächte wahrhaft entzückend ſind. Dazu tönen die Geſänge griechiſcher Zitherſpieler herüber, die in ihren Nachen bald vor Anker liegen, bald auf und abwärts ziehn — Das Thal van Buyukdere ſelbſt, iſt ein großer, wilder Garten, mit den herrlichſten Platanen, Granaden- und Mandelbäumen bepflanzt. Sehr merkwürdig ſchien mir beſonders die große, kreisförmige Platanenhalle, worunter man der erquickendeſten Kühlung genießt, und deren Stämme mit unzähligen Fremdennamen bedeckt ſind.

Aeußerſt lieblich iſt auch das Dorf Tharapia, das gleichfalls am Bosporus liegt. Hier befanden ſich die prachtvollen Sommerſitze der ehemaligen, griechiſchen Fürſtenfamilien aus dem Fanal *). Die Umgebungen ſind entzückend ſchön. Dazu die herrliche Bucht und die reine, erquickende Sommerluft, indem die Winde vom ſchwarzen Meere herwehn. Auch das griechiſche Dorf St. Stephano, das hart am Ufer des Meeres di Marmara liegt, iſt ein ſehr angenehmer Aufenthalt. Man findet eine Menge artiger Gärten, mit herrlichen Terraſſen daſelbſt.

Ueberhaupt nichts Schöneres, als die Ufer des Bosporus und des Meeres di Marmara. Hier bietet jede Jahreszeit andere Reize dar. Dazu der Reichthum, die Ueppigkeit und die Mannichfaltigkeit der Vegetation. Es iſt ein hoher Genuß, zwiſchen dieſen reizenden Geſtaden hinzuſchwimmen und alles mit glänzenden, beflügelten Barken

---

*) Eine dritte Vorſtadt von Conſtantinopel, wo ſie ihre Palläſte hatten, und wo der Sitz aller ihrer ariſtocratiſchen Familien war.

bedeckt zu ſehn. Ein romantiſcher Punkt folgt auf den andern; aber jeder hat ſeine eigenthümliche Schönheit; jeder ſpricht das Gemüth durch beſondere Reize an.

Alle Landhäuſer ſind von Holz und angemahlt. Die rothen gehören Türken, eine Farbe, die dieſen ausſchließend zugehört. Die grünen und ſchwarzen ſind griechiſche oder armeniſche, die weißen bezeichnen fränkiſches Eigenthum. Dieſe Leichtigkeit der Bauart, dieſer Wechſel der Farbe und die herrlichen, friſchen, grünenden Baumpflanzungen dazwiſchen, entzücken das Auge ungemein. Der Sommerpallaſt des Sultans beſonders, mit ſeinen Gallerien, Kiosken, zierlichen Rohrjalouſien u. ſ. w. gleicht einem Zauberbau.

Selbſt der ſchwarze Verſchnittene mit ſeinem blinkenden Säbel, der unbeweglich an dem hohen, goldenen Thore wacht, trägt zu dem Magiſchen des Eindrucks bei. In der Nähe dieſes Pallaſtes befindet ſich ein liebliches Thal, Dalma-Baktſche genannt, was ein ſehr angenehmer Spaziergang in der Nähe der Hauptſtadt, am Ufer des Meeres iſt. Man findet ſchöne Fruchtgärten und auch ein Caffehaus daſelbſt.

Noch muß ich der Prinzeninſeln erwähnen, wohin die Fahrt ebenfalls ſehr belohnend iſt Sie liegen am Eingange des Golfes Jsmith (von Nicomedien) ungefähr ſechs Stunden von der Hauptſtadt. Hier iſt es, wo man ſich, mitten unter griechiſchen Landbewohnern, den Vergnügungen der Jagd und Fiſcherei, mit völliger Freiheit überlaſſen kann. Beſonders werden auf der größten und fruchtbarſten derſelben im Herbſte große Wachteljagden angeſtellt. Dieſe Inſel hat nämlich keine Bäume, ſondern iſt blos mit Ciſten u. ſ. w. bedeckt. Die Wachteln werden daher mit Schroot geſchoſſen, wobei man ſich der Hühnerhunde bedient. Sie finden ſich in ungeheurer Menge ein, und zeichnen ſich durch ihre Fettigkeit aus.

Das ſchöne Geſchlecht.

Ich komme zu dem letzten Genuſſe, der gleichſam der Silberblick des Lebens iſt, und womit aller Epicuräismus beginnt und aufhört. Wer erräth nicht, daß von den Frauen die Rede ſeyn wird, wäre es auch nicht ſchon in der Ueberſchrift geſagt? Es ſind die Griechinnen, die Jüdinnen und die Türkinnen, deren Charakteriſtik uns beſchäftigen ſoll.

Nichts Reizenderes, als eine junge Griechin in ihrer Blüthenzeit. Die reinſten, edelſten Formen, die feinſten regelmäßigſten Züge, die ſchönſten, ſeelenvollſten Augen, die es geben kann. Dazu eine Lebhaftigkeit und eine Grazie, die unbeſchreiblich ſind. Endlich eine Leichtigkeit und Geläufigkeit der Sprache, die durch die harmoniſchen Töne dieſes Idiomes noch zauberiſcher wird.

Der Anfang einer Bekanntſchaft bietet, wie überall, nur die Ausſicht der Gewährung dar. Aber einige Tage, aus denen eine Woche geworden iſt, einige Wochen, aus denen ſich ein Monat gebildet hat, und auch hier erſcheint der Augenblick, der das Zutrauen bindet und die Herzen für immer verknüpft. Von nun an gehört der «Buſenfreund» zu dem Winterkreiſe des Tendours.

Der Tendour iſt ein viereckigter, bald größerer, bald kleiner Tiſch, der mit zwei großen, geſteppten, ſeidenen Decken belegt wird, die auf allen Seiten bis auf den Boden hinabgehn. Unter demſelben befindet ſich eine Art Keſſel mit ausgeglühten Kohlen, wodurch der eingeſchloſſene Raum ſehr gut erwärmt wird. Hier reiht ſich nun die Geſellſchaft, Abends bei einer Kryſtallampe, in lauter vertraulichen Pärchen an einander, gerade ſo, wie man z. B. im ſüdlichen Frankreich vor dem Kamine ſitzt.

Das Eigenthümliche dieſer Tendourscirkel aber

Bayerische

iſt wirklich bemerkenswerth. Alle Sitzenden ziehen nämlich die Decke über ſich, doch ſo, daß Niemand die Hände verbirgt. Dafür entſchädigt man ſich durch andere Berührungen, wobei beſonders den Füßen und Füßchen eine Hauptrolle zugetheilt iſt. Unter andern werden die Liebesbriefe in die Schuhe oder Pantoffeln geſteckt, und mit der größten Leichtigkeit vertauſcht. Zugleich giebt es Geſellſchaftsſpiele und muſikaliſche Unterhaltungen; auch werden candirte Früchte und feine Gebäcke aufgeſetzt. Alles iſt auf die Sinnlichkeit berechnet; doch feine geiſtige Bildung erwarte und fordere man nicht.

Noch materieller, aber in ihrer Art eben ſo ſchön, als die Griechinnen, ſind die Jüdinnen, beſonders die der reichen und wohlhabenden Klaſſen, deren es hier ſehr viele gibt. Man hat mich verſichert, daß die volle Entwickelung derſelben, ſehr häufig, ſchon im zwölften oder dreizehnten Jahre einzutreten pflegt. Dafür neigen ſie ſich aber auch, bereits im zwanzigſten zu einer Beleibtheit hin, die ihren Jugendreizen großen Abbruch thut.

Alle dieſe Iſraelitinnen haben indeſſen, was Liebesgeſchäfte anlangt, einen ſehr ausgezeichneten Ruf. Dabei wird ihre Treue und „Kauſcherheit", wie ich ſelbſt bezeugen muß, mit vollem Rechte gerühmt. Die jüdiſchen Frauen der niedern

Klaſſen haben jene Geſchäfte in eine Art Handelsſyſtem gebracht, das mit eben ſoviel Geſchicklichkeit, als Erfolg von ihnen betrieben wird.

Schöne Jüdinnen der reichen Klaſſe, laſſen ſich dann und wann ſelbſt zu ganz armen Türken herab, ſobald deren Jugend, Geſtalt und übrige Eigenſchaften verführeriſch ſind. Ich erinnere mich eines ſolchen Beiſpieles, das ich doch, um des ſonderbaren Ausganges willen, erzählen will.

Wir hatten in Buyukdere gefrühſtückt und wandelten dann, unter dem Geſange von tauſend Nachtigallen, zwiſchen den blühenden Gebüſchen umher. Unvermuthet ſtießen wir auf ein kleines Landhaus, das mit einem artigen Garten umgeben war. Bald erſchien ein junger, ſchöner Türk, ſtellte ſich unter das eine Gitterfenſter, und ſang dann zu den Tönen ſeines Tamburs, einer Art Mandoline, ein Liebeslied. Es war recht artig; beſonders gefiel uns die ſchöne Schlußſtrophe, die ſich ungefähr folgendermaßen überſetzen läßt:

Es flattert von Buſch' zu Buſche
Die ſüße Nachtigall.
Sie wählet die ſchönſten Roſen,
Und bleibt dem Plätzchen dann treu.
So gaukelt' ich zwiſchen den Mädchen,

Doch keine feſſelte mich.
Als aber ich dich erblickte,
Dich, meiner Augen Licht,
Ward ich dein treuer Sclave,
Und bleib' es mein Lebenlang.

Kaum hatte er geendigt, ſo ward das Gitter geöffnet, und eine weiße, niedliche Hand ließ einen Roſenſtrauß fallen, der mit vieler Kunſt gewunden ſchien. Der junge Türke hob ihn auf, drückte ihn mit Entzücken an ſich, machte noch einige Zeichen gegen das Gitter und ſchlüpfte in das Haus. Nach ſeiner Kleidung zu ſchließen, war er nichts mehr, als ein armer Waſſerträger; aber groß und ſchön, wie nur ein Morgenländer es ſeyn kann. Kein Zweifel, daß hier eine verliebte Zuſammenkunft ſtatt fand.

So war es denn auch in der That; denn ſchon nach einem Monat ſprach ganz Pera davon. Dieſer Umgang hatte nämlich die gewöhnlichen Folgen gehabt, und das Mädchen, die einzige Tochter eines ſehr reichen Juden, ihrem Vater Alles entdeckt. Man denke ſich den Schreck und den Schmerz des alten Mannes, eines Millionärs, da das Kind, nach dem türkiſchen Geſetze, im Islam zu erziehen war.

Indeſſen fand der Rabbi, der zu Rathe gezogen wurde, endlich einen ſehr glücklichen Ausweg. Es kam nämlich darauf an, den jungen Türken durch eine anſehnliche Summe dahin zu vermögen, daß er weder die Lieb- noch Vaterſchaft eingeſtand. Dann ſollte das Kind für ein jüdiſches ausgegeben und ſo die Sache abgethan ſeyn.

Der Verſuch ward alſo gemacht, und man bot dem Waſſerträger zehntauſend Piaſter an. Allein er wollte weder ſeiner Geliebten, noch ſeinem Kinde entſagen, und ſchlug alles aus. Man ſteigerte nun die Summe auf dreißigtauſend Piaſter; doch er blieb abermals bei ſeinem Sinn. Jetzt ſtieg man endlich zu hunderttauſenden, wodurch er ſich endlich beſtimmen ließ. Er erhielt demnach eine förmliche, von dem Rabbi mitunterzeichnete Verſchreibung darüber, doch ward dabei feſtgeſetzt, daß er ſeine Erklärung vor dem Cadi zu geben verbunden ſey. Der junge Mann verſtand ſich zu Allem, wiewohl das arme Mädchen bittere Thränen vergoß.

Am feſtgeſetzten Tage fanden ſich demnach beide Partheien vor dem Cadi ein. Der Waſſerträger ward gefragt, ob er der Geliebte der Jüdin, und folglich der Vater des Kindes ſey, das ſie unter ihrem Herzen trug. — «Ja beides!» — antwortete er mit feſter Stimme, beſchwor es nach der gewöhnlichen Formel bei Mohamed, und übergab zugleich die Verſchreibung. — «Affrum Sacca!» — «Recht ſo, Waſſerträger! rief jetzt das Mädchen freudig und ſtreckte die Arme nach ihm aus, während der alte Vater, bleich wie der Tod, zu Boden ſank.

«Hier — entſchied der Cadi, indem er dem Mädchen die Verſchreibung überreichte — «Hier, Jüdin Rachel iſt deine Mitgift! Dein Vater wird ſie dir auszahlen, ſo lieb ihm ſein Kopf iſt! Heirathe deinen Sacca! Sollte er dich aber einſt wider Erwartung verſtoßen, ſo zahlt er dir das Geld zurück, damit es deinem Kinde verbleibt.» — Mit dieſem ſehr gerechten Urtheile ging die Sache aus, und die Ehe wird, allem Vermuthen nach, ſehr glücklich geweſen ſeyn.

Ich komme nun zu den Türkinnen, wiewohl ich von dieſen nicht aus eigener Erfahrung ſprechen kann. Ein italieniſcher Architekt indeſſen, der mehrere Abentheuer dieſer Art beſtanden hat, theilte mir folgende, recht artige Einzelnheiten darüber mit. Mit jungen, unverheiratheten Türkinnen ein Verſtändniß anzuknüpfen iſt unmöglich, denn ſie werden von den Müttern auf das ſtrengſte bewacht, und kommen des Jahres vielleicht nicht dreimal aus.

Ganz anders aber iſt es mit jungen, verheiratheten Frauen, beſonders wenn ſie aus den reichen und wohlhabenden Klaſſen ſind. Dieſe genießen weit größerer Freiheit, dürfen nach Belieben ausgehn, wobei ſie blos eine vertraute Sclavin bei ſich haben, und durchſtreifen auf dieſe Art die ganze Stadt. Wiewohl ſie nun dabei in ihre großen Oberkleider gehüllt, auch überdem verſchleiert ſeyn müſſen; ſo hat ſie dennoch der Inſtinkt auf ein Syſtem von Koketterie geführt, das wirklich meiſterhaft iſt.

Das Oberkleid (Feretje) iſt nämlich vorn blos überſchlagen, aber nicht zugeknöpft. Die Schönen wiſſen es daher, ſobald ein junger Franke kommt, ſo geſchickt auseinander zu ſchlagen, daß ihre ganze koſtbare Unterkleidung ſichtbar wird. Da ſich nun dieſe an alle Formen anſchließt, ſo erſcheinen ſie in der ganzen Herrlichkeit ihrer Geſtalt. Der Buſen beſonders, der blos mit durchſichtigem Muſſelin bedeckt iſt, bietet dem Blicke alle ſeine Schönheiten dar.

Zu gleicher Zeit wird der Schleier, vermittelſt eines kleinen Kunſtgriffes, ſo behend verſchoben, daß das ganze reizende Geſicht, mit ſeinen brennenden, beredten Augen, ſeinen Corallenlippen und dem ſüßen Lächeln der Wolluſt ſichtbar wird.

In demſelben Augenblicke ſchlüpft auch ein weißes, niedliches Händchen, deſſen ſämmtliche Finger mit Diamanten bedeckt ſind, aus dem weiten Ermel des Oberkleides hervor, und vergißt ebenfalls ſein bedeutſames Zeichen nicht. Endlich wird auch ein zierliches Füßchen ſichtbar, das ſich gleichfalls geltend zu machen weiß.

Ein Franke, der dieſen Frauen gefällt und den ſie begünſtigen wollen, erhält meiſtens nach einem oder zwei Tagen, ſobald ſeine Wohnung ausgemittelt iſt, eine zärtliche Botſchaft. Hierzu werden alte Jüdinnen gebraucht, die mit Schönheitsmitteln und dergleichen handeln, und denen der Zutritt in alle Harems offen ſteht.

Eine ſolche Unterhändlerin holt dann den Auserwählten zu der feſtgeſetzten Stunde ab, und führt ihn entweder in ihr eigenes oder in ein anderes dazu beſtimmtes Haus. Alle dieſe Zuſammenkünfte finden nämlich in dem Judenquartiere ſtatt, wo für Geld und gute Worte alle dazu nöthigen Bequemlichkeiten zu finden ſind.

In den Harems ſelbſt dagegen gibt es nur ſelten zärtliche Unterhaltungen dieſer Art, ob es gleich auch nicht ganz an Beiſpielen davon fehlt. Dann aber iſt es durchaus nöthig, daß der Begünſtigte Frauenkleider anlegt, und ſo von einer vertrauten Sclavin, meiſtens Vormittags, wo faſt alle Männer ihren Geſchäften nachgehen, eingeführt wird.

Dabei kommt den Frauen allerdings ein Vorrecht zu ſtatten, das ſie mit großer Sorgfalt zu bewahren befliſſen ſind. Kein Mann darf nämlich wagen, ſeinen Harem zu betreten, ſobald am Eingange deſſelben fremde Frauenpantoffeln ſtehn. Dies iſt nämlich das Zeichen, daß beſuchende Freundinnen darin ſind. Die Frauen anderer Männer aber zu ſehen, erlaubt ſich ein Türk um keinen Preis.

Die Formen der Frauen ſind ſo ſchön, wie man es nur verlangen kann. Dabei iſt ihre Haut von einer Feinheit, einer Weiße und einem Glanze, die, nach der Verſicherung meines Gewährmannes, einzig ſind.

Ueberdem ſind ſie die Reinlichkeit ſelbſt, und haben in hohem Grade jene entzückende Anziehungs- und Schließkraft, was unſtreitig eine Folge ihrer Bäder iſt.

In der Regel bleiben alle Verbindungen und Zuſammenkünfte, bei der wohlbezahlten Verſchwiegenheit der Jüdinnen und Sclavinnen, unentdeckt. Dann und wann indeſſen findet ſich dennoch ein Beiſpiel vom Gegentheil, wo es denn freilich den armen Frauen ſehr übel geht. Aber auch die Franken müſſen, beſonders beim Anknüpfen ſolcher Bekanntſchaften, die äußerſte Vorſicht beobachten, um nicht das Opfer ihrer Liebſchaften zu ſeyn.

Mein Gewährsmann erzählte mir bei dieſer Gelegenheit, wie es vor einiger Zeit einem jungen, neapolitaniſchen Kaufmanne gegangen war. Dieſer begegnete nämlich auf dem Atmeidan einer jungen, ſchönen Türkin, die ſich als ſolche durch das beſchriebene, cokettirende Spiel zu erkennen gab und ihm ein paar wolluſtathmende Blicke zuwarf.

Er gieng ihr nach, und folgte ihr anfangs in den Bazar u. ſ. w. zuletzt aber ſelbſt bis an ihre Wohnung, was äußerſt unvorſichtig war. Indeſſen äußerte die Schöne ihr Wohlgefallen durch einige neue Blicke, und ſchlürfte mit einem ſehr bedeutſamen Kopfnicken, nebſt ihrer Sclavin, in das Haus.

Der junge Mann glaubte, ſie verſtanden zu haben, und fand ſich daher am folgenden Vormittage, um dieſelbe Stunde, auf dem Atmeidan ein. Wirklich dauerte es auch nicht lange, als die Schöne abermals mit ihrer Sclavin erſchien, die ein groſſes Paket trug. Unſer junger Mann ward nicht nur mit den zärtlichſten Blicken begrüßt, ſondern auch durch ein Zeichen eingeladen, mitzugehn. Er folgte ihr daher auf dem Fuße, bis in das oben erwähnte Judenquartier nach.

Hier angekommen, trat ſie mit der Sclavin in einen Kramladen und winkte dem Auserwählten abermals. So gelangten alle drei, über einen Hof, in ein Zimmer, das zu dergleichen Zuſammenkünften vollkommen paſſend ſchien. Unſer junger Mann zitterte vor Freude, und zählte jeden Augenblick. Aber wie groß war ſein Entſetzen, als die Sclavin ihr Oberkleid nebſt dem Schleier abwarf, und ein dicker, ſtarker Türk mit einem ſchwarzen Barte und einem Dolche in der Hand, haſtig auf ihn zuſchritt.

«Chriſtenhund!» — hub der Unhold mit einer Donnerſtimme an — «Ich ſah dich geſtern an meiner Thür! Du haſt mich und mein Weib beſchimpft! Jetzt wähle zwiſchen dem Spießen oder dem Turban; du haſt fünf Minuten Zeit!» — Zugleich öfnete er das Paket, worin ein vollſtändiger, türkiſcher Anzug befindlich war, während die arme Frau, an allen Gliedern zitternd, in Thränen zerfloß. Der Neapolitaner war wie vom Donner getroffen und ſtarrte ſchweigend vor ſich hin.

In dieſem Augenblicke öfnete ſich die Thür und hereintrat der Jude, der Eigenthümer des Hauſes, und bat ſeine Vermittlung an. — Mit einer anſtändigen Summe ſey alles abzumachen und das fehle ja, allem Anſchein nach, dem Herrn Franken nicht. Meiſter Halib, der reichſte Sattler von Stambul, würde doch auch ein Wort mit ſich ſprechen laſſen; es ſey ja im Grunde noch kein Schade geſchehen. Ein ſtiller Vergleich wäre gewiß das Beſte, denn wozu das Anbringen beim Cadi. Er für ſich verlange nur eine Kleinigkeit für ſeine Bemühung, ſchon zufrieden, einem Herrn Franken nützlich geweſen zu ſeyn.

So ging es eine zeitlang fort, bis man endlich, nach langem Hin- und Herreden, über die Summe von dreitauſend Piaſtern einig ward. Dem zu Folge zog der junge Kaufmann den Werth auf einen Handelsfreund, an die Ordre von Meiſter Halib, gab dem Juden ein Dutzend Ducaten und durfte dann ſeines Weges gehn. Man kann aber leicht denken, daß er von ſeinem Geſchmacke an ſolchen Abentheuern für immer geheilt war.

Mein
Winter in Norwegen.
1821 – 1822.

1.

Ich befand mich als Supercargo, am Bord der Conſtantia, Capitain Nielſen, die ohngefähr zwei Stunden vor Archangel vor Anker lag. Wir hatten nämlich zwei Monate warten müſſen, ehe die für uns beſtimmte Ladung an Talg, Getreide, Matten u. ſ. w. zuſammen gebracht ward. Endlich am 11. October 1821 konnten wir mit noch zwei andern Schiffen, als die Letzten für dieſes Jahr, unter Segel gehn. Wir waren ſämmtlich nach Holland beſtimmt.

Langſam ſteuerten wir nun, Morgens um neun Uhr, mit ſchwachem Südoſtwinde und halber Ebbe, vollends den Strom hinab, der bereits ſtark mit Eiſe ging. Die ganze öde Gegend war mit Schnee bedeckt und der Himmel in düſtere Wolken gehüllt. Indeſſen hatten wir nur fünf Grad Kälte und ſpürten, in unſeren großen Pelzröcken, faſt gar nichts davon.

So erreichten wir gegen ein Uhr die Mündung der Dwina und legten auf eine Viertelſtunde bei.

Dies geſchah, um das Lootſenboot herabzulaſſen, das wegen dem Treibeiſe, bisher aufgehißt geweſen war. Unterdeſſen erhielt der Lootſe mit ſeinen Leuten, noch den gewöhnlichen Abſchiedstrunk und verließ uns dann, um nach dem Hafenflecken zurück zu gehn. Wir aber kamen glücklich in See, während die flache Küſte, nach wenig Minuten, in grauen Nebel verſank.

Keine halbe Stunde und der Wind friſchte zu unſerem Vortheile bedeutend auf. Raſch und luſtig ging es daher vorwärts; alles verſprach uns eine ſehr günſtige Fahrt. Wir aßen nun bei einem guten Feuer zu Mittag, und begannen damit unſere gewöhnliche Seetagsordnung. Dieſe war freilich einförmig genug, wie man leicht denken kann. Wer indeſſen einmal an lange Seereiſen gewöhnt iſt, der hilft ſich dennoch auf mancherlei Art. Hier eine kleine Skizze davon.

Um ſechs Uhr Morgens aufgeſtanden, um ſieben das erſte Frühſtück. Dann bis neun Uhr, wo es erſt hell wird, an den Tagebüchern u. ſ. w. gearbeitet. Jetzt der Capitain auf das Verdeck, um allerhand anzuordnen oder nachzuſehn, ich an irgend eine Zeichnung. Um eilf Uhr zweites Frühſtück, dann der Bericht des Steuermanns über den Zuſtand und die Aufführung der Mannſchaft. Um

Mittag ein Spaziergang auf dem Verdecke, länger oder kürzer, je nachdem die Witterung iſt.

Um zwei Uhr, auch wohl etwas ſpäter, Mittagseſſen und dann ein kleines Spiel, bis der Capitain um vier die Wache übernimmt. Nunmehr zu meiner Violine und dann zu einem Buche, von der Laune gewählt. Wir haben nämlich die bekannte Zwickauer Etuibibliothek und eine ähnliche, engliſche von Reiſebeſchreibungen an Bord. Um acht Uhr, nach der Wache, Abendeſſen und bei einem Glaſe Madera, Geſpräche bis zehn Uhr. Dann jeder ſeine Schlafſtelle geſucht. Für den Capitain alle Stunden die gewöhnliche Meldung.

2.

Die zwei folgenden Tage blieb der Wind ſtätig und der Himmel erheiterte ſich. Capitain Nielſen hatte mit denen der zwei andern Schiffe verabredet, einerlei Curs zu halten; ſie ſegelten demnach auf einer Linie mit uns. Für den äußerſten Nothfall war Drontheim zum Sammel- und Ueberwinterungsplatze beſtimmt. Beim Abendeſſen ſagte mir der Capitain, wir würden mit dieſem Winde am nächſten Morgen um Cap Swetol herum ſeyn. Es war ſeine vierte Reiſe nach und von Archangel; man konnte ihm, ſo zu ſagen, blindlings vertraun.

Am nächſten Tage den 14. October, einem Sonntage, ward dem Capitain um vier Uhr Morgens gemeldet, daß gänzliche Windſtille eingetreten ſey. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: «Böſes Anzeichen in dieſem Meer! Ich fürchte, es gibt etwas!» — Wir ſtanden nun beide auf und nahmen die Karte vor. — «Nach dem Curſe dieſer Nacht» — fuhr er fort — «müſſen wir beſtimmt um Cap Swetoi herum und im Angeſichte der Küſte ſeyn!» — Er machte nun ſeine Berechnungen und ging dann auf das Verdeck. Ich begleitete ihn.

Der Mond, von einem großen Hof umgeben, ſtand zwiſchen zerriſſenen, grauſchwarzen Wolken, kalt und bleich am Firmament. Unſer treuer, neufundländiſcher Hund, der ſein Lager in der Küche hatte, kam zu uns und bellte ihn mit heiſerer Stimme an. Das Schiff ſtand faſt unbeweglich; die Wellen ebneten ſich ſchon. Wir ſahen die Lichter unſerer Begleitungsſchiffe in geringer Entfernung neben uns und gingen endlich wieder in die Cajüte hinab.

Um ſechs Uhr gab der Capitän Befehl, die Lükken zu öffnen, und nach der Ladung zu ſehn. Der Steuermann und die nöthigen Leute ſtiegen daher mit Laternen hinab und fanden, daß faſt Alles in guter Ordnung ſchien. Nur wurde bemerkt, daß ſich das Bett des Getreides *) auf beiden Seiten des Vorſchlages erhoben hatte, folglich verſchoben war.

Der Capitän und ich begaben uns nun ſelbſt hinunter und fanden freilich, daß dies allerdings nicht zum Beſten ausſah. Es ward daher beſchloſſen, wegen der nöthigen Abänderung, unverzüglich an die Arbeit zu gehn. Als es nun endlich Tag geworden war, beſtätigte ſich die Vorherſagung des Capitäns wegen unſerer Umſeglung des Caps Swetoi und der Annäherung an die Küſte von Lappland. Dieſe ungeheuren Schneefelſen zogen ſich wie Zaubercoloſſe vor uns hin.

Das Meer ward unterdeſſen immer ruhiger,

---

*) Der Theil des Raumes, worin das Getreide loos, d. h. nicht in Säcken, aufgeſchüttet liegt, iſt der Länge nach durch eine bretterne Scheidewand in zwei Hälften abgetheilt. Jede derſelben wird auf dem Boden und den Seiten mit Reiſig belegt, und dieſes mit Baſtmatten bedeckt. Dies iſt das ſogenannte Bett, worauf das Getreide geſchüttet wird.

und ſchon kamen hier und dort allerhand große Seethiere zum Vorſchein. Die Luft war gänzlich ſtill, die Wolken ſchienen bewegungslos; wir trafen demnach alle Einrichtungen, die vor einem groſſen Sturme gewöhnlich ſind. So wurden demnach z. B. alle Raaen und Stengen geſtrichen, und alle Segel, bis auf zwei kleinere, eingereft. Anderer Vorkehrungen nicht zu gedenken, um nicht zu weitläufig zu ſeyn.

3.

Nach ein Uhr Nachmittags umzog ſich der Himmel mit ſo düſtern Wolken, daß es beinahe eben ſo dunkel ward, als es z. B. in Deutſchland in dieſem Monate gegen halb fünf Uhr zu ſeyn pflegt. Indeſſen verbreiteten die beſchneiten Küſten von Lappland einen ſo hellen Lichtſchimmer, daß man dabei noch immer grobe Schrift zu leſen im Stande war. Auch hatten die Wellen, wiewohl nichts weniger als hoch, ihren gewöhnlichen Feuerglanz.

Um fünf Uhr fing der Wind an, in Oſt-Nord-Oſt ſo gewaltig aufzufriſchen, daß das Meer in große Bewegung gerieth. Er wäre uns eigentlich nicht ganz ungünſtig geweſen, hätten wir nur alle Segel zu führen gewagt. Der Capitän war etwas peinlich. «Wenn es aus dieſem Viertel losbricht» — ſagte er — «ſo bleibt uns nichts übrig, als eine freiwillige Strandung.» — Wir gingen jetzt in die Cajüte hinab, um ein Glas Wein zu trinken; man wird aber leicht glauben, daß an kein Schlafengehen zu denken war.

Nach drei Uhr Morgens, am 15. October, ſprang der Wind plötzlich nach Südoſt um und ward in kurzem zu einem völligen Orcan. Das Meer wogte auf eine furchtbare Art. Dabei ward das Schiff ſo ſchrecklich herumgeworfen, daß es jeden Augenblick zu zerberſten ſchien. Wir trieben vor dem wilden Sturme, als wäre es ſchon ein Wrak. Der Capitän, ich ſelbſt und unſere ganze Mannſchaft, wir hatten uns an die Schiffswinde feſtgebunden, um nicht von den Stürzſeen weggeſpült zu werden, deren Wuth und Höhe entſetzlich war.

Jetzt füllte ſich nun das Schiff, von Stunde zu Stunde, immermehr mit Waſſer an. Vergebens arbeiteten wir ſämmtlich an den Pumpen; wir konnten es nicht bezwingen; es war eine Unmöglichkeit. Dabei bemerkten wir mit Schrecken, daß ſich das Getreide gelöſt hatte und befürchteten daher Alles wegen der Scheidewand.

In dieſer ſchrecklichen Noth befahl der Capitän die Maſten zu kappen, weil dieſes noch das einzige

Mittel zu unſerer Rettung ſchien. Endlich brach, ungefähr gegen eilf Uhr, eine Art von Tag für uns an. Wir ſahen links eine hohe, beſchneite Küſte vor uns, aus deren Geſtaltung u. ſ. w. der Capitän mit Grunde ſchloß, daß wir weſtlich vom Nordcap ſeyen. Er machte daher die Mannſchaft mit ſeinem Entſchluſſe, das Schiff auf den Strand zu ſetzen, bekannt und ertheilte die nöthigen Befehle dazu.

Es mochte etwa gegen ein Uhr ſeyn, als wir die Küſte, auf die wir immer zugeſteuert hatten, in der geringen Entfernung von einer halben Stunde, deutlich vor uns ſahn. Es war ein Fiord, d. h. ein kurzer, ſchmaler Seearm, von Felſen eingefaßt, der dem Capitän zum Strandungspunkte am beſten ſchien. So ward das Schiff gewendet, und ſo trieben wir mit Wind und Fluth pfeilſchnell in den Fiord hinein. Endlich ein entſetzlicher Stoß und wir ſaßen zwiſchen den Felſen, auf dem Eiſe feſt. Alles war voll Freude und jeder von der Mannſchaft erhielt eine Extraration.

4.

Das erſte, was der Capitän jetzt aus dem Schiffe zu nehmen befahl, waren die Segel, die Betten die Eßwaaren, die geiſtigen Getränke, die Ruder und das Brennholz. Die Mannſchaft arbeitete mit aller Macht; ſo daß um ſieben Uhr Abends, bei dem herrlichen Vollmondsſcheine, alles an's Land gebracht war. Es wurden nun, mit Hülfe der Ruder und Segel, mehrere Zelte errichtet, auch große Feuer angemacht. Alles ſetzte ſich dann zum Abendeſſen, das aber freilich nur aus Pökelfleiſch und Kartoffeln beſtand.

Unterdeſſen ward unſer Hund vermißt. Wir glaubten ihn noch an Bord; allein alle unſere Leute verſicherten das Gegentheil. Dies bekümmerte uns nicht wenig, denn es war ein eben ſo treues, als nützliches Thier. Auf einmal, ſiehe, da hörten wir, ſüdwärts her, ſein lautes Bellen, das immer näher zu kommen ſchien. Noch einige Minuten und da erſchien unſer treuer Triton, von zwei Lappen begleitet, von denen er den einen gar manierlich an dem Zipfel ſeines Pelzkittels fortzog.

Man kann denken, wie ſehr wir uns freuten, Einwohner zu ſehn. Es waren Fiſcher; ſie hatten ihre Hütten, ungefähr eine Viertelſtunde von unſerem Landungsplatz. Triton, wahrſcheinlich durch den Geruch geleitet, war dahin gelaufen und hatte nicht eher geruht, bis er ſie mit ſich fortgehen ſah. Sie ſagten uns, daß wir nur zwei Stunden von

Alten wären, was ebenfalls an einem Seearme liegt.

Der Capitän war hierüber ſehr erfreut, denn er war früher ſchon einmal in dieſem artigen Seeflecken eingelaufen, und daſelbſt ſehr wohl bekannt. Wir behielten die Lappen bei uns, bewirtheten ſie aufs beſte und brachten die Nacht, um unſere Feuer gelagert, ganz erträglich zu. Die Wachen, wie auf dem Schiffe eingetheilt, ſorgten nämlich dafür, daß immer nachgelegt ward; überdem hatten wir höchſtens eine Kälte von vier Grad.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, berathſchlagten wir nun, mit Zuziehung des Steuermanns, was unter dieſen Umſtänden in Anſehung des Schiffes zu beſchließen ſey. Die einſtimmige Meinung ging endlich dahin, es am erſten günſtigen Tage längs der Küſte nach Alten bugſiren zu laſſen, wo in dem Fiord, hart an dem Ufer, die beſte Gelegenheit zum Ueberwintern iſt.

Alles ſollte daher wieder eingeſchifft werden, mit Ausnahme der Cajütenvorräthe und geiſtigen Getränke, die man zu Lande fortſchaffen zu laſſen beſchloß. Zugleich hielt es der Capitän und ich, fürs beſte, wegen der nöthigen Anſtalten und Anordnungen, ſelbſt nach Alten zu gehn. Dies geſchah denn auch gegen zehn Uhr, während dem Steuermann der Oberbefehl übergeben ward.

Der Weg lief nahe am Strande hin; wir bemerkten mit Freude, daß das Meer immer ruhiger ward. Wirklich hatte ſich auch der Wind faſt ganz gelegt und alles deutete auf gute Witterung. Bald erreichten wir nun die Hütten unſerer Lappen und theilten unter die Weiber und Kinder einige kleine Geſchenke aus. So langten wir endlich nach zwölf Uhr, wohlgemuth in Alten an. Triton begleitete uns.

5.

Der erſte Kaufmann in dieſem artigen Seeflecken iſt Herr S — d. Da der Capitän ihn ſchon von einigen Jahren her kannte, begaben wir uns ſogleich zu ihm, und wurden von dem guten, alten Herrn mit großer Herzlichkeit begrüßt. Noch ſehe ich ihn in ſeinem grünen Pelzſchlafrocke, ſeinen großen Filzſtiefeln, ſeiner hohen Sammtmütze, mit Seeotterfell verbrämt und eine lange, türkiſche Pfeife in der Hand, leibhaftig vor mir ſtehn. Bei einem Glaſe Morgenwein ward nun vor allem das Geſchäft in's Reine gebracht.

Eben ſchlug es zwei Uhr, als das reizende

Töchterlein Johanna hereintrat, und uns gar freundlich und holdſelig in das anſtoßende Zimmer, zum Mittagseſſen einlud. Wir zögerten keinen Augenblick und bekamen unſere Plätze, rechts und links neben ihr. Sie legte mit vieler Zierlichkeit vor, entſchuldigte ſich aber, halb im Ernſte und halb im Scherze, daß alles auf norwegiſche Weiſe zubereitet ſey. Von nun an ſollten aber auch holländiſche und engliſche Gerichte kommen, denn ſie verſtehe ſich ebenfalls darauf.

Wir küßten ihr jeder das liebe, warme Händchen, das uns am nächſten war, und bewieſen ihr die Güte ihrer norwegiſchen Kochkunſt durch unſern, in Wahrheit recht ſeemänniſchen Appetit. Da gab es denn zuerſt eine Sagoſuppe mit Sardellen; dann Stockfiſch, weiß und zart, wie holländiſches Weizenbrod, mit großen Roſinen; dann einen Pudding mit Bickling- und Schinkenſchnitten, und eingemachten Moltebeeren dazu; endlich ein Fricaſſee von Birkhühnern, das in einer Auſterſauce ſchwamm.

Wir ſprachen dabei viel und mancherlei von Archangel, von der Tracht und den Sitten der dortigen Frauen, von den Spitzberger Pelzjägern, die wir hatten abzehen ſehen und von dergleichen mehr. Dazu tranken wir einen guten Maderawein, womit Herr S — b nach ſeiner freundlichen Verſicherung ſehr reichlich verſehen war. Zum Nachtiſch hatten wir herrlichen Cheſterkäſe, Holſteiniſches Franzobſt, und eine Art recht wohlſchmeckenden Zwieback. Licht brannten wir ſchon ſeit halb drei Uhr.

Als wir endlich gegen vier vom Tiſch aufſtanden, fühlte ich ſehr lebhaft, daß mein Herz an die liebe Johanna verloren war. Je mehr ich ſie angeſehen hatte, deſto mehr hatte ſie mich angezogen und ich glaube, daß es ihr in Anſehung meiner, allem Vermuthen nach, eben ſo ging.

Wirklich war ſie ſo belebt und heiter, daß es ſelbſt dem alten Herrn nicht entging — «Da ſehen Sie» — ſagte er — «was die Geſellſchaft thut!» worauf ihm Johanna die Hand küßte und recht ſchalkhaft erwiederte: — «Ja! Ja! liebes Väterchen: Sie haben vollkommen recht!»

Wir ſetzten uns nun um den hohen, breiten, ſchönen Ofen herum, der mit feinen, holländiſchen Flieſen belegt, und wie die liebe Johanna ſagte, inwendig mit einer Menge Circulirröhren verſehen war. In dem Augenblicke trat der wackere Amtmann, Herr R — r herein und meldete uns, zu unſerer großen Freude, daß die Boote zum Bugſiren des Schiffes, ſo wie die Schlitten zum Abholen der Cajütenvorräthe, bereits zuſammengebracht ſeyen. Es ward daher beſchloſſen, dieſelben am andern Morgen abgehen zu laſſen, indem das Wetter äuſſerſt günſtig war.

Da Herr R—r noch einem Kindtaufsſchmauße beiwohnen ſollte, trank er nur ein einziges Glas Wein, und verließ uns dann. Wir ſprachen hierauf von unſerer perſönlichen Ueberwinterung, und wie dieſes am beſten einzurichten ſey. — «Ach!» — ſagte Herr S—d — «Machen Sie ſich darüber keine Sorge, meine werthen Herren! Bleiben Sie in meinem Hauſe, ich räume Ihnen mein Sommergaſtzimmer ein! So nehmen Sie auch mit meinem Tiſche vorlieb, und das Uebrige beſtimmen Sie ſelbſt!»

Man kann denken, wie dankbar wir dieſen freundlichen Vorſchlag annahmen und wie lieb mir derſelbe, beſonders wegen meiner Herzensangelegenheit war. Auch Johanna lächelte recht beifällig und ſagte mit reizender Schalkhaftigkeit: «Ja! Ja! Sie müſſen bei uns wohnen und ſpeiſen! Sie ſollen einmal ſehen, was ich für ſchöne, holländiſche Fiſchſaucen machen, und für herrlichen, engliſchen Roſtbeef braten kann!» — Sie entfernte ſich nun, um, wie ſie ſagte, in dem Zimmer nachzuſehn, und wir kamen dann mit dem biedern, alten Herren, in Anſehung des öconomiſchen, im eigentlichen Sinne, mit zwei Worten überein.

Nach fünf Uhr erſchien Johanna wieder und erzählte mit ſichtbarer Freude, daß das Zimmer in vollkommner Ordnung, auch der Ofen bereits geheizt ſey. Bald kam nun der Thee, wozu ſich zwei Nachbarn einfanden, und wobei nach norwegiſcher Sitte auch Zwieback und Franzbranntwein aufgetragen ward. Da dieſe braven Leute Eigenthümer von Fiſchereien waren, drehte ſich das Geſpräch eine gute Weile um dieſen Gegenſtand herum. Wir brauchten nämlich für unſere Mannſchaft monatlich eine ſehr bedeutende Lieferung, was nun auf dieſe Art gleichfalls in Ordnung gebracht ward.

Um ſieben Uhr ging es zum Abendeſſen, nur drei Gerichte, aber auserwählt. Das erſte war eine feine Griesſuppe, in rothem Weine gekocht; das zweite der Ueberreſt des heutigen Puddings, der aber nun gebacken erſchien; das dritte Salzhecht mit den ſchönſten Kartoffeln in Butter, ganz auf holländiſche Art. Als wir nun natürlich dem lieben Mädchen unſere Dankbarkeit bezeigten, antwortete ſie mit vieler Artigkeit: «O! warten Sie nur, meine werthen Herren; ſie ſollen wenigſtens bei Tiſche glauben, daß ſie in Holland ſind!»

So kam unter allerhand anmuthigen Geſprächen neun Uhr heran. Dies iſt in dieſer Jahreszeit die gewöhnliche Stunde, wo man ſich wenigſtens niederlegt. Wir folgten denn auch ſelbſt dieſer Sitte und begaben uns, nach einer herzlichen guten Nacht, ebenfalls in unſer Wohn- und Schlafgemach. Hier fanden wir die innere und äußeren Laden bereits ſorgfältig geſchloſſen, und alles aufs beſte durchgeheizt.

Die Betten ſtanden überdem in der Nähe des Ofens, und waren jedes mit einer engliſchen, wollenen Decke, und darüber noch mit einer geſteppten, ſeidenen belegt. Das Oberbett ſelbſt und die Kopfküſſen waren mit Eyderdaunen gefüllt. Zwiſchen den beiden Bettſtellen ſtand ein zierlicher, runder Tiſch, mit zwei Caraffen Waſſer und Franzbranntwein beſetzt. Dabei war der glänzend weiße Fußboden mit zerhackten Tannenſpitzen bedeckt, und der große muſſelinene Fenſtervorhang mit Immergrün verziert.

Wir ſchlugen unſere Betten auf, um ſie völlig durchwärmen zu laſſen, und ſpazierten dann noch eine halbe Stunde, unter mancherlei Geſchäftsgeſprächen, im Zimmer herum. Dann aber ſuchte jeder ſein Lager und fand es dem beſten holländiſchen gleich. Ich ſchlief mit den Gedanken an die liebe Johanna ein. Es hatte ſchon längſt eine geheime Verwandtſchaft zwiſchen uns beſtanden; das war nun ausgemacht.

6.

Am folgenden Vormittage, gegen zehn Uhr, gingen die Boote und die Schlitten ab. Der Capitän begleitete die letzteren zu Pferd, um pflichtmäßig, wieder am Bord ſeines, in See gehenden Schiffes zu ſeyn. Ich aber fing die Briefe und Berichte an unſere Rheder an, worunter ſich mein eigener Oheim zu Rotterdam befand. Dies hielt mich bis kurz vor dem Eſſen beſchäftigt, ſo daß ich meine Herrin, denn dazu hatte ich ſie nun auf das beſtimmteſte erwählt, nicht eher, als am Tiſche ſah.

Ich fand ſie außerordentlich belebt und heiter, und ſah ganz deutlich, daß auch ſie mit ihrem lieben Herzen in Richtigkeit war. Sie erzählte viel von den norwegiſchen ökonomiſchen Einrichtungen, und wie ſehr die Frauen in dem kurzen Herbſte damit beſchäftigt ſeyen.

Unter andern müſſen ſie auch ihre Lichtervorräthe ſelbſt beſorgen, denn auch dieſes gehört zur Hauswirthſchaft. Ich merkte wohl, daß ſich die liebe Johanna in dieſen Eigenheiten nicht wenig gefiel. Allein ich fand dies ganz in der Regel und hatte ſelbſt meine Freude daran. Sie wollte mir ja zeigen, daß ſie alles verſtände, was von einer braven Hausfrau verlangt werden kann.

Als wir vom Tiſche aufſtanden, lud ſie den Vater und mich zum Caffe in ihr Zimmer ein. Dies iſt in Anſehung eines Fremden, nach norwegiſcher Sitte, eine ſehr große Auszeichnung. Hier mußte ich denn ihr ſchönes Hamburger Fortepiano, ihre Canarienvögel und Goldfiſchchen, ſo wie alle die unzähligen Käſtchen und Auszüge beſehn, die in dieſen hölzernen Häuſern, in den Wänden, ja ſelbſt in den Bettſtellen und Fenſterläden befindlich ſind. Mehrere waren mit Büchern angefüllt.

Das liebe Mädchen beſaß überdem die Clavierauszüge aller vorzüglichen Opern von den letzten fünf Jahren, und ſpielte dieſelben, wie ſie ſagte, alle Winter, der Reihe nach durch. Auf meine Bitte gab ſie mir ſogleich eine Probe ihrer Fertigkeit, und ſpielte die ſchöne Ouvertüre zum Freiſchützen mit eben ſoviel Genauigkeit, als Ausdruck. Sie war daher nicht wenig erfreut, als ſie vernahm, daß ich ein erträglicher Anfänger auf der Violine ſey.

«O das iſt prächtig!» — rief ſie aus — «Da wollen wir muſiciren, wie die lieben Englein. — «Sie ſingen gewiß auch?» — fuhr ſie fort — «Ich ſehe es Ihnen an»! — Ja: Ein klein wenig, liebſte Johanna! — «Nun geſchwind ein Duett! Väterchen hört es gar zu gern! — Hier iſt die Liederſammlung! Schlagen Sie auf, auf Geratewohl!»

Ich that es, und ſiehe, es war ſonderbar genug, das Duett aus dem unterbrochenen Opferfeſte! — Wenn mir dein Auge ſtrahlet u. ſ. w. — Herrlich! Herrlich! — rief ſie und ſpielte die vorgeſchriebenen Takte mit dem richtigſten Tempo durch. Jetzt begann ich in meinem reinen, kräftigen Tenor, und man kann denken mit welcher Begeiſterung! Meine Stimme drang in ihr Herz; ihr unwillkührliches Erzittern verrieth es mir. Sie blickte eine Secunde zu mir herauf, in ſüßer, entzückender Erröthung; ihr Auge glänzte gleich einem Feuerſtern.

Aber als ſie nun ſelbſt einfiel, unſere Stimmen ſich vermählten, und wir auf den Silbertönen dieſer himmliſchen Melodie, Seele an Seele fortſchwebten, da verſchmolzen unſere Weſen auf ewig in einander, und alles in uns war Wonne und Seligkeit. Wir endigten; ſie mit den ſüßeſten Thränen der Liebe und Zärtlichkeit, ich mit der ganzen Kraft meiner erſten Liebe und Männlichkeit.

Zum Thee erſchienen einige Nachbarn, und es ward allerhand aus der Chronik von Alten erzählt. So hielt ſich z. B. im Sommer 1796 auch der älteſte Sohn des bekannten Herzogs von Orleans einige Tage daſelbſt auf. Er kam nämlich unter dem Namen Müller, mit einem ehemaligen Adjudanten des Generals Dümourier, Namens Freyberg, aus Schottland, und wollte durch Lappland und Finnland nach Stockholm und weiter gehn.

Er betrug ſich ſehr gut und ſchrieb ſpäterhin Herrn S — d von Koppenhagen aus. Früher hatte er ein ganzes Jahr als deutſcher Sprachmeiſter in dem Erziehungsinſtitute zu Reichenau gelebt. Jetzt iſt er wieder in England, wie es heißt. — In der ganzen Zeit des Revolutionskrieges gingen im Winter nicht wenig außerordentliche, engliſche Couriers, auf demſelben Wege nach Petersburg. Die Lappen gewannen viel Geld dabei.

So kam die Zeit zum Abendeſſen, wobei die Nachbarn bleiben mußten, und ſo beſchloß ſich endlich der Tag in ſtiller Gemüthlichkeit. Als ich Johanna gute Nacht ſagte, drückten wir uns die Hände mit Herzlichkeit; denn jedes fühlte, daß nun der Bund der Seelen geſchloſſen ſey. Ihr Zimmer war nur durch eine Wand vom meinigen getrennt; ich glaubte, ſie athmen zu hören und ſchlief unter den ſchönſten Hoffnungen ein.

7.

Am folgenden Mittage kamen die Schlitten mit dem Weine und den Cajütenvorräthen zurück; alles ward in ein Nebengebäude gebracht. Wir waren nun für den ganzen langen Winter vortrefflich verſehen. Um fünf Uhr Abends langte auch das Schiff, beim ſchönſten Mondſcheine ſehr wohlbehalten an. Der Capitän begrüßte die königliche Flagge mit neun Kanonenſchüſſen, was durch eben ſoviel Hurrahs erwiedert ward.

Alle, auch Johanna und ich, waren an den Strand geeilt, und ſahen mit großer Freude, wie nun die Anker fielen und das Schiff in vollkommner Sicherheit lag. Augenblicklich wurden nun auch die Cajütenmeublen, nebſt einem Violinkaſten, den Muſikalien, den beiden Etuibibliotheken u. ſ. w. zu Herrn S — d gebracht. So hatten wir einen recht fröhlichen Abend, und feierten dieſe Begebenheit durch einen herrlichen Königspunſch, von Johanna's eigenen, lieben Händen gemacht.

Am folgenden Vormittage vollendete ich nun die Briefe an unſere Rheder, indem man ohnehin der Ankunft der Poſt entgegen ſah. Sie trifft nämlich vom 1. Oktober bis 1. April nur alle Monate ein, geht aber ſchon am andern Tage regelmäßig wieder ab. Zu gleicher Zeit ſchrieb ich meinem Oheim noch abgeſondert, erzählte ihm, wie es mir mit dem lieben Mädchen gegangen war, und bat, da ich ihn einmal beerben ſollte, um ſeine Einwilligung.

Ich muß dabei bemerken, daß er mir ſchon früher völlige Freiheit gelaſſen hatte; nur ſollte und mußte es eine Kaufmannstochter, mit einer anſtändigen Mitgift ſeyn. Alle dieſe Bedingungen waren nun erfüllt, denn Herr S — d galt nicht nur für einen ſehr wohlhabenden, ſondern ſelbſt reichen Mann. Seine Waarenhäuſer, ſeine vier Seeſchiffe, ſeine großen Verbindungen in Bergen, Chriſtiania, Kopenhagen und Amſterdam, und ſeine ganze Einrichtung bewieſen dies auch.

Der Capitän war unterdeſſen beſchäftigt, mit dem Abtackeln des Schiffes anfangen zu laſſen, auch mit Herrn S — ds Hülfe, wegen des Unterbringens unſerer Leute zu accordiren, wozu es auch in mehrern Lootſen- und Fiſcherwohnungen gute Gelegenheit gab. Der Steuermann, ſo wie der Oberboots- und Zimmermann erhielten Koſt und Wohnung in dem recht guten Wirthshauſe, das uns gegenüber lag. Der Capitän, der gegen ein Uhr zurück kam, ſchloß nun auch ſeine Schiffsberichte ab, und ſo war denn Alles und Jedes in Ordnung gebracht.

Bei dem äuſſerſt ſtillen und milden Wetter, wie die Norweger ſagen, hatte Herr S — d zwei von ſeinen Booten zum Fiſchen ausgeſchickt. Dieſe kamen kurz vor zwei Uhr mit einem reichen Fange zurück, und nun gab es ein köſtliches Fiſchtraktement, woran auch der Herr Amtmann R — r, nebſt noch zwei andern Freunden Theil nahm. Johanna hatte dabei ihre ganze holländiſche Kochkunſt erſchöpft.

Eine Kabeljauſauce beſonders, ſetzte mich und den Capitän in ſolches Erſtaunen, daß wir uni ſono ausriefen: — „Nein in der That! Selbſt in Schereningen *) könnte ſie „Blikſem“ **) nicht beſſer ſeyn!» — Das liebe Mädchen freute ſich herzlich darüber und vernahm mit dem anmuthigſten Erröthen, daß dieſe Zubereitungskunſt unter allen, ſelbſt den vornehmſten holländiſchen Frauen, ein Gegenſtand des lebhafteſten Wetteifers ſey.

---

*) Ein ſchönes Schifferdorf, etwa eine Stunde vom Haag, ſeiner Fiſchgerichte und Seebäder wegen berühmt. Es werden daher ſehr viele Luſtparthien dahin gemacht.

**) Der holländiſche Bewunderungsausruf, der unſerm „der tauſend“ gleichkommt.

«Das Meiſte» — ſetzte das holde Kind ſehr beſcheiden hinzu — «kommt wohl auf die Friſchheit der Fiſche an» — Und ſo legte ſie jedem von uns, mit dem freundlichſten Lächeln, noch eines der beſten Stücke vor. Der gute, alte Vater lobte ſie nun auch auf ſeine Art und ſagte dabei: — «Das hat ſie Alles von der guten, ſeligen Mutter gelernt, die aus Bergen war und es dem Koche eines holländiſchen Kriegsſchiffes abſah.»

Hierauf tranken wir ſämmtlich des lieben Mädchens Geſundheit, wofür jeder, nach der hieſigen Sitte einen Kuß auf die Wange erhielt. Ich merkte indeſſen wohl, daß der meinige auf die Lippen gemünzt war, denn wir wurden beide feuerroth dabei. Zum Nachtiſch ließ nun der Capitän einen großen Teller von unſern feinen Cajütengebäcken auftragen, worunter ſich auch ein Viertheil von Amſterdamer Secretaris-Kuchen befand. Dieſer, allerdings vortrefflich in ſeiner Art, mundete dem holden Kinde ungemein und ward von nun an blos für ſie beſtimmt.

Nach dem Eſſen wünſchte Johanna vor allem meine Violine zu hören, und ich holte ſie dann. Da ich ein halbes Dutzend artiger Stücke aus den bekannten „Etudes“ von Kreuzer auswendig wußte, ſpielte ich ſie zur allgemeinen Zufriedenheit. Ich fügte hierauf noch eine kleine Phantaſie, meiſtens mit Doppelgriffen hinzu, die bekanntlich immer von großer Wirkung ſind. Auch ward Johanna dadurch ſo begeiſtert, daß ſie mit ihrem reinen Nachtigallſtimmchen, voll natürlicher Methode und Anmuth, recht harmoniſch dazu einfiel.

Um fünf Uhr kam die Poſt und brachte, außer mehrern Handelsbriefen, den Hamburger Correſpondenten, ſo wie eine däniſche und ſchwediſche Zeitung, alle vom vorigen Monat, mit. Auch befand ſich ein Heft von den Originalien, und eines von dem Londoner Ladys-Magazin dabei. Vor allem wurden nun die Artikel von Kopenhagen, Stockholm, Hamburg, Amſterdam und London geleſen, ſo daß man, ſelbſt beim Abendeſſen, damit fortfuhr.

Herr N — r machte dabei, was die däniſchen und ſchwediſchen Blätter betraf, den Ueberſetzer mit vieler Geſchicklichkeit. Auch die liebe Johanna nahm an dieſer Unterhaltung ſehr lebhaften Antheil, denn ſie hatte nach und nach alle laufenden Welthändel kennen gelernt.

«Erſt hörte ich aus Langeweile zu» — ſagte ſie mit ihrer gewöhnlichen Offenheit — «Bald aber fand ich Geſchmack daran, und jetzt könnte ich's nicht miſſen, um Alles nicht!» — Sie erzählte mir denn, daß ſie von 1801 an, ſämmtliche Jahrgänge vom Ladys-Magazine hätte, indem dies ihrer Mutter Lieblingsjournal geweſen ſey. — «Die wollen wir dieſen Winter alle zuſammen leſen» — ſetzte ſie hinzu — «Es ſind gar ſchöne Erzählungen und Aufſätze darin!»

Am folgenden Vormittage, um eilf Uhr, gaben wir unſer Briefpaquet auf die Poſt, und hatten die Freude, zu ſehen, daß ſie in weniger als einer halben Stunde damit abging. Hierauf machten wir einen Spaziergang an den Strand zu unſerem Schiffe und wurden mit einem freudigen Hurrah begrüßt. Die Leute arbeiteten, bei dem ſtillen, klaren Wetter, mit einem ſolchen Eifer, daß ſchon das ganze Segelwerk nebſt den Raen geborgen war.

Jetzt kamen nun die Stengen an die Reihe, was immer das letzte iſt. Der Capitän bewilligte jedem Manne für den Abend eine Doppelportion Branntwein. Der gute, alte Herr ſuchte jetzt ſein Spielchen wieder hervor, und fand gerade an dem Capitän ſeinen rechten Mann. Johanna aber und ich, wir muſicirten, laſen und ſchwatzten nach Herzensluſt.

So ſagte ich ihr unter andern, daß in meinem Briefe an den Oheim auch von ihr die Rede ſey — «Ach gewiß wegen der Saucen?» — erwiederte ſie unbeſchreiblich naiv — «Nun, ich danke Ihnen aufs beſte für Ihre Gütigkeit.» — «Ja, ja!» — erwiederte ich und faßte ſie bei der Hand — «So etwas allerdings; aber auch noch, daß ſie ein lieber, ſchöner, guter Engel ſind.»

«Ach Gott!» — rief ſie über und über erglühend — «werther Herr G — k, was ſagen Sie mir da?» — Einige Accorde, die ſie auf dem Piano anſchlug, brachten ſie indeſſen wieder in's Gleichgewicht. — So verging der Abend recht angenehm, bis die gewöhnliche Stunde ſchlug. Beim Gutenachtnehmen drückte mir Johanna die Hand mit großer Innigkeit. Wir verſtanden uns beide recht gut, denn die Liebe hat einen gar feinen Inſtinkt.

8.

Man hat nun aus der bisherigen Erzählung mein Verhältniß zu Johanna, ſo wie unſere Tagesordnung u. ſ. w. kennen gelernt. Ich übergehe daher die Einzelnheiten des Oktobers und Novembers und ſage nur, daß mit dem Ende des letzten Monates, die ſogenannte lange Nacht anfing. Hierunter wird nämlich die Zeit vom 1. December bis 31. Januar verſtanden, wo die Sonne durchaus nicht ſichtbar wird. So lebt man Tag für Tag bei Licht- und Lampenſchein.

Für mich, der ich den vorigen Winter in Alicante und Malaga zugebracht hatte, war dies allerdings eine recht auffallende, norwegiſche Eigenthümlichkeit. Indeſſen, in meinen Adern bewegte ſich noch die ganze ſüdliche Luſt und Lebenskräftigkeit, was bei den Sonnenaugen meiner Johanna mich alles vergeſſen ließ.

Da jedoch die Kälte ſehr merklich zunahm, wurden nun die Bärendecken über die Betten gebreitet, und überhaupt alle Einrichtungen getroffen, die ein hieſiger Winter, noch beſonders in dieſen Monaten, nöthig macht. In der That befanden ſich, mit Ausnahme von uns beiden und dem Capitän, alle übrigen Perſonen in einer Art von Erſtarrung. Der gute, alte Vater z. B. verließ ſein Bett faſt gar nicht, höchſtens brachte er um Mittag ein paar Stunden am Ofen zu. Ich erzählte meiner lieben Johanna viel von Malaga, Valencia

u. dgl., wobei ſie mit ſichtbarem Vergnügen an meinen Lippen hing.

Es war am 24. Januar 1822, als wie gewöhnlich die Poſt ankam. Unter den Briefen befanden ſich die Antworten von unſern Rhedern, und noch ein beſonderer von meinem Oheim an mich ſelbſt. Er billigte meine Wahl aufs vollkommenſte und wünſchte blos, uns ſobald als irgend möglich, bei ſich zu ſehn. Auch unſere Rheder gaben den, von uns genommenen Maaßregeln, vollen Beifall und meldeten zugleich, daß auch bereits in Bergen der nöthige Credit für uns eröffnet ſey.

Wir eilten Herrn S — d davon zu benachrichtigen; er nahm den freundſchaftlichſten Antheil an Allem, was für uns wichtig war. Als wir nun am Theetiſche verſammelt waren, brachte ich das Geſpräch abſichtlich auf meine, mir ſo liebe Vaterſtadt Rotterdam. So erzählte ich denn von unſerem Hauſe an den freundlichen Boompys, dieſen reizenden Lindenalleen, an dem herrlichen Quai der ſchiffbedeckten, immer belebten Maas.

Dann ſprach ich weiter von dem milden Clima, das ſo ſehr durch das Meer gemildert wird, und wo Schnee und Eis eine Seltenheit ſind. Dann von den vortrefflichen Gemüſen von Delft, den Blumenfeldern von Haarlem, den Seebädern von Scheveningen, den Orangenpyramiden aus Liſſabon und Malaga, den lieblichen Umgebungen auf beiden Ufern der Maas, den leichten Verbindungen mit England, Frankreich u. ſ. w. kurz von allen Vortheilen und Vorzügen «meiner Stadt.»

Johanna merkte mir augenblicklich an, daß die Sache ihrer Entſcheidung nahe war. Um daher auch ihrerſeits ein kleines, d. h. ein recht großes Schrittchen zu thun, ſagte ſie mit dem Blicke und Tone der höchſten Innigkeit, indem ſie mir eine zweite Taſſe reichte: — «alſo iſt's in Rotterdam ſo ſchön? — Da möchte ich wahrhaftig leben, wenn's Väterchen gefiele, mitzugehn!» — «Haha!» — dachte ich — «Bakſtagswind! Nun Segel auf Segel beigeſetzt!»

«Topp, liebſte Johanna!» — hub ich alſo an und faßte ſie bei der Hand — «Topp: liebſte Johanna, es gilt! Wenn Väterchen und Ihnen alles recht iſt, ſo laſſe ich dieſe liebe Hand nicht eher wieder aus der meinigen, als bis wir bei meinem Oheim an den Boompys abgeſtiegen ſind!» — «Ach beſter Herr S.» — rief ſie mit ſüßem Erröthen — «was ſagen Sie mir da? Nun denn im Vertrauen auf Ihr edles Geſicht und Gemüth, in Gottes Namen und von Herzen Ja!»

Das liebe Kind neigte ſich hierauf an meine Wange und weinte Thränen der Liebe, Freude und Innigkeit. Ich aber umſchloß ſie mit Feuer und drückte ihr drei Küſſe auf ihren Roſenmund. Der gute, alte Vater aber breitete die Hände über uns aus und rief: «Gott ſegne euch, meine lieben Kinder! So habt ihr mir eine große Freude gemacht, und nun wollen wir alle zuſammen nach Holland ziehn!»

Jetzt erzählte er uns nun, wie er ſchon ſeit einigen Jahren mit dem Plane umgegangen ſey, ſein hieſiges Haus gänzlich aufzugeben und ſich im Holſteiniſchen anzukaufen, namentlich in der Nähe von Altona. Er habe deshalb bereits im vorigen Frühjahre mit einem Drontheimer Freunde Unterhandlungen angeknüpft, und bereits im Spätherbſte alles in Richtigkeit gebracht. So könnte bis Ende Junis unſere Abreiſe ſehr bequem geſchehn.

So brachten wir den Abend bei einem Glaſe alten Johannisberger, der heute nicht fehlen durfte, in ſtillem, ſüßen Vergnügen zu. Als es endlich Schlafenszeit geworden war, machte ich zum erſtenmale von meinem norwegiſchen Bräutigamsrechte Gebrauch. Dies beſteht nämlich darin, daß er ſich zu ſeinem Bräutchen aufs Bett ſetzen, und noch eine Stunde darüber mit ihr plaudern und koſen darf.

Dies that ich denn auch nach Herzensluſt, wobei zum Schluſſe noch unſer Hochzeitstag feſtgeſetzt ward. Wir wählten den zweiten Februar, als den Lichtmeßtag dazu. Dieſer war zuerſt Johannas Geburtstag, dann aber auch in dieſen Breiten ein großes Feſt, weil die Sonne zum erſtenmale wieder ſichtbar wird. So verließ ich denn, nach zehn Uhr, meine ſüße Verlobte, ſehr zufrieden mit meinem neuen Geſellſchaftsvertrag.

9.

Die nächſten acht Tage vergingen nun unter allerhand Zurüſtungen, denn nach Herrn S — ds ausdrücklichem Willen ſollte der Hochzeitstag ein Feſt für ganz Alten ſeyn. Das Wetter milderte ſich nun bedeutend; ſelbſt die Hausthiere zeigten ſchon wieder einige Lebhaftigkeit. Mir ſelbſt war als wehte mich ſchon vaterländiſcher Frühlingshauch an.

Alle unſere Abendgeſpräche drehten ſich nun um Rotterdam und unſeren künftigen Lebensplan herum. Am meiſten freute ſich die liebe Johanna auf den herrlichen Blumenflor, den mein Oheim im Garten unſeres Landhauſes aufs höchſte treiben ließ. Dann dachte ſie auch des Theaters mit großem Intereſſe, indem ihr daſſelbe nur aus Büchern bekannt war. Aber als ich vollends von den großen Conzerten und den Sängern und Sängerinnen erzählte, da klatſchte ſie voll Freude in die kleinen Hände und rief: O das wird prächtig ſeyn!

Am folgenden Morgen waren wir alle ſchon um neun Uhr beim Frühſtück. Bald fanden ſich zwei Freundinnen zum Anziehen des Bräutchens ein. Halb zwölf Uhr verſammelten wir uns alle in dem Saale, der gegen Süden liegt. Meine Johanna, mit dem grünen Myrthenkranze in den blonden Locken, den ſeelenvollen Augen der Liebe und in dem weißen Atlaskleide, mit einem Veilchenſtrauße aus unſerm kleinen Gewächshauſe vor der Bruſt, gleich einem Engel an Schönheit.

Aller Blicke waren nun auf den Punkt gerichtet, wo man wußte, daß die Sonne zum Vorſchein kam. Johanna trat mit mir vor den ſchöngeſchmückten Tiſch, der den Altar vorſtellte und es begann ein feierlicher Geſang unter Begleitung eines Poſitivs. Jetzt dämmerte ein goldener Lichtſtrahl am Horizonte auf und bald zeigte ſich das majeſtätiſche Geſtirn des Tages in ſeiner jungfräulichen Herrlichkeit. Augenblicklich begann nun der feierliche Akt der Trauung und von den freundlichen Strahlen der Quelle des Lichtes umglänzt, wurden wir zum ewigen Bunde vereint.

Nun folgte ein fröhliches Mahl, während dem ſich bald der Geſang unſerer Leute, bald eine muntere Hörnermuſik hören ließ. Jene waren natürlich ſehr reichlich bedacht worden, und bezeigten dem Brautpaare nun ihre Dankbarkeit. Alle Honoratioren des Fleckens waren mit ihren Frauen für Mittag und Abend eingeladen, und alle tranken wiederholt auf unſere Geſundheit. Der gute, alte Vater ließ mehr als eine Thräne in ſeinen Becher fallen, aber auch Johanna und ich, wir waren voll ſtiller Luſt und Seligkeit.

Um vier Uhr trennte ſich die Geſellſchaft auf eine Stunde; auch wir beide zogen ſich jedes auf ſein Zimmer zurück. Bald aber verſammelte ſich Alles wieder in dem ſchöngeſchmückten, hell erleuchleten Saale, während meine liebe Johanna im weißen Abendbrautkleide mit künſtlichen Roſenguirlanden und drei Hyacinthen vor der Bruſt erſchien. Während nun die älteren Gäſte ſpielten, unterhielten wir die jüngern Freunde und Freundinnen mit Muſik und Geſang zur allgemeinen Zufriedenheit.

Hierauf, nach norwegiſcher Sitte, das Abendeſſen, wovon die Krone ein Bärenſchinken war. Männer und Frauen, alle nach Maasgabe, eine Libation der Fröhlichkeit. Den Beſchluß machte ein Königspunſch, zur Feier des Thauwetters, das an dieſem Tage, als ein Vorbote des nahenden Frühlings betrachtet wird. So trennte ſich die Geſellſchaft gegen zehn Uhr, und ich folgte meinem Bräutchen in ihr Zimmer, d. h. in's Brautgemach. Es war nichts darin verändert, als daß mein Bett neben dem ihrigen ſtand und über die Bärendecken noch eine ſeine, mit ſilbernen Franzen eingefaßte, muſſelinene gebreitet war.

Mein lieber Engel befand ſich bereits in ſeinem Bette und nippte gar anmuthig an einem Gläschen Hamburger Himbeerſaft. Ihr niedliches Nachthäubchen und ihr blauſeidnes Corſettchen ſtanden ihr ganz allerliebſt. Die Lampe war mit dem grünen Schirm bedeckt, die Temperatur des Zimmers höchſt angenehm. Auf unſern Nachttiſchen befanden ſich verſchiedene Erfriſchungen, wie Juleps, Kirſchſaft u. dgl. mehr. Zwei Minuten und ich trat in mein kleines, irdiſches Himmelreich ein, wo ich mit einem feurigen Kuſſe begrüßt ward.

Als ich nun dieſer ſchönen Formen genießen durfte, die weit üppiger waren, als ich ſie unter den winterlichen Verhüllungen vermuthen konnte; da fand ich, daß mir auch, in ſinnlicher Hinſicht, eines der herrlichſten Weiber zu Theil geworden war. So vergingen die Monate März, April und halben Mai, während meine liebe Johanna mit jedem Tage blühender ward. Der Frühling rückte nun immer näher heran.

Schon waren jene ſanften, ſo entzückenden Regen eingetreten, nach denen der Schooß der Erde ſich liebend zu öffnen pflegt. Bald kamen auch die Waſſervögel, wie Schwäne, wilde Gänſe und Enten, Meerelſtern u. dgl. zurück. Endlich am 31. Mai lieſen die erſten zwei bergiſchen Schiffe ein. Man begreift leicht, daß dies ein allgemeiner Jubeltag, beſonders in unſerem Hauſe war. Auf einem derſelben kam nämlich Herr St —, der künftige Eigenthümer von Herrn S — ds Handlung, mit an.

Jetzt begann nun mit dem 1. Juni die hier gewöhnliche Sommerlebensart. Da nämlich die Sonne faſt beſtändig über dem Horizonte iſt, pflegt man erſt um zehn Uhr Morgens aufzuſtehn, ißt um ſechs Uhr Abends zu Mittag, um ein Uhr Nachts zu Abend und geht nicht eher ſchlafen, als Morgens um vier Uhr. Dies alles war mir völlig neu; indeſſen befand ich mich ſehr wohl dabei.

Alle Wieſen waren jetzt mit Frühlingsblumen bedeckt, und Schafe und Kühe lagerten in fröhlichen Gruppen darauf. Dazu erſchallte der Geſang des Blaukelchens und Weidenzeiſigs, die man als die Nachtigallen des hohen Nordens betrachten kann. Endlich kam der Johannistag heran und das ganze Geſchäft des Herrn S — d war in Ordnung gebracht. Auch die Reiſeanſtalten waren beendigt; nichts hielt uns alſo mehr in Alten zurück.

Auf dieſe Art brachen wir alſo Abends um 7 Uhr auf, gingen über Tornea und Ulenborg nach

Stockholm, durchſchnitten dann das Land bis Helſingör, paſſirten den Sund, reiſten über Kopenhagen nach Hamburg, und kamen endlich am am 15. Auguſt glücklich und wohlbehalten in Rotterdam an. Johanna war entzückt. Im Februar des folgenden Jahres erfreute ſie mich mit meinem Ebenbild.

Bilder
aus
Braſilien.

Eigene Compoſitionen, nach beglaubigten Materialien, zum Beweiſe, wie die Kunſt beherrſcht werden muß und was eigentlich darſtellen heißt.

1.

Die braſilianiſchen Urwälder.

Die Feuer erloſchen, die Sterne erbleichten, der Himmel erglühte in Roſenglanz; und ſtrahlend ſtieg die Sonne aus dem Meere empor. Die Jäger waren erwacht und ſchickten ſich zur Abreiſe an. Bald ſetzte ſich der Zug in Bewegung, durch die friſche, duftige Landſchaft hin. Alle Pflanzungen waren mit blühenden Aloen eingefaßt und mit dem üppigſten Grün geſchmückt.

In den dunkeln Cactusgebüſchen glühten hochrothe Erythrinas, mit blaß gelben Bignonien vermiſcht und zwiſchen Orangen-, Bananen- und Mangobäumen mit Cocospalmen gekrönt, ſchimmerten weiße, freundliche Landhäuſer hervor. Die Gebirge waren von klarem Gewölk umfloſſen und in düſterer Ferne zog ſich der ſtarrende Urwald hin.

Einige Stunden und die Jäger drangen in die kühle, ſchattige, dunkle Wildniß ein. — Welch ein Anblick! — Dieſe Rieſenſtämme, dieſe ungeheuren Mimoſen, Cäſalpinien, Cecropien und Cocospalmen, mit tauſend andern coloſſalen, tropiſchen Bäumen gepaart! Alle im friſcheſten, ſaftigſten Grün; alle hoch und mächtig in den Aether hinein!

Die düſteren Kronen, mit feurigen Blüthenbüſcheln geſchmückt; die Aeſte mit auf- und abſenkenden Schlingpflanzen verbunden; die Stämme mit glänzenden Prachtblumen bedeckt! Welche Mannigfaltigkeit, welche Ueppigkeit, welche Wunderbildung von Formen und Farben aller Art! — Jeder Baum eine eigene Pflanzenwelt! — Die Natur in überſchwenglicher Urkraft; in ihrer ganzen, majeſtätiſchen Herrlichkeit.

Und nun das vielfältige Leben das in dieſen ungeheuren Waldungen herrſcht! Tauſende von Papageien und Affen, von Vögeln und Quadrupeden aller Art! Auf den rankenden Lianen die prachtvollen, hochrothen Araras im Sonnenglanz; in den Kronen die leichtfüßigen, roſenfarbenen Sahuis; in den Aeſten die ſchwarzen Lucans oder die milchweißen Procnias; in den Blüthen endlich ein Heer von ſchimmernden Schmetterlingen und Colibris! Und dies Alles mit einer Unzahl von Tönen, Klängen, Lauten und Rufen in tauſendfältiger Vermiſchung, in unendlicher Mannigfaltigkeit;

eine Welt von Stimmen, in unerſchöpflicher, ewig ſich erneuernden Kraft.

Aber plötzlich vernahmen die Jäger entfernte Menſchenſtimmen und Aexteſchlag. Vorſichtig ſchloſſen ſie ſich an einander, um auf einen Angriff gefaßt zu ſeyn. Der Schall kam unterdeſſen näher; ſie überzeugten ſich, daß Portugieſiſch geſprochen ward. Endlich ſtürzte ein hoher Jocaranda nieder, und zwiſchen den weißen Mimoſen, wurden Mulatten- und Negerköpfe ſichtbar.

Noch einige Minuten und die Ankommenden arbeiteten ſich vollends durch das Gebüſch hindurch. Mit freundlichen Worten, mit ausgeſtreckten Armen traten jetzt die Anführer des Haufens ſchnell auf die Jäger zu. Es waren Truppen und Wegmacher; ſie bezeichneten eine neue Straße durch dieſen Wald. Augenblicklich begrüßte man ſich nun mit einem Freudenfeuer und alles lagerte ſich unter den Urſtämmen hin. Ein gutes Mittagseſſen von Reis und Wildpret, wobei die erfriſchende Jacube nicht fehlte, beſiegelte dann die neue Bekanntſchaft.

Den Nachtiſch würzten unterhaltende Geſpräche aller Art; am meiſten indeſſen zogen die über das Waldleben an; unter andern, wie leicht man ſich in dieſen Wildniſſen verirren kann. Ein Jäger zum Beiſpiel verfolgt ſeine Beute zu hitzig und geräth unvermerkt auf einen Seitenweg. Er eilt vorwärts und immer vorwärts, bis er endlich ſieht, daß er in einem undurchdringlichen Dickicht iſt. Jetzt kehrt er um, feuert zum Zeichen für ſeine Gefährten zweimal ſchnell hinter einander ab, vernimmt die Gegenſchüſſe und glaubt gerade auf ſie zuzugehn.

Leider aber irrt er ſich in der Richtung und entfernt ſich nur immer mehr von ihnen, bis er zuletzt an einen Waldbach kommt. Er hält es fürs beſte, demſelben abwärts zu folgen, findet aber nur zu bald, daß er ſich in einem Sumpfe verliert. Natürlich muß er jetzt wieder umkehren, indeſſen entdeckt er zu ſeiner großen Freude, einen ihm halbbekannten Seitenweg. Jetzt giebt er ein zweites und drittes Zeichen, erhält jedoch keine Antwort.

Dies beweißt ihm, daß er ſich abermals geirrt hat; daß er entweder zu weit entfernt iſt, oder daß er ſich hinter einer Höhe befindet, die den Schall abhält. Da es nun überdem Nacht wird, wirft er ſich, äußerſt ermüdet, unter einen Baum hin. Hier zündet er ein kleines Feuer an, nimmt ſeinen letzten Reſt von Maniokmehl zu ſich, ſtillt ſeinen Durſt mit einigen wilden Orangen und ſchläft ein. Doch wenig Minuten und er wird aufgeweckt.

Tauſende von Affen ſind nämlich durch das Feuer wach geworden, und pfeifen, ſchreien, bellen und trommeln in Zorn und Wuth von den Aeſten herab. Zu gleicher Zeit bringen eine Menge Moskitosſchwärme auf ihn ein. So bringt er die Nacht ſehr unangenehm zu, bis er nach Sonnenaufgang weiter wandern kann. Jetzt hat er endlich das Glück, auf friedliche Wilde zu ſtoßen, von denen er wieder auf den rechten Weg gewieſen wird.

Allein dies iſt nichts weniger als immer der Fall. Es fehlt im Gegentheil gar nicht an Beiſpielen, daß Jäger wochenlang umher geirrt haben, und faſt verhungert ſind. Das Wildpret findet ſich nämlich in dieſen ungeheuern Wäldern, bei weitem nicht ſo häufig, als man wohl glauben mag. Ein Jäger kann vielmehr oft Tagelang wandern, ehe er nur ein lebendiges Weſen ſieht. Eben ſo finden ſich eßbare Beeren und größere Früchte, nichts weniger als in Ueberfluß.

Weiterhin kam die Rede auf die Botocudos, der kräftigſte Stamm der Ureinwohner, die wahren Söhne des wilden Urwalds, die unverſöhnlichen Feinde der Portugieſen, wenigſtens der biſherigen Meinung nach. Allein in Anſehung aller dieſer Wilden, iſt das letztere nicht mehr der Fall. Die am Rio Belmonte z. B. ſind, mit Ausnahme einer einzigen, ſchwachen Horde, ſehr friedlich geſinnt.

Dies iſt die Folge einer fortgeſetzten, klugen und freundlichen Behandlung, wodurch man ſie allmählich gewonnen hat. Geſchenke an Lebensmitteln, beſonders an Maniokmehl, an Meſſern, Aexten, Tüchern u. ſ. w. thaten natürlich das Beſte dabei. Alle Civiliſation fängt von der leichten Befriedigung der dringendſten Bedürfniſſe an. Dieſe friedlichen Botocudos finden ſich häufig auf den benachbarten Pflanzungen, ja ſelbſt in den Ortſchaften ein.

Völlig feindſelig dagegen und ſelbſt Menſchenfreſſer, wie man ſagt, ſind die ſämmtlichen Horden am Rio Doce, bis zu dem Urſprunge deſſelben, in Minas Geraes, hinauf. Dieſe überfallen die Jäger u. ſ. w. entweder aus Hinterhalten, oder ſie ſtürzen ſich auf die Fazendas *) und morden alles, was ihnen vorkommt. Deßhalb haben die Portu-

---

*) Die Pflanzungen, in engerem Sinne die Wohngebäude, Zuckermühlen u. dgl. mehr.

gieſen in dieſen Wäldern eine Reihe ſogenannter Deſtacamentos oder Militärpoſten angelegt. Dies ſind Blockhäuſer, mit zwölf, zwanzig, bis fünfundzwanzig Mann beſetzt. Von da aus werden häufig Patrouillen gemacht, ja im Nothfall förmliche Streifzüge angeſtellt.

Die Mannſchaft des Vortrabs trägt dabei eine eigene Art Panzerhemden *), wodurch ſie gegen die Pfeile geſchützt wird. Dieſe Gibaos d'Armas ſind aus weißem Baumwollenzeug gemacht, mit mehrern Lagen ſolcher Watte gefüttert und mit hohen, ſtehenden Krägen verſehen. Auch der ſtärkſte Pfeil prellt ohne die mindeſte Beſchädigung daran ab; nur iſt ein ſolcher Waffenrock auch ſchwer genug. Ueberhaupt erfordert dieſer Waldkrieg eben ſo viel Gewandheit, als Körperkraft.

Aber die Sonne ſank tiefer; die Jäger mußten ſich trennen, jede Parthei zog ihres Weges hin. Endlich nach einigen Stunden hatte die unſrige den Ausgang des Waldes erreicht. Eine große Strecke, zu einer neuen Pflanzung beſtimmt, war hier bereits niedergebrannt. Wie Säulenruinen ſtanden die ungeheuren, halb von den Flammen

---

*) Gibaos d'Armas.

verzehrten Urſtämme da und Gewinden gleich, hingen die rankenden Lianen daran herab.

Bald breitete ſich nun die reiche, blühende Landſchaft in ihrer ganzen bezaubernden Schönheit aus. Die weiße Fazenda, mit herrlichen Baumgruppen umringt; graſende Heerden auf üppigen Wieſen zerſtreut; die Zuckermühle, mit ihrem rauſchenden Bache und ihrem raſtloſen Räderwerk; heimkehrende Neger und das Abendgeläute des Kirchleins; endlich die fernen Gebirge in Roſenſchimmer, und Meer und Himmel in Purpurglanz.

So lagerten ſich die Jäger um die Fazenda zu einer fröhlichen Abendmahlzeit. Der Porto floß reichlich; der alte Madera fehlte nicht; die Geſpräche und Erzählungen flogen hin und her; vaterländiſche Geſänge wechſelten mit portugieſiſchen ab. Als aber die letzten Töne der Viola verklungen waren, und nur der einſame Wächter bei ſeinem Feuer ſaß; da eilten ſeine Gedanken, in die ferne Zukunft hinaus.

Dieſe öde Wildniß, dieſe einſamen Stromufer, einſt im Laufe der Zeit mit Flecken und Städten, mit Kauffahrern und mit Kriegsſchiffen bedeckt! — Welche Verwandlung im Fluge des Augenblicks geſehn. — So Philadelphia, ſo Calcutta! — So die Ufer der Newa, wie die des Tajo. — Ein Jahrhundert — Ein Jahrtauſend zurück! — So ein Gang der Zeit! — Ein Sieg der Cultur! — Ein Fortſchreiten der Menſchheit.

2.

Braſilianiſches Jägerleben.

Die Sonne war untergegangen und ſchon trat die duftige Mondsſichel hinter dem Urwalde hervor. Wir machten daher auf einer ſchönen Wieſe Halt, die rings von Mimoſen umgeben war. Die Maulthiere wurden abgeladen und auf die Weide geſchickt. Das Gepäck ward im Halbkreiſe aufgeſtellt, in der Mitte ein großes Feuer angezündet und das Abendeſſen beſorgt, Ochſenhäute gaben die Matrazzen, Mantelſäcke die Kopfkiſſen ab, eine wollene Decke vollendete das Waidmannsbett.

Reis und Wildpret machten unſere ganze Mahlzeit aus, aber wir aßen unter dem ſchönſten Sternenhimmel, den man ſehen kann. Unſere deutſchen Jagdhunde wurden natürlich auch nicht vergeſſen; ſie zeigten bei jeder Gelegenheit, nicht weniger Muth, als Wachſamkeit. Bald ſtreckten wir uns nun, mit Ausnahme der nöthigen Wächter, auf unſer Lager hin und ſchliefen, von tauſend leuchtenden Inſekten umgaukelt, unter dem Rufen der Cabures ein. *)

Der Tag brach an; unſer Gepäck und unſere Decken waren vom Thau durchneßt. Indeſſen hat dies, bei der Kraft der Sonne, ſelbſt in den erſten Morgenſtunden, nicht das Geringſte auf ſich. Wir frühſtückten und vertheilten uns dann. Ich begab mich an einen kleinen Fluß, der mit hohen, dichten Mimoſen eingefaßt war. Herrliche Vögel aller Art, aber äußerſt beſchwerliche Jagd!

Die Stacheln und Dornen jener Bäume, die Schlingpflanzen, die an den Stämmen ein dichtes Gewebe bilden und die Muruis **), alles trug reichlich dazu bei. Indeſſen erbeutete ich mehrere ſchöne Vögel und erlegte noch, auf dem Rückwege, viele niedliche Colibris. Dieſe ſchwärmen, gerade wie die Bienen, um die glänzenden Blüthen herum. Abends, kurz vor Sonnenuntergang, kamen wir bei einer Fazenda an.

Der Beſitzer empfing uns äußerſt freundlich, und verſah uns mit Reis und friſchem Rindfleiſch, ſo wie mit Zucker, Brandwein und herrlichen Orangen in Ueberfluß. Am folgenden Morgen brachen wir auf, rückten aber bei den grundloſen Wegen nur langſam fort. Die Dickichte, durch die wir kamen, beſtanden aus niedrigen Palmen und hohem, rohrartigem Gras. Auf einer Anhöhe hatten wir eine weite Ausſicht auf den Ocean.

---

*) Eine kleine, roſtrothe Eule, die in den Gebüſchen zu niſten pflegt.

**) Eine Art kleiner Moſkitos.

Bald erreichten wir nun die Küſte ſelbſt, hörten das Toſen der Brandung, und kamen durch Gebüſche von hohen Cactus und Bromelien, mit wunderſchönen Blumen geſchmückt. Abends erreichten wir eine Venda, oder einzelnes Wirthshaus, an einem See. Sie ward von einigen Fiſchern gehalten, deren größter Reichthum in dem gewöhnlichen, mit Meſſing beſchlagenen Stilett beſtand, das jeder gemeiner Braſilianer im Gürtel trägt. Doch erſt am folgenden Morgen erhielten wir etwas friſchen Fiſch.

Wir ſchoſſen an dieſem Tage mehrere Lucans, Araßaris, Surucuas *), Schuis **) und dergleichen mehr. Zur Labung hatten wir wilde Orangen oder Kayvarußus. Letztere ſind eine Rohrart, die dreißig bis vierzig Fuß hoch wird, und ein kühles, ſüßliches, äußerſt durſtſtillendes Waſſer enthält. Die Nacht brachten wir in einer Fazenda, in der Nähe eines Waldes zu. Wir waren jetzt in der Mitte Septembers und hatten daher den braſilianiſchen Frühling. Die zarten Baumarten, die in dem ſogenannten Winter allein ihre Blätter verlieren, waren nun mit neuen geſchmückt.

---

*) Alles Vögel.

**) Affen.

Nichts lieblicheres als dieſe gelblichten oder gelbgrünen, carmin- oder purpurrothen, zarten Lenzgebilde, an den Spitzen der ſchwärzlichen Aeſte zu ſehn! Andere Bäume ſtanden in der Blüthe; noch andere trugen Früchte und Blüthen zugleich. — Wir brachten beinahe den ganzen Tag in dieſem Walde zu, und hatten eine ſehr glückliche Jagd. Unter andern ſchoſſen wir mehrere Papageyen von ſeltener Art.

Gegen Abend erreichten wir das Meergeſtade wieder, und ergötzten uns an dem lieblichen Geſange der Küſtendroſſel, die man als die Nachtigal von Braſilien betrachten kann. Die Sonne ging unter; wir machten bei einem Wachthauſe Halt, das ziemlich geräumig war. Der Poſten war nur ſechs Mann ſtark — in Braſilien ſind die Soldaten gar koſtbar — und wegen dem Schleichhandel hier. Dieſe armen Leute hatten nichts, als baumwollene Hemde und Hoſen von gleichem Stoffe an; doch nach Art aller Braſilianer, einen Roſenkranz um den Hals. Ihre Waffen dagegen waren ſehr furchtbar, denn ſie beſtanden aus Flinten ohne Feuerſteine und ohne Bajonnet.

Indeſſen nahmen ſie uns ſehr freundlich auf, machten ein großes Feuer an, und verſahen uns, gegen eine Kleinigkeit, mit Maniokmehl und Pökelfleiſch. Am folgenden Morgen paſſirten wir einen See, vermittelſt eines Canots, das mehrere mal hin und wieder ging. Während wir nun unſere Gefährten erwarteten, ſchoſſen wir den Carao *), den Caracare **), u. dergleichen mehr. Leider aber gingen unſre Maulthiere mit wilden Pferden durch.

Welche Verlegenheit! Zum Ueberfluſſe fing es heftig zu regnen an. Indeſſen war Geduld das Einzige, was uns übrig blieb. Während nun unſere Leute den Thieren nachſetzten, ſuchten wir unter den Bäumen Schutz. So verging beinahe der ganze Tag. Endlich erſchien ein Fiſcher und brachte die frohe Nachricht, daß Alles wieder eingefangen ſey. Zugleich bot er uns ſeine zwei Hütten zum Uebernachten an. Dies kam uns ſehr gelegen; wir hatten nur eine Viertelſtunde dahin.

---

*) Ibis mit röthlichem Geſicht.

**) Schöne Falkenart.

Ein Obdach, ein großes Feuer und gebackene Fiſche in Ueberfluß — wir ſchätzten uns überglücklich und brachten den größten Theil der Nacht unter Geſprächen zu. Am folgenden Morgen das herrlichſte Wetter das man ſich wünſchen kann. Wir frühſtückten ſehr vergnügt, bedachten dann unſern Gaſtfreund nach Verdienſt und brachen zu neuen Abentheuern auf. Eine poſſierliche Erinnerung blieb die Frau deſſelben, mit einer langen, brennenden Pfeife im Munde und einer wahrhaften Kürbisgeſtalt.

3.

Jagdſcenen aus Braſilien.

Der Regen hatte endlich aufgehört; wir fingen unſere Weidmannszüge von Neuem an. In den Wäldern und Sümpfen am Fluſſe fanden wir die ſchöne Biſamente niſten und ſchoſſen ſie. Die Jungen gaben ein ſehr ſchmackhaftes Jägergericht. Ibiſſe, Reiher, worunter der herrliche Königsreiher, eine neue Art Specht und mehrere andere ſchöne Vögel zeigten ſich nun in Ueberfluß. Eben ſo Saúaßus, eine ſehr niedliche Affenart. Die einzelnen, baumloſen Sandſtrecken waren mit einer Menge Fährten von Antas und Rehen bedeckt.

Endlich erreichten wir den Strand, und ſahen das Wachthaus *), auf der hohen Küſte vor uns. Bald ſtießen wir auch auf eine Patrouille von ſechs Mann, die uns, der hieſigen Sitte gemäß, entgegen kam. Dieſe Poſten dienen nämlich zum Abhalten der feindlichen Botocudes, und beſtehen aus einem Offizier mit zwanzig Mann. Um das Quartel ziehen ſich einige Mais- und Maniokpflanzungen herum, alles übrige iſt einſame Wildniß. Man hat hier eine unermeßliche Ausſicht auf den Ocean.

Am folgenden Morgen ging es weiter, immer im Walde, an der Küſte hin. Wir ſahen Möven, Strandläufer, Meerſchwalben, Regenpfeifer u. ſ. w. in großer Zahl Die Hitze war drückend; indeſſen boten uns die Bromelienſtauden gutes Waſſer dar. Es ſammelt ſich nämlich in den Winkeln der ſteifen Blätter, ſo daß man es ohne viel Mühe einſchlürfen kann. Eine neue Art von Heliconie, bil-

---

*) Der portugieſiſche Quartel genannt. Dieſe Poſten werden oft in zwei, drei Jahren nicht abgelöſt.

dete mit ihren ſchönen, gleichförmig auf- und abgerankten Blumenſchäften, einen herrlichen Bogengang.

Tauſende von Schmetterlingen umgaukelten uns, und von allen Seiten tönten Lockſtimmen durch den Wald. Zwiſchen mächtigen Rieſenbäumen waren die Hütten friedlicher Ureinwohner zerſtreut. Von einer zur andern ſchlängelten ſich dunkle, ſchmale Pfade hin. In der Nähe rieſelten klare Bäche, mit tauſenden von Blüthen bedeckt. So kamen wir gegen Mittag bei einem zweiten Quartel an, das hart an der Küſte auf den Dünen lag.

Dennoch hatten die Soldaten einige Pflanzungen von Mais, Maniok und Waſſermelonen angelegt, dies, mit dem Ertrage der Jagd und Fiſcherei verbunden, gibt ihnen reichlichen Unterhalt. Wir fanden daher bei dem freundlichen Commandanten ein gutes Mittagsmahl, und machten zugleich die Bekanntſchaft eines biedern, alten Mannes, Namens Simon. Dieſer lebt ſchon viele Jahre in der Nähe des Quartels, in einer Art Einſiedelei, und zeichnet ſich durch große Körperkraft und Heiterkeit aus. Er baut ſeine Pflanzung ganz allein, und jagt und fiſcht auf gleiche Art. Wir erhielten von ihm ein Fell des großen Ameiſenbärs zum Geſchenk.

So wanderten wir immer längs der Küſte hin, ließen dabei Schildkröteneier aus dem Sande graben, und machten endlich, mit Sonnenuntergange Halt. Treibholz zu den Feuern war genug vorhanden, aber ſüßes Waſſer zum Kochen fand ſich durchaus nicht. Wir waren daher, wegen unſerm Abendeſſen in nicht geringer Verlegenheit. Bei der ſtarken Geſellſchaft kamen nämlich von den Schildkröteneiern kaum zwei auf den Mann.

Doch plötzlich wurden wir, zu unſerer Freude, in geringer Entfernung von den Feuern, eine große Schildkröte gewahr. Eben war ſie im Begriffe, ihre Eier zu legen und höhlte zu dieſem Ende eine cylinderförmige Oeffnung in dem Sande aus. Mit vieler Geſchicklichkeit warf ſie denſelben zu beiden Seiten, wie im Takte hin, bis alles fertig war. Jetzt begann ſie ihr Geſchäft, und ließ ſich nicht im mindeſten darin ſtören, ſelbſt, als ſie angefaßt und aufgehoben ward. Eine Art Blaſen, nach Art der Gänſe, war das einzige Zeichen, das ſie von Unruhe, Zorn oder Mißvergnügen gab.

So wie ſie nun ihre Eier legte, nahm einer unſerer Leute, der hinter dem Loche lag, dieſelben ganz ungehindert heraus. So bekamen wir in etwa zehn Minuten gerade hundert Stück. Wir ließen nun dies harmloſe Thier, das kaum vier Mann aufzuheben vermochten, die Oeffnung ruhig mit Sand anfüllen, zuſtampfen und ſeines Weges ziehn. Dann aber hielten wir von ſeinen Geſchenken, die wir in Seewaſſer kochten, eine eben ſo reichliche, als ſchmackhafte Abendmahlzeit.

Unterdeſſen war der Vollmond aufgegangen, und Land und Meer lagen im Zauberlichte. Toſend brach ſich die feurige Brandung an der Felſenküſte, und im ätheriſchen Glanze wogte der Ocean. Am folgenden Morgen brachen wir in aller Frühe auf. Unſere Tagereiſe war nemlich ſehr ſtark und ſehr beſchwerlich obendrein. Endlich, nach einem ſechsſtündigen Marſche, erreichten wir das Ufer des Stromes, in deſſen obern Gegenden unſer weidmänniſcher Poſten gewählt worden war.

Hier beſtiegen wir die bereitgehaltenen Canots und fuhren aufwärts. Der Fluß war nicht ſehr breit, aber die Strömung außerordentlich ſtark. Dazu kam die brennende Mittagsſonne, die gerade über uns ſtand. Die Ufer waren mit Urwäldern eingefaßt und die niedrigen Aeſte mit gräulichen Fledermäuſen und weißgrünen Schwalben bedeckt. Kurz nach Einbruch der Dämmerung kamen wir endlich auf unſerem Poſten an.

Die Nachthütten von Zweigen waren errichtet und die Feuer brannten nach Herzensluſt. Plötzlich vernahmen wir eine Menge Flintenſchüſſe und ein lautes Freudengeſchrei. Es war eine zweite Jagdgeſellſchaft, die der Verabredung gemäß, mit uns zuſammentraf. Wir hatten nämlich dieſe Wildniß auf längere Zeit zu unſerem Aufenthalte gewählt; Wildpret, Fiſche und gutes Waſſer befanden ſich in Menge daſelbſt.

Am folgenden Morgen wurden nun, vor allen Dingen, Anſtalten zum Aushauen eines Lagerplatzes gemacht. Vier und zwanzig Arbeiter beſchäftigten ſich damit. Indeſſen ging es über Erwartung ſchnell. Während nämlich ein Theil die Hauptſtämme fällte, hieben die andern mit dem Fouce *) das Unterholz und niedrige Geſträuche ab. Jeder fallende Stamm riß wegen der Lianen noch eine Menge anderer mit nieder oder zerbrach ſie wenigſtens u. ſ. w.; kurz in wenigen Tagen hatten wir einen lichten Platz.

Jetzt wurden Hütten errichtet und mit Palmblättern gedeckt; eben ſo ward eine Schmiede vol-

---

*) Sichel an einem Stocke.

lendet, die natürlich ein Hauptbedürfniß für uns war. Ueberhaupt hatten alle unſere Leute ihre beſtimmte, angewieſene Arbeit. So ſchafften die einen Wildpret, die andern Fiſche herbei; ſo beſorgten dieſe das Kochen, jene das Brennholz u. dergleichen mehr, kurz das Ganze war eine wohlgeordnete Jägercolonie.

Von nun an bereicherten wir unſere Sammlungen zu unſerer großen Freude außerordentlich. Hierzu trugen beſonders die Mundros, oder Thierfallen, die die braſilianiſchen Jäger ſehr gut anzulegen verſtehn, bei. Sie richten dieſelben ſo ein, daß das Thier von losſchnellenden Balken getödtet wird. Wir hatten mehr als dreißig ſolcher Fallen an dem Fluſſe, in jeder derſelben fingen ſich in recht dunkeln Nächten, oft fünf bis ſechs Thiere auf einmal. Wir hatten daher Rehe, wilde Schweine, Ankas u. ſ. w. in Ueberfluß.

Auf einer unſerer größeren Streifereyen, tief in den Urwald hinein, ſtießen wir auf einmal auf Ratachos, was ein Stamm friedlicher Ureinwohner iſt. Sie waren, die Männer wie die Weiber, völlig nackt, doch weder bemalt noch ſonſt entſtellt. Die Mehrzahl war von ſchlanker, mittlerer Geſtalt, die Geſichter indeſſen waren großknochig und die Züge äußerſt plump.

Die Männer hatten die Vorhaut eines gewiſſen Organes, mit Schlingpflanzen zugebunden, was dieſem ein ſehr ſonderbares Anſehen gab. Auf dem Rücken trug jeder einen kleinen Baſtbeutel, der zum Aufbewahren von Taback u. ſ w. diente und an einer Schnur vom Halſe herabhing. Eben ſo war jeder mit Pfeilen und Bogen verſehn. Der Anführer zeichnete ſich von den übrigen blos durch eine rothe, wollene Mütze und ein Paar blaue Hoſen aus.

Ihr erſtes Wort war eine Bitte um Eſſen, ſie erhielten daher mehrere Cocosnüſſe und etwas Maniokmehl. Jene wußten ſie ſehr geſchickt mit einer kleinen Axt zu öffnen; hierauf verzehrten ſie die weiße Kernnuß mit thieriſcher Gierigkeit. Zum Beſchluß gaben ſie uns einige Proben von ihrer Geſchicklichkeit mit dem Bogen umzugehen. Dieſe war wirklich ſehr groß, auf vierzig Schritte weit verfehlten ſie die aufgeſteckten Cocosnüſſe auch nicht ein einzigesmal. Bei jeder ihrer Baumhütten befand ſich ein hölzerner Roſt zum Braten des Wildprets. Dies iſt ihre einzige Zubereitungsart, vom

Kochen haben ſie keinen Begriff. So brachten wir in dieſer Wildniß zwei volle Monate zu; nicht ohne vielfältige Betrachtungen, wie ſich in der menſchlichen Natur die Punkte der Civiliſation berühren, und wie der Menſch immer und überall das Produkt ſeiner Umgebungen iſt.

Die

Männerfeindin,

Poſſe in einem Aufzuge,

von

Doctor Bernhard.

Perſonen:

Oberförſter Wollmar.
Lottchen, ſeine Tochter.
Kaufmann Brehm.
Carl, ſein Sohn.
Mamſell Felsbach, Lottchens Gouvernante.
Hannchen, Hausmädchen.

Erſter Auftritt.

Garten. — Gegen den Vordergrund auf jeder Seite eine Laube. — In der einen ein Tiſch. — Dahinter eine Hecke.

Hannchen (mit einem Korbe, worin eine Serviette nebſt Caffezeug u. ſ. w. für zwei Perſonen befindlich iſt. Sie bringt während der ganzen folgenden Scene den Tiſch in Ordnung, wie es gewöhnlich geſchieht). Ja, ja, mein Anton iſt gewiß ein herzensguter Junge, der mir nie untreu werden kann. Jetzt ſind's gerade einundzwanzig Wochen, daß wir einander gut ſind. — Ach Gott! Wenn's nur erſt Michaelis wäre, damit er ſeine Förſterei antreten könnte; dann würden wir ſicher noch vor dem Advente getraut. Doch ſtill! (Sie horcht) Ich glaube ſie kommen! — Nein — Ja, wenn die alte Mamſell das wüßte, ich müßte noch heute fort — Wenn's der nachginge, ſollte das ganze Haus ein Nonnenkloſter ſeyn — Mich dauert nur das arme Lottchen — Aber da heißt's, wer dem Mädchen das Mindeſte verräth, verliert auf der Stelle ſeinen Dienſt.

Nun, ſo muß es denn ſo ſeyn! Doch, daß die Mamſell das liebe, gute Kind ſo in lauter Haß gegen die Herren aufzieht, das iſt gewiß eine Sünde, die der liebe Gott nicht ungeſtraft laſſen kann. (Sie horcht in die Couliſſe) Still! Jetzt kommen ſie! (Eilig auf der entgegengeſetzten Seite ab.)

Zweiter Auftritt.

Mamſell Felsbach. Lottchen. (Jene ſehr gravitätiſch, dieſe haſtig und faſt laufend vor ihr her).

M. Felsbach. Nur langſam! Langſam! Sie haben ja noch Zeit. Laufen Sie doch nicht ſo! Bleiben Sie ſtehen; augenblicklich.

Lottchen (gehorchend). Ach! Es hungert mich ganz entſetzlich!

M. Felsbach (ſie einholend und bei der Hand faſſend). So! — Aber wie nähert man ſich einem Caffetiſch? Wiſſen Sie's etwa nicht mehr?

Lottchen. O ja! Aber wir ſind ja unter uns.

M. Felsbach. Das ändert Nichts, durchaus Nichts! — Geben Sie Achtung! (Nähert ſich äußerſt ceremoniös und mit einer Verbeugung dem Tiſche, und ſetzt ſich auf gleiche Art) Jetzt machen Sie mir's einmal nach!

Lottchen (macht es äußerſt linkiſch und mit ſehr vernachläſſigter Haltung nach) Sehen Sie Mamſell Felsbach, daß ich's recht gut kann?

M. Felsbach. (Aergerlich) Ja, das weiß der liebe Gott! Gerade, gerade gehalten! Lernen Sie ſich doch einmal tragen! Und was das für eine Verbeugung iſt. (Sie ſetzt nach Willkühr noch manchen Tadel hinzu, der den Bewegungen der andern Künſtlerin entſpricht, mit der ſie deßhalb in der Generalprobe Abrede nimmt.)

Lottchen. Ach wer kann alle die Ceremonien merken und überdem hungert mich. (Sie nimmt ſich ohne Umſtände etwas Gebacknes oder dergleichen, wie es vorhanden iſt.)

M. Felsbach. Wieder ein Fehler! Wer wird denn zum Eintunken nehmen, ehe eingeſchenkt iſt? (Sie thut es) Ueberdem darf ein junges, wohlerzogenes Frauenzimmer vom Hunger nun ganz und gar nicht ſprechen, das merken Sie ſich.

Lottchen (kauend). Warum denn nicht?

M. Felsbach. Weil es ſich nicht ſchickt. — Ein junges, wohlerzogenes Mädchen muß niemals merken laſſen, was in ihrem Innern vorgeht.

Lottchen (mit der Taſſe am Munde). Warum denn nicht?

M. Felsbach. Um der Männer willen. — Sie wiſſen ja, wie ſchlimm die ſind. Die machen gleich Gebrauch davon.

Lottchen. Aber Mamſell Felsbach — Wenn die Männer ſo ſchlimm ſind, wozu ſind ſie denn eigentlich in der Welt?

M. Felsbach. Wozu? — Das weiß ich ſelbſt nicht. — Unſer gütiger Schöpfer mag indeſſen doch wohl ſeine weiſen Abſichten mit ihnen gehabt haben. Allein dies hindert alles nicht, daß ſie uns Frauenzimmern höchſt gefährlich ſind. Darum hüten ſie ſich, mein liebes Lottchen; hüten ſie ſich, wenn Ihnen ihr zeitliches und ewiges Wohl am Herzen liegt.

Lottchen (die Hände faltend). Sie machen mir ordentlich Angſt, Mamſell Felsbach.

M. Felsbach. Denken Sie nur immer, daß die Männer umhergehn wie die brüllenden Löwen, und ſuchen, welche ſie von uns verſchlingen.

Lottchen. Verſchlingen? — Iſt's möglich?

M. Felsbach. Beſonders hüten Sie ſich vor dem Küßen! — Das iſt nicht nur eine erſchreckliche Sünde, ſondern man behält auch immer ein Mahl davon.

Lottchen. Wie ein Mahl? — Ib mein Herr Gott — Das iſt ja ganz entſetzlich!

M. Felsbach. Und wenn Ihnen einer zu nahe kommt, ſo ſchreien Sie nur gleich Feuer.

Lottchen. Ja! (laut ſchreiend) Feuer! Feuer! Feuer!

M. Felsbach. Und wenn er ſie dennoch anrühren will, ſo kratzen ſie, in Gottes Namen, ein wenig um ſich; das ſetzt einen in Reſpekt.

Lottchen. Aber da muß ich auch immer auf ſcharfe Nägel halten?

M. Felsbach. So halb und halb, das ſchadet durchaus nicht! — Aber aus chriſtlichem Erbarmen fangen Sie zuerſt mit den Backen an, und ſparen ſie die Augen bis zu allerletzt.

Lottchen. Das iſt herrlich, das will ich mir merken — Jetzt fürchte ich mich vor keinem mehr. — Es ſoll mir nur einer kommen — Ich will ihm zeigen, wer ich bin. (Während ſie die letzten Worte ſagt, klatſcht ſie lebhaft in die Hände dabei.)

M. Felsbach. Recht ſo! Recht ſo! — So ziemt es einem braven Mädchen, wenn es iſt, wie es ſeyn ſoll.

Lottchen. Verlaſſen Sie ſich darauf, Mamſell Felsbach.

M. Felsbach. Aber jetzt wollen wir nach den Bruthühnern ſehn — Ich denke, daß vielleicht die Nacht was ausgekommen iſt. (im Abgehn).

Lottchen. Ich meine auch. (eben ſo).

Dritter Auftritt.

Oberförſter Vellmar. — Kaufmann Brehm. (Beide hinter der Hecke hervor).

Oberförſter. Nun ſprich, Herr Bruder, was meinſt du dazu?

K. Brehm. Zum Heirathen iſt's freilich nicht die beſte Vorbereitung.

Oberförſter. So geht es alle Tage von Früh bis in die Nacht.

K. Brehm. Aber warum brauchſt du denn deine Autorität nicht? Ich wollte das bald anders machen.

Oberförſter. Ja lieber Gott! lieber Gott! — Siehſt du, auf der einen Seite hat die Felsbach Recht. — Das Mädchen iſt zwiſchen ſiebzehn und achtzehn, und ſo unſchuldig, wie ein Vögelchen, das aus dem Eye kommt; aber auch voll Feuer und Lebensluſt. Um der guten Abſicht willen habe ich's alſo immer ſo fortgehen laſſen.

K. Brehm. Auf die Art haſt du Recht; aber nunmehr wird's Zeit.

Oberförſter. Allerdings, nunmehr wird's Zeit.

K. Brehm. Und hohe Zeit! — Bedenke doch unſern Plan! In ein paar Wochen wird mein Carl gerade einundzwanzig Jahr alt. — Das iſt mein Termin. — Dann nehme ich ihn, nach unſerer Abrede, beſtimmt in die Handlung.

Oberförſter. Ich weiß es, ich weiß es — Wenn man nur ein Mittel — — Höre, ich denke doch, es ſollte gehn. — Es iſt, wie geſagt, Weidmanns Blut in dem Mädchen. Wenn ſie nur ihren Bräutigam erſt ſieht, was gilts? — Sie verliebt ſich auf der Stelle in ihn.

K. Brehm. Das glaube du nicht, Herr Bruder; bei der Erziehung gewiß nicht — Das arme Kind iſt viel zu ſcheu und hat obendrein kein Zutrauen — Sie wird ihn mit Proteſt abziehen laſſen; das iſt voraus zu ſehn. — Aber wenn wir vielleicht die alte Mamſel gewinnen könnten? — Sag' einmal, ſpannt ſie auf's Geld?

Oberförſter. Das eben nicht, denn ſie hat bereits ein ſchönes Sümmchen vor ſich gebracht. — Aber eitel iſt ſie, davon haſt du keinen Begriff.

K. Brehm. Ach das ſind die alten Jungfern alle, mit dreihundert Procent.

Oberförſter. Und einen Mann hätte ſie auch noch für ihr Leben gern.

K. Brehm (mit den Fingern ſchnippend). Jetzt hab' ich's! Laß mich machen, Herr Bruder! — Das giebt noch eine Doppelheirath.

Oberförſter. Wie denn ſo, du närriſcher Kerl? — Du wirſt mir doch die Alte nicht anhängen wollen?

K. Brehm. Ach, wer denkt denn daran? — Sorg' du nur für Wildpret und Rheinwein, das Andere überlaſſe mir. Du ſollſt dein Wunder ſehn.

Vierter Auftritt.

Lottchen (trällernd und in lebhafter Bewegung). Heute haben wir Roſinenpudding mit Weinſauce, Hecht und Faſane; da will ich mir einmal etwas zu Gute thun — (etwas pathetiſch). Es giebt doch wirklich kein größeres Vergnügen, als wenn einem das Eſſen ſchmeckt. — Ach Gott! — Wenn es nur keine Männer gäbe; ich wäre das glücklichſte Mädchen auf der Welt — (ſie ſieht in die Couliſſe) Ich glaube, da kommt Anton aus der Stadt — Nun der thut mir nichts; der iſt zahm — Die Mamſell ſagt, daß der gütige Schöpfer doch wohl mit ihnen ſeine weiſen Abſichten gehabt haben mag — Aber was das für welche geweſen ſind, wer weiß das? (Sie hört Geräuſch hinter der Hecke) Ach Gott! Da iſt gewiß einer verſteckt! — Fort, fort; ehe er mich überfällt. (eilends ab).

Fünfter Auftritt.

Der Oberförſter. — Kaufmann Brehm.

K. Brehm (lachend). Nein, ſo was iſt mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen.

Oberförſter. Nicht wahr? — Du haſt Recht, Herr Bruder; es iſt die höchſte Zeit.

K. Brehm. Nun, wir wollen doch ſehen, ob das wilde Kätzchen nicht zahm zu machen iſt. — Haſt du Niemand bei der Hand?

Oberförſter (nach dem Hintergrunde blickend, wo Hannchen auf einem Brette zu ſchneiden ſcheint). O ja! — Heda Mädchen! Herbei! Geſchwind! Geſchwind!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. — Hannchen.

Hannchen (ſchnell kommend). Was befehlen der Herr?

Oberförſter. Hier! Herr Brehm wird dir's ſchon ſagen.

K. Brehm. (er ſchreibt etwas mit Bleiſtift auf ein Blatt Papier, das er aus ſeinem Taſchenbuche genommen hat) — Liebes Kind, du ſollſt nur das in den Gaſthof tragen — (abwärts zu dem Oberförſter, der einigemal beifällig nickt) Ich glaube, daß Carl ſchon da iſt oder gleich kommen muß. (Er verſchließt das Billet auf ſeinem Hute mit einer Oblate und drückt das Pettſchaft an ſeiner Uhrkette darauf, dann zu Hannchen) Hier liebes Kind! — Trage das hin! — Sie ſollen's nur dem Fremden geben; ſie wiſſens ſchon.

Hannchen. Zu Befehl; ich beſorge es augenblicklich. (eilends ab).

Oberförſter. Aber ſage mir nur, du närriſcher Kerl, was du eigentlich im Sinne haſt?

K. Brehm. Das wirſt du ſchon ſehn — Jetzt laß mich nur allein! —

Oberförſter. Nun denn! — Mach, was du willſt! — Du haſt zu Allem Vollmacht. — Ich will unterdeſſen nach dem Rüdesheimer ſehn.

K. Brehm. Recht ſo! — Schaff' nur viel an, ich wette, wir werden Gebrauch davon machen können.

Oberförſter. Daran ſoll's gewiß nicht fehlen; verlaß dich darauf! (ab).

Siebenter Auftritt.

K. Brehm. Nun friſch an die Arbeit! — Es müßte doch vom Guckguck ſeyn! — Ein Mädchen! (lachend) Ein Mädchen von ſiebzehn bis achtzehn Jahren, (ſtärker lachend) und nicht verliebt; das iſt ja eine pure Unmöglichkeit. — (Er ſieht in die Couliſſe) Still, da kommt die alte Mamſell und gerade recht! — Jezt Brehm, pack' einmal deinen ganzen Galanteriekram aus.

Achter Auftritt.

K. Brehm. — Mamſell Felsbach.

M. Felsbach (noch immer etwas gravitätiſch, doch mit aller der Güte, die dazu paßt). Ganz gehorſamſte Dienerin, mein Herr Brehm! — Haben ſie das liebe Lottchen nicht geſehn?

K. Brehm. Nein, meine theuerſte Mamſell, mit keinem Auge nicht. — Doch muß ich mich des Zufalls freuen, der mir die Ehre ihrer angenehmen Geſellſchaft verſchafft.

M. Felsbach. Zuviel Güte! Zuviel Güte, werther Herr Brehm: Die Ehre iſt ganz auf meiner Seite! — Möchte ich nur auch ſo glücklich ſeyn, Sie recht angenehm unterhalten zu können.

K. Brehm (ſchmeichelnd). O, wie ſollten Sie das nicht? — Ein ſo gebildetes, vortreffliches Frauenzimmer —

M. Felsbach (mit einer Verbeugung einfallend). Sie ſagen mir zu viel ſchmeichelhaftes, mein beſter Herr Brehm — (für ſich) Ob er denn noch ledig ſeyn mag?

K. Brehm. Sie ſind zu beſcheiden, meine theuerſte Mamſell — Bei ſoviel Annehmlichkeiten, ſoviel Bildung, ſoviel Herzensgüte, ſoviel Geiſt —

M. Felsbach (äußerſt wohlgefällig einfallend) O, mein liebwertheſter Herr Brehm — Zuviel! Zuviel! — Sie machen mich wirklich ganz ſchamroth (für ſich) Er muß gewiß noch ledig ſeyn.

K. Brehm. Glauben Sie meine theuerſte Mamſell, ich habe wenigſtens das Verdienſt das Ihrige zu würdigen und wünſchte, Sie daher in einer äußerſt wichtigen Anlegenheit um Rath zu fragen.

M. Felsbach (äußerſt freundlich und ſelbſt etwas liebäugelnd) Ganz zu Ihrem Befehl, mein theuerſter Herr Brehm. — Sagen Sie nur, womit ich Ihnen dienen kann — Und wenn es in meinen geringen Kräften ſteht, ſoll es mir eine Ehre und ein Vergnügen ſeyn. (für ſich) Jetzt ſpielt er ſchon d'rauf an.

K. **Brehm.** Ich bin Wittwer, meine wertheſte Mamſell Felsbach, und wollte —

M. **Felsbach** (raſch einfallend). Wittwer? — O das bedaure ich — Ja, das bedaure ich von ganzem Herzen — Schon lange, wenn ich fragen darf? (für ſich) Gott ſey Dank! Welch' eine herrliche Gelegenheit!

K. **Brehm.** Leider ſchon ſeit anderthalb Jahren! — O! — Es war ein entſetzlicher Schlag!

M. **Felsbach** (affektirt mitleidig) Armer Mann! — Armer Mann! (ſich die Augen trocknend) Sie machen mich ganz weich!

K. **Brehm.** Da hab' ich denn eine Tochter — —

M. **Felsbach** (ganz heiter einfallend) Das einzige Kind?

K. **Brehm.** Ja!

M. **Felsbach.** Wie alt wohl um Vergebung?

K. **Brehm.** Neunzehn Jahre! — Ich ſtehe aber eben im Begriffe, ſie zu verheirathen.

M. **Felsbach.** Das machen Sie recht! — Das machen Sie recht, mein wertheſter Herr Brehm! — Junge Mädchen thun bei den Vätern allein beſtimmt kein gut!

K. Brehm. Nun fehlt mir aber nachher — Sie verſtehen mich theuerſte Mamſell — Leider muß ich aber fürchten —

M. Felsbach (lebhaft einfallend). O fürchten Sie nichts, fürchten Sie gar nichts, liebwertheſter Herr Brehm. — Sie ſind überall eine höchſt willkommene Parthie — Ein ſo ſchöner, kräftiger Mann and in ſolchen Umſtänden, wie Sie — Man muß Ihnen auf den erſten Blick gut werden, glauben Sie das — Ich fühle es ſelbſt, verlaſſen Sie ſich darauf! (für ſich) Jetzt wird er mich doch gewiß verſtehn.

K. Brehm. Ach, meine wertheſte Mamſell! — Ihre unſägliche Güte rührt mich bis in's Innerſte meines Herzens (trocknet ſich die Augen). Vor Ihnen verbarg ich mich nicht. — Aber, wenn mir auch die Worte fehlen, (etwas weinerlich) dieſe Thränen mögen Ihnen ſagen, wie unausſprechlich theuer Sie mir ſind! — Ach!

M. Felsbach (ſchnell für ſich) Der arme, liebe Mann! — Ich habe einen zu ſtarken Eindruck auf ihn gemacht — Er iſt ganz von ſeinem Glücke betäubt. — (zu ihm mit Zärtlichkeit) Erheben Sie ſich geliebteſter Freund! — Erheben Sie ſich!

K. Brehm (etwas verlegen). Der Zweck meiner Reiſe — Ich wollte — (wie von ungefähr in die Conliſſe blickend, indem er ſich nämlich umſieht, ob kein Lauſcher da iſt) Aber da kommt meine Tochter!

M. Felsbach (ſie blickt in die entgegengeſetzte Couliſſe in gleicher Abſicht, und dann in den Hintergrund). Da wird auch Lottchen nicht weit ſeyn. — Nun mein liebwertheſter Herr Brehm, wir wollen die Kinder in Gottes Namen beiſammen laſſen und ein wenig weiter gehn. Da ich Lottchen in ſo guten Händen weiß, kann ich ganz ruhig ſeyn.

K. Brehm. Gewiß meine beſte Mamſell, ich ſtehe Ihnen dafür, daß ſie vortrefflich aufgehoben iſt.

M. Felsbach. Nun ſo kommen Sie, liebſter Herr Brehm! — Kommen Sie!

K. Brehm. Ganz zu Ihrem Befehl! (Beide ab).

Neunter Auftritt.

Lottchen. — Carl *) (in Frauenzimmerkleidern).

Lottchen (in vollem Laufe aus einer der hintern Couliſſen). Siehſt du, ich bin doch eher da!

---

*) Dieſe Rolle iſt natürlich einer jungen Schauſpielerin zuzutheilen.

Carl (eilig hinter ihr drein). Ja! Wenn man hängen bleibt.

Lottchen. Nun ſo erzähle mir was aus der Stadt — Giebt's denn da auch Männer?

Carl. O in Menge; ein wahrer Bienenſchwarm!

Lottchen. Aber mein Gott, wie kann man denn dort leben?

Carl. O, recht ſehr gut!

Lottchen. Fürchtet ihr euch denn nicht?

Carl. Ich dachte gar: — Warum ſollten wir uns denn fürchten?

Lottchen. Aber mein Gott, wenn ſie euch nun zu nahe kommen?

Carl. Ach, was thut denn das?

Lottchen. Sind dir denn auch ſchon welche zu nahe gekommen?

Carl. O ja, verſchiedenemal.

Lottchen. Ih mein Himmel, wo denn?

Carl. Auf den Bällen, in den Concerts, im Theater, auf den Promenaden und was weiß ich.

Lottchen. Und da haben ſie dir nichts gethan?

Carl. Im Gegentheil, ſie haben mir nichts als Höflichkeiten erzeigt.

Lottchen. Nun ſeh' einmal eins an! — Die Mamſell ſagt aber doch, daß ihre Nähe äußerſt gefährlich ſey — Noch vorgeſtern warnte ſie mich, ich ſolle ſie alle als Peſtkranke anſehn.

Carl. Ach Poſſen! — Deine Mamſell iſt nicht recht klug — Du glaubſt gar nicht, wie angenehm das iſt, wenn man ſo 'n jungen, ſchönen, artigen Herrn neben ſich hat.

Lottchen. Sieh an! — Und da haben ſie dich auch wohl geküßt?

Carl. O ja, verſchiedenemal, das fehlt gar nicht!

Lottchen. Aber wo dann?

Carl. Nun beim Pfänderſpiel, während dem Walzen und wo es ſonſt eine erlaubte, ſchickliche Gelegenheit dazu gab.

Lottchen. Aber küſſen, das iſt ja entſetzlich!

Carl. Ey wo denkſt du hin? — Ein Kuß iſt ja nichts als eine unſchuldige Tändelei, nur muß man d'rauf ſehen, daß der Anſtand nicht dabei verletzt wird.

Lottchen. Sieh an! — Und du haſt nie ein Mahl davon gekriegt?

Carl. Ey, ich dachte gar — Was dir doch deine Mamſell für Albernheiten in's Köpfchen geſetzt hat — Sieh mich doch nur an — Da iſt keine Spur von einem Mahl.

Lottchen (ihn ſehr genau betrachtend). Du haſt Recht! Dein Geſicht iſt ja ſo rein und glatt, wie mein's — (etwas gedehnt) Ja! wenn das ſo iſt — Da möcht' ich's wohl auch einmal probieren, um doch zu wiſſen, wie eigentlich ein Mannsküßchen ſchmeckt.

Carl. O, das glaubſt du nicht — Da iſt dir eine Wärme, ein Feuer, eine Kraft darin, während die unſerigen, von Frauen zu Frauen, nichts als leere, kalte, fade Luftblaſen ſind.

Lottchen. Der tauſend, das muß was prächtiges um ſo ein Stücker drei, bis vier Küßchen, von einem jungen, artigen, hübſchen Herrn, ſeyn.

Carl. Das verſteht ſich, verlaß dich darauf.

Lottchen. Aber höre! — Wie benimmt man ſich denn dabei? — Ich möcht' es doch gern wiſſen, damit ich mich nicht ſo einfältig anſtelle, wenn's etwa Gelegenheit gibt.

Carl. O, das iſt bald gelernt — Weißt du was? — Ich will mich als Herr verkleiden, und da zeig' ich dir, wie du dich zu benehmen haſt.

Lottchen (in die Hände klatſchend). O! Das iſt ja ganz vortrefflich — Aber wo nimmſt du denn die Kleider her?

Carl. Ich habe ſie in meinem Coffer, vom letzten Badeballe her, wo alles maskirt erſchien —

Warte nur! — Ich bin augenblicklich wieder da. (Im Abgehen für ſich) Das Täubchen iſt ſchon vor dem Garne! Huſch und wir haben es. *) (ab).

Lottchen (ihm nachrufend). Aber mach ja nicht zu lange, ich bitte dich!

Carl (an der Couliſſe). Gewiß nicht, verlaß dich darauf!

Zehnter Auftritt.

Lottchen. Nun das iſt doch curios! — Die Mamſell ſagt ſo, und Jettchen ſo! — Aber ich merke ſchon, wie's ſeyn wird. — Wahrſcheinlich ſind die Herren in der Stadt von der zahmen Art. Dieſe thun einem nicht nur nichts, ſondern ſind höflich obendrein und verſtehen das Küßen aus dem Fundament. — Nun man lernt alle Tage mehr; das iſt gewiß. (In den Hintergrund blickend, wo man Kaufmann Brehm nebſt M. Felsbach langſam ankommen ſieht) — Mein Gott, da kommt die Mamſell mit dem alten Herrn und verdirbt uns den ganzen Spaß — Ich will nur thun, als ob ich Erdbeeren ſuchte — Jettchen wird wohl ſo geſcheut ſeyn, daß ſie hinter der Hecke bleibt.

---

*) Eine routinirte Schauſpielerin wird ihre Maaßregeln ſchon im Voraus ſo zu nehmen wiſſen, daß die folgenden drei kurzen Scenen zu ihrer Umkleidung, völlig hinreichend ſind.

Eilfter Auftritt.

Lottchen. — Mamſell Felsbach. —
Kaufmann Brehm.

Lottchen (an einem Beete beſchäftigt, für ſich) — Ja macht nur, daß ihr bald wieder fortkommt.

M. Felsbach. (Im Kommen zu Brehm). Alſo funfzehn Morgen Weinberg, ſagen Sie, liebwertheſter Herr Brehm — Das iſt ja ganz vortrefflich!

K. Brehm. Und das Alles in der beſten Lage; die Sonne von früh bis Abends, und gänzlich vor dem Nordwind geſchützt.

M. Felsbach. Nun, Gott hat Sie doch recht geſegnet, Sie lieber Mann!

K. Brehm. Ich bin zufrieden, Gott ſey Dank!

M. Felsbach (Lottchen erblickend). Ey, ſieh da Lottchen! So allein?

Lottchen. Ach nein! Ganz und gar nicht! — Jettchen iſt nur auf einen Augenblick in's Haus gegangen.

K. Brehm. Nun, wie gefällt Ihnen denn meine Tochter, liebes Lottchen?

Lottchen. O! Außerordentlich! Außerordentlich!

K. Brehm. Nun das freut mich! — Das freut mich! — Ihr werdet in Kurzem die beſten Freundinnen ſeyn.

Lottchen (mit einem Knix). O gewiß!

M. Felsbach. Nun, das iſt recht! — Da kannſt du was profitiren, liebes Lottchen, hörſt Du? — (zu Brehm) Jetzt kommen Sie, liebſter Herr Brehm! — Es freut mich ungemein, daß Sie ſo ein großer Liebhaber vom Spaziergehen ſind — Nun will ich Ihnen doch auch unſern Karpfenteich zeigen.

K. Brehm Mit Vergnügen.

M. Felsbach (zu Lottchen). Nun ſo bleibt hübſch beiſammen und erzählt euch 'was! (zu Brehm) Ich bin nur froh, daß das liebe Kind ſo gut aufgehoben iſt.

K. Brehm. Ich auch! Ich auch! Meine wertheſte Mamſell. (Beide in ſcheinbarem Geſpräche ab).

Zwölfter Auftritt.

Lottchen. — **Carl** (in elegantem Ballfrack u. ſ. w.)

Carl (ſchnell herbeieilend). Nun liebes Lottchen, da bin ich!

Lottchen. Ey, wie ſchön: Wie ſchön!

Carl. Nicht wahr?

Lottchen (ſeinen Anzug muſternd). Und alles ſo fein, ſo nett! — Und wie es dir ſitzt, als wär' es dir angegoſſen! Dreh dich doch einmal herum!

Carl (es thuend). Alſo gefalle ich Dir?

Lottchen. O ganz allerliebſt! Ganz allerliebſt! — Aber nun, wie machen ſie's denn? — Laß einmal ſehn!

Carl. Gedulde dich nur noch einen Augenblick! — Du mußt aber auch ein klein wenig couragirt dabei ſeyn?

Lottchen. Ja doch, ja! — Aber noch ein's! — Reden ſie denn auch dabei?

Carl. Das mein' ich, beſonders ehe die Sache in Gang kommt. Du mußt aber auch antworten, verſtehſt du mich?

Lottchen. Gewiß! Fang nur endlich einmal an!

Carl. Nun, ſo gieb Acht! (ein Paar Schritte zurück; dann mit abgezogenem Hute wieder auf ſie zu, und mit etwas verändertem Tone) — Guten Morgen! Guten Morgen, mein ſchönſtes Lottchen! (in ſeinem natürlichen Tone) Du mußt dir nämlich einbilden, daß wir ſchon ein wenig bekannt mit einander ſind.

Lottchen. Ja wohl! — Aber was ſoll ich denn antworten?

Carl. Nun mein Gott! — Wie ſagt man denn, wenn einem ein guter Morgen gewünſcht wird?

Lottchen. Ja ſo! (mit einem Knix). Auch ſoviel Monſieur!

Carl. Dabei mußt du aber hübſch freundlich ausſehn und auch ein wenig lächeln, verſtehſt du mich?

Lottchen (nickend und es vollkommen thuend). Auch ſoviel, mein lieber Monſieur!

Carl. Siehſt du, liebſtes Lottchen; es geht ſchon — Nun warte nur, du wirſt eher hineinkommen, als du glaubſt — Jetzt gieb Achtung!

Carl (zärtlich und in etwas verändertem Tone).

Sind Sie mir denn aber auch noch gut, mein ſchöner, ſüßer Engel? (ihr die Hand drückend).

Lottchen. Was ſoll ich denn antworten?

Carl (in natürlichem Tone). Was du willſt — Auf jeden Fall drück ihm die Hand nur wieder — Das iſt eben ſo gut und da verſteht er dich ſchon.

Lottchen (ihm die Hand drückend und äußerſt freundlich). Ih, warum ſollte ich Ihnen denn nicht gut ſeyn? — Sie ſind ja ſo hübſch und ſo artig.

Carl. Bravo, liebſtes Lottchen! — Du findeſt dich ſchon recht gut hinein. — Nicht wahr, es iſt ein recht ſchönes Spiel?

Lottchen. Aber, ſage mir, machen Sie's denn wirklich ſo?

Carl. Verlaß dich d'rauf, gerade ſo!

Lottchen. Nun das fängt doch in der That recht angenehm an.

Carl. Das mein' ich — Warte nur! — Es kommt noch immer beſſer! — Gieb' nur Achtung! — Kannſt du walzen?

Lottchen. O ja, aber mit einem Herrn nicht! — Amtmanns Minchen hat mich's gelehrt und mit der geht's ſehr gut.

Carl. Das iſt all' eins, mein engliſches Kind.

— Jetzt ſetz' dich in die Laube, daß ich dich darum bitten kann.

Lottchen (es thuend). Das iſt ja allerliebſt!

Carl (ſie auf die gewöhnliche Art begrüßend). Kann ich die Ehre haben, mein ſchönſtes Fräulein?

Lottchen (naiv und vorſchnell). Mit dem größten Vergnügen, mein Herr!

Carl. Bravo, liebſtes Lottchen! Sieh wie herrlich du dich hineinſpielſt. (Sie treten hierauf an, und das Orcheſter beginnt irgend einen Favoritwalzer der Stadt, jedoch in mäßig geſchwindem Tempo. Bei jeder Wendung gegen das Parterre küßt er ſie und ſagt:) Erwiedere es mein Engel, das iſt Ballrecht und Ballfreiheit! — (Er braucht dies aber nur zweimal zu erinnern; beim dritten Male und alle folgenden thut ſie es von ſelbſt. So tanzen ſie den Walzer durch, und wie ſich von ſelbſt verſteht mit der größten Anſtändigkeit. Als ſie geendigt haben, fährt er fort, ſie mit einem Arme ſanft umſchlungen zu halten, während ſie zärtlich an ſeiner Schulter ruht und ſagt:)

Lottchen (liſpelnd). Das war ſchön, ſehr ſchön, zum Entzücken ſchön!

Carl (will antworten; in dem Augenblicke aber tritt die folgende Scene ein).

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen.

M. Felsbach (in höchſtem Affecte aus einer der mittlern Couliſſen hervor, ſo daß ſie Carl zur rechten Hand zu ſtehen kommt) Was geht hier vor? — (ſucht Carl wegzureißen, vermag es aber nicht und ſchreit): Zur Hülfe! Zur Hülfe! Herr Oberförſter! — Philipp, Peter, Baſtian, Rudolph! — Alle herbei! Alle herbei! Die Hirſchfänger mit! — Hier iſt der Satanas!

Carl (mit äußerſter Eleganz und Artigkeit). Aber meine beſte Mademoiſelle! Wie unglücklich bin ich, Ihnen zu misfallen! — O vergeben Sie mir nur diesmal, ich habe vielleicht gefehlt, aber es iſt aus Liebe geſchehn.

M. Felsbach. O, Sie abſcheulicher Menſch! — Misbrauchen Sie ſo die einnehmende Geſtalt, die Ihnen Gott gegeben hat, um unſchuldige Mädchen zu verführen? — Ich würde Ihnen vielleicht, aus chriſtlichem Mitleid vergeben, aber der Herr Oberförſter kann und darf es nicht. (Sie ſcheint noch etwas ſagen zu wollen; in dem Augenblicke:)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. — Der Oberförſter. — Kaufmann Brehm.

M. Felsbach (auf Lottchen und Carl zeigend, die dieſer noch immer umſchlungen hält). Da ſehn Sie den Greuel, Herr Oberförſter! Da ſehn Sie den Greuel!

Oberförſter (lachend). Bravo!

K. Brehm (noch ſtärker lachend). Braviſſimo!

M. Felsbach. Wie? Sie lachen noch?

Oberförſter. Warum denn nicht? — Es iſt ja der junge Carl Brehm, Lottchens beſtimmter Bräutigam?

Lottchen. Was, mein Bräutigam? — Ach Gott! (zu Carl mit Innigkeit) Alſo biſt du wirklich ein Herr?

Carl. Beſtimmt mein ſüßer Engel?

Lottchen. Ach du guter, lieber Menſch, wie ſoll ich dir's vergelten?

M. Felsbach (zu dem alten Brehm). Ich nehme den lebhafteſten Antheil — (zu Carl) Vergeben Sie meiner Uebereilung — Aber ein heftiges Naſenbluten (ſie macht die Pantomime —) Ich bin in einem Augenblicke wieder hier. (Mit Verbeugungen ab.)

K. Brehm. Nun ihr ſeyd in Richtigkeit, wie's ſcheint?

Carl. Ja liebſter Vater, wie's Hauptbuch.

Oberförſter. Nun dann! Gott ſegne euch! (das Brautpaar umart ſich aufs zärtlichſte, und)

Der Vorhang fällt.

Der
Paradiesvogel.
Ein orientaliſches Mährchen.

1.

An einem ſchönen Frühlingsabend ſaßen einſt die Töchter des perſiſchen Kriegsoberſten Scherkisneu unter einem herrlichen Platanus in ihrem Parke, in geringer Entfernung von der Mauer, womit derſelbe umgeben war. Sie hatten ihre Schleier abgelegt und ſchwatzten die Zeit unter vertraulichen Geſprächen hinweg. Lieblich gaukelten die Lichter der ſinkenden Sonne über ihre reizenden Geſtalten hin und erleuchteten beſonders das Geſicht der jüngſten, die eine der erſten Schönheiten war.

Sagt, was ihr wollt! — hub die älteſte an — Ich gefalle mir in meinen luftigen Träumereien; ſie ſind gar zu ſchön. — Noch dieſen Morgen dachte ich — Welches Glück! Könnte ich die Frau des Oberhofbäckers ſeyn! — Dann hätte ich das köſtliche Sultansbrod, die Piſtacientorten und die herrlichſten Confituren in Ueberfluß.

Ja, ja — fuhr die zweite Schweſter fort — Einmal zum Heirathen geboren, wünſch ich mir auch einen Mann. — Aber ich will hoch und ſehr hoch hinaus. Der Oberküchenmeiſter des Königs muß es ſeyn — Dann hätte ich eine Tafel wie dieſer ſelbſt. — O Himmel! Ich glaube, ich hätte dann Alles, was die Erde bieten kann! — Das Sultansbrod, die Piſtacientorten und die tauſende von Serbets und Confituren fehlten mir dann ebenfalls nicht.

Und ich — nahm die jüngſte, Zoraide genannt, das Wort — Ich ſtrebe nach dem höchſten, was es gibt. Entweder gar keinen Mann, oder es muß der König ſeyn. Dann würde ich ſeine erſte und einzige Sultanin, und dann wollte ich ihm einen Prinzen ſchenken, ſo ſchön und ſo ſtark, ein wahres Löwenkind. — Sie dachte dieſe reizende Zukunft noch weiter auszumahlen; da ließ ſich in der Nähe der Mauer Jagdgetümmel hören und die Mädchen flohen wie geſcheuchte Rehe davon.

2.

Kaum graute der Morgen, als ein Hauptmann von der Leibwache des Königs auf dem Landhauſe erſchien. Er hatte den Befehl, den Oberſten nebſt ſeinen drei Töchtern, gegen Mittag in den Pallaſt zu entbieten; doch mit dem ausdrücklichen Zuſatze, daß die Urſache nicht unangenehm ſey. So gingen die Schweſtern in das Bad, ſchmückten ſich dann aufs prächtigſte und fuhren zur gehörigen Stunde mit dem Vater nach der Reſidenz

Hier wurden ſie, nach wenig Augenblicken, in den Audienzſaal geführt, wo der König zwar in voller Pracht, aber nur von einigen Vertrauten umringt, auf dem Throne ſaß. Sie ſchlugen ihre Schleier zurück, warfen ſich mit dem Vater zu Boden und warteten ſo des Sultans Befehle ab. Dieſer hieß ſie ſogleich aufſtehen, wendete ſich dann zu dem Vater und ſprach:

Ich kenne dich, treuer und tapferer Kriegsheld, darum will ich dir die Sorge abnehmen, deine Töchter zu verheirathen; ihre Männer ſind ſchon gewählt. — Und nun die drei Mädchen anredend, fuhr er fort — Vor allem, ihr beiden Kinder, ſagt mir, ob ihr euch noch niemals nach einem Manne geſehnt habt? — Ueberraſcht und verſchämt ſchlugen ſie ſämmtlich die Augen nieder und ſprachen kein Wort. Während aber die zwei ältern erblaßten, erröthete Zoraide ſo lieblich, wie die Roſe im Morgenthau glänzt.

Sprecht denn, meine Lieben — fing der König von neuem an — Oder euer Stillſchweigen gilt mir für eine Bejahung. — Eine leiſe, beiſtimmende Bewegung ihrer Lippen, und ein leichtes, flüchtiges Nicken waren für ihn bedeutend genug. — Nun dann, was für Männer würden euch wohl am liebſten ſeyn? — Ihr ſchweigt abermals? — So will ich dann verſuchen, ob ich's errathen kann?

Alſo du älteſte mit den Gazellenaugen — Wäre vielleicht mein Oberhofbäcker ein Mann für dich? — Verhehl es mir nicht, wenn du ihn haben willſt — Und du mittlere mit dem Schelmenblicke, wäre dir vielleicht mein Oberküchenmeiſter recht? — Sag' es mir, wenn du geneigt dazu biſt? — Die Verlegenheit der beiden Mädchen ſtieg auf's höchſte; ſie merkten, daß ſie behorcht worden waren, und beide glühten in brennendem Purpurroth.

Und du, endlich, lieblichſte Blüthe der Schönheit — fuhr der König zu Zoraiden fort — Auch für dich wüßte ich einen Mann! — Da dir aber die Schweſtern zuvorgekommen ſind, ſo kann ich dir keinen andern anbieten, als — mich ſelbſt. — Auch Zoraide hatte im erſten Augenblicke errathen, daß der Schach alles gehört hatte, was geſprochen worden war.

Sie küßte daher die königliche Hand und ſprach: — Erhabener Beherrſcher der Gläubigen! — Welcher Luftgeiſt dir auch unſere kindiſchen Scherze verrathen haben mag — Entſchuldige uns, allmächtiger Herr der Erde, und beſonders mich, deine unterwürfigſte Sclavin — Sey großmüthig zu vergeſſen und zu verzeihn. — Nein! — antwortete der König — ich zürne euch nicht, aber ich halte euch beim Wort — Und beſonders dich, glänzende Perle der Schönheit! — Nur mach' es auch mit dem Prinzen wahr!

Hiermit erkläre ich dich zu meiner Verlobten — fuhr er fort, indem er den Scepter ſanft auf ihr niedliches Köpfchen legte, und ſchon dieſen Abend wirſt du meine erſte und einzige Sultanin ſeyn. — So wurden denn die beiden Oberhofbeamten gerufen und empfingen ihre Gattinnen, aus der Hand des Königs, mit eben ſoviel Unterwerfung, als Freudigkeit. Der alte Kriegsobriſt weinte Thränen der Freude und Dankbarkeit. Er ward hierauf mit ſeinen Töchtern, in einem prächtigen Saale, auf eine Art bewirthet, die wahrhaft königlich war.

Der Nachmittag war den Vorbereitungen zur Hochzeitfeierlichkeit gewidmet; die ganze Reſidenz verwandelte ſich in einen Feenpallaſt. Endlich Abends hatten dann die drei Verbindungen mit einer Pracht und einem Pompe ſtatt, die alles übertraf, was je in Perſien geſehen worden war. Zoraide glänzte wie die Sonne, und war über und über mit Diamanten bedeckt. Sie zitterte vor ſüßer Erwartung, Wonne und Seligkeit. Der König aber feierte in ihren Armen den ſchönſten Triumph der Liebe und Zärtlichkeit.

3.

Von nun an die ſeligſten Tage. — Das ganze Gefühl des königlichen Gatten, der zärtliche Antheil der Schweſtern, die Segnungen des Volkes — was ein menſchliches Herz nur von ſeinem Entzükken erfahren kann; Zoraide genoß es. Dieſes Glück erreichte den höchſten Grad, als ſie ſchon im nächſten Monate ihrem Gemahle die ſchönſte Hoffnung mittheilen konnte, die einer Gattin und beſonders einer Königin werden kann.

Endlich erſchien der langerſehnte Zeitpunkt, und Zoraide war voll Muth und Kräftigkeit. Aber auch ſie mußte die Schmerzen dulden, die mit den ſüßeſten Gefühlen verbunden ſind. Sie ſank daher in Ohnmacht, und ihr unbewußt, entwand ſich die ſchöne Frucht des Genuſſes dem Mutterſchooß.

Aber welch ſchreckliches Erwachen, als ſie ein todtes Löwenhündchen in ihren Armen ſah, während ihre Schweſtern jammernd am Fuße des Lagers ſaßen und ihr Gemahl ihr mit wüthenden Blicken gegenüber ſtand! Laut ſchreiend warf ſie das Thier von ſich, verhüllte ſich und ſank kraftles auf ihre Kiſſen zurück. — Fort mit der Nichtswürdigen! — rief jetzt der König in höchſtem Zorn — Fort, aus meinen Augen mit ihr!

So entfernte er ſich und eilte zu ſeinem Vezir, einem ſiebenzigjährigen Greiſe, der der Leiter ſeiner Jugend geweſen war. Dieſer ſtellte ihm vor, wie die arme Königin durchaus keine Schuld haben könne, da dieſes Naturſpiel wahrſcheinlich die Folge eines Verſehens an einem ſolchen Hündchen geweſen ſey. Dabey ſchilderte er den Schmerz der unglücklichen Mutter über dieſe Misgeburt und den Gram der bedauernswürdigen Gattin über die Ungnade ihres Gemahls, mit der größten Eindringlichkeit. Der König war bis zu Thränen gerührt. Er drückte dem alten Freunde die Hand und verließ ihn mit den Worten: Morgen geht eine neue Sonne auf!

4.

Zoraide, in höchſter Verzweiflung, hatte den Entſchluß gefaßt, ſich zu Tode zu hungern und nahm auch wirklich die ganze Nacht hindurch nicht das Mindeſte zu ſich. Da ſah ſie ſich mit Anbruch des Tages, noch in halber Dämmerung, von ihrem Gemahle begrüßt. Er umarmte ſie aufs zärtlichſte, ſprach ihr ſüße Worte des Troſtes und der Liebe zu, reichte ihr ſelbſt den erquickenden Sorbet, den die Aerzte verordnet hatten, und kam nun von Stunde zu Stunde, um zu ſehen, wie ihr Befinden war.

Welch' ein köſtlicher Wunderbalſam für Zoraidens zerriſſenes Herz! Auch erholte ſie ſich ſo ſchnell, daß ſie ſchon nach einem Monate wieder in der ganzen Blüthe ihrer Jugend und Schönheit erſchien. Nach drei Monaten neue Hoffnungen, die der König durch eines der prachtvollſten Feſte feiern ließ. Zur gehörigen Zeit endlich neue Entwicklung der Natur, aber auch neues, ſchreckliches Unglück!

Mit geſpannter Erwartung, zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt, harrte der König während der Entbindung in einem Nebencabinet. Plötzlich vernahm er das Klaggeſchrei der Schweſtern, und erſchrocken trat er in das Hauptgemach. Langſam, ängſtlich und erzitternd näherte er ſich dem Lager ſeiner Gemahlin, und ſah — und ſah mit Entſetzen, daß ſie eine junge, todte Katze in ihren Armen hielt. Voll Abſcheu, Zorn und Wuth wandte er ſich ab und ſtürzte zur Thür hinaus.

Der alte Vezir war es auch diesmal, zu dem er ſeine Zuflucht nahm. Dieſer brachte dieſelben Gründe für Zoraidens Unſchuld vor, ſetzte aber hinzu, daß vielleicht irgend ein Strafgericht des Himmels die Urſache dieſer ſchrecklichen Täuſchungen ſey. Dies milderte die Stimmung des Königs um vieles; doch ſah er Zoraiden nicht. Traurig verſchloß er ſich in ſeine Zimmer, und war nur für den Vezir und wenig Vertraute ſichtbar.

5.

Doch endlich, nach länger als einem Monate, der Einſamkeit müde, ritt er in Begleitung einiger ſeiner Kriegsoberſten auf geradewohl in das freie Feld. Da führte ihn der Zufall in die Gegend deſſelben Landhauſes, wo ihm der erſte Anblick der lieblichen Zoraide geworden war. Süße Erinnerungen erwachten in ſeiner Seele; er winkte ſeinen Begleitern zurückzubleiben und ſprengte bis zu dem bekannten Punkte der Mauer hin.

Mit wehmüthiger Freude betrachtete er nun denſelben herrlichen Platanus und rief ſich alle reizenden Bilder jener Vergangenheit zurück. Sein Herz klopfte, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, er ſeufzte: — O unglückliches, doch noch immer geliebtes Weib! — Und wie der Sturmwind flog er zu ſeinen Begleitern zurück und mit der Schnelligkeit des Blitzes langte er in ſeinem Pallaſte an.

Es dämmerte ſchon, voll Freude erblickte er die ſanft erleuchteten Zimmer ſeiner Gemahlin. Sogleich nahm er ein Bad und ſandte ihr Botſchaft, daß er mit ihr zu Abend zu ſpeiſen willens ſey — Zoraidens Freude war unbeſchreiblich. — Zwei Worte und in weniger als zwanzig Minuten war ein Mahl aufgetragen, das des Königs würdig war. Bald darauf erſchien er ſelbſt, ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme, küßte ſie mit Inbrunſt, ſpeiſte unter tauſend Liebkoſungen mit ihr und brachte eine entzückende Nacht an ihrer Seite zu.

So nach alles Liebe, alles Innigkeit; bis der Lauf der Natur abermals vollendet war. Zoraide erwartete den erſehnten Augenblick mit Freude und Hoffnung — Auch die Schweſtern theilten dies Gefühl. — Aber o Schickſal, o Entſetzen! — Ein furchtbares Klaggeſchrei tönte durch den Pallaſt und Zoraide ſank in Ohnmacht. Als ſich ihr nun der König zögernd nahte, lag ein — Mondkalb an ihrer Bruſt.

Sein Abſcheu, ſein Zorn, ſeine Wuth war nunmehr gränzenlos. Taub gegen alle Vorſtellungen, alle Bitten des Veziers, verſtieß er das unglückliche Weib, befahl, ſie bei ſpärlicher Nahrung in einen Thurm zu ſperren und zog ſich, von den ſchmerzlichſten Gefühlen gefoltert, in die tiefſte Einſamkeit zurück.

6.

Haßji Hebnazehr war Obergärtner auf dem

königlichen Luſtſchloſſe Man-El-Sabedh, das durch eine lange, prächtige Platanenallee, neben der ein bedeckter Canal hinlief, mit der Reſidenz zuſammenhing. Er hatte zwei Söhne, Amedan von 19 Jahren, Mehemet von 18, und eine Tochter, Zenide, von faſt 17, alle durch die innigſte Geſchwiſterliebe vereint.

Da ward er endlich in hohem Alter blödſinnig, behielt jedoch durch die Gnade des Königs ſein Einkommen nebſt der Wohnung in der Art, daß der Untergärtner einſtweilen das ganze Geſchäft verſah. So noch blieb die Lage der Geſchwiſter dieſelbe und ſie waren vor jeder Sorge geſchützt. Mit Erlaubniß des Vaters hatten ſich die Brüder ſchon vor längerer Zeit für den Kriegsdienſt beſtimmt. Zenide, eben ſo ſchön als anmuthsvoll, und eben ſo kühn als kräftig, nahm an allen ihren ritterlichen Uebungen Theil.

Aber durch Alles dies wurden keineswegs jene ſanften Gefühle geſchwächt, die die Natur in jedes weibliche Herz gelegt hat. So erſchien einſt, mit einbrechender Abenddämmerung, an den Pforten des Luſtſchloſſes, eine alte, fromme Pilgerin. Sie war in einem ſolchen Zuſtande der Erſchöpfung, daß ſie unter den letzten Bäumen ohnmächtig niederſank. Zenide, die ſich gerade in einem benachbarten Kioſk befand, eilte ſogleich mit einer Sclavin herbei, flößte der armen Pilgerin einige Löffel ſtärkenden Sorbet ein, rieb ihr die Schläfe mit Ambraeſſenz, kurz that Alles, was nur in ihren Kräften ſtand.

So ward denn endlich die Ohnmächtige zu ſich gebracht und in das Schloß geführt. Hier wies ihr Zenide ein Zimmer neben dem Ihrigen mit allen Bequemlichkeit an und beorderte zwei Sclavinnen zu ihrer Bedienung Die Pilgerin nahm nunmehr ein ſtärkendes Bad und befand ſich darauf über Erwartung wohl. Zenide ließ hierauf ein köſtliches Abendeſſen auftragen und nahm unter mancherlei Geſprächen ſelbſt daran Theil. Endlich trennte man ſich, um ſchlafen zu gehn.

Die Pilgerin blieb, nach hergebrachter Sitte, drei Tage lang und ward während dieſer Zeit vollkommen hergeſtellt. Zugleich fand ſie ſoviel Wohlgefallen an Zeniden, daß ſie ſich auf's innigſte an ſie anſchloß. Aber auch die holde Jungfrau verehrte ſie als ihre Mutter, denn jedes ihrer Worte war gediegen wie reines Gold. So fuhren die Freundinnen in den kühlen Morgen- und Abendſtunden, theils in dem herrlichen Parke, theils in der reizenden Gegend herum.

Endlich am Abend des dritten Tages, als ſie das Scheidemahl einnehmen, hub die ehrwürdige Pilgerin am Schluſſe deſſelben mit feierlichem Tone an: — „Liebe Tochter, du haſt mir viel Gutes gethan und vieles Schöne gezeigt. Empfange meinen herzlichen Dank dafür. Aber um dir denſelben auch thätig zu beweiſen, will ich dir ein Geheimniß entdecken, wovon dein Schickſal abhängt. Zwanzig Tagereiſen von hier, an der Grenze von Indien, befindet ſich ein Berg, auf deſſen Gipfel der Paradiesvogel, Bellbuſar, zu finden iſt. Dieſen mußt du durchaus beſitzen, wenn du glücklich werden willſt.»

„Sende daher deinen älteſten Bruder dahin ab. Er wird unterweges erfahren, was er weiter zu thun hat. Ich weiß jedoch nicht, ob es ihm gelingen wird. Fände das Gegentheil ſtatt; ſo wage denn auch der zweite den Verſuch. Iſt aber Mehemet nicht glücklicher, ſo mache dich ſelbſt auf den Weg Um jedoch zu wiſſen, woran du biſt, ſo behalte von jenem einen Dolch, von dieſem einen Roſenkranz zurück. In dem Augenblicke, wo du auf beiden Blutflecken ſiehſt, ſind deine Brüder nicht mehr.»

„Morgen nach drei Uhr, wenn der Mond aufgeht, verlaß ich dieſes Schloß. — So lebe denn wohl, geliebteſtes Weſen, lebe für immer wohl! —

bedenke meiner Worte und du wirſt glücklich ſeyn.» — So umarmten ſich die Freundinnen zum letztenmale und trennten ſich. Zenide aber brachte die Nacht in tiefem Nachſinnen zu. — Mein Schickſal! — wiederholte ſie ſich häufig. — Mein Schickſal an den Paradiesvogel geknüpft! — Welches Geheimniß! — Welche dunkle Zukunft liegt vor mir! — Aber alles, was ſeyn ſoll, iſt in den Sternen geſchrieben — Ich folge der unſichtbaren Hand, die mich leiten wird.

7.

Am folgenden Tage Entdeckung des Geheimniſſes an die Brüder und gemeinſchaftliche Berathſchlagung. — Wohl denn! — rief Amadan, der älteſte, am Ende derſelben — Ja! Ich unternehme die Reiſe und ich hoffe, daß ſie glücklich ſeyn wird! So die nöthigen Zurüſtungen und am nächſten Morgen der herzlichſte Abſchied. Auf Zenidens Verlangen ließ ihr Amadan einen ſeiner Dolche zurück, beſtieg ſein Roß und flog ſeine Straße dahin.

Er machte die Reiſe, wie gewöhnlich, nach fahrender Ritter Art. Mit andern Worten: er blieb alle Mittage in einem Dorfe und alle Abende in einem Flecken, ſo daß er für ſich und ſein Roß immer das Nothwendigſte fand. Endlich am zwanzigſten Tage Morgens, ungefähr drei Stunden von der letzten Herberge, hatte er die Grenze von Indien erreicht. Hier ſah er fünf bis ſechs verſchiedene Wege vor ſich und war daher natürlich in großer Ungewißheit.

Endlich erblickte er, auf der einen Seite unter einem Tamarindenbaume, eine Hütte, vor der ein Greis mit einem langen, ſchneeweißen Barte ſaß. Amadan ſtieg ab und ging, ſein Pferd am Zügel leitend, auf ihn zu. — Ehrwürdiger Vater! — redete er ihn an — Gott ſchenke dir Leben, Geſundheit und ein frohes Alter, wie du es verdienſt! — Ich habe eine Bitte an dich. — Sprich mein Sohn! — Zeige mir den rechten Weg nach dem Berge, wo ich den Paradiesvogel, Bellbuſar, finden kann.

«Von Herzen gern — erwiederte der Greis — Aber zuvor warne ich dich — Was du auch hinter dir hören magſt, ſieh' dich durchaus nicht um; oder du wirſt auf der Stelle des Todes ſeyn. Dies merke wohl! mein Sohn! — Hier denn! — fuhr er fort — Nimm dieſen grünenden Palmenzweig! — So wie du dein Roß beſtiegen haſt, ſo wirf ihn in die Luft. Er wird vor dir herſchweben und dir den Weg zeigen, den du zu nehmen haſt!»

Amadan dankte dem Greiſe mit Innigkeit;

beſtieg dann ſein Roß und that, wie ihm befohlen war. Auf dieſe Art kam er, von dem Palmenzweige geleitet, Nachmittags an dem Fuße des Berges an. Eine maleriſche Schlucht, von wunderbar zerklüfteten Baſaltfelſen eingefaßt, nahm den Staunenden auf. Doch bald zeigte es ſich, daß zu Pferde nicht weiter fortzukommen war. Er ſtieg alſo ab, ließ es weiden und folgte dem ſchwebenden Palmenzweige auf dem Fuße nach.

Aber plötzlich vernahm er allerhand verworrene Stimmen hinter ſich. Anfangs dumpf und murmelnd, dann lauter, bald gellend wie Hundegebell und Affengeſchrei, bald Mark und Bein durchdringend wie Schakalsgeheul und Löwengebrüll. — Endlich alles durcheinander, immer tobender und tobender, dicht an ſeinen Ferſen, ſeinem Rücken und Nacken, und mit einem Getümmel, als wären zehntauſend Mann hinter ihm drein. Erſchrocken ſank er in die Knie, ſah ſich um und ward im Augenblicke zu einer formloſen Maſſe von Baſalt.

8.

Eben begann die Sonne hinter die Gebirge hinabzuſinken, als Zenide auf ihren Dolch blickte und drei helle Blutstropfen darauf wahrnahm. — Ach, mein armer Bruder! — rief ſie in Schmerz verſunken aus — Was iſt dir geſchehn? — Alſo hat dich ein ſchneller Tod hinweggerafft? — In dieſem Augenblicke trat der zweite Bruder, Mehemet, herein. Er ſah, was vorgefallen war und tröſtete die Schweſter nach Möglichkeit. — Morgen mit grauendem Tage — ſprach er — breche ich auf. — Zenidens Verlangen gemäß ließ er ihr ſeinen Roſenkranz von Zahlperlen zurück.

So trat er am folgenden Morgen ſeine Reiſe an. Derſelbe Weg, dieſelbe Anzahl Tagereiſen, dieſelbe Unterredung mit dem Greiſe wie Amadan. Noch ſtärkere Warnung von dieſem, ſich nicht umzuſehn und ebenfalls zum Wegweiſer einen grünenden Palmenzweig. Endlich erreichte auch er die oben genannte, wunderbare Schlucht, ſtieg ab, ließ ſein Pferd weiden und klimmte langſam den Berg hinan.

Anfangs war alles ſtill um ihn her; kein Laut, kein Ton; er vernahm nichts als ſeinen eigenen Fußtritt. Aber kaum hatte er ein Viertel der Höhe erreicht, ſo brach ein Gelächter der Hölle hinter ihm los. Es war ſo ſpöttiſch, ſo höhnend, ſo drohend, daß er außer ſich gerieth. Zugleich brüllte ihm eine gräßliche Stille in's Ohr: «Ha Unſinniger! — Ha Verwegner! — Hier haſt du deinen Lohn!» — Mehemet, im höchſten Zorne, aller Warnungen vergeſſend, drehte ſich um und ward in einem Augenblicke zu einer formloſen Maſſe von Baſalt.

In derſelben Stunde blickte **Zenide** auf ihren Roſenkranz und ſah mit Entſetzen, daß jede Perle mit Blut gefärbt war. — «O, mein armer Bruder! — rief ſie mit Thränen — Alſo auch du dahin! — So ſoll ich denn die letzte meines Stammes ſeyn, die übrig bleibt! — Nein! — Auch ich will das Abentheuer wagen und es glücklich beſtehen, oder mit meinen Brüdern untergehn!» — So ſprach ſie, machte ihre Einrichtungen und brachte die halbe Nacht im Gebete zu.

9.

Kaum graute der Morgen, als ſie in männlicher Kleidung mit den dazu gehörigen Waffen ihr Streitroß beſtieg und voll Muth und Freudigkeit ihre Straße zog. Derſelbe Weg, dieſelbe Anzahl Tagereiſen wie bei den Brüdern, endlich gleichfalls Ankunft bei der Hütte des Greiſes, von dem ſie zu ihrem großen Erſtaunen ſogleich als Jungfrau begrüßt ward. — Ehrwürdiger Vater! — ſagte ſie — Verzeih' meine Neugierde — Aber woher kennſt du mich? — «Ich hab' es in den Sternen geleſen — erwiederte er — Ich weiß, daß du **Zenide**, die Schweſter der beiden Unglücklichen biſt, die meiner Warnung ungetreu, vernichtet worden ſind.»

Hierauf prägte er ihr nun die obige Warnung aufs tiefſte ein — „Du ſcheinſt vom Himmel beſtimmt — fuhr er fort — das Abentheuer glücklich zu beſtehn. Faſt augenblicklich kehren denn euch deine Brüder in das Leben zurück und bald darauf werdet ihr alle glücklich ſeyn!“ — Er gab ihr nunmehr einen Blumenkranz, der gleich dem obigen Palmenzweige die Stelle eines Wegweiſers vertrat. So verließ ſie den Greis mit den innigſten Dankſagungen und kam zur gehörigen Zeit am Fuße des Zauberberges an.

Dieſelbe Schlucht, dieſelbe Felſenbildung. Zenide band ihr Roß an eine Cypreſſe auf einem üppigen Raſenſtücke an, und klimmte ſo langſam den ſteilen Pfad hinauf. Aber nur wenig Minuten und hinter ihr erhob ſich ein Getümmel von Tönen und Lauten, das wahrhaft ſchrecklich war. Bald kreiſchend, bald krähend, bald bellend, bald heulend, bald ſchmetternd, bald brüllend, bald krachend, bald donnernd — als hätte die Hölle ſich aufgethan. Dazwiſchen eine Unzahl weiblicher Stimmen, mit Schimpfreden, Schmähungen und Drohungen aller Art.

Aber Zenide, der Warnung des Greiſes und ihres Glückes eingedenk, ſetzte ihren Weg ganz gleichgültig fort, ohne ſich umzuſehn. So erreichte ſie endlich den Gipfel des Berges und plötzlich verſtummte alles Getümmel hinter ihr. Hier trat ſie in eine Allee von hohen Orangenbäumen mit Roſenhecken dazwiſchen, und erblickte am Ende derſelben einen prächtigen, offenen Dom von weißem Marmor. Der Blumenkranz ſchwebte wie immer vor ihr her und ſie folgte ihm mit beflügelten Schritten nach

Als ſie ankam, ſtieg ſie die prachtvolle Treppe hinan und ſah in der Mitte des Domes ein hohes Fußgeſtell mit einem Käfig von Golddraht, worin ſich der zauberiſche Paradiesvogel befand. Er war nicht ſehr groß, aber von der ſchönſten Geſtalt. Dabei glänzte ſein prächtiges Gefieder in tauſendfältigem Farbenſpiel. Sie betrachtete ihn mit klopfendem Herzen und den Blicken der Sehnſucht. Plötzlich flatterte er, mit den Zeichen der Zärtlichkeit, auf ſie zu und ſang ſie höchſt melodiſch mit folgenden Worten an:

Kühnes, ſchönes Mägdelein,
Will dein treuer Diener ſeyn!
Und mein ſtiller Liebesgruß
Gelte dir für einen Kuß.

Ich danke dir, mein holdes, ſchönes Vögelein! — erwiederte Zenide, zwiſchen Erſtaunen und Entzücken getheilt. — Aber verſprichſt du mir vielleicht auch nicht zuviel, noch kennſt du mich erſt einen Augenblick? — Hierauf antwortete der Zaubervogel gleichſam recitativartig und mit den ſchönſten Accorden dazwiſchen, wie folgt:

Ich kenne dich ſchon längſt: Ja, ja, ich kenne dich —
Du aber ſelbſt — Du weißt nicht, wer du biſt —
Doch harre nur! Bald kommt der frohe Tag —
Wo jede Hülle, jeder Schleier fällt —
Dann blüht beim erſten Liebesblick,
Für dich und mich das ſchönſte Glück.

Er ging jetzt in ein ſchmetterndes Allegro über und ſah dabei Zenide mit ſeinen lieblichen, glänzenden Augen ſo zärtlich an, daß ſie ganz in Verwirrung gerieth. — Aber mein liebes, ſchönes holdſeliges Vögelein — ſprach ſie mit Zärtlichkeit — Da du ſoviel weißeſt, ſo wirſt du mir gewiß auch ſagen können, was aus meinen Brüdern geworden iſt und ob ich ſie vielleicht retten kann? — Der Paradiesvogel antwortete in ſeiner Zaubermelodie:

Sie ſtarren jetzt in kaltem Stein,
Doch werden ſie zu retten ſeyn!
Sind wir nur erſt zur rechten Stelle,
So zeig' ich dir die Wunderquelle.
Zwei Tropfen — Und ein Augenblick,
Ruft in das Leben ſie zurück.

Ich danke dir, mein liebes, gutes, ſchönes Vögelchen — fuhr Zenide fort — Aber weißeſt du auch wohl, daß ich dich mitnehmen muß? — Der Vogel nickte hierauf mit ſeinem ſchön bebuſchten Köpfchen auf's freundlichſte, öffnete dann ſein zierliches Perlenſchnäblein, und ſchlug mit ſeinen laſurfarbigen Fittigen, zum Zeichen ſeiner Freude und Zärtlichkeit und ſang im ſüßen Tone, wie folgt:

Ja, nimm mich! Nimm mich!
Dann werd' ich frey!
Doch flieg' ich nicht weiter,
Und bleibe dir treu!

So nahm denn **Zenide** den Käfig von dem Fußgeſtell und trat ihren Rückweg an. Nicht lange, ſo war ſie bei der Stelle angelangt, wo das todte Geſtein ihre Brüder verbarg. Da ſang ihr der Vogel zu:

Wir ſind zur Stelle,
Links rieſelt die Quelle,
Halb unterm ſchwarzen Geſtein.
Zwei Tropfen für Beide,
O Wonne! O Freude!
Du rufſt ſie zurück in's Seyn!

Zenide that, wie ihr gerathen ward, ſchöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Waſſer aus der Zauberquelle und beſprengte die nächſten zwei Baſaltfelſen damit. Ein Augenblick und **Amadan** und **Mehemet** hielten auf ihren Streitroſſen neben ihr, von dem Paradiesvogel mit dem fröhlichſten Geſange begrüßt. Welches Wiederſehn! Welche

Umarmung! — Welche entzückende Luſt! Im Fluge kam nun auch Zenidens Roß herbei, ſie beſtieg es und befeſtigte den Käfig an dem Sattelknopf. So traten dann die drei Geſchwiſter unter Jubel und Freude, ihre Rückreiſe an.

10.

Keine weitern Merkwürdigkeiten, als daß der Zaubervogel mit ſeiner Gebieterin immer vertrauter ward. Sobald daher die Kühlung des Abends eintrat, durfte er in ihren reizenden Buſen ſchlüpfen und behielt ſein wonniges Nachtlager daſelbſt. Eben ſo fand er zwiſchen ihren Roſenlippen ſein Zuckerbrod und ſeine Piſtacien, auch trank er aus ihrem Becher ſeinen ſüßen Sorbett. Sie ſelbſt fand an dieſen holden Spielen großes Wohlgefallen und liebte ihren kleinen, ſchönen Gefährten, von Tage zu Tage, mit größerer Zärtlichkeit.

Endlich langte die Caravane, am Ende der dritten Woche, wieder auf dem Luſtſchloſſe an. Der liebe, holde Welbuſar — deſſen Käfig nie zugemacht ward — bekam ſeinen Platz in Zenidens Schlafgemach und drückte ſeine Freude darüber, in den lebhafteſten Melodien aus. Zenide ſelbſt war der ſchönſten, ſüßeſten Ahnungen voll. — Oft wendete ſie ſich daher zu ihren Brüdern und ſprach: — »Es ſteht mir und euch etwas bevor, ihr Lieben! —

Allein mein Herz ſagt mir, daß es zu unſerem Glücke ausſchlagen wird.

Unterdeſſen mußte ſich's fügen daß die Geſchwiſter, eines Nachmittags, in den Hochwald ritten, der ſich ein Paar Stunden lang in der Nähe des Luſtſchloſſes hinzog. Unter mancherlei Geſprächen kamen ſie immer tiefer in denſelben und ſtießen endlich auf zwei Reiter, die einen Diener hinter ſich, am Rande eines Baches ſaßen, der ſanft unter Acacien dahin floß. Dies war der König, blos von einem ſeiner Vertrauten begleitet, denn ſo hing er ſeinem Grame und ſeiner Schwermuth nach.

Indem ſich die Geſchwiſter dieſer Stelle näherten, ſcheuchten ſie aus dem nahen Dickicht einen Eber auf, der mit furchtbarer Wuth auf ſie zugeſchoſſen kam. Schnell aber griffen die Brüder nach ihren Jagdſpießen und handhabten dieſelben ſo geſchickt, daß das Unthier in wenig Minuten in ſeinem Blute ſchwamm. Der König, der von dem ganzen Auftritte Zeuge geweſen war, freute ſich ungemein darüber und rief die Geſchwiſter mit lautem Lobe zu ſich.

So ſtiegen ſie denn von ihren Roſſen ab, kamen näher, warfen ſich vor ihm nieder und erwarteten ſeinen Befehl. Er aber hieß ſie mit beſonderer Gnade aufſtehn und fragte nach ihrer Herkunft.

Als er nun dieſe erfuhr, zeichnete er beſonders Zeniden aus, denn er fand in ihren Zügen ein Etwas, das ſein Herz unwillkührlich zu ihr hinzog. So lud er nun ſie und die Brüder zum Abendeſſen auf dem Schloſſe ein. Ein Wink des Vertrauten und der Diener flog mit dem Befehle an den Oberaufſeher fort. Da nun auf jedem Königlichen Schloſſe, Mittags und Abends, immer ein köſtliches Mahl bereit gehalten werden mußte, konnte natürlich in kurzer Zeit Alles in Ordnung ſeyn.

Langſam ritt jetzt der König, um des ſchönen Abends zu genießen, mit ſeinen, ihm bereits ſo werth gewordenen Begleitern, dem Schloſſe zu. Schon war es volle Dämmerung als er mit ihnen in den hellerleuchteten Speiſeſaal trat. Die Brüder in einem Erſtaunen; Zenide entzückender Ahnungen voll. Mit hochklopfendem Buſen ſetzte ſie ſich, nach dem Willen des Königs, am obern Ende der Tafel, unter dem Thronhimmel, zur Rechten neben ihn. Die Brüder nebſt dem Vertrauten nahmen die nächſten Plätze ein.

Als der König ſeinen erſten Appetit geſtillt hatte, verlangte er eine Erzählung von Zeniden und zwar, wie er ausdrücklich hinzuſetzte, aus ihrer eigenen Blüthenzeit. Zenide deutete dies, mit Recht, für einen Wink ihres freundlichen Schickſals. Sie erzählte alſo, mit aller ihr eigenthümlichen Anmuth, die Geſchichte ihrer Brüder, ſo wie ihre eigenen Abentheuer am Fuße und auf dem Gipfel des Zauberberges und ſchloß mit einer rührenden Bitte für ihren kleinen Pflegling.

Der König, der mit eben ſoviel Aufmerkſamkeit als Vergnügen zugehört hatte, verlangte hierauf den Paradiesvogel zu ſehn. So ward denn dieſer in ſeinem goldenen, offenen Käfig hereingebracht und gerade vor Zeniden und den König geſetzt. Sein ſchönes Gefieder glänzte jetzt in doppelter Pracht, und er begrüßte ſeine Gebieterin und den König mit einer ſeiner ſchönſten Melodien.

Dieſer konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehn und reichte ihm, unter ſanften Liebkoſungen, mit eigener Hand, das köſtlichſte Zuckerbrod. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als der Vogel ſich plötzlich auf ſeine Schulter ſetzte und nach einem höchſt anmuthigen Vorſpiele, folgendes Lied begann:

O König! König! Höre mich!
Die Wahrheit ſag' ich dir!
Sich dieſe drei verehren dich
Als Vater — Glaub es mir!

Wohl wurden ſie als Kinderlein,
Ein Raub der Hinterliſt,
Jetzt mögen's achtzehn Jahre ſeyn,
Daß du betrogen biſt.

Ja: Von Zenidens Schweſtern ſtammt,
Der Plan der Hexe her.
Doch rettete ſie allzuſammt,
Der Gärtner, Hadnazehr.

In leichten Körbchen ausgeſetzt,
Auf dem Pallaſtcanal —
Da hielten ſie zu allerletzt,
Am weißen Blumenſaal.

So zog man ſie in Liebe auf,
Und ſo fand'ſt du ſie hier —
Vollendet iſt nun auch mein Lauf,
Und Glück — es blüht auch mir.

Indem er mit dieſen Worten endigte, erloſchen plötzlich alle Kerzen im Saal. Aber eben ſo ſchnell ergoß ſich ein hellleuchtender Golddufſt über denſelben; himmliſche Harmonien erſchallten, und ein Prinz, ſchön wie der Tag, trat aus den wallenden Fluthen des glänzenden Nebels hervor. Ein Augenblick — Und der Saal erhellte ſich wieder und alle Kerzen flammten wieder in voriger Pracht. So näherte ſich der ſchöne Jüngling Zeniden, beugte ein Knie zur Erde und ſprach:

„O meine Zenide! — Ich war Bellbuſar; jetzt bin ich wieder der Prinz von Ormus. — Du haſt meinen Zauber gelößt! — Empfange dafür das Geſtändniß meiner innigſten Liebe und Dankbarkeit!" — Zenide hob ihn mit ſüßem Erröthen auf und ſank, von ihren Gefühlen überwältigt, an ſeine Bruſt. Die Brüder umarmten beide; der König vergoß Thränen der Freude und Rührung.

«So ſey es!» — rief er — «Es ſtand in den Sternen geſchrieben; mit Entzücken erfülle ich, was das Schickſal gebeut — Aber nun ſchnell zu Zoraiden! — Noch dieſe Nacht ſoll ſie euch alle ſehn; noch dieſe Nacht ſoll ſie wieder an meiner Seite ruhn! — «O ihr alle, alle meine Kinder!» — fuhr er fort, indem er die Geſchwiſter und den Prinzen, wechſelsweiſe an ſein Herz drückte — «Wie ſchön, wie glücklich wird mein Alter ſeyn!»

Ein Wink, hunderte von Fackeln waren in Bereitſchaft, und in einem achtſpännigen Wagen, ging es im Fluge nach der Reſidenz. Augenblicklich ward Zoraide geholt — Sie erſchien; der König eilte ihr entgegen, drückte ſie an ſeine Bruſt und erzählte ihr, in wenig Worten, den ganzen Zuſammenhang.

Namenloſes Entzücken! Die Sprache hat keine Worte dafür. — Drei Tage darauf, hatte die prachtvolle Vermählung der Prinzeſſin mit dem Prinzen ſtatt — Von nun an eine Familie, ein ſchöner Kreis voll Liebe und Seligkeit. — Die zwei verbrecheriſchen Schweſtern aber, die im erſten Schrecken alles geſtanden hatten, wurden erſäuft.

Bayerische

Curioſitäten-Almanach.

Druckfehler.

Seite 55, Zeile 2 v. oben lies Valdepennas ſt. Valdepruas.
— 83, — 2 v. o. l. überholen ſt. überheben.
— 250, — 10 v. u. l. Reſine ſt. Roſine.
— 319, — 1 l. Hülfsboote ſt. Hilfsb.
— 324, — 3 v. o. l. Alten ſt. Allem.
— 356, — 11 v. o. l. Backbords ſt. Beckb.
— 397, — 3 v. o. l. Scilly ſt. Scylli.
— 414, — 1 v. o. l. von ſt. auf.

Allgemeiner unterhaltender

Curiositäten = Almanach

auf

alle Tage im Jahr.

Herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Erſter Jahrgang.

1826.

Mainz.
Bei Florian Kupferberg.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

An die Leser.

Unter dieſem Titel bieten wir dem Publicum ein Werk an, das vielleicht in der Anlage, wie in der Ausführung gleich eigenthümlich genannt werden kann. Indeſſen iſt es allerdings die Richtung des allgemeinen literariſchen Bedürfniſſes und Geſchmackes, wodurch wir zuerſt auf dieſe Unternehmung geleitet worden ſind. In der That, wenn wir die große Maſſe von Freunden der encyclopädiſchen Unterhaltung und Belehrung überhaupt betrachteten; wenn wir die [illegible] von Liebhabern pikanter, und zugleich für das Leben brauchbarer Notizen, aus allen Fächern der Wiſſenſchaften berechneten; wenn wir endlich die bedeutende Anzahl ſolcher Perſonen in Anſchlag brachten, die nach neuen Ideen begierig, ſich dennoch bei ihrer Lage und Stellung, keiner fortgeſetzten Lektüre überlaſſen können, ſondern blos fragmentariſch, gleichſam nur im Fluge zu leſen gezwungen ſind; ſo ſchien uns allerdings ein ſolches Taſchenbuch, ein ſolches Memorandum, ein ſolches tägliches Ideenmagazin, endlich ein ſolcher Curioſitäten-Almanach, ein eben ſo gefühltes Bedürfniß, als willkommnes Werk zu ſeyn.

Man denke ſich z. B. Leſer, die nur des Morgens, oder des Abends, über ein Paar Viertelſtunden verfügen können, und für die dennoch eine tägliche Vermehrung ihrer Kenntniſſe, ohne Anſtrengung, und ohne Zeitverluſt, eine wahre Lebenspanacee geworden iſt. Man füge hierzu die große Anzahl von Landbewohnern der höhern und mittlern Claſſen, die nach Erſchöpfung der politiſchen, öconomiſchen Materien u. ſ. w. noch immer neuen Denk- und Unterhaltungsſtoff zu ſammeln bemüht ſind. Man bedenke ferner die zahlreiche Maſſe von Freunden der Geſelligkeit, von denen jeder, ſey es freiwillig, oder in Folge des Looſes u. ſ. w. ſeine täglichen Cirkel, mit etwas Neuem und Pikanten zu unterhalten, und dadurch dem Geſpräche neues Leben und neues Intereſſe zu geben ſucht. Man bringe ferner die große Menge von Reiſenden aller Gattungen in Anſchlag, denen es zu einer fortgeſetzten Lektüre, theils an Luſt, theils an Muße fehlt, und für die dennoch eine leichte Geiſtesbeſchäftigung ein unentbehrliches Bedürfniß iſt. Man vergeſſe dann auch die eben ſo bedeutende Claſſe von Lehrern, Hofmeiſtern und Gouvernanten nicht, von denen ein ſolcher Almanach, ſey es zu Ueberſetzungs-Aufgaben in fremde Sprachen, oder zum Diktiren bei orthographiſchen Uebungen, oder zum Vorleſen, und zur Anleitung zum guten Wiedererzählen, nicht blos mündlich, ſondern auch ſchriftlich, ja noch auf mancherlei Weiſe, gewiß ſehr brauchbar gefunden werden wird. Fügen wir zum Schluſſe auch die erwachſenere und gebildetere Jugend beyder

Geſchlechter hinzu, deren Geiſt in dieſem Werke überall neue Ideen finden, und überall neue Kenntniſſe einſammeln wird. Wenn nun daſſelbe die größte Mannigfaltigkeit, mit der größten Auswahl, und die Annehmlichkeit des Vortrages, mit der Zierlichkeit des Aeuſſern, und der Billigkeit des Preiſes verbindet, ſo dürfen wir uns wirklich nicht zu viel ſchmeicheln, wenn wir hoffen, uns mit der Aufmunterung, und dem Beifall eines großen Publicums erfreut, und beehrt zu ſehn.

Der Verfaſſer.

Allgemeiner unterhaltender

Curioſitäten-Almanach.

Erſtes Halbjahr.

Januar — Juni.

Januar.

1.

a.

Kiahad Naur.

So wird ein ſchöner, von einem kleinen Fluſſe durchſtrömter Wieſengrund genannt, der am Ende des Hafens von Conſtantinopel, auf der Seite von Pera liegt, und für die Pferde des Großherrn, als Weideplatz dient. Der Weg, wo dieſe, im Frühjahr, zuerſt hieher geführt werden, iſt ein allgemeines Volksfeſt; alles ſtrömt dann nach Kiahad Naur hinaus. Die maleriſchen Baumgruppen, die herrlichen Alleen längs des Kanals, eine Menge Buden, Zelte, Stände, Kioskes, u. ſ. w. gewähren Schatten, und Erfriſchungen aller Art. Hier ſpielen Reiter, und Fußgänger das Geridſpiel (Stabwerfen) dort ſchießen andere Türken, auf ihre Kiſſen gelagert, nach Scheiben; hier führen Tänzerknaben, vor einer Gruppe von Graubärten ihre Pantominen auf; dort endlich, im Hintergrunde, ertönt das Lachen und Scherzen der Frauen, aus einer beſondern Einfaſſung, die mit Wächtern umgeben iſt.

b.

Die Vegetation auf den Sandwichinſeln.

Zuerſt kommen alle tropiſchen Früchte in der größten Fülle, und Vortrefflichkeit dort fort. So Ananas, Limas, Orangen, die Brodtfrucht, Ignamen, u. dgl. mehr. Dann gedeihen auch andere Produkte dieſer Zone, wie Caffee, Baumwolle, Indigo, Tabak, u. ſ. w. auſſerordentlich gut. Eben ſo werden von europäiſchen Vegatabilien, Weizen, Melonen, ſämmtliche Gartengemüſe, und Wurzeln, Erdbeeren, Himbeeren, Aepfel, Birnen, Pfirſchen und Pflaumen, endlich Wein, und Kartoffeln, mit dem größten Erfolge gebaut. Von lezteren, die von ungeheurem Umfange ſind, gehen ſchon ganze Schiffsladungen nach Kamtſchatka.

c.

Demantbord.

Der Kunſtausdruck für Demantpulver, wie man es von zerſtoßenen Diamanten erhält. Hierzu werden theils die Abgänge beim Spalten, und Beſchneiden dieſer koſtbaren Steine, theils die ſchlechteſten Sorten derſelben gebraucht. Man ſtößt jene, wie dieſe in Mörſern von Stahl, und Gußeiſen, und ſchlemmt dann die Maſſe, damit ſie gleichförmige Feinheit bekommt. Ein Karat Demantbord wird, in Paris, in dieſem Augenblicke mit zwanzig, bis zwei und zwanzig Franken bezahlt.

d.

Kleinigkeiten.

Was man «*Pasta di Genova*» nennt, ſind keine Kuchen, ſondern Nudeln, Macaroni und Vermicelli, von allen Arten und Formen die man dort in Menge fabrizirt. — Die Isländer machen ſich aus Hayfiſch-Häuten große Stiefeln, die bis an die halben Schenkel gehn, und von faſt dreißigjährigter Dauer ſind. — Zu den Parmeſankäſen, deren Hauptverſendung **Lodi** iſt, wird die Milch von einer Kuhheerde gebraucht, die nicht weniger als 30 — 33,000 Stück ſtark iſt. — In einigen Theilen von Weſtphalen berechnen die Bauern die Entfernungen der Ortſchaften auf eine ſehr eigenthümliche Art, bis N — ſagen ſie — iſt eine Pfeife Tabak, bis O, anderthalbe, u. ſ. w. fort. Allein dieſe Pfeifen ſind von ganz beſondrer Art. Jede iſt nemlich — eine ſtarke Stunde lang.

2.

a.

Die Kameele zu San Roßore.

San Roßore iſt eine große öconomiſche Anſtalt in der Nähe von Piſa. Dieſelbe ward ſchon von den **Medicis** geſtiftet, und verdient beſonders, ihrer vortreflichen Stutereien wegen, Aufmerkſamkeit. In der Nähe dieſer ſchönen, Großherzoglichen Domaine, werden an der Küſte, ächte aſiatiſche Kameele gezogen, die ſeit einem der letzten Kreuzzüge hier einheimiſch geworden ſind. Wenn man San Roßore verläßt, kommt man durch einen Wald von immer grünen Eichen, an das Meer. Hier iſt der Anfang der Maremnen, jener ſandigen, doch mit mehreren Grasarten, bedekten Küſtenebenen, die ſich bis an die Tiber hinabziehn. Die Kameele, ungefähr zweihundert Stück zuſammen, pflegen hier in der Kühle zu weiden, ſobald aber die Hitze ſteigt, eilen ſie dem obigen Walde zu. In dieſem ſind alle Baumäſte, etwa zwölf Schuh vom Boden, ſo gleichmäßig abgefreſſen, als hätte man die Gartenſcheere gebraucht. Es ragt im eigentlichen Sinne kein Blatt hervor. Der Nutzen, den dieſe Kameelcolonie gewährt, iſt indeſſen ziemlich gering. So richtet man z. B. einen Theil derſelben, zu allerhand Feldarbeiten ab. Das Meiſte aber wird aus dem Verkauf an Bärenführer, Menagerien, u. ſ. w. gelößt. Ein ausgeſuchtes junges Thier, gilt ungefähr acht franzöſiſche Louisd'or; ein ſchlechtes fünf bis ſechs.

b.

Holländiſcher Blumenhandel.

Die Hauptorten ſind Alkmaar, und Harlem; der Hauptartikel Hyacinthen, und Hyacinthenzwiebeln, der Handel im Allgemeinen, trotz der großen Verminderung, noch immer bedeutend genug. Zwiſchen Alkmaar und Leiden ſind über zwanzig Morgen Land, blos für den Hyacinthenflor, beſtimmt. Dieſe gedeihen auch in dem lockeren, ſandigen Boden, vortreflich in ihrer Art. Wiewohl nun die Zeiten vorbei ſind, wo man für eine einzige, freilich höchſtſeltene Zwiebel, ſieben bis achthundert Gulden bezahlte, findet man deren in den Preisliſten, doch noch zu fünf und zwanzig bis hundert Gulden aufgeführt. Dieſe Zwiebeln verſchiedener Sorten, werden noch immer in großer Menge nach Deutſchland, England, Rußland, Schweden, Dänemark, Polen, und der Türkei verſandt; ja es gehen deren ſelbſt bis nach der Capſtadt, und Batavia. Auch der Abſatz von Tulpenzwiebeln erhält ſich noch; die Preiſe wechſeln von fünf und zwanzig, bis hundert fünfzig Gulden, etwas weniges auf, oder ab. In und um Harlem, dürften von großen Blumiſten, wohl nah an ſechzehn, und in wie um Alkmaar, ſieben bis acht derſelben ſeyn. Noch werden auch ſehr viel Tazetten, Jonquillen, Lilien, Crocus, u. ſ. w. auch allerhand Sämereien, Treibhaus-Gewächſe, und Obſtbaumſträuche verſandt.

3.

a.

Backſtagswind.

Es iſt der allergünſtigſte, weil er von hinten, ſeitwärts über das Schiff hinſtreicht. Alles kommt demnach auf die Richtung des letzteren an. Steuert man z. B. nach Nordoſt und der Wind iſt Südweſt, ſo hat man den herrlichſten Backſtagswind, den man ſich wünſchen kann. Ein anderes Schiff hingegen, das den umgekehrten Curs zu halten hat, kämpft mit dem heftigſten Gegenwind. Bei Backſtagswinde legen Kauffahrer einige Stunden in der Stunde zurück. Die Urſache iſt, weil man Segel über Segel beiſetzen kann. Das Schiff fliegt dann mit beſonderm Brauſen, in völlig gerader Richtung, und von keiner Welle erreicht, über das Meer dahin. Aber auf beiden Seiten bildet ſich eine ungeheure Schaumbahn, die bei Nacht wie magiſches Feuer glänzt.

b.

Die engliſche Oppoſition.

Man muß wohl bemerken, daß es eigentlich eine doppelte giebt, wovon die eine, mit dem Kunſtausdrucke, die regelmäßige die andere, die unregelmäßige genannt wird. Jene hat nur ein Ziel, Veränderung des Miniſteriums, und Erhebung der Männer ihrer Parthei. Dieſe kritiſirt Alles, was von der Regierung überhaupt ausgeht, ohne daß ſie dabei auf irgend eine Parthei Rückſicht nimmt. Ihr Zweck iſt, Lärm zu machen; ihr Ziel die Volksgunſt. Bald ſchließt ſie ſich an die regelmäßige Oppoſition an, bald bekämpft ſie dieſelbe, alles, wie ſie es ihrem Intereſſe, oder dem des Volkes gemäß hält.

4.

a.

Notizen aus Aſien.

Die Einwohner des indiſchen Archipels haben nicht einmal ein Wort für eine anſteckende Krankheit, ſo wenig iſt dergleichen bei ihnen bekannt. — Die Japaner ſchätzen nur den grünen, die Chineſen nur den braunen Thee. — In Malacca bereitet man jetzt eine Art Sago, der das Anſehn von reinen Perlen hat, aber auch dreimal theurer, als der gewöhnliche iſt. — Auf Java wird der Zuckerſyrup mit vielem Vortheil zur Viehmäſtung gebraucht. — Der Wallfiſchfang im Auſtraloceane, wirft ſchon jetzt eine Million Pfund Sterling ab. — Eiſenwaaren ſind der geſuchteſte Artikel im indiſchen Archipelagus. — In Japan werden die Getreidfelder mit Theeſtauden eingefaßt. — Von der feinſten Sorte der indiſchen Vogelneſter, wird das Pfund zu Canton mit ſechs Pfund Sterling, von der gemeinſten zu drittehalb verkauft.

b.

Kleine Bemerkungen.

Die Türken ſprechen immer in orientaliſchen Hyperbeln von ihren Armeen. — Sie ſind ſo zahlreich, wie die Sandkörner der Wüſte — heißt es. — Sie ſind ſo unzählbar, wie die Sterne am Firmament. — Ihre Anzahl übertrift noch die der Waſſertropfen im Meer.

Die größten lappländiſchen Delikateſſen ſind: geräuchertes Rennthierfleiſch, das roh gegeſſen wird. — Flundern, eine Art Plattfiſche, in Rennthierfett gebraten. — Endlich gefrorne Rennthiermilch.

Alle nach Hauſe zurückkehrenden Grönlandsfahrer, haben an den Maſtenwänden, (die großen Tauſyſteme, die die Maſten halten) Seehundsfelle, und Wallfiſchbaarten, als Siegeszeichen aufgehängt. Aber der Theergeruch dieſer Schiffe iſt unbegreiflich widrig.

5.

a.

Krankheit und Tod im Peſtlazareth.

So wie ſich bei einem Paſſagier das geringſte Fieberſymptom zeigt, wird er auf der Stelle völlig iſolirt. Dann wird er von einem Arzte, in Begleitung des Lazarethkapitains, von Weitem, d. h. an der Thür, über ſeinen Zuſtand befragt, und bekommt die nöthigen Arzneien zugeſchickt. Der Wächter trägt alles Erforderliche bei, ſetzt es aber immer in der Entfernung hin, ſo daß er wenigſtens zehen Schritte vom Kranken bleibt. Wird es nun mit letzterem gefährlicher, ſo hält man es geheim, und verdoppelt die Aufmerkſamkeit.

Will der Kranke ein Teſtament machen, ſo ſchreibt es ein Notar an der Thür nieder, worauf es im Namen des Teſtirenden, von dem Lazarethkapitain unterzeichnet wird. Will der Kranke beichten, ſo ſtellt ſich der Geiſtliche in die entgegengeſetzte Zimmerecke, dreht ſich um, hört die laut zu ſprechende Beichte an, und ertheilt die Abſolution ohne Handauflegung. Während der Beichte, iſt er mit dem Kranken allein, muß aber gleich nachher auf das Crucifix ſchwören, daß er denſelben nicht angerührt hat. Die lezte Oelung, und das Viaticum werden nie adminiſtrirt. Stirbt der Kranke, ſo wird der Leichnam, vermittelſt langer Eſpartoſtricke die mit eiſernen Haken verſehen ſind, auf eine Bahre gebracht und bei Nachtzeit auf dem Lazarethkirchhofe eingeſcharrt.

b.

Die italiäniſchen Bettelorden.

Sie ſendeten ehedem ihre Leute, nicht nur zum unmittelbaren Terminiren umher, ſondern ſie verpachteten auch noch dieſes Bettelrecht. Die Menſchen, die ſich auf dieſes Handwerk zu legen pflegten, waren eben ſo ſchlaue als rüſtige Tagdiebe, und ſpielten ihre Rolle mit wahrer Gaunervertuoſität. In eine Kutte geſteckt, und mit den nöthigen Zeugniſſen verſehn, zogen ſie nun per pedes, oder zu Eſel und Wagen, in den entfernteſten Gegenden umher, und ſetzten das arme Volk in Brandſchatzung. Dieſe Mißbräuche fanden in ganz Italien, am meiſten aber in Unteritalien ſtatt.

c.

Barbados.

Dieſe brittiſche Inſel iſt das Montpellier von Weſtindien, wie ſie von den engliſchen Aerzten genannt wird. Faſt alle Kranke von den übrigen Antillen, begeben ſich dahin, um Geneſung zu ſuchen, und finden ſie. Die Ausrottung der dichten Wälder, und der freie Zugang des Nordwindes, iſt die Urſache dieſer vortreflichen Luftbeſchaffenheit. Indeſſen, wie nichts in dieſer Welt vollkommen iſt, leiden die Einwohner, häufig an einer eigenthümlichen Localkrankheit, nemlich an einer ungeheuren Gliederanſchwellung.

d.

Kleine Bemerkungen.

Die malteſiſchen Schaafe ſind äuſſerſt fruchtbar. Sie werfen oft dreimal des Jahres, und bisweilen vier Lämmer zugleich. — In der griechiſchen Kirche iſt die Anzahl der Faſttage ſo groß, daß ein wahrer Gläubiger, jährlich im Ganzen, nur vier Monat Fleiſch eſſen kann. — Vor kurzem ward zu London, ein Kohlkopf zu Markte gebracht, der ſieben und vierzig Pfund wog, und einen Raum von fünf Fuß einnahm.

6.

a.

Bärenjagd in den Pyrenäen.

Der Jäger bindet ſich vorn, und hinten, drei bis vier große, recht dickwollige Schaafelle um. Dann verſieht er ſich mit einer guten, gezogenen Büchſe, und der nöthigen Munition. Eben ſo mit einem großen, ſtarken äußerſt ſpitzigen Dolche, etwas Mundvorrath, und einer Kürbisflaſche voll Brantwein. Auf dieſe Art wandert er in dem Gebirge fort, bis er ein Bärenlager erreicht, wo er dann einen ganz eigenen Zweikampf zu beſtehen hat. In dem Augenblicke nemlich, wo der Bär den Jäger anſichtig wird, kommt er brummend, auf ihn zu, umklammert ihn mit den Vordertatzen, ſucht ihn zu beißen, und zu würgen, und bringt ihm auch wirklich zuweilen gefährliche Wunden bei. Der Jäger muß ſich daher bemühen, ihn abzuhalten, oder wenn das nicht möglich iſt, ihm wenigſtens das Beißen zu verwehren, indem er ihm die Schnautze mit dem linken Oberarme zuſammendrückt. Zugleich muß er ihm mit der rechten Hand, den Dolch in die Rippen ſtoßen, und dieſen einigemal in der Wunde umdrehen. Iſt dies geſchehn, ſo ſtürzt der Bär zu Boden, worauf er ohne Gefahr vollends getödet werden kann.

b.

Merkwürdigen Armeebefehl.

Er iſt von Souwarow (1799) an den General-Quartiermeiſter Chaſteler, und lautet wie folgt: — Man muß angreifen! Blankes Gewehr, Bajonet, Säbel! — Keinen Augenblick verliehren! Alles zu Boden werfen! Alles nehmen! Alles auf der Ferſe verfolgen, bis auf den letzten Mann. — Schäferſtunde — Angriff! — Nur nichts Kleinliches! — Fort mit der Pedanterie! — He Chaſteler! Soviel Treffen, als das Terrain verlangt! — Ihre Eintheilung iſt vortrefflich! — Gott behüte Sie!

7.

a.

Engliſche Schiffsküchen.

Es ſind viereckichte Maſchinen, aus eiſernen Platten zuſammengeſetzt, mit Füſſen von gleichem Metall verſehn, und höchſtens vier bis fünf Fuß, meiſtens etwas weniger breit. Der vordere Theil gleicht einem gewöhnlichen Zimmerkamin; hier wird in mehreren, hängenden Keſſeln für die Cajüte gekocht. Der hintere Theil iſt mit drei ſehr großen unbeweglichen Keſſeln verſehn; hier kocht man für die Schiffsmannſchaft. Das Feuer für ſämmtliche Keſſel wird auf der Kaminſeite gemacht. Unter dem Feuerplatze befindet ſich eine Ofenröhre, worin man braten, backen, dürren, u. ſ. w. kann. Die ganze Küche iſt aufs Beſte, an dem Verdecke befeſtigt, und mit einer runden hölzernen Einfaſſung umgeben, worin ein Schornſtein befindlich iſt. Dieſe bedeckte Haube ſteht zwei bis drei Fuß davon ab, iſt mit Blech beſchlagen, und hat auf jeder Seite eine kleine Schiebthür. Der ganze Fußboden iſt mit Bleiplatten belegt. Dieſe Kücheneinrichtung fand urſprünglich nur auf den Kriegsſchiffen ſtatt; allmählig kam ſie aber auch bei den Kauffahrern in Gebrauch. Jezt iſt ſie faſt auf allen europäiſchen Schiffen eingeführt.

b.

Südlicher Pflanzenwuchs.

Im ſüdlichen Italien findet man den Cactus Op. von ungeheurem Umfang. Ein neuer Reiſender ſah deren von viertehalb Fuß im Durchmeſſer; die Blätter waren bei einem Zoll Dicke, an zwei Fuß lang. Dieſe Pflanzen wachſen ſo auſſerordentlich, daß ein kleines Stück von einem Blatte, ganz flach auf die Erde geworfen, ſogleich Wurzel ſchlägt, und neue Knoſpen treibt.

8.

a.

Die Krimmſche Krankheit.

Dies iſt der Name eines ſehr bösartigen, langwierigen, und endemiſchen Hautübels, das in der Gegend von Cherſon, in Uralskoi, und anderen Gegenden der Caucaſuslinie, ſo wie in Aſtrachan, und am Irikfluſſe herrſcht. Dieſes Hautübel bedarf ſechs volle Jahre, zur Entwickelung ſeiner ſämmtlichen Erſcheinungen, in ihrer ganzen Bösartigkeit. Tödtlich wird es erſt, nach dem Verlaufe von ſieben Jahren, wenn nemlich gar keine, oder nur unwirkſame Mittel dagegen angewandt worden ſind. Am heftigſten wüthet es unter den niedern, und ärmeren Claſſen, was mehreren Umſtänden zuzuſchreiben iſt. Dahin gehören die ſchlechten Nahrungsmittel; der Mangel an geiſtigen Getränken, und friſcher Pflanzenkoſt; das neblichte Clima; die feuchte Seeluft, und die große Unreinlichkeit. In der Krimm kommt noch der unausgeſetzte Genuß von Fiſchſpeiſen hinzu. Die Behandlung der, mit jenem Uebel behafteten Kranken, hat viele Schwierigkeiten, und erfordert nicht wenig Umſicht.

b.

Sonderbare Eheſcheidung.

Sie findet bei den Montenegrinern ſtatt. Der Mann, die Frau, und beider Verwandten erſcheinen in der Kirche, und treten vor dem Altar, wo der Pfarrer ſteht. Jetzt bringt der Küſter einen Becher voll Wein, und reicht ihn dem letzteren, zur Beſegnung. Der Becher geht nun herum, bis er zu allerletzt auch dem Manne angeboten wird. Von dieſem hängt es nun auch ab, ob er die Scheidung zurücknehmen, oder darauf beſtehen will. In jenen Falle thut er einen Schluck, in dieſem nicht. Bleibt er alſo bei ſeinem Entſchluſſe, ſo fordert der Geiſtliche der Frau ihre Schürze ab, läßt dieſelbe von den beiden Bäuern halten, und ſchneidet ſie mit einer, eigends hiezu beſtimmten Sichel, der Länge nach durch. — «Der Himmel hat euch geſchieden!» — ſpricht er, und Alles iſt abgethan. Bemerkenswerth iſt, daß nie die Frau ſondern immer nur der Mann, auf Scheidung antragen kann, und daß blos dem Pfarrer die Prüfung der Gründe zuſteht.

9.

a.

Kleine Bemerkungen.

In Qvebeck, (Canada) ſind alle großen, und kleinen Thürme, ſo wie die Dächer der größeren Gebäude, mit Zinnplatten gedeckt, was bei Sonnenſchein, einen ſehr prachtvollen Anblick giebt. — Das Calabriſche verhält ſich zu dem reinen Italieniſchen, ungefähr wie das Provanzaliſche zu dem reinen Franzöſiſchen. — Der ſogenannte «Nanquin de Corse» iſt eigentlich nichts, als ein grobes Gewebe aus Schafwolle, die dort ſo ziemlich dem Hundehaar gleicht. Die Corſen kleiden ſich Winter und Sommer in jenen Zeug. Ihre mit Kapuzen verſehenen Mäntel, ſind aber aus Ziegenhaaren gewebt. — Man weiß itzt auf das Beſtimmteſte, daß die berüchtigte *Acqua Toſſana*, nichts als eine Arſenikal-Auflöſung iſt.

b.

Die Corfioten.

Beide Geſchlechter ſind im Allgemeinen groß, ſtark und wohlgebaut. Die Frauen zeichnen ſich durch Weiße und Feinheit der Haut, ſo wie durch große Schönheit des Buſens aus. Die Männer werden, wegen ihren vortrefflichen Anlagen und Eigenſchaften gerühmt. Sie beſitzen ſehr viel Geiſt und Scharfſinn; ſie ſind mäßig, tapfer und zu großen Unternehmungen geſchickt. Man erinnert ſich, daß der berühmte ruſſiſche Staatsminiſter Graf Capo d'Iſtrias, ein Corfiote iſt.

10.

a.

Eigenthümlicher Sprachgebrauch.

Die Nordamerikaner brauchen ſeit einiger Zeit, das Wort Mammuth zur Bezeichnung von Allem, was ausgezeichnet groß, ſtark, ſchwer und rieſenhaft iſt. So haben ſie Mammuthgeiſter, Mammuthochſen, (von 300 Pf.), Mammuthſchweine, Mammuthbrodte (von 50 — 60 Pf.), Mammuthetel, u. d. mehr. Man ſollte dieſes Wort auch in Deutſchland einheimiſch machen; es würde wenigſtens zu komiſchen Bezeichnungen ſehr zweckmäßig ſeyn. Man denke nur, ein Mammuthmaul, ein Mammuthfuß, und vollends ein Mammuthbauch.

b.

Italiäniſche Prellereien.

Eigentlich iſt das Gefühl einer angeblichen, oder wirklichen geiſtigen Ueberlegenheit, wodurch mancher Italiener zur Ueberliſtung, und Bevortheilung der Fremden angetrieben wird. Seine Prellereien erſcheinen ihm als Genieſtreiche, zu denen er, bei der Pinſelhaftigkeit der Ueberälpler berechtigt zu ſeyn glaubt. Wirklich iſt auch, bei den meiſten Fremden, nichts lächerlicher, als jene alberne Gutmüthigkeit, womit ſie ſich zu handeln und abzudingen ſcheuen. Nicht ganz mit Unrecht werden ſie daher für Dummköpfe gehalten, während ein Italiener lieber für Alles, nur nicht für einen Pinſel gelten will. Wer aber in allem eine gewiſſe Sicherheit zeigt, als wiſſe er, wieviel jedem gehört, von dem heißt es: — «Der hat ſein Lehrgeld bezahlt,» und man bindet gewiß nicht mit ihm an.

c.

Die Wälder bei Archangel.

Die vorzüglichſten Holzarten ſind Tannen, Birken, Ellern, und Lerchenbäume, ſie erreichen eine beträchtliche Höhe und Dicke, wachſen aber natürlich ſehr langſam. Dieſe Wälder ſind einen großen Theil des Jahres auſſerordentlich belebt. Das Holzfällen, das Breterſchneiden und Harzſcharren, das Theer-, Pech- und Terpentinſieden, das Ruß- und Kohlenbrennen, die Jagd, das Beerenleſen u. ſ. w., beſchäftigen viele hundert Menſchen daſelbſt. Da nun ſehr viele von dieſen Arbeitern, in den Wäldern ſelbſt zu wohnen pflegen, findet man eine Menge Hütten und kleine Häuſer darin.

11.

a.

Kleine Bemerkungen.

In Drontheim geht die Sonne am 8ten Juni Morgens um zwei Uhr auf, und um 10 Uhr Abends unter. Dagegen kommt ſie am 21ten Dezember erſt Morgens um 10 Uhr über den Horizont, während ſie ſchon um 2 Uhr Nachmittags, wieder hinunterſinkt. Die größte Kälte hat immer im Februar ſtatt. — In Nordamerika wird das Zeitungsweſen als Kulturſache behandelt, und genießt daher Vortheile aller Art. Der größte darunter iſt die allgemeine Poſtfreiheit, ſo daß nicht die mindeſte Proviſion davon bezogen wird. — Ein gewandter Jäger vermag den ſtärkſten Alligator mit einem Schuſſe zu tödten, ſobald er nur die rechte Stelle trifft. Am beſten wird auf die Augen, oder die obern Rückgratswirbel gezielt, wo die Kugel entweder in das Gehirn, oder in die Lunge dringt. — Während die Franzoſen Alexandrien und Cairo beſetzt hielten, konnten ſie das nöthige Brennholz nur von Corfu oder aus Albanien beziehn.

b.

Der Kampferbaum auf Sumatra.

Er iſt der König der dortigen Wälder, wird von der Wurzel bis zum erſten Aſte, oft hundert Fuß hoch, und iſt dabei ſo gerade, wie ein Maſtbaum. Der Kampfer findet ſich klumpenweis in den Höhlen und Spaltungen des Baumes, als durchaus natürliches Erzeugniß. Dadurch unterſcheidet er ſich von dem chineſiſchen Kampfer, der durch das Kochen gewonnen wird. (Bekanntlich von Laur. Camph.) Der von Sumatra wird aber auch dreißigmal theurer als der letztere bezahlt. Es pflegt indeſſen nur wenig nach Europa zu gehn; der größte Theil wird nach China verſandt. Auſſer dem Kampfer liefert der Baum auch ein ſehr ſtarkes Oehl. Bemerkenswerth iſt, daß er nur alle vier bis fünf Jahre blühe.

VI.

a.

Waterſtaat.

Unter dieſem Worte wird in Holland das ganze Waſſerbauweſen verſtanden, wofür es ſelbſt ein eigenes Miniſterium giebt. Natürlich iſt das Bauweſen in einem Lande, deſſen Grundfläche zum dritten Theil aus Waſſer beſteht, von der höchſten Wichtigkeit. In dem niederländiſchen Budget pflegt dieſer Waterſtaat, ohngefähr mit zwei Millionen Gulden angeſetzt zu ſeyn. Nach großen Ueberſchwemmungen aber wird nicht ſelten das Zwei- ja Dreifache erforderlich. Im Budget von 1818 z. B. ſind 4 Millionen 700,000 Gulden dafür in Rechnung gebracht. Man errinnert ſich, daß Hollands Exiſtenz von ſeinen Dämmen abhängt.

b.

Die lappländiſchen Pulks.

Es ſind eine Art Schlitten die aus einem leichten hölzernen Gerippe beſtehen, und mit Rennthierhäuten überzogen ſind. Sie haben die Form eines Bootes, und einen in der Mitte befindlichen, zwei bis drei Zoll breiten Kiel. Hinten befindet ſich eine Rücklehne, die aber nur einen Fuß hoch iſt, vorn ein Käſtchen zum Mundvorrath. In dieſes Fahrzeug wird nun der Reiſende, ſo zu ſagen eingeſchnürt, ſo daß er bis unter die Hüften darin ſitzt. Entweder leitet er nun das davor geſpannte Rennthier ſelbſt, oder man bindet den Zügel an den Pulk des Führers an. Immer aber müſſen die Reiſenden auf dem ſchmalen Kiele, das Gleichgewicht zu halten ſuchen, damit der Schlitten nicht umſchlägt. Dies iſt indeſſen ſehr bald gelernt. Um der Zufälle willen trägt jeder Reiſende große Handſchuhe von Rennthierfellen, die bis über die Ellenbogen gehn. Die Stunde wird in fünfzehn, bis ſiebzehn Minuten zurückgelegt. Zum Fortbringen der Bagage werden eigene, ganz flache Schlitten gebraucht, Kores genannt.

13.

a.

Die Spachioten.

Dies iſt der Name eines kriegeriſchen, tapfern Gebirgsvölkchens auf Candia. So berüchtigt die Candiotiſchen Griechen im ganzen osmanniſchen Reiche ſind, ſoviel Achtung hat ſich dieſer Stamm derſelben zu verſchaffen gewußt. In hohen, faſt unzugänglichen Gebirgen, die zwei Drittheile des Jahrs mit Schnee bedeckt ſind, leben die Spachioten in gänzlicher Unabhängigkeit und dulden keinen einzigen Türken unter ſich. Indeſſen bezahlen ſie freiwillig eine kleine Kopfſteuer, um nicht in ihrem Gewerbe, das heißt, in ihrer Schiffahrt gehindert zu ſeyn. Dieſe wird jährlich einem Aga überliefert, der ohne Waffen erſcheinen und ſie im erſten Grenzdorfe in Empfang nehmen muß. Uebrigens gelten die Spachioten für die beſten Matroſen von Candia.

b.

Große Privatbibliotheken zu St. Petersburg.

Es giebt deren mehr als zwanzig, worin nicht wenig ſeltene und wichtige Werke enthalten ſind. Dahin gehören vorzüglich die Sammlungen der Grafen Czernitſchef, Schuwaloff, Schermetjew, Stroganoff, Buturlin, Jußukow, des geheimen Rathes Belzkoi, des Fürſten Kurakin und der vorſtorbenen Fürſtin Daſchkow. Der Generallieutenant von Klinger hat ebenfalls eine vortrefliche Bibliothek. Sie enthält die beſten deutſchen und engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Werke, in den Fächern der Geſchichte, Philoſophie und ſchönen Literatur.

c.

Der Vielfraß.

Es iſt der Urſus Gulo L. Er exiſtirt aber nicht mehr in Deutſchland. Schon vor mehr als dreißig Jahren, ſoll der letzte davon geſchoſſen worden ſeyn. Nach der Verſicherung des wackern Forſtrath Fiſcher, im Badiſchen, nimmt dieſes berüchtigte Raubthier, auf einmal, nicht mehr als zwölf Pfund Fleiſch zu ſich, indem ſein Magen nur ſoviel zu faſſen vermag. Der Balg ſteht in Kamtſchatka in hohem Werth, und findet auch in China bedeutenden Abſatz.

Januar.

14.

a.

Seltener Kinderſegen.

Zu Portwilliam, im Kentuky (Nordamerika), lebte noch 1820 ein mehr als achtzigjähriger Greis, der in vier Ehen der Vater von zwei und vierzig Kindern geworden war. Seine zweite Frau brachte einmal, nach einer eilfmonatlichen Schwangerſchaft, Zwillinge, und das Jahr darauf, nach einer zehnmonatlichen, Drillinge zur Welt. William iſt von ſehr kleiner aber höchſt gedrungener Statur, und lebte ſechszig Jahre lang mit ſeiner Familie nur von ſeiner Handarbeit. Er hat an jeder Seite nicht mehr als zwei Rippen, alles Uebrige iſt feſtes Fleiſch.

b.

Kabacken.

So werden die *wandernden Brandweinſchenken*, im Innern von Rußland genannt. Eine ſolche Kabacke gleicht einem deutſchen Bierwagen, nur daß ſie etwas höher und kürzer iſt. Statt des Schildes dient eine lange Stange, oben mit einer Art Beſen verſehen. Hieran kann man ſchon von Weitem erkennen, ob ſich eine Kabacke im Dorfe befindet, worauf Alles dahin ſtrömt. — Man weiß übrigens, daß der Brandweinverkauf in Rußland ein Monopol der Krone iſt.

15.

a.

Botaniſche Merkwürdigkeiten.

Wenig bekannt, aber gewiß von großer Wichtigkeit, ſind die Aclimatiſations-Gärten zu Cadiz. Schon ſeit mehreren Jahren dauern in denſelben, der Caffeſtrauch, der Drachenblut- und der Zimmtbaum, nebſt mehreren andern weſtindiſchen Gewächſen, im Freien aus. Am beſten ſind die Verſuche ausgefallen, den Nopal und folglich die darauf lebende Cochenille zu ziehn. Es iſt indeſſen zu befürchten, daß dieſe ſchöne Anſtalt, aus Mangel an Geldunterſtützung, in dieſem Augenblicke — 1822 — wieder eingehen wird.

In dem Walde bei Jägerpriis (auf Seeland) befindet ſich, der Chronik zu Folge, der älteſte Baum von ganz Dänemark. Es iſt eine Eiche, die bei einem Durchmeſſer von fünf Ellen, einen Umfang von fünf und zwanzig Schritten hat. Sachverſtändige ſind der Meinung, daß ſie über tauſend Jahre alt ſei.

Zu Yorkſhire in England, exiſtirt ſchon ſeit längerer Zeit, eine ſehr thätige Gartenbaugeſellſchaft. Sie ſucht, in dieſem Fache, alles Merkwürdige ſämmtlicher Welttheile zuſammenzubringen, und ſpart weder Mühe noch Koſten dabei. So wurde in ihrer Frühlingsverſammlung, unter andern auch eine Abbildung der Rieſenblume von Sumatra *) vorgelegt. Dieſe ungeheure Blume

---

*) Die mittelſt Sylbe iſt lang.

hat über eine Elle im Umfang, und das Nektarium faßt, nach der Verſicherung glaubwürdiger Perſonen, nicht weniger als vier volle Maas. Die Staubfäden ſind beinahe einen Fuß lang, und einen halben Zoll, ja darüber, dick. Das Ganze wiegt an fühnzehn Pfund.

16.

a.

Die Cacovunioten.

Sie bewohnen das ſüdliche Ende von Lakonien, bis an das Vorgebirge Tanarum hinunter, und leben in dieſer wilden, ſcheußlichen Küſtengegend faſt nur von der Jagd, dem Fiſchfange und der Seeräuberei. Wehe dem Schiſſe, das in der Nähe von einer Stille überfallen, oder im Sturme auf die Felſen geſchleudert wird. Gleich Tiegern ſtürzen ſie darüber her, ermorden die Mannſchaft, und theilen die Ladung unter ſich. Jeder giebt dann einen gewiſſen Antheil an die Papas (Prieſter) davon ab. Von dieſen zu jenem ſchrecklichen Handwerke angefeuert, trotzen ſie allen Gefahren des Meeres mit der größten Standhaftigkeit. Pſychologiſch merkwürdig iſt, daß ein Cacovuniote die geringſte Verletzung der Faſten für ungleich ſündlicher hält, als einen zehnfachen Raubmord.

b.

Die Smelte in Zeeland.

Es iſt eine kleine Gattung Strandfiſche, deren Fang eine recht artige Eigemthümlichkeit hat. Um ihren Seefeinden zu entgehen, wühlen ſie ſich nämlich, mit ihrem ſcharfen Köpfchen, beſonders im Herbſte, an der Küſte, in den lockern Sand ein. Die Fiſcher und Bauern ſtechen ſie dann mit den Spaten heraus, und bereiten ein gutes Gericht davon. Daher der Ausdruck, daß man auf Zeeland im Sande fiſcht.

17.

Der Maderawein.

Die erſten Weinſtöcke wurden auf dieſer Inſel urſprünglich aus Cypern eingeführt; jetzt aber findet man faſt alle Traubenſorten in der größten Vollkommenheit. Aus der Vermiſchung derſelben wird der gewöhnliche Madera gemacht. Der Malveſier und der Sercial ſind die einzigen, die man jeden beſonders zu preſſen pflegt. Jener iſt der erſte unter den ſüßen Weinen, wie es dieſer unter den ſogenannten trocknen iſt. Die Ranken der Stöcke laufen an Geländern, aus ſpaniſchem Rohr hinan, die etwa drei Fuß hoch ſind. Es giebt eine ausgezeichnete Sorte, die vor allen übrigen zum feinſten Deſſertweine dient. Einzelne Trauben derſelben, wiegen zuweilen an zwanzig Pfund. Der beſte Wein wird auf der Südſeite der Inſel gebaut.

Die Weinleſe beginnt in den erſten Tagen des Septembers und iſt auch hier ein allgemeines Freudenfeſt. Alle Hunde werden dann eingeſperrt, denn ſie ſtreben den Trauben auſſerordentlich nach. Auch die Ratzen, Weſpen und Eidechſen finden großen Geſchmack daran. Der Moſt gleicht an der Farbe dem Portwein; er gährt in der Regel ungefähr anderthalb Monat. Kein Wein iſt indeſſen trinkbar, als wenn er ungefähr ein Jahr lang auf der Inſel gelegen hat, oder nach einem wärmeren Lande verführt worden iſt. Alle nach England beſtimmten Sorten, machen erſt eine Reiſe nach Oſt- oder Weſtindien, nach Braſilien oder nach China. Dadurch aber verbeſſern ſie ſich auſſerordentlich, manche behaupten, um vierzig, bis fünfzig Prozent.

18.

a.

Die Milchbehälter in den Pyrenäen.

Queer über die Gebirgsbäche, zwei bis drei Fuß von einander, werden zwei kleine Steindämme aufgeführt; doch bleiben zum Durchfließen des Waſſers einige Oeffnungen darin. So bildet ſich ein Viereck, worin das Waſſer unverändert eine gewiſſe Höhe behält. In dieſem Raume ſtellt man nun die Milchgefäße in einer Reihe auf, und deckt dann alles mit großen Schieferplatten zu. Auf dieſe Art befindet ſich die Milch in einer Temperatur, die faſt an den Gefrierpunkt grenzt, und bleibt ſo mehrere Tage völlig friſch. Dieſe Einrichtung dürfte auch anderwärts, bei ähnlichen Lokalitäten, ſehr leicht nachzuahmen ſeyn.

b.

Thieriſche Fruchtbarkeit.

Im Jahr 1819, in der Mitte Mais, warf eine Hündin in der Nähe von London, in einigen Morgenſtunden, nicht weniger als zwanzig Junge, ſämmtlich vollkommen ausgebildet, und eben ſo munter als ſtark. Man ließ der Mutter drei davon, die übrigen wurden an andere ſäugende Hunde vertheilt. So blieben ſie alle am Leben, und wuchſen vortrefflich auf. Dieſe Hündin war von Hühnerhundrace und von ausgezeichneter Schönheit.

19.

Die unterſten Judenclaſſen zu Amſterdam.

Sie ſind Trödler, Muſicanten, Poſſenreißer, Taſchen- und Puppenſpieler, Laſtträger, Hauſſirer u. ſ. w., ja ſie übernehmen die ſchmutzigſten und verächtlichſten Arbeiten aller Art. Die drei vornehmſten Erwerbszweige indeſſen, ſind das Schuhputzen, die Garkücherei, und der Kleinhandel mit eingemachten Gurken, mit gebratenen Hühner- und Taubenvierteln, endlich mit Häringen, Pücklingen, und andern Fiſchen gemeiner Art.

Die Schuhputzer ſind auf allen Plätzen, an allen Straßenecken, und an allen Brücken in Thätigkeit. Sie bekommen in der Regel einen halben Stüber, (1½ Kr. Rh.) für die Operation; wer einen ganzen giebt, heißt ein großmüthiger Mann. Die Garköche treiben ihr Weſen in Buden, und richten Fiſch- und Fleiſchſpeiſen, nebſt Eiern, Gemüſen u. ſ. w. für die ärmeren Claſſen aller Confeſſionen zu. Die Gurkenhändler laden die Vorübergehenden unaufhörlich ein: — Lekker zuur! Lekker zuur, myne heeren, as ye believt! — Eine Gurke koſtet zwei Deute (einen Viertel Stüber) zum Eſſen, aber nur einen zum bloßen Ablecken — in der That eine poſſirliche Induſtrie. Mit den Hühner- und Taubenvierteln, wird es eben ſo gehalten; nur daß der Preis etwas höher ſteht. Man kann denken, was das für Geflügel iſt; ſtatt der Butter dient Hundefett. Die Härings- und Pücklingshändler u. ſ. w. karren durch die ganze Stadt, und verkaufen ihre Waaren um den niedrigſten Preis.

20.

Die Marmorbrüche von Carrara.

Dieſes merkwürdige Marmorgebirge befindet ſich ungefähr drei Viertelſtunden von der genannten Stadt. Es ſind hohe, ſchroffe, ſchmutzig graue Felſen, nur hier und da mit kleinen Kaſtanienwäldern bedeckt. Das Ganze theilt ſich in zwei enggeſchloſſene Thäler ab. In dem einen bricht der feine Marmor, ſonſt Bildhauermarmor genannt; in dem andern der gröbere, oder der Baumarmor. Jene erſtere Brüche ſind es, von denen hier die Rede ſeyn ſoll.

Es werden deren an vierzehn gezählt; die Arbeiten ſind mit großer Mühe und vielen Gefahren verknüpft. In manche Brüche müſſen ſich die Werkleute von oben herablaſſen; zu andern ſteigen ſie auf ſchmalen Stufen, oder angeſchmiedeten Leitern hinauf. In den feinſten Brüchen wird Alles mit dem Eiſen abgelöſt; die Arbeit geſchieht nach dem Takte eines eigenen Geſangs. Man bricht lauter große Stücke und zertheilt ſie erſt hintendrein. Mit der äußerſten Vorſicht werden ſie dann in die Tiefe hinabgeſenkt.

21.

a.

Der Saltarello.

Ein römiſcher Volkstanz, beſonders bei den Gärtnern, Winzern u. dgl., ſo wie bei allen Landleuten beliebt. Ohne den Saltarello giebt es für dieſe kein wahres Feſt. Er wird raſch und hüpfend, und mit immer ſteigender Schnelligkeit getanzt. Dabei ſind die Bewegungen äuſſerſt mannichfaltig, aber dennoch durch gewiſſe Regeln beſtimmt. Am ſchönſten wird er von den Winzern und Winzerinnen, am Monte Teſtaccio, ausgeführt. Er hat übrigens eine ſehr einförmige Muſik. Nach der Verſicherung von Kennern, iſt dieſelbe zwar allen Geſetzen des gewöhnlichen Tonſyſtems zuwider, aber dennoch nichts weniger als unangenehm.

b.

Blick auf Hyeres.

Man verläßt Toulon, und kommt in weniger als vier Stunden nach dieſem friedlichen Aufenthalt. Der Weg iſt äußerſt angenehm; Wieſen und Felder, Wein- und Gemüſepflanzungen, Oliven- Feigen- und Mantelbäume, wechſeln in reicher Miſchung ab. Die Hecken ſind durch wilde Granadenbäume geſtüzt, die Anhöhen mit aromatiſchen Gebüſchen bedeckt; alles in blühender, ſüdlicher Herrlichkeit. So erreicht man das Städtchen und findet ein vortreffliches Mahl. Junge Erbſen, gebratene Hühner, friſchen Seefiſch, Artiſchocken, Spargel, und köſtlichen Spinat. Dazu Erdbeeren und Feigen, Orangen und Weintrauben, alles Produkte dieſes ewigen Frühlingsthals. Das Clima von Hyeres iſt übrigens ſo mild, daß ſelbſt die Baumölſtaude und das Zuckerrohr gedeiht.

22.

a.

Die genialiſche Katze.

Eine junge engliſche Dame, hatte zwei Lieblingsthiere, einen Kanarienvogel und ein Cypperkäzchen, beide von großer Schönheit, und ſo vertraut, daß der Vogel häufig auf Mietzchens Rücken ſaß. Eines Morgens aber, als er, wie gewöhnlich, auf dem Theetiſche ſeiner Herrin, beim Frühſtück war, warf ſich die gegenüber ſitzende Katze plötzlich auf ihn, paſte ihn bei dem einen Flügel, und ſprang mit ihrer Beute auf den Kaminſimß. Erſchrocken eilte ihr die Dame nach, und alles klärte ſich in einem Augenblicke auf. Mietzchen ſchmeichelte ihr nemlich auf alle ihr nur mögliche Art, legte ihr ſchnurrend den Vogel in die Hand, ſprang dann wüthend unter das Sopha, und trieb einen häßlichen fremden Kater hinaus. Dem kleinen Schützling war auch kein Federchen verlezt; Mietzchen ward durch eine große Schaale des beſten Rahmes belohnt.

b.

Leben in Batavia.

Fiſche, Wildpret, Geflügel, Gemüſe und Früchte aller Art, finden ſich in Ueberfluß. Hierunter alle nur möglichen Gartengewächſe von Europa. Deutſche und franzöſiſche Weine, ſind wie die portugieſiſchen und ſpaniſchen, verhältnißmäßig ziemlich wohlfeil. Eine Flaſche Nierenſteiner z. B. koſtet einen holländiſchen Albertsthaler (2 fl. 21 kr.), eine Flaſche Bordeauxwein 36 kr., eine Flaſche Madera 1 fl. 20 kr., eine Flaſche Malaga 1 fl. 30 kr., verſteht ſich, wenn man ſie aus der erſten Hand bezieht. Engliſches Bier und Selterſerwaſſer ſind hier ſo gemein, daß man ſie in allen Kaffehäuſern, die Flaſche von jenem zu 27 kr., den Krug von dieſem zu 20 kr., haben kann. Beide paſſiren die Linie ohne Veränderung, und halten ſich zwei bis drei Jahre lang. Auch Braunſchweiger Mumme findet man hier.

23.

a.

Ratten- und Mäuſenoth in St. Petersburg.

Noch vor zwanzig Jahren, fand man in dieſer Hauptſtadt, in vielen großen Palläſten, bei aller Pracht, eine ſehr häßliche Einquartierung. Dies waren ganze Schaaren von Ratten und Mäuſen, ſie hausten zwiſchen den Fußböden, und zwar im eigentlichen Sinne ganz unvertreibbar, denn ſie hatten ihre Kanäle durch alle Stockwerke hindurch. Selbſt in den kaiſerl. Schlöſſern fehlte es nicht ganz daran; ſo ſehr man auch dahinter her war.

b.

Zahme Eydervögel.

Man findet ſie auf Aſnöeree (Inſel) im Fiörd (Bucht) von Drontheim. Sie haben ſich ſo an die Menſchen gewöhnt, daß man ſie in Küchen und Backöfen, niſten ſieht. Nach dem Ausbrüten indeſſen, verſchwinden, wie alle übrigen, auch hier die männlichen Eydervögel, ohne daß man weiß, wohin. So wie aber die Brutzeit nähert, kommen ſie regelmäßig zurück.

c.

Hirſchjagd am Mißißippi.

Sie hat im Herbſte bei Fackelſchein ſtatt. Um nemlich der vielen Kletten los zu werden, ſteigen die

Hirſche des Nachts in den Fluß und baden ſich. Die Jäger, die ihnen auflauern, ſchießen ſie dann Dutzendweis. Um dieſelben näher zu locken, machen ſie die Stimme der Hündinnen, theils mit dem Munde, theils mit eigenen Pfeifen nach, dieſe Jagd gewährt große Beluſtigung.

24.

a.

Rieſenkartoffeln.

Sie wurden kürzlich auf einem engliſchen Provinzialmarkte gezeigt. Die eine hatte 24 Zoll im Umfange, und wog 3 Pfund, 24 Loth, die andere hatte, bei einem Umfange von 39 Zoll, ein Gewicht von 5 Pfund 10 Loth. Dies iſt die größte, die bis jezt vorgekommen iſt. Beide wurden auf die gewöhnliche Art und ohne die mindeſte Kunſt, unter einer Menge anderer erzeugt.

b.

Die ſchnelle Cur.

Ein junges, leichtfertiges Bürgermädchen ſpielte, um ihre Eltern in Verlegenheit zu ſetzen, die Kranke, und ſchüzte beſonders heftige, mit Bewußtloſigkeit verbundene Krämpfe vor. Mehrere junge Aerzte waren von der eben ſo ſchlauen als hübſchen Patientin getäuſcht worden, und hatten zur großen Ergözlichkeit derſelben, durch den Magnetismus u. ſ. w., zu helfen geſucht. Endlich ward aber auch ein alter, grämlicher, in der Praxis grau gewordener Stadtphyſicus geholt. Dieſer ſah natürlich den groben Betrug in der erſten Minute durch, und nahm ſeine Maasregeln darnach. — Ja! — ſagte er — die Sachen ſtehen freilich ſehr ſchlimm — Aber noch kann geholfen werden, wenn nur das Gefühl wieder erregt wird. — Alſo mit Neſſeln gepeitſcht! die Haare abgeſchnitten, und tropfendes Siegellack auf den Scheitel; dann wird es ſicher gehn. — Was geſchah? — Die Bewußtloſe kam augenblicklich zu ſich, lief davon und ward auf der Stelle geſund.

25.

a.

Eigenheit der römiſchen Frauen.

Es iſt ihr erklärter Abſcheu vor allem, was Riechwaſſer u. ſ. w. heißt. Alle bekommen Kopfweh davon, ja die ſchwächern fallen ſogar in Ohnmacht. In den Geſellſchaften ſteht daher immer ein Körbchen mit Geraniumblättern (von der ſalzig riechenden Gattung), bereit, woraus ſich ſämmtliche Damen verſehn. Tritt nun irgend ein parfümirter Fremder ein, ſo ſind dieſe Blätter die beſte Schutzwehr gegen ihn. Die Damen ſtopfen ſie nemlich in die Naſenlöcher, ungefähr wie man Taback nimmt. Wer ſich indeſſen parfumirt, iſt ſicher.

b.

Merkwürdiger Prozeß.

Bei dem Erdbeben in Calabrien (1783) ward ein bedeutendes, mit Oehlbäumen bepflanztes, Grundſtück von dem Abhange eines Berges losgeriſſen, und auf einer am Fuße deſſelben befindlichen Wieſe feſtgeſetzt. Beide Eigenthümer geriethen nun darüber in einen Prozeß. Die erſte Inſtanz ſprach den Beſitz dem obern, die zweite beiden gemeinſchaftlich, die dritte dem Eigenthümer der Wieſe zu, als Hauptentſcheidungsgrund ſetzte ſie feſt, daß das Grundſtück auf ſeinem Grund und Boden, gleichſam angeſchwemmt worden ſei. Die kundigen Leſer mögen nun entſcheiden, ob das zweite Urtheil das billigſte, oder das dritte das rechtlichſte war.

26.

a.

Der Kaiſerliche Trunkenbold.

Wenn ein in ſtarken Getränken berauſchter Türke noch nach Hauſe gehen kann, ſo nimmt man keine Notiz davon. Bleibt er aber auf der Straße liegen, ſo wird er den andern Morgen mit einer tüchtigen Baſtonade bedient. Daſſelbe geſchieht beim zweiten und dritten Mal. Beim vierten Male aber, wird er als unverbeſſerlich betrachtet, und kommt ohne alle Strafe davon. Zugleich erhält er den Titel eines kaiſerlichen, d. h. privilegirten Trunkenbolds, und damit förmliche Unverletzlichkeit. Sobald er ſich nun einmal wieder zu Boden getrunken hat, wird er gar ſäuberlich auf den erſten beſten Aſchenhaufen bei einem Bade getragen, und ſchläft ſo ſeinen Rauſch ganz ungeſtört aus.

b.

Pyrenäenproſpekt.

Ein liebliches Thal, mit waldbewachſenen Gebirgen eingefaßt, im Hintergrunde die hohen ſchneebedeckten Gipfel, in roſigem Morgenlicht. Alles friſch und thauig, aber noch alles ſtill und einſam. Doch plötzlich werden am Rande der niedern Gebirge einige Schaafe ſichtbar, und in wenig Minuten iſt die ganze Landſchaft belebt. Es ſind ſpaniſche Hirten, ſie ſteigen mit ihren Heerden auf die grünenden Weideplätze hinab. Die Ordnung, die bei dieſen Zügen beobachtet wird, pflegt folgende zu ſeyn. Zuerſt kommen die Schafe, groß und wollenreich, der Schäfer mit ſeinem ſchwarzen Hunde voran; dann folgen die Kühe, ſchön und ſtark, mit melodiſchen Glocken um den Hals.

Jezt kommt der Oberhirt mit Weib und Kind. Er, nebſt dem größten Knaben, iſt zu Fuß; Frau und Tochter zu Pferd; die kleinen Kinder ſitzen hinten auf. Der eine großen Knabe hat den Kochkeſſel auf dem Kopfe, der zweite trägt die Flinte, den Schrotbeutel und das Pulverhorn, der dritte den weißen, mit einem rothen Kreuze verſehenen Salzſack. Die Frau hat einen Säugling an der Bruſt, die Tochter ſpinnt; der Vater beobachtet den Zug der Heerde mit Aufmerkſamkeit. So langen ſie endlich in dem lieblichen Thale an, das im vollen Glanze der Morgenſonne liegt.

27.

a.

Der Tuin.

Dies iſt eine eigene Papagayenart in Braſilien. Der Tuin hat zwar nur die Größe eines Sperlings, lernt aber das Sprechen auſſerordentlich leicht. Dabei vergißt er indeſſen ſein angenehmes, natürliches Zwitſchern durchaus nicht, ſondern mengt es immer dazwiſchen ein. Ueberdem iſt er äuſſerſt lebhaft, und wird in kurzer Zeit ſo kirre, daß er aus dem Munde frißt. Er iſt daher der eigentliche Damenliebling. Man verſichert, daß er mit ſeinen Herrinnen oft Reiſen von hundert Stunden und darüber macht.

b.

Türkiſches Contingentsheer.

Es iſt im Marſche begriffen, und bietet einen ganz eigenen Anblick dar. Den Zug eröffnet ein Haufe Derwiſche, mit ſpitzigen Mützen, und buntſchäckig, wie die Harlekins. Sie reiten auf Eſeln, ſchwingen jeder eine Fahne und rufen unaufhörlich Allah dabei. Sodann kommen die Delis oder berittenen Guiden, wie man ſie nennen kann. Sie machen immer den Vortrab, werden beſonders zum Recognosciren gebraucht, und rauben und plündern bei jeder Gelegenheit. Jezt folgen die Timarlis; dieſe bilden die Lehnsreiterei. Sie haben Pferde und Maulthiere, worunter zwei Drittel geſtohlen ſind. Sattel und Zeug iſt gleich erbärmlich; Stricke z. B. müſſen die Stelle der Steigbügel verſehn.

Hinter den Timarlis marſchirt die Infanterie, aber ohne die mindeſte Ordnung, meiſtens in kleinen Haufen von einigen dreißig Mann. Sie iſt mit Dolchen, Piſtolen und großen Musketen bewaffnet, führt aber, nach türkiſchem Gebrauche durchaus kein Bajonet. Jezt kommen die Topdſchis, oder die Artillerie. Die Canonen u. ſ. w., werden von Büffeln, oder auch wohl von Chriſtenſclaven gezogen, die der Aufſeher unbarmherzig mit Peitſchenhieben antreibt. Alle dieſe Corps marſchiren unter beſtändigem gellenden Geſchrei, und ſchießen ihre ſcharf geladenen Gewehre unaufhörlich ab. Endlich erſcheint der prachtvolle Zug der Befehlshaber, mit einer zahlreichen, glänzenden Dienerſchaft umringt. Dieſe treibt auf beiden Seiten, alles mit Stockprügeln zurück. Unter ihrem Schutze, und mit ihrer Erlaubniß, ſchließen ſich nun zulezt die griechiſchen Marketender, die jüdiſchen Trödler und Wechsler, endlich auch die Zigeuner an, die Schmiede, Muſikanten, Wahrſager und Henkersknechte ſind. Man kann denken, wie langſam ſich eine ſolche Armee bewegen muß.

28.

a.

Spaniſche Schaafe in Neu-Südwallis.

Ein engliſcher Wallfiſchfänger begegnete 1807 einem ſpaniſchen Schiffe, das von Cadiz nach Lima beſtimmt war. Es hatte unter andern, auch einige herrliche Stöhre für den dortigen Vizekönig an Bord. Der Caper nahm es, ſegelte damit nach Port Jackſon, und verkaufte die Stöhre an den Gouverneur. Dieſer beſitzt ſchon eine kleine Heerde ſpaniſcher Mutterſchafe und nunmehr naturaliſirt die Race mit dem beſtem Erfolg. Mag auch dies ein kleiner Beitrag zu der wichtigen Geſchichte der Thierverpflanzungen ſeyn!

b.

Die Llanos am Niederorenoco.

Dieſe ungeheuren Ebenen ſind keine wirklichen Wüſten, ſondern grasreiche Steppen, zu nennen, obwohl die Jahrszeit einen Unterſchied darin macht. In der Regenzeit nemlich ſind ſie mit dem herrlichſten Grün bedeckt; in der trockenen Jahrszeit hingegen, mit Ausnahme der bewäßerten Stellen, völlig kahl. Auf letzteren findet man von Zeit zu Zeit anſehnliche Meiereien, die der Mittelpunkt ungeheurer Viehſtände, von vielen Tauſend Stücken ſind. Alles, Rindvieh, Pferde und Mauleſel, weidet hier, auf den großen Flächen, in völliger Freiheit, iſt aber dennoch an die Hirten gewöhnt. Dieſes ſind Mulatten, theils freie Leute, theils Sclaven, und ſtreifen den ganzen Tag zu Pferde umher. Die einzige Stadt, die man in den Llanos findet, iſt Calabozo, mit 5000 Einwohnern, in deren Nähe es mehrere Miſſionsdörfer giebt.

29.

a.

Engliſcher Glanz und engliſches Elend.

Ein arabiſches Weib war als Kinderwärterin, mit der Gemahlin eines britiſchen Reſidenten, aus Bombay nach London gegangen, und hatte daſelbſt fünf Jahr gelebt. Als ſie nun darauf in ihr Vaterland zurückkam, ward ſie von ihren Landsleuten neugierig über England befragt — «Ach!» — erwiederte ſie — «Da iſt Alles Pracht und Glanz, Häuſer und Straßen, Karoſſen und Pferde, Palläſte und Gärten, Gewölbe und Märkte — Alles, Alles, Alles! — Aber demungeachtet iſt es doch ein elendes Land» — Wie ſo? — fragten Alle erſtaunt — Weil es keinen einzigen Dattelbaum dort giebt. — «Was?» — ſchrien die Araber — «Was? — Keine Dattelbäume? — O elendeſtes aller Länder! — Wie iſt es möglich, daß man dort leben kann.»

b.

Ein Wort von Calonne.

Man weis, daß ſich dieſer franzöſiſche Finanzminiſter durch große, perſönliche Liebenswürdigkeit auszeichnete, und ein beſonderer Schützling der Königin Marie Antoinette war. Eines Tages ſagte dieſe Monarchin zu ihm — «Mr. de Calonne, ich bitte Sie um etwas, was aber ſehr ſchwierig iſt.» — «Ach» — war die Antwort — «jeder Wunſch Ew. Majeſtät iſt Befehl! Mag es das ſchwierigſte ſeyn; es iſt ſo gut wie geſchehn!» — «Aber Mr. de Calonne, ich fürchte, daß es unmöglich iſt.» — «Unmöglich Ew. Majeſtät?» — «Zur Hälfte vielleicht!» — «Ach denn iſt Alles geſagt! Haben wir die eine Hälfte möglich gemacht, ſo geht es mit der andern von ſelbſt. Für einen franzöſiſchen Finanzminiſter kann es Schwierigkeiten geben; aber für eine Königin von Frankreich exiſtirt keine Unmöglichkeit.»

30.

Poſſirliche Wette.

Die Aufgabe war, mit noch einer Perſon über eine Brücke zu gehen, dieſe Perſon gleichwohl zu verbergen zu wiſſen, und ſo dem Wächter das Brückengeld zu entziehn. Dieſe ſcheinbar unmögliche Aufgabe ward auf eine ſehr einfache Art gelöſt. Die eine Perſon, ein großer ſtarker Mann, ſteckte nemlich die andere, einen fünfzehnjährigen Knaben, in einen Sack, nahm die Laſt auf die Schulter, paſſirte die Brücke ganz unbefangen, und zahlte natürlich nur für ſeine Perſon. So gewann er die fünfzig Gulden mit der größten Leichtigkeit. Er war mit der andern Perſon beſtimmt über die Brücke gegangen, denn er hatte ſie ja auf dem Rücken gehabt! — An eine ſolche Auslegung des Mitgehens aber, hatten die Gegenwettenden freilich nicht gedacht.

31.

a.

Wohlthätige Einrichtung.

Seit dem Winter 1819 wurden zwiſchen St. Petersburg, und Kronſtadt, ſogenannte Hoſpize errichtet, deren großen Nutzen in dieſer ſchrecklichen Jahrszeit, am beſten aus der nähern Beſchreibung erhellt. Alle halbe Stunden ſind nemlich große ſtarke Balkenhäuſer erbaut, worin eine Schenkwirthſchaft getrieben, und Tag und Nacht ein gutes Feuer unterhalten wird. Dieſe Häuſer ſollen im Winter zur Aufnahme der vielen Reiſenden dienen, die unaufhörlich zwiſchen der Hauptſtadt, und jenem Arſenale, unterwegens ſind. Um die Hoſpize auch bei Nacht zu erkennen, ſind auf den Giebeln derſelben, eine Art kleiner Leuchtthürme, mit Reflektoren, angebracht. Um ſie aber auch bei Nebel und Schneegeſtöber nicht zu verfehlen, wird alle Viertelſtunde eine Glocke darauf geläutet, deren Schall äuſſerſt durchdringend iſt. Zu beiden Seiten der Straße ſind überdem große Signalſtangen errichtet, die auch beim tiefſten Schnee, noch zu einem Viertheil zu ſehen ſind. Endlich befindet ſich auf dem halben Wege zwiſchen Petersburg und

Kronſtadt, ein großes, eigentliches Wirthshaus, das mit allen Bequemlichkeiten verſehen iſt.

b.

Verbeſſerung des Climas von Batavia.

Man verdankt dieſelbe dem jetzigen Generalgouverneur Baron von der Capellen, einem eben ſo thätigen als kenntnißreichen Manne, der ſeine Bildung auf deutſchen Univerſitäten erhielt. Alles kam auf die Reinigung der ſtehenden Kanäle, und auf einen beſtändigen Zufluß von friſchem Waſſer aus der Nähe an. Beides ward, mit großer Einſicht, durch einen Kanal bewerkſtelligt, der mit einem großen Binnenſee in Verbindung ſteht. Zugleich nimmt er das Waſſer von mehreren Flüſſen, Bächen und Quellen auf. Der Abfluß geſchieht vermittelſt des Yacatra, der ſich in's Meer ergießt. Man kann denken, wie ſehr der Geſundheitszuſtand von Batavia, auf dieſe Art verbeſſert worden iſt.

Februar.

1.

Rieſenappetit.

Bei einem Kindstaufſchmauſe in England, nahm vor kurzem einer der Pathen folgende Portionen zu ſich: Ein Pfund Lachs mit Aepfelſauce — Anderthalb Pfund Roſtbeef mit Blumenkohl und Eierrahm — Zwei Gänſekeulen und zwei Truthahnsflügel, mit zwanzig Stück großen gebratenen Kartoffeln — Eine halbe Taubenpaſtete (vier Stück) mit Auſternſauce — Zwei Pfund Pudding, mit drei Schaalen Gelee — Brod, Käſe, Sellerie und Zwiebeln, zuſammen nahe an fünf Pfund — Drei große Krüge Porter — Zwei Flaſchen Bordeauxwein — Drei Flaſchen Madera — Eine Flaſche Xereswein — Eine halbe Flaſche Maraskin — Fünf Löffel Magenelixir. — Dieſe Kleinigkeiten hielten indeſſen nur von ſechs Uhr Abends, bis gegen 1 Uhr Morgens wieder, es nahm daher unſer frugaler Mann noch eine kleine Collation zu ſich. Dieſe beſtand aus drei Pfunden Apfeltorte, zwei Pfund Käſe, vier Pfund Brod und drei Flaſchen Portwein. Jezt begab ſich der wackere Kämpfer zur Ruhe, und ſchlief acht Stunden, ohne aufzuwachen, fort.

2.

a.

Oeconomiſch-mercantiliſche Wichtigkeit von Chile.

Die bewäſſerten Thäler dieſes Landes bringen den herrlichſten Weizen in bewunderns-würdigem Ueberfluß hervor. Es iſt daher die große Kornkammer aller Küſtenländer dieſes Continents, am ſtillen und ſüdlichen Ocean. Es wird aber auch künftig ganz Weſtindien zu verſehen im Stande ſeyn. Bis jezt bezogen die Antillen ihren Bedarf aus den vereinigten Staaten von Nordamerika, aus der Barbarei, ja ſelbſt aus Odeſſa. Allein ſchon wurden 1820 ſehr aufmunternde Verſuche mit Ladungen aus Valparaiſo gemacht. Nie war es nöthiger, die Veränderungen der Handelswege zu beobachten, um ſich Erſcheinungen zu erklären, die die gewöhnlichen Routiniers nicht zu begreifen im Stande ſind.

b.

Die türkiſche Flagge.

Es iſt der ſilberne Halbmond, mit gleichen Sternen, in rothem Felde; die Flagge weht, wie gewöhnlich, auf dem Hintercaſtel. Auſſerdem ziehen die drei Admiralſchiffe, jedes noch eine beſondere, am großen Maſte auf. Die Kapudana (Großadmiral) hat ein ſilbernes Schwerdt, mit doppelt geſpaltener

Klinge darauf die **Patrona** (Viceadmiral) eine ſilberne Kanone, die **Riala** (Contreadmiral) drei ſilberne Kanonenkugeln — immer in dem obengenannten, rothen Hauptfeld.

3.

a.

Komiſches Mißverſtändniß.

In einer neuen engliſchen Reiſebeſchreibung wird unter andern mit vielen ſpöttiſchen Seitenblicken erzählt, daß zu Frankfurt am Main, bei keinem Thee, **Kartoffeln** fehlen dürften, und daß dieſe überhaupt ein patriotiſches Leibgericht der Deutſchen ſeyen. Man kann tauſend gegen eins wetten, daß dieſer Engländer nie in einer Frankfurter Theegeſellſchaft geweſen, ſondern von irgend einem Spaßvogel, mit obiger Bemerkung zum Beſten gehalten worden iſt. Jene famöſen **Kartoffeln** ſind nemlich nichts, als eines der vorzüglichſten **Gebäcke**, die man zum Thee zu ſerviren pflegt, und dem man, theils aus Scherz, theils der ähnlichen Form und Farbe wegen, dieſen Namen gegeben hat.

b.

Die Malteſer.

Sie ſind klein, unterſezt, und muskulös. Dabei haben ſie krauſes Haar, eingedrükte Naſen, aufgeworfene Lippen, und eine Farbe, die etwas mehr als gelblich iſt.

Man erkennt ſogleich die afrikaniſche Natur. Auch die Kleidung deutet auf dieſe Verwandtſchaft hin. Ein weites baumwollenes Hemd; eine kurze tuchene Weſte; eine Aermeljacke (Caban) mit einer Kapuze daran; ein breiter, hoher Leibbund, worin immer ein großes Meſſer ſteckt; weite lange farbige Hoſen; Sandalen von Ochſenhaut, und eine wollene, roth und weiß geſtreifte Mütze. — Wer erkennt nicht den Africaner daran? Selbſt die Sprache iſt nichts, als ein afrikaniſches Patois, mit italieniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Ausdrücken vermiſcht.

4.

Botaniſche Bemerkung.

Wie werden tropiſche Pflanzen, und Sämereien, am beſten nach Europa gebracht? — Nach Doctor Brown's Erfahrung auf folgende Art. Man nimmt viereckigte Kiſten, deren Boden durchlöchert ſind; ſie werden einige Zoll hoch mit Kieſelſteinen belegt. Sand taugt ungleich weniger dazu; beſonders, wenn er kalk- und eiſenartige Theile enthält. Auf jene Grundlage kommt nun eine Schicht, einen Zoll dick, von friſcher Gartenerde, und auf dieſe eine Lage von Sämereien. So geht es fort, bis die Kiſte beinahe voll iſt, worauf die lezte Erdſchicht mit den Pflanzen beſetzt wird. Durch dieſe, und das Begießen derſelben, werden die unten befindlichen Saamenkörner vor dem Austrocknen geſchützt.

b.

Liebkoſungswörter.

«Mein himmliſches Gänschen, mein perlenes Mädchen, mein goldenes Mädchen!» — ſagt der Neugrieche — «Mein Fettkrübchen, mein Dickwürſtchen, mein Nudelchen!» — der Norweger, und beide befinden ſich wohl dabei. — Am luſtigſten aber iſts, wenn uns in einem franzöſiſchen Journale, ein Herr de Sucy berichtet, daß man in Deutſchland zu den Bräuten ſagt: — **Mein Henkel!** (Engel) und zu den Gattinnen: — **Mein Saß!** (Schatz.)

5.

a.

Das Bagno zu Algier.

Oder das Sklavengefängniß. Es iſt ein großes, hohes, viereckigtes Gebäude, von oben erleuchtet, und zur halben Hälfte, mit einer auf Säulen ruhenden Gallerie verſehn. In ſämmtlichen Wänden ſind, nach Alkovenart, dunkle Schlafbehälter angebracht. Jedes derſelben faßt, in fünf Reihen Hangmatten über einander, ſechs und dreißig bis vierzig Mann. Dieſelbe Einrichtung findet in der obern Abtheilung ſtatt. Es führen daher mehrere Treppen auf die Gallerie. Vorn am Eingange, auch im Innern, befinden ſich zwei Garküche, wo zugleich Wein und Brandwein geſchenkt wird. Sie werden auf Rechnung eines algieriſchen Großen, von Sclaven gehalten, die unter einem eigenen Aufſeher ſtehn. In den Ecken der Hinterwand ſind drei große Waſſerbecken mit Hähnen, ſo wie die Abtritte angebracht. Der ganze innere Raum des Gebäudes dient den Sklaven zum Tagesaufenthalt. Im Hintergrunde der Gallerie iſt eine kleine katholiſche Kapelle befindlich, worin alle Morgen eine Meſſe geleſen wird.

b.

Italieniſche Volksbücher.

Die Italiener ſind an wunderbaren Sagen, fabelhaften Hiſtorien, luſtigen Schwänken, zärtlichen Liebesabentheuern und frommen Legenden, auſſerordentlich reich. Die Mythologie und die Geſchichte, die Heimath und das Ausland, alle haben aus ihren Schatzkammern das Bundeſte und Seltſamſte hergegeben, um dieſes unbefangene Volk damit zu erfreuen. Dieſe italieniſchen Volksbücher werden beſonders bei Mareſcandoli in Lucca, und bei Baldaſſari in Rom gedruckt, und von da aus durch die ganze Halbinſel verſandt.

6.

a.

Diätetiſche Bemerkung.

Nach der Beobachtung eines achtbaren Reiſenden, wird in Rußland das Mutterkorn durch das Dörren des Getreides unſchädlich gemacht. Eben ſo werden giftige Schwämme, z. B. Agar. musc. und piper. in St. Petersburg ohne Nachtheil genoſſen, weil ſich in dieſem nördlichen Klima der Giftſtoff wenig oder gar nicht entwickeln kann.

b.

Türkiſche Kanzleieleganz.

Sie findet beſonders bei Ausfertigungen von Diplomen ſtatt. Das Papier iſt denn geglättet, und von einem Formate, das dem größten europäiſchen gleich kommt; ja bei recht erhabenen Diplomen, werden häufig drei ſolche Bogen an einander geleimt. Das Ganze iſt dann mit Goldſtaub eingeſprengt, die Schrift Fraktur, die Dinte bald roth, bald blau, bald grün, bald gelb u. ſ. w. Der Namenszug des Sultans wird in einer zierlichen Blumenpyramide angebracht. Wenn alles fertig iſt, kommt ein Umſchlag darüber, und das Diplom wird in einen ſeidenen Beutel gethan. Bei Traktaten, oder bei Hand- und Beglaubigungsſchreiben des Sultans, ſind dieſe Beutel von koſtbarem Goldſtoff.

7.

Bierverfälſchungen.

Sie ſind leider überall gebräuchlich; doch werden ſie nirgends ſo ſehr in's Große getrieben, als in England. Hier giebt es eigene Brauereichemiker, die unaufhörlich mit neuen Zuſammenſetzungen beſchäftigt ſind. Die Recepte verkaufen ſie dann an die einzelnen Brauherrn, und erhalten bedeutende Summen dafür. So wird jezt in England Bier aus Allem, nur nicht aus Hopfen, und Malz gebraut; ſo werden die Krug- und Faßneigen, das Tropfbier u. ſ. w., durch ſchädliche chemiſche Mittel, in weniger als zehn bis zwölf Stunden ins beſte Lagerbier umgewandelt, u. dgl. mehr. Das Schäumen z. B. wird durch eine wahre Giftmiſchung von grünem Vitriol u. ſ. w., hervorgebracht. Am ſchädlichſten ſind die vegetabiliſchen Stoffe, wodurch man dem Biere Stärke zu geben ſucht. Wenn die Brauerei ſchon in Deutſchland ſo einträglich iſt (über *hundert Prozent* Gewinn) ſo kann man denken, wieviel ſie in England abwerfen muß.

8.

a.

Preiſe in Madrid, im Jahr 1821.

Ein anſtändig meublirtes Zimmer, nebſt Alcoven und Bett, ſo wie der nöthigen Aufwartung, zwei Karolin, (22 fl.) täglich, — dem Lohnbedienten für die gewöhnlichen Arbeiten, und Ausgänge, anderthalb Conv. Thaler jeden Tag. — Erſtes Frühſtück (eine Taſſe Chocolade mit einer Scheibe Weißbrod) 48 kr. bis 1 Gulden. — Zweites Frühſtück (um 11 — 12 Uhr), kalter Braten u. dgl. mit einem Quart Malaga) 1 Conv. Thlr. — Gute ordentliche Mittagsmahlzeit in einer Fonda (großem

Speiſehauſe) um zwei oder drei Uhr, 2 Conv. Thlr. ohne Wein. — Eine halbe Flaſche guter Valdepruas, 1 fl. 30 kr. Ein Becherglas Malaga 36 kr. Eine halbe Flaſche ächter Xeres, Rota u. dgl. 2 fl. 20 kr. — Wäſche die Woche 6 — 7 fl. — Ein Paar gute Schuhe auf engliſche Art, 9 fl. — Eine Taſſe Kaffe 18 — 24 kr. — Ein feiner franzöſiſcher Hut 19 — 20 fl. — Ein feiner Tuchfrack 7 — 8 Karolin. — Ein Paar Pantalons von ächtem Nankin 2½ Karolin. — Ein Granatapfel 10 — 12 kr. (ſonſt 2 kr.) — Ein Dutzend Orangen 50 kr. ſonſt hatte man ein halbes Hundert für dieſen Preis.

b.

Kriegsſignale.

Unter den mancherlei Zeichen, die ſich die Tyroler 1809, nach allen Richtungen zu geben wußten, war auch eines, das beſondere Erwähnung verdient. Sie ließen nemlich auf den Bächen und Flüſſen, Mehl und Blut forttreiben, und deuteten damit einen allgemeinen Angriff an.

9.

a.

Türkiſche Unwiſſenheit.

Vor Ende 1769 hatte man bekanntlich nie eine ruſſiſche Flotte aus der Oſtſee, nach dem Mittelmeere ſegeln ſehn. Der ganze Divan war daher der feſten

Meinung, daß dieſe Schiffahrt nur durch Preußen u. ſ. w. über Venedig möglich ſei. Als daher die ruſſiſche Flotte wirklich im Archipel erſchien, wurden den Venezianern die bitterſten Vorwürfe gemacht. — «Welche Verrätherei, den Ruſſen das adriatiſche Meer zu öffnen!» — hieß es — «Dies iſt ein offenbarer Friedensbruch!» — In der That koſtete es auch dem venetianiſchen Geſandten nicht wenig Mühe, ehe der Reis Effendi den wahren Zuſammenhang einſah. Eben ſo konnte der Divan noch vor 23 Jahren, ſehr lange nicht begreifen, wie die Schiffahrt von Europa nach dem rothen Meer, und von Oſtindien nach Suez möglich ſei.

b.

Armencolonien.

Sie ſind bekanntlich eines der wirkſamſten Mittel zur Verminderung der Armuth. Eine der neueſten und merkwürdigſten findet man in Nordholland, in der Nähe von Steemoyck. Hier war im Jahr 1818 nichts als dürre Heide; ein Jahr ſpäter ſahe man ein ſchönes Dorf, mit herrlichen Kornfeldern daſelbſt. Dies iſt Frederiks-Oord, das ſich ſeitdem um die Hälfte vergrößert hat. Der Hauptſtifter dieſer blühenden Kolonie war der würdige Herr van der Boſch im Haag. Schon wird in Holland ein zweiter, und dritter Verſuch dieſer Art vorbereitet; eben ſo auch in Dänemark.

10.

a.

Nordamerikaniſches Dampfſchiff.

Am Vordertheile zeigt ſich eine große ſchwarze Schlange, die unter dem Waſſer hervorkommt, bis zur Höhe des Verdeckes ſteigt, und dann vorwärts zu ſchießen ſcheint. Sie hat den Rachen geöffnet, und ſpeiet den Rauch der Maſchine aus. Es hat ſo nach das Anſehn, als trüge ſie das Schiff. Hinten, unter dem Steuerruder, braußt ein ſchäumender Waſſerſtrom empor, der ſich mit Heftigkeit an den Steven bricht. Alles Maſchinenwerk iſt unſichtbar; drei Canonen, die auf dem Verdecke ſtehen, dienen zur nöthigen Vertheidigung. Ein ſolches Schiff geht gegen den Strom, wie reißend er auch immer ſeyn mag, und legt auch denn in der Stunde, drei engliſche Meilen zurück *).

b.

Thieriſche Antipathie.

Die Antipathie der Kühe gegen die Rennthiere, iſt im hohen Norden auſſerordentlich groß. Wo ein Grasplatz auch nur von einem Rennthiere betreten worden iſt, da rührt die Kuh keinen Halm mehr an.

---

*) Alſo Stunde auf Stunde, da ſechs engliſche Meilen gerade zwei Stunden ſind.

So pflegt durch die Nachläßigkeit oder Bosheit der nomadiſchen Lappen, oft die ganze Heuernte, und der ganze Viehſtand eines Norwegiſchen, oder finnländiſchen Bauers zu Grunde zu gehn. Es ſcheint, daß der Geruch der Rennthiere den Kühen ſo ſehr zuwider iſt.

11.

a.

Merkwürdige Zwillingsgeburt.

Es waren zwei Schweſtern, geboren zu Szony, in Ungarn im Jahre 1701. Sie waren faſt gänzlich zuſammengewachſen, doch hatte jede ihren eigenen Kopf und Magen, ſo wie einen beſondern Urin- und Darmcanal. Beide waren von verſchiedenen Anlagen, und häufig ungleicher Sinnesart; doch bildete ſich jede nach Kräften aus. So brachten ſie es im Franzöſiſchen, Deutſchen, und Engliſchen zu ziemlicher Fertigkeit; ſo ſangen ſie, die eine Diskant, die andere Alt, mit Takt und Ausdruck. Sie durchreißten, um ſich für Geld ſehen zu laſſen, einen ſehr großen Theil von Europa, und ſammelten, jede ein kleines, recht artiges Kapital. Doch kaum hatten ſie das ein und zwanzigſte Jahr zurückgelegt, ſo ſtarben ſie plötzlich, beinahe in einem und demſelben Augenblick.

b.

Die Vierlande.

Dieſe Gegenden gehören halb zum Hamburger, halb zum Lübecker Gebiet. Der Boden iſt vortrefflich; der Obſt- und Gemüſebau einzig in ſeiner Art. Beſonders merkwürdig ſind die unabſehbaren Erdbeerfelder, mit einer Menge kleinen Bewäſſerungscanäle verſehn. Man hat dieſe Früchte ſo ſehr zu veredeln gewußt, daß ſie, was Größe und Duft anlangt, unſtreitig die vorzüglichſten im nördlichen Deutſchland ſind. Auch der übrige Obſtbau wird mit großem Glück getrieben, wie denn jährlich an zehn Schiffsladungen Aepfel, allein nach England und Schottland gehn. Eben ſo wird viel, und gutes Gemüſe gebaut. Kurz, man wird in den Vierlanden kein Fleckchen finden, das nicht mit Einſicht und Sorgfalt benuzt iſt. Zur Erdbeer- und Kirſchenzeit, wallfahren die Hamburger in großen Schaaren dahin.

12.

a.

Das poßirliche Echo.

Es befindet ſich auf dem Landhauſe Simonetta bei Mailand. Wenn man nemlich Narciſſus ruft, ſo widerholt es die lezte Sylbe vierzig', bis fünfzigmal. Dieſes *Sus*, (Schwein) im Tone des höchſten Zorns ſo vielmal vorgebracht, hat etwas ſo komiſches, daß auch der Ernſthafteſte lachen muß. Andere Sylben und Töne giebt dieſes Echo nur drei bis viermal zurück. Hiervon iſt jedoch der Piſtolenknall ausgenommen; dieſen wiederholt es fünfzig bis ſechszigmal.

b.

Kleine Bemerkungen.

Die Ueberfahrten von Hamburg oder Bremen, nach den öſtlichen Häfen der vereinigten Staaten, werden gewöhnlich in 30, 35, 40 und 45 Tagen gemacht. Oft braucht man indeſſen nur 22 — 25 Tage, zuweilen aber auch 80 dazu.

Auf St. Helena erhalten die Soldaten der Garniſon jährlich nur zweimal friſches Fleiſch, nemlich am Geburtstage des Königes, und am erſten Weihnachtsfeiertag.

In England ſollen an viertehalbhundert Sorten von Stachelbeeren gezogen werden, und mehrere darunter faſt von der Größe der Mirabellen ſeyn.

13.

a.

Anfang der hydriotiſchen Marine.

Sie gründete ſich auf die Kauffartheiſchiffahrt, wie es mit allen Marinen der Fall iſt. Jene Schiffahrt war aber bis zum Jahre 1793, blos auf den Archipel, und die Hauptſtadt d. h. Conſtantinopel eingeſchränkt. Als aber in Frankreich die furchtbare Hungersnoth ausbrach, da wagten die Hydrioten die erſte Unternehmung nach den ſüdlichen Häfen dieſes Reiches, führten ſtarke Getreideladungen dahin, verkauften dieſelben zu ungeheuren Preiſen, und wiederholten dies während jener ganzen Zeit (1793 und 94) von Monat zu Monat, mit dem nemlichen Glück. Bald hörte man nun auf Hydra von Millionen ſprechen, und bald ſah man in den vornehmſten Levantehäfen (Schellen) hydriotiſche Handelshäuſer entſtehn. Ueber den Speculationen für eigene Rechnung, nahm nun auch die Fruchtfahrt für Frankreich, und ſpäterhin (ſeit 1796) für Spanien ihren Anfang. Die meiſten Geſchäfte dieſer beiden Völker, im Mittelmeere wurden unter der hydriotiſchen Flagge gemacht; ja 1798 giengen ſogar ſolche Schiffe nach Südamerika. Schon vor zwanzig Jahren wurden wenigſtens 180 hydriotiſche Kauffahrer von 120 bis 400 Tonnen Gehalt gezählt.

14.

a.

Poßirlicher Ausweg.

Die Fürſten der Negerſtämme Dunkos und Arabas müſſen jede Woche einmal öffentlich ſpeiſen, damit ſich das Volk von ihrem guten Appetite, und ihrer Geſundheit überzeugen kann. Dagegen ſind ſie an dieſen Tagen, was die Getränke betrifft, zum bloßen Waſſer verdammt.

Indeſſen hat man einen poßierlichen Ausweg erdacht. Sobald nemlich der Fürſt trinken will, ſchlägt er mit einem Stabe auf den Tiſch, und augenblicklich wirft ſich die ganze Maſſe der Zuſchauer platt auf den Boden hin. Natürlich kann nun Niemand ſehen, ob er Waſſer, oder Brandwein zu ſich nimmt. Regt ſich ja ein Zweifler, ſo wird er als Majeſtätsverbrecher mit dem Tode beſtraft. Es iſt nicht zu läugnen, daß die geſellſchaftliche Ordnung, auf dieſe Art, wenigſtens in Weſtafrica, auf's bequemſte erhalten werden kann.

b.

Fleiſchläden in Neuyork.

Sie gleichen den engliſchen in London, und haben ein ſehr einladendes Ausſehen. Das Fleiſch liegt nemlich in zierlichen Schüſſeln von Zinn oder Steingut, iſt in regelmäßige, viereckigte Stücke zerſchnitten, wobei die Knochen kunſtgerecht durchgeſägt ſind, und gleicht, von allem Blute gereinigt, dem ſchönſten Wachspräparat. Die Schüſſeln ſelbſt ſtehen auf langen, mit feinen weißen Tiſchtüchern bedeckten Tafeln, und hinter denſelben nimmt die zierlich angekleidete Meiſterin Platz. Jedes Stück hat ſein beſtimmtes Gewicht, und ſo wird man in wenig Minuten bedient. Muß etwa zugezogen werden, ſo geſchieht dies mit großer Geſchicklichkeit, indem mehrere Wagen über den Tafeln befindlich ſind. Nie greift aber die Verkäuferin das Fleiſch mit den Händen an; ſie bedient ſich ſtets großer Gabeln dazu.

15.

a.

Oſtindiſche Gaukler.

Es giebt deren von viererlei Art. — Taſchenſpieler (Caradivis), Aequilibriſten (Tambaires), Fechter (Chottis) und Schlangenzähmer (Pambettis). Die erſteren gleichen den unſerigen; nur daß ſie ungleich gewandter ſind. Die zweiten dürften in ihrer Art die erſten, und einzigen ſeyn. Sie werfen z. B. achtzehnpfündige Kanonenkugeln in die Luft, und fangen dieſelben mit den Händen und Armen wieder auf. Die Kunſtſtücke mit dem Degen, mit der Leiter u. ſ. w., endlich der Salto mortale über eine Reihe Spieße, ſind auch in Deutſchland bekannt. Eben ſo zeichnen ſich die Tambaires als Seiltänzer aus. Zwei Mädchen oder Knaben z. B. tanzen auf dem Seile neben einander vorbei, und balanziren zugleich ein volles Waſſergefäß, oder ſpielen eine Art Guitarre dazu. Ein größeres Mädchen legt ſich auf den Rücken, und breitet auf ihrer entblößten Bruſt ein Betelblatt aus. Ein Rieſe von Gaukler führt nun einen furchtbaren Schwertſtreich darauf. — Was geſchieht? — Das Betelblatt wird zerhauen, und das Mädchen bleibt unverlezt.

b.

Eigenheit von Rom.

Das große Rom ſchließt viel Kleinſtädtiſches in ſich. Die Urſache iſt, weil ein bedeutender Theil der Einwohner aus Landbauern, Gärtnern, und Winzern beſteht, deren Beſitzungen, oder Pachtungen, hinter dem Kapitole befindlich ſind. Den Korſo ausgenommen, giebt es im Grunde keine Straße, wo wirkliches großſtädtiſches Leben zu finden iſt. Den gemüthlichen Fremden zieht aber gerade jene kleinſtädtiſche Traulichkeit, und Umgänglichkeit der Bürgerfamilien am meiſten an.

16.

a.

Mediziniſcher Gebrauch des Seewaſſers.

Das Seewaſſer getrunken, oder zum Baden gebraucht, zeigt Kräfte, wie ſie ungefähr den Stahlwaſſern eigen ſind. Es führt gelinde ab, giebt den Eingeweiden neue Stärke, macht auſſerordentlichen Appetit, und belebt den ganzen Körper auf eine ſehr merkliche Art. Getrunken wird es am beſten, Morgens ganz früh, einige Stunden vor dem Frühſtück. Man fängt mit einem halben Bierglaſe an, ſteigt ſo allmählich bis zu zwei Gläſern, ſezt dann aber immer zwei bis drei Tage aus.

b.

Archangelſche Kälberbraten.

Die Kälber ſind von der ſchönen, großen, holländiſchen Rindviehrace, die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt ward, und ſich, ohne alle Ausartung, erhalten hat. Der Sitz derſelben iſt in den Kreiſen von Cholmogorsk und Schenkursk. Die Kälber werden drei Vierteljahr und darüber, in warmen Ställen, mit Milch genährt, und wiegen dann zwiſchen achtzehn bis zwanzig Pud *). Dabei haben ſie ein eben ſo weißes als zartes Fleiſch. Dieſe Rieſenbraten werden nach Petersburg, Moskwa u. ſ. w. verſandt, kommen aber ſehr hoch zu ſtehn.

17.

a.

Der Sommerharem des Großſultans.

Man denke ſich einen großen, 300 Fuß langen, 45 breiten, und 20 Fuß hohen Saal, auf beiden Seiten mit vielen, in Gärten gehenden Fenſtern verſehn. Längs denſelben ſind, vermittelſt Kiſſen, eine Reihe Schlafſtellen eingerichtet, worauf die Mädchen zu dreizehn, bis fünfzehn, ihre Plätze haben, während das Ganze mit einem drei Fuß hohen Geländer umgeben iſt. Sechs Fuß weiter, gegen die Mitte des Saales hinein, lauft

---

*) Das Pud hat vierzig Pfund.

gleichfalls zu beiden Seiten eine Reihe Schränke hin, wovon jedes Mädchen, zur Aufbewahrung ihrer Habſeligkeiten, einen hat. So nach beſteht der ganze Harem eigentlich aus einer Mittel- und zwei Seitengallerien, die aber durch die hohen Fenſter hinlänglich erleuchtet ſind. Ordentliche Thüren giebt es keine; dafür ſind an jedem Ende des Saales Fallthüren angebracht. Es haben wenigſtens 300 Mädchen in dieſem Saale Raum.

b.

Merkwürdiges Seifenſurrogat.

Es ſind die Blätter der *Aloë americana;* die Franzoſen machten 1811 und 12 zuerſt in Portugal aus Noth Gebrauch davon. Dieſe Blätter enthalten nemlich ſehr viel flüchtige Salze, in eine Menge Schleim eingehüllt. Wenn man ſie in der Quere durchſchnitt, und die Wäſche damit rieb, ſo erhielt man einen Schaum, der den Schmutz ganz vortreflich wegnahm.

18.

a.

Algieriſche Raubſchiffe.

Um die Seezüge dieſer Piraten gehörig beurtheilen zu können, muß man wiſſen, daß in der Regel keines ihrer Raubſchiffe, über ſechs bis acht Wochen, in See bleiben kann. Die Urſache iſt, weil ihnen nur auf dieſe

Zeit der hinlängliche Proviant (Brod, Oel und Oliven) mitgegeben wird. Machen ſie alſo keine Priſen, auf denen ſie Lebensmittel finden; ſo müſſen ſie, nach einem kurzen Kreuzzuge, wieder nach Algier zurück. Häufig leiden ſie auch an Waſſer Mangel, indem keines dieſer Raubſchiffe deshalb an einer europäiſchen Küſte zugelaſſen wird. Indeſſen legen ſie in der Noth häufig auf Lampeduſa an, wo es aber kaum zu verhindern iſt.

b.

Ruſſiſche Tojas.

Es ſind runde, ſchachtelartige Gefäße aus Birkenrinde, aber mit einem hölzernen Boden und Deckel verſehn. Dieſe Tojas werden von den Landleuten auf die vielfachſte Weiſe, und zu den mannichfaltigſten Zwecken gebraucht. So jezt als Suppenſchüſſel, dann als Milchgefäß; heute zum Fruchtkorb, morgen zum Tabacksbehältniß, einmal zur Käſebereitung, dann wieder als Brandweinmaaß, u. dgl. mehr. Das Aeußere dieſer Tojas iſt immer ſehr niedlich; es ſind ſogar Figuren darauf gepreßt. Indeſſen hält dieſe Anhänglichkeit an die altruſſichen Sitten die Fortſchritte der Induſtrie zurück. Eine ſolche Toja vertritt nemlich die Stelle von zwanzig, bis fünf und zwanzig Gefäßen, Geſchirren u. ſ. w., wie ſie bei unſeren Landleuten im Gebrauche ſind.

19.

a.

Wichtige Beobachtungen.

Sie rühren von dem verſtorbenen, würdigen Doctor und Leibarzte Mezler zu Siegmaringen her, und betreffen die Tagszeit, in welche die größte Anzahl der Sterbenden fiel. Die meiſten verſchieden Vormittags um fünf, um acht, und um zehn Uhr. Weniger ſtarben Nachmittags; die Zahl dieſer verhielt ſich gegen die erſte wie vierzig zu ſechszig. Die Todesſtunden waren gewöhnlich drei, ſieben, und neun Uhr. Die Wenigſten ſtarben früh, um ſechs, neun, und eilf. Eben ſo Nachmittags, Abends und Nachts, um ein, ſechs und zwölf Uhr. Dieſes ſcheint mit elektriſchen, barometriſchen und magnetiſchen Veränderungen in genauer Verbindung zu ſtehn.

b.

Levantins und Ponentins.

Es ſind dies keine Seidenzeuge, ſondern Benennungen von franzöſiſchen Matroſen, und zwar von den beiden Meeren dieſes Königreichs. Levantins werden nemlich die Matroſen von den Küſten des Mittelmeeres genannt, Ponentins die von den Küſten des Oceans. Jene gelten, mit dieſen verglichen, für weichlich, furchtſam, und zum großen Dienſt nur wenig geſchickt. Dieſe haben den Ruf der Ausdauer, der Erfahrung, und der Unerſchrockenheit. Man ſieht, es iſt das Meer, und das Clima, das den Unterſchied macht.

20.

a.

Das einfachſte chirurgiſche Impfinſtrument.

Es ſind die Stacheln des Eryngium campestre L. (Mannstreu). Ein einziges Exemplar dieſer Pflanze, bietet an hundert der trefflichſten Impfnadeln, und darüber dar. Dieſe Stacheln haben nemlich, bis in die Spitze hinein, eine äuſſerſt feine, zarte Furche, wodurch der Impfſtoff eben ſo leicht, als ſicher, in die kleine Wunde geleitet wird. Dabei glänzen ſie nicht, wie die ſtählerne Nadeln und Lanzetten, die beſonders für ganz junge Kinder ſo furchtbar ſind; endlich roſten ſie auch nicht.

b.

Poſtweſen und Dampfſchiffahrt.

In London geht ſeit 1821 jeden Morgen eine Poſtkutſche nach Dover ab, die dieſen Weg in zehn Stunden zurücklegen muß. Das Brieffelleiſen wird dann mit dem Dampfboote nach Calais gebracht. Dies iſt ein auſſerordentlicher Zeitgewinn. Auch zwiſchen Kiel und und Kopenhagen, geht nun, während der guten Jahrszeit, wöchentlich ein Dampfboot hin und her. Es legt die Fahrt, ſelbſt bei widrigem Winde, in acht und zwanzig, bis dreißig Stunden zurück. Eben ſo ſoll ein zweites, zwiſchen Apenrode und Roſtock fahren, was die Verbindung mit Berlin, ungemein erleichtern wird. Endlich iſt auch die Rede von Dampfſchiffen zwiſchen St. Petersburg, Stockholm, und längs der ſchwediſchen Küſte, ja über den Sund, bis nach Kopenhagen ſelbſt. Auf dieſe Art würde man von St. Petersburg nach Paris und London höchſtens acht bis zehn Tage unterwegens ſeyn.

21.

a.

Archangel.

Dieſe wichtige Handelsſtadt zieht ſich in einer Länge von drei Viertelſtunden, am rechten Ufer der Dwina hin, und macht, vom Fluſſe aus geſehen, einen ſehr vortheilhaften Eindruck. Vom Ankerplatze, bei Nowa Dwinka, bis zur Stadt, iſt alles mit Lichtern oder Waarenbarken, Fiſcherfahrzeugen, und Booten bedekt. Je mehr man ſich nähert, deſto ſtärker wird das Getöſe, das von den Schiffswerften kommt. Vor der Stadt ſelbſt wimmelt die Dwina von Flußfahrzeugen, und das Ufer von geſchäftigen Gruppen aller Art. Auf den Feldern erblickt man hundert von Arbeitern, und auf der großen Heerſtraſſe nach Sibirien, eine Menge Fußgänger, mit Kibitken, Karren und anderen Fuhrwerken vermiſcht. Dabei ertönen Strom und Landſchaft von mannichfaltigen, fröhlichen Volksgeſang.

b.

Die Colibris.

Dieſe Schmetterlingsvögel ſind, bei aller ihrer Niedlichkeit und Schönheit, äußerſt zornig und bösartig, wie man es faſt bei allen ſehr kleinen Geſchöpfen bemerkt. Wenn z. B. zwei Colibris zuſammentreffen, ſo fliegen ſie wüthend, unter haſtigem Geſchrei, gegen einander, und beginnen einen mörderiſchen Kampf. Nicht ſelten geſchieht es dann, daß einer todt auf dem Platze bleibt. So auch, wenn ein Colibri an eine verwelkte, oder ausgeſaugte Blume kommt. Wüthend knickt er ſie ab, und zerreißt ſie. Nähert man ſich vollends ihren Neſtchen, ſo fliegen ſie einem in das Geſicht, hacken nach den Augen, und ſchlagen aus Leibeskräften, mit den kleinen Flügeln um ſich.

22.

a.

Werthverluſt bei dem Brande von Moskwa im Jahre 1812.

Aus einer genauen Berechnung ergiebt ſich folgendes Reſultat: Niedergebrannte Palläſte, und Häuſer, mit den Mobilien u. ſ. w., 200 Mill. Rubel Werth. — Verbrannte Waarenvorräthe 250 Mill. Rubel Man muß nemlich wiſſen, daß es Magazine gab, deren Werth ſich auf 2 — 3 Millionen belief. So z. B. die reichen

Thee- und Weinlager, das Prunkmagazin von Obert, u. dgl. mehr. Auch die Vorräthe von roher Seide, Kolonialwaaren, Leinwand, Baumwolle, Cochenille, China u. ſ. w., waren eben ſo groß, als koſtbar. Unter andern ſchmolzen ganze Kiſten von Perlen zuſammen, und bildeten eine noch nie geſebene Maſſe, die bald dem Labrador, bald der Lava glich.

b.

Küchenzettel des lezten engliſchen Krönungsmahls, 19. Juli 1821.

Warm. a. Suppen: 80 Terinnen Schildkrötenſuppe; 40 Terrinen Reisſuppe; 40 T. Nudelſuppe. b. Fiſche: 80 Schüſſeln Meerbutten; 40 S. Lachs. c. Braten: 80 Rehbraten; 40 Rinderbraten; 40 Hammel- und Kälberbraten. d. Gemüſe: 140 Schüſſeln mit Kartoffeln, Schoten, und Blumenkohl. e. Brühen: 240 große tiefe Henkelſchüſſeln, mit Hummernſauce; 120 do. mit Butterſauce, und 120 mit Krauſemünzſauce. — Kalt. 80 Schüſſeln Schinken, 80 Sch. Paſteten. 80 Sch. mit 160 Gänſen. 80 Sch. mit 160 Kapaunen. 80 Sch. Rinderbraten. 80 Sch. Lammbraten. 160 Sch. gebratene Hühner. 190 Sch. Lamms- Hammel- und Kalbscarbonaten. 300 Baumkuchen. 320 Sch. Confekt. 400 Sch. Geleen. 80 Sch. Hummern. 90 Sch. Krebſe. 80 Sch. Weinmuß.

23.

a.

Neue öffentliche Gärten zu Venedig.

Dieſe Giardini publici wurden noch zu Buonapartes Zeiten angelegt, und ſind gewiſſermaaßen als das Wunder des ſonſt baumloſen Venedig anzuſehn. Sie befinden ſich an der öſtlichen Spitze der Stadt, und bilden einen Park, der immer beſſer gedeiht. Von einer kleinen Anhöhe hat man eine reizende Ausſicht auf Stadt und Meer. Bei Sonnenuntergang beſonders iſt die zauberiſche Beleuchtung unbeſchreiblich ſchön.

b.

Miscellen.

Die Patrone der türkiſchen Marine ſind, ſonderbar genug, die heiligen Siebenſchläfer; dies gründet ſich auf einen Vers des Korans. — Die türkiſchen Kriegsſchiffe führen ſehr pomphafte Namen, wie Meerengel, Meerpferd, Meerfeuer, Meerleopard, Meerpfau, Meerſtern, u. d. mehr.

Der einfache, natürliche und urſprüngliche Werth alles Salzes, das jährlich in Großbritanien verbraucht wird, beläuft ſich auf 100,000 Pf. Sterl. Hievon bezieht aber die Regierung 1 Mill. 500,000 Pf. an Abgaben für ſich. — Alſo fünfzehnmal ſoviel, als es zu koſten pflegt.

Bei dem Umſegeln des **Nordpols**, findet für Paſſagiere und Matroſen, die dieſes zum erſtenmale thun, dieſelbe Zeremonie ſtatt, die unter der Linie gewöhnlich, und aus Reiſebeſchreibungen ſattſam bekannt iſt.

24.

a.

Der Rieſentopf.

Zu **Oederan**, im ſächſiſchen Erzgebirge, verfertigte vor einigen Jahren (1821) ein Töpfermeiſter, Namens **Stabro**, einen Topf von ſo auſſerordentlicher Größe, daß derſelbe mit Recht die obige Benennung verdient. Er kann nemlich **fünf und vierzig** Dresdner Scheffel faſſen, folglich noch **fünfzehn** Scheffel mehr, als der große **Bunzlauer** Topf.

b.

Die öſterreichiſchen Militärgrenzer*).

Sie zeichnen ſich beſonders durch die ſchnelle Entwickelung der Kräfte, durch ihre ungemeine Stärke, und durch die Fruchtbarkeit ihrer Ehen aus. Ein Grenzerknabe, meiſtens auf freiem Felde geboren, wird bis in das vierte oder fünfte Jahr geſäugt. Täglich mit Branndwein gewaſchen, wächſt er, ein Kind

---

*) Bekanntlich gegen die **türkiſche** Grenze zu.

der Natur, unter den Felſen auf, lernt der Hitze, wie der Kälte trotzen, und gewöhnt ſich an Hunger und Durſt.

In ſeinem zehnten bis zwölften Jahre, nimmt er es ſchon mit Nichtgrenzern von zwanzigen auf. Zum Manne gereift, zerreißt er den räuberiſchen Wolf, und ſchleudert Steine von fünfzig bis achtzig Pfunden, gleich Spielbällen fort. Die ſtärkſten Leibesübungen ſind eine Luſt für ihn. Er lauft, er klettert, er ſchwimmt, mit gleicher Fertigkeit. — Ehen mit zwanzig bis vier und zwanzig Kindern, gelten bei den Grenzern noch gar nicht für eine Seltenheit. Oft hat ein achtzigjähriger Greis, eine Nachkommenſchaft von neunzig, hundert, ja hundert und fünfzig Perſonen um ſich. Sie leben in einem Hauſe, in den vielfachſten Nebenverzweigungen, und dennoch in der größten Ordnung, und Eintracht. Ein Hauptgeſetz iſt, daß dem höchſten Alter die gröſte Ehrfurcht, und der unumſchränkteſte Gehorſam gebührt.

25.

a.

Altindiſche Geologie.

Worauf ruht die Erde? — fragte man einen Hindus. — Auf einer Rieſenſchlange — war die Antwort. — Und jene? — Auf einer Rieſenſchildkröte. — Und dieſe? — Auf einer Rieſenſchaale. — Und endlich dieſe? — Auf der Hand des Allmächtigen. — Wem fällt hier nicht die ſonderbare Miſchung vom Kindiſchen und Erhabene auf

b.

Die Wirthstafeln zu Amſterdam.

Sie finden in der Regel nach der Börſe, d. h. um vier Uhr, oder auch etwas früher ſtatt. Nur in ſehr wenig Wirthshäuſern wird vor der Börſe, d. h. um eins, oder halb zwei geſpeißt. Gewöhnlich werden alle Gerichte zugleich aufgetragen, damit jeder Gaſt nach Belieben zulangen kann. Jezt beginnt nun der gewöhnliche Tafellärm, denn alles haut aus Leibeskräften ein. Dazwiſchen ein verworrenes Gemengſel von «*permitteeren, excuseeren, verzoecken*» (erſuchen) u. ſ. w. dazu wohl auch ein «*blixems lekker*» ein «*blixems moy*[*])» u. d. mehr. Vor allem aber zeichnet ſich das Singende: «*As yon belieſt, myn heer*» der Kellner aus. Es gilt nemlich bald als Frage: Iſt Ihnen gefällig mein Herr! — Bald wird es aber auch beim Preſentiren gebraucht. — Wenn Sie belieben, mein Herr!

Das Rindfleiſch, und die Seefiſche, leztere beſonders in dem Holländiſchen *Water Sautje* — ſind ausgezeichnet gut. Die Gemüſe dagegen — mit Ausnahme der vortrefflichen Kartoffeln — ſind kaum mittelmäßig zu nennen, beſonders, wenn es an der Zubereitung fehlt. Die Braten, Puddings u. ſ. w., laſſen ſich eſſen, kommen aber den engliſchen oder deutſchen, durchaus nicht bei. Ueberhaupt bietet eine holländiſche Wirthstafel zwar eine Menge Speiſen aber wenig oder gar keine Leckerbiſſen dar. Käſe und Butter dagegen ſind einzig in ihrer Art. Auch das Brod iſt gut zu nennen, beſonders kräftig iſt das ſchwarze, hier Pumpernikel genannt.

---

[*]) Sehr delicat; ſehr ſchön!

Zum Getränke hat man Porter, oder auch gutes holländiſches, ſowohl weißes, als braunes Bier, dann einen ganz erträglichen rothen Franzwein. Man kann indeſſen auch andere Sorten, z. B. Rüdesheimer und ähnliche Rheinweine, desgleichen Malaga, Madera u. ſ. w, haben, allein ſie pflegen ſehr theuer zu ſeyn. So wie nun abgeſpeißt iſt, geben die Kellner neue Pfeifen — Schoone pypen — und Feuerpfännchen mit Torf, nebſt den gewöhnlichen «*Flammetjes*,» oder «*Swavelstocken*» zum Anzünden herum. Dies geht in den Preis jedes Gedeckes, es wird nicht beſonders bezahlt. Taback hingegen führt jeder Gaſt ſelbſt bei ſich.

26.

1.

Die deutſche Sprache.

Kein Volk hat für ſeine Sprache eine ſolche Geſchichte, wie wir. Zweitauſend Jahre reichen die Quellen in die Vergangenheit zurück, und in dieſem ganzen Zeitraume, iſt kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denckmahl. Die hochdeutſche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts zeigt reinere, edlere Formen, als unſere heutige; dagegen muß ſie wieder der Sprache des achten und neunten, ſo wie dieſe, ihrer Seits, dem Gothiſchen des vierten und fünften Jahrhunderts, nachſtehen. Hieraus folgt, daß die Sprache der deutſchen Völker, im erſten Jahrhundert, ſelbſt das Gothiſche übertroffen hat. Die Vorſtellungen von der Rohheit der Deutſchen und ihrer Sprache, zu Tacitus Zeiten, ſind demnach irrig, um nicht zu ſagen, abgeſchmackt.

b.

Gutſchmeckereien.

Eines der gröſten und vollſtändigſten Magazine dieſer Art, befindet ſich zu Paris im Palais-Royal; es gehört einer Madame Chevet. Alles was nur zu einem epikureiſchen Schmauße der erſten Claſſe erfordert wird, iſt hier, zum Theil in artigen, zum Theil in poßirlichen Gruppirungen, zum Verkaufe aufgeſtellt. So alle Früchte beſonders in der gröſten Friſche und Schönheit. Die Trauben, die Pflaumen, die Erdbeeren, wetteifern mit dem Golde der Orangen, und Citronen, wie mit den Roſen der Aprikoſen, der Pfirſchen, u. d. m. Feigen und Mandeln, Datteln, Melonen und Ananas, in zierlichen Körbchen geordnet, verzieren die Schweinsköpfe in gewürzreichen Gallerten, die Rehe und Haſen, die Schnepfen, und wilden Enten, die Hummern, und Seeſpinnen, die Würſte von Troyes, Lyon und Boulogne, die Schinken von Mainz und

Bayonne, die Paſteten von Strasburg und Perigord, die pommeriſchen Gänſebrüſte und den Rheinlachs.

27.

a.

Die Katze als Lebensretterin.

Der kranke Abbe *** verfiel in eine ſo tiefe Schlafſucht, daß er für todt gehalten ward. Eben hatte man ihn in den Sarg gelegt, als eine Katze, ſein beſonderer Liebling, zu ihm hinauf ſprang. Die rohen, halbbetrunkenen Leichenmänner, waren grauſam genug, das arme Thier mit einzuſchließen, und giengen davon. Die Katze legte ſich unterdeſſen auf den Unterleib des Scheintodten, und theilte ihm ihre ganze elektriſche Wärme mit. Bald darauf aber begann der Leichenzug und der Sarg ward, wie gewöhnlich, in die benachbarte Kirche gebracht. Durch die Erſchütterung kam der angebliche Tode vollends wieder zu ſich, hörte die Todesgeſänge, und begriff leicht ſein ganzes Schickſal. Indeſſen faßte er einen kurzen Entſchluß, und kniff die Katze ſo heftig, daß ſie entſetzlich zu miauen anfieng. — Die Entwicklung läßt ſich errathen; ſie war ſehr komiſcher Art. Der Abbe lebte nun noch volle zwanzig Jahr.

b.

Furchtbare Luftverpeſtung.

Während das gelbe Fieber 1821 in Catalonien wüthete, ward auch Tortoſa von dieſer ſchrecklichen Plage heimgeſucht. Die Verpeſtung der Atmosphäre erreichte hier einen ſeltenen Grad; das Miasma theilte ſich ſelbſt den Thieren mit. So wurde eine Heerde von fünfhundert Schaafen in die Stadt gebracht; am folgenden Tage waren ſie ſämmtlich, bis auf ſiebzehn, krepirt. Eben ſo fanden faſt alle Hunde und Katzen, Hühner und Gänſe, Enten und Sperlinge den Tod. Die peſtilenzialiſchen Dünſte bildeten eine Art ſtillſtehender Wolke über der unglücklichen Stadt.

28.

a.

Entdeckungsreiſe im hohen Norden.

Selbſt in dieſen hohen Breiten bieten ſich mancherlei Anſichten und abwechſelnde Scenen dar. So Eisberge, die bald Kegeln, bald Thürmen, bald Nadeln, bald Säulen, bald Ruinen, oder prächtigen Kuppeln gleichen, in allen Abſtufungen des Lichts! Entfernte Küſten, mit hohen, alpenähnlichen Gebirgen umgeben, deren Schatten auf dem dunkelblauen, glänzenden Spiegel des Meeres ſchwimmt, Alken, Robben, Bären und Wallfiſche endlich, in der ganzen Kraft und Freiheit der Polarwelt. Alle dieſe Erſcheinungen gewähren den einſam Schiffenden, noch immer Erheiterung.

b.

Fremde Aerzte in Rußland.

Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß jährlich viele hundert junge Aerzte, aus Deutſchland u. ſ. w., nach Rußland ſtrömen; allein es iſt auch eben ſo wahr, daß unter dieſer Menge viel, nur mittelmäßige Subiekte ſind. Im Innern dieſes ungeheuren Reiches, wird daher der Mangel an guten, ſelbſtdenkenden und erfahrnen Aerzten, noch immer ſehr lebhaft gefühlt. Die Urſache iſt, weil geſchickte ärztliche Einwanderer ihres reichlichen Erwerbes in beiden Hauptſtädten gewiß ſind, und ſich zur Begleitung der reichſten Familien, für einige Sommermonate, auf deren Güter verſtehn. Ein Mann, der ſeines Faches völlig mächtig iſt, geht ſicher nicht in eine Kreisſtadt, und wäre es ſelbſt als Phyſicus. Er findet nemlich in Petersburg und Moskwa, eine wahrhaft goldene Praxis, und überdies die gröſte perſönliche Auszeichnung. Auch kommt er bei dieſen höheren Klaſſen, mit dem Deutſchen oder Franzöſiſchen, vollkommen durch.

März.

1.

a.

Künſtliches Schnitzwerk.

Es iſt ein äußerſt zierliches Halsband, das aus aufgreiheten Pfirſich- und Kirſchkernen beſteht. Der kunſtreiche Verfertiger hat denſelben die ſchönſten und niedlichſten Formen zu geben gewußt. Bald ſind es Muſcheln, bald Blumen, bald Körbchen, bald Arabesken u. dgl. mehr. In der Mitte des Ganzen befindet ſich ein vorzüglich großer Pfirſichkern. Auf der einen Seite ſieht man das Baieriſche Wappen mit dem verſchlungenen Namenszuge des Königes; auf der andern den der Königin. Alles iſt mit den feinſten Blumen verziert. Der Künſtler iſt der Poſtſecretair Herr Düring zu Speier, er arbeitete ſieben Jahre daran, und ſchnitzte alles aus freier Hand. Vor einiger Zeit überſendete er das zierliche Werk an die Königin von Baiern, und erhielt eine angemeſſene Belohnung dafür.

b.

Kleine nautiſche Bemerkungen.

Die Delphine (Doraden) überheben auch das ſchnellſte Schiff mit der gröſten Geſchwindigkeit. Dabei glänzen ſie aus den klaren, kryſtallenen Wogen, wie glühendes Gold, auf azurblauem Grunde heraus. — Heftiger Schnee, oder Regen, ebnet das unruhige Meer mit bewundernswürdiger Kraft. — Naſſe Kleidungsſtücke, in Seewaſſer getaucht, und wohl ausgerungen, wieder angezogen, theilen dem von Regen erſtarrten Körper, eine ſehr wohlthätige Wärme mit. — Die Bänke von Neufundland haben das eigenthümliche, daß man bei einigem Verweilen, in deren Nähe, ſicher ſeyn kann, auf Schiffe zu ſtoßen, die mit dem Fiſchfange beſchäftigt ſind, oder aus Weſtindien nach Europa gehn. Leztere, ſo wie alle, die aus dem Golf von Mexico kommen, pflegen ſich nemlich bei jenen Bänken zu ſammeln, und ſteuern denn queer über den Ocean, nach Europa zurück. — Die Wallfiſche ſchwimmen den Häringsſchwärmer entgegen, und werden daher zu der Zeit des Fanges, als die ſicherſten Verkündiger angeſehn. Ein ſolcher Schwarm von mehrere Stunden, Länge und Breite, giebt dem Meere einen Schimmer, als wäre es mit polirten Diamanten bedeckt. Schaaren von Möven u. ſ. w., die darüber ſchweben, und ſich unaufhörlich eine Beute holen, erfüllen die Luft mit ihrem betäubenden Geſchrei. Auch dieſes dient den Fiſchern als Zeichen zum Auffinden des Zugs.

2.

a.

Poßirliche Anzeige.

Sie befand ſich vor kurzem in einer nordamerikaniſchen Zeitung, und lautet wörtlich, wie folgt: — Anzeige und Bitte. — Da ich das Unglück habe, ſtarke Getränke mehr zu lieben, als mir gut iſt; ſo erſuche ich alle Verkäufer dieſer Artikel, mir dergleichen um keinen Preis mehr zukommen zu laſſen, und wenn ich darauf beſtehen ſollte, mich nöthigenfalls mit Gewalt fortzutreiben, indem ich zwar ein großer Trunkenbold, aber mit Gottes Hülfe noch kein unverbeſſerlicher bin. — Folgt die Unterſchrift, dann ein Poſtſcript. — »Wer mir, dieſer Anzeige ungeachtet, Rum, Genever u. dgl. verkauft, den werde ich öffentlich mit Namen nennen, damit man erfährt, wer mich zur Sünde verleitet hat.«

b.

Die hohe Pforte.

Im diplomatiſchen Sinne das türkiſche Cabinet, die türkiſche Regierung; im eigentlichen der Eingang des Serails. Der Anblick deſſelben iſt indeſſen nichts weniger als Ehrfurcht erregend; das Ganze gleicht nemlich einem plumpen, viereckichten Gefängnißthurm. Auffallend genug ſind die alten, geborſtenen Mauern ganz weiß angeſtrichen, was aber türkiſche Sitte iſt.

Dabei ſind ſie mit Schießcharten verſehn, und auſſerordentlich hoch. Hinter denſelben ſind Pflanzungen von Fichten, Cypreſſen u. ſ. w. angelegt; auch ſieht man hier und da, zwiſchen Maſtbäumen, große Segel aufgeſpannt. Dies alles ſoll dienen, den höher liegenden Häuſer die Ausſicht zu benehmen; der Zweck wird aber nur unvollkommen erreicht.

3.

a.

Engliſche Hühner.

Auf einem kleinen Pachtgute, im ſüdlichen England, wurde 1819 von ſiebzehn Hühnern, folgende Anzahl von Eiern gelegt: Januar, ſiebentehalb Dutzend. Februar, fünfzehn Duzend. März, neun und zwanzig Duz. April, ſechs und zwanzig Duz. Mai, ſieben und zwanzig Duz. Juni, zwei und zwanzig Duz. Juli, dreizehntehalb Duz. Auguſt, fünfzehn Duz. September, dreizehn Duz. Oktober, fünf Duz. November, drei Duz. December, viertehalb Duz. — Höchſte Anzahl im März, niedrigſte im November. — Unterſchied $25^{1}/_{2}$ Duzend.

b.

Dichterhonorare.

Lord Byron erhielt für jeden vierzeiligen Vers ſeiner Gedichte, vier und vierzig Gulden, ſo daß auf jede

Zeile eine Karoline kommt. — Wieland erhielt bei der erſten Ausgabe ſeines Oberon, für den Bogen zu acht und vierzig, achtzeiligen Stanzen, nicht mehr als fünf Thaler Sächſ. oder neun Gulden Rhein. — Voß ſoll bei der lezten Ausgabe ſeiner Ueberſetzung des Homer, für jeden Hexameter, einen Vierundzwanziger erhalten haben, was im Ganzen eine ſehr bedeutende Summe macht.

4.

a.

Hölzerne Häuſer in Norwegen.

Sie ſind eben ſo warm, als wohlfeil, und die Wände laſſen nicht die mindeſte Kälte, noch Feuchtigkeit durch. Bei der Erbauung werden nemlich eine Reihe runder Balken, immer einer über den andern gelegt, und die Zwiſchenräume ſorgfältig mit Moos ausgefüllt. Das Ganze wird hierauf dick mit Theer beſtrichen, und von innen und auſſen mit Bretern verkleidet, die man immer über einander zu nageln pflegt. Die Zimmer werden dann mit Pappe überzogen, nach der Kunſt tapezirt, und mit hohen, viereckichten Oefen verſehn. Man befindet ſich in einem ſolchen Hauſe, auch bei der ſtrengſten Kälte unbeſchreiblich wohl.

b.

Sole del Lione.

Löwenſonne — Hiermit bezeichnen die Römer die fünf bis ſechs Wochen der größten Hitze, beſonders aber den gefürchteten Monat Auguſt. Wirklich ſteigt hier die Wärme nicht ſelten, auf dreißig Grad Reaum., wozu noch der erſtickende Scirocco kommt. Während dieſer Löwenſonnenzeit iſt Rom ungeſund und öde, denn wer es nur irgend vermag, der begiebt ſich aufs Land.

5.

a.

Buenos Ayres.

Dieſe Stadt gilt, nach Lima, für die bedeutendſte in Südamerika. Sie liegt am weſtlichen Ufer des Platafluſſes, hat 30,000 Einwohner, und ein äußerſt geſundes Clima, das ſchon durch den Namen — Gute Lüfte — angezeigt wird. Blos die dortigen Wintermonate — Juni bis September — ſind wegen der häufigen Nebel, etwas unangenehm. Es reift alsdann zuweilen, aber zum Schneien, oder Gefrieren, kommt es nie. Die Lebensmittel ſind vortreflich, und wohlfeil obendrein; die Frauen gehören zu den ſchönſten von Südamerika. Der Strom iſt hier zehn Leguas (zu 1½ St.) breit. Man legt die Fahrt nach Montevideo, am öſtlichen Ufer, bei gutem Winde in vier und zwanzig

Stunden zurück; braucht aber auch häufig vierzehn Tage dazu.

b.

Neugriechiſche Rhapſoden.

Alles ſingt in Griechenland, alt und jung, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen; es iſt eine Art von Nationalinſtinkt; man begleitet ſich dabei auf einem Saiteninſtrument. Alte Geſänge haben ſich freilich nur wenig erhalten; man trifft einige Reſte derſelben faſt blos bei Hirten und Seeleuten an. Aber der neuern Hymnen, Romanzen u. ſ. w. giebt es ſehr viel; auch ſind ſie nichts weniger als ohne poetiſchen Werth. Noch jetzt hat Griechenland ſeine wandernden Rhapſoden, die man überall mit Entzücken empfängt, und deren Geſänge auf allen Lippen ſind.

6.

a.

Die Kermis in Löwen.

So todt es in der Regel zu Löwen zu ſeyn pflegt; ſo lebhaft wird es zur Kermiszeit. Auf mehrere Meilen in der Runde, ja ſelbſt aus Lüttich, Brüſſel und Antwerpen, strömen dann Gäſte herbei. Die Preiſe der Dinge ſteigen dann ſehr hoch; beſonders was Zimmer und Betten, ſowohl in Privat- als Wirthshäuſern anlangt. Perſonen, die gar nicht unterkommen können, quartieren ſich für Tag und Nacht in die Bierſchenken ein. Alle Straßen ſind denn mit ſingenden, jubelnden Haufen bedeckt, alle Wirthshäuſer mit Zechern und Tänzern angefüllt. Kein Haus, kein Fenſter, das Abends nicht erleuchtet iſt. Sehr artig nehmen ſich beſonders die Blumenguirlanden aus, die ſich häufig von einem Hauſe zum andern, queer über die Straßen hinziehn. Dieſe Kermis, und die damit verbundene große Meſſe (im Auguſt) bringen der Stadt einen ſehr anſehnlichen Gewinn.

b.

Drei O-Papier.

Es iſt ein gewöhnliches, franzöſiſches Briefpapier, das in den Pyrenäendepartements, beſonders aber in und um Bagneres fabrizirt wird. Es pflegte ſonſt in großer Menge nach Spanien, und von da aus in die Colonien zu gehn. Der Name ſchreibt ſich von dem Waſſerzeichen her. Das Format iſt klein; die Spanier ſchreiben in der Regel nur ungern auf Großquart.

7.

a.

Engliſch-oſtindiſche Feldzüge.

Eine Diviſion von 7 — 8000 Mann wirklicher, ſtreitbarer Truppen gilt in Oſtindien ſchon für eine anſehnliche Armee. Sie pflegt in der Regel theils aus engliſchen Linienregimentern, theils aus Eingebornen zu beſtehen, die auf engliſche Art uniformirt und exercirt ſind. Dieſe werden Seapoys genannt, und von lauter engliſchen Offizieren commandirt. Auf eine ſolche Armee muß aber wenigſtens ein ſiebenmal ſtärkerer Troß gerechnet werden, was eben die daſige Art Krieg zu führen, ſo eigenthümlich macht.

Zuerſt hat jeder Seapoy ſeine Familie bei ſich, die häufig zwölf, ja ſiebzehn Perſonen ſtark iſt. Dann kommen die Tauſende von Ochſentreibern, Pferdeknechten, Grasſchneidern, Laſtträgern, und Marketendern, letztere von beiderlei Geſchlecht. Die Ochſentreiber ſind deshalb ſo zahlreich, weil man hier alle Armeebedürfniſſe, die ganze Artillerie u. ſ. w., mit Ochſen fortſchaffen muß. Zu einem Achtzehnpfündner z. B. ſind ſechs und dreißig Ochſen, zu einem vier und zwanzigpfündner fünfzig erforderlich. Was die Grasſchneider anlangt, ſo muß einer für jedes Pferd vorhanden ſeyn.

Die Laſtträger (Culies) betreffend, ſo nimmt man auf jeden Offizier, ohne Unterſchied des Grades, fünfzehn bis zwanzig an. Hierbei ſind jedoch die andern, die die Krankenbetten, und Palankins der einzelnen Compagnien tragen, eben ſo wenig eingerechnet, als die Knaben, wovon jeder den Torniſter eines Soldaten trägt. Die Marketender bilden, unter dem Namen Bazar, ein eigenes Corps. Endlich kommen noch die eigentlichen Offiziersbedienten, die Laſcars, die die Zelte aufſchlagen, die Köche, Küchenjungen, Waſſerträger u. ſ. w., deren Anzahl ebenfalls ſehr bedeutend iſt. Ueberdem haben alle dieſe Leute ihre Weiber und Kinder bei ſich.

Eben ſo auffallend iſt der Luxus und die Gemächlichkeit, womit man in Oſtindien im Felde lebt. Zelte, Betten, Geräthſchaften, Speiſen, Getränke u. ſ. w., alles erinnert an großſtädtiſche Pracht, und großſtädtiſchen Ueberfluß. Alle Generäle und Staabsoffiziere ſpeiſen auf Silber, und [illegible] hat einen oder zwei Packelephanten, auf denen ſein reiches Zelt, ſeine köſtlichen Vorräthe u. dgl., fortgeſchafft wird. Selbſt Subalternoffiziere führen ihre Matrazzen, Teppiche u. ſ. w, beſonders aber melkende Ziegen bei ſich.

b.

Negereitelkeit.

Man bemerkt eine ganz eigene Art derſelben bei den *Creolennegern*, d. h. bei denen, die in den weſtindiſchen Colonien u. ſ. w., ſelbſt geboren ſind. Auf dieſen ihren Urſprung bilden ſie ſich nemlich nicht wenig ein, und ſehen deshalb auf ihre afrikaniſchen Brüder mit der äuſſerſten Verachtung herab. — Ich bin ein *feinhäutiger* Neger — ſagen ſie — Der da nur ein *grobhäutiger*, afrikaniſcher Klotz! — Eben ſo pflegen ſie ſogar ihre Väter zu ſchmähen, zumal, wenn dieſe mit keinen Pantalons, wie ſie ſelbſt ſondern, nur mit der Tange (Art kurzer Schürze) verſehen ſind.

8.

a.

Schöne Sitte.

In den ſchweizeriſchen Alpengemeinden hat ſich eine Gewohnheit erhalten, die ihren Urſprung offenbar in der Achtung vor dem Rechte der Gaſtfreundſchaft gehabt zu haben ſcheint. Zwei Einwohner ſind in ſo heftigen Streit gerathen, daß jeder dem Andern tödtliche Rache geſchworen hat. Um dieſes Unglück abzuwenden, verfährt man auf folgende Art. Die Freunde derſelben vereinigen ſich nemlich, und laſſen nicht eher nach, bis die beiden Feinde bei irgend einem fröhlichen Gelage, an einen Tiſch gebracht worden ſind. Dies verfehlt ſeine Wirkung nie. Jeder iſt von demſelben Brode, und trinkt von demſelben Wein. Jeder wird demnach für den andern eine Art von geheiligter Perſon. So kein Gedanke an Rache und Blutvergießen mehr. Die Sache wird blos auf dem Wege Rechtens, oder noch häufiger durch Schiedsrichter ausgemacht.

b.

Fiſchprobe.

Auf den Antillen leben die Neger hauptſächlich von Fiſchen, die an den Küſten in unglaublicher Menge, und

Verſchiedenheit zu finden ſind. Um nun die giftigen, deren es nicht wenige giebt, kennen zu lernen, wenden die Negerinnen folgende einfache Probe an. Sie werfen dergleichen den rothen Ameiſen hin. Sobald dieſe nicht anbeißen, iſt der Fiſch als giftig anzuſehen. Wohlhabendere Einwohner machen die Probe mit einem ſilbernen Löffel, der in den Bauch des zu ſiedenden Fiſches geſteckt wird. Man erräth von ſelbſt, daß ein ſchwärzliches Anlaufen Gift anzeigt.

c.

Denkſpruch.

Laßt mit gläubigem Vertrauen
Uns nur auf den Himmel bauen!
Und bis euer Auge bricht,
Hoffet, und verzaget nicht!

9.

a.

Der Milchbaum.

Der vortrefliche v. Humboldt, fand denſelben in den Provinzen von Venezuela, wo er beſonders auf den Küſtengebirgen wächſt. Er iſt in der That eine ſehr merkwürdige Erſcheinung. Man denke ſich auf einem kahlen Felſenabhange einen Baum, der nichts weniger als anſehnlich iſt. Seine holzigen Wurzeln dringen kaum in das Geſtein; ſeine Aeſte ſcheinen verdorrt; ſeine Blätter ſind bleich und lederartig; man bemerkt nicht die mindeſte Feuchtigkeit darauf. Allein, ſo wie man den Stamm anbohrt, fließt im Ueberfluſſe die ſchönſte Milch heraus. Dies iſt beſonders Morgens, bei Sonnenaufgang der Fall. Die Einwohner, und die Sclaven kommen dann mit Gefäßen herbei, fangen die Milch ſorgfältig auf, und tunken ihr Mais- oder Maniokbrod hinein. So finden ſich die chemiſchen Beſtandtheile der Milch, auch in der Pflanzenwelt wieder; ſo umſchlingt ein Band die ganze, organiſche Natur.

b.

Chineſiſche Entenboote.

Sie ſind zu beiden Seiten mit großen, hervorragenden Käfigen oder Verſchlägen verſehen, worin für tauſend, bis zweitauſend Stück Enten hinlänglich Platz iſt. Dieſe werden indeſſen nur des Nachts darin aufbewahrt; bei Tage halten ſie ſich in den Reisfeldern auf. In dieſe gelangen ſie, vermittelſt eines breiten Brettes, das von dem Boote bis an das Ufer geht, und nähren ſich von Würmern, und andern Inſekten, die es daſelbſt in Ueberfluß giebt. Gegen Sonnenuntergang kehren ſie auf ein gewiſſes Zeichen in das Boot zurück. Es iſt ein eigener Anblick, an dem Ufer eines Kanales, vierzig und mehr dergleichen Entenboote verſammelt zu ſehn. Das kupferne Becken ertönt, und ſogleich macht ſich ein Haufe von 60 — 80,000 Stück

Enten, zur Heimkehr auf den Weg. Noch ſind ſie alle untereinander gemiſcht. Doch wie ſie ſich dem Ufer nähern, trennen ſie ſich, und alle ſuchen, und finden, in einem Augenblicke, ihr eigenes Boot.

10.

a.

Schandy.

Eine Niederlaſſung in Oberegypten am Nile, die aus ungefähr zwanzig, ganz nahe bei einander liegenden Dörfern, beſteht. Sie iſt der Hauptſammelpunkt der nubiſchen Karavanen, und giebt zugleich den Stapelplatz für den äthiopiſchen Handel ab. Die Ratten haben ſich hier ſo ungeheuer vermehrt, daß man vor ihnen weder in, noch auſſer den Häuſſern Ruhe hat. Sie laufen einem ſchaarenweiſe über den Leib, und würden einen zu benagen anfangen, würden ſie nicht mit Schlägen fortgejagt.

b.

Verſteinerte Seen.

Man findet dergleichen mehrere zu Chiramyn in Perſien, leicht möglich, daß es nur ein veränderter Prozeß des Gefrierens iſt. Der ſo erzeugte Stein iſt unter dem Namen Jauriziſcher Marmor bekannt; er wird vorzugsweiſe zu Grabſteine und Ornamenten gebraucht. Bei ſeiner kryſtallartigen Durchſichtigkeit, nimmt er zugleich die ſchönſte Politur an. Auſſer Binſen kommen in dieſen Seen keine Pflanzen fort.

11.

a.

Manes der Perſer.

Die Erklärung dieſes Wortes wird ſich während dem Leſen finden; beſchreiben wir nur die Sache ſelbſt. Wenn ein junger Perſer, einem Mädchen, das ihm gefällt, ſeine Gefühle zu erkennen geben will; ſo ſchickt er ihr ein Stück Maſtix — Dies bedeutet: Schönſte, ich liebe dich! — Oder ein Stück Aloe — das heißt: Einziges Labſal meiner Seele! — Oder einen Seidenfaden: — Das will ſagen: Du biſt meine Herzenskönigin! — Oder etwas Mehl: — Du kränkeſt mich. Oder ein Haar: — Was habe ich gethan, daß du böſe biſt? — Oder etwas Taback: — Rechne ganz auf meine Beſtändigkeit! — Oder eine rothe Rübe: — Grauſame! deine Sprödigkeit tödet mich! — Oder eine Korallenſchnur: — Mein ganzes Vermögen iſt dein! — Oder eine Nelke: — Auf ewig dein! — Oder etwas Salz: — Laß uns beiſammen ſeyn, Tag und Nacht. — Man ſieht alſo, daß dieſe Manes eine Art Realliebesbriefe ſind, wodurch man ſich faſt beſſer, als mit Worten verſtändlich machen kann. Von den Manes der Perſerinnen nächſtens mehr.

b

Kaffeſchwämme.

An dem ſpaniſchen Platze zu Rom, liegt ein Kaffehaus, *Café americano* genannt. In dem Hofe deſſelben ward vor einiger Zeit eine Grube gemacht, worin man den Kaffeſatz goß. Was geſchah? Auf einmal zeigte ſich dort, in der erſten Hälfte des Februars, eine üppige Schwammvegetation. Es ſoll der eßbare Blätterſchwamm, (Agar. camp.) ſeyn, der allen Gutſchmeckern bekannt iſt. Das Faktum wird durch ein römiſches Tagblatt verbürgt.

12.

a.

Früchte auf dem Kap.

Man trifft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung — in den Gärten — verſteht ſich — faſt alle europäiſchen Früchte an. So Kirſchen, Erdbeeren, Aprikoſen, Aepfel, Birnen, Pfirſchen, Granaden, Orangen, Citronen, Ananas u. dgl. mehr. Letztere beſonders ſind ſo gemein, und ſo wohlfeil, daß man die Säbel- und Degenklingen damit abreibt. Der ſcharfe Saft nimmt nemlich die Roſtflecken weg. Alle jene Früchte bieten nun, theils friſch, theils eingemacht, den reichlichſten Nachtiſch dar. Man hat täglich zehn, bis zwölf Sorten davon. Der kapſche Weinbau iſt bekannt. Stöcke an Landhäuſern gezogen, bilden mit ihren zwölf Zoll dicken

Reben, die ſchönſten Lauben, die man ſehen kann. Die Trauben, die aus dieſem üppigen Grün herabhängen, ſind ſieben, bis acht Pfund ſchwer. Die Myrthenbäume werden 30 – 40 Fuß hoch.

b.

Wahnſinnige Einbildungen.

Es gab deren von der ſonderbarſten Art. – Ein Bäcker z. B. glaubte ganz von Butter zu ſeyn, und fürchtete daher die Ofenwärme, wie den Sonnenſchein. – Ein verunglückter Oeconom hielt ſich für ein Gerſtenkorn, und nahm ſich ſorgfältig vor allem Geflügel in Acht. – Ein äußerſt kleiner, und magerer Menſch bildete ſich ein, vor Dicke durch keine Thür zu können, und verließ daher nie ſein Gemach. – Ein anderer Wahnſinniger glaubte, von Glas zu ſeyn, verlangte mit Stroh umwickelt zu werden, und ſaß immer auf einem Fleck. – Noch ein anderer hielt ſich für einen Obſtbaum, über und über mit reifen Früchten behängt, und fürchtete jeden der ihm zu Nahe kam.

13.

a.

Ruſſiſcher Gerichtsgebrauch.

Hinter dem Sitze des Präſidenten iſt das Bruſtbild des regierenden Kaiſers aufgehängt. Auf dem Gerichtstiſche ſelbſt aber ſteht eine kleine Pyramide, oben mit dem kaiſerlichen Adler verſehen, den man nach Belieben abnehmen kann. Wenn nun Partheien bei Tagfahrten erſcheinen, ſo kann es nicht fehlen, ſie gerathen hinter einander, und fluchen in einem Athem, zehn, ja zwanzigmal. Flugs wird dann der Adler abgenommen, und für jeden Fluch die Taxe, fünfzehn Kopecke, bezahlt. Man kann denken, daß dies, mehrmals wiederholt, ein trefliches Abkühlungsmittel iſt.

b.

Schwanenzüge.

Ein neuer Reiſender, der auf dem Mittelmeere ſchiffte, macht folgende Beſchreibung davon. — Auf der Höhe von Rhodus erblickten wir plötzlich eine ungeheure Maſſe ſchwimmender Schwäne vor uns. Wunderbar ſtach ihr blendend weißes Gefieder gegen das ſchimmernde Grün des Meeres ab. Sie bildeten vierzig, bis fünfzig Reihen *neben* einander, wovon jede wohl eine Viertelmeile lang war. Der Spitze des Ganzen, hatten ſie die Form eines Schiffsſchnabels gegeben; ſo durchſchnitten ſie das Meer mit großer Leichtigkeit. Die Reiſe gieng in gerader Linie nach Africa; abwechſelnd von den ſpielenden Wellen gehoben, und niedergezogen, verlohren die Schwäne dennoch ihre Richtung nicht. Aber jezt geben die Anführer ein Zeichen, und ſchnell, mit lautem Geſchrei, erhob ſich die ganze Maſſe in die Luft. Dann ordnete ſie ſich, in weniger als ſieben Minuten, in ein ungeheures Dreieck, und ſetzte ſo, die Spitze vorgekehrt, die Reiſe nach Aegypten fort. Auf dieſelbe Art ſah jener Beobachter auch die Kraniche, theils ſchwimmend, theils fliegend, über das Mittelmeer ziehn.

14.

a.

Fiſcherwohnungen in der Nähe des Nordcap.

Sie beſtehen aus kleinen, hölzernen, mit Raſen gedekten Hütten, wovon eine in der Mitte ſteht, und vier andere darum hergebaut ſind. Die erſte giebt eine Art Vorhaus ab; es liegen Geräthſchaften, Netze u. ſ. w., darin. Die zweite iſt als die eigentliche Wohnhütte anzuſehn, wie ſchon der Heerd, und das Rauchloch anzeigt. Die dritte wird als Kuhſtall, die vierte als Schaafſtall, die fünfte als Vorrathskammer gebraucht. Dieſe Fiſcher ſetzen ihren Fang in Alten ab, und zwar gegen Mehl und Brandwein, was faſt ihre einzige Bedürfniſſe ſind. Die meiſten dieſer armen Leute kommen auf dem Meere um, das ſelbſt in den beſten Monaten äußerſt verrätheriſch iſt. Die vornehmſten Fiſche des Eismeeres ſind der Dorſch, der Kabeljau, der Heilbutt und der Stockfiſch.

b.

Miethkutſchen-Polizei in England.

Man hat ein eigenes Büreau dafür. Jede Unbild, die ſich ein ſolcher Kutſcher erlaubt, wird mit Geld- oder Gefängnißſtrafe belegt; überdem wird dies mit Angabe ſeines Namens, und ſeiner Nummer, in den Zeitungen bekannt gemacht. Außerdem giebt es noch ein ſehr einfaches Mittel, wodurch man den unverſchämten Forderungen eines ſolchen Kutſchers auf der Stelle begegnen kann. Findet man nemlich, daß er über die Gebühr fordert, ſo halte man ihm nur eine Hand voll Münzen hin, mit dem Bedeuten, daß er ſich das, ihm zukommende, ſelbſt nehmen ſoll. Jezt kann man ſicher ſeyn, daß er nur ſo viel nimmt, als ihm nach der Taxe gebührt. Nähme er nemlich auch nur einen Penny mehr, ſo hätte er einen »*Fraud*« begangen, worauf ſehr harte Strafe ſteht.

15.

a.

Das Blumenfeſt von Genzano.

Es gehört zu den berühmten, ländlichen Feſten von Rom, und findet nach der Frohnleichnamsoktave Statt. Das Wichtigſte dabei iſt der natürliche Blumenteppich, womit die lange, ſanft aufſteigende Straße bedeckt wird. Um dieſen zu bilden, verfährt man auf folgende Art: Zuerſt wird eine Grundlage von Blumen einer Farbe, z. B. von Blauen gemacht. Dann wird ein ſchmaler Rand von andern, z. B. von rothen angeſezt, der aber zierlich ausgezackt ſeyn muß. Jezt werden, vermittelſt eigener Formen, allerhand Blumenfiguren, z. B. Sterne, Sonnen, Chiffern, Schlangen, Wappen u. ſ. w., in weißen, gelben, grünen Schattierungen u. ſ. w., auf den obigen Grund aufgeſtreut. Das Ganze erſcheint zulezt als ein förmlicher, gewirkter Teppich, von der höchſten Farbenfriſchheit. Die Einwohner von Genzano gelten für die erſten Meiſter in dieſer Blumenkunſt.

b.

Die Feindſchaften der Corſer.

Sie haben die ſchrecklichſten Folgen; denn für einen Corſen iſt die Rache der höchſte Genuß. Bis dieſe befriedigt iſt, läßt er ſeinen Bart wachſen, zündet in ſeiner Wohnung kein Feuer an, und trauert in ſtiller, verhaltener Wuth. Sobald er ſeinen Feind zu finden gewiß iſt, ſind ihm vierzehn Stunden Weges in einem Tage eine Kleinigkeit. Ohne Speiſe und Trank, ohne Obdach und Ruhe, erwartet er dieſen im Hinterhalt, bis er ihn erdolchen kann.

16.

a.

Arzneihändler in Peru.

Sie ſind aus Charanſain und Conſonata, zwei Städte im Norden von La Paz, und pflanzen ihre mediziniſchen Kenntniſſe, auf ihre Familien, ſchon ſeit Jahrhunderten fort. Nachdem ſie ſich auf ihren Gebirgen mit den verſchiedenen Pflanzen, Wurzeln, Harzen u. ſ. w., verſehen haben, treten ſie, in kleinen Geſellſchaften von ſechs bis acht Perſonen, ihre Reiſen an. Sie machen dieſelben, etwas Mundvorrath, und den Arzneikaſten auf dem Rücken, durchgehends zu Fuß, durchwandern auf dieſe Art den ganzen, ungeheuren Continent, von Chile bis Caracas, ſo wie von Buenos Ayres bis nach Carthagena, und kommen erſt nach vierzehn bis ſechszehn Monaten wieder in ihre Heimath zurück. Dieſe Arzneihändler waren es, die in Südamerika den Mangel an Zeitungen erſezten, und durch deren Mittheilungen auch der kleinſte Gebirgsort, für die Sache der Freiheit begeiſtert ward.

b.

Die holländiſchen Bauern.

Sie gehören gewiß zu den gebildeteſten in Europa. Dabei ſind ſie von einer Geradheit und Einfachheit, die höchſt anziehend iſt. Sie können, was Reinlichkeit ihrer Häuſer u. ſ. w., anlangt, in eben dem Maaße als Muſter dienen, wie in der Verwaltung ihrer großen Ruralgeſchäfte ſelbſt. Die Art, wie ſie ihr Vieh pflegen, ihre Weiden und Kleefelder düngen, und dieſelben nivelliren, die Slooten (kleine Landgräben) anlegen, die Diſteln ausſtechen, das Unkraut auf den Wieſen ausrotten u. dgl. mehr, beweißt dies deutlich genug. Daſſelbe Lob verdienen aber auch die Frauen, was ihre Geſchäfte in der Milchkammer, das Buttern, das Käſemachen u. ſ. w., anlangt. — Ein reicher, holländiſcher Bauer iſt eine Art von Landedelmann; ſein Haus gleicht einem adlichen Schloſſe, und ſein Einkommen übertrifft die Einkünfte mancher deutſchen Grafſchaft. Mehrere dieſer Bauern ſtammen auch wirklich vom älteſten, holländiſchen Adel ab.

17.

a.

Der Winter zu St. Petersburg.

Man nimmt die Dauer deſſelben, im Allgemeinen, gewöhnlich von Ende Septembers, bis Anfang des Mais an. Es werden dabei auf Schnee und Froſt, die Frühreife inbegriffen, im Durchſchnitt zweihundert und dreißig Tage gerechnet, was den Zeitraum vom neunten Oktober bis dritten Mai umfaßt. Die Newa pflegt, nach einer Mittelangabe, vom 27 Nov. bis zum 19. April zu ſtehen. Die Mittelkälte in den Monaten Oktober bis Merz, iſt zwei Gr. R. bei Tage, und ſieben Gr. bei Nacht. Die größte Kälte, über vier und zwanzig Gr., tritt gewöhnlich zwiſchen dem 15. Dec. und 15. Jan. ein, hält aber ſelten über vier und zwanzig Stunden an. Indeſſen fehlt es nicht an Beiſpielen, daß der Wärmemeſſer ſogar auf 28 — 30, ja ſelbſt 32 Gr. auf einige Stunden fiel.

b.

Gaukler als Polizeiſpione.

Sie wurden unter Buonaparte's Zwingherrſchaft, in Paris u. ſ. w., ſehr häufig bemerkt. Während ſie nemlich ihre Kunſtſtücke machten, miſchten ſie eine Menge Ausfälle auf die Regierung u. ſ. w., ein. Unterdeſſen waren ein halbes Duzzend anderer Spione, unter den Zuſchauern zerſtreut, und gaben auf jedes Wort, und jede Geberde Acht. Wehe dem, der ſich eine beifällige Bemerkung, oder ein Lächeln entſchlüpfen ließ; er ward aufgezeichnet, und ſobald ſich nur irgend ein Vorwand ergab, in Verhaft gebracht. Hier ließ man ihn wenigſtens drei Monat ſchmachten, nicht ſelten wurden aber auch Jahre daraus.

18.

a.

Der natürliche Leuchtthurm.

Er befindet ſich am See von Maracaibo, in der Provinz gleiches Namens, der weſtlichſten der neuen

Republik, Columbia. Es iſt eigentlich eine Grube von Erdpech. Die Dünſte, die daraus emporſteigen, verbreiten, bei Nacht, ein ſehr lebhaftes phosphoreſcirendes Licht. Dieſes iſt ſelbſt ſo ſtark, daß es von den Schiffen in zimlicher Entfernung erkannt wird. Wirklich richten ſich auch dieſe eben ſo genau darnach, als wäre es ein gewöhnlicher Leuchtthurm. — *La linterna de Maracaibo*, iſt daher in dieſen Gewäſſern allgemein bekannt. Jenes Erdpech giebt übrigens, mit etwas Talg vermiſcht, einen ſehr guten Schiffstheer ab.

b.

Merkwürdige Spielmaſchine.

Der nun verſtorbene Herzog von Aremberg war blind, hatte ſich aber, demungeachtet, manchen Genuß zu verſchaffen gewußt, wozu ſonſt der Geſichtsſinn nöthig iſt. Am bewundernswürdigſten aber war, daß er Whiſt und L'Hombre ſo gut ſpielte, wie es nur ein Sehender vermag. Es geſchah auf folgende Art. An dem Spieltiſche, neben ihm, war eine kleine zierliche Maſchine, ungefähr eine Hand hoch angeſchraubt, die wie ein viereckichtes Käſtchen ausſah. Auf dem Deckel derſelben, befanden ſich vier Reihen Stifte, die man, durch einen leichten Mechanismus, vor- und rückwärts zu ſchieben im Stande war. Jede dieſer Reihen bezeichnete eine Farbe, und jeder dieſer Stifte ſtellt, durch ein anderes Merkmal, eine Karte vor.

So wie nun gegeben wurde, nahm ein Secretair des Herzogs die Karten auf, ordnete dieſelben, überreichte ſie ihm, und ſtellte die Stifte darnach. Der Herzog fuhr nun ein- oder zweimal über die lezteren hin, und ſah ſo mit den Fingern, was er für Karten, und in welcher Folge er ſie hielt. Jeder der Andern nannte die Karte, die er ausſpielte, und der Herzog gab eben ſo ſchnell, als richtig zu. Dieſe ſinnreiche Erfindung rührte von ihm ſelbſt her.

19.

Bayonner Schinken.

Sie werden in einem Umkreiſe von zehn Stunden, von dieſer Stadt bereitet, größtentheils aber nur von da aus verſandt. Die Maſt, das Salz, und die Bereitungsart, alles trägt zur Vortreflichkeit dieſer Schinken bei. Die Maſt pflegt aus Eicheln und Klee, nebſt etwas Mais, zu beſtehen; das Salz kommt von Solies. Die Bereitungsart hat das Eigenthümliche, daß der Schinken dreißig Tage in Salz gelegt, dann mit lauem Waſſer gewaſchen, dann vier und zwanzig Stunden im Schatten getrocknet, und zulezt in weniger als einer Stunde geräuchert wird. Dieſe Bayonner Schinken wiegen fünfzehn bis zwanzig Pfund; ſind am beſten von Oſtern bis Pfingſten, ſchmecken beſonders gut, zu einem Glaſe ächten Roußillon, dienen vorzugsweis zu den bekannten Paſteten, und werden, ohne zu verderben, zu Lande ſehr weit verſandt. Zu Waſſer dagegen verſchickt, verliehren ſie nicht wenig von ihrer Treflichkeit.

20.

Chichis.

So werden in Oſtindien die von europäiſchen Vätern, und indiſchen Müttern erzeugten Kinder genannt. Sie bilden eine eben ſo zahlreiche, als talentvolle und unternehmende Menſchenclaſſe, die die bisherigen Verhältniſſe in Oſtindien, mit einer großen Veränderung bedroht. Die Chichis ſuchen ſich nemlich als britiſche Unterthanen geltend zu machen, und verlangen alle Rechte, die dieſen zuſtehn. Da nun die Regierung ihre Einwilligung verſagt, ſo ſcheint ſich ein Kampf vorzubereiten, deſſen Ausgang nicht zweifelhaft iſt.

21.

Neue Taucherglocken in England.

Sie haben die Form eines geſtreckten, unten offenen Kaſtens, der bei einer Länge von ſechs Fuß, vier Fuß breit, und ungefähr fünf hoch iſt. Das Ganze iſt aus Gußeiſen, und aus einem Stück. Oben in der Decke befinden ſich zwölf convexe Gläſer, wodurch das Licht einfällt. Mitten in derſelben iſt eine biegſame lederne Röhre angebracht, vermittelſt welcher, von oben herab, Luft in die Glocke geleitet wird. Daneben hängt eine

Kette hinunter, woran man allerhand befeſtigen kann. Unten endlich ſind rechts und links Bänke mit Fußtritten befindlich, worauf hinlänglicher Raum für vier Perſonen iſt. Dieſe Glocken werden, beſonders bei Dammarbeiten, unter dem Waſſer gebraucht. Selbſt in einer Tiefe von fünf und dreißig Fuß iſt es noch ſo hell darin, daß man ſogar Geſchriebenes ganz bequem zu leſen im Stande iſt. Auch das Athemholen geſchieht ohne die mindeſte Schwierigkeit. Das einzige Unangenehme iſt ein gewiſſer Luftdruck auf die Gehörwerkzeuge; doch pflegt derſelbe mit zwölf, bis fünfzehn Minuten vorüber zu gehn.

22.

Pferde in Buenos Ayres.

Sie ſind äuſſerſt wohlfeil, und doch vortreflich in ihrer Art. Ein Pferd für ſechszehn Piaſter (zu 2 fl. 24 kr. Rh.) iſt ſo gut als eines für fünf und zwanzig Carolinen in Deutſchland. Deſto koſtbarer aber iſt die Unterhaltung derſelben, wiewohl man ihnen nichts als Gras zu freſſen giebt. Da dieſes nemlich aus der Umgegend geholt werden muß, kommt das monatliche Futter auf acht bis zehn Piaſter zu ſtehn. Stuten werden in Buenos Ayres nie zum Reiten gebraucht. Ein Fremder, der dies verſuchen wollte, wäre Beleidigungen ausgeſezt. Sie ſind daher ſo wohlfeil, daß man die ſchönſten um einen bis zwei

Piaſter haben kann. Bauern die einige hundert Pferde beſitzen, ſind dort gar keine Seltenheit.

23.

Seekälberfang.

Er findet auf dreierlei Weiſe ſtatt. Die Seekälber werden entweder mit Netzen gefangen, die aus Wallfiſchſehnen gemacht ſind; oder ſie werden ſchlafend überraſcht und mit Keulen todtgeſchlagen; oder endlich, ſie werden durch ein Blendwerk an das Ufer gelokt, und auf gleiche Weiſe umgebracht. Bei dieſer lezten Art des Fanges, ſezt nemlich der Jäger eine Art hölzernes Kasket auf, das wie der Kopf eines Seekalbes ausſieht, verſtekt ſich mit dem übrigen Körper zwiſchen die Felſen, und ahmt das Pfeifen und Plätſchern dieſer Thiere nach. So lokt er ſehr bald einige herbei, und tödtet ſie mit der größten Leichtigkeit. Die Felle ſind, nach denen der Seeottern, am meiſten geſchäzt. Uebrigens muß bemerkt werden, daß hier beſonders von dem Fange, auf den ruſſiſchen Niederlaſſungen, an der Nordweſtküſte von Amerika, die Rede iſt.

24.

Algieriſche Seeräuber.

Sie manoeuvriren nicht immer ganz ſchulgerecht, aber mit vieler Gewandheit und Kühnheit. Bei größeren Reiſen, über die Straße von Gibralter hinaus, nehmen ſie gewöhnlich freie franzöſiſche oder engliſche Steuerleute, gegen gute Bezahlung in Dienſt. Im Mittelmeere aber ziehen ſie ſpaniſche und neapolitaniſche Renegaten vor. Im allgemeinen rekrutirt ſich ihre Marine aus der ganzen Türkei; beſonders aus den Häfen von Trebiſonde, Dulcigno und Smyrna. Neben der Raubbegierde trägt auch der Chriſtenhaß dazu bei. Vorzugsweiß ſtrömt dann Alles den berühmteſten, d. h. den glücklichſten Kaperführern zu. — Die europäiſchen Schiffsnamen ſind ſeit langer Zeit auch bei den Algiern im Gebrauch.

25.

Vino de Guindas.

Guinda heißt im Spaniſchen, was im Deutſchen die *Spaniſche Kirſche*, *Glaskirſche* u. ſ. w. heißt. Wenn man einen ordinairen Malaga mit den zarten Sproßen dieſes Kirſchbaumes infundirt; ſo erhält man ein ſehr wohlſchmeckendes Getränk, das in Malaga unter dem obigen Namen bekannt iſt, und von denen, die die Zuſammenſetzung nicht kennen, für ein eigenes Gewächs gehalten wird. Daher die lächerliche Sage, daß die Spanier in Malaga, den Weinſtock auf Kirſchbäume impfen, und dieſer Wein einen Kirſchengeſchmack hat. Mit *ächtem*, wenn auch nur ordinären Malaga, dürfte dieſer *Vino de Guindas*, ſehr füglich auch in Deutſchland zu bereiten ſeyn, zumal, wenn etwas Zucker und Gewürz beigemiſcht wird. Verſteht ſich, daß die Art und Qualität der Kirſchen dabei in Betrachtung kommen muß. Es iſt eine Art milden Nervinums, das vielleicht mancher Arzt, beſonders bei Frauen, ſehr gut anzuwenden wiſſen wird.

26.

Clima von Japan.

Es iſt, trotz der ſüdlichen Lage, rauh genug. Auf Matmai z. B. unter dem 42. Gr. der Breite, wie Livorno, liegt der Schnee vom November bis zum April, und die Kälte ſteigt zuweilen auf 15 Gr. Reaum. Auf Sachalin, unter dem 47. Gr. der Breite alſo bedeutend ſüdlicher als Berlin, thaut der Boden, ſelbſt im Sommer, nur anderthalb Fuß auf. Ja in Eddo, unter dem 36. Gr. der Breite, wie Malaga, fällt im Winter der Schnee oft zollhoch, und kaum werden, im Sommer, Pfirſiche und wilde Weintrauben reif. Woher dieſe Härte des Climas? Einmal trägt die öſtliche Lage des Landes im Allgemeinen dazu bei; dann die Nähe der kalten wüſtenreichen Tatarei, endlich der Einfluß des öſtlichen, nebelvollen Oceans.

27.

Griechiſche Colonie auf Corſica.

Sie ward im Jahr 1675 von einem Haufen Mainotten gegründet, denen die Genueſer dieſen

Zufluchtsort, gegen den Druck der Türken verliehen. Der Hauptſitz derſelben iſt das Dorf Carges; die Seelenzahl mag etwas über fünfhundert ſeyn. Dieſe Coloniſten pflanzen ſich durch Heirathen mit korſiſchen Mädchen fort; behalten aber ihre Sprache ſehr ſorgfältig bei. Sie haben eine Kirche und einen Geiſtlichen, den die Regierung bezahlt. Hierbei iſt zu bemerken, daß es unirte Griechen ſind. Sie haben im Allgemeinen die Sitten und Gebräuche der Corſer angenommen; doch zeichnen ſie ſich durch größere Friedfertigkeit und Arbeitsliebe aus. Zugleich gelten ſie für die beſten Landwirthe auf Corſica. Wirklich bauen ſie auch ihre Ländereien vortreflich an.

28.

Ananashemden.

Wie? Hemden aus einer Frucht? — Unmöglich! Dennoch! Sie werden aus Ananasleinwand gemacht. — Und dieſe? — Aus den eben ſo feinen als ſtarken Faſern jener Frucht. — Aber die Farbe? — Die Ananasleinwand bleicht ſich vollkommen weiß. — Wo findet man dieſes Fabrikat? — In Braſilien, wo die Ananas (Brom. An.) beſonders im Thonlande, auſſerordentlich gedeiht.

29.

Neuer Markt für die engliſche Induſtrie.

Es ſind die öſtlichen Inſeln des indiſchen Meeres, von Malaien bewohnt. Die engliſchen Manufakturiſten machen die dortigen baumwollenen Landeszeuge in großer Vollkommenheit nach, und geben ſie 25 pCt. unter den Localpreiſen hin. Dieſelbe Baumwolle alſo, die erſt roh aus Oſtindien nach England geht, kommt verarbeitet dahin zurück, und das Fabrikat wird, trotz der anſcheinenden Wohlfeilheit, noch mit Gewinn verkauft. Aber von welchen Folgen wird dieſe Einfuhr für die Malaien ſeyn? Sie werden erfahren müſſen, daß ihre Nationalinduſtrie, in weniger als fünf Jahren, gänzlich darnieder gedrückt wird.

30.

Sonderbare Stromſchiffahrt.

Sie findet auf dem Nile ſtatt, wo es den ärmern Einwohnern faſt durchaus an Barken fehlt. Ein ſolcher Fellah, (d. h. Bauer) nimmt daher ein großes Scheit Holz, reitet darauf, rudert ſich mit den Händen fort, und kommt ſo ganz gemächlich am Orte ſeiner Beſtimmung an. Verſteht ſich, daß er nackend iſt, und ſein Hemde u. ſ. w., in einem Bündel auf dem Kopfe trägt. — Oder ihre zwei ſetzen ſich auf ein großes Bund Stroh, vor dem eine Kuh ſchwimmt. Der vordere hält ſich an dem Schwanze derſelben an, und leitet ſie vermittelſt eines Strickes, der an den Hörnern befeſtigt iſt. Der Hintere ſteuert mit einem Ruder dazu. — Sollen beladene Kameele übergeſezt werden, ſo koppelt man ſie in einer Reihe zuſammen, wobei aber Vorſicht nöthig iſt. Der eine Treiber nimmt dann den Zaum des erſten zwiſchen die Zähne und ſchwimmt voran. Der andere dagegen ſchifft auf einem Scheite Holz, oder einem Bunde Stroh hinterdrein und hält den Zug in Ordnung.

31.

Der Kinrey.

Der geiſtliche Kaiſer von Japan, oder das Oberhaupt der alten japaniſchen Religion. Seine Kleider müſſen von unbeflekten Jungfrauen verfertigt werden, und dies von der erſten Behandlung der Seide an. Er ißt bei jeder Mahlzeit auf durchaus neuem Geſchirr, indem das auch nur einmal gebrauchte, ſogleich zerſchlagen werden muß. Er kann den höchſten Staatsbeamten die Kanir — eine Art Excellenztitel — ertheilen, kraft deren ſie für Söhne des Himmels erklärt ſind. Er bleibt endlich für das Volk, mit Ausnahme eines einzigen Tages, das ganze Jahr durch, unſichtbar. An jenem großen Feſte aber, ſpaziert er in einer Gallerie auf und ab, deren Boden mit einem Gitter verſehen iſt. Hier ſteht es dann jedem frei, ſeine Fußſohlen zu ſehn, was für eine Art von Seegen gilt. Uebrigens ſind dieſem geiſtlichen Kaiſer zwölf Weiber erlaubt.

April.

1.

a.

Kameele in Südamerika.

Man findet ſie bis jezt in den Provinzen von Venezuela, wohin ſie von den canariſchen Inſeln gekommen ſind. Sie werden zur Verführung des Zuckers, und anderer Waaren gebraucht. Ihre Anzahl iſt indeſſen noch gering, indem die Koſten der Ueberfahrt gar zu bedeutend ſind. Unſtreitig giebt es kein nützlicheres Laſtthier zur Verbindung der ungeheuern, durch Steppen und Gebirge getrennten Provinzen Südamericas. Abermals ein Beweis, wieviel eine einzige Thiergattung zur Cultur ganzer Länder beitragen kann.

b.

Seltſame Hypochondrie.

Ein-Patient bildete ſich ein, lauter Kröten um ſich zu haben, die ihn mit funkelnden Augen anzufallen drohten, und litt dabei wahre Höllenangſt. Zwei ſehr geſchickte Aerzte hatten bereits alle ihre Kunſt erſchöpft;

als man endlich ſeine Einbildung durch eine wirkliche Erſcheinung vertrieb. Man ſezte nemlich ein Dutzend Theatertauben um ihn herum, die man verwandelte Kröten nannte, und zog ſie, auf den erſten Wink der Aerzte, zum Fenſter hinaus. Kaum acht Tage, und unſer Kranker war völlig geſund.

2.

a.

Nonnenklöſter in Südamerika.

Sie ſind größtentheils unermeßlich reich, indem keine Nonne ohne eine bedeutende Mitgift, und einem Reſervefond zu ihren perſönlichen Ausgaben aufgenommen wird. Ein Theil jenes großen Einkommens wird für kirchliche Geräthſchaften, Altäre und Heiligenbilder verwandt. Daher kann man in dieſen Kloſterkirchen goldene und ſilberne Leuchter, Lampen, Schaalen u. ſ. w., zu vielen Hunderten ſehn. Eben ſo Altäre von maßivem Silber, mit goldenen Einfaſſungen, in nicht geringer Zahl. Am reichſten indeſſen ſind die Bilder, oder wo man deren hat, die Körper der Schutzpatronen und Patroninnen, verziert. Auſſer den prächtigſten Kronen, wovon manche eine Million Piaſter (zu 2 fl. 24 kr. Rh.) werth iſt, ſind ſie mit den köſtlichſten Perlen und Diamanten bedekt. Wenn man nun bedenkt, daß jeder dieſer Heiligen, einen, zwei, ja dreifachen Anzug hat; ſo begreift man leicht, was für unermeßliche Schäze in dieſen Klöſtern vergraben ſind.

b.

Die Manes der Perſerinnen.

Wenn eine Perſerin einem Manne eine *Birne* ſendet, ſo bedeutet dies: Du kannſt Hoffnung faſſen. — Eine *Feder*: Sei unbeſorgt du wirſt erhört. — Etwas *Erde*: Gieb vor allem deine bisherige Liebſchaft auf. — Etwas *Flachs*: Biſt du böſe auf mich? — Eine *Bohne*: Die Sorge um dich raubt mir den Schlaf. — Ein *Goldfaden*: Warum ſehe ich dich nicht? — Eine *Gurke*: Meine Nebenbuhlerin bringt mich zur Verzweiflung. — Eine *Olive*: Lieber wollte ich dich todt, als ungetreu ſehen. — Eine *Zwiebel*: Komm in meine Arme, daß ich dich feſt umſchließen kann. — Ein Stück *roſenrother* Zeug: Die eigenſte Sclavin deines Lagers. — Eine *Feige*: Schalte über mich, wie dir's beliebt.

3.

a.

Sonderbare Art zu Baden.

Sie findet in *Cumana* (Venezuela, jezt Columbien) ſtatt, wo neun Monat des Jahres, die glühendeſte Hitze herrſcht. Hier kommt die ſchöne Welt, Abends in dem Manzanares zuſammen, ſo daß Herren und Frauen blos mit Badehemden bekleidet ſind. Jezt ſezt man ſich auf Rohrſtühle, die in dem kaum anderthalb Fuß tiefem Fluſſe, in zwei langen Reihen ſtehen, und ſingt und ſpielt Guitarre und ſchwazt raucht und nimmt Erfriſchungen zu ſich, und ſcherzt und tändelt nach Herzensluſt. Alles kann hier ſchwimmen, die vornehmſten Damen, wie die Sclavinnen, der Biſchof, wie der gemeine Soldat. Begegnen ſich daher zwei Bekannte, ſo heißt es vor Allem: **Iſt das Waſſer recht kühl?**

b.

Poßirlicher Erwerbszweig.

Man weiß, wie freigebig die chineſiſche Geſetzgebung die untern Claſſen mit Prägeln bedacht hat. Ohne in die Einzelnheiten dieſes hieb- und ſchlagfertigen Codex einzugehen, iſt es genug zu bemerken, daß die Strafe mit Bambusſtüber applizirt wird, die fünf bis ſechs Fuß lang, vier Finger breit und an den Enden abgerundet ſind, daß die Züchtigung, das Hintertheil und die Schenkel trifft, endlich daß ſie von fünf Hieben bis zu fünfzig ſteigt. Die Freigebigkeit jenes Prügelcodex hat nun einen Erwerbszweig veranlaßt, den vielleicht mit einem recht ächtdeutſchthümlichen Ausdruck »Prügel- Empfangungs- Stellvertretungs- Gewerb« genannt werden mag. Wer nemlich nicht perſönlich erſcheinen will, kann dafür jemanden anders ſchicken, der denn an ſeiner Stelle die Zahlung empfängt. Man erräth leicht, daß dieſe Subjekte für jeden Hieb etwas gewiſſes bekommen; man muß aber auch wiſſen, daß ſie ſich mit den Zuchtmeiſtern verſtehen, und man wird gern glauben, daß auf dieſe Art ſämmtliche Contrahenten zufrieden ſind.

4.

a.

Bemerkungen über hohe Gebirge.

Es iſt erwieſen, daß auf hohen Gebirgen, die Wunden zwei, ja dreimal langſamer vernarben, als in den Ebenen, wenn auch Nahrung, Verband, Temperatur und innere Mittel dieſelben ſind. — Es ſcheint, daß die Wirkung der Arzeneien, auf hohen Bergen ungleich ſchwächer iſt, als in den Ebenen. Auf dem St. Bernhard z. B. wirken drei Gran Brechweinſtein ſo gut, als gar nichts. Die Doſis muß von ſechs bis acht Gran ſeyn. — Auf hohen Gebirgen fällt der Regen nur ſelten in großen Tropfen nieder; dagegen ſind aber auch große Schneeflocken eine Seltenheit. Sie bilden ſich nur bei Stille und einer ganz milden Temperatur. Je kälter und ſtärker dagegen der Wind iſt, deſto kleiner pflegen die Schneekryſtalle zu ſeyn.

b.

Geiz und Luxus.

Vielleicht findet man beide nirgends ſo häufig vereinigt, als in England. Wer z. B. eine Opernloge für das ganze Jahr hat, kann ſie nach Belieben, auf Tage, Wochen u. ſ. w. vermiethen, an wen er will. Ja, er kann die einzelnen Plätze derſelben, bei den einzelnen Vorſtellungen, unter und über dem gewöhnlichen Preiſe weggeben, wie es ihm gut dünkt. Dieſer iſt in der Regel eine halbe Guinee, geht aber an Modetagen, beſonders am Sonnabend, um das Vierfache hinauf, während er an gewöhnlichen Tagen oft in gleichem Verhältniſſe fällt. — Viele reiche Leute vermiethen ihre Häuſer, mit ſämmtlichen Meublen, für die ganze Zeit, wo ſie im Auslande reiſen, oder auf ihren Gütern ſind. Wer es nur irgend vermag, verſchaft ſich die Poſtfreiheit. Dieſes geſchieht durch die Verbindung mit Parlementsgliedern, die dieſelbe ohne Ausnahme haben, und unter deren Siegel man ſchreibt, wie man unter ihre Addreſſe empfängt.

5.

a.

Miniaturgemälde von Turin.

Auffallende Miſchung franzöſiſcher und italiäniſcher Sitten, Sprache, Lebensart und Bildung. Der Hof ſtill, fromm, ceremonienreich. Alle Mönchsorden, wie aus den Gräbern emporgeſtiegen, die Jeſuiten beinahe die Herren des Reichs. Bei dem Adel viel Stolz und Dürftigkeit, bei dem Volke viel Schlauheit und Betriebſamkeit, mit Gutmüthigkeit gepaart. Trüffeln, Seidenwaaren, Chocolate und muntere Blondinen in Ueberfluß Endlich viel Kröpfe, viel Juden, viel Bettler, und äuſſerſt ſchlechtes Geld.

6

b.

Brieflauf im ſpaniſchen Amerika.

Auch die entfernteſten Provinzen hatten vor der Revolution eine regelmäßige Briefpoſt-Verbindung. Wahrſcheinlich beſteht dieſelbe auch jetzt noch. Ein Bewohner der Ufer des Amazonenfluſſes, ſchrieb an ſeinen Freund in Californien, mit der vollſten Gewißheit der richtigen Beſtellung ſeines Briefes. Gleichwohl iſt die Entfernung ungefähr ſo groß, wie die von Wien nach der Kapſtadt, oder die von Paris nach Siam.

3.

a

Rußiſche Telegas.

Dieſes ſind eigenthümliche Sommerfuhrwerke, die man ſich aber zu ſchnellen Reiſen und bei gutem Sitzfleiſche, nicht beſſer wünſchen kann. Eine Telega iſt nemlich nichts weiter, als ein kleiner, kurzer, niedriger Leiterwagen, entweder völlig offen, oder mit einem bedekten Kaſten verſehn. Bei dem Mangel an Schmiedten und Stellmachern in den altrußiſchen Städten u. ſ. w., giebt es in der That kein paſſenders Fuhrwerk. Hier ſind keine Federn, Schrauben u. dgl. auszubeſſern; ein Paar Breter, Latten u. ſ. w. höchſtens eine überall zu findende, hölzerne Achſe, das iſt alles, was man nöthig hat. Im Nothfalle reiſen daher ſelbſt Männer von hohen Graden, ohne Anſtand mit dieſen Telegas. Man ſieht alſo, daß dieſes Fuhrwerk ganz für das Land berechnet iſt, oder vielmehr aus deſſen Culturverhältniſſen, von ſelbſt hervorgeht. — Mit den unbedeckten Telegas kommt man am ſchnellſten fort.

b.

Seltſame chirurchiſche Operation.

Wenn die Beduinen oder Wüſten-Araber, eine Kugel aus dem Fleiſche ziehen wollen, ſo verfahren ſie dabei auf folgende Art. Sie nehmen einen Froſch, dergleichen es auf allen Oaſen (quellenreichen, grünen Stellen) giebt, und ſchneiden ihm den Bauch auf. Jetzt befeſtigen ſie denſelben ſo auf der Wunde, daß Oeffnung auf Oeffnung paßt. Die krampfhafte Bewegungen des ſterbenden Thiers theilen ſich nun der Muskel des Verwundeten mit, und die Kugel geht ohne Schwierigkeit aus dem Fleiſche heraus.

7.

a.

Empodres.

Eine eigenthümliche Art hölzerner Kochgefäße, deren man ſich auf Isle de France bedient. Sie werden aus dem untern Theile der grünen Palmſtengel gemacht, die jede beliebige Form annehmen, worauf man ſie am Feuer verhärten läßt. Die Stärke dieſer Empodres iſt ſo groß, daß man Kaffe, Reis u. ſ. w., darin kochen kann. — Unmöglich! — wird man ſagen. — Aber dennoch wahr! — Es kommt nur auf die Kochart an! — Auf das Feuer ſelbſt, werden die Empodres allerdings nicht geſezt. Allein man wirft ſo lange glühende Steine in das darin befindliche Waſſer, bis es den Siedgrad hat. Jezt wird es wie gewöhnlich gebraucht. Man hat Empodres, die ſieben bis acht Nößel faſſen, ſo daß man ſich derſelben, als kleiner Keſſel bedienen kann.

b.

Kleinigkeiten

Wenn die oſtindiſchen Gebirgsräuber — Pindarees — Eilmärſche zu machen haben, berauſchen ſie ihre Pferde mit Gewürzen und Opium. — In Slavonien und Syrmien, werden ganze Heerden türkiſcher Schweine gemäſtet, indem es dort viel Eichenwälder giebt. Ueber Oedenburg treibt man ſie dann nach den deutſchen Provinzen von Oeſterreich. — Ein Strauſſenei wiegt gewöhnlich drei Pfund, und wird zwei Dutzend Hühnereiern gleich geſchäzt. Das Dotter iſt äußerſt nährend und ſchmackhaft; doch nicht ſo fein, als bei dem Hühnerei; vier ſtarke Eſſer haben gerade an einem genug. — Dieſe Eier halten ſich ziemlich lange friſch, und werden in der Kapſtadt zu ungefähr 48 kr. das Stück verkauft.

8.

a.

Die Bratengeſundheit.

Sie iſt in einigen Theilen von Norddeutſchland, und namentlich in Hannover, im Gebrauch. Sobald nemlich der Braten vorgeſchnitten iſt, pflanzt der Herr, der dieſes ehrenvolle Geſchäft vollendet hat, die Gabel auf den Reſt, ſchenkt ſich ein Glas Madera ein, und trinkt auf die Geſundheit des ſchönen Geſchlechts. — «Haha!» — wird man ſagen — «Vermuthlich, weil es ſo ſchöne Braten liefern kann!» — Allerdings, beſonders, was Rinder- und Schöpſenbraten betrifft. Dieſe Sitte ſtammt nemlich aus den Zeiten der alten Wirthſchaftsführung her. Die Frauen mußten, für jeden trefflichen Braten, eine Huldigung erhalten, die für die Herrn zugleich ein wohlſchmeckendes Magenmittel war.

b.

Engliſches Reisblei.

Es wird zu Borrowdale, in Schottland, gegraben, und iſt ein ſehr einträgliches Produkt. In einem der lezten Jahre z. B. ward die Ausbeute auf 71,000 Pf. Sterling; ja 1809 ſogar auf 90,000 geſchäzt. Um die Waare im Preiſe zu erhalten, werden daher die Arbeiten von Zeit zu Zeit eingeſtellt. Uebrigens ſoll ein engliſcher Bleiſtift, bis zu ſeiner Vollendung, durch nicht weniger, als dreizehn Paar Hände gehn.

9.

a.

Einziger Weingarten in ſeiner Art.

Er befindet ſich bei Canea, auf der Inſel Candia, in einem Ahornwald, deſſen Bäume an ſiebenzig Fuß hoch ſind. Jeder derſelben iſt mit Weinſtöcken umgeben, und bei dem guten und feuchten Boden bis zum Gipfel damit bedekt. Die Reben, die vier Zoll im Durchſchnitt haben, und große Lauben bilden, tragen Trauben, die dann und wann zwei Fuß und darüber lang ſind. Dieſe Trauben werden zwei Monat ſpäter reif, als die auf den Hügeln wachſenden, haben aber einen vortreflichen Geſchmack, und halten ſich bis in den Januar.

b.

Weiberbazars oder Frauenmärkte.

Man findet deren in allen bedeutenden Städten des Orients, wie bei uns die Blumen- Obſtmärkte u. dgl. mehr. Dieſe Bazars beſtehen aus einem großen Hofe, der im Viereck mit Gebäuden eingefaßt iſt, worunter eine Gallerie hinläuft. Die Gebäuden dienen zu Wohnungen für die Sclavinnen; die Gallerien, je nach der Witterung, abwechſelnd mit dem Hofe, zum Marktplatz. Hier werden die Mädchen, gleich einer Waare, zum Verkauf ausgeboten, beſehen, unterſucht u. ſ. w., gerade wie es in Europa mit Pferden geſchieht. Man ſieht dergleichen Sclavinnen oft drei bis vierhundert in Allem, doch ſind ſie gewöhnlich in Gruppen von fünfzehn Köpfen abgetheilt. Sie ſind in weiße Kittel gekleidet, ſitzen auf Matten, und bringen ihren Tag mit Eſſen, Schwazen und Schlafen zu.

10.

a.

Karnevalsſpäſſe in Südamerika.

Es iſt das römiſche Weſen auf transatlantiſche Art; man wirft ſich und begießt ſich einander nach Herzensluſt. In Venezuela mit Zuckerwerk, in Braſilien mit Wachsfrüchten, die mit wohlriechendem Waſſer angefüllt ſind, in Mexico mit Puder, in Peru mit Sägeſpänen, in Buenos Ayres mit Mandeln, in Chile mit Kleien u. ſ. w. In den untern Claſſen fallen dieſe Späße etwas derb aus. Man beſprizt ſich mit Handſpritzen, man gießt ſich ganze Krüge Waſſer über den Kopf; man wirft ſich mit feuchtem Sand, mit zerſchnittenen Hundehaaren u. dgl., ja man ſezt ganze Unterſtöcke in Ueberſchwemmung, indem man das Waſſer eimerweis hineingießt. Indeſſen iſt an kein Böſewerden zu denken; jeder giebt aus und nimmt ein, und alle verſtehen den Spaß.

b.

Die Arnauten.

Auch Palicari und Albaneſer genannt; denn ihr Vaterland iſt Albanien. Ueberall, vom Euphrat bis an die Mündung der Drina, und von Marocco bis Conſtantinopel, werden ſie als die erſten und beſten Truppen angeſehn. Aber überall bilden ſie auch ein abgeſondertes Corps, das ſich über alle übrige erhaben glaubt, und häufig die größten Ausſchweifungen begeht. Man könnte die Arnauten die Schweizer des Orients nennen; denn immer machen ſie die Garden der Beys und der Paſchas aus, immer dienen ſie nur für Geld und auf gewiſſe Zeit; und immer kehren ſie am Ende in ihre geliebten Berge zurück.

19.

a.

Die Rüſtkammer des Königs von England.

Sie befindet ſich in Carlton-Houſe, und iſt als ein Muſeum zu betrachten, das auſſer den Waffen, auch Merkwürdigkeiten anderer Art enthält. So z. B. eine Sammlung von Uniformen und andere Kriegskleidungen, aus allen Welttheilen, eben ſo eine zweite von Panieren, Fahnen, Roßſchweifeff u. ſ. w., weiter eine dritte von Stiefeln und andere Fußbedeckungen, eben ſo von Sätteln, oſtindiſchen Geräthſchaften, Anzügen u. dergl. mehr. Am wichtigſten iſt vielleicht die Sammlung von Feuergewehren aller Art, von der erſten, rohen Erfindung an, bis auf die vollendeten Arbeiten der neueſten Zeit. Dieſe Rüſtkammer ward von Georg IV. ſchon vor dreißig Jahren angelegt; es ſteckt ein ſehr großes Kapital darin.

b.

Gartenkünſteleien.

Auf den Borromeiſchen Inſeln, oder — genauer geſprochen — nur auf einer derſelben, nemlich der Iſola bella, ſieht man Jasmin und Roſen, Feigen und Weinreben, die auf Orangenbäume gepfropft ſind, und wovon es den beiden leztern, weder im Frühlinge an Blüten, noch im Herbſte an Früchten fehlt. Allein das Ganze iſt nichts als eine Gartenſpielerei. Man ſucht nemlich ältere Pomeranzenbäume aus, durchbohrt dieſelben behutſam nicht weit vom Boden, zieht dann junge Roſen, Jasmin, Feigen-Sezlinge u. ſ. w., durch die Oeffnung, ſezt ſie kunſtmäßig, und ſorgt dafür, daß kein zweiter Ausſchlag ſichtbar wird. Der erſte Anblick dieſer gepfropften Orangenbäume, iſt indeſſen allerdings ſehr überraſchend; häufig wurden ſelbſt geſchickte Botaniker dadurch getäuſcht.

12.

a.

Bedienten in England.

Sie ſind ungleich verachteter als anderswo; dies iſt eine Folge des allgemeinen Freiheitsgefühls. Die Herrſchaften fordern eine Unterwürfigkeit, die an das Sclaviſche grenzt, und halten ſie in der größten Entfernung. Ein vertrauliches Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener, wie man es ſo häufig in Deutchland, Frankreich u. ſ. w. findet, iſt in England die größte Seltenheit. Wirklich gehört aber auch die Mehrzahl dieſer Bedienten zu jener verächtlichen Menſchenclaſſe, die ſich aus Arbeitsſcheue keine unabhängige Exiſtenz verſchaffen will. Man muß indeſſen auch bemerken, daß ſehr viel Ausländer, beſonders Italiäner, darunter ſind.

b.

Unterirdiſche Dörfer.

Man findet ſie in Bulgarien, als Folge der unaufhörlichen Kriege, von denen dieſes Land heimgeſucht worden iſt. Ein ſolches Dorf iſt ganz in die Erde hineingebaut; ſo daß die Dächer mit Raſen bewachſen ſind. Nur von Zeit zu Zeit, meiſtens im Herbſt und Frühjahr, werden ſie neu gedekt. Zum Eingange dienen Oeffnungen, mit Pfählen verſehen, worin Stufen eingehauen ſind. In dieſen unterirdiſchen Hütten wirthſchaften nun die griechiſchen Bauern, gleich den Maulwürfen; während hoch darüber die Landſchaft hinlauft.

13.

Neugriechiſche Klageweiber.

Sie treten ganz luſtig in's Leichenzimmer, ſtreiten ſich eine Weile mit den Verwandten, wieviel es koſten ſoll, leeren denn einige Krüge Wein aus, und fangen endlich die Threnodien an. Ein dumpfes Stöhnen mit leiſem Schluchzen vermiſcht, iſt gleichſam das Vorſpiel davon. Allmählich aber werden die Töne immer ſtärker, und bald ſcheinen die Weiber vor Schmerz und Betrübniß auſſer ſich. Unter Strömen von Thränen zerkratzen ſie ſich das dickgeſchminkte Geſicht, reißen ſich ganze Büſchel von falſchen Haaren aus, wälzen ſich auf dem Boden herum u. dgl. mehr. Dann folgt die Litanei, endlich der feierliche Todesgeſang, worin jede dieſer Weiber ihre eigenen Strophen hat. So treiben ſie es, immer nach dem bedungenen Preiſe, eine halbe Stunde, oder auch mehrere, bis zum Begräbniß fort. Hier folgen ſie, unter abermaligem Klaggeſchrei, nach. Aber kaum iſt der Sarg ins Grab geſenkt, ſo kehren ſie in das Leichenhaus zurück, ſetzen ſich zu einem tüchtigen Abendeſſen nieder und werden die ausgelaſſenſten Bachantinnen, die man ſehen kann.

14.

a.

Stufenfolge der Vegetation auf Teneriffa.

Die Küſten ſind mit Dattel- und Cocospalmen bedeckt. Dann folgen Drachenbäume und Piſangs, in ſchönen Gruppen zerſtreut. Höher hinauf ziehen ſich an den Abhängen, üppige Rebenpflanzungen hin. Auf den Spitzen der Hügel endlich, blühen Orangenbäume mit Myrthen und Cypreſſen vermiſcht. Alle Grundſtücke ſind mit Agave- und Cactushecken eingefaßt, und alle werden durch Canäle bewäſſert, die aus einer Menge kleiner, zuſammengeleiteter Quellen beſtehn.

b.

Der Penzé.

Bekanntlich ſcheeren ſich die Chineſen, mit Ausnahme eines kleinen, dünnen Büſchels, alle Kopfhaare ab. Dieſes Zöpfchen wird Penzé genannt, und bildet in den chineſiſchen Steuertabellen, eine ſehr wichtige Rubrik. Die Penzés ſind nemlich, nach ihrer verſchiedenen Länge und Dicke, mit einer gewiſſen Taxe belegt. Aber auch ſonſt iſts der Penzé, den jeder Chineſe aufs ſorgfältigſte zu unterhalten pflegt. Wehe dem Gegner, der denſelben antaſten, oder wohl gar ausreiſen wollte; dies zöge die blutigſte Rache nach ſich. Wenn daher zwei Chineſen an einander gerathen; ſo wickeln ſie vor allen Dingen, ihre Penzés um den Kopf. Hierzu brauchen ſie aber wenigſtens eine halbe Minute; auch müſſen ſie ihre Oberkleider ausziehn. So kühlt ſich meiſtens die Hitze bei beiden ab, und es kommt nur ſelten zu einer eigentlichen Prügelei.

15.

a.

Die Tarakanen.

Es iſt eine Art gehörnter **Schaben**, die allgemeine Plage aller hölzernen Häuſer in Rußland. Dieſe Thiere vermehren ſich ſo ſehr, daß Wände und Decken ganz damit beſäet ſind. Läßt man die Nacht über Brode auf den Tiſchen liegen, ſo findet man ſie am Morgen, ſchwammähnlich ausgehölt. Im Winter laſſen ſich die Tarakanen durch den Ofenrauch abhalten, im Sommer aber giebt es kein Mittel. Zu vielen tauſenden fallen ſie über alles Eßbare her.

b.

Sonderbare Lebensprobe.

Auf Schiffen werden bekanntlich alle Leichname, zwölf höchſtens achtzehn Stunden nach dem Tode, in das Meer verſenkt, was nach dem Range des Verſtorbenen, mit mehr oder weniger Feierlichkeiten geſchieht. Allgemeine Regel iſt indeſſen, daß der Leichnam in ein Stück Segeltuch genäht und des leichten Sinkens wegen, mit einer Kanonenkugel oder ſonſt einem Gewichte beſchwert werden muß. Um ſich nun zu überzeugen, daß man den Wellen keinen Scheintodten übergiebt, näht man immer das halbe Geſicht mit ein; ſo daß der Naſenknorbel dabei durchſtochen wird. Dieſe ſonderbare

Lebensprobe ward vor einigen fünfzig Jahren zuerſt in England eingeführt, als ein Scheintodter, der beim Einnähen zufällig in die Naſe geſtochen wurde, wieder zu ſich gekommen war. Allmählich nahmen ſämmtliche ſeefahrende Völker den löblichen Gebrauch ebenfalls an.

16.

a.

Luxus in Peru.

Er iſt ungleich größer, als man bisher geglaubt hat. Die ſchönſten Mobilien aller Art, aus den berühmteſten Werkſtätten Deutſchlands, Frankreichs, Englands und Italiens werden nach Peru verſchifft. Die Tiſche in den Beſuchzimmern, die Tafel- und Küchengeräthſchaften ſind von Silber; eben ſo Alles, was man in den Schlafzimmern braucht. Die Pferdegeſchirre, die Schabracken ſtarren von Gold und Perlen; die Tapeten beſtehen aus Goldbrakot, oder aus Sammt mit Goldſtickerei eingefaßt. Die vornehmen Frauen zeigen denſelben Luxus, in allem was die Kleidung betrifft. Die feinſten Cambriks und Brabanter Spitzen, die auserleſenſten Seidenſtoffe, und die prächtigſten Diamanten, machen die Grundlage derſelben aus. Selbſt die Roſenkränze und Crucifixe ſind mit ächten Perlen und Steinen beſezt.

b.

Seltſame Flöße.

Man findet dieſelben auf dem Tigris, beſonders zwiſchen Moſul und Bagdad. Sie beſtehen aus einem leichten, mit Queerlatten verſehenen Holzviereck, von ungefähr zwanzig Fuß, woran mehrere Reihen aufgeblaſener, mit einander verbundener Ziegenſchläuche befeſtigt ſind. Natürlich müſſen ſich die Reiſenden, auf dieſen Flößen, ganz ſtill halten, weil ſonſt das Ausgleiten und Eintauchen unvermeidlich iſt. Indeſſen finden ſie unter jener Bedingung, für ſich ſelbſt, und ihr Gepäck, alle nur wünſchenswerthe Sicherheit darauf.

17.

a.

Botaniſche Miszellen.

Die Frucht des Pararara (Sap. Sapor) iſt ſo elaſtiſch, daß ſie bei dem Hinwerfen auf einen Stein, drei bis viermal, an acht Fuß hoch aufprellt. Ihrer Form wegen, wird ſie zu Paternoſterkügelchen gebraucht. Die Schale giebt ſehr viel Schaum, daher ſie ſehr gut zum Waſchen dient. Bei feinen Zeugen indeſſen ſoll dies nicht anwendbar ſeyn. — Es iſt völlig einerlei, ob ein Cocosbaum mit ſüßem oder ſalzigem Waſſer begoſſen wird. Dies iſt eine Eigenſchaft, die er mit dem Zuckerrohr, dem Piſang, dem Laur. pers. und dem

Aprikoſenbaume von St. Domingo gemein hat. — Der Stamm des Javillo, aus der Familie der Euphorbien wird ungeheuer groß. Man macht Kufen davon, die aus einem Stück beſtehen, und bei einem Umfange von acht Fuß, nicht weniger als vierzehn hoch ſind. Sie werden in Venezuela zum Aufbewahren des friſchen Zuckerſaftes und Syrups gebraucht.

b.

Aegyptiſches Roſenwaſſer.

Es wird in kleinen, kupfernen Diſtillirkolben gebrennt, und iſt beſonders zweimal abgezogen, von ſehr vorzüglicher Art. Man nimmt lauter eben aufgeblühte Roſen dazu, die ſchon im März verhanden ſind. Sie werden täglich, früh mit Sonnenaufgang, von eigenen Leuten gepflückt. Eine Roſenpflanzung von einem Morgen Landes, giebt dreihundert Rotteln dieſes Waſſers, das Rottel zu neunzig Pfund. Indeſſen muß man bemerken, daß die Bearbeitung und Bewäſſerung des Bodens, ſo wie das Brennmateriale und der Arbeitslohn beim Diſtilliren, ſehr koſtbar ſind. Daher der verhältnißmäßige ſo hohe Preis des ägyptiſchen Roßenwaſſers erſter Qualität. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß es fünfmal theurer, als das gewöhnliche iſt.

18.

a.

Perſiſche Hofmethodik.

Wenn der Shah merkt, daß einer ſeiner Großwürdenträger zu reich zu werden anfängt, ſo macht er von folgenden gelinden Laxanzen Gebrauch. Entweder ſchickt er ihm ein Paar Wochen, oder Monate lang, täglich eine Schüſſel aus der Hofküche zu, wofür jedesmal tauſend Ducaten zu entrichten ſind, oder er trägt ihm die tägliche Bewirthung einer fremden Geſandtſchaft auf. Weiter ſpielt er entweder, alle Wochen, ein halbes Dutzend Parthien Schach, zu ſiebenhundert Ducaten mit ihm, oder er ſtellt Wetten um ſechs, acht, zehn, ja zwölftauſend Ducaten an. In beiden Fällen verſteht es ſich, daß der ſcheinbare Günſtling, freiwillig verliehren muß. Will aber der Shah ſeinen Mann auf einmal, und mit der möglichſten Schnelligkeit ruiniren, ſo ladet er ſich zu einem Mittagsmahle bei ihm ein. Dieſe Ehre iſt ſo groß, d. h. ſo koſtſpielig, daß auch der Reichſte dadurch zum Bettler wird.

b.

Das rothe Meer.

Es führt den Namen in der That. Bei vollkommner Ruhe nemlich, erſcheint es glänzend roth, als wäre Mennig darin aufgelößt. Dies kommt von den unzählichen Molluſken her, die in der Mitte roth punktirt ſind. Das ſonderbarſte dabei ſcheint, daß dieſe Thierchen, bei Nacht, einen glänzenden Silberſchein haben, doch nur dann, wenn das Meer in Bewegung iſt. Auſſerdem leuchten ſie nur ſchwach, oder gar nicht, ungefähr wie der Staniol, womit die Spiegel belegt ſind.

19.

a.

Eigenthümlichkeit des Pernambuckholzes.

Sonſt auch Braſilienholz genannt. Es iſt äußerſt hart, und nimmt eine vortrefliche Politur an. Von auſſen iſt es blasroth, geſpalten aber erſcheint es dunkelroth; die Späne haben einen Zuckergeſchmack, Beim Verbrennen funkelt es und giebt nur wenig Rauch. Es färbt gerade noch einmal ſo ſtark, wie Campecheholz. Anfangs erſcheint die Farbe gelb; bald aber wird ſie tiefes Dunkelroth. Der Baum erreicht die Größe unſerer Eichen und hat eine grauweiße Rinde, die mit kurzen Stacheln beſezt iſt. Die wechſelsweiſe ſtehenden Blätter, gleichen denen vom Buchsbaum. Die hellrothen Blüten hängen büſchelweis an langen Stengeln herab und haben einen Maiblumengeruch.

b.

Rieſenhafte Unternehmung.

Im Louronerthale, auf der franzöſiſchen Seite der Centralpyrenäen, wurde vor ungefähr ſechszig

Jahren, eine Unternehmung begonnen, die ihrer Größe wegen wirklich viel Merkwürdiges hat. Es galt nemlich nichts Geringers, als nach dem jenſeitigen ſpaniſchen Thale von Gißou, einen unterirdiſchen Weg zu bahnen, der eine eben ſo leichte, als geheime Verbindung darbot. Die Abſicht dabei war, die herrlichen Fichtenſtämme des Louroner Thales bequem nach Spanien einzuſchwärzen, und dafür amerikaniſche Artikel einzutauſchen, deren Abſatz in Frankreich ungeheuren Gewinn verſprach. Wirklich ward die Arbeit auch angefangen, und troz dem äußerſt harten Thonſchiefer, muthig fortgeſetzt. Schon war der Weg, bei dreißig Fuß Breite, und zwei und zwanzig Höhe, an zweihundert in der Länge fortgerückt, als man den ganzen Plan, aus Mangel an Gelde, aufzugeben gezwungen war. Später, während der franzöſiſchen Schreckenszeit, diente dieſe unterirdiſche Gallerie mehreren Verfolgten zum ſichern Aufenthalt.

20.

a.

Seltſames Executionsmittel.

Es wird in China als lezter Verſuch bei hartnäckigen Schuldnern angewandt. Man hebt ihnen nemlich, am Neujahrstage, die Haus- oder Ladenthüre aus, wiewohl es meiſtens ſchon mit der Drohung genug iſt. Denn ehe es ein Schuldner zu dieſem äußerſten kommen läſt, zahlt er gewiß, wenn er es irgend möglich machen kann. Es liegt dabei ein Aberglaube zu Grunde, der den Gläubigern groſſe Vortheile bringt. Wenn nemlich die böſen Geiſter — heißt es — am Neujahrstage, ein Haus oder einen Laden, ohne Thür finden, ſo nehmen ſie für immer Beſitz davon, und der bisherige Inhaber hat weder Glück noch Ruhe mehr. So die chineſiſche Volksmeinung. Schade, daß die Schuldner nicht auch anderwärts ſo leicht zum Bezahlen zu bringen ſind.

b.

Sclavenſtempelung.

Sie iſt auf den Antillen im Gebrauch; jeder Eigenthümer bezeichnet ſeinen Neger mit ſeinem Namenszug. Dies geſchieht vermittelſt eines Stempels von dünnem Silberblech, der heiß gemacht und auf die Arme oder Schultern gedrukt wird. Verſteht ſich, daß die Stelle vorher mit Fett beſtrichen und ein Stück in Oel getränktes Papier darauf gelegt werden muß. Die Haut zieht ſich ein wenig auf und das Zeichen geht nie wieder aus. Neger und Negerinnen, die häufig verkauft worden ſind, ſehen daher an dieſen Körpertheilen wie tattowirt aus.

c.

Das kürzeſte Tiſchgebet.

Luther, Bugenhagen und Melanchton, wollten ſich zum Mittagseſſen niederſetzen. — «Laßt ſehn!» — ſagte Luther — «wer von uns das kürzeſte Tiſchgebet ſprechen kann?» — Hiermit begann er: — Dominus Jesus sit potus et esus! — Bugenhagen ſprach: — Dit en dat, droog en nat, Deus benedicat! — Melanchthon aber betete noch kürzer: — Benedictus benedicat! — So gewann er den Preis.

21.

a.

Das Rhinozeroshorn.

Es iſt ſo feſt u. ſ. w., daß es vortreflich zu Drechslerarbeiten dient. In Mokka beſonders, wo man es aus Abyßinien bezieht, werden ſehr ſchöne Becher und Tabaksdoſen daraus gemacht. Die erſteren haben die Eigenſchaft, daß ſie kein Gift vertragen, man wird dies ſogleich an darauf erſcheinenden ſchwärzlichen Flecken gewahr. Sie ſind deshalb bei den vornehmen Arabern ungemein beliebt.

b.

Indiſch-engliſcher Armeeluxus.

Derſelbe ward beſonders bei dem Heere bemerkt, das unter dem Befehle des Generals Baird, 1801 bei Kairo gelagert. Der Zeltſaal des Generals war mit ſeidenen Tapeten, feinen oſtindiſchen Matten, kryſtallenen Kronleuchtern u. ſ. w. verziert. Der Porter ward aus ſilbernen, vergoldeten Krügen, der Madera, Burgunder u. ſ. w., aus geſchliffenen, engliſchen Kelchgläſern getrunken, die Tafel war mit den feinſten, orientaliſchen Delicateſſen bedeckt. Dies alles war aus Indien, über den arabiſchen Meerbuſen nach Coßeir, von da zu Lande, durch die Wüſte nach Cene und von da vollends, auf dem Nil, nach Cairo herbeigeführt.

23.

a.

Azulejos von Valencia.

Es ſind viereckichte Fayencetäfelchen, mit blauen Figuren und andern Zeichnungen, ſehr artig verziert. Sie werden im ganzen ſüdlichen Spanien und Nordafrica, zur Begleidung der Wände, Fußböden u. ſ. w., gebraucht. Man pflegt meiſtens ganze Gemälde daraus zuſammen zuſetzen, die bei der feinſten Sorte wirklich nicht ohne Verdienſt ſind. Das tauſend Azulejos der wolfeilſten Art, wird mit ſechs Piaſtern, das tauſend der beſten mit 75, bezahlt. Die Hauptverſendungen für Africa pflegen über Algier zu gehn.

b.

Die neugriechiſchen Frauen.

Sie ſind im allgemeinen groß und wohl gebaut, haben ſehr ſchöne Augen, ſehr edle Züge, wahrhaft griechiſche Buſen, herrliche Zähne und einen Mund zum Küſſen gemacht. Nach den Provinzen finden indeſſen im Einzelnen mehrere Verſchiedenheiten ſtatt. So iſt z. B. die Spartanerin blond und zart; während die Griechin vom Taygetus, der ſtolzen, kriegeriſchen Pallas gleicht. Die Meßenierin iſt klein, rund, niedlich, grazienhaft, während die Arcadierin, bei aller Lieblichkeit ihres Lächelns immer etwas ſchwerfällig erſcheint. Alle dieſe Frauen haben übrigens einen Ernſt und eine Strenge des Charakters, die der aſiatiſchen Ueppigkeit ganz entgegengeſezt ſind.

24.

Miscellen.

a.

Man würde es für unmöglich halten, daß ein Brief, in neunzig Stunden, von London nach Hannover kommen kann. Gleichwohl hatte man im April 1821 ein Beiſpiel davon. Die Londoner Morgenpoſt vom 11ten des genannten Monates kam in der leztern Stadt ſchon am 14. Abends um acht Uhr an, und brachte die Briefe und Zeitungen vom 10. mit. — In allen größeren, türkiſchen Häuſern, befinden ſich Schaukeln, meiſtens in hohen Sälen angebracht. Sie werden für unentbehrlich gehalten, weil man ſich, ohne zu ermüden, ſtarke Bewegung darauf machen kann.

b.

Für geborene Chineſen ſind die Buchſtaben B. D. R. und X. unausſprechbar. In ihrem Alphabete finden ſich nemlich keine Töne, die den genannten ähnlich ſind. — Alle Muscatnüſſe, die von den Molukken nach Europa u. ſ. w., gehen, werden vorher in Oefen getrocknet, theils damit ſie leichter werden, theils und beſonders, damit die Keimkraft erſtikt wird. — Um falſche, engliſche Banknoten von ächten zu unterſcheiden, wird folgendes, angeblich untrügliche Mittel angeführt. Man kehrt nemlich die Note um, und macht ſie auf der Rückſeite behutſam naß. Iſt ſie nun ächt, ſo wird das geheime Waſſerzeichen in wenig Secunden ſichtbar; iſt ſie es nicht, ſo zeigt ſich das Gegentheil.

25.

a.

Durch eine ſonderbare aber gut berechnete Speculation, wurden die Staatskleider der ehemaligen Buonapartiſchen Senatoren, Ende 1815, nach Haiti geſchickt, und an die dortigen Großen verkauft. — Sehr bemerkenswerth iſt die große Verbreitung der Bierbrauereien durch ganze Weſt- und Südeuropa, wie ſie ſeit den lezten dreißig Jahren ſtatt gehabt hat. So wird jezt zu Cadiz und Neapel, zu Rom und Lißabon, zu Marſeille und zu Madrid, Bier gebraut. — Aller arabiſcher Caffe, wird nach der Verſicherung eines neuen engliſchen Reiſenden, vor der Verſendung, leicht in Waſſer abgeſotten, damit man die Bohnen nirgends zum Anpflanzen brauchen kann.

b.

Die lange amerikaniſche Baumwolle war früher in England ſehr geſucht, jezt aber findet ſie beinahe gar keinen Markt mehr daſelbſt. Die Urſache iſt, weil die engliſchen Spinnereien nun auch zur Verarbeitung der kurzen Baumwolle, und namentlich der oſtindiſchen, eingerichtet worden ſind. — Das beſte Mittel gegen die Seekrankheit ſind, nebſt der friſchen Luft, Säuren, beſonders der Orangen- und Citronenſaft, mit etwas Zucker vermiſcht. Hierdurch werden in Kurzem Ausleerungen nach unten befördert, worauf ſchnelle Beruhigung folgt. — Einer der kleinen Artikel, die zu vielen Hunderttauſenden aus England gehen, ſind Pinſel von Schweineborſten, ungefähr einen halben Daumen dick. Sie dienen den Chineſern der höhern Claſſen, ſtatt unſerer Makulaturſervietten, weßhalb auch an einem gewiſſen Orte, immer Gefäße mit Waſſer ſtehn.

26.

a.

Cultur in Tornea.

Sie wird beſonders unter den Frauen der höhern Stände bemerkt. Die meiſten derſelben ſprechen franzöſiſch; einige verſtehen ſogar italieniſch, alle ſpielen irgend ein Inſtrument, und immer meiſterhaft. Tornea war nämlich ehemals eine der wohlfeilſten Städte von Schweden, und daher der Wohnſitz vieler Penſioniſten, beſonders vom Militärſtand. Dieſe hatten auch eine treffliche Leſegeſellſchaft errichtet, und ſogar eine anſehnliche Leihbibliothek angelegt. Von allen vorzüglichen deutſchen und franzöſiſchen Schriften, kam immer ein Exemplar davon hierher. Seit der ruſſiſchen Beſitzung indeſſen, beſteht kaum noch der Schatten dieſes Vereins. Die Urſache iſt, weil den Penſioniſten erlaubt wurde, auch über die Grenze zu ziehen, was aus Vorliebe für Schweden, von ſehr vielen geſchah.

b.

Der kühne Schiffer.

In den Wintermonaten von 1820 auf 21, fuhr zwiſchen Oſtende und der engliſchen Küſte, ein Kauffahrer ganz eigener Art hin und her. Es war ein kühner kräftiger Seemann, der ſein leichtes offenes ſechszehn Fuß langes, und vier Fuß breites Boot, ganz allein zu regiren verſtand. Er ſetzte ſich mit dem Rücken gegen das Steuerruder, auf eine kleine Bank, regierte daſſelbe, vermöge zweier daran befeſtigter Taue, und holte ſeine Segel an, ohne aufzuſtehen. So machte er die Reiſe, in drei bis vier Tagen, hin und her, und that in dieſer ganzen Zeit kein Auge zu. So erwarb er aber auch, an der kleinen Ladung von Landesprodukten, was zum Unterhalt eines lieben jungen Weibes, und zweier herrlicher Kinder nöthig war. Sein Boot gieng oft kaum ſechs Zoll über dem Waſſer, flog aber pfeilſchnell über die Wellen hin. Er pflegte es jedesmal ſorgfältig mit Talg zu beſtreichen, wodurch einerſeits das Leckwerden, anderſeits das Anſetzen von Eis verhindert ward. Der wackere Mann ſetzte ſeine Fahrten bis gegen den Herbſt von 1821 fort. Hier aber erhielt er, auf die Fürſprache der Herzogin von R., eine Einnehmerſtelle an einem Kanale, und lebt nun ſehr vergnügt. Er hatte in Zeit von einem Jahre doch noch ein kleines Kapital von fünfzig Pfund Sterling zurückgelegt.

27.

Die erſte Weizenpflanze in Quito.

Für das Heer des Eroberers Cortez, ward aus Spanien Reis nach Mexico geſandt. Die Ladung kam an und ein Theil derſelben nach Quito. In dieſem Reiſe wurden drei Weizenkörner gefunden, und in einem irdenen Topfe oder Kruge ausgeſäet. Sie trugen nach Verhältniß, ſo daß in wenig Jahren ſchon ein kleines Weizenfeld vorhanden war. Ein Franciskaner war es, dem man dieſe Anpflanzungen verdankt. Noch wird jenes Gefäß, in dem Franciskanerkloſter zu Quito, als eine Merkwürdigkeit aufbewahrt. Es iſt mit der altdeutſchen Inſchrift verſehen: **Wer aus mir trinkt, der denke an Gott!**

28.

Genua.

In Genua rollt, wenige Straßen ausgenommen, durchaus kein Rad. Das ganze bildet eine Art von Labyrinth, das man nur mit Mühe kennen lernt. Einige dieſer Gaſſen und Gäßchen ſind ſo ſchmal, daß ein beladener Mauleſel die ganze Breite derſelben ausfüllt; die zahlreichen Kramläden ziehen das Auge durch ihren niedlichen Aufputz an. Von den Caſtanien bis zu den Datteln und von den Urnerkäſen bis zu den bologneſiſchen Mortadellen, findet der Gutſchmecker Alles, was er nur wünſchen kann. Dabei verbreiten die herrlichen Fruchthaufen von Cedras, Orangen, Citronen u. ſ. w., ſo wie die Gewürz- und Blumengewölbe, einen höchſt lieblichen Geruch. Das Klima von Genua iſt mild und angenehm.

29.

Berittene Hirten in Südamerika.

Namentlich in Buenos-Ayres und Paraguay. Sie ſind beinahe ihr ganzes Leben hindurch zu Pferde, und daher kaum im Stande zu Fuß zu gehen. Was ſie daher nur vornehmen, verrichten ſie alles reitend, wobei das Pferd das Meiſte thun muß. So laſſen ſie z. B. ihre Pferde Waſſer ſchöpfen, Lehm kneten, u. ſ. w., ſo fiſchen und angeln ſie zu Pferde, ſo halten ſie ihre

Geſellſchaften vor den Wirthshäuſern, ſo hören ſie die Meſſe vor den offenen Kirchthüren; ja, ſo bringen ſie ſelbſt ihre Todten, mit Stricken und Kreuzſtücken auf Pferde befeſtigt, zur prieſterlichen Einſegnung. Man kann leicht denken, daß dieſe Hirten, bei der beſtändigen Uebung von Jugend auf, ſehr fertige, wenn auch eben nicht ſchulgerechte Reiter ſind. Sie reiten die roheſten Füllen, die unbändigſten kaum eingefangenen Pferde, ja ſelbſt wilde Stiere ohne Schwierigkeit.

30.

Das ſonderbare Fußbad.

Ein junges, robuſtes, vollblütiges Mädchen, ließ ſich magnetiſiren, und foppte dabei, wie gewöhnlich, ihren Arzt, ihre Verwandten und das Publikum. Unter andern klagte ſie auch, über gänzliche Gefühlloſigkeit in den Füßen, es käme ihr vor, verſicherte ſie, als wären ſie ihr abgehauen. Als ſie nun nach dem Mittel gefragt ward, das ſie ſich dagegen verordnen wollte, nannte ſie ein Weinchokolaten-Fußbad. Die Eltern waren reich, das Fußbad wird gemacht und die Kranke blieb allein. — Was geſchah? — Flink und rüſtig ſprang ſie aus dem Bette, ergriff einen Löffel, und aß das Fußbad bis auf eine Kleinigkeit aus.

Mai.

1.

Prachtvolle Seeerſcheinung.

Es iſt das Leuchten des Meeres während einem Sturme im Ocean. Die Wellen, die am Vordertheile des Schiffes emporſteigen, gleichen hochlockenden Flammengarben, während das Fahrzeug zwiſchen glänzenden Feuerringen hinſchwebt. Jede Wogenſpitze zeigt einen Phosphorſchein, und jedes Schaumtheilchen iſt einem elektriſchen Funken gleich. Hinter dem Schiffe bildet ſich zugleich eine klare glänzend weiße Fläche mit hochblauen leuchtenden Punkten überſäet, die einem ſchmelzenden Metallguſſe ähnlich iſt.

2.

Die Inſel Syme.

Sie liegt in den Gewäſſern von Rhodus, und iſt nichts als ein unfruchtbarer Felſen, in deſſen Spalten nur hier und da etwas Wein gezogen wird. Indeſſen hat die Natur den wenigen Einwohnern einen ziemlich einträglichen Erwerbszweig auf dem Boden des Meeres verliehen. Dies ſind die Schwämme, die rund um die Inſel in großer Menge zu finden ſind. Von dem

Ertrage derſelben ſchaffen ſich die armen Inſulaner die nöthigſten Bedürfniſſe an. Männer, Weiber und Kinder, alle beſchäftigen ſich mit dem Schwammſuchen, und alle ſind daher im Tauchen geübt. Die jungen Männer beſonders, zeichnen ſich durch große Geſchicklichkeit aus. Indeſſen iſt dieſes Erwerbsmittel ſehr angreifend, und der großen Raubfiſche wegen, ſelbſt mit Gefahren verknüpft.

3.

a.

Armeniſche Zeitung.

Sie wird in dem armeniſchen Kloſter gedruckt, das auf einer der Inſeln, in den Lagunen von Venedig liegt. Die Artikel werden meiſtens aus den beſten italieniſchen Blättern überſetzt. Ueber Konſtantinopel werden eine Menge Exemplare in die ganze Levante verſandt. Drei davon kommen in das Serail. Mit Hilfe derſelben werden die Bülletins kontrollirt, die die Hoſpodars der Moldau und Wallachei wöchentlich einzuſenden gehalten ſind.

b.

Der Schleier der Königin Maria Stuart.

Er iſt von weißem Flor, mit goldenen Sternchen überſäet; ſie trug denſelben, als ſie das Blutgerüſt beſtieg, und machte, einige Minuten vor ihrem Tode, einer ihrer Kammerfrauen ein Geſchenk damit. Von dieſer kam derſelbe an die Jeſuiten, und endlich an den Kardinal von York (den Bruder des Prätendenten) nach Rom. Endlich, nach vier und fünfzig Jahren, gieng jene Familienreliquie, in Folge eines Vermächtniſſes des Kardinals, an Sir John Hippesley in Irland über, deſſen Gemahlin ein Abkömmling der Stuarts geweſen war. Dieſer Schleier iſt übrigens ſehr gut erhalten, und bei einer Länge von neun und achtzig Zoll, drei und vierzig breit.

4.

a.

Der Nil in ſeinen moraliſchen Wirkungen.

Er feſſelte die Anwohner an ihren Boden; er erhielt ſie unverändert in ihrer urſprünglichen Form. Von ihm gieng alle Fruchtbarkeit des beengten, von Wüſten eingeſchloſſenen Thales aus; ſeine Quellen, nicht das Meer, zogen die Blicke der Aegyptier an, dieſes war unrein wie der Strom heilig für ſie. So warf ſich die ungeheure innere Kraft dieſes Volkes, auf den beſchränkten Raum ſeiner Entwicklung! Daher bei wenigen Ideen, deſto mehr phyſiſche Gewalt; daher bei wenig geiſtigen Erſcheinungen, eine Fülle von irdiſcher Herrlichkeit. Man ſehe nur dieſe Pyramiden u. ſ. w. an.

b.

Negerküche.

Nach der Erzählung eines neuen Reiſenden, kochen die Neger auf Isle de France, ohne alle Geräthſchaften, auf folgende Art: Sie graben nämlich ein Loch in die Erde, und machen mit dürren Blättern, Geſträuchen u. ſ. w., Feuer darin an. Wenn nun dieſes gehörig brennt, decken ſie einen glatten Stein über die Oeffnung, doch ſo, daß die Flamme an einigen Seiten noch herausſpielen kann. Dieſer Stein wird natürlich ſehr bald erhizt. Sobald ſie dies finden, legen ſie nun das Fleiſch oder die Fiſche darauf, wickeln dieſelben jedoch vorher ſorgfältig in ſaftige Blätter — meiſtens von einer Nymphäe — ein. So erhalten ſie in kurzer Zeit ein ſehr gutes Gericht, ohne allen brandigen Geſchmack. Selbſt Reis, Pataten u. ſ. w., dann und wann gehörig angefeuchtet, kochen auf dieſe Art vollkommen gar.

5.

Der Melonencactus.

Es iſt der Cact. Mel. der meiſtens vierzehn Rippen und oft zehn Zoll im Durchmeſſer hat. Er verſchließt in ſeiner ſtachlichten Kugel, ein waſſerreiches, kühlendes Mark. In den brennenden Steppen von Südamerika wird er daher von den Maulthieren mit großer Begierde aufgeſucht. Der Inſtinkt dieſer Thiere iſt dabei höchſt bewundernswerth. Schon in ziemlicher Entfernung riechen ſie dieſe Pflanzen und beſchleunigen ihren Gang dahin. Dann ſchlagen ſie mit dem rechten Vorderfuße die Stacheln abwärts, nähern die Lippen äuſſerſt vorſichtig, und ſchlürfen ſo langſam das ſaftige Mark aus.

6.

a.

Braſilianiſche Zuckerpflanzung.

Auſſer den eigentlichen Rohrfeldern, müſſen noch Waldungen, Maniock- und Bohnenfelder, ſo wie hinlängliches Weideland dabei ſeyn. Das Ganze hat denn ſechs bis acht, ja zwölf Stunden im Umfang. Hiervon kommt meiſtens die Hälfte auf die Waldungen, während etwa ein Drittheil angebaut iſt. Eine Pflanzung von vierzig Negern, Männer und Weiber zuſammen, und von eben ſo viel Pferden und Ochſen, wird zu den bedeuternden gerechnet, und, nach dem Boden, auf drei bis fünf tauſend Karolin geſchätzt. Pflanzungen der erſten Klaſſe mit achtzig bis hundert Negern u. ſ. w., ſind zwiſchen ſieben bis zehn tauſend Karolin werth. Dabei iſt zu bemerken, daß in Braſilien jedes Feld dem Walde abgewonnen werden muß, alſo auch die erſte Anlage zu einer Zuckerpflanzung. In gutem Boden wird das Rohr, in zwölf bis fünfzehn Monaten, in ſchlechterem, in achtzehn bis zwanzig reif. In jenem erreicht es, bei beträchtlicher Dicke, eine Höhe von zwölf bis dreizehn Fuß.

b.

Tartariſche Pferdemäſtung.

Sie iſt bei den tartariſchen Stämmen des Kaukaſus im Gebrauch. Man ſchneidet den alten, untauglichen Pferden, Mähnen und Schweife ab, und läßt ſie dann auf die Maſt in die Wälder gehen. Wenn ſie nun recht fett geworden ſind, werden ſie geſchlachtet, was Fleiſchvorräthe für den Winter giebt. Aus dem feinſten Fleiſche werden auch Würſte gemacht, man nimmt meiſtens die Bauchſtücke dazu.

7.

Botaniſche Merkwürdigkeit.

Zu Woodville, einer Beſitzung eines Mn. Yates, in Devonſhire, blühte im Sommer 1821 eine Aloe (Agav. americ.) Die man von jeher, nur mit Stroh umwickelt, im Freien überwintern zu laſſen gewohnt war. Der Stengel hatte bereits Anfang Junius die Höhe von zwanzig engliſchen Fuß erreicht. Es ſoll dies das erſte Beiſpiel in dieſem Lande ſeyn. Devonſhire iſt übrigens der wärmſte und geſchätzteſte Punkt des ſüdlichen Englands. Auch Orangenbäume an Spalieren gezogen, die ſich auf der Südſeite befinden, gedeihen vortreflich, und überwintern gleichfalls im Freien, auch nur auf obige Art verwahrt.

8.

a.

Teſtamente in England.

Die Geſetze über dieſelben ſind ſo unvollkommen, daß ein falſches nur zu leicht zu ſchmieden, und nur zu ſchwer umzuſtoßen iſt. Die Bedienten, die Aerzte, die Wärter, die Notäre ſelbſt, können ſämmtlich Legate erhalten, und zugleich Zeugen ſeyn. Ob der Teſtirende noch Sprache, Beſinnung u. ſ. w., hatte, darauf kommt es gar nicht an.— Hatte er Leben in ſich?— Das iſt das Einzige, wornach, dem Buchſtaben des Geſetzes zu Folge, gefragt werden muß. Ein Kopfnicken, eine noch ſo ſchwache Bewegung der Lippen, eines Fingers u. ſ. w., gilt demnach für eine Bejahung. Es iſt daher häufig der Fall, daß man dem eben Verſchiedenen eine Schmeißfliege in den Mund ſteckt, wodurch dann eine gewiſſe Bewegung der Lippen entſteht. Engliſche Rechtsgelehrte geſtehen ſelbſt, daß von zwanzig Teſtamenten, nur zwei anzugreifen ſind, während kaum eines umzuſtoßen iſt.

b.

Frühling auf Morea.

Das erſte Erwachen deſſelben kündigt ſich mit dem Februar an. Zwiſchen den Felſen und dem ſchmelzenden Schnee, brechen nun auf allen Seiten, Blumen und

Blüthen hervor. Veilchen, Narciſſen und Primeln, der Hollunder und der Weißdorn; alles ſproßt und glänzt in neuer Lebenskraft. Die ſchlummernde Erde iſt erwacht; leichte Erſchütterungen verkündigen ihre Fruchtbarkeit; bald rollt wieder der Donner von dem Gebirge herab. Der März erſcheint, und bringt den vollen, lieblichen Frühling mit. Der Himmel glänzt in ſeiner ganzen Herrlichkeit; ſelten wird die Sonne von einzelnen Wolken verhüllt. Alle Quellen ſind mit Blumen, alle Bäume mit Blüthen bedeckt. Schaarenweis kommen die Störche und Schwalben, die Nachtigallen und Wachteln an. Die Reben ſchlagen aus, die Bienen fangen an einzuſammeln und die Wärme nimmt mit jedem Tage zu.

9.

Die Höhle von Ataruixe.

Sie befindet ſich am ſüdlichen Eingange von dem Felſenthale des wilden Ature, in Südamerika. Es iſt ein großes Gewölbe, die Gruft eines vertilgten Völkerſtamms. Humboldt fand noch an ſechshundert Scelette in Körben von Palmenſtielen darin aufbewahrt. Dieſe Körbe oder Maxires, wie ſie in der Landesſprache heißen, ſind viereckigt, und der Form der Scelette jedesmal auf das genauſte angepaßt. Vom größten Manne an, bis zu dem neugebornen Kinde herab, hat jedes Scelett den ſeinigen; jedes iſt aber auch ſo gut erhalten, daß keine Rippe, ja kein Fingerglied fehlt. Uebrigens ſind dieſe Seclette theils gebleicht, theils mit wohlriechenden Harzen und Piſangblättern überzogen, theils mit Onoto, dem Pigment der *Bixa orellana* roth gefärbt. Humboldt erfuhr von einigen Indianern, daß dieſe Methode bei einigen Horden, noch itzt im Gebrauche ſei. Zu dieſem Ende wird der Leichnam, nach Befinden, einige Wochen oder Monate in feuchtes Erdreich eingegraben, ſo daß ſich der größte Theil der Muskeln verzehren muß. Hierauf wird der Reſt des Fleiſches, mit ſcharfen Steinen, bis auf die Knochen abgeſchabt.

10.

Reitochſen.

Man findet ſie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und zwar bei den Korana-Hottentotten, die die älteſten Urbewohner dieſes Landes ſind. Jene Reitochſen, ſorgfältig abgerichtet, geben den Paß, Trott, und Gallop, in gleicher Vollkommenheit. Sie werden mit einem einfachen Zügel geleitet, der an einem durch die Naſe gehenden Pflocke befeſtigt iſt. Dabei werden ſie aber eben ſo wenig gemißhandelt, wie ein vorzügliches Reitpferd. Statt des Sattels, bedient man ſich blos eines Schaaf- oder Ziegenfelles, das mit einem Riemen befeſtigt wird. Es ſcheint, daß das Klima dieſe Ochſen eben ſo veredelt, wie dies der Fall mit den Eſeln, im ſüdlichen Frankreich und Spanien iſt.

11.

Kirchliche Merkwürdigkeit.

In dem kleinen franzöſiſchen Dorfe Oße oder Oßau, nur einige Stunden von der ſpaniſchen Grenze entfernt, (Weſtpyrenäen), befindet ſich eine proteſtantiſche Gemeinde, die zwar nicht ſehr zahlreich iſt, aber dennoch ihre eigene Kirche hat. Sie beſteht aus Hirten, die die Sommermonate auf den ſpaniſchen Pyrenäen zubringen, wo man ſie, ohne ihren Glauben zu kennen, oder zu beachten, gegen die gewöhnliche Bezahlung, ſehr gern zuläßt. Dieſe ehrlichen Leute, die ſeit der Proteſtantenverfolgung (unter dem ſchändlichen Ludwig XIV.) bis 1805 ohne Kirche geweſen waren, ſehen ſich endlich in dem genannten Jahre im Stande, ein zwar nur ländliches, aber dennoch anſtändiges Gotteshaus, mit eigenen Händen, und aus eigenen Mitteln zu erbauen. Einen Pfarrer haben ſie freilich noch nicht beſolden können; allein iedes Jahr kommt zu Pfingſten einer der benachbarten (fünfzehn Stunden weit her) nach Oßau und verrichtet, was an geiſtlichen Handlungen nöthig iſt. An den übrigen Sonn- und Feſttagen, verſehen die Aelteſten den Gottesdienſt.

12.

a.

Kanariſcher Fiſchteig.

Er wird aus einer Art Stockfiſch gemacht, und giebt, auf dieſen ſämmtlichen Inſeln, das Hauptnahrungsmittel der niedern Claſſen ab. Meiſtens iſt er mit Roggen- oder Gerſtenmehl verſetzt. Bei dem Gebrauche wird er mit Waſſer oder mit Milch, Oel und Honig angemacht. Dieſe Art Stockfiſch kommt von der afrikaniſchen Küſte, wo ſie in Menge zu finden ſind. Sie werden eingeſalzen, entweder von den Mauren verführt, oder auch von den kanariſchen Kaufleuten ſelbſt abgeholt.

b.

Das adelloſe Reich.

Es iſt China; man weiß dort nichts von Erb- oder perſönlichem Adel, man kennt blos die Claſſe, das Amt und die Titulatur. Dergleichen Ehrentitel kommen indeſſen nur der Familie Confucius, den Prinzen der kaiſerlichen Familie, den wirklichen oder ehemaligen Mandarins, endlich ſolcher Perſonen zu, die mit einer Auszeichnung z. B. einer Pfaufeder von dem Kaiſer beehrt worden ſind. Hierauf kann jedoch, ſo wie auf die Mandarinenſchaft u. ſ. w. ſelbſt, jeder Chineſe ohne Unterſchied, Anſpruch machen, verſteht ſich, wenn er Talent, Glück und Geſchicklichkeit hat. Eben ſo ſinken aber auch die Nachkömmlinge der vornehmſten Mandarins wieder in die unterſten Claſſen zurück; ſobald ſie ſich nicht perſönlich zu halten vermögend ſind.

13.

Ohio-Piroguen.

Es ſind nichts als ausgehöhlte Baumſtämme, meiſtens von Sycomoren, (Fic. Sycom.) die man in dieſen Gegenden von auſſerordentlicher Höhe und Dicke zu finden pflegt. Piroguen von 36 Fuß Länge und 4 Fuß Breite ſind daher noch keine Seltenheit. In dieſen Fahrzeugen ſchifft man den ganzen Ohio bis Wilkinſonville hinab, das drei Stunden von der Mündung deſſelben in dem Mißißippi liegt. Hier aber muß man große Barken nehmen, die mit zehn Ruderern bemannt ſind.

14.

a.

Engliſcher Zwiebelhandel.

In England werden bekanntlich nur ſehr kleine Zwiebeln gebaut, weil dieſes Gewächs viel Wärme nöthig hat. Dies hat ſeit einigen Jahren große Spekulationen auf ausländiſche Zwiebeln veranlaßt. Anfangs bezog man deren aus Frankreich, und zwar aus den bequemen Canalhäfen, beſonders aus Morlaix. Dann ließ man ganze Ladungen ſpaniſcher kommen, und zwar vorzüglich über Corunna. Seit 1820 wird der größte Theil des Bedarfs aus Italien bezogen, und zwar über Livorno. Es ſcheint ſogar, daß man deren, ſelbſt aus ägyptiſchen Häfen, einzuführen denkt.

b.

Das Schlachtfeld von Pharſalus.

In Griechenland. Es breitet ſich nördlich von dieſer Stadt in unabſehbarer Ferne aus, wird von unzähligen Bächen durchſchnitten, und iſt mit zerſtreuten Baumgruppen und Dörfern bedeckt. Noch kann man, von dem Hügel, worauf Pharſalus liegt, ganz nach Lucans Beſchreibung, die beiden Lagerplätze deutlich vor ſich ſehn. Noch erkennt man die Schluchten, wo Cäſars Legionen die fliehenden Schaaren des Pompejus verfolgten; noch erblickt man ſüdwärts den Strand, wo dieſer große, unglückliche Feldherr ſich in eine Barke warf, um nach Aegypten zu entfliehen. — Pharſalus mag ungefähr 5000 Einwohner zählen, und treibt einen bedeutenden Handel mit Schaaf- und Baumwolle ſo wie mit Tabak.

15.

Der ſpaniſche Luther.

Michael Solano war Pfarrer zu Eſco, einem Flecken in Aragonien, ein Mann von ausgezeichnetem Geiſt. Fünfzig Jahr lang hatte er ſeine Zeit zwiſchen das Studium des neuen Teſtamentes, und tiefes Nachdenken getheilt. So war er endlich auf ein religiöſes Syſtem gekommen, das dem lutheriſchen beinahe in allen Punkten glich. Dies theilte er ſeinem Biſchofe u. ſ. w. mit, und ward dafür in die Gefängniſſe der

Inquiſition gebracht (1798). Er entkam, kehrte aber freiwillig dahin zurück, und ſtarb 1805 für wahnſinnig erklärt. Seine Gebeine ruhen im Hofe des Inquiſitionsgebäudes zu Saragoſſa, in einem Winkel gegen den Ebro zu.

16.

Kameele auf Teneriffa.

Sie werden theils zum Reiten, theils zur Waarenverſendung, theils in Mühlen u. ſ. w. gebraucht. Man erhält ſie von der afrikaniſchen Küſte, oder von den Inſeln Lancerota und Fortaventura, wo ſie die Landleute in Menge aufziehn. Jeder Bauer auf Teneriffa macht jährlich wenigſtens eine große Reiſe nach der Hauptſtadt der Inſel, St. Cruz. Eben ſo ſtellt er verſchiedene Wanderungen in dem Innern an. Hierbei werden nun die Kameele vorzugsweiſe gebraucht. Dieſe Züge mit Weibern, Kindern, Heerden u. ſ. w., haben etwas Morgenländiſches, das hier doppelt maleriſch erſcheint. Eben ſo wird auch der Kameelmiſt, wie im Orient, häufig zur Feuerung gebraucht.

17.

a.

Schildkrötengefechte.

Sie haben nur zwiſchen größeren und kleineren Statt, und ſind ſehr komiſch anzuſehen. Die größere ſtößt nämlich ſo lange an die kleinere, bis ſie dieſelbe umgeworfen hat. Hierauf beißt ſie ſie in die Füße, richtet ſie wieder auf, ſtößt ſie ein zweitesmal um, beißt ſie von neuem, und wiederholt dies alles ſo lange, bis ſie entweder ſelbſt ermüdet, oder ihre Feindin todt iſt.

b.

Malayenwuth.

Sie wird bei den Seeräubern von Malacca bemerkt, und iſt eine Folge des genoſſenen Opiums. Wenn dieſe Piraten nämlich ein europäiſches Schiff entern, ſind ſie mit nichts als ihrem Kriß verſehen. (Dolche, deren Klingen ſchlangenartig gewunden ſind). Um die Malayen abzuhalten, machten die Europäer ehedem von langen Lanzen Gebrauch. Allein dieſe berauſchten Barbaren ſtießen ſich dieſelben freiwillig durch den Leib und erreichten ſo ihre Gegner in einem Augenblick. Seitdem werden ſämmtliche Lanzen, zu einem Viertheil der Länge, mit einem breiten Quereiſen verſehen, ſo daß das vorige ſcheußliche Manöuvre unmöglich iſt.

18.

Der Rieſenbaum.

Er befindet ſich auf dem Wege von Turmero nach Maracay, in der ſüdamerikaniſchen Provinz Venezuela. Es iſt eine ſchöne Spezies der Mimoſa, in der Landesſprache Zamang genannt, deren gekrümmte Aeſte gabelförmig anzuſehn. Der Wipfel dieſes Baumes bildet einen Halbkreis, der 576 Fuß im Umfange hat; der Stamm ſelbſt indeſſen iſt, bei einem Umfange von neun Fuß, nur ſechszig hoch. Von jenem grünen Halbgewölbe, ſenken ſich nun eine Menge Aeſte gegen die Erde herab, bleiben aber durchgehends, zwölf bis fünfzehn Fuß, vom Boden entfernt. Sie ſind mit einer Menge Schmarozerpflanzen bedeckt Dieſer herrliche Zamang wird in großen Ehren gehalten; es ſcheint, daß er ſchon zu den Zeiten der erſten Eroberer vorhanden war.

19.

Braſilianiſche Reiter aus dem Innern.

Sonſt auch Sertanejos genannt. Ein ſolcher Reiter, auf ſeinem kleinen Pferde, mit langen Mähnen und eben ſolchem Schweife, macht in der That einen höchſt ſeltſamen Aufzug. Der hohe, vorn und hinten mit einer Lehne verſehene Sattel; die verroſteten Steigbügel; das dicke, weit herausſtehende Gebiß; die langen, rauhen, zuſammengedrehten Zügel; der rothe, runde Bettſack mit der Hangmatte und der Wäſche; die Schnappſäcke mit den Eßwaaren und dem Rauchapparat; ſchon dies hat ein recht eigenthümliches Anſehen. Dann aber auch der Reiter ſelbſt, mit ſeinem ſchmalen, niedrigen ledernen Hute, die kurze, braungerauchte Pfeife im Munde, mit Meſſer und Säbel bewaffnet, in der rechten Hand, eine lange geflochtene Reitgeiſel, und an den nakten Ferſen, die großen verroſteten Sporen, — in Wahrheit eine ächte braſilianiſche Originalfigur.

20.

a.

Künſtliche Entenausbrütung.

Sie findet in China ſtatt, wo Enten eine Lieblingsſpeiſe ſind. Zu dieſem Ende wird ein längliches, viereckigtes Behältniß von Bambusrohr, auf dem Boden mit Büffelmiſt bedeckt, dem zuweilen auch wohl Entenmiſt beigemiſcht iſt. Dies giebt die Unterlage für die erſte Schicht Eier ab. Jetzt kömmt eine zweite, etwas dünnere Miſtlage darauf, dann eine zweite Schicht Eier, dann wieder Miſt, und ſo immer weiter, bis das Ganze angefüllt iſt. Verſteht ſich, daß alles oben gut mit Miſt verwahrt werden muß.

Jtzt wird das Behältniß in ein Zimmer geſtellt, wo man den gehörigen Wärmegrad durch ein leichtes Feuer unterhält, und ſo hat die Ausbrütung ihren natürlichen Fortgang. Dabei iſt aber nöthig, daß das Behältniß zwei Schuh hoch über dem Boden erhaben iſt, weßhalb es am beſten mit Füßen verſehen wird. Zu gehöriger Zeit findet nun die Eröffnung ſtatt, die junge Brut wird vollends aus den Schalen genommen, und unter eine Menge alter Enten vertheilt. Dieſe nehmen ſich derſelben eben ſo ſorgfältig, wie der natürlich ausgebrüteten Jungen an.

b

Bemerkenswerthes aus Zürich.

Gewiß iſt, daß in Zürich, unter allen Claſſen viele Kenztniſſe verbreitet ſind, und daß ſelbſt unter den Handwerkern viel Kunſtſinn herrſcht. Die Principien der Geometrie, Phyſik, Chemie u. ſ. w., ſind faſt durchgehends populariſirt; das Zeichnen iſt beinahe allgemein. Herrſchende Liebhaberei ſind Muſik und Blumiſterei. Man findet Klavierſpieler der erſten Größe, und hier und da eine wahre Prachtblumenzucht. Merkwürdig iſt auch die Bürkliſche Zeitung, die an vierzig tauſend Exemplare, zum Theil in das benachbarte Deutſchland abſetzt. Endlich befindet ſich auch in Zürich eine kleine katholiſche Kapelle, deren Dienſt von einigen Kapuzinern verſehen wird.

21.

Türkiſche Hofzwerge.

Sie gehören zum Hofſtaate des Sultans, und geben gewöhnlich Poſſenreißer ab. Je unförmlicher und häßlicher ſie ſind, deſto beſſer behandelt man ſie. Sind ſie nun überdies taubſtumm und verſchnitten, und dabei noch einäugig, verwachſen und lahm; ſo haben ſie einen unſchätzbaren Werth. Ein ſolcher Zwerg wird häufig der Liebling ſeines Gebieters, ſo daß der ganze Harem um ſeine Gunſt zu buhlen gezwungen iſt.

22.

a.

Sonderbarer Fiſchfang.

Es iſt ein Aalfang, der mit **Pferden** und **Maulthieren** betrieben wird. Unglaublich, und dennoch wahr; ia von einem Manne, wie **Humboldt** verbürgt. Es ſind nämlich elektriſche Aale, ſogenannte **Gymnoten**, deren Kraft man an den Pferden und Maulthieren austoben läßt. Wenn dieſes geſchehen iſt, und die Aale gänzlich ermüdet ſind, flüchten ſie ſich vor den ſtampfenden Vierfüßlern an das Ufer, wo man ſie vollends harpunirt. Anfangs ſind dieſe Fiſche freilich ſehr ſtark, und ſchlagen nicht wenig Pferde, u. ſ. w. todt. Dies geſchieht, indem ſie ſich unter den Bauch derſelben drängen, wo die Entladung der ganzen Länge nach ſtatt haben kann. Die Pferde und Maulthiere kennen auch dieſe furchtbaren Gegner recht gut; daher man ſie nur durch Schläge in ſolche Gewäſſer treiben, und einzig mit Gewalt darin erhalten kann.

b.

Eigenthümlicher Erwerbszweig von Pommern.

Es iſt das **Malz**, das zwiſchen drei bis viertauſend Berl. Scheffel, über Stralſund, theils nach Altpreußen, theils nach Schweden und den Hanſeſtädten geht, dieſer Abſatz iſt ſo ſicher, daß er im Durchſchnitt faſt immer daſſelbe Quantum beträgt. Auch wird nach Schweden ſelbſt viel Gerſte verſandt. Eben ſo nach England, das auch viel Hafer und zwei Drittheile aller gewonnenen Erbſen und Bohnen bezieht. Nach Portugal wird Waizen verſchifft.

23.

Herkules-Ameiſen.

Sie werden in großer Menge in den Gärten von Athen geſammelt, und ihrer Nützlichkeit wegen, in bedeutenden Maſſen nach Italien verſandt. Dieſe Nützlichkeit beſteht darin, daß ſie die Citronen- und Orangenbäume von den kleinen rothen Ameiſen reinigen, die die gefährlichſten Feinde der zarten Früchte ſind. Eine Herkules-Ameiſe tödet in einer Minute zehn bis zwölf dieſer kleinen Art. Mit einigen Dutzend dieſer [illegible], kann man einen ganzen Garten von mäßiger Größe, in zwei bis drei Monaten davon befreien. Die Stärke der Herkules-Ameiſen iſt übrigens ſo groß, daß ſie ſelbſt Weſpen, mit Leichtigkeit wegzutragen im Stande ſind.

24.

Die ſieben Thürme.

Dieſe Feſtung, oder eigentlich dieſes Schloß zu Conſtantinopel, bildet ein ziemlich unregelmäßiges Fünfeck, das in jedem ſeiner Winkel einen, und in ſeiner Hauptfaçade noch zwei Thürme hat. Es mag einen

Flächenraum von wenigſtens 5300 Quadrattoiſen einnehmen, und beſteht aus mehreren großen Abtheilungen, die mit beſondern Mauern umgeben ſind. Das Ganze trägt den Charakter des Alterthums und der Verwitterung, des Deſpotismus und der Grauſamkeit. Ueberall Ruinen von Denkmälern der Vorzeit, halbverwiſchte Namen und Denkſprüche, Gefängniſſe, Gräber und Todtengebeine.

25.

Mutterliebe der Seeottern.

So wie ſich eine Seeotter mit ihrem Jungen in Gefahr ſieht, faßt ſie es in ihre Pfoten und taucht unter, wie es dieſe Thiere zu thun gewohnt ſind. Da aber das Junge unter dem Waſſer nicht lange aushalten kann, ſteigt die Mutter mit demſelben wieder herauf, bedeckt es mit ihrem Körper, und empfängt ſo den Todesſtreich. Zuweilen geſchieht es, daß ein Junges von der Mutter getrennt, und in das Boot gebracht wird. Kaum hört es die Alte ſchreien, ſo ſchwimmt ſie herbei, ſucht an dem Boote hinaufzuklettern und wird augenblicklich erlegt. Wird eine Seeotter angegriffen, die zwei Jungen hat, ſo beißt ſie das ſchwächſte todt, und ſucht ſich mit dem andern zu retten, wenn es nur irgend möglich iſt.

26.

Inſtinkt der Maulthiere in Südamerika.

Er iſt unter andern, auch in Anſehung des Waſſerauffindens bemerkenswerth. Nicht genug, daß dieſe

Maulthiere die Waſſerlachen und kleinen Teiche in der Nähe von einzelnen Gütern zu finden wiſſen; ſie ſuchen dieſelben, auch mitten in den Steppen, in ſehr bedeutenden Entfernungen auf. Wenn daher Abends Raſt gemacht wird, läßt man die Maulthiere erſt fünf bis ſechs Stunden ruhen, um ſich abzukühlen, dann aber ſchickt man ſie aufs Waſſerſuchen (para buscar agua) aus. Mit vorwärts gebeugtem Kopfe, mit hochaufgerektem Schwanze, fliegen nun dieſe Thiere in gerader Richtung gegen den Wind dahin. Bald bleiben ſie ſtehen, um dem Anſchein nach, ſich durch den Geruch zu verſichern; bald verdoppeln ſie ihre Schnelligkeit. Endlich nähern ſie ſich der Lache, und kündigen den Fund durch freudiges Wiehern an.

27.

a.

Aberglaube der Neugriechen.

Er äuſſert ſich unter andern auch durch die Furcht vor der Zahl fünf. Kein Grieche ſpricht daher das Wort Penta (5) aus, ohne daß er eine Entſchuldigung, eine Art frommen Salrias vorausſchickt. Die Urſache davon ſcheint in dem Entſetzen zu liegen, das man vor den ausgeſtrekten fünf Fingern hat. Dieſe Pantomime wird nemlich als das ſchrecklichſte Verwünſchungszeichen angeſehen.

b.

Neue phyſiognomiſche Grundſätze.

Sie rühren von dem engliſchen Arzte J. Croß her. Ihm zu Folge, nimmt die Bedeutſamkeit der Lippen, von den Mundwinkeln an, mit dem Fleiſche zu. Er beweißt dies, wie er glaubt, durch die Bemerkung, daß der mittlere Theil der Lippe, nicht nur die wichtigſten Zähne bedeckt, ſondern auch beim Sprechen, Eſſen u. ſ. w. ſo thätig iſt. Je weiter die Oberlippe über die Vorderzähne geht, deſto mehr Anlage zur Geſelligkeit. Je mehr der mittlere Theil der Unterlippe aufgeworfen iſt, deſto mehr Stolz. Je tiefer dieſelbe herabhängt, deſto mehr leidende Unterwürfigkeit. Je breiter die Naſe, deſto mehr Hab- und Rachſucht. Je höhere und breitere Naſenknorpel, deſto mehr ausdauernde Kraft und Kühnheit. Je mehr die Zähne denen der fleiſchfreſſenden Thiere gleichen, deſto mehr Heftigkeit. Je mehr ſie dagegen denen der Herbivoren ähneln, deſto mehr Sanftheit.

28.

a.

Renegaten.

Man glaubt gewöhnlich, daß alle Chriſten u. ſ. w. die zu dem Islam übergehen, beſchnitten werden müſſen, allein dies iſt ein Irrthum. Sobald ſie über fünfzig Jahr alt, oder auch von ſchwächlicher Conſitution ſind, werden ſie, der bedenklichen Folgen wegen, davon diſpenſirt. Es reicht dann das bloße Herſagen des kurzen Glaubensbekenntniſſes vollkommen zum Uebertritte hin. (Es iſt nur ein Gott und Mahomed iſt ſein Prophet.) Die meiſten Renegaten finden ſich in den Häfen ein. Man erräth, daß es Matroſen ſind, doch machen nur wenige ein beſonderes Glück.

b.

Martialiſche Negergalla.

Wenn die Neger ins Feld rücken wollen, ſind ſie auf eine recht häßliche, furchtbare Verzierung ihres Körpers bedacht. Zu dieſem Ende bemahlen ſie das Geſicht mit einem gewiſſen Kräuterſafte, der es glänzend ſchwarz, wie Ebenholz macht. Dagegen beſtreichen ſie den übrigen Körper mit Kalk, wobei jedoch die Knie und Ellbogen mit Bolus bepinſelt ſind. Ueberdem behängen ſie ſich mit einer Menge Grigris oder Amulete, wovon immer eines häßlicher als das andere iſt.

c.

Das Bagno zu Conſtantinopel.

Es liegt auf der Oſtſeite des Hafens und iſt mit einer hohen Mauer eingefaßt. Am beſten denkt man ſich daſſelbe als eine ungeheure Halle, die durch zwei Stockwerke geht, und in deren Wänden eine Menge dunkler Behälter, für den Nachtverbleib der Gefangenen angebracht. Sie ſind immer zwei und zwei zuſammengekettet, haben je nach ihren Geldmitteln oder dem Charakter der Aufſeher, bald ein trauriges bald ein erträgliches Loos. Die Arbeit — meiſtens im Arſenale — dauert, eine Stunde Mittags ausgenommen, von Morgens ſechs bis Nachmittags vier Uhr. Dann dürfen die Gefangenen noch zwei Stunden im Hofe bleiben, der ſehr geräumig und mit einer Menge Krambuden beſetzt iſt. Selbſt Wein und Brandwein werden hier ganz öffentlich verkauft.

29.

Falſche Pferdemähnen und Schweife.

Eine recht füllreiche Mähne, ſo wie ein recht ſtarker und langer Schwanz, wird in Rußland für eine weſentliche Schönheit eines Pferdes angeſehen. Beide werden daher mit großer Sorgfalt gepflegt, und im Nothfall durch falſche erſetzt. Vornehme herrſchaftliche Kutſcher indeſſen, betrachten das letztere wie eine Schande und geben lieber die Dienſte auf. Abermals ein Beitrag zur Geſchichte des eigenthümlichen *Point d'honneur.*

30.

Die Kylfer.

So werden in der Gaunerſprache die Diebe genannt, die nur auf Geldſtehlen, jedoch ohne Einbruch, blos durch Taſchenſpielerkünſte und Handgriffe ausgehen. Sie treiben ihr Handwerk immer zwei zuſammen, und zwar auf folgende Art. Der eine ſpielt den reiſenden Handelsdiener und ſpäht die Comptoirs u. ſ. w. aus, wo ſich ein Geſchäft machen läßt. Der andere, der einige Tage ſpäter erſcheint, tritt als vornehmer Reiſender auf, und hat jenen als Kammerdiener, Secretär u. ſ. w. bei ſich. Beide ſuchen nun Silber gegen Gold u. ſ. w. umzuſetzen, und ſtipitzen dabei nach Möglichkeit. Ihre Rockärmel ſind deswegen mit eigenen Kanälen verſehen, die bis in die Taſchen herunter gehen. So practicirte ein ſolcher Kylfer vor einiger Zeit von 150 Stück Friedrichsd'or, nicht weniger als ſieben und fünfzig in ſeine Aermel, während er die ganze Summe in einen Sack zu ſchießen ſchien, und dieſen verſiegelt bei dem Kaufmann zurückließ. Bei der Eröffnung fand man dafür eben ſo viel Spielmarken darin.

31.

a.

Sonderbare Erſcheinung in Aegypten.

Es iſt die ſogenannte Abſpiegelung, von der man ſich den deutlichſten Begriff auf folgende Art machen kann. Morgens und Abends ſtellen ſich alle Gegenden wie gewöhnlich dar. Man ſieht die entfernten Dörfer u. ſ. w. mit den dazwiſchen liegenden Feldern, Wegen u. ſ. w. deutlich vor ſich. Allein, ſobald die Sonne höher zu ſteigen anfängt, trüben ſich dieſe Bilder, und ungefähr drei bis vier Stunden nachher, ſcheint die ganze Gegend ein großer See zu ſeyn. Die Ortſchaften

u. ſ. w. zeigen ſich als Inſeln, die Wege als Kanäle u. d. m. Dabei iſt der Horizont auf allen Punkten wie von Waſſer begränzt, auch ſpiegelt ſich Alles darin ab. Dieſe Erſcheinung hält ungefähr bis zwei oder drei Stunden vor Sonnenuntergang an. Und die Urſache der Abſpiegelung u. ſ. w.? — Die Erhitzung oder Abkühlung des Bodens bis auf einen gewiſſen Grad.

b.

Aberglaube der Hindus.

Wenn ein Hindu Morgens ausgeht, und eine kranke oder unbekleidete Perſon, ein bößes Weib oder einen Mann mit einer großen Naſe erblikt, ſo bedeutet dies einen unglücklichen Tag. Ein glücklicher dagegen wird angezeigt, wenn der Hindu zuerſt auf eine Kuh, oder ein gutes Weib, oder einen Braminen ſtößt. Erblickt er vollends alle drei zugleich, ſo wird es ein dreifach glücklicher Tag.

Juni.

1.

Die ſpaniſchen Preſidios.

Es ſind folgende drei feſte Plätze auf der Nordküſte von Afrika — Ceuta — dreiſilbig ausgeſprochen — Peuon de Velez — Melila. — Folglich keine Galeeren, wie man ſehr irrig glaubt. Zwiſchen den dahin geſchickten Perſonen findet ein großer Unterſchied ſtatt. Einige werden nämlich blos dahin verbannt, andere dagegen ſind wirkliche Verbrecher aller Art. Jene dürfen in der Feſtung ſelbſt frei herumgehen, auch ihre etwaigen Handwerke treiben, und haben im Ganzen noch eine ziemlich erträgliche Exiſtenz. Die wirklichen Verbrecher dagegen, werden in beſondern Kerkern oder Bagnos aufbewahrt und zu ſchweren öffentlichen Arbeiten gebraucht. Sie ſind immer zwei und zwei zuſammengekettet und werden ſehr ſchlecht genährt.

2.

Orientaliſche Bazars.

Man denke ſich einen großen viereckigten Platz, in mehrere regelmäßige Gaſſen abgetheilt, und dieſe dicht mit Buden und Kaufladen beſetzt, ſo hat man die äuſſere Geſtalt eines ſolchen Bazars. Dieſe Gaſſen ſind nun entweder mit leinwandnen Planen oder vermöge eines Gitterwerks, mit Palmzweigen, Matten oder Weinranken bedeckt, ſo daß beſtändige Kühlung darin herrſcht. Ueberdem ſind die Läden ſelbſt noch mit Wetterdächern verſehen. Jede Gaſſe iſt dabei für eine beſondere Waare beſtimmt. So die Goldſchmidsgaſſe, die Schuſtergaſſe, die Parfumeur-, die Gewürzgaſſe, u. ſ. w. fort.

Die Bazars ſind den ganzen Tag mit Menſchen angefüllt, und bieten ein ſehr buntes Schauſpiel dar. Dies kommt beſonders von den vielen hohen Farben her, die dem orientaliſchen Geſchmacke eigen ſind. In dem größten Gewühle indeſſen, zeichnen ſich dennoch Türken und Griechen, Armenier und Juden, auf den erſten Anblick aus. Jene durch Stolz und Gravität, dieſe durch Geſchwindigkeit und Gewandtheit; die Armenier durch Ruhe und Sanftheit; die Juden durch ihr überall gleiches — Judenthum!

3.

Schneckencolonie.

Sie befindet ſich im Urſerenthale, im Canton Uri, und ward vor ungefähr zehn Jahren angelegt. Vorher gab es, im eigentlichen Sinne, keine einzige Schnecke daſelbſt. Die Einwohner vermißten dieſe treſliche Faſtenſpeiſe ſehr unangenehm, waren aber, dieſelbe zu kaufen, im Ganzen nicht vermögend genug. Endlich kamen ſie auf den Gedanken einer Schneckencolonie. Zu dieſem Ende wanderten einige Männer, mit kleinen Fäſſern, in die Ebene hinab, füllten dieſelben mit Schnecken an, und ſtiegen ſo wieder in ihr hohes Gebirgsthal hinauf. Die neuen Anſiedler gewöhnten ſich leicht und ſchnell an das Clima, ja ſie gediehen vortreflich und vermehrten ſich auſſerordentlich. Alle vier Dörfer des Urſerenthales haben jezt Ueberfluß daran.

4.

Die Hayfiſchjagd bei Nacht.

Ein neuer Reiſender berichtet folgendes davon. Als wir an der ſpaniſchen Küſte die Inſeln paſſirt hatten, die unter dem Namen *Las Barlingas* bekannt ſind, überfiel uns die Nacht. Es war am 3. Sept. das Meer ſtill, der Wind günſtig aber ſchwach; der Himmel ziemlich bewölkt, die Luft mild und angenehm. Als wir uns gegen zehn Uhr, kurz vor Schlafengehn, noch einmal auf das Verdeck begaben, bemerkten wir im Weſten eine ungeheure Feuermaſſe auf dem Ocean. Die Matroſen ſagten uns, daß es ein Haufen Hayfiſche ſei; wie gewöhnlich durch den Geruch angelockt, ſchwammen ſie auf die Schiffe zu. Als ſie ſich bis auf eine gewiſſe Entfernung genähert hatten, warf man plötzlich Harpunen unter ſie. Gleich unzähligen Schlangenraketen, fuhren ſie nun, auf allen Seiten, über die

Waſſerfläche hin, und boten uns ein wahrhaft prachtvolles Schauſpiel dar.

5.

Das heilige Grab zu Jeruſalem.

Es befindet ſich in einer kleinen viereckigten Kapelle, die mitten in der kreisförmigen Kirche deſſelben Namens erbaut, mit einem ſammtartigen Zeuge ausgeſchlagen iſt und durch mehrere koſtbare Lampen erleuchtet wird. Das Ganze beſteht in einem ziemlich niedrigen, marmornen Altar, der bei ſieben Fuß Länge, dritthalb in der Breite hat, und deſſen Blatt eine Auferſtehung darſtellt. Der Dom dieſer Kirche brannte im Oktober 1807 ab, ward aber zu Oſtern 1808 auf Koſten der Armenier und Griechen, von einem griechiſchen Baumeiſter wieder hergeſtellt. Seitdem ſind die lateiniſchen Chriſten, deren Gemeinde die ärmſte iſt, von dem Beſitze des heiligen Grabes ausgeſchloſſen, was zu häufigen Streitigkeiten Veranlaſſung giebt.

6.

a.

Das Arnothal.

Wenn man von Florenz über Piſtoja und Lucca nach Piſa geht, ſo führt die Straße auf dem rechten Ufer des Arno, immer am Fuße der Appenninen hin. Der untere Theil des Gebirges iſt mit einem düſteren Olivenwalde bedeckt. In dieſem befinden ſich eine Menge kleiner Mayerhöfe zerſtreut, die aber nicht ſichtbar ſind. Höher hinauf erheben ſich dichte, herrliche Caſtanienpflanzungen, deren kräftiges, friſches Grün das Auge ſehr erquickend anzieht. Die Straße ſelbſt iſt zu beiden Seiten mit ländlichen Wohnungen eingefaßt, die meiſtens immer hundert Fuß von einander abſtehn. So hat iedes ſeinen kleinen Garten u. ſ. w., um und neben ſich. Alle dieſe Häuſer zeichnen ſich durch ein Ebenmaaß und eine Zierlichkeit der Formen aus, die ganz dem italieniſchen Klima entſpricht. Von der Straße ſind ſie ſämmtlich durch eine Schutzmauer und eine kleine Terraſſe getrennt. Hier pflegen immer eine Reihe Blumentöpfe, kleine Orangenbäume, Aloen u. ſ. w. zu ſtehen. Alle dieſe Töpfe, Scherben, Kübel u. ſ. w. haben eine antike Form. Das Haus ſelbſt iſt über und über mit Reben umrankt.

b.

Die Farben des Diamants.

Der Diamant, im Deutſchen richtiger der *Demant*, bietet in dieſer Hinſicht eine große Mannigfaltigkeit dar. Am gewöhnlichſten kommt er weiß und grau vor; zuweilen gelb, grün und braun, ſelten roth, am ſeltenſten blau und ſchwarz. Die beiden Extreme dieſer Farbenfolge ſind Roth und Blau. Von jenem geht ſie in Braun, Gelb, Grün, Weiß und Grau über; während das zweite Extrem, das Blau, in mehreren Schattirungen aus dem Grau hervorgeht. So hat man nach vielfältigen Beobachtungen folgende Farbentabelle feſtgeſetzt: Roſenroth, kirſchroth, röthlichbraun, nelkenbraun, gelblichbraun, okergelb, pomeranzengelb, weingelb, citronengelb, ſchwefelgelb, zeiſiggrün, ſpargelgrün, piſtaziengrün, lauchgrün, berggrün, grünlichweiß, graulichweiß, milchweiß, ſchneeweiß, röthlichweiß, gelblichweiß, gelblichgrau, aſchgrau, grünlichgrau, perlgrau, rauchgrau, blaulichgrau. Aus letzterem geht er wahrſcheinlich ins Indigblau über, wie aus dem dunkeln Nelkenbraun durchs Schwärzlichbraune ins Pechſchwarz. Alle dieſe Farben pflegen aber immer nur blaß und licht, ſelten hoch und höchſt ſelten dunkel zu ſeyn. Welches herrliche lebhafte und bunte Farbenſpiel der Diamant, beſonders der geſchliffene, bei ſtarkem Sonnen- und Flammenlichte zeigt, iſt bekannt.

7.

Die Florentiniſchen Strohflechterinnen.

Sie bewohnen das geſtern beſchriebene Arnothal und ſind als arcadiſche Landmädchen anzuſehen. Dieſer Induſtriezweig iſt ein köſtlicher Schatz für das genannte Thal; hiervon ſchreibt ſich der Wohlſtand her, den man in den Umgebungen von Florenz bemerkt. Die ſchönen, feinen italieniſchen Strohhüte, die hier geflochten und durch ganz Europa verſendet werden, ſind allgemein bekannt. Der jährliche Ertrag dieſes Fabrikats wird auf drei Millionen Lire geſchätzt, eine Summe, die ganz in den Händen dieſer Mädchen bleibt. Jede derſelben arbeitet auf ihre eigene Hand, verſchaft ſich ihren Strohbedarf für eine Kleinigkeit und legt das aus dem Verkaufe der Hüte gelößte Geld zu ſeiner Ausſteuer zurück. Ein Theil dieſes Verdienſtes indeſſen, kommt den Vätern zu Gut. Hiervon werden nemlich die Bauernweiber bezahlt, die ſtatt der niedlichen Strohflechterinnen die Feldarbeiten verſehen. Dieſe Taglöhnerinnen kommen aus den Appenninen, und erhalten täglich, bei eigener Verköſtigung, acht bis zehn ital. Sous. Ein ſolches Mädchen hingegen verdient das vierfache, wenigſtens dreißig Soldi den Tag. Es iſt ein maleriſcher Anblick, dieſelben mit ihrer zierlichen Arbeit beſchäftigt, vor ihren Häuſern ſitzen zu ſehen. Die feinen weißen Leinwandkleider, die hellfarbigen ſeidenen Mieder, die allerliebſten Strohhüte, die ſeitwärts auf den niedlichen Köpfchen ſitzen und die blühenden Geſichtchen mit dem ſüßen Lächeln auf den Roſenlippen, geben ihnen, in Wahrheit, ein recht idylliſches Anſehn.

8.

Schiffergeſang auf dem Nile.

Der Capitain hebt Solo an: — Matroſen zu den Rudern! Matroſen raſch ans Werk! Die Schiffsleute antworten im Chor: — Gott und Muhamed (zweimal).

— Der Capitain fährt abermals Solo fort: — Gott ſegne und helfe euch! (zweimal) — Die Matroſen antworten wie oben. — Der Capitain ſingt weiter: — Wind und Strömung ſind gegen uns, aber Gott leitet das Schiff. — Die Matroſen fallen ein: — Ja Gott gebeut dem Winde und dem Strom! Ja Gott iſt mit uns! — Der Capitain fängt wieder an: — Ihr ſeyd Männer, ihr kennt die Gefahr, aber ihr fürchtet ſie nicht! — Die Matroſen antworten: — Keine Furcht und kein Schrecken, denn Gott leitet das Schiff! — Endlich ſchließt der Capitain: — In die Fluthen ſinkt die Sonne, doch ſchon lodert das Feuer auf! — Fröhlich ihr Männer, rüſtig die Anker hinab! — Der Caffee ſiedet, das Schaaf iſt gebraten! kommt und erquickt euch mit Speiſe und Trank! — Die Matroſen erwiedern: Rüſtig und fröhlich die Anker hinab! Das Schiff liegt ruhig; wir eilen zum Mahle bei Flammenlicht. — Der Capitain trägt ſein Solo mit gedämpfter Stimme in Recitativform vor; die Schiffsleute aber ſingen in rauſchendem Fortiſſimo; das Ganze iſt ſehr lebendig und macht einen höchſt angenehmen Eindruck

9.

a.

Merkwürdige chirurgiſche Operation.

Herr Michellau, ein verdienter Arzt zu Nemours, hatte in der Herzgegend eine krebsartige Geſchwulſt, die unvertilgbar ſchien, weil die Wurzel derſelben unter den Rippen verborgen war. Indeſſen wagte ſein Wundarzt, Herr Richerand, dennoch eine, wie es ſcheint, ſehr kühne Operation. Er entblößte nemlich den Theil der zwei Rippen, die den Auswuchs bedeckten, von dem Fleiſche u. ſ. w., ſägte ſie hierauf durch, entdeckte die Wurzel, ſchnitt ſie mit dem ganzen faulichten Stücke des Rippenfelles ab, und behandelte die Wunde auf die gewöhnliche Art. Dieſe heilte auch ſo vortreflich, daß Herr Michellau, ſchon nach vier Wochen wieder auszufahren im Stande war. Nach Herrn Richerand's Anſichten dürfte jene Operation auch bei andern Krankheiten der Bruſthöhle anwendbar ſeyn. Der Bericht ſezt hinzu, daß das Herz ſich unaufhörlich vor der Oeffnung zeigte, und ſehr bequem zu beobachten war.

b.

Poſſirliches Fuhrwerk.

Der nun verſtorbene Mr. Huddy, Poſtmeiſter zu Lismore in England, machte eine Reiſe von vierthalb deutſchen Meilen nach Fermoy auf folgende Art. Die Chaiſe war ein großes mit Rädern verſehenes altes Auſternfaß. In dieſem ſtand Mr. Huddy und kutſchirte das ſeltſamſte Geſpann, das ſich nur denken läßt. Das Ganze beſtand nemlich in einem Schweine, einem zahmen Dachſe, zwei Katzen, einem Igel und einer Gans. Der Wagenlenker hatte eine rothe Nachtmütze auf, trieb ſeine «Roſſe» mit einer gewöhnlichen Fuhrpeitſche an, traf nach ſiebzehn Minuten vor der geſetzten Zeit, von ſechs Stunden in Fermoy an, und gewann die Wette von fünf und zwanzig Pfund die darauf geſetzt war. Mr. Huddy mogte damals faſt ſechs und neunzig Jahr alt ſeyn, und war ein äuſſerſt jovialer Greis.

10.

a.

Die ledernen Aepfel.

In Franken und wahrſcheinlich noch in vielen andern Gegenden von Deutſchland, giebt es eine ſehr gute Sorte Aepfel, die unter dem Namen Lederäpfel bekannt ſind. Ein reiſender Engländer, der dergleichen in Würzburg ausrufen hörte, ſchrieb hierüber folgendes in ſein Tagebuch: — «An dem Theater, wo eben Maskenball ſeyn ſollte, wurden zur Ergötzlichkeit der Masken, auch lederne Aepfel verkauft, die ſehr wohlfeil waren und ganz wie natürliche ausſahen.» — Früher ſchon hatte ein Ruſſe eine ähnliche poſſirliche Bemerkung gemacht. — «In Franken — erzählte er, überzöge man die Aepfel mit Leder, und erhalte ſie ſo bis tief in den Sommer hinein. Sie würden deßhalb Lederäpfel genannt.» — Es iſt unglaublich, wie viel Lächerlichkeiten dieſer Art faſt in allen fremden Reiſebeſchreibungen von Deutſchland enthalten ſind.

b

Einige wenig bekannte Züge aus Wielands Leben.

Wieland bezog bekanntlich eine Penſion von ſechs hundert Thalern ſächſ. vom Weimariſchen Hofe, was für die damalige Zeit immer bedeutend war. Bei ſeiner ſtarken Familie indeſſen, gieng dieſe Summe blos für Brod und Fleiſch darauf. Meiſtens nahmen Bäcker und Fleiſcher die Raten gleich an der Kaſſe in Empfang. Wielands Gattin war die Wirthſchaftlichkeit ſelbſt, bekümmerte ſich aber nur um den Ertrag ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und las nie eine Zeile davon. Sie hatte übrigens faſt beſtändig mit Sorgen zu kämpfen, verheimlichte es aber ihrem Manne, und weinte ſich im Stillen aus. Wielands erſte Liebe war die bekannte Sophie v. Brentano, dieſes zärtliche Verhältniß dauerte ſieben volle Jahre. Allein es war, wenigſtens von Wielands Seite ſo ganz geiſtiger Art, daß erſt im ſiebenten Jahre der erſte Handkuß gewagt. Fräulein von Brentano heurathete jezt den bekannten Kanzler La Roche — eine Untreue, die ihr Wieland im Grunde ſeines Herzens nie verziehen hat. Wielands Töchter, beſonders die nachherige Lieberkühn, hiengen mit der größten Zärtlichkeit an ihm.

11.

a.

Das Grünſpiel.

Es iſt ein römiſcher Frühlingsſcherz der höhern Klaſſen; die Hauptrolle dabei ſpielt ein friſches Geraniumblatt. Zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes ſchließen nämlich auf einige Wochen einen Vertrag dahin ab, daß jede, bei Strafe eines Kuſſes, Sonnets u. ſ. w., ein ſolches Blatt unaufhörlich bei der Hand zu haben verbunden iſt. — «*Avete il Verde? — Fatte il Verde!*» — Wo iſt das Grüne? — Zeigt das Grüne! — heißt es nun von beiden Seiten, ſobald man zu Hauſe oder ſonſt zuſammentrift. Dies giebt nun zu tauſend Scherzen und Küſſen Veranlaſſung, ja nicht ſelten kommt dabei wohl gar eine Heirath heraus.

b.

Europäiſche Städtenamen in Nordamerika.

Zweimal finden ſich: Rom, Florenz, Stockholm und Edinburg. **Dreimal:** Genf, Genua und Madrid. **Viermal:** Heidelberg. **Fünfmal:** Wien und Paris. **Sechsmal:** Hamburg und Liſſabon. **Siebenmal:** Dublin. **Achtmal:** Frankfurt und Berlin. **Neunmal:** Braunſchweig. Ueberdem noch Potsdam, Venedig, Ravenna, Amſterdam und Palermo.

12.

a.

Ruſſiſche Oefen.

Sie zeichnen ſich durch ihre Höhe, ihren Umfang und ihre Nützlichkeit aus. Ein ſolcher Ofen reicht nämlich bis an die Decke, iſt von ungeheurer drei- oder viereckigter Geſtalt und braucht nur ein einziges Feuer täglich, das aber kunſtmäßig behandelt werden muß. Die Hauptſache iſt, daß das Holz ſich ſo ſchnell als möglich verzehrt, die Kohlenmaſſe völlig ausdampft und die äuſſere Luft nachher abgehalten wird. So bleibt die ganze Wärme im dem Ofen zurück, zirkulirt in den vielen kleinen darin befindlichen Kanälen, durchdringt zuletzt auch die äuſſern Kacheln und giebt dem Zimmer für den ganzen Tag eine gleichmäßige Temperatur Der gewöhnliche Holzbedarf für vier und zwanzig Stunden, ſind zwei tüchtige Arme voll Birkenknüppel. Die Wärme des Zimmers pflegt von zwölf bis vierzehn Grad zu ſeyn.

b.

Wunderliches Vorgeben.

Als die Engländer die Joniſchen Inſeln beſetzt hatten, beſchäftigten ſie ſich ſogleich mit der Einführung des Kartoffelbaues. Allein ſie fanden von Seiten der griechiſchen Geiſtlichkeit großen Widerſtand. Dieſe

Herren waren nemlich von den Getraidehändlern gewonnen, die natürlich zu dieſer, für ſie ſo nachtheiligen Neuerung, nicht wenig ſcheel ſahen. Um nun das Volk gegen den Anbau der Kartoffeln einzunehmen, bedienten ſich die Papen folgender plumpen Liſt: «Die Kartoffel,» ſagten ſie, «iſt der Apfel, womit einſt Adam und Eva von der Schlange verführt würden.»

13.

a.

Negerdelikateſſe.

Mit nichts kann man einen Neger ſo leicht und ſo ganz gewinnen, als wenn man ihm ein Stück Talglicht giebt. Unſchlitt gilt nemlich bei ihnen als eine Art Univerſalmedizin. Was ihnen nur immer fehlen mag, ſie miſchen dieſes Wundermittel unter ihre Decokte, oder wenden es äuſſerlich an. Die Lichter beſonders eſſen ſie gerade ſo, als wie man eine Wurzel verzehrt. Ein neuer Reiſender, der ſich einen Spaß machen wollte, gab einem Neger ſtatt eines Talglichtes ein Wachslicht. Ach Herr! rief dieſer kläglich — Ach Herr! das iſt kein friſcher Talg! — Der iſt ſteinhart und hat nicht den mindeſten Geruch.

b.

Holländiſche Aanſprekers.

Eine Eigenthümlichkeit von Holland, aber ein unüberſetzbares Wort. Es ſind Geburts- und Sterbfalls-Verkündiger, Anzeiger, Anmelder oder wie man ſie ſonſt nennen will. Man ſtelle ſich — ſagt ein neuer Reiſender hierüber — ein dürres ſpindelbeiniges ſchwarzgekleidetes Männchen, mit einer wohlbelockten ſtarkgepuderten Stutzperücke und einem langen, ſchwarzen Mantel vor. Dies iſt die Urform des Aanſprekers; ſie erleidet aber, nach der Art ſeiner Botſchaft, einige Veränderung. Kommt er nämlich als Bote des Lebens, ſo läßt er von ſeinem, nur auf zwei Seiten aufgekrämpften Hute, einen langen weißen Flor herabwehn. Zugleich trägt er eine weiße Halsbinde, deren Enden bis unter den Magen herabhängen, und weiße glaſirte Handſchuhe. Kommt er aber als Todesbote, ſo iſt die Halsbinde in ein paar weiße Klappen verwandelt, und der Hutflor ſo wie die Handſchuhe ſind ſchwarz. In welcher Eigenſchaft aber auch der Aanſpreker erſcheinen mag, immer trägt er eine große weiße Papierrolle mit dem Verzeichniſſe der zu begrüßenden Perſonen in der Hand. Dieſe Leute zeichnen ſich übrigens durch einen äuſſerſt ſchnellen Gang, und überhaupt durch eine gewiſſe Raſchheit in allen ihren Bewegungen aus.

11.

Neue engliſche Oblaten.

Eine neue Erfindung des Luxus, die in London gemacht wurde und unter den höhern Claſſen allgemeinen Beifall gefunden hat. Jede Oblate ſtellt nämlich eine

Gemme mit einer ausgezeichneten Antike vor. Die erhabene Figur iſt ſtets von einer andern Farbe, als der Grund. Die ganze Maſſe beſteht indeſſen aus einem Stoffe, der gefärbte Hauſenblaſe zu ſeyn ſcheint. Ein Brief mit einer ſolchen Oblate verſchloſſen, kann durch keine der bekannten geheimen Künſte geöffnet werden, denn die mindeſte Verletzung des Siegels wird augenblicklich ſichtbar. Man kann indeſſen leicht denken, daß dieſe eleganten Oblaten weit theurer als die gewöhnlichen ſind. Wirklich wird das halbe Hundert mit einem Schilling (36 kr. Rh.) bezahlt.

15.

a.

Lebensart der Neugriechen.

Sie zeichnet ſich, wie alles bei dieſem Volke, durch die größten Extreme aus. Die elendeſten Nahrungsmittel, ſo lange die Faſten dauert; die üppigſten Schmauſereien, ſobald ſie zu Ende iſt. Zwei Drittheile des Jahres Gefangenenkoſt, die übrigen Monate das Ausgeſuchteſte in Ueberfluß. Im Allgemeinen indeſſen kann man ſagen, daß Kürbiſſe und Tabak, Wein und Weiber, die vier Hauptgenüſſe der Griechen ſind.

b.

Einfacher Mechanismus.

In Braſilien hat man Mörſer zum Maisſtampfen, deren Keulen durch Waſſer in Bewegung geſetzt werden, verſteht ſich, daß Mörſer und Keulen von Holz ſind. Ein ſolcher Mörſer ſteht nemlich mit einem Hebel in Verbindung, der 25 bis 30 Fuß lang iſt, und nach fünf Achteln dieſes Maaßes auf einer Stütze ruht. Dabei hat er an dieſem kürzeren Ende, eine löffelartige Aushöhlung, womit er das darauf geleitete Waſſer einſchöpft. So wie der Löffel voll iſt, fängt er an zu ſinken, wogegen ſich die Keule erhebt. Iſt er nun bis zu einem gewiſſen Punkte geſunken, ſo leert er ſich aus, wogegen die Keule wieder fällt. Dieſe Bewegung wechſelt in einer Minute viermal ab. Der ſo geſtampfte Mais giebt das vollkommenſte Mehl.

c.

Aeußerſt ſpärliche Frauenkoſt.

Ein Beiſpiel davon gab eine gewiſſe Lady Lucy, die Ehrendame der Königin Katharina, Gemahlin Heinrich VIII. von England, war. (1520). Sie hatte ihren täglichen Mundbedarf folgendermaaßen feſtgeſetzt. Frühſtück: Sieben Pfund Rindsbraten, ein vierpfündiges Waizenbrod, vier Flaſchen Porter, eine Fruchttorte der größten Art. Mittagseſſen: Sechs Pfund Pöckelfleiſch, ein Hühner-, ein Tauben- und ein Kalbsfricaſſe. Ein Stück Rindsbraten, ohngefähr zwei bis drei Pfund. Ein vierpfündiges Waizenbrod, vier und eine halbe Flaſche Ale. Veſperbrod: Drittehalb Flaſchen Porter nebſt einem Pudding. Abendeſſen:

Eine Hammelskeule, eine Schüſſel Kartoffeln mit zerlaſſener Butter, ein dreipfündiges Waizenbrod, eine Schüſſel Confekt, fünftehalb Flaſchen Ale. Nachteſſen kurz vor Schlaſengehen: Ein zweipfündiges Waizenbrod, anderthalb Pfund Cheſterkäſe, ein Kuchen oder eine Torte, drittehalb Flaſchen Sect aus der königlichen Kellerei. — Welche Frugalität, beſonders für eine Dame die in ſolchen Verhältniſſen ſtand.

16.

a.

Die Parſis in Bombay.

Sie bilden die Mehrzahl der Bevölkerung, und beſitzen faſt alles daſige Grundeigenthum. Eben ſo ſind ſie, in allen indiſch-europäiſchen Handelshäuſern, gewöhnlich für ſehr anſehnliche Summen intereſſirt. Sie halten dabei wie eine große Familie zuſammen und zeichnen ſich eben ſo ſehr durch Thätigkeit und Rechtlichkeit, wie durch die Reinheit ihrer Sitten aus. Dabei ſind ſie äuſſerſt ſanft und wohlwollend, ſorgen für ihre Armen mit wahrhaft muſterhaftem Eifer, und dehnen ihre Mildthätigkeit ſelbſt auf ihre frühern Verfolger (die Perſer) aus. Sie haben großen Einfluß auf die Regierung zu Bombay, wie ſie denn überhaupt die treueſten Freunde der Engländer ſind. Auch ihre Sitten haben wenig Aſiatiſches, ihre Lebensart kömmt faſt ganz der europäiſchen gleich. In religiöſer Hinſicht ſind ſie unter dem Namen Feueranbeter bekannt. Hierzu kommt eine Verehrung der Sonne, als ihrer Urgottheit. Täglich verſammeln ſie ſich daher auf der Esplanade von Bombay, um dies ſchöne Geſtirn des Tages auf und unter gehen zu ſehen. Sie tragen dabei weiße fliegende Gewänder und haben Turbans von hellen Farben auf. Mit Freudengeſchrei begrüßen ſie den erſten goldnen Strahl, ſchweigend und zur Erde gebeugt, blicken ſie dem letzten erbleichenden nach.

b.

Charfreitags-Kuchen.

Sie kommen unſern braunen Pfefferkuchen der geringern Art gleich, ſind an dem genannten Tage in England im Gebrauch, und werden das Stück zu ohngefähr ſechs Kr. Rh. (16 Pf. Sächſ.) verkauft. Da ſie heiß gegeſſen werden und auf der einen Seite ein Kreuz haben, werden ſie *Hot cross burns* genannt. Bei der gemeinen Claſſe herrſcht die Meinung, daß ſie ſich ein ganzes Jahr lang halten und gut fürs Seitenſtechen ſind. Nach einer ungefähren Berechnung werden von dieſen *Hot cross burns* blos in London an jedem Charfreitage über zwei Millionen Stück verkauft.

c.

Kürze des menſchlichen Lebens.

In einer alten engliſchen Chronik wird Folgendes erzählt: Von hundert Perſonen, die in einem Jahre und an einem Tage geboren wurden, waren nach 70 Jahren, mit Ausnahme eines einzigen, alle todt. Von einer andern eben ſo ſtarken Reihe, lebten nach 66 Jahren nur noch drei. Nach 56 Jahren ſechs. Nach 46 Jahren zehn. Nach 36 Jahren ſechszehn. Nach 26 Jahren fünf und zwanzig. Nach 16 Jahren ſechs und vierzig. Nach 6 Jahren vier und ſechszig. Und ſo ſieht jedes Jahrhundert tauſend Millionen vorübergehn! Wie wahr iſt Pope's Vers: Der Menſch ſteht auf, blickt um ſich her und ſtirbt!

17.

a.

Milchverkäuferinnen in London.

Sie erſcheinen täglich am frühſten auf den Straßen und rufen ihre Waare mit einem ſehr bezeichnenden Tone aus. Das engliſche Wort Milk wird nämlich in ihrem Munde zu Mion, oder auch bisweilen zu Mian. Ein Franzoſe glaubte *«Mi-eau»* halb Waſſer zu hören, und er hatte in einer gewiſſen Hinſicht vollkommen recht. Die beſte Milch die man in London haben kann, iſt doch immer wenigſtens zu einem Drittheil getauft. Die Engländer gehen in der Regel ſehr ſparſam damit um. Gleichwohl jährlich, allein London, an ſieben Millionen Gallons (zu vier großen ſüdd. M.) verbraucht. Dazu kommen 16 ½ Mill. Pfd. Butter und 21 ⅒ Mill. Pfd. Käſe, was noch keineswegs der höchſte Anſatz iſt.

Hieraus kann man ſehen, wie groß der Gewinn der Pächter in der Nähe von London ſeyn muß.

b.

Zwergſchildkröten.

Man findet dergleichen am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo die Schildkröten überhaupt ſehr häufig ſind. Ein neuer Reiſender traf ſolcher Zwergſchildkröten in mehreren Häuſern der Kapſtadt an. Sie waren nicht größer als ein halber Kronenthaler und wurden in runden gläſernen Gefäßen in friſchem Waſſer aufbewahrt. Eine andere Art, eine Landſchildkröte, hat ohngefähr die Größe einer flachen goldenen Uhr. Dieſe verträgt das Reiſen ſo gut, daß ſie jener Naturforſcher vom Kap bis nach Paris mitbrachte, und ſie ſich immer vortreflich befand.

18.

Der Picowein.

Er kommt von der Inſel Pico, die eine der Azoren und gerade ihres Weinbaues wegen berühmt iſt. Dieſer Wein ähnelt an Farbe und Geſchmack dem leichten Madera, iſt aber um die Hälfte wohlfeiler und geht beſonders nach Weſtindien. Hier gilt er nemlich bei den Land- und Seeſoldaten für das geſündeſte Getränk, das man in dieſem Klima genießen kann. Die Verſendungen dieſes Weines werden über

Fayal*) gemacht. Die Urſache iſt, weil es der Inſel Pico für größere Fahrzeuge, an Häfen und Ankerplätzen gebricht.

19.

a.

Die ſieben Schritte.

Unter den vielfachen Trauungsceremonien der Hindus, iſt dies die weſentlichſte, weil die Ehe erſt dadurch vollkommen unwiderruflich wird. Der Bräutigam führt nemlich die Braut ſiebenmal im Kreiſe herum und ſpricht dazu: Möge dich Wiſchnu leiten, einen Schritt — zur Nahrung! — Möge dich Wiſchnu leiten, zwei Schritt — zur Stärke und Kraft! — Drei Schritt — zu den Pflichten der Religion! — Vier — zum Wohlſtand! — Fünf zur zahlreichen Heerde voll Schönheit! — Sechs — zum Reichthum und Ueberfluß! — Sieben — zum Prieſter der dich ſegnen ſoll! — Haſt du die ſieben Schritte gethan, ſo biſt du auf ewig meine Gefährtin!

b.

Nordwyck.

Dieſes ſchöne holländiſche Dorf iſt wegen ſeiner bedeutenden Apothergärten berühmt. In denſelben werden eine Menge offizineller Pflanzen kunſtmäßig gezogen und dann im Königreiche ſelbſt, ſo wie in Frankreich, Deutſchland u. ſ. w. mit großem Vortheile abgeſezt. Während der Kontinentalſperre, bereiteten einige Nordwyker Spekulanten, einen Tabak aus der breiten Wegwart (Tussil. Farf.) und andern narcotiſchen Pflanzen, der ſeiner Wohlfeilheit wegen, bei dem gemeinen Mann großen Beifall fand, aber im Grunde, wie man leicht denken kann, abſcheulich war.

---

*) Eine andere der Azoren, die ganz in der Nähe liegt.

20.

a.

Türkiſche Löſchanſtalten.

Sobald in Conſtantinopel Feuer ausbricht, findet ſich ſogleich der Kapudan Paſcha mit einer ſtarken Bedeckung ein. Hinter ihm folgen die Spritzen- und Feuerleute in guter Ordnung. Jene haben Handſpritzen, die ſie zu zwei und zwei auf den Schultern tragen; dieſe ſind mit Ketten und langen Hakenſtöcken verſehen. Während nun jene das brennende Haus beſpritzen, reißen dieſe die benachbarten ein. Zu dieſem Ende umſchlingen ſie dieſelben mit Ketten, und befeſtigen in verſchiedenen Richtungen eine Menge Hakenſtöcke darin. Izt ziehen dreißig, vierzig, fünfzig, ja nach Befinden hundert Männer daran, und das ſtärkſte Haus muß auseinander gehen. Verſteht ſich, daß alle dieſe Häuſer nur von Holz, höchſtens mit leichtem Fachwerk, gebaut ſind.

b.

Wildenduell.

Ein Natchez-Indianer (Nordamerika) geräth mit einem andern in Streit und beißt ihn heftig in die Hand. Dieſer erklärt ſich für verſtümmelt und beſteht auf dem üblichen Zweikampf. Der Tag wird feſtgeſetzt, die ganze Horde verſammelt ſich, der Beleidigte iſt bewaffnet, der Beleidiger nicht, aber beide ſind bunt bemalt. Laufend nähern ſie ſich einander bis etwa auf fünfzehn Schritt. Jetzt ſtehen ſie ſtill und der Wehrloſe entblößt die Bruſt. Doch der Bewaffnete ſtützt ſich ruhig auf ſeine Flinte, thut einige Züge aus ſeiner Kürbisflaſche und blickt langſam umher. Plötzlich aber ſchreit er auf, ſchlägt auf den Gegner an, drückt ab und trift ihn durchs Herz. Während ſich nun dieſer in ſeinem Blute wälzt, ladet jener von neuem, übergiebt die Büchſe dem Sohne des erſten, tritt einige Schritte zurück, deutet auf ſeine Bruſt und empfängt den tödlichen Schuß. Ein ſolcher gemeinſchaftlicher Tod findet bei dieſen Wilden in allen ähnlichen Fällen ſtatt.

21.

a.

Brander.

Dies ſind keineswegs Schiffe von eigenthümlicher Bauart, wie gewöhnlich geglaubt wird, vielmehr dient jedes größere oder kleinere Schiff dazu. Der ganze Unterſchied beſteht blos in dem Feuerapparat. Dieſer befindet ſich unter dem Verdeck vom Bug (Vordertheil) bis hinter den Mittelmaſt. Hier ſind die Brennmaterialien, theils los und theils in Tonnen aufgehäuft. Zu gleicher Zeit iſt für das Lauffeuer durch eine Menge hölzerner Röhren geſorgt, die in der Länge und Queere auf einem Gerüſte liegen und ſämmtlich in Verbindung ſtehen. Alle ſind mit Lunten aus baumwollenem Garne verſehen, die man durch Weingeiſt gezogen und mit feinem Pulver beſtreut hat.

In dem Augenblicke nun, wo der Brander hinter der Linie hervorkommen ſoll, werden die nöthigen Anſtalten in der Art getroffen, daß die Flamme überall herausſchlagen kann. Dann ſteuert der Befehlshaber des Branders mit einigen Matroſen auf die feindliche Flotte zu, ſucht ſich dem erſten beſten Schiffe ſo ſehr als möglich zu nähern und erſieht den günſtigſten Augenblick wo er ſeine Hauptlunte anſtecken kann. Ehe nun dieſe abbrennt, hat er Zeit genug ſich mit den Leuten in ein Boot zu retten, das hinten nachſchleppt. Er bewerkſtelligt dies durch eine kleine Thür, die neben dem Steuerruder befindlich iſt. Jezt läßt er das Tau des Bootes kappen und iſt in wenig Minuten in Sicherheit. Zu Brandern werden übrigens in der Regel nur ſolche Schiffe genommen, die ohnehin nicht mehr brauchbar ſind.

b.

Mexicaniſche Höflichkeit.

Sie iſt ſehr groß, beſonders bei Männern von niederm Rang. Trift ein ſolcher mit einem höheren zuſammen, ſo heißt es: O Excellenz! Ich ſetze meine Hoffnung nur auf ſie! O Excellenz! Sie ſind mein höchſt gebietender Herr! O Excellenz! Was ich bin, bin ich nur durch Sie! — Frauen, beſonders jüngere, ſagen noch bedeutſamer: O Excellenz! Sie ſind mein Alles, mein höchſtes Gut auf der Welt!

22.

a.

Die Devedaſchies.

So heißen die öffentlichen Tänzerinnen in Oſtindien. Sie ſind vollendete Meiſterinnen in ihrer Kunſt, führen ganze pantomimiſche Ballets, worunter ſelbſt Schlachten, auf, und ſingen paſſende Lieder dazu. In dem Augenblick wo die Tänze beginnen ſollen, ſtehen die Devedaſchies in einer anmuthigen Gruppe beiſammen, die Geſichter mit Schleiern bedeckt. Aber ſo wie die Muſik ertönt, laſſen ſie dieſelben fallen und zeigen ſich in ihrer ganzen verführeriſchen Geſtalt. Alles iſt dann Feuer und Leben an ihnen, wie es die Darſtellung mit ſich bringt. Unſere beſten europäiſchen Operntänzerinnen würden ihnen auch in den leichteſten Tänzen noch nachſtehen. Um allen Sinnen zu ſchmeicheln, machen die Devedaſchies auch von Blumen und wohlriechenden Oelen, beſonders vom Atter (Roſenöl) Gebrauch. Von den Tempel-Devedaſchies, die nie öffentlich auftreten, ein andermal.

b.

Wanderungen deutſcher Fortepiano's.

Einer der geſchickteſten Arbeiter in dieſem Fache gieng von Braunſchweig nach Amſterdam und kam durch eine Reihe von Schickſalen nach Curaçao und zuletzt nach Surinam. Als dieſe Colonie im Revolutionskriege in die Hände der Engländer gefallen war, ſchifte er ſich mit der Garniſon nach St. Helena ein und legte daſelbſt eine Werkſtatt an. Aus dieſer giengen nun eine Menge treflicher Inſtrumente nach Oſtindien. Ja mehrere wurden ſogar nach Canton und Peking verſandt. Seitdem haben geſchickte chineſiſche Arbeiter in erſterer Stadt dergleichen nachzuahmen verſucht, und mit bewundernswürdigem Erfolge, wie man ſagt.

23.

a.

Oſtindiſche Tiegerjagden.

Es ſind zwei Arten derſelben, wie ſie ein Augenzeuge beobachtet hat: Einmal auf dem Anſtande, wobei man folgendermaaßen zu Werke geht. Die Jäger wählen einen der waldigen mit Ruinen bedeckten Hügel, die der Jäger zu beſuchen gewohnt iſt. Hier binden ſie eine Ziege oder ein Böcklein an das Gebüſch und nehmen dann hinter dem alten Gemäuer Platz. Sobald der Tieger das angebundene Thier ſchreien hört, kriecht er äuſſerſt leiſe und langſam herbei. Es gehört ein ſehr gutes Geſicht dazu, wenn man ihn bemerken will. Die Jäger zielen nun, wobei ſie allen ſeinen Bewegungen folgen, drücken jedoch nicht eher ab, als bis der Anführer Feuer ruft. Dies muß in dem Augenblicke geſchehen, wo ſich der Tieger zum Sprunge niederdukt. Im Fall die Jäger fehlen, ſind neue Büchſen in Bereitſchaft. Zweitens erlauert man die Tieger auf folgende Art. Dies pflegen aber ausſchließend faſt nur die Eingebornen zu thun. Sie bauen ſich nemlich im dichteſten Theile eines Hügelwaldes, auf einem hohen Baume, ein Jagdneſt, wie man in der Landesſprache ſagt, das bequem einen Mann faſſen kann. Hier verbirgt ſich der Jäger ſo daß er den vorbeikommenden Tiger durch den Kopf ſchießen kann. Zuweilen befinden ſich zwei dieſer Jagdneſter in geringer Entfernung von einander, damit ein Jäger den andern ſehen und nöthigenfalls unterſtützen kann. Geſprochen darf aber durchaus nicht werden, weil ſonſt der Tieger die Stelle zu umgehen pflegt.

b.

Für Herbarienſammler.

Wie werden die ſcheidenloſen **Pinusarten** am beſten getrocknet, ohne daß die Nadeln abziehen? – Dieſe Aufgabe hat bereits vor mehreren Jahren (1818) der gräflich **Salm**'ſche Secretär, Herr **Sykora**, ſehr glücklich gelößt. Er brühte nemlich dieſe Pinusarten nach Art der Saftpflanzen erſt in ſüdendem Waſſer ab, preßte ſie dann und trocknete ſie zuletzt auf die gewöhnliche Art. Wirklich ſah er ſich auch den beſten Erfolg belohnt. Die Nadeln blieben feſt an den Zweigen, und die Exemplare zeichneten ſich durch Schönheit und Lebhaftigkeit der Farben aus.

21.

a.

Der norwegiſche Winter.

Er wird als eines der weſentlichſten Bedürfniſſe, ja als eine wahre Wohlthat des Landes angeſehen. – Warum? – Weil er den Weg über Flüſſe, Seen, Moräſte u. ſ. w. leicht, kurz und wohlfeil macht, weil daher die bequeme Verbindung der Provinzen, und die gegenſeitige Zufuhr, beſonders der Transport der Metalle u. ſ. w. nur in dieſer Jahreszeit ſtatt finden kann. Die Einwohner leben dann in ihrem eigenſten Elemente, doch iſt nicht zu läugnen, daß die économiſchen Einrichtungen für den Winter, den Frauen ſehr viel Mühe macht. Dieſes Einſchlachten, Brodbacken, Seifeſieden, Lichterziehen u. ſ. w., beſchäftigt ſie bereits den ganzen Herbſt hindurch. Selbſt Frauen vom erſten Range legen perſönlich Hand dabei an. Von Jugend auf an dieſe Beſchäftigungen und Sorgen gewöhnt, entſagen ſie denſelben auch im Alter nicht. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß dies dem Geiſte der norwegiſchen Frauen eine gewiſſe einſeitige Richtung giebt.

b

Sonderbares Vermächtniß.

Vor länger als hundert Jahren, gieng zu Liverpool eine reiche alte Jungfer oder richtiger Unvermählte, mit Tod ab. Dieſe ſtiftete für ſämmtliche Küſter der Stadt, auf ewige Zeiten einen Donnerſtags-Abendſchmauß. Hauptgerichte bei demſelben müſſen Roſinenpudding, Hammelsbraten und Gurkenſalat ſeyn. Zugleich kommen ſechs Krüge Porter auf den Mann. Den Küſtern iſt jedoch auch eine Verbindlichkeit aufgelegt. Sie müſſen nemlich an dieſem Tage, jedesmal eine Stunde vor dem Schmauße, für die Stifterin mit allen Glocken läuten, damit – nach den Worten der Stiftungs-Urkunde – ihres Namens Gedächtniß unſterblich ſei. Dies thun ſie denn auch, die ganze Glockenſcala durch, mit ſolchem Eifer, daß einem Hören und Sehen vergeht.

25.

a.

Die Pyrenäiſche Grenzwieſe.

Sie befindet ſich auf einem der höchſten Punkte, zwiſchen dem franzöſiſchen Thale d'Oßau und dem ſpaniſchen Val de Canfran. Die Grenze iſt durch Kreuze bezeichnet; ſie theilt das Ganze in zwei gleiche Theile ab. Jährlich am erſten Auguſt hat hier die feierliche Erneuerung des Grenzvertrags ſtatt. So wie demnach an dieſem Tage die Abenddämmerung einbricht, ſchreiten die beiderſeitigen Jurats oder Richter mit ihren Gemeindeälteſten daher. Die Oßauer halten ihre Picken in die Höhe, die Canfraner legen die ihrigen queer darauf; beide werfen ſich auf die Knie, geben einander die Hände und umarmen ſich. In demſelben Augenblicke eilen die beiden Gemeinden hinzu, und — *Patz avant! — Patz avant!* (Friede fortan) iſt das Loſungswort zu einem fröhlichen Bundesmahl. Hundert Feuer lodern nun unter den Bäumen auf, und die Oßauer Schinken werden reichlich mit Navarreſiſchem Weine benezt.

b.

Die Grödner Bildſchnitzer.

Sie leben im Thale gleiches Namens im Tyrol, und ſchnitzen aus dem Zirbelholz (Pinus cembra) Figuren von jeder Art. Dieſe werden dann, durch wandernde

Gröder, in der ganzen Welt verbreitet und tragen dem Thale an 60.000 Gulden jährlich ein. Wirklich giebt es auch beinahe keinen bedeutenden Handelsort, wo nicht ein Grödner Haus befindlich iſt. So giebt es deren zu Cadiz wie zu Meſſina, zu Brüſſel wie zu Livorno, zu Trieſt wie zu Liſſabon, zu Grätz wie zu Philadelphia. Das Grödner Thal (Val Gardena) iſt anderthalb deutſche Meilen lang und ungefähr $^1/_3$ M. breit. Die Bevölkerung wird auf 3500 Seelen geſchätzt. Die Grödner Sprache erleichtert den Einwohnern das Fortkommen auſſerordentlich. Sie iſt nemlich in hohem Grade mit den ſüdeuropäiſchen Idiomen verwandt.

c.

Toleranz in Nordamerika.

In Nordamerika, in den weſtlichen Staaten beſonders, ſind beinahe alle religiöſen Sekten vereinigt, die nur die kirchliche Statiſtik aufzählen kann. Dennoch denkt niemand an einen Unterſchied, ſelbſt bei Heirathen nicht. Daher das amerikaniſche Sprichwort: Man laſſe jedem ſeine Leibfarbe, ſein Leibgericht und ſeine Leibreligion!

26.

a.

Menſchenmißbrauch.

Bekanntlich dürfen die engliſchen Wettjokeys, nur ein gewiſſes vorſchriftmäßiges Gewicht haben, das mit den Rennern, die ſie reiten, in einem beſtimmten Verhältniſſe ſteht. — «Du biſt noch viel zu fett!» — ſagt daher der Herr eines ſolchen Jokeys — «Mach' daß du's zum Minusgewichte bringſt!» — Schon gut! — iſt die Antwort — Mylord ſoll mit mir zufrieden ſeyn! — Hierauf betreibt nun der Jokey ſeine Abmagerung ganz der Kunſt gemäß. Zuerſt enthält er ſich des Fleiſches und Bieres und überhaupt aller nährenden Koſt, dann nimmt er ſeine Zuflucht ſelbſt zum Brandwein. Auf dieſe Art bringt er es denn zuletzt zum Minusgewicht. Die ſtärkſten Jokeys brauchen an drei Monat, die mittlern zwei, die jüngſten kaum ſechs Wochen dazu. Eine der heftigſten Leibesübungen findet auf der Reitbahn ſtatt. Hier halten ſie ſich nemlich an dem Steigbügel eines trabenden Hengſtes feſt, und laufen ſtundenlang daneben hin. Zugleich haben ſie, um deſto ſtärker zu ſchwitzen, doppelte, ja dreifache Bekleidung an. Viele Jokeys magern ſich auf dieſe Art jedes Jahr zwei oder dreimal ab, büßen aber natürlich ihre Geſundheit dabei ein.

b.

Tyroliſche Schneewüſten.

Das Pfarrdorf Lankampen, im Unterinnthal, iſt im Winter oft ſo verſchneit, daß mehrere Monate hindurch keine Leiche begraben werden kann. Dennoch haben die Einwohner eine ſolche Anhänglichkeit an ihr rauhes Heimathsland, daß ſie daſſelbe nie verlaſſen, welche vortheilhafte Gelegenheit ſich auch darbieten mag. Ja dieſe Liebe ſiegt ſogar über die religiöſe Aengſtlichkeit. Von der ganzen Welt ſo gut wie abgeſchieden, heirathen nemlich die Lankampener, ſelbſt in ſolchen Graden unter einander, von denen nie Diſpenſation zu erkaufen iſt. In den Gegenden von Imſt bis zum Arlberge hin, (Oberinnthal) hält der Winter volle zehn Monat an. Mehrere Ortſchaften entbehren dabei acht Wochen lang beinahe gänzlich des Sonnenlichts.

c.

Eigenthümlicher Büchſengebrauch.

Dieſe Büchſen ſind bei den Indianern auf Unalaſchka im Gebrauch, und haben mit den gewöhnlichen ruſſiſchen große Aehnlichkeit. Der einzige Unterſchied ſcheint in der größeren Stärke des Metalls, beſonders an der Mündung zu beſtehen. Die Indianer ſchießen daraus auf folgende Art: Sie füllen faſt den ganzen Lauf mit Pulver an, nehmen dann ein drei bis vier Zoll langes Stück Blei, treiben es mit Hammerſchlägen in denſelben, legen die Büchſen auf eine in dem Boden befeſtigte Gabel und drücken ab. Das Blei fliegt nun gleich einem Pfeile fort und tödet z. B. mehrere wilde Gänſe u. ſ. w. mit einem Schlag.

27.

a.

Parga.

Dies iſt ein Städtchen an der Küſte von Epirus, das auf einem kugelförmigen Felſen liegt, mit Mauern umgeben und auf drei Seiten von der See beſpült iſt. Das ſchöne Clima, das herrliche Waſſer und die paradieſiſche Gegend, machen es zu einem höchſt freundlichen Aufenthalt. Eine gute Citadelle giebt zugleich dem Ganzen militäriſche Wichtigkeit. Die Parginaten, die Todtfeinde der Türken und Albaneſer, waren von jeher wegen ihrer Tapferkeit und Betriebſamkeit berühmt. Die Hauptzweige der leztern ſind Ackerbau und Schiffahrt. Eine Menge junger Parginaten wanderten vor der lezten traurigen Kataſtrophe gewöhnlich nach Italien aus. Hier dienten ſie Jahre lang in den Caffeehäuſern u. ſ. w. und kehrten zulezt mit ihren Erſparniſſen in die Vaterſtadt zurück. Die Anhänglichkeit an dieſe gieng bei allen Parginaten bis zur Schwärmerei. Daher der unſägliche Schmerz, womit man ſie, in Folge der bekannten Abtretung, von dannen ziehen ſah.

b.

Des Königs Ochſenfreſſer.

So werden in England, ſcherzweis, die hundert königlichen Trabanten genannt, die die Wache am

Haupteingange des St. Jamespallaſtes haben und eine Art reitender Schweizergarde ſind. Ihre Uniform iſt die altengliſche, ſcharlachroth mit Gold. Bruſt und Rücken ſind mit einem glänzenden ſilbernen Kürraß bedeckt, den Kopf ziert ein flaches mit bunten Schweifen ſtaffirtes Baret. Dieſe *Beafeaters* zeichnen ſich ſämmtlich durch wohlgenährte Beleibtheit aus.

c.

Lappländiſcher Witz.

Die Lappländer ſind, trotz ihrer gewöhnlichen Ernſthaftigkeit, beim Brandwein äuſſerſt geſprächig und aufgeweckt. Ja, ſie haben mitunter, nach ihrer Art, einen recht ſatyriſchen Witz. So ſagen ſie z. B. von einem Reiſenden, der ihnen nicht genug zu trinken und zu rauchen giebt: Der fremde Klotz hat keine Lebensart. Der fremde Eſel weiß nicht was Lappland iſt. Erhalten ſie aber Brandwein und Tabak in Ueberfluß, ſo heißt es: Seht doch, der wackere fremde Kautz iſt beinahe ſo geſcheidt wie wir! Das iſt ein braver fremder Mann, der hat ſicher einen Lappländer zum Vater gehabt u.d.m.

28.

a.

Die ſtinkenden Ameiſen in Paraguay.

Sie ſind unter dem Namen Tabyre bekannt, und werden nur des Nachts geſehen. Meiſtens finden ſie ſich in den Häuſern, vor einer großen Wetterveränderung ein. Sie ſtellen beſonders den Spinnen, Käfern und andern Inſekten nach, und laſſen deßhalb keinen Winkel undurchſucht. Eben ſo machen ſie auch auf Mäuſe und Vipern Jagd. Ja, ſie vertreiben die Leute ſelbſt aus den Häuſern, indem ihr Geſtank unerträglich iſt. Indeſſen vergehen oft Monate oder Jahre, ehe man ſie zu ſehen bekommt. Auch kann man ſie ſehr leicht für einige Nächte verjagen, ſobald man unter den Haufen ſpuckt oder ein Stück brennendes Papier darauf wirft.

b.

Eigenthümliche Waſſerreiſen.

Sie finden auf dem Euphrat und zwar bei den Arabern ſtatt. Sie bedienen ſich nemlich, um über den Strom zu ſetzen, aufgeblaſener Schläuche und legen ſich darauf. Ja ſie ſchwimmen ſogar auf dieſe Art bis Hiſt und Helle, auch wohl bis Bagdad hinab. Bei kleinen Entfernungen, oder wenn ſie ſich blos von einem Ufer auf das andere begeben, nehmen ſie gewöhnlich ihre ganze Familie mit. Dann haben die Eltern und die erwachſenen Kinder immer ihre beſonderen Schläuche, und treiben oder ſteuern, wie es ihnen am beſten ſcheint. Die kleinern aber werden dem Vater und der Mutter auf die Schultern gebunden, oft zwei, ja drei zugleich. Dergleichen Reiſen haben natürlich nur im Sommer ſtatt, wo nicht die mindeſte Gefahr damit verbunden iſt.

c.

Seltſamer Vogelfang.

Er findet in den Steppen von Südamerika ſtatt, und iſt bei den dortigen Viehhirten im Gebrauch, die alle beritten ſind. Sobald ſie nemlich einen Vogel auf der Erde bemerken, reiten ſie in einem Kreiſe um denſelben herum und ſchwingen dabei eine langen Strick über den Kopf. Dieſen Kreis verengern ſie allmählig, bis ſie den rechten Augenblick erſehen. Anfangs folgt nemlich der Vogel allen ihren Bewegungen mit den Augen nach. So wie er ſie aber immer näher kommen ſieht, fängt er an ſich zu fürchten und duckt ſich. Jetzt treffen ſie ihn nun mit ihrem Stricke ſo geſchickt, daß ihnen von Tauſenden kaum einer entgeht.

29.

Die Ruinen von Babylon.

Wer erinnert ſich nicht dieſer einſt ſo berühmten Hauptſtadt des ungeheuren aſſyriſchen und mediſchen Reichs. Aber ein unförmlicher Haufen von Mauerwerk iſt der ganze Ueberreſt davon. Dieſer befindet ſich, zwölf Stunden nördlich vom Euphrat, in der Nähe von Hillah, und wird vielleicht im nächſten Jahrzehend gänzlich verſchwunden ſeyn. Jene Ruinen beſtehen nemlich aus Backſteinen, die an der Sonne getrocknet ſcheinen, und in Bagdad äuſſerſt geſucht ſind. Eine

Araberfamilie hat ſich des Ganzen bemächtigt und ſchaltet nach Belieben damit. Wieviel Stoff zu Betrachtungen aller Art.

30.

a.

Auſtern und Auſterneſſer.

Iſt es wohl möglich, daß auch der ſtärkſte Eſſer, an einem Tage dreihundert Dutzend Auſtern zu ſich nehmen und wohl verſtanden, verdauen kann? Kenner die es probirt haben, verneinen es und behaupten, man habe in einer Sitzung an vierzig bis fünfzig Dutzend über genug, es halte wider den halben Tag. Vielleicht macht die Qualität der Auſtern einen weſentlichen Unterſchied. Eben ſo auch das Getränk, das man dabei zu ſich nimmt. Warme gezuckerte Milch oder ächt engliſches Ale, ſollen das beſte Auflöſungsmittel ſeyn. Mirabeau, dieſer große Redner und Gutſchmecker, hatte indeſſen kaum achtzig Dutzend zu ſich genommen und ſolche Milch in Ueberfluß getrunken, dennoch ſtarb er daran.

b.

Hohes Alter bei ſeltener Körperſtärke.

Am 27. Mai 1819 ſtarb zu Sarkötz Uilack, (in Ungarn) der Gutsbeſitzer, Ladislav Martin Zarobiany, 112 Jahr alt. Er verheirathete ſich erſt in ſeinem 59 Jahre, mit einer Frau von 31 Jahr, ward zum erſtenmal Vater im 71ſten, zum zweitenmal im 79ſten und zum drittenmal im 81ſten Jahr. Nach der einſtimmigen Verſicherung aller Einwohner ſeines Ortes, zeichnete er ſich durch große Mäßigkeit im Eſſen und Trinken aus. Er war ſehr heiteren Gemüthes und nie eigentlich krank. In ſeinem 109ten Jahre tanzte er auf ſeiner goldenen Hochzeit noch mit vieler Lebhaftigkeit. Dabei war er, ſelbſt in dieſem Alter, auch noch ein tüchtiger Reiter, der ſogar einen wilden Hengſt zu bändigen verſtand. Nur in dem letzten Monate, vor ſeinem Abſterben, klagte er über eine fühlbare Abnahme der Kräfte und eine gewiſſe Aengſtlichkeit. Eine Stunde vor ſeinem Tode indeſſen, ſchmauchte er noch ſein Pfeiſchen, trank Tokayer dazu und ſchlief zuletzt ganz unvermerkt ein.

Allgemeiner unterhaltender

Curioſitäten-Almanach.

Zweites Halbjahr.

Juli — December.

Juli.

1.

a.

Smyrna.

Dieſe Stadt liegt äußerſt maleriſch, im Hintergrunde einer herrlichen Bay, auf einer Seite mit grünenden Hügeln, auf der andern mit üppigen Baumpflanzungen bedeckt. Sie bietet eine wahrhaft ungeheure Maſſe dar, und hat über 100,000 Einwohner, worunter 60,000 Türken ſind. Der Reſt mag ohngefähr aus 25,000 Griechen, 10,000 Armeniern und 5000 Juden beſtehn. Die Stärke der Franken-Colonie iſt ſchwer zu beſtimmen, gewöhnlich wird ſie indeſſen, Frauen und Kinder eingeſchloſſen, auf 5 bis 6000 Köpfe geſchäzt.

Das Frankenquartier iſt gänzlich von dem türkiſchen getrennt, und liegt in der Nähe des Hafens in dem geſündeſten Theile der Stadt. Die gutgebauten Conſulatshäuſer ziehen ſich längs dem Kai hin, und ſind mit ſchönbemalten Flaggen verſehen. In dem Innern derſelben iſt europäiſcher Luxus mit orientaliſcher Pracht vereint. Die ſämmtlichen hieſigen Conſuls zeichnen ſich durch große Gaſtfreundſchaft aus. Ueberdem haben die Franken ein Caſino geſtiftet, wo für Lekture und Unterhaltung, für Geſchäftsvereine und für Vergnügungen, gleich gut geſorgt iſt. Indeſſen iſt in Smyrna ſehr theuer zu leben, vielleicht um ein Drittheil theurer als ſelbſt in Pera. Uebrigens iſt dieſer Platz die wichtigſte Echelle der Levante, die Hauptniederlage des ganzen aſiatiſchen Handels, und der Hauptpunkt für die Geſchäfte von ganz Europa mit der ganzen Türkei.

b.

Holländiſche Tapperswinkel.

Dies ſind gemeine Wein- und Brandweinhäuſer für die untern Claſſen; es giebt dieſer Winkel unzählige in jeder holländiſchen Stadt. Alle haben die charakteriſtiſche Ueberſchrift: *Vry Wyn en chee.* Man würde ſich aber ſehr irren, hierunter das Gratis zu verſtehen. Es iſt vielmehr blos die Schenkfreiheit gegen ein gelößtes Patent gemeint. Dieſe Häuſer ſind zu jeder Tageszeit, beſonders aber des Morgens und Abends, angefüllt. Hier ließt der gemeine Mann bei einem Glaſe ſchlechten, rothen Weine oder Genever, die Zeitungen, raucht ein halbes Dutzend Pfeifen dazu, und macht auch wohl ein kleines Kartenſpiel. Alles geht in dieſen Tapperswinkeln ſtill und ruhig zu; denn ein Betrunkener iſt in Holland eine Seltenheit.

2.

a.

Toscaniſche Weine.

Sie gelten im Allgemeinen für die geſündeſten und angenehmſten von ganz Italien. Zum gewöhnlichen Getränke dient ein rother Wein, der etwas herber und ſchwerer als der Medec iſt, mitunter aber einen recht gewürzhaften Beigeſchmack hat. Nach der Lage und Behandlung iſt er von verſchiedener Stärke, zum Verſenden indeſſen durchaus nicht haltbar. Das ſchlechteſte Gewächs möchte das von Lecore, einem Dorfe bei Florenz, ſeyn. Zu den beſten dagegen gehört das vom Agro di Chianti, und der Eleatico, ein griechiſches aus Elis nach Toscana verpflanztes Gewächs. Eben ſo gedeihte der Malvaſia, und mehrere ausgeſuchte Gewächſe des griechiſchen Archipelagus, auf mehreren Geländen des Arnothals. Mit gleichem Glücke wurden ſchon vor Jahrhunderten Reben aus Spanien und Frankreich, ſo wie von den canariſchen Inſeln hierher verpflanzt. Der vorzüglichſte Muscatwein iſt der von Montepulciano, der ſüßeſte der Canajuolo, der lieblichſte, ein wahrer Frauenwein der Pisciancio.

Geachtet ſind ferner die Weine von Montelcino und die von Carmignano. Eben ſo die von Montegonzi und Pescia. Unter leztern wird beſonders der vorzügliche Barbaroſſa und der goldgelbe Buriano geſchäzt. Hierzu kommen die Gewächſe von Arcetri, in der Nähe der Hauptſtadt, der Trebbiano u. dgl. mehr. Durch die kunſtgemäße Vermiſchung aller dieſer Gewächſe werden noch ſehr viel neue Weinſorten erzielt.

b.

Die Seeotterjäger.

Es iſt hier die Rede von den rußiſchen zu Kodjack, an der Nordweſtküſte von Amerika. Die Seeotterjagden haben vorzugsweiſe des Nachts ſtatt, weil dann die Seeottern mit dem Kopfe über dem Waſſer ſchlafend zu finden ſind. Die Jäger vertheilen ſich zu drei und drei in kleine Reifenboote, mit Seelöwenfellen überzogen und Baidars genannt. Sie ſind mit Speeren ſo wie mit Bogen und Pfeilen verſehn. Fünfzehn ſolcher Boote bilden eine Abtheilung, die von einem Ruſſen befehligt wird. Sie rudern daher um ſein Boot immer im Halbkreis herum. In einer gewiſſen Entfernung von den Seeottern beginnt nun die Jagd, indem jeder Indianer ſeinen Pfeil abſchießt. Mit den Speeren giebt man nachher den Ottern den Reſt. Zu andern Zeiten macht man auch auf dieſelben bei Tage Jagd. Hierzu werden die Frühe- und Abendſtunden gewählt, wo die Ottern in großer Anzahl auf Nahrung ausgehn.

c.

Wohllaut der ſchwediſchen Sprache.

Er fällt dem Reiſenden ſehr angenehm auf. Wirklich hat das Schwediſche eine Weichheit, Biegſamkeit und Lieblichkeit, die dem Vortrage der Sprechenden ungemein viel Einnehmendes giebt. Dies iſt beſonders bei jungen Mädchen und Frauen der Fall; in ihrem Accent liegt eine unbeſchreibliche Zärtlichkeit. Daher denn auch die muſikaliſche Brauchbarkeit dieſer Sprache; ein Vorzug der ihr vor allen übrigen Idiomen eigen iſt. Eben daher aber auch die Leichtigkeit, womit ſich jeder Schwede die ſüdeuropäiſchen Sprachen, beſonders das Italieniſche anzueignen pflegt.

3.

a.

Die merkwürdige Kanonenkugel.

Ende November 1812 hatte zwiſchen den Ruſſen und der franzöſiſchen Diviſion Victor, ein heftiges Gefecht an der Bereſina ſtatt. Dieſer Mordkampf dauerte von Abends ſieben Uhr bis gegen Mitternacht. Der großen Finſterniß wegen, waren alle Offiziere eines holländiſchen Infanterieregiments abgeſtiegen und ſelbſt der Oberſte marſchirte endlich zu Fuß, hatte aber ſein Pferd, vom Reitknechte geführt, neben ſich. Auf einmal kam eine Kanonenkugel, riß dem Pferde das linke Ohr ab und ſchlug wenig Schritte davon, in den Boden ein. Am andern Morgen fand man das Ohr ſo glatt und kunſtmäßig abgeſchnitten, als hätte es der beſte Wundarzt gethan. Das Pferd befand ſich vollkommen wohl, allein der arme Reitknecht ſtarb an den Folgen der Contuſion.

b.

Bärengenie.

Ein Bär hatte ein Schaaf geraubt, und ward von mehreren Hunden ſehr hart verfolgt. Schnell faßt er, nach ſeiner Art, einen höchſt genialiſchen Entſchluß. Er zerreißt nemlich das Schaaf und wirft den Hunden ein Hinterviertel zu. Während ſich dieſe nun darum beißen, entkommt er mit aller Bequemlichkeit. Dieſe Thatſache iſt von einem Jagdgehülfen in Siebenbürgen, wo es eine Menge Bären giebt, förmlich verbürgt. Das Auffallendſte hierbei war, daß die Hunde, von nun an, keinen Bären mehr angreifen wollten, daß ſie vielmehr dieſelben ganz freundlich empfiengen, als wären ſie eines Bratens gewiß. Der Eigenthümer der Heerde mußte ſie alſo erſchießen laſſen, wollte er jene gefährlichen Gäſte nicht bei ſich einheimiſch werden ſehn.

c.

Die Juden in Conſtantinopel.

Sie bewohnen die Vorſtadt Chaßkoi, und bilden eine Art Republik, die zwar nichts weniger als geachtet iſt, aber dennoch nach ihren eigenen Geſetzen und durch ihre eigenen Obrigkeiten regiert wird. Leztere beſtehen aus den drei oberſten Rabbinen und einem Rath der Siebener. Dazu kommen noch zwei Gerichtshöfe und ein Finanzausſchuß, der fünf Mitglieder zählt; auch giebt es noch ein Polizeigericht. Die Juden ſelbſt ſind größtentheils Krämer, Mäckler oder Bankiers. Einige verſehen kleine Dienſte auf dem türkiſchen Zollamte; noch andere ſind Aerzte, Dolmetſcher u. dgl., die übrigen beſorgen die Geld- und Gütergeſchäfte reicher Moslemin.

4.

Der Störfang im Uralsk und Gurjew.

Bekanntlich im ſüdlichen Rußland. Dieſer Fang iſt ſonderbar genug. Er findet nemlich auf dem Ural, unter dem Eiſe ſtatt, ſo daß man nur zwei lange, mit Haken verſehene Stangen und einen ſpitzigen eiſernen Stab, dazu braucht. So wie nun die Fiſcher auf dem Strome angekommen ſind, macht jeder mit dem Stabe ein Loch ins Eis, und ſteckt ſeine zwei langen Hakenſtangen bis faſt auf den Grund hinein. Die Störe, die ſich immer ganz in der Tiefe aufhalten, henken ſich nun, einer nach dem andern, von ſelbſt an. Der Fiſcher bemerkt dies an der Bewegung der Stangen und zieht den Fang entweder allein oder mit Hilfe ſeines Nachbars herauf. So wird die Arbeit fünf, ſechs Stunden lang fortgeſetzt.

Außer den Stören, werden auch noch eine ungeheure Menge von Hauſen, Sterleten u. ſ. w gefangen, und zwar auf die eben beſchriebene Art. Alle dieſe Fiſche ſteigen nemlich im Herbſte, in großen Schaaren, aus dem kaſpiſchen Meere ſtromaufwärts, überwintern auf einer langen Reihe geeigneter Stellen, und laichen endlich im Frühjahr daſelbſt. Die Uralſchen Koſaken, deren Hauptbeſchäftigung und deren Haupterwerb der Fiſchfang iſt, bezeichnen dieſe Stellen im Herbſte, und rücken dann im Winter, von Station zu Station, ſtromabwärts. Der erſte Punkt iſt Uralsk, der letzte Gurjew, am Ausfluſſe des Ural, ſie ſind 500 Werſte, oder 70 deutſche Meilen von einander entfernt.

Jene Stationen pflegen eine bis zwei ſtarke Stunden von einander zu ſeyn. Alle Morgen findet daher aus dem Nachtlager ein großes Schlitten-Wettrennen dahin ſtatt. Man kann annehmen, daß in der Regel ſechs bis zehntauſend Fiſcher mit ihren Frauen u. ſ. w. beiſammen ſind. Dieſe ganze Zeit wird dann in Saus und Braus gelebt. Verſteht ſich, daß der Wein und Brandwein in Strömen fließt. — «Der Fiſch bezahlt alles!» ſagt das Sprüchwort. Hierbei iſt zu bemerken, daß man von den Stören den Caviar, und von den Hauſen die Hauſenblaſe erhält. Beides ſind bekanntlich ſehr wichtige Handelsartikel von Rußland.

5.

a.

Intereſſante Vergleichung.

Dies- und jenſeits der Päſſe des Olympus, ſind in einer reizenden Lage, fünf Dörfer zerſtreut. Die Einwohner derſelben zahlen keine Abgaben, haben aber die Verbindlichkeit, allen Reiſenden, die über den Berg gehen, als Wegweiſer u. ſ. w. nützlich zu ſeyn. Dies thun ſie auch wirklich, mit eben ſo viel Eifer, als Geſchicklichkeit. Zu gleicher Zeit halten ſie eine Art Spürhunde, die jeden Reiſenden aufzufinden wiſſen, der in den Schnee verſunken iſt. Bei der großen Mühe der Bauern, die Straße nicht zu verfehlen, was beſonders leicht in der Nähe des Gipfels geſchehen kann, wird ihnen indeſſen faſt immer ein freiwilliges Geſchenk gereicht. Wem fällt hier nicht das Hoſpiz auf dem St. Bernhard, mit ſeinen achtungswerthen Bewohnern ein?

b.

Schips.

Ein türkiſcher Spottname, der ausſchließend nur den Perſern gegeben wird, und ohngefähr durch «Ketzer» überſezt werden kann. Zwiſchen dieſen beiden Völkern überſteigt nemlich der Religionshaß alles, was man ſonſt davon kennt. – Einen einzigen Schip zu tödten – ſagt das türkiſche Sprüchwort – iſt weit verdienſtlicher, als ſiebenzig Ghiaurs (Ungläubige) niederzuhauen! Die Perſer dagegen, die die heterodoxe Sekte bilden, erwidern ihrem gasconnirenden Charakter gemäß: Ein einziger Perſer ſchlägt tauſend Türken in die Flucht.

c.

Papagaye auf St. Domingo.

Sie ziehen zu ihrem Aufenthalte die höchſten Berge vor, und werden nur dann in den Ebenen geſehen, wenn die Reife gewiſſer Früchten naht. Da ſie ſehr ſtreitſüchtig ſind, werden ſie während ihrer Kämpfen ohne Mühe geſchoſſen, beißen indeſſen wüthend um ſich, ſo lange nur noch ein Funken Leben in ihnen iſt. Sie ſind nicht übel zum Eſſen, doch wird deßhalb eigentlich niemals Jagd auf ſie gemacht. Vielmehr geſchieht dies blos, weil ſie in den Caffepflanzungen ſehr viel Schaden thun. Sie freſſen nemlich das Fleiſch von den Beeren, ſo daß die Bohne nicht zur Reife kommen kann. Um Papagaye lebendig zu fangen, wird ihnen in Rhum eingeweichter Mais hingeſtreut, wornach ſie ſehr begierig ſind. Sie werden davon berauſcht und fallen gänzlich betäubt von den Bäumen herab.

6.

a.

Der Tode als Mörder.

In Rußland iſt es gebräuchlich, daß Verſtorbene, in der Nacht vor dem Begräbniſſe, in der Kirche ausgeſetzt werden, wo ein Pope, in Geſellſchaft eines Chorknabens, dabei wachen und beten muß. Einſt war dies auch in einem Dorfe der Fall. Plötzlich, gerade um Mitternacht, erhebt ſich, zum Entſetzen des Pope, der Tode aus dem Sarge, und ſchreitet gerade auf ihn zu. Vergebens ſprizt ihm der Pope eine Ladung Weihwaſſer entgegen; der Tode packt ihn an, wirft ihn nieder und erwürgt ihn. So erzählte es am andern Morgen der Chorknabe, der vor Schrecken in einen Winkel geflüchtet war. Er ſezte ausdrücklich hinzu, der Tode habe ſich, nach vollbrachter That, ruhig wieder niedergelegt.

Wirklich fand man dies der Wahrheit gemäß, niemand begriff indeſſen, wie die Ermordung möglich geweſen ſei. Endlich nach mehreren Jahren klärte ſich alles auf. Ein Räuber nemlich, geſtand neben verſchiedenen andern Verbrechen, auch dieſes ein. Er hatte ſich in der Dunkelheit in die Kirche geſchlichen, den Leichnam bei Seite geſtellt, und ſich dafür in den Sarg gelegt. Nach vollbrachter That verſäumte er nicht, alles wieder in Ordnung zu bringen, und entfernte ſich dann durch ein Fenſter, gänzlich unbemerkt. Die Urſache des Mordes war Haß gegen den Popen, von einer alten Streitigkeit her.

b.

Der Herbſt, Winter zu Conſtantinopel.

Mitte Oktobers, wo der Herbſt eintritt, lebt alles gleichſam von neuem auf. Ueberall ſproßt wieder das

Gras hervor, und trotz der Entfernung der Zugvögel, hält noch immer die lieblichſte Witterung an. Dies dauert fort bis gegen die letzten Tage des Decembers, erſt dann wird man die Annäherung des Winters gewahr. Bald ſind nun die Gipfel der aſiatiſchen Gebirge mit Schnee bedeckt, und die Wogen des ſchwarzen Meeres werden von heftigen Stürmen gepeitſcht. Selbſt die immer grünenden Ebenen Rumeliens bedecken ſich beim Oſtwinde auf einige Tage mit Schnee. Doch ſchon gegen den ſechsten, bis ſiebenten Januar bekommt die Sonne wieder die Obermacht, der Südwind wird herrſchend, und die drei folgenden Monate, ſind eine Art lieblichen Vorfrühlings.

7.

a.

Großer fränkiſcher Bauernſchmauß im achtzehnten Jahrhundert.

Erſter Gang: 1) Semmelſuppe mit Safran. 2) Rindfleiſch mit Meerettig. 3) Fricaſſe von Kälbergekrös. 4) Rindsbraten mit Klöſen. — **Zweiter Gang:** 1) Reisſuppe. 2) Sauerkraut mit Schweinefleiſch. 3) Geräucherte Bratwürſte mit Erbſen. 4) Gebratene Tauben und junge Hühner mit Salat. — **Dritter Gang:** 1) Nudelſuppe mit Safran. 2) Hirsbrei. 3) Pflaumen mit Gebackenem. 4) Kalte geräucherte Speckwürſte. 5) Pfannkuchen. 6) Schweinebraten. 7) Allerhand Kuchen, beſonders von der dickern Art. Dazu Wein, Bier und Brandwein in Ueberfluß.

b.

Engliſche Privat-Irrenanſtalten.

Es giebt eine Menge derſelben, worunter auch mehrere ſehr gute ſind. Die meiſten indeſſen werden häufig zu niedrigen Zwecken gemißbraucht. Sie dienen nemlich zu geheimen Aufbewahrungsorten für ſolche Perſonen, die man blos für wahnſinnig ausgiebt, weil man ſie, um irgend einer Urſache willen, verſchwinden laſſen will. Nun exiſtirt zwar, gegen dieſe Mißbräuche, eine eigene Parlementsakte; aber leider erſchöpft ſie den Gegenſtand durchaus nicht. Bosheit und Hinterliſt behalten daher noch immer Spielraum genug. Am häufigſten finden dieſe Verbrechen bei Schwängerungen, in Erbſchaftsfällen u. ſ. w. ſtatt. Doch dieſelben zur juriſtiſchen Evidenz zu bringen, grenzt faſt an die Unmöglichkeit.

c.

Eiswaſſerbuden zu Palermo.

Sie befriedigen ein allgemeines Bedürfniß, das ſich auch der Bettler nicht zu verſagen braucht. Dabei zeichnen ſie ſich durch eine höchſt anziehende Nettigkeit aus. Zu beiden Seiten der Buden ſind nemlich Citronen, Orangen und andere ſchöne Südfrüchte, gar zierlich auf kleinen Terraſſen aufgeſtellt. Dazwiſchen befinden ſich große Waſſergläſer mit luſtigen Goldfiſchen und lieblichen Blumenparthien. Mitten unter den leztern ſprudeln kleine Springbrunnen, und breiten erquickende Kühlung über das Ganze aus. Man kann denken, wie reizend dies alles, beſonders bei voller Beleuchtung, erſcheint!

8.

a.

Kloppers.

Ein Privilegium der Wöchnerinnen zu Enkhuiſen nnd Harlem. Dieſe Kloppers ſind länglicht-viereckigte Brettchen, mit rothem Seidenzeug überzogen, und mit feinen Spitzen eingefaßt. Sobald nun eine Frau in den genannten beiden Städten niedergekommen iſt, wird ein ſolcher Klopper an der Hausthür feſtgeſchraubt. Hat ſie ein Mädchen, ſo iſt der innere Raum halb mit Papier verdeckt; hat ſie einen Knaben, ſo erſcheint das Ganze in vollem Roth. Bei männlichen oder weiblichen Zwillingen, werden zwei dazu paſſende Kloppers ausgehängt. Dieſe Zeichen bleiben ſo lange an der Thür, bis die Wöchnerin ihren Kirchgang gehalten hat. Aber worin beſteht das Privilegium? — Darin, daß wenn ſich in den genannten Städten auch nur eine Wöchnerin befindet, daſelbſt keine öffentliche Hinrichtung ſtatt finden darf. Die Entſtehungsgeſchichte dieſes eigenthümlichen Vorrechtes, verliert ſich in der Dunkelheit des Alterthums.

b.

Matroſenlektüre.

Sie ward von dem ruſſiſchen Schiffscapitain Liſiansky eingeführt, der durch ſeine, unter Kruſenſtern gemachte Reiſe um die Welt, bekannt iſt. Er hatte ſich nemlich mit ruſſiſchen Ueberſetzungen von Cooks und Anſons Reiſen verſehen, ließ dieſe den Matroſen in den Muſeſtunden vom Unterſteuermann vorleſen, und bemerkte bald die beſten Folgen davon. Die Leute hörten mit großer Aufmerkſamkeit zu, lernten ſehr viel Nützliches in Anſehung der Schiffahrt, Diät u. ſ. w. daraus, und brachten mehrere dieſer Bemerkungen zum Beſten der ganzen Reiſe in Anwendung. Dieſe Lektüre anzuwenden, war unſtreitig eine eben ſo geniale, als glückliche Idee.

c.

Türkiſche Apathie.

Sie zeigt ſich unter andern auch bei Feuersgefahr. Gott iſt gütig und barmherzig! — heißt es — Sein Wille geſchehe! — Und ſo ſieht der Eigenthümer dem Brande ſeines Hauſes ganz gleichgültig zu. Indeſſen iſt auch wahr, daß in dieſen hölzernen Häuſern, nur unbedeutende Capitale ſtecken, daß die Mobilien, beſonders bei den niederen Claſſen, ſehr wenig bedeuten, und höchſtens blos Teppiche und Sopha's von einigem Werthe ſind. Ueberdem finden die Abgebrannten, theils in den Vorhallen der Moſcheen, Schulen, Bäder u. ſ. w., theils in den Bazars ſogleich wieder Unterkunft. Ein großer Verluſt entſteht nur dann, wenn viele Waaren in den Häuſern befindlich ſind.

9.

a.

Geſellſchaftliches Leben in Bergen.

Für den Fremden mindeſtens, der die feinere Geſelligkeit kennt, iſt es nichts weniger, als angenehm. Die Urſache liegt in dem ſteifen Ceremoniel, und der faſt gänzlichen Entfernung des andern Geſchlechts. Die Männer trinken und ſpielen; die Frauen ſitzen ſchweigend beiſammen und langweilen ſich. Die meiſten Spaziergänge ſind ſteinigt und ſchattenlos. Blos einer (nach Nydgarden) führt durch eine ſchöne Allee und iſt recht angenehm. In der Stadt ſelbſt befindet ſich ein zweiter, ein artiger Garten, das *Schwänchen* genannt.

b.

Holz-Jagd-Maſchinen.

Sie werden beim Holzflößen gebraucht; man findet deren ſehr bedeutende in Böhmen auf der Fürſtlich Schwarzenbergiſchen Herrſchaft Stubenbach. Es ſind Vorrichtungen, wodurch alles vorhandene Waſſer in großen Baſſins geſammelt, und alles zu flößende Holz darin zuſammengebracht wird. Iſt nun alles in Bereitſchaft geſezt, ſo öffnet ſich das große Waſſerthor und die ganze Maſſe von Holz und Waſſer, ſtürzt mit einer Gewalt und Schnelligkeit, mit einem Toſen und Krachen hinaus, wofür es keine Worte giebt. Das Holz ſchiebt ſich dabei, vom Waſſerſpiegel an, oft eine Klafter hoch über einander, ſo daß es durch ſich ſelbſt bewegt ſcheint. Man kann in Wahrheit ſagen, daß es eine Holzjagd iſt, wie man ſie vielleicht bei keiner andern Flöße ſieht.

c.

Die Feigenſchnepfen auf Cypern.

Dieſe kleine Zugvögel geben für die Cyprioten, d. h. für die Einwohner von Cypern einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ab. Im Herbſte nemlich, wenn ſie von der karamaiſchen Küſte herüberkommen, werden ſie vermittelſt Leimruthen gefangen, ſorgfältig gerupft, drei bis vier Minuten gebrüht und dann mit Weineſſig, oder was ungleich beſſer iſt, mit gutem Weine eingemacht. So werden ſie in Töpfe nach Marſeille, Livorno, Venedig u. ſ. w. verſandt, und halten ſich ein ganzes Jahr. Auch andere kleine Vögel, z. B. Wachteln, werden auf gleiche Art eingemacht.

10.

a.

Holländiſche Lebenspanacé.

Es iſt der Rauchtaback; er gilt für das beſte Mittel zur Vertreibung der ſchädlichen Feuchtigkeit. Man raucht und kaut denſelben in ungeheurer Menge; lezteres iſt beſonders bei Seeleuten der Fall. Auch die Weiber der untern Claſſen, rauchen faſt alle ohne Unterſchied. Dies gilt beſonders von den Fiſch-, Fleiſch- und Gemüſehändlerinnen, überhaupt von allen, die viel im Freien zu ſeyn gezwungen ſind. Aber auch die Frauen der mittlern, ja ſelbſt der höhern Stände, ſchmauchen, wie man behauptet, ihr Pfeifchen feinen und feinſten Taback mit inniger Wohlbehagenheit.

b.

Waſſerträger in Roſette.

Sie ſind ganz in Leder gekleidet, und tragen das Waſſer in großen Ziegenſchläuchen auf dem Rücken; das lederne Schöpfſäckchen hängt von der Seite herab. Es werden von dieſen Waſſerträgern nicht weniger als vierhundert in der Stadt gezählt. Während der Nilüberſchwemmungen werden ſie auch zum Füllen der Ciſternen gebraucht. Daß ſie der Peſtanſteckung weniger unterworfen ſind als andere, iſt richtig und wird durch die Feuchtigkeit ihrer Kleidung ſehr leicht erklärlich gemacht. Daß ſie aber durchaus *unanſteckbar* wären, hat keinen Grund. Sobald ſie trockne Kleider anhaben, wirkt der Peſtſtoff auch berührend auf ſie. Hundert Exempel beweiſen dies.

c.

Miscellen.

Unter den auffallendeſten Idioſynkraſien, zählt die neueſte Geſchichte der Medicin folgende auf: Ein junger Engländer konnte den reinen weißen Wein kaum riechen, vielweniger trinken, allein den rothen mit Brandwein angemachten Portwein, nahm er zwar ohne große Begierde, jedoch nicht mit Widerwillen zu ſich. — In der Schweiz iſt der Käſe nur da fett, wo man die Grashalmen mit Gletſcherwaſſer bewäſſern kann. Ueberhaupt, je höher die Thäler ſind, deſto fetter fällt der Käſe aus. Die fetteſte Milch giebt der Alpenfenchel, phelandr. mutell. — In Portugal werden die Ochſen hinten und vorn beſchlagen, wozu es beſondere Schmiede giebt. — Wenig bekannt iſt, daß auch die Muskateller-Trauben von Lunel, einen bedeutenden Handelsartikel abgeben; ſie werden getrocknet und in kleinen Kiſtchen verſandt.

11.

a.

Weibliche Kräftigkeit.

Die holländiſchen Coloniſten von Demerari (Südamerika) beiderlei Geſchlechtes, ſind wegen ihrer ungeheuern Eßluſt und wahren Straußmägen bekannt. Ein engliſcher Arzt erzählt in dieſer Hinſicht eine Anekdote, die höchſt beluſtigend iſt. Bei einem glänzenden Abendeſſen, war eine noch ziemlich junge Dame ſeine Nachbarin. Dieſe nahm Folgendes zu ſich. Zuerſt – um ſich Appetit zu machen – wie ſie ſagte – eine halbe Flaſche Madera, und faſt vier Pfund weſtphäliſchen Schinken, nebſt wenigſtens zwei Pfund Weißbrod. Hierauf von vier und zwanzig Gerichten, eben ſo viele volle Portionen, und drei große Flaſchen Bordeauxwein. Zulezt beinahe zwei Pfund Confekt, nebſt einer halben Flaſche Malaga. Izt ruhte die Schöne ungefähr eine Viertelſtunde auf dem Sopha, dann aber trat ſie zum Tanze an, und tummelte ſich von zehn Uhr Abends bis Morgens drei Uhr, faſt ununterbrochen herum. Dabei nahm ſie aber an Gebackenem, Wein, Punſch u. ſ. w., faſt alle halbe Stunde wahre Rieſenportionen zu ſich. Dieſes zarte Weſen hatte Arme ſo dick wie Kurierſtiefeln, und mochte höchſtens fünf und zwanzig Jahr alt ſeyn.

b.

Zur Naturgeſchichte des Ichneumons.

Eine kleinere Art deſſelben wird häufig auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, aber von den Einwohnern ſehr lebhaft verfolgt. Dieſer Ichneumon ſtellt nemlich dem zahmen Geflügel nach, und richtet oft große Verheerungen darunter an. Indeſſen iſt er ohne viel Mühe zu zähmen, und giebt dann ein nützliches Hausthier ab. Er ſtöbert nemlich Ratten, Mäuſe und Maulwürfe auf, und beißt ſie auf der Stelle todt.

Selbſt den Katzen iſt er, wegen ſeinem ſonderbaren Ausſehen, häufig furchtbar. Man hat dergleichen zahme Ichneumons geſehen, die ſo zutraulich und poſſirlich wie Eichhörnchen waren, und an ihre Herren eine Anhänglichkeit zeigten, wie man ſie nur bei Hunden und Pferden bemerkt. Uebrigens vertragen ſie die Reiſe nach Europa ſehr gut, und gewöhnen ſich ſelbſt an ein kälteres Clima, wie z. B. das vom nördlichen Frankreich. Im Winter ſuchen ſie dann freilich, von Zeit zu Zeit, das Kaminfeuer auf.

12.

a.

Seltene Automate.

Der eine war ein Colibri, kaum einen Zoll groß, aus reinem Gold gearbeitet, und mit dem ſchönſten Farbenſchmelz geziert. Er war in dem Medaillon einer goldenen Tabaksdoſe eingeſchloſſen, ſprang aber auf den Druck einer kleinen Feder, munter hervor. Augenblicklich öffnete er nun den kleinen rubinenen Schnabel, bewegte die niedlichen Flügel, und flötete ein Liedchen, eben ſo deutlich als angenehm. Hierauf ſchlüpfte er wieder in ſein kleines Gebäuß und der Medaillon ſchloß ſich von ſelbſt. Dieſer ſehr ſchöne Automat ward im Jahr 1803 zu London in dem Muſeum eines Herrn Week gezeigt. — Zwei noch ſeltenere Automaten waren vor ohngefähr neunzehn Jahren gleichfalls in London zu ſehen. Der eine war eine ſchwarze Kreuzſpinne ganz in natürlicher Größe, der andere ein weißer Schwan, ebenfalls lebensgroß. Jene lief der Kreuz und Queer auf einem Tiſche, zappelte mit den Füßen, wenn ſie aufgenommen ward, bewegte die Fangwerkzeuge u. ſ. w., kurz machte alle natürliche Bewegungen dieſer Thiere nach. Es befanden ſich aber auch nicht weniger als hundert und fünfzehn kleine Räder im Innern, viele nur durch das Microſcop erkennbar. Der Schwan war in ſeiner Art ein eben ſo großes Meiſterſtück. Er ſchwamm in einer Art Gartenbaſſin, mitten unter Goldfiſchen herum, breitete die Flügel aus, puzte und badete ſich u. dgl. m. Endlich fieng er einen jener niedlichen Fiſche und verſchluckte ihn. Alles geſchah mit der größten Natürlichkeit.

b.

Clima von Mallorka.

Es iſt äuſſerſt mild, geſund und angenehm. In den Wintermonaten 11 — 16 Grad Wärme; ein ſeltener Fall, wenn das Thermometer auf 6 — 7 Grad herabſinkt. In den Sommermonaten 20 — 24 zuweilen nur 18 Grad. Die hohen Gebirge, die den Nordwind abhalten, und die regelmäßigen Südwinde, die die Luft erfriſchen, tragen das Meiſte zu dieſer Milde bei. Daher die üppige Vegetation, und die frühe Reiſe der Südgewächſe aller Art. Der Caperſtrauch und die Baumwollſtaude, der Oliven- und der Johannisbrodbaum, die Palme und der Platanus, alle kommen auf

Mallorka, faſt ohne die mindeſte Pflege fort. Die Weinleſe beginnt Anfang Juli, die Algarrobosernte (Johannisbrod) Mitte Auguſts, die Olivenernte gegen Ende Oktobers, friſche Gemüſe aller Art giebt es das ganze Jahr.

13.

a.

Culturſaamen.

Es iſt unglaublich, wieviel Ideen, Kenntniſſe, Handgriffe u. ſ. w., durch die deutſchen, holländiſchen, franzöſiſchen u. ſ. w. Kriegsgefangenen, bis in die innerſten Provinzen von Rußland verbreitet worden ſind. Mit Recht hat dies ein geiſtreicher ruſſiſcher Schriftſteller, Culturſaamen genannt. Um nur ein Beiſpiel aufzuführen, ſo zeigte ein holländiſcher Offizier, der tief im Gouv. von Ufa (Orenburg) lebte, den dortigen Zimmerleuten die Bauart von Fiſcherbooten zu ſechs Mann, von Kuh- und Pferdeſtällen nach holländiſcher Art u. dgl. m. Ein anderer Gefangener zeigte den Gärtnern die Anlegung von Miſtbeeten, die Erbauung von kleinen Gewächshäuſern, das Pfropfen und andere Handgriffe ſeiner Kunſt. Jezt betrachte man die ungeheure Maſſe von Gefangenen, ihre Vertheilung, und ihren wenigſtens zweijährigen Aufenthalt. — Welches umfaſſende Reſultat.

b.

Sonderbare Hofetikette.

Sie findet am türkiſchen Hofe, bei Verheirathung kaiſerlicher Prinzeſſinnen mit Vezieren, Paſchas u. ſ. w. ſtatt. Keine dieſer Neuvermählten darf ihrem Manne die mindeſte Zärtlichkeit zeigen, als bis vier und zwanzig Stunden vorüber ſind. Eben ſo wenig darf ſie aber auch ihre Sprödigkeit über *drei Tage* fortſetzen, wenn ſie nicht die Folgen davon empfinden will. Zu dieſem Ende erhält der Mann, am Abend des dritten Tages, vom Sultan, eine eiſerne Keule zum Geſchenk. Dieſe ſtellt er, der obigen Etikette gemäß, zu ſeiner Rechten, neben dem Ehebette hin. Hiermit wird der Neuvermählten zu verſtehen gegeben, daß ihr nichts als Nachgiebigkeit oder der Tod übrig bleibt. Dieſer Gebrauch ſchreibt ſich, nach unſerer Zeitrechnung, aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts her. Ein Paſcha beklagte ſich nemlich bei dem Sultan, über die unüberwindliche Strenge ſeiner jungen Frau. — Hier! — war die Antwort — Nimm dieſe Keule, und brauche ſie, wie's dir beliebt! *Beſſer ein todtes als ein widerſpenſtiges Weib!* — Man kann denken, ob es die Dame darauf ankommen ließ. Ueberhaupt will verlauten, daß die Keule noch niemals gebraucht worden iſt.

14.

a.

Die Vierlande.

Dieſer Strich gehört halb zum Hamburger, halb zum Lübecker Gebiet. Der Boden iſt vortreflich, der Obſt- und Gemüſebau einzig in ſeiner Art. Beſonders merkwürdig ſind die unabſehbaren Erdbeerenfelder, mit einer Menge kleiner Bewäſſerungscanäle verſehn. Man hat dieſe Früchte ſo zu veredeln gewußt, daß ſie, was Duft und Größe anlangt, unſtreitig die vorzüglichſten im ganzen nördlichen Deutſchland ſind. Auch der übrige Obſtbau wird mit großem Glück betrieben, wie denn jährlich zehn volle Schiffsladungen Aepfel, allein nach England und Schottland gehn. Eben ſo wird viel und gutes Gemüſe gebaut. Kurz, man überzeugt ſich auf den erſten Anblick, daß hier jedes Fleckchen mit Einſicht und Sorgfalt benuzt iſt. Zur Erdbeer- und Kirſchenzeit, wallfahrten die Hamburger in Schaaren hierher.

b.

Arabiſche Caſuiſtik.

Eine nach Mecca gehende Karavane anzugreifen, gilt bei den räuberiſchen Beduinen für einen offenbaren Frevel gegen den Koran, und für ein unerläßliches Vergehen. Einer von Mecca zurück kommenden aber ſo viel als möglich abzunehmen, ſcheint ihnen eine Kleinigkeit, und ein Raub, der ganz in der Regel iſt. Warum? Ei nun, dieſe Pilger ſind jezt im Stande der Gnade, und haben überdem — wenigſtens drei Viertheile derſelben, die einträglichſten Handelsgeſchäfte gemacht. Man muß nemlich bemerken, daß von allen dieſen Karavanen-Waaren nicht das Mindeſte erhoben wird.

c.

Winterreiſen in Rußland.

Sie werden dort nach einem Maaßſtabe betrachtet, von dem man in Deutſchland keinen Begriff haben kann. Eine Reiſe von ein- bis zweihundert unſerer Meilen, gilt dort für eine Kleinigkeit. Dafür legt man aber auch zwanzig bis fünf und zwanzig (140 — 170 Werſte) ſehr bequem in ſieben oder achthalb Stunden zurück. Die größten Reiſen von zwei, drei, ja fünftauſend Werſten, werden mit gleicher Schnelligkeit gemacht. So z. B. von Tobolsk nach Moskwa zum Karneval, oder von Irkuzk zum Beſuche nach Kaſan. Jenes ſind 2330 Werſte, man braucht acht Tage dazu, dieſes 5070 Werſte, wozu neunzehn Tage erforderlich ſind. Bei gutem Wege legt man die Werſt in drei bis vierthalb Minuten zurück.

15.

a.

Die Zukunft der Antillen.

Seit einigen dreißig Jahren bereitet ſich auf dieſen Inſeln eine Veränderung vor, die ſie unfehlbar in die Gewalt der Schwarzen bringen wird. Clima, Kriege, Auswanderungen, Epidemien u. ſ. w., haben nemlich die *weiße* Bevölkerung ſichtbar vermindert, während die ſchwarze und farbige, im umgekehrten Verhältniſſe zugenommen hat. Die Freineger, die Mulatten u. ſ. w., haben ſich ausſchließlich aller Künſte und Handwerke, ſo wie aller einträglichen kleinen Gewerbe zu bemächtigen gewußt. Gewiß, der Augenblick iſt nicht mehr fern, wo die Herrſchaft der Weißen zu Ende gehen wird.

b.

Die alte Baleariſche Sonnenuhr.

Sie befindet ſich auf dem Thurme des Rathhauſes von *Palma de Mallorca*, wird aber nur uneigentlich ſo genannt. Sie *zeigt* nemlich nicht die Stunden nach dem Sonnenlaufe, ſondern ſie *ſchlägt* dieſelben darnach. So am längſten Tage, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang *vierzehnmal*, am kürzeſten dagegen nur ſiebenmal. In der kürzeſten Sommernacht ſchlägt ſie achtmal, in der längſten Winternacht ſechszehnmal. So in den übrigen Jahrszeiten, immer nach dem Sonnenlaufe. Indeſſen richten ſich nur noch die Gärtner darnach, für die es wegen der Bewäſſerung wichtig iſt.

c.

Fraueninduſtrie in Twer.

Die Bürgerfrauen dieſer angenehmen *ruſſiſchen* Stadt, zeichnen ſich durch große Emſigkeit und Wirthſchaftlichkeit aus, beſonders legen ſie ſich auf die Gemüſegärtnerei. Von dem Ertrage derſelben ſchaffen ſie ſich ihren Sonntagsſtaat an, ja nicht ſelten ernähren ſie die minder arbeitſamen Männer, und die ganze Familie davon. Die Gemüſe von Twer, wie *Gurken*, *Spinat*, *feine Kohlarten* u. ſ. w. gedeihen bei dem verhältnißmäßig milderen Clima ſehr gut, und werden in großer Menge nach Petersburg u. ſ. w. verſandt. Ein anderer nicht minder einträglicher Erwerbszweig jener Frauen iſt die Strumpf- und Handſchuhſtrickerei. Sie beſchäftigen ſich im Winter damit, wo der Gemüſebau ruhen muß, und bedienen ſich einer mittelfeinen Wolle dazu.

d.

Eigenthümliche Winzerwohnungen.

Man findet ſie in der Gegend von *Orleans* in Kalkfelſen ausgehöhlt, die ganz mit Reben bewachſen ſind. Hier leben die Eigenthümer wie in ordentlichen Häuſern, und haben einen eben ſo trocknen als warmen und geſunden Aufenthalt darin. Mehrere dieſer Winzerhöhlen ſind ſo mit Ranken umwachſen, daß man keinen Eingang ſieht. Dieſer große Weingarten iſt mit Hecken von Thymian, und Rosmarin eingefaßt.

16.

a.

Caffeſchwämme.

An dem ſpaniſchen Platze zu Rom liegt ein Caffehaus, *Café Americano* genannt. In dem Hofe deſſelben ward vor einiger Zeit eine Grube gemacht, worin man den Caffeſatz goß. Was geſchah? Auf einmal zeigte ſich in der erſten Hälfte des Februars eine üppige Schwammvegetation darin. Es ſoll der eßbare Blätterſchwamm (Champignon, Agar. camp.) ſeyn, der allen Gutſchmeckern bekannt iſt. Die Thatſache wird durch ein römiſches Tageblatt verbürgt. Man denkt weitere Verſuche anzuſtellen, was allerdings der Mühe werth ſcheint.

b.

Die Mauriſchen Frauen.

Die gebildeteren derſelben fühlen den Druck, worunter ſie leben, nur zu gut. Bei den Beſuchen, die ſie den Gattinnen der Conſuls und anderer chriſtlichen Kaufleute machen, brechen ſie täglich in laute Klagen darüber aus. Nichts rührender als ihre Aeuſſerungen dieſer Art. Mit unermüdeter Theilnahme hören ſie den Berichten von unſerer Behandlung des weiblichen Geſchlechts zu, und wünſchen ſehnlichſt in Europa zu ſeyn. Doch nichts erhält ſo ſehr ihren Beifall, als das „weiſeſte, glücklichſte und unſchätzbare Geſetz“ wodurch jedem Manne nur eine Frau geſtattet iſt.

c.

Vornehmer Ton in England.

Er zeigt ſich ſogar, wie man die Möbeln in den Zimmern zu ordnen pflegt. Dieſelbe an die Wände und Pfeiler zu ſtellen, gilt für gemein und ſpießbürgerlich; ſie müſſen vielmehr ſämmtlich in der Mitte des Zimmers, in einem großen Kreiſe ſtehn. Für Schreibtiſche und Fortepiano's, werden dabei immer ſolche Plätze gewählt, die das meiſte Licht haben, und dennoch weder dem Zuge, noch der ſtarken Kaminhitze ausgeſetzt ſind.

d.

Engliſche Poſtſchiffe in Aſien.

Sie gehen zwiſchen Baſſora und Bagdad hin und her. Selbſt ſtromaufwärts legen ſie die Fahrt in zwölf Tagen zurück. Das Ganze iſt in fünf Stationen getheilt. Auf der lezten, zu Hillah, ſteigen die Kuriere aus und ſetzen die Reiſe bis Bagdad, vollends zu Land fort. Mit dieſen Poſtſchiffen pflegen häufig auch große Sendungen von holländiſchen Ducaten, venetianiſchen Zechinen, ſpaniſchen Piaſtern und Brabänter Thalern, nach Baſſora und von da weiter nach Bombay zu gehn. Was aus Bagdad an Geld abfließt, wird wieder durch die vielen Pilger erſetzt.

17.

a.

Der Bock von Waterloo.

Worin beſtand der Fehler, der an dieſem Schlachttage von Napoleon gemacht ward? — Fragte man in einer Geſellſchaft. — In einer bloßen Kleinigkeit, antwortete ein ſehr ſachkundiger als Augenzeuge ſprechender Stabsoffizier. Der linke Flügel der Franzoſen war an einen Wald und ein buſchigtes Defilé gelehnt; durch beide liefen gangbare Wege auf die franzöſiſche Flanke zu. Gleichwohl ließ Napolen dieſen Wald und dieſes Defilé unbeſezt. Hinter demſelben ſtanden die Preußen, kamen im entſcheidenden Augenblicke den Franzoſen in Rücken und Flanke, und führten ſo den bekannten Sieg herbei. Den Ausgang der Schlacht von Waterloo kürzer und klarer zu beſchreiben, ſcheint kaum möglich zu ſeyn.

b.

Der Malpas.

Zwiſchen der Stadt Beziers, und dem Dorfe Copeſtang, iſt der Canal von Languedoc durch einen

Berg geführt. Dieſes Felſengewölbe wird *Le Malpas* genannt. In der That iſt es eine recht ſchauerliche Parthie. Oben an der Decke die grauweißlichen Quadern, mit Olivengeſträuchen, Reben u. ſ. w. bebüſcht; zu beiden Seiten die Leinpfade (ehmals Fußſteige) für die Schiffszieher, worauf hin und wieder eine Waſſerpflanze oder ein Bäumchen grünt, endlich der Canal ſelbſt mit ſeinen düſteren ſchweigenden Fluthen. Es iſt wirklich als machte man ſeine Fahrt in der Unterwelt.

c.

Eigenthümliches Nachtlicht.

Es wird in vielen Theilen von Südamerika, beſonders aber in den Plataprovinzen, und am meiſten in Buenos-Ayres davon Gebrauch gemacht. Jedermann kennt die Roſine, oder das Gummi elaſticum? Nun dieſes giebt den Stoff dazu ab. Man macht nemlich eine Kugel davon, ungefähr eine mäßige Hand groß, wirft ſie in ein kleines Gefäß mit Waſſer und bemerkt, auf welcher Seite ſie am meiſten hervorragt. Auf dieſer bildet man einen Zapfen, zündet denſelben an, und hat ſo ein recht helles und angenehmes Nachtlicht. Dieſe Roſinekugeln werden auch häufig auf Reiſen durch die dortigen Pampas oder Steppen gebraucht.

18.

a.

Das dreiblättrige Eiſenkraut.

Es iſt *Verbena triphylla l'Herit.*, und ward vor ohngefähr neunzehn Jahren aus Braſilien nach Europa gebracht. Der ſtrauchartige Stamm wird nicht ſelten an vier Fuß hoch, die Blätter zeichnen ſich durch ihre Zierlichkeit, und einen höchſt angenehmen Citronengeruch aus. Am beſten wird dieſes lieblichſte der Verbenen zu Hecken gebraucht, wie man es denn auch durch Stecklinge vervielfältigen kann.

b.

Schifffahrt auf den Schweizerſeen.

Jedermann weiß, daß auf den Schweizerſeen, Unglücksfälle ſehr häufig ſind. Man ſchreibt dies dem Föhn oder Südwind zu, der plötzlich aus den Bergſchluchten hervorbricht. Allerdings weht er nicht ſelten mit großer Heftigkeit. Allein die wahre Urſache jener zahlreichen Unglücksfälle, iſt derſelbe, zehn gegen einen gerechnet, durchaus nicht. Es werden vielmehr die meiſten, theils durch die fehlerhafte Bauart der Fahrzeuge, theils durch die Ungeſchicklichkeit der Schiffer veranlaßt. Die Boote oder Nachen nemlich, ſämmtlich von Tannenholz, ſind lang, ſchmal und flach, eine Bauart, die zu dem kurzen, runden Wellenſchlage der Schweizerſeen durchaus nicht paßt.

Die Folge davon iſt, daß keines dieſer Fahrzeuge einen Sturm aushalten kann, ja daß jedes, auch nur bei etwas ſtarker Wellenbewegung, mehrere Lecke bekömmt. Was nun zweitens die Schiffer anlangt, ſo ſind ſie, mit weniger Ausnahme, ſehr ungeſchickt. Mit halbem Winde z. B. zu ſegeln, verſtehen ſie nicht, und mit vollem ganzen, getrauen ſie ſich nicht. Werden ſie vollends von einem Sturme überfallen, ſo mag Gott helfen, ſie wiſſen keinen Rath. Für einen Schifffahrtskundigen iſt es ein Greul, dieſe Süßwaſſer-Matroſen arbeiten zu ſehen.

c.

Holländiſche Kochkunſt.

Sie iſt, was die Zubereitung von Fiſchen anlangt, vielleicht die erſte in der Welt. Auch wiſſen ſich die Hausfrauen, beſonders gegen fremde, wirkliche Gäſte, gewaltig viel damit. Ein neues Fiſchgericht verdrängt das andere, alle ſind einzig in ihrer Art. Zu einem holländiſchen Nachtiſch gehört auch eingemachter Ingwer und Liqueur, Frauen und Mädchen machen ſehr reichlich Gebrauch davon.

19.

a.

Die türkiſchen Miniſter.

Sie haben in der Regel wenig Kenntniſſe, aber deſto mehr Genie, was doch der Schlüſſel zu Allem iſt.

Sie errathen daher alle Kniffe und Pfiffe der Politik, alle Feinheiten der Unterhandlung gleichſam inſtinktmäßig, und verderben durch ihr unnachahmliches Hinhalten, dem gewandteſten Diplomatiker das Spiel. Büreaus haben ſie nur wenig, und dieſe ſind ſehr einfach organiſirt. Keine Spur von unſern unzählichen Schreibereien; ſie haben nicht einmal einen Begriff davon. Alle Befehle des Großveziers ſind lakoniſch; ein kleines viereckigtes Blättchen iſt hinreichend dazu. Keine Pulte, kein Expeditionsapparat. Die Sekretäre ſchreiben auf einem bloßen Kiſſen, und haben alles dazu Nöthige in einem kleinen Kiſtchen bei ſich. Auf dieſe einfache Art werden die größten Geſchäfte in wenig Stunden abgethan.

b.

Ewiger Frühling.

Er herrſcht auf allen Punkten der Cordilleren, in der Höhe von vier bis neunhundert Klaftern, die einzigen Striche ausgenommen, wo die Wärme durch breite, unfruchtbare Ebenen oder Hochthäler zu ſehr vermehrt wird. Nichts Lieblicheres aber als jene Temperatur, die ſich gleichmäßig, bei Tage zwiſchen 16 — 20 Gr. R., und bei Nacht zwiſchen 12 — 14 hält. Da gedeiht die Aprikoſe und der Piſang, der Weizen und der Caffebaum mit gleicher Ueppigkeit. Da ſieht man neben der Oranze den Apfel, und neben der Traube die Erdbeere glühn.

c.

Wallfiſchpfoſten.

Sie werden aus den Kinnbacken der Wallfiſche gemacht. Ein ſolcher Kinnbacken iſt zehn bis fünfzehn Schuh lang, und verhältnißmäßig dick; man ſchneidet alſo nach Belieben zwei bis fünf dieſer Pfoſten daraus. In den Umgebungen von Hamburg u. ſ. w., waren ſonſt alle Landhäuſer, Spaziergänge und Fußwege mit dergleichen beinernen Pfoſten eingefaßt. Allem Vermuthen nach, iſt dies auch izt noch der Fall. Die Grönlandsfahrer bringen nemlich die Wallfiſchkinnbacken zum Theil als Ballaſt mit. Dieſe Pfoſten ſind daher eben ſo wohlfeil als dauerhaft.

20.

a.

Oſtindiſche Eberjagd.

Sie iſt ſehr ernſthafter und gefährlicher Natur, daher erfordert ſie große Stärke und Geſchicklichkeit. Die Eber werden zu Pferde gejagt. Man bedient ſich dazu einer ganz eigenen Raçe von Hunden, die vortreflich abgerichtet ſind. Der Morgen iſt die beſte Tagszeit zu dieſer Jagd. Man lauert nemlich den Ebern auf, wenn ſie von ihren Waſſerplätzen zurückkommen, was immer vor Sonnenaufgang geſchieht. Sobald man nun einen derſelben anſichtig wird, läßt man die Hunde los, und jeder Jäger hält ſeinen Spieß bereit. Die ſtärkſten und beſten Hunde greifen nun den Eber von vorn an, während ihn die übrigen von hinten bedrohen. Zugleich ſucht ihm der Jäger einen kräftigen Stoß beizubringen, wirft aber in demſelben Augenblicke auch ſein Pferd herum. So entgeht er dem Angriff des wüthenden Thieres, das izt von allen Hunden gepackt wird, und den Gnadenſtoß erhält. Nicht immer lauft indeſſen dieſe Jagd ganz glücklich ab. Häufig bleiben mehrere Hunde und ſelbſt einige Pferde und Jäger dabei.

b.

Kleinigkeiten.

Um das Ranzigwerden des Oeles zu verhüten, wendet man im obern Italien ein ſehr einfaches Mittel an. Man gießt nemlich vor dem Füllen etwas ſtarken Weineſſig in die Flaſchen oder Krüge hinein. Wieviel, wird durch die Größe und den Umfang derſelben beſtimmt. Zwei Querfinger hoch iſt indeſſen das wenigſte, was der Boden bedeckt ſeyn muß. — In dem Meere von China giebt es ſo große Auſtern, daß man die Schaalen in dünne Scheiben ſpalten, und dieſe ſtatt des Fenſterglaſes brauchen kann. — Alexandrines von Malta ſind eingemachte Aprikoſen, alſo kein Seidenzeug. — Die bekannten chineſiſchen Magots werden durch keinen Mechanismus, ſondern blos durch Queckſilber in Bewegung geſezt.

21.

a.

Der türkiſche Deſpotismus.

Der Deſpotismus der türkiſchen Sultane trift eigentlich nur ihre Haus- und Staatsbeamten, ſo wie alles, was nicht Moslem (Muhamedaner) iſt. Die übrigen Volksklaſſen hingegen ſind durch ſehr beſtimmte Geſetze geſchützt. So mag der Sultan mit ſeinem Kislar Aga, (Oberhaupt der ſchwarzen Verſchnittenen) ſeinem Großvezier, ſeinem griechiſchen Dollmetſcher, ſeinem armeniſchen Wechsler u. ſ. w., machen, was ihm beliebt; ihr Leben, ihr Vermögen iſt in ſeiner Hand. Allein in Anſehung des ärmſten Taglöhners iſt ihm nicht die mindeſte Willkühr erlaubt.

b.

Kleine naturhiſtoriſche Bemerkungen.

Der berühmte John Hunter machte zuerſt darauf aufmerkſam, daß ein verſchnittener Hirſch kein Geweih mehr anſetzt. Eben ſo bemerkte er, daß die Zeichen der Männlichkeit nicht ſelten auf Frauen, ja auf weibliche Thiere übergehe, ſobald bei dieſen und jenen die eigene Geſchlechtsthätigkeit erloſchen ſei. So bekommen alte Weiber Mannsbärte, und alte Faſanhühner die Schwanzfedern u. ſ. w., des Hahns. Ferner behauptete Hunter, ſobald der Wallfiſch nichts anderes erbeuten könne, zehre er inzwiſchen von ſeinem Wallrath.

c.

Natürliche Pfeifenhalter.

Sie ſind bei den Bewohnern der Congosufer (Africa) im Gebrauch und werden nach einer gewiſſen Vorrichtung durch die beiden obern Schneidezähne gebildet, die bei dieſen Negern ungemein breit ſind. Alle mannbare junge Leute, feilen ſich nemlich dieſelben am innern Rande, wo ſie zuſammenſtoßen, mit der größten Sorgfalt. Dies geſchieht in der Art, daß die Pfeife wie eingefalzt darin ſtecken bleiben kann. Sie lieben dieſe ſonderbaren Zahnlücken auſſerordentlich. Je größer eine ſolche Oeffnung iſt, für deſto ſchöner gilt der Mann.

22.

a.

Neue ſchwediſche Quarantaineanſtalt.

Sie befindet ſich auf Karnſö (Inſel) in der Nähe von Gothenburg. Der Hafen iſt ſehr gut und ſo geräumig, daß er einige hundert Schiffe faſſen kann. Sämmtliche Gebäude ſind neu, und die meiſten von Stein aufgeführt. Bei dem eigentlichen Lazareth, findet eine nachahmungswerthe Einrichtung ſtatt. Vermöge derſelben werden nemlich die Kranken, gleich aus dem Boote in die für ſie beſtimmten Zimmer hinauf geſchafft. Für Lebensmittel u. ſ. w. wird auf Karnſö durch einen eigenen Proviantkommiſſär geſorgt. Zu dem Ende geht täglich zwiſchen der Inſel und Gothenburg, ein eigenes Paketboot hin und her.

Das Waſſer iſt ſehr gut, ja vortreflich. Zur Vermehrung der Annehmlichkeiten hat man Baumpflanzungen verſucht. Alle verdächtigen Schiffe müſſen bei Tage mit einer ſchwarzen Flagge, bei Nacht mit einer Laterne, beides an und auf der Braamſtange verſehen ſeyn. Die Koſten der Quarantaine ſind für alle Schiffe ohne Unterſchied, auf zwölf Schillinge Hamburger Banco, von der Laſt feſtgeſezt. Für den Gebrauch der Magazine wird noch eine beſondere Taxe bezahlt. Doch auch dieſe iſt nach dem Werthe und der Menge der Waaren, ſehr billig regulirt.

b.

Römiſche Palläſte.

Sie ſind ein ſolches Gemeingut der Reiſenden geworden, daß dieſe faſt ſo einheimiſch daſelbſt ſcheinen, als die Beſitzer ſelbſt. Für zwei bis drei Paoli (oder Vierundzwanziger) die ſie dem ſogenannten Cuſtode geben, werden ſie in alle Gemächer, ſelbſt in die Schlafzimmer der Frauen geführt, um die daſelbſt befindlichen Gemälde u. ſ. w. zu beſehen. Dieſer Cuſtode iſt einer der vielen *Cammerieri* (Kammerdiener, Leiblakaien) die man in allen dieſen Palläſten in den Vorſälen trift. Hier liegen ſie mager und abgeriſſen auf hölzernen Bänken, und ſehen jenen Nebenverdienſt als eine Art Almoſen an.

23.

a.

Engliſcher Handelsgeiſt.

Ein junger Portugieſe ward in England erzogen; man ſtößte ihm die erklärteſte Liebe für alles Engliſche ein. Er kehrte endlich nach Liſſabon zurück, hat nur mit Engländern Umgang, folgt dem Hofe nach Braſilien, und wird dort Unterſtatthalter in einer der innerſten Provinzen, deren Hauptſtadt Natal iſt. Bei ſeiner Ankunft kennt man dort engliſche Zeuge kaum dem Namen nach. Er theilt daher einige Proben an die vornehmſten Beamten und deren Frauen aus. Zu gleicher Zeit ſezt er ſich mit engliſchen Häuſern zu Fernambuco in Verbindung, und leitet mit dieſen gegen Baumwolle, das Hauptprodukt ſeiner Provinz, einen für beide Theile höchſt vortheilhaften Tauſchhandel ein. Bald konnte nun Niemand in der Geſellſchaft des Statthalters erſcheinen, der grobe, gemeine Landeszeuge und Landestücher trug. Wer Zutritt haben wollte, mußte in engliſche Stoffe gekleidet ſeyn. Mehr bedurfte es nicht. Solche Stoffe zu tragen, wurde nun ein Zeichen des Anſehens, des Reichthums, der höhern Kultur. Welche künſtliche Verbindung des brittiſchen Handelsvortheils mit der moraliſchen Idee! Hierin liegt das Geheimniß des engliſchen Welthandels; das iſt der Grundpfeiler dieſer kaufmänniſchen Univerſalmonarchie!

b.

Weiberbazars oder Mädchenmärkte.

Man findet dieſelben in allen bedeutenden Städten des **Orients**, wie bei uns die Blumen-, Obſtmärkte u. d. mehr. Dieſe Bazars beſtehen aus einem großen Hofe, der im Viereck mit Gebäuden eingefaßt iſt, worunter eine Gallerie hinläuft. Die Gebäude dienen zu Wohnungen für die Sclavinnen; die Gallerieen werden abwechſelnd mit dem Hofe, je nach der Witterung als Marktplatz gebraucht. Hier ſind die Mädchen, wie jede andere Waare, zum Verkauf aufgeſtellt; hier werden ſie beſehen, unterſucht, behandelt u. ſ. w., ungefähr gerade ſo, wie die Pferde auf einem Roßmarkt. Man ſieht dergleichen Sclavinnen, oft drei, bis vierhundert zuſammen, doch meiſtens in Gruppen von fünfzehn Köpfen abgetheilt. Sie ſind ſämmtlich in weiße Kittel gekleidet, ſitzen auf Matten, und bringen ihre Zeit mit Eſſen, Schwazzen und Schlafen zu.

24.

a.

Der Polarſturm.

Er traf den Capitain **Parry**, bei ſeiner Zurückkehr von der erſten Entdeckungsreiſe nach dem **Nordpol**, und hielt volle ſiebzehn Stunden an. Während ſeiner heftigſten Wuth, leuchtete das Nordlicht mit hellrothem ungewöhnlichem Glanz. Dabei brach der Vollmond häufig aus den Wolken hervor. Zugleich ſchlug der weiße Seeſchaum hoch über die Maſten empor und hüllte für Augenblicke den ganzen Himmel ein. Am andern Morgen fand man jene dick mit Salz bedeckt. Ohne die eigenthümliche Beplankung des Schiffes, würde es ſicher zu Grunde gegangen ſeyn.

b.

Türkiſche Illumination.

Wir näherten uns Conſtantinopel, erzählt ein neuer Reiſender, es mochte gerade Mitternacht ſeyn. Plötzlich flammte in Norden eine hellglänzende Lichtmaſſe auf, und ergoß ſich über die dunkeln Küſten hin. Der Wind war günſtig, pfeilſchnell durchſchnitt das Schiff die ſchimmernden Fluthen, je näher wir kamen, deſto herrlicher ward der ätheriſche Glanz. In Silberlichte ſtiegen die Kuppeln und Minarets der Moſcheen aus einem Feuermeere empor, und von beiden Ufern tönte Muſik und Jubelgeſchrei. Jzt befanden wir uns endlich am Eingange des Hafens, und die Erleuchtung der unermeßlichen Hauptſtadt zeigte ſich in ihrer ganzen Pracht. Am ſchönſten nahm ſich die Moſchee Achmets III. aus. Ihre Kuppeln brennten in glänzendem Feuer; ihre ſechs Minarets waren in allen Stockwerken erleuchtet, und durch Guirlanden verbunden; ſie ſtrahlten gleich blendenden Garben in den Himmel hinein. Einziger

Anblick! Hinlänglich fanden wir uns für unſere beſchwerliche Schiffahrt belohnt.

25.

a.

Die Italiener.

Die Italiener, beſonders die Römer, ſagt eine geiſtreiche Reiſende, ſind äuſſerſt reizbar; doch haben ſie die ganze Milde des Charakters, die allen ſüdlichen Naturen, ſo zu ſagen, als Gleichgewicht zugetheilt worden iſt. Was einmal das Herz verlezte, das ſizt auf ewig feſt, aber ſonſt iſt das Gemüth voll hoher Gutmüthigkeit. Ein Italiener, beſonders ein Römer, wird durch eine unſanfte Berührung, durch eine abſichtliche Vernachläßigung u. ſ. w., aufs höchſte empört. Eben ſo leicht iſt er aber auch durch eine edle Behandlung, durch freundliches Entgegenkommen u. ſ. w. zu gewinnen, und dies gerade ſeiner Tiefe wegen, oft für immer, wenigſtens auf eine ſehr lange Zeit.

b.

Norwegiſches Geſundheitstrinken.

Es iſt durchgehends bei dem kleinſten häuslichen Mahle, wie bei den größren Feſtgelagen im Gebrauch. Bei jenem darf kein Tiſchgenoß das erſte Glas austrinken, bis er ſich nicht einzeln gegen die übrigen verbeugt, und jeden mit Namen genannt hat. Daſſelbe muß bei dem lezten Glaſe geſchehn. Die vertrauteſten Freunde, ja ſelbſt die Hausväter ihren Familien gegenüber, beobachten dies. Bei großen Feſtgelagen finden noch mehrere Ceremonien ſtatt. Hier erhebt ſich die ganze Geſellſchaft, trinkt zuerſt die Geſundheit des Königs, dann die des Vaterlandes und ſtimmt zulezt ein Volkslied mit Muſikbegleitung an. *) Zu gleicher Zeit werden Kanonen oder Böller gelößt. Dann erſt tauſchen die einzelnen Gäſte, mit Nennung der vollen Namen und Titel, die gewöhnlichen Geſundheiten aus. Zulezt gehen Pokale mit Punſch und Madera herum.

c.

Bierverkauf in London.

Er iſt in den Händen einer gewiſſen Anzahl von Monopoliſten, worunter die großen Brauer oben anſtehn. Dieſe haben nemlich in allen Vierteln von London, mehrere Wirths- und Bierhäuſer angelegt, deren Abmiether alles Bier von ihnen zu nehmen gezwungen ſind. Um dieſelben zu dem möglichſt ſtärkſten Abſatze aufzumuntern, geben ſie ihnen gewiſſe Procente davon. So ſind ſie auch, bei ſehr mittelmäßigem Biere, dennoch ſtets des Verkaufs gewiß. Mehrere dieſer Brauer, dehnen ihre Speculationen fünf bis ſechs Stunden weit, in der Gegend von London aus.

---

*) Meiſtens das ſehr beliebte: Norge, din Skaal! d. h. Norwegen auf dein Wohl!

26.

a.

Das Peſtlazareth zu Marſeille.

Es liegt auf einer Anhöhe, nordwärts von der Stadt, ungefähr fünfzig Toiſen davon, und beſteht aus mehreren großen Abtheilungen von Gebäuden, Hallen u. dgl. mehr. Im Allgemeinen aber unterſcheidet man das große und kleine Lazareth. Jenes umfaßt die Abtheilung, die blos zur Vorſichtsquarantaine dient. Dieſes iſt für die wirklich angeſteckten Perſonen und Waaren beſtimmt. Das Ganze iſt mit einer 25 Schuh hohen Doppelmauer eingefaßt, deren Zwiſchenraum ſechs Toiſen beträgt. Hier, d. h. in dieſem patrouilliren unaufhörlich Wachen; ſo daß keine Verbindung mit Auſſen ſtatt haben kann. Auf der Seeſeite befindet ſich ein kleiner Hafen, mit mehreren Kays, die für die verſchiedenen, mehr oder weniger verdächtigen Schiffe beſtimmt ſind. Jeder dieſer Kays hat ſeinen beſondern Eingang in das Lazareth. Ueberhaupt darf ſich aber kein Fahrzeug über eine gewiſſe Linie, die ſogenannte Reſerve wagen, oder es wird rückſichtlos in den Grund gebohrt.

b.

Kornmagazine in der Barbarei.

Es ſind große und tiefe Gruben, zuweilen bei 50 Schuh Höhe, 30 Fuß breit. Der Boden und die Seiten werden mit Planken und Matten belegt, dann wird das Ganze bis zehn Fuß unter der Oeffnung mit Getraide angefüllt. Jezt kommen mehrere Schichten von Balken und Matten, Brettern und Erde darauf, ſo daß alles mit der Oberfläche völlig eben wird. Das Korn hält ſich in dieſen Gruben zwölf bis fünfzehn Jahr vollkommen gut. Häufig werden darüber andere Getraidefelder angelegt. Der ſpaniſche Name für dieſe Magazine iſt — *Matamoros* — worunter man ehedem auch tiefe Kerker, zur Aufbewahrung mauriſcher Gefangener, verſtand.

27.

a.

Geſundheit von London.

Ein hocherfahrner amerikaniſcher Arzt, J. Corbley Lettſon behauptet, daß London ſeit ohngefähr fünf und zwanzig Jahren, die geſundeſte Stadt in der ganzen Welt ſei. Vom Typhus habe man faſt kein Beiſpiel mehr, und von zwei-und dreißig Kranken, gienge im Durchſchnitt nur einer mit Tode ab. Dies ſchreibt der Doktor Lettſon der Reinlichkeit in der Kleidung, Wohnung u. ſ. w. zu, eben ſo den Lüftungen der Häuſer, den Waſſerleitungen zur Reinigung der Straßen u. ſ. w., den hydrotechniſchen Arbeiten an und auf der Themſe, der Schutzblatterimpfung, der verbeſſerten Armenpolizei, den Fortſchritten der Heilkunſt u. d. m. Merkwürdig ſcheint beſonders, daß nach ſeinen Beobachtungen, die Lungenſchwindſucht in London, offenbar im Abnehmen ſeyn ſoll; während ſie im übrigen Europa und in Nordamerika, ſichtbar im Zunehmen iſt.

b.

Meth als Mittel gegen den Stein.

In Witebsk an der Düna in Weißrußland, wird ein Meth bereitet, der weit und breit nicht ſeines gleichen hat. Er wird von dem weißen Lindenhonig, den man dazu nimmt, Lipitz genannt, hat einen äusserſt lieblichen Geſchmack, und gilt für ein ſpezifiſches Mittel gegen den Stein, den er allmählig auflöſen und abführen ſoll. Eine Flaſche guter Lipitz wird nicht unter 36 kr. Rh. verkauft, eine Flaſche hundertjährigen, bekommt man ſelbſt an Ort und Stelle, unter fünf Ducaten nicht. Dieſer iſt eine wahre Lebenseſſenz. Ein kleines Glas davon durchdringt den ganzen Körper mit neuer Kraft, und ſtellt beſonders Verdauung und Ausdünſtung wieder her.

c.

Negerfabel.

Der Elephant ſtritte mit der Ziege, wer wohl das Meiſte zu freſſen im Stande ſei. Um dies zu entſcheiden, beſchloß man endlich auf eine Wieſe zu gehen, die ſo ungeheuer war wie der Ocean. Elephant und Ziege grasten nun eine geraume Zeit. Endlich legte ſich die Ziege auf ein Felsſtück und kaute unaufhörlich fort. Was machſt du denn da? — fragte der Elephant. — Ich verzehre den Felſen, damit ich *dich* nachher freſſen kann. So? — rief der Elephant und nahm erſchrocken das Reisaus. — Unverſchämtheit trägt ſelbſt den Sieg über den Verſtand davon.

28.

a.

Falmouth.

Dieſe in den Zeitungen ſo oft vorkommende Hafenſtadt, liegt an der Mündung des Fal, und iſt der ſchönſte und anſehnlichſte Ort in ganz Cornwallis. Am meiſten gefällt die herrliche Straße, die ſich über eine Viertelſtunde lang am Hafen hinzieht. Dieſer gilt für den beſten, bequemſten und ſicherſten in ganz England, und hat ſelbſt an den Kays, für die größten Schiffe noch Tiefe genug. Falmouth iſt übrigens eine ſehr lebendige Stadt. Es liegt nemlich nicht nur eine Abtheilung der königlichen Flotte daſelbſt, ſondern es laufen auch eine Menge Kauffartheiſchiffe ein. Ueberdem pflegen von hier aus, regelmäßige Paketboote, nach Spanien, Portugal, Nordamerika und den Antillen zu gehn. Die Bevölkerung wird auf wenigſtens vier tauſend Einwohner geſchätzt.

b.

Griechiſche Heiraths-Zaubereien.

Ein junges griechiſches Mädchen will wiſſen, wer ihr künftiger Bräutigam ſeyn wird.. Sie geht daher zu einer ſogenannten Bräutigams-Zauberin. Von dieſer erhält ſie einen kleinen magiſchen Kuchen und ein Zauberſäckchen, worin drei Blumen befindlich ſind. In dem Augenblick nun, wo das ſchöne Kind zu Bett gehen will, ißt ſie den Kuchen und hängt ſich das Zauberſäckchen um. Jezt träumt ſie von dem Zukünftigen, der wie gewöhnlich, eine Blume in der Hand hält. Eine weiße zeigt einen Jüngling, eine rothe einen Mann von mittlerm Alter, eine gelbe einen Wittwer an. Die Träume ſind durchaus wie ſie ſeyn ſollen, denn der Kuchen iſt äuſſerſt ſtark gewüzt. Indeſſen wird dieſes natürliche Kunſtſtück ſehr gut bezahlt.

c.

Ciſternen in Gibraltar.

Es ſind deren acht, und ſämmtlich bombenfeſt. Sie halten zuſammen vierzigtauſend Tonnen Waſſer, jede zu 710 Pf. Alles Regenwaſſer, das von dem Felſen herabkommt, wird daſelbſt aufbewahrt, nachdem es vorher in großen Keſſeln filtrirt worden iſt. Leidliches Quellwaſſer bezieht man von San Roque und Algeziras, ganz vortrefliches aber von Tarifa.

29.

a.

Türkiſche Straßenbarbierer.

Man findet dieſelben in allen großen Städten des Orients. Hier bedienen ſie ihre Kunden unter dem erſten beſten Wetterdache, und mit der ganzen Gewandtheit, die dieſen Kopfſcheerern eigen iſt. Wir ſagen Kopfſcheerer, denn bei den Orientalern haben ſie es nie mit dem Barte zu thun. Bei den Franken dagegen, iſt dies gerade umgekehrt. Dieſen bieten ſie ihre Dienſte auf eine ganz eigene Weiſe an. Sie halten ihnen nämlich, mit äuſſerſter Höflichkeit, einen kleinen Spiegel vor. Verſteht ſich, ſobald ſie ſehen, daß das Barbieren nöthig iſt. So wird oft mancher Unachtſame aufmerkſam gemacht.

b.

Was fehlt Nordamerika?

Zwei Dinge, in deren Vollgenuß man in Deutſchland, England u. ſ. w., lebt. — **Singvögel** und **Blumen**, das heißt, Vögel, die wirklich ſingen, und Blumen, die wirklich wohlriechend ſind. Der ganze liebliche beſchwingte Sängerchor, wie Lerchen und Finken, Hänflinge und Nachtigallen, Amſeln, Droſſeln u. ſ. w., wird dort vergebens geſucht. Ebenſo der reizende Blumenflor, der unſere Gärten u. ſ. w. ziert. Ja nicht einmal die einfachen freundlichen Blümchen, die unſere Wieſen, Hecken u. ſ. w. verſchönern, findet man daſelbſt. Dafür aber giebt es eine Menge Vögel von dem prachtvollſten Gefieder, deren Töne und Accent höchſt wunderbar ſind. Eben ſo eine große Anzahl von Zierpflanzen, Prachtblumen u. ſ. w., deren Schönheit auſſerordentlich iſt. Aber hier und dort ſpricht nichts zum Herzen und ergreift nichts das Gemüth.

c.

Isländiſche Sprüchwörter.

Nichts iſt unbeholfener als ein lahmer Bär, ein leckes Schiff und ein Burſch, der nie hinter dem Ofen hervorgekommen iſt. — Wo eine Hand in die andre faßt, da geht's mit der Arbeit ſicher voran. — Beobachte die Kinder, ſo weißt du wie die Männer ſind. — Wer auf den Wind warten kann, dem fehlt er gewiß nicht.

30.

a.

Der Boden auf Malta.

Eigentliche Dammerde iſt auf dieſer Inſel nur an wenig Stellen vorhanden, die Lage pflegt dann ſelten über einen Fuß hoch zu ſeyn. Deſto häufiger iſt daher der künſtliche Boden, der faſt immer aus mehreren doppelt ſo hohen Schichten beſteht, und auf folgende Art angelegt wird. Zuerſt ebnet man den Felſen, wobei der Fläche eine ſanfte Neigung gegeben werden muß. Jezt kommt eine Fuß hohe Lage von grob zerſtoßenen, dann von fein zerſtampften Steinen darauf. Nun wird eine von Gartenerde, dann von Dünger, dann noch eine von guter Erde darüber geſezt, was mit der gehörigen Sorgfalt geſchehen muß. Hierbei iſt noch zu bemerken, daß ſowohl der künſtliche als der natürliche Boden, alle zehn Jahre einer gänzlichen Umarbeitung bedarf. Dieſe muß ſich ſelbſt auf den nackten Felſen erſtrecken, damit die harte Rinde vernichtet wird, die die Feuchtigkeit abhält. In einem Lande, wo es ſo ſelten regnet, iſt dies von äuſſerſter Wichtigkeit.

c.

Miſcellen.

Als Murat ſein neapolitaniſches Heer auf 73,000 Mann brachte, war gerade immer der ſiebenzigſte Kopf der ganzen Bevölkerung Soldat. — Unter den lappländiſchen Blumen zeichnet ſich durch beſondere Schönheit *Epilobium angustifol.* aus. — In Braſilien iſt nun auch das arabiſche Kameel einheimiſch gemacht worden; auf Madera und Teneriffa war dies längſt der Fall. — Das beſte Mittel gegen Sommerſproſſen ſoll der Milchſaft ſeyn, der aus den Stengeln friſch gepflückter Feigenblätter fließt. — Aluha iſt eine trockne Paſſe von Datteln, die in Butter gebraten worden ſind. Jeder aſiatiſche Kavalleriſt führt dergleichen, ſtatt aller andern

Nahrung bei ſich. Dabei hat er noch einen Schlauch mit Waſſer und einen Sack voll Gerſte zum Pferdefutter, das iſt alles, was er bedarf. Die Kameele nehmen im Nothfall auch mit Dattelſteinen vorlieb.

31.

Sperlingsgarben.

In Norwegen wird an jedem großen Feſte, wie Weihnachten, Oſtern u. ſ. w., an jedem Hausgiebel, eine Garbe Korn aufgeſteckt, die für die Sperlinge beſtimmt iſt, und daher den obigen Namen hat. Auf dieſe Art bringen ſich jene nützlichen Thiere auch in den härteſten Wintern durch. Sie werden in Norwegen um ſo mehr gehegt, als ſie bei den Inſektenſchwärmen der kurzen, aber ſehr heißen Sommer durchaus unentbehrlich ſind. Dagegen zeigen ſie auch eine Zahmheit und Vertraulichkeit, die oft höchſt komiſch wird.

Auguſt.

1.

a.

Reggio in Calabrien.

Dieſe Stadt iſt in Wahrheit ein bezaubernder Aufenthalt. Clima, Boden, Lage, alles trägt dazu bei. Die Luft iſt immer friſch und rein, Folge des beſtändigen Zuges in dem Canal. Der Boden bringt Oel und Seide, die herrlichſten Weine und die vortreflichſten Südfrüchte aller Art hervor. Die Lage iſt entzückend, die Meerenge gleicht einem majeſtätiſchen Strome, mit reich bebauten Gebirgsufern eingefaßt. Zugleich befördert ſie den Handel mit obigen Produkten auſſerordentlich.

b.

Der Blumenmarkt zu Amſterdam.

Die Juden haben dieſen Handel beinahe ausſchließend an ſich gebracht. Er findet beſonders an den Sonntagnachmittagen, wenn die Kirchen aus ſind, und den ganzen Montag, auf einem eigends dazu beſtimmten Markte ſtatt. An lezterm Tage bringen auch die Landleute aus der Nachbarſchaft, Blumen, Staudengewächſe und junge Bäumchen zum Verkauf. Der Hauptmarkt iſt in den Pfingſtfeiertagen, hier kann man in Wahrheit die ganze herrliche Flora ſehn. Reiche Leute beziehen überdem noch eine Menge der ſchönſten und ſeltenſten Blumen von Haarlem. Es giebt Beiſpiele, daß eine Amaryllis formosissima mit mehreren tauſend Gulden bezahlt worden iſt.

c.

Scagliola-Arbeit.

Scagliola iſt der Name eines grünlichen Selenits, der häufig in Italien, beſonders aber in Toscana gefunden wird. Scagliola-Arbeiten ſind Steingemälde, die man auf dieſer Selenit aufgetragen hat. Dieſes geſchieht auf folgende Art. Zuerſt brennt man den Stein zu Kalk, dann ſtößt man dieſen zu einem feinen Pulver, dann knetet man das Ganze zu einem Teige, endlich bildet man Platten daraus. Auf dieſe werden nun die Gemälde aufgetragen, ſo daß die Farben wohl einen halben Zoll eindringen, und unvertilgbar ſind. Die erhärteten Platten werden zulezt vorſichtig polirt und ſehen vollkommen wie Marmortafeln aus. Eine der vorzüglichſten Fabriken von dieſen Arbeiten befindet ſich zu Florenz. Eben ſo ſind in der daſigen Gallerie mehrere ſehr ſchöne Stücke dieſer Art, von Lambroto Gori zu ſehn. Beſonders zeichnet ſich die Madonna nach Guido Reni aus.

2.

a.

Schweine in Kentuky.

Bekanntlich in Nordamerika. Sie hauſen den größten Theil des Jahres in den Wäldern, und werden nur von Zeit zu Zeit, nach den Beſitzungen zurückgelockt. Aus dieſer Urſache halten ſie ſich in der Regel heerdenweis zuſammen, und ſind beinahe als wild anzuſehn. Jeder Eigenthümer ſchlizt den ſeinigen auf eine beſondere Art die Ohren auf und erkennt ſie ſo mit Leichtigkeit. Das eingeſalzene und geräucherte Fleiſch giebt einen anſehnlichen Handelsartikel ab, indem es in großer Menge nach den Antillen verſandt wird.

b.

Die Sumpffieber in Seeland.

Sie graſſiren in der Regel, nur von der Mitte des Juli bis zum Herbſtäquinoktium. Da ſie nemlich nur in Folge anhaltender großer Hitze und Trockenheit entſtehen, ſo verſchwinden ſie auch mit der eintretenden kühlen und regnigten Herbſtwitterung. Wie die Kälte das Peſtmiasma zerſtört, ſo die Feuchtigkeit jenen Fieberſtoff. Naſſe Sommer verhindern die Erzeugung deſſelben, ſie werden daher in Seeland für eine Wohlthat angeſehn. Dies gielt überhaupt von allen Theilen der Niederlande, wo es viel Sümpfe und ſtehende Gewäſſer giebt.

3.

a.

Clima von London.

Es zeichnet ſich durch große Feuchtigkeit und noch größere Veränderlichkeit aus. In der Regel werden 65 Schnee- oder Regentage, 140 heitere und 209 vermiſchte gezählt. Unter den leztern ſind 50 – 60 Tage, wo die Sonne gar nicht, und 120 — 30 wo ſie nur auf kurze Zeit zum Vorſchein kommt. Die Winde wechſeln, beſonders in den Herbſt- und Wintermonaten, wohl zwanzigmal in einem Tage ab; die herrſchendſten im Ganzen, dürften indeſſen der Nordoſt und Südweſt ſeyn. Die Winter ſind gewöhnlich ziemlich mild, die Felder und Wieſen z. B. bleiben faſt immer grün, und ſelbſt die kleinen Flüſſe frieren ſehr ſelten zu. Der Frühling zeigt ſich meiſtens ſchon im Februar, die Temperatur iſt dann ſehr angenehm. Die Sommer ſind verhältnißmäßig heiß, doch wird die Luft oft nur zu merklich abgekühlt. Der Herbſt pflegt in der erſten Hälfte, ſobald die Nachtgleicheſtürme vorüber ſind, faſt immer ſehr lieblich zu ſeyn.

b.

Kornhandel des türkiſchen Sultans.

Es iſt ein Monopol, das ungeheure Summen abwirft. Der Sultan läßt durch ſeine Agenten ſowohl einkaufen als verkaufen, wie es ſeinem Vortheile gemäß iſt. Die kornreichſten Provinzen müſſen den zwölften Theil ihres Erndteertrages, nach einem Anſchlage liefern, der oft kaum das Neuntel des laufenden Preißes beträgt. Dagegen werden die Bäcker der Hauptſtadt gezwungen, oft ein Drittheil mehr Getraide zu kaufen, als ihr Bedarf erheiſcht. Man hat berechnet, daß der Sultan aus dieſem Monopol, jährlich an zwei bis drei Millionen türkiſche Piaſter (zu 28 kr. Rh.) reinen Gewinn zu ziehen pflegt.

c.

Ein Wort über die Azoren.

In dem Maaße wie die Inſeln, gegen einander verglichen, an Größe abnehmen, iſt dies auch in Anſehung des darauf befindlichen Rindviehes der Fall. So auf St. Miguel, Tercera und Gracioſa bis endlich auf Flores und Corvo ein Stier nicht viel größer iſt als eine kleine junge Kuh. Daſſelbe Verhältniß wird auch im Pflanzenreiche bemerkt. Ja bei den Blumen kommt noch die Abnahme des Geruchs, ſo wie bei den Früchten die Ausartung dazu! Wer könnte enträthſeln, auf welche geheime Naturgeſetze dieſes gegründet ſeyn mag.

4.

a.

Das Queckſilberbergwerk zu Idria.

Es iſt unſtreitig das ſchönſte und prächtigſte in der ganzen Welt. Der Eingang in den Antoniſtollen findet in einem anſehnlichen Gebäude ſtatt, und iſt eben ſo geräumig als zierlich. Ebenen Fußes geht man unter einem hohen breiten Gewölbe fort, bis man zulezt an eine Vertiefung kommt. Man ſteigt nichts weniger als unbequem auf ſteinernen Stufen hinab, und bewundert mit Recht die große Reinlichkeit und Trockenheit die daſelbſt herrſcht. Höchſtens fallen hier und da ein paar Tropfen Waſſer herab. Von Zeit zu Zeit ſind Abſätze und Bänke zum Ausruhen angebracht. So ſteigt man volle ſechs und achtzig Klafter hinab.

Die Bevölkerung des rauhen Bergfleckens Idria wird auf vierthalbtauſend Seelen geſchätzt. Hierunter ſind 900 eigentliche Bergleute, 300 Holzhauer und Flößer u. dlg. mehr. Selbſt Kinder werden bei dem Werke gebraucht. Alles gehört hier dem Kaiſer, und alles was die Einwohner bedürfen, wird für Rechnung deſſelben verkauft. Die Männer haben von vier und zwanzig Stunden ſechszehn frei, und verdienen in der Regel achtzehn Kreuzer in Silber den Tag. Dabei treiben ſie, für ihren Hausbedarf, noch etwas Kohl- und Kartoffelbau. Die Weiber beſchäftigen ſich mit Spitzenklöppeln und ähnlicher Handarbeit. Man ſcheint der Wahrheit nahe zu kommen, wenn man den jährlichen Ertrag des Werkes, auf zehn bis zwölftauſend Zentner anſchlägt.

b.

Schwarze Fuchspelze.

Sie werden aus den Rückenſtücken des ſibiriſchen ſchwarzen Fuchſes zuſammengeſetzt. Bei der Kleinheit dieſes Thieres, bedarf es aber zu einem ſolchen Pelze, gar ſehr viel; auch iſt wenigſtens eine Arbeit von neun Jahren erforderlich. Der Werth eines ſchwarzen Fuchspelzes wird daher auf einige zwanzigtauſend Ducaten geſchätzt. In der Regel macht daher der ruſſiſche Hof, nur bei auſſerordentlichen Gelegenheiten, Geſchenke damit. Uebrigens werden dieſe Rückenſtücke als ſibiriſcher Naturaltribut eingeſandt.

5.

a.

Tyroler Poeſie.

In den Jahren 1764 — 84 reißte an den Höfen von München, Anſpach, Würzburg, Eichſtädt u. ſ. w. ein Tyroler, Namens Peter Proſch herum. Er war von Ried im Zillerthal, erhielt von jenen Fürſten kleine Penſionen, und gab unter dem Titel eines Hoftyrolers, eine Art geſcheidten luſtigen Rathes ab. So ſprach er einſt am Namenstage der Churfürſtin Maria Anna von Baiern, ein von ihm ſelbſt verfaßtes Gedicht, worin es unter andern hieß:

So viel Rollen hat ein Pudel,
Und es Fiſch giebt in der See,
So viel als in Baiern Nudel,
Und in Indien Caffe;
So viel Flöh die Jungfern plagen,
So viel Nüß ein Zirbelbaum,
Pflegt im beſten Jahr zu tragen,
Millionen flecken *) kaum;
So viel Kröpfe, Böck und Ziegen,
So viel Schnecken im Tyrol;
So viel Jahre voll Vergnügen,
Dir der Himmel geben ſoll.

b.

Lob der Fettheit.

Es findet vorzugsweis bei den Chineſern ſtatt, wie aus folgenden Sprüchwörtern erhellt: Wer den breiten Lehnſtuhl am beſten ausfüllt, der hat den meiſten Verſtand. — Nicht im Kopfe, im Bauche ſizt der Geiſt. — Ein magerer Menſch iſt nur ein halber Menſch. — Je mehr Talg um der Docht, deſto helleres und längeres Licht. — Je mehr der Fiſch wiegt, deſto mehr gilt er. — Was im Beutel das Geld, das iſt am Leibe das Fett u dgl. m.

---

*) D. h. reichen.

c.

Kleinigkeiten.

In Algier exiſtirt ein Geſetz, wodurch die Reinlichkeit nicht wenig befördert wird. Jeder Eigenthümer muß nemlich alle Jahre ſein Haus neu ausweißen und anſtreichen laſſen, wenn er nicht in nahmhafte Strafe verfallen will. — In Buenos Ayres wird das Gummi elaſticum (die bekannte Roſine) auch zu Kinderſpielbällen gebraucht. — In Santa Fé giebt es Ameiſen von einer ſehr großen Art, daß man ihrer fetten Hintertheile wegen, ordentlich Jagd darauf macht. Gebraten und in Syrup eingemacht, werden dieſe *Culos de Hormigas* als ein vortrefliches Confect gerühmt. — In ganz Sibirien findet man keine einzige Biene und keinen einzigen Krebs.

6.

Der Graf von Frohberg.

Der eigentliche Name dieſes, durch ſeine glänzenden Eigenſchaften und abentheuerlichen Schickſale gleich ausgezeichneten Mannes, war Montjoye. Unter dieſem wird er zuerſt als Adjutant von Dumouriez genannt; unter jenem erſcheint er ſpäter als Begleiter des ältern Prinzen von Orleans. Montjoye aus Mämpelgard gebürtig, hatte ſeit 1794 ganz Europa, von Gibraltar bis zum Nordcap und vom Tago bis zu den Dardanellen durchſtreiſt. Eben ſo hatte er ganz Nordamerika durchreißt. Er half ſich dabei bald als Maler und Muſiker, bald als Sprach- und Fechtmeiſter, bald als Marionetten- und Schattenſpieler fort. Endlich, ungefähr im Jahr 1809 trat er als Graf von Frohberg in London auf, und verſchaffte ſich ſogar ein Obriſtenpatent. Er hatte nemlich dem engliſchen Miniſterium den Plan, ein kroatiſches Regiment für Malta zu errichten, ſehr annehmlich zu machen gewußt.

So begab er ſich alſo mit Wechſeln, Empfehlungsſchreiben u. ſ. w. reichlich verſehen, nach Conſtantinopel, und ſandte von dort aus ſeine Werber nach Venedig, Trieſt, Galaz u. ſ. w. ab. Nie hätte man unter dieſem engliſchen Oberſten von Frohberg, der die Zierde der diplomatiſchen Zirkel von Pera war, einen Betrüger geſucht. Gleichwohl benahm er ſich als ſolcher, denn er lockte durch falſche Verſprechungen von Offizierſtellen u. ſ. w., die ſchönſten jungen Männer aus den beſten Familien in ſein Netz. Dies veranlaßte endlich 1812 den bekannten Aufſtand zu Malta, worauf bei der Unterſuchung Alles ans Licht kam.

Montjoye der an falſchen Wechſeln auf England 30,000 Pf. St. eincaſſirt hatte, flüchtete ſich nun eilig in das ruſſiſche Hauptquartier an der Donau, und folgte demſelben, als der Marſch nach Polen gieng. Da er aber hier, wie es ſcheint, von engliſchen Steckbriefen verfolgt ward, ſuchte er zu den Franzoſen überzugehen, zog jedoch die Aufmerkſamkeit eines Koſackenpoſtens auf ſich. Von dieſem umringt, war er unvorſichtig genug, ſich zur Wehr zu ſetzen und ward zuſammengehauen. Montjoye war ein ſchöner höchſt einnehmender Mann. Er ſprach deutſch, franzöſiſch, engliſch, ſpaniſch, portugieſiſch, ſlavoniſch, lateiniſch und neugriechiſch mit gleicher Geläufigkeit.

7.

a.

Der Laktometer.

Zu deutſch der Milchmeſſer, ein Inſtrument wodurch die Verwäſſerung der Milch angezeigt wird. Die eigentliche Einrichtung deſſelben iſt noch ein Geheimniß; der Erfinder war Edmund Davy, Profeſſor der Chemie zu Cork (Irland). Der erſte Verſuch damit ward unter obrigkeitlicher Leitung, in Gegenwart eines Ausſchuſſes von Geſchwornen, auf dem Markte zu Cork gemacht. Es zeigte ſich, daß die Milch bei acht und dreißig Verkäuferinnen mit Waſſer verdünnt war. So wurden dann an zweitauſend Krüge davon weggenommen, und in das Militärſpital geſandt. Man glaubt, daß ſich dieſe neue Erfindung ſchnell über ganz England verbreiten wird.

b.

Eigenthümliche Sitte.

Man findet ſie bei den Parginoten, die nun bekanntlich auf den joniſchen Inſeln zerſtreut ſind.

Alle jungen Brautleute leben nemlich erſt ein Probejahr beiſammen, ehe die wirkliche Trauung Statt zu finden pflegt. Beiden Theilen ſteht bis dahin der Zurücktritt frei. Indeſſen hat eine ſolche Trennung ſo viel Gehäſſiges, daß nur ſelten ein Beiſpiel davon geſehen wird. Dagegen pflegen die meiſten Ehen ſehr glücklich zu ſeyn. Die Parginoten zeichnen ſich durch Kraftfülle, die Parginotinnen durch Anmuth aus.

c.

Spiegel-Antipathie.

Der alte Feldmarſchall Suwarow hatte einen ſolchen Abſcheu vor Spiegeln, daß er dieſelben überall, wo er nur konnte, zerſchlagen ließ, oder wenn das nicht angieng, augenblicklich davon lief. Wenn ihn jemand zu ſich einlud, ſo mußten alle Spiegel verhangen oder weggeſchafft ſeyn, ſonſt war der Feldmarſchall mit einem Sprunge wieder zur Thür hinaus. Ich mag mich nicht ſehen! pflegte er zu ſeinen Vertrauten zu ſagen. Ich komme mir ſonſt wie ein alter Bärenhäuter vor! Man kann in Wahrheit ſagen, daß er in Anſehung des «Jung ſeyn wollens» kizlicher als eine alte Jungfer war. Schon bei dem bloßen Worte alt, drückte er ſeinen Abſcheu durch die gräßlichſten Grimaſſen aus.

8.

a.

Malabariſches Gottesurtheil.

Der Beklagte oder Verdächtige wird vor den Rajah geführt und bekömmt ein glühendes Arteiſen in die Hand, das blos auf einem Bananasblatte liegt. Dieſes Eiſen bleibt bis zum Verglühen, ungefähr drei Minuten, auf der Hand. Jezt wird dieſelbe mit Reiswaſſer gewaſchen und mit einem Tuche umwunden, auf deſſen Endknoten man das fürſtliche Siegel drückt. Iſt die Hand unverlezt, ſo wird der Gefangene für unſchuldig erklärt und im Triumpfe heimgeführt. Iſt aber nur der kleinſte Brandfleck vorhanden, ſo wird er zum Tode verdammt. Man begreift leicht, daß hier eine Menge Betrügereien ſtatt finden, zumal da die Unterſuchungsrichter — Bonzen ſind.

b.

Clima von Philadelphia.

Es iſt im Ganzen äuſſerſt veränderlich, nicht ſelten wechſeln in vier und zwanzig Stunden, die ſchneidendſte Kälte, die größte Feuchtigkeit und die drückendſte Hitze ab. Der Winter iſt lang und ſtreng, der Frühling ſtürmiſch und regenhaft, der Sommer erſtickend heiß, und der Herbſt bietet, die heftigſten Nachtgleichſtürme abgerechnet, eine Reihe angenehmer Tage dar. Schöne Sommerabende giebt es in Philadelphia durchaus nicht.

Sobald die Sonne untergegangen iſt, fällt der Thau bis zum Erkälten herab.

c.

Der Flußkrebs.

Man findet denſelben nicht blos in Flüſſen, ſondern auch in Bächen, Teichen und Seen in ganz Europa wie in Indien. Die Größe deſſelben weicht nach dem Alter und dem Aufenthalte ſehr verſchieden ab. Die größern Sorten werden Edelkrebſe genannt. Die aus den Seen pflegen magerer und von blaſſerer Farbe als die Bachkrebſe zu ſeyn. Steinkrebſe erhalten ihren Namen von den ſteinigten Bächen, ihrem Aufenthalt. Man kann die Krebſe auf einige Zeit, zwiſchen Neſſelblättern an kühlen Orten erhalten und zwar auf folgende Art. Sie werden nemlich mit Rindsleber und Kleien gefüttert und dabei mit Eſſig beſprengt. Mit einem todten Krebſe vertreibt man die Maulwürfe in ſehr kurzer Zeit. Abgeſottenes Krebswaſſer ſoll gut zum Vertreiben der Raupen und anderem Ungeziffer ſeyn. Geſottene Krebſe geben einen guten Angelköder ab.

9.

a.

Norwegiſche Männerkleidung.

Sie hat ungleich weniger Charakteriſtiſches als die der Frauen, zeichnet ſich aber dafür durch Leichtigkeit —

und man erlaube mir den Ausdruck — durch Troz gegen die Strenge des Climas aus. Die Bruſt bleibt nämlich immer offen, ſo daß man häufig Eiszapfen daran ſieht. Je mehr, deſto beſſer; es gehört zu der Koketterie der Männer und gefällt den Frauen ausnehmend wohl. Dabei bemerke man, daß der Unterſchied der Zimmertemperatur, zwiſchen der der äuſſern Winterluft, faſt immer zwiſchen 25 — 30 Grad zu betragen pflegt.

b.

Heuſchreckenbraten.

Ein in der Barbarei eben ſo gewöhnliches als beliebtes Gericht. Man wirft einige Hände voll lebendiger Heuſchrecken in die Pfanne mit ſiedendem Oel. Hier läßt man ſie ſo lange ſchmorren, bis ſie nach gänzlich verbrannten Flügeln, völlig durchgebraten ſind. Hierauf werden ſie mit dem Oele ausgegoſſen und mit großem Appetit verzehrt. Sie ſind beinahe ſo feſt wie hartgeſottene Eidotter; auch kommen ſie denſelben am Geſchmacke gleich.

c.

Die Nordpolar-Gegenden im Sommer.

Der Wechſel der Temperatur iſt auſſerordentlich groß. Um zwei Uhr Nachmittags bei vollem Sonnenſchein 26 Grad Wärme (Reaumur). Um eilf Uhr Nachts dagegen ein Grad unter Null, ſo daß das Waſſer gefriert. — Von den Schneehühnern (Ptormigans) iſt nur das Männchen weiß, das Weibchen aber gefleckt. — Das Geräuſch das die Wallfiſche beim Ausſpritzen ihrer Waſſerſtrahlen machen, kommt dem entfernten Kanonenfeuer gleich. — Aus dem weichen Polarmooſe verſtehen die Eingebornen Lampendachte zu drehen. — Die meiſten Eisberge ſind auf der einen Seite hoch und ſenkrecht, auf der andern allmählig abgeflächt. — Der Polarbär ſchwimmt nicht nur ſehr gut, ſondern iſt auch im Untertauchen geſchickt.

10.

a.

Amerikaniſche Eitelkeit.

Die Eitelkeit der Amerikaner iſt grenzenlos, beſonders was ihr Volksthum betrifft. Wenn andere Völker auf ihre berühmten Vorfahren, auf ihre glänzende Vergangenheit ſtolz ſind, ſo rühmen ſich die Amerikaner einer Größe und einer glorreichen Zukunft, die erſt kommen ſoll. Sie glauben ſteif und feſt, daß ihre Nation einmal ganz unbezweifelt in allen vier Welttheilen als die erſte anerkannt werden wird. Dieſe Eitelkeit erzeugt zugleich eine Vorliebe für altrepublikaniſche Namen, die oft ſehr lächerlich iſt. Welche amerikaniſche Zeitung man auch in die Hand nehmen mag, immer ſtoßen einem die Cicero's, Scipio's und Mucius Scävolas auf. Ein Leonidas zieht gegen die Agioteurs zu Felde, und ein Pomponius Atticus beklagt ſich über den Straßenkoth. Auch die Heirathsanzeigen der Amerikaner pflegen äuſſerſt bombaſtiſch zu ſeyn. Jeder hat eine Grazie, eine Göttin, einen Engel, ein Ideal der Schönheit und Tugend zum Altar geführt.

b.

Florentiniſches Hutſtroh.

Es iſt Weizenſtroh, das beſte kommt aus der Gegend von Piſtoja. Man muß dabei bemerken, daß dieſer Weizen auf einem ſehr magern und trockenen Boden wächſt. Die Halme werden noch vor völliger Reife ausgezogen, und an beiden Enden ſo weit verkürzt, daß ſie nur vier bis fünf Zoll lang bleiben, welches das höchſte iſt. Hierauf werden ſie in kleinen Bündeln an die Flechterinnen verkauft. Dieſe laſſen ſie nun von jungen Mädchen ausleſen, die auf dieſes Geſchäft vollkommen eingelehrt ſind. Eine ſucht die dickſten Halme, eine zweite und dritte die dünneren, eine vierte und fünfte die dünnſten und allerdünnſten aus. So haben die Flechterinnen vier bis fünf Sorten vor ſich, und nun fängt die Bearbeitung an.

c.

Wie wird man am beſten mit Crocodilen fertig.

Wenn man ihnen die Augen eindrückt. Dieſe Methode iſt am Oronoko im Gebrauch; unſer vortreflicher von Humboldt erzählt ein Beiſpiel davon. Ein eilfjähriges Wildenmädchen ward von einem Crocodile beim Arme gepackt und ſchien verloren zu ſeyn. Aber ſchnell drückte ſie mit dem Daumen der andern Hand dem Crocodile die Augen ein, und ſchnell ließ das Ungethüm ſeine Beute los. Das herzhafte Mädchen kam mit einigen leichten Wunden davon.

11.

1.

Sonderbare Ueberſchrift.

Man findet ſie an einem Hauſe zu Bridgewater, (England) das von Vater und Sohn, die jeder ihr beſonderes Gewerbe haben, zugleich bewohnt wird. Jener iſt nemlich ein Schmidt, dieſer ein Barbier. Die Ueberſchrift lautet wie folgt: Burneß und Sohn, Schmidts- und Barbiergeſchäfte aller Art; hier werden Pferde beſchlagen und der Bart geputzt, große Schlöſſer ausgebeſſert und Haare gekräuſelt, Zähne ausgeriſſen und Pferden und Menſchen zur Ader gelaſſen, und dergleichen Hufeſchmidts und Barbierſachen mehr. Dabei alle Sorten geiſtiger Getränke und Liqueurs. Meine Frau hält eine Schule, unterrichtet in Leſen, Schreiben und fremden Sprachen, und hat überdem Gehülfen und Gehülfinnen für Mathematik und Modenarbeit.

b.

Die Kurden.

Dieſes aſiatiſche Nomadenvolk zeichnet ſich durch einen ſchönen ſchlanken Wuchs, eine wenig gebräunte faſt weiße Haut und eine ſehr angenehme Geſichtsbildung aus. Sie tragen in der Regel grobe Mäntel aus ſchwarzen Ziegenhaaren gewebt, und rothe Tuchmützen mit Quaſten verziert. Alle ſind vortrefliche Reiter, und im Schießen, Lanzenwerfen u. ſ. w. auſſerordentlich geübt. Ihre liebſte Unterhaltung iſt der Geſang, ſie greifen ſich meiſtens ſo dabei an, daß man ſie Viertelſtunden weit hören kann. Wie bei den Arabern der Wüſte, machen Hang zur Unabhängigkeit, Gaſtfreiheit und Plünderungsſucht, die Hauptzüge ihres Charakters aus. Jeder Fremde iſt ihnen willkommen, der Gaſt iſt ein Geſchenk von Gott und ſein Unglück heilig — ſagen ſie. Aber demſelben Manne, mit dem ſie in ihren Hütten Trank und Speiſe theilen, lauern ſie nachher im Gebirge oder in der Wüſte auf, und berauben ihn. Die väterliche Gewalt iſt unbegrenzt bei dieſem Nomadenvolk. Ja, von welchem Alter und welchem Stand ein Kurde auch ſeyn mag, ohne die Einwilligung ſeiner ſämmtlichen Verwandten iſt ihm keine Heirath erlaubt.

12.

a.

Nahrungsmittel und Nahrhaftigkeit.

Die neuſten Verſuche dieſer Art wurden von den franzöſiſchen Chemikern Percy und Vauquelin angeſtellt. Es kam nemlich auf die Ausmittelung des Verhältniſſes der nährenden Beſtandtheile in verſchiedenen Nahrungsmitteln an. Hier ergab ſich denn wie folgt. Hundert Pfund Weißbrod enthalten achtzig Pfund Nahrungsſtoff. Friſches Fleiſch in gleicher Quantität, alle Arten im Durchſchnitt nur 35 Pfund. Welche Bohnen, immer die hundert Pfund 92 Pfund, Erbſen nach gleichem Anſatze 93 Pfund, Linſen eben ſo, 94 Pfund Küchenkräuter und Rüben nach demſelben Gewichte nur 8 Pfd. Möhren 40 Pfd., Kartoffeln nur 25 Pfd. Ein Pfund gutes Weißbrod iſt daher ſo nährend als 2 ½ bis 3 Pfund der beſten Kartoffeln; ¾ Pfund von dieſem Brod und 10 Loth Fleiſch nähren ſo gut als 3 Pfund Erdbirnen; 1 Pfund der leztern aber iſt ſo gut als 3 Pfund Rüben und 4 Pfund Kohl.

b.

Miscellen.

Bei Stockholm werden die wärmſten Flecke in den nach Süden gekehrten Granitſchluchten, ſeit ohngefähr zwei und zwanzig Jahren, mit Erfolg zum Tabaksbau benuzt. — Wenn man einen Bauer iſt Weſtphalen fragt, wie weit es nach einem Orte iſt, ſo antwortet er gewöhlich eine oder zwei oder drei Pfeifen Tabak u. ſ. f. Allein dies ſind ganz eigne Pfeifen, denn jede iſt eine ſtarke Stunde lang. — Während Parry's Ueberwinterung unter dem Nordpol, verwandelte ſich der Dampf der Wachslichter, ſelbſt in dem geheizten Verſammlungszimmer, in der Entfernung von wenig Fuß, ſogleich in ſpitzige Schneetheilchen. Citronenſaft und Eſſig gefroren in Fäſſern ſowohl als in Flaſchen, und waren beim Aufthauen gänzlich unbrauchbar. Nur die doppelte Eſſigſäure gefror erſt bei 25° Fahrenheit, und ward zu einer honigähnlichen Maſſe, die die Gefäße nicht zerſprengte und nichts von ihrer Kraft verlor. — Ein ſtarker Weintrinker, der gegen einen ſeiner Feinde die höchſte Verachtung ausdrücken wollte, that dies auf folgende Art: Dieſer Menſch, ſagte er, iſt mir ſo zuwider, wie ein Glas Waſſer.

13.

a.

Das Pflanzenreich in der Gegend von Reggio.

Bekanntlich in Südcalabrien. Die indiſche Feige (Cactus opuntia) ſteht an den Feldzäunen; die americaniſche Aloe (Agave americana) bildet Alleen vor den Dörfern und erhebt ihre hohen Blumenſtengel in die blaue Luſt. Der Wunderbaum (Ricinus africanus) hat einen holzigen Stamm und iſt immer grünend, wie in den heißeſten Gegenden Afrika's. Das Milchkraut (Euphorbia dendroidas Wolfsmilch) iſt auf den Küſten von ſo anſehnlicher Größe, daß es den Gebüſchen gleich kommt. Dazwiſchen erhebt ſich die majeſtätiſche Palme, (Phoenix dactilifera) deren Früchte zur völligen Reiſe gedeihn. Auch von den kleinern Pflanzen, die nur den heißeſten Climaten angehören, befinden ſich in Menge daſelbſt. So das Solan. sodom., die Tamarix africana u. d. m. Die Athemis chia iſt gemein auf den Feldern und der Papaver sommifer., von dem man im Orient das Opium gewinnt, kommt häufig unter den Futterkräutern vor.

b.

Haarputz der Neugriechinnen.

Die Pflege und der Schmuck des Haares iſt bei den Neugriechinnen eine ſehr wichtige Angelegenheit. Viel Sorgfalt wird beſonders auf die Färbung deſſelben gewandt. Bei Unverheiratheten müſſen nemlich die Haare mahagonibraun, bei Verheiratheten aber dunkelſchwarz ſeyn. Dieſe Färbemittel ſind Pflanzenpulver und ganz unſchädlicher Natur. Sie kommen aus Africa und werden in ganz Griechenland von den Kleinhändlern verkauft. Jenes zur Mahagonifarbe ſcheint von der Lawsonia inermis zu ſeyn; das zum Dunkelſchwarz iſt noch unbekannt.

14.

a.

Türkiſche Militärverhältniſſe.

Vor allem iſt zu bemerken, daß die Lehensmiliz, die Nationalmiliz und das ſtehende Heer genau zu unterſcheiden ſind. Jene beiden verſammeln ſich nur ſobald der Krieg wirklich beſchloſſen iſt. Doch muß immer ein förmliches Aufgebot vorangehn. Dann aber rückt auch Alles vom ſechszehnten bis ſechszigſten Jahre ins Feld. Indeſſen iſt dieſe pflichtmäßige Dienſtzeit nur auf die Zeit vom 23. April bis 26. Oktober beſchränkt. Wer länger bleibt, wird als Volontär angeſehn. Es bedarf aber auſſerordentlicher Umſtände, wenn auch nur ein Theil dieſer Milizen einen Winterfeldzug mit machen ſoll. Daher die Schwäche der türkiſchen Heere in dieſer Jahrszeit, was den Ruſſen eben von jeher ein ſolches Uebergewicht gab. Uebrigens erhält weder die Lehns- noch Nationalmiliz (unſer Landſturm) den mindeſten Sold. Die ſtehende Armee iſt aus den Janitſcharen, Topſchis und Spahis zuſammengeſezt. Jene bilden die Infanterie, und mögen die wirklichen ſtreitfähigen 40,000 Mann ſtark ſeyn. Die Topſchis oder Artillerie-Regimenter zählen 30,000 M. Die Spahis endlich ſind die Cavallerie, man ſchlägt ihre Stärke auf 16,000 Mann an. Ueberdem werden für jeden Feldzug noch eine Anzahl Lohnſoldaten angenommen, die man zum Feſtungsdienſt, zum Miniren, zur Bedeckung der Bagage u. ſ. w. gebraucht.

b.

Ein Wort von Fox.

Während ſeines Aufenthaltes zu Paris, ſpeißte dieſer große Staatsmann einmal beim Grafen S. — Nach aufgehobener Tafel begab er ſich zufällig mit dem Grafen und dem General von K. in ein Cabinet, wo eine Weltcharte hieng. — Aber wie iſt es möglich? — ſagte der leztere auf England deutend — daß dieſes verhältnißmäßig kleine Inſelreich, die ganze Welt beherrſchen kann? — O, erwiederte Fox, ebenfalls darauf deutend — Dies iſt im Grunde nur unſer Abſteigquartier — Aber die Welt, mein Herr — die Welt, das iſt das eigentliche England! — Hiermit verrieth er den ganzen Geiſt der engliſchen Politik.

15.

a.

Das Lappländiſche Rindvieh.

Es iſt klein, nur von der Größe unſerer Kälber und völlig weiß, aber ungemein ſchön gebaut. Die Milch dieſer Lappiſchen Kühe hat einen vorzüglichen, vielleicht einzigen Geſchmack. Sie beſteht ſo zu ſagen, aus lauter Rahm, und iſt ſo dick, daß faſt der Löffel darin ſtecken bleibt. Dies kommt von der herrlichen Sommernahrung des Rindviehes her. Es frißt nemlich in den Wäldern blos Schößlinge und junge Zweige ab.

Ein Theil dieſer Milch mit Theer vermiſcht, giebt eine Salbe gegen den Mückenſtich. Die Lappen beſtreichen ſich Geſicht, Hals, Arme und Hände damit, und bleiben ſo gänzlich von jener Plage befreit. Reiſende müſſen daſſelbe thun, da weder Schleier noch lederne Handſchuhe u. ſ. w. zum Abhalten hinreichend ſind. In Ermangelung von Rahm wird Fett gebraucht.

b.

Der Reiſende in Nordamerika.

Wer in dieſem Lande — ſagt Talleyrand — aus einer Hauptſtadt in das Innere reiſt, der geht nach und nach alle Grade der Civiliſation vom höchſten bis zum niedrigſten durch. Eine ſolche Reiſe iſt als eine Art praktiſchen Kurſus des geſellſchaftlichen Zuſtandes, in allen ſeinen Geſtalten anzuſehn. Man ſteigt von dem vollkommenſten, künſtlichſten und zuſammengeſezteſten Vereine, zu dem roheſten, einfachſten und ärmlichſten hinab. So erblickt man, in umgekehrten Verhältniſſen, im Raume, was der Zeit angehört. Eine ſolche hiſtoriſche Reiſe geht rückwärts durch alle Formen der geſellſchaftlichen Entwickelung.

c.

Katholiſche Kirche zu Iſpahan.

Sie befindet ſich in der armeniſchen Vorſtadt Julfa, und ward im Jahre 1770 in Folge des Vermächtniſſes einer Italienerin erbaut. Die Gemeinde war anfangs 136 Perſonen ſtark, auch befanden ſich vier bis fünf Dominikaner als Seelſorger daſelbſt. Allein allmählig iſt jene auf fünfzehn zuſammengeſchmolzen, weßhalb denn auch die Mönche, bis auf einen, nach Rom zurückgekehrt ſind. Dieſer, unter dem Namen Peter Joſeph bekannt, lebte noch vor einigen Jahren, aber in großer Dürftigkeit. Die Spenden aus Rom u. ſ. w., gehen ſehr kärglich ein. Es iſt ein Glück, wenn er nur die Kirche und Pfarrwohnung, die unter einem Dache ſind, in baulichem Stande erhalten kann. In frühern Zeiten hatten auch die Jeſuiten und Karmeliter Kirchen und Klöſter in jener Vorſtadt, allein ſeit fünfzig Jahren und darüber exiſtiren nur noch die Ruinen davon. Daſſelbe iſt der Fall mit den Kirchen und Klöſtern der Auguſtiner und Kapuziner in der eigentlichen Stadt.

16.

a.

Dublin.

Bekanntlich die Hauptſtadt von Irland. Sie hat eine Menge ſchöner öffentlicher Plätze und iſt überhaupt ſehr regelmäßig gebaut. Die Häuſer, meiſtens von Quadern, oder doch wenigſtens von guten Backſteinen, ſind ſich auf jeder Straße immer vollkommen gleich. Mehrere der ſchönſten Straßen ſind mit einer Doppelreihe von hohen Kaufläden eingefaßt, deren feenhafte

Beleuchtung mit Gas, Abends einen ſehr glänzenden Eindruck macht. Der Liffy, der mitten durch die Stadt fließt, iſt mit herrlichen Quays eingefaßt, und mit ſechs ſchönen Brücken verziert. Die Umgebungen endlich ſind äuſſerſt pittoresk und reizend; der Phönixpark z. B. dürfte leicht der ſchönſte in ganz Großbritanien ſeyn.

b.

Peſtpatente.

Zu deutſch: Geſundheits- und Krankheitspäſſe, die jezt jedes Schiff haben muß, das aus levantiſchen, ſüdeuropäiſchen, weſtindiſchen, amerikaniſchen Häfen u. ſ. w. irgendwo einlaufen will. Es giebt dieſer Patenten vielerlei. Reine — Verdächtige — Gefährliche — Eigentliche Peſt-Patente. Hiernach wird die Art und die Dauer der Quarantaine feſtgeſezt. Es iſt der Conſul oder deſſen Stellvertreter, der die Patente im Hafen der Ausklarirung ausſtellt. Er iſt für die Richtigkeit derſelben mit ſeinem Kopfe verantwortlich.

c.

Die Ungewittervögel.

Auch Sturmvögel genannt. Es iſt die *Procellaria pelagica*. Dieſe Vögel haben ihren Namen daher, weil ſie die Ungewitter auf eine Art verkündigen, die keinen Zweifel übrig läßt. Ihre Heimath ſind die nördlichen

Gegenden des atlantiſchen Oceans. Auf der Inſel Ferroe werden ſie ihrer Fettigkeit wegen, als eine Art Lampen gebraucht. Man zieht nemlich vom Schnabel bis zum After Dochte hindurch, und zündet dieſe oben an. In Deutſchland ſah man den erſten Sturmvogel am 9. Nov. 1800 in der Nähe von Frankfurt am Main, wo er auf dem Strome ſchwimmend, gefangen ward. Ein zweiter ward am 7. Nov. 1821 in Breslau mit einer Peitſche aus der Luft herabgeſchlagen und ſtarb wenige Stunden darauf.

17.

a.

Die Heuſchrecken in der Barbarei.

Ein neuer Reiſender erzählt Folgendes: Wir waren in dem Anſchauen der ſchönen, reichen Gegend verſunken, als wir über den Bergen in Nordweſten eine ungeheure Rauchſäule, wie es uns ſchien, emporſteigen ſahn. Dies war ein Heuſchreckenſchwarm. Er näherte ſich mit dem Winde ſo reißend ſchnell, daß er in wenig Minuten auf uns traf und gleich dem dichteſten Hagel niederfiel. So ward ein ganzer Strich des herrlichſten Landes von wenigſtens zwei Stunden in der Länge und vier in der Breite damit bedeckt. So waren aber auch die Ausſichten auf eine der reichſten Erndten in einem Augenblicke dahin! Während unſeres Fortreitens flogen die Heuſchrecken, um nicht vertreten zu werden, auf unſerm Wege auf, und umringten uns gleich einem Bienenſchwarm. Kaum hatten wir uns aber einige Schritte entfernt, ſo kehrten wir auf die vorige Stelle zurück. Je trockner und wärmer die Jahrszeit iſt, deſto ſtärker vermehrt ſich dieſes gefräßige Inſekt. Man nimmt an, daß eine einzige weibliche Heuſchrecke, in einer einzigen Jahrszeit, auch wenn ſie nur eine Zelle bewohnt, wenigſtens eine halbe Million ihres gleichen hervorbringt.

b.

Entvölkerung der Türkei.

Sie wird immer ſichtbarer, denn außer der Vielweiberei, der Peſt u. ſ. w. tragen auch die unſäglichen Bedrückungen der Paſchas nur zuviel dazu bei. Wenn nun die Landleute völlig ausgeſaugt ſind, verlaſſen ſie ihre Heimath, und ziehen ſich in die Städte, wo ſie in kurzem im Elend vergehn. So befanden ſich ſonſt an dreißig blühende Dorfer in der Umgegend von Aleppo, jezt werden nur noch vier bis fünf daſelbſt gezählt.

c.

Der gelehrte Erklärer.

Ein Friſeur machte in der Schenke den Zeitungs-Ausleger, und kam nie in Verlegenheit dabei. Piroguen z. B. waren nach ſeiner Erklärung Bierfäſſer;

ſpaniſche Reiter eine Art Huſaren; das Strandrecht das Landrecht; das engliſche Omnium die Trankſteuer; die Vales Domänengüter; der magnetiſche Prozeß eine Schuldklage; der Diſconto eine Art Doppelbier u. d. m.

28.

a.

Merkwürdige Predigtſtelle.

Der Jeſuit Bridaine predigte einmal in den Faſten zu Avignon über die Ewigkeit (1734). «Was iſt die Ewigkeit? — hub er an — Wißt ihr es? — Die Ewigkeit iſt eine Rieſenuhr, mit einer gleichen Unruhe verſehn, die unaufhörlich die Worte wiederholt: Immer! Niemals! — Niemals! Immer! — Dazwiſchen rufen Millionen von Verdammten: Welche Zeit iſt es? Und andere Millionen antworten: Immer und ewig!» — Welch ein ſonderbares Bild! Es bietet eine ganz eigene Miſchung von Kleinlichkeit und Erhabenheit dar.

b.

Däniſche Pferde.

Ueberall in Dänemark trift man ſchöne und gute Pferde an. Trefliche Arbeits-, Remonte- und Wagenpferde liefern Jütland, ſo wie die Landſchaften Salling und Thyes, während Fühnen und Seeland Ueberfluß an leichten Reitpferden hat. Die auserleſenſten Pferde jeder Gattung indeſſen findet man unſtreitig in Holſtein und Schleswig. Die größten Privatſtutereien ſind in Fühnen; die vornehmſte königliche Stuterei iſt die bei Friedrichsburg. Der Werth der geſammten Pferdeausfuhr wird jährlich auf eine Million Reichsthaler geſchätzt. Hiervon ſollen die meiſten Reit- und Wagenpferde nach Rußland, die vorzüglichſten Kavalleriepferde aber nach Deutſchland und Frankreich gehn. — Man bemerkt leicht, daß die däniſche Kavallerie in materieller Hinſicht unverwüſtlich iſt, indem jedes Landpferd dazu gebraucht werden kann.

19.

a.

Die Neger zu Bordeaux.

Vielleicht giebt es deren nirgends in ganz Europa ſoviel als in dieſer Stadt. Sie leben hier ganz von ihrer Betriebſamkeit und zeichnen ſich durch großen Fleiß und groſe Thätigkeit aus. Die Frauen und Mädchen ſind geſchickte Wäſcherinnen, Plätterinnen, Näherinnen u. ſ. w. und haben daher in den beſten Häuſern Zutritt. Eben ſo werden ſie wegen ihrer Treue und Sorgſamkeit als Ammen und Kinderwärterinnen gerühmt. Die Männer dienen als Kutſcher, Lakaien und Hausknechte, oder ſie verfertigen Pappwaaren und andere Kleinigkeiten, oder ſie handeln mit Cigarren, Schnürſenkeln, Bindfaden, Feuerſchwamm, Zahnſtechern u. dgl. mehr.

Noch andere ſind ſehr geſchickte Schuſter, Schneider, Gärtner, Muſikanten, Friſeurs, Tanzmeiſter, Taſchenſpieler und Harlekins. Dieſe Neger kamen 1801 und 2 als Ausgewanderte an. (Von St. Domingo nemlich). Sie erhielten die eine Viertelſtunde von der Stadt entfernte Karthauſe eingeräumt, und bilden dort eine fröhliche ſich äuſſerſt ſtark vermehrende Colonie.

b.

Miscellen.

Um den Moſchus zu erhalten, iſt es durchaus nothwendig, daß die davon benannte Katze lebendig gefangen wird, ſonſt zieht ſich dieſes koſtbare Produkt durch eine allgemeine Ergießung in den Körper zurück. Jede Unze Moſchus wird auf der Stelle mit dem vierfachen Silbergewichte bezahlt. — Bits ſind eine weſtindiſche Rechnungsmünze, wovon zehn bis zwölf auf einen ſpaniſchen Piaſter (Conv. Thal.) gehn. — In den afrikaniſchen Binnenwäldern ſind die Bäume auf der Oſtſeite ſchwarz und auf der Weſtſeite gelb. — In Macao*) (China) ſteigt die Hitze im Sommer auf 38 — 40 Gr. R. Die engliſchen Matroſen pflegen daher zu ſagen: Macao und die Hölle ſind nur durch eine Papierwand getrennt. — In Lappland wird die braune Seeente (An. fusca.) und die Quackente (An. clang.)

---

*) Sprich Macau.

der Eier wegen nicht wenig geſchätzt. Um alſo dieſe Thiere herbei zu ziehen, befeſtigen die Einwohner, beſonders am Muonio, künſtliche, aus hohlen Holzblöcken beſtehende Neſter an die Uferbäume, und ſammeln ſo einen anſehnlichen Theil von Eiern ein. — Unter den gemeinen Leuten in Brabant iſt ein ſeltſames aber erprobtes Mittel gegen den Durchfall im Gebrauch. Sie verſtopfen nemlich die Oeffnung mit einem in Oel getauchten Korkſtöpſel, der aber ganz genau paſſen muß. — In Nordamerika iſt folgendes Mittel gegen die Wanzen bekannt. Man benagelt die Bettpfoſten mit Bücklingsköpfen, und bleibt ſo gänzlich befreit.

20.

a.

Eigenthümliche Abgabe.

Man muß wiſſen, daß alle reiche und wohlhabende Chineſen, auſſerordentlich auf lange Nägel und lange Zöpfe halten, weil dies ein Anzeigen von Vermögen und Anſehen iſt. Dieſen Umſtand haben die Holländer auf allen ihren Beſitzungen, wo ſich Chineſen befinden, als eine trefliche Finanzquelle zu benutzen gewußt. Beſonders iſt dies in Batavia der Fall, wo es eine eigene chineſiſche Vorſtadt mit einer Bevölkerung von 100,000 Seelen giebt. Die Regierung hat nemlich eine anſehnliche Abgabe auf jene Auszeichnungen gelegt, und einen ordentlichen Tarif darüber bekannt gemacht. Je längere Nägel und Zöpfe, deſto mehr Taxe dafür. Alle Monate finden deßhalb die gehörigen Meſſungen ſtatt.

b.

Ein unbekanntes Wort von Ney.

Ney war bekanntlich im Grunde ſeines Herzens ein ſehr ſtrenger Republikaner und der «Verkaiſerung» des erſten Conſuls nichts weniger als hold. — Aber Ney — ſagte Bonaparte am Abend des Krönungstages zu ihm — Ganz Paris war doch auf den Beinen, um mich als Kaiſer zu ſehn! — Ah bah! — gab Ney ganz trocken zur Antwort. — Das iſt noch nichts! Aber mach dir einmal den Spaß und laß dich blind erſchießen. — Dann wett' ich, daß ganz Frankreich herbeiſtrömt. — Dies vergaß ihm Bonaparte nie.

21.

a.

Die Marſeiller Seifenfabriken.

Sie ſind einer der bedeutendſten Erwerbszweige dieſer Stadt. Jedes dieſer Fabrikgebäude beſteht aus einem großen, feuerfeſten Keller, der ſich nach der ganzen Länge und Breite deſſelben, darunter hinzieht. Dann aus einem ungeheuren Saale, wo eine Menge großer Keſſel in mehreren Reihen eingemauert ſind, endlich aus einem zweiten Stocke, der als Magazin und Trockenboden dient. In dem Keller befinden ſich die Oefen, die alle mit Steinkohlen geheizt werden, und wovon jeder mit ſeinem obern offenen Theile, auf einen der darüber befindlichen Keſſel paßt. In dieſen Keſſeln werden nun die Beſtandtheile der Seife, Kalk, Olivenöl und Soda, acht Tage und Nächte lang, unter häufigem Umrühren in unaufhörlichem Kochen erhalten, bis endlich die Maſſe vollkommen vereinigt iſt. Jezt wird dieſelbe in große viereckigte, aufgemauerte Formen gegoſſen, wo ſie zehn Tage lang abkühlen und erhärten muß. Zulezt wird ſie mit einem großen ſchwerdförmigen Meſſer in Blöcke zerſchnitten, und iſt dann zum Verkaufe und zur Verſendung bereit. Es giebt deren zwei Sorten, weiße und blaue nemlich. Jene iſt die beſte, doch hat die zweite ungleich ſtärkern Abſatz, ob ſie gleich höher im Preiße ſteht. Die Urſache iſt, weil ſie beſonders zum Waſchen der gröbern Leinwand vorgezogen wird, und weit mehr Soda dazu genommen werden muß. Die beſchwerlichſte Arbeit bei der Fabrikation iſt das Zerſchlagen der Soda, die aus großen ſchwärzlichen glasartigen Steinen beſteht. Sie wird nemlich aus verſchiedenen Salzpflanzen gebrannt und kommt aus dem ſüdlichen Spanien.

b.

Die engliſche Oppoſition.

Man muß wohl bemerken, daß es eigentlich eine doppelte giebt, wovon die eine mit dem Kunſtausdrucke, die regelmäßige, die andere die unregelmäßige genannt wird. Jene hat nur ein Ziel — Veränderung des Miniſteriums und Erhebung der Männer ihrer Parthei. Dieſe kritiſirt alles, was überhaupt von der Regierung ausgeht, ohne Rückſicht auf irgend eine Faktion. Ihr Zweck iſt Lärm zu machen, ihr Ziel die Volksgunſt. Bald ſchließt ſie ſich an die regelmäßige Oppoſition an, bald bekämpft ſie dieſelbe wieder; alles, wie ſie es dem Volksintereſſe gemäß hält.

22.

a.

Die Isländiſche Küche.

Das Volk lebt im Allgemeinen nur von Stockfiſch, meiſtens alter Butter und mehreren Speiſen, die es aus Milch, Molken und nahrhaften Pflanzen zu bereiten verſteht. Hierunter ſind beſonders bemerkenswerth: Das isländiſche Moos (Lich. isl. L.), der Sandſchilf (Arundo aren. L.), die Natterwurz (Polygon. bist. L.) und mehrere eßbare Arten von Seetang, wie Fuc. escul., Fuc. palmatus, Fuc. digitatus u. a. mehr. Fleiſch und Brod gehört unter die Seltenheiten, die nur in den Häfen zu haben ſind. Eben ſo kommen unſere Gerichte nur auf die Tiſche der reichern Einwohner, die ſich zum Theil aus Dänemark damit verſehn. Für dieſe werden auch Gewürzwaaren, Liqueure, Weine und Bier eingeführt. Das alltägliche Getränk indeſſen ſind ſaure-

Molken oder eine Art mit Thymian und Moltebeeren gebranntes Waſſer daraus.

b.

Die Vegetation im ſüdlichen Frankreich.

Goldlack, die ſchönſten Irisarten und unzählige andere herrliche Gartenblumen, z. B. die prächtigſten Tazetten wachſen hier auf Wieſen und Feldern, zwiſchen Gras und Waizen, wie Unkraut. Die Bäche ſind mit Myrthenſträuchen, die Küchengärten mit Aloen eingefaßt. Der Jasmin, der Oleander und unzählige ähnliche Sträuche, blühen hier in allen Hecken und Mannshoch, während vor allen Hütten rieſengroße dunkle herrliche Cypreſſen ſtehn. Johannisbrod-, Pfirſich-, Aprikoſen-, Maulbeer-, Oliven-, Mandelbäume u. ſ. w. ſind hier in jedem Bauerngarten und an allen Landſtraßen in großer Kräftigkeit zu ſehn.

23.

a.

Wintergewitter in Norwegen.

Sie kommen immer von Südweſt, Weſt oder Nordweſt, ſind mit heftigen Stürmen begleitet, und erſtrecken ſich 20 — 24 Stunden längs der Küſte, ſo wie 16 — 20 landeinwärts. Zuweilen ziehen ſie nach einem langen Froſte, bei völlig klarem Himmel auf, dann zeigen ſie Thauwetter mit vielem Regen an. Ein andermal folgen ſie auf einen langen Froſt, wenn das Thauwetter ſchon eingetreten iſt. Dann haben ſie das Eigene, daß ſie nur in der Nacht aufziehn, und mit Tagesanbruch vorüber ſind. In feuchten ſtürmiſchen Wintern werden die meiſten Gewitter bemerkt; dann und wann iſt aber auch ein Winter ganz frei davon. Merkwürdig iſt, daß der Barometer, bei allen dieſen Gewittern, nicht die mindeſte Veränderung anzeigt.

b.

Bauernknechte in Nordamerika.

Ein ſolcher Patron bietet in der Regel ſeine Dienſte auf folgende Weiſe an. Er tritt in das Zimmer, ohne den Hut abzuziehn, nickt ein wenig mit dem Kopfe, nimmt einen Stuhl, pflanzt ſich vor das Kamin, ſtört ein paarmal im Feuer, und hebt endlich ganz langſam an: Sind Sie Mr. der und der? — Ja — Ich höre Sie haben das Gut hier gekauft? — Ja — Vermuthlich ſehen Sie ſich nach einem Gehülfen um? — Allerdings — Nun, ich wäre nicht abgeneigt — Wie? — Ich meine, ich entſchlöſſe mich vielleicht — Was? — Ich ſage, ich wollte es allenfalls einen Monat mit Ihnen verſuchen, wenn ſie nemlich meine Bedingungen eingehn. — Hierauf rückt er dann damit hervor, und man kann denken, wie übertrieben ſie ſind. Allein dieſe Burſche wiſſen recht gut, daß man ſie nicht entbehren kann, und alle ihre Forderungen bewilligen muß.

c.

Getreideverſchiffung.

In den meiſten nordiſchen, beſonders ruſſiſchen Häfen, wird das Getreide nicht in Säcken, ſondern los verſchifft, gerade wie es in den Scheuern aufgeſchichtet liegt. Zu dieſem Ende wird der Raum, der Länge nach, mit einer Scheidewand verſehen, ſo daß es nicht von einer Seite zur andern rollen kann. Zugleich erhält es ein ſogenanntes Bett, worunter man eine Ausfütterung des Bodens u. ſ. w. von Reiſig, mit darüber genagelten Baſtmatten verſteht.

24.

a.

Edler deutſcher Fürſtenſinn.

In dem Teſtamente des Herzogs Moriz von Sachſen-Naumburg (1681) heißt es unter Art. III. wie folgt: Unſer Sohn und Succeſſor ſoll ſich nicht bedünken laſſen, daß man bei fürſtlichem Stand in aller Licenz leben und verfahren möge; oder daß die Unterthanen darum vorhanden ſeyen, daß ſie mit Dargebung alles Ihrigen und der äuſſerſten Erſchöpfung, die Pracht und den Aufwand bei Hofe erhalten müſſen. Sondern es hat derſelbe wohl zu erwägen, daß Gott den fürſtlichen Stand nicht um Müßiggangs, Gewalt und Wohlluſt willen, wohl aber zum Troſt und Schutz der Unterthanen geſtiftet hat, und daß daher ein löblicher Regent ein väterliches Herz gegen ſeine Unterthanen haben ſoll. — Obiges Teſtament findet ſich unter andern in Lünigs Reichsarchive P. Spco. Cort. Sachſen S. 539.

b.

Kleine hiſtoriſche Anekdote.

Bonaparte machte die Reiſe von Cairo nach Suez zu Pferde, hatte aber dennoch ſeine ſechsſpännige Kutſche bei ſich. Das iſt vielleicht das erſte und lezte Mal, wo ein ſechsſpänniger Reiſewagen durch die Wüſte gekommen iſt. Bonaparte ritt bei der Ebbe ſehr bequem über den Meeresarm; als er aber zurückkehrte, war die Fluth bereits ſo hoch geſtiegen, daß die Furth kaum mehr zu paſſiren war. Nur mit genauer Noth entgieng er dem Schickſale Pharaos.

25.

a.

Merkwürdige Frauenſitte.

Man findet dieſelbe bei dem Wildenſtamme der Guanas in Paraguay. Die Guanasfrauen haben ſich eines Glückes zu erfreuen, das ihren übrigen wilden Schweſtern ganz unbekannt iſt. Sie werden ſo mild und geſezmäßig behandelt, wie es nur bei gebildeten Völkern geſchieht. Bei Verheirathungen kommt es vor allen auf ihre Einwilligung an. Dieſe geben ſie jedoch nicht eher, bis alle ihre Bedingungen bewilligt ſind. Darunter gehört z. B. die Befreiung von der Feldarbeit, vom Holz- und Waſſertragen u. dgl. m. Die Weiber wachen über dieſe Vorrechte mit der äuſſerſten Sorgfalt. Aber wozu dieſelben? — Weil in dem ganzen Stamme immer drei bis vier Männer auf ein Mädchen gehn. — Seit undenklichen Zeiten wird nemlich der größte Theil der neugebornen weiblichen Kinder von den Müttern ſelbſt umgebracht.

b.

Londoner Feueranſtalten.

Sie ſind blos Privatangelegenheit; die Sorge dafür liegt der Direktion der Brandverſicherung ob. Dieſer geht es bei Unglücksfällen an den Beutel, daher die muſterhafte Einrichtung. In allen Stadtvierteln ſind nemlich Tag und Nacht Spritzen, Pferde und Menſchen bereit, bei Nacht wandern überdem mehrere hundert Wächter umher. Auf den erſten Ruf iſt alles, und die Direktion ſelbſt bei der Hand. Nur ihre Arbeiter dürfen ſich den brennenden Häuſern nähern, damit jeder Diebſtahl vermieden wird. Sie tragen daher eine Art von Uniform, woran man ſie erkennen kann. Die meiſten Häuſer zu London ſind übrigens verſichert; dies wird durch einen kleinen goldnen Phönix angezeigt, der über der Hausthür angebracht iſt.

26.

a.

Perſiſches Ordensdiplom.

Es iſt bekannt, daß der berühmte Orientaliſt Herr Joſeph von Hammer zu Wien, vor längerer Zeit den perſiſchen Sonnenorden erhielt. In dem dabei befindlichen Diplom ward er folgendermaaßen titulirt: „Dem hochachtbaren, hochanſehnlichen, beredten, wohlredenheitkundigen, ſcharfſinnigen und verſtändigen Dollmetſcher der Sprachen des guten chriſtlichen an Jeſus glaubenden Volkes, Rath des hohen kaiſerlichen Hofes, von gut geſchnittener Feder und blühender Schrift, von fertigen Fingern und geläufiger Zunge, die Säule der vortreflichſten und gelehrteſten, die Lilie von zehn Zungen — Joſeph Hammer.

b.

Spaniſche Pferde.

Sie haben, beſonders die aſturiſchen und andaluſiſchen, einen ganz vortreflichen Gliederbau, ſind ſchlank, von mittlerem Wuchs und meiſtens Rappen, aber mit den deutſchen verglichen, nicht ſehr dauerhaft. Dabei zeichnen ſie ſich durch einen dicken, vollen, bis zu den Hufen gehenden Schweif, ſo wie durch ein höchſt gutmüthiges Naturell und große Gelehrigkeit aus. Ein ſpaniſcher Hengſt iſt ſo fromm, daß man ihn durch die bloße Halfter, ſelbſt in der Nähe einer roßigen

Stute zügeln kann. Die Spanier gehen mit dieſen herrlichen Pferden ſehr hart, um nicht zu ſagen, grauſam um. Für einen deutſchen Bereiter beſonders iſt es ein Greuel, wenn er ein ſo edles Thier auf der plumpeſten Stange reiten, auf dem elendeſten Pflaſter in kurzem Galoppe halten, mit Stockſchlägen mißhandeln und mit langen dicken Sporen zerfleiſchen ſieht.

27.

a.

Rammdämme.

Eine Eigenthümlichkeit von Zeeland (Niederlande). Sie beſtehen aus großen Vierecken von Pfählen, die durch ſtarke eiſerne Klammern verbunden und mit großen Steinblöcken ausgefüllt ſind. Durch dieſe Rammdämme wird bezweckt, daß ſich das Meer nicht unmittelbar an den Uferrammlungen bricht, und ſo allmählig das Land untergräbt. Von dergleichen Rammdämmen kann man beſonders ſehr anſehnliche bei Vließingen ſehn. Einer der längſten und breiteſten iſt der vor dem Seethore, er läuft über 150 Schritte in das Meer. Da er mit Bohlen belegt iſt, giebt er zugleich bei gutem Wetter, einen angenehmen Spaziergang ab.

b.

Das Schlafzimmer Pius VII.

Wie die ganze Wohnung dieſes ehrwürdigen Papſtes (im Quirinal) äuſſerſt einfach iſt, und faſt an klöſterliche Beſcheidenheit erinnert, ſo auch ſein Schlafgemach. Die Tapeten und Bettvorhänge ſind von rothem, aber ſehr veraltetem Damaſt. Rechts neben dem Bette hängt ein Crucifix, links das Bruſtbild der Mutter des Pabſtes in einer Art Nonnentracht. Ueber dem Schreibtiſch eine Madonna mit dem Jeſuskinde auf dem Schooß. Das Bett ſelbſt ſoll nur aus einer Matratze, zwei Kiſſen und einer geſteppten Decke beſtehn.

28.

a.

Chineſiſch-Europäiſche Arbeiten.

Sie werden zu Canton, von lauter gebornen Chineſen gemacht; alles wird auf daß vollkommenſte nachgeahmt. So giebt es Schuſter und Schneider, Tiſchler und Tapezierer, Vergolder und Ebeniſten, Steinſchneider und Juwelierer, Sattler, Goldſchmiede u. dgl. m. Auch die Wäſcherinnen zu Canton verſtehen das Waſchen und Platten nach engliſcher und holländiſcher Art ſo vortreflich, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt. Alle dieſe Arbeiten werden indeſſen nicht theurer als in unſern Hauptſtädten, ja viele um die Hälfte wohlfeiler bezahlt.

c.

Zur Geſchichte des Zeitungsweſens.

Ehe Bonaparte die meiſten europäiſchen Preſſen beherrſchte, äuſſerten ſich bekanntlich der Hamburger Correſpondent und das Journal de Francfort, ſehr freimüthig über ihn. Sie waren daher in Frankreich bei großer Strafe verboten, kamen aber dennoch, wiewohl auf ungeheuren Umwegen dahin. Beide giengen nemlich über Wien, Conſtantinopel und Marſeille in Monatsheften nach Paris. Der ſchwediſche Conſul in lezterm Hafen, bezog für ſich ſelbſt ein Exemplar von dem Correſpondenten und der ſpaniſche von dem Journal de Francfort.

29.

a.

Noch ein Pröbchen von Tyroler Poeſie.

Es rührt von demſelben Peter Proſch her, von dem bereits oben die Rede geweſen iſt. Dieſer Peterl, wie er durchaus genannt ward, erhielt von dem Fürſtbiſchof von Würzburg und Bamberg, Adam Friedrich, eine ganz eigene Anſtellung. Er ward nemlich zum Ober-Nachtſtuhl-Inſpektor ernannt. Auch that er in dieſer Qualität wirkliche Dienſte, ſo oft er ſich mit dem Fürſtbiſchof auf der Reiſe von Würzburg nach Bamberg und umgekehrt befand. Dieſem gratulirte er nun einſt zu ſeinem Namenstage, mit folgendem poetiſchen Ipse fecit.

Salomo iſt ein Bärenhäuter
Gegen dich, du biſt geſcheidter;
Ja du biſt auch beim Altar,
Frömmer noch, als Aaron war.
Dein Verſtand iſt unermeßlich,
Deine Thaten unvergeßlich;
Jeder gräbt ſie nicht in Stein,
Sondern tief in's Herz hinein.
Großer Fürſt, von Gott erkohren,
Heute, da du wardſt geboren,
Rufen alle, ſo wie ich:
Vivat Adam Friederich!

Dieſe Reimerei fand ſehr großen Beifall und Peterl erhielt ein anſehnliches Geſchenk dafür.

b.

Altvenetianiſcher Zug.

In der ehemaligen Republik Venedig war die Straßenbettelei eine Finanzquelle und ſo zu ſagen, eine Domäne des Staats. Die Bettler, acht und vierzig bis fünfzig tauſend zuſammen, mußten ihre Bettelplätze an den Kirchen, auf den Brücken, u. ſ. w. ordentlich löſen, und zahlten einen beſtimmten Pacht davon. Dieſer war nach der größern oder geringern Frequenz regulirt und ward in monatlichen Raten bezahlt. Das Ganze trug an ſiebenzig tauſend Ducaten ein.

c.

Hilfsboote.

Zur Rettung von Schiffbrüchigen beſtimmt, im Engliſchen *Lifeboats* genannt. Von England aus wurden ſie, ihrer erprobten Nutzbarkeit wegen, in den meiſten nordiſchen Häfen eingeführt. Sie ſind indeſſen nicht von Korkholz, wie gewöhnlich behauptet wird, ſondern nur damit ausgelegt. Bei einer Länge von dreißig, und einer Breite von zwölf Fuß, haben ſie für zehn Ruderer Raum. Für den Steuermann iſt eine eigene Vertiefung angebracht, wodurch er vor dem Herausfallen geſchützt wird. Dieſe Boote können nie umſchlagen, ſelbſt wenn ſie bei heftigen Stürmen faſt ſenkrecht auf der Seite ſtehn.

30.

a.

Norwegens Bevölkerung.

Norwegen ſcheint zu den Ländern zu gehören, deren Bevölkerung eine gewiſſe Maſſe beſtimmt nicht überſchreiten darf. Dieſe mögte bei Norwegen auf etwa 900,000 Seelen anzunehmen ſeyn. Die Urſachen hiervon ſind erſtens der unfruchtbare Felſenboden, wovon nur ein geringer Theil urbar gemacht werden kann. Zweitens die Nothwendigkeit eines hinlänglichen Viehſtandes für den Winter und des Futters, das dazu nöthig iſt, Drittens, die Unmöglichkeit die Waldungen aufzuopfern, um den Ackerbau zu heben, indem Nutz- und Brennholz unter die erſten Bedürfniſſe dieſes Landes gehört. Endlich waltet auch die Unthunlichkeit ob, irgend einen Erwerbszweig auf Koſten eines andern zu erweitern, weil jeder in ſeiner Art weſentlich nothwendig iſt. Dieſe Verhältniſſe ſind es, die die Bevölkerung auf jenes Maximum beſchränken, denn die Natur wirkt ſtill und mächtig, trotz aller menſchlichen Theorien.

b.

Für Reiſende nach Südamerika.

Ein ſolcher Reiſender muß ſchon auf der Ueberfahrt mit gehöriger Vorſicht zu Werke gehn. Reinlichkeit, Thätigkeit, Mäßigkeit ſind die erſten Erforderniſſe; beſonders nehme er ſich mit hitzigen Getränken in Acht. Bei ſeiner Ankunft wähle er ſich eine freie, luftige, hochgelegene Wohnung, wenn nur irgend möglich nach Norden zu. Er ſetze ſich nie der glühenden Sonnenhitze oder der verrätheriſchen kühlen Abendluft aus; dafür laſſe er ſich die erquickenden Morgenſpaziergänge empfohlen ſeyn. Er erhalte ſich in Thätigkeit, arbeite jedoch nie bis zur Ermüdung, er ſorge für die Regelmäßigkeit der Ausdünſtung, aber nie bis zum Uebermaaß. Er ziehe Reis und Maniokmehl dem Brode, ſo wie Cichorien, Salat und bittere Orangen, den Cocos, Citronen und Ananas vor. Er meide den Wein, die Weiber und das Spiel, kurz alles, was das Blut erhizt. Er helfe endlich der kleinſten Unverdaulichkeit ſogleich durch ein gelindes Brechmittel ab. So wird er, wo nicht allen Beſchwerden, doch gewiß allen Krankheiten dieſes Climas entgehn.

31.

a.

Zur Naturgeſchichte der Caymans.

Der Cayman iſt wahrſcheinlich nie zu zähmen; wenigſtens hat noch keiner der gemachten Verſuche, den erwünſchten Erfolg gehabt. Bemerkenswerth iſt indeſſen, daß die weiblichen Caymans doch etwas geſelliger als die männlichen ſind. Häufig ſonnen ſie ſich nemlich an den Ufern, unter lichten Gebüſchen ausgeſtreckt. Bei dem Baue ſeiner Lungen, kann der Cayman nur höchſtens eine bis anderthalb Stunden unter dem Waſſer bleiben, daher ſteigt er von Zeit zu Zeit wieder herauf Man hat bemerkt, daß er ſein Hauptmagazin immer in irgend einer Höhlung des Grundes anlegt, und ſeine Beute faulen läßt, ehe er dieſelbe verzehrt. Kleine Thiere, die er am Ufer erhaſcht, ſtürzt er mit einem Schlage ſeines Schwanzes ins Waſſer; größere packt er bei der Schnauze und taucht ſie ſo lange unter, bis ſie erſtickt ſind. Hat er eine Schildkröte überraſcht, ſo zerbricht er die Schaale mit ſeinen entſezlichen Zähnen und verſchlingt das Thier. Menſchen greifen die männlichen Caymans nur während der Brunſt, die weiblichen nur während der Brut und Mutterzeit an; den einzigen, jedoch ſehr ſeltenen Fall ausgenommen, daß beide ſonſt keine Nahrung aufzufinden im Stande ſind.

b.

Widrige Naturaliſationen.

Was Alles mit Schiffen eingeführt, und in kurzer Zeit naturaliſirt werden kann, davon bietet England die Beweiſe dar. So erhielt es eine Art großer Ratten aus Norwegen, einen großen Hauskäfer aus Weſtindien, eine gewiſſe Art Blattläuſe aus Nordamerika, eine Steckrübenfliege aus Hannover, die Wanzen aus Frankreich u. d. m.

September.

1.

a.

Alten in Norwegen.

Alten (unter 69° 55′ N. B.) liegt an der Bucht Kaafiord, die hier den Namen Altenfiord annimmt. Die Luft iſt rein und geſund, der Boden zwar ſandig aber durch Düngung ziemlich fruchtbar gemacht. Im Allgemeinen freilich wird nichts als Gerſte geſäet, und nur in Gemüſegärten Kohl nebſt Kartoffeln gepflanzt. An Wieſenwachs ſcheint es nicht zu fehlen, da man Kühe und Schafe hält; auch Milch, Butter und Fleiſch vortreflich ſind. Von Bäumen kommen blos Birken und Fichten fort. Die drei Sommermonate ſind hier äuſſerſt angenehm, die neun Wintermonate hingegen werden dafür ſehr traurig zugebracht.

In jener Jahrszeit, wo die Sonne faſt beſtändig über dem Horizonte iſt, pflegt man um zehn Uhr Morgens aufzuſtehn, um ſechs Uhr Abends zu Mittag, um ein Uhr Nachts zu Abend zu eſſen, und um vier Uhr früh zu Bett zu gehn. Im Winter hingegen, beſonders in der langen Nacht vom 1. Dec. bis 31. Jan. befindet man ſich in einer Art von halber Erſtarrung.

Dann verläßt man blos das Bett, um ſich an dem nie erkaltenden Ofen zu wärmen, und wartet ſo gut als gar keine Geſchäfte ab. Der *Handel* von Allem ſcheint in der guten Jahreszeit nicht unbeträchtlich zu ſeyn. Die Schiffe bringen Mehl, Wein, Brandwein, Colonialwaaren u. ſ. w. mit, und nehmen dafür eingeſalzene und getrocknete Fiſche ſo wie Pelzwerk mit. Jene, Dorſche, Kabeljaue, Heilbutten u. ſ. w. werden in großer Menge an der Küſte gefangen; letzteres pflegt in koſtbaren Wolfs- und Bärenhäuten, auch andern Fellen zu beſtehn.

b.

Der Schiffbrüchige und die Kuh.

Ein Viehboot, das nach einer der *Hebriden* (Schottland) beſtimmt war, ſcheiterte an einem unbewohnten Felſenriff. Drei von den Bootsleuten ertranken, der vierte aber rettete ſich auf die Klippen und fiel in tiefen Schlaf. Auch das ſämmtliche Vieh ertrank, eine Kuh ausgenommen, die von dieſem Manne aufgezogen worden war. Inſtinktmäßig kletterte ſie ihm nach, legte ſich neben ihn und weckte ihn mit Liebkoſungen auf. Sehr erfreut, ſtillte er ſeinen Durſt mit ihrer Milch, und warf ihr einiges, auf den Klippen befindliches Moos vor. Allein aus Mangel an Waſſer verſchmachtete das treue Thier, zum großen Schmerze ſeines Herrn, ſchon in der folgenden Nacht. Drei Tage lebte er nun noch von dem Blute deſſelben, bis er endlich von einem andern Boote geſehen, und gerettet ward.

2.

Nordamericaniſche Urcoloniſten.

Dieſe «First Settlers» wie man ſie im Lande ſelbſt nennt, ziehen die Jagd und das unſtäte Leben dem Ackerbau und der feſten Niederlaſſung vor. Ein ſolcher Coloniſt macht höchſtens den zehnten Theil ſeiner noch ſo fruchtbaren Ländereien urbar. Er baut etwas Mais zum Brode, er hat einige Kühe, deren Milch er für ſeine Familie benuzt, er zieht in gleicher Abſicht einige Pfirſichbäume, endlich wohnt er in einem bretternen Hauſe, das ſich in zwei Tagen erbauen läßt. Seine Hauptbeſchäftigung iſt die Jagd, ſeine Hauptnahrung das Wildpret, ſein Haupterwerb der Häuteverkauf. Die Coloniſten ſind von einem Wanderungstriebe beſeelt, der ſie nur ſelten ein paar Jahre an einem Orte aushalten läßt. Je weiter ſie ziehen können, deſto beſſer, je wilder die Gegend, deſto reichlichere Jagd. Indeſſen ſind es gerade dieſe «First Settlers» denen man die Entdeckung der beſten Gegenden verdankt; eben ſo, wie man ihnen den erſten Grund zum Anbau und zur Bevölkerung ſchuldig iſt. Was ſie begannen, vollenden neue Ankömmlinge mit feſtem Sitz. So werden allmählig Wälder in Pflanzungen, Balkenhäuſer in Palläſte, Einöden in blühende Landſchaften verwandelt; das iſt der Zauber des Menſchenarms.

b.

Sonderbare Sitte.

Sie findet in Norwegen ſtatt. So wie ſich zwei Freunde oder Bekannte begegnen, geben ſie ſich die Hand, umarmen ſich und ſagen: Dank für geſtern! Dank für Vorgeſtern! Dank für das leztemal! Hierunter wird die lezte, vorlezte oder vorvorlezte Mahlzeit, Geſellſchaft u. ſ. w. verſtanden, wo man ſich zuſammen gefunden hat. In der Landesſprache heißt es: *Tack for i gaar! — Tack for i forgaar! — Tack for sidst!*

3.

a.

Die Purra.

Dies iſt eine Art Vehmgericht, das bei dem Negerſtamme der Bullamer, auf der Weſtküſte von Afrika gefunden wird. Es beſteht aus einer unſichtbaren, in allen Diſtrikten zerſtreuten Geſellſchaft, die beſonders die Beſtrafung von Dieben beabſichtigt, zugleich aber ihren eigenen Mitgliedern, wie dem ganzen Lande äuſſerſt furchtbar iſt. Alles zittert, ſobald die Rache der Purra angedroht iſt, denn alle Befehle gehen von unbekannten Obern aus, und alle Vergehen werden eben ſo ſchnell als geheim mit dem Tode beſtraft.

b.

Tafelluxus in Bordeaux.

Nirgends wird vielleicht beſſer gegeſſen und getrunken als in Bordeaux, denn dieſes glückliche Clima bringt Alles hervor, was der raffinirteſte Geſchmack nur wünſchen kann. In Vergleichung mit andern großen Städten ſind die Lebensmittel hier wohlfeil zu nennen, denn das Land, der Strom und das Meer, bieten alles, was bei uns nur als Seltenheit auf den vornehmſten Tafeln erſcheint, in der größten Mannichfaltigkeit und dem höchſten Ueberfluſſe dar. Die Mahlzeit fängt immer mit Auſtern, d. h. noch vor der Suppe an. Dieſe werden in eigenen Gruben am Strande mit Kleien und Trebern gemäſtet, ehe man ſie zu Markte bringt. Das Rindfleiſch iſt vortreflich, eben ſo das Wild, das Geflügel, das Gemüſe u. ſ. w. und alles in Ueberfluß. Die rothen Rebhühner und die Ortolanen beſonders ſind einzig in ihrer Art. Dazu die Trüffeln, das Obſt, vorzüglich die Pfirſiche, Weintrauben, Feigen u. ſ. w. Der Strom und das Meer, bieten ihre Erzeugniſſe in einer Fülle und Mannichfaltigkeit dar, die in Erſtaunen ſezt. Rieſengroße Hummern, Meerſpinnen, Taſchenkrebſe, Krabben, Kabeljaue, Plattfiſche von allen Arten, Steinbutten und Zungen, armsdicke Lampreten, Rochen, Störe u. d. m.

c.

Botaniſche Bemerkung.

Keine Wiſſenſchaft kann einen ſo ſchnellen und mächtigen Einfluß auf die Oberfläche der Erde haben, als die Botanik in Verbindung mit der Gartenkultur. Man bedenke nur, was Europa durch die Einführung ſo vieler aſiatiſcher und amerikaniſcher Gewächſe geworden iſt. Eben ſo, welche Geſtalt Amerika durch die dahin verpflanzten arabiſchen und oſtindiſchen Produkte, (Caffe, Indigo, Gewürze) u. ſ. w. erhalten hat. Hier bietet ſich ein unermeßlicher Stoff zur Betrachtung dar.

4.

a.

Notizen aus Schweden.

Das beliebteſte Gewürz in Schweden iſt der Anis; Brod und Brandwein werden damit wohlſchmeckend gemacht. Auch der Zucker iſt ſehr beliebt, er wird beinahe an alle Speiſen gethan. Selbſt die mäßigſten Schweden trinken Früh und Abends ein ziemlich großes Glas Brandwein, was allgemein für geſund gehalten wird. Das Strumpfſtricken iſt in Schweden eine allgemeine Männerbeſchäftigung. Die Schweden ſind ſehr große Buttereſſer; ſie beſtreichen ihr Fladbrod (Zwieback aus Roggenmehl) Fingersdick damit. —

In Bröſte wird eine Leinwand gemacht, die der feinſten holländiſchen nichts nachgiebt.

b.

Die Canadier.

Sie ſind im Allgemeinen in der Landwirthſchaft noch ſehr zurück. Die Urſache iſt, weil ſie ſich in den langen Wintern an eine Trägheit gewöhnen, die ſie auch in den übrigen Monaten nicht verläßt. Einige Fortſchritte im Ackerbau indeſſen, haben ſie in den lezten dreißig Jahren dennoch gemacht. Dies gilt beſonders vom Hanfbau, wozu der Boden auch ganz geeignet iſt. Daher die Wichtigkeit von Canada für England. Indeſſen unterhalten die Nordamerikaner die engſten Verbindungen mit dieſer Colonie. Schlau genug haben ſie nemlich Mittel gefunden, dieſelbe mit einem großen Theile ihrer Bedürfniſſe zu verſehn. Sie können natürlich wohlfeilere Preiße machen, obgleich die Waaren nicht die beſten ſind. So beziehn die Canadier, um nur ein Beiſpiel anzuführen, wohl zehnmal ſoviel Thee und Tabak von ihnen als von England. Dafür wird aber auch eine große Quantität Liverpooler Salz über Canada nach den vereinigten Staaten geſandt.

c.

Sonderbare Tagseintheilung.

Sie iſt in Holland, beſonders bei den Seeleuten in Gebrauch. Tag und Nacht werden nemlich in acht

Theile abgetheilt, wovon jeder drei Stunden hat. So Oſter-Sonne, d. h. ſechs Uhr Morgens. Südoſter-Sonne, neun Uhr Vormittags. Süder-Sonne, Mittag. Südweſter-Sonne, drei Uhr Nachmittags. Weſter-Sonne, ſechs Uhr Abends, Nordweſter-Sonne, neun Uhr. Norder-Sonne, Mitternacht. Nordoſter-Sonne, drei Uhr Morgens.

5.

a.

Kutſchenwuth.

Sie herrſcht unter den Bojaren zu Jaſſy und Buchareſt. Vor dreißig Jahre ritten ſie alle, jezt gehört durchaus ein Wagen zum Ton. Alle aber müſſen von Wien, und ſo prächtig als möglich ſeyn. Nur recht viel Gold und Silber daran verſchwendet, auf die Dauerhaftigkeit kommt es am allerwenigſten an. Auch auf den Kutſcher und die Pferde wird nur wenig geſehn. So ſind häufig die glänzendſten Staatskaroſſen mit elenden Mähren beſpannt, die ein zerlumpter Zigeuner lenkt.

b.

Mutterliebe.

Aus der Geſchichte des lezten Erdbebens in Calabrien (1818) iſt folgendes erhabenes Beiſpiel der Aufbewahrung werth. Die Gräfin von Spaſtara, Mutter von drei Kindern, befand ſich in den Armen ihres Gemahles, und kam nach einer langen Ohnmacht wieder zu ſich. Sie blickte um ſich her, vermißte ihre jüngſte Tochter von vier Jahren, und entdeckte ſie endlich auf dem Balkon des Pallaſtes, der bereits in Feuer ſtand. Schnell riß ſie ſich los, eilte die halbzertrümmerte Marmortreppe hinan, drang durch die aufſchlagenden Flammen in das Gemach und erreichte das geliebte Kind. Aber in dem Augenblicke, wo ſie es an ihre Bruſt preßte, geſchah ein neuer Erdſtoß. Der Säulengang ſtürzte zuſammen, und Mutter und Kind verſanken mit dem Pallaſte in den Abgrund.

c.

Der Kandidat aus dem Monde.

Die Verkäuflichkeit eines großen Theiles der engliſchen Parlaments-Wahlmänner iſt allgemein bekannt. Indeſſen muß der Sache ein Mäntelchen umgehangen werden, damit der vollſtändige Beweiß abgeht. Hier werden nun bisweilen ſehr komiſche Mittel angewandt. Meine Herren! — hub einmal ein ſolcher Parlamentskandidat an. — Wie Sie mich hier ſehen, komme ich geradesweges aus dem Monde zurück. — Wohl, und was haben ſie uns mitgebracht? — Viele Empfehle und ſechstauſend Pfund Sterling. — Ey das iſt vortreflich! Geben Sie nur her! Wir theilen uns darein! — Man begreift von ſelbſt, daß die Sache verabredet war, und daß die Wahl auf den Mondkandidaten fiel.

6.

a.

Der ungeheure Kuchen.

Der König August II. von Polen ließ einſt der Warſchauer Garniſon zum erſten Oſterfeiertage einen Kuchen auftragen, wie er gewiß ſo leicht nicht wieder gebacken werden wird. Derſelbe war nemlich vierzehn Ellen lang, ſechs Ellen breit und über eine halbe Elle dick. Man hatte 150 Scheffel Waizenmehl, 80 Schock Eier, zwei Tonnen Milch, eine Tonne Hefen und eben ſo viel Butter dazu gebraucht. Um denſelben backen zu können, wurde ein eigener dazu eingerichteter Ofen gebraucht. Der König und der ganze Hof, wohnten dem oben genannten militäriſchen Gaſtmahle bei. Als nun der Kuchen zerſchnitten werden ſollte, erſchienen auf einen Wink des Königs, ein Architect und ein Zimmermann. Lezterer war mit einem drei Ellen langen Meſſer verſehn. Nach der Anweiſung des Erſtern ſchnitt er nun mitten in den Kuchen ein Loch, ſtellte ſich hinein, und zerlegte ihn ſo. Man kann denken, wie viele und große Portionen es gab.

b.

Mailand.

Mailand zerfällt in die eigentliche Stadt und in die Vorſtädte, die jedoch mit in die Wälle eingeſchloſſen ſind. Jene hat meiſtens enge, düſtere, unregelmäßige Straßen, und macht daher im Ganzen keinen ſehr vortheilhaften Eindruck, iſt aber ſonſt ziemlich belebt. Die Vorſtädte dagegen zeichnen ſich durch ſchöne, breite Straßen aus, ſind aber freilich etwas todt. Man bemerkt viele Gärten darin. Unter dieſen dient der ſogenannte *Giardino publico* zum öffentlichen Spaziergang. Eine große Unannehmlichkeit von Mailand iſt der in den meiſten Straßen herrſchende Miſtgeruch. Er ſteigt aus den Kellern auf, wo man Pferdemiſt und andern Dünger aufbewahrt. In der eigentlichen Stadt bemerkt man ſehr viel Leben und Thätigkeit. Es giebt eine Menge Baumwoll- und Seidenfabriken daſelbſt. Die Goldſchmidte unter andern nehmen eine ganze Straße ein. Auch werden viel feine Tiſchlerarbeiten und vorzügliche Töpferwaaren in Mailand gemacht. Endlich iſt der Handel mit Seide, Reis und Käſe, als Landesprodukten, noch immer bedeutend genug. Die Canäle, die Mailand mit dem Ticino u. ſ. w. verbinden, erleichtern denſelben ungemein.

7.

a.

Schiffslaternen.

Es ſind hier die auf Kriegsſchiffen gemeint. Die erſte und größte darunter iſt die Hinterlaterne, ſie ſteht auf einem eiſernen Zepter am Hackbord des Schiffes hinter dem Flaggenſtock. Damit ſie nicht ſo leicht beſchädigt werden kann, iſt ſie meiſtens mit einem eiſernen Gitter verſehn. Auch wird bei Tage eine eigne Kappe von Tuch darüber gezogen, die man das Laternenkleid nennt. Sie dient beſonders bei dunkeln und ſtürmiſchen Nächten, damit kein Schiff auf das andere ſtößt. Admiralſchiffe führen auſſer derſelben noch drei, nemlich zwei an den Seiten des Hackbords und eine am großen Mars, verdorben Maſtkorb genannt. Das Schiff eines Viceadmirals u. ſ. w. führt drei am Hintertheil, ein blos von einem Capitain oder Lieutenant kommandirtes aber nur eine; daſſelbe iſt auf den Kauffartheiſchiffen der Fall. Die Schlachtlaternen ſind in den Batterien zwiſchen den Kanonen aufgehängt und deßhalb auf einer Seite platt. Sie werden nur dann angezündet, wenn bei Nacht ein Treffen geliefert werden muß. Die ſogenannte Krautlaterne hängt in der Pulverkammer und brennt bei Tag und Nacht, weil das Pulver unter der Waſſerlinie aufbewahrt wird. Sie iſt in der Regel von Horn, und mit einem ſtarken Drahtgitter verſehn. Zur noch größern Vorſicht hängt ſie über einem hölzernen mit Blei ausgefütterten Bottich, der voll Waſſer iſt. Endlich werden auf allen Kriegsſchiffen auch Blendlaternen gebraucht, womit man, ungeſehen vom Feinde, überall Licht hintragen kann. Von den Signallaternen ein andermal.

8.

a.

Sonderbare Wette.

In einer großen Geſellſchaft von Herren und Damen, zu York in England, kam neulich unter andern auch die Rede auf das Küſſen, alſo auf einen ſehr anziehenden Gegenſtand. Einer der Herren warf dabei die Frage auf, wieviel Küſſe man wohl in Zeit von einer Stünde u. ſ. w., ſeiner Geliebten zu geben im Stande ſei. Es ward viel darüber geſprochen, und jeder gab eine andere Anzahl an. Endlich trat ein junger feuriger Verlobter auf, machte ſich anheiſchig mit ſeiner Geliebten, in zehn Stunden, ohne die mindeſte Unterbrechung, zehntauſend Küſſe zu wechſeln, und ſchlug deßhalb eine Wette von hundert Pfund Sterling vor. Dabei bedung er ſich nichts aus, als alle halbe Stunden für ſich und ſeine Geliebte, ein Glas Alicantewein nebſt einem Zwieback. Dieſes, ſo wie die Wette, ward förmlich angenommen und für und wider, ſehr viel Geld aufs Spiel geſezt. Zugleich ward eine eigene Commiſſion zum Zählen der Küſſe ernannt.

Die ſüße, anſcheinend leichte Arbeit begann. In der erſten Stunde wechſelte das Paar zweitauſend Küſſe, in der zweiten tauſend, in der dritten ſieben hundert und fünfzig und ſie konnten nicht mehr. Ihre Kräfte waren erſchöpft; der junge Mann bekam den Lippenkrampf und fiel in Ohnmacht. Seine Geliebte lag ebenfalls ohne Bewußtſeyn auf dem Sopha, erkrankte noch denſelben Abend an einem Nervenfieber und ward nur mit vieler Mühe wieder hergeſtellt. Auch der junge Mann litt längere Zeit an ſeinem Uebel, und die Hochzeit blieb deßhalb ein ganzes Jahr ausgeſezt.

b.

Spaniſches Selbſtgefühl.

In einem alten ſpaniſchen Saynete (Nachſpiel) heißt es, wie folgt: Wenn ein Spanier nießt, ſo fallen ein Dutzend Deutſche, fünfzig Italiener, ſiebenzig Franzoſen und hundert Portugieſen um. — Wenn ein Spanier nur an das Schwerdt greift, ſo iſt ſein Gegner ſchon todt. — Ein ſpaniſches Bataillon ſchlägt eine ganze Armee. — Ein Spanier ſpießt an ſeinen Degen wenigſtens eine Mandel Franzoſen.

9.

a.

Poſſirliche Jagd.

In England ſind die Fuchshetzen bei den Jagdliebhabern auſſerordentlich beliebt. Da ſich aber keine Füchſe daſelbſt befinden, und man dieſelbe vom feſten Lande kommen laſſen muß, ſo wird dieſes Vergnügen etwas koſtbar. Vielfältig wird alſo eine Scheinjagd angeſtellt, und ein Häring dazu gebraucht. Dieſer wird nemlich an einen langen Strick befeſtigt, und von einem Manne zu Pferde, ſtundenweit, der Kreuz und die Quere, über Berg und Thal, durch Feld und Wald, im ſtärkſten Galloppe fortgeſchleift. Wie auf die Fährte des Fuchſes, werden nun die Brakken (kleinere Art von Hetzhunden) auf dieſe Häringsſpur gebracht, während die ganze wilde Schaar der berittenen Jäger hinten nachſtürmt. Alles beruht dabei auf ihrer Schnelligkeit oder auf der Gewandtheit deſſen, der den Fuchs-Häring die Abſprünge machen läßt.

b.

Miscellen.

Nach der Einnahme von Moskwa ließen Murat und andere Generäle, im Kreml eigene Schmelzöfen errichten, worin die geraubten Gold- und Silbergeſchirre, des leichtern Fortbringens wegen, in Barren verwandelt wurden. — Die türkiſchen Janitſcharen haben vorn an ihren weißen Filzmützen ein meſſingenes Futteral, das zu nichts Geringerem, als zur Aufbewahrung ihres Reismußlöffels dient. — Man weiß jezt auf das Beſtimmteſte, daß die berüchtigte *Acqua Toſſana* nichts als eine Arſenicalauflöſung iſt.

c.

Tabaksſchnupferei.

Ein Engländer, Namens Stanhope, hat durch eine Berechnung gefunden, daß jeder entſchiedene Schnupfer, zur Bedienung ſeiner Naſe, jährlich nicht weniger als ſechs und dreißig und einen halben Tag nöthig hat. Stanhope ſezt nemlich voraus, daß jeder Schnupfer alle zehn Minuten eine Priſe nimmt. Hierzu ſind anderthalb Minuten erforderlich, indem nicht nur das Nehmen, ſondern das Hinaufheben, Spielen und Wiſchen an der Naſe in Anſchlag gebracht werden muß. Acht Stunden Schlaf abgerechnet, kommen alſo täglich, in den übrigen zwei Drittheilen, zwei Stunden vier und zwanzig Minuten auf die Schnupferei.

10.

a.

Die Colibris.

Die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit dieſer reizenden, niedlichen Vögelchen iſt auſſerordentlich. Sie ſaugen die Blumenkelche in weniger als einer Secunde aus, dieſer Augenblick Ruhe ſcheint hinreichend für ſie. Ihre kleinen Neſter ſind äuſſerſt künſtlich aus Baumwolle zuſammengeſezt; ihre Jungen pflegen kaum von der Gröſſe einer Erbſe zu ſeyn. Man kann die Colibris entweder an Leimruthen oder in ihren Neſtern fangen;

lezteres aber nur nach Sonnenuntergang. Hierbei iſt zu bemerken, daß dieſe Neſter immer in niedrigen Geſträuchen, höchſtens drei Fuß vom Boden anzutreffen ſind. Die Negerknaben verſtehen ſich meiſterlich auf dieſen Fund. Nichts ſchöneres, als die zwei Hauptgattungen der Colibris auf St. Trinidad. Bei der einen hat der Hals das glänzende Grün des Smaragdes; bei der andern das blendende Gelb des Topaſes; beide ſind mit einer Rubinkrone geſchmückt.

b.

Edelſteine.

Unter dieſer Benennung begreift man alle Steine, die einen ſehr hohen Grad von Härte beſitzen, und daher eine vorzüglich ſchöne Politur anzunehmen fähig ſind. Sie müſſen dabei ſchöne Farben, und wenn ſie geſchliffen ſind, einen ſtarken blitzenden Glanz haben, der von den Juwelieren das Feuer genannt wird. Die Kunſtverſtändigen theilen die Edelſteine in feinere oder eigentliche Edelſteine, und in Halbedelſteine ab. Jene ſind vollkommen durchſichtig und haben, wenn ſie gut geſchliffen ſind, auſſerordentlich viel Feuer; auch kommen ſie, im natürlichen Zuſtande, meiſtens kryſtalliſirt oder in kryſtalliniſchen Körpern vor. Die zweite Gattung hingegen hat dieſe Vorzüge nicht. Alle dieſe Halbedelſteine ſind meiſtens nur halbdurchſichtig, ja oft dieſes nicht einmal; ſie haben weit weniger Feuer, und kommen faſt nie kryſtalliſirt, ſondern immer nur in größern, unförmlichen Maſſen vor.

c.

Sondenbare Jagdgeſetze.

Sie rühren von dem Burgundiſchen Könige Gundebald her (505). Wer einen Jagdhund ſtiehlt, heißt es wörtlich, der muß demſelben öffentlich den Hintern küſſen, oder er zahlt ſieben Goldthaler dafür. Wer einen Sperber ſtiehlt, hat die Wahl, ob er acht Goldthaler bezahlen, oder den Sperber auf ſeinem Bauche zwölf Loth Fleiſch verzehren laſſen will.

11.

a.

Macht des Zufalls.

Ein Gewürzkrämer zu *** verlohr ein geliebtes Weib, und gieng mit dem Gedanken an Selbſtmord um. Zu dieſem Ende begab er ſich eines Morgens ganz früh in ſeinen Keller und machte Anſtalten dazu. Eben wollte er ſich den Strick umlegen, als oben heftig an den Laden gepocht wird. An ſeine alte Gewohnheit erinnert, ſtieg er alſo wieder hinauf, ließ die Kunden ein und verrichtete ſein Geſchäft. Unterdeſſen kam auch ein ſchönes, junges Mädchen, die Caffe haben wollte, und wünſchte ihm gar freundlich guten Tag. Er ſah ſie an, verliebte ſich in ſie, und verlobte ſich noch denſelben Tag mit ihr. Drei Wochen darauf war die Hochzeit.

b.

Bemerkung aus Braſilien.

Im Innern von Braſilien ſind die Engländer nur unter dem Namen *Bichos Ingleses* (engliſche Thiere) bekannt. Die guten einfältigen Einwohner glauben nemlich ihren Geiſtlichen aufs Wort, daß auſſer jenen engliſchen Thieren gar keine andern Menſchen mehr vorhanden ſind. Dieſe *Bichos Ingleses* nun ſollen, nach derſelben geiſtlichen Autorität, mit Pferdefüßen, Kuhſchwänzen und Hörnern verſehen ſeyn, woran man ſie ſogleich als — Nichtchriſten erkennen kann. — Dieſes Mährchen dürfte indeſſen, wie ſo viele andere, in Kurzem nur lächerlich geworden ſeyn.

c.

Maſchinenweſen.

Der Engländer Owen hat berechnet, daß mit Maſchinen, von zweihundert Menſchen, in einem Tage mehr geſponnen werden kann, als ohne Maſchinen 20,000,000 Menſchen in vierzig Jahren zu liefern im Stande ſind. Nach dieſer Vorausſetzung würden, ohne Maſchinen, jährlich vierhundert Millionen Menſchen erforderlich ſeyn, um das zu liefern, was mit Maſchinen in demſelben Zeitraume, von allen engliſchen Fabriken und Manufakturen produzirt wird.

d.

Türkiſche Springbrunnen.

Man findet dieſelben an allen türkiſchen Landſtraßen, wo ſie in nicht geringer Zahl, zum Beſten der Reiſenden, von frommen, reichen Türken geſtiftet worden ſind. Die Einfachheit und die ſchöne Umgebung derſelben von hohen, ſchattigen Bäumen, machen einen höchſt angenehmen Eindruck. Eine Kürbisflaſche, die am Rande des Beckens hängt, dient als Trinkgefäß. In Folge einer alten, ſtreng beobachteten Sitte, wird ſie nach dem Gebrauche jedesmal ſorgfältig abgeſpült.

12.

a.

Negerinnen an der Sierra-Leona-Küſte.

Sie werden als eine Art Hausthiere betrachtet, deren Anzahl der Willkühr des Mannes überlaſſen, und der Maasſtab ſeines Reichthums iſt. Die ſogenannte Oberfrau, d. h. diejenige, die der Mann zuerſt geheirathet hat, genießt allein eines gewiſſes Anſehns, das ſie die übrigen wohl fühlen laſſen kann. Wenn ſie z. B. eine Nebenbuhlerin entfernen will, ſo zwingt ſie dieſelbe Trauer anzulegen, was eine ziemlich lange

Abſonderung von dem Manne zur Folge hat. Die Weiber beſitzen übrigens, trotz dieſer Herabwürdigung, ein auffallendes Vorrecht. Kein Mann darf nemlich eine Hütte öffnen, und noch viel weniger betreten, ſobald die Frau von innen ruft, daß ſie *beſchäftigt* ſei.

b.

Lage der ſchwediſchen Bauern.

Sie iſt im Ganzen traurig genug. Die armen Leute ſind nemlich mit einer ſolchen Menge von Laſten und Servituten belegt, daß man dieſelben in baarem Gelde noch einmal ſo hoch, als die eigentlichen Abgaben anſchlagen kann. Zugleich iſt die Betriebſamkeit des Landmannes durch zahlreiche Monopole und Zwangsgeſetze gehemmt. Daher die Verſchlimmerung des ſittlichen Characters und die Zunahme der Verbrechen, was die natürliche Folge eines ſolchen Druckes iſt.

c.

Javaniſcher Sittenzug.

Die Einwohner von *Java* ſetzen auf Kleidungsſtücke von anſehnlicher Größe und auffallendem Umfange einen ſehr hohen Werth; ja ſie meſſen ſogar ihre Achtung, beſonders gegen Fremde, darnach ab. So hielten ſie anfangs die *Engländer* gegen die *Holländer* für äuſſerſt arm und unbedeutend. Warum? Weil den

Männern die großen Perrücken, und den Frauen die Reifröcke und hohe Friſuren abgiengen, wodurch ſich jeder Holländer und jede Holländerin auszuzeichnen bemüht war.

13.

a.

Die drei Amputirten.

Ein armer junger Menſch, dem in einem öffentlichen Krankenhauſe, um dem Brande Einhalt zu thun, das Bein abgelößt ward, ertrug dies mit großer Standhaftigkeit. Als er es aber, wie gewöhnlich von dem Wundarzte, zum Fenſter hinauswerfen ſahe, fieng er bitterlich zu weinen an. Auf Befragen um die Urſache ſeines Schmerzes, erwiederte er: Ach! es iſt die verächtliche Behandlung meines armen Beines, die mich ſo tief kränkt.

Ein reicher Kaufmann zu *** der lange am Beinfraß gelitten hatte, ward endlich der Sache überdrüßig und entſchloß ſich kurz und gut zur Ablöſung. Hierauf ließ er den Abdecker kommen und ſagte zu ihm: Hier ſind zwei Ducaten, ſcharre er mir dieſes ſcheußliche Bein unter den Galgen ein! — Der Abdecker, hocherfreut über ein ſo anſehnliches Geſchenk, befolgte dieſen Auftrag mit der gewiſſenhafteſten Pünktlichkeit.

Ein junges, ſehr begütertes Frauenzimmer war ebenfalls genöthigt, ſich dieſer Operation zu unterwerfen, und ertrug dieſelbe mit einem Muthe, der dem weiblichen Geſchlechte bei allen *großen* Gelegenheiten eigen zu ſeyn pflegt. Als eine nahe Verwandte des Polizeichefs, wußte ſie es hierauf dahin zu bringen, daß ihr ein kleines Pläzchen an der Seite des Kirchhofes, zum Verſcharren dieſes ihr ſo theuren Ueberreſtes bewilligt ward. Dieſes ließ ſie nun mit Blumen u. ſ. w. auf das zierlichſte ausſchmücken, machte täglich eine kleine Wallfahrt dahin, und kehrte ſtets in Thränen gebadet, davon zurück. Späterhin heirathete ſie indeſſen einen Major, der das rechte, wie ſie das linke, verloren hatte, aber höchſt liebenswürdig war. Beide bildeten ein vollkommenes Paar, und des ſeltſamen Schmerzes ward ſchon nach der Hochzeitnacht nicht mehr gedacht.

b.

Kurioſe Berechnung.

Ein Engländer hat folgende Berechnung über Englands Geldverluſt, in den Kriegen von 1793 bis 1815, mit Ausſchluß der wenigen Friedensjahre angeſtellt. Derſelbe beträgt nicht weniger als die Summe von 2010 Mill. Pfd. Sterling, zu 12 fl. Rh. an Werth. Um die Größe dieſer Summe zu ermeſſen, ſtelle man ſich das Ganze in Gold vor. Es würde ein Gewicht von 14,400 Tonnen haben, und zur Fortſchaffung deſſelben die Zahl von 4,800 zweiſpännigen Wagen erforderlich ſeyn. Angenommen, daß eine Unze Gold, zu einem Drahte von 1000 Fuß Länge gezogen werden kann, würde das Ganze, in dieſer Geſtalt, einen Gürtel um die Erdkugel abgeben, was gewiß in das Ungeheure geht.

14.

a.

Schiffsſtauung.

Es iſt die Kunſt, die Ladung eines Schiffes ſo anzuordnen und zu vertheilen, daß alle Güter diejenige bequeme und zweckmäßige Stelle erhalten, die zur guten Fahrt des Schiffes gehörig beitragen kann. Die Theorie der Stauung beruht hauptſächlich auf der Beſtimmung, wieviel ein jeder Theil des Schiffes an ſich betrachtet, Waſſer aus der Stelle treibt, wonach eben die Laſt verhältnißmäßig zu vertheilen iſt. Man begreift leicht, daß eine fehlerhafte Anordnung derſelben, die trefflichſten Eigenſchaften des beſtgebauten Schiffes, für den Augenblick ſo gut wie vernichten kann. Eben ſo aber auch, daß ſich durch eine einſichtsvolle Vertheilung gar mancher Fehler des Schiffes beträchtlich vermindern läßt.

In jedem Seehafen findet man daher Leute, die dieſe Kunſt gildenartig betreiben und unter dem Namen Stauer bekannt ſind. Nicht genug, daß ſie die Güter nach obigen Grundſätzen zu vertheilen wiſſen, ſie müſſen dieſelben auch ſo zu ordnen verſuchen, daß es nicht an der nöthigen Befeſtigung fehlt. So werden Fäſſer mit Keilen oder anderem kurzen Holze, Stauholz genannt, lagenweis neben und über einander befeſtigt, damit keines, bei dem Arbeiten und Schlingern des Schiffes aus ſeiner Lage kommt und beſchädigt wird. Baumwollſäcke, Heu u. dgl. werden durch beſondere Maſchinen zuſammengepreßt, wodurch man an Raume gewinnt. Bei Stürzgütern, wie Korn, Salz, Steinkohlen, Kalk u. ſ. w. wird der Raum der Länge nach, vermittelſt einer Scheidewand, in zwei Theile getheilt, und für dieſe Art Güter ein beſonderes Bett gemacht. Dies pflegt in einer Ausfütterung des Bodens u. ſ. w. von Reiſig, mit darüber genagelten Baſtmatten zu beſtehn.

b.

Climatiſche Bemerkung.

Nach den Beobachtungen eines neuen Reiſenden, des Freiherrn von Sack, hat ſich das Clima von Surinam, in den letzten zwanzig Jahren ſo ſehr verbeſſert, daß von den ſonſt ſo gewöhnlichen Krankheiten gar keine Rede mehr iſt. Als Urſachen hiervon giebt er die Austrocknung der Moräſte u. ſ. w. an. Nach ſeiner Meinung iſt Surinam, in geſundheitlicher Hinſicht, den weſtindiſchen Inſeln durchaus vorzuziehen.

15.

a.

Der Seidenwaarenhandel zu Leipzig.

Leipzig nimmt in dieſer Hinſicht den erſten Rang, nicht nur für ganz Deutſchland, ſondern vielleicht für halb Europa ein. Alle Seidenwaaren aus der erſten Hand, von Lucca, Florenz, Vicenza, Zürich, Lyon, vom Niederrhein u. ſ. w., ſtrömen hier nemlich wie auf einem Mittelpunkte zuſammen, und zwar nach den Beſtellungen, die von den Leipziger Häuſern gemacht worden ſind. Daher finden die Käufer aus dem Norden und Oſten hier alles beiſammen, was ihnen nothwendig iſt. Dies aber giebt Leipzig die große Wichtigkeit, und macht es zu dem einzigen Markte in dieſer Art. Man nimmt acht große Seidenwaarenhandlungen daſelbſt an.

b.

Glückliches Alter.

Zu London verſtarb am 14. Nov. 1748 ein angeſehener, wohlhabender Mann, Nicolaus Hammond, hundert und zwei und zwanzig Jahr alt. Er zählte an Kindern, Enkeln und Urenkeln nicht weniger als hundert und fünfzig Nachkommen zuſammen; ſie bewohnten mit ihm die Häuſer einer ganzen Straße, die ſpäter ſeinen Namen erhielt. Er hatte vortreflich für die Erziehung der ſeinigen geſorgt. So befanden ſich ein Admiral, zwei Schiffscapitaine, ein Profeſſor zu Cambridge, fünf große Kaufleute, zwei königliche Räthe, vier Parlamentsglieder darunter u. ſ. w. fort. Dabei genoß er der vollkommenſten Geſundheit und des Gebrauches aller ſeiner Sinne bis auf den lezten Augenblick.

c.

Origineller Chocoladenverkäufer.

Er befand ſich noch vor wenig Jahren zu Neapel, war in ſeiner Jugend ein geachteter Sänger geweſen, und brachte ſich nun in ſeinem Alter, auf obige Weiſe durch. Ja, liebenswürdigſter Herr — redete er jeden ſeiner Gäſte an — Gott ſegne Sie! — So eben dachte ich an Sie! — Ich wartete auf Sie, wie auf das Oſterei! — Setzen Sie ſich, geliebteſter Freund! — Sie ſollen eine Chocolade haben, wie ſie nur ein Kardinal verlangen kann. Die meinige iſt ſo rein wie Schnee; eine wahre Jungfernchocolade, glauben Sie mir. Ja gewiß, ich darf ſagen, daß ſie die erſte von Neapel iſt. Ja, Gott ſei Dank; ſie wäre ſelbſt für den heiligen Vater nicht zu ſchlecht.

16.

a.

Nordamerikaniſches Dampfkanonenboot.

Ein neuer Reiſender ſah es zu Albany auf dem Hudſon. Es war 150 Fuß lang und 50 breit. Die Bauart iſt ſo, daß es nach Erforderniß vor- und rückwärts in Bewegung geſetzt werden kann. Dabei faßt es eine Beſatzung von mehrere hundert Mann. Im Innern befinden ſich dreißig, zwei und dreißig Pfündner, nach Art der gewöhnlichen Schiffsbatterien. Im Nothfall iſt für noch mehrere auf dem Verdecke Platz. Bei einer Enterung kann ſich die Mannſchaft in den unterſten Raum zurückziehn; die Vertheidigung wird dann von der Maſchine ſelbſt beſorgt. Ganze Ströme kochenden Waſſers werden dann, mit ungeheurer Gewalt, umhergeſchleudert, und auf dem Verdecke ſpringen eine Menge ſenſenförmiger Mordinſtrumente hervor, die in beſtändiger Bewegung ſind. Man begreift indeſſen leicht, daß ein ſolches Dampf-Kanonenboot nicht auf der offenen See, ſondern nur auf den Strömen und an den Küſten zu brauchen iſt.

b.

Die Orangen von San Miguel *).

Sie ſind ihres vortreflichen Geſchmackes und ungemeiner Saftigkeit wegen berühmt. Dies gilt beſonders von denen, die an den Bäumen ſelbſt zur vollen Reife gekommen ſind. Nichts ſchöneres, als eine ſolche Orangenpflanzung oder Quinte zur Blüthenzeit, d. h. im Februar und März. Das dunkle, glänzende Grün der alten Blätter, das, helle friſche der neuen, das prachtvolle Goldgelb der reifen Früchte, und das zarte, ätheriſche Weiß- und Purpurfarb der Blüthen. Alles vereinigt bietet einen entzückenden Anblick dar.

---

*) Bekanntlich eine der Azoren, unter portugieſiſcher Oberherrſchaft.

Die Bäume werden 15 — 20 Fuß hoch; unregelmäßig durch einander gepflanzt, wachſen ſie in voller Ueppigkeit auf. Man wendet keine andre Vorſorge an, als daß man die Stämme mit einer dünnen Theerlage überzieht. Ein guter Baum giebt in gewöhnlichen Jahren 6 — 8000 Stück. Doch ſind zwei Beiſpiele einer Fruchtbarkeit vorhanden, die an das Auſſerordentliche grenzt. Ein Baum gab nemlich 26,000 Stück und ein anderer 29,000 Stück. Der größte Theil dieſer Orangen wird nach England und den vereinigten Staaten verſchifft. Dies geſchieht in Kiſten, wobei jede Oranze in ein Maisblatt gewickelt wird. Man ſchlägt die ganze jährliche Ausfuhr, vom November bis Mai auf 50 — 60,000 Kiſten an.

17.

a.

Die engliſche Koſt.

Suppe, gebratenes Rindfleiſch, Gemüſe blos in Waſſer gekocht, verſchiedene Sorten Fiſche in Saucen, Roſinenpudding, Salat, Käſe, kleine Apfeltorten und allerhand Eingemachtes. Das wäre ſo ohngefähr alles, was auf einen ächt engliſchen Familien- oder Wirthshaustiſch zu kommen pflegt. Die Suppen ſind nicht der Rede werth. Doch iſt die Schildkrötenſuppe auszunehmen, die aber äuſſerſt ſelten, und nur bei den auſſerordentlichſten Gelegenheiten aufgetragen wird. Das gebratene Rindfleiſch, der bekannte *Roſtbeef* iſt vortreflich, verſteht ſich wenn man gute Zähne hat. Die Gemüſe ſind in der Regel gleichfalls gut; man bekommt zerlaſſene Butter dazu, die Kartoffeln beſonders ſind einzig in ihrer Art, und auf die genannte Art genoſſen von großer Schmackhaftigkeit. Die Fiſche, ſowohl See- als Flußfiſche müſſen ausgezeichnet werden; die ſehr guten Butterſaucen erhöhen noch ihren Werth. Der Roſinenpudding behauptet ſeinen alten Ruhm, zumal wenn er mit einer treflichen Eierſauce verſehen iſt. Der Salat, theils roh, theils mit der bekannten Anmachung gegeſſen, mundet wenig oder gar nicht. Der Käſe, beſonders der Cheſter, iſt von vortreflicher Beſchaffenheit. Die Torten u. ſ. w. ſind nicht der Rede werth. Das Brod dagegen iſt ausgezeichnet gut. Dazu Porter oder Ale, verſteht ſich, daß beide Biere ächt ſind. Wer einen guten Magen hat, bekommt eine Herkuleskraft bei dieſer Koſt.

b.

Das Hoſpiz auf dem Grimſel.

Es liegt an einem trüben See, zwiſchen Eis- und Schneemaſſen eingeklemmt. Aus dem daſigen Fremdenbuche ergiebt ſich ein bemerkenswerther Umſtand. Unter den vielen Reiſenden nemlich, die in den lezten fünf und zwanzig Jahren, auf dieſem hohen Berggipfel waren, hat ſich kaum ein Drittheil erträglicher Witterung zu erfreuen gehabt. Bekanntlich iſt der Grimſelpaß nur in den Sommermonaten paſſirbar. Es giebt alſo auch nur während dieſer Jahrszeit einen Wirth daſelbſt.

c.

Poſſirliche Anzeige.

Vor kurzem warf ein Theil des Pöbels zu London, dem Eigenthümer eines Zeitungs-Büreaus, der Himmel weiß warum, die Fenſter ein. Im nächſten Stücke dieſes Blattes war darauf, mit großen Buchſtaben, folgende Anzeige abgedruckt: «Es ſind geſtern Abends nach zehn Uhr, ohngefähr ſechs bis acht Scheffelſäcke ausgeſuchter Kieſel, in unſerem Büreau zurückgelaſſen worden, und ſtehen nun in guter Verwahrung daſelbſt. Wir müſſen indeſſen die hochachtbaren Herren Eigenthümer erſuchen, dieſelben gefälligſt wieder abholen zu laſſen, und beſtimmen hierzu die Stunden von Morgens 10 bis Abends 7 Uhr.

18.

a.

Corfu.

Corfu liegt auf einer Landzunge, die ſich oſt-nord-oſtwärts in den Canal erſtreckt. In frühern Zeiten ward ſehr über das Straßenpflaſter und die Unreinlichkeit dieſer Stadt geklagt. Seit der Beſitznahme durch die Engländer indeſſen, iſt in jener Hinſicht bereits ſehr viel geſchehn. Die Häuſer ſind ſehr ſolid gebaut und mit Terraſſen und Bogengängen verſehn; Gärten und Höfe aber giebt es durchaus nicht. Das Clima iſt heiß und für Bruſtkranke tödlich; doch wird die Luft von Zeit zu Zeit durch die Seewinde abgekühlt. Ein kleines Theater, einige Caſino's, ganz auf venetianiſche Art, und die Spaziergänge in den Gärten der Vorſtadt Caſtrati, ſind die einzigen geſellſchaftlichen Hilfsmittel von Corfu. An Quellwaſſer iſt gänzlicher Mangel; daher man ſich im Winter mit Regenwaſſer und im Sommer mit Flußwaſſer behelfen muß. Die Feſtungswerke, von jeher nichts weniger als unbedeutend, wurden in den lezten Zeiten noch ſehr vermehrt. Sie erfordern eine anſehnliche Beſatzung, und ſehr viel Artillerie. Der Hafen iſt den größten und ſicherſten in der Levante beizuzählen; mit Recht wird Corfu der Schlüſſel des adriatiſchen Meeres genannt.

b.

Nordamerikaniſcher Heuhandel nach Weſtindien.

Derſelbe findet unter andern, auch beſonders von Perth-Amboy (Neu-Jerſey) ſtatt. Das Heu wird dabei, vermittelſt einer eigenen Maſchine — der ſogenannten hydrauliſchen Preſſe — ſo feſt in viereckigte Maſſen von dreihundert Pfund zuſammengepreßt, daß jede derſelben nur einen Raum von zwölf Kubikfuß einnimmt. Jene Maſchine arbeitet mit der Kraft von zwei und dreißig tauſend Pfunden, und wird gleichwohl nur von einem einzigen Menſchen in Bewegung geſezt. Eine Waſſerſäule von einigen Fuß Länge, und einem Zoll im Durchmeſſer, bringt dieſe ganze große Wirkung hervor.

c.

Der Zwergvogel.

Es iſt eine Art Colibri, und ſelbſt unter dieſem Geſchlechte, noch eine Art bemerkenswerther, ornithologiſcher Curioſität. Er hat nemlich nur die Größe eines kleinen Schmetterlings, und wiegt mit ſeinem Neſte zuſammen, noch keine vier und zwanzig Gran. Bei den Naturforſchern kommt er unter dem Namen Trochil. minim. G. l. Marugr. vor. In Braſilien, wo man ihn vorzugsweiſe findet, wird er Tomineju genannt.

19.

a.

Schiffswachen.

Immer befindet ſich nur der halbe Theil der Mannſchaft zum Dienſte auf dem Verdecke, der andere ruhet ſich im Innern des Schiffes auf ſeinen Schlafſtellen aus. Die ganze Wache iſt von vier und zwanzig Stunden, aber in ſechs Theile oder Abſchnitte getheilt.

So die Wache von Mittag bis vier Uhr, die die Nachmittagswache heißt. Dann die zweite von vier bis acht, der ſogenannte Plattfuß. Weiter die folgende, von acht bis zwölf Uhr Nachts, die die erſte Wache genannt wird. Viertens die von Mitternacht bis vier Uhr Morgens, die die Hundewache heißt. Fünftens die von vier bis acht Uhr, die man die Morgenwache nennt. Endlich die von acht Uhr bis Mittag, die unter dem Namen der Vormittagswache bekannt iſt. Das dienſtthuende Schiffsvolk iſt dabei immer in zwei Theile, in die Steuerbords- und in die Beckbordswache abgetheilt. Jede Stunde wird durch Glockenſchläge angezeigt, wobei das Ende jeder Abtheilung durch die meiſten bezeichnet wird. Auf Kriegsſchiffen wird die Wache von einem Lieutenant, auf Kauffahrern aber abwechſelnd von dem Schiffer und Steuermann befehligt, ſo daß erſterer den Bootsmann bei ſich hat.

b.

Erſte Anſicht des Caplandes.

Was zunächſt den Beſchauer feſſelt, iſt der erhabene Anblick des Tafel-, Löwen- und Teufelsberges, deren Höhe und wilde Geſtaltung mit der freundlichen Anſicht der Stadt und der benachbarten Landſitze, ſo auffallend abſticht. Die Landſchaft iſt nur im September und October, als dem dortigen Frühling, ſchön. Dann iſt die Erde, in Folge der vorvergehenden Regen, mit dem ſchönſten Grün geſchmückt: ganze Hügel erſcheinen wie mächtige Blumenſtücke, im mächtigſten Farbenſchmelz. Die Umgebungen der Stadt beſonders prangen mit den ſchönſten Liliaceen, Heidearten und Proteen. Hierunter zeichnet ſich vorzüglich die *Protea argentea* mit ihren ſeidenen, ſilberglänzenden Blättern aus. Dieſer Genuß dauert zwei Monat, wobei die mildeſten Lüfte wehn. Allein dann verwelken die Blüthen, und die Landſchaft nimmt auf zehn Monate wieder die traurige, einförmige Geſtalt an, die ihr eigen iſt. Nur in der Nähe der Landhäuſer ſieht man ſchöne, hohe Bäume mit Mühe aufgezogen und mit noch größerer gepflegt. Alles übrige iſt blos mit niedrigen Geſträuchen bedeckt, denn die Nordweſt- und Südoſtwinde, die häufig mit unglaublicher Heftigkeit wehen, verhindern den höheren Wuchs.

30.

Das Meer im Feuer.

Auf der Höhe von Palermo, leuchtet das Meer in den Sommernächten auſſerordentlich ſtark. Es ſcheint, daß die Phoſphoreſcenz ihre gewiſſen höchſten Phaſen hat. Gleich brennendem Weingeiſt ſchlagen die grün- und blaugeflammten Wogen an das Schiff. Feuerfunken ſprühen rings umher, und feurige Wellen fliegen, gleich ungeheuren Seevögeln, unter dem Bauche des Fahrzeuges hin.

b.

Seltſamer Prozeß.

In dem Staate von Neuyork (Nordamerika) beſteht ein Geſez, vermöge deſſen alle eingeführte Fiſchöle einer obrigkeitlichen Unterſuchung zu unterwerfen ſind. Nun begab es ſich vor einigen Jahren, daß ein Herr Juddy drei Tonnen Wallfiſchthran einführte, ohne dieſelben unterſuchen zu laſſen, und deßhalb von der Behörde belangt ward. Herr Juddy geſtand die Thatſache ohne Schwierigkeit ein, behauptete aber, daß Wallfiſchthran kein Fiſchthran ſei. Der Prozeß ward von beiden Seiten mit großer Lebhaftigkeit geführt, ohne daß man dabei in's Reine zu kommen im Stande war. Die Hauptfrage blieb, ob der Wallfiſch ein Fiſch ſei oder nicht. Endlich wendete ſich das Gericht an einen der ausgezeichneteſten Naturforſcher von Neu-England, den Doctor Mirchil. dieſer entſchied nun dahin, daß der Wallfiſch zu den Vierfüßlern zu rechnen ſei, indem er warmes Blut habe, durch Lungen athme, lebendige Junge gebähre, dieſelbe ſäuge u. dgl. m. So gewann Herr Juddy den Prozeß und aller Wallfiſchthran gieng von nun an ohne Unterſuchung ein.

21.

a.

Die hindoſtaniſche Helena.

Die Familie des Raja von Oudipore gilt für die älteſte und edelſte in ganz Hindoſtan. Die Hand ſeiner einzigen Tochter ward daher von zwei benachbarten Fürſten, den Rajahs von Jaypore und Judepore, mit gleichem Eifer geſucht Der Vater vermochte indeſſen keine Entſcheidung zu faſſen, und zog ſich ſo die Feindſchaft ſeiner beiden Nachbarn zu. Hieraus entſtand ein zehnjähriger, blutiger Krieg, worin ſich allmählig noch ſiebzehn andere Rajahs verwickelt ſahn. Endlich faßte der beinahe unterliegende Fürſt von Oudipore einen großen Entſchluß. Er ließ nemlich ſeiner Tochter Gift beibringen, befahl den Leichnam zu ſpalten, und ſendete jedem der Brautwerber eine Hälfte zu. Man kann denken, ob nun Friede gemacht ward.

b.

Türkiſches Mittagsmahl.

Es iſt von einem reichen Türken die Rede, der den ganzen Morgen auf ſeinen Kiſſen zugebracht hat. Man ſezt einen kleinen niedrigen Tiſch, ohne Tiſchtuch, ohne Meſſer und Gabel vor ihn hin, denn alles, ſelbſt das Brod, muß ſchon zerſchnitten ſeyn. Das ganze Tiſchgeräth pflegt daher in einem kleinen, ſilbernen Salzfaß und einem Paar gleichen Löffeln zu beſtehn. Zuerſt werden nun fünf bis ſechs keine Teller mit Oliven, Sellerie, Pfeffer, Gurken und dergleichem Eingemachten aufgeſezt; dann kommen andere mit feuchten Confituren nach. Weiter folgen einige Ragouts von Tauben, Hühnern, Schöpſenfleiſch u. ſ. w. ſtark mit Moſchus und Roſenwaſſer parfumirt, und einige Früchte dazu. Endlich macht der auf gleiche Art wohlriechende Pillan (Reis mit Fleiſch) den Beſchluß. Fünfzehn bis achtzehn Minuten und unſer Türk hat abgeſpeißt. Er erholt ſich von dieſer Arbeit, indem er ein großes Glas ſtärkenden Scherbet zu ſich nimmt und auf ſeine Kiſſen zurück ſinkt.

c.

Zur Statiſtik von Südamerika.

Nach Originalangaben in einer engliſchen Zeitſchrift, ſoll der Werth der jährlichen Ausfuhr aus dieſem Lande, auf mehr als hundert Millionen Piaſter anzuſchlagen ſeyn. Hierunter iſt aber alles begriffen, was an Erzeugniſſen des Acker- und Bergbaues, ſo wie der Induſtrie hierher gehört. Drei Fünftel des Ganzen ſollen in Gold und Silber beſtehn.

22.

a.

Die Valencianiſchen Poſttauben.

Es iſt die *Columba tabellaria Lin.* im Spaniſchen Razataube genannt. Sie zeichnet ſich durch ihre Anhänglichkeit an ihre Heimath aus, und kommt ſogar, nach zwei, drei Jahren wieder zurück. Wenn dieſe Poſttauben einmal gehörig abgerichtet ſind, ſo legen ſie zehn bis zwölf Stunden gewöhnlich in drei und vierzig bis fünfzig Minuten zurück. Das ſchmale, leichte Briefchen wird an der rechten Kralle befeſtigt; unter den Flügeln würde es hinderlich ſeyn. Dieſe längſt im Orient bekannten Taubenpoſten werden wahrſcheinlich in England u. ſ. w. Combinationen veranlaſſen, deren Einfluß auf Geſchäfte, Lotterien, Seeweſen u. ſ. w. ungeheuer ſeyn wird. Man hat über dieſe Poſttauben ein eigenes kleines Werk von einem Araber Saabay. Es erſchien 1807, bei Krieger in Gießen, eine deutſche Ueberſetzung davon. Der Titel iſt: Die blizgeſchwinde Briefpoſt u. ſ. w.

b.

Perſiſche Arzneikunde.

Alle Krankheiten werden auf vier Haupturſachen zurück geführt, nemlich auf Kälte und Hitze, Trockenheit oder Feuchtigkeit. Dieſem Syſteme iſt nun die ganze perſiſche Therapie angepaßt. Hat der Patient keine Hitze, ſo kommt die Krankheit von der Kälte her. Findet das Gegentheil ſtatt, ſo iſt die Hitze daran Schuld. Hat der Kranke eine trockne Haut oder leidet er am Rheumatiſmus, ſo herrſcht die Trockenheit oder die Feuchtigkeit vor u. dgl. m. Dies alles giebt nun natürlich auch eine vierfache Indication. Alſo hitzige oder kühlende, erweichende oder ſtärkende Mittel, theils innerlich, theils äuſſerlich.

c.

Lächerliche Hyperbeln.

Die Liebe rückt Welttheile zuſammen, als gälte es die Anordnung eines Brautgemachs. Sie verwandelt den Ocean in einen Thautropfen, wie er an der Myrthenblüthe hängt. Sie ſpinnt ſich vom innerſten Kerne der Sonne auf die Erde hinab, und umſchlingt, vom Wurme bis zum Menſchen, alles mit ihrer Hand.

23.

a.

Chineſiſche Kriegsanekdote.

In dem lezten Feldzuge der Chineſen, gegen die halbwilden Gebiegsvölker von Miaoſſee, ereignete ſich folgender Vorfall. Die Chineſen lagen ſeit ſieben Monaten vor einer Gebirgsfeſtung, die für unzugänglich galt. Endlich wurden ihre Auſſenpoſten, eines Morgens in der Dämmerung, eine Jungfrau gewahr, die aus der Pforte der Feſte ſchlüpfte, und mit einem Kruge in der Hand auf den benachbarten Bach zugieng. Sie hielten dieſelbe an, und bedrohten ſie ſo lange, bis ſie ihnen den Weg in den Platz zu zeigen verſprach. Wirklich langten ſie, nach einer Viertelſtunde mühſamen Steigens, mit ihr an der Pforte an, und ſahen mit Erſtaunen, daß dieſe offen ſtand. — Aber wo ſind die Wächter? — fragten ſie. — Wo iſt die Beſatzung? — Ich bin es; ich ganz allein! — antwortete das Mädchen. — Seit zwei Monaten ſtarb alles um mich her. — Ich war es, die von Zeit zu Zeit die vielen Schüſſe that und die Felſenſtücke herabrollte, die euch ſo furchtbar geworden ſind. Hättet ihr mich nicht überraſcht, ich hätte die Feſte noch dreißig Monat vertheidigt, denn ſo lange iſt Vorrath für mich da! — Der chineſiſche General, überfroh den Platz endlich zu haben, ließ das Mädchen ungekränkt ſeine Straße ziehn.

b.

Seltſame Parentation.

Sie wurde bei dem Tode einer Wöchnerin und ihres Kindes gehalten; der Redner war der 1767 verſtorbene Superintendent Gerh. Meyer, durch ſeine theologiſchen Streitigkeiten bekannt. Er hatte den Text aus dem 5. Buch Moſes XXI., 6. 7. gewählt. «Du ſollſt nicht die Mutter mit den Jungen ausnehmen» und zeigte nun, daß dieſes Geſez blos Menſchen verpflichte, Gott aber das Vorrecht habe, auch die Mutter mit den Jungen zu ſich zu nehmen, womit ſich alſo der hochbetrübte Wittwer beruhigen müſſe. — In Wahrheit ein erſchöpfender Troſtgrund.

24.

a.

Der Aufſchluß.

In einer Männergeſellſchaft ward die Frage aufgeworfen: Was thun die Weiber am liebſten in der Welt? — Heirathen — ſagte der eine. — Lieben der andere. — Tanzen der dritte. — Sich putzen der vierte. — Tändeln der fünfte u. ſ. w. — Endlich gab auch ein alter Herr, der vier Weiber gehabt hatte, ſeine Meinung ab. Ja, ja, meine Herren — ſagte er — das alles thun die Weiber gern, und obendrein ſehr gern. Allein das Liebſte für ſie iſt das — *Commandiren*, verlaſſen Sie ſich darauf! — Wirklich fand auch ſein Ausſpruch allgemeinen Beifall, denn die Damen ſelbſt geben ihm Recht.

b.

Die Herren von Botzen.

Unter dieſem Namen ſind die Wechsler und Kaufleute dieſer bedeutenden *tyroliſchen* Handelsſtadt bekannt. Der italieniſche Name dieſes Platzes iſt *Bolzano*; er iſt für den deutſchen und italieniſchen Handel ein treflicher Stapelort. Oberbotzen iſt ein artiges Bergdörfchen, das aus ohngefähr dreißig Landhäuſern beſteht. Hier bringen die reichſten Einwohner den Sommer zu. Man athmet in dieſer Höhe, ſelbſt während der größten Hitze, eine ſehr reine, erquickende Luft. Alle Häuſer ſind mit artigen Weinlauben verſehen, und die Ausſichten äuſſerſt maleriſch.

c.

Die verſteinerte Stadt.

Nach den Berichten von glaubwürdigen Augenzeugen, befindet ſie ſich ſiebzehn Tagreiſen ſüdlich von Tripolis. Alles, Straßen, Gebäude, Bazars, Bäume, Brunnen u. ſ. w., iſt von bleifarbigem Geſtein. Eben ſo Thiere und Menſchen in mannichfaltigen Stellungen und Beſchäftigungen des Augenblicks. So Cameele im Aufſtehen begriffen, Männer die Gewehre putzen, Frauen die Kinder ſäugen u. dgl. m. Die Wahrheit dieſer Erzählung wird von dem geachteten engliſchen Reiſenden Ritchie verbürgt. Das Ganze erinnert an die ſchreckliche Begebenheit, von der im erſten Buche Moſis Kap. 19, V. 26 Meldung geſchieht.

d.

Türkiſche Caſuiſtik.

Einer der ſonderbarſten Titel des Sultans iſt Hunkiar, d. h. Todtſchläger, weil ihm die Gewalt über

Leben und Tod verliehen iſt. Nach der türkiſchen Caſuiſtik kann er nemlich jeden Tag vierzehn Menſchen hinrichten laſſen, ohne daß er deßwegen für einen Tyrannen gehalten werden darf. Er handelt — heißt es — wenn er ſich auf dieſe Anzahl beſchränkt, aus einer Eingebung, die kein Sterblicher zu ergründen vermag.

25.

a.

Tempeltänzerinnen in Oſtindien.

In der Landesſprache Devedaſchies genannt. Sie ſind dem Dienſte der zwei Hauptgottheiten geweiht, müſſen innerhalb der Ringmauern des Tempels wohnen, und ſtehen unter der ſtrengſten Aufſicht. Schon in der zarteſten Jugend werden ſie zu dieſem Dienſte auserſehn; Schönheit und Geſundheit ſind die erſten Erforderniſſe dabei. Einmal in den Tempel aufgenommen, entſagen ſie der ganzen übrigen Welt. Hier erhalten ſie nun den nöthigen Unterricht im Tanzen, Singen u. ſ. w., kurz in Allem, was für den Tempeldienſt nöthig iſt. Mannbar geworden, dürfen ſie ſich einen Geliebten aus den zwei erſten Kaſten wählen, meiſtens aber ziehen ſie einen der Tempelbraminen vor. Die Art ihrer Einweihung iſt ſonderbar. Sie müſſen nemlich etwas von der Milch trinken, womit das Götzenbild gewaſchen worden iſt. Zugleich wird ihnen das rechte Ohrläppchen durchbohrt.

b.

Der Boden auf Seeland.

Er beſteht aus Lehm, ſo wie aus Sumpf- und Moorerde, und iſt äuſſerſt fett und fruchtbar. Beinahe alle Getreidearten und andere Gewächſe kommen vortreflich darin fort, und ohne daß viel Dünger dazu erforderlich, ja auf manchen Gemarkungen bedarf es deſſen ganz und gar nicht. Unter den Gewächſen zeichnet ſich beſonders der Krapp aus, deſſen Zucht eben ſo fleißig als pünktlich betrieben wird. Es hat zwar die daraus bereitete Farbe nicht das Feuer und die Lebhaftigkeit des ſmyrnaiſchen u. ſ. w., aber ſie hält bis auf den lezten Faden aus.

c.

Das Unglücksjahr 88 in der Familie Stuart.

Am 11. Juli 1488 verlohr König Jacob gegen ſeine aufrühreriſchen Unterthanen eine Schlacht. Am 15. Febr. 1588 ſtarb die unglückliche Königin Maria von Schottland auf dem Schaffot. Am 12. Dec. 1688 entſagte König Jacob II. dem Throne, nothgedrungen durch die Flucht. Am 27. Okt. 1788 ſtarb, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, der lezte Stuart.

26.

a.

Nonnenklöſter in Südamerika.

Sie ſind größtentheils unermeßlich reich; indem keine Nonne, ohne eine bedeutende Mitgift und einen Reſervefond für ihre perſönlichen Ausgaben, aufgenommen wird. Ein Theil jenes großen Einkommens wird für kirchliche Geräthſchaften, Altäre und Heiligenbilder verwandt. Daher kann man in dieſen Kloſterkirchen, goldene und ſilberne Leuchter, Lampen, Schaalen u. ſ. w. zu vielen Hunderten ſehn. Eben ſo Altäre von maſſivem Silber, mit goldener Einfaſſung in nicht geringer Zahl. Am reichſten indeſſen ſind die Heiligenbilder, und wo man dergleichen hat, die Körper der Schutzpatrone oder Patroninnen verziert. Auſſer den prächtigſten Kronen, wovon manche eine Million Piaſter werth iſt, ſind ſie im eigentlichſten Sinne mit den köſtlichſten Perlen und Diamanten bedeckt. Wenn man nun bedenkt, daß jeder dieſer Heiligen u. ſ. w. verſchiedene ſolcher Anzüge hat, ſo kann man leicht begreifen, welche unermeßliche Schätze in dieſen Nonnenklöſtern vergraben ſind.

b.

Eigenthümliche Schelmerei.

Ein ſehr beliebter Faſtenprediger zu Turin hatte ſich eines Nachmittags ſo tief in ſeine Materie verwickelt, daß es darüber ganz dunkel geworden war. Als er nun endlich Amen geſagt hatte, vernahm man mitten in der Kirche folgendes ſehr vernehmliches Bekenntniß. — Hört mich an, meine chriſtlichen Brüder, hört mich reuigen Sünder an! Die Worte dieſes Gottesmannes haben mein Herz umgekehrt. Ja ich will mich beſſern; ich will alle meine Verbrechen eingeſtehn. Ich bin ein Advocat, der von jeher alle ſeine Klienten betrogen hat; ich habe ſchon längſt den Galgen verdient. Ich klage mich mit Nennung meines Namens an. Ich bin der Advokat N. N. der in der St. Agathaſtraße wohnt. — Wie Böſewicht? — fiel hier eine Mentorſtimme ein. — Du lügſt Satanas! Packt den Galgenſtrick, chriſtliche Brüder! Packt ihn, ich beſchwöre euch. Ich bin der ehrliche Advocat N. N., deſſen Ehre er abſchneiden will. — Man denke ſich das Erſtaunen der Verſammlung. Indeſſen hatte ſich der loſe Vogel aus dem Staube gemacht.

27.

a.

Meteorologiſche Beobachtung.

Selbſt im höchſten Norden wird, in Anſehung des Mondeinfluſſes auf die Witterung, folgendes bemerkt. Bei der Erdnähe, bei Neu- und Vollmond, bei den Durchgängen durch den Aequator, bei der nördlichen Mondwende endlich, tritt gewöhnlich ſchlechtes Wetter ein. Hingegen bei der Erdferne der ſüdlichen Wende, und in den Quadraturen, erfolgt gutes, mit gleicher Regelmäßigkeit. Es ſcheint indeſſen, ja bis zur Evidenz, daß der Mond unabhängig auf den Dunſtkreis des Meeres, und folglich auf die Witterung der Länder einwirkt, die unter deſſen Einfluſſe ſtehn. Probſt Herzberg in Norwegen, fand durch eine lange Reihe von Beobachtungen, daß von ein und zwanzig heftigen Stürmen, ſechszehn auf jene Mondspunkte fielen, die oben genannt worden ſind.

b.

Die Londoner Brücken.

Die Lebhaftigkeit des Ueberganges über dieſelben iſt auſſerordentlich groß. Dies erhellt aus einem Ueberſchlage, der vor einigen Jahren gemacht ward, als der Plan, noch einige neue Brücken über die Themſe zu bauen, in Vorſchlag kam. Der Ertrag des bisherigen Zolles ward, im Durchſchnitt, amtlich folgendermaßen beſtimmt. Londoner Brücke täglich: 74,620 Fußgänger, 605 Laſtwagen, 2782 Karren, 1254 Kutſchen, 864 einſpännige Chaiſen, 577 Reitpferde. Blackfriarsbrücke, ebenfalls täglich: 48,500 Fußgänger, 487 Laſtwagen, 1748 Karren, 1077 Kutſchen, 764 einſpännige Chaiſen, 1141 Reitpferde. Weſtminſterbrücke, gleichfalls täglich: 37,800 Fußgänger, 137 Laſtwagen, 963 Karren, 1171 Kutſchen, 569 einſpännige

Chaiſen, 615 Reitpferde. Demnach giengen über alle drei Brücken zuſammen täglich: 160,920 Fußgänger, 1229 Laſtwagen, 5493 Karren, 3502 Kutſchen, 2197 einſpännige Chaiſen, 2333 Reitpferde. Welche Bewegung der Bevölkerung! Man muß aber bedenken, daß London neunmal hundert tauſend Einwohner hat.

c.

Der Leckſalm.

Der Leck, bekanntlich ein Arm des Rheines, hat ungleich mehr Kiesgrund, als die übrigen holländiſchen Flüſſe, daher auch die Vorzüglichkeit des darin lebenden Lachſes oder Salms. Der beſte wird bei Schoonhofen gefangen und im ganzen Lande verſandt. Auch der daſige geräucherte behauptet den erſten Rang. Indeſſen hat dieſer Nahrungszweig gegen die früheren Zeiten bedeutend abgenommen, indem jener nomadiſche Fiſch ſeinen Zug ungleich ſeltener an den genannten Ort zu nehmen pflegt.

28.

a.

Die perſiſchen Soldaten.

Sie weichen vielleicht keinen Truppen in der Welt, was Ausdauer und Abhärtung anlangt. Allein an dem erſten Talente des wahren Soldaten — dem Tode zu trotzen — mangelt es ihnen gänzlich. Wäre nur nicht vom **Sterben die Rede** — ſagte ein perſiſcher Stabsoffizier zu dem engliſchen Geſandten Malcolm — nichts käme der Tapferkeit eines perſiſchen Heeres gleich. — Wirklich weichen die perſiſchen Begriffe von dem Muthe, gar ſehr von den europäiſchen ab. Die Perſer betrachten nemlich denſelben als ein willkührliches Gefühl, das von den Umſtänden abhängt. Dies beruht auf ihrer Streitmethode, wo jeder ſich vor dem Angriffe deckt, und dann erſt an die Vernichtung des Feindes denkt. Daher ihr Urtheil über die Ruſſen, das jeder brave Soldat belächeln wird. Dieſe Menſchen — lautet daſſelbe — ſind ſo gefühllos, daß ſie ſich lieber niederhauen laſſen, ehe ſie ſich zurückziehn.

b.

Zoologiſche Bemerkung.

Die Größe und Entwicklung der thieriſchen Organe hängt von der Begünſtigung der climatiſchen Verhältniſſe ab. Die kleine Form unſerer europäiſchen Eidechſe wird unter den Wendekreiſen coloſſal; ſo bildet ſich das furchtbare Crocodil. Eben ſo wird eines unſerer kleinſten Hausthiere, die Katze, in dem Tieger, Jaguar und Löwen in einem ungeheuren Maasſtabe wiederholt.

c.

Das ſeltſame Duell.

In England forderten ſich vor kurzem zwei junge Mädchen, von Eiferſucht getrieben, auf — Spritzbüchſen heraus. Dieſe wurden nemlich mit Lauge gefüllt, und von beiden Seiten gegen die Geſichter gerichtet, als den Hauptgegenſtand dieſes mörderiſchen Zweikampfs. Wirklich trieben auch die beiden Heldinnen dieſes Spiel ſo lange, bis die eine nicht mehr aus den Augen ſehen konnte, und um Gnade zu bitten gezwungen war.

29.

a.

Holländiſche Frauen-Titulaturen.

Hier findet ſich zuerſt, Mevrou, was zwiſchen dem deutſchen «gnädige Frau» und «Madame» inne ſteht. Es kommt allen Frauen von einem gewiſſen Range zu, deren Männer in anſehnlichen Civil- und Militärpoſten ſtehen, oder graduirt ſind. Seit 1795 rechnet man auch die Frauen von großen Kaufleuten u. ſ. w. dazu. Folgt Juffrouw, das Mittelding zwiſchen unſerem «Madame» und «Frau.» Es wird angeſehenen Wirthinnen, Krämerinnen u. ſ. w., meiſtens auch den Frauen großer Handwerker, Papierhändler und desgleichen gegeben, doch im Grunde mehr aus

Höflichkeit. Die ganze übrige Maſſe, die nicht in dieſe zwei Claſſen gehört, erhält blos das einfache Vrouw.

b.

Pelze in der Türkei.

Sie ſind bei beiden Geſchlechtern allgemein im Gebrauch, ſo daß man in jeder Jahrszeit andere hat. Die reichen Männer tragen die koſtbarſten, wie Zobel u. ſ. w., und ziehen im Winter wohl zwei bis drei über einander an. In den wärmern und heißen Monaten dagegen, bedienen ſie ſich ganz leichter, die aus dem feinſten Grauwerk beſtehen, und mit einer Serge von Angorahaar überzogen ſind. Die ärmere Claſſe macht von Lämmer- und Hammelspelzen, ſo wie von Röcken Gebrauch, die mit Haſen- und Schakalsfellen gefüttert ſind. Was zweitens die reichen Frauen anlangt, ſo tragen ſie, in den Wintermonaten, ebenfalls das köſtlichſte Pelzwerk ſchwerer Art. Dagegen im Frühjahr und Herbſte das feinſte Grauwerk, ſo wie im Winter Hermelin. Ueberdem haben ſie Pelzröcke, wovon man die theuerſten mit 7 — 8, ja 10,000 Gulden Rh. bezahlt. Bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung, daß Conſtantinopel ſein benöthigtes Pelzwerk aus Rußland und Polen, ſo wie aus Georgien, Circaſſien und von der Nordküſte des Pontus bezieht.

c.

Merkwürdiger Baum.

Es iſt ein Drachenbaum (Drac. Draco) in einem Garten bei Oroteva, auf der Inſel Teneriffa. Er hat bei einer Höhe von 68 Fuß, an der Wurzel 72 im Umfang. Der eigentliche Stamm iſt 18 Fuß hoch und läuft in 12 große Aeſte aus. Zwiſchen dieſen iſt eine Tafel mit Sitzen angebracht, woran eine Geſellſchaft von 16 Perſonen ſehr bequem Platz nehmen kann. Dieſer Baum ſoll über 300 Jahr alt ſeyn; wenigſtens geſchieht deſſen, in Documenten von ähnlichem Alter, Erwähnung. Bei ſeiner äuſſerſt kräftigen Vegetation iſt es ſehr möglich, daß er noch an 150 – 200 Jahre dauern kann.

30.

a.

Miscellen.

Der Europäismus gleicht den Schlingpflanzen; wo er einmal Wurzel gefaßt hat, breitet er ſich nach allen Richtungen aus. — In einem engliſchen Hoſpitale befindet ſich jezt ein Wahnſinniger, der ſich für eine Auſter hält, und beſtändig fürchtet, daß er verſpeißt werden ſoll. — Auf einem Dorfe bei Rotterdam, bekam kürzlich eine junge Frau, die ſeit fünf Monaten ſchwanger war, ein Gelüſte nach Kabeljau. Sie nahm von dieſem vortreflichen Seefiſche fünf Pfund, nebſt drei Pfund Kartoffeln mit Senfbrühe, und einem Pfunde Weißbrod zu ſich, und verſpürte nicht die mindeſte Folgen davon, obgleich noch ein großer Krug Bier dazu gekommen war.

b.

Der Doppel-Salto Mortale.

Als die ruſſiſche Flotte 1770 vor Smyrna lag, flog bei einem Gefechte das Admiralſchiff in die Luft. Zwei Kanoniere, die dieſe ſchreckliche Reiſe mitmachen mußten, fielen in der Nähe eines türkiſchen Schiffes nieder, wurden aufgefiſcht und in Ketten gelegt. Drei Tage darauf gerieth dieſe Fregatte ihrerſeits in Brand und flog ebenfalls auf. Die Gefangenen machten auch dieſe Fahrt mit, fielen jedoch diesmal in die Nähe eines ruſſiſchen Schiffes nieder, und wurden mit großer Eile aufgefiſcht. Beide befanden ſich vollkommen wohl; doch waren ihre Beine durch die Feſſeln ſo ſehr zerſchmettert, daß die Amputation unvermeidlich ſchien. Die Kanoniere unterzogen ſich auch dieſer, überſtanden ſie glücklich, kehrten zu Schiffe nach St. Petersburg zurück, erhielten eine reichliche Penſion, und lebten hierauf, der eine noch 19 der andere 21 Jahr.

c.

Die zahmen Rebhühner.

Ein neuerer Reiſender ſah vor einigen Jahren, in England, auf dem Landgute eines Herrn Wilſon, bei Lancaſter, einen Flug Rebhühner, der äuſſerſt zahm war. Dieſe Rebhühner, dreizehn zuſammen, fanden ſich nemlich alle Tage, gegen 11 Uhr Vormittags, auf dem Hofe des Landgutes ein, und fraßen daſelbſt, mitten unter dem übrigen Geflügel, was nur an Futter vorgeworfen ward. Ja, ſie pickten den Leuten ſogar die Körner aus der Hand, ſezten ſich ihnen auf die Schultern, flogen ihnen in den Garten nach u. dgl. mehr. Indeſſen gelang es durchaus nicht, ſie in der Nähe zum Niſten zu bringen; vielmehr kehrten ſie um dieſe Zeit, immer in den entfernten Wald zurück.

October.

1.

a.

Rio Janeiro.

Die Anſicht der braſilianiſchen Küſte bei Rio Janeiro iſt auſſerordentlich ſchön. Hohe, mit tropiſchen Bäumen und Gebüſchen bedeckte Granitfelſen thürmen ſich majeſtätiſch in die Wolken empor. Einer der höchſten, der ſich beinahe ſenkrecht erhebt, zeigt die Einfahrt in den großen, herrlichen Hafen an. Zu beiden Seiten, ziehen ſich nunmehr waldige, maleriſche Gebirge hin, die durch kleine, reizende Thäler unterbrochen ſind. Man ſieht mehrere Inſeln mit Pomeranzenwäldern bedeckt, und eine Menge romantiſcher Buchten, mit weißen, glänzenden Fiſcherhäuſern bedeckt. Endlich wird man die Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen gewahr, verläßt das Schiff und findet ſich aus der lachenden Natur, auf einmal in einen düſteren Steinhaufen verſezt.

In der That bietet Rio Janeiro faſt nichts als eine Menge dunkler, enger und ſchmutziger Straßen dar, denen ſich aber dennoch eine gewiſſe Regelmäßigkeit nicht abſprechen läßt. Die Häuſer ſind von Granit, meiſtens nur zwei Stockwerk hoch, heiß, finſter, ſchmuzzig und unbequem. Die ganze Stadt iſt, ſo zu ſagen, in dichten Maſſen, in ſich ſelbſt hineingebaut, ſo daß man kaum den Himmel ſehen, und friſche Luft ſchöpfen kann. Jezt nehme man die keſſelartige, eingeſchloſſene Lage dazu, und es wird leicht erklärlich, warum Rio Janeiro ſo ungeſund iſt. Die gewöhnlichſten Krankheiten ſollen Ruhren, Fieber und Waſſerbrüche ſeyn.

b.

Naturmerkwürdigkeit.

Im Herbſte 1819 ward in der Gegend von Augsburg eine Fichte umgehauen. Der Stam[illegible]rſelben war äuſſerſt dick; aus den Ringen ergab ſich, daß der Baum an hundert und fünfzig Jahr alt war. Bei der Fällung deſſelben fand man mitten darin, einen an der Wurzel abgefaulten, und bis zu drittehalb Fuß abgehauenen alten Fichtenſtock. Er war äuſſerſt harzig und machte gleichſam einen Theil des Baumkernes aus. Seitdem kam derſelbe in den Beſiz des Herrn Apothekers Leypold zu Augsburg.

2.

a.

Ein merkwürdiger Krüppel.

Im Dorfe Ditchrad, in der Nähe von Briſtol, (England) lebte vor etwa 30 Jahren ein Mann, der ohne Arme geboren, und ein Pachter war. Indeſſen hatte er es, nach vielfältigen Uebungen, dennoch ſo weit gebracht, daß er mit ſeinen Zehen faſt alles verrichten konnte, wozu man gewöhnlich die Hände braucht. So ſchrieb er mit dem rechten Fuße geſchwind und deutlich, während er mit dem linken das Dintenfaß hielt. So führte er Gläſer, Theetaſſen u. ſ. w. zum Munde, alles mit großer Leichtigkeit. So zerſchnitt er ſein Eſſen, brauchte den Löffel u. ſ. w., kleidete ſich an und aus, machte Feuer an, puzte ſeine Schuhe u. ſ. w. klopfte ſeine Stühle und dergleichen aus, mähte Heu, melkte Kühe, ja nahm ſich ſogar den Bart ab. Alles dieſes iſt von einem glaubwürdigen Augenzeugen, in einem Briefe an den berühmten Prediger Wesley verbürgt, der denſelben in allen öffentlichen Blättern abdrucken ließ.

b.

Die Roßkaſtanie.

In der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, wurde dieſer Baum, aus den nördlichen Gegenden Aſiens zuerſt nach Europa, nemlich nach Conſtantinopel, gebracht. Im Jahre 1588 kam der erſte nach Wien, 1615 nach Paris, 1633 nach London. Der Nutzen deſſelben iſt vielfach. Er iſt eine Zierde der Gärten, beſonders wenn er einzeln ſteht; er wächſt geſchwind, bedarf keiner großen Wartung und kommt beinahe in jedem Boden fort. Das Holz iſt durchaus dem Wurmfraße nicht unterworfen, und dient zum Schnitzen und Formſchneiden, noch beſſer als Lindenholz. Die Früchte werden zum Füttern des Federviehs, zu einem Caffeſurrogate, zu einer Art Schönheitsſeife u. ſ. w. gebraucht. Die Rinde hat eine antifebriliſche Kraft u. dgl. m.

c.

Der Buchſtabe.

In England wurden kürzlich zwei Männer beſchuldigt, eine Gans geſtohlen zu haben, und deßhalb vor Gericht geſtellt. Da ſich jedoch ergab, daß es ein Gänſerich war, ſo wurden die beiden Leute, nach dem Buchſtaben des Geſetzes, für unſchuldig erklärt.

3.

a.

Bujen.

Dies ſind Klötze oder Stücke von alten Maſten, die am unteren Ende, vermittelſt einer Kette verſenkt ſind, mit dem andern aber über die Waſſerfläche hervorragen, wodurch man die Untiefen in Häfen oder großen Strömen, zum Beſten der Schiffer, zu bezeichnen pflegt. Damit dieſelben noch beſſer in der Ferne geſehen werden können, wird am oberen Ende ein großer Korb befeſtigt, was beſonders dann von großer Wirkung iſt, wenn die Buien durch die Strömung in eine vertikale Richtung gebracht worden ſind. Man muß dieſe Bujen nicht mit den auf gleiche Art verſenkten und ſchwimmenden **Tonnen** verwechſeln, womit ebenfalls das Fahrwaſſer bezeichnet wird. Leztere ſind weiß, roth oder ſchwarz. Die rothe Farbe iſt die zweckdienlichſte, weil ſie am weiteſten geſehen werden kann. Die ſchwarze verliehrt ſich beinahe in der Waſſerfläche, beſonders wenn der Tag nicht hell iſt. Die weiße endlich iſt bei ſchäumendem Waſſer gar nicht bemerkbar.

b.

Das weibliche Geſchlecht im Unter-Haslithal.

Es zeichnet ſich durch ſeine Schönheit aus. Herrliche Formen, reizende Züge, zauberiſche Augen voll Liebe und Lebensluſt. Dazu die blendend weiße Haut mit ſanftem Roſendufte angehaucht. Freilich ſetzen ſich aber auch die jüngern Frauen und Mädchen nur ſelten der Sonne aus. Können ſie es aber nicht vermeiden, ſo bedienen ſie ſich großer Sonnenſchirme, oder verhüllen das Geſicht mit feinen baumwollenen Tüchern, nach Möglichkeit. Zugleich haben ſie große, lange, ſchwarzſeidene Handſchuhe an, die hoch hinauf über die feinen weißen Leinwandärmel gehn.

Jene Handſchuhe werden im Hauſe nur ſelten, auſſer demſelben und bei Feldarbeiten aber nie abgelegt. Verheirathete Frauen und Jungfrauen werden ſogleich an ihrem Haarputz erkannt. Jene tragen nemlich die

Flechten in einem Knäuel aufgerollt, dieſe laſſen ſie herabhängen, ſo daß ſie ihnen häufig bis an die Ferſen gehn. Was endlich die allgemeine, ſo oft beſchriebene Tracht anlangt, ſo iſt ſie in den lezten zwanzig Jahren allmählig verändert worden, ohne jedoch darum verbeſſert zu ſeyn. Die Röcke werden jezt über den Hüften befeſtigt, aber ſie ſind noch immer ſo weit, ſteif und wunderlich, daß man ſie nur mit einer Glocke vergleichen kann. Dazu kommt ein großer, breiter Latz von ſchwarzem Sammet, der beinahe bis an das Kinn hinaufgeht.

4.

a.

Lindenäs.

Lindenäs iſt die Südſpitze von Norwegen, und ein ſehr furchtbares Kap. Es läuft von einer felſigten Halbinſel aus, die mit dem Feſtlande durch eine ſchmale Enge verbunden iſt. Hier ruht das Meer keinen Augenblick; auch bei dem ſchönſten Wetter ſchlagen die Wogen mit Heftigkeit daran. Bei Stürmen erreichen ſie zuweilen die halbe Höhe des Kaps. Dies iſt daher beſtändig in Seedunſt gehüllt, und aus dieſer Urſache gänzlich unfruchtbar. Dennoch wohnen hier Menſchen, und zwar ein äuſſerſt kräftiger, geſunder und lebensluſtiger Schlag. Es ſind Fiſcher und Lootſen, ſie leben einzig von dem Meere, werden in der Regel ſteinalt, und haben eine rührende Anhänglichkeit an ihr Felſenkap.

Wenn ſie zwei kleine Stunden nach Mandal machen, ſo wird dies für eine bedeutende Reiſe angeſehn. Drei Stunden nach Chriſtianſand, und es iſt ſo gut, wie eine Fahrt nach Amerika. In dieſen beiden Städten kaufen ſie nemlich ihre Hauptbedürfniſſe ein, worunter auch Zucker und Caffe ſind. Alles wird theils in Fiſchwaaren, theils in baarem Gelde bezahlt. Lezteres erhalten die Einwohmer von den Schiffern, denen ſie, in dieſem Fahrwaſſer, als Lootſen ganz unentbehrlich ſind.

b.

Seltene Kartenblätter.

Sie kamen kürzlich in einer Verſteigerung zu London vor. Es waren vierzehn zuſammen; ein Liebhaber bezahlte 76 Pfd. Sterling 13 Schillinge dafür. Jedes Kartenblatt iſt 5 $^{1}/_{4}$ Zoll hoch, und 3 $^{1}/_{2}$ Zoll breit. Darunter zeichnen ſich aus, die vier Damen, die drei Könige und die vier Buben, alle in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, wobei jede Figur eine Deviſe, z. B. Löwen, Hirſche, Vögel und Fannen hat. Auf keiner Karte ſind Buchſtaben, Monogramme oder Jahrzahlen zu ſehn. Wahrſcheinlich aber fällt die Arbeit in das Jahr 1466.

5.

a.

Die holländiſchen Gärtner.

Sie haben es in ihrer Kunſt aufs höchſte gebracht. So z. B. was die Treibhäuſer anlangt. Gleich bei der Anlegung derſelben zeigen ſie eine ganz eigenthümliche Geſchicklichkeit. Der höchſte Südpunkt, die vollkommenſte Deckung, die paſſendeſte Bauart, die vollendeteſte Einrichtung. So werden Melonen, Pfirſiche und Trauben, faſt ohne alle künſtliche Wärme, blos durch die Wirkung der Sonne, des Lichtes und der lauen Luft zur Reife gebracht. Aber auch in Anſehung der ſogenannten Vaporarien ſind die holländiſchen Gärtner als vollendete Meiſter anzuſehn. Ueberhaupt kann man ſagen, daß alle größere Städte von Holland, eben ſo viele hohe Schulen für die Gartenkunſt ſind. In dem ſchönen Dorfe Nordwyk findet man die erſten und größten Apothekergärten von ganz Europa.

b.

Der Rhonegletſcher.

Wenn man die Furca*) erſtiegen hat, ſo erblickt man eine ungeheuere Gletſcherwelt. Die meiſte Aufmerkſamkeit verdient der Rhonegletſcher, der der Ausfluß eines ſechs Stunden langen Eisthales iſt. Nicht weit davon bricht die Rhone, am Fuße des Saßberges, in einer Höhe von 5,400 Fuß über dem Meere hervor. Es ſind drei kleine Quellen; ſie rieſeln über Maſſen von Conferva rivularis (Waſſermoos) dem ſtarken Gletſcherbache zu. Die größte dieſer Quellen hat eine unveränderliche Wärme von 14 1/2 Grad R. Sie friert niemals, und iſt immer mit grünenden Pflanzen eingefaßt. Das Waſſer enthält Schwefel und Glauberſalz. Wie wunderbar iſt doch die Natur in ihrer vollen Thätigkeit! Hier dieſe Bächlein, und dann der mächtige Strom bei Avignon!

---

*) Bekanntlich ein ſehr wichtiger Gebirgspaß. Man kann die Furca als das ſudweſtliche Horn des Gotthards anſehn.

6.

a.

Mohamedaniſche Wallfahrtskaravanen.

Bekanntlich iſt eine Wallfahrt nach Mecca und Medina, für jeden Moslem Religionspflicht, gleichviel, ob er dieſelbe in Perſon, oder durch einen Bevollmächtigten erfüllt. Daher Karavanen aus allen Theilen der Erde, wo der Islam herrſcht. So aus Damascus, aus Cairo, aus Jeruſalem, aus Bagdad, aus Yemen, was eben ſo viel Sammelplätze ſind. Dann die Pilgrimme zur See aus Perſien, Arabien, Indien, Java und andern Inſeln dieſes Meeres, endlich aus den arabiſchen Colonien in Südafrica. Ein Theil treibt dabei Handelsgeſchäfte, ein Theil dient zur Bedeckung, der größte

Theil aber macht die Reiſe aus Andacht. Man kann auf die Anzahl dieſer Pilgrimme ſchließen, wenn man weiß, daß z. B. die große Karavane von Cairo nach Mecca, allein zwiſchen 25 — 30,000 Köpfe ſtark zu ſeyn pflegt. Auch bei dieſen Karavanen findet in Anſehung des Commandos, des Marſches, der Lagerplätze u. ſ. w., eine unabänderliche Ordhung ſtatt.

b.

Sonderbares Urtheil.

Die geiſtreichen Männer mögen zu allem taugen, aber recht eigentlich zärtlich können ſie niemals ſeyn. Das Werk, das dieſe Stelle enthielt, befand ſich in einer Leihbibliothek. Ein Leſer ſchrieb daher unter das Blatt: Ich ſehe nicht ein, warum? Hierauf antwortete eine Leſerin: Weil man zur Zärtlichkeit weder Geiſt, noch Verſtand, ſondern nur Liebe braucht. Eine andere fügte hinzu: So iſt es. Je mehr Geiſt, deſto weniger Gefühl. Darum behüte mich Gott vor einem geiſtreichen Manne, denn mit der ihrer Liebe iſt's ſchlecht beſtellt. Ein Leſer ſchloß hierauf, wie folgt:

Die Gans liebt nur den Gänſerich;
Biſt du auch wohl ein Gänschen, ſprich?

7.

a.

Merkwürdige Grabſchrift.

Sie lautet wie folgt: Zum Andenken der Jungfrau Phöbe Heßel. Sie war geboren zu Stepney (England) und diente viele Jahre als gemeiner Soldat, im fünften Infanterieregiment. Sie machte in mehreren Theilen von Europa eine Reihe Feldzüge mit, und focht unter andern auch in der merkwürdigen Schlacht von Fontenay, (1745) wo ſie einen Bajonettſtich in den Arm erhielt. König Georg IV. gab ihr in ihren lezten Lebensjahren eine reichliche Penſion. Sie ſtarb zu Brighton, das ſeit langer Zeit ihr Wohnort war, am 12. Dec. 1821 hundert acht Jahr alt. Dieſer Stein deckt ihr Grab.

b.

Wilde Kühe.

Man findet dieſelben an der Mündung des Arno (Toscana). Hier weiden ſie, viele hundert zuſammen, das ganze Jahr hindurch. Sie ſind äuſſerſt ſchön; ſich denſelben zu nähern iſt ungemein ſchwer, ja häufig ſogar gefährlich. Eben ſo zart als ſchön gebaut, ſind ſie dennoch mit gewaltigen Hörnern verſehen. Dabei tragen ſie die Köpfe hoch und ſtolz, voll Kraft und Anmuth zugleich. Die Farbe der Haare iſt ſchiefergrau, und dieſe fühlen ſich wie Seide an. Milch erhält man nicht von dieſen Kühen, denn ſie haben nur welche, während der dreimonatlichen Säugezeit. Ein Theil der Kälber wird verkauft, ein anderer Theil der Kühe im ſiebenten oder achten Jahre mit Lanzen niedergemetzelt, was immer ein großes Jagdfeſt giebt. Leider aber iſt große Gefahr dabei. Faſt jedesmal kommen einige Jäger dabei um.

c

Kleinigkeiten.

Im Bannat verſteht man unter Suppe ein tüchtiges Fleiſchgericht. — In der Levante zerſtößt man den Caffe zu feinem Mehl. — Der urſprüngliche Kanarienvogel, wie derſelbe auf Teneriffa u. ſ. w. gefunden wird, iſt grün; die gelben ſind eine in Europa entſtandene Abart. — Zu Schiedam an der Maas, (Südholland) werden über hundert Geneverbrennereien gezählt. Man hat berechnet, daß darin jährlich eine Million Malter Korn, in Wachholderbrandwein verwandelt wird. — Bei den Berechnungen der Kulturfortſchritte, iſt auch der kleinſte Umſtand von Wichtigkeit. So machen die malayiſchen Frauen und Mädchen, jezt auch von falſchen engliſchen Diamanten Gebrauch.

8.

a.

Die große Meſſe zu Makariew.

Makariew, im ruſſiſchen Gouvernement Niſchney Nowogrod, an der Wolga, iſt an ſich ſelbſt ein ſehr unbedeutender Ort, hat aber während ſeiner jährlichen Meſſe im Juli, für ganz Rußland die größte Wichtigkeit. Dann ſteigen tauſende von bretternen Buden und Gebäuden empor, dann ſtrömen Käufer und Verkäufer aus den entfernteſten Weltgegenden herbei; dann werden alle Produkte aller Länder, gegen Geld, oder durch Tauſch daſelbſt abgeſezt. So Lumpen und koſtbares Pelzwerk; Gefäße aus Birkenrinde und Meublen von Mahagoni; kirgiſiſche Filzdecken und Damaſte von Lyon; ſchleſiſche Schleier und Kaſchemir-Shawls; deutſche Glaswaaren und Perlen aus Ceylon; Baſtſchuhe und engliſche Stiefelſchäfte; tatariſche Mäntel und franzöſiſche Modehüte; griechiſche Weine und Karavanenthee; Pferdegeſchirre und Muſikalien; Caviar und engliſcher Senf u. ſ. w. fort. Um ſich die Wichtigkeit und Beſuchtheit dieſer Meſſe zu erklären, muß man wiſſen, daß Makariew im Mittelpunkte des ruſſiſchen Reiches liegt; endlich daß die Meſſe in den höchſten Sommer fällt, und folglich jeder Käufer und Verkäufer zu der Hin- und Herreiſe die günſtigſte Bequemlichkeit hat.

b.

Die Kabeljaufiſcherei auf Seeland.*)

Sie iſt um ſo bedeutender, da ſie das ganze Jahr getrieben werden kann. Im Sommer wird dieſer Fiſch, nach dem ehemaligen Brabant und Flandern friſch verſandt; im Sommer wird er auf dem Meere, gleich nach dem Fange eingeſalzen, in Tonnen gepackt und durch ganz Holland verſchickt. Er heißt «Zouten Visch» oder Laberdan. Die Lockſpeiſe zum Fange des Kabeljaus iſt eine kleine Aalgattung, Prikken genannt. Man bewahrt dieſelben in Kähnen auf, und gebraucht ſie dann, nachdem ſie in Stücken zerſchnitten worden ſind.

---

*) Bekanntlich zum Königreich der Niederlande gehörig.

9.

a.

Der Alk.

Es iſt Alca torda, auch der Scheerſchnabel, der krummſchnabelige Taucher u. ſ. w. genannt. Er iſt etwas kleiner als eine Hausgans, und wohnt im Norden von Europa, Aſien und Amerika. Kein anderer Waſſervogel kann ſo tief tauchen, keiner ſchwimmt ſo gut und keiner iſt im Verfolgen der Häringe ſo geſchickt und ſo eifrig, als der Alk. Sein Gang iſt dagegen äuſſerſt wackelnd. Daher das norwegiſche Sprüchwort von einem, der zu tief in das Glas geſehen hat: Er iſt ſo betrunken wie ein Alk. Die Eier dieſes Vogels ſind äuſſerſt ſchmackhaft; die Norweger erſteigen deßhalb die höchſten und ſteilſten Felſenklüfte; auch die Dunen ſind ſehr geſchätzt. Auf Faroe (däniſche Inſel) wird der Alk gegeſſen, wiewohl ſein Fleiſch nicht ſehr vorzüglich iſt.

b.

Handelszüge in Aſien.

Man ſindet deren aus der Bucharei und aus China nach Orenburg, ſo wie chineſiſche, buchariſche, mongoliſche, kirgiſche Karavanen nach Irkutsk und Tobolsk; dann von Aleppo nach Iſpahan, wie von Beſſora, Bagdad, Diarbekir und Mecca nach Aleppo. Weiter von Mecca nach Bombay, Madras, Calcutta, Pegu, Tibet und China, von Erzerun nach Tokat und Smyrna, nach Burſa, Mecca und Aleppo; endlich von Mocha und Maskate nach Kalicut, wie von Surate nach Iſpahan.

10.

a.

Malmocken.

Eigenthümlicher Name für gewiſſe Arbeiter auf Grönlandsfahrern, deſſen Urſprung unten erklärt werden wird. Die dieſen Malmocken angewieſene Arbeit iſt folgender Art. Wenn der Wallfiſch todt an die Seite des Schiffes gebracht und befeſtigt worden iſt, begeben ſich zwei Harpuniere auf den Leib deſſelben, während der Speckſchneider mit ſeinem Gehülfen auf dem Kopfe oder auf der Kehle ſeinen Platz nimmt. Jede dieſer Partheien, hat nur eine Schaluppe mit zwei Mann bei ſich. Dieſe ſind mit ſogenannten Mockhaken verſehen, und legen ihre Fahrzeuge, vermittelſt derſelben, auf allen Punkten an, wo es für nöthig geſunden wird. Zu gleicher Zeit ſind ſie verbunden, den Speckſchneidern die nöthigen Geräthſchaften zuzureichen, und wieder abzunehmen, wie z. B. Meſſer, Wetzſteine, Stricke u. dgl. mehr. Den Namen Malmocken haben dieſe Leute daher, weil ſie, vor Ankunft der Speckſchneider, ſich die Zeit mit dem Todtſchlagen einer Mövenart vertreiben, die die procellaria glacialis iſt, und im Holländiſchen Malmocke, im Deutſchen Mallemucke, gewöhnlicher der große Sturmvogel, heißt. Das dicke Bruſtfleiſch dieſer Möven wird zu Suppen gebraucht, die aus Reis und grünen Kräutern beſtehn; auch die Dunen ſind ſehr geſchäzt.

b.

Die Bauchredner.

Eigentlich ſprechen ſie, wie wir alle, auch nur durch den Kehlkopf. Allein ihre wahre Kunſt beſteht in der Veränderung des Tons. Sie wiſſen denſelben nemlich ſo zu modificiren, daß er aus der Tiefe des Unterleibes kommt. Ob ſie ſich dabei einiger mechaniſcher Hilfsmittel im Munde bedienen, iſt nicht erwieſen, aber wahrſcheinlich genug.

11.

a.

Das Madonnenfeſt zu Monopoli*).

Es beginnt mit dem erſten Auguſt, und ſchließt mit dem fünfzehnten deſſelben Monats (Mariä Himmelfahrt). Dieſe ganze vierzehn Tage über, kündigt ein allgemeiner Jubel die nahe Ankunft der Schutzpatronin des Landes an. Dazu Morgens Glockengeläut, Kanonendonner, Muſik, Schlageſchwärmer u. dgl. mehr. Endlich am fünfzehnten mit ſinkendem Abend verſammeln ſich ſämtliche Vetturini von Monopoli, in einem eigenen, blos zu dieſer Feierlichkeit, beſtimmten Anzug. Es ſind ſchöne blaue Röcke u. ſ. w. mit tauſenderlei Agnus Dei, von ſchimmerndem Flittergolde verziert. Das ganze Corps, einige hundert Mann ſtark, die Hüte von gewaltigen Federbüſchen überſchattet, ſezt ſich nun zu Pferde, und holt den Biſchof ab, der in einer vierſpännigen Kutſche fährt.

Hierauf begiebt ſich der Zug zur Stadt hinaus und ſtellt ſich an der einen Seite des Fiſcherhafens auf, wo mehrere Altäre von Buchsbaum errichtet, und mit bunten Lampen erleuchtet ſind. Endlich wird die geweihte Barke, die das Madonnenbild trägt, vor dem Eingange des Hafens ſichtbar. Sogleich werden hunderte von

---

*) Eine Stadt im Königreiche Neapel, am adriatiſchen Meere, in der Landſchaft Bari.

Raketen darauf hingeworfen, während von der Barke auf dieſelbe Weiſe, ſo wie mit Petarden geantwortet wird. Die Reiter mit Fackeln verſehen, tummeln nun ihre Pferde im Kreiſe herum, die Frauen und Mädchen beginnen Tänze, die Kinder und Männer begrüßen die Schutzpatronin mit Jubelgeſchrei. Endlich kommt dieſelbe wohlbehalten im Hafen an, und wird im Triumphe nach der Stadt gebracht. Jetzt beginnt die Beleuchtung an den Mauern, auf den Canälen u. ſ. w., und die ganze Nacht herrſcht Freude und Fröhlichkeit.

b.

Merkwürdiges Reitercorps.

Die Franzoſen bildeten es während ihres Aufenthaltes in Aegypten, es war ein Dromedarencorps. Je vier ausgeſuchte Cavalleriſten ſaßen auf einem Dromedar, und verrichteten den leichten Reiterdienſt. Sie wußten dieſe Thiere ſo geſchickt zu behandeln, daß es zum Erſtaunen war. So hatte man mit vierzig Dromedaren eine Doppelescadron von hundert und ſechszig Mann.

12.

a.

Der Eisvogel. — Alcedo ispida.

Dieſer Vogel hält ſich in den kälteren Gegenden der ganzen alten Welt auf, und zwar nicht blos an den Küſten des Meeres, ſondern auch an den Ufern der Seen, Flüſſen und Teiche, wo er überall ſeine Nahrung ſucht. Nicht viel größer als eine Lerche, iſt er dennoch der ſchönſte Vogel in ganz Europa. Er fliegt ſchnell wie ein Pfeil, aber auf nicht ſehr lange Zeit. Sobald das Meer u. ſ. w. zufriert, findet er keine Nahrung mehr. Dann ſucht er ſich Stellen, wo er unter das Eis tauchen kann. Allein es geſchieht nicht ſelten, daß er dabei einfriert und umkommt. Er iſt, ſeine Schönheit ausgenommen, die ihn zu einer Zierde der Cabinetter macht, ſonſt in keiner Hinſicht von Nützlichkeit.

b.

Handelszüge in Afrika.

Hier finden wir die Karavanen von Fez und Marocco, nach Oberguinea, von Fezzan, Sennaar, Darfur und Sudan (Nigritien) nach Cairo und umgekehrt. Dann aus Abyſſinien nach Sennaar und von Fez, Marocco, Tunis, dem Senegal und Guinea nach Tombuktu. Aſien und Afrika umfaſſen die Handelszüge zwiſchen Cairo und Mecca, zwiſchen Damaſcus und Damiette, zwiſchen Aleppo und Cairo, zwiſchen Marocco und Mecca. Zwiſchen Aſien und Africa auf einer, und der europäiſchen Türkei auf der andern Seite, bemerken wir die Punkte Bagdad, Iſpahan, Aleppo, Cairo u. ſ. w., worüber Conſtantinopel die Waaren zweier Welttheile bezieht. Ueberall Niederlagen, Stapelorte und Handelsſtationen, und überall ungeheurer Umſatz und Reichthum.

13.

a.

Die Scylli-Inſeln.

Sie liegen vor Cap Lizard, der ſüdlichſten Spitze von England. Die Hauptinſel iſt St. Mary, die einer andern, St. Agnes gegenüber liegt. Der Sund zwiſchen beiden iſt ein ſicherer Zufluchtsort für alle Schiffe, die den Canal nicht einſegeln können, oder zurückzugehen gezwungen ſind. Auf St. Mary iſt die einzige Stadt der ganzen Inſelgruppe, nemlich Heugh-town, auf St. Agnes ſieht man eine Menge zerſtreuter Wohnungen, und einen hohen Leuchtthurm. Das Clima dieſer Inſeln iſt ſehr geſund, und ſeiner Milde wegen, höchſt angenehm. Eis und Schnee kennt man faſt nicht. Es iſt ein auſſerordentlicher Winter, wenn es einmal zu einem leichten Froſte kommt.

Die Leute werden hier ſteinalt, wenn ſie nur irgend mäßig ſind. Die Inſeln haben ſchönen Gemüſebau; der Spargel beſonders gedeiht in großer Vollkommenheit. Eben ſo findet man in den Gärten die herrlichſten Blumen aller Art. Bäume hingegen, beſonders Obſtbäume, kommen der Seeluft wegen, nur wenig fort. Das einzige Unangenehme ſind die Morgen- und Abendnebel; ſie ſind ſelbſt in den Sommermonaten häufig genug. Die Einwohner beziehen ihre Bedürfniſſe von Falmouth; es giebt einen Tag um den andern Gelegenheit dahin. Ueberdem wird aus Frankreich, ein ſehr guter Wein, ein ſtarker Brandwein und eine Menge Salz, als Schleichhandelartikel eingeführt.

b.

Der valencianiſche Adel.

Man unterſcheidet drei Claſſen deſſelben, oder nach dem dortigen Ausdrucke, blaues, rothes und gelbes Blut. Blaues Blut haben die erſten Familien der Grandes, und was dieſen gleich geachtet wird; rothes, die guten alten Häuſer, deren Ahnen über 200 Jahre hinaufgehn, gelbes endlich die neuen Geſchlechter, die noch nicht ſoweit hinaufzuzählen im Stande ſind. Jede dieſer Claſſen hält keine Gemeinſchaft mit der andern, ſondern hat ihre beſondern Geſellſchaften, Bälle u. ſ. w. für ſich. Der Haß der Rothen gegen die Blauen, und der der Gelben gegen die zwei erſtern iſt dabei auſſerordentlich groß.

14.

a.

Der Handel von Gibraltar.

Gibraltar iſt ein Freihafen, der den das Mittelmeer und den Ocean beſchiffenden Nationen, gleichſam zum Stapelorte dient. Es befinden ſich daher auch faſt von allen europäiſchen Nationen Conſuls daſelbſt. Den meiſten Handel mit Gibraltar führen die Dänen, Schweden, Holländer und Nordamerikaner; leztere haben ebenfalls ihren Conſul daſelbſt. Alle dieſe Nationen holen hier ſpaniſche Weine, Brandweine, Südfrüchte u. ſ. w., ingleichen afrikaniſches Wachs und friſches Fleiſch *) in Menge ab. Sie laſſen dafür Tabak, Maſten, Theer, Rhum, Mais, Baumwolle, Mehl, Anis, Zucker, Pfeffer, Caffee u. ſ. w. für ihre Rechnung verkäuflich zurück. Die Kaufleute zu Gibraltar ſelbſt, ziehen die ſpaniſchen Erzeugniſſe, deren ſie zur Ausfuhr bedürfen, aus Cadiz, Malaga, Barcelona u. ſ. w., führen aber dagegen auf allen benachbarten ſpaniſchen Küſtenpunkten, eine Menge Schleichwaaren ein. So ſehr nun auch die Spanier dieſes durch Küſtenwächter, Zollkutter u. ſ. w. zu verhindern ſuchen, immer bleibt die Handelsbilanz zu ihrem Nachtheil.

b.

Miscellen.

In ganz Sibirien ſind weder Krebſe noch Fröſche zu finden. — In Nordamerika gehören die Krähen unter die geſchworenſten Feinde der Raubvögel, und fallen ſie häufig mit großer Kühnheit an. So ſah ein neuer Reiſender einem ſolchen Kampfe mit einem

---

*) Die Engländer beziehen Hämmel und Ochſen aus der Barbarei. Eben ſo Eier und Federvieh.

Urubu zu. Dieſer mußte ſeine Beute, einen Haſen, fallen laſſen, und ward ſo gewaltig zerhackt, daß er eiligſt die Flucht ergriff. — Wenn die Malayen recht gefährlich verwunden wollen, ſo ſchießen ſie mit Kugeln von Zinn, geſtoſtenem Glas u. dgl. Porcellan. Die Wunde wird dann noch einmal ſo groß, und die Eiterung iſt dreifach ſo ſtark.

15.

a.

Kalmuckenpferde.

Die beſſern und vorzüglichſten werden von Tataren und Armeniern ſchon als Füllen aufgekauft. Dann gehen ſie, in der Regel, in der Heerde, bis ſie dreijährig ſind. Eine Ausnahme hiervon machen die ſchwachen Pferde, die man bis zum fünften Jahre weiden läßt. Bei einer Heerde von 600 Stück werden fünf bis ſechs Abtheilungen, vier bis acht Hengſte, und achtzig bis hundert Stuten gezählt; alle übrigen Hengſte ſind gewallacht. Das Clima iſt mild, die Weide und das Waſſer gut. Die Wallachen und die überflüſſigen Stuten, werden, wie oben geſagt ward, nach drei oder fünf Jahren verkauft. Gegen dieſe Zeit erhalten ſie Steinſalz. Dieſes iſt ſehr geſund und befördert zugleich die Freßluſt.

b.

Krebs- und Auſtern-Handel auf Seeland.

Er iſt für dieſe Inſulaner ein ſehr ergiebiger Nahrungszweig. Sie holen die Krebſe, in wohlverwahrten Fiſcherbooten aus Norwegen, und verſenden ſie dann durch ganz Holland. Dieſe Krebsart iſt der Hummer oder Seekrebs (Cancer gammarus) und von dem vortreflichſten Geſchmack. Sie wird häufig acht Zoll und darüber lang. Die Auſtern (Ostrea edulis) hingegen werden aus England geholt. Es ſind die von Colcheſter, ihrer Schmackhaftigkeit wegen berühmt. Man bedient ſich hierzu eigens eingerichteter Fahrzeuge mit großen Behältern, die man von Zeit zu Zeit mit friſchem Seewaſſer anfüllen kann. Sie werden im Holländiſchen Oesterhaalders genannt. Wiewohl nun auch die Seeländiſchen Auſtern ſelbſt im ganzen Königreiche geſchätzt ſind, werden doch auch von den Engliſchen ſehr ſtarke Parthieen verſandt.

16.

a.

Orotava auf Teneriffa.

Dieſe Stadt, mit 4000 Einwohnern, hat eine entzückende Lage, ſcheint aber ziemlich todt zu ſeyn. Deſto lebhafter aber iſt der Hafenflecken gleichen Namens, der eine ſtarke Stunde davon liegt, an 5000 Einwohner hat, und nach Sta Cruz, der bedeutendeſte

Handelsplatz iſt. Die meiſten Geſchäfte werden, mit großem Gewinne, von ſieben bis acht engliſchen, irländiſchen und franzöſiſchen Kaufleuten gemacht. In den Häuſern derſelben herrſcht ein ſehr guter Ton und große Gaſtfreundſchaft; auch tragen die benachbarten, ſchönen Gärten ſehr viel zum angenehmen Leben bei.

b.

Wallfahrtsorte der Hindus.

Der Heiligſte iſt Manſarowara in Kleintibet. Dann Herduar, am linken Ufer des Ganges, auf dem Punkte, wo derſelbe aus dem Gebirge kommt. Man verbindet Handel damit. Weiter Benares (Kaſchie) ebenfalls am Ganges, wo das ohnehin ſündenreinigende Waſſer doppelte Kraft habe. Eben Monghyr an demſelben Strome. Ferner Geija (ſüdlich von Benares) wo für die Verſtorbenen geopfert und gebetet wird. Dann der Berg Schiemanchelon, (an der Küſte von Orixa, mit einem heiligen Tempel, der dem Appana, (ewigem Vater) gewidmet iſt. Weiter der Strand von Ramaßourie (in Myſore) die heiße Quelle von Sitacoun und andere mehr. Die Hindus wallfahrten nach allen dieſen Orten viele Tauſende ſtark.

c.

Der ſpaniſche Pfeffer.

Das Vaterland dieſer Pflanze iſt Südamerika; von da ward er nach Oſtindien und weiter fortgepflanzt.

Sie wird zuweilen eine Elle hoch; die Früchte ſind ſcharlachroth. Der Geſchmack derſelben iſt durchaus ſcharf; die Saamenkörner beſonders, brennen wie Feuer auf der Zunge; daher ſie ſo wenig als die Früchte und die Pflanze ſelbſt, für europäiſche Gaumen, zum Würzen der Speiſen anwendbar ſind. In Südamerika indeſſen, zieht man denſelben dem oſtindiſchen Pfeffer vor. Der ganze Gebrauch, den man in Europa davon macht, iſt darauf beſchränkt, daß man eine kleine Portion unter die eingemachten Gurken miſcht, um den Geſchmack zu erhöhn. Dann wird ein ſchwacher Aufguß davon als Magenmittel gerühmt. Endlich verſtärken die Eſſigbrauer den Eſſig damit.

17.

Karavanſerais.

Nicht immer pflegen die Karavanen im Freien zu lagern, ob ſie es gleich im Sommer und auch ſonſt bei gutem Wetter vorzugsweiſe thun. Es giebt nemlich eigene, für dieſelben beſtimmte, öffentliche Gebäude, die unter dem Namen Karavanſerais bekannt ſind. Jedes Karavanſerai bildet ein Viereck, das einen Hof einſchließt, und in der Regel immer ein, in großen Städten aber zwei Stockwerke hat. An der innern Seite laufen die Kammern für die Reiſenden, an der äuſſern die Ställe für die Laſtthiere herum. Alle dieſe Kammern öffnen ſich auf eine drei bis vier Fuß hohe und doppelt ſo breite Terraſſe, von der mehrere Treppen in den Hof hinabgehn. Die Eingänge zu den Ställen ſind den vier Winkeln des Gebäudes, und nur mit Gittern verſehn. Das Hauptthor an der Vorderſeite aber, zeichnet ſich durch große Feſtigkeit aus. Es befindet ſich überdem eine Wache daſelbſt, die für alle Diebſtähle haften muß. Bei gutem Wetter werden die Kammern, die das Licht nur durch die Thür erhalten, ſehr ſelten von den Reiſenden benuzt.

Man bleibt gewöhnlich auf der Terraſſe, wo man ſein Eſſen zu kochen, und ſeine Decke auszubreiten pflegt. Hierbei iſt zu bemerken, daß man alle Bett- und Küchengeräthſchaften bei ſich führen muß; daß man aber faſt in allen Karavanſerais, auſſer dem Futter für die Pferde und Kameele, auch Brod, Milch, Reis und Früchte, ja ſelbſt Fleiſch, verſteht ſich alles gegen Bezahlung, haben kann. Bei äuſſerſt ſchlechtem Wetter oder im Winter hingegen, werden Kammern und Ställe deſto eifriger geſucht; denn bei ſehr großer Kälte, quartieren ſich ſelbſt die Reiſenden, mit in die Ställe ein. Dieſes geht um ſo eher an, da dieſelben äuſſerſt reinlich und längs der Mauer, mit einem kleinen Auftritt zum Schlafen verſehen ſind. Fünfzig Ställe und Kammern, bieten in der Regel, für eine gewöhnliche Karavane von zweihundert Kameelen u. ſ. w., immer noch Raum genug dar.

18.

a.

Spikerhaut.

So wird eine Bekleidung von dünnen föhrenen Planken genannt, die man auf die Hauptplanken zu ſpikern, d. h. mit eiſernen Nägeln zu befeſtigen pflegt. Ehe dies aber geſchieht, werden noch große Lagen von Papier und Kuhhaaren, vermittelſt Theer an die Hauptplanken angeplackt. (Schifferausdruck, der leicht zu verſtehen iſt). Dieſe Bekleidung geht aber nur bis an die Waſſerlinie, und ſoll verhindern, daß die Maſſe der Hauptplanken nicht zu ſchnell von den Seewürmern zernagt wird. Das beſte Mittel gegen die ſo ſchädlichen Seewürmer aber iſt, wenn man das Schiff, ebenfalls bis auf die Waſſerlinie, mit Kupfer beſchlägt.

Hierzu werden dünne kupferne Platten gebraucht, die man aber mit Nägeln von demſelben Metalle befeſtige nmuß. Jede Platte liegt dabei, ohngefähr einen Zoll breit, auf der hintern, eine Bekleidung, die einen dreifachen Vortheil gewährt. Einmal wird das Werg in den Fugen der Hauptplanken beſſer erhalten, weil das Kupfer nicht faulen kann. Zweitens ſetzen ſich, der glatten Fläche wegen, an den Boden des Schiffes, weder Seegräſer noch Muſcheln an; derſelbe bleibt folglich immer rein. Drittens meiden die Hayfiſche jedes mit Kupfer beſchlagene Schiff.

b.

Die Straßenfeſte zu Palma.

Bekanntlich iſt Palma die Hauptſtadt der Inſel **Mallorca**. Dieſe Feſte werden in den drei Sommermonaten, zu Ehren des Heiligen angeſtellt, dem die Straße gewidmet iſt. Sie fangen jedoch immer nur Abends an, und dauern bis ohngefähr zwei Uhr nach Mitternacht. Alle Thüren und Fenſter ſind dann mit bunten Lampen erleuchtet; alle Häuſer mit Tapeten und Gemälden verziert; alle Zuſchauer, wie alle Tänzer und Tänzerinnen aufs feſtlichſte geputzt. An dem einen Ende der Straße, iſt ein beſonderer Platz für die Garköche, ingleichen für die Obſt- und Weinverkäufer beſtimmt; an dem andern iſt ein Gerüſt für die Muſiker befindlich; zu beiden Seiten an den Häuſern ſind Stühle aufgeſtellt, in der Mitte wird getanzt. Die Muſikanten ſind gut, die Tänze ſchön; überall zeigt ſich die mallorcaniſche Fröhlichkeit.

19.

Clima von Andaluſien.

Es iſt ſehr verſchieden, je nachdem man die Gebirge, die niedrigen Diſtrikte oder die Küſtengegenden betrachten mag. Die gebirgigten Theile ſind durchgängig im Winter kalt, im Sommer kühl. Die von Granada ſind es am meiſten; weniger die von Cordova und Jaen; am wenigſten die von Sevilla. Die niedrigern Diſtrikte, beſonders am Fuße der Gebirge, ſind mild und angenehm. Die Küſtengegenden ſind warm, ja hier und da glühend heiß. Ueberhaupt iſt die Hitze, auch ſelbſt im Innern des Landes, nicht ſelten auſſerordentlich groß, dies pflegt beſonders der Fall in eingeſchloſſenen Thälern und waſſerarmen Gegenden zu ſeyn. Noch wollen wir bemerken, daß Andaluſien, beſonders an den Küſten, ſehr häufigen Winden ausgeſezt iſt. Beſonders wirkt der aus Afrika herüberwehende Solano, auf die animaliſche und vegetabiliſche Natur ſehr nachtheilig ein. Dieſer Wind weht am meiſten in den Provinzen Sevilla und Granada.

20.

a.

Das türkiſche Reich.

Es iſt das Reich des Unglücks und des Elends; es gleicht keinem andern Lande auf der Welt. Die barbariſchen Beherrſcher deſſelben haben keinen Sinn für öffentliche Wohlfahrt. Die Städte ſind ſchmutzig und verödet, die Dörfer verfallen und Miſtgruben gleich. Man hört von nichts ſprechen als von Feuersbrünſten und Hinrichtungen, von der Peſt und der Hungersnoth. Es giebt weder Ordnung, noch Ruhe, noch Sicherheit. An den Thoren großer Städte ſieht man nur Galgen und Thürme mit Schädeln bedeckt. Die Höfe der Satrapen haben keinen Schmuck, als blutige Köpfe auf Pfählen und Marterwerkzeuge aller Art.

b.

Der Ambra.

Es iſt ein gewöhnliches graues, fettes, feſtes, leichtes, ſchnell entzündbares, wohlriechendes Harz. Daſſelbe wird in kleinen Stücken, oder in ungeheuren Klumpen, theils von der Oberfläche des Meeres aufgefiſcht, durch die Wellen an die Küſten geſpielt. Die ehemalige oſtindiſche Compagnie zu Amſterdam, ſoll ein Stück beſeſſen haben, das 2912 Unzen wog, und auf 1,164,000 fl. geſchätzt ward. Der Ambra wird vorzüglich an den Küſten der Molucken geſammelt; auch kommt er von den Philippinen und Maldiven, von Sumatra, Goa, Madagaſcar und Braſilien. Meiſtentheils wird er von den Engländern, Holländern und Nordamerikanern nach Europa gebracht. Der Preiß pflegt, nach den Vorräthen, veränderlich zu ſeyn. Oft wird die Unze zu 7 — 8 fl. rh., ein andermal aber nur zu 5 — 6 verkauft. Um die häufigen Verfälſchungen des grauen Ambra zu entdecken, wendet man verſchiedene chemiſche Mittel an.

21.

a.

Der Staubbach.

Bekanntlich zu Lauterbrunn; er ſtürzt in der Nähe des Wirthshauſes herab. Es iſt nicht die Höhe, noch der Umfang, wodurch dieſer Waſſerfall ſo merkwürdig wird. Es iſt vielmehr dieſe ätheriſche, blendend weiße Duftgeſtaltung, die wirklich etwas geiſterhaftes und zauberartiges hat. Am ſchönſten nimmt ſich der Staubbach aus, wenn man denſelben in den Vormittagsſtunden, bei voller Sonnenbeleuchtung ſieht. Es iſt gerade, als erblickte man eine unermeßliche Menge glänzender Diamanten, in der ſchnellſten, mannigfaltigſten Wechſelbewegung, eine ungeheure Maſſe von Waſſer- und Sonnenſtäubchen, in tauſendfachem, zauberiſchem Farbenſpiel. Tritt man dann allmählig näher, ſo ſieht man einen runden Doppelregenbogen, deſſen ätheriſche Friſche, und reiner Himmelsglanz unbeſchreiblich ſind.

b.

Die große Seeſchlange.

Man erinnert ſich, daß von dieſem Thiere in allen Zeitungen vielfältig die Rede war. Es erſchien vor ohngefähr anderthalb Jahren an den Oſtküſten von Nordamerika. Die Linneiſche Geſellſchaft zu Boſton hat nun entſchieden, daß dieſes Thier eine wirkliche Meer-Amphibie ſei. Es erhielt den Namen Scoliophis atlanticus. Nach den übereinſtimmenden Ausſagen von Augenzeugen hat es folgende Geſtalt. Flacher Kopf, der breiter als der Körper, nach dem Munde zu, aber immer ſchmäler wird, und geſchildet iſt. Der Mund ſelbſt ebenfalls breit. Die Augen groß und hervorſtehend. Bis auf die weißen Unterkinnbacken der ganze Körper braun. Dazu geſchildeter Bauch, gewundener Rücken und geſchuppter Rumpf und Schwanz. Die Länge 40 — 100 Fuß. Der Umfang 3 Fuß. Dieſes Thier ſcheint übrigens nicht ganz neu zu ſeyn. Man ſah dergleichen ſchon 1716 an der Küſte von Norwegen; dann 1780, 1811 und 1815 in der amerikaniſchen Bay von Senobſcet, endlich 1817 in der Gloceſterbay.

22.

a.

Mahon.

Erſter Artikel.

Bekanntlich die Hauptſtadt von der Inſel **Menorca**. Sie hat eine Bevölkerung von 11 — 12,000 Einwohnern, und liegt auf der linken Seite des Hafens, von vorn hereingeſehen, auf einem Felſen, der das ganze herrliche Baſſin beherrſcht. Dies verſchafft der Stadt eine ſehr reine Luft, und vermindert die Plage der Moskites auſſerordentlich. Ein furchtbarer Anblick aber iſt es, ganze Häuſerreihen, an dem Rande ausgehöhlter, verwitterter, den Einſturz drohender Felſenwände hängen zu ſehn. Die Straßen von Mahon ſind im Allgemeinen eng und winklicht, und der Steilheit, ſo wie des ſchlechten Pflaſters wegen, doppelt unbequem. Die Häuſer hingegen ſind im Ganzen gut und geſchmackvoll gebaut. Sie haben bald hohe, bald platte Dächer, und durchgängig Fenſter auf engliſche Art *) Sehr angenehm wird man übrigens durch die große Reinlichkeit überraſcht, die man, gleichfalls als Ueberbleibſel engliſcher **) Sitten, faſt durchgängig in den Wohnungen zu finden pflegt.

23.

a.

Reiche Privatleute in Holland.

Wie ſehr auch in Holland ſeit zwanzig bis dreißig Jahren, der Wohlſtand abgenommen haben mag; immer giebt es, auſſer den großen Kaufleuten, noch viele reiche Privatleute daſelbſt; ja die Anzahl derſelben vermehrt ſich ſogar. Die Urſache liegt in dem genauen Zuſammenhange des Mutterlandes mit den Colonien. Hier finden ſich eine Menge reicher Beamtenſtellen, die man immer nur mit Holländern beſezt. Wenn nun dieſe acht bis zehn Jahr lang dort geweſen ſind, kehren ſie mit großen Kapitalen nach Holland zurück, und leben dann, als reiche Rentener, in ruhiger Gemüthlichkeit. Die Art wie ſie ihr Vermögen am beſten und ſicherſten auf Zinſen legen, iſt der Aufmerkſamkeit werth. Sie

---

*) Wo ſich bekantlich die untere Hälfte über die obere ſchiebt; doch arbeiten die Glaſer äuſſerſt ſchlecht.

**) Man erinnere ſich, daß Menorca einmal im ſiebenjährigen Kriege, dann von 1798 — 1802 in den Händen der Engländer war.

Sie legen es nemlich in Staatspapieren an, und leihen dieſe, an eine eigene Speculantenklaſſe, doch immer nur auf drei Monat, gegen ſichere Unterpfänder aus, wobei zwanzig Procent Zins gerechnet wird. So ſind ſie gegen jeden Verluſt an Kapital gedeckt, können alle drei Monat darüber verfügen, wie es ihnen beliebt, und beziehen achtzig Procent des Jahrs.

b.

Serampur.

Bekanntlich in Oſtindien. Man wird in dieſem Lande wenig Städte finden, wo ſo viel Aufklärung herrſcht, und ſo viel Kenntniſſe anzutreffen ſind. Die meiſte Aufmerkſamkeit verdient die große Lehranſtalt, die von der Regierung, unter dem bekannten Generalgouverneur Haſtings, geſtiftet ward. Hier werden von den berühmteſten Meiſtern Indiens, der Sanſcrit, das Arabiſche, Chineſiſche u. ſ. w., auch einige europäiſche Sprachen gelehrt. Zugleich wird Realunterricht in der Phyſik und Mathematik ertheilt. Die Zöglinge ſind lauter Eingeborne, Chriſten und Hindus, ohne Unterſchied. Aus dieſem Inſtitute ſind auch die vielen großen orientaliſchen Werke hervorgegangen, die die Regierung, zur Erleichterung des Unterrichtes, mit ſehr bedeutendem Aufwande drucken ließ.

24.

Mahon.

Zweiter Artikel.

Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die großen runden Ciſternen, die in jedem Hauſe zu finden, ſämmtlich in den Felſen gehauen, und mit einem vortreflichen Kitt bekleidet ſind. Das auf den Dächern geſammelte Regenwaſſer erhält ſich ſehr gut darin, beſonders wenn man das obere, unreine, vor Oeffnung der Röhre, auf die Straße laufen läßt. Zur ſchnellern Klärung des in die Ciſternen gelaſſenen, wirft man einige kleine Aale, oder einen Arm voll grüner Myrthenſproſſen hinein. Auſſer dieſen Waſſerbehältern hat auch faſt jedes Haus einen großen Keller, ebenfalls in den Felſen gehauen. Die größte Merkwürdigkeit von Mahon iſt der große vortrefliche Hafen, der allein ſchon den Beſitz von Menorca unſchätzbar macht. Die ſtärkſten Flotten können mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit darin vor Anker liegen, es iſt vollkommner Raum für drei derſelben, und das hohe felſige hält alle gefährliche Winde ab. Noch hart am Ufer findet man wenigſtens fünf Klafter Tiefe, während man in der Mitte, auf zwölf bis achtzehn rechnen kann.

25.

Die Roſe auf Jericho.

Anastatica hierochuntica; eine botaniſche Merkwürdigkeit. Indeſſen führt dieſe Pflanze den obigen Namen ſehr mit Unrecht. Sie iſt nemlich eben ſo wenig eine Roſe, als ſie in der Umgegend von Jericho wächſt. Dagegen wird ſie an den Ufern des rothen Meeres in Paläſtina, und in der Nähe von Cairo gefunden, wo ſie am häufigſten vorkommen ſoll. Das Eigenthümliche dieſer Pflanze beſteht darin, daß ſie bei dem Reifen der Früchte, alle Blätter verliert. Sie vertrocknet dann gänzlich, und zieht ſich, mit ihren ſämmtlichen Zweigen, in einen Ball zuſammen, der fauſtdick iſt. In dieſer Geſtalt wird ſie, unter obigem Namen, als eine Seltenheit nach Europa gebracht. Sobald man ſie nemlich mit Waſſer befeuchtet, und dieſes gehörig eindringen läßt, breitet ſie alle ihre Zweige wieder aus. Dagegen zieht ſie ſich von neuem zuſammen, ſobald ſie trocken wird. Die italieniſchen Marktſchreier treiben viel Mißbrauch damit. Aus der ſchnellen Ausbreitung derſelben, pflegen ſie nemlich die baldige Niederkunft ſchwangerer Frauen zu prophezeihen.

26.

Karavanenordnung.

Erſter Artikel.

Die großen Karavanen von mehreren tauſend Kamelen und vielen hundert Mann, ſind in der Regel aus mehreren kleineren zuſammengeſezt. Verſchiedene Kameelbeſitzer vereinigen ſich nemlich zu einer gemeinſchaftlichen Reiſe, fügen die nöthigen Knechte hinzu, nehmen eine verhältnißmäßige Anzahl Schützen an, und wählen den älteſten unter ſich zum Scheik, oder Hauptanführer, dem alles gehorchen muß. Der Scheik, die Unterchefs, ſo wie die Reiſenden ſind ſämmtlich beritten; die Knechte und Schützen aber pflegen gewöhnlich zu Fuß zu gehn. Unter die Knechte ſind die einzelnen Dienſte vertheilt, z. B. das Auf- und Abladen, das Füttern, das Waſſerholen, das Feueranmachen, das Kochen u. dgl. mehr. Jeder weiß, was er zu thun hat, und hält ſich zu ſeiner Abtheilung. Daher die groſe Ordnung und die Schnelligkeit, womit man lagern und aufbrechen kann. Im Winter wird bei Tage, im Sommer bei Nacht gereißt. Die Märſche ſind ungleich, von ſechs bis zwölf Stunden, je nachdem die Stationen ſind.

27.

Merkwürdige Manuſcripten-Sammlung.

Es iſt die ehemalige Dubrowskyſche, nun Kaiſerliche zu St. Petersburg. Sie enthält eine große Menge höchſt wichtiger, eigenhändiger Briefe, und anderer Aufſätze berühmter Fürſten, Staatsmänner, Gelehrten u. ſ. w., aus den drei lezten Jahrhunderten, und aus allen Theilen von Europa.

28.

Karavanenordnung.

Zweiter Artikel.

Ehe eine Karavane aufbricht, pflegt ſie ſich in der Regel mit zwei arabiſchen Schutzwachen zu verſehn, die zu der Horde gehören, durch deren, oder deren Verbündeten Gebiet die Karavane ziehen muß. So genießt ſie für ein Geſchenk, von einigen hundert Piaſtern an das Oberhaupt, vollkommne Sicherheit. Wenn nun der Marſch angetreten werde ſoll, ordnet ſich Alles in eine lange Reihe, die bei großen Karavanen meiſtens eine, nicht ſelten wohl gar zwei Stunden einnimmt. Jeder Knecht und Kaufmann bleibt bei ſeinen Kameelen u. ſ. w., deren immer ſieben zuſammengekoppelt ſind. Die Schützen gehen nebenher; der Scheik, mit einer Fahne in der Hand, iſt an der Spitze, die Unterchefs aber reiten zu halben und ganzen Stunden voraus. Ihnen liegt nemlich ob, die Hügel zu beſteigen, und ſich nach ſtreifenden Arabern umzuſehn. Wenn die Karavane kampiren ſoll, ſteckt der Scheik die Fahne in den Boden, dies zeigt den Mittelpunkt des Lagers an. Nun werden die Kameele abgeladen, und unter Bedeckung auf die Weide geſchickt. Lagert man des Abends, ſo werden die Waarenballen zu einem, vier bis fünf Fuß hohen Walle aufgeſtappelt, worauf man innerhalb deſſelben die Zelte aufſchlägt. Nach

Sonnenuntergang legt ſich, mit Ausſchluß der Schützen und Unterchefs, Alles zum Schlafen nieder; zugleich werden alle Lichter ausgelöſcht. Die Schützen u. ſ. w. patrouilliren nun die ganze Nacht um den Wall herum.

29.

Auſterfiſcherei auf Menorca.

Am linken Ufer des Hafens von Mahon, der vierten, oder Hoſpitalinſel gegenüber, befindet ſich am Spiegel des Meeres eine Felſenhöhle, die wegen der Menge darin vorhandener Auſtern, den Namen Auſternhöhle bekommen hat. Hierher werden, beſonders im Sommer, ſehr häufige Parthien zu Auſternſchmäuſen gemacht. Die Arbeit geſchieht auf zweierlei Art. Der Auſternfiſcher ſchlägt die Auſtern entweder mit einem Hammer ab, oder reißt ſie mit einer Zange los. Den Hammer läßt er ſich an die rechte Hand befeſtigen, die Zange hingegen bindet er an eine lange Stange, und ſezt ſie vermittelſt eines Strickes in Bewegung.

Jezt taucht er ſechs, acht, zehn, ja zwölf Klaftern tief unter, und ſchlägt oder reißt ſo viel Auſtern ab, als er zwiſchen der Bruſt und ſeinem linken Arme faſſen kann. In der Regel, und faſt ausſchließend, geben ſich nur Matroſen mit der Auſternfiſcherei ab. Es ſind dann immer zwei beiſammen, damit einer den andern ablöſen kann. Das Abreiſen mit der Zange, ſoll die bequemſte und ergiebigſte Methode ſeyn. Uebrigens hat man zwei Auſterſorten auf Menorca. Die eine, die weiße, iſt ſchlecht; die zweite hingegen, die rothe, vortreflich. Noch verdient bemerkt zu werden, daß in dieſer Höhle, auch die Dattelmuſchel ſehr häufig gefunden, und wie die Auſtern, mit Hämmern losgeſchlagen wird.

30.

Die Marſeiller Korallenſchleiferei.

Sie gehört den Herren Megi, Garambois und Augienne, und iſt die einzige in Frankreich. Die Korallen werden größtentheils von den Küſten der Provence, viele aber auch von den ſpaniſchen und afrikaniſchen eingeführt. Zuerſt werden dieſelben, mittelſt Feilen gereinigt, und von der rauhen Rinde befreit. Hierauf werden ſie in kleine Stücke zertheilt, und nach Maasgabe der Farbe und Schönheit ſortirt. Jezt bekommen ſie auf einem Schleifſtein die gehörige Rundung, und werden an Schnüren aufgereiht; blos die allerſchönſten ſind es, die man zulezt wie Diamanten in Facetten ſchleift. Rohe, blos von der Rinde befreite, jedoch durchbohrte und aufgereihte Korallen, gehen nach der Weſtküſte von Afrika, und werden die Schnur für höchſtens drei Franken verkauft. Der Abſaz iſt daher bedeutend genug. Die feineren geſchliffenen Sorten, koſten dagegen ſchnurweis drei bis viermal ſoviel; es geben anſehnliche Sendungen davon nach Rußland. Von den brilliantirten, allerfeinſten Sorten wird die Schnur mit 100 — 150 Fr. bezahlt; beſonders wenn ſie recht dunkelroth ſind. Bei einer ungewöhnlichen Größe der Korallen, findet der doppelte, ja dreifache Preis um ſo mehr ſtatt, als dieſe größte Sorte unter die Seltenheiten gehört.

31.

Kleinigkeiten.

In England ſind, bereits ſeit einigen Jahren, eine Menge Guineen von Platina und vergoldet in Umlauf. Sie kommen den andern an Werth, Form und Gewicht vollkommen gleich. — Das Newawaſſer verdient unter den angenehmſten Trinkwaſſern oben an zu ſtehn. Man muß ſich dabei erinnern, daß St. Petersburg durchaus keine Quellen hat. — Wenig bekannt, aber vollkommen gegründet iſt, daß auch warmes Brod, Quincaillerie-Waaren, (wegen der Baumwolle in den Käſten) Geld und friſche Blumen peſtfangend ſind.

November.

1.

Pera.

Pera iſt als eine Vorſtadt von Conſtantinopel anzuſehn. Alle ausländiſchen Geſandten, und mit wenigen Ausnahmen, alle Franken wohnen daſelbſt. Das Ganze liegt auf einer abgeplatteten Anhöhe, und iſt von der eigentlichen Stadt nur durch den Hafen getrennt. Daher auch der Name, indem Pera, im Neugriechiſchen, ſoviel als Gegenüber heißt. Das ſogenannte Franken-Quartier beſteht im Grunde nur aus einer langen, ſchmalen Gaſſe, die von einigen kleinern durchſchnitten wird. Alles ſieht hier europäiſch aus, indem ein Kramladen neben dem andern befindlich iſt. Dazu kommen die Caffehäuſer, Weinſchenken, Gaſthöfe, Reſtaurationen u. ſ. w., alle auf europäiſche Art. Eben ſo wird man faſt gar keine Türken, ſondern lauter Franken, in europäiſcher Tracht gewahr. Endlich rufen die Geſandtſchafts-Palläſte, und mehrere hübſche Privathäuſer, lauter europäiſche Bilder zurück. Man lebt in Pera gut, aber theuer; dieſe franzöſiſchen und italieniſchen Reſtaurateurs nehmen hundert Procent Gewinn.

2.

Oſtindiſche Sprachen.

Sie laſſen ſich ſämmtlich auf zwei Idiome zurückführen, welches folgende ſind: Erſtens der Sanſcrit, zweitens das Chineſiſche. Jenes iſt die Gelehrtenſprache, dieſes die mohamedaniſche Hofſprache; beide dürfen nicht mit der verdorbenen Hinduſprache und dem Malayiſchen verwechſelt werden, die in allen Theilen von Oſtindien verbreitet ſind. Zu Serampur, ohngefähr fünf Viertelſtunden von Calcutta befindet ſich die große Lehranſtalt, zum Behufe der oſtindiſchen Sprachkunde, ſo wie eine orientaliſche Schriftgießerei, Papiermühle, Druckerei u. dgl. mehr.

3.

Carpolithen.

Das heißt: verſteinerte Früchte. Aechte Carpolithen ſind eine große Seltenheit. Die Früchte verſteinern ſich nemlich, wegen des vielen Saftes, und ſtarken Fleiſches, ungemein ſchwer. Die meiſten dieſer Frucht-Petrefakten ſind alſo Steinſpiele, die dieſer oder jener Frucht auffallend ähnlich ſind. Unter den theils ächten, theils angeblichen Carpolithen, zeichnen wir folgende aus: Aepfel, Birnen, Pflaumen, Feigen, Oliven, Melonen, Erdſchwämme, Weintrauben u. dgl. mehr.

4.

a.

Edgecumbe.

In der Nähe von Plymouth. Es iſt eine Art hohen Vorgebirges, das am jenſeitigen Ufer der Tamer liegt, und von der Cadſand-Bay beſpült wird. Dieſe Beſitzung gehört einer der älteſten Familien von England, hat ungefähr eine Stunde im Umfange und bildet einen der ſchönſten Parks des Königreichs. Man findet daher, ſo wie man allmählig hinaufſteigt, die herrlichſten Anlagen aller Art. So z. B. eine Menge Lorbeer- und Myrthen-, Citronen und Orangen-Pflanzungen, u. dgl. m. Alle überwintern in freier Luft, was das milde Clima dieſer Gegenden beweißt. Auf dem höchſten Punkte, und in der Mitte des Ganzen, liegt das große ſchöne Wohnhaus. Es hat die weiteſte, herrlichſte Ausſicht auf Land und Meer, die nur gedacht werden kann. Das Innere iſt eben ſo bequem als geſchmackvoll eingerichtet, und mit Kunſtwerken aller Art angefüllt.

b.

Salpetergruben in Oſtindien.

Sie ſind die ergiebigſten in der ganzen Welt. Die Erde iſt ſo reich daran, daß man denſelben, bis zu hundert und fünfzig Fuß in der Tiefe antrift. Die

Gewinnung des Salpeters iſt äuſſerſt einfach. Man begießt die ausgegrabene, thonartige Erde mit Waſſer, läßt dieſes erſt am Feuer, dann an der Sonne abdunſten, und ſammelt zulezt die reinſten Cryſtalle ein. Iſt die Grube erſchöpft ſo wirft man ſie zu. In zwei bis drittehalb Jahren iſt alles erſezt. Die reichſten Gruben befinden ſich in dem Diſtrikte Patna, bei Mugnore und Baor. Die Urſache iſt, weil man eine Menge Thiercadaver daſelbſt zu verſcharren pflegt. Jede Erde kann in Oſtindien ſalpeterartig gemacht werden; ſobald dieſes Mittelſalz ſelbſt, oder Seewaſſer darauf verbreitet wird.

5.

Gibraltar.

Erſter Artikel.

Vor allen Dingen muß der Berg und die Stadt unterſchieden werden, die am Fuße deſſelben liegt, wiewohl man beide unter demſelben Namen zu begreifen pflegt. Der Berg iſt ein Vorgebirge, das ſich eine Stunde weit in das Meer erſtreckt, und an 1200 Toiſen über die Oberfläche deſſelben erhaben iſt. Der ganze Berg iſt über und über mit Batterien bedeckt, ſo daß von der Punta de Europa in Süden, bis auf den höchſten Theil des Felſens in Norden, kein einziger zugänglicher Punkt vernachläßigt iſt. In der That muß man erſtaunen, alle dieſe Werke in den lebendigen Felſen gehauen zu ſehn. *) Die Gewölbe ſind ſo groß, daß die ganze Garniſon darin kampiren kann. Dabei haben ſie eine ſolche Höhe, daß ſich ganz bequem hindurch reiten läßt. Eben dieſe Gallerien, worunter die St. Georgs, die größte iſt, bilden einen Theil der Batterien. Um aber dieſelben mit den übrigen auf dem ganzen Umfange des Berges in Verbindung zu bringen, iſt eine Wendelſtiege angelegt, die ebenfalls durchaus beritten werden kann.

6.

a.

Gibraltar.

Zweiter Artikel.

Auf dem höchſten Punkte des Felſens befindet ſich der St. Georgs-Thurm, der aber nur zur Hälfte vollendet iſt. Es ſollte eine Art Wartthurm werden, der die Bay und den Hafen von Cadiz beherrſcht; das Ganze blieb aber auf Befehl der Regierung unausgeführt. Indeſſen reicht doch die Ausſicht, in der Runde, ſchon jetzt auf dreißig Stunden weit. Weiter unten findet man die St. Michaelshöhle, die wegen ihrer Stelaktiten merkwürdig iſt. Man kann von dieſem Punkte aus die ſüdliche Hälfte der Stadt mit den Caſernen, den Marinegebäuden u. ſ. w., ingleichen auch den Exercierplatz überſehn. Letzterer iſt mit Bäumen eingefaßt, und ſo geräumig, daß die ganze Garniſon von 6000 Mann

---

*) Sie wurden von 1781 bis 1790 angelegt.

ſehr bequem darauf manövriren kann. Noch tiefer hinunter, ſind an dem Abhange des Berges, eine Menge Landhäuſer, zum Theil mit artigen Gärten befindlich. Auf derſelben Linie befinden ſich auch acht prächtige, bombenfeſte Ciſternen, worin man 40,000 Tonnen Regenwaſſer aufbewahren kann.

6.

Der Lerchenzuchtmeiſter.

Sonſt auch Schmerle, Merle u. ſ. w. genannt: Er iſt der Falco aesalon, der kleinſte Raubvogel ſeiner Art, der aber alle Eigenſchaften des edeln Falken hat. Gut abgerichtet iſt er zur Lerchen-, Wachtel-, ja ſelbſt Rebhühnerjagd, äuſſerſt geſchickt. Vorzüglich ducken ſich die erſtern vor ihm. Daher auch der Name, wie die Ueberſchrift ſagt. Eine Abart deſſelben lebt auf den engliſchen Antillen, und wird nach ihrem Geſchreie — Grey, Grey — genannt.

7.

Gibraltar.

Dritter und lezter Artikel.

Die Stadt liegt am Fuße des Berges, auf der Weſtſeite, die von der Bay beſpült wird. Sie hat, mit Ausſchluß der Garniſon, eine Bevölkerung von 3000 Seelen, iſt ſehr gut, ganz auf engliſche Art gebaut, und bietet auch auf dieſer Seite, trefliche Vertheidigungswerke dar. Eine Eigenthümlichkeit von Gibraltar iſt, daß alle Häuſer ſchwarz angeſtrichen, und blos die Stockwerke durch weiße Streifen bezeichnet ſind. Einmal wird dadurch das Zurückprellen der Sonnenſtrahlen gemildert, zweitens die Stadt vor einem Feinde weit beſſer maskirt. Die große Hauptſtraße, die die ganze Stadt durchſchneidet, iſt über eine Stunde lang. Man ſieht ſich hier auf einmal, wie in eine der lebhafteſten Straßen von London verſezt. Dieſelben Seitenwege; dieſelben kleinen Hausthüren; dieſelben hohen Ladenfenſter, derſelbe Reichthum; dieſelbe Mannigfaltigkeit der koſtbarſten Waaren aller Art; endlich daſſelbe Getümmel, und dieſelbe Menge Menſchen, Karren u. ſ. w., von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich beſonders die Offiziers-Bibliothek aus. Sie iſt ſehr bedeutend, beſonders was neuere engliſche Werke betrift, und wird auch von Nichtoffizieren benuzt. Ein gleich anſehnliches Gebäude iſt das Haus des Gouverneurs, das nicht weit davon liegt. Es hat einen ſehr ſchönen Garten, der dem Publikum alle Sonntage und Donnerſtage Abends geöffnet wird. Auch die katholiſche Kirche iſt bemerkenswerth. Es leben ſehr viel Juden zu Gibraltar. Sie benutzen die Handelsvortheile dieſes Platzes mit großer Geſchicklichkeit.

8.

Die Gottesäcker bei Pera.

Es iſt der griechiſche, der armeniſche und der türkiſche. Sie liegen nordwärts von Pera, auf einer Anhöhe, und geben die vorzüglichſten Spaziergänge dieſer Vorſtadt ab. Es ſind ſämmtlich freie, uneingeſchloſſene Plätze von großer Ausdehnung. Der griechiſche gleicht ſo ziemlich den unſerigen; der armeniſche iſt mit einer Menge Cypreſſen, Tannen und Maulbeerbäumen beſetzt; der türkiſche erſcheint als ein unregelmäßiges Cypreſſengehölz. Auf der Spitze der Anhöhe befindet ſich ein Caffehaus, das der allgemeine Sammelplatz der Spazierenden iſt. Hier trift man immer eine Menge ſchöner Chriſtenfrauen, beſonders Griechinnen an. Zu gleicher Zeit iſt der benachbarte Raſen, mit ſingenden, tanzenden und koſenden Gruppen bedeckt. In der Oſterwoche der Griechen und Armenier, ſo wie während des Bairams, werden dieſe Gottesäcker zu einer Art von Jahrmarkt benuzt. Da giebt es denn Ringer, Fechter, Poſſenreißer, Seiltänzer u. dgl. mehr. Verſteht ſich, daß auf den platten Gräbern, geſchmauſt, gezecht und geſpielt wird, alles nach Herzensluſt.

9.

a.

Die Antilopen-Jagd in Guzurate.

Erſter Artikel.

Sie wird mit Leoparden betrieben, die gezähmt und beſonders dazu abgerichtet ſind. Der Leopard wird, mit verbundenen Augen, in einen bedeckten, von Ochſen gezogenen Wagen gebracht. Der Fuhrmann ſezt ſich neben denſelben und lenkt das Geſpann durch ein Gitterfenſter, das ihm alles zu ſehen erlaubt. Der Wagen fährt ganz langſam; der berittene Jäger folgt in einiger Entfernung nach. Sobald nun der Fuhrmann Antilopen gewahr wird, ſteckt er, zum Zeigen für denſelben, am Hintertheile des Wagens, ein kleines rothes Fähnchen auf. Hierzu iſt nemlich eine eigene Oeffnung angebracht. Der Wagen fährt immer langſam vorwärts, und die Antilopen weiden ruhig fort. Doch endlich hält der Führer an, nimmt dem Leoparden die Binde ab, öffnet die Wagenthür, und läßt ihn los. Wüthend ſtürzt nun das Raubthier unter den graſenden Haufen, wählt ſich ſeine Beute aus, und verfolgt dieſelbe in gerader Linie. Der Jäger und der Wagen, eilen mit möglichſter Schnelligkeit hinterdrein.

b.

Zweiter Artikel.

Anfangs läuft die Antilope ſchneller als der Leopard; bald aber läßt ſie vor Schreck und Ermüdung in ihrem Laufe nach. Ihr Verfolger dagegen hält immer gleichen Schritt, holt ſie auf dieſe Art in kurzem ein, ſtürzt ſie nieder, packt ſie bei der Kehle und ſaugt ihr das Blut aus. Jezt aber eilen der Jäger und der Fuhrmann herbei, werfen dem Leoparden eine Hammelskeule vor, und bringen ihn dadurch von der Antilope ab. Dies muß aber ſehr ſchnell geſchehn, weil er ſonſt ſeine Beute auffrißt. Manche Antilopen halten die Jagd drei Viertelſtunden aus, die meiſten aber werden früher erſchöpft. Wenn der Leopard ſeinen Hunger geſtillt hat, ſpringt er von ſelbſt in den Wagen, und iſt wieder ſo zahm wie ein Lamm. Augenzeugen können nicht genug erzählen, wie ſchön er ſei, wenn er einer Antilope nachjagt.

10.

Der St. Gotthard.

Der ganze Gotthard beſteht aus Urgebirgsarten, die äuſſerſt mannigfaltig gemiſcht ſind. Dabei ſchließt er einen, in ſeiner Art einzigen, Schatz von Foſſilien in ſich. Bis iezt kennt man bereits einige ſechszig Stück davon. Hierunter ſind die größten Seltenheiten weiße und graue Tourmaline, die der Liebhaber gern mit

2 — 3 Carolinen bezahlt. Auch der opaliſirende Feldſpath iſt jezt ſehr rar. Von Urſern, über den Berg, nach Bellenz, auf der Südſeite, ſind noch drei Tagreiſen, mit den Saumroſſen verſteht ſich. Dieſe legen den Tag etwas über ſieben Stunden zurück, wobei die Pferdelaſt (Saum), nie mehr als 3 Centner zu ſeyn pflegt. Die ganze Gebirgsſtraße iſt 10 — 15 Fuß breit, und mit Granitplatten belegt. Im Winter liegt an 20 — 30 Fuß Schnee darauf. Indeſſen wird die Verbindung ſelten acht Tage gehemmt. Man arbeitet nemlich, von beiden Seiten an der Bahn. Wenn dieſe einmal gebrochen iſt, beginnt gerade der ſtärkſte Waarenzug. Zwei Ochſen bringen dann, ohne Beſchwerde 12 Centner fort. Im Hoſpize, auf dem höchſten Punkte des Berges, befindet ſich unter andern, ein ſehenswerther Pferdeſtall. Wöchentlich gehen an 300 Pferde über den Gotthard. Der Winter dauert gerade neun Monate, doch ſteigt die Kälte nur ſelten über 19 Gr. Reaum.

11.

Kraftmeſſer.

Eine engliſche Erfindung, mit dem griechiſchen Worte Dynameter genannt. Zwei eiſerne Federn ſetzen, je nachdem ſie ſich durch den Zug nähern, einen Zeiger in Bewegung, der Centner, halbe Centner u. ſ. w., anzeigt. Durch dieſes Inſtrument hat man gefunden, wie folgt: Die Kraft eines Mannes von mittlerer Stärke beträgt 265 Pfund. Die eines Weibes in ihren beſten Jahren und eines fünfzehnjährigen Knabens 105 Pfund. Die mittlere Kraft eines Pferdes beim Ziehen 736 Pfd. Um eine Kiſte von 500 Pfd. auf einer Fläche zu bewegen, iſt eine Kraft von 286 Pfund erforderlich. Geſchieht dies aber auf Rollen, ſo braucht es nur eine von 51 Pfd. Die Kiſte auf einen vierrädrigen Wagen geführt, bedarf es einer von 122 auf einen zweirädrigen Karren dagegen nur einer von 61 Pfd.

12.

a.

Plymouth.

Erſter Artikel.

Plymouth, (England) mit 48,000 Einwohnern, liegt am Abhange eines Hügels, der ſich zwiſchen den Mündungen der Tamer und des Plym, *) in die See hinaus erſtreckt. Die Straßen ziehen ſich von oben nach unten, und ſind mit wenigen Ausnahmen eng, düſter und ſteil. Eben ſo ſind die Häuſer faſt durchgängig in altväteriſchem, geſchmackloſen Style gebaut; ja ſie haben, der vielen zugemauerten oder mit Brettern vernagelten

---

*) Die Mündung der Tamer iſt unter dem Namen **Hamoaze**, die des Plym unter der Benennung **Catwater** bekannt. Beide Ankerpläze ſind wegen ihrer Sicherheit bekannt. Die Bay aber, d. h. **Plymouth-Sound**, iſt bei ſtürmiſcher Witterung ſo gefährlich, wie die offene See.

Fenſter halber, ein doppelt häßliches Anſehn. Man wird ſich nemlich erinnern, daß für iedes nicht geblendete Fenſter eine jährliche Abgabe von fünfzehn Schillingen, (neun Gulden Rhein.) bezahlt werden muß. In dem niedrigſten Theile der Stadt ſind die Häuſer am häßlichſten, und ſelten mit Gärten verſehn. In dem mittleren Theile ſind ſie ſchon etwas beſſer, und haben faſt alle dieſe Annehmlichkeit. Auf dem höchſten Theile des Hügels endlich, ſind ſie beinahe durchgehends neu und geſchmackvoll, auch mit den herrlichſten Gärten umringt. Man hat auf dieſem Punkte zugleich eine vortrefliche Ausſicht über die ganze Stadt, die reizende Gegend und einen großen Theil der Bay. So ſchlecht übrigens auch der größte Theil der Häuſer von Plymouth ausſehen mag; im Innern ſind dieſelben dennoch ſehr bequem eingerichtet, und eben ſo geſchmackvoll verziert.

b.

Ein Sonnenuntergang in den Alpen.

Die Sonne fieng an tiefer zu ſinken; bald war ſie gänzlich hinter die Gebirge hinab. Wenige Minuten, und die Schatten der Dämmerung überzogen das duftige Thal. Die Alpenwelt in Oſten lag uns gerade gegenüber, ein großer, entzückender Anblick. Erſt leuchtender, blitzender Flammenglanz; dann alle Farben des Regenbogens, im reinſten, ſanfteſten Uebergang; dann das brennendeſte Roſenroth in allen Abſtufungen, bis zum

Erlöſchen in falbes Grau. Doch während ſchon alle Gipfel in ſchweigendem Dunkel lagen, ſtrahlte die Stirn der Jungfrau noch immer in himmliſchem Roſenglanz, ein Bild der ewigen Jugend, der ewigen Schönheit, der Unſterblichkeit. Aber wenige Sekunden, und auch dieſe Glorie erloſch in den Schatten der dunkelnden Nacht. So das Irdiſche! — Nur die Idee lebt über den Gräbern der Jahrtauſende fort!

13.

Plymouth.

Zweiter und lezter Artikel.

Plymouth wird durch eine Citadelle geſchüzt, deren fünf Baſtionen mit 165 Kanonen vom ſchwerſten Caliber beſezt ſind. Hierzu kommt noch eine ſchwere Waſſerbatterie. In der Citadelle befinden ſich, unter andern, auch die Magazine für die Vorräthe der königlichen Flotte, beſonders was Mehl, Brod, Zwieback u. ſ. w. betrift. Auch ſind zwei große Backhäuſer vorhanden, wovon jedes vier Oefen hat. Dieſe werden alle vier und zwanzig Stunden achtmal geheizt; ſo daß man für ſechszehntauſend Mann darin backen kann. Geſellſchaftliche Hilfsmittel giebt es in Plymouth immer genug. Man hat mehrere gute Bibliotheken, Tavernen, und Caffehäuſer, Concerte, Bälle, Schauſpiel u. dgl. mehr. Wer Spaziergänge liebt, findet in der umliegenden reizenden Gegend hinlänglich Gelegenheit dazu.

Eine der angenehmſten Partien iſt die nach Catwater, (die Mündung des Plyno), wo einige recht gute Wirthshäuſer ſind.

14.

Die Salinen von Puerto Real.

Dieſes iſt eine artige, gut gebaute Stadt, mit 10,000 Einwohnern, drittehalb Stunden von Cadiz, und ihrer Salinen wegen bekannt. Dieſe Salinen, 69 zuſammen, ziehen ſich, in einer beträchtlichen Ausdehnung, um die Bay herum, und liefern jährlich an 21 Mill. 300,000 Centner Salz. Es iſt, wie man von ſelbſt erräth, ein reines Sonnenſalz, aus dem Meerwaſſer cryſtalliſirt, das auf folgende Art gewonnen wird. Eine Reihe großer Baſſins, iſt in eine Menge gleich breiter und tiefer Canäle abgetheilt. Vermittelſt kleiner Schleußen wird das Meerwaſſer hineingeleitet, und bleibt ſo lange darin ſtehen, bis die feinſten Theile ausgedunſtet ſind. Hierauf wird es in ein zweites Baſſin, und etwas flächere Canäle geleitet, wo es ſich allmählig immer mehr verdickt, und bis zum Verwunden beizend wird. Nachdem es dieſen Grad von Stärke erreicht hat, wird es einer dritten Abdunſtung in einem langen, ſchmalen Canale ausgeſezt, der um einen Platz herumläuft, worin lauter dreieckigte Baſſins befindlich ſind.

In dieſen erfolgt endlich die vierte und lezte Abdunſtung. Damit aber die Maſſe nicht gänzlich feſt wird, rührt man dieſelbe beſtändig mit langen Rechen um. Bald kommt nun das Salz, theils auf der Oberfläche, als weißer Schaum, theils auf dem Grunde, als Bodenſalz zum Vorſchein. Jenes wird ſorgfältig abgeſchöpft, weil es ungleich weißer als das andere iſt. Dieſes erfordert eine gleich behutſame Behandlung, damit es nicht völlig verhärten kann. Es wird daher, im Augenblicke der vollendeten Criſtalliſation, in Stücke zerſchlagen, und an die Luft gebracht, wo man es dann zerreibt, und in großen Maſſen aufhäuft. Das weiße wird auſſer dem Landesbedarfe, an die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden und Portugieſen abgeſezt.

15.

Engliſche Biere.

Beer und Ale unterſcheiden ſich dadurch, daß jenes mehr Hopfen hat, und dieſes, nach der Verſchiedenheit des Malzes, bald blaß, bald braun iſt. Burton-Ale wird als das ſtärkſte, Windſor-Ale als das leichteſte genannt. Ein gutes Ale, das zweimal gemaiſcht, und eben ſo vielmal gekocht worden iſt, hält ſich bis nach Oſtindien und China. Der Porter wird aus Luftmalz, Hopfen, Süßholz, Zucker u. ſ. w. gebraut, aber der hohen Auflagen wegen, häufig verfälſcht. Old Hock iſt blaſſer, faſt weißer Porter aus Darrmalz. — Bei dieſer Gelegenheit noch die Bemerkung, daß auch ſehr viel Danziger Doppelbier nach England geht. Es wird dort Sprucebeer oder Blackbeer genannt.

16.

Provenceröl von Aix.

Es iſt das beſte und wegen ſeiner Reinheit, Milde und Lieblichkeit in ganz Europa bekannt. Ueberdem hat es einen ganz vortreflichen Geruch, und hält ſich drei bis vier Jahre lang. In den erſten vier oder fünf Monaten, iſt es zwar immer etwas bitter und ſcharf; allein nachher wird es äuſſerſt ſüß und angenehm. Man irrt ſich ſehr, wenn man die dicken Oele von Graße, Nizza u. ſ. w., die gleich anfangs ſüß ſind, für beſſer hält. Eben ſo, wenn man den ſogenannten «degraißirten» den Vorzug giebt. Leztere mögen allerdings ſehr klar und durchſichtig ſeyn; ſie werden aber durch jene Bearbeitung ihrer beſten Beſtandtheile beraubt. Jenes ächte, feine Provenceröl iſt ein Hauptzweig des Handels von Aix.

17.

Der Kabliau.

Es iſt Gadus morhua; er lebt im europäiſchen und nordamerikaniſchen Ocean. In jenem findet man denſelben, am häufigſten an den Küſten von Norwegen und Schottland; in dieſem auf der großen Bank von Neufundland. Der Kabliau wird in der Regel 2 — 3 Fuß lang, und iſt ſeiner Gefräßigkeit wegen bekannt. Die Hauptnahrung deſſelben pflegt in Seekrebſen, Seewürmern und kleinen Fiſchen, beſonders Häringen zu beſtehn. Dafür iſt er aber auch auſſerordentlich fruchtbar. Der berühmte Lenuwenhoeck zählte, bei einem mittelmäßigen Rogner, an zehntehalb Millionen Eier, was gewiß bemerkenswerth iſt. Kabliau iſt übrigens der Name des friſchen Fiſches; Laberdan dagegen bezeichnet den eingeſalzenen; Stockfiſch u. ſ. w. heißt er, wenn er blos getrocknet iſt, und vor der Zubereitung erſt mürbe geklopft werden muß. Den Namen Klippſchiff u. ſ. w., erhält er, wenn er eingeſalzene und an der Luft auf Klippen getrocknet worden iſt. Die größten, beſten und fetteſten Kabliaus, fängt man auf der Südſeite von Neufundland. Die Blaſe dieſes Fiſches wird eingeſalzen, als ein beſonderer Leckerbiſſen angeſehn.

18.

Ruſſiſche Jäger auf Spitzbergen.

Bekanntlich hat Spitzbergen keine regelmäßige Bevölkerung. Dagegen halten ſich jedes Jahr, eine gewiſſe Anzahl ruſſiſcher Abentheurer als Jäger daſelbſt auf. Sie ſegeln auf einem eigends für ſie beſtimmten Schiffe, jedesmal im höchſten Sommer, von Archangel dahin ab, und ſind mit den nöthigen Vorräthen, an geräuchertem Fleiſche, Mehl, Molken und Brennholz in Ueberfluß verſehn. Die Molken dienen ihnen zum Brodbacken, ſo wie zum antiſcorbutiſchen Getränk. Jezt bauen ſie ſich an den Buchten und Einfahrten Hütten, oder beſſern die ſchon vorhandenen aus, und jagen nun Bäre, Rennthiere, Füchſe u. ſ. w., auf dem Lande, mit großer Emſigkeit. Zu gleicher Zeit ſtellen ſie den Wallroſſen nach, deren Thran ihre Lieblingsſpeiſe iſt, auch ſammeln ſie Dunen verſchiedener Seevögel ein. Nach Jahr und Tag werden ſie, wie geſagt, durch andere ihres Gleichen abgelöſt.

19.

Die Juden in Livorno.

Sie machen einen eben ſo zahlreichen als wichtigen Theil der Bevölkerung von Livorno aus. Man giebt die Maſſe derſelben auf 20,000 an; alſo auf ein Viertheil der ganzen Einwohnerzahl. Es ſind meiſtens portugieſiſch-levantiſche Familien von ſehr großem Reichthum. Schon ſeit 1795 hatten ſie eine Menge Häuſer an ſich gebracht; jezt ſind ſie, im buchſtäblichen Sinne, Eigenthümer von zwei Drittheilen der Stadt. Sie leben in der Regel auf einem ſehr hohen Fuß; ihre Frauen und Töchter erſcheinen an Feſttagen mit Diamanten überſäet. In Beobachtung ihrer Gebräuche indeſſen, ſind ſie nichts weniger als ſtreng. Ihre weiblichen Dienſtboten pflegen ſie, faſt ausſchließend, aus Deutſchland zu beziehn. Die meiſten dieſer Mädchen kommen aus Franken, Schwaben und Baiern, und kränkeln anfangs am Heimweh. Bald aber gewöhnen ſie größtentheils ein, und zeichnen ſich durch Fleiß und Thätigkeit aus.

Die meiſten kehren nach zehn, zwölf Jahren, mit einem kleinen Vermögen in's Vaterland zurück; andere verheirathen ſich, und zwar mit Vortheil, in Livorno ſelbſt.

20.

Das ſchwarze Meer.

So wie man ſich Odeſſa von der Landſeite nähert, erblickt man es, gleich einer ſchwarzen Wolke, am Horizonte gerade vor ſich. Es erhebt ſich immer mehr, wie ein ungeheures Kohlengebirg, auf dem ewige Finſterniß ruht. Nur hier und da wird man weißlichte Punkte von verſchiedener Größe gewahr, was ſegelnde Schiffe ſind. So an ruhigen Tagen in der Nähe des Ufers geſehn. Aber bei Stürmen gleicht der Pontus, dem düſteren, zuſammenſchmetternden Hochwalde, mit Schneegeſtöber bedeckt. Dieſe Erſcheinung wird von dem Schaume hervorgebracht, der in dichten Kreiſen, von den ſchwarzen, felſenhohen Wogen herabſtürzt.

21.

a.

Die mallorcaniſche Sprache.

Sie iſt, ſowohl den Worten als den Tönen nach, eine Quinteſſenz von den Sprachen aller Nationen, die jemals im Beſitze der Inſel geweſen ſind. Indeſſen herrſcht in Anſehung der Worte das Catalaniſche, und in Anſehung der Töne das Arabiſche vor. Auffallend ſind dabei die häufigen Verwechſelungen des a mit e, und s mit l, z. B. sa camila ſtatt la camisa (das Hemd). Es padre ſtatt El padre (der Vater) u. dgl. mehr. Eben ſo iſt folgendes bemerkenswerth. Die Männer der höhern und mittlern Klaſſe ſprechen das reincaſtilianiſche ziemlich allgemein, und das mallorcaniſche Patois beinahe gar nicht mehr. Die Weiber aller Claſſen hingegen, hängen mit einem Eigenſinn an ihrem inſulariſchen Kauderwälſch, der nur durch ihr Geſchlecht, und ihre Erziehung erklärlich wird.

b.

Oſtindiſcher Indigo.

Er wird aus den großen Blättern eines hohen Baumes bereitet, der dem Oleander ähnlich iſt, in jedem Boden fortkommt, und Hitze wie Näſſe, gleich gut vertragen kann. Ehedem bis 1793 bezog England ſeinen Indigo von Spanien und Frankreich; jezt verſieht es ſelbſt einen ſehr großen Theil von Europa damit. Man ſchlägt die jährliche Ausfuhr auf viertehalb Millionen Pfunde an.

22.

Die Vließinger Schleichhändler.

Sie kennen das Fahrwaſſer, ſo wie die Küſten von England und Seeland, auf das genauſte, und treiben ihr gefahrvolles Handwerk mit der größten Ruhe und Regelmäßigkeit. Ihre Ausrottung iſt eine Unmöglichkeit. Und wenn man alle Fahrzeuge verbrennen wollte, ſie würden auf Flößen nach England gehn. Es giebt Familien, in denen dieſer Erwerbszweig, ſeit vielen Generationen erblich geworden iſt. Alle ſtehen für einen, wie einer für alle; jeder Verluſt, jedes Unglück wird als gemeinſchaftlich betrachtet, ſo daß ſelbſt die Familie des Eingekerkerten Unterſtützung erhält.

23.

Unterſeen und Interlachen.

Unterſeen iſt ein altes, aber reinliches Städtchen, ungefähr eine Stunde vom Thunerſee. Es liegt, ſo zu ſagen, in einem Obſtbaumwalde, in einem lieblichen, von der Aar bewäſſerten Thale, das auf allen Seiten mit hohen Gebirgen umgeben iſt. Dies macht das Clima äuſſerſt mild; nirgends kann man ſchönere Wieſen und größere Nußbäume ſehn. Die große Allee z. B. iſt einzig in ihrer Art. Die Aar macht vor dem Städtchen einen artigen Waſſerfall. Weiterhin ſind mehrere Sägemühlen befindlich. Die Schachtelarbeiten gehen durch die ganze Schweiz. Schon Ende Februars ſind die Wieſen von Neuem mit Blumen geſchmückt. **Interlachen** iſt ein heiteres ebenfalls ſehr reinliches Dorf, noch keine Viertelſtunde von Unterſeen. Viele Fremden ziehen es dem Städtchen vor, weil alles noch ländlicher daſelbſt iſt.

Man miethet ſich ſehr gern in dieſe netten Bauernhäuſer ein, da ſie mit allen Bequemlichkeiten verſehen ſind. Aber die Gegend iſt auch ſo ſchön, die Luft ſo rein und mild, die Anſicht der Hochgebirge ſo erhaben, der Charakter der Einwohner ſo gutmüthig, die Beſchaffenheit der Lebensmittel ſo vortreflich, daß kaum etwas zu wünſchen übrig bleibt.

21.

a.

Die Caymansjagd.

Erſter Artikel.

Der Cayman, ſonſt auch Alligator genannt, wird entweder geſchoſſen oder harpunirt; beides muß mit großer Geſchicklichkeit geſchehn. Er wird entweder zu Fuß oder im Canot, entweder am Lande, in Lachen oder in Flüſſen gejagt, er wird endlich auch zuweilen in ſeinen Schlupfwinkeln aufgeſucht. Wir führen über dieſe verſchiedenen Arten das Vorzüglichſte an. — Die Jagd zu Fuß oder am Lande, findet in der Regel nur ſelten ſtatt. Meiſtens wird ſie blos unternommen, wenn man ſich eines weiblichen Caymans mit den Eiern oder mehrern Jungen bemächtigen, oder endlich, wenn man einen Cayman aus der Nähe der Plantage vertreiben, und ſeinem Angriffe zuvorkommen will. Ein geſchickter Jäger kann einen Cayman mit einem einzigen Schuſſe tödten, wenn er nur den rechten Augenblick in Acht nimmt. Man zielt am beſten auf das Auge, oder auf den obern Theil des Rückgrats, wo die Kugel entweder in das Gehirn oder in die Lunge dringt.

b.

Cattaro.

Cattaro iſt das Paradies der Gutſchmecker; man hat Geflügel, Wildpret, Fiſche, Gemüſe, Obſt u. ſ. w., um einen Spottpreiß. Die Montenegriner bringen vortrefliche Kälber, Lämmer, Krebſe u. ſ. w., in die Stadt. Ueberhaupt, wer ſich mit einem guten Tiſche, und dem gewöhnlichen Umgange begnügen mag, befindet ſich dort ſehr wohl. Die Frauen ſind artig, die Bälle belebt. Aber ſonſt iſt Cattaro ein ſehr trauriger Ort. Man hat z. B. nur einen einzigen ſchattigen Spaziergang. Bei der Lage der Stadt *) ſind die Sommer unerträglich heiß, und die Winter gröſtentheils regenhaft.

25.

Die Caymansjagd.

Zweiter Artikel.

Was die Jagd zu Fuß, in Lachen, auch wohl an ſeichten Flußufern anlangt, ſo iſt ſie mit großen Be-

---

*) In einem tiefen Keſſel, mit hohen kahlen Bergen umringt, im Hintergrunde des langen Seearmes, der unter dem Namen Bocche di Cattaro bekannt iſt.

ſchwerden und Gefahren verknüpft. Sie hat aber dennoch ſehr häufig, und gerade um dieſer Urſachen willen ſtatt. Auch gewährt ſie den Vortheil, daß man die Caymans harpuniren, alſo ohne Verletzung des Gehirnes, oder der Lunge tödten kann. Meiſtens braucht man zehn bis zwölf Menſchen zu dieſer Jagd. Einmal, weil jene Lachen mit dichtem Gebüſche bewachſen, alſo nur ſchwer zu paßiren ſind. Zweitens, weil ſich immer eine Menge Caymans darin aufhalten, denen man mehrere gute Schützen oder Harpunirer entgegenſtellen muß. Den Zug eröffnen vier bis ſechs Männer, mit großen Jagdmeſſern in der Hand. Sie bahnen den Weg, und recognoſciren zu gleicher Zeit. Hinter ihnen folgen die eigentlichen Jäger und Harpunirer, alle in einer Reihe, mit Doppelflinten und guten Harpuns verſehn. Sie müſſen dabei oft bis an den halben Leib im Schlamme waten, und dennoch die Reihe beibehalten, damit keiner allein angegriffen wird.

26.

Die Caymansjagd.

Dritter Artikel.

Hat man einen Cayman harpunirt, ſo zieht man ihn an's Land, wozu nach Befinden, ſechs bis acht Männer nöthig ſind. Jezt ſchlägt man ihn entweder vollends todt, oder zündet mehrere Feuer in der Runde um ihn an, oder knebelt ihn auch nur, im Falle man ihn nemlich lebendig erhalten will. Beim Todtſchlagen muß man beſonders den Kopf und Rachen zu treffen ſuchen; beim Verbrennen muß man ſehr vorſichtig zu Werke gehen, weil der Cayman in die äuſſerſte Wuth geräth. Beim Knebeln endlich verfährt man auf folgende Art. In dem Augenblicke, wo der Cayman an's Land gebracht wird, und noch ganz ruhig iſt, hält man zwei große Balken bereit. Den einen wirft man ihm queer über den Hals, den andern eben ſo über den Schwanz hinüber, läßt beide an den Enden durch vier bis ſechs Leute feſt halten, und zugleich niederdrücken, ſo daß man das Thier in völlige Gewalt bekommt. Jezt wirft man ihm eine Schlinge über den Rachen, und zieht dieſe in der Mitte deſſelben feſt. Das Binden des Caymans geſchieht nun ohne Schwierigkeit. Meiſtens pflegt man ihm die Füße auf dem Rücken zu befeſtigen, worauf er faſt allen Muth verliert.

27.

Die Caymansjagd.

Vierter und lezter Artikel.

Gehen wir endlich zu der Jagd in Canots, und auf Flüſſen über, ſo finden wir, daß dieſe die bequemſte, und wegen der Kühle auf den ſchattenreichen Flüſſen auch die angenehmſte iſt. Man macht dabei bald von Feuergewehren, bald von Harpunen Gebrauch. Bei lezteren iſt jedoch ſehr große Vorſicht nöthig, wenn das Canot nicht umſchlagen ſoll. Sobald nemlich der Cayman verwundet worden iſt, ſteigt er bald auf, bald nieder, und macht eine Menge heftiger Bewegungen nach allen Richtungen hin. Hier muß man nun das Tau geſchickt nachlaſſen, und beſonders mit dem Canot gehörig zu folgen verſtehn. Meiſtens ſtirbt der Cayman auf dem Grunde, weil er ſich dort in ſeinem Schlupfwinkel verſtekt. Nach vier und zwanzig Stunden indeſſen kommt der Leichnam wieder in die Höhe, ſo daß man ihn ganz bequem an's Land bringen kann. Das Fleiſch wird von den Negern, beſonders von den Congos, begierig geſucht, ob es gleich einen ſehr widrigen Moſchusgeſchmack hat.

28.

Chelſea.

Chelſea liegt an der Themſe, in einer ſehr angenehmen Gegend und iſt mit einer Menge Landhäuſer umringt. Es zeichnet ſich durch ſeine geſunde Luft, durch ſeine netten, freundlichen Wohnungen, und durch ſein vortreffliches Invaliden-Hoſpital aus. Man athmet, in dieſem ſchönen Dorfe, ungleich freier und leichter, als in der mit ewigen Dünſten angefüllten Stadt. Eben ſo findet man hier bei allen Häuſern, niedliche Obſt- und Blumengärten, und hat alle Bedürfniſſe um ein Viertheil wohlfeiler, als in London, und dennoch eben ſo gut. Unter den Gärten zeichnet ſich der große botaniſche aus, der den Apothekern von London gehört. In dem prächtigen Invalidenhoſpitale werden fünfhundert würdige Krieger aufs beſte unterhalten, und beziehen noch überdem wöchentlich zwei Schillinge (1 fl. Rhein.) Taſchengeld. Hinter dem Gebäude befindet ſich ein großer, ſchöner Park.

29.

Die ſüdlichen Striche von Devonſhire.

Sie liegen an einem kleinen Seearme, und werden für den mildeſten, ja wärmſten Theil von England angeſehn. Man ſieht hier in den Gärten Orangen- und Citronenbäume, am Spaliere ziehn. Gut mit Stroh verwahrt überwintern ſie im Freien, wie jeder andere Baum. Die Früchte ſind an Größe, ſo wie an Feinheit der Schaale, den beſten portugieſiſchen und ſicilianiſchen gleich. Es hat ſich gezeigt, daß dergleichen Bäume, die man in England aus den Kernen zog, und vorſichtig pfropfte, die Kälte ungleich beßer vertrugen, als ſolche, die man aus ſüdlichen Ländern, in Käſten kommen ließ. Auch die Tuchsia coccin. die Camellia japor. die Buddleja globosa, das Solan. pseudocapsicum, und andere dergleichen zarte Gewächſe kommen ſehr gut fort, und überwintern in freier Luft. Unter allen dieſen Strichen dürfte die kleine Seeſtadt Salcombe unſtreitig der wärmſte ſeyn. Hier wuchs in 38 Jahren eine Agave americana (Baumalor) in freier Luft, und ohne alle Winterbedeckung, bis zur Höhe von acht und zwanzig Fuß empor.

30.

Miscellen aus Schweden.

Um den Mangel an Menſchenarmen zu erſetzen, ſind auch Dreſchmaſchinen im Gebrauch, beſonders in Helſingland. Sie werden von Pferden oder vom Waſſer getrieben, je nachdem die Gelegenheit iſt. — Stockfiſchköpfe mit grünen Gemüſen gekocht, und das Ganze durchgeſeiht geben, gegen den Scorbut, eine vortreffliche Brühe ab. — In Schweden werden Jünglinge erſt mit dem zwanzigſten Jahre, Mädchen dagegen mit dem ſechszehnten völlig mannbar. — Der Grundzug des ſchwediſchen Charakters iſt hohes Freiheitsgefühl; im Ganzen aber findet man wenig Lebhaftigkeit. — Der eingeſalzene Stockfiſchroggen, wird als Köder beim Sardellenfange gebraucht. Der meiſte geht nach Spanien und Frankreich. — Das ſchwediſche Forſtweſen iſt noch ganz in der Kindheit. — Die Häringsköpfe und Schwänze geben ein vortreffliches Dungmittel ab.

December.

1.

Die Ferrades.

Erſter Artikel.

Etwas unterhalb **Arles**, (Provence) liegt eine große, von der Rhone angeſetzte Inſel, **La Camargue** genannt. Hier giebt es, der leichten Bewäſſerung wegen, das herrlichſte Weideland in Ueberfluß. Die Folge davon iſt, daß die Viehzucht im Großen, und mit außerordentlichem Glücke getrieben wird. Es werden tauſende von Pferden, Ochſen und Schafen gezählt, die man in halbwildem Zuſtande läßt. Da indeſſen jeder Eigenthümer, die ſämtlich auf der Inſel wohnen, die ihm gehörende Anzahl bezeichnen muß; ſo giebt dies Veranlaſſung zu einer Art von Hirtenfeſten, die unter dem Namen **Ferrades** bekannt ſind. Eine ſolche Ferrade wird gewöhnlich von mehreen Eigenthümern zugleich angeſtellt, und zieht oft tauſende von Zuſchauern, und Gäſten herbei. Zu dieſem Ende wird einer großen, abgemähten Wieſe, mit Hülfe einer Menge von Karren, u. ſ. w. eine Art Circus errichtet, worin die Operation vorgenommen werden kann. Alle ſind mit Flaggen, Fahnen, Wimpeln, Bändern, u. ſ. w. verziert, auch mit eignen Gerüſten für die Zuſchauer verſehn.

2.

Jüdiſche Buchdruckereien in Livorno.

Sie ſind äußerſt bedeutend, ſowie der damit verbundene Buchhandel nach dem Orient. Es werden nemlich, nicht nur jüdiſche Lehr- und Gebetbücher, in ungeheurer Menge gedruckt, ſondern auch große Bibelausgaben gemacht. Die für die Juden in der europäiſchen Türkei, pflegen mit der jüdiſch-ſpaniſchen *) Ueberſetzung, die für die Juden in Arabien, und der Barbarei, mit der chaldäiſchen verſehen zu ſeyn. Nach Amſterdam nimmt Livorno, in Anſehung der Schönheit und Correktheit des Druckes, die zweite Stelle ein. Einige wollen jedoch dieſe Venedig; dagegen Livorno die dritte zugeſtehn. Während der Continentalſperre, lagen dieſe Büchergeſchäfte völlig darnieder; ja Livorno ward ſogar mit dem gänzlichen Verluſte derſelben bedroht. Es war nemlich zu Wien eine ähnliche Anſtalt gegründet worden, die trotz der koſtſpieligen Landverſendung, guten Fortgang zu haben ſchien. Allein mit dem erneuerten Levantehandel, behauptete Livorno auch in dieſem Artikel ſein altes Uebergewicht. Durch dieſe

---

*) Der ſogenannten Latina — Jüdiſch-Deutſch; Jüdiſch-Spaniſch. — Es iſt daſſelbe Verhältniß.

Büchergeſchäfte werden nicht weniger, als vier bis fünf Millionen Lire in Umlauf geſezt.

3.

Die Ferrades.

Zweiter und lezter Artikel.

An der einen Seite des Circus iſt eine Oefnung befindlich. Durch dieſe wird das Vieh hineingetrieben, das unterdeſſen in der Nähe, in Verſchlägen eingeſperrt iſt. An der andern Seite des Circus brennt ein großes Feuer, worin man die Eiſen glühend macht. Das Bezeichnen der Pferde und Schafe hat keine Schwierigkeit. Mit den Stieren dagegen iſt es gerade umgekehrt. Hier muß Gewalt gebraucht werden, und zwar auf folgende Art. Die Hirten ſind beritten, und mit großen eiſernen Dreizacken verſehn. Sie laſſen zwölf bis fünfzehn Stiere aus dem Verſchlage, und jagen dieſelben in den Circus, gerade auf das Feuer zu. Jezt fallen über jedes dieſer Thiere, fünf bis ſechs andere Hirten her, werfen es zu Boden, und halten es ſo lange unbeweglich, bis es bezeichnet worden iſt. Nun wüthen die ſchnaubenden und ſchäumenden Thiere eine Weile im Circus herum; doch endlich ermüden ſie, und ſtehen ſtill. In dieſem Augenblicke läßt man Kühe herein, und alles iſt abgethan. Ruhig folgen ihnen die Stirre auf den Weideplatz.

4.

Lampeduſa.

Dieſe kleine, zwiſchen Malta und der barbariſchen Küſte liegende Inſel, gehört bekanntlich zu Neapel. Wiewohl dieſelbe einen fruchtbaren Boden und trefliches Waſſer in Ueberfluß hat, iſt ſie dennoch gänzlich unbewohnt. Da ſie nun auf der Südſeite eine ſehr gute Bay hat, ſo ankern die Barbaresken ſehr häufig daſelbſt. Eben ſo laufen auch häufig, angeſtekte, levantiſche Schiffe ein, und verweilen ſo lange, bis ihre Mannſchaft hergeſtellt, oder durch Matroſen von Küſtenfahrern erſezt iſt. Dann berühren ſie irgend einen geſunden Levantehafen, laſſen ſich von dem dortigen Conſulate eine reine Patente geben, und ſegeln damit an den Ort ihrer Beſtimmung ab.

5.

Edyſtone.

Erſter Artikel.

Dies iſt der Name einer Klippenreihe, die ſich gerade vor der Mitte der Bay von Plymouth, in der offenen See hinzieht. Auf dem höchſten Punkte derſelben, vorzugsweiſe Edyſtone genannt, iſt ein Leuchtthurm erbaut, der auf den engliſchen Seekarten, unter dem Namen Edyſtone Lighthouſe verzeichnet iſt, und von den Schiffern ſehr ſorgfältig beobachtet wird. Ein neuer

Reiſender, der eine Luſtfahrt dahin machte, giebt folgende Beſchreibung davon. — Wir wählten einen vorzüglich ſchönen Tag dazu — ſind ſeine Worte — weil man ſich dieſen gefährlichen Klippen ſonſt nicht nähern kann. Zugleich vergaßen wir die nöthigen Vorräthe an Brod, Wein, Rum, Porter, Roſtbeef und Cheſterkäſe nicht. Das Wetter war vortreflich, das Meer faſt ſpiegelglatt; der Wind ſanfter Oſt-Süd-Oſt; ſchon nach einer Stunde langten wir daher bei dem Leuchtthurme an. Einer der alten Wächter wartete bereits auf uns; machte unſer Boot an einem Ringe feſt, und half uns denn, von Klippe zu Klippe, vollends hinauf. Nachdem er nun auch unſere Vorräthe geholt hatte, ſtiegen wir mit ihm, eine zwar dunkele, aber bequeme Treppe hinan. Endlich traten wir in ein nett meublirtes Zimmer, das aber etwas düſter war.

6.

Edyſtone.

Zweiter Artikel.

Wir fanden hier ſeinen Kameraden; er empfieng uns mit freudiger Herzlichkeit. Der Tag, wo dieſe armen, alten Leute Beſuch erhalten, iſt immer ein hoher Feſttag für ſie. Wir eröffneten die Unterhaltung mit einem Geſchenke an Taback, und ſtiegen dann vollends in die Laterne hinauf. Hier beſahen wir die Einrichtung zur Erleuchtung, die jezt mit beweglichen

Reverberen geſchieht, ergözten uns an der unermeßlichen Ausſicht auf den Ocean, und kehrten endlich zu unſerem ehrlichen alten Wächter zurück. Sein Kamerad blieb indeſſen oben zur Wache zurück. Jezt hielten wir tüchtige Collation, wovon der eine, wie der andere, ſeinen guten Antheil erhielt, beſonders was das Getränk betraf. Dies machte unſern biedern Alten ſo geſprächig, daß er uns nicht nur eine umſtändliche Geſchichte des Leuchtthurmes ſelbſt, ſondern auch eine Menge Einzelnheiten aus ſeinem Leben zum Beſten gab.

7.

Edyſtone.

Dritter und lezter Artikel.

Der Leuchtthurm, wie er jezt daſteht, iſt eigentlich ſchon der dritte auf Edyſtone. Der erſte ward in den Jahren 1696 bis 1698 erbaut, ſtand aber nur bis 1707. Hier ward er, bei einem heftigen Herbſtſturme, in einer Nacht verſchlungen, während ſich der Baumeiſter gerade darauf befand. Der zweite ward im Jahre 1708 angefangen, 1709 vollendet, und hielt gegen alle Stürme aus, bis er 1755 von den Flammen verzehrt ward. Die beiden armen Wächter kamen dabei auf eine ſehr ſchreckliche Weiſe um. Der jezige Leuchtthurm endlich ward in den Jahren 1756—59 vollendet, und hat ſeitdem den wüthendeſten Orkanen getrozt. Der alte ehrliche Wächter hatte dieſen Poſten ſchon an die dreißig Jahre verſehen, und trieb zu gleicher Zeit das Schuhmacherhandwerk. Er hatte ſeine Stelle — wie er ſelbſt bekannte — eigentlich aus Arbeitsſcheu geſucht; gewann aber bald die Arbeit doppelt lieb. Trotz ſeinem geringen jährlichen Gehalte von 25. Pfd. war er dennoch mit demſelben vollkommen zufrieden, und wünſchte ſich nie von ſeinem lieben Thurme hinweg.

8.

Der Parmeſankäſe.

Der ganz ächte wird nur in Lodi, und der Umgegend (dem Lodeſan) bereitet. Er ward daher urſprünglich Formaggio Lodigiano genannt, und kommt unter dieſem Namen, auch noch hin und wieder im Handel vor. In Mailand wird derſelbe als Formaggio di grana verkauft. In Venedig heißt er Piacentino, weil man ihn über Piacenza bezieht. Der ächte hält ſich ſo gut, daß er ſelbſt die Linie ohne Veränderung paßirt. Da er nun zugleich für antiſcorbutiſch gilt, iſt er bei den Seefahrern ungemein beliebt. Man bezieht ihn am beſten aus der Hauptniederlage zu Codogno. — Der Reichthum des Lodeſan iſt der Wieſenbau. Boden und Waſſer geben den dortigen Futterkräutern einen eigenthümlichen Vorzug. Die Bewäſſerung geſchieht aus einem Canale der Adda, der ſogenannten Muzza. Die Kühe werden das ganze Jahr im Stalle gefüttert; nur im Spätherbſte weiden ſie den letzten Nachwuchs ab.

9.

Italiäniſches Roſenöl.

Es wird in Livorno verfertigt, muß aber dem levantiſchen um 50 P. C. und darüber nachſtehn. Es ſind nemlich zu einer einzigen Unze (2. Loth.) nicht weniger als tauſend Pfd. Roſen erforderlich. Man verſichert, daß es häufig zur Verfälſchung des levantiſchen, beſonders des tuneſiniſchen dient. Auch in Florenz ſoll Roſenöl verfertigt werden, und häufig nach Deutſchland gehn. Nach den Preiſen zu urtheilen, kann freilich die Sorte, die man gewöhnlich findet, unmöglich levantiſches ſeyn.

10.

Stonyhurſt-Collegium.

Dies iſt eine jeſuitiſche Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalt, mitten in Altengland, die ſchon ſeit ſechs und dreißig Jahren exiſtirt. Sie befindet ſich bei Pereſton in Lancaſhire, und hat das Anſehen eines großen Landguts. Außer dem ſtattlichen Hauptgebäude, gehören nemlich noch eine ziemliche Anzahl anderer Häuſer, und an tauſend Morgen Garten-, Wieſen- und Ackerland dazu. Das Collegium kann an 500 Studirende faſſen: meiſtens ſind aber nur gegen 300 darin. Außer catholiſchen Engländern, u. ſ. w. befinden ſich auch Zöglinge von andern Nationen in dieſem Inſtitut; z. B. Niederländer, Portugieſen, Spanier, Polen,

u. a. mehr. Der Werth aller dieſer Anlagen u. ſ. w., wird ſehr gemäßigt auf 130,000 Pfd. geſchäzt. Niemand weiß jedoch, wo der Fond dazu hergekommen iſt. Man bemerkt blos, daß die Jeſuiten reichlich mit Geld verſehen ſind; daß einige von Zeit zu Zeit auf das Feſtland reiſen, und daß ſie mit mehrern angeſehenen Handelshäuſern in Verbindung ſtehn.

11.

Die Einwohner von Montpellier.

Im Allgemeinen ſcheint der Charakter der Montpelliarden eine ganz eigene Miſchung von jüdiſch-chriſtlichem, und franzöſiſch-engliſchem Geiſte zu ſeyn. So haben ſich, unpartheiiſche Beobachter, auf einer Seite dieſe Gewinnſucht und dieſen Bigotismus, auf der andern dieſen Muthwillen und dieſe Roheit zu erklären geſucht. Der allgemeine Ruf, und mehrere ſich darauf beziehende Sprüchwörter, ſcheinen Bürgen für dieſes Urtheil. So heißt es z. B. Stoßt ſieben Juden in einem Mörſer zuſammen, und preßt den Saft davon aus; ſo wird ein einziger Montpelliarde daraus. — Oder — um die Bigotterie zu bezeichnen: — Er verdreht die Augen wie ein Heiliger von Montpellier. — Weiter, wenn von queckſilbrigter Unruhe die Rede iſt: — In Montpellier ſind die Männer den Spatzen, und die Weiber den Amſeln gleich. Endlich, wenn von knikriger Ungeſelligkeit geſprochen wird: — Wer einen nicht zum Eſſen behalten will, der ladet ihn, wie in Montpellier, an der Hausthür ein.

12.

Das Frankenquartier zu Smyrna.

Es befindet ſich in der Nähe des Hafens, in dem geſundeſten Theile der Stadt, gänzlich von den türkiſchen Vierteln getrennt. Die gutgebauten Konſulatshäuſer ziehen ſich an dem Kai hin, und ſind mit ſchön bemahlten Flaggenſtangen verſehn. In dem Innern derſelben iſt europäiſcher Luxus mit orientaliſcher Pracht vereint. Die europäiſchen Kaufleute haben ein Caſino errichtet, wo für Lecture und Unterhaltung, für Geſchäftsvereine und Vergnügungen, gleich gut geſorgt iſt. Hier findet man die vorzüglichſten europäiſchen Zeitungen und Journale, ſo wie die wichtigſten Courszettel und Preisliſten beiſammen, obgleich die Koſten bedeutend ſind. Die Catholiken haben zwei niedliche Kirchen zu Smyrna. Die eine ſteht unter dem Schutze von Oeſterreich, die andere unter der Protektion von Frankreich. In jener wird der Dienſt von einigen Franciſcanern (Socollanos), in dieſer von Capuzinern verſehn. Die Proteſtanten halten ihren Gottesdienſt in einer artigen Kapelle, die im engliſchen Conſulatshauſe befindlich iſt.

13.

Die beſte Lebensordnung in Batavia.

Erſter Artikel.

Sie rührt von einem alten, deutſchen Arzte her, der fünfzig Jahr daſelbſt gelebt hat. Das erſte Geſetz für jeden Europäer iſt ſtrenge Mäßigkeit, in jeder Hinſicht, ohne Unterſchied. Jezt im Einzelnen, wie folgt: Alle Morgen nach fünf oder um halb ſechs Uhr aufgeſtanden, einige Gläſer Spaa- oder Selterſerwaſſer getrunken, und eine bis zwei Pfeifen ächten Havanahtaback geraucht. Dann mit Thee oder Caffe, auch wohl mit dünner Chocolade gefrühſtückt. Hierauf, nach der Körperbeſchaffenheit, zwei, drei, viertehalb Stunden an das Pult, oder das ſonſtige Tagsgeſchäft. Wer im Freien ſeyn muß, nehme ſich vor dem Sonnenſtich in Acht. Um eilf Uhr, oder auch etwas früher, drei Spitzgläſer alten Malaga oder Madera, mit etwas Brod und Früchten, oder auch einigen Schnitten Schinken, Cervelatwurſt u. dgl. mehr. Um ein Uhr Mittagseſſen; drei bis vier Schüſſeln höchſtens, aber ausgewählt; jedoch immer nur leichte Speiſen, und nie zu fett. Dabei eine halbe Flaſche alten Rhein- oder Bordeauxwein, nach Belieben pur, oder mit Waſſer verdünnt.

14.

Die beſte Lebensordnung in Batavia.

Zweiter und lezter Artikel.

Gegen zwei Uhr der gewöhnliche Mittagsſchlaf. Eine, anderthalb, ja zwei Stunden, alle Bänder, u. ſ. w. gelößt, den Kopf nicht zu niedrig, und weder Herz noch Magen gedrückt. Um vier Uhr Thee, oder ein gutes holländiſches, auch engliſches oder deutſches Bier. Dann in den Geſchäften nachgeſehen, und wenn dieſes vorbei iſt, eine kleine Bewegung, am beſten zu Wagen gemacht. Nur nie zu anhaltend, was die Hauptſache iſt. Des Abends in den Geſellſchaften nie über eine Flaſche Wein, und immer mit Selterſerwaſſer verdünnt. Dazu ein leichtes, feines, nicht zu fettes Gebäck. Beim Spielen Ruhe und Gleichmüthigkeit, auch ſetze man ſich dem Luftzuge nicht aus. Um neun Uhr leichtes Abendeſſen, mit höchſtens noch einer halben Flaſche Wein. Um zehn Uhr regelmäßig zu Bett. Keine Nachtvergnügungen; ſie ſind als tödtlich anzuſehn.

15.

Hunde als Schleichhändler.

In den Niederlanden werden die Hunde von einer der größten und ſtärkſten Racen wie Zugthiere gebraucht. Sie ſind dabei ganz nach Pferdeart angeſchirrt, und dienen beſonders die Fiſch=, Gemüſe=, Eierkarren, u. ſ. w.

auf die Märkte zu ziehn. Vor 1795 *) wurden dergleichen Hunde auch zum Schleichhandel abgerichtet, was um ſo leichter war, da ſie äußerſt gelehrig ſind. Allem Vermuthen nach wird dieſer Handel ſeit 1814 von Neuem in Gang gekommen ſeyn **). Wir theilen daher einige Einzelnheiten darüber mit. Die Hunde waren nemlich gewöhnt, zwiſchen zwei Grenzpunkten, ohne alle Begleitung, hin und her zu gehn. Meiſtens waren ihrer ſechs zuſammen; ſämmtlich mit kleinen Waarenpaketen (Spitzen, u. ſ. w.) beladen; ſie wurden von einem trefflichen Leit- und Spürhunde geführt, und giengen nur um Mitternacht, in der dichteſten Finſterniß ab.

16.

Hunde als Schleichhändler.

Fortſetzung.

Der Leithund hielt ſich nun immer einige Schritte vor der Rotte, und ſtreckte die Naſe nach allen Winden aus. Sobald er nun einen Menſchen oder ſonſt etwas Verdächtiges witterte, kehrte er um, und kam zur Truppe zurück. Alle ergriffen nun die ſchleunigſte Flucht, verbargen ſich in Gräben, Geſträuchen, u. ſ. w., und warteten nun, bis alles wieder ſicher war. Jezt machten ſie ſich von Neuem auf den Weg, und trafen endlich über der Grenze bei der Wohnung des einverſtandenen Empfängers ein. Aber auch hier meldete ſich Anfangs nur der Leithund an; die übrigen hielten ſich in der Nähe verſtekt. Auf einen gewiſſen Pfiff indeſſen kamen ſie ſämmtlich herbei. Jezt wurden ſie abgepakt, in einen bequemen, mit Heu belegten Stall gebracht, und reichlich mit Freſſen und Milch verſehn. Hier ruhten ſie bis zur folgenden Mitternacht, und kehrten dann auf obige Weiſe, mit franzöſiſchen, leichten Waaren beladen, über die Grenze zurück. Ein gut abgerichteter Hund dieſer Art, ward mit ſechs bis ſieben Schildlouisd'or bezahlt.

---

*) D. h. vor der Vereinigung der Niederlande mit Frankreich, alſo, ehe der freie Waarenzug eintrat.

**) D. h. wo dieſe Provinzen Holland zufielen, und der freie Verkehr ein Ende nahm.

17.

Amboyna.

Erſter Artikel.

Bekanntlich die vornehmſte der Molukken, die beſonders Gewürznelken hervorbringt. Dieſe Bäume ſind indeſſen ſo oft beſchrieben worden, daß man füglich darauf verweiſen kann. Aber weniger dürfte bekannt ſeyn, daß der Anbau derſelben ſich beinahe dreihundertfältig verintereßirt, und daß das Holz zu den feinſten und wohlriechendſten gehört, die es geben kann. Ueberhaupt hat dieſe Inſel einen ſolchen Ueberfluß an auserleſenen Holzarten, daß man deren mehrere Hundert zählt. Fort Victoria, der Hauptort, beſteht aus der eigentlichen

Citadelle und der durch eine ſchmale Eſplanade davon getrennten Stadt. Jene iſt aus Backſteinen aufgemauert, und nach der von Batavia, die beſte im niederländiſchen Oſtindien. Die Wälle ſind mit herrlichen, ja wahrhaft prächtigen Bäumen beſetzt. Die Stadt iſt groß und wohl gebaut; doch ſind die Häuſer, der Erdbeben wegen, nur ein Stockwerk hoch. Die Europäer, ohngefähr zweihundert in Allem, wohnen in einer Reihe beiſammen, die man den Herrengracht nennt. Die Amboyneſen nehmen die übrigen Straßen ein. Dieſe durchſchneiden ſich in rechten Winkeln, und werden ſo reinlich gehalten, wie in Holland.

18.

Amboyna.

Zweiter und lezter Artikel.

Amboyna iſt auf die Länge ein ſehr ungeſunder Aufenthalt. Dies kommt von den beiden, einander entgegengeſezten Moußons her. Vom Mai bis October nichts als Regengüſſe, von heftigen Gewittern begleitet, von da bis zum Mai eine glühende Hitze, die alles verſengt. Dazu kommt der Mangel an friſchen Lebensmitteln, indem man ſich gröſtentheils an eingeſalzenes Schweinefleiſch halten muß. In den Wäldern findet ſich nemlich Schwarzwildpret in Menge; allein das Fleiſch hält ſich, in dieſem vulcaniſchem Clima, kaum einige Stunden lang. Die Hauptnahrung giebt der Sago ab, der dort wie unſer Getreide anzuſehen iſt. Reiche und wohlhabende Einwohner indeſſen verſchaffen ſich friſches Rothwildpret, auch die herrlichen Gemüſe von Surabay, auf Java.

19.

Innungsfeſte in Montpellier.

Es giebt beinahe keine einzige Innung in dieſer Stadt, die nicht jährlich ihren Feſttag hätte, wo ſie mit Muſik herumzieht. Ein neuerer Reiſender, der bei mehreren dieſer Feſte gegenwärtig war, theilt folgendes mit. Die Strumpfwirker trugen auf einem Gerüſte, das mit Bändern und Blumen verziert war, einen Weberſtuhl, woran ein Knabe zu arbeiten ſchien. Die Gärtner hatten einen großen Orangeriekaſten, mit einer langen Stange darin. Von dieſer hiengen eine Menge Blumenketten herab. Die Böttcher trugen halbe Reifen, ebenfalls mit Bändern und Blumen verziert. Sie hatten mehrere ſehr artige Tänze einſtudirt, und bildeten dabei, vermöge ihrer Reifen, die geſchmackvollſten Gruppen mit großer Geſchicklichkeit. Ueberhaupt wird bei allen dieſen Innungszügen bald gut, bald ſchlecht getanzt.

20.

Das Clima von Zürich.

Es iſt im Ganzen ſehr geſund; allein mit Ausnahme der Monate Juli bis Mitte September, nichts weniger als angenehm. Der Hauptcharakter iſt Veränderlichkeit. Die Kälte ſteigt von 10 – 20 Gr. Die Hitze wechſelt zwiſchen 18 – 22 Gr. Die Frühlingsnate ſind äußerſt rauh; nicht ſelten fällt noch zu Pfingſten Schnee. Die hohen Sommermonate hingegen, bis gegen die Nachtgleiche hin, ſind, einige Regentage abgerechnet, unbeſchreiblich ſchön.

21.

Compiano.

Ein genueſiſcher Gebirgsflecken, der eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat. Die Einwohner geben ſich nemlich ausſchließend mit dem Abrichten und Zähmen von Affen, Löwen, Tigern, Kameelen u. ſ. w. ab, und durchziehen dann ganz Europa damit. Dieſer Erwerbszweig ſoll, ſeit länger als anderthalb Jahrhunderten, daſelbſt einheimiſch ſeyn. Die Kameele werden, zu ſieben bis acht Doppelzechinen, in den Maremmen gekauft. (Der ganze Küſtenſtrich von Livorno bis Terracina) Sie wurden ſchon vor langen Zeiten hierher verpflanzt. Die Affen, Löwen u. ſ. w. erhalten die Einwohner über Genua von Algier, wo dieſelben jung in Schlingen gefangen werden, und für eine Kleinigkeit zu haben ſind.

22.

Das ſeltſame Geſpann.

Bekanntlich hat man Hirſche und Rennthiere, ja ſelbſt Strauße zum Ziehen abzurichten gewußt. Ein engliſcher Pachter, der dies las, hielt dergleichen für eine Kleinigkeit. Mit Schweinen dagegen ſey es eine weit größere Kunſt. Wie gewöhnlich veranlaßte dies eine Wette, und man geſtand ihm zur Abrichtung ſechs Monat zu. Die Meiſten hielten die Sache für unmöglich, und lachten ihn ſchon im Voraus aus. Allein der beſtimmte Tag erſchien, und ſiehe, da kam unſer Schweinezügler, mit ſeinem neuen Poſtzuge, im ſtärkſten Trabe zum Thore herein. Er ſtand auf einem kleinen Rollwagen, kutſchirte in kunſtreichen Abſchweifungen, fuhr dreimal um den Marktplatz herum, ſpannte aus, um jeden ſeiner herrlichen Braunen einzeln parodiren zu laſſen, ſpannte von neuem ein, und flog dann im Galop davon. Dieſer Spaß trug ihm 270 Pfd. Sterling ein.

23.

Gemüſe und Früchte zu Conſtantinopel.

Es iſt Ueberfluß daran. Sie werden theils in den umliegenden Gärten gebaut, theils aus Aſien und dem Archipel eingeführt. Unter den Gemüſen findet man alle bekannten Arten, nur Spargel, Schoten und Sauerampfer nicht. Unter den Früchten zeichnen ſich beſonders aus, die Kirſchen vom Pontus; die Orangen, Citronen und Cedras von Chios; die Birnen und Feigen vom Bosporus; die Aepfel und Pflaumen, ſo wie die Pfirſchen und Aprikoſen von Sinope; die langen, kernloſen Weintrauben von Chios, Smyrna u. ſ. w., endlich die herrlichen Piſſacien und Datteln von Bagdad.

24.

Engliſche Gewächshäuſer.

Es ſind wahre Prachtgebäude, und pflegen gewöhnlich in drei Theilen zu beſtehn. Der mittelſte enthält die Canopes, nebſt dem Blumengeſtell. Er hat meiſtens die Form einer Rotunde oder eines Tempels; und iſt häufig mit einem Springbrunnen verſehn, worin ſurinamiſche Goldfiſche befindlich ſind. Das pyramidaliſche Blumengeſtell bietet einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit dar, die man nicht genug bewundern kann. Die zwei andern Abtheilungen des Gewächshauſes ſind in der Regel für Pfirſchen, Ananas und Weintrauben beſtimmt. — An den Mauern, die aus rothen, geſchliffenen Backſteinen beſtehn, ſind Spalierbäume feſtgemacht. Dies geſchieht aber ohne Geländer, blos mit Nägeln und Saalenden, indem das Holz zu theuer iſt.

25.

Die Theriakis.

D. h. Opiumseſſer. Man trift deren in allen Städten der Levante; am meiſten aber in Conſtantinopel an. Gewöhnlich ſind es Ulemas, Derwiſche, und dergleichen geſchäftsloſe Menſchen, die, um ſich eine lebhaftere Exiſtenz zu verſchaffen, zu dem Opium greifen, wie der Trinker zum Weinglas. Ein ſolcher Theriaki fängt mit einem halben Grane an, und hat es in Kurzem bis zu anderthalb Drachmen gebracht. Das Opium wird in Pillen verſchluckt; die Wirkung iſt entzückend; ein Zuſtand der Begeiſterung und Seligkeit. Die Theriakis haben ihre eigenen Kaffehäuſer, worin ſie faſt die einzigen Beſucher ſind. Indeſſen wird dieſe Leidenſchaft als ein Laſter angeſehn, ungefähr wie bei uns die Völlerei.

26.

Hinterliſtige Inſchrift.

Noch vor ohngefähr fünf und zwanzig Jahren, ſah man in einem großen Marmorbruche von Carrara einen Block, der mit einer ſehr anlockenden Inſchrift verſehen war. — Glücklich! — lautete dieſelbe — Glücklich! Wer mich umwenden wird! — Da man nun einen großen Schatz darunter vermuthete; ſo bildete ſich in Kurzem eine Geſellſchaft, die zu dieſer Arbeit die Koſten vorſchoß. Endlich war der gewaltige Marmorblock umgewendet, und was fand man? — Nichts als eine zweite Inſchrift, wie folgt: — Recht ſo! Auf der Seite zu liegen, war mir ſchon längſt nicht mehr recht! — Es ſcheint, nach den Buchſtaben zu ſchließen, daß beide Inſchriften viele Jahrhunderte alt ſind.

27.

Häuſernumerirung in Paris.

Man fängt in jeder Gaſſe mit Nro. 1 zu zählen an. Dabei aber iſt Regel, daß die rechte Häuſerreihe die geraden, und die linke die ungeraden Zahlen enthält. Verſteht ſich, daß dies nach den beiden Enden verſchieden iſt. Mit andern Worten, daß dies für die Eintretenden umgekehrt gelten muß. Dieſe Einrichtung iſt ungemein bequem. So findet man nemlich das Haus, das man eben ſucht, mit der gröſten Leichtigkeit, während man z. B. in den größeren deutſchen Städten, 2—500 Nummern durchlaufen muß. In ganz Frankreich ſoll die nemliche einfache Häuſernumerirung eingeführt ſeyn.

28.

Schleichhandel in Andaluſien.

Er wird von Cadiz aus mit Gibraltar geführt, und beſchäftigt an tauſend kleine Fahrzeuge, die öſtlich und weſtlich acht und vierzig Stunden weit gehn. In

Gibraltar ſind deshalb eigene Agenten befindlich, die den Unternehmern in allem mit Rath und That an die Hand gehn. Die Hauptgegenſtände dieſes Handels ſind engliſche Fabrik- und Manufactur-Waaren, nebſt Taback. Die Engländer erhalten Piaſter dafür. Die Schleichhändler haben ihre eigenen Niederlagen in den Gebirgsdörfern, und ein eigenes, berittenes und bewafnetes Corps, von dem die Verſendung geſchieht. Dieſes iſt über tauſend Mann ſtark.

29.

Die Landkrabbe.

Erſter Artikel.

Es iſt Cancer ruricola. Er lebt in ganz Südamerika; ſeine eigentlichſte Region indeſſen dürften die Antillen ſeyn. Hier wählen dieſe Krabben die unzugänglichſten zu ihrem Aufenthalt, und graben ſich entweder Löcher in die Erde, oder halten ſich in hohlen Baumſtämmen auf. Jährlich aber, mit dem Beginne der Regenzeit, (Ende Aprils) treten ſie eine große allgemeine Wanderung nach der Küſte an. Dies geſchieht in drei Colonnen, die immer drei bis vier Tage aus einander ſind. Gewöhnlich wird nur des Nachts marſchirt; bei Regen indeſſen pflegt es auch bei Tage zu geſchehn. Sobald aber der Boden zu heiß zu werden anfängt, halten alle Colonnen bis zum Abend an. Dieſe Krabben nehmen immer die geradeſte Richtung, die nur zu finden iſt, bringen aber dennoch zwei bis drei Monat auf ihrem Marſche zu.

30.

Die Landkrabbe.

Zweiter und lezter Artikel.

Sobald ſie an der Küſte angekommen ſind, begeben ſie ſich an den Rand derſelben, und laſſen die Wellen, gleichſam, als ob ſie ſich baden wollten, drei bis viermal über ſich gehn. Dann kehren ſie auf das Land zurück, ruhen daſelbſt noch einige Tage, und begeben ſich endlich von neuem an das Meer, um ihre Eier zu legen, und überlaſſen das Weitere dem Zufall. Jezt kommen die Fiſche inſtinktmäßig mit der Fluth, und verzehren gewiß an zwei Drittheilen davon. Dies hindert indeſſen nicht, daß noch eine unzählige Maſſe in dem Sande verborgen bleibt, nach wenig Tagen von der Sonne ausgebrütet wird, und ſogleich ſeinen Weg nach dem Innern antritt. Die alten Krabben, äuſſerſt durch das Eierlegen geſchwächt, graben ſich nun Löcher in den Sand, verſtopfen dieſelben mit Blättern u. ſ. w. und um die Luft abzuhalten, und werfen ſo ihre Schalen ab. Nach ſechs bis acht Tagen, während dieſe krankhafte Periode vorübergeht, ſind die neuen hinlänglich feſt, und die Reiſe geht wieder Heimwärts. Während der ganzen Hin- und Herreiſe, ſo wie des Aufenthaltes am Strande, gelten die Krabben für einen

Leckerbiſſen der erſten Art. Am fetteſten ſind ſie nach der Schalenveränderung.

31.

Komiſches Qui pro quo.

Eine ſonſt gute Schauſpielerin hatte zum Anfange eines Prologes zu ſagen:

Der Morgen dämmert, milde Lüfte wehen,
Und liebend küſſen Erd' und Himmel ſich.

Allein kurz vor ihrem Auftritte hatte ſie mit einem abtrünnigen Liebhaber, in der Kouliſſe, einen heftigen Streit gehabt, und ſagte nun ganz verwirrt, wie folgt

Der Morgen donnert, Schauerlüfte krachen,
Und zürnend ſchlagen Erd' und Himmel ſich!

Nur durch das heftige Gelächter des Parterres kam ſie wieder zu ſich, und fieng mit der vorgeſchriebenen Stelle wie oben an.

Ende.

Mainz,
gedruckt bei Florian Kupferberg.

Neueſtes

Gemälde von Spanien,

im Jahr 1808.

Nach

Alexander Laborde,

von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Erſter Theil.

Leipzig, 1809,
bey Heinrich Gräff.

An die Leſer.

Das Original dieſes Werkes erſchien unter folgendem Titel:

> Itinéraire descriptif de l'Espagne, et tableau élémentaire des différentes branches de l'administration, et de l'industrie de ce royaume, par **Alexandre de Laborde**. Paris chez Nicolle et le Normant, 1808. V. Vol. gr. 8. nebſt einem Atlas in gleichem Format.

Der Verfaſſer iſt bereits durch zwey andere Schriften über Spanien *) ſehr vortheilhaft bekannt, hat dieſes Land in allen Richtungen unter den günſtigſten Verhältniſſen durchreiſt, und in die neuſten Details deſſelben einzudringen, vorzügliche Gelegenheit gehabt. Er zog über die einzelnen Provinzen u. ſ. w., von Perſonen aller Stände, Erkundigungen an Ort und Stelle ein; er erhielt über die wichtigſten Gegenſtände, wie Ackerbau, Induſtrie, Handel u. ſ. w., mehrere trefliche Memoires mitgetheilt, kurz er ſah ſeine Nachforſchungen überall mit dem beſten Erfolge belohnt. Ueberdem benutzte er eine Menge ſchätzbarer Nachrichten aus den Papieren eines verdienten franzöſiſchen Gelehrten (des Doctors Carrere), der, nach einem vieljährigen Aufenthalte in Spanien, daſelbſt geſtorben war; eben ſo ward er von unſerm vortreflichen Humboldt, und was Galizien anlangt, von einem ſpaniſchen Offizier unterſtützt. Sein Werk iſt alſo in materieller Hinſicht gewiß ſehr vollſtändig zu nennen, und als ein wahres Repertorium über Spanien anzuſehn.

---

*) Description d'un pavé en mosaïque, découvert dans l'ancienne ville d'Italica, aujourd'hui le village de Santiponce, près de Seville, etc. Paris 1802. fol. — Voyage pittoresque de l'Espagne etc. Paris 1807. u. f., bis jetzt 12 Lieferungen, jede von 6 Kpf.

Nicht ſo günſtig hingegen kann es beurtheilt werden, ſobald es blos in formeller Hinſicht betrachtet werden ſoll. Hier iſt es allerdings nichts weiter, als eine bloße Materialienſammlung, die nach dem eigenen Geſtändniſſe des Verfaſſers *) durchaus unverarbeitet blieb. Demnach ſind der Wiederho-

---

*) Siehe die Einleitung zu dem Ganzen S. 108.

lungen, der unnützen Digreſſionen u. ſ. w., freylich ſehr viel; demnach fehlt es dem Style allerdings faſt immer an Klarheit, Präciſion und Leichtigkeit, demnach iſt endlich das Ganze zu fünf dicken Octavbänden angeſchwollen, deren Manipulation freylich ſehr unbequem iſt.

Als ſich der deutſche Herausgeber dieſer Arbeit unterzog, war er auf die Vorzüge und auf die Fehler dieſes Werkes gleich aufmerkſam. Er beſchloß, das Ganze in drey bequeme, leicht zu manipulirende Theile abzuſondern, wovon der erſte die Provinzen Catalonien, Valencia, Murcia, Andaluſien, Eſtremadura und la Mancha, der zweyte die übrigen, Biſcaya, Navarra, Aſturien, Galizien u. ſ. w., der dritte die allgemeinen Bemerkungen enthält. Er bemühte ſich ferner, in die Gemälde der einzelnen Provinzen, in die Details der Reiſerouten und Stadtebeſchreibungen, Ordnung und Klarheit zu bringen. Er ließ durchaus nichts Weſentliches verloren gehen, ſchnitt aber auch alle Wiederholungen, alle weitſchweifige Digreſſionen u. ſ. w., hinweg; er ſuchte endlich dem Vortrag die ganze Leichtigkeit und Natürlichkeit zu geben, die bey Werken dieſer Art doppelt unentbehrlich iſt.

von Barcellona bis an die Grenze von Aragon 95. Igualas
da — Cervera, Univerſität — Tarrega — Lerida, Beſchrei
bung der Stadt. — Reiſe von der valencianiſchen Grenze
nach Barcelona 104. — Beſchreibung von Tarragona —
Villafranca de Pañadez.

Valencia. S. 113.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. —
Die Charte S. 113. — Clima 114. — Ackerbau 115. —
Producte des Königreichs Valencia 117. — Induſtrie un
Handel 128. — Naturhiſtoriſche Bemerkungen 136. —
Sittliche Bemerkungen 136. — — Zweyter Abſchnitt. Reiſe
routen und Städtebeſchreibungen. Wege — Wirthshäuſer —
Fuhrweſen 139. — Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze
nach der Stadt Valencia 141. — Reiſe von der murciani
ſchen Grenze nach Valencia 143. — Orihuela — Elche —
Alicante — Villena. — Reiſe von der murcianiſchen Grenz
bey Almanza nach Valencia 152. — Valencia 156. Be
ſchreibung der Stadt — öffentliche Gebäude — der Turia —
Clima — ökonomiſche und geſellſchaftliche Verhältniſſe —
Promenaden und Beſchreibung der umliegenden Gegend —
profane Feſte — religiöſe Feſte — der Vorabend vom St
Joſephstage — der St. Vincente-Ferrer's-Tag — öffent
liche Theater — Proceſſionen — Abend vor dem Frohnleich
namsfeſte — Induſtrielle und mercantiliſche Verhältniſſe —
öffentliche Anſtalten — artiſtiſche Anſtalten — philantropi
ſche Anſtalten — ſittliche Bemerkungen über die Einwohner
— Reiſe von Valencia nach Segorbe 189. — Reiſe vo
Valencia nach San Felipe 192. — Alzira — San Felip
— Reiſe von Valencia bis an die catalonische Grenze 19
— Caſtellon de la Plana.

Murcia. S. 200.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. —
Die Charte S. 200. — Clima 201. — Ackerbau 203. —
Induſtrie und Handel 206. Ausfuhr — Einfuhr. —
Sittliche Bemerkungen 210. — — Zweyter Abſchnit
Reiſerouten und Städtebeſchreibungen 214. Wege — Wirth
häuſer — Fuhrweſen. — Reiſe von den Grenzen der Ma
cha bis nach Murcia 216. — Albacete. — Murcia 22
Beſchreibung der Stadt — Clima — ökonomiſche und g
ſellſchaftliche Verhältniſſe — induſtrielle Verhältniſſe — Ha
del — öffentliche Anſtalten und Sammlungen — ſittliche B
merkungen über die Einwohner. — Reiſe von Murcia na
Lorca 226. — Totana. — Lorca 228. — Reiſe von Mur

bis an die valencianiſche Grenze 231. — Reiſe von Albacete bis an die valencianiſche Grenze 232. — Almanza.

Andaluſien. S. 234.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte 234. — Clima 237. — Ackerbau 238. — Induſtrie und Handel 245. — Sittliche Bemerkungen 250. — — Zweyter Abſchnitt. Reiſerouten und Stadtbeſchreibungen. — Die Sierra Morena 252. Weg von Eſtremadura a) nach Cordova. b) nach Sevilla. — Weg aus der Mancha a) nach Andujar. b) nach Linares (in der Provinz Jaen.) — Die Provinz Granada 256. Reiſe von der ſevillaniſchen Grenze nach Malaga 256. — Ronda — Malaga 258. Beſchreibung der Stadt — Hafen — Handel — geſellſchaftliches Leben — Antequera. — Reiſe von der ſevillaniſchen Grenze nach Granada 262. — Granada — Beſchreibung — Induſtrie und Handel — der Pallaſt der Alhambra. — Reiſe von Malaga nach Gibraltar 270. Gibraltar 276. Beſchreibung der Stadt und Feſtung. — Die Provinz Sevilla 282. Reiſe von Cordova nach Sevilla 282. — Sevilla 284. Beſchreibung der Stadt — öffentliche Gebäude — Induſtrie — Handel — literariſche und artiſtiſche Verhältniſſe — öffentliche Anſtalten. — Reiſe von Carmona nach Cadiz 291. — Alcala de Guadayra — Utrera — Xerez de la Frontera — Iſla de Leon. — Cadiz 296. Beſchreibung der Stadt — öffentliche Gebäude — Clima — ökonomiſche Verhältniſſe — geſellſchaftliche Verhältniſſe — Induſtrie — literariſch-artiſtiſche Anſtalten — Bemerkungen über die Bay von Cadiz — Puerto Real. — Reiſe von Cadiz bis an die granadiſche Grenze 308. Arcos. — Die Provinz Cordova 310. Reiſe von den Grenzen der Mancha nach Cordova 310. — Buxalance — Cordova 312. Beſchreibung der Stadt — ſehenswerthe Gebäude — Clima — ökonomiſche und geſellſchaftliche Verhältniſſe — Induſtrie und Handel. — Die Provinz Jaen 316. Reiſe von der Grenze der Mancha nach Alcala-la-Real 316. — Linares — Alcaudete — Alcala-la-Real — Andujar 318. — Reiſe von der Sierra Morena nach Jaen 319. — Baeza — Ubeda — Jaen.

Eſtremadura S. 322.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte S. 322. — Clima 324. — Ackerbau 324. — Induſtrie und Handel 326. — Sittliche Bemerkungen 327. — — Zweyter Abſchnitt. Reiſerouten und Stadtbeſchreibungen 330. Wege — Wirthshäuſer — Fuhrwerk. —

Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze nach Badajoz 332. — Truxillo — Merida — Badajoz 336. Beſchreibung der Stadt — Clima — ökonomiſche und geſellſchaftliche Verhältniſſe — Handel. — Reiſe von Almaraz nach Merida 338. Plaſencia — Alcantara — Arroyo del Puerco — Caceres.

La Mancha, S. 345.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte 345. — Ackerbau 346. — Induſtrie und Handel 349. Sittliche Bemerkungen 350. — — Zweyter Abſchnitt. Reiſerouten und Städtebeſchreibungen 351. Wege — Wirthshäuſer — Fuhrweſen. — Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze bis an die murcianiſche 352. Ocaña — Corral de Almaguer — [illegible] — Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze nach Ciudad-Real 356. — La Guardia — Tembleque — Ciudad-Real. — Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze bis an die andaluſiſche 359. Madridejos — Manzanares.

(Ende des erſten Theils.)

Einleitung.

über das Reiſen in Spanien [*].

1.

Ordinaire fahrende Poſten oder Diligencen giebt es nicht in Spanien, dagegen ſind fahrende und reitende Extrapoſten da. Die fahrenden Extrapoſten finden ſich nur zwiſchen Madrid und Cadiz, ſo wie zwiſchen der Hauptſtadt und den königlichen Sitios (Luſtſchlöſſern); die reitenden hingegen ſind auf den meiſten übrigen Routen organiſirt. Fangen wir bey den fahrenden Extrapoſten an.

Die fahrenden Extrapoſten werden durch Maulthiere bedient, und geben auf Verlangen auch ein-, zwey- und vierſitzige Wagen (Kutſchen, Chaiſen und Cabriolets) für die Reiſenden her. Auf der Route nach Cadiz findet dabey folgende Einrichtung ſtatt: Die ganze Entfernung wird zu 100 Leguas (1¼ St.) angeſchlagen, obgleich die Stationen von verſchiedener Länge ſind. Das Poſtgeld wird indeſſen immer Leguasweis berechnet, und das Pferd dabey per Legua mit 4 Realen 3 Qvart. (1 Livr. 3 Sous 9 Den. Tourn.) bezahlt. Wer eine Poſtchaiſe braucht, fügt für dieſelbe, per Station, vier Realen hinzu, während der Poſtillion tarifmäßig 2 Realen erhält. Man muß daher bey zwey Pferden z. B. ungefähr 12 — 13 Realen (3 Livr. 5 S.) auf die Legua rechnen, fährt aber alsdann auch ganz vortreflich, und legt die 100 Leguas in vier Tagen und Nächten zurück. Zwey Perſonen, die übrigens nicht über 200 Pf. mit ſich führen, brauchen durchaus nicht mehr als zwey Pferde zu nehmen, worauf mit Feſtigkeit zu beſtehen iſt.

---

[*] Zwar größtentheils aus der meiner eignen Reiſebeſchreibung angehängten Abhandlung geſchöpft, allein im Einzelnen dennoch ſehr weſentlich vermehrt und verbeſſert, ſo daß das Ganze füglich für neu gelten kann.

Bey den fahrenden Extrapoſten nach den königlichen Sitios findet nach Maaßgabe der Wagen und der Anzahl Maulthiere eine beſtimmte Taxe im Ganzen ſtatt, die man gleich auf einmal bezahlt. Nach dem Pardo z. B. (1 Legua) koſtet ein Cabriolet (1 Maulthier) 24 — 28 Realen (6 — 7 Livr.), nach Aranjuez und dem Escurial

(7 Legu.) 126 — 140 Real. (31 Livr. 10 S. — 35 Livr.), nach S. Ildefonſo endlich (15 Legu.) 266 — 294 Real. (66 Livr. 10 S. — 73 Livr. 10 S.) und dergleichen mehr. Noch iſt dabey zu bemerken, daß auch die größere oder kleinere Eleganz des Wagens eine kleine Verſchiedenheit des Preiſes verurſacht.

Was nun zweytens die reitenden Extrapoſten anlangt, ſo ſind ſie auf den meiſten Routen des Königreichs organiſirt, und werden in jeder Hinſicht vortrefflich bedient, nur daß die Poſtſtraße faſt immer nur eine Nebenſtraße iſt, und ſelten durch intereſſante Gegenden führt. Auch hier wird das Poſtgeld immer nach Leguas berechnet, und das Pferd in einigen Provinzen, wie Caſtilien, Leon u. ſ. w., mit 4 Real. 3 Quart. (1 Livr. 3 S. 9 Den.), in andern, wie Navarra, Aragon u. ſ. w. mit 5½ Real. (1 Livr. 7 S. 6 Den.) bezahlt, während der Poſtillion per Station tarifmäßig 2 Realen erhält. Man kann einen Mantelſack von 60 Pf. mit ſich führen, und dieſen dem Poſtillion ganz ſicher anvertrauen; man erhält im Allgemeinen vortreffliche Pferde, und reitet eben ſo ſchnell als angenehm, ſobald man nur einen guten engliſchen Sattel hat, und kein ganz lateiniſcher

Reiter iſt. — In Anſehung ſämmtlicher Poſten iſt übrigens noch zu bemerken, erſtens, daß man ſich gleich beym erſten Haupt-Büreau mit einem für die ganze Route gültigen Poſtpaſſe verſehen muß, wofür man 37½ Real. (9 Livr. 7. S. 6 Den.) bezahlt; zweytens, daß man wohl thun wird, ſich ein kleines Poſthandbuch zu kaufen, das in allen großen Städten unter dem Titel: „Guia general de postas y travesias de España" zu haben iſt.

2.

Wer nicht mit der Poſt reiſen will, bedient ſich der Lohnkutſchen, was auch wirklich die gewöhnlichſten Fuhrgelegenheiten ſind. Dergleichen Lohnkutſcher, faſt ausſchließlich Valencianer, Cataloner und Murcianer, werden in allen großen Städten angetroffen, durchfahren das Königreich in allen nur möglichen Richtungen, ja gehen ſogar häufig bis nach Bordeaux, Perpignan und Liſſabon. Sie haben ſchwerfällige ſechsſitzige Kutſchen mit ſechs Maulthieren, oder zweyſitzige Chaiſen (Volantes y Catesas) mit einem auch zwey Maulthieren beſpannt. Ihre Tagereiſen ſind zwiſchen 6 — 8 Leguas, oder höchſtens 6 deutſche Meilen ſtark; ihre Preiſe richten ſich nach der Anzahl der

Maulthiere, wovon jedes in der Regel mit zwey Piaſtern täglich bezahlt wird. Hierbey finden aber folgende Bemerkungen ſtatt:

Man miethet eine Kutſche u. ſ. w. entweder als außerordentliche oder als Retour-Gelegenheit. Im erſten Fall muß man Hin- und Herreiſe bezahlen, im letztern kommt man natürlich mit der Hälfte ab. Man braucht indeſſen äußerſt ſelten außerordentliche Gelegenheit zu nehmen, denn die meiſten Kutſcher dirigiren ſich nach großen Städten ohnehin auf Speculation. Täglich laufen daher in den größern Gaſthöfen von Madrid, Cadiz, Barcelona, Sevilla, Valencia u. ſ. w. ſogenannte Kutſchenmäkler (Corredores de Carruages y Coches) herum, welche die Liſten aller dieſer Kutſchen haben, und Reiſende für ſie zu ſuchen bemüht ſind. Eine Retour-Gelegenheit wird daher ſehr bald gefunden, und wie geſagt, blos einfach bezahlt. Nur muß man kaltblütig dabey zu Werke gehen, und feſt auf dieſer Bedingung beſtehn, befolgt man dieß, ſo pflegt der Kutſcher am Ende gewöhnlich ſelbſt zu erſcheinen, und der Handel wird ohne Schwierigkeit richtig gemacht. Sind nun, wie es nicht ſelten der Fall zu ſeyn pflegt, mehrere Kutſcher nach einer Stadt vorhanden, beſonders nach einem Seehafen, wohin ſie vorzüglich gern fahren, ſo hat man die Wahl und handelt oft noch einige Thaler ab.

Die erſte Regel iſt alſo keine Bezahlung der Rückfracht; die zweyte iſt, daß man ſich mit der Anzahl der Tagreiſen nicht betrügen läßt. Bayonne z. B. iſt 60 Leguas von Madrid entfernt, und die Reiſe wird bequem in 8 Tagen gemacht. Der Preis vor ſechs Maulthiere, zu zwey Piaſtern jedes, macht täglich zwölf Piaſter, auf acht Tage alſo 96 Piaſter aus. Nun könnte aber ein ſpitzbübiſcher Kutſcher leicht zehn Tage auf dieſe Reiſe verwenden, theils weil er ſeine Maulthiere ſchonen, theils weil er ſie zwey Tage länger bezahlt haben will. Deshalb ziehe man ja vorher von den eigentlichen Entfernungen genaue Erkundigungen ein, ja man mache ſogar den Kutſcher verbindlich, daß er einen bey Verluſt eines Drittheils der Fracht in den gewöhnlichen Tagreiſen an Ort und Stelle zu liefern hat.

Eine dritte Regel iſt, ſich weder für Kutſcher noch Maulthiere, weder für Zölle noch Reparaturen zu einem Heller zu verſtehen. Das Eſſen für die zwey Kutſcher — zu ſechs Maulthieren ſind immer zwey — macht bey den drey täglichen Mahlzeiten eine beträchtliche Ausgabe aus, man ſetze ihnen alſo lieber einmal für allemal am Ende der Reiſe ein gutes Trinkgeld von etwa 3 — 4 Piaſtern aus. Auf freyen Tabak, den die Kutſcher nur gar zu gern bedingen, laſſe man ſich durchaus nicht ein. Es ſcheint eine Kleinigkeit, allein bey dem ſehr hohen Preiſe (das Pfund 23 Piaſter) und bey der Indiscretion dieſer Leute wird es wirklich eine ſehr große Laſt.

Als eine *vierte* Regel präge man ſich folgendes ein: Wer die ſechs Maulthiere bezahlt, iſt ausſchließlicher Herr des Wagens allein. Der Kutſcher darf alſo ſchlechterdings keinen andern Reiſenden, nicht einmal hinten darauf, mitnehmen, wenn es ihm nicht erlaubt worden iſt. Dagegen ſteht die freye Disposition der übrigen Plätze dem Abmiether zu. *Fünfte Regel*: Der Kutſcher muß ſich gefallen laſſen, wenn man ſich an einem Orte einen Tag lang aufhalten will, verſteht ſich, wenn man ihm die Tagereiſe darüber bezahlt. Er darf ſich eben ſo wenig weigern, einen Umweg zu machen, doch wohl zu merken, wenn er drey bis vier Leguas u. ſ. w. als eine halbe Tagereiſe u. ſ. w. bezahlt bekommt. Die Kutſcher ſind übrigens oft ſehr geneigt, einen halben oder ganzen Tag auszumuthen, und nehmen daher häufig mit einer etwas geringern Vergütung vorlieb.

Sechſte Regel: Der Kutſcher bleibt für alle ihm übergebene Coffer, Pakete u. ſ. w. verantwortlich, ohne jedoch bey gewaltſamen Beraubungen dafür zu ſtehen. Siebente Regel: Man bemerke die Münze, in welcher die Zahlung des Fuhrlohnes ſtatt haben ſoll. Die Kutſcher pflegen dieſelbe ſehr gern nach den Städten zu ſtipuliren, wohin ſie die Reiſenden zu führen verbunden ſind. In Cadiz z. B. gewinnt das Gold, in Barcelona und Bilbao das Silber, folglich ſetzen ſie gern im erſten Falle lauter Dublonen und Quadrupel, und im letzten lauter Piaſter feſt. Hieran braucht man ſich aber ganz und gar nicht zu kehren, wenn es einem auch nur im mindeſten unbequem iſt. Man verſpreche was man gerade hat, und laſſe ſich weder auf Einwechſeln noch auf Agio ein.

Man ſieht leicht, daß ein einzelner Reiſender zur Miethung eines ganzen Wagens nur ſelten Luſt oder Veranlaſſung haben kann, dieß mögen Familien und geſchloſſene Geſellſchaften thun; ein einzelner Reiſender ſuche ſich lieber einen einzelnen Platz. Kann nämlich der Kutſcher ſeinen Wagen nicht im Ganzen vermiethen, ſo legt er es auf einzelne Paſſagiere an. Er verkauft dann den erſten Platz für 3 — 4 Piaſter jede Tagereiſe, und läßt bey jedem der Folgenden ohngefähr ein Drittheil, ja bey dem dritten oder vierten, um nur fortzukommen, häufig die Hälfte ab. Auf den zwey erſten Plätzen ſind Coffer, auf den zwey letzten hingegen blos Mantelſäcke, Pakete u. ſ. w. erlaubt.

Sind keine einzelnen Kutſchenplätze vorhanden, ſo kann der Reiſende eine ein- oder zweyſpännige Halbchaiſe nehmen, wobey in Anſehung des Accordes und der Rückfracht daſſelbe zu bemerken iſt. Ein Maulthier wird daher täglich mit zwey Piaſtern bezahlt. Bey wenig Bagage kann man zur Erſparniß zu zweyen reiſen, indem ſich auf ein ziehendes Maulthier immer eine Laſt von 250 — 300 Pfd. rechnen läßt. Da übrigens die Caleſſeros den langen Aufenthalt in großen Städten ſcheuen, und meiſtens die Eigenthümer ſelbſt ſind, ſo ſchließt man bey den häufigen Concurrenzen oft für zwey Drittheile des gewöhnlichen Betrages ab.

Um mit allen dieſen Fuhrleuten gut auszukommen, behandle man ſie auf eine ganz eigene Art. Keine Härte noch Grobheiten, aber eben ſo wenig Feinheit und Nachgiebigkeit. Es würdevolles, gelaſſenes, immer gleiches Betragen und feſte Beharrlichkeit mit trocknem Ernſte verknüpft, das pflegt bey dieſer Menſchenclaſſe die beſte Methode zu ſeyn. Indeſſen pflegen ſie redlich über den einmal geſchloſſenen Accord zu halten, daher es mit ihnen eines ſchriftlichen Contraktes eigentlich nicht bedarf. Will man ja etwas thun, nun ſo laſſe man ſie blos die feſtgeſetzte Summe unterſchreiben, und gebe ihnen ein ähnliches Papier.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt mit einigen Bemerkungen über die ſpaniſchen Reiſefuhrwerke überhaupt. Man hat deren, wie ſchon angedeutet worden iſt, von dreyerley Art: vierſitzige Kutſchen mit ſechs Maulthieren (Coches de Colleras), zweyſitzige und zweyſpännige Halbchaiſen (Colesas) und einſitzige und einſpännige Halbchaiſen (Volantes oder Calesins) die Coches de Colleras ſind zwar nichts weniger als elegant, allein ziemlich bequem und ſolid. Sie haben hinten und vorn ſehr große Cofferbreter, ſo daß man immer ſehr viel Bagage bey ſich führen kann. Die Maulthiere werden ohne Zaum und Peitſche, bloß durch die Stimme des Mayoral und Zagal, erſten und zweyten Kutſchers, regiert, und gehorchen mit bewundernswürdiger Gelehrigkeit.

Die zweyſitzigen und zweyſpännigen **Caleſas** ſind nur hin und wieder in Gebrauch, und haben einigermaßen mit den gewöhnlichen franzöſiſchen Poſtchaiſen Aehnlichkeit, die einſitzigen und einſpännigen **Caleſins** hingegen finden ſich auf allen Hauptrouten im Ueberfluß. Sie haben ein Packbret zu zwey Coffern und einem Bette, können im Nothfall auch zwey Perſonen faſſen, ſind aber ſehr ſchlecht aufgehangen, und von vorn weder gegen Sonne noch Regen geſchützt. Man kann übrigens auch mit ſeinem eigenen Wagen in Spanien reiſen, vorausgeſetzt, daß man ihn, gegen die gewöhnliche Abgabe oder Verſicherung der Wiederausfuhr, über die Gränze gebracht hat. Er muß dann aber ſogleich mit einer eigenen ſpaniſchen Deichſel verſehen werden, was freylich einige Tage aufzuhalten pflegt. Eben ſo ſind die Koſten für die Maulthiere ſehr beträchtlich, und pflegen oft zwey- ja dreymal größer, als bey den gewöhnlichen Coches de Colleras zu ſeyn, weil nämlich der Cochero auf keine Retourpaſſagiers rechnen kann.

[illegible].

Wer weder mit der Poſt, noch mit Miethwagen reiſen will, der kann Miethpferde zum Reiten nehmen, „ir a Caballo“ wie die Spanier ſagen, ob es gleich immer Maulthiere ſind. Zu dieſem Ende miethet man ein Maulthier, mit einem Führer, dem ſogenannten Mozo de Espuelas, macht Tagereiſen von 6 bis 7 Leguas, und legt dieſelben äußerſt ſchnell zurück, indem die Führer treffliche Fußgänger ſind. Das Maulthier wird mit 1 bis 1½ Piaſter täglich mit Inbegriff des Futters bezahlt. Der Führer erhält einen halben Piaſter Tagelohn, und obendrein die Beköſtigung. Was die letztere anlangt, ſo braucht man ſich vertragsmäßig, bey jeder Mahlzeit nur zu den zwey gewöhnlichen Gerichten, und einem Qvartillo Wein zu verſtehen, kann aber dann freywillig deſto freygebiger ſeyn. Ein ſolcher Führer giebt nämlich überdem den Bedienten ſeines Herrn ab, iſt mit den Wegen, Wirthshäuſern, öconomiſchen Einrichtungen, Preiſen u. ſ. w. vollkommen bekannt, und pflegt in der Regel ein eben ſo treuer als angenehmer Geſellſchafter zu ſeyn. Man kann mit dieſen Leuten übrigens von Vittoria bis Cadiz, und von Sevilla bis Barcelona gehen, ohne daß man eine Rückfracht zu bezahlen braucht.

Wer nicht zu ſehr zu ſparen nöthig hat, und völlig unabhängig reiſen will, für den iſt dieſe Methode gewiß am erſten vorzuziehen. Man hat unendlich mehr Genuß und Freyheit dabey, man kann ſich ſeinen Weg nach Belieben wählen, und man findet in den Seitendörfern faſt immer Lebensmittel, beſonders Wildpret im Ueberfluß. Dabey führt man einen Mantelſack mit Wäſche, Kleidern u. ſ. w., einen Mantel und eine wollene Decke mit ſich, trifft auch in der kleinſten Poſada u. ſ. w. wenigſtens einen Strohſack an, und ſchläft nach einer kleinen Probezeit ſo ſanft darauf, wie auf Eyderdun. Wer ganz Spanien, oder wenigſtens einen beträchtlichen Theil davon auf dieſe Art durchreiſen will, der thut wohl, einen ſolchen Führer mit ſeinem Maulthiere für immer zu miethen, oder noch beſſer das Maulthier ganz zu kaufen, damit er dann blos den Führer tageweiſe zu bezahlen braucht.

4.

Wenn alle die angeführten Gelegenheiten noch zu koſtbar ſcheinen, der kann auch mit den Frachtfuhrleuten (Arrieros) gehen. Dieſe ſind entweder nur mit Maulthieren, oder auch mit Karren verſehen. Wer die erſten wählt, hat die Legua mit einer Piecette (4 Realen) zu bezahlen, und ſeine Perſon und Bagage zuſammengerechnet an 10 bis 11 Arrobas (250 — [illegible] Pfund) dabey frey. Er braucht alsdann nicht in der Linie, mit den andern gekoppelten Maulthieren, fortzureiten, ſondern kann nach Belieben den Vorſprung nehmen, um immer früher in den Wirthshäuſern zu ſeyn. Es iſt indeſſen wohl darauf zu ſehen, daß man kein lahmes, blindes oder ſtättiſches Maulthier erhält, was wohl bisweilen der Fall zu ſeyn pflegt. Rückfracht und dergleichen wird nie bezahlt.

Wer ſich nur einigermaßen an die ſpaniſche Küche u. ſ. w. gewöhnen kann, wird ſehr wohl thun, wenn er mit dem Arriero für die ganze Reiſezehrung einen allgemeinen Accord abſchließt, und ihm folglich die Bezahlung ſämmtlicher Zechen überläßt. Man bezahlt dann z. B. auf einer Tour von 60 bis 70 Leguas, für den Transport und die Zehrung (Nachtlager mit eingeſchloſſen) ohngefähr 16 bis 19 Piaſter zuſammen, und erſpart natürlich beträchtlich dabey.

Dieſe ganze Methode mit Arrieros zu reiſen, ſcheint beſonders dem Botaniker und Mineralogen empfehlungswerth. Man macht nur kleine Tagereiſen und auch dieſe mit vieler Bequemlichkeit, man nimmt lauter Nebenwege, wo beſonders in den Gebirgen noch viele intereſſante Entdeckungen zu machen ſind; man reiſt überdem faſt immer in ſtarker Geſellſchaft (oft ſind zwey bis drey Reguas, 15 bis 20 Maulthiere) beyſammen, und man kann daher nach Belieben vorn oder hinten bleiben, ohne daß man ſich zu verirren Gefahr laufen darf.

Auch glaube man doch ja nicht, daß dieſe Reiſemethode verächtlich ſey. Es reiſen im Gegentheil Geiſtliche, Kaufleute u. ſ. w. auf dieſelbe Art. Anders iſt es freylich, wenn man nur ein halbes Maulthier miethet, ſich nach dem Gewicht tarifiren läßt und auf dem beladenen Thiere in der ganzen Koppel mit hinzieht. Man bezahlt dann z. B. auf einer Route von 60 Leguas, zwey Piaſter für die Arroba (25 Pfd.), reiſt aber freylich auf eine eben ſo beſchwerliche als ſchimpfliche Art. Dies wird im Spaniſchen „Venir por arrobas“ genannt.

Was die zweyte Claſſe der Arrieros anlangt, die ihre Güter auf Karren transportiren, ſo werden ſie eigentlich nur in dem mittlern und ſüdlichen Spanien gefunden; ob ſie gleich auch ſeit der gehinderten Küſtenfahrt, häufig bis nach Bayonne gehen. Ihre zweyrädrigen bedeckten Karren, ſind mit vier Maulthieren beſpannt, von denen jedes an 800 Pfd. zieht, während es höchſtens nur 300 Pfd. tragen kann. Man zahlt bey dieſen Arrieros, die

Reiſezehrung mit eingerechnet, ohngefähr 6 Piaſte
für die 30 Leguas, und hat überdem einen große
Coffer frey. Es werden dann Polſter oder Ma
tratzen über die gutgeordneten Waarenballen au
gebreitet und auf dieſe Weiſe ziemlich bequem
Sitze gemacht. Da auch dieſe Arrieros nur klein
bequeme Tagereiſen machen, da die Paſſagie
ſogar des Nachts in den kühlen luftigen Karre
ſchlafen können, ſo ſind auch dieſe Gelegenheite
in vielen Fällen empfehlungswerth.

Ueberhaupt pflegen zwiſchen allen großen ſpa
niſchen Städten, regelmäßige Ordinario
(Boten) theils mit Maulthieren, theils mit Ka
ren hin und her zu gehen. Dies iſt z. B. zwiſche
Bilbao und Madrid, zwiſchen Madrid und d
Coruña, Cadiz, Malaga, Barcelona, Saragoſſ
Murcia, Badajoz u. ſ. w. entweder aller ach
oder aller vierzehn Tage der Fall. Jeder dieſ
Boten hat in Madrid ſeine eigene Herberge, d
ſich leicht erfragen läßt, auch in dem jährliche
Almanach mercantil zu finden iſt. Wer nach Po
tugall reiſen will, hat alle Monate den königliche
Ordinario von Madrid nach Liſſabon, oder tri
in Badajoz, ſo wie in Elvas oder Eſtramos hä
fige Retourgelegenheiten an.

Was das Reiſen mit Borricos (Müllereſeln) anlangt, ſo finden folgende Bemerkungen dabey ſtatt. Wer nur eine kleine Tour von einigen Leguas zu machen hat, der mag allenfalls auf dieſe Art reiſen, wenn er gerade keine Maulthiere u. ſ. w. haben kann. Die Legua wird mit 2 bis 3 Realen, und eben ſoviel für die Rückfahr bezahlt. Wer aber größere Reiſen damit machen will, wer immer von Dorf zu Dorf zu miethen denkt, dem rathen wir dringend davon ab. Der Ritt iſt höchſt unbequem, und die Borricos äußerſt ſtörriſch und langſam obendrein. Ein wenig anders iſt es freylich, wenn man etwa mit einem Ordinario z. B. dem von Murcia oder Badajoz u. ſ. w. geht, und dann aus Mangel eines Maulthiers einen ſchon beſſer abgerichteten Borrico zu reiten bekommt, indeſſen hat man doch immer noch viele Mühe damit.

Ganz iſolirte Fußreiſen in Spanien zu machen, dürfte eben ſo wenig rathſam ſeyn: die Wirthshäuſer ſind zu weit entfernt, die Wege hier und da doch noch immer nicht ſicher genug; endlich finden einzelne Fußgänger durchaus ſehr ſchwierige Unterkunft. Wer alſo ſchlechterdings zu Fuße reiſen will oder muß, der muß dies in Geſellſchaft eines Arriero (*arrimado à un arriero*) oder eines andern Fuhrwerks thun. Auf dieſe Art pflegen auch wirklich Soldaten, Pilger, Mönche, ja ſelbſt Bettler, durch ganz Spanien zu ziehen. In Betreff der Unſicherheit der Wege bemerken wir noch, daß es zwar freylich nicht an Räubereien und Mordthaten (beſonders in den ſüdlichen Provinzen) fehlt, daß aber ein Fremder ſelten oder niemals angegriffen wird, ſobald er nur wenig Geld ſehen läßt, und beſonders ſobald er gutes Schießgewehr bey ſich hat.

5.

Gehen wir zu den ſpaniſchen **Wirthshäuſern** über, ſo bieten ſich uns folgende Bemerkungen dar. Vor allen Dingen iſt zwiſchen Fondas, Poſadas und Ventas ein weſentlicher Unterſchied. **Fondas** ſind nämlich eigentliche Hotels auf deutſche oder franzöſiſche Art, wo man nach Belieben entweder an der Wirthstafel oder für ſich allein ſpeiſen kann. Wer in der Fonda zugleich logirt, bezahlt dann für alles zuſammen, Mittags- und Abendeſſen eingerechnet, 6 — 8 oder 9 — 12 Livr. den Tag.

Die **Poſadas** ſind ohngefähr den deutſchen Wirthshäuſern der zweyten und dritten Claſſe gleich, doch findet ſich manches zu bemerken dabey. Einige Poſadas z. B. ſpeiſen, andere nicht, man kann blos zubereiten laſſen, was man an Proviſionen mitgebracht, oder im Orte ſelbſt eingekauft hat. Einige Poſadas ſind ſehr honett eingerichtet, andere zeigen gerade das Gegentheil. Letztere ſind die ſogenannten Meſones, wo man blos ein elendes Obdach, und durchaus nichts zu eſſen findet. Sie werden faſt ausſchließend blos von Maulthiertreibern und dergl. beſucht. Der tägliche Preis in einer guten Poſada dürfte jetzt kaum geringer als in den kleinern Fondas ſeyn. In den ſchlechtern Poſadas hingegen und in den Meſones kommt man allerdings mit der Hälfte, ja, wenn man wenig auf ſich ſelbſt verwendet, wohl mit dem Drittheil aus.

Die Ventas ſind einzeln ſtehende Wirthshäuſer, die man auf allen Heerſtraßen bald in größern bald in kleinern Entfernungen von den Ortſchaften trifft. Sie ſind bald gut, bald mittelmäßig, bald über alle Beſchreibung ſchlecht, doch findet man im äußerſten Falle wenigſtens Brod und Wein darin. — Im Allgemeinen darf man ſich übrigens gar nicht wundern, wenn die ſpaniſchen Poſadas und Ventas noch ſo unvollkommen ſind. Einmal ſind die meiſten derſelben Communal- oder herrſchaftliches Eigenthum. Sie werden daher zu äußerſt hohen Preiſen verpachtet, und ſind überdem noch mit hohen Abgaben belegt. Die Poſada zu Murcia z. B. zahlt täglich 30 Real. (7 Livr. 10 S.) Pacht, und jährlich 750 Real. (187 Livr. 10 S.) Alcabala (eine Art Acciſe), was zuſammen des Jahres nicht weniger als 11,500 Real. (2,837 Livr. 10 S.) ausmacht.

Weiter dürfen in ſehr vielen Provinzen die Wirthsleute oder Poſaderos durchaus keinem Reiſenden zu eſſen geben, ſie dürfen keine Proviſionen im Hauſe halten, ſie haben bloß das Recht, den Fremden zu beherbergen, und ihm zuzubereiten, was er mitbringen oder im Orte einkaufen kann. — In andern Orten geht ferner die Reihe herum. Jeder Einwohner muß ſie gern oder ungern auf ſoviel Wochen oder Monate halten, mag ſein Haus oder ſeine Wirthſchaft auch noch ſo wenig dazu geeignet ſeyn. Eben ſo iſt in vielen Gegenden von Spanien ein Poſadero u. ſ. w. eine verächtliche Perſon. Niemand, der ſich alſo nur irgend helfen kann, pflegt ſich folglich dieſem Geſchäfte freywillig zu unterziehen. Endlich iſt aber auch die Anzahl der

Reiſenden ſelbſt in Spanien verhältnißmäßig noch immer viel zu gering, als daß ſich in den kleinern Städten u. ſ. w. auf einen beſtändigen Zufluß, und alſo auf gute Poſadas rechnen läßt.

Die beſten Wirthshäuſer auf deutſche oder franzöſiſche Art findet man in Catalonien, wo man ſie ſämmtlich unter dem Namen Hoſtal begreift. Die von Barcelona ſind durchgängig gut, beſonders die neue Fonda del gran Commercio. Eben ſo iſt der Hoſtal del Montſerrat zu Mataro, de San Luis zu Lerida, und ein anderes zu Villafranca de Pañadez ſehr empfehlenswerth. Aehnliche Wirthshäuſer oder ſogenannte Fondas finden ſich nun freylich in den übrigen ſpaniſchen Provinzen entweder gar nicht, oder doch wenigſtens nur in geringer Anzahl. In Galizien, Aſturien, Leon, Eſtremadura, der Mancha und Jaen z. B. ſind ſie völlig unbekannt.

In Cordova iſt nur eine, und zwar in der Hauptſtadt vorhanden. In Murcia werden zwey, zu Albacete und zu Cartagena, gezählt. In Sevilla giebt es in der Stadt gleiches Namens und zu Cadiz mehrere, die vortreflich ſind. In der Biſcaya werden deren zu Bilbao, zu San

Sebaſtian, zu Toloſa, und zu Vittoria bemerkt. Valencia hat drey in der Hauptſtadt, zwey zu Alicante, zwey zu Vinaroz, zwey zu Caſtellon de la Plana, und eine zu Fuente de la Higuera. Aragon hat deren nur zwey, eine ſchlechte zu Saragoſſa und eine leidliche zu Fraga. In Neucaſtilien finden ſich eine im Puerto de Guadarrama, die aber ehedem um vieles beſſer war, eine vortreffliche zu Toledo, eine recht gute zu Alcala de Honarez, und mehrere zu Madrid, worunter die Fontana de Oro, die Fonda de S. Sebaſtian, und de la Cruz de Malta die vorzüglichſten ſind. Eben ſo giebt es dergleichen auf den königlichen Sitios, doch nur ſo lange, als der Hof daſelbſt reſidirt.

Was die Poſadas und Ventos anlangt, ſo ſind ſie in Galizien, Aragon, Leon, Altcaſtilien, Eſtremadura, Jaen, Cordova und Murcia durchgehends ſchlecht, und von der größten Unreinlichkeit. Die auf den Hauptſtraßen von Madrid nach Cadiz und Valencia hingegen ſind in der Regel ziemlich gut. Die auf der großen Hauptroute endlich, die durch die ganze Provinz Valencia führt, ſind vortrefflich, und beynahe wie eigentliche Fondas anzuſehen.

6.

Wir ſchließen mit einigen vermiſchten Bemergen, die für künftige Reiſende gewiß nicht unwichtig ſind. Es iſt gut, ſchon wenigſtens ſoviel von der Sprache zu verſtehen, daß man es in kurzem zum Sprechen bringen kann. Es iſt rathſam, ſich ſobald wie möglich an die ſpaniſche Küche zu gewöhnen, oder blos kalt zu eſſen, wer dieß vorziehen mag. In letzterem Fall kann man ſehr beträchtlich erſparen, wenn man ſeinen Braten und dergl. aus den beſſern Wirthshäuſern in Vorrath mitnimmt, und in den ſchlechtern blos ſeinen halben Real de Caſa (für den Aufenthalt) bezahlt. Sehr gut wird es auch ſeyn, wenn man einen Flaſchenkeller oder auch nur eine gute alte ſchon gebrauchte Bota (ledernen Weinſack) bey ſich führt, weil an einem Orte manchmal beſſerer und wohlfeilerer Wein als an dem andern zu finden iſt. In Anſehung der religiöſen Verhältniſſe empfehle ich Achtung, Vorſicht und Verſchloſſenheit. Die Inquiſition bekümmert ſich um keinen Proteſtanten, ſobald er nur kein öffentliches Aergerniß giebt. Die beſte Jahrszeit zu der Reiſe ſcheinen die Monate April bis October zu ſeyn;

worauf man in einer der ſüdlichen Provinzen (Andaluſien oder Valencia) überwintern kann. Zum Ausgeben muß man ſchlechterdings lauter ſpaniſches Geld haben, was man auch in Perpignan, Bayonne u. ſ. w. ſehr leicht bekommen wird.

Zum Schluſſe noch einige Bemerkungen über die Art, wie man zur See nach Spanien reiſen kann. Wer aus Rußland, Schweden und Dänemark nach Spanien geht, wird meiner Meinung nach am beſten thun, wenn er ſich im Sunde einſchifft. Er findet dort immer mehrere Schiffe nach dieſem Lande, kann demnach ungleich wohlfeiler accordiren und wählt ſich einen nördlichen oder weſtlichen Hafen u. ſ. w. wie es ſeinem Plane am Angemeſſenſten iſt. Für die Ueberfahrt nach einem der nächſten Häfen (Bilbao, St. Sebaſtian und dergl.) wird mit der Laſt zuſammen etwa die runde Summe von 50 — 60 Piaſtern bezahlt. Wer aus Deutſchland nach Spanien gehen will, trifft zu Hamburg in der guten Jahrszeit jeden Monat ein Schiff nach Bilbao an, und zahlt Koſt und Fracht zuſammen 30 — 40 Piaſter für die Ueberfahrt. Eben ſo findet man auch in Trieſt nicht ſelten Gelegenheit nach Barcelona. Iſt der Reiſende in Holland, ſo hat er ebenfalls nach ſpaniſchen Häfen häufige Schiffsgelegenheit.

Aus Frankreich kann man über Nantes und Bourdeaux für 10 — 12 Piaſter, und von Bayonne für 2 — 3 Piaſter, doch immer ohne Koſt, nach Bilbao gehen. Aus letzterm Hafen ſegelt faſt jede Woche ein ſogenannter „Chaſſemarée“ (Küſtenfahrer) nach Bilbao ab; nur macht die Barre häufig einen ſehr langen und koſtſpieligen Aufenthalt *). — Aus England kann man über London, Briſtol u. ſ. w., auch über Falmouth (mit dem Paketboote in Friedenszeiten) nach Bilbao und der Coruña gehn. Für die Ueberfahrt, Koſt und Fracht zuſammen, wird meiſtens die runde Summe von 40 — 50 Piaſtern bezahlt.

Wer aus Italien zur See nach Spanien reiſen will, findet in Genua beſonders nach Barcelona häufige Schiffsgelegenheiten. Außer dem königlichen Paketboote, das alle vierzehn Tage abgeht, fahren endlich jeden Monat eine Menge kleinere und größere zwiſchen jenen beyden Häfen

---

*) Einzelne Schiffe pflegen auch von Marſeille nach Barcelona zu gehn.

hin und her. Für einen Platz in der Caſüte werden 6 Piaſter, im Raume 4 P., für die Koſt mit dem Capitain 20 P., mit den Matroſen 4 P. bezahlt. Die kürzeſte Reiſe pflegt von 3, die längſte von 18 Tagen zu ſeyn. — Unter den übrigen italiäniſchen Häfen bieten Livorno und Neapel die meiſten Gelegenheiten nach Barcelona, Alicante und Malaga dar.

Catalonien.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Catalonien, am nordöſtlichen Ende von Spanien, wird nordwärts von den Pyrenäen, die es von Frankreich trennen, oſtwärts von dem Mittelmeer, ſüdwärts von der Provinz Valencia, und weſtwärts von Aragon begränzt. Die Provinz iſt gebirgigt, eine Menge Aeſte laufen von den hohen Pyrenäen tief in das Land hinein. Man bemerkt beſonders den **Mon-Negre**, **Valligorguina**, **San Gran**, **Alſinelles**, **Reqveſens**, **Monſeny** und **Montſerrat**. Die Hauptthäler ſind die Vals Aron, Barabas, Cardons, Farrera, Andorra, Aneu und Aro. Flüſſe werden in Catalonien 26 gezählt; zehn davon ſtürzen ſich in's Meer, der vornehmſte darunter iſt der Ebro. Häfen hat die Provinz fünf: Palamos, Cadaqves, Roſas, Salon und Barcelona. Die Ausdehnung des Ganzen von Oſten nach Weſten wird auf 40 ſpaniſche Leguas *), von Nordoſt nach Südoſt auf 41 geſchätzt. Die Bevölkerung wird zu wenigſtens 814,412 Seelen angegeben, und ſcheint in beſtändigem Steigen zu ſeyn. So wurden z. B. in Barcelona im Jahre 1788, 111,410 Einwohner und im Jahre 1798 an 130,000 gezählt. So haben ſich Reus und Mataro zu anſehnlichen Städten erhoben, während längs der Küſte eine Menge ſchöner und wohlhabender Dörfer erbaut worden ſind.

Clima.

Es iſt ſehr verſchieden, je nachdem von den Gebirgsgegenden und von dem Innern des Landes oder von den niedrigen Ebenen und von den Küſtenſtrichen die Rede iſt. In den Gebirgsgegenden pflegt die Hitze eben ſo groß wie die Kälte zu ſeyn, auch ſind die Gipfel der Gebirge den ganzen Winter mit Eis und Schnee bedeckt. In den niedrigen Ebenen ſind die Sommer gemäßigt und die Winter äußerſt mild, wiewohl es nicht an einzelnen Ausnahmen fehlt. Im Sommer 1802-

---

*) Zu ¾ Stunde Weges, oder 20 auf den Grad.

z. B. ſtieg die Hitze auf 27 Gr. R. und dieß zwar mehrere Wochen lang, dagegen war der Winter von 1798 — 1799 außerordentlich kalt, und der von 1799 — 1800 des beſtändigen naßkalten Wetters halber höchſt unangenehm.

In dem Innern des Landes iſt die Luft trocken, an den Küſtenſtrichen hingegen feucht, beſonders in dem Thale, wo Barcelona liegt. Dieſe Feuchtigkeit kommt von den häufigen Oſt- und Südoſt-Winden her, die nicht ſelten mit Regen begleitet ſind. In den innern Gegenden iſt der Himmel faſt beſtändig ſchön, während er ſich an den Küſtenſtrichen, beſonders bey Oſtwinde, ſehr leicht bewölkt. In den höhern und innern Gegenden pflegt das Wetter immer beſtändig zu ſeyn, in den niedrigerern Thälern und an den Küſtenſtrichen aber wird gerade das Gegentheil bemerkt. Die Veränderlichkeit iſt hier außerordentlich groß, und gerade in dem Umkreiſe von Barcelona ſelbſt. Es iſt nichts ſeltenes, daß man hier an einem Tage Kälte und Wärme, Regen und Sonnenſchein, den heiterſten Himmel mit dem dickſten Nebel, die größte Trockenheit mit der größten Feuchtigkeit, und die lieblichſte Stille mit dem heftigſten Sturme abwechſeln ſieht.

Ackerbau.

Wie die ganze Provinz, ſo theilt ſich der Boden ſelbſt in Thal- und Höhenland ab. Jenes iſt vortreflich, wiewohl es manchem andern im ſüdlichen Spanien nachſtehen mag; dieſes iſt freylich nicht von der beſten Beſchaffenheit. Indeſſen gewinnt der fleißige, alles benutzende Catalan auch dem undankbarſten Boden und auch dem kahlſten Felſen eine ergiebige Erndte ab, indem er dort für reichliche Bewäſſerung, hier für ein künſtliches Erdreich ſorgt. In Anſehung der Bewäſſerung beſonders ſind die Catalanen unſtreitig Meiſter in der Kunſt. Sie wiſſen auf ein Haar zu beſtimmen, wieviel bey dieſem oder jenem Boden, bey dieſem oder jenem Produkte nöthig iſt, und eben ſo wiſſen ſie ihre Haupt- und Neben-Canäle mit den unzähligen Ramificationen derſelben, jederzeit nach der Beſchaffenheit des Terrains und immer mit großer Geſchicklichkeit zu ziehn.

Man ſehe z. B. den Diſtrikt von Lerida an, der ohngefähr vier Stunden lang und drittehalb breit ſeyn mag. Dieſer wird durch die Segra in zwey Theile (le Fontanet und la Noguera) getheilt. Der eine wird aus der Segra bewäſſert, aus der man ohngefähr drey Leguas von der

Stadt Lerida einen Hauptcanal abgeleitet hat, der andere erhält ſeine Bewäſſerung aus dem kleinen Fluſſe Noguera Aragoneſa, der ſechs Leguas von Lerida einen Hauptcanal füllt. Dieſer Diſtrikt iſt daher einer der ſchönſten und wohlhabendſten der ganzen Provinz, wiewohl man außerdem noch mehrere andere von gleicher Fruchtbarkeit anführen kann. Daher gehören z. B. die Ebenen von Urgel und Crodagna, el Vallez, la Selva, le Paſſadez, die Ebene von Igualada, die Gegend von Cervera, das herrliche Campo de Tarragona, und das Lampurdan. Bey dieſen Bewäſſerungen findet übrigens faſt überall ein gewiſſes Syſtem, eine gewiſſe polizeyliche Ordnung ſtatt, die ſorgfältig gehandhabt wird. Jeder Beſitzer bekommt das Waſſer auf ſo oder ſoviel Stunden, in größerer oder geringerer Maſſe, je nachdem es der Umfang und die Beſchaffenheit ſeines Grundſtückes nothwendig macht. Dieß geht der Reihe nach, und es ſind deshalb ordentliche Aufſeher angeſtellt. Die Leitung des Ganzen iſt einer beſondern Commiſſion oder Junta anvertraut, die immer aus den vornehmſten geiſtlichen und weltlichen Ortsbehörden, ſo wie aus einigen Landleuten zuſammengeſetzt iſt. Für die Bewäſſerung ſelbſt wird jährlich eine mäßige Naturallieferung von Waizen eingefordert, womit die Junta die nöthigen Ausgaben, z. B. Ausbeſſerungen der Canäle u. ſ. w. zu beſtreiten pflegt.

Bey jenem Fleiße und bey dieſen trefflichen Anſtalten iſt es daher leicht begreiflich, wenn der größte Theil von Catalonien einem blühenden Garten gleicht. In der That werden hier die mannichfaltigſten Produkte, und meiſtens in großer Menge gebaut. So liefern die ſüdliche Küſte, der Diſtrikt von Lerida und das Lampurdan **Waizen** in Ueberfluß, obgleich das Ganze zum Bedarf der Provinz nicht hinlänglich iſt. So bringen die Gebirgsgegenden und die höher liegenden Thäler **Mais**, **Roggen**, **Gerſte** und etwas **Hafer** hervor. So wird auch hier und da noch etwas **Hanf** und **Flachs**, und vorzüglich im Lampurdan noch etwas **Reis** gebaut. **Wein** liefert der öſtliche, weſtliche und nördliche Theil der Provinz, doch müſſen die Gewächſe der beyden letzten dem erſten höchſtvortrefflichen gar um vieles nachſtehn. Der **Olivenbaum** findet ſich überall und zwar in großer Menge, der **Maulbeerbaum** wird der geringen Seidenzucht wegen verhältnißmäßig nur wenig gebaut. Dagegen iſt an **Obſtbaum**- und an Nutzholz-Pflanzungen Ueberfluß, weil der fleißige Catalan dergleichen mit beſonderer Liebe, ja mit ordentlicher Leidenſchaft betreibt.

Obſtbäume aller Arten findet man vorzüglich in den vielen und herrlichen Huertas (Garten), die ſich längs der Segra hinziehn, ſo wie in den Plantagen von Lerida, Balaguer, Organa und Gerona, an den Ufern des Llobregat, im Lampurdan, und längs der Küſte von Mataro bis Barcelona hinab. Herrliche Mandelbäume und Haſelnußſträuche bietet das Campo de Tarragona und die Segarra dar, Orangen und Citronen liefern die Diſtritte von Alella, Toya, Premia, Vilaſar, Cabrera, Argentona, Mataro, und der ganze ſüdliche Küſtenſtrich. Johannisbrodbäume (Algarrobes, Ceration, ſiliqua) trift man zu Vendrell bis Calaſell, auf der Küſte von Tarragona und Tortoſa, von Badalona bis Llavaneras an. Feigenbäume finden ſich überall, beſonders im Diſtrikte von Villafranca; Aepfelbäume zu Albuelos, Villadro, la Selva, Liagaſtera und Vidorras, ſo wie in der Ebene von Vas, und den unzähligen Gärten der ganzen Provinz; Nußbäume in den Diſtrikten von Vich, Arbucias, Vallez und Gerona. Caſtanienbäume in ſehr vielen Gegenden, beſonders in dem Diſtrikte von Gerona, und auf dem Berge Sta Cruz de Oſo.

Unter den Nutzholz-Pflanzungen zeichnen ſich beſonders die Buchenwälder auf dem Monte Seny, die vielen immer grünen Eichen in den öſtlichen Theilen der Provinz, die Tannenwälder in den Diſtrikten von Solſana, Brogu, Manreſa, Monſee und Mataro; die vielen Ulmen-, Pappel-, Weiden- und Eichen-Pflanzungen im Vallez, an den Ufern des Bezos, des Llobregat, und den Diſtrikten von Hoſtalric, Palafolls, Romana u. ſ. w., die vielen Myrrthen-, Erdbeerbaum-Gebüſche (Arbutus unedo) und dergl. auf den Bergen in der Nähe von Barcelona, auf dem Mont-Negre, Montſerrat, San Gran, San Daniel u. ſ. w, endlich die große Menge von Korkbäumen (Quercus ſuber) auf den Gebirgen von Alſinella, in dem Thale Aro, auf den Gebirgen von Requeſens u. ſ. w., überall in ſo ungeheurer Anzahl, daß Catalonien allein ganz Europa mit Kork zu verſehen im Stande iſt.

Zum Schluſſe mag folgendes Verzeichniß der vorzüglichſten Produkte der Provinz und ihres jährlichen Betrages hier ſtehen, wobey indeſſen zu bemerken iſt, daß die minderwichtigen, wie Mandeln, Haſelnüſſe, Caſtanien und dergl. übergangen worden ſind.

Wolle . . .	1,320,000	Livr. Tourn.
Seide . . .	2,400,000	—
Waizen . .	21,900,000	—
Roggen . . .	2,880,000	—
Mais . . .	440,000	—
Reis . . .	320,000	—
Oel . . .	1,440,000	—
Wein . . .	1,230,000	—
Nüſſe . . .	850,000	—
Hanf . . .	786,000	—
Flachs . . .	402,000	—
Kork . . .	5,949,000	—
Zuſammen	39,908,000	Livr. Tourn.

Fabriken und Manufakturen.

Auch hier zeichnen ſich die Catalanen durch außerordentliche Thätigkeit aus. So giebt es Fabriken von ſeidenen Stoffen zu Manreſa, Cardona, Mataro (42 Stühle) und beſonders zu Barcelona, wo man allein 520 Stühle zählt. Es werden Sammte, Damaſte, Atlaſſe, Taſte, geköperte Seidenzeuge (Draps de soie), brochirte Zeuge u. ſ. w. darauf gemacht. Barcelona allein braucht an 300,000 Pſd. Seide des Jahrs. — Fabriken von Taſt, von ſeidenen Schnupftüchern und Gurten findet man zu Reus (150 Stühle), zu Manreſa (600 Stühle) und zu Barcelona, wo es eine Menge dieſer kleinen Fabrikanten giebt. Zu Manreſa allein werden jährlich an 60,000 Duzzend Schnupftücher gemacht, wozu man ohngefähr 70,000 Pſd. Seide braucht. — **Seidengazen** werden ſehr viel zu Barcelona verfertigt, und zwar von allen Farben und von aller Art. — Seidenſpinnereyen giebt es in mehrern Städten, z. B. zu Mataro (18 Maſchinen), zu Tarragona (57 Maſchinen) und zu Barcelona in ſehr großer Anzahl. — Seidene **Strümpfe** werden zu Mataro (52 Stühle), zu Tarragona, Aulot, Manreſa und Barcelona (500 Stühle) fabricirt.

Baumwollene Strümpfe werden in dem Armenhauſe (Hospicio) zu Gerona, zu Arens del Mar, zu Villanova, zu Mataro, zu Tarragona, zu Aulot und zu Vich gewirkt. Zu Mataro werden 116 Stühle, zu Aulot 90 gezählt —

Wollene Strumpf-Fabriken giebt es ebenfalls zu Gerona, Arens del Mar, Aulot und Vich. Letzterer Ort allein liefert an 24,000 Paar des Jahrs. Zu Aulot werden auch wollene Gurte fabrizirt. Eben ſo liefert Aulot Ratins, und Barcelona wollene Decken, die zwar gut, jedoch nur von gemeiner Art ſind. — Grobe Tücher, Sarſchen und Boraten werden in der ganzen Provinz, zu Aulot, Gerona, Tarreßa u. ſ. w. ſehr viele fabrizirt. In letzterer Stadt (vier kleine Stunden von Barcelona) giebt es auch 17 Fabriken von feinen Tüchern, die denen von Elbeuf ähneln, aber von ſchlechter Wolle, und in den dunkeln Farben von wenig Anſehen ſind.

Von Leinwand-Manufakturen im Großen findet man keine einzige in der Provinz. Indeſſen fehlt es nicht an Webern und an kleinern Unternehmungen dieſer Art, aber freylich werden blos gemeine Sorten zu dem gewöhnlichen Hausgebrauche gemacht. Das meiſte dieſer Art wird zu Mataro und zu Vich fabrizirt. Zu Mataro werden auch 5 Segeltuch-Fabriken gezählt. — Spitzen- und Blonden-Fabriken giebt es vorzüglich zu Pineda, Malgrat, Canel, Mataro, Martorell, Barcelona, und vielen andern Orten mehr. Es arbeiten immer nur Weiber und Kinder darin. Zu Barcelona z. B., finden an 12,000 Perſonen, theils damit, theils mit der Fabrikation von leinenen Bändern und Haarnetzen volle Beſchäftigung. — Seidene Bänder und Borten, ſo wie halbſeidene und baumwollene Bänder u. dgl. werden zu Mataro, zu Manreſa, zu Barcelona, zu Reus, und zu Tarragona ebenfalls in großer Menge fabrizirt. — Baumwoll-Spinnereyen findet man zu Reus 333 Maſchinen, zu Barcelona 99, zu Aulot 215; überall werden ſie meiſtens von Weibern bedient. — Baumwollene Zeuge aller Art werden zu Gerona, Arens, Toſa, Aulot, Mataro, Reus (240 Stühle), und Barcelona (4000 Stühle) gemacht. — Muſſeline liefert vorzüglich Tarragona.

Hutfabriken giebt es zu Barcelona (4), zu Manreſa (2), zu Vich (2), zu Mataro (6). — Die cataloniſchen Hüte ſind aber im allgemeinen ſehr rauh und ſchwer. — Seifenfabriken findet man zu Tortoſa (Schmierſeife) und zu Aulot, Villanova und Tortoſa, (harte Seife). — Eine Spielkartenfabrik iſt zu Aulot, und von Pulvermühlen befinden ſich zwey zu Manreſa, die jedoch nur im Winter in Thätigkeit ſind. — Lederfabriken giebt es zu Barcelona (5), zu Vich (1), zu Tortoſa (3), zu Aulot (7), zu Mataro (8). Sie liefern das Materiale zu den Bedürfniſſen der Provinz, und zu den 300 000 Paar Schuhen, die jährlich von Barcelona, theils nach den übrigen Theilen von Spanien, theils nach den ſpaniſchen Colonien gehn.

Fabriken von Fayence findet man zu Tortoſa (2), ſie liefern aber nur gemeine Arbeit; eine Glasfabrik zu Barcelona, wo man beſonders Scheiben von allen Sorten gießt; eine Scheidewaſſer- und eine Bleyzuckerfabrik zu Manreſa; Stahlfabriken, Meſſerfabriken, u. dgl. Zu Cardona und Solſona, wiewohl nur von gemeiner Art; Eiſen- und Meſſingdrathfabriken zu Sallent; Gewehrfabriken zu Barcelona, Igualada und Ripoll, letztere ſtehen in gutem Ruf. — Ankerſchmieden befinden ſich zu Pineda, zu Malgrey, zu San Pol, zu Arens del Mar und zu Calella; Papiermühlen werden an verſchiedenen Orten, und über 200 zuſammen gezählt. Auch befinden ſich zu Barcelona drey Fabriken von buntem Papier; Brandweinbrennereyen giebt es in großer Menge; die

Hauptniederlage dieſes Artikels iſt zu Reus. — Endlich bemerken wir noch die vortrefliche Canonengießerey zu Barcelona. Sie liefert ſehr ſchöne bronzene Canonen und iſt königliches Eigenthum.

Handel.

Ein dritter, äußerſt merkwürdiger Zweig der cataloniſchen Thätigkeit, der mit den beyden erſten in der genaueſten Verbindung ſtehe, und uns dieſelbe Blüthe und Lebendigkeit zeigt. Wir fangen mit dem ſogenannten Aktivhandel oder der Ausfuhr an, und theilen hierüber folgende Bemerkungen mit.

Nüſſe werden jährlich an 26,000 Säcke, theils nach den nordiſchen Häfen, theils und vorzüglich nach England (allein 20,000 Säcke) verſchifft. Eben dahin pflegt der größte Theil der gewonnenen Haſelnüſſe und Mandeln zu gehn. — Vom Oel werden ohngefähr 8000 Cargas (zu 250 Pf. 8 L. jede) nach Frankreich und Holland geſchickt. — Kork in Tafeln geht nach den nordiſchen Häfen, ohngefähr 30,000 Centner des Jahrs; Stöpſel werden nach Frankreich, etwa 1200 Centner zuſammen, geſchickt. — Vom Wein pflegen 4000 Cargas nach Italien zu gehn.

— Von baumwollenen Zeugen aller Art, von halbſeidenen Fabrikaten u. dgl. werden wenigſtens zwey Drittheile des Ganzen nach Valencia, Saragoſſa und Madrid geſchickt. Von Muſſelinen, Sammt, und Nankins geht das Meiſte in die übrigen Provinzen und in das ſpaniſche Amerika. Von ſeidenen Tüchern und ſeidenen Gurten, werden, vorzüglich aus den Fabriken von Manreſa, 60,000 Dutzend jährlich verkauft. Hiervon werden 10,000 Dutzend in Arragon, der Biſcaya, und den beyden Caſtilien abgeſetzt, während 50,000 Dutzend nach Amerika gehn.

Von wollenen Strümpfen werden wenigſtens 12,000 Paar in die benachbarten Provinzen geſchickt, alſo die Hälfte der ganzen Quantität, die die Stadt Vich fabricirt. — Von ſeidenen Zeugen und Strümpfen, pflegt etwas weniges nach Madrid, das Meiſte aber nach den Colonien zu gehn. — Ein großer Theil der groben Tücher, Sarſchen u. ſ. w. wird für das ſpaniſche Militär verkauft; die feinern Tücher finden ihren Abſatz in Madrid, Saragoſſa und Valencia; die Haarnetze werden durch ganz Spanien verſandt. — Die gedruckten Cattune gehen nach nach Madrid, Saragoſſa, Valencia, Alt- und Neu-Caſtilien, am ſtärkſten aber nach dem ſpaniſchen Amerika. Eben dahin werden die meiſten **Spitzen** verſchickt. Die **Flinten**, die **Quincaillerie-Waaren**, haben durch ganz Spanien, und in den Colonien ſehr ſtarken Abſatz.

An **Papier** werden jährlich 480,000 Ries fabrizirt, und davon 470,000 als Handelsartikel exportirt. Hierbey ſind 250,000 auf Aragon, Eſtremadura, und Alt- und Neu-Caſtilien zu rechnen, der Ueberreſt pflegt nach den Colonien zu gehn. — An **Brandwein** werden 35,000 Pipen verſchifft. Hiervon kommen 4000 nach Guernſey und Alderney; 10,000 nach England ſelbſt, und die übrigen nach Holland, Dänemark, Schweden und Rußland. — Von den 700,000 Paar **Schuhen**, die Barcelona liefert; werden 500,000 Paar in die übrigen Provinzen von Spanien und 200,000 Paar in die Colonien geſandt. — Noch einen gar nicht unbedeutenden Handelsartikel giebt der gewöhnliche **Hauskehricht** (als Dünger) ab. Es werden davon jedes Jahr beträchtliche Ladungen verſchifft. — Endlich gehört auch noch die heimliche Ausfuhr von **Pia-**

ſtern hierher, die man, trotz aller Verbote, mit ſehr großem Gewinne, häufig nach Frankreich zu ſchicken pflegt.

Um nun die Objekte und den Betrag des catalonischen Aktivhandels, mit einem Blicke zu überſehen, wird folgende Tabelle ſehr brauchbar ſeyn:

Ausfuhr ins Ausland.

Nüſſe	624,000	Livr. T. *)
Oel	640,000	—
Kork in Tafeln . .	5,400,000	—
Korkſtöpſel . . .	215,749	—
Baumw. Fabricate .	7,080,166	—
Wein	64 000	—
Seidene Tücher . .	1,225,000	—
Papier	1,760,000	—
Brandwein . . .	6,300,000	—
Schuhe	528,571	—
Hauskehricht . .	165,000	—
Zuſammen .	23,971,486	Livr. T.

---

*) Wie oben, ſo ſind hier abermals die Realen auf franzöſiſche Livres Tournois reduzirt.

Ausfuhr in die übrigen ſpaniſchen Provinzen.

Baumw. Fabricate	1,970,716	Livr. Tourn.
Seidene Tücher	350,000	—
Wollene Strümpfe	12,000	—
Papier	2,000,000	—
Schuhe	1,322,428	—
Sohlen	1,000,000	—
Kork	216,000	—
Zuſammen	6,871,144	Livr. Touen.
Hierzu die vorherige Summe	23,971,486	—
Alles zuſammen	30,742,630	Livr. Tourn.

Man ſieht, daß kleinere Artikel, wie Mandeln, Nüſſe, Spitzen, u. ſ. w. hier nicht mit aufgeführt ſind, weil der Betrag derſelben nicht genau zu beſtimmen iſt. Indeſſen kann man aus dem oben Geſagten ſchließen, daß Catalonien auch daran beträchtlich gewinnen muß.

Dieß führt uns auf den Paſſivhandel, oder auf die Einfuhr-Artikel dieſer Provinz. Sie bezieht Waizen aus Aragon und Frankreich; Wolle und Seide aus Aragon, und letztere Artikel auch aus Valencia; ſeidene Zeuge, (Lyoner Fabrik.) ſeidene Strümpfe (Languedoc. Fabr.), feine Tücher, leinene Waaren, Bijouterie-, Parfümerie- und Mode-Waaren aus Frankreich; Häringe, Stockfiſch, ſuperfeine Baumwoll-Waaren aus England; nordiſche Produkte aller Art aus Schweden, Dänemark und Rußland; Käſe, Fettwaaren, u. dgl. aus Holland. — Der Betrag des Ganzen iſt unbeſtimmt; man kann aber mit Gewißheit ſagen, daß die Bilanz, und zwar mit einer ſehr beträchtlichen Summe, ganz zum Vortheil von Catalonien iſt. — Unter den Häfen behauptet in mercantiliſcher Hinſicht, Barcelona den erſten, und Salou den zweiten Rang; worauf Tarragona, und die Rhede von Tortoſa folgt. Aber außerdem giebt es noch auf der ganzen Küſte von Calella und Mataro eine Menge kleiner Rheden und Ankerplätze, wo es in Friedenszeiten von aus- und einladenden Fahrzeugen zu wimmeln pflegt.

Sittliche Bemerkungen.

Die Catalonier oder Catalanen, zeichnen ſich auf den erſten Anblick durch eine gewiſſe Rauhheit des Charakters, durch eine ähnliche Barſchheit im Ausdrucke, und durch eine auffallende Heftigkeit aus. Noch immer ſind ſie von dem alten Freiheitsgeiſte beſeelt, der in den ältern Zeiten aus ihrer Verfaſſung entſprang, und ſich von Generation auf Generation fortgepflanzt hat. Nie haben die Catalonier ihren Nacken freywillig unter ein fremdes Joch gebeugt; voll hohen Stolzes, und kräftigen Selbſtgefühls, haſſen ſie alles, was nur den Schein der Willkühr, oder der Unterdrückung hat. Der Hauptzug in ihrem Charakter iſt unverwüſtliche Thätigkeit. Daher die hartnäckige Arbeitſamkeit, die unüberwindliche Beſtändigkeit, das Leben und der Ehrgeiz, die man in allen ihren Unternehmungen, in ihren politiſchen und kriegeriſchen Thaten wieder erkennen kann.

In allen Theilen der ſpaniſchen Monarchie, in allen Häfen von Europa, und der beyden Indien, haben ſich unternehmende Catalonier angeſiedelt, und den originellen Geiſt ihres Vaterlandes, wo Ackerbau und Schiffahrt, Induſtrie und Handlung ſo innig verbunden ſind, mit dahin gebracht. Eben ſo ſind die Catalonier, wegen ihres Muthes und ihrer Feſtigkeit, wegen ihrer Tapferkeit und Kühnheit, wegen ihrer kalten Verachtung der Gefahren und des Todes, neben den

Aragoniern und Galiziern, als die beſten ſpaniſchen Soldaten, berühmt.

Der Catalonier iſt ſchwer zu regieren, weil er beſtändig nach einer gewiſſen Unabhängigkeit ſtrebt, allein er iſt auch fähig, alles aufzuopfern, ſobald der Fürſt ſein Zutrauen und ſeine Liebe einmal gewonnen hat. Der Catalonier empfindet tief, und pflegt in ſeinen Leidenſchaften eben ſo heftig als beſtändig zu ſeyn. Er iſt der unverſöhnlichſte Feind, wenn ſeine Rache einmal gereizt worden iſt, er iſt der treuſte Freund, wenn er den andern bewährt gefunden hat. Unter der rauhſten Hülle verbirgt er ein edles und menſchenfreundliches Herz. Er brauſt auf, er tobt, er lärmt, er ſtößt die ſchrecklichſten Drohungen aus, aber ſelten, oder nie, wird man ihn in der Hitze zu Thätlichkeiten kommen. oder gar einen Mord begehen ſehn. So ſehr er nach dem Gelde ſtrebt, ſo egoiſtiſch er es zu lieben ſcheint; ſo leicht pflegt er es wieder wegzuwerfen, und ſo häufig beweiſt er wirklichen Edelmuth. Während der franzöſiſchen Revolution z. B. kamen eine Menge Emigranten nach Catalonien, und fanden daſelbſt Hülfe und Unterſtützung aller Art. Die Grenzdiſtrikte, die Einwohner von Reus, Mondlan.

und Planes, benahmen ſich vorzüglich großmüthig gegen ſie.

Inzwiſchen zeichnen ſich dennoch die Catalonier durch einen außerordentlichen Provinzialſtolz aus. Nach ihrer Meinung behaupten ſie unter allen ſpaniſchen Völkerſchaften den erſten Rang. Daher ihre Geringſchätzung, ja bisweilen ſogar Verachtung der übrigen, daher beſonders ihr glühender Haß gegen den Caſtilianer, der ſich ebenfalls für den erſten hält. Mit dieſem Provinzialſtolze vereinigt ſich nun noch der allgemeine Nationalſtolz des Spaniers überhaupt. Daher die Abneigung der Catalonier für jeden, der als Fremder auftritt, daher beſonders ihr unſäglicher Abſcheu, ihr über alle Beſchreibung gehender Fanatismus gegen alles, was nur Franzoſe heißt.

Der Catalonier liebt ſein Vaterland, ſeine Religion, ſeine Gebräuche, ſeine Sprache mit Leidenſchaft; und opfert im Nothfall Gut und Blut dafür auf. Er hat eine entſchiedene Neigung für kirchliche Ceremonien und Prozeſſionen, für öffentliche Feſte, Aſſembleen, Bälle und dergleichen, überhaupt für Pracht und Aufwand, lärmende Fröhlichkeit und vollen Lebensgenuß. Er wallfahrtet gern nach heiligen Kapellen, Einſiedeleien, u. ſ. w.

er

er verſäumt keine öffentliche Tanzpartie oder Romeria, allein er findet, zu ſeiner Ehre, an den grauſamen Stiergefechten wenig oder gar keinen Geſchmack.

Die Kleidung der Catalonier weicht von der gewöhnlichen caſtillaniſchen ſehr weſentlich ab. Mäntel und runde Hüte ſind hier durchaus verbannt. Eben ſo verſchieden iſt die cataloniſche Sprache, wenn man ſie mit dem eigentlichen Caſtillano, oder Reichſpaniſchen vergleicht. Es iſt im Grunde das alte Limouſiniſche Patois aus dem ſüdlichen Frankreich, mit mehrern ſpaniſchen Wörtern vermiſcht. Wirklich hat auch das Cataloniſche mit dem Fanzöſiſchen eine auffallende Aehnlichkeit, man mag nun auf den grammatiſchen Bau, oder auf die Wortmaſſe ſehn.

Natürlich ziehen die Catalanen ihren Provinzialdialekt dem Reinſpaniſchen außerordentlich vor, ja ſie ſehen das letzte in der Regel ſogar wie eine ausländiſche Sprache an. Dies gilt beſonders von den niedern Claſſen, wo unter hundert Individuen kaum einige etwas ſpaniſch verſtehn. Doch auch ſelbſt in ihrem eigenen Patois weichen die verſchiedenen Diſtrikte nicht wenig von einander ab. Das Cataloniſche, wie es in den Gebirgen, und wie es in den Ebenen geſprochen wird, hat eine auffallende Verſchiedenheit. Jenes iſt ungleich reiner und origineller, während dieſes mit einer Menge neugemachter Wörter und Wendungen vermiſcht iſt. So ſanft übrigens dieſer Dialekt an und für ſich klingen mag; in dem Munde des rauhen polternden Catalans, trägt er gerade am meiſten zu dem Eindrucke von Härte, Barſchheit und Heftigkeit bey, der dieſe Völkerſchaft beym erſten Anblick charakteriſirt.

Fragen wir nach dem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaften in Catalonien, ſo bieten ſich etwa folgende Bemerkungen dar: Die freyen Künſte werden zwar im Ganzen nur wenig getrieben, doch fehlt es den Cataloniern nicht an Sinn dafür; auch ſind ſeit einiger Zeit, zu Barcelona und zu Aulot, Zeichenſchulen angelegt. Die techniſchen Künſte hingegen, kurz alles, was Bezug auf Induſtrie und Handlung hat, werden mit allgemeinem Eifer cultivirt. Auch hierin zeichnet ſich Catalonien vor allen übrigen Provinzen Spaniens ſehr vortheilhaft aus.

Mögen die Catalanen auch wenig oder gar nichts erfinden, ſie eigenen ſich dafür die Entdeckungen des Auslandes mit vieler Einſicht an; mögen ſie auch in ihren Fabricaten ſelten oder gar nicht zum Muſter dienen; ſie ahmen dafür die fremden mit großer Geſchicklichkeit nach. Aber auch in den Wiſſenſchaften iſt Catalonien keineswegs hinter ſeinem Jahrhundert zurück. Daſſelbe Genie, das ſich in den ökonomiſchen und mercantiliſchen, in den induſtriellen und politiſchen Unternehmungen der Einwohner offenbart, ſcheint auch in ihren literariſchen Beſtrebungen unverkennbar zu ſeyn. Faſſen wir nun die Schilderung dieſes intereſſanten Volkes in wenig Worten zuſammen; ſo finden wir Kraft mit Einſicht, Arbeitſamkeit mit Lebensluſt, Leidenſchaftlichkeit mit Güte, und die größte Barſchheit mit vieler Herzlichkeit gepaart.

Catalonien.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städtebeſchreibungen.

1.

Wege — Wirthshäuſer — Fuhrweſen.

Catalonien iſt eine von den wenigen Provinzen von Spanien, wo die Wege noch am ſchlechteſten, und am meiſten vernachläſſigt ſind. Wenn das ſchon von den Hauptſtraßen gilt; ſo iſt es in Anſehung der Nebenſtraßen doppelt der Fall. Dieſe ſind oft ganz unpaſſirbar, beſonders wenn es anhaltend regnet, oder der Schnee auf den Gebirgen ſchmilzt, weil dann jedes kleine Flüßchen zu einem Strome anſchwillt. Nun ſchlängeln ſich aber eine Menge dieſer kleinen Flüſſe und Bäche unaufhörlich hin und her; man kann daher denken, was dies für Ueberſchwemmungen veranlaſſen muß. Brücken und Stege ſind dabey ziemlich ſelten, oder werden wenigſtens an den nothwendigſten und gefährlichſten Stellen gerade am erſten vermißt.

Ungleich zufriedener wird der Reiſende hingegen mit den cataloniſchen Wirthshäuſern ſeyn, da ſie faſt ganz auf deutſche und franzöſiſche Weiſe eingerichtet ſind. Man findet reinliche Betten, und einen wohlbeſetzten Tiſch, wo man gewöhnlich zwey Piecettas (2 Livres) für die Mahlzeit zahlt. Unter den guten Wirthshäuſern ſtehen die von Mataro und Lerida, ſo wie die von Barcelona und Gerona oben an; doch ſind auch die von Igualada, Figueras, Calella u. ſ. w. alles Lobes werth. — Einige ſchlechte mag es allerdings auch geben, doch kommen auch die ſchlechteſten noch nicht den altcaſtiliſchen Meſones u. ſ. w. gleich.

In Anſehung des Fuhrweſens, theilen wir folgende Bemerkungen mit. Man reiſt, wie in den übrigen Theilen von Spanien, entweder mit einer Coche de Colleras (vierſitzigen Wagen mit ſechs Maulthieren beſpannt), oder in einer Calecha (Halbchaiſe mit zwey Maulthieren), oder in einem Valante (Cabriolet mit einem Maulthier). Man kann mit einem Mozo de Eſpuelas nach ſeiner Bequemlichkeit reiten, oder mit Poſtpferden gehn. Hierbey iſt jedoch zu bemerken, daß man im letztern Falle immer **reiten** muß, weil man nirgends Poſtpferde zum **Fahren** erhält. Man kann ſich endlich der wöchentlichen Ordinarios nach Madrid, Saragoſſa, Valencia, Perpignan u. ſ. w. bedienen, die in der Regel mit bedeckten Wagen verſehen ſind. An dieſe Wagen werden vier bis fünf Maulthiere hinter einander geſpannt, wie es bey allen cataloniſchen Fuhrwagen eingeführt iſt. Die hieſigen Mulas ſind eben ſo ſchön als ſtark und dauerhaft, und die cataloniſchen Kutſcher und Fuhrleute werden wegen ihrer Geſchicklichkeit und guten Aufführung gerühmt.

2.

Reiſe von Perpignan nach Gerona.

Von Perpignan bis an **Volo** (zum Boulou) ſind drey Leguas *) ziemlich guter Weg durch einen Theil der Ebene von Rouſſillon. Rechts **Le Masdeu**, ein alter Tempelherrn-Sitz, und die Dörfer Polleſtras, Villamulaca, Paſſa und Tresſerra; links auf einer Anhöhe das Dorf Banuls dels aſpres. Das Dorf le Volo zeigt noch Ruinen alter Feſtungswerke, und liegt in einer fruchtbaren Gegend am rechten Ufer des Ter, den man bald darauf paſſiren muß. Dies geſchieht bey gewöhnlichem Waſſerſtande entweder auf einer Furth, oder für Fußgänger auf einer Fähre, oder kleinem Ueberſetzkahn. Der Fluß iſt indeſſen ſehr breit, und pflegt zuweilen, wegen ſeines plötzlichen Anſchwellens, und des vielen Triebſandes, ſelbſt gefährlich zu ſeyn.

---

*) Bekanntlich zu fünf Viertel Stunden gerechnet.

Der Weg fängt an ſich nun allmählich zu erheben; man fühlt, daß man mit jedem Schritte höher kommt. Die Straße iſt jedoch vortreflich, breit, eben, und wo es nöthig war, mit Seitenmauern verſehn. — Nach zwey Stunden Steigens findet man das Dorf l'Ecluſe, was das Clauſura der Römer iſt; bald darauf erreicht man den Gipfel der Pyrenäen, und paſſirt ſie, indem man den Col de Portus hinabſteigt. Dieſer Portus, ſpan. Puerto, oder Gebirgspaß, wird von der Feſtung Bellegarde vertheidigt, die auf einem hohen iſolirten Felſen liegt. Es befindet ſich ein eigenes Bureau zum Verificiren der Päſſe daſelbſt. Nicht weit vom Dorfe Portus geht man über eine kleine Brücke, die hier die Grenze macht, und befindet ſich nun auf einmal in Spanien. — Wir ſetzen jetzt zuerſt die vollſtändige Reiſeroute bis Gerona *) her, und fügen dann die nöthigen Bemerkungen hinzu.

Von der Brücke von Portus bis nach

La Junqvera, (Stadt)	1	Legua.
Hoſtel-Nou, (Gehöfte)	2	—
Figueras, (Stadt)	1½	—
Santa Locaya, (Dorf)	1	—
Beſcara, (Dorf)	1	—
Col d'Oriols, (Gehöfte)	½	—
Vila de Muls, (Dorf)	1	—
Medina, (Dorf)	2	—
Pont Mayor, (Dorf)	½	—
Gerona, (Stadt)	½	—
	11	Leguas.

Man ſteigt die Pyrenäen vollends herunter, der Weg iſt vortreflich, die Gegend maleriſch. La Junqvera hat nur als kleine Grenzſtadt Wichtigkeit, iſt aber dennoch immer bevölkert genug. Es befindet ſich hier das erſte ſpaniſche Zollbureau, das funfzig Viſitatoren und Zollbereiter unter ſich hat. In der Regel wird hier ſehr ſtreng viſitirt; beſon-

---

*) Man muß immer dieſelbe Route wählen, man mag nun von Perpignan nach Barcelona, oder nach Saragoſſa, nach Valencia, oder nach Madrid gehn.

ders wenn ein Oberbeamter anweſend iſt, oder ſehr viele Leute um den Wagen herumſtehn. Hat man aber keinen Beobachter zu fürchten, ſo pflegt man für ein Paar Piecetten (franzöſ. Livres) höchſt gefällig zu ſeyn.

Wer mit ſeinem eigenen Wagen ankommt, hat, der Verordnung zu folge, eine ungeheure Abgabe zu bezahlen, die gewöhnlich [illegible] vom Werthe des ganzen Wagens beträgt. Der Fremde kann dies jedoch vermeiden, wenn er ſich nämlich verbindlich macht, daß er in einer gewiſſen beſtimmten Zeit, mit demſelben Wagen wieder zurück reiſen will. Zu dieſem Ende muß er ſich aber bey ſeinem Banquier in Perpignan, mit einem Empfehlungsbriefe an einen Agenten in Junquera verſehen, damit er pro forma einen Bürgen ſtellen, und ſo in Gottes Namen weiter reiſen kann. — Das Wirthshaus iſt nicht das beſte, im Ganzen aber doch immer noch leidlich genug.

Hinter Junquera wird der Weg ſchlecht: er iſt häufig mit Steinen bedeckt, und führt durch eine Menge bald mehr, bald weniger beſchwerlichen Schluchten, immer zwiſchen hohen Felſen hin. Man muß ſiebenmal über den Liobregat gehn; der meiſtens trocken, aber zuweilen auch ſo ſehr angeſchwollen iſt, daß er durchaus nicht paſſirt werden kann. So kommt man nach dem Gehöfte Hoſtel-Nou, was zu gleicher Zeit ein leidliches Wirthshaus iſt, paſſirt dann die Muga auf der Brücke Molins de Rey, und tritt nunmehr in das fruchtbare Lampurdan. Hier findet man alles mit der üppigſten, mannichfaltigſten Vegetation bedeckt, und reiſt eine ganze Legua, wie durch einen großen herrlichen Garten hin, wo die reichſten Gemüß- und Waizen-Felder von unzähligen Obſt- und Olivenbäumen beſchattet ſind.

So erreicht man die kleine Stadt Figueras, die in der Mitte der Ebene liegt, und ohngefähr 4000 Einwohner zählen mag. Es wird hier etwas Handel nach Frankreich getrieben, auch iſt das Städtchen im Ganzen noch immer reinlich und lebendig genug. Die zwey vorhandenen Wirthshäuſer gehören unter die guten von Catalonien, nur ſind die Betten, auf ſpaniſche Art, ein wenig ſpärlich verſehn. Man ſollte ſich hier zum zweytenmale viſitiren laſſen, man wird aber die gefälligen Viſitatoren mit einer Kleinigkeit los. Wer noch franzöſiſches Geld bey ſich hat, der ſetze es nunmehr vollends gegen ſpaniſches um. In Figueras wird es nämlich noch ſehr gern genommen, und verliert nur eine Kleinigkeit (4, 6, höchſtens 10 Sous der Louisd'or). Je weiter man aber reiſt, deſto ſchwerer wird man es anbringen können, wenigſtens wird der Verluſt daran äußerſt beträchtlich ſeyn.

In der Nähe des Städtchens Figueras auf einer Anhöhe, liegt das Caſtillo de San Fernando, eine der ſtärkſten und prächtigſten Feſtungen, die man ſehen kann. Sie wurde unter der Regierung Ferdinands VI. mit ungeheuren Koſten erbaut; bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, beſtreicht die Ebene auf allen Seiten, und hat für eine Garniſon von 16 - 17,000 Mann hinlänglichen Raum, ohne Uebertreibung geſagt. Die Hauptwerke ſind von Quadern erbaut, die Gräben breit und tief, die äußerſten Werke ſämmtlich mit Minen verſehn, die Wälle, die Magazine, die Ställe, die Keller, die Caſernen, das Hoſpital, ſämmtlich bombenfeſt, der Hauptwall iſt von außen gar nicht zu erkennen, und die Annäherung des Belagerers mit unſäglichen Schwierigkeiten verknüpft. Faſt nirgends kann er nemlich Laufgräben machen, weil er überall auf den nakten Felſen ſtößt.

Von Figueras führt ein äußerſt ſchlechter, ſteinigter und kothiger Weg nach dem Dorfe Santa

Locoya, und weiter hin nach der Fluvia. Man paſſirt dieſen Fluß gewöhnlich auf einer Fuhrt, bey etwas höherem Waſſer aber auf einer Fähre, die höchſt erbärmlich iſt. Hat es aber geregnet, oder kommt das Schneewaſſer aus den Gebirgen, dann muß der Reiſende geduldig liegen bleiben, weil ihn niemand überzuſetzen wagen wird. Jetzt folgt das Dorf **Baſcura**, das links liegen bleibt, dann Col d'Oriols, dann kommen die Dörfer Muls und Medina, worauf man den Ter auf einer Brücke (dem Pont Mayor) paſſirt. Eine artige Häuſerreihe bildet nun eine Art Dörfchen, das man wie eine Vorſtadt von Gerona betrachten kann. Die ganze freundliche Straße iſt ohngefähr eine Viertelſtunde lang.

Gerona liegt theils am Fuße, theils am Abhange eines ſteilen Berges, bildet beynahe ein Dreyeck, iſt mit guten Mauern eingefaßt, die ihre gehörigen Baſtionen u. ſ. w. haben, und wird noch überdem durch zwey kleine Forts gedeckt, die auf dem Berge ſelbſt befindlich ſind. Die Straßen von Gerona ſind eng und winklicht, die Häuſer indeſſen ziemlich gut gebaut. Der Ter fließt mitten durch die Stadt. Die Bevölkerung wird auf 14,000 Seelen geſchätzt, wovon man wenigſtens ein Viertheil auf Geiſtliche, Mönche, Nonnen u. ſ. w. rechnen muß. Unter den öffentlichen Gebäuden verdient die Domkirche und die Kirche de San Feliu (Philipp) vorzügliche Aufmerkſamkeit; ſehr ſehenswerth iſt auch ein zierliches arabiſches Bad, das in dem Capucinerkloſter befindlich iſt.

Für den öffentlichen Unterricht wird durch eine Art Lyceum geſorgt, das an 900 Schüler zählt, und eine ziemlich zahlreiche Bibliothek beſitzt, die auch dem Publikum geöffnet wird. Eben ſo halten die Urſulinerinnen eine Freyſchule für arme Mädchen, die der Biſchoff Don Thomas de Lorenzana geſtiftet hat; ein vortrefflicher Mann, dem dieſe ganze Diöces eine Menge nützlicher Einrichtungen verdankt. Der Handel von Gerona iſt unbedeutend, und die ganze daſige Induſtrie ſchränkt ſich blos auf einige grobe Wollarbeiten ein, die man im Armenhauſe verfertigen läßt. Das geſellſchaftliche Leben in Gerona iſt traurig und einförmig, der Fremde beſonders findet auch nicht den mindeſten Zeitvertreib.

3.

Reiſe von Gerona nach Barcellona, längs der Küſte *).

La Granota (einige Häuſer)	3½	Legua.
Tordera (Dorf)	1¼	—
Malgrat (Dorf)	¾	—
Pineda (Dorf)	1	—
Calella (Städtchen)	1	—
San Pol (Dorf)	1	—
Canet de Mar (Dorf)	1¼	—
Santa Maria de Mar (Dorf)	¾	—
Arens de Mar, oder Santa Maria de Arenz (Dorf)	½	—
Mataro (Stadt)	1	—
Vilaſar de Vair (Dorf)	1	—
Premia de Vair (Dorf)	½	—
Maſnou (Dorf)	½	—
Mongat (Dorf)	¾	—
Bogalona (Dorf)	½	—
San Adria (Dorf)	¼	—
Barcelona	¾	—

Zuſammen 17¼ Legua.

---

*) Es giebt nämlich auch einen Weg durch das innere Land über Hoſtalrich, La Roca und San Andre (16 Leguas zuſammen), der aber niemanden zu empfehlen iſt.

Von Gerona bis zur Tordera ſehr breiter aber auch ſehr ſchlechter Weg. Bey trocknem Wetter unerträglicher Staub, bey Regen oder im Winter tiefer Koth. Ueberall Spuren, überall ausgefahren, ſo daß der Wagen unaufhörlich ſchlägt. Die Granota iſt ein kleines Gehöfte mit einem Wirthshauſe, das unter die ſchlechtern gehört. Links ſieht man Blanas, ein kleines Städtchen am Ausfluſſe der Tordera, es giebt Lederfabriken daſelbſt. Der Weg wird immer ſchlechter, je näher man dem genannten Strome kommt, am meiſten muß man ſich vor den Waſſerlachen hüten, weil es gewöhnlich ſehr tiefe Löcher ſind.

Bey niedrigem Waſſerſtande paſſirt man die Tordera auf einer Fuhrt, obgleich auch eine hölzerne Brücke vorhanden iſt. Bey großem Waſſer muß man lieber liegen bleiben, weil alle dieſe Bergſtröme ſehr reißend ſind. Bey fallendem Waſſer pflegt man zuweilen in Kähnen darüber zu gehen, allein es iſt doch immer Gefahr dabey; auch ſollen ſchon wirklich mehrere Reiſende auf dieſe Art verunglückt ſeyn. Jenſeits der Tordera kommt man durch das Dorf gleiches Namens,

---

ob er gleich meiſtens von den Maulthiertreibern gebraucht wird, auch noch immer die Poſtſtraße abgiebt.

dann durch Malgrat und Pineda, wo die Weiber und Mädchen Spitzen klöppeln, auch zwey Brandweinbrennereyen und zwey Ankerſchmieden ſind. — Calella liegt ganz allerliebſt, hat ohngefähr 3400 Einwohner, und liefert Anker, Fiſchernetze, Spitzen, Blonden und Brandwein. Das Wirthshaus iſt ziemlich gut und immer im Ueberfluß mit friſchem Fiſch verſehen. Hier fängt nun der ſogenannte Küſtenweg (Camino de la Marina) an, und dauert ſo ununterbrochen bis Barcelona fort. Man reiſt durch einen der ſchönſten Diſtrikte von Catalonien, und hat dabey immer das Meer im Geſicht.

Folgt zuerſt San Pol, nur erſt ganz kürzlich angelegt, am Fluſſe Bellet, den man auf einer Fuhrt paſſirt. Die Bevölkerung iſt ſchon 2000 Seelen ſtark und nimmt noch täglich zu. — Canet de Mar, ebenfalls ein beträchtliches Dorf, wo es Brandweinbrennereyen giebt; Santa Maria de Mar, ebenfalls mit viel Betriebſamkeit; Arenz de Mar, oder Santa Maria de Arenz, mit 3500 Einwohnern, und voll induſtrieller Thätigkeit. Es werden baumwollene und ſeidene Strümpfe, auch baumwollene Zeuge daſelbſt fabrizirt, eben ſo befinden ſich mehrere Ankerſchmieden, ein kleines Werft und eine Schiffahrtsſchule daſelbſt. Alle dieſe Dörfer liegen äußerſt angenehm am Meer, und haben etwas Nettes und Freundliches, das außerordentlich gefällt. Man legt die fünf ſtarken Leguas von Calella nach Mataro faſt unvermerkt zurück.

Mataro war im Jahre 1770 nur noch ein kleiner Küſtenflecken, und iſt jetzt eine anſehnliche Stadt geworden, die über 25,000 Einwohner zählt. Sie liegt am Meer, am Ende einer kleinen fruchtbaren Ebene, in deren Hintergrunde man eine Reihe waldbewachſener Gebirge erblickt. Das Ganze wird eigentlich in die Alt- und Neu-Stadt abgetheilt. Erſtere liegt etwas höher, iſt noch ordentlich mit ihren alten Mauern und Thoren verſehen, hat aber freylich nur ſehr enge Gaſſen, die jedoch ziemlich gerade ſind. Die große Hauptſtraße, la Riera genannt, iſt dafür deſto breiter, ſchöner und angenehmer, auch fließt ein kleiner Bach hindurch. — Die Neuſtadt, ehedem vielleicht nur eine Vorſtadt, iſt bey weitem der anſehnlichſte Theil, und zieht ſich oſtwärts längs dem Meere hin, die Häuſer ſind neu, und meiſtens mit Frescogemälden verziert, die Straßen breit und nach der Schnur gezogen, man ſieht daß hier nach einem Plane gebaut worden iſt. Am ſchönſten nimmt ſich die Straße aus, durch welche man nach Barcelona fährt. Eben ſo eine andere, wo ſämmtliche Poſadas befindlich ſind, die erſte, wenn man oſtwärts von Gerona her nach Mataro kommt. Die Nettheit, die Lebendigkeit derſelben macht einen höchſt angenehmen Eindruck. Unter den Wirthshäuſern iſt beſonders das zum Montſerrat des größten Lobes werth. Uebrigens ſind die Lebensmittel ganz vortreflich, auch hat die Stadt an herrlichem Quellwaſſer großen Ueberfluß. Die Gegend iſt angenehm und fruchtbar, die Grundſtücksbeſitzer bilden hier eine Brüderſchaft, die eben ſo thätig als wohlhabend zu ſeyn ſcheint. An Fabriken und Manufakturen werden in Mataro eine große Menge gezählt, worunter beſonders 89 ſeidene Bandfabriken und dergl. und 48 Seidenzeug- und Sammt-Fabriken zu bemerken ſind.

So wie man Mataro verlaſſen hat, reiſt man wieder auf einem ſehr ſchönen Wege, faſt immer längs des Meeres hin. Rechts hat man eine Reihe lieblicher Hügel neben ſich, die hier und da zwiſchen den grünenden Bäumen mit einzelnen Wohnungen bedeckt ſind. Auf den höhern Bergen darüber wird man die Dörfer Cabrera, Vilaſar de Dalt und Premia de Dalt gewahr. Bald darauf kommt man durch einige andere Dörfer, worunter beſonders le Masnou zu bemerken iſt, das noch vor nicht gar langer Zeit blos eine einzeln ſtehende Venta war. Weiterhin bey Mongat findet man eine künſtliche Felſenpaſſage, wo der Weg durch einen kleinen Berg geführt worden iſt, und ſieht auf dem Gipfel deſſelben das Fort Mongat, das dieſen Theil der Küſte gegen die Barbaresken zu ſchützen dient. So geht es immer längs dem Meere hin durch Bagalona und San-Andria bis an den Bezos, deſſen Ufer mit einem dichten Pappelwalde bedeckt ſind. Man paſſirt dieſen oft gefährlichen Strom bey niedrigem Waſſerſtande auf einer Fuhrt, läßt bald darauf San Marti hinter ſich, tritt in eine große herrliche Ebene, die mit den ſchönſten Wieſen und Feldern, mit unzähligen Baumpflanzungen und Landhäuſern bedeckt iſt, und fährt ſo endlich durch eine lange Allee vollends nach Barcelona hinein, das man ſchon lange, mit dem hohen Mont-Jouy gerade gegenüber, am Ende der Perſpektive vor ſich geſehen hat.

4.

Barcelona.

Barcelona liegt in einer Ebene, die nordwärts und nordweſtwärts von niedrigen Gebirgen eingeſchloſſen wird, während ſie in Oſt, in Nordoſt und in Südoſt gegen das Meer geöffnet iſt. Nördlich und nordöſtlich wird ſie vom Bezos, ſüdlich vom Llobregat begränzt. Die Stadt iſt mit Feſtungswerken verſehen, die keinesweges unbeträchtlich ſind. Dieß gilt beſonders von denen auf der Landſeite, indem des ſeichten Waſſers wegen von der Seeſeite kein Angriff zu beſorgen iſt. Jene Feſtungswerke ſind noch durch eine Citadelle und das Fort Mont-Jouy gedeckt, doch iſt im Grunde nur das Letztere von Wichtigkeit.

Die Citadelle, die ſonſt ſehr gute Werke hat, liegt nämlich viel zu tief, ſo daß ſie weder die Stadt noch die benachbarte Gegend beſtreichen kann. Das Fort Mont-Jouy hingegen ſüdweſtlich von der Stadt auf einem hohen Berge, der denſelben Namen führt, beherrſcht Stadt und Haſen, die ganze Gegend, einen großen Theil der Küſte und des Meeres, ja zu gleicher Zeit die Citadelle ſelbſt. Dieſes Fort iſt übrigens groß, ſchön, geräumig und in allen ſeinen Theilen mit vieler

Einſicht angelegt. Die Kunſt hat ſich mit der Natur vereinigt, ſo daß es eigentlich nicht mit Gewalt zu nehmen iſt, ſondern blos ausgehungert werden muß.

Die gegenwärtige Bevölkerung von Barcelona wird auf 130.000 Seelen geſchätzt, worunter aber die oft 9 — 10,000 Mann ſtarke Garniſon noch keinesweges mitbegriffen iſt. Die Stadt ſcheint im Ganzen wohl gut gebaut, weil faſt zwey Drittheile derſelben aus neuen Häuſern beſtehn, die in den letzten dreyßig Jahren entſtanden ſind, indeſſen erwarte man keine großen Prachtgebäude, keine Palläſte nach italiäniſcher Art, überhaupt keine Meiſterſtücke der Architektur. Die Häuſer ſind einfach, meiſtens 4 — 5 Stock hoch, und wie gewöhnlich mit Balconen verſehen; ſehr viele zeichnen ſich durch artige Fresco-Gemälde aus.

Von öffentlichen Gebäuden verdienen blos folgende einige Aufmerkſamkeit: die Domkirche, das Kloſter der barmherzigen Brüder, das Franciſcaner und Dominikaner-Kloſter, das Rathhaus, das Palacio del General, (der Wohnung des Generalcapitains) der alte Pallaſt der Grafen von Barcelona und der Könige von Aragon, das neue Zollhaus (als Muſter des ſchlechteſten Geſchmacks), endlich die

Börſe (ein majeſtätiſches Ganze) und das Schauſpielhaus (das ſchönſte in Spanien). Die Straßen von Barcelona ſind in der Regel eng und winklicht, beſonders in dem alten oder obern Theile der Stadt, indeſſen machen mehrere, z. B. la Calle de la Porta Ferißa, la Carrer amplo, la Calle de St. Paul, de San Antonio u. ſ. w., beſonders aber die ganz neue Straße Calle del Conde del aßalto, wohl eine Ausnahme davon.

Das Pflaſter iſt nicht das beſte, die platten viereckichten Steine ſind ſchlecht zuſammengefügt, und geben ſich daher leicht aus einander, was eine Menge Ungleichheiten verurſacht. Da nun in der Altſtadt eine Menge Cloack-Schleußen darunter befindlich ſind, ſo kann man denken, was für ein unerträglicher Geſtank durch jene Zwiſchenräume herauszuſteigen pflegt. Die Beleuchtung der Straßen ſcheint übrigens nicht zum Beſten eingerichtet zu ſeyn, weil die Laternen noch an den Häuſern befeſtigt ſind. Von großen Plätzen endlich hat Barcelona nur einen einzigen aufzuweiſen, es iſt die Plaça del Palacio. Sonſt werden allerdings eine Menge kleiner unregelmäßiger Plazuelas (Plätzchen) gezählt.

Außerhalb Barcelona, zwiſchen dem Seethore und dem Hafendamme, befindet ſich eine neue kleine zu Barcelona gehörige, und darum **Barcelonetta** (**Klein Barcelona**) genannte Stadt. Der Raum, den ſie einnimmt, war ehedem eine große wüſte Sandfläche, wo man nur einige Fiſcherhütten ſah. Allein in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ der damalige Generalcapitain, der Marquis de la Mina, die gegenwärtige Anlage machen, und nahm dabey beſonders das Beſte der Schiffahrt zum Augenmerk. Das Ganze beſteht aus einem vollkommenen Viereck, das in 24 regelmäßige Straßen, jede von ohngefähr 25 Fuß Breite, abgetheilt iſt. Fünfzehn von dieſen Straßen laufen parallel und gerade aus, die neun übrigen durchſchneiden ſie dagegen in gleicher Entfernung, was natürlich eine ſehr regelmäßige Abtheilung giebt.

Die Häuſer, alle von Backſteinen gebaut, haben auch alle dieſelbe Höhe, dieſelbe Façade, kurz die vollkommenſte Gleichförmigkeit. Zwey Plätze, zwey große Caſernen, eine ziemlich prächtige Kirche, worin auch das Grabmal des Marquis de la Mina zu ſehen iſt, machen die übrigen Merkwürdigkeiten von Barcelonette aus. So ſehr übrigens dieſes Städtchen auch auf den erſten Anblick gefallen mag, ſo bald ermüdet doch das Auge durch dieſe ewige Gleichförmigkeit. Noch wollen wir bemerken, daß der größte Theil der Einwohner Fiſcher, Matroſen, Lootſen u. ſ. w. ſind, wozu noch eine Menge Schenkwirthe, Crämer u. ſ. w. kommen, denen die Nähe des Hafens ſehr viel Vortheile bringt. Die Caſernen ſind für einen Theil der Garniſon von Barcelona und einige Artillerie-Compagnien beſtimmt.

Der Hafen von Barcelona befindet ſich am öſtlichen Ende der Stadt, ſo daß er im Nothfall auch von der Citadelle beſtrichen werden kann. Es iſt im Grunde nur ein künſtliches Baſſin, das durch Dämme gebildet worden iſt, und auf einer Seite durch ſehr ſolide Kays, auf der andern durch die Stadtwälle eingeſchloſſen wird. Gerade deshalb aber iſt der Hafen auch der Verſandung ausgeſetzt, ſo daß die Tiefe wirklich, trotz allen Reinigungen, mit jedem Jahre abnimmt. Schon müſſen große Kauffahrer außerhalb deſſelben bleiben, und Fregatten können gar nur eine halbe Legua davon vor Anker gehn.

Zu jenem Mangel an gehöriger Tiefe kommt nun noch die Beſchwerlichkeit der Einfahrt ſelbſt. Es befindet ſich nämlich eine oft ſehr hohe Barrdaſelbſt, die durch den Zuſammenfluß des Bezos und des Llobregat entſteht. Da ſich nämlich jener Fluß hinter der Citadelle, dieſer hingegen hinter dem Mont-Jouy ins Meer ergießt, ſo werden ſie dadurch gegen einander getrieben, und ſetzen eine unglaubliche Menge Sandes ab. Um nun die Einfahrt weniger beſchwerlich zu machen, hat es freylich nicht an Projekten gefehlt. Man hat ſogar einmal an eine gänzliche Verlegung des Hafens auf die Süd- und Weſt-Seite der Stadt gedacht. Indeſſen iſt man jetzt bey dem Entwurfe des Brigadiers Smith geblieben, der eine Verlängerung der Hafendämme vorſchlägt. Hierdurch würde man einen Vorderhafen mit 26 Fuß Tiefe erhalten, und dieß ſcheint wirklich die beſte Idee zu ſeyn. Troz allen den genannten Unbequemlichkeiten nämlich fehlt es dem gegenwärtigen Hafen gar nicht an Sicherheit.

Fragen wir nach dem Clima von Barcelona, ſo hören wir von den Einwohnern ſelbſt, daß es ſeit einigen Jahren gar viel von ſeiner vorigen Milde und Schönheit verloren hat. Der Hauptcharakter deſſelben iſt durchdringende Feuchtigkeit, was man den vorherrſchenden Oſtwinden zuſchreiben muß, denen freylich der Zugang in dieſes Thal am meiſten geöffnet iſt.

Dieſe Feuchtigkeit iſt beſonders im Winter und Frühling äußerſt unangenehm; ſie wird es ſelbſt im Sommer, wenn bey Südoſt und Südweſt Winde große Hitze dazu kommt, beſonders iſt jenes nach Sonnenuntergang der Fall. Der einzige wohlthätige Wind für Barcelona iſt der Nordwind, der aber nur ſelten zu wehen pflegt, weil das Thal in Norden von Gebürgen verſchloſſen iſt. Zu dieſer herrſchenden Feuchtigkeit der Atmoſphäre geſellen ſich nun auch noch häufige Regen, und zwar in allen Jahrszeiten ohne Unterſchied, was ehedem auch nicht der Fall geweſen ſeyn ſoll. Endlich wird auch über die große Unbeſtändigkeit der Witterung geklagt, indem man oft an einem Tage, und zwar innerhalb wenig Stunden, die äußerſten Extreme von Wärme, Kälte u. ſ. w. beobachten kann.

Gehen wir die einzelnen Jahrszeiten durch, ſo ergiebt ſich, daß die Winter im Allgemeinen ziemlich milde ſind, doch ebenfalls weniger als ehemals. Man hat faſt meiſtens 6 — 7 Gr. Wärme (Reaum.), doch ſinkt das Thermometer auch zuweilen bis auf 4 — 5 Gr. Kälte herab. In früheren Zeiten ſchneyte es ſelten oder nie, jetzt iſt dieß immer regelmäßig der Fall, wiewohl der Schnee ſehr bald zu ſchmelzen pflegt. Die Kälte iſt aber freylich um ſo empfindlicher, da ſie faſt immer mit jener durchdringenden Feuchtigkeit, und in manchen Jahren mit unaufhörlichem Regen verbunden iſt.

Der Frühling gilt jetzt für die allerunangenehmſte Jahrszeit; Kälte und Wärme, Regen und Stürme wechſeln unaufhörlich mit einander ab. Der Sommer iſt heiß, die größte Hitze hält aber gewöhnlich nie über 14 Tage bis 3 Wochen an, und wird obendrein durch den Oſtwind gemäßigt, der oft die Atmoſphäre ſehr merklich abkühlt. Der Herbſt war ehedem die ſchönſte Jahrszeit, wo man des heiterſten Himmels und wahrer halcyoniſcher Tage genoß; ſeit einigen Jahren indeſſen wird ebenfalls über häufige Regen und anhaltende Winde geklagt. Dieſe große Veränderung des Climas von Barcelona ſcheint wirklich der Aufmerkſamkeit der Phyſiker nicht unwerth zu ſeyn.

Wie ſehr nun der beſchriebene Zuſtand der Atmoſphäre auf die Geſundheit wirken muß, bedarf keiner weitern Erläuterung. Die herrſchende Diſpoſition iſt rheumatiſch, Catharal- und Entzündungs-Fieber ſind allgemein, auch kommen im Sommer häufig hitzige Gallenfieber vor. Bey allen dem iſt Barcelona gar kein ungeſunder Ort, und wirklich nur höchſt ſelten Epidemieen ausgeſetzt. Auch iſt nunmehr bewieſen, daß der Schlagfluß hier nicht häufiger ſey, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung.

Was die öconomiſchen Verhältniſſe von Barcelona anlangt, ſo ergiebt ſich, daß die Lebensmittel zwar gut, aber nichts weniger als wohlfeil ſind. Das gemiſchte Brod z. B. koſtet das Pfd. von 28 Loth drey franzöſiſche Sous, das weiße Brod 4½ Sous; das Rindfleiſch, das Pfd. zu 36 Unzen (oder 72 Loth), 17 Sous; das Kalbfleiſch 21½ Sous; der Fiſch, das ganze Pfund vom Fleiſchgewicht, 50 — 60 Sous; ein gewöhnliches Huhn 20 Sous, ein gemäſtetes 50 — 60 Sous; der Wein die Kanne 8 Sous, die Milch eben ſoviel u. ſ. w. — Die beſten Wirthshäuſer von Barcelona ſind die Poſada de las quatro Naciones, die Fonda del gran Commercio und die Fonda vieja. Man bezahlt 5 — 6 Livre den Tag, wofür man Wohnung, Mittag- und Abendeſſen hat. Eine Mahlzeit allein wird mit 3 Livres bezahlt.

Zwey andere Wirthshäuſer, die Fontana de Oro und der Eſcudo de Francia, waren ehedem vortreflich, ſtehen aber ſeit einiger Zeit gar ſehr zurück. Noch giebt es eine Menge kleinerer Wirthshäuſer, wo man ziemlich wohlfeil logiren und nach Belieben mehr oder weniger verzehren kann. Dies ſind die ſogenannten Beros, eine Art Garküchen, wo alles Portionenweis geht. Manche dieſer Caſas, z. B. die Caſa de Antonio, u. ſ. w. ſind ganz und gar nicht ſchlecht, und werden daher ſehr häufig beſucht.

Fragen wir nach den geſellſchaftlichen Verhältniſſen von Barcelona, ſo bieten ſich uns eine Menge intereſſanter Beobachtungen dar. Eigentliche Tertulias, wie in den übrigen ſpaniſchen Städten, findet in Barcelona nur wenig, und auch dieſe nur unter dem Adel ſtatt. Dafür wird aber das Schauſpiel, wo man täglich abwechſelnd ſpaniſche Luſtſpiele, und italiäniſche Opern giebt, deſto häufiger beſucht. Eben ſo groß iſt die Leidenſchaft für den Tanz, wozu es überall, beſonders in der Carnevalozeit, Gelegenheit giebt. An Wein- und Caffee-Häuſern, an Spaziergängen, an ländlichen Vergnügungsörtern, u. ſ. w. fehlt es ebenfalls nicht.

Hauptpromenaden in der Stadt ſind die Muralla de Mar, die Muralla de Tiorra, die Esplanade, und die Rambla. — Die Muralla de Mar, oder der Theil des Walles, der längs des Hafens und des Meeres hinläuft, iſt eine ſchöne Terraſſe, die in gerader Linie beynahe bis zum Fuße des Mont-Jouy hinführt, und bey einer Breite von ohngefähr 46 franz. Fuß, eine Länge von 380 Toiſen hat. Rechts zieht ſich eine Reihe ſchöner, mit artigen Frescogemälden verzierter Gebäude daran hin, links hat man eine große herrliche Ausſicht auf den Hafen und das ſpiegelnde Mittelmeer. Zur Bequemlichkeit der Spaziergänger ſind hier und da Bänke angebracht, auch wird für große Reinlichkeit geſorgt. Schade, daß man wegen der darunter weglaufenden Gewölbe u. ſ. w. auch wohl wegen des beſchränkten Raumes, keine Alleen darauf pflanzen kann; es würde ſonſt eine der ſchönſten Wallpromenaden von Europa ſeyn.

Die Muralla de Tiorra, oder der Theil des Walles, der die übrigen drey Viertheile der Stadt zu Lande umſchließt, fängt an, wo der erſtere aufgehört hat. Er iſt ſehr hoch, beherrſcht auf einer Seite die Stadt, auf der andern die

Landſchaft, und bietet dort eine große Mannichfaltigkeit von Häuſern, Fabrikgebäuden u. ſ. w., hier die lieblichſte Miſchung von Feldern, Wieſen, Baumpflanzungen u. ſ. w. dar.

Steigt man am Ende des Landwalles wieder herunter, ſo kommt man auf die Esplanade, die dem Seewalle in gerader Linie gegenüber liegt, und hat auf dieſe Art einen Spaziergang um die ganze Stadt gemacht. Dieſe Esplanade iſt erſt ſeit 1801 mit Alleen bepflanzt, mit Bänken, Springbrunnen u. ſ. w. verſehen worden, und giebt bey trocknem Wetter einen recht angenehmen Spaziergang ab. Steigt man hingegen am Ende des Seewalles herunter, ohne ſeinen Weg nach dem Landwalle fortzuſetzen, ſo kommt man auf die Rambla, eine Reihe Alleen, die ſeit 1798. ganz verändert und verſchönert worden ſind.

Wer Barcelona ſchon ein wenig kennt, dem ſchlagen wir, um alle dieſe Spaziergänge mit einemmale zu beſehen, folgenden Weg vor: — Bey dem Seethore auf den Seewall hinauf; am Ende deſſelben bey den ſogenannten Atarazanas, wo man auch die Caſernen und die Stückgießerey beſehen kann, auf die Rambla hinab. Hier nach einem Gange von etwa 300 Schritten, links durch ein Seitengäßchen wieder auf den Landwall hinauf; dann auf demſelben fort, bis man die Esplanade erreicht, endlich über dieſelbe hinweg, und wieder zum Seethore zurück. Man bringt auf dieſem ganzen, höchſt angenehmen Gange ohngefähr anderthalb Stunden zu. Uebrigens wollen wir noch bemerken, daß man auch den Haſenqvay, und den höher darüber liegenden Haſendamm, außerhalb des Seethores, zu den Spaziergängen in der Stadt rechnen kann.

Was die Spaziergänge außerhalb der Stadt anlangt, ſo bietet die ganz vortrefliche, äußerſt reizende Gegend deren in Ueberfluß dar. Wohin man ſich auch wenden mag, überall wird man Schatten und Kühlung, und die üppigſte Vegetation in der lieblichſten Miſchung finden, beſonders wenn man den Ufern des Llobregat folgt. Dazu kommt die große Menge von Landhäuſern, im Cataloniſchen Torres genannt, die der unkundige Reiſende von weitem für eine Gruppe von Dörfern anſieht.

Dieſe Landhäuſer nehmen faſt die ganze Ebene von den Thoren von Barcelona, bis an den Abhang der Gebirge in Nordweſt, und längs des Weges nach dem Bezos und Llobregat ein. Einige davon ſind wirklich ſchön, und die meiſten wenigſtens artig gebaut, und mit Geſchmack verziert, auch mit Waſſer im Ueberfluß verſehn. Die am Abhang liegenden haben die ausgebreiteſte Ausſicht auf die herrliche Ebene, auf die Stadt und das unaufhörlich mit Schiffen bedeckte Meer. Nur ſchade, daß man faſt bey allen keine Alleen, keine Parks, überhaupt durchaus keine Baumpflanzungen ſieht. Es ſcheint, daß die Eigenthümer mit den Promenaden in der ſchönen ſchattigen Gegend zufrieden ſind.

Eine der angenehmſten Ortſchaften in der Nähe von Barcelona iſt das Dorf Saria, ohngefähr fünf Viertel Stunden davon. Es liegt am Abhange eines Hügels, beherrſcht die ganze herrliche Ebene, iſt wegen ſeines reichen lieblichen Weſens berühmt, und hat eine Menge niedlicher Häuſer, wo es im Sommer nie an ſtädtiſchen Gäſten fehlt. Ueberhaupt lieben die Einwohner von Barcelona das Landleben außerordentlich, und bringen wenigſtens einige Tage in der Woche auf ihren Torres, oder in Saria u. ſ. w. zu. In dem genannten Dorfe befindet ſich auch ein Capuciner-Kloſter, das wegen ſeiner ſchönen Gartenanlage wohl geſehen zu werden verdient.

Einen vorzüglichen Lebensgenuß finden die Einwohner von Barcelona, auch bey den häufigen Kirchenfeſten und Prozeſſionen, die keinesweges mit Stillſchweigen zu übergehen ſind. Um mit den Kirchenfeſten anzufangen, ſo finden dabey immer ſehr ſchöne Erleuchtungen ſtatt. Dieß iſt beſonders in der Charwoche der Fall, wo alle Capellen aufs prächtigſte decorirt, und in eben ſo viel beſondere Oratorien verwandelt ſind. Hier werden dann am grünen Donnerſtage eine unzähliche Menge weißer Wachskerzen angezündet, und brennen in einem bis zum Sonnabend fort. In den Pfarrkirchen iſt zugleich das ganze Schiff illuminirt, ſo daß ſich eine Art Lichterkranz darum herzieht. Die größte Pracht indeſſen pflegt in der Hauptkirche zu herrſchen, beſonders in dem großen Oratorio, das den ganzen hintern Theil einnimmt. Hier iſt alles, das Chor, der äußere Umfang des Schiffes u. ſ. w., mit doppelten Reihen von Wachskerzen erleuchtet, ſo daß man deren wenigſtens 3000 zählen kann.

Ein eben ſo großer Aufwand findet auch bey den Prozeſſionen, und namentlich bey den Prozeſſionen der Charwoche ſtatt. Dieſe Prozeſſionen werden am Palmſonntage, am grünen Donnerstage, und am Charfreytage gehalten, gehen jedesmal mit Einbruch der Dämmerung aus, und ziehen drey bis vier Stunden herum. Es nehmen Perſonen von allen Ständen in großer Menge, wiewohl in verſchiedener Kleidung, daran Theil. Einige erſcheinen ſchwarz gekleidet, andere, und zwar die meiſten in Penitenten-Säcken, die aus einer Art ſchwarzer Glanzleinwand gemacht, vorn über den Gürtel offen, und mit einer großen weiſſen Schnur zuſammen gebunden ſind, von der ein Roſenkranz herunterhängt. Hinten haben ſie einen Schweif, der wenigſtens fünf Fuß lang iſt.

In Anſehung der Kopfbedeckung bemerkt man einen ähnlichen Unterſchied. Einige Perſonen gehen in bloßem Kopfe mit zierlich friſirtem, aber hinten herunterhängendem Haar, andere haben eine Art ſchwarzer Capuze auf, die vorn bis auf die Bruſt herabgeht, und nur zwey kleine Oeffnungen für die Augen hat, während ſie hinten ſpitzig herunterfällt; noch andere haben eine Art kleinere Capuzen, deren vier und zwanzig Zoll hohe Spitzen gerade empor ſtehn. Die Adelichen unterſcheiden ſich durch einen großen Dolch im Gürtel, und durch Livreebedienten, die hinter ihnen gehn.

Sämmtliche Prozeſſioniſten haben übrigens weiße Wachskerzen in der Hand, und größtentheils auch weiße Handſchuhe an; ſie ſchreiten paarweis mit großer Gravität, und wegen der langen Sackſchweife, in weiten Zwiſchenräumen daher. Von Zeit zu Zeit, ohngefähr immer zwanzig Schritt von einander, wird man aber auch einzeln gehende gewahr. Dieſe tragen ebenfalls ſchwarze Penitenten-Säcke, jedoch mit kurzen Kapuzen, gehen baarfuß, und haben ſich mit einer eiſernen Kette gegürtet, die hinter ihnen auf dem Pflaſter nachſchleppt. Einige ſind mit ziemlich ſchweren Kreuzen belaſtet, andere tragen die verſchiedenen Marter-Inſtrumente des Heilandes in den Händen. Die Anzahl ſämmtlicher Penitenten zuſammen ſoll immer 6000 ſtark ſeyn. Dazwiſchen ſind nun noch in den gehörigen Entfernungen, ohngefähr dreyßig ſchön decorirte, mit langen Draperien verſehene Brancards vertheilt. Jeder derſelben wird von zwölf Männern getragen, die unter der Draperie verborgen ſind, und iſt oben mit verſchiedenen Figuren (Vorſtellungen aus der Lebens- und Paſſions-Geſchichte des Heilandes) beſetzt.

Dieſe Figuren ſind von Holz oder Pappe, zwar nicht zum beſten gearbeitet, aber immer ſehr richtig coſtumirt. Die Brancards ſelbſt ſind mit der größten Pracht decorirt; beſonders nehmen ſich die ſchwarz ſammtnen Draperien mit den vielen Franzen, Goldſtickereyen, u. ſ. w. vortreflich aus. Den Beſchluß des Ganzen macht endlich eine Kompagnie Soldaten in altem römiſchen Coſtum. Sie werden von einem Centurio angeführt, der einen Purpurmantel mit dem Buchſtaben S. P. Q. R. (sen. pop. que rom.) trägt. Man braucht wohl über zwey Stunden, um dieſe ganze Prozeſſion vorüber ziehen zu ſehn. Der Wachsaufwand blos nur bey dieſen drey Prozeſſionen, iſt übrigens außerordentlich groß. Man ſchlägt ihn ohngefähr zu 30,000 Kerzen an, wovon jede 5, 6 Pfund zu wiegen pflegt.

Noch müſſen wir der Frohnleichnams-Prozeſſion erwähnen, die immer ſehr lang, ſehr gut geordnet, und wirklich imponirend iſt. Während der Octave des Feſtes werden noch eine Menge kleinerer angeſtellt, wozu der reichere Theil der Einwohner ſeine Bedienten abſchickt. Auch hier ſind die Straßenaltäre mit großer Pracht, und oft ſehr ſinnreich decorirt. Der Catalonier gefällt ſich in dieſem frommen Zeitvertreibe ſo außerordentlich, daß er mit Vergnügen eine Menge Geld dazu hergiebt. Ueberhaupt machen die kirchlichen Ceremonien, und alles, was damit in Verbindung ſteht, einen Theil ſeines Lebensgenuſſes aus, beſonders wenn recht tüchtig dabey gelärmt werden kann. Dies iſt nun ganz vorzüglich am Oſter-Heiligen-Abend der Fall.

In dem Augenblicke nämlich, wo die Glocken zum „Gloria in excelsis“ (der Auferſtehung) läuten, beginnt auf allen Straßen, in allen Gewölben, in allen Häuſern das furchtbarſte Charivari, das man ſich denken kann; wobey es überdem nicht an Schüſſen, Schwärmern u. ſ. w. fehlt. Ein ähnlicher Spektakel hat an der Aſchermittwoche ſtatt. Mehrere Haufen von 30 — 40 Jungen zuſammen durchziehen die Stadt, und ſingen einen alten catalaniſchen Gaſſenhauer ab. — Wir ſuchen die häßlichſte alte Frau — heißt es ohngefähr darin — und ſägen ſie in der Mitte entzwey. Dabey ſind einige mit Holzſcheiten und Reisbündeln, andere mit Sägen, noch andere mit Körben verſehn. Von Zeit zu Zeit hält nun der Trupp, beſonders vor den Kramläden, ſtill. — Wir haben die Alte! Wir haben die Alte! — ſchreit alles aus vollem Halſe, und einige fangen nun jubelnd zu ſägen an. Indeſſen werden ſie bald, entweder mit einer Kleinigkeit an Geld, oder mit Eßwaaren aller Art, oder auch wohl mit einer tüchtigen Ladung — Waſſer weiter geſchickt.

Jener große Hang zu Vergnügungen, der die Catalonier ſo auffallend charakteriſirt, iſt eine natürliche Folge der allgemeinen Wohlhabenheit. Dieſe ſelbſt wird ihrer Seits wieder durch die mannichfaltigen zum Theil ſehr beträchtlichen Manufakturen und den anſehnlichen Handel der Provinz hervorgebracht. Unter den Hauptmanufakturen von Catalonien ſtehen die Cattun- und Seidenfabriken oben an. Von jenen werden 314, von dieſen 524 Stühle für Zeuge, und 2700 Stühle für Bänder und Borten gezählt. Die Cattune ſind im allgemeinen nur von den gröbern Sorten, wiewohl es auch mitunter ſehr feine giebt. Die Zeichnungen ſind ſeit einiger Zeit verbeſſert worden, die Farben ſind aber noch immer ſehr ſelten ächt. An Seidenzeugen werden Tafte, Satine, Sammt, geköperte Zeuge, Gold- und Silber-Stoffe, u. ſ. w. gemacht.

Die Stühle ſind indeſſen nicht fabrikmäßig vereinigt, ſondern bey den einzelnen Wirkern verſtreut; was vielleicht der Genauigkeit und Gleichheit, in Anſehung der verſchiedenen Sorten ſehr hinderlich iſt. Ueberdem ſind faſt alle dieſe Zeuge gewöhnlich ſehr los gewebt, und haben ſelten einen recht ſchönen Glanz. Sie werden zu gleicher Zeit aus einer ſo ſchlecht geſponnenen und gezwirnten Seide fabrizirt, daß das Ganze natürlich darunter leiden muß. Dies fällt am meiſten bey den ſeidenen Strümpfen auf. Die Maſchen derſelben ſind häufig ungleich, dick und flockicht, man ſieht ſogleich, daß es von der ſchlecht präparirten Seide herkommt. Dabey koſten dieſe Strümpfe dennoch gerade ſoviel als die franzöſiſchen, auf denen bereits der Eingangszoll liegt, und können natürlich von weit kürzerer Dauer ſeyn.

Auf die Cattun- und Seiden-Fabriken folgen, in Anſehung der Beträchtlichkeit, ſogleich die Fabriken von baumwollenen Zeugen aller Art. Dieſe Zeuge ſind eben ſo gut als wohlfeil, beſonders ſeitdem die Spinnmaſchinen eingeführt worden ſind (1790). Man rechnet an 4000 Stühle, und an 100 Maſchinen jener Art; es werden dabey an 10,700 Individuen beſchäftigt, und für 10,620,250 Livr. Tourn. Zeuge, Schnupftücher, Nankins, Muſſeline, u. ſ. w. fabrizirt. Eben ſo anſehnlich ſind aber auch die Fabriken von Zwirn, Spitzen, Blonden, Netzen und leinem Band; wozu noch eine kleine Quantität von goldenen und ſilbernen Franzen, Treſſen, Crepinen, u. ſ. w. kommt.

Die Stickerey in Gold und Silber geht auch ziemlich gut, es giebt beynahe keine Straße, wo nicht wenigſtens ein ſolcher Sticker zu finden iſt. Noch verdienen endlich mehrere Wollmanufakturen für gute ordinäre Decken, mehrere Hutfabriken, und zwey Tapeten-Fabriken Aufmerkſamkeit. In den letztern werden die ſchönſten franzöſiſchen Muſter mit vielem Glücke nachgeahmt. Höchſt wichtig iſt zu gleicher Zeit die anſehnliche Schuhfabrikation von ohngefähr 700,000 Paaren jährlich; auch ſcheint die neue Florfabrik, ſo wie die neue Glasfabrik von weißen Spiegelgläſern, bereits recht gut zu gedeihn.

Was den Handel von Barcelona anlangt, ſo muß er natürlich äuſſerſt beträchtlich ſeyn, da dieſer Hafen der Mittelpunkt des ganzen catalaniſchen Commerzes iſt. In Barcelona bilden die vornehmſten einheimiſchen Kaufleute, und eine Menge ausländiſcher Häuſer, den anſehnlichſten Handelsſtand der Provinz; von Barcelona gehen alle Geſchäfte nach den andern catalaniſchen Häfen, und alle größeren Speculationen nach den übrigen Welttheilen aus; in Barcelona endlich fließt ein großer Theil der ungeheuren Summen zuſammen, die das ſpaniſche Amerika jährlich in das Mutterland ſchickt. Die Anzahl der jährlich einlaufenden Schiffe wird auf tauſend, die der auslaufenden beynahe eben ſo groß geſchätzt. Außer den Landesprodukten werden an Landesfabricaten ſo beträchtliche Quantitäten verſchifft, daß die Bilanz immer zum Vortheil der Provinz geweſen iſt. Im Allgemeinen ſchlägt man den Betrag des ganzen Aktiv- und Paſſiv-Handels von Barcelona zuſammen, auf mehr als 40 Millionen Livr. Tourn. an. Uebrigens bedarf es keiner weitern Erinnerung, daß auch in Barcelona, ſo wie in allen größern ſpaniſchen Häfen, ein eigenes Handelstribunal und mehrere fremde Conſulate befindlich ſind.

Fragen wir nach den öffentlichen Anſtalten von Barcelona in literariſcher, artiſtiſcher und philanthropiſcher Hinſicht, ſo bieten ſich folgende Bemerkungen dar. Um bey den literariſchen anzufangen, finden wir zuerſt als Ueberreſte der ehemaligen Univerſität, eine theologiſch-philoſophiſche Specialſchule, wo die Profeſſoren lauter geiſtliche ſind, ferner eine chirurgiſche Schule, deren anatomiſches Theater ſehenswerth iſt; endlich eine mathematiſche Schule, die vorzüglich für junge Offiziere u. dgl. beſtimmt zu ſeyn ſcheint.

Oeffentliche Bibliotheken giebt es zwey, die eine bey der genannten chirurgiſchen Schule, und faſt ausſchließend nur für dieſes Fach; die andere bey den Dominicanern (de Sto. Catharina), die außer einer Menge theologiſcher und juriſtiſcher Werke beſonders ſehr reich im hiſtoriſchen Fache, und hauptſächlich in der catalaniſchen Geſchichte iſt. Neue Werke findet man wenig, aber unter den ältern ſehr viel koſtbare darin. Eine ſchätzbare Naturalien-Sammlung iſt die der Erben von Jayme Salvador. Dies war ein gelehrter Apotheker, der auch mit dem berühmten Tournefort in Verbindung ſtand, und auch von dieſem ein ſchönes Herbarium erhielt, das noch jetzt in der Sammlung zu ſehen iſt. Die Sammlung ſcheint beſonders an ſpaniſchen Marmorarten, u. ſ. w. ingleichen an ſüd-amerikaniſchen Produkten ſehr reich zu ſeyn.

Noch findet man in Barcelona vier gelehrte Geſellſchaften, die ohne beſondere Revenüen, blos durch den Eifer und die Beyträge ihrer Mitglieder beſtehn. Es iſt eine juriſtiſche, mediciniſche, phyſicaliſche und hiſtoriſche Societät. Die erſte zählt die berühmteſten Advocaten und Geſchichtsmänner der Stadt in ihrer Mitte; die zweyte hat ſeit 1790 ſehr viel gewirkt, und ſteht mit der mediciniſchen Societät zu Paris in permanenter Correſpondenz; die dritte beſitzt eine ſehr ſchöne Inſtrumenten-Sammlung und eine ſehr zahlreiche und auserleſene Bibliothek, die ſie ihrem Mitgliede und eigentlichem Stifter, dem Marquis de Llupia, verdankt. Die vierte beſchäftigt ſich im allgemeinen mit der Geſchichte von Spanien, und insbeſondere von Catalonien; ſie hat ſchon eine Menge intereſſanter Materialien zuſammengebracht. Der gelehrte Antiquar und Kirchenhiſtoriker Don Jayme Caresmar, der im Jahre 1791. verſtarb, war ein Mitglied dieſer Geſellſchaft.

Von öffentlichen artiſtiſchen Anſtalten iſt nur die freye Zeichenſchule zu bemerken, die in der Lonja oder Börſe befindlich iſt, und ſchon eine Menge recht brauchbarer Zöglinge gebildet hat. Bey dieſer Gelegenheit iſt auch die freye Lootſenſchule zu erwähnen, die man in demſelben Locale beſehen kann. Beyde Anſtalten verdankt die Stadt der hieſigen Kaufmannſchaft. — Von wichtigen Gemälde-Sammlungen u. ſ. w. ſind uns in Barcelona keine bekannt.

Was endlich die öffentlichen philanthropiſchen Anſtalten betrift, ſo findet man zu Barcelona ſechs Hoſpitäler, ein Armenhaus und ein Arbeitshaus.

Unter den Hoſpitälern iſt eines blos für Geiſtliche, ein anderes für Pilgrimme, ein drittes für Waiſenkinder, und ein viertes für unheilbare Kranke beſtimmt. Das anſehnlichſte iſt das große allgemeine Stadthoſpital, wo man kranke von beyden Geſchlechtern, und auch Findlinge aufnimmt. Es hat ein eigenes Reconvaleſcenz-Gebäude, das nichts zu wünſchen übrig läßt. Im Jahre 1790 wurde eine gewiſſe Anzahl Krankenwärterinnen, unter dem Namen Schweſtern vom heiligen Lazarus, dabey angeſtellt. Sie waren faſt ſämmtlich aus der Provinz, und hatten, des nöthigen Unterrichts wegen, ein halbes Jahr in Paris zugebracht. Indeſſen ſoll die Erwartung nicht befriedigt worden ſeyn.

In dem Armenhauſe finden nur eine gewiſſe Anzahl Pfründner ihre Unterkunft, in dem Arbeitshauſe hingegen nimmt man alle Arme, Männer, Weiber und Kinder ohne Unterſchied, auf. Die Männer hecheln und krämpeln Flachs, Wolle, Baumwolle, u. ſ. w. und weben allerhand

Zeuge daraus. Die Weiber und Kinder ſpinnen und ſtricken, klöppeln Spitzen, u. dgl. oder verrichten eine andere leichtere Arbeit. Von 1400 Armen, die gewöhnlich in dieſem Arbeitshauſe leben, ſind meiſtens nur 400 theils Alters theils Krankheits halber, von der Arbeit diſpenſirt. Unter den Kranken wurden 1805 an dreyhundert Wahnſinnige gezählt. Doch genug von Barcelona! Wir fügen nur noch einige Bemerkungen über die Einwohner ſelbſt hinzu.

Hier bietet ſich ſogleich der allgemeine catalaniſche Charakter, jedoch etwas gemilderter und verfeinerter, dar; was ſich leicht durch den Handel und durch den Umgang mit ſo vielen Fremden erklären läßt. Der Reichthum iſt hier weniger auffallend, als anderswo, weil faſt allgemeiner Wohlſtand herrſcht, und weil der Catalonier, und namentlich der Einwohner dieſer Stadt, keinen unnützen Aufwand liebt. Jener Wohlſtand nimmt indeſſen bey Seekriegen außerordentlich ab, während er bey jedem Landkriege (mit Frankreich) im Steigen iſt. Dort liegt nämlich der Handel darnieder, hier aber werden durch die Armeen große Summen in Umlauf gebracht. Dies hat man beſonders ſeit dem letzten Kriege (1794) bemerkt;

vorzüglich hat ſich der vorher wenig begüterte Adel dabey erholt. Der Werth der Grundſtücke iſt um das Dreyfache geſtiegen, und eine Menge neu entſtandener Fabriken u. ſ. w. datiren ſich erſt von dieſem Jahre her. — In Anſehung der Kleidung bemerken wir noch, daß die Handwerker die Friſuren, die Adelichen die Stickereyen, und die Damen die franzöſiſchen Moden lieben, daß man endlich — eine Folge der vielen Manufakturen — in keiner andern ſpaniſchen Stadt ſoviel wohlgekleidete Menſchen ſieht.

5.

Reiſe von Barcelona bis an die Grenze von Aragon.

San Feliu (Dorf) . . .	1½ Legua.
Venta de Molins de Rey Der Llobregat (Fluß) Brücke de Molins de Rey	¾ —
S. Andre de la Barca (Dorf) .	1 —
Martorell (Städtchen) . .	1 —
Veguda alta (Dorf) . . .	1 —
Masaveſa (Dorf) . . .	1 —
Piera (Dorf)	2 —
	8¼ Legua.

Transport	8½	Legua.
Balbona (Dorf)	½	—
Fuerte de la Reyna (Dorf)	½	—
La Pobla (Dorf)	1	—
Vilanova (Dorf)	½	—
Igualada (Stadt)	1½	—
Yorba (Dorf)	1	—
Venta del Ciancho	1	—
Santa Maria (Dorf)	½	—
Por Cariſes (Dorf)	1½	—
Meſon nueva de Monmaneu	½	—
Hoſtalets	1	—
Cervera (Stadt)	1	—
Curulla (Dorf)	1	—
Tarrega (Stadt)	1	—
Vila-Graſa (Dorf)	1	—
Bellpuch (Stadt)	1	—
Gormez (Dorf)	¼	—
Molleruja (Dorf)	¾	—
Vall-Fonga (Dorf)	1	—
Belloch (Dorf)	1	—
Lerida (Stadt)	2	—
Alcaraz (Grenzdorf)	2	—
Zuſammen	34¼	Legua

Man

Man verläßt Barcelona durch das Thor Antonio, und fährt eine ziemliche Strecke zwiſchen den oben beſchriebenen freundlichen Landhäuſern hin. Das Meer bleibt links, der Weg iſt breit, gerade und mit Bäumen beſetzt. Auf jeder Seite wird man eine Menge Dörfer gewahr, und kommt zuletzt durch eines der größten, San Felin genannt, deſſen lange Hauptſtraße ſehr viele ſchönverzierte Häuſer zeigt. Folgt die Venta Molins de Rey, während das Dorf gleiches Namens etwas zur Rechten liegen bleibt, endlich die ebenfalls ſo benannte Brücke, die über den Llobregat führt. Sie iſt erſt ſeit kurzem, zwar etwas plump aber wirklich ſolid gebaut, und zeichnet ſich durch zwey Seitenwege für die Fußgänger aus.

Man wendet ſich nun rechts, denn links führt der Weg nach Tarragona ab, und kommt in etwa einer Stunde nach Martorell. Gleich bey der Einfahrt in dieſe Stadt wird man rechter Hand, nicht weit vom Wege, die ſogenannte Teufelsbrücke gewahr. Es iſt dieß eine hohe, ſchmale, aus drey Bogen beſtehende Brücke, deren Erbauung gewöhnlich Hannibal zugeſchrieben wird, ob ſie gleich gewiß weit ſpätern Zeiten angehört.

Martorell (das Telobis der Römer) iſt eine kleine, ſchmutzige, unregelmäßige und ſchlechtgebaute Stadt. Sie liegt am Zuſammenfluſſe der Noya und des Llobregat, hat eine ziemlich gute Poſada und wird von fleißigen Menſchen bewohnt. Man paſſirt nunmehr die Noya auf einer hölzernen Brücke, und ſieht die ganze pittoreske Maſſe des Montſerrat, mit ihren ungeheuern kegelförmigen Zacken, in vollem Lichte vor ſich.

So erreicht man unvermerkt das ziemlich große auf einer Anhöhe liegende Dorf Piera, wo die Poſada höchſt elend, allein ein anderes Bauernhaus, als ehemaliges Nachtlager eines Königes, (dem ſpaniſchen Gebrauche gemäß) mit einer Menge langer eiſerner Ketten bezeichnet iſt. Man paſſirt alsdann die Noya auf einer Fuhrt, fährt eine Zeitlang zwiſchen kahlen wüſten Kalkfelſen hin, findet weiterhin eine Reihe lieblicher, wohlbewäſſerter fruchtbarer Thäler, geht abermals über einen kleinen Bergrücken, und ſteigt endlich in die Ebene von Iqualada hinab.

Jetzt paſſirt man die Noya in Zeit von fünftehalb Stunden wohl ein Dutzendmal, oder fährt bald längs ihrer grünenden Ufer, bald ganze Strecken in ihrem Bette hin. Der Weg iſt an genehm, denn überall ſind freundliche Dörfer und eine Menge pittoresk gelegener Papiermühlen zu ſehen. Allein er iſt auch häufig mit tiefem Koth und einer Menge Geſchiebe bedeckt, ja er wird nach heftigen Regengüſſen oft faſt gänzlich unpaſſirbar.

Igualada iſt eine ziemlich große recht angenehm zwiſchen Waizenfeldern und Olivenpflanzungen gelegene Stadt, worin man ohngefähr 12,000 Seelen zählt. Sie hat eine ſchöne weitläuftige Vorſtadt, wo man eine Menge Alleen und neuer artiger Häuſern ſieht. Es werden in Igualada ſehr viel Schießgewehre gemacht, die weit und breit geſucht ſind; auch werden gute Cattune fabrizirt. Hinter Igualada wird nunmehr der Weg im Ganzen etwas beſſer, nur daß er hier und da entſetzlich ausgefahren iſt.

Man paſſirt abermals eine Reihe kahler unfruchtbarer Felſen, kommt dann durch mehrere Dörfer, und entdeckt endlich bey Hoſtalets die Stadt Cervera, die ſich auf einer Anhöhe liegend ſehr vortheilhaft in der Ferne zeigt. Die Gegend wird nun immer angenehmer, die hier und da geöffneten Bergreihen zeigen ein ſehr ſchön bebautes Land, mühſam ſteigt man indeſſen den ziemlich beſchwerlichen Weg vollends bis Cervera hinauf.

Cervera iſt eine kleine wenig bedeutende Stadt von ohngefähr 5000 Einwohnern, die aber dennoch mit Mauern umgeben iſt und ſieben Thore hat. Die größte Merkwürdigkeit von Cervera iſt die ſeit 1718 geſtiftete Univerſität. Es lehren 43 Profeſſoren an derſelben, und es werden an 800 Studenten darauf gezählt. Indeſſen iſt dieſe Anſtalt noch gar ſehr von der Vollkommenheit entfernt. Sie hat weder ein anatomiſches Theater noch ein phyſicaliſches Cabinet, weder einen botaniſchen Garten noch ein chemiſches Laboratorium, ſie hat nicht einmal ein cliniſches Inſtitut. Die Profeſſoren ſind um ein Jahrhundert in den Wiſſenſchaften zurück, und halten ihre Vorleſungen in barbariſchem Mönchslatein.

Das Gebäude der Univerſität verdient hingegen wirklich Aufmerkſamkeit. Es iſt prachtvoll und in ſehr gutem Geſchmack aufgeführt, ſcheint beynahe eben ſo viel Tiefe als Länge zu haben, und nimmt ſich bey einer 319 fr. Fuß langen und recht gut decorirten Façade vortrefflich aus. Mit der Univerſität ſind übrigens noch fünf Lyceen und ein Seminarium vereinigt, das ohngefähr 100

Zöglinge haben mag. Cervera iſt und bleibt indeſſen ein ſehr trauriger Ort, beſonders wenn alles auf die Vacanz gegangen iſt. Doch bietet dafür die ſchöne äußerſt fruchtbare Gegend eine Menge angenehmer Spatziergänge dar. Mitten in dieſen reizenden Umgebungen liegt ein Capuziner-Kloſter, das ſeiner lieblichen Gartenanlagen wegen geſehen zu werden verdient. Auch befindet ſich in der Stadt ſelbſt ein Minimiten-Kloſter, das eine wirklich entzückende Lage hat.

Man verläßt Cervera und kommt durch die herrliche Ebene von Urgel, wo alles mit Waitzen-, Wein- und Oliven-Pflanzungen bedeckt iſt, nach der Stadt Tarrega, die ohngefähr 2000 Einwohner hat und einen anſehnlichen Korn-, Wein- und Oel-Handel treibt. Die daſige Poſada iſt indeſſen eine der elendeſten in ganz Catalonien. Folgt nun eine Legua weiter das Dorf Vila-Greßa mit 500 Einwohnern, und drey Stunden nachher das Städtchen Bellpuch, mit ohngefähr 1200 Seelen und einem Franciscaner-Kloſter, deſſen Kreuzgänge wegen ihrer ſchönen gothiſchen Bauart höchſt ſehenswerth ſind.

Die Gegend von Bellpuch bringt ſehr viel Wein, Getraide, Oel und Mandeln hervor. Hinter Bellpuch findet man nun die Dörfer Gomez, Molleruza u. ſ. w., die ſämmtlich Lehmhäuſer haben, findet bey Belloch ziemlich kahle und unfruchtbare Gegenden, und entdeckt zuletzt die Thürme von Lerida. Die Landſchaft wird jetzt plötzlich wieder ſchöner und zieht ſich wie ein großer ſchattiger Garten darum her. Man verfolgt eine angenehme Pappelallee, geht auf einer Brücke von ſieben Bogen über die Segra, wird daſelbſt von den Zollbedienten viſitirt, läßt zugleich ſeinen Paß zurück, den man nachher im Wirthshauſe mit der Unterſchrift des Gouverneurs wieder erhält, und befindet ſich nun in Lerida, lat. Ilerda genannt.

Lerida liegt am Abhange eines Hügels am rechten Ufer der Segra, die hart daran vorbeyfließt. Es iſt eine unregelmäßig und ſchlechtgebaute Stadt mit winklichten, unebenen, ſchmalen und elend gepflaſterten Straßen, wovon nur eine einzige auszunehmen iſt. Eben ſo zeichnet ſich das neue Qvartier an der Flußſeite, längs eines ſchönen Qvays, ſehr vortheilhaft aus. Die Stadt wird durch ein altes Schloß beherrſcht, das auf der Spitze des Hügels liegt, und hat eine anſehnliche Bevölkerung, die man auf 18,000 Seelen anſchlagen kann.

Von öffentlichen Gebäuden verdient blos die neue Cathedralkirche einige Aufmerkſamkeit. Ein ſehr gutes Wirthshaus iſt die Poſada de San Luis, man ſpeiſt vortrefflich zu drey Livres daſelbſt. Lerida hat übrigens ein Theologiſches Seminarium und eine Freyſchule für Mädchen, die bey den Franciscaner-Nonnen eingerichtet worden iſt. Es treibt etwas Handel mit den Produkten der Gegenden, die Wein und Gemüſe, Waizen, Hafer, Oel, Hanf, Flachs, Obſt u. ſ. w. in großer Menge hervorbringt. Der ehemalige Handel mit geſalzenen Fiſchen iſt aber ſo ſehr in Abnahme gekommen, daß er beynahe für gar nichts mehr geachtet werden kann.

So wie man Lerida hinter ſich hat, tritt man in die Gebirge ein, die man nun bis an die aragoniſche Grenze nicht mehr verläßt. Der Weg iſt ziemlich gut, aber die Anſicht des Ganzen bringt nichts als den Eindruck der Oede und der Unfruchtbarkeit hervor. Nach zwey Stunden Weges kommt man in das letzte catalaniſche Dorf Alcaraz, wo alles die größte Armuth verräth, und einen Büchſenſchuß weiter ſieht man die beyden Steinblöcke, womit die Grenze zwiſchen Catalonien und Aragon bezeichnet iſt.

6.

Reiſe von der valencianiſchen Grenze nach Barcelona.

San Carlos (Städtchen)	1½	Legua.
Emposta (Stadt)	1¼	—
Perillos (Dorf)	4	—
Venta del Plate	1¼	—
Venta de Balaguer	3¼	—
Hospitalet	1	—
Venta de Rufa	1½	—
Cambrils (Dorf)	¾	—
Villa Seca (Dorf)	1¼	—
Tarragona (Stadt)	2½	—
Altafulla (Städtchen)	1½	—
Torre de Bara (Städtchen)	¼	—
Ein Gehöfte	¼	—
La Figarreta (Venta)	½	—
Le Vendrell (Städtchen)	1½	—
Bellvey (Dorf)	1¼	—
Gornal (Dorf)	¼	—
Arbos (Städtchen)	¼	—
La Bordeta (Hütchen)	1	—
Los Monges (Dorf)	½	—
	25½	Legua.

Transport	25¾	Legua.
Villafranca de Pañadez (Stadt) .	½	—
Venta de Caſa roja . . .	½	—
Venta nova, oder Hoſtal de Ortal .	1½	—
La Palma Gehöfte Mehrere Ventas . . .	1½	—
Venta de Molins de Rey . .	1¾	—
San Feliu (Dorf) . . .	½	—
Barcelona	1¼	—
Zuſammen	33¼	Legua.

Man paſſirt den kleinen Fluß Cenia, der zwiſchen der Nordſpitze von Valencia und der Südſpitze von Catalonien die Grenze macht. Der Weg iſt gut, und die Landſchaft, wenn auch nicht durchgehends angebauet, doch wenigſtens immer mit Bäumen bedeckt. Bald erblickt man nun das Meer, fährt ziemlich nahe am Ufer hin, und kommt nach **San Carlos**, das erſt ſeit 1792 beſteht. Die Häuſer ſind niedrig, einfach, und alle gleichförmig gebaut, eine überaus breite, aber ſehr kurze Straße führt gerade zum Meere hin, die Anzahl der Einwohner iſt gering, die Luft ſoll nicht am geſündeſten ſeyn. Folgt Emposta, ein kleines häßliches Städtchen, am rechten Ufer des Ebro, oberhalb der Mündung dieſes Stroms.

Von da bis nach San Carlos iſt ein kleiner Canal gegraben worden, der durch die benachbarten wilden Gewäſſer angefüllt wird, und kleine Fahrzeuge mit Baumaterialien u. ſ. w. trägt. Da die Mündung des Ebro wegen des vielen Triebſandes ſehr gefährlich iſt, ſo hat man dieſen kleinen Canal zur Einfahrt zu benutzen gedacht. Es iſt daher im Werke, denſelben zu erweitern, und bey San Carlos einen Hafen anzulegen, der große Schiffe faſſen kann.

Hinter Empoſta muß man den Ebro in einer Fähre paſſiren, wozu man bey niedrigem Waſſer ohngefähr eine Viertelſtunde braucht. Der Weg wird ſteinicht und unangenehm, die Landſchaft iſt kahl und häufig unangebaut, man behält von nun an das Meer ganzer neun Leguas im Geſicht. Die Straße läuft in beſtändigem Zickzack, bald bergaufwärts bald wieder bergabwärts, bis man endlich den Gipfel des Berges erreicht, den Puerto de las Forcas paſſirt, und Perillos unten in einem Thale erreicht hat. Zu dieſen vier Leguas von Empoſta aus werden ſechs ſtarke Stunden gebraucht.

Jetzt reiſt man eine kleine Stunde recht angenehm auf einem erſt vor kurzem neugemachten Wege fort. Bald aber treten die Gebirge von neuem hervor, und ſteile Klippen und tiefe Schluchten wechſeln unaufhörlich mit einander ab, die Venta del Plate iſt die einzige Wohnung, die man am Eingange dieſes Bergrückens ſieht. Kaum hat man ihn endlich überſtiegen, ſo ſieht man einen zweyten Felſen, den Cal de Balaguer, vor ſich, zum Glück führt aber hier ein ziemlich bequemer Kunſtweg hinauf.

Auf dem Gipfel befindet ſich die Venta de Balaguer, und über derſelben ein kleines mit einer Garniſon verſehenes Fort, das die ganze Paſſage beherrſcht. Auf ebenem und gutem Wege kommt man nun vollends nach Hoſpitalet. Dieß iſt ein altes weitläuftiges gothiſches Schloß, wo ehedem ein freyes Gaſthaus geſtiftet war. Jetzt wird ein Theil des großen Gebäudes zu einer gewöhnlichen Venta und ein anderer zu einer Glashütte gebraucht, der dritte endlich wird von einen Geiſtlichen bewohnt, der die Intereſſen jenes Stiftungscapitales bezieht, und den einkehrenden Fremden Meſſe lieſt.

Die Ebene, die man nunmehr vor ſich ſieht, iſt anfangs nicht zum Beſten angebaut, zeigt aber bald die Spuren des ſorgfältigſten Fleißes und der größten Fruchtbarkeit. Man wird eine Menge Oliven- und Reben-Pflanzungen, nebſt ſehr viel Algarobos (Cerat. silign.) gewahr; hier und da ſind auch Haſelnußſträuche, Mandel- und Maulbeer-Bäume zu ſehen.

So kommt man nach Cambrils, das gutes Quellwaſſer hat, und wo der alte viereckichte Kirchenthurm mit ſeinen Schießſcharten einen ſonderbaren Anblick giebt. Man fährt fort, durch eine reizende Ebene zu reiſen, in deren Hintergrunde ſich bereits Tarragona zwiſchen hohen grünenden Gebirgen zeigt, ſieht weiter hin rechts den Thurm und Hafen von Salon, kommt durch das kleine häßliche Städtchen Villa Seca, das troß ſeines Namens gutes Waſſer hat, tritt in das reiche herrliche Campo de Tarragona, das einem großen Garten gleicht, und vergißt über den Schönheiten dieſer eben ſo üppigen als mannichfaltigen Vegatation den ſchlechten Weg und die höchſt beſchwerliche Anhöhe, die man nach Tarragona hinaufſteigen muß.

Tarragona liegt nämlich auf einem Felſen, der ohngefähr 760 fr. Fuß über die Meeresfläche erhaben iſt. Dieſe ſo alte, einſt ſo ſtark bevölkerte und prächtige Stadt, zählt jetzt kaum 9000 Seelen, und bietet mit wenigen Ausnahmen nichts als ſchlechte Häuſer und Straßen dar. Sie iſt indeſſen noch immer mit Mauern umgeben, und hat ſechs Thore und zwey Schlöſſer (del Rey und del Patriarcha) die aber nicht ſehr bedeutend ſind. Das Clima iſt ſchön, mehr heiß als kalt, doch pflegen häufig ſehr heftige Winde zu wehen.

Die Lebensmittel ſind gut, der Wein iſt dick aber vortrefflich, und das Waſſer, das die Stadt durch einen herrlichen Aqvadukt erhält, das beſte, das man wünſchen kann. Es war der letzte Erzbiſchoff, der dieſe Waſſerleitung auf ſeine Koſten erbauen ließ, und dadurch einem drückenden Mangel abhalf. Tarragona iſt im Ganzen nicht ohne Wohlſtand, Handel und Thätigkeit, und dürfte im Kurzen wieder ſehr blühend werden, ſobald der neue ſo vortreffliche Hafen vollendet ſeyn wird. Indeſſen bietet es bis jetzt nur wenig oder gar keine geſellſchaftlichen Vergnügungen dar, hat nicht einmal eine eigentliche Promenade, und iſt für jeden Fremden ein äußerſt trauriger Ort.

Von Tarragona führt ein neuer vortrefflicher Weg nach Altaſulla, das lauter neue Häuſer hat, und hart am Meere liegt. Vorher muß man noch die Gaya paſſiren, auch ſieht man links auf den ſogenannten „plagas llagas“ ein römiſches Monument, das gewöhnlich, wiewohl ohne allen Grund, für Scipios Grabmal ausgegeben werd. Ein anderes Ueberbleibſel der römiſchen Weltbeherrſchung bekommt man hinter der Venta de la Figareta zu Geſicht. Es iſt ein ſchöner Triumphbogen aus lauter Werkſtücken und nach der corinthiſchen Ordnung aufgeführt. Bey den Eingebohrnen iſt er unter dem Namen **Portal de Bara** bekannt.

Folgt Vendrell, wo bloß der viereckichte ſonderbar zuſammengeſetzte Thurm der Pfarrkirche Aufmerkſamkeit verdient, und Santa Oliba, das in einer reizenden Landſchaft liegt. Der Montſerrat zeigt ſich hier zuerſt, gerade im Hintergrunde ein wenig links, und bleibt ziemlich lange ſichtbar. Man paſſirt Arbos, das auf einer ſteilen Anhöhe erbaut iſt, und kommt dann in ein ſchönes fruchtbares Thal, das zum Theil, mit Tannengebüſchen eingefaßt, in ſeinem Schooße die üppigſte Vegetation verbirgt.

Man durchſchneidet jenen Tannenwald am obern Ende des Thales, paſſirt das Gehöfte Los Monges, wo ſich verſchiedene Wirthshäuſer befinden, und kommt ſo zu Villafranca de Pañadez an. Die Lage dieſer Stadt iſt ſchön, das Innere hingegen ſtimmt nur wenig damit überein. Die Gaſſen ſind eng und winklicht, die Häuſer ſehr ſchlecht gebaut, indeſſen befindet ſich ein ſehr gutes, auf franzöſiſche Art eingerichtetes Wirthshaus daſelbſt. Die Bevölkerung wird auf 6000 Seelen geſchätzt, die Induſtrie iſt auf eine Leinwandmanufaktur und 10 — 12 Brandweinbrennereyen eingeſchränkt.

Ein reizendes Thal, ein vortrefflicher Weg führt nun bis zu dem Dorfe San Culgat. Jetzt aber tritt man in die Gebirge ein, wo man unaufhörlich auf- und abſteigen muß. Indeſſen ſind die Abhänge ziemlich ſanft, auch giebt es in mäßigen Entfernungen immer Ventas genug. Eine der beſten darunter iſt die Venta nova, auch Hoſtal de Ortal genannt. Eine halbe Legua davon findet man eine prachtvolle Bergbrücke, wenn ich dieſen Ausdruck brauchen darf.

Zwey Felſen ſind nämlich durch eine doppelte Reihe von Arcaden mit einander verbunden, ſo daß man wie auf einer Brücke darüber fahren kann. Die unterſte Reihe hat ſieben, die oberſte dreyzehn Arcaden, das Ganze ſteht gerade wie zwey über einander gebaute Brücken aus. Jede Arcade iſt 25 fr. Fuß hoch und 31 weit, alle beſtehen aus Werkſtücken und ſind auf ungeheure Grundmauern geſetzt; das ganze herrliche Werk zuſammen hat eine Länge von 700 Fuß.

Folgen vier Ventas und eine Menge Meiereyen u. ſ. w., deren Anzahl von Legua zu Legua größer wird. In den Gebirgen wechſeln ſelbſt in den größten Tiefen Schiefer- und Kalkſtein-Schichten ab. Endlich tritt man wieder in die Ebene, paſſirt den Llobregat, verfolgt die gerade Allee von Pappeln, Ulmen u. ſ. w. die nach Barcelona führt, und nähert ſich endlich dieſer reichen gewühlvollen Stadt, unter den mannichfaltigen Anſichten, die oben beſchrieben worden ſind.

Valencia.

Valencia.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Die Provinz oder das ſogenannte Königreich Valencia wird in Norden, Süden und Weſten von Catalonien, Murcia, Neucaſtilien und Aragon, in Oſten aber längs der ganzen langen Küſte vom Mittelmeer begränzt. Der größte Theil des Landes iſt gebirgigt, doch bieten die niedrigeren Gegenden ſehr ſchöne Ebenen und Thäler dar. Die Hauptgebirge ſind eine Fortſetzung der Sierra de Cuenca, die drey Hauptſtröme heißen Quadalaviar, Xucar und Segura, doch werden außer denſelben noch funfzehn kleinere gezählt.

Eigentliche Häfen ſind nicht vorhanden, man trifft nur Rheden wie zu Alicante und Cullera, oder flache Landungsplätze wie beym Grao, den

Gandia, Denia und Vinaroz an. Eine Art kleiner Nothhaſens giebt indeſſen Sta. Pola ab. Die Länge der Provinz von Norden nach Süden wird auf 67 Leguas, die Breite am nördlichen Ende auf 10, am ſüdlichen Ende auf 6, und in der Mitte auf 20 Leguas geſchätzt. Die Bevölkerung des Ganzen wird zu 932,150 Seelen angegeben, wobey jedoch blos die letzte Zählung vom Jahr 1795 zu Grunde liegt. Man kann aber mit Gewißheit annehmen, daß die Volksmenge auch in dem letzten Decennium eben ſo beträchtlich, wie in dem vorletzten, zugenommen hat.

Clima.

Das Clima von Valencia iſt mild und angenehm. Im Sommer hält ſich das Thermometer zwiſchen 17 — 20 Gr. Reaum., und die Luft wird täglich durch den erfriſchenden Seewind abgekühlt; im Winter kann man regelmäßig auf 7 — 13 Gr. Wärme rechnen, indem das Thermometer nur höchſtſelten bis 3 Gr. *über* Null fällt. Reif und Nebel ſind eine ſolche Seltenheit, daß man ſeit mehrern Jahrhunderten nur zwey Beyſpiele davon aufgezeichnet hat. Am trockneſten iſt die Luft im Innerſten des Landes, an den Küſten hingegen verſpürt man doch ein wenig Feuchtigkeit. Im Algemeinen iſt der Himmel außerordentlich ſchön, und zeigt beynahe das ganze Jahr die unveränderlichſte Heiterkeit. In der Ebene um die Hauptſtadt indeſſen erſcheint das tiefe glänzende Blau faſt immer ein wenig kreideweiß, was den aus den Bewäſſerungs-Canälen aufſteigenden Dünſten zuzuſchreiben iſt. Im Sommer werden übrigens häufige, aber ſchnell vorüberziehende Gewitter, und im Herbſt und Frühjahr bald mehr bald minder heftige Winde, auch öftere Abwechſelungen in der Temperatur bemerkt.

Ackerbau.

Wohin man in Valencia blicken mag, überall wird man den herrlichſten Anbau, die mannichfaltigſte Vegetation, die üppigſte Fruchtbarkeit gewahr. Nichts iſt ſo ſchön, als die Ebenen dieſer Provinz. Man ſehe z. B. die große Ebene von 25 Leguas Umfang um die Hauptſtadt herum, oder die kleinere von Alicante, Orihuela, Murviedro, Benicarlo, Vinaroz, Liria und Gandia. Es ſind die reizendeſten Frucht- und Gemüſe-Gärten, die man ſich denken kann. Die ſchönſte unter den kleinern Ebenen iſt unſtreitig die von Gandia. Sie hat ohngefähr anderthalb Legua im Umfange, iſt auf einer Seite mit einer beynahe cirkelförmigen Bergkette eingeſaßt, und bietet bey einem ganz vortreflichen Boden einen wahrhaft paradieſiſchen Anblik dar.

So zeigen ſich z. B. mehr als dreyßig niedliche Dörfer mit den lieblichſten Baumgruppen vermiſcht, zwiſchen den herrlichſten Pflanzungen aller Art, in äußerſt romantiſchen Lagen darin. Faſt eben ſo fruchtbar und faſt eben ſo pittoresk ſind auch die großen und kleinen Thäler der Provinz, z. B. das Thal Aſpe, Elda, Bunol, Alcala de Chivert, Fuente de la Higuera u. ſ. w., alles verräth einen milden Himmel, einen thätigen Ackerbau, und eine höchſt freygebige Natur. Dieß iſt ſogar zum Theil noch ſelbſt in den Gebirgen der Fall, obgleich der Boden im Ganzen etwas weniger fruchtbar iſt.

Immer zeigen indeſſen auch dieſe höhern Thäler im Allgemeinen eine ſehr ſchöne Vegetation, immer ſind ſelbſt die meiſten Gebirge mit herrlichen Baumpflanzungen und aromatiſchen Geſträuchen, ja oft mit ſchönen Mais- und Waizen-Feldern bedeckt. Der fleißige Valencianer ſcheut nämlich keine Mühe, wo er nur die mindeſte Hoffnung künftiger Erndten ſieht. Er baut die höchſten Stellen der Gebirge an, führt kleine Terraſſen auf, hält die Erde durch trockne Mauern zurück, gräbt in die tiefern Stellen hinein, kurz, benutzt den Boden ſo gut es nur möglich iſt.

Weniger mühſam und doch ungleich belohnender muß freylich der Anbau der Ebenen ſeyn. Hier trägt beſonders die Bewäſſerung ſehr viel zu dieſer ewigen Fruchtbarkeit bey. Von den drey großen und funfzehn kleinern Flüſſen, die die Provinz durchſtrömen, laſſen faſt alle einen Theil ihres Waſſerſchatzes zu dieſem Gebrauche zurück. So wird z. B. die Ebene von Valencia durch den Guadalaviar und Xucar, die Ebene von Orihuela durch die Segura bewäſſert, und ſo in allen übrigen Theilen der Provinz. Die Valencianer betreiben dieſe Bewäſſerung nach einem vortrefflichen Syſtem, und verſtehen ſich auf die dabey nöthigen Canal- und Damm-Arbeiten, ſo wie auf die Erbauung von Baſſins oder Pantanos u. ſ. w. außerordentlich gut. Unter jenen Canälen giebt es indeſſen mehrere, die noch von den Zeiten der Mauren her erhalten worden ſind.

Man begreift von ſelbſt, daß dieſe beſtändige Bewäſſerung eine ſehr gute Düngung nöthig macht, wenn der Boden nicht allmählich alle Salztheile verlieren ſoll. Aber auch hierbey ſparen die Valencianer keinen Fleiß. Außer dem gewöhnlichen

Viehdünger ſammeln ſie den Auskehricht und Gaſſenkoth, die Excremente des Zugviehs auf den Chauſſeen, ja ſogar die oberſten Erdſchichten der Heerſtraßen ſelbſt, mit ſeltenem Eifer auf. Nur ſo iſt es indeſſen auch möglich, daß man dem Boden unaufhörlich neue Produkte abzwingen, daß man die Felder neun- bis zehnmal jährlich umpflügen, die Wieſen eben ſovielmal mähen, und im Allgemeinen vier bis fünf Haupterndten haben kann. — Doch dieß ſey als Einleitung genug, wir wollen nun die einzelnen Produkte nach der Reihe durchgehen.

Wein. In allen mittlern und niedern Diſtrikten der Provinz iſt er im Allgemeinen zwar nicht von außerordentlicher Güte, hat aber ſehr viel Stärke, und liefert einen guten Brandwein. Die dunkelſte und dickſte Sorte des hieſigen Gewächſes wird bey Murviedro gebaut. Der Totalbetrag des ganzen hieſigen Weinbaues wird, ein Jahr ins andere gerechnet, auf ohngefähr 3,500,000 Cantaros (zu 13½ Par. Kanne) geſchätzt. Da nun der Cantaro gewöhnlich fünf valencianiſche Realen (28 Sous Tourn.) gilt, ſo giebt das eine Summe von 17,500,000 valenc. Realen (oder 7,281,250 Livr. Tournois.)

Sehr gute Sorten unter den valencianiſchen Weinen ſind übrigens der Vino de la Torre, zur Karthauſe Porta-Celi gehörig, der Wein vom Mas de Santo Domingo, vom Mas de Peroles, und der ſogenannte Vino Rancio. Unter dieſem Namen begreift man indeſſen jedes gute, wenn auch gewöhnliche Gewächs, ſobald es nur ein gewiſſes Alter hat. Es giebt dergleichen Vino Rancio von allen Jahren, ſelbſt bis zu 60, 80 und 100 hinauf. Die geringern Sorten werden der Cantaro zu 5 Livr.; die vorzüglichern der Cantaro zu 15 Livr. verkauft. Das edelſte valencianiſche Gewächs iſt der in ganz Europa bekannte Alicantewein. Man hat zwey Sorten, weißen und rothen, wovon die letztere die geſuchteſte und theuerſte iſt. Der Cantaro wird nach der verſchiedenen Qualität von 5 bis zu 10 Livr. notirt.

Beyläufig wollen wir auch noch bemerken, daß man aus dem hieſigen Moſte einen Syrop (Arope) zu machen pflegt, der zu Confituren u. dgl. ſehr brauchbar iſt. Man läßt nämlich den Moſt mit einem Zwölftel Kalkerde über einem gelinden Feuer, und unter beſtändigem Umrühren ſo lange kochen, bis die Hefen zu Boden fallen, und der klare Liquor oben ſchwimmt. Dieſer wird erſt abgeſchöpft, bis zur völligen Conſiſtenz über gelindem Feuer verdickt, und nachher in ſteinernen Krügen aufbewahrt.

Eben ſo wollen wir noch anführen, daß man auch die herrlichen großen Trauben, die oft ſechs, acht, zehn, ja ſelbſt vierzehn Pfund wiegen, zu Roſinen benutzt. Dies geſchieht vermittelſt einer gewiſſen Lauge, und eines darauf folgenden Trocknungs Prozeſſes, wo die Sonne alle vorhandene Feuchtigkeit herausziehen muß. *) Die meiſten Paſas oder Roſinen werden zu Liria, Denia, Carlet, ja beynahe an der ganzen Küſte gemacht. Man rechnet, daß jährlich ohngefähr 40,000 Centner davon in den Handel kommen, was, den Centner zu 10 Livr. gerechnet, einen Ertrag von 400,000 Livr. giebt.

Oel. Der Olivenbaum zeigt ſich überall, wird aber vorzüglich in den Diſtrikten Coſentayna, Albayda, Carlet, Elche, Liria, Murviedro, Benicarlo, u. ſ. w. gebaut. Die Oliven ſind ſchön, allein das Oel iſt meiſtens zu ſcharf, was von der ſchlechten Auswahl, und der noch ſchlechtern

---

*) Vgl. Gemälde von Valencia, von C. A. Fiſcher I. Th. S. 190. ff. wie denn dieſes Werk überhaupt, bey ſämmtlichen Artikeln mit Nutzen zu vergleichen iſt

Preßmethode herkommt. In einigen Diſtrikten, wo man ſorgfältiger zu Werke geht, iſt das Oel wirklich von ſehr guter Beſchaffenheit, und kommt beynahe dem provençaliſchen bey. Im Ganzen werden jährlich an 110,000 Centner (franz. Gew.) gewonnen, was einen Ertrag von 4,062,500 Livr. Tourn. giebt.

Seide. Ein wichtiger Artikel, denn faſt überall legt man ſich auf den Seidenbau. Die meiſten Seidenwürmer indeſſen giebt es zu Alzemeſi, Alzira, Carcagente, Caſtellon de San Felipe, Carlet, Undaſuar, Gandia, Denia, Orihuela und den ſämmtlichen Dörfern längs der Küſte hin. Die Seide iſt die feinſte in ganz Spanien, die Abhaſpelungs-Methode aber äußerſt ſchlecht. Vergebens hat die Regierung die verbeſſerte franzöſiſche einzuführen geſucht, die Valencianer verharren hartnäckig bey ihrer alten Art. Bey allem dem giebt dieſer Artikel einen jährlichen Ertrag von 17,550,000 Livr. Tourn.

Mandeln. Boden und Clima begünſtigen das Fortkommen derſelben außerordentlich; gleichwohl iſt der Anbau derſelben verhältnißmäßig ſehr eingeſchränkt. Es werden jährlich nur ohngefähr 4500 Centner gewonnen, deren Betrag man zu

236,250 Livr. anſchlägt. Bey Ibi, einem Dorfe, 6 Leguas nordöſtlich von Alicante, trifft man eine Menge dieſer nützlichen Bäume an. Sie haben das Beſondere, daß ſie faſt alle auf wilde Mandelſtämme gepfropft worden ſind; wodurch die Frucht gewonnen zu haben ſcheint. In der That gelten die Mandeln von Ibi für die beſten in ganz Spanien. Sie haben eine glatte Schaale, und halten ſich mehrere Jahre lang vollkommen gut, während jede andere Sorte in kurzer Zeit ranzig wird.

Feigen. Feigenbäume giebt es vorzüglich in den Küſtengegenden und bey Elche, in den übrigen Theilen der Provinz findet man bey weitem nicht ſo viel. Die Feigen werden theils friſch, theils getrocknet verkauft, und ſind ziemlich gut. Der jährliche Ertrag der getrockneten wird auf 224,000 Livr. Tourn. geſchätzt.

Palmen und Datteln. In mehrern Gegenden der Provinz, vorzüglich aber bey Elche, wo man ganze Wälder davon ſieht. Die dortigen Einwohner legen ſich mit beſonderem Fleiße auf den Anbau dieſes Baumes, weil er ihren Hauptreichthum ausmacht. Bekanntlich werden die Palmen aus den Dattelkronen gezogen, und dann im dritten oder vierten Jahre weiter verpflanzt. Sie werden dann immer ſechs Fuß von einander, und jedesmal eine männliche Palme zwiſchen zwey weibliche geſetzt. Man wählt am liebſten einen Lehmboden dazu, und ſorgt wöchentlich für zweymalige Bewäſſerung. Früchte indeſſen erhält man erſt im zehnten Jahre, nachdem der Stamm 40 - 60 Fuß hoch geworden iſt. Da aber die Palmen wenig Schatten geben, auch überdem ſehr kurze Wurzeln haben, ſo wird der Boden zu gleicher Zeit mit Vortheil zum Gemüſebau benutzt.

Die Datteln werden meiſtens in Spanien ſelbſt verzehrt, und nur ein ſehr kleiner Theil davon nach Frankreich geſchickt. Den anſehnlichſten Gewinn pflegt man von den Zweigen der unfruchtbaren Palmen zu beziehn; indem man ſie entweder nach Italien und nach dem ganzen nördlichen Spanien zu den bekannten kirchlichen Ceremonien verſendet, oder allerhand dauerhafte Flechtwerke daraus macht. Der Werth des ganzen Handels, mit Früchten und Zweigen zuſammen, wird jährlich auf 150,000 Livr. Tourn. geſchätzt. Beyläufig wollen wir noch bemerken, daß auch die ſogenannte Zwergpalme (Chamaerops humilis) in vielen Theilen der Provinz ſehr häufig vorkommt, daß die Wurzeln derſelben, die einen Artiſchocken-Geſchmack haben, gegeſſen werden, und zugleich ein mäſtendes Viehfutter ſind, daß endlich die Blätter und Stiele zu einer Menge artiger Flechtarbeiten dienen, worin beſonders die Weiber und Kinder von Villa Nueva, Silla, Senija, u. ſ. w. ausnehmend geſchickt ſind.

Algarrobos. Der Johannisbrodbaum (Ceratonia siliqua). Er findet ſich beynahe überall; ja zuweilen in großen Wäldern von ungeheurem Umfange, und auf einem Boden, der kaum mittelmäßig iſt. Die Früchte, die man in großer Menge einſammelt, geben ein treffliches Viehfutter ab.

Aloen-Esparto. Sie wachſen wild an den Wegen und in den Feldern; die Faſern werden zu allerhand Geweben gebraucht. Der **Esparto** findet ſich hier und da, beſonders im Diſtrikte von Liria. Beyde Objekte ſind nicht von Wichtigkeit. *)

Barilla. Es iſt die Salsola sativa; man findet ſie, außer einer Menge anderer Sodapflan-

---

*) Wer über die obigen Artikel: Palmen, Algarrobos, Aloe (Pita), Esparto und Barilla, umſtändlichere Nachrichten zu haben wünſcht, der ſehe **Fiſchers** Gemälde von **Valencia.** Th. I. S. 77, 84, 126, 131 und 164 nach.

zen, vorzüglich in den Diſtrikten von Alicante, Elche und Albatana. Der jährliche Ertrag der Barrilla allein wird auf 1,250,000 Livr. Tourn. der Werth der Soda auf 250,000 L. und der Betrag des ſogenannten Agua Azul auf 24,000 Liv. Tourn geſchätzt. Der Anbau der Barilla iſt oft mit vielen Beſchwerden verknüpft. Ein gewiſſer Käfer legt nämlich häufig ſeine Eyer in die Wurzeln, und lockt dadurch die darnach äuſſerſt begierigen Füchſe herbey. Dieſe verwüſten dann oft in einer einzigen Nacht ein ganzes Barrillafeld; weßhalb alſo beſtändige Wächter nöthig ſind.

Flachs und Hanf. Flachs wird beynahe nirgends als in dem Diſtrikte von Oriduela gebaut, und macht für dieſen kleinen Theil der ganzen Provinz doch immer einen nicht unanſehnlichen Artikel von 400,000 Livr. Tourn aus. **Hanf** hingegen wird in der ganzen Ebene von Valencia, ſo wie in dem Diſtrikte von Caſtellon de la Plana und der Nachbarſchaft in großer Menge cultivirt. Er iſt von vortreflicher Beſchaffenheit, und wirft einen jährlichen Ertrag von 1,375,000 Livr. Tourn ab.

Getraide. **Hafer** wird wenig oder gar nicht, **Gerſte** ziemlich viel, beſonders in den Diſtrikten von Elche und Alicante, **Mais** in großer

Menge und überall, Waizen ebenfalls häufig, jedoch nicht hinreichend zum Bedarfe der Provinz, gebaut. Bey allen dem wird der jährliche Ertrag auf 21,900,000 Liv. Tourn. geſchätzt. — Reis wird in großer Quantität zu San Felipe, Alzira, **Sollana**, Caſtellon de la Plana, und überhaupt in der Nähe der Ströme, längs der Küſte, und ſüdlich von Valencia, von Gandia bis Catarrejo gebaut. Man ſchlägt den jährlichen Werth dieſes Produktes auf 5,250,000 Livr. Tourn. an.

Salz — Honig — Wolle — Kermes. Salz wird aus den Salinen de Manuel, de la Mata, und de Torrevieja *) gewonnen, und wirft jährlich 222,000 Livr. ab. — Der Honig iſt ein kleiner Artikel, denn man giebt ſich nur wenig mit der Bienenzucht ab. Der Gebirgshonig aus den Gegenden zwiſchen Ibi und Alicante wird am meiſten geſchätzt, und ſelbſt bis nach Italien verſandt. — Wolle iſt ebenfalls kein ſehr beträchtliches Produkt, das Ganze reicht nicht einmal zum eignen Bedarfe von Valencia hin. Der jährliche Betrag wird höchſtens auf 500,000 Livr. Tourn. geſchätzt. Der Kermes (La Coscoxa) wirft ohngefähr 150,000 Livr. ab. — Zur bequemern Ueberſicht des Ganzen, zur richtigern Würdigung des valencianiſchen Ackerbaues, nach ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen, fügen wir nur noch folgende Tabelle hinzu:

---

*) Vgl. Fiſcher I. 155. f.

Produkte des Königreichs Valencia.

Wein	7,181,250	Liv. Tourn.
Alicantewein beſond.	200,000	—
Roſinen	500,000	—
Getrocknete Feigen	224,000	—
Oel	4,062,500	—
Mandeln	136,500	—
Datteln und Palmen	150,000	—
Seide	17,550,000	—
Wolle	800,000	—
Barrilla Soda Agua-Azul	1,524,000	—
Flachs	400,000	—
Hanf	3,375,000	—
Reis	5,250,000	—
Kermes	250,000	—
Salz	222,000	—
Waizen	21,960,000	—
Geſammtbetrag	63,735,000	Liv. Tourn.

Man ſieht, daß nur die Hauptprodukte in dieſer Tabelle aufgeführt worden ſind, weil es an beſtimmten Angaben über den Ertrag der übrigen gebrach. So unbedeutend derſelbe indeſſen auch, bey den einzelnen Artikeln, ſeyn mag; das Ganze muß doch eine beträchtliche Summe ausmachen, die zu der obigen geſchlagen, das Facit anſehnlich vermehren wird.

Induſtrie und Handel.

Hier finden wir zuerſt die Seidenfabriken, die unſtreitig die wichtigſten und zahlreichſten ſind. So werden nur allein in der Stadt Valencia über 3400 Stühle gezählt, während es in den übrigen Theilen der Provinz noch 242 giebt. Dieſe ſämmtlichen Stühle zuſammen verarbeiten jährlich an 1,000,000 Pf. Seide, und beſchäftigen 28,000 Perſonen, wovon man 22,000 blos auf die Stadt Valencia rechnen kann. — Seidenzwirnmühlen giebt es zu Gandia, San Felipe, Carcajente, Orthuela und Valencia, beſonders aber zu Milanesa in der Nähe der Hauptſtadt; ſie können indeſſen nicht ſo viel liefern, als man in den Fabriken nöthig hat. Ein Theil der hieſigen Seide wird alſo zum Zwirnen nach Priego und Toledo geſchickt.

Leinwandfabriken im Großen findet man eigentlich nicht in der Provinz. Die Weber arbeiten jeder für ſich, oder für ihre Kunden, die ihnen das Garn dazu geben, das in der Familie geſponnen worden iſt. Indeſſen wird dennoch auf dieſe Art ſehr viel grobe Leinwand fabrizirt, beſonders zu San Felipe, wo es eine Menge Leinweber giebt. Segeltuch-Fabriken, auch kleine Taudrehereyen findet man im Grao (bey Valencia) und zu Caſtellon de la Plana, ſie ſind aber nicht von Wichtigkeit.

Von **Wollmanufakturen** werden nur fünf, nämlich zu Morella, Enguera, Bocayrente, Ontiniente und Alcoy gezählt. Die zweyte liefert kleinere wollene Zeuge aller Art, die erſte, dritte und vierte grobe Tücher, die fünfte, die beträchtlichſte unter allen, feine Tücher, jedoch von ziemlich mittelmäßiger Qualität. Die beſten kommen etwa den guten languedockiſchen von Carcaſſonne gleich, und haben faſt immer einen ſehr ſchlechten Einſchlag.

Folgen die **Brandweinbrennereyen**, die eben ſo zahlreich als beträchtlich ſind; beſonders giebt es deren zu Torrente, Liria, Pedralva, Murviedro, Segorbe, Chiva, u. ſ. w. wo die

Brennerey ſehr ins Große getrieben wird. Es wurden z. B. im Jahre 1797 in ſämmtlichen Theilen der Provinz, nicht weniger als 500,000 Cantares (zu 10½ Par. Kanne) gebrennt, deren Werth man auf mehr als drey Millionen Livr. Tours. anſchlagen kann. — Fayence-Fabriken findet man zu Unda, Manifez und Alcora; welche letztere die beträchtlichſte iſt, und der Familie Aranda gehört; auch etwas gemeines Porcellan zu liefern pflegt — Fayencetäfelchen (die ſogenannten „Azulejos“ franz. Malons) werden vorzugsweiſe ſehr gut in der Hauptſtadt, und von etwas geringerer Qualität zu Manifez fabrizirt.

Papier-Fabriken giebt es ſieben, zu Ontiniente, Bocayrente, Altura, San Felipe, Bunnal und Alcoy, in letzterem Orte zwey. Die fünf erſten ſind eben nicht ſehr bedeutend, indem ſie zuſammen nur 45 Mühlen beſchäftigen; die von Alcoy hingegen ſind deſto wichtiger, denn ſie haben 48 Mühlen, die immer im Gange ſind. Indeſſen iſt das Papier dieſer ſämmtlichen Fabriken von ſehr ſchlechter Beſchaffenheit, und hat beſonders viel zu wenig Conſiſtenz.

Einige Lederfabriken findet man zu Elche und Valencia, und in letzterer Stadt auch eine

Potaſchen-Fabrik, nebſt einigen Drathziehereien, und einem Paar Fabrikanten von goldenen und ſilbernen Treſſen, Krepinen, Spitzen u. dgl. mehr. — Seifenfabriken, und zwar von weicher grüner Waſchſeife, giebt es faſt in allen Städten und Ortſchaften der Provinz; harte geſprenkelte Bartſeife hingegen, wird nur zu Alcoy und Elche gemacht. — Die Aloe- und Eſparto-Arbeiten ſind ebenfalls ziemlich allgemein.

Gehen wir nun zu dem valencianiſchen Handel über, ſo bieten ſich folgende Bemerkungen dar. Im Allgemeinen ſteht die Provinz ſowohl für den Activ- als Paſſiv-Handel, für Ausfuhr und Einfuhr mit den übrigen Provinzen von Spanien, mit Frankreich, Portugall, Holland, England und dem ſpaniſchen Amerika in Verbindung. Fangen wir bey dem Aktiv-Handel an.

Von Naturprodukten werden ausgeführt: Orangen, Citronen und andere Früchte nach Neucaſtilien, beſonders nach Madrid. — Palmenzweige nach allen ſpaniſchen Provinzen und nach Italien, Datteln in kleiner Quantität nach Frankreich und in ziemlicher Menge nach England, Holland und Nordeuropa. — Roſinen nach Catalonien und Caſtilien, nach Frank reich und England. — Mandeln nach den beyden genannten Provinzen, und nach Frankreich (Marſeille) und Holland. — Barrilla, Soda, Aguazul u. ſ. w., nach England, Frankreich, Venedig und Genua. — Getrocknete Feigen nach Caſtilien und Catalonien, nach England und Holland.

Wein nach Frankreich, England, Nordeuropa, und den ſpaniſchen Colonien (über Cadix), nach Frankreich wird beſonders der Wein von Murviedro, nach den übrigen Ländern der Alicante, oder ein dem ähnliches Gewächs verſandt. — Reis nach Caſtilien, Aragon, la Mancha, Andaluſien, Catalonien und Mallorca. — Hanf nach Cartagena, Cadix und Ferrol. — Seide nach Talavera la Reyna, nach Requena, Toledo, Granada, Sevilla, Priego und ganz Catalonien. — Kermes in einige Provinzen von Spanien, und nach Frankreich. — Salz nach England und Holland. — Oel nach Frankreich (Marſeille).

An Fabrikwaaren werden ausgeführt. — Seidene Zeuge, nach Caſtilien (Madrid), nach Portugall und den ſpaniſchen Colonien. — Grobe Tücher nach dem ſpaniſchen America für das Militär. — Fayence (von Alcoy) nach Catalonien, Aragon, Murcia und Caſtilien. — Die Azulejos in mehrere ſpaniſche Provinzen, in die Colonien und nach Africa (über Marſeille). — Papier nach Caſtilien, Murcia und den ſpaniſchen Colonien (über Cadix). Meſſingdrath, Meſſingnägel und Nähnadeln in mehrere andere Theile des Königreichs. — Eſparto-Arbeiten nach Catalonien, Neucaſtilien und der Provence. — Brandwein nach England, Holland und Nordeuropa. — Der Betrag des ganzen valencianiſchen Aktiv-Handels, große und kleine Artikel ohne Unterſchied zuſammen, wird ohne Uebertreibung auf 45 Millionen Livr. Tourn. geſchätzt.

Was den Paſſiv-Handel anlangt, ſo bezieht die Provinz Wein aus Catalonien und Aragon; Waizen, wollene Zeuge, feine Tücher, Bijouterie- und einige Seiden- und Mode-Waaren aus Frankreich; Clincaillerie-Waaren aus Frankreich und England; Gewürzwaaren aus Holland und Frankreich — Leinwand aus Frankreich, Schleſien und der Schweiz; Eſſenzen, Pomaden u. dgl. aus Frankreich; Butter aus Holland; Stockfiſch und Heringe aus England und Holland. Der Betrag dieſes Paſſivhandels iſt ſchwer zu beſtimmen, man kann jedoch mit Gewißheit behaupten, daß er noch nicht die kleinere Hälfte von dem Werthe des Aktiv-Handels erreicht. — Dies ſey genug, wir fügen jetzt noch einige Bemerkungen über die vornehmſten Handels- und Küſten-Punkte hinzu.

Von eigentlichen Häfen findet man keinen einzigen in der Provinz, wenn man nicht den kleinen ſchlechten Nothhafen Santa-Pola, der aber gar keinen Handel hat, dafür gelten laſſen will. Es ſind leider nichts als Rheden, oder gar nur völlig offene Strandpunkte, wo die Schiffe zu ankern, und ihre Ladungen aus- und einzunehmen gezwungen ſind. Da nun die ganze valencianiſche Küſte, beſonders bey heftigen Oſtwinden, ſehr gefährlich iſt, ſo pflegen freylich allerhand Unglücksfälle eben nicht ſelten zu ſeyn. Alicante, Cullera, der Grao, Gandia, Denia und Vinaroz ſind übrigens die Küſtenpunkte, wo der valencianiſche Handel getrieben wird.

Alicante hat eine ſehr gute und ſichere Rhede, die auch für große Schiffe leicht zugänglich iſt. Es iſt daher der erſte Handelsplatz der ganzen Provinz, und die Reſidenz aller fremden Conſuls. Die Hauptgeſchäfte werden durchgängig in Alicante gemacht, und in Friedenszeiten laufen Schiffe von allen europäiſchen Nationen daſelbſt ein. — **Cullera** hat eine ſchlechte Rhede, wo wenig oder gar keine Einfuhr ſtatt zu haben pflegt; während ſich auch die Ausfuhr beynahe blos auf eine gewiſſe Quantität Reis nach Mallorca und Andaluſien beſchränkt.

Der **Grao** (der Hafenflecken von Valencia) iſt eigentlich nur ein flacher Strand, wo die Schiffe im offenen Meere zu ankern gezwungen ſind, was für das Laden und Löſchen höchſt unbequem iſt. Der im Jahre 1792 mit ſchweren Koſten angefangene Hafendamm rückt leider ſehr langſam vor, und ſcheint beynahe aufgegeben zu ſeyn. Der Haupthandel im Grao hat mit Frankreich ſtatt; doch wird auch Brandwein nach Holland und nach Nordeuropa expedirt. — **Gandia**, **Denia** und **Vinaroz** ſind ebenfalls nichts als offene Strandpunkte, hatten aber ehemals doch eine ziemlich beträchtliche Importation. Seitdem aber die dortigen Zollhäuſer geſchloſſen worden ſind, hat dieſelbe natürlich aufhören müſſen, und es findet nur noch etwas Ausfuhr meiſtens von Brandwein und einigen kleinern Artikeln ſtatt.

Naturhiſtoriſche Bemerkungen.

Ein reiches aber noch ſehr unbekanntes Feld. Das beſte darüber verdanken wir Cavanilles, nur ſchade, daß es ſo mühſam in ſeinem großen Werke zuſammen zu ſuchen iſt. Zweckmäßiger zuſammengeſtellt findet man jene trefflichen Beobachtungen in Fiſchers Gemälde von Valencia, wo man die einzelnen Rubriken, und die angehängte Flora mit Nutzen durchleſen kann. Um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, verweiſen wir demnach auf dieſes Werk, und führen nur die vorzüglichſten Artikel an, z. B. Th. I. S. 43. Erde. S. 61. Albufera. S. 96. Thufas. S. 104. Erdbeben. S. 111. Porta Celi. S. 115. Puzol. S. 144. Marmor. S. 155. Salinen. S. 174. Gebirge. S. 197. St. Martinshöhle. Th. II. S. 18. Mineralquellen. S. 29. Gewitter. S. 32. Peñagloßa. S. 65. Mineralogie. S. 160. b. Cacahuete. S. 160. l. Buſot. S. 177. Landesanſicht u. ſ. w.

Sittliche Bemerkungen.

Die Valencianer ſind ein geiſtreiches und erfinderiſches Volk; die ſpaniſche Literar- und Kunſt-

Geſchichte zählt eine Menge berühmter valencianiſcher Namen auf. Sie ſind äußerſt thätig, und zu jeder Beſchäftigung geſchickt; der treffliche Ackerbau, die mannichfaltige Induſtrie beweiſen es. Sie haben überdem ein entſchiedenes Talent für alle körperlichen Uebungen, beſonders aber für den Tanz, und liefern eine Menge Seiltänzer, Equilibriſten u. dgl., die in ganz Spanien und Portugall, ja ſelbſt in Italien und Frankreich herumziehn. Der berühmte Eyertanz, der künſtliche Stabtanz, wo jeder Tänzer, auch bey den mannichfaltigſten Bewegungen, den Takt auf dem Stabe des andern ſchlagen muß, die große Menſchenpyramide, der Salto mortale darüber hin u. dgl., gehören Valencia als eigenthümliche Erfindungen an.

Die Valencianer ſind ferner ein äußerſt heiteres, fröhliches, vergnügungsſüchtiges Völkchen, das Geſang und Muſik, und alle ſinnliche Zerſtreuungen, worunter hier auch die Kirchen-Ceremonien gehören, mit Leidenſchaft liebt. Sie ſind zu gleicher Zeit ſehr devot, fanatiſch ſogar, ſobald es das Intereſſe ihrer Mönche und Geiſtlichen erfordert, die nirgends in ſo großem Anſehn ſtehn. Der Valencianer iſt endlich lebhaft, witzig, zuvorkommend, gefällig, der beſte Geſellſchafter, den man ſehen kann; aber zu gleicher Zeit auch eben ſo leichtſinnig, eben ſo unzuverläſſig und veränderlich. In ſeinem mobilen Charakter grenzen die ſanfteſte Freundlichkeit und die wildeſte Grauſamkeit ſehr nahe an einander, und wechſeln eben ſo ſchnell als unerwartet ab. Die geringſte Beleidigung reizt die glühendſte Rachſucht auf, der unbedeutendſte Zwiſt veranlaßt einen blutigen Kampf. Daher die vielen Meuchelmorde und Todtſchläge, wovon man jährlich im Durchſchnitte wenigſtens einen auf jeden Tag rechnen kann.

Was endlich zum Schluſſe die Kleidung betrifft, ſo weicht ſie von dem gewöhnlichen ſpaniſchen Coſtume nur wenig ab; doch bekommt man große runde Hüte, und weite ſchwere Tuchmäntel ungleich ſeltener zu ſehn. Die Sprache (el Valenciano) iſt die alte Langue d'Oc, und mit dem Cataloniſchen ſehr nahe verwandt. Sie erhält indeſſen in dem Munde der Valencianer, und beſonders des weiblichen Geſchlechtes, eine Sanftheit und einen Wohlklang, die man bey den Catalaner gar ſehr vermißt.

Valencia.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städtebeſchreibungen.

1.

Wege — Wirthshäuſer — Fuhrweſen.

In keiner Provinz von Spanien, Biſcaya ausgenommen, ſind die vornehmſten Hauptſtraßen ſo vortreflich wie in Valencia. Die Seiten- und Nebenſtraßen ſind es zwar ungleich weniger, gehören aber doch keinesweges zu den ſchlechteſten. So iſt z. B. der Weg von Valencia nach Maulſez, der Weg von Orihuela nach Fuente de la Higuera, der Weg von Alcala de Chivert nach Vinaroz, ferner ein großer Theil des Weges von Valencia bis an die Grenze von Aragon, in der That recht gut. Eben das gilt auch von dem Wege von Valencia nach Liria, Andilla, Xerica und Segorde, ob er gleich größtentheils über Gebirge führt. Schade, daß es nur faſt überall an den nöthigen Brücken fehlt, und daß man die Wege beym Düngerſammeln, wo immer die oberſte Erdſchicht mit abgekratzt wird, ſo uneben, und hier und da ſelbſt gefährlich macht!

Die Wirthshäuſer auf den Hauptſtraßen ſind vortreflich, ſelbſt da, wo ſie auch blos in iſolirten Ventas beſtehn. Die Wirthshäuſer auf den Nebenſtraßen ſind meiſtens nicht zum beſten, doch trifft man wenigſtens faſt immer Lebensmittel im Ueberfluß an. Die Venta von Fuente de la Higuera iſt gut, die Poſadas in Elche und Orihuela hingegen ſind ziemlich ſchlecht. Die von Alicante endlich werden als die vorzüglichſten der ganzen Provinz gerühmt. Was das Fuhrweſen anlangt, ſo iſt es eben ſo gut, ja vielleicht noch beſſer als in Catalonien beſtellt. Die Kutſchen, die Caleſſas, die Karren, alles iſt zweckmäßig und ſolid, und immer mit guten Maulthieren (mulas) beſpannt. Beyläufig wollen wir noch bemerken, daß außer den vielen außerordentlichen Frachtwagen, die im Kriege von Valencia bis Cadix u. ſ. w. fahren, auch regelmäßig dergleichen jede Woche nach Barcelona und Madrid abzehn. Daſſelbe pflegt von Alicante und Orihuela zu geſchehen. Sie nehmen ſämmtlich auch Paſſagiere mit.

2.

Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze nach der Stadt Valencia.

Venta del Relator	1	Legua.
Venta del Bunol	2	—
Venta del Moral	½	—
Chiva (Dorf)	¾	—
Qvarte (Dorf)	2	—
Mislata (Dorf)	½	—
Valencia	½	—

Die neucaſtiliſche Grenze befindet ſich auf den ſteilen Gebirgen, die man unter dem Namen **Las Cabrillas** kennt. Der Weg iſt äußerſt beſchwerlich, und führt beſtändig auf und ab. Nach einer Stunde erreicht man die Venta del Relator, die ihren Namen von ihrem Erbauer (einem Finanzreferendär) erhalten hat, und nicht unter die ſchlechten gehört. Man wird jetzt mit Vergnügen ſchon hier und da einigen Anbau gewahr, endlich erreicht man den Gipfel, und überſieht die ganze herrliche Ebene von Valencia.

Es iſt dies wirklich eine der ſchönſten Perſpektiven in der Welt. Im Vordergrunde unzähliche Meyereien, und eine Menge niedlicher Dörfer, auf der grünenden Landſchaft voll üppiger Pflanzungen zerſtreut; weiterhin die ungeheure Maſſe der Hauptſtadt mit der ſie umgebenden Huerta in blühender Herrlichkeit, endlich im Hintergrunde das ſpiegelnde Meer mit weißen blinkenden Segeln bedeckt. In der That, eine ſolche Ausſicht wird durch die Beſchwerden des Steigens nicht zu theuer erkauft!

Der Weg führt nun wieder abwärts bis zur Venta de Buñol, die bereits am Fuße der Gebirge und in der Nähe eines gleichbenannten Städtchens, von ohngefähr 1200 Einwohnern, liegt. Folgen die Venta del Moral, und das Dorf Chiva, in deſſen Nähe man ſeitwärts noch zwey andere, Cheſte und Toris, liegen ſieht. Die mildere Luft von Valencia wird nun fühlbar, und die Landſchaft nimmt mit jedem Schritte an Schönheit zu. So wird man unter andern bey Chiva die erſten Aloehecken mit hohen blühenden Stengeln gewahr.

Eine halbe Legua hinter Chiva indeſſen paſſirt man einen ziemlich kahlen und unfruchtbaren Strich. Bald aber wird die Gegend wieder ſchattig und angenehm, und zeigt die lieblichſte Mannichfaltigkeit. Man ſieht das Dorf Torrente, ſeines trefflichen Weines und Branntweines wegen bekannt, und das Dorf Maniſes, wo es Fayencefabriken und Töpfereyen giebt. Hierauf folgt Quarte, ein ſehr beträchtliches und ſtark bevölkertes Dorf, in einer der ſchönſten und reichſten Gegenden der ganzen Huerta de Valencia, weiterhin Miſlata mit 500 Einwohnern, wo man häufige Trinkgeſellſchaften antrifft; endlich die Stadt Valencia, die das Ziel dieſer Reiſe war. Man fährt durch die Vorſtadt de Quarte, und durch das Thor gleiches Namens hinein.

3.

Reiſe von der murcianiſchen Grenze nach Valencia.

La Parecia (Dorf) . . .	½	Legua.
Orihuela (Stadt)	½	—
Batara (Dorf)	2	—
Elche (Stadt)	3	—
Monforte (Stadt) . . .	3½	—
Elda (Stadt)	1½	—
Villena (Stadt)	4	—
Fuente de la Higuera (Stadt) .	4	—
Valencia	13½	—
Zuſammen	31½	Legua

Die Grenze iſt auf der ſogenannten Sierra de Orihuela, an deren Fuße das erſte valencianiſche Dorf La Perecia liegt. Man läßt die Sierra nunmehr links, (auf der Mitte derſelben liegt ein altes Schloß) behält die Huerta von Orihuela rechts, und erreicht ſo dieſe angenehm gelegene Stadt, die man jedoch nicht auf einmal, ſondern nur allmählich zu Geſichte bekommt. Nicht weit vom Thore, und nur durch eine kurze, aber ſchöne Allee davon getrennt, liegt rechts ein ſchönes Franziscaner-Kloſter und links eine große Caſerne, die in ſehr gutem Geſchmacke erbaut iſt.

Orihuela, mit ohngefähr 20,000 Einwohnern, liegt an den beyden Ufern der Segura, iſt eine heitere, freundliche, ziemlich regelmäßige Stadt, mit breiten, geraden, obgleich ungepflaſterten Straßen, wovon die eilf vornehmſten mit ſchönen modernen Häuſern und bequemen Trottoirs verſehen ſind. Plätze werden in Orihuela fünfe (doch leider ohne ſchöne Gebäude), Brücken über die Segura zwey, Thore ſieben in allen gezählt. Merkwürdige öffentliche Gebäude ſind nicht vorhanden, eben ſo fehlt es an Quellwaſſer, daher man ſeine Zuflucht zur Segura nimmt.

Die Wirthshäuſer ſind höchſt mittelmäßig, das beſte darunter iſt die ſogenannte Poſada de la Piſada, man zehrt auch ziemlich wohlfeil darinn. Geſellſchaftliche Reſſourcen bietet Orihuela nur wenig oder gar keine dar, doch iſt ſeit kurzem wieder ein kleines Theater erbauet. Deſto mannichfaltigere Reize aber hat die ſchöne Huerta in der Nähe der Stadt. Hier iſt alles mit der herrlichſten Vegetation geſchmückt. Noch wollen wir bemerken, daß ſich zu Orihuela eine Univerſität befindet, die aber keine mediciniſche Facultät hat, und überhaupt ſehr großer Reformen bedarf. Eben ſo ſind auch noch ein Seminarium und zwey Gymnaſia vorhanden, von denen ſich aber ebenfalls nichts Gutes ſagen läßt.

Die nächſte halbe Legua hinter Orihuela hat man einen ſehr ſchönen Weg. Nachher aber wird er ſteinicht, und nähert ſich Theilweiſe den Gebirgen, unter denen man die Sierra de la Cañada (zur rechten) und die Sierra de Morada (zur linken) als Fortſetzungen der Sierra de Orihuela erblickt. Bald aber treten dieſe Gebirge wieder zurück, der Horizont erweitert ſich, und man reiſt in einer ſchönen, eben ſo ſtark bevölkerten als trefflich angebauten Ebene fort. Der Weg iſt indeſſen nicht der beſte, und man wird gewaltig von den Mücken geplagt. So kommt man über Batara, das lauter einſtöckichte Häuſer hat, nach Elche, wo man ringsherum lauter Palmen-Wälder erblickt. Der Weg in die Vorſtadt hinein iſt ziemlich ſteil, die ſchöne große Brücke, die dieſe mit der eigentlichen Stadt verbindet, hat kein Waſſer, der Eindruck des Ganzen indeſſen iſt nicht unangenehm.

Elche ſelbſt mag ohngefähr 15000 Einwohner zählen, und bietet hier und da recht gute Häuſer, ja ſelbſt einige ſchöne Straßen und Plätze dar. Von merkwürdigen öffentlichen Gebäuden hingegen findet ſich nichts, und nach geſellſchaftlichen Vergnügungen, Promenaden u. ſ. w. wird ebenfalls vergebens geſucht. Elche iſt daher ein äußerſt trauriger Ort, wo man ſich höchſtens Etikette-Viſiten macht, und bey aller Wohlhabenheit, ja bey allem Reichthum ſogar, höchſt ärmlich und eingeſchränkt lebt. Es giebt hier Leute von 100,000 — 150,000 Ducados Vermögen (275,000 — 412,500 Livr. Tourn.), die nicht beſſer eſſen und trinken, als der gemeinſte Tagelöhner und Handwerksmann. Fabriken hat Elche wenige, es befindet ſich blos eine Seifenfabrik nebſt mehrern Gerbereyen daſelbſt.

Der Hauptreichthum der Einwohner ſchreibt ſich vom Ackerbau, und namentlich vom Palmenhandel her. Die meiſten adelichen und bürgerlichen Familien ſind alſo entweder Guthsbeſitzer oder Pachter, und ziehen dieſen Erwerb allen übrigen vor.

Wer einen Abſtecher nach Alicante machen will, der hat von Elche aus ſehr gute Gelegenheit dazu, indem die Entfernung nur vier Leguas beträgt. Alicante liegt am Eingange einer Bay, die durch das Cap de la Huerta, und de San Pablo gebildet wird. Hier zieht ſich die Stadt in der Geſtalt eines Halbmondes, theils in dem Thale, theils an dem Abhange eines Berges (San Juliano) hin, auf deſſen Spitze eine halbverfallene Citadelle zu ſehen iſt. Die Straßen ſind eng und winklicht, die Häuſer ziemlich einfach gebaut; die Bevölkerung wird auf 17,300 Seelen geſchätzt. Die Lebensmittel ſind gut, und nach Verhältniß immer noch wohlfeil genug, die Wirthshäuſer, beſonders die große Fonda, gehören unter die vorzüglichſten der Provinz.

Die Umgebungen der Stadt ſind äußerſt reizend, ſobald man nur die hohen kahlen Berge vergeſſen, und die dazwiſchen liegenden Thäler aufſuchen will. Unter dieſen verdient beſonders die ſogenannte Huerta de Alicante, eine halbe Stunde oberhalb der Stadt, die größte Aufmerkſamkeit. Man kann hier Weinſtöcke, Pomeranzen- Citronen- Feigen- Mandeln- Aprikoſen- Kirſchen- Pflaumen- Aepfel-, Granaten- Maulbeer- und Pfirſchenbäume in der ſchönſten Miſchung ſetzen, während die dazwiſchen liegenden Felder mit Mais und Waizen, mit Gartengewächſen, Hülſenfrüchten, Futtergräſern auf das Mannichfaltigſte angebaut ſind. Dieſes ſchöne Thal hat von Oſten nach Weſten eine und von Norden nach Süden anderthalb Legua, und iſt mit einer Menge Dörfer, Meiereien und Landhäuſern bedeckt, deren Bevölkerung auf 12,000 Seelen angegeben wird.

Alicante zeichnet ſich durch mehrere gute Anſtalten, theils für den Unterricht, theils für die Unterſtützung der hülfsbedürftigen Claſſen aus. So findet man eine Freyſchule für Soldatenkinder, eine freye Zeichenſchule, eine freye Schiffahrtsſchule, eine Weberſchule für zwölf Waiſen (von einem Canonicus geſtiftet) und eine vortrefflich organiſirte Wohlthätigkeits-Geſellſchaft daſelbſt, die zwar blos durch freywillige Beyträge beſteht, aber dennoch jährlich an 16000 Livr. Tourn. zum Beſten der Armen ausgiebt.

Des wichtigen Handels von Alicante iſt bereits oben Erwähnung geſchehen, wir wollen hier nur noch bemerken, daß es nach Cadiz und Barcelona der wichtigſte Platz von Spanien iſt. Beſonders laufen hier ſehr viel ſpaniſche, meiſtentheils cataloniſche Schiffe ein. Die Ausfuhr beſteht in Anis, Mandeln, Brandwein, Kümmel, Roſinen, trocknen Feigen, Kermes, Süßholz, Citronenſaft, Granadenſchaalen, Wein, Weineſſig, Wolle, murcianiſche Seide, Salz und Safran. Die Einfuhr pflegt in franzöſiſchen und engliſchen Quincaillerie-Waaren, in franzöſiſchen Tüchern, in franzöſiſcher und ſchweizer Leinwand, und in engliſchen Fiſchwaaren, beſonders Stockfiſch, zu beſtehen. — Doch genug, wir kehren zu unſerer Reiſe nach Valencia zurück.

So wie man Elche verlaſſen hat, kommt man anfangs durch mehrere Palmenwälder, und ſieht eine ſchöne meiſtens mit Oliven bepflanzte Ebene vor ſich. Bald aber nähert man ſich den Gebirgen, die unter dem Namen Pedrevas de Elche bekannt ſind, findet hier abwechſeld bald ſteile Schluchten, bald ſanfte Thäler, wo ſich der ganze

Fleiß des valencianiſchen Landmannes zeigt, und ſteigt zuletzt nach ungefähr fünf Viertelſtunden ziemlich beſchwerlichen Weges wieder in die Ebene hinab.

Hier paſſirt man die kleine Stadt Monforte, mit 800 Einwohnern; während man eine Menge anderer Ortſchaften, unter andern auch das Städtchen Arpe, an der Taraſſa, mit 4000 Einwohnern, zur Seite liegen läßt, kommt dann durch einen großen Olivenwald, überſteigt einen zweyten Bergrücken (la Montaña de Salinetes) wo der Weg noch beſchwerlicher als auf dem vorigen, aber der Anbau auch noch fleißiger iſt, tritt in ein zweytes mit den herrlichſten Feldern und Baumpflanzungen bedecktes Thal, und langt nach einer halben Stunde zu Elda, am Flüßchen gleiches Namens, und faſt am Fuße eines hohen Berges (La Sierra de Camara) an. Elda iſt übrigens ein kleines, ſchmutziges, unanſehnliches Städtchen, das nur zwey breite und gerade Straßen, und eine Bevölkerung von höchſtens 3000 Seelen hat. Die Poſade iſt groß und ſchön, nur ſchade daß es gewöhnlich an allem darin fehlt.

Der Weg läuft nunmehr eine Viertelſtunde ohngefähr hart an dem Gebirge hin, wobey man viermal über die Elda gehen muß. Da ſich die Provinz Murcia hier mitten nach Valencia herein erſtreckt, ſo reiſt man bis Villena, das noch ſelbſt zu Murcia gehört, eigentlich in jenem ſogenannten Königreich. Der Weg geht immer bergaufwärts, die Landſchaft iſt pittoresk, die Berge nähern und entfernen ſich, endlich erreicht man Villena auf einem der ſchmutzigſten Wege von ganz Spanien.

Villena ſelbſt liegt in der Ebene hart am Fuße der Montaña de San Christoval, und hat eine moderne, ſehr anſehnliche Vorſtadt, die ſich in einem Halbzirkel um die weit kleinere Altſtadt herumzieht. Die Bevölkerung wird auf ohngefähr [illegible] Seelen geſchätzt, die Wirthshäuſer ſind gut, die Gegenden fruchtbar und angenehm. Man ſieht, daß der Murcianer dem valencianiſchen Landmanne nachzueifern ſucht. Von Fabriken giebt es in Villena nur eine Seifenfabrik und eine Brandweinbrennerey, auch wird ziemlich viel grobe Hausleinwand daſelbſt gewebt.

So wie man Villena verlaſſen hat, tritt man wieder in die Provinz Valencia, reiſt in der Ebene fort, läßt das Städtchen Caudete mit 6000 Einw. links, überſteigt einen Bergrücken, und findet auf der andern Seite am Fuße deſſelben die kleine Stadt **Fuente de la Higuera**, mit 3000 Einwohnern und am Eingange eines ſehr reizenden Thales. Hier trifft man nun die große Hauptſtraße von Madrid nach Valencia an, und ſieht links die Gebirge und den Puerto de Almanza, durch den der von Madrid kommende Reiſende in das Thal hinabſteigen muß. Es iſt daher der Reſt der Route nach Valencia, der unter der folgenden Nummer beſchrieben werden ſoll.

4.

Reiſe von der murcianiſchen Grenze bey Almanza nach Valencia.

Venta del Puerto de Almanza Hermita de Santo-Chriſto Venta de Alcudicta	5 Leguas.
Enria (Dorf)	¼ —
Rocla (Dorf) Venta del Rey	¼ —
Alberique (Stadt)	2¼ —
Maſalabes (Dorf)	¼ —
Montarton (Dorf)	¼ —
Alcudia (Stadt)	¼ —
	8½ Leguas.

	Transport	8½ Leguas.
Gineta (Dorf)	1½	—
La Torre Pioca	1½	—
Catarocha (Dorf)	1½	—
Maſanaſa (Dorf)	½	—
Valencia	1	—
	Zuſammen	13½ Leguas.

Dieſer ganze Weg iſt einer der ſchönſten von Valencia, führt faſt in gerader Linie bis zur Hauptſtadt, und läuft die erſten ſechs Leguas zwiſchen zwey Bergreihen hin, deren Abhänge und Mittelthäler aufs vortrefflichſte angebaut ſind. So wie man ihn nun verfolgt, erblickt man rechts in der Tiefe, am Fuße eines Berges, das Dorf Morente, dann weiterhin das Dorf Valla, endlich die kleine Stadt Monteſa, die amphitheatraliſch auf einem hervorſpringenden Theile des Bergrückens liegt. Drey Viertelſtunden weiter kommt man bey der Einſiedeley de Santo Chriſto vorbey, läßt das Dorf Alcudieta links, und erreicht die Venta gleiches Namens, wo man zwar reinliche und gute Zimmer, aber nur wenig und ſehr theure Proviſionen antrifft. Folgen die Dörfer Suria und Rocla, nebſt der auf königlichen Befehl erbauten, und für Rechnung des Königes bewirthſchafteten Venta del Rey, die unter die vorzüglichſten der Provinz gehört.

Der rechte Bergrücken tritt nunmehr zurück, der linke aber nähert ſich, und zeigt ſich in der Perſpektive als eine unüberſteigliche Scheidewand. Allein ſo wie man näher kommt, findet man, daß das Gebirge geöffnet und eine vortreffliche Straße darüber geführt worden iſt. Man legt die ganze Paſſage in ohngefähr funfzig Minuten, und wegen der äußerſt ſanften Abhänge faſt unvermerkt zurück, wobey man auf dem höchſten Punkte das darunter befindliche Thal mit einem Blicke überſehen kann.

Es iſt mit einer Menge Meiereien und Baumpflanzungen bedeckt, gleichwohl hat das Ganze weder Leben noch Lieblichkeit. Dieß kommt von den vielen Reisfeldern her, wodurch die Landſchaft immer etwas Todtes und Düſteres erhält. Man durchſchneidet dieſes Thal, paſſirt den Xucar, der bey ſtarkem Regen außerordentlich anzuſchwellen pflegt, auf einer Brücke, und tritt zuletzt in eine völlig freye unüberſehbare Ebene, die man nun bis nach Valencia nicht wieder verläßt.

Hier iſt es, wo alle Schönheiten des valencianiſchen Himmels, und alle Reichthümer des valencianiſchen Ackerbaues vereinigt ſind, wo ſich der Reiſende in ein Elyſium gezaubert wähnt, und wo alles das höchſte und ſeligſte Lebensgefühl weckt. So kommt man durch das Städchen Alberique, mit ohngefähr 2000 Einwohnern, und durch Maſalabes und Montartan nach Alcudia (de Carlet) von faſt gleicher Bevölkerung.

Hinter Gineta, wo ſich noch ein altes feſtes Schloß befindet, erblickt man jezt wieder in der Entfernung das Mittelmeer, und den alten iſolirten Wachtthurm Torre Pioca, läßt darauf Chilla rechts, paſſirt Catarocha und Maſanaſa mit einer Menge niedlicher weißer Häuſer und 1200 Einwohnern, ſchlägt zulezt eine ſchöne breite, eine Legua lange Pappelallee ein, und kommt ſo zwiſchen zahlloſen Dörfern und Meiereien, und den herrlichſten Pflanzungen aller Art, vollends nach Valencia. Man hat zwar dieſe große Stadt ſchon vorher einen Augenblick bey Chilla von der Seite geſehen, man erblickt ſie aber jezt, der vielen Bäume wegen, erſt in demſelben Momente, wo man die Vorſtadt und das Thor San Vicente hineinfährt.

5.

Valencia.

Valencia liegt in einer Ebene am rechten Ufer des Turia oder Guadalaviar, eine halbe Legua vom Meere entfernt. Man unterſcheidet die eigentliche Stadt und die fünf Vorſtädte Quarte, San-Vicente, del Remedio (oder de la Mar), de la Trinidad, und de Murviedro, und ſchlägt die Bevölkerung des Ganzen auf ohngefähr 82,000 Seelen an *). Die eigentliche Stadt hat eine Cirkelform, und iſt mit Wällen und Mauern (jedoch nach alter Art und ohne Graben) umgeben; wozu noch eine kleine eben ſo unbedeutende Citadelle kommt. Acht Stadtthore führen theils nach der Landſchaft, theils nach den fünf genannten Vorſtädten hin, worunter die von Murviedro die beträchtlichſte iſt. Mit dieſen Vorſtädten zuſammen hat Valencia die Geſtalt eines länglichten beynahe ovalen Vierecks.

Im Allgemeinen iſt die eigentliche Stadt bey aller Unregelmäßigkeit des Ganzen doch nichts

---

*) Rechnet man aber die ſogenannten „quatro quarteles“ oder die vier benachbarten Dörfer Campanar, Patraix, Ruſafa und Benimamet mit dazu, ſo kommen an 100,000 Seelen heraus.

weniger als finſter und unangenehm, wiewohl freylich die Vorſtädte noch um vieles freundlicher ſind. Die Straßen der eigentlichen Stadt ſind nämlich meiſtens zu eng und winklicht, und bilden ein äußerſt verworrenes Labyrinth, die Straßen der Vorſtädte hingegen ſind breiter, regelmäßiger, und ungleich weniger verbaut. An großen Plätzen in der Stadt fehlt es indeſſen doch nicht ganz. Die Plaza de la Virgen de los deſemparados, z. B. die Plaza del Arzabiſpo, die Plaza de la Barcas, und de Villaraza, die Plaza del Carmen, die Plaza de Sto Domingo, endlich die Plaza de la Congregation, ſind wirklich theils ihrer Größe, theils ihrer Regelmäßigkeit wegen immer des Anführens werth. Der prächtigſte Platz befindet ſich außerhalb der Stadt am linken Ufer des Turia. Es iſt die Plaza del Real, eben ſo groß als regelmäßig, eben ſo heiter als pittoresk vor dem königlichen Pallaſte „el Real“ genannt.

Sämmtliche Straßen von ganz Valencia ſind übrigens nicht gepflaſtert, ſondern blos mit feinem Kies beſtreut, der von Zeit zu Zeit zum Düngen abgeholt und mit friſchem erſetzt wird. Sie werden indeſſen ziemlich reinlich gehalten, haben größtentheils gute und große unterirdiſche Cloacken, und ſind ſeit längerer Zeit auch mit Laternen verſehen. Nur wenn es heftig oder anhaltend regnet, zieht der Sand ſo viele Feuchtigkeit an ſich, daß ſich häufig ſehr groſe Pfützen bilden, und manche Straße ganz ungangbar iſt. Eben ſo wird auch über die ſchlechte und zu ſpärliche Erleuchtung geklagt. Die Häuſer ſind im Allgemeinen recht gut gebaut, und nehmen ſich von innen und außen meiſtens recht artig aus. Eines der ſchönſten iſt das des Marquis de Jura Real, den Franciscanern gegenüber, und eins der groteskeſten das Haus des Marquis de Dos Aguas auf dem Platze de Villareſa. An merkwürdigen öffentlichen Gebäuden hat Valencia Ueberfluß.

Dahin gehört z. B. der ſchon genannte El Real, der alte königliche Pallaſt (die Reſidenz der jedesmaligen General-Capitains), ein Gebäude, das einen ſehe edeln Eindruck macht. — Das Collede Sto Pio Quinto, in der Nähe deſſelben ein Minoriten-Seminarium — die Kirche de Sta. Monika am Eingange der Vorſtadt Murviedro — das Carmeliter-Kloſter auf der Plaza del Carmen — das Minimiten-Kloſter zum San Sebaſtian in der Vorſtadt Quarte — die Kirche zum heiligen Nicolaus, die Kirche vom Seminarium de San Tomas de Villanova, die Kirche de San Juan del Mercado, die Cathedralkirche u. ſ. w. in der Stadt — — das Auguſtiner-, Redemptoriſten-, Franciscaner-, Dominikaner-Kloſter u. ſ. w. in der Stadt — die Börſe und die Aduana (das Zollhaus) in der Stadt, und dergl. mehr. In ſehr vielen Kirchen und Klöſtern findet man auch eine Menge trefflicher Gemälde, die meiſtens von valencianiſchen Künſtlern herrühren, und der Aufmerkſamkeit der Kenner nicht unwerth ſind; Doch genug. — Zum Schluſſe dieſer topographiſchen Skizze nur noch einige Bemerkungen über den Turia.

Der Turia oder Guadalaviar fließt nahe an den Mauern der Stadt vorbey, iſt jedoch durch eine Reihe eben ſo ſchöner als ſolider Quays davon getrennt, und hat fünf wirklich vortreffliche Brücken, die in unbeträchtlichen Entfernungen alle auf derſelben Linie gebaut, und bey 16 fr. Fuß Breite 270 — 280 Fuß lang ſind. Der Turia iſt an 300 Fuß breit, aber gewöhnlich ſehr waſſerarm, indem die ganze Huerta daraus bewäſſert werden muß, alſo eine Menge Abzugscanäle vorhanden ſind. Im Frühjahre, Herbſte und Winter indeſſen ſchwillt er zuweilen außerordentlich an und über ſchwemmt die Ebene meilenbreit. Das linke jenſeitige Ufer iſt ebenfalls mit ſchönen Qvays eingefaßt, an denen ſich eine Menge anſehnlicher Gebäude hinziehen.

Gehen wir zu dem Clima über, ſo finden wir die bereits oben beſchriebene Milde und Lieblichkeit. Der Winter iſt faſt niemals kalt, der Frühling nur zuweilen regenhaft, der Sommer der Seewinde und des vielen fließendes Waſſers wegen faſt durchaus gemäßigt, der Herbſt warm und ſchön bis tief in den December hinein. Bäume und Felder ſind hier um Weihnachten ſo grün wie anderwärts im Monat May. Im Allgemeinen hat die Luft wohl etwas Feuchtigkeit, allein man ſpürt ſo gut als nichts davon. Schwächliche, nervenkranke Perſonen befinden ſich daher ganz vortrefflich in Valencia, eigentliche Hypochondriſten, Bruſtkranke und an der Auszehrung Leidende hingegen dürften nicht ganz damit zufrieden ſeyn.

Die ökonomiſchen Verhältniſſe von Valencia betreffend, ergiebt ſich, daß die hieſigen Lebensmittel ſehr gut, ſehr leicht verdaulich, und auch im Ganzen ſehr wohlfeil ſind. Einige Artikel indeſſen, wie Fleiſch, Wein, Oel und dergl., ſind im Verhältniß theuer zu nennen, weil eine ſehr hohe Taxe darauf

liegt;

liegt; dies iſt jedoch nur in der Stadt ſelbſt der Fall, außerhalb derſelben hat man das alles um das halbe Geld. Am wohlfeilſten, und ſelbſt auf den Stadtmärkten, pflegen Gemüſe, Früchte und Fiſche zu ſeyn; am theuerſten hingegen iſt das Federvieh, ſo wie das Schöpſen- und Schweinefleiſch.

Ueber das hieſige Waſſer wird häufig und nicht mit Unrecht geklagt. Es iſt nämlich nur ein einziger Springbrunnen vorhanden, der überdem öfters keinen Tropfen giebt. Man muß ſich alſo mit Ziehbrunnen-Waſſer behelfen, das dann freylich viel Kalktheile u. ſ. w. mit ſich führt. Der gute Alicante-Wein giebt indeſſen das beſte Gegenmittel ab. — Eigentliche Fondas oder Hotels auf franzöſiſche Art findet man in Valencia nur drey — Los tres Reyes, Las quatro Naciones und el Leon de Oro, welches das beſte iſt. In allen dreyen werden für Wohnung, Frühſtück, Mittags- und Abendeſſen vier Piecetten (vier Livr.) täglich bezahlt. Wer nicht dort wohnt, giebt zwey Piecetten für jede Mahlzeit. Andere Meſones und Poſadas, wo man bloß wohnen aber nicht ſpeiſen kann, giebt es im Ueberfluß.

Fragen wir nach den geſellſchaftlichen Verhältniſſen von Valencia, ſo bieten ſich uns ſeigende Bemerkungen dar: Valencia iſt ein ſehr angenehmer Ort, ſobald man ſich mit den gewöhnlichen öffentlichen Vergnügungen, z. B. Theater, Aſſembleen, Promenaden, profanen und religiöſen Feſten, Prozeſſionen u. dgl. begnügen will. Valencia wird hingegen ein ſehr trauriger Aufenthalt, ſobald man als Fremder Familien-Umgang, Leſecirkel, kleine vertraute Geſellſchaften oder ein gutes Caffeehaus ſuchen will. Auf dieſe Vortheile muß man hier Verzicht thun. — Ein Fremder muß ſehr geltende Empfehlungen haben, wenn er in ein Privathaus gebeten werden, oder die Damen zu einer andern, als zu der gewöhnlichen Etikette-Stunde (12 — 1 Uhr) zu ſehen bekommen ſoll. Leſecirkel, kleine vertraute Soupés, gute Caffeehäuſer auf franzöſiſche oder italieniſche Art, kennt man hier nicht; die ſogenannten Botellerias oder Trinkſtuben ſind das einzige dieſer Art. Es bleibt daher dem Fremden nur das öffentliche Vergnügen übrig, worüber nun folgendes zu bemerken iſt:

Das Theater ſcheint im Ganzen nicht übel, und unterhält wirklich recht angenehm, beſonders was die Tänzer betrifft. Parterre, Logen u. ſ. w. ſind ziemlich wohlfeil, was das Haus, troz der täglichen Vorſtellungen, immer zu füllen pflegt.

Die öffentlichen Aſſembleen ſind äußerſt glänzend, lärmend und zahlreich. Es wird darin faſt durchgängig geſpielt, wofür das ſchöne Geſchlecht ſehr große Leidenſchaft zeigt. Ein reicher Fremder bekommt nur zu leicht Zutritt in dieſe Tertulias. — An Promenaden iſt Ueberfluß. Am meiſten zeichnet ſich der Grao, der Mont Olivet und die Alameda aus, die vielleicht in ganz Europa ihres gleichen nicht hat.

Sie befindet ſich außerhalb der Stadt am linken Ufer des Turia, zwiſchen dem Puente del Real und de la Mar, und iſt 1800 Schritte lang. Die herrlichſten Platanen-, Orangen-, Citronen-Bäume u. ſ. w. ſind hier mit Ulmen, Pappeln und einer Menge der ſeltenſten ſüdamerikaniſchen Bäume vermiſcht.

Sie bilden mehrere Alleen, worunter die mittelſte, für die Equipagen beſtimmte, mit herrlichen Trottoirs und Marmorbänken verſehen iſt, auch bey trocknem Wetter täglich beſprengt wird. Eine Menge kleiner blumigter Canäle und höchſt reizender Ausſichten tragen ebenfalls zur Schönheit dieſer wirklich prächtigen Promenade bey.

An der einen Seite derſelben läuft noch ein breiter Feldweg hin, der mit den herrlichſten Granadenbäumen eingefaßt iſt. Es gewährt einen entzückenden Anblick, wenn man mitten aus denſelben Cypreſſen, Palmen, Pappeln, Algarrobas u. dgl. in bunter Vermiſchung hervorragen ſieht. Auch dieſer Spaziergang hat ſeines freyen ländlichen Anſehns wegen einen ganz eigenen Reiz. Man kann hier ſelbſt im Monat December unter den grünenden Schatten des Frühlings wandeln, und man fühlt ſelbſt nach Sonnenuntergang weder Kälte noch Feuchtigkeit.

Will man größere Excurſionen in die herrliche Huerta machen, ſo bieten eine Menge ſchön gelegener Klöſter-Ortſchaften ſehr intereſſante Veranlaſſungen dazu dar. Dahin gehört zuerſt El Socos, ein ſchönes Auguſtinerkloſter am Ausgange der Vorſtadt Quarte, das mehrere trefliche Gemälde beſitzt. — Weiter das Franziscanerkloſter Santa Maria de Jeſus, eine ſtarke Viertellegua nordweſtlich von Valencia, mit einer dem heiligen Nicolaus Factor gewidmeten Kapelle von ſehr ſchöner Architektur. — Das Hieronymiten-Kloſter San Miguel de los Reyos, eine kleine halbe Legua von der Stadt auf dem Wege nach Murviedro, mit manchen Sehenswürdigkeiten im Fache der Architektur und Malerey. Dies Kloſter iſt übrigens reich, und ſoll an 75,000 Livr. Tourn. jährlicher Einkünfte, ja manche behaupten das doppelte dieſer Summe, beziehn.

Folgt das Dorf Burjaſot mit den Silhas und Silhos, und die Albufera die bey Catarroja, eine Legua ſüdlich von Valencia, anfängt. *) — Maniſes, fünfviertel Legua nördlich von der Stadt, mit mehreren Fayancefabriken, die vierzig Oefen unterhalten und immer ſehenswerth ſind. Die Fabrikanten haben das geheime Recept zu einer Farbe, die im Feuer zur ſchönſten gelblichten Bronze wird; während ſie vorher wie etwas dunkler ſpaniſcher Taback ausſieht. — Der Grao, eine halbe Legua von Valencia. Es werden viele Partien dahin gemacht, theils um Seebäder daſelbſt zu brauchen, theils um einige Tage auf dem Lande zuzubringen, wie denn ringsumher ſehr ſchöne Landhäuſer befindlich ſind u. ſ. w.

Unter den profanen Feſten ſtehen die Fieſtas der Real Maeſtranza oben an. Die Real Maeſtranza iſt eine adeliche Rittercompagnie, die ſich im Grunde nur mit ihrem Vergnügen zu beſchäftigen hat. Sie wird von einem Lieutenant (Hermano

---

*) Ueber beyde ſiehe Fiſcher's Gemälde von Valencia. I. S. 92 und 61.

mayor) commandirt, der gewöhnlich ein Prinz von Geblüte iſt und alle Jahre neu erwählt wird. Sie hat mehrere Officiere, einen Fiscal, zwey Aelteſten oder Kampfrichter, einen Secretair, einen Zahlmeiſter und zwey Geiſtliche, die man ebenfalls jährlich unter den Rittern wählt.

Außerdem unterhält die Compagnie noch ein zahlreiches Perſonale von Muſikanten, Bereiter-Gehülfen, Schmidten u. ſ. w. ingleichen eine eigene Reitſchule, die ſehr gut eingerichtet iſt. Die ganze Maeſtranza iſt übrigens in vier Escadrons abgetheilt, wovon jede von einem Officier oder Quadrillero commandirt wird. Die Uniform iſt blau mit rothen Aufſchlägen und überaus reich mit goldenen Treſſen beſetzt. Der jährlichen Feſte oder Aufzüge ſind drey, nämlich am Namenstage des Königs, der Königin und des Lieutenants oder Hermano mayor. Der letztere giebt immer zu allen dreyen die Koſten her, die, den Ball mit eingerechnet, ziemlich beträchtlich ſind. Die Beſchreibung des Aufzuges und Turniers ſelbſt kann man bey Fiſcher nachſehen. *)

Unter den religiöſen Feſten führen wir zuerſt den Vorabend vom St. Joſephstage (19. März)

---

*) Gemälde von Valencia, I. S. 65.

an. Hier werden vor allen Häuſern und Werkſtätten der Tiſchler und Zimmerleute eine Menge theatraliſcher Figuren ausgeſtellt. Es ſind leichte hölzerne Gerippe in Lebensgröße, die man immer nach dem gehörigen Charakter mit Maſken, papiernen Kleidern, Friſuren u. ſ. w. auf das Geſchickteſte herauszuſtaffiren weiß. Mitunter giebt es dabey wirklich recht artige Figuren zu ſehen. Hier iſt es z. B. ein Bachus, der auf einer Tonne reitet, dort eine Familie, die ein Schwein ſchlachten will, hier ein Majo und eine Maja, die den Bolero tanzen, während ein dritter die Guitarre dazu ſpielt; dort ein Rieſe in holländiſcher Nationaltracht, der einen Bär tanzen läßt, während ſein Begleiter die Trommel ſchlägt, und eine Gruppe Equilibriſten daneben ihre Kunſtſtücke und namentlich die Pyramide macht

Alle dieſe Figuren werden nun auf hohe Scheiterhaufen geſetzt, die aber von außen ſo künſtlich maskirt ſind, daß ſie wie kleine Theater ausſehen. Das Ganze muß ſpäteſtens bis Mittags zwölf Uhr vollendet ſeyn, damit ſich die ſchauluſtige Menge den Nachmittag über daran ergötzen kann. Die Reisbündel müſſen überdem geſchickt vertheilt und mit feuerfangenden Materialien verſehen ſeyn, aus einer Urſache, die man gleich erfahren wird. Wenn nämlich alt und jung den ganzen Nachmittag umhergezogen iſt, und dieſe zahlreichen Theater (oft 250 zuſammen) beſehen und wieder beſehen haben, ſo wird endlich mit einbrechender Dämmerung Feuer daran gelegt und die ganze Herrlichkeit geht zum großen Ergötzen der verſammelten Menge in hellen Flammen auf. Dieſe **Fallas de St. Joseph** — ſo heißt man jene Figuren — geben übrigens, beſonders in der Dämmerung, zu tauſend verliebten Abentheuern Gelegenheit.

Ein zweytes religiöſes Feſt iſt der **St. Vincente-Ferrico's-Tag**, des eingebohrnen Schutzheiligen von Valencia, den Montag nach Quaſimodogeniti. Hier wird zuerſt in der St. Stephans-Kirche ein ordentliches Theater gebaut, worauf man die Taufe des Heiligen mit Marionetten in Lebensgröße vorſtellt. Da ſind demnach der Pfarrer und ſein Caplan, zwey alte Jurados oder Regidors von Valencia, als Pathen des Kindes, das der eine auf den Armen trägt, eine Dame als dritte Pathe, die Hebamme, der Vicekönig und ſeine Gemahlin, noch zehn andere Damen als eingeladene Taufgeſellſchaft, endlich ein Neger und eine Negerin als Bediente des Viceköniges zu ſehen; ſämmtlich vom erſten bis zum letzten auf das geſchickteſte nach ihrem Charakter coſtumirt. Der Pfarrer und Caplan treten im Chorrock und Prieſterhemde, die beyden Jurados in großer Amtskleidung von carmeſinrothem Damaſt, die Hebamme und die Frau Pathe in moderner ſpaniſcher Damenkleidung, der Vicekönig in einem blauen mit Silber galonnirtem Kleide nach franzöſiſchem Schnitt, ſeine Gemahlin und die übrigen Damen immer nach der neueſten franzöſiſchen Mode und mit den reichſten Ohrgehängen, Halsketten, Armbändern u. ſ. w. auf. So wird das Theater drey Tage nach einander gezeigt und lockt die ganze Stadt und umliegende Gegend herbey; wobey die Kirche der Sammelplatz unzähliger Victualienhändler und aller verliebten Paare wird.

Unabhängig von dieſen theatraliſchen Vorſtellungen werden nun auch noch in den Straßen, theils an den Ecken, theils vor den Gewölben u. ſ. w. eine Menge bald größerer bald kleinerer, bald mehr oder minder verzierter Altäre erbaut, wo während des dreytägigen Feſtes faſt unaufhörlich Muſik gemacht wird. Unter dieſen Altären zeichnen ſich gewöhnlich beſonders dreye durch Pracht und Reichthum und durch damit verbundene Marionettentheater aus. Es ſind die Altäre de la

Plaza del Mercado, de la Calle de la Bolſeria und de la Calle de la Mar. Letzterer iſt wieder der prächtigſte unter dieſen dreyen und wird daher auch vorzugsweiſe am meiſten beſucht. Folgendes iſt eine Beſchreibung des Feſtes, der Einrichtung der Altäre u. ſ. w. wie ſie ein Augenzeuge mitgetheilt hat.

Sonnabends vor Quaſimodogeniti Schlag 11 Uhr, kündigte ein allgemeines Glockengeläute und der Ton der Trommeln, Tamburins und Dulzaynas (valenc. Oboe) in allen Hauptſtraßen den Anfang des Feſtes an. Den Abend war allgemeine Erleuchtung, wobey man ſämmtliche Fenſter der erſten Stockwerke auf eine eigenthümliche, aber ſehr zweckmäßige Weiſe illuminirt ſah. Es waren nämlich künſtliche Wachskerzen von Holz angebracht und oben mit kleinen Lämpchen beſetzt. So behielten ſie natürlich immer dieſelbe Höhe und bildeten die glänzendſten Lichtreihen. Sonntag Morgens fingen die theatraliſchen Vorſtellungen auf den drey Hauptaltären an.

Die Sujets dazu waren aus der Wundergeſchichte des Heiligen gewählt. Auf dem Altar in der Calle de la Mar und de la Bolſeria wurde die Verproviantirung von Barcelona, zur Zeit einer

Hungersnoth, auf dem Altare de la Placa del Mercado die Auferweckung einiger Kinder vorgeſtellt. Zu dieſem Ende waren die Altäre auf eine Art 4 — 5 Fuß hohen Theaters erbaut, und ſehr geſchickt mit den nothwendigen Maſchinen in Verbindung geſetzt.

Der in der Calle de la Mar zeichnete ſich durch ſeine Beleuchtung und durch die vortrefliche Architektur des Ganzen aus, dabey war die Gaſſe, um ſie gehörig zu verfinſtern, mit Tüchern beſpannt und jedes benachbarte Haus mit Teppichen, Blumen u. ſ. w. verziert. Die Muſikanten befanden ſich auf zwey Tribunen neben den Altären und ſpielten mit wenigen Ausnahmen unaufhörlich fort. Eben ſo wurden auch die Vorſtellungen auf dieſem Altare (wie auf den zwey übrigen) den ganzen Sonntag, die darauf folgende Nacht, den Montag und die nächſte Dienſtagsnacht mit nur geringen Pauſen ſehr häufig wiederholt.

Man hatte, wie geſagt, diesmal (1799) die wunderbare Verproviantirung von Barcelona zur Zeit einer Hungersnoth zum Süjet des aufzuführenden Marionetten-Schauſpieles gewählt. Der Heilige (auf dieſem Altare, wie alle übrigen Figuren, beynahe von Lebensgröße) befand ſich auf einer Art

Kanzel am Ufer des Meeres. Er zeigte durch ſeine Geſticulation (denn geſprochen wird niemals), daß er eben in einer Predigt begriffen war, bis er endlich dem Meere den Segen gab. Plötzlich fingen die Wellen an ſich zu erheben, unbemannte aber reich mit Korn beladene Schiffe kamen von allen Seiten mit vollen Segeln herbey, durchſchnitten die ſchäumenden Wogen und flogen mit Blizzesſchnelle vor den Augen der Zuſchauer vorbey. Wenig Minuten darauf ſah man den ganzen Strand mit Matroſen bedeckt. Sie trugen Kornſäcke, ſtapelten dieſelben neben einander auf, gingen und kamen wieder, und fuhren damit ſo lange fort, bis die ganze angebliche Ladung beyſammen war.

Auf dem Theater in Calle de la Bolleria ward daſſelbe Süjet, und ungleich maleriſcher dargeſtellt. Man ſah die Schiffe beylegen, die Segel einziehen und vor Anker gehn. Die Matroſen fingen an auszuladen, und andere, die an dem Ufer erſchienen, nahmen ihnen die ſchweren Kornſäcke ab. Jetzt ging es damit in zwey Mühlen, die in beſtändiger Bewegung waren, worauf man augenblicklich das ſchönſte Mehl erhielt. Endlich, als die ganze Ladung geſichtet war, ſpannten die Schiffe wieder die Segel aus, lichteten die Anker und flogen pfeilſchnell zwiſchen den glänzenden Wogen dahin.

Auf der Plaça del Mercado ward, wie geſagt, ein andres Wunder, die Auferweckung zweyer Kinder, vorgeſtellt. Das Theater ſtellte ein bürgerliches Zimmer mit einem gedeckten Tiſche vor, worauf Brod, Wein und eine Terrine zu ſehen war. In dieſer Terrine befanden ſich, der Legende gemäß, die eigenen Kinder des Hauswirths, die man als das Köſtlichſte, was man hatte, dem eingeladenen Heiligen als Fleiſchgericht vorzuſetzen willens war. San Vicente erſchien, fand die Eltern äußerſt betrübt und forſchte nach der Urſache davon. Kaum hatte er ſie erfahren, ſo näherte er ſich dem Tiſche, ſegnete die Terrine ein und bewirkte eins der tüchtigſten Wunder, die man citiren kann.

Augenblicklich nämlich ſprangen die Kinder wieder geſund und friſch heraus, tanzten auf dem Tiſche herum, umhalſeten die Eltern, den Heiligen, den ihn begleitenden Layenbruder und eine Magd, die unterdeſſen mit einer Paſtete hereingetreten und vor Erſtaunen unbeweglich geblieben war. Voll Dankbarkeit bietet ſie jetzt dem Heiligen die Paſtete an, und ſiehe da, es erfolgt ein neues Wunderwerk. Der Heilige macht nämlich auch ein Kreuz über die Paſtete, die darin befindliche Taube wird ebenfalls wieder lebendig und fliegt mit klatſchenden Flügeln davon.

Zu dieſen drey Altären ſtrömt nun alles, und Tag und Nacht und mit immer unbefriedigter Neugierde hin. Man preßt, man drängt ſich, Intriguen werden angeknüpft und mit zärtlicher Eile zu Ende gebracht. Niemand genirt ſich, niemand hat ein mißgünſtiges Auge zu fürchten, denn jedermann iſt auf dieſelbe Weiſe beſchäftigt und jedermann ſündigt auf dieſelbe Manier. Nie werden ſo viele Freyheiten erlaubt, nie ſo viele Opfer auf den Altären der Liebe gebracht, als an dem 72ſtündigen St. Vincents-Tage — doch genug. Zum Schluß nur noch ein Paar Worte über die Prozeſſionen, die man an dieſem Feſte anzuſtellen pflegt.

Die erſte findet den Sonntag Nachmittag ſtatt. Die Koſten dazu giebt die Fiſchergilde her. Die Fiſcher ziehen daher paarweiſe, mehrere in ſchwarzen Sammtkleidern, mit Degen u. ſ. w. dabey auf und haben acht reich drappirte Brancards, worauf Vorſtellungen aus dem Leben der heiligen Jungfrau, St. Peters und St. Vincente befindlich ſind. Zu gleicher Zeit ſind auch zwey mauriſche Könige mit langen Bärten, goldenen Kronen und rothen

Kirchenfahnen dabey zu ſehn; eben ſo ein groſzer Haufen Kinder, bald als Matroſen, bald als Hirtenknaben, bald als Genien u. ſ. w. gekleidet, die auf beyden Seiten der Prozeſſion mit Tamburins tanzen, während zwölf weißgekleidete Männer die Caſtagnetten dazu ſchlagen und zwölf Türken gravitätiſch dazwiſchen gehen. Sehr artig nehmen ſich endlich auch die Stäbchenwerfer mit ihren weiſzen Unterkleidern, rothen Mänteln, und mannichfaltigen Kunſtſtücken aus.

Eine zweyte gleich intereſſante Prozeſſion hat den Montag Nachmittag ſtatt. Sie wird von ſämmtlichen Handwerkszünften angeſtellt, die unter dem Getümmel unzählicher Tamburins und Dulzaynas mit ihren Fahnen u. ſ. w. ſehr feyerlich einherziehen. Hinter ihnen folgen acht Rieſen, leichte hölzerne Maſchinen, gehörig angezogen und von darunter verſteckten Männern bewegt. Sie haben vier Pagen bey ſich, die monſtröſe Korkmasken tragen, und zu den Pirouetten, Bocksſprüngen und Reverenzen ihrer Gebieter die Caſtagnetten hören laſſen; den Beſchluß macht die geſammte Geiſtlichkeit, und das Regimiento oder der Stadtrath. Denſelben Tag finden übrigens noch einige andere Prozeſſionen, und zwar nach zehn

Uhr Abends, ſtatt; ſie ziehen aber nur durch ſolche Straßen, wo ein Altar befindlich iſt. Auch bey dieſen geiſtlichen Nachtpromenaden fallen dann freylich nur zu viel fleiſchliche Leichtfertigkeiten vor. Daſſelbe iſt der Fall bey den ſogenannten Straßenfeſten, wo nämlich der Namenstag des Schutzheiligen der Straße mit Prozeſſionen und Illuminationen, mit Tänzen und Gaſtereyen gefeyert wird.

Am prächtigſten unter allen valencianiſchen geiſtlichen Aufzügen ſind die Gründonnerſtags-, Charfreytags- und Frohnleichnams-Prozeſſionen, von denen alſo noch etwas hinzugefügt werden muß. Die Gründonnerſtags-Prozeſſion hat Nachmittags ſtatt, und beſteht eigentlich aus zweyen, die aber zu gleicher Zeit hinter einander ziehen. Die erſte iſt einfach und würdevoll; es ſind die Adlichen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern gehen. Die zweyte iſt eben ſo mannichfaltig als burlesk; es kommen eine Menge lächerlicher Perſonnagen dabey vor.

Da giebt es z. B. Penitenten in rothen Säcken, an deren ſpitzigen Caputzen vorn ein Paar widerlich klingende Trompeten befindlich ſind. Weiterhin kommt ein Haufen Kinder in langen

violetten

violetten Zeugröcken, die um die Hüften mit einem Stricke gegürtet ſind. Sie haben große Allongeperücken mit Dornenkronen auf, und ſchleppen ein Kreuz auf der Schulter nach. Da ſind ferner mehrere Brancards mit Figuren aus der Paſſionsgeſchichte zu ſehen, aber alles grotesk und obendrein aufs lächerlichſte coſtumirt. So kommt z. B. das Abendmahl vor, und bietet nichts als eine Reihe Fratzengeſichter dar. Oder es paſſirt die heilige Dreyfaltigkeit, und Gott der Vater iſt wie ein meſſelesender Prälat dargeſtellt, und dergleichen mehr. Indeſſen pflegt dennoch dieſe Prozeſſion gerade deswegen am allerzahlreichſten zu ſeyn.

Am Charfreytage Nachmittags vereinigen ſich fünf verſchiedene Prozeſſionen, und ziehen eine hinter der andern, in einer unabſehbare Reihe, in der Stadt herum. Die Kapuzen mit den Trompeten, die Kinder mit den Allongeperücken, die Heiligenbilder u. ſ. w., alles iſt dann in bunter Mannichfaltigkeit unter einander gemiſcht. Man ſieht kleine Mädchen als büßende Magdalenen, mit langen aus Esparto geflochtenen Gewändern angethan, man erblickt eine Menge angeblicher Blödſinniger in blau und gelb geſtreiften Röcken, mit Weiber-Halstüchern und mit großen Stöcken in der Hand, die ſie mit einer Serviette anfaſſen; man bekommt einen Oelberg mit einem Weidengeflechte, und einen Chriſtus ganz der Natur getreu, in puris naturalibus, auf einem rothen Bette zu bewundern, und dergleichen höchſt groteske Vorſtellungen mehr.

Den Abend vor dem Frohnleichnams-Feſte finden mehrere ſonderbare Gebräuche ſtatt. Zuerſt rennen unter Trompeten-, Oboen- und Tamburins-Muſik ein Haufen Masken auf den Straßen herum; während zu gleicher Zeit der bethlehemitiſche Kindermord vorgeſtellt wird. Man ſieht die Jungfrau Maria (einen verkleideten Kerl) mit dem Jeſuskinde an der Bruſt, auf einem Eſel daher ziehen. Der heilige Joſeph führt den Eſel an einem Stricke, und das Ochslein und Eſelein folgen ihm als treue Beſtien auf dem Fuße nach. Kaum iſt nun die angebliche Flucht aus Egypten bewerkſtelligt, ſo erſcheinen eine Menge herodiſcher Henkersknechte. Sie ſind mit Säbeln, Beilen, Meſſern u. ſ. w. bewaffnet, halten alle Vorübergehende an, ſetzen ihnen unter furchtbaren Drohungen die Mordgewehre auf die Bruſt, bringen die Männer mit Weiber und Mädchen, und umgekehrt, zuſammen, und treiben dabey eine Menge Leichtfertigkeiten, die man errathen kann.

Die Frohnleichnams-Prozeſſion ſelbſt bietet ebenfalls ſehr viel Bizarres und Sehenswürdiges dar. Zuerſt kommen ſechs große Karren, jeder mit ſechs Maulthieren beſpannt, die reichlich mit Bändern ausſtaffiert ſind. Auf jedem dieſer Karren befindet ſich ein Theater, das das Ganze mit ſeinen Couliſſen und Vorhängen bedeckt. Dieß ſind die ſogenannten Rocas, wovon jede ihre beſondere Vorſtellung giebt. Auf dem erſten Theater, oder der erſten Roca z. B. wird die Schöpfung der Welt aufgeführt. Man ſieht Adam aus einem Erdenklos formen, und Eva aus ſeiner Seite hervorgehen. Jetzt kommt die Schlange, verführt das junge Weib u. ſ. w., worauf zuletzt der Engel mit dem flammenden Schwerdte, und Gott der Vater mit Krone und Scepter erſcheint.

Alles dies wird von ordentlichen Akteurs in einem oft poſſirlichen Coſtume aufgeführt, und durch das Recitiren paſſender italiäniſcher Verſe zu einem wirklichen Schauſpiele gemacht. Auf den übrigen Theatern oder Rocas hingegen bekommt man nur verſchiedene Tänze, Pantomimen und dergleichen zu ſehen. Die weitern Feyerlichkeiten dieſer Prozeſſion ſtimmen faſt ganz mit der von San Vicente überein, nur daß alles noch prächtiger und zahlreicher iſt. Auf gewiſſen Stationen kommen vier bizarr gekleidete Kinder zum Vorſchein und tanzen auf einem großen Tiſche nach dem Takte der Caſtagnetten luſtig um das hochwürdige Gut herum. Doch verlaſſen wir dieſe Rubrik, um zu den induſtriellen und mercantiliſchen Verhältniſſen von Valencia überzugehen.

In erſterer Hinſicht ſtehen hier die Seidenfabriken als die zahlreichſten und beträchtlichſten oben an. Es finden an 25,000 Menſchen Beſchäftigung dabey. Die glatten Seidenzeuge, die brochirten großblumigten Damaſte, und die gewäſſerten Tafte werden von vorzüglicher Güte und Schönheit fabrizirt. In letztern hauptſächlich hat man es zu einer großen Vollkommenheit gebracht, und wetteifert mit den franzöſiſchen Arbeiten in dieſer Art. Die Anzahl aller Seidenſtühle zuſammen, ſämmtliche Strumpfwirker, Poſamentirer u. ſ. w. eingerechnet, wird auf 3618 beſtimmt, indeſſen findet dabey keine eigentliche fabrikmäßige Vereinigung im Großen ſtatt. Jeder Seidenwirker arbeitet vielmehr für eigene Rechnung, oder auf

Beſtellung des Kaufmanns, der ihm die Seide und das Muſter giebt.

Andere Fabriken in Valencia ſind die Eſparto-, die Leder-, Leinwand-, Spitzen-, Franzen-Fabriken u. ſ. w., wozu ſeit 1790 auch eine Potaſchen- und eine Nagel-, Meſſingdrath- und Nadel-Fabrik gekommen iſt. Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die Töpferfabriken, wo man die ſogenannten Azulejos oder Fayencetäfelchen zu Fußböden, Mauerbekleidungen u. ſ. w. macht. Der Thon dazu bricht in der Gegend von Avarte, nicht weit von Valencia. Es werden aus dieſen Täfelchen (nach der gehörigen Zeichnung verſteht ſich) ganze Gemälde zuſammengeſetzt, wovon die kleinſten 3 Zoll 9 Lin. und die größten 7 Z. 9 L. groß ſind. Der Preis der einzelnen Azulejos pflegt nach dem Umfange, nach der Art der Gemälde und der Feinheit der Glaſur verſchieden zu ſeyn. Die wohlfeilſten werden das Tauſend zu 30 Livr. Tourn. und die theuerſten ebenfalls das Tauſend zu 375 Livr. Tourn. verkauft. Es gehen ſehr viel von allen Sorten bis nach Afrika.

Was den Handel von Valencia anlangt, ſo iſt bereits oben im erſten Abſchnitte beynahe alles darüber geſagt. Wir bemerken hier blos noch, daß Valencia nach Alicante die meiſten Geſchäfte macht, und die vornehmſten Handelshäuſer hat, daß ſich ebenfalls ausländiſche Conſuls und Viceconſuls daſelbſt befinden, und daß vom Grao aus ein beträchtlicher Küſtenhandel auf der einen Seite bis nach Marſeille, auf der andern bis Cadiz, ja ſogar bis nach den galiziſchen Häfen getrieben wird.

Fragen wir nach den öffentlichen Anſtalten von Valencia, ſo finden wir zuerſt die literariſchen, und unter dieſen die ſeit 1786 völlig neu organiſirte Univerſität. Sie iſt unſtreitig die erſte in ganz Spanien, hat 75,000 Livr. Tourn. jährlicher Einkünfte, und zählt an 58 Profeſſoren, worunter 18 für die Theologie, 12 für die Jurisprudenz, 11 für die Medicin, und 16 für die allgemeinen Wiſſenſchaften befindlich ſind. Bey allen Vorzügen dieſer Anſtalt indeſſen bedarf doch noch manches einer weſentlichen Verbeſſerung.

Die Profeſſoren ſind nämlich viel zu ſtreng an die vorgeſchriebenen Lehrbücher, z. B. an Baume, Macquer, Boerhave u. ſ. w. gebunden, und manche viel zu ſehr mit Lehrſtunden überhäuft. Sie beziehen im Ganzen nur ſehr geringe Gehalte (der ſtärkſte iſt von 1750 Livr. Tourn.) und ſinden für die koſtbaren Lehrfächer bey weitem nicht Hülfsmittel genug. Noch fehlt es z. B. an einem botaniſchen Garten, an einem phyſicaliſchen Salon, an einer Sternwarte und einem chemiſchen Laboratorium. Auch die Univerſitäts-Bibliothek iſt unbedeutend (ſie zählt nur 15000 Bde.) und nur im mediciniſchen Fache gut beſetzt. Sie wird indeſſen täglich vier Stunden geöffnet, und im Ganzen ſehr fleißig beſucht.

Für den Jugend-Unterricht iſt durch ein mit der Univerſität verbundenes Gymnaſium geſorgt, woran ſechs Profeſſoren angeſtellt ſind. Eben ſo giebt es noch zwey große Penſions-Anſtalten, die zwar von Geiſtlichen gehalten werden, von denen man aber viel Gutes ſagt. Endlich iſt auch noch eine Freyſchule für junge Mädchen vorhanden, die unter dem Namen „Casa de la enseñanza“ wirklich von großem Nutzen iſt.

Was literariſche Sammlungen u. ſ. w. anlangt, ſo führen wir noch eine zweyte öffentliche Bibliothek und mehrere Privatbibliotheken in Klöſtern u. ſ. w. an. Jene zweyte öffentliche Bibliothek befindet ſich im erzbiſchöflichen Pallaſte (der Stifter war vor ohngefähr 60 Jahren der Erzbiſchof Mayoral) iſt über 50,000 Bände ſtark, beſitzt alle ſeit 1760 gedruckten ſpaniſchen Werke, und ſcheint im Fache der Geographie und Geſchichte auch mit den beſten ausländiſchen verſehen zu ſeyn. Sie wird täglich 6 Stunden geöffnet und hat ein ſchönes Local. Uebrigens iſt ein naturhiſtoriſches Cabinet und eine Münzſammlung damit verbunden, die aber beyde nicht ſehr bedeutend ſind.

Die Kloſterbibliotheken zeichnen ſich hier und da durch ſehr ſchätzbare Sammlungen ſpaniſcher und valencianiſcher Hiſtoriker aus. Unter den Privatbibliotheken verdienen die des Grafen Carlet, des Marquis de la Romana und des Canonikus Hermann y Arenda die meiſte Aufmerkſamkeit. Die erſte iſt an guten franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Werken ausnehmend reich; die zweyte vereinigt mit denſelben Vorzügen auch mehrere ältere Werke von ſehr großem Werthe; die dritte iſt eben ſo anſehnlich als ausgewählt.

Von öffentlichen *artiſtiſchen Anſtalten* bietet ſich uns eine Academie der bildenden Künſte, die Academie von San Carlos, dar. Sie exiſtirt ſeit 1768, hat 7500 Livr. Rente, und ſcheint nicht unzweckmäßig organiſirt. Außer den gewöhnlichen Lehrſtunden für die beſondern Zöglinge, iſt auch eine allgemeine freye Zeichenſchule damit verbunden, die ſehr fleißig benutzt wird.

Oeffentliche Kunſtſammlungen giebt es indeſſen in Valencia nicht. Bloß in dem biſchöflichen Pallaſt, neben der Bibliothek, iſt eine Art Antikenſaal angelegt, worin man manches Gute findet, obgleich im Grunde nur der große muſiviſche Fußboden Aufmerkſamkeit verdient. Eine reiche Kupferſtichſammlung und eine Menge trefflicher Copien der größten Meiſterſtücke findet man bey dem Grafen Carlet, der ſie auf ſeinen Reiſen zuſammengebracht hat.

Von philantropiſchen Anſtalten ſind mehrere Hoſpitäler, ein Armenhaus, ein Waiſenhaus und ein Leihhaus bemerkenswerth. In dem großen Hoſpitale herrſcht ein ſehr ſonderbarer Gebrauch. Jährlich am Charfreytags-Abend werden nämlich die Kranken auf Koſten des Erzbiſchofes mit einem ſplendiden Souper bewirthet, das aus den köſtlichſten Speiſen beſteht. Sie werden dabey von einer Menge ſich freywillig einfindenden Perſonen aus allen Ständen bedient, und um Gottes und der heiligen Jungfrau, um St. Joſephs und St. Vincentes willen mit Speiſen vollgepfropft. Man glaubt ein gutes Werk zu thun, wenn man den armen Leuten recht viel einnöthigen kann, und man berechnet die Anzahl der gewonnenen Indulgenzen nach der Menge der Kranken, die man noch kränker gemacht hat. — Von dem Leihhauſe bemerken wir noch, daß es armen Landleuten das nöthige Geld zum Saateinkaufen, und zwar ohne Intereſſen, vorſchießt.

Wir ſchließen dieſe Beſchreibung der Hauptſtadt mit einigen ſittlichen Bemerkungen über die Einwohner überhaupt. Es zeigt ſich bey ihnen dieſelbe Fröhlichkeit, dieſelbe Lebendigkeit und Beweglichkeit, aber auch dieſelbe Thätigkeit, dieſelbe Arbeitſamkeit, daſſelbe Genie, das die Einwohner der ganzen Provinz charakteriſirt. Der Adel iſt ſtolz und bildet ſich ungeheuer viel auf ſeine Ahnen ein. Es ſind ſogar 3 Claſſen dabey feſtgeſetzt oder mit andern Worten: man unterſcheidet blaues, rothes und gelbes Blut.

Blaues Blut haben die erſten Familien der Grandes, und was ihnen gleich geachtet wird; rothes die guten alten Häuſer; gelbes die neuen Geſchlechter, deren Adel noch keine 200 Jahr alt iſt. Jede dieſer Claſſen hält keine Gemeinſchaft mit der andern, ſondern hat ihre beſondern Tertulias, Bälle u. ſ. w. für ſich; dabey iſt der Haß der Rothen gegen die Blauen, und der Gelben gegen die zwey erſten außerordentlich groß.

Im Allgemeinen lebt übrigens der hieſige Adel auf einem ſehr großen Fuß; allein nichts weniger als angenehm. Die Advokaten, die Privatagenten (Apoderados), die ihre Hand überall haben, die Kirchen und Klöſter, die Geiſtlichen und die Mönche, die man immer bedenken muß, der Aufwand in Kleidern und Equipagen und ein ungeheurer Bedientenſchwarm, nehmen beträchtliche Summen hinweg, ohne daß eben viel Lebensgenuß damit verbunden iſt. Ein Fremder erſtaunt z. B. in den erſten Häuſern nichts als Strohſtühle und überhaupt die einfachſten Meubeln zu ſehen.

Die Kaufleute machen eine ſehr reſpectable und größtentheils reiche Claſſe der hieſigen Einwohner aus. Sie glänzen weniger durch Bedienten, Equipagen u. ſ. w., allein ſie leben dafür mit ungleich ſoliderm Aufwande. Die Handwerker würden ſich ziemlich wohl befinden, allein ſie geben ihren ganzen Verdienſt zu Heller und Pfennigen aus. Was Eſſen, Trinken und Spielen nicht wegnimmt, wird auf Prozeſſionen, Altäre, Brüderſchaften u. ſ. w. verwandt, auch bekommen Kirchen und Klöſter ihren guten Antheil davon. — Die niedern Claſſen zeichnen ſich durch noch größere Sorgloſigkeit und einen hohen Grad von Pfiffigkeit aus. Was aber alle Einwohner ohne Unterſchied charakteriſirt, das iſt die Liebe zum Wohlleben, der Aberglaube und die Prozeſſionsmanie.

Die hieſigen Weiber ſind ſchön, und weißer als in irgend einer ſpaniſchen Provinz. Sie lieben den Aufwand in Kleidern u. ſ. w. außerordentlich, doch bekommt man ſelten etwas anders als falſche Juwelen zu ſehen. Sie ſind ſanft und einnehmend, aber ſie lieben die Arbeit nicht, ſelbſt gemeine Weiber ſuchen ſich derſelben ſo gut als möglich zu entziehen. Indeſſen kann man die Valencianerinnen beſtändig auf den Beinen ſehen. Ihre Lebhaftigkeit treibt ſie nämlich den ganzen Tag in den Kirchen, bey den Roſenkränzen, den Begräbniſſen u. ſ. w. herum.

Am liebſten gehen ſie über den St. Catharinen-Platz, wo immer Männer verſammelt ſind, und wenn er auch noch ſo ſehr aus ihrem Wege liegt. Wer ſich die Mühe nehmen und einen Tag auf dieſem Platze aufhalten will, der wird zum wenigſten drey Viertheile von der ganzen hieſigen Schönenzahl, zwey bis dreymal darüber paſſiren ſehn. — Bey den Heyrathen herrſcht ein außerordentlicher

Luxus. Die ganze Ausſteuer wird in einem Saale zur Schau ausgeſtellt, und den hinzuſtrömenden Beſuchern Stück für Stück von einer Verwandtin gezeigt. Die Hochzeit ſelbſt wird mit der größten Verſchwendung begangen, ſo daß ſich mancher Ehemann und Vater gleich anfangs für immer ruinirt.

6.

Reiſe von Valencia nach Segorbe.

Benifaraich (Dorf)	½	Leguas.
Moncada (Stadt)	½	—
Porta Celi (Karthäuſerkloſter) .	3	—
Liria (Stadt)	2	—
Alcublas (Dorf)	4	—
Andilla (Stadt)	2	—
Canales (Dorf)	1	—
Bexis (Stadt)	2	—
Teres (Dorf)	½	—
Viver (Stadt)	1½	—
Xerica (Stadt)	½	—
La Esperanza (Hieronym Kloſt.) .	1½	—
Segorbe	½	—

Zuſammen 17½ Leguas.

Bis Moncada die ſchönſte Landſchaft; der Ort ſelbſt nur eine verfallene Stadt, die jetzt kaum

1000 Seelen zählt. Hinter Moncada dürrer Boden, doch immer noch mit Reben, Oliven und Algarrobas bepflanzt. Man erhebt ſich allmählig und kommt durch einen Fichtenwald, worin Felder und Olivenpflanzungen mit einander abwechſeln, nach der Carthauſe **Porta Celi**, die ſehr ſchön auf der Anhöhe liegt und einen ausgebreiteten Horizont beherrſcht. Alles iſt hier ländlich ſtill und einfach, alles athmet Ruhe und Abgeſchiedenheit. Die Gartenanlagen ſind angenehm, die Gräber der Entſchlafenen werden mit Roſenſtöcken und Palmen bepflanzt. In der Kirche kann man mehrere gute Gemählde von valencianiſchen Meiſtern ſehn.

Eine halbe Legua von der Carthauſe liegt **la Torre**, ein Landgut, das demſelben Kloſter gehört. Hier wird der gute Vino de la Cartuxa (ſprich Cartucha) gebaut, der bis dritthalb Livr. (10 Realen) die Flaſche gilt. Die Gegend wird wieder eben und iſt faſt überall mit Oliven und Algarrobas bedeckt. Rechts zieht ſich ein niedriges Gebirge hin; worauf man die Dörfer Gatova, Marines und Olla liegen ſieht. — **Liria** iſt eine Stadt von 6 — 7000 Einwohnern, und bietet keine weitere Merkwürdigkeiten dar. — Folgt eine ſchönbebaute Fläche, die man in dritthalb Stunden mit Vergnügen durchreiſet, bis man endlich einen ziemlich großen und ſteilen Berg, las Lacoras genannt, hinaufſteigen muß.

Auf dem Gipfel deſſelben findet man eine Ebene, an deren Ende das Dorf Alcublas mit 1400 Einwohnern liegt. Die gebirgigte Gegend dauert indeſſen fort und iſt äußerſt pittoresk; obgleich der Weg von Zeit zu Zeit ziemlich beſchwerlich wird. Dieß iſt beſonders der Fall zwiſchen Canales und Beris, das ganz in den Bergen liegt und ohngefähr 1000 Einwohner zählt. Eine halbe Legua weiter bey Tores endlich, wird die Gegend wieder flacher, der Weg iſt mit Rebenpflanzungen eingefaßt und man kommt unvermerkt zu Vivel an, das eine vortreffliche Lage und eine Bevölkerung von 1300 Seelen hat.

Folgt Xerica mit 2300 Einwohnern, am Abhange eines Berges, auf deſſen Spitze man die Ruinen einer alten Feſtung ſieht. Der Weg erhebt ſich ein wenig, man hat zwey kleine Berge zur Seite und erſteigt zuletzt den einen, wo das Hieronymiten-Kloſter la Eſperanza (die Hoffnung) liegt. Noch eine Viertelſtunde und man hat Segorbe erreicht. Die Lage dieſer Stadt in einem fruchtbaren Thale, am Fluſſe gleiches Namens (nachher

Murviedro genannt) iſt höchſt angenehm; die Bevölkerung wird auf 6000 Seelen geſchätzt. Ungefähr eine Viertellegua von Segorbe liegt die Carthauſe Val de Chriſto, wo mehrere gute Gemälde zu ſehen ſind. Die Mönche haben in dem benachbarten Dorfe Altura von 1500 Einwohnern, eine Papiermühle angelegt.

7.

Reiſe von Valencia nach San Felipe. *)

Catarroja (Dorf)	1	Legua.
Silla (Dorf)	1	—
Almoſafez (Dorf)	1	—
Algemeſi (Stadt)	1	—
Alzira (Stadt)	2	—
Carcajente (Stadt)	½	—
Cullera (Dorf)	1	—
La Puebla Larga (Dorf)	½	—
Manuel (Dorf)	1	—
San Felipe (Stadt)	½	—

Zuſammen 9½ Leguas.

Catar-

---

*) Drey Wege führen von Valencia nach San Felipe. Der erſte iſt bereits oben Nr. 4. beſchrieben; ſobald

Catarroja hat 3000 Einwohner, ſie ernähren ſich meiſtens von der Fiſcherey, indem der Albufera gute Gelegenheit dazu giebt. — Alzira iſt eine ziemlich beträchtliche Stadt am Xucar, der ſie auf allen Seiten umgiebt. Sie hat eine Bevölkerung, die auf ungefähr 10,000 Seelen geſchätzt wird. — Carcajente, ein recht artiges Städtchen mit 4000 Einwohnern und ziemlicher Induſtrie. — San Felipe, auf der Stelle des alten Xativa erbaut, am Abhange eines Berges, mit 10000 Einwohnern, einer artigen Vorſtadt, wo Promenaden angelegt ſind, einer Papiermühle und einer ſehr fruchtbaren Gegend, die Waitzen, Mais, Seide, Oel, Wein, Johannisbrod und beſonders Reis, das hieſige Hauptprodukt, in Menge hervorbringt. Die Stadt wird durch eine Citadelle beherrſcht, in deren Umfange ein Bernhardiner-Kloſter befindlich iſt. Außer einigen Ciſternen ſind auch noch Ruinen von alten römiſchen und mauriſchen Werken daſelbſt zu ſehen.

---

man über den Xucar gegangen iſt, hat man noch 2 Stunden dahin; der zweyte iſt ebenfalls daſelbſt nachzuſehen, nur daß man ſchon bey der Venta del Rey links abwenden muß; der dritte iſt der obige.

8.

Reiſe von Valencia bis an die cataloniſche Grenze.

San Miguel de los Reyes (Kloſter)	½	Legua.
Tabernes (Dorf)	¾	—
Caſas de Carſena (Gehöfte) . .	¼	—
Albalat (Dorf)	½	—
Venta del Emperador	¾	—
Maſa Magrell (Dorf) . . .	¾	—
La Cruz del Puch (Dorf) . .	¼	—
Ara Chriſti (Karthauſe) . .	¼	—
Meſones de Puzel . . .	¾	—
Murviedro (Stadt) . . .	1¾	—
Almenara (Stadt)	1¼	—
Ein Gehöfte	¾	—
Chinches (Dorf)	½	—
Nules (Stadt)	1¼	—
Villareal (Stadt)	1½	—
Caſtellon de la Plana (Stadt) .	1¾	—
Caſas de Benicaſi (Gehöfte) .	2	—
Oropeſa (Stadt)	1½	—
Venta de la Santeta . . .	1¼	—
Torreblanca (Dorf)	1½	—
	15¾	Leguas.

Transport	15¾	Leguas
Alcala de Chivert (Stadt) . .	1½	—
Ein Gehöfte . .	½	—
Benicarlo (Stadt) . . .	1¾	—
Vinaroz (Stadt) . . .	1	—
La Cenia (Fluß)	1	—
Zuſammen	21½	Leguas.

Die erſten 11 Leguas ganz vortrefflicher Weg, von Zeit zu Zeit mit niedlichen Häuſern eingefaßt; wie z. B. die Caſas de Barſena, die artigen Gebäude bey der Venta del Emperador u. dgl. m. — Die Stadt el Puch, mit 1500 Einwohnern, bleibt rechts in geringer Entfernung liegen. In dem benachbarten Redemtoriſten Kloſter wird eine Sammlung von Portraits berühmter Männer aufbewahret. — Der Weg iſt mit Olivenwäldern und Rebenpflanzungen eingefaßt; in der Ferne treten hohe Gebirge hervor, auf denen man die Ruinen alter mauriſcher Feſtungen entdeckt.

Die **Meſones** de Puzel ſind eine lange Reihe Gaſthäuſer; die Stadt Puzel, mit 1500 Einwohnern, liegt rechts nicht weit davon. — Bald zeigen ſich nun die Ruinen des alten Sagunt, ohngefähr wie 7 Schlöſſer, die ſich am Berge hinziehn. Ev nige ſind bis auf die Mauern zerſtört, andere beynahe noch ganz erhalten; ehedem ſtanden ſie ſämmtlich durch unterirdiſche Wege in Verbindung. Am Fuße des Berges, eine Legua vom Meere, liegt Murviedro, mit einer reizenden Landſchaft und einer Menge freundlicher Dörfer umringt.

Das Innere der eigentlichen Stadt iſt häßlich, enge winklichte Straßen, ſchlecht gebaute Häuſer, alles mit hohen Mauern umringt; die weitläuftigen Vorſtädte aber ſind heiter und angenehm. Die Bevölkerung des Ganzen wird auf 5000 Seelen geſchätzt. Murviedro hat mehrere Branntweinbrennereyen, deren Abſatz nach Nordeuropa und Südamerika ſehr beträchtlich iſt. Die alten römiſchen und mauriſchen Monumente verdienen die größte Aufmerkſamkeit. — Hinter Murviedro reiſet man nun immer links am Fuße der Gebirge, rechts am Rande einer herrlichen Ebene hin, die durch das Meer begrenzt iſt. — Die Stadt Nules, mit 3400 Einwohnern, nimmt ſich recht artig aus. Sie bildet ein regelmäßiges, mit Mauern umgebenes Viereck, das eben ſo viele Thore hat. Die Vorſtadt nach Murviedro zu, zeichnet ſich durch eine ſchöne Gaſſe aus.

Villareal am Mijares iſt ſeit dem Erbfolgekriege ganz neu erbauet, und daher eine ziemlich regelmäßige Stadt. Die Bevölkerung wird auf 5500 Seelen geſchätzt; die lange grade Hauptſtraße iſt mit ſchönen Häuſern geziert. — Eine Achtel-Legua von Villareal paſſirt man den Mijares auf einer vortrefflichen Brücke, die eben ſo ſolide als prachtvoll iſt; ſieht in der Ferne die Kirchthürme von Caſtellon de la Plana und läßt rechts und links mehrere Dörfer liegen, worunter Altura mit 3000 Einwohnern und einer Fayancefabrik das Anſehnlichſte iſt. Die große Ebene, die man durchſchnitten hat, iſt unter dem Namen Plana de Almenara bekannt, und war im Erbfolgekriege (1709 27ſten July) der Schauplatz einer ſehr blutigen Schlacht.

Caſtellon de la Plana, mit ohngefähr 11000 Einwohnern, iſt nur eine halbe Legua vom Meere entfernt, und zeichnet ſich durch verſchiedene ſchöne Straßen und durch zwey angenehme große Plätze (die größte, du Ravalet, iſt mit Bäumen bepflanzt) ſehr vortheilhaft aus. Die Cathedralkirche, das Rathhaus und der auf dem Platze vor demſelben befindliche Thurm, ſind ſehenswerth. Die Gegend von Caſtellon de la Plana iſt äußerſt feuchtbar und bietet den Einwohnern eine Menge koſtbarer Produkte im Ueberfluß dar. In der Stadt ſelbſt wird ſehr viel Leinwand und Takelwerk fabrizirt. Das neue Wirthshaus zum Löwen kann empfohlen werden, man ißt ſehr billig darin.

Der bisherige gute Weg hört nunmehr auf, geht aber doch noch in der Ebene fort. Links hat man Gebirge, rechts das Meer, das man indeſſen anfangs nur von Zeit zu Zeit zwiſchen den ſchattigen Algarrobos hindurch erblickt. Bald aber hören die Bäume auf und man kann die ſchöne ſpiegelnde Fläche in ſehr geringer Entfernung fluthen ſehen. Nun aber wird der Weg auf einmal ſteil und man muß mehrere Felſen hart am Meere überſteigen, bis man endlich die kleine Stadt Oropeſa, mit ohngefähr 2000 Einwohnern erreicht. Von da an geht es wieder in einer Ebene, doch auf wenig gebahntem Wege, bis nach Alcala de Chivert fort, das mitten in einem ſchönen, reich mit Bäumen bepflanzten Thale liegt. Das Städtchen ſelbſt mag höchſtens 3600 Einwohner zählen, die ſämmtlich Landbauer ſind, und iſt im Ganzen eines der häßlichſten von Valencia.

Die nächſten 6 Leguas iſt der Weg mit geringen Ausnahmen ziemlich gut, die Landſchaft jedoch nur theilweiſe ſchön. Herrliche Gegenden z. B. hat Benicarlo, das an 7200 Einwohner zählt, worunter ſehr viel Fiſcher ſind, aber im Innern ſehr arm und finſter ausſieht. Eben ſo angenehm ſind die Umgebungen von Vinaroz am Cerval und am Ufer des Meeres. Dieſe Stadt hat 5000 Einwohner, iſt ziemlich mittelmäßig gebaut und kommt, ſeitdem ihr der Einfuhrhandel verboten iſt, in allmählichen Verfall. Indeſſen iſt doch noch ein Werft für kleine Fahrzeuge vorhanden, auch wird viel Branntwein verſchifft. — Hinter Vinaroz paſſirt man den faſt immer waſſerleeren Cerval auf einer Fuhrt, reiſet noch eine Legua auf ſchlechtem holperichten Wege weiter, findet jetzt rechts einen viereckigen ſteinernen Thurm, der die Gränze von Valencia anzeigt, fährt auf einer ſchönen Brücke über den kleinen Fluß La Cenia und befindet ſich in Catalonien.

Murcia.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Murcia wird öſtlich von Valencia, nördlich und weſtlich von der Mancha und Neukaſtilien, weſtlich von dem ſogenannten Königreiche Jaen, weſtlich und ſüdlich von dem Königreiche Granada (Andaluſien), öſtlich und ſüdöſtlich vom Mittelmeere begrenzt. Es iſt ein ſehr gebirgigtes Land, das überall von bald höhern bald niedern Bergreihen durchſchnitten wird. Die vornehmſten darunter ſind weſtwärts der Sierras de Penas, de la Pinoſa, de Laſillas, nördlich die Sierra de Almanza, ſüdöſtlich die Sierra de Caraſcoy, und ſüdlich die Sierra de Cano. Die vorletzte iſt, was Höhe und Ausdehnung anlangt, unſtreitig als die beträchtlichſte anzuſehen, und eigentlich nur eine Fortſetzung der Sierra de Cazorla, die ſich zu gleicher Zeit ſüdwärts nach Jaen, nordwärts nach Granada und oſtwärts nach Murcia hinein erſtreckt.

Unter den Thälern iſt das Segurathal bemerkenswerth, indem es bey einer Breite von ½ — 2 Leguas, eine Länge von 9 — 10 Leguas hat. Eigentliche Flüſſe ſind nur zwey zu finden, die Segura und der Guadalentin, doch auch letzterer iſt kaum dieſes Namens werth. Hierzu kommen noch drey kleine Bäche, der Guardavar, der Donamor und der Arroyo de Bethlehem, die aber den größten Theil des Jahrs über ſämmtlich trocken ſind. Häfen hat die Provinz zwey, Cartagena und las Aguilas. Die Ausdehnung des Ganzen von Nordweſten nach Südoſten wird auf 30 Leguas, und von Südweſten nach Nordoſten auf 20 Leguas angegeben. Murcia iſt alſo eine der kleinſten Provinzen der ſpaniſchen Monarchie. Die Bevölkerung wird ebenfalls nur auf 347,634 Einwohner geſchätzt, was aber freylich gegen den Umfang der Provinz noch immer ſehr wenig iſt.

Clima.

Das Clima von Murcia iſt außerordentlich heiß und trocken, aber der Himmel iſt einer der ſchönſten, den man ſehen kann. Die Winter ſind ſo ſanft, daß man nur ſelten einiger Erwärmung bedarf; die Frühjahre zuweilen windig, aber höchſt angenehm, die Sommer, die ſchon im May anfangen, während drey Monaten glühend heiß, die Herbſte entzückend ſchön. Der Himmel iſt ſelten oder niemals mit Wolken bedeckt, oft regnet es in 12 Monaten nicht, auch giebt es das ganze Jahr keinen einzigen Nebeltag. Dieſer beſtändigen Heiterkeit halber wird daher auch die Provinz il reyno serenisimo genannt.

In der Temperatur ſelbſt finden indeſſen nach der Abwechſelung der Diſtrikte u. ſ. w. einige Verſchiedenheiten ſtatt. In den nördlichen Gebirgen und deren Thälern z. B. ſind zwar die Sommer ebenfalls ſehr heiß, allein die Frühjahre und Herbſte kühl, und die Winter oft ziemlich kalt. Die Abhänge der ſüdlichen Gebirge und die Küſtengegenden ſind im Ganzen mild und angenehm, die höhern Regionen jener Gebirge ſelbſt bieten auch im heißeſten Sommer einen kühlen Aufenthalt dar. Lorca und die Ebene gleiches Namens ſind nicht ſo heiß als Murcia, und die Huerta dieſer Hauptſtadt; während die Ebene von Cartagena ein noch glühenderes faſt unerträgliches Clima hat.

Ackerbau.

Um den murcianiſchen Ackerbau gehörig beurtheilen zu können, muß man vor allen Dingen die Thäler und Gebirge, dann die ſogenannten Campos und Huertas unterſcheiden, worüber im Allgemeinen folgendes zu bemerken iſt: Die Thäler ſind größtentheils, die Gebirge durchaus unangebaut. Die ſogenannten Campos oder Ebenen ohne Bewäſſerung, ſind nur hier und da zum Ackerbau benutzt, die Huertas oder Ebenen mit Bewäſſerung hingegen werden vorzugsweiſe cultivirt. Dies hat ſeinen Grund theils in dem indolenten Charakter des Murcianers, der alle beſchwerliche Arbeit ſcheut, theils in der geringen Bevölkerung des Königreichs ſelbſt.

Die Hauptebene, durch welche die Segura fließt, iſt nur 9 — 10 Leguas lang, und ½ — 2 Leguas breit, und faßt dennoch über ein Drittheil der ganzen Volksmenge der Provinz in ſich. Demungeachtet könnte ſie noch ungleich beſſer angebaut ſeyn; zur Zeit der Mauren z. B. fand man Orangen-, Granaden-, Citronen-Bäume u. ſ. w. nebſt einer Menge Gemüſe im Ueberfluß darin, während man jetzt nichts als Getraidefelder und Maulbeerbäume, nur hier und da einige Gemüſefelder, und keinen einzigen Fruchtbaum darin ſieht. Allein der Murcianer treibt den Ackerbau ohne Fleiß, ohne Thätigkeit, ohne Sorgfalt. Er benutzt die Vortheile des Bodens kaum zur Hälfte, und iſt mit der Kunſt der gehörigen Bewäſſerung völlig unbekannt. Alles, was daher Murcia an Produkten liefert, ſchränkt ſich auf Getraide, Soda, Wein, Eſparto, Safran, Oel, Hanf und Seide ein.

Das Getraide (Waizen, Roggen und Gerſte) iſt unſtreitig das Hauptprodukt, der Betrag des Waizens allein wird auf 20,000,000 Livr. Tourn. geſchätzt. Der Waizen der Huerta iſt friſch weit ſchöner, als der der Campos. Allein ſo wie er trocken wird, bekommt er Runzeln, verliert beträchtlich am Gewichte und giebt mehr Kleyen als Mehl. Der Waizen aus den Campos hingegen iſt zwar anfangs nicht ſo ſchön, hält ſich aber vortrefflich, iſt ſchwerer und ſchmackhafter, und giebt auch eine größere Quantität Mehl. — Die Soda iſt ein ziemlich beträchtlicher Artikel, man ſchlägt den Betrag des Ganzen zu 2,500,000 Livr. an.

Wein wird in den Diſtrikten von Cartagena, Sax, Jumilla, Alhama, Villena u. ſ. w. beſonders aber von Albacete gebaut. Dieſer einzige Diſtrikt liefert mehr als die ganze übrige Provinz, denn es werden faſt zwey Drittheile des jährlichen Ertrages allein daſelbſt gebaut. Der Werth des ganzen Gewinnes wird auf 1,600,000 Livr. geſchätzt. Der Wein iſt im Allgemeinen ſehr geiſtig, aber trüb, dick und roh. Das beſte Gewächs findet ſich in dem Campo de Cartagena, auch wird noch außerdem ein guter, dem Alicante gleich kommender Liqueurwein daſelbſt gebaut. — Der Esparto wird vorzugsweiſe im Diſtrikte von Cartagena (Chartago Spartaria) cultivirt, es ſcheint kein unbeträchtlicher Artikel, doch iſt der Totalwerth unbekannt.

Safran liefern mehrere Diſtrikte von Murcia, beſonders der von Albacete. Der jährliche Ertrag wird auf 225,000 Livr. geſchätzt. — Oel iſt ziemlich vorhanden, indem es hier und da, beſonders in den Diſtrikten von Jumilla, Lorca und Sax, Olivenbäume giebt. Es iſt indeſſen eben nicht von ſonderlicher Beſchaffenheit. Man giebt den jährlichen Ertrag auf 1,440,000 Livr. Tourn. an. — Der Hanf iſt vortrefflich, wird aber nur wenig cultivirt. — Die Seide hingegen iſt nach dem Getraide das beträchtlichſte murcianiſche Produkt, indem man den Totalwerth auf 6,250,000 Livr.

anſchlagen kann. — Zur bequemern Ueberſicht mag folgende Tabelle hier ſtehen.

Waizen . .	20,000,000	Livr. Tourn.
Seide . . .	6,250,000	—
Soda . . .	250,000	—
Wein . . .	1,600 000	—
Oel . . .	1,440,000	—
Gerſte . . .	2,470,000	—
Safran . . .	125,000	—
Zuſammen	34,455,000	Livr. Tourn.

Der Betrag des Esparto, des Liqueurweins von Cartagena, der Gemüſe und des Hanfes, iſt unbekannt. — **Viehzucht**, um es beyläufig zu ſagen, wird wenig oder gar nicht in Murcia getrieben, obgleich mehrere Gebirge vortrefliche Weiden haben, und der immer bewäſſerte Boden der Huertas ſehr viel Dünger verlangt.

Induſtrie und Handel.

Die Induſtrie iſt ſehr vernachläſſigt in dieſer Provinz, man benutzt ſelbſt ſolche rohe Materien nicht, die im Ueberfluſſe vorhanden ſind. Dies gilt z. B. von der **Seide**, die größtentheils in die benachbarten Provinzen geht, während es bloß in der Hauptſtadt einige leichte Taffent-, Sammt- und Band-Fabriken giebt. Die Stoffe ſind aber nicht vorzüglich, und die Bänder eben ſo ſchlecht gefärbt als gepreßt. Noch iſt indeſſen eine Seidenſpinnerey vorhanden, die auf Koſten eines der Madrider Gremios unterhalten wird, und beynahe das ganze Jahr hindurch 1,200 Perſonen zu beſchäftigen pflegt.

Der Hanf, der ſo vortreflich gedeiht, wird, wie geſagt, vernachläſſigt, und bleibt faſt gänzlich unbenutzt. Daſſelbe gilt vom Flachſe, der nur hin und wieder, beſonders zu Villena, Almanza, und in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt, zu grober Hausleinwand verarbeitet wird. — Seifenfabriken giebt es zu Villena und in der Hauptſtadt, ſie reichen aber nicht zum Bedarfe hin; Meſſerſchmiedearbeit wird zu Albacete gemacht, iſt aber nur ſehr mittelmäßiger Art; einige Brandweinbrennereyen giebt es zu Sax und Villena, ſie ſind aber von keiner Wichtigkeit; Espartoarbeiten, z. B. Schuhe, Matten, Körbe, Teppiche, Seile, Packtücher u. ſ. w. werden überall und ſehr häufig gemacht; eine Salpeterraffinerie und Pulvermühle endlich, jedoch beyde für königliche Rechnung, finden ſich in der Hauptſtadt Murcia.

Was den Handel der Provinz anlangt, ſo geben wir zuerſt die Ausfuhr an. Es wird nämlich exportirt: Meſſerſchmiedearbeit nach Valencia, Neucaſtilien und der Mancha für ohngefähr 120,000 Livr. Tourn. — Seidene Bänder, meiſtens nach Madrid, für 50,000 Livr. Tourn. — Espartoarbeiten nach der Mancha und Neucaſtilien, beſonders nach Madrid, für 100,000 Livr. Tourn. — Wein (von Albacete) unter dem Namen Manchawein nach Madrid für 750,000 Livr. Tourn. Der Liqueurwein von Cartagena geht zum Theil ins Ausland, doch in geringer Quantität, er iſt noch nicht nach ſeinem Werthe bekannt, ob er gleich füglich für Alicante gelten kann. — Seide nach Toledo, Talavera de la Reyna und andern ſpaniſchen Städten, für 5,500,000 Livr. Tourn. — Waizen nach Catalonien u. ſ. w. für 1,500,000 Livr. Tourn. — Gerſte nach Catalonien und Andaluſien für 325,000 Livr. Tourn. — Soda in's Ausland für 2,500,000 Livr. Tourn. — Safran, nach der Mancha, Caſtilien und Valencia, für 112,500 Livr. Tourn. — In folgender Liſte wird man alles bequemer überſehen.

Meſſerſchmiedarbeiten .	120,000	Livr. Tourn.
Seidene Bänder . .	50,000	—
Espartoarbeiten . .	100,000	—
Albaceteweın . .	750,000	—
Seide . . .	5,500,000	—
Waizen . . .	1,500,000	—
Gerſte . . .	315,000	—
Soda	2,500,000	—
Safran . . .	112,500	—
Arbeitslohn für die ausgeführte geſponn. Seide	830,000	—
Zuſammen	11,755,000	Livr. Tourn.

Gehen wir zur Einfuhr über, ſo finden wir, daß die Provinz Schlachtvieh, Früchte, Gemüſe, etwas Oel, (in ſchlechten Jahren Waizen und Wein) Quincaillerie, Gewürz- und ſeidene Waaren, Tücher, wollene Zeuge, Leinwand und etwas weniges an Luxusartikeln bezieht. Es ergiebt ſich indeſſen im Ganzen, daß die Bilanz zum Vortheil von Murcia ausfällt, obgleich die Ausfuhr bey weitem nicht die mögliche Höhe erreicht, was theils dem unvollkommnen Ackerbau und der beſchränkten Induſtrie, theils den beſchwerlichen Landcommunicationen mit den übrigen ſpaniſchen Provinzen zuzuſchreiben iſt. — Bey dieſer Gelegenheit wollen wir beyläufig in Anſehung der naturhiſtoriſchen Rubrik bemerken, daß Murcia in dieſer Hinſicht, beſonders was die Mineralogie betrifft, ſehr große Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheint; daß man aber bis jetzt nur unvollkommne oder unbeſtimmte Nachrichten über die naturhiſtoriſchen Schätze dieſer Provinz beſitzt.

Sittliche Bemerkungen.

Der Hauptzug im Charakter der Murcianer iſt Indolenz und Trägheit; er zeigt ſich bey beyden Geſchlechtern und bey allen Volksclaſſen ohne Unterſchied. Der reiche wohlhabende Murcianer findet ſein höchſtes Glück im Nichtsthun, und wechſelt dabey mit Eſſen und Trinken, mit Schlafen und Rauchen ab. Er ſteht ſpät auf, frühſtückt mit Chocolate, geht dann in die Meſſe, ſetzt einen Pimentonen-Salat darauf, und bringt die übrige Zeit bis zum Mittagseſſen mit Rauchen zu.

Iſt dieſes expedirt, ſo wird eine lange Sieſta gehalten, und gleich darauf eine Taſſe Chocolade und ein Glas Eiswaſſer ausgeleert. Jetzt folgt entweder ein kleiner Spaziergang, der aber ſobald als möglich wieder zum Sitzen und Rauchen führen muß, oder der ganze Abend wird zu Hauſe und ebenfalls mit Stillſitzen und Rauchen zugebracht, bis endlich das Abendeſſen und Einſchlafen dem mühſeligen Tagewerke ein Ende macht. Es iſt unglaublich, mit welcher Gravität und Indolenz die Reihe dieſer edeln Beſchäftigungen von den Murcianern betrieben wird. Iſt der Cigarro einmal angebrannt, ſo könnte die Welt untergehen, ſie rühren ſich nicht.

Die mittlern und arbeitenden Claſſen führen im Ganzen eine ähnliche Lebensart. Auch ſie frühſtücken zweymal, halten eine lange Sieſta u. ſ. w., gehen ſpät an die Arbeit und zeitig wieder davon, und rauchen dazwiſchen ihre Cigarros mit derſelben Behaglichkeit. Sind ſie aber auch wirklich in der Arbeit begriffen, ſo führt die kleinſte Frage u. ſ. w. eine willkommne Unterbrechung für ſie herbey. Sie halten inne, antworten mit großer Weitläuftigkeit, nehmen dann eine Priſe Taback mit unbeſchreiblicher Langſamkeit, und fahren nur dann erſt in ihrer Beſchäftigung fort.

Wenn man die Zeit berechnet, die ſie täglich mit Rauchen und Schwatzen, mit Eſſen, Trinken und Schlafen zubringen, ſo ergiebt ſich, daß kaum ein Viertheil des Tages für die eigentliche Arbeit übrig bleibt. — Die Landleute endlich leben mit einer ganz kleinen Veränderung im Grunde eben ſo. Sie eſſen noch öfter, ſie arbeiten mit gleicher Faulheit und Nachläſſigkeit, und unterbrechen ihre Arbeit ſehr häufig, um ganz gemächlich zu rauchen und auszuruhen.

Dieſelbe Indolenz und Arbeitsſcheue wird man aber, auch bey dem weiblichen Geſchlechte gewahr. Selten oder niemals wird man z. B. eine vornehme Murcianerin mit der Nadel oder einer andern weiblichen Arbeit beſchäftigt ſehen. Ihr größtes Vergnügen beſteht im Eſſen, Schlafen und Nichtsthun. Die Weiber der niedern Claſſen leben, ſoweit es nur möglich iſt, auf dieſelbe Art. Viele Dienſtmägde z. B. die ſich etwas erſpart haben, gehen während des Sommers aus dem Dienſt, und begnügen ſich lieber blos mit Salat, Melonen und Pimentonas, wenn ſie nur die heißen Monate über nicht zu arbeiten gezwungen ſind.

Aus dieſer allgemeinen Indolenz und Trägheit läßt ſich nun ſehr leicht erklären, warum das geſellſchaftliche Leben der Murcianer ſo einförmig und ſo traurig iſt, warum ſie weder die Muſik, noch den Tanz, noch irgend ein anderes Vergnügen, ja ſelbſt nicht einmal den Luxus in Kleidern, Meublen und Speiſen lieben, warum ſie endlich troz ihrem heitern Himmel eine gewiſſe National-Melancholie haben, die ſie vor allen übrigen ſpaniſchen Völkerſchaften ſehr auffallend charakteriſirt. Nur in Cartagena, wo ſoviel Fremde, z. B. Engländer, Italiäner, und Franzoſen anſäſſig ſind, wo der Handel und die Marine ſoviel Lebhaftigkeit hervorbringt, herrſcht ein ſehr angenehmer geſellſchaftlicher Ton, und giebt es der geſellſchaftlichen Reſſourcen im Ueberfluß.

Wir ſchließen mit einigen kleinen Bemerkungen vermiſchten Inhalts. — Die Weiber tragen ihre großen herunterhängenden Roſenkränze unaufhörlich mit ſich herum, zeichnen ſich aber weder durch Pracht noch durch Zierlichkeit ihres gewöhnlichen ſpaniſchen Anzuges aus. Die vornehmen Murcianer erſcheinen an feſtlichen Tagen in großer Gala, kleiden ſich aber außerdem ganz in der gewöhnlichen ſtädtiſchen Bürgertracht. Die Landleute werfen ſtatt der Mäntel eine Art geſtreifter wollener Decken um, und drappiren ſich damit auf eine ſehr mannichfaltige Art. Einen eigenen Dialekt findet man nicht in Murcia, es iſt das eigentliche Spaniſch, wiewohl mit valencianiſchen und arabiſchen Ausdrücken vermiſcht.

Murcia.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städtebeſchreibungen.

1.

Wege — Wirthshäuſer — Fuhrweſen.

Die Straßen dieſer **Provinz** im Ganzen genommen ſind äußerſt ſchlecht, die **Kunſt** hat nicht das mindeſte dafür gethan. Dies gilt beſonders von den Gebirgeſtraßen, wo man oft den glatten Marmor und eine Menge Geſchiebe trifft. In den Thälern und Ebenen indeſſen bieten ſie etwas weniger Beſchwerlichkeiten dar. So iſt z. B. der Weg von Albacete nach Pozo de la Cañade, der Thalweg von Albacete nach Murcia, und der Weg durch die Ebene von Betlem, verhältnißmäßig recht gut zu nennen. Auf der andern Seite aber ſind auch manche dieſer Thalwege wieder ganz unpaſſirbar. Das iſt z. B. in der ganzen Huerta, in der Nähe von der Hauptſtadt ſelbſt, ſo wie mit den zwey Wegen von Murcia nach Orihuela der Fall. Eigentliche Kunſtſtraßen endlich findet man nur zwiſchen Molina und Murcia, zwiſchen dieſer Hauptſtadt und Cartagena, und zwiſchen Lorca und Las Aguilas. Die Letztere beſonders iſt ganz vortrefflich gemacht.

Was das Fuhrweſen anlangt, ſo hat man Kutſchen, Caleſias und Volantes wie in Valencia. Es giebt Fuhrleute, die ihre Ladungen auf Karren verführen, und nach Befinden bald Maulthiere, bald Müllereſel vorſpannen. Dieſe letztern werden überhaupt ſehr häufig theils zum Ziehen, theils zum Tragen gebraucht. So gehen z. B. täglich ganze Caravanen dieſer nützlichen Thiere mit oft ſehr ſchweren Ladungen von Murcia nach Madrid ab. — Die Wirthshäuſer endlich anlangend, ſo trifft man eigentliche Hotels auf franzöſiſche Art nur in Cartagena an. In den übrigen Städten und Ortſchaften hingegen findet man bloß gemeine Poſados; die in der Hauptſtadt ſelbſt gerade am allerſchlechteſten ſind.

2.

Reiſe von den Grenzen der Mancha bis nach Murcia.

La Gineta (Dorf) . . .	¾	Leguas.
Albacete (Stadt)	2½	—
Pozo de la Cañada (Dorf) . .	3½	—
Venta Nueva	1¾	—
Albatana (Dorf)	4½	—
Jumilla (Stadt)	3½	—
Caſerias de la Pinoſa (zerſtr. Häuſer)	2¾	—
Venta Roman	½	—
Venta de la Rembla . . .	3¾	—
Molina (Stadt)	2	—
Torre de Espinardo (Dorf) . .	1½	—
Murcia	¾	—
Zuſammen	27¾	Leguas.

Die Grenze iſt bey der Venta de la Roda; das darauf folgende Dorf la Gineta bietet nichts als Armuth und Elend dar. Die Poſada iſt neu, geräumig und gut gebaut, aber immer ſehr ſchlecht mit Lebensmitteln verſehen. Dieß iſt für den Reiſenden um ſo empfindlicher, da er deren nicht einmal im Dorfe zu kaufen bekommen kann. Die Gegend wird kahl und öde, nur in der Nähe von

Albacete bekommt man wieder einige Bäume zu ſehen. Die Lage dieſer Stadt in einer großen Ebene iſt ziemlich angenehm, die Bevölkerung wird auf 7 — 8000 Seelen geſchätzt; einige Häuſer von trefflicher Architektur bey dem Rathhauſe und in der Calle mayor verdienen Aufmerkſamkeit; die Poſada iſt, die Betten ausgenommen, ziemlich gut. Die Meſſerſchmiedarbeiten von Albacete ſind bekannt; es giebt 28 Meiſter daſelbſt, die jährlich 6 bis 7000 Nummern liefern. — Die Gegend iſt eine der fruchtbarſten der Provinz, und bringt Waizen, Gerſte, Früchte, Wein und Safran in Ueberfluß hervor. Jährlich im September wird ein großer Markt zu Albacete gehalten, der für die benachbarten Diſtrikte ſehr wichtig iſt, und wo beſonders viel Vieh verkauft zu werden pflegt.

Anderthalb Legua hinter Albacete tritt man in die Gebirge ein, die zwar kahl und unfruchtbar, anfangs indeſſen noch ganz bequem zu paſſiren ſind. — Das Dorf Pyzo de la Cañada liegt in einem Thale und hat ein artiges Olivenwäldchen neben ſich. — Bald darauf kommt eine eben ſo ſteile als gefährliche Bergpaſſage, die unter dem Namen Puerto del Infierno (Höllenpaß) bekannt iſt, wozu man jedoch zum Glücke nur 20 Minuten braucht.

Ein liebliches, mit Feldern und Baumpflanzungen bedecktes Thal entſchädiget reichlich für die ausgeſtandene Angſt. Faſt am Ende deſſelben befindet ſich die Venta nueva, eine der ſchmutzigſten, elendeſten und ärmlichſten von ganz Spanien.

Die Gebirgsgegenden dauern fort; man reiſt größtentheils durch eine Wüſteney, wo man nichts als degradirte Felſen und ungeheure Geſchiebe ſieht, und höchſtens einige Raben ſchreyen hört. Nach 2 Stunden indeſſen findet man ein liebliches Thälchen, das ſeine Fruchtbarkeit einem kleinen Bache verdankt, aber nur zu bald wieder kahlen und unfruchtbaren Hügeln Platz machen muß. — Die Venta de Albatana iſt äußerſt ſchlecht; man kommt bey dem Dorfe gleiches Namens vorbey. Es iſt klein und armſelig, die Bevölkerung wird ohngefähr auf 260 Seelen geſchätzt, aber der Boden iſt recht artig angebaut. Freylich befindet ſich aber auch ein kleiner Bach daſelbſt, der zur Bewäſſerung dient.

Man reiſt nun immer in bald kleinern, bald größern Thälern fort, wovon das letzte in der Nähe von Jumilla ziemlich romantiſch wird. Man ſieht das alte halb in Ruinen liegende Caſtel dieſer Stadt auf einem hohen Berge vor ſich, erreicht ſie endlich ſelbſt und wird durch ihre ſchönen, langen, graden und breiten Straßen, die aber leider nicht gepflaſtert ſind, recht angenehm überraſcht. Die Bevölkerung von Jumilla ſoll an 8000 Seelen ſtark ſeyn.

Der Weg führt nunmehr eine Legua lang durch ein eben ſo fruchtbares als anmuthiges Thal; dann aber iſt wieder ein hoher ſteiler Bergrücken, der Puerto de la Pinoſa, zu paſſiren, wozu man beynahe eine halbe Stunde braucht. Die darauf folgenden Thäler ſind nur hin und wieder und nicht zum beſten angebaut, die Venta Roman iſt das ſchlechteſte Wirthshaus, das man finden kann. Neue bald mehr, bald minder beſchwerliche Bergpaßagen führen nun unaufhörlich auf und ab, bis man endlich wieder in eine weitläuftige Ebene tritt, die mit einer Menge Oliven- und Maulbeerbaum-Pflanzungen bedeckt iſt.

Man erblickt dazwiſchen das anmuthig gelegene Dörfchen Zenti, läßt das Dorf Lorqui mit 700 Einwohnern am linken Ufer der Segura, rechts in der Tiefe liegen, und kommt zu Molina an, das ohngefähr 3000 Einwohner und ſehr ſchöne breite Straßen hat, und in der Mitte eines großen herrlichen Gartens höchſt angenehm liegt. Der übrige Theil des Weges bis nach Murcia führt zwar anfangs wieder durch Gebirge, iſt jedoch als Kunſtſtraße nichts weniger als unbequem. Bald tritt man nun in die Huerta von Murcia, wo alles in üppiger Fruchtbarkeit blüht, und ein ungeheurer Wald von Maulbeerbäumen die ganze Stadt verbirgt. Noch eine halbe Stunde und man fährt mitten aus den reizenden Pflanzungen zur Puerta de Caſtilia hinein.

3.

Murcia.

Murcia liegt am linken Ufer der Segura, in der Mitte eines großen herrlichen Thales, das gegen Norden, Süden und Weſten völlig offen, gegen Oſten aber, in der Entfernung einer Legua, mit hohen, ſteilen und kahlen Bergen eingefaßt iſt. Das alte Murcia war ehedem als eine Feſtung von hohen Mauern umgeben, deren Ueberbleibſel noch jetzt zu ſehen ſind. Die neue Stadt hingegen, die überdem einen weit größern Umfang hat, iſt ein völlig offener, wiewohl noch immer mit 4 Thoren verſehener Ort. Die Straßen ſind enge, winklicht, unregelmäßig, ſchlecht gepflaſtert, und bilden eins der verworrenſten Labyrinthe, das man finden kann. Sie werden nicht erleuchtet, da der Pöbel die vor einigen Jahren aufgehangenen Laternen, aus Unwillen über die Neuerung, ſchon in der erſten Nacht ſogleich vernichtet hat. Eben ſo ſind auch die Häuſer mit wenigen Ausnahmen ſehr ſchlecht gebaut, und häufig mit großer Ueberladung verziert.

Von öffentlichen Gebäuden verdienen höchſtens einige Kirchen, wie die Domkirche und die Kirche der St. Olalla, de San Franciſco u. ſ. w. einige Aufmerkſamkeit. Plätze ſind mehrere vorhanden, doch iſt im Grunde nur die Plaza de San Domingo oder der Marktplatz bemerkenswerth. Uebrigens hat Murcia eine Vorſtadt, die am rechten Ufer der Segura liegt, und durch eine ziemlich gute Brücke mit der Stadt verbunden iſt. Am Eingange dieſer Vorſtadt befindet ſich die Plaza de los Toros, wo die Stiergefechte gehalten werden, die vermöge ihrer Regelmäßigkeit und der ſchönen ſie umgebenden Häuſer, einen ſehr angenehmen Eindruck macht.

Das Clima der Hauptſtadt trägt den Charakter der climatiſchen Beſchaffenheit der ganzen Provinz. Die Winter ſind ſo mild und warm, daß man kaum ein Paar Tage den Braſero (Wärmkeſſel) zu ſuchen braucht; die Sommer ſind ſo glühend heiß, daß das Thermometer oft ſelbſt im Schatten auf 30 Grad und darüber ſteigt. Wer nicht daran gewöhnt iſt, bekommt hier augenblicklich einen tödtlichen Sonnenſtich, wenn er ſich während der heißeſten Stunden nur einige Minuten auf der Straße aufhält. Man muß ſich den ganzen Tag über in ſeinem wohlverſchloſſenen Zimmer aufhalten und nur des Abends erſt die Fenſter öffnen, wenn man geſund bleiben will.

Aber auch dann ſetzt man ſich zuweilen, beſonders an völlig offenen Stellen, der freyen Luft nicht ohne Ungelegenheit aus, indem man ſelbſt im Julius und Auguſt eine durchdringende Feuchtigkeit (el sereno) verſpürt. Dieſe feuchte Beſchaffenheit der Luft kommt von den Ausdünſtungen der Segura und der vielen in der Huerta befindlichen Canäle her. Sie iſt manchmal im Sommer ſo auffallend, daß man ſichtbare Spuren derſelben auf den Kleidern bemerkt. Im Winter wird ſie natürlich um ſo eher und um ſo ſtärker bemerkt.

Fragen wir nach den öconomiſchen Verhältniſſen von Murcia, ſo bieten ſich folgende Bemerkungen dar: Die Lebensmittel ſind im Verhältniß gegen andre ſpaniſche Städte ziemlich wohlfeil daſelbſt, beſonders wenn man ſich bloß auf Fiſche, Gemüſe und Früchte beſchränken will. Sonderbar aber iſt es, daß daſelbſt kein Rindfleiſch zu haben iſt, ſondern daß man es im Nothfall von Orihuela (3 Leguas weit) holen laſſen muß, weil man in Murcia einen allgemeinen Widerwillen dagegen hat und es bloß für eine Judenſpeiſe hält. Eigentliche Hotels auf franzöſiſche Art findet man nicht in Murcia, man muß ſich mit ſchlechten Poſadas begnügen, worunter die de San Francisco noch die erträglichſte iſt. In dieſen Poſadas indeſſen lebt man auf einen ſehr theuren Fuß, weil die Pächter oder Eigenthümer derſelben mit ſehr hohen Abgaben belaſtet ſind. So müſſen ſie z. B. täglich 7 Livr. 10 S. T. für die Logisfreyheit, und jährlich noch 187 Livr. 10 S. Alcabala (Acciſe) bezahlen, was des Jahres zuſammen nicht weniger als 2737 Livr. T. macht.

Was die geſellſchaftlichen Verhältniſſe von Murcia betrifft, ſo iſt es in dieſer Hinſicht eine höchſt traurige Stadt. Keine öffentlichen Vergnügungen, keine Geſellſchaften irgend einer Art. Jedermann lebt für ſich, jedermann beſchränkt ſich auf ſein eigenes Haus. Ein Fremder iſt anfangs ein Gegenſtand der Neugier, wird aber bald nachher wie ein Peſtkranker geflohn. Promenaden hat übrigens Murcia vier; das Arſenal, eine große Terraſſe an der Segura, der Malecon (Quay), gewiſſermaaßen eine Fortſetzung davon; der Jardin botanico in der Vorſtadt, hinter der Placa de los Toros, und die Alameda auf dem Wege nach Cartagena hin. Die erſte iſt bloß ein großer freyer Platz, der aber ſchöne Ausſichten hat, ſie wird vorzüglich Abends im Sommer beſucht; die zweyte iſt ein eigentlicher Quay, von dem man ebenfalls einer ſchönen Perſpektive genießt, ſie iſt der gewöhnliche Winterſpaziergang, denn ſie iſt der vollen Sonne ausgeſetzt. Die dritte iſt recht angenehm, doch wenig frappant; die vierte iſt eine kurze Allee, wo man ſich häufig vor Staube nicht laſſen kann.

Gehen wir zu den induſtriellen Verhältniſſen über, ſo zeigt ſich eine Salpeter-Raffinerie und eine Pulvermühle, beyde für Rechnung des Königs etablirt, ferner 1200 Stühle zu ſeidenen Bändern, und einige hundert zu Taften, Satins, Sammten u. ſ. w., jedoch nur von ſehr mittelmäßiger Qualität; endlich werden hier Töpfer- und Eſparto-Arbeiten in großer Menge gemacht. — In Anſehung des Handels von Murcia iſt zu bemerken, daß Bänder und Eſparto-Arbeiten nach der Mancha und Neucaſtilien, vorzüglich nach Madrid gehn, daß die Töpferarbeiten in der Provinz ſelbſt abgeſetzt werden, und daß die Hauptſtadt auch den übrigen Handel des ganzen Königreichs theilt.

Fragen

Fragen wir nach den öffentlichen Anſtalten und Sammlungen von Murcia, ſo finden wir von literariſchen bloß ein geiſtliches Seminarium und eine Art Lyceum, wo neben dem Latein, der Rhetorik u. ſ. w. auch das Recht gelehrt wird. Wir bemerken zwey öffentliche Bibliotheken, wovon die eine in einem Mönchskloſter, die andere in dem biſchöflichen Pallaſte befindlich, jede aber ſehr ſchlecht zuſammengeſetzt iſt. Wir ſtoßen endlich auf eine ökonomiſche Societät, die zwar einen Fond von 5000 Livr. Tourn. zu Prämien beſitzt, allein beynahe gar keine Verſammlungen hält, und überhaupt wenig Wirkſamkeit zeigt. — Von artiſtiſchen Anſtalten iſt nur eine Sing- und Muſikſchule (das Collegium St. Leander) vorhanden, die wenig Aufmerkſamkeit verdient.

Zum Schluß noch einige ſittliche Bemerkungen, bey denen man ſich ſogleich der allgemeinen Schilderung erinnern wird. Auch die Einwohner der Hauptſtadt ſind im höchſten Grade apathiſch, unwiſſend, abergläubiſch, egoiſtiſch und in ſich gekehrt. Jeder ſucht ſein höchſtes Vergnügen im Nichtsthun, jeder ſucht ſich ſo viel als möglich zu iſoliren, und jeder betrachtet den andern als ſeinen Feind. Die Hauptſtadt, höchſtens die Provinz, iſt ihnen der einzige Theil der Erde, der ihrer würdig ſcheint und der ſie intereſſiren kann. Sie verlaſſen ſie daher ſelten oder niemals, ſie nehmen weder Hof- noch Kriegsdienſte, ſie beſuchen keine Univerſität, keinen Hafen von Spanien, ſie widmen ſich weder der Kunſt noch der Literatur, ſie thun ſo wenig als möglich für die Monarchie. Nimmt man den Grafen Florida Blanca (vorher Moninos) aus, ſo weiſt Murcia keinen einzigen berühmten Namen auf. Dieſe allgemeine Indolenz pflegt bis zum Aeußerſten zu gehen. Die kleinſte Laſt, die etwa ein Bauer u. ſ. w. zu tragen hat, und wenn es nur ein Viertelcentner wäre, wird ſicherlich einem Eſel aufgepackt.

4.

Reiſe von Murcia nach Lorca.

Don Juan (Dorf) . . .	¾	Leguas
Lebrilla (Dorf)	3¼	—
Venta de Albama . . .	1½	—
Tutana (Städtchen) . . .	2½	—
Lorca	5	—
Zuſammen	13	Leguas.

Die erſten drey Viertel Leguas bis Don Juan vortrefflicher Weg; es iſt die neue Chauſſee nach

Cartagena; ſie führt durch den ſchönſten und angebauteſten Theil der Huerta de Murcia. Felder, Obſtgärten, Maulbeerbaumpflanzungen u. ſ. w. wechſeln hier in bunter Mannichfaltigkeit ab, und ſind mit einzelnen Wohnungen vermiſcht. Indeſſen verſpürt man hier Morgens und Abends, beſonders vor dem Aufgange und nach dem Untergange der Sonne, eine durchdringende Feuchtigkeit, die aus den vielen Bewäſſerungs-Canälen emporſteigt. — Hinter Don Juan folgt eine große, kahle, ſtaubigte Ebene, wo nur hier und da einige Olivenbäume zu ſehen ſind. Zur linken derſelben zieht ſich in einer beträchtlichen Entfernung eine große hohe Gebirgskette hin, in der beſonders die Sierra de Carescoy, die ſich über alle übrigen erhebt, bemerkenswerth iſt.

Weiterhin paſſirt man den Arroyo de Betleem, der zur Bewäſſerung dient, findet die Gegend allmählich ſchöner und baumreicher und kommt zu Lebrilla an. Dieß Dorf hat 1000 Einwohner und ſoll wohlhabend ſeyn, obgleich die Häuſer deſſelben ziemlich ärmlich ausſehen. Die Poſada iſt von auſſen ſehr prächtig, denn ſie hat eine Façade von 11 Balcons, im Innern aber ſehr ſchlecht eingetheilt. Mitten im Dorfe befindet ſich eine große Schlucht, die allmählich durch den Regen ausgehöhlt und zuletzt ſo breit und tief geworden iſt, daß man eine Brücke darüber zu führen gezwungen war.

Die Venta de Alhama liegt an einem kleinen Maulbeerbaum-Gehölze und ohngefähr eine Viertelſtunde von dem Städtchen gleiches Namens, das an 4000 Einwohner hat, und ſeiner warmen Bäder und Heilquellen wegen berühmt iſt. Die Gegenden ſind nun abwechſelnd, bald kahl bald angebauet, bis man die häßliche Stadt Totana mit 12000 Seelen erreicht, die weiter keine Merkwürdigkeiten, allein auf der entgegengeſetzten Seite ſehr angenehme Umgebungen hat. Der Weg iſt fortdauernd eben, und die Gegend bleibt im Allgemeinen ziemlich kahl; ſo wie man ſich aber den Gebirgen und Lorca nähert, erblickt man eine Menge herrlicher Olivenpflanzungen, die wie dichte undurchdringliche Wälder neben einander ſtehn.

Lorca ſelbſt iſt eine ziemlich große Stadt, und liegt am rechten Ufer des kleinen Fluſſes Guadalentin, theils am Abhange, theils am Fuße eines hohen ſteilen Schieferberges, Sierra de Cano genannt. Sie theilt ſich daher in die obere und untere Stadt, wovon jene noch von den Zeiten der Mauren, dieſe aber neuern Urſprungs iſt. Jene hat nichts als kleine, engwinklichte, ſchlecht gepflaſterte Straßen, mit niedern armſeligen Häuſern beſetzt; dieſe zeichnet ſich durch ihre Regelmäßigkeit und eine Menge gut gebauter artiger Häuſer aus. Sie bildet ein längliches Viereck und hat 2 Vorſtädte, de Gracia (auf der andaluſiſchen Seite) und de Chriſtoval (wenn man von Murcia kommt). Die Letztere iſt ſo beträchtlich, daß ſie an 12000 Einwohner hat, während man die ganze Bevölkerung von Lorca nur auf 30000 ſchätzt.

Lorca hat eine Salpeterfabrik und ſetzt einige Produkte ſeines Gebietes, beſonders Seide und Soda, in der Nachbarſchaft ab. Dieſer Handel befindet ſich indeſſen in den Händen einiger fremder, vorzüglich franzöſiſcher Kaufleute, die daſelbſt anſäßig ſind. Das geſellſchaftliche Leben in Lorca iſt ſehr angenehm, der größte Theil der Einwohner beſteht aus alten adlichen Familien, die ſämmtlich Akkerbau treiben und ſich durch eine gewiſſe Bonhommie und Herzlichkeit auszeichnen, die man ſonſt nirgends in Murcia bemerkt. Die Promenaden zwiſchen der Stadt und dem Fluſſe ſind eben ſo pittoresk als ſchattenreich, und die herrlichen Gegenden in der Nachbarſchaft bieten das Bild der üppigſten und mannichfaltigſten Fruchtbarkeit dar.

Seit dem Jahre 1802 indeſſen, liegt ein Theil dieſer vortrefflichen Landſchaft völlig wüſt. Der neue große Pantano *) (Waſſerbehälter) brach nämlich am 30. April plötzlich durch, und die ganze ungeheure Waſſermaſſe ſtürzte ſich in die Ebne hinab. Die Folgen waren entſetzlich; die Ueberſchwemmung erſtreckte ſich bis Murcia (12 L.), ja ſogar bis nach Orihuela (16 L.). Die Stadt Lorca litt indeſſen am meiſten dabey. Die eine Vorſtadt mit 600 Häuſern, 2 Hoſpitälern, einer Caſerne, mehreren Mühlen u. ſ. w., verſchwand, ſo zu ſagen, in einem Augenblick, und der ganze herrliche Landſtrich, den die Ueberſchwemmung traf, ward auf ein halbes Jahrhundert ruinirt. Dieſes unglückliche Ereigniß hat auf die Stimmung und den Wohlſtand der Einwohner von Lorca großen Einfluß gehabt. — Noch wollen wir zum Schluſſe bemerken, daß in dieſer Stadt unter der ärmern Klaſſe ſehr viel Zigeuner (Gitanos) befindlich ſind, und daß von Lorca aus eine 5 — 6 Leguas lange vortreffliche Chauſſee nach dem Hafen Aguilas führe.

---

*) Vergleiche über dieſe Pantanos Fiſchers Gemälde von Valencia, Thl. I. S. 160. f.

5.

Reiſe von Murcia bis an die valenciantſche Grenze

Monte Agudo (Dorf) . . .	1	Legua.
El Cantillo (Gehöfte) . . .	¾	—
La Sierra de Orihuela (Berg) .	1¼	—
	Zuſammen 3	Leguas.

Zwey Wege führen von Murcia bis an die Grenze von Valencia. Der eine meiſtens neben der Segura, der andere am Fuß der Gebirge hin. Jener iſt im Herbſt und Winter unpaſſirbar, dieſer läßt ſich zu jeder Zeit nehmen, daher er kürzlich beſchrieben werden ſoll. Man kommt zuerſt auf einen Theil der Huerta, der aber gerade der allerſchlechteſte iſt. Felder und Maulbeerbäume, mit elenden Strohhütten vermiſcht, und ein durchaus holprichter und ausgefahrner Weg. Folgt das armſelige Dörfchen Monte Agudo, am Fuße eines kleinen ſteilen Berges, der denſelben Namen hat, und weiter hin das große ſchmal und lang geſtreckte Dorf Copairogel, das man rechts am Abhange liegen läßt. Am Fuße des Berges [illegible] iſt die Ausſicht auf den eben zurückgelegten Weg ausnehmend ſchön. Nun paſſirt man ein [illegible] fruchtbares Thal, und befindet ſich am Fuß der hohen imponirenden Sierra de Orihuela, die die Scheidung zwiſchen Murcia und Valencia macht.

6.

Reiſe von Albacete bis an die valencianiſche Grenze.

Venta del Rincon	3	Leguas.
El Villar (Dorf)	3	—
Albonete oder Elbonete (Dorf) .	2	—
Almanza (Stadt)	4	—
Venta del Puerto	2	—
Zuſammen	14	Leguas.

Der Weg führt anfangs durch die Ebene, die mit Waizen- und Gerſten-Feldern, auch etwas Weideland bedeckt iſt. Der Flecken und das Schloß Chinchilla auf einem kahlen Hügel bleibt links; der Weg erhebt ſich, die niedrigen Hügelreihen treten zuſammen, man findet nichts als ödes ſteinigtes Felſenland. Die Venta del Rincon iſt nicht übel, allein die Dörfer El Villar und Albonete verrathen nur wenig Wohlſtand. Der ganze übrige Weg bis nach Almanza iſt äußerſt kahl; man ſieht nichts als einzelne armſelige Hütten, und kommt bloß einmal durch ein Gehölz von immer grünen Eichen, und ein andermal bey einem Wäldchen von Algarrobos vorbey.

Almanza ſelbſt liegt in der Ebene, hat breite grade Straßen, mit zwar niedrigen aber recht artigen Häuſern beſetzt, zählt an 6000 Einwohner und iſt ſeiner zahlreichen Leinweber halber bekannt. Die nun folgende Ebene iſt in der Kriegsgeſchichte nur zu berühmt; allein der Obelisk, der jene Schlacht *) verewigen ſollte, wird immer mehr ruinirt. Am Ende der Ebene folgt der Berg Almanza, auf deſſen Gipfel man eine ausgebreitete Ausſicht hat. So kommt man zu der Venta del Puerto, und ſteht an der Grenze zwiſchen Valencia und Murcia.

---

*) Im Jahr 1707 den 25ſten April. Der Sieg blieb auf Seiten Philipps V. und ſicherte ihm den Thron von Spanien.

Andaluſien.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Dieſer Name wird hier in weiterm Sinne genommen, wo er von jenem ganzen Theile Spaniens gilt, der zwiſchen Portugal, Eſtremadura, Neucaſtilien, die Mancha und Murcia eingeſchloſſen, und vom Ocean und Mittelmeer begrenzt iſt. Er bildet ein unregelmäßiges längliches Viereck, deſſen Länge von Oſten nach Weſten auf 87 Leguas geſchätzt wird; während die Breite von Norden nach Süden über 70 Leguas beträgt. Die Bevölkerung wird zu 1,829,106 Seelen beſtimmt.

Zu den Zeiten der Mauren war Andaluſien in vier Provinzen mit dem Titel von Königreichen Granada, Sevilla, Cordova und Jaen abgetheilt. Um der leichtern Ueberſicht willen wollen wir jene

Eintheilungen beybehalten, und dieſe Provinzen nach der Reihe durchgehen. Granada umfaßt die Hälfte des öſtlichen und den ganzen ſüdlichen Theil von Andaluſien bis zur Straße von Gibraltar. Es wird öſtlich und nordöſtlich von der Provinz Murcia, ſüdlich und ſüdöſtlich vom Mittelmeer, weſtlich, nordweſtlich und nördlich von den Provinzen Sevilla, Cordova und Jaen begrenzt. Das Ganze hat die Geſtalt einer Pyramide, deren Baſis öſtlich bey Murcia anfängt, während die Spitze ſüdweſtlich bey Gibraltar ausläuft. Die Länge von Oſten nach Weſten wird auf 58 Leguas, die Breite an der Baſis von Norden nach Süden auf 28 L., an der Spitze von Südweſt nach Nordoſt auf 7 Leguas geſchätzt. Die Bevölkerung giebt man zu 661,661 Seelen an.

Die Provinz Granada iſt ſehr gebirgigt, wir führen nur die Sierra Nevada, die Alpuxares und die Sierra de la Ronda an. Indeſſen fehlt es doch auch nicht an ziemlich großen Ebenen und an einer Menge herrlicher Thäler, die reichlich bewäſſert ſind. Flüſſe werden in der Provinz 18, Häfen 3 gezählt. Letztere, ſämmtlich am Mittelmeer befindlich, heißen Almunecar, Almeria und Malaga.

Die Provinz **Sevilla** (gewöhnlich Andaluſien im engern Sinne genannt) nimmt den weſtlichen Theil des Ganzen ein. Sie grenzt öſtlich und ſüdöſtlich an Cordova und Granada, ſüdlich an den Ocean und die Straße von Gibraltar, weſtlich an Algarbe, und nördlich an Eſtremadura. Das Ganze iſt von unregelmäßiger Geſtalt; man giebt die Länge von Oſten nach Weſten auf 58 Leguas, die Breite von Norden nach Süden auf 27 L. an; während die gegen die Straße von Gibraltar auslaufende Spitze von Oſten nach Weſten 9, von Norden nach Süden 14 Leguas hat. Die Bevölkerung wird auf 754,293 Seelen geſchätzt. Sevilla iſt unter allen andaluſiſchen Provinzen am wenigſten gebirgigt, hat 15 Flüſſe und zwey Häfen, wovon der eine, Algeziras, am Mittelmeer, der zweyte, Cadiz, am Ocean liegt.

Die Provinz **Cordova** umfaßt den mittlern Theil von Andaluſien nordwärts zu. Sie wird ſüdlich und öſtlich von Granada und Jaen, ſüdweſtlich und weſtlich von Sevilla, nördlich von der Mancha, Altcaſtilien u. ſ. w. begrenzt. Die Geſtalt des Ganzen iſt unregelmäßig; die Länge von Nordweſten nach Südoſten wird auf 24 Leguas beſtimmt, die Breite iſt ungleich; da wo ſie am größten iſt, mag ſie von Südweſten nach Nordoſten 14 Leguas ſeyn. Die Bevölkerung wird auf 236,016 Seelen geſchätzt. Cordova iſt faſt durchaus gebirgigt, es werden 8 Flüſſe darin gezählt.

Die Provinz Jaen endlich nimmt den ganzen nördlichen und öſtlichen Ueberreſt von Andaluſien ein. Sie grenzt öſtlich an Murcia, ſüdlich an Granada, weſtlich an Cordova, nördlich an die Mancha, hat von Oſten nach Weſten 30 Leguas in der Länge, und von Norden nach Süden 13 in der Breite, nebſt einer Bevölkerung, die auf 177,136 Seelen geſchätzt wird. Die Provinz iſt mit einer großen Bergkette umgeben, und wird durch einen ihrer ſieben Flüſſe (dem Quadalquivir) in zwey Theile getheilt.

Clima.

Es iſt ſehr verſchieden, je nachdem man die Gebirge, die niedrigern Diſtrikte, oder die Küſtengegenden betrachten mag. Die gebirgigten Theile ſind durchgängig im Winter kalt, im Sommer kühl, die von Granada ſind es am meiſten, die von Cordova und Jaen weniger, die von Sevilla am wenigſten. Die niedrigern Diſtrikte, beſonders am Fuße der Gebirge, ſind mild und angenehm;

die Küſtengegenden ſind warm, ja hier und da glühend heiß.

Ueberhaupt ſteigt die Sommerhitze auch ſelbſt im Innern des Landes nicht ſelten außerordentlich hoch. Dies iſt beſonders in eingeſchloſſenen Thälern und in waſſerarmen Gegenden der Fall. Noch wollen wir bemerken, daß Andaluſien vorzüglich an den Küſten ſehr häufigen Winden ausgeſetzt iſt, und daß beſonders der aus Africa herüberwehende Solano auf die animaliſche und vegetabiliſche Natur ſehr nachtheilig wirkt. Die Provinzen Sevilla und Granada ſind dieſem Winde am meiſten ausgeſetzt.

Ackerbau.

Andaluſien bietet, trotz ſeiner vielen Gebirge, dennoch in den dazwiſchen liegenden Thälern und Ebenen einen vortrefflichen Anbau dar. Am meiſten iſt das in Granada, dem längſten Wohnſitze der Mauren, der Fall. Man ſieht hier offenbar, daß ihre Kunſt in der Benutzung der Gewäſſer, ihre Einſicht bey der Auswahl des Bodens und der Produkte, ihr wohlberechneter Fruchtwechſel, kurz ihre ganze vortrefliche Methode noch immer dieſelben ſind. Nirgends in ganz Andaluſien werden daher auch ſo viele und ſo mannichfaltige Produkte gebaut.

Der ſchönſte Theil dieſer Provinz iſt die Vega de Granada, zugleich die reichſte, herrlichſte Ebene von Andaluſien. Sie hat dreyßig Leguas im Umfange, und iſt im Norden von hohen ſteilen Gebirgen, auf den drey übrigen Seiten aber von pittoresken, ſich ſanft über einander erhebenden Hügeln eingefaßt. Es iſt unmöglich, eine reichere und üppigere Vegetation zu ſehen. Die Orangen- und Citronen-Bäume u. ſ. w. bilden hier ganze Wälder, die oft kein Sonnenſtrahl durchdringen kann. Andere vortreffliche Diſtrikte dieſer Provinz ſind die Küſte von Malaga, die Gegend von Velez-Malaga, die Gegend von Ronda, (wo es unzähliche Fruchtbäume giebt.)

Die Provinz Sevilla iſt im Allgemeinen ebenfalls ſehr fruchtbar, und ebenfalls vortreflich angebaut; im Einzelnen indeſſen bietet ſie theils mehrere unfruchtbare, theils vernachläſſigte Diſtrikte dar. Dahin gehört z. B. die ganze an fünf Leguas im Umfange haltende Ebene zwiſchen Santillana und Sevilla, eben ſo die zwey Leguas lange Strecke oberhalb Ecija, an der Grenze von Cordova, ja gewiſſermaßen auch der ganze, große, vierzehn Leguas lange Diſtrikt zwiſchen Chiclana und Algeſiras.

Alle dieſe Ebenen ſind beynahe durchgängig blos mit Ciſten, Palmitos (Zwergpalmen), wildem Spargel u. ſ. w. bedeckt. Die letztere bietet indeſſen hier und da Brachfelder und Weideland dar. Ja, um noch ein auffallenderes Beyſpiel anzuführen, in dem einzigen Weichbilde von Utrera liegen mehrere tauſend Morgen Landes völlig wüſt. Als Urſachen dieſer auffallenden Vernachläſſigung giebt man den Mangel an Menſchenhänden, die zu großen Beſitzungen und die zu kurzen Pachte an. In der Regel bauen die Pachter immer nur den dritten Theil ihrer Grundſtücke an, während der Ueberreſt zur Hälfte als Weideland dient, und zur Hälfte brach liegen bleibt.

Unter den ſchönſten und reichſten Ebenen von Sevilla ſteht die von Xerez de la Frontera oben an. Auch hier iſt der üppigſte und mannichfaltigſte Anbau zu finden, doch hält das Ganze mit der Vega de Granada keine Vergleichung aus. Andere fruchtbare und gut angebaute Diſtrikte ſind die Ebene um die Hauptſtadt, um Carmona, um Alameda, Arcos, Puerto de Santa Maria und dergleichen mehr.

In

In der Provinz Cordova ſind die Abhänge der Hügel und die zahlreichen Gebirgsthäler in der Regel ſehr gut angebaut, und bringen eine große Menge Produkte in Ueberfluß hervor. Die ſüdwärts von der Hauptſtadt gelegene Ebene, durch welche der Guadalquivir fließt, iſt nicht unfruchtbar, muß aber den Gebirgsthälern und zum Theil ſelbſt den nordwärts liegenden Gebirgsabhängen, was den Anbau betrift, um vieles nachſtehen. Der ſchönſte Diſtrikt von Cordova iſt der von Fernan-Nunez, vier Leguas von der Hauptſtadt. — Die Provinz Jaen bietet in ihren wenigen Ebenen und zahlreichen Thälern einen vortreflichen Anbau dar, beſonders zeichnet ſich das Gebiet der Hauptſtadt durch große Fruchtbarkeit und Schönheit aus. — Dies über den Ackerbau der vier andaluſiſchen Provinzen im Allgemeinen, wir wollen nun zu den Produkten übergehen. Hier finden wir Waizen, Mais, Gerſte, Hanf, Flachs, Baumwolle, Seide, Südfrüchte, Gemüſe, Wein, Oel und Zuckerrohr.

Waizen wird zweymal mehr gewonnen, als die Provinz zu ihrem eigenen Gebrauche bedarf. Das meiſte davon liefern die Provinzen Sevilla und Granada; auch bauen ſie zugleich ſehr viel

Mais und **Gerſte** in ungeheurer Quantität. Eben ſo wird ſehr viel Waizen und Gerſte gewonnen in den Diſtrikten von Cordova, Sevilla, Carmona, Alcala, Herrera, Eſtepa, Granada und Malaga, ingleichen in den Thälern von Almeria und bey Jaen, Ubodaz und Andurar. Leider aber ſind die andaluſiſchen Getreide-Erndten ſehr großen Gefahren ausgeſetzt. Sobald nämlich die zarten Aehren von dem glühenden Solano getroffen werden, vertrocknen ſie, und ſind augenblicklich dahin. Vieljährigen Beobachtungen zu Folge fallen dergleichen Mißjahre am häufigſten in Granada ein.

Hanf wird ſehr viel, **Flachs** ungleich weniger gebaut; **Baumwolle** wird nur hier und da, beſonders im Diſtrikte von Ecija gezogen; **Seide** findet ſich nur in Jaen und Granada, weil ſie in den andern Provinzen vernachläſſigt wird. Man zieht den ſchwarzen Maulbeerbaum, wendet aber durchaus keine Sorgfalt darauf. — **Südfrüchte**, z. B. Orangen, Citronen, Mandeln, Feigen u. ſ. w. ſo wie **Gemüſe** aller Art, finden ſich faſt überall und von vortrefflicher Beſchaffenheit. Ungeheure Quantitäten deren liefert Granada, etwas weniger, wiewohl noch immer ſehr viel, Jaen, Cordova und Sevilla.

Wein giebt es ebenfalls in Ueberfluß. Er iſt im Allgemeinen ſehr dunkel, ſehr ſtark, und ſelbſt violent, wird aber in den einzelnen Gewächſen ſehr geſchätzt. Zuerſt muß man die drey Liqueurweine, Malaga, Xerez und Rota unterſcheiden, wozu man noch mit allem Rechte den zwar weit weniger bekannten, doch eben ſo vortrefflichen Montella (in der Provinz Cordova) rechnen kann. Dann kommen die granadiſchen Weine, als die vorzüglichſten an Parfum und Geſchmack überhaupt, und unter dieſen die 20 — 30 vorhandenen Sorten Malagaweine inſonderheit. Von den Malagaweinen wird vorzüglich der Lagrima, Vorlauf der beſſern Gewächſe; der Guindas, gewöhnlicher Malaga, aber mit den zarten Sproſſen des Glaskirſchenbaums infundirt; der Tierno, Moſcatel und Pedro Ximenes geſchätzt. — Die bekannten malagiſchen Roſinen werden bereits zu Ende Junius geleſen, und geben ungetrocknet einen faſt honigartigen Wein.

Oel wird in Menge gewonnen, iſt aber, der fehlerhaften Preßmethode wegen, von eben ſo ſcharfem Geſchmack, als ſtarkem oft ſtinkendem Geruch. Das erträglichſte iſt noch das von Churian in der Provinz Granada. Die beſten Oliven findet man zu Eſtepa und in der Gegend von Sevilla. Jene ſind klein, ſehr ſaftig, und geben ein helles vortreffliches Oel; dieſe haben häufig die Gröſſe von Taubeneyern, ſind weniger ſaftreich, geben kein ſo gutes Oel, werden aber eingemacht gar ſehr geſchätzt. Die ſchönſten darunter liefert Alcala de Guadayra; ſie laſſen ſich am beſten einmachen und ſollen die gröſten von Europa ſeyn. — **Zuckerrohr** wird in dem ganzen Striche zwiſchen Malaga und Gibraltar, und beſonders zu Motril und Torraz gebaut. Es iſt ſo dick und ſaftig wie das weſtindiſche, und giebt auch einen Zucker von derſelben Beſchaffenheit.

Wir ſchließen mit einigen Bemerkungen über die andaluſiſche **Viehzucht**. Rindvieh iſt ziemlich viel vorhanden, doch nicht im Verhältniß zu der Menge, die Andaluſien ernähren kann. Man läßt es im Sommer auf den Bergen weiden, die hier und da mit vortrefflichem Graſe verſehen ſind. Schaafe werden ſehr viel gehalten, und hierzu die ausgedehnten Weiden zwiſchen Chiclana und Algeſiras, zwiſchen Arcos und Xerez de la Frontera, bey Ronda, bey Ecija u. ſ. w. benutzt.

Induſtrie und Handel.

Von Fabriken und Manufacturen werden folgende in Andaluſien bemerkt: Tuchfabriken; eine von halbfeinen Tüchern zu Bujalance in der Provinz Cordova; einige von groben Tüchern zu Grazalema in der Provinz Sevilla, zu Yungvera in der Provinz Granada, zu Hinojoſo, Aldea del Rio und Bujalance in der Provinz Cordova. — Wollene Zeugfabriken (Serge, grobe Moltons u. ſ. w.) zu Ronda und Yungvera in der Provinz Granada, zu Grazalema in der Provinz Sevilla, zu Uboda in der Provinz Jaen, zu Aldea del Rio, Hinojoſo, Torrenolano und Los Pedroches (7 nahe beyſammen liegende Dörfer) in der Provinz Cordova. — Dieſe ſämmtlichen Fabriken ſind aber keinesweges auf deutſche oder franzöſiſche Art organiſirt. Sie ſind im Grunde nur in einigen Meiſtern vorhanden, deren Arbeit nicht einmal für den Bedarf einer einzelnen Provinz, geſchweige des ganzen Andaluſiens, hinreicht.

Mit den Seidenfabriken iſt es im Ganzen beynahe eben ſo beſtellt. Es giebt z. B. einige Fabriken von ſeidenen Zeugen zu Jaen, Cordova, Granada, San Lucor de Barameda und Malaga; allein ſie bedeuten ſämmtlich nicht viel. Eben ſo ſind einige Stühle für ſeidene Bänder zu Jaen, Granada, Cordova und Cadiz vorhanden, von denen ſich aber ebenfalls nur wenig anführen läßt. Zu Cadiz mögen noch die meiſten, ohngefähr 20, im Gange ſeyn. Die meiſten Seidenarbeiten liefert Sevilla, es werden daſelbſt 2318 Stühle zu Zeugen, Strümpfen und Bändern gezählt. — Leinwand wird nirgends als in der Provinz Granada, und auch hier erſt nur ſeit kurzer Zeit und noch in keiner großen Menge, gewebt.

Von andern Fabriken und Manufakturen führen wir folgende an: Zwey kleine Baumwoll-Spinnereyen zu Malaga. Neue Lederfabriken: zu Baeza (1), zu Antequera (1), zu Alhama (2), zu Malaga (2), zu Ronda (1), zu Mabella (1), und zu San Lucor de Baramede (1) — Zwey Seidenfabriken zu San Lucar el Mayor und zu Brenez. — Eine Fayencefabrik zu Sevilla. — Eine Papierfabrik zu Arroyo de la Miel. — Zwey Hutfabriken zu Cordova und zu San Lucar de Barameda. — Drey Cattunfabriken zu Xerez, zu Puerto de Sta. Maria und zu Isla de Leon. Sie ſind erſt neuerdings angelegt, haben aber ſehr guten Fortgang. — Eine Spielkartenfabrik zu Machara Viaya (Dorf bey Velez Malaga); ſie iſt beträchtlich und verſieht ſämmtliche ſpaniſche Colonien.

Eine Wachsbleicherey zu Puerto de Santa Maria; ſie liefert aber ſehr ſchlechte Arbeit. Zwey Salpeterfabriken zu Almeria und zu Granada; in der erſten werden nur die Vorarbeiten angeſtellt, in der zweyten folgen dann die übrigen nach. Eine Pulverfabrik zu Granada für Rechnung des Königs. Eine Canonengießerey zu Sevilla, ebenfalls für königliche Rechnung. Eine Tabacksfabrik in derſelben Stadt und für gleiche Rechnung. Es iſt die einzige auf dem ſpaniſchen Continent, und fabrizirt daher ungeheuer viel und trägt unermeßliche Summen ein. Zwölf Zuckermühlen u. ſ. w. in dem Diſtrikte zwiſchen Granada und Gibraltar zerſtreut. Das Dorf Matril allein hat deren vier, wovon jede 120,000 Livr. Tourn. gekoſtet hat. Dieſe ſämmtlichen Mühlen u. ſ. w. ſind in beſtändiger Thätigkeit, und liefern einen ſehr guten Zukker, der dem weſtindiſchen durchaus nicht nachſteht.

Was den andaluſiſchen Handel anlangt, ſo ſehen wir vor allen Dingen den Unterſchied zwiſchen dem Handel mit den übrigen Provinzen von Spanien und mit dem Auslande feſt, wobey die Aus- und Einfuhr immer zugleich angeführt werden ſoll. — Andaluſien verſendet nach den übrigen Provinzen von Spanien ſehr viel Waizen, etwas

Wein und Oel, eine kleine Quantität Früchte, und den Kermes, der in den Wäldern von Bujalance und Fernan Nunez geſammelt wird. Es erhält dagegen Gerſte aus Murcia, und Reis, Seide und Fabrikwaaren aus Valencia; wobey in Anſehung der letzten zu bemerken iſt, daß ein Theil derſelben im Lande verbraucht wird, während der andere nach den ſpaniſchen Colonien geht.

Der Handel mit dem Auslande, d. h. mit Portugall, Frankreich, England, Italien und Deutſchland, wird über die Häfen u. ſ. w. von Granada und Sevilla, d. h. über Almeria, Velez-Malaga, Marbella und Malaga, ſo wie über Cadiz und Sevilla getrieben. — Almeria führt bloß etwas Soda, Bley und Eſparto nach Frankreich aus, wogegen es franzöſiſche Fabrikwaaren erhält. — Velez-Malaga und Marbella (ganz offene Landungsplätze auf dem bloßen Strande) verſenden etwas Wein und Südfrüchte eben dahin, und erhalten ähnliche Fabrikate dafür zurück. — Malaga ſchickt Wein, (in großer Menge) Südfrüchte, Sumach, Sardellen und Oel nach Italien, England, Holland und Deutſchland (Hamburg). Es erhält dagegen Tücher, wollene und Quincaillerie-Waaren aus England, Gewürze, Spitzen, Meſſerſchmiewaaren und wollene Bänder aus Holland, endlich Kraamwaaren aus Deutſchland. Der Werth der Ausfuhr wird im Durchſchnitt jährlich auf 11,375,000 Livr. T., der der Einfuhr auf 9,000,000 Livr. T. geſchätzt. Allein der Anſchlag der Exporten ſcheint viel zu gering zu ſeyn, indem ſchon allein der Werth des Weins, der Feigen und der Roſinen jene Summe erreicht, und das Oel allein 5,000,000 Livr. T. beträgt.

Cadiz verſendet Früchte, Wein (beſonders Xeres), Oel und Salz nach Italien, Frankreich, England, Deutſchland und Holland. Es erhält dagegen Tücher, Stockfiſche und Quincaillerie-Waaren aus England, Leinwand aus Deutſchland, Gewürzwaaren und Leinwand aus Holland, Tücher und wollene Waaren aus Havre, Rouen und Amiens, Leinwand aus Nantes, Morlaix und St. Malo; Quincaillerie-Waaren, ſeidene Zeuge, Lyoner Gold- und Silberbrocate aus Marſeille u. dgl. m. Cadiz unterhält zugleich einen beträchtlichen Handel mit den ſpaniſchen Colonien in Amerika, und behauptet hierin, trotz aller Concurrenz der übrigen ſpaniſchen Häfen, noch immer den erſten Rang. Es verſendet theils ſpaniſche Nationalprodukte roh und verarbeitet, theils Produkte des Auslandes dahin. Dagegen erhält es amerikaniſche Produkte und eine große

Menge edler Metalle, gemünzt und ungemünzt. — Sevilla führt einigen Handel mit Portugall, England und Deutſchland, der dem von Cadiz verglichen werden kann. Der Hafen iſt in dem Guadalquivir in der Nähe der Stadt, 12 Leguas von dem Ausfluſſe dieſes Stromes entfernt.

Sittliche Bemerkungen.

Die Andaluſier ſind die ſpaniſchen Gaſcons, nur alles wilder und glühender, wie es das Clima mit ſich bringt. Ihr Ton, ihre Geſten, ihre Ausdrücke, ihre Trachten, ihr ganzes Air verräth eine Windbeuteley und Prahlſucht, die ihnen angeboren iſt. Der Andaluſier redet unaufhörlich von ſich und ſeiner Vortrefflichkeit; er iſt trotzig, auffahrend, unverſchämt, ſo lange man ihn zu fürchten ſcheint; er wird höflich, geſchmeidig, beſcheiden, ſobald man ihm die Zähne weiſet. Indeſſen iſt dieſer allgemeine Charakter in den verſchiedenen Provinzen bald mehr, bald weniger nüancirt. In der Provinz Sevilla z. B. und beſonders an den Küſten, zeigt er ſich in ſeiner ganzen Stärke und Ungebundenheit; in der Provinz Granada erſcheint er ſchon etwas gemildert, in Cordova und Jaen nimmt er noch auffallender ab.

Andaluſien iſt das eigentliche Vaterland jener, auch durch ihre Trachten ausgezeichneten hochfahrenden Renommiſten, und verführeriſchen Weiber, die man in ganz Spanien, unter dem Namen Majos und Majas, als eine Nationalmasque häufig nachzuahmen ſucht. So unleidlich jene werden, dieſe ſind die bezauberndſten Geſchöpfe, die man ſehen kann. Nichts geht in der That über die Schönheit, die Grazie und die Lebhaftigkeit der andaluſiſchen Weiber überhaupt. Die reizendſten ſind in der Provinz Granada, und den erſten Rang unter dieſen behaupten wieder die Malagueñas, oder die Schönen von Malaga.

Zum Schluſſe mögen noch einige vermiſchte Bemerkungen hier ſtehen. In keiner ſpaniſchen Provinz wird ſo viel geraucht, wie in Andaluſien. Die Männer haben eine ordentliche Leidenſchaft dafür, und die Weiber ahmen ihnen häufig darinn nach. In der Provinz Granada ziehen die Männer den Roßolis und dgl. ihren vortrefflichen Weinen vor, und trinken ohne allen Nachtheil ſehr große Quantitäten davon. In Andaluſien wird zwar cataloniſch geſprochen, allein gewaltig aus der Gurgel, mit einer fehlerhaften Ausſprache des S., mit einem gewiſſen prahlenden affektirten Accente, und mit einer Menge arabiſcher Wörter vermiſcht.

Andaluſien.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städtebeſchreibungen.

I.

Die Sierra Morena. *)

Dieſe Bergkette trennt Andaluſien von Eſtremadura und der Mancha; es führen daher aus beyden Provinzen folgende Wege darüber hin:

1.

Aus Eſtremadura.

a.

Von Merida nach Medelin	5	Leguas.
Caſtuera	7	—
Monterubio	6	—
Venta de la Eſtrella	7	—
Cordova	9	—
Zuſammen	34	Leguas.

---

*) Die gewöhnliche Einleitung über Wege, Wirthshäuſer und Fuhrweſen befindet ſich nicht im Original.

Dieſe Straße führt beynahe durch lauter Einöden und wird nur wenig gebraucht.

b.

Von Llerena nach Guadalcanal	4	Leguas.
Cazalla	3	—
Cantillana	7	—
Brenes	1	—
Sevilla	4	—
Zuſammen	19	Leguas.

Bis Guadalcanal flaches Land ohne alle Bevölkerung; nur in der Entfernung wird man rechts und links mehrere Dörfer gewahr. — Guadalcanal, kleines Städtchen mit 1000 Einwohnern; eine Viertellegua davon zwiſchen Norden und Oſten die bekannten Silbergruben. — Man befindet ſich nun in der Sierra Morena, der ganze Strich bis Cazalla (Städtchen mit etwa 1000 Einwohnern) iſt fruchtbar und trefflich angebaut. Die folgenden 7 Leguas hingegen führen durch größtentheils wüſtes Land; auch trifft man nichts als eine ſchlechte Venta (del Romero) an. Links erblickt man Conſtantine, das alte Conſtantia Julia, bey den Römern ſeiner pittoresken Lage wegen bekannt. Hinter Cantillana paſſirt man den Guadalquivir auf einer Fähre, und tritt in die ſchöne Ebene von Sevilla.

2.

Aus der Mancha.

a.

Von der Venta de Cardenas nach Sta. Helena	3	Leguas.
La Carolina	2	—
Los Carboneros	1	—
Guadarramon	1	—
Baylen	1½	—
Caſa del Rey	2	—
Anduxar	9½	—
Zuſammen	19	Leguas.

Eine der ſchönſten und bequemſten Bergſtraßen von Spanien, ohngefähr ſeit 25 — 30 Jahren angelegt. — **Santa Helena** iſt das erſte Colonialdorf, es liegt ſehr angenehm, beſteht aus einer langen graden Gaſſe und hat ein Poſthaus. In der Pfarr-Kirche iſt ein gutes Gemälde von der Schlacht de las Navas de Toloſa zu ſehen; der Künſtler heißt Biagio de Prado. Hinter Sta. Helena erblickt man links das Schloß las Navas, durch jene Schlacht (1212) bekannt.

Carolina iſt ein kleines Städtchen und der Hauptort der Colonie. Es zeichnet ſich durch nette, regelmäßige, einen Stock hohe Häuſer, durch breite ſchnurgrade Straßen und ſchöne Springbrunnen und Promenaden aus. — Der nun folgende Weg führt höchſt angenehm neben Reben-, Oliven- und andern Fruchtbaum-Pflanzungen hin, und iſt auf beyden Seiten mit herrlichen Bäumen eingefaßt. Noch folgen nunmehr zwey andre neue Dörfer und eine Menge einzelner Wohnungen, die ebenfalls zur Colonie gehörig ſind. Dieſe unter dem Namen Colonia de Sierra Morena bekannten Anlagen haben freylich den erwünſchten Fortgang durchaus nicht gehabt. Sie können auch um ſo weniger aufblühen, da es an Abſatz für die Produkte, und folglich an Aufmunterung für den Ackerbau fehlt, auch keine einzige Fabrike vorhanden iſt.

Man fängt jetzt an herabzuſteigen, wird ſeitwärts die Dörfer Llanos und los Rios gewahr, kommt endlich aus den Gebirgen völlig heraus, und findet Baylen, ein altes, aber in einer ſehr fruchtbaren Gegend gelegenes Dorf. Dieſer ganze Diſtrikt liefert übrigens eine der ſchönſten Pferderaçen von Andaluſien. Nun folgt eine große verlaſſene Venta, dann der Rumblar, den man auf einer ſteinernen Brücke paſſirt, und Caſa del Rey, ein einzelnes Poſthaus im Walde, wo die neue Colonie eigentlich aufhört. Jetzt iſt man mitten in Andaluſien und ſetzt die Reiſe (wovon oben) nach Andurar fort.

b.

Von der Venta de Cardenas nach Los Carboneros	6 Leguas.
Linares (in der Provinz Jaen) .	6 —
Zuſammen	12 Leguas.

Dieß iſt der Weg nach der Provinz Jaen, er führt zuerſt 3 Leguas durch eine mit Encinas (immergrünen Eichen) bedeckte Ebene, und dann an den Seiten des Gebirges hin.

II.

Die Provinz Granada.

1.

Reiſe von der ſevillaniſchen Grenze nach Malaga.

Ronda (Stadt)	3½ Leguas
Burgo (Dorf)	3 —
Caſarabonella (Dorf) . . .	2 —
Venta de Cartama . .	2 —
Malaga	3½ —
Zuſammen	14 Leguas.

Die

Die Grenze iſt eine halbe Legua von Grazalema. Das darauf folgende Ronda, mit 12000 Einwohnern, liegt am Abhange eines ſehr hohen Berges, an deſſen Fuß der Guadayra zwiſchen 2 ſenkrechten Felſenwänden fließt. Die darüber führende Brücke iſt 276 Fuß r. Z. über dem Waſſerſpiegel erhaben, und verbindet Ronda mit der am jenſeitigen Ufer liegenden Vorſtadt. Aus der eigentlichen Stadt führt eine Treppe an das Waſſer hinunter. Sie iſt in den Felſen gehauen, hat an 400 Stufen und iſt ein altes mauriſches Werk. Von Fabriken bemerken wir in Ronda eine Lederfabrik. — Die Gegend iſt vortreflich angebaut, und beſonders mit ſehr viel Fruchtbaum-Pflanzungen bedeckt; doch findet man auch große Strecken Weideland, worauf ſehr viel Schaafvieh gehalten wird.

Der übrige Theil des Weges bis vollends nach Malaga, iſt ziemlich beſchwerlich, aber der beſtändigen Abwechſelung und der herrlichen Baumpflanzungen wegen dennoch ſehr angenehm. Man überſteigt verſchiedene hohe Berge, z. B. la Montaña del Vientre, de los Dientes de la Vieja und de Morretas. Auf dem Gipfel des Letztern befindet ſich eine Ebene, die ſehr gut angebaut iſt. — Hinter Burgo folgt noch ein hoher, ſteiler, waldbewachſener Berg, auf dem es viel Wildpret und Weideland giebt. Man paſſirt denſelben durch den Puerto de Fernandez, findet weiterhin Caſarabonella mit 4000 Einwohnern, am Abhange eines Berges, der denſelben Namen trägt, und kommt ſo endlich in der ſchönen Ebene von Malaga an.

Malaga liegt im Hintergrunde einer tiefen Bay, ſüdlich vom Meere, weſtlich von der reizenden Huerta, und öſtlich und nördlich von hohen Bergen begrenzt. Es iſt eine unregelmäßige, nicht zum beſten gebaute Stadt, die enge, ſchlechtgepflaſterte, häufig winklichte Straßen, und keinen eigentlichen Platz von Bedeutung hat. Die Bevölkerung wird auf 50,000 Seelen geſchätzt, worin aber die drey Vorſtädte mit begriffen ſind. Von öffentlichen Gebäuden verdient die Cathedralkirche (unter andern auch wegen ihrer Chorſtühle von den koſtbarſten amerikaniſchen Hölzern) und das Zollhaus beſondere Aufmerkſamkeit. Das Clima iſt mild und der Himmel faſt immer ſehr ſchön.

Von Fabriken werden in Malaga nur 2 Lederfabriken, und ohngefähr 40 Seidenſtühle bemerkt; deſto anſehnlicher und ausgebreiteter hingegen iſt der Handel dieſer Stadt. Die meiſten Geſchäfte werden mit Deutſchland (Hamburg), Holland, Italien und England gemacht. Die Ausfuhr pflegt in Wein, in Südfrüchten, Sardellen, Sumach und Oel zu beſtehn. Die Einfuhr liefert Gewürz-, Quincaillerie- und wollene Waaren aller Art. Jene wird auf 12,375,000 Livr. T., dieſe auf 6,750,000 Livr. geſchätzt. Die Bilanz bleibt demnach gar ſehr zum Vortheile von Malaga.

Der Hafen dieſer Stadt iſt einer der größten, tiefſten und ſicherſten des Mittelmeers. Er kann 19 Linienſchiffe und an 400 Kauffahrer faſſen; er hat für die größten Kriegsſchiffe immer Grund genug, und iſt vor allen Winden, beſonders vor den heftigen Nord- und Weſtwinden, geſchützt. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß ſich das Meer allmählich zurückzuziehen ſcheint, daß der Guadalmedina (einer der zwey kleinen Flüſſe, die die Ebne bewäſſern und ſich bey Malaga ins Meer ergießen) ſehr viel Sand mit ſich führt, daß folglich Malaga einmal ſeinen vortrefflichen Hafen einbüßen kann. — Von nützlichen öffentlichen Anſtalten führen wir eine gut organiſirte Stadtſchule, eine Matroſenſchule und ein Leihhaus, letzteres zum Beſten der ärmern Weinbergsbeſitzer u. ſ. w. an.

Die Gegend von Malaga, ſo wie von den benachbarten Ortſchaften, z. B. Velez-Malaga u. ſ. w.

iſt äußerſt fruchtbar und ganz vortreflich angebaut. Außer einer beträchtlichen Quantität Waizen u. ſ. w. liefert ſie Oel, Wein, Pataten und Südfrüchte im Ueberfluß. Es iſt ein ſehr lieblicher Anblick, wenn man die Abhänge dieſer hohen Gebirge mit lauter Citronen-, Orangen-, Mandelbaum- und Rebenpflanzungen bedeckt ſieht. — Die Feigen von Malaga ſind ſehr vorzüglich, und geben daher einen wichtigen Handelsartikel ab. — Oelpreſſen werden in dieſem kleinen Diſtrikte allein 500 gezählt. — Das Ganze wird aber noch mehr gewinnen, wenn erſt die beyden neuen Bewäſſerungs-Canäle vollendet ſind.

Das geſellſchaftliche Leben von Malaga iſt ſehr angenehm. Die Einwohner zeichnen ſich durch Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft, die Weiber durch Schönheit und unwiderſtehliche Grazie aus. Man liebt das Vergnügen und vermeidet allen geſellſchaftlichen Zwang dabey. Der Fremde findet in Malaga ſehr angenehme Tertulias, Bälle, Concerte u. ſ. w., auch bietet das Theater und die herrliche Gegend Reſſourcen in Ueberfluß dar.

Von Malaga kann man auf einem vortreflichen Gebirgswege nach Antequera gehn. Zwar trifft man auf der ganzen Route von 8 Leguas keine einzige Ortſchaft an, allein dafür entſchädigen Gegenſtände anderer Art. Zuerſt läßt man eine Reihe blühender Rebenhügel hinter ſich, dann paſſirt man den Gipfel der Gebirgskette auf dem ſogenannten Puerto de Eſcaberuzala, und hat hier eine der ſonderbarſten Perſpektive, die man ſich denken kann. Die Felſen ſind nämlich ſo wunderbar geſtaltet, daß man eine ganze Stadt mit Kirchen und Thoren, mit großen und kleinen Häuſern, mit Straßen und Plätzen, ſelbſt mit Einwohnern u. ſ. w. vor ſich zu ſehen glaubt. Dieß dauert ſo eine halbe Legua fort, während man immer zwiſchen den Felſen hinpaſſiren muß, die zugleich höchſt pitteresk bewachſen ſind. Dieſe ganze Strecke iſt unter dem Namen El Torcal bekannt, auch bricht ein ſchöner geſprenkelter Marmor daſelbſt. So wie man nur den Berg hinunter zu ſteigen anfängt, trifft man die letzte halbe Legua bis Antequera faſt lauter Alleen an.

Antequera ſelbſt iſt nämlich zum Theil auf einem Hügel, zum Theil in der Ebene gelegen, und wird daher in die Ober- und Unter-Stadt abgetheilt. Die Oberſtadt iſt natürlich ſehr ungleich, wird aber vorzugsweiſe von dem Adel und der wohlhabenden Bürgerſchaft bewohnt. Die Unterſtadt hat nicht die mindeſte Unebenheit; es wohnen aber meiſtens nur Handwerker und Landbauer darin. Die Bevölkerung des Ganzen wird auf 14,000 Seelen geſchätzt.

Auf dem höchſten Punkte der Oberſtadt liegt ein altes mauriſches Schloß, worin jetzt die „casa de ayuntamiento“ oder das Rathhaus und zwey Kirchen befindlich ſind. In der Unterſtadt iſt die Kirche zu San Sebaſtian wegen vier vortrefflicher Statuen und einem ſehr ſchönen Gemälde (der H. Hieronymus von Guerchino) ſehenswerth. Die Ebene von Anteqvera iſt ſehr waſſerreich, und daher eine der fruchtbarſten dieſer Provinz. Zwey Leguas von Anteqvera findet ſich eine Mineralquelle, die ſehr heilſam gegen den Stein ſeyn ſoll, und daher auch den Namen Fuente de la Piedra bekommen hat.

1.

Reiſe von der ſevillaniſchen Grenze nach Granada.

Eine Venta	½	Legua.
Loxa (Städtchen) . . .	5	—
Granada	5	—

Zuſammen 10½ Leguas.

Die Grenze iſt drey Viertel Legua von dem Dorfe Alameda. Der Weg führt durch eine kleine angebaute Ebene, an deren Ende die obengenannte (ſchlechte) Venta zu finden iſt. Jetzt folgen eine Reihe Hügel, die mit Getreidefeldern und einzelnen Eichenpflanzungen bedeckt ſind, worauf man das Städtchen Lora mit ohngefähr 3000 Einwohnern erreicht. Es liegt am Fuße ſehr hoher Gebirge auf einem Hügel, der von dem Xenil bewäſſert wird, und hat ein ſehr fruchtbares, mit Blumen- Oliven- und Obſtbaumpflanzungen bedecktes Gebiet. Man findet zu gleicher Zeit ſehr viel Haſen und Caninchen daſelbſt. Der Weg führt nun Anfangs in der Ebene fort, dann aber einen hohen Berg hinauf, wo man bereits die ganze herrliche Vega von Granada erblickt, durch die man nachher vollends die Hauptſtadt erreicht.

Granada liegt nämlich an dem einen Ende dieſer Ebene nicht weit von der Sierra Nevada entfernt. Es ſind bey dieſer Stadt vier Theile zu unterſcheiden, die man ſchon von den Zeiten der Mauren her kennt. Sie heißen Granada, Alhambra, Albayzin, und Antequerula. Granada im eigentlichen Sinne iſt der ſchönſte, angenehmſte, wichtigſte und bevölkertſte Theil der Stadt. Er liegt theils in der Ebene, theils in dem kleinen Thale, das die gleich zu nennenden Hügel trennt. Man findet ſchöne Gebäude, große Gärten, herrliche Plätze und eine Menge Springbrunnen daſelbſt; es iſt zu gleicher Zeit der Wohnſitz aller Autoritäten des Adels, der Geiſtlichkeit und der wohlhabenden Bürgerklaſſen überhaupt.

Alhambra iſt eigentlich nur eine große Feſtung, die auf einem, Sierra del Sol genannten, Hügel liegt, die aber wegen des noch vorhandenen mauriſchen Pallaſtes und der vortrefflichen Ausſicht auf die Vega in hohem Grade merkwürdig iſt. — Albayzin iſt wie eine Art Vorſtadt auf dem zweyten Hügel erbaut, und durch einen Wall von der eigentlichen Stadt getrennt. — Antequerula iſt ebenfalls eine Vorſtadt, die aber in der Ebene liegt. Sie ward durch eine Colonie von Antequera angelegt, und iſt meiſtens von Färbern und Seidenarbeitern bewohnt. Granada, im Ganzen zuſammen genommen, wird außerhalb von dem Xenil bewäſſert, während der Darro mitten hindurch fließt. Die Bevölkerung, ehedem unter den Mauren 400,000 Seelen ſtark, iſt jetzt bey demſelben Umfange des Ganzen auf 50,000 eingeſchränkt.

Unter den öffentlichen Gebäuden von Granada verdienen außer dem Pallaſte der Alhambra noch die Domkirche, die Igleſia de Nebrija (zum Theil auch wegen der vortrefflichen Statuen von Alonzo Cano) die beyden großen Hoſpitäler und die Alcazeria (eine Art Kaufhaus) beſondere Aufmerkſamkeit. Unter den Plätzen zeichnet ſich die Plaza mayor in der Mitte der Stadt, El Campo bey der Einfahrt von Antequera her, und die Vivarambla auf der entgegengeſetzten Seite aus. Die meiſten Häuſer ſind noch nach alter mauriſcher Art mit Springbrunnen, und gewöhnlich in den Höfen verſehen. Dieß iſt im Sommer eine ſehr große Annehmlichkeit, beſonders wenn der Hof oben mit Leinwand überzogen wird. Man befindet ſich dann wie in einem kühlen Zelte, und iſt durchaus vor der Sonne geſchützt. Wirklich bringen auch die Einwohner während der heißen Monate faſt den ganzen Tag in ihren Höfen zu.

Was die Induſtrie und den Handel von Granada anlangt, ſo ſind beyde von keiner Wichtigkeit. Man findet blos ein Paar mittelmäßige Seidenfabriken, eine Pulverfabrik für Rechnung des Königs, und eine Salpeterraffinerie. Für den öffentlichen Unterricht iſt durch eine ſchlecht organiſirte Univerſität, und durch eine mathematiſche Academie geſorgt; beyde befinden ſich indeſſen in einem Zuſtande der Auflöſung. Etwas thätiger iſt die öconomiſche Societät, wenigſtens trägt ſie nach Kräften zur Belebung des Ackerbaues bey. Die Einwohner von Granada ſind übrigens dafür bekannt, etwas weniger Windbeutel und Renommiſten, als ihre Nachbarn die Sevillaner, zu ſeyn.

Wir ſchließen mit einer kurzen Beſchreibung des Pallaſtes der Alhambra, deſſen bereits oben erwähnt worden iſt. Die Alhambra oder Citadelle liegt bekanntlich auf einem Hügel, der die ganze Ebene beherrſcht. Es führt eine lange, ſich hin und her windende Ulmenallee hinauf. Dieſe iſt mit mehrern Bächen durchſchnitten, und mit einem ſchönen marmornen Springbrunnen verziert, deſſen Waſſerſtrahl ſich über die Gipfel der Bäume erhebt.

Man findet zuerſt den neuen Pallaſt, der auf Befehl Carls I. (Kaiſer Carls V.) erbauet worden iſt, und auf einem großen Platze liegt. Es iſt ein freyſtehendes viereckichtes, aus lauter Quadern beſtehendes Gebäude, das einen vortrefflichen Eindruck macht. Im Innern befindet ſich ein großer runder Thurm, der mit zwey ſchönen Säulengängen, einer über dem andern, umgeben iſt. Die Zimmer dieſes Pallaſtes ſind ſehr reich decorirt, das Ganze wird aber vernachläſſigt und kommt in allmählichen Verfall.

Jetzt folgt eine Art von Ravelin, wo die Statüen Ferdinands V. und ſeiner Gemahlin zu ſehen ſind. Endlich erblickt man den alten mauriſchen Pallaſt, der jedoch nur zum Theil erhalten worden iſt. Um nämlich Platz für jenen neuen zu erhalten, ward ein Flügel des alten demolirt. Das noch vorhandene Ganze gleicht von außen einem gewöhnlichen Schloſſe, und iſt mit ſtarken Mauern umringt, die mit Baſtionen und dicken Thürmen verſehen ſind. Das Schloß ſelbſt iſt aus lauter großen viereckichten Werkſtücken zuſammengeſetzt.

Man paſſirt ein Thor, das durch einen großen viereckichten Thurm gebrochen iſt. Oben darüber ſieht man eine Hand und einen Schlüſſel ausgehauen, eine Hieroglyphe, die die Unüberwindlichkeit andeuten ſoll.*) Jetzt folgt der erſte Hof, ein länglichtes Viereck mit weißem Marmor gepflaſtert und einem herrlichen Säulengange umringt. Die Seiten, die Gewölbe deſſelben u. ſ. w. ſind vortrefflich verziert, und mit mehrern arabiſchen Inſchriften bedeckt. In der Mitte des Hofes befindet ſich ein langes Baſſin, mit fließendem Waſſer und in genugſamer Tiefe zum Schwimmen, angefüllt. Auf beyden Seiten laufen Blumenſtücke und Orangenalleen daran hin. Es war zum Baden für die königlichen Hofbedienten beſtimmt.

---

*) So wenig dieſe Hand den Schlüſſel nehmen wird, ſo wenig werden die Feinde das Schloß zu erobern im Stande ſeyn.

Der zweyte Hof bildet ebenfalls ein längliches Viereck, und iſt ebenfalls mit einer reichverzierten Gallerie umringt. An den beyden hinterſten Enden des Vierecks erheben ſich zwey herrliche Kuppeln, und in der Mitte des Hofes iſt abermals ein großes Baſſin mit einer ganz vortrefflichen alabaſternen Kuppel verſehen. Eben ſo merkwürdig iſt das Innere des Gebäudes ſelbſt. Man findet eine beträchtliche Menge Zimmer darin, wovon jedes ſeinen Alcoven mit einem Springbrunnen hat. Bauart und Verzierung dieſer Gemächer, beſonders der gewölbten, ſind ſehr bemerkenswerth.

Noch höher als dieſer Pallaſt, und faſt auf der Spitze des Hügels, liegt ein altes mauriſches Luſtſchloß, der Xeneralif. Der daran befindliche

Garten iſt wegen ſeiner herrlichen Ausſicht, ſeiner vortreflichen Baumpflanzungen und der vielen Springbrunnen, ein höchſt angenehmer Aufenthalt. Unter den letztern ſieht man einen, deſſen armsdicker Waſſerſtrahl ſich über das Dach des Schloſſes ſelbſt erhebt. Auf der Spitze des Hügels liegt die Kirche zu Sta. Helena; es iſt eine ehemalige Moſchee.

Die ſogenannte Vega de Granada iſt unſtreitig die ſchönſte Ebene von Andaluſien überhaupt. Sie mag bey einem Umfange von dreyßig Leguas neun bis zehn im Durchmeſſer haben, und wird nördlich durch die Sierra Nevada und die Gebirge Elvira begränzt, während ſie auf den andern Seiten mit lieblichen reichbepflanzten Hügeln, die ſich amphitheatraliſch erheben, eingefaßt iſt. Von fünf Flüſſen, dem Darro, Xenil, Dilar, Vagro und Monachil, durchſtrömt, überdem mit mehrern Canälen und einer unzählbaren Menge Quellen verſehen, hat ſie die vollkommenſte und reichlichſte Bewäſſerung.

Daher denn aber auch die eben ſo üppige als mannichfaltige Vegetation, daher der Ueberfluß an Früchten, an Produkten aller Art, worunter man ſelbſt das Zuckerrohr bemerkt. Dabey iſt ſie hin und wieder mit ſchönem Wieſenlande und mit herrlichen Gehölzen bedeckt. Eines der angenehmſten von dieſen iſt der ſogenannte Soto de Roma, faſt im Mittelpunkte der Vega überhaupt. Es mag eine Legua lang, und ungefähr eine halbe breit ſeyn, und hat der ſchönen Bäume in Ueberfluß. An den Enden deſſelben befinden ſich einige Meiereien mit Ackerland umringt.

3.

Reiſe von Malaga nach Gibraltar.

Alhaurin (Dorf.)	3	Leguas.
Marbella (Stadt)	5	—
Eſtepona (Stadt)	5	—
Venta de Guayaro	4	—
Gibraltar	3	—
Zuſammen	20	Leguas.

Man verläßt Malaga und geht über den Guadal Medina, der bey ſeinem Austreten den benachbarten Stadtquartieren häufigen Schaden thut. Ein abſcheulicher Weg führt zu einem zweyten Fluſſe, Rio del Rey genannt, den man meiſtens mit großer Gefahr paſſirt. Hierauf folgen die Huertas de Alhaurinejo, die man aber ſehr bald wieder mit wüſtliegenden Feldern abwechſeln ſieht. Eben ſo bieten die beyden letzten Leguas bis Alhaurin ſelbſt nichts als einförmige, mit Geſträuchen, beſonders mit Zwergpalmen, bedeckte Hügel dar.

Bey dem genannten Dorfe hingegen gewinnt die Landſchaft auf einmal eine ganz andere Geſtalt. Alhaurin liegt nämlich auf einer kleinen Anhöhe, mit tauſenden von Fruchtgärten umringt. Man findet die üppigſte Vegetation, die reichſte Bewäſſerung, und unter dieſen dickbelaubten Bäumen den kühlſten Schatten, ſelbſt wenn die Sonne am höchſten ſteht. Die Einwohner von Malaga pflegen es daher allen übrigen Dörfern zum Sommeraufenthalte vorzuziehen. Uebrigens hat Alhaurin eine Bevölkerung von 1000 Seelen, beſitzt eine gute Seifenfabrik, die auch etwas nach den Colonien ſchickt, und verführt ſeine trefflichen Früchte nach Malaga. Schade nur, daß der Weg nach der genannten Stadt im Ganzen ſo ſchlecht, und alſo die Verbindung ziemlich ſchwierig iſt.

Die folgenden fünf Leguas bis Marbella ſind gebirgigt und durchaus unbebaut. Man ſieht nichts als wildwachſende aromatiſche Geſträuche u. ſ. w., worunter z. B. der Rosmarin ſechs Fuß hoch wird. Eben ſo trifft man in allem nur zwey bis drey Meiereien, (El Puerto de Gomez und las Chapas de Marbella) an. Wieviel fruchtbares Land, das völlig unbenutzt liegt! Eben ſo böten die vielen Korkeichen, Tannen u. ſ. w. ſehr gute Erwerbszweige dar.

Marbella ſelbſt liegt am Ufer des Meeres, am Fuße hoher Gebirge, im Hintergrunde einer kleinen Bay, die aber für keine großen Schiffe zugänglich iſt. Die Einwohner, ungefähr 1100 zuſammen, ernähren ſich von der Fiſcherey und dem Ackerbau, wiewohl letzterer großer Erweiterungen bedarf. Am einträglichſten iſt der Zuckerbau, beſonders ſeitdem Herr Grivegnee von Malaga ſeine neue Mühle und Siederey errichtet hat (1800). Jene kann in vier und zwanzig Stunden 6500 Arrobas (zu 25 Pfd.) Rohr vermahlen; dieſe iſt mit Reverberiröfen verſehen.

Sehr anſehnlich iſt auch der Ertrag der ſüßen Eicheln (Quercus esculus), von denen man jährlich an 200,000 Arroben in den Gebirgen zu ſammeln pflegt. Eben ſo wurden ehedem große Quantitäten Wacholderbeeren nach England (zur Färberey) verſchifft. Dieſes geſchah über Cadiz und Malaga, wohin, ſo wie nach Ceuta, beſtändig kleine Schiffe mit Kohlen, Holz und Kork (für

Rechnung

Rechnung der Marine) ingleichen mit Häuten, Wein, Roſinen und Reißbley (Piedra lapiz) u. ſ. w. gehen.

Die fünf Leguas bis Eſtepona führen unausgeſetzt nur ohngefähr hundert Toiſen vom Meere hin. Die Gegend iſt eben, der Weg von einigen Flüſſen und einer großen Menge Bäche durchſchnitten, die Landſchaft mit wenig Ausnahmen (z. B. der Zuckerrohrfelder zwiſchen den Flüſſen Guadalſa und Gualmina) völlig unbebaut. **Eſtepona** ſelbſt liegt am Fuße der Sierra Bermeja, am Ufer des Meeres, und nimmt ſich mit ſeiner hübſchen Häuſerreihe recht artig aus. Die Einwohner, 2500 an der Zahl, treiben guten Ackerbau und etwas Viehhandel, oder leben von der Fiſcherey, der Küſtenfahrt, und einiger Fabrikarbeit. Die Gegend von Eſtepona bietet nämlich eine Menge Gemüß- und Frucht-Gärten dar, eben ſo findet ſich auf der Sierra gutes Weideland; auch wird auf den Abhängen ein vortrefflicher Deſertwein gebaut. Die Küſtenfahrt wird von ſechzig Booten betrieben, die mit Gemüſen und Früchten nach Cadiz, Isla de Leon, und Malaga gehen. Die Induſtrie von Eſtepona zeigt ſich in drey Töpferfabriken, eben ſoviel Ziegelbrennereyen, und ohngefähr zwanzig Stühlen zur Fabrikation von gewöhnlicher Hausleinwand.

Von Eſtepona bis zur Venta de Guayaro findet ſich keine einzige Ortſchaft, ja kein einziges Haus. Indeſſen ſieht man rechts durch mehrere Bergketten hindurch in der Entfernung den Flecken Manilva liegen, der ſeines vortrefflichen rothen Weines wegen im Rufe ſteht. Von der Venta ſchlägt man Anfangs die Straße nach San Roque ein, findet aber auf dem halben Wege einen Fußſteig, der links über die Gebirge geradesweges nach Gibraltar führt.

Ehe man aber dieſe Feſtung ſelbſt erreicht, muß man erſt noch die ſpaniſche Linie paſſiren, die ſogleich näher beſchrieben werden ſoll. Zu dieſem Ende geht man immer auf der ſandigen Landzunge fort, die öſtlich vom Mittelmeer, weſtlich von dem Ocean in der Bay beſpült wird. Der Sand iſt an einigen Stellen anderthalb, an andern fünf Fuß tief; eben ſo iſt der Iſthmus ſelbſt an der weſtlichen Seite ungleich niedriger, als an der öſtlichen. Man ſchreibt dies den heftigen Oſtwinden zu, deren Wirkung ſich auf jeder Seite natürlich entgegengeſetzt iſt.

Die ſpaniſche Linie durchſchneidet die Erdzunge in ihrer ganzen Breite, und beſteht aus einer doppelten Mauer, die in der Mitte durch zwey Baſtionen und an jedem Ende durch ein Fort (öſtlich de Sta. Barbara, weſtlich San Felipe) vertheidigt wird. Man muß hier ſeine Päſſe vorzeigen, auch befindet ſich ein Grenzzollhaus daſelbſt. So wie man die Linie verlaſſen hat, befindet man ſich in dem ſogenannten Pays neutro, eine Sandebene von ohngefähr einer halben Legua, die den engliſchen Offizieren in Friedenszeiten zu kleinen Excurſionen dient. Auch landen die in der Bay fiſchenden Fiſcher daſelbſt.

Auf der öſtlichen Seite derſelben befindet ſich eine große Lagune, und auf der weſtlichen, nicht weit vom Landthore der Feſtung, iſt eine zweyte künſtliche angelegt. Während alſo der Weg durch jene ſchon ziemlich ſchmal geworden iſt, wird der Zugang durch dieſe noch mehr erſchwert, und iſt zu gleicher Zeit allen Batterien der Nordſeite ausgeſetzt. Welche Menge Kanonen darauf ſpielen, kann man am beſten am Fuße des Felſens ſehen. Man erblickt da eine unzähliche Menge von Schießlöchern in lauter parallelen Reihen, eine über der andern, bis zum Gipfel hinauf, ſo daß der Felſen ganz ausgehöhlt zu ſeyn ſcheint.

4.

Gibraltar.

(Als Anhang.)

Man unterſcheidet vor allen Dingen den Berg und die Stadt, die an dem Fuße deſſelben liegt, wiewohl man beyde unter demſelben Namen zu begreifen pflegt. Der Berg iſt ein Vorgebirge, das ſich drey Viertel Legua weit ins Meer erſtreckt, und an 1200 Toiſen über die Oberfläche deſſelben erhaben iſt. Die Länge dieſer Felſenmaſſe wird zu 5200 Varas (3 franz. Fuß) die größte Breite zu 1500 Varas, die größte perpendiculäre Höhe zu 510 V. und der Umfang (alle Molen, Buchten und Winkel mit eingerechnet) zu 13200 V. beſtimmt. Der ganze Berg iſt über und über mit Batterien bedeckt, ſo daß von der Punta de Europa in Süden bis auf den höchſten Theil des Felſens im Norden kein einziger zugänglicher Punkt vernachläſſigt iſt.

Die vorzüglichſten Befeſtigungen wurden indeſſen erſt nach der lezten Belagerung in den Jahren 1754 — 1790, und zwar durch den damaligen Gouverneur, den General O-Hara, angelegt.

Es iſt zum Erſtaunen, mit welcher ungeheuren Arbeit alles in den lebendigen Felſen gehauen iſt. Man ſieht hier eine Reihe ſolcher groſſer und hoher Gewölbe, daß man ganz bequem hindurchreiten, und die ganze Garniſon darin campiren laſſen kann. Alle dieſe Gallerien, worunter die St. Georgs-Gallerie die gröſte iſt, ſind nun über und über mit Kanonen beſetzt, deren Schießſcharten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit gearbeitet ſind. Um aber zugleich jene Gallerien mit allen übrigen Batterien auf dem ganzen Umfange des Berges in Verbindung zu bringen, iſt ein Wendelſteig angelegt, der ebenfalls überall beritten werden kann, und ungeheure Summen gekoſtet hat.

Auf dem höchſten Punkte des Felſens befindet ſich der St. Georgs Thurm, der aber nur zur Hälfte vollendet iſt. Es ſollte eine Art Wartthurm werden, der die Bay und den Hafen von Cadiz beherrſcht, das Ganze blieb aber auf Befehl der Regierung unausgeführt. Indeſſen reicht die Ausſicht in der Runde wirklich auf vierzig Leguas weit. Weiter hinunter findet man die St. Michaels-Höhle, die wegen ihrer Stalaktiten merkwürdig iſt. Man kann von dort aus die ſüdliche Hälfte der Stadt mit den Caſernen, den Marinegebäuden u. ſ. w., ingleichen auch den Exercirplatz überſehen. Letzterer iſt mit Bäumen eingefaßt, und ſo geräumig, daß die ganze Garniſon von 6000 Mann ſehr bequem darauf manöuvriren kann.

Noch tiefer hinunter an dem Abhange des Berges, von dem ſogenannten Königswege an, ſind eine Menge Landhäuſer, zum Theil mit ſehr artigen Gärten, befindlich, auf denen das Auge mit Wohlgefallen verweilt. Auf derſelben Linie ſind auch acht prächtige bombenfeſte Ciſternen angelegt; worin man 40,000 Tonnen Waſſer (jede zu 710 Pfd.) aufbewahren kann. Zu dieſem Ende wird alles von dem Felſen auf dieſer Seite herabkommende Waſſer geſammelt, und vorher noch in großen Keſſeln filtrirt. Dies von dem Felſen, jetzt von der Stadt Gibraltar ſelbſt.

Die Stadt Gibraltar liegt am Fuße deſſelben auf der Weſtſeite, die die Bay beſpült. Sie hat bey einer Bevölkerung von 3000 Seelen eine Garniſon von 6000 Mann, iſt ſehr gut, ganz auf engliſche Art gebaut, und bietet mit ihren Mauern, Baſtionen, Forts u. ſ. w. auch auf dieſer Seite treffliche Vertheidigungswerke dar. Indeſſen ſcheint dennoch die ſogenannte Königsbaſtey, gegen welche auch die ſchwimmenden Batterien gerichtet werden ſollten, noch immer der ſchwächſte Punkt zu ſeyn.

Wenn man auf der Südſeite von dem Felſen herunter geſtiegen iſt, ſo kommt man durch das Südthor in die Stadt. Hier wird man zuerſt linker Hand ein anſehnliches Gebäude, die öffentliche Offiziers-Bibliothek, gewahr. Sie iſt ſehr bedeutend, beſonders was die neuern Werke betrift. Weiterhin folgt das Haus des Gouverneurs mit einem ſchönen Garten, der im Sommer jeden Donnerſtag und Sonntag zu ſtark beſuchten Abendpromenaden geöffnet wird.

Jetzt kommt man rechts bey der katholiſchen Kirche vorbey, und befindet ſich in der großen Hauptſtraße, die beinahe die ganze Stadt durchſchneidet, und über eine kleine Stunde lang iſt. Man ſieht ſich hier auf einmal, wie in eine der lebhafteſten Straßen von London verſetzt. Dieſelben Trottoirs, dieſelben kleinen Häuſerthüren, dieſelben hohen Gewölbfenſter, derſelbe Reichthum, dieſelbe Mannichfaltigkeit der koſtbarſten Waaren aller Art, endlich daſſelbe Getümmel, und dieſelbe Menge Menſchen, Karren u. ſ. w., von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang.

Eine Eigenthümlichkeit von Gibraltar iſt es, daß alle Häuſer ſchwarz angeſtrichen, und bloß die Etagen durch weiße Streifen bezeichnet ſind. Indeſſen ſcheint dieſer Gebrauch doch auf ſehr guten Gründen zu beruhen. Einmal wird dadurch der Reflex der Sonnenſtrahlen gemildert, was unter dieſer Breite gewiß von Wichtigkeit iſt. Zweytens wird auf dieſe Art die Stadt vor dem Feind weit beſſer maskirt.

Ueberhaupt iſt die militairiſche Polizey von Gibraltar muſterhaft. Sobald es dunkel geworden iſt, werden überall eine Menge Nachtpoſten ausgeſtellt, und mehrere Patrouillen und Ronden viſitiren nun unaufhörlich in der Stadt herum. So gut die Straßen erleuchtet ſind, ſo darf doch niemand ohne Laterne ausgehn. Ueberdem muß man mit einer Sicherheitskarte, von dem Gouverneur unterzeichnet, verſehen ſeyn, damit man ſich gehörig ausweiſen kann. Eben ſo muſterhaft iſt auch für die Geſundheit und Reinlichkeit der Stadt geſorgt.

Außer den katholiſchen und proteſtantiſchen (anglicaniſchen) Einwohnern, findet man auch eine große Menge Juden zu Gibraltar, deren Anzahl ſich mit jedem Jahr vermehrt. Sie leben hier in vollkommner Ruhe und Sicherheit, und benutzen die Handelsvortheile von Gibraltar mit großer Geſchicklichkeit. Gibraltar iſt nämlich ein Freyhafen, der den das Mittelmeer und den Ocean beſchiffenden Nationen gleichſam zum Stapel ete dient. Es befinden ſich daher auch beynahe von allen europäiſchen Nationen Conſuls daſelbſt.

Den meiſten Handel mit Gibraltar führen die Dänen, Schweden, Holländer und Nordamerikaner, von welchen letztern ebenfalls ein eigener Conſul daſelbſt anſäſſig iſt. Alle dieſe Nationen holen hier ſpaniſche Weine, Brandweine, Südfrüchte u. ſ. w., ingleichen afrikaniſches Wachs und friſches Fleiſch in Menge ab. Sie laſſen dafür Taback, Maſten, Theer, Rum, Mais, Baumwolle, Mehl, Anis, Zucker, Pfeffer u. ſ. w., für ihre Rechnung verkäuflich zurück.

Die Kaufleute zu Gibraltar ſelbſt ziehen die ſpaniſchen Produkte, deren ſie zur Ausfuhr bedürfen, aus Cadiz, Malaga, Barcelona, u. ſ. w., importiren aber dagegen auf alle benachbarte Küſtenpunkte, ſowohl zu Waſſer als zu Lande, eine Menge Schleichwaaren aller Art. So ſehr man nun auf ſpaniſcher Seite dieſer Contrebande durch Küſtenwächter, Zollkutter, mobile Colonnen u. ſ. w.

Einhalt zu thun verſucht, ſo wenig kann man dennoch verhindern, daß die Handelsbilanz immer zum Nachtheil Spaniens bleibt.

Dieß mag hinreichen, um einige Notizen über eine Beſitzung zu geben, die für die Engländer als marinariſche Poſition, für ihre Flotte u. ſ. w., und als mercantiliſcher Stützpunkt für ihrem Handel im Mittelmeer, nach den Küſten von Afrika u. ſ. w., immer höchſtwichtig und unentbehrlich bleiben wird.

III.

Die Provinz Sevilla.

1.

Reiſe von Cordova nach Sevilla.

Mangonegro (Venta) . . .	3	Leguas.
La Carlota (Dorf). . . .	3	—
Ecija (Stadt)	4	—
La Luiſiana (Dorf) . . .	3	—
Carmona (Stadt)	3	—
Sevilla	5	—
Zuſammen	21	Leguas.

Die Grenze iſt nicht weit von der Stadt Cordova ſelbſt; die man von dieſem Standpunkte aus höchſt pittoresk auf einem ſanften Abhange am Guadalqvivir (ſprich Qualquivir, die vorletzte Sylbe kurz) liegen ſieht. Die ehedem ſo öde und traurige Landſchaft bietet jetzt alle Vortheile der Bevölkerung und des Anbaues dar. Auch hier wurde nämlich eine neue Colonie angelegt, deren Hauptort la Carlota iſt. Nur ſchade, daß auch ſie daſſelbe Schickſal, wie die auf der Sierra Morena zu haben ſcheint.

Zwiſchen Reben- und Olivenpflanzungen, kommt man in der Stadt Ecija an. Sie liegt in einer Ebene, die von zwey hohen Bergen eingeſchloſſen wird, iſt überdem am weſtlichen Ufer des Xenil, zwiſchen zwey anſehnliche Hügel eingezwängt, und gilt daher für den heißeſten Aufenthalt in der ganzen Provinz Andaluſien. Die Bevölkerung wird auf 20,000 Seelen geſchätzt, das Gebiet der Stadt iſt wegen ſeiner Fruchtbarkeit berühmt. Es wird unter andern auch Baumwolle daſelbſt gebaut; eben ſo iſt vortreflicheſ Wieſenland vorhanden, das man zu einer bedeutenden Viehzucht benutzt.

La Luiſiana iſt ebenfalls ein Dorf der obengedachten neuen Colonie, es verfällt aber immer mehr. Carmona hingegen iſt eine ſehr alte Stadt, deren ſchon unter Cäſar Erwähnung geſchieht.

Bey einer Bevölkerung von kaum 4000 Einwohnern beſitzt ſie dennoch ein ſehr fruchtbares Gebiet, wo Waizen, Wein und Oel, beſonders letzteres im Ueberfluß gedeiht. Es werden daher in der Gegend über hundert Oelmühlen gezählt. Die letzten fünf Leguas bis Sevilla führen faſt beſtändig zwiſchen Reben- und Olivenpflanzungen hin; die mit hohen, ſtarken Aloen eingefaßt ſind. Welch ein ſchönes, reiches und fruchtbares Land, und dennoch welche geringe Bevölkerung! Fünf ſtarke Leguas und keine einzige Ortſchaft bis Sevilla!

Sevilla mit 96 000 Einwohnern, liegt in einer ſchönen und großen Ebene, am linken Ufer des Guadalquivir. Das Ganze bildet eine Zirkelform, und iſt mit ſchönen hohen Mauern eingefaßt, die mit 166 Thürmen verſehen ſind. Dieſe Mauern rühren noch aus den Zeiten der Römer her, und ſind ohne alle Steine, blos aus einem gewiſſen Kitt oder Mörtel zuſammengeſetzt, der vielleicht noch ſolider und härter iſt. Man zählt 12 Thore und mehrere Vorſtädte, worunter Triana am rechten Ufer des Guadalquivir die ſchönſte und freundlichſte iſt. Es führt eine Schiffbrücke hinüber, die mit der Ebbe und Fluth abwechſelnd zu fallen und zu ſteigen pflegt.

Die Straßen von Sevilla ſind eng, winklich, unregelmäßig und meiſtens ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer aber ſind ziemlich gut gebaut. Sehr viele derſelben haben große, mit Gallerien und Springbrunnen verſehene Höfe, die man im Sommer mit einem Sonnendache überzieht, und ſtatt der Zimmer bewohnt. Schöne Plätze ſind mehrere vorhanden, z. B. der Börſenplatz, der Rathhausplatz, der Arſenalplatz u. ſ. w., die man wirklich imponirend nennen kann. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen das Rathhaus, die Tabacksfabrik, die Börſe, der Alcazar, die Domkirche und mehrere andere Kirchen, beſondere Aufmerkſamkeit. Fügen wir über eines oder das andere dieſer Gebäude einige Details hinzu.

Die Tabaksfabrik zeichnet ſich durch ihren Umfang, durch die trefflichen Baumaterialien, und die zierliche geſchmackvolle Architektur, ſehr vortheilhaft aus. Das Gebäude iſt 424 Fuß lang und 286 Fuß breit, es hat nicht weniger als 29 Höfe, und iſt (der Diebſtähle wegen) mit einem Graben umringt. Man ſchätzt die Baukoſten auf 9,250,000 Livres an. Die Börſe (La Lonja) macht einen imponirenden Effekt, wird aber des verfallenen Handels wegen zu keinen Geſchäften mehr gebraucht. Dafür dient ſie als Hauptarchiv für alle hiſtoriſche und diplomatiſche Urkunden, ſo wie für Charten, Plane u. ſ. w., die ſich auf das ſpaniſche Amerika beziehn, und ſeit einiger Zeit aus den Archiven zu Simancas und Madrid hier verſammelt worden ſind.

Der Alcazar iſt der alte mauriſche Königspallaſt, und wegen ſeiner großen Pracht beſonders ſehenswerth. Vorzüglich zeichnet ſich der große Saal durch ſeine künſtliche Stuckaturarbeiten, und mehrere daſelbſt befindliche Inſchriften, u. ſ. w. aus. Die Domkirche iſt ein großes, prachtvolles, gothiſches Gebäude, das einen ſehr merkwürdigen Schatz an Kirchengefäßen aller Art beſitzt. Die Kapellen ſind zum Theil mit mehreren vortrefflichen Gemälden von Murillo und andern großen ſpaniſchen Meiſtern verziert. Der neben der Kirche ſtehende Thurm la Giralda iſt 258 Fuß hoch, viereckicht, und eben ſo ſolid als zierlich gebaut. Es führt eine ſo breite und ſanftgeneigte Wendeltreppe hinauf, daß man zu zwey neben einander hinaufreiten kann. Vor andern Kirchen ſind beſonders die Igleſia de Sta. Maria la Blanca, de San Franciſco; de San Juan de la Palma, und de Santa Cruz, theils ihrer Gemälde, theils ihrer Statüen wegen, bemerkenswerth. Eben ſo verdient das Redemptoriſten- Auguſtiner- und Capuciner-Kloſter, wegen ſehr viel vortreflicher Gemälde von Murillo, alle Aufmerkſamkeit.

Der Himmel von Sevilla iſt außerordentlich ſchön, und das Clima, wiewohl im Ganzen mehr heiß als kalt, dennoch ſehr mild und angenehm. Die Lebensmittel ſind durchaus von vortreflicher Beſchaffenheit und immer in großem Ueberfluß; auch werden drey große Fondas und mehrere kleinere Poſadas gezählt, wo man gute Bewirthung finden kann. Das geſellſchaftliche Leben iſt höchſt angenehm, wozu der gute Ton der gebildeten Stände und die Grazie und Lebhaftigkeit der Weiber nicht wenig beyträgt. Man hat überdem ein gutes Theater, eine ſchöne öffentliche Promenade, (die Alameda) und rund um die Stadt die reizendſten Pflanzungen aller Art, wo manches ſehenswerthe Kloſter u. ſ. w. zu beſuchen iſt.

Dahin gehört z. B. das Hieronymiten-Kloſter Buena Viſta, eine Viertellegua von Sevilla, zum Macarena-Thore hinaus. Hier ſind mehrere trefliche Gemälde und Statüen zu finden, die jeder Kenner zu würdigen wiſſen wird. Eben ſo zeichnen ſich auch die Gärten durch ihre herrlichen

Orangen-, Citronen-, Cedern- und Myrthen-Pflanzungen u. ſ. w., ingleichen durch ihren ſchönen Blumenflor aus. Ein zweytes intereſſantes Kloſter iſt die Carthauſe, Nueſtra Señora de las Cuevas, eine Viertelslegua von Triana, auf dem Wege nach Santiponce, dem alten Italica.

Auch hier finden ſich eine Menge ſchöner und guter Gemälde (vorzüglich drey in der Sacriſtey von Zurbaran) die allein eines Beſuches würdig ſind. Hierzu kommt noch eine reiche Manuſcriptenſammlung, die zum Theil ſehr ſeltene Stücke enthält. Man findet z. B. die Chronick von San Iſidro, mit der Fortſetzung von Lucas de Tuy, ferner die Chronick der Könige von Spanien, vom Erzbiſchofe Don Rodrigo — ferner einen Livius, ein Jagdbuch mit illuminirten Kupfern vom König Alphons XI. u. ſ. w., alles in ſpaniſcher Sprache, darinn.

Santiponce ſelbſt, das alte Italica, iſt ein Dorf mit ohngefähr 150 Einwohnern, eine Legua von Sevilla. Auch hier befindet ſich ein ſehr ſchön gelegenes Hieronymiten-Kloſter, San Iſidro del Campo genannt. Die größte Merkwürdigkeit von Santiponce indeſſen, ſind die hier gefundenen Ueberbleibſel des römiſchen Alterthums, worüber man

das

das bekannte Werk von Florez nachſehen kann. Im Jahr 1799 ward noch ein ſchöner Moſaik-Fußboden hier entdeckt, den Herr Alexander Laborde in einem Prachtwerke beſchrieben und abgebildet hat. Die Gegend von Santipence iſt ſehr reizend, und mit ganzen Wäldern von Oliven-, Citronen- und Orangenbäumen bedeckt.

Was die Induſtrie und den Handel von Sevilla anbelangt, ſo ſind beyde ziemlich eingeſchränkt. Die anſehnlichſten Fabriken ſind noch die Seidenfabriken, bey denen man 1318 Stühle zählt, die Fayencefabrik, die recht artige Arbeiten liefert, und die Kanonengießerey und Tabaksfabrik, beyde für königliche Rechnung. Es ſind in der letztern 1404 Perſonen, nämlich 104 für die Büreaus und 1300 für die eigentliche Arbeit. Eben ſo ſind darin 201 Mühlen vorhanden, die man theils durch Pferde und Mauleſel, theils durch Maſchinen in Bewegung ſetzt. — Der in ältern Zeiten ſo blühende Handel von Sevilla hat ſich allmählich ganz nach Cadiz gezogen, ſo daß nur noch einige unbedeutende Geſchäfte mit Portugall, England und den weſtlichen Häfen des Königreichs im Gange ſind.

Für die literariſchen Verhältniſſe iſt durch eine Academie der Medicin und Naturgeſchichte, ingleichen durch eine Akademie der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften (die einzige dieſer Art in Spanien), ſo wie durch zwey Gymnaſien u. ſ. w., geſorgt. Oeffentliche Bibliotheken ſind zwey vorhanden, die Columbiſche, zuerſt von einem Sohne des Entdeckers angelegt, und die erzbiſchöffliche, von dem letztverſtorbenen (1795) Erzbiſchoffe legirt. Jene befindet ſich in einem Seitengebäude der Domkirche, und enthält manches ſeltene Werk; dieſe iſt im erzbiſchöfflichen Pallaſte aufgeſtellt, und verdient ebenfalls in mehrern Hinſichten Aufmerkſamkeit. Zwey auserleſene Privatbibliotheken ſind die des Grafen de la Aguila, und des Barons de Bruna. Mit erſterer iſt eine Manuſcripten- und Medaillen-Sammlung verbunden, bey letzterer befindet ſich ein Antiken- und ein Naturalien-Kabinet. Noch wollen wir bemerken, daß ſich in Sevilla auch eine ökonomiſche Geſellſchaft gebildet hat.

Die artiſtiſchen Verhältniſſe anlangend, ſo finden wir theils eine Maleracademie und Zeichenſchule, theils trefliche Gemäldeſammlungen im erzbiſchöfflichen Pallaſte, bey dem Marquis de Loreto, bey dem Grafen von Aguila, und bey dem Baron von Bruna. Jene hat auch ſehr viel Zeichnungen und Kupferſtiche aus den verſchiedenen Schulen geſammelt, dieſer hat eine Suite von Gemälden der beſten Meiſter, aus der ſevillaniſchen Schule zuſammengebracht. — Andere öffentliche Anſtalten von Sevilla ſind die freye Schiffahrtsſchule im Collegio San Telmo, für 200 Eleven, mehrere Hoſpitäler, ein Waiſenhaus, und ein Zuchthaus, von dem Stifter Caſa de Toribio genannt.

2.

Reiſe von Carmona nach Cadiz.

Alcala de Guadayra (Städtchen) .	5	Leguas.
Utrera (Stadt)	15	—
Xerez de la Frontera (Stadt)		
Isla de Leon	4	—
Cadiz	2	—

Zuſammen 26 Leguas.

Es iſt dies der letzte Theil der Hauptroute von Madrid nach Cadiz, der nicht über Sevilla führt. Wer daher von Sevilla nach Cadiz gehen will, muß ohngefähr zwey Leguas auf einem Seitenwege machen, bis er oberhalb Alcala de Guadayra wieder mit der Hauptroute zuſammentrifft *). Die ganzen fünf Leguas bis Alcala de Guadayra ſind vortrefflich angebaut, auch wird man ſeitwärts in der Entfernung Sevilla ſelbſt gewahr. **Alcala de Guadayra** iſt ein freundliches Städtchen von einigen tauſend Einwohnern, das in einer ſehr fruchtbaren Gegend an dem Fluſſe Guadayra liegt. Es hat ſehr viel Bäckereien, die mit ihrem vorzüglich guten und weißen Brode einen groſſen Theil von Sevilla verſehen. Man rechnet, daß täglich über 1000 Fanegas, oder 1200 Centner Mehl verbacken werden, was wirklich bedeutend iſt. Eben ſo geſucht ſind auch die Oliven von Alcala de Guadayra, indem man ſie für die größten und beſten zum Einmachen hält. Die ganze Landſchaft iſt daher theils mit Waizenfeldern, theils mit Olivenpflanzungen bedeckt.

Folgt **Utrera** mit einer Bevölkerung von 9000 Seelen, ebenfalls eine recht artige Stadt. Die Gegend bleibt fruchtbar und angenehm. Sie wird indeſſen immer reizender, je näher man Xerez

*) Man kann dieſe Reiſe auch zu Waſſer machen, und zwar in Friedenszeiten längs der Küſte hin, und in Kriegszeiten auf dem Guadalquivir über San Lucar de Barrameda, und Puerto de Sta. Maria. Vgl. Fiſchers Reiſe (2te Aufl.) S. 378 ff.

kommt. Die letzte Legua beſonders iſt zum Entzücken ſchön. Der Weg iſt mit Palmen-, Orangen-, Citronen-Bäumen u. ſ. w. eingefaßt, und neben dieſen laufen zierliche gemalte Staketen und Ruhebänke hin. Die Landſchaft gleicht einem großen herrlichen Garten voll der lieblichſten und üppigſten Vegetation aller Art. So kommt man unter den herrlichſten Anſichten in Xerez de la Frontera an.

Dieſe Stadt liegt in einer ſchönen Ebene an den Ufern des Guadalete, und hat eine Bevölkerung, die meiſtens auf 20,000 Seelen geſchätzt wird, aber gewiß beträchtlicher iſt. Die Straßen ſind breit, reinlich, und ſchön gepflaſtert, die Häuſer ſind heiter und gut gebaut, das Ganze macht einen höchſt angenehmen und freundlichen Eindruck. Die Einwohner leben theils von dem Ackerbau, theils von der Pferdezucht, theils von dem Fabrikweſen (Cattunfabriken werden 5 — 6 gezählt), theils von dem Handel mit ihren vortrefflichen Früchten, Gemüſen u. ſ. w., beſonders mit dem allgemein berühmten Xerez-Wein (ſpr. Cheres).

Noch befindet ſich eine Karthauſe zu Xerez, die in mehrern Hinſichten große Aufmerkſamkeit verdient. Einmal wegen der entzückend ſchönen

Lage und der herrlichen Gärten, mit denen das Kloſter umgeben iſt, zweytens wegen der vielen vortrefflichen Gemälde ſpaniſcher Meiſter, die theils in der Kloſterkirche, theils in der Sacriſtey zu ſehen ſind; drittens endlich wegen einer philantropiſchen Anſtalt, die dieſen Mönchen große Ehre macht.

Sie wenden nämlich die anſehnlichen ehemals zu täglichen Spenden u. ſ. w. beſtimmten Fonds ſchon ſeit mehrern Jahren ungleich beſſer an, indem ſie davon eine Penſion für 30 arme Kinder und 12 alte arme Pfründner beſtreiten, die durchaus muſterhaft organiſirt iſt. — Noch müſſen wir bemerken, daß Xerez de la Frontera auch eine öffentliche Bibliothek beſitzt. Es iſt die Privatbibliothek des Marquis de Villapanoz, der ſie mit großer Liberalität in ſeinem eigenen Hauſe zum allgemeinen Gebrauche eröffnet hat.

Nicht weit von der genannten Karthauſe paſſirt man den Guadalete auf einer ſteinernen Brücke, und tritt in jene große Ebene, wo einſt die Herrſchaft der Araber über Spanien durch eine Schlacht entſchieden ward (711. 11. Novemb.). Man findet hierauf die Brücke Suazo, zum Theil noch wirklich ein altes römiſches Werk, durch welch

Iſla de Leon auf dieſer Seite wieder mit dem feſten Lande verbunden wird, und erreicht hierauf die eben genannte Stadt.

Iſla de Leon iſt nämlich auf drey Seiten mit einem Canale umgeben, der 3½ Legua im Umfange, und bey voller Fluth 24 Fuß Tiefe hat, folglich die größten Schiffe tragen kann. Die gleichbenannte Stadt hat eine Bevölkerung von mehr als 40,000 Einwohnern, und zeichnet ſich durch Zierlichkeit und Wohlſtand aus. Es iſt gleichſam eine Fortſetzung von Cadiz, wo dieſelbe Induſtrie und derſelbe Handel getrieben wird. Die Hauptſtraße iſt faſt zwey Stunden lang, und auf beyden Seiten mit lauter Kaufmannsläden enge eingefaßt. Als eine eigenthümliche Fabrik von Iſla de Leon führen wir eine große Cattunfabrik an. Bemerkenswerth iſt auch der Marquis de Urena, indem er eine auserleſene Bibliothek, ein gutes phyſicaliſches Cabinet, ein ſchönes chemiſches Laboratorium, und eine intereſſante Gemäldeſammlung beſitzt.

Von Iſla de Leon führt ein ſchöner äußerſt lebhafter Weg vollends nach Cadiz hinein. Man legt nämlich die letzten anderthalb Leguas auf einem ſchmalen Landwege zwiſchen der Bay und dem

Ocean zurück, ſo daß man jene zur Rechten, dieſen zur Linken hat. So überblickt man die erſtere mit allen ihren Abtheilungen und Seitenarmen, und dem ganzen großen Maſtenwalde, der ſich gewöhnlich von der Carraca bis nach Cadiz erſtreckt, während man dieſen bis an den zuſammenfließenden Horizont in unermeßlicher Ausdehnung neben ſich fluthen ſieht. Gerade aus erkennt man die glänzende Häuſermaſſe der Stadt mit drohenden Wällen umringt, und mit einer Menge Thürme und Thürmchen verziert. Der ganze Weg ſelbſt iſt nichts als der ſchmälere Theil jener Erdzunge, an deren breiteren Ende Cadiz liegt. Er erſcheint indeſſen als ein mächtiger Damm, den eine kühne Hand durchs Meer gezogen hat, über welches er noch zehn Klaftern hoch erhaben und gerade für zwey Wagen breit genug iſt.

Die Stadt Cadiz ſelbſt mit 70,000 Einwohnern bildet beynahe ein Viereck, und iſt auf allen Seiten, beſonders auf der Landſeite, mit guten Feſtungswerken verſehen. Thore werden fünf, nämlich ein Landthor und vier Seethore gezählt. Der Raum iſt freylich im Ganzen ſehr ſorgfältig geſpart, doch ſind die Straßen noch immer bequem genug, und eigentlich weder breit noch ſchmal, ſondern nach einem gewiſſen Mittelverhältniſſe angelegt. Sie zeichnen ſich überdem durch ein vortreffliches Pflaſter, durch große Reinlichkeit, und ſehr gute Beleuchtung aus. Eben ſo fehlt es Cadiz nicht an freyen Plätzen, worunter die Plaza de la Mar die belebteſte, und die Plaza de San Antonio die ſchönſte, größeſte und regelmäßigſte iſt.

Die Häuſer von Cadiz ſind einfach aber gut, zum Theil ſelbſt mit Geſchmack und durchgängig den Bedürfniſſen des Clima's gemäß gebaut. Sie haben unter andern kleine Dachvorſprünge von italiäniſchem Schiefer, was die Straßen zwar düſterer aber auch ſchattiger macht. Eben ſo ſind die ſchöngepflaſterten Höfe, die man häufig als Säle gebrauchen kann, die um alle Stockwerke herumlaufenden Gallerien, die großen hohen luftigen Zimmer, und die kleinen ſchmalen Fenſter, endlich auch die platten Dächer mit ihren Blumenparterres und kleinen Obſervations-Thürmchen, der Aufmerkſamkeit jedes Fremden werth.

Sehr viel ausgezeichnete öffentliche Gebäude findet man dagegen nicht in dieſer Stadt. Höchſtens verdient das große Hoſpital, das Zollhaus und die Domkirche angeführt zu werden, obgleich letztere nach einem ſehr fehlerhaften Plane erbaut worden iſt. Einige andere Kirchen, z. B. die Kapuzinerkirche, die Igleſia del Oratorio u. ſ. w. ſind blos wegen mehrerer vortrefflicher Gemälde von Murillo bemerkenswerth.

Das Clima von Cadiz iſt eben ſo geſund als angenehm. Die Winter ſind dem Frühling ähnlich, die Sommer bey weitem nicht ſo heiß, als die Breite der Stadt vermuthen läßt. Nimmt man nämlich die Stunden von zehn bis ein Uhr aus, ſo wird die Hitze faſt beſtändig durch den Seewind temperirt. Sie ſteigt nur dann auf einen unerträglichen Grad, wenn der glühende Solano oder Südoſtwind aus Afrika herüberweht.

Was die ökonomiſchen Verhältniſſe von Cadiz anlangt, ſo lebt man daſelbſt vortrefflich, aber auf einem ſehr theuern Fuß. Eſſen und Trinken, Miethe und Kleidung, kurz alles wird wenigſtens um die Hälfte theurer, als in den andern ſpaniſchen Häfen, ja ſelbſt in Madrid, bezahlt. So vortrefflich indeſſen auch die Lebensmittel, die Weine u. ſ. w. nur immer ſeyn mögen, ſo geht doch Cadiz ein ſehr weſentliches Bedürfniß, nämlich das gute Trinkwaſſer, ab. Es muß daher aus Puerto de Sta. Maria herüber geholt werden, was aber bey ſtürmiſchem Wetter häufig unmöglich iſt.

Die Stadt ſelbſt hat freylich mehrere Brunnen, ſie geben aber nichts als ein hartes ſalziges Waſſer, das niemand trinken kann. Eben ſo wird das Regenwaſſer mit vieler Sorgfalt geſammelt und in unterirrdiſchen Ciſternen aufbewahrt, allein es wird natürlich nur zu bald ungenießbar. Es iſt daher kein Wunder, wenn man den Werth der jährlichen Waſſereinfuhr von Puerto Sta. Maria auf 96,000 Piaſter (480,000 Livres T.) anſchlägt, obgleich auch dieſes Waſſer noch keinesweges ſehr vorzüglich iſt. — Die Wirthshäuſer, beſonders die Fondas, ſind ganz vortrefflich eingerichtet, allein man lebt durchgängig ſehr theuer darin.

Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe von Cadiz ſind eben ſo mannichfaltig als angenehm. Alles athmet hier Vergnügen und Ueppigkeit. Der Ton iſt gut und beſſer als irgendwo in Spanien, Geſellſchaften, Bälle, Landpartien nach Chiclona u. ſ. w. wechſeln mit großer Lebhaftigkeit ab. Man hat gute Kaffeehäuſer, ein treffliches Nationaltheater, und ein großes ſehr gut unterhaltnes Leſekabinet (La Camorra). Die Spaziergänge ſind etwas beſchränkt, doch hat man wenigſtens die ſchönen breiten Wälle (am weſtlichen Ende mit Bäumen bepflanzt) und die Gartenanlagen vor dem Landthore, ebenfalls mit Alleen verſehen (die Alameda). Letztere Promenade bietet eine Menge Eis- und Caffee-Häuſer dar, wird des Abends erleuchtet, und iſt in der Regel ſehr ſtark beſucht.

Ueber die Induſtrie von Cadiz läßt ſich wenig ſagen, indem außer den gewöhnlichen Handwerkern nur ohngefähr zwanzig Seidenſtühle vorhanden ſind. Deſto anſehnlicher aber iſt der Handel, was ſich auch leicht aus der marinariſchen Lage von Cadiz erklären läßt. Dieſer Hafen communicirt nämlich eben ſo leicht mit dem Ocean, wie mit dem Mittelmeer, und iſt daher als der Centralpunkt des ſpaniſchen Welthandels anzuſehen. Wirklich haben hier auch faſt alle handeltreibende Nationen Conſuls, Faktoreyen und Handelshäuſer, und wirklich laufen hier jährlich an tauſend Schiffe und darüber, von allen Nationen und allen Flaggen, aus den vornehmſten Häfen Europens und Aſiens, Afrika's und Amerikas ein. Mehrere von dieſen Schiffen gehören nach Cadiz ſelbſt, wie man denn in dieſer Stadt allein an hundert Rheder zählt.

Die Ausfuhrartikel von Cadiz pflegen Oel, Salz, Wein, und Früchte zu ſeyn. Der Betrag des Salzes allein wird auf 20,000,000 Livr. Tourn. geſchätzt. Die Einfuhrartikel ſind engliſche Tücher, Quincaillerie- und Fiſch-Waaren, holländiſche Leinwand, Gewürze und dgl., franzöſiſche Leinwand, wollene Waaren, Theer (von Bayonne), Speck, und Mehl (eben daher und von Bordeaux), ſeidene Waaren, Goldſtoffe und dgl. (von Marſeille für mehr als 12,000,000 Livr.), ruſſiſche, ſchwediſche und däniſche Produkte (Hanf, Flachs, Eiſen, Schiffbauholz u. ſ. w.), nordamerikaniſche Produkte (Mehl, Fleiſch u. ſ. w.) und dergleichen mehr. Der wichtigſte und einträglichſte Handel von Cadiz iſt der mit den ſpaniſchen Colonien in Amerika, auch ſelbſt jetzt noch, wo Cadiz das Monopolium darin verloren hat. Alle Hauptgeſchäfte von und nach jenen Häfen werden nämlich noch immer über dieſen Platz gemacht, und alle europäiſchen und ſüdamerikaniſchen Waaren haben hier für ihre wechſelſeitige Beſtimmungen noch immer ihren Hauptſtapelplatz.

Von öffentlichen literariſch-artiſtiſchen Anſtalten in Cadiz bemerken wir eine gut organiſirte chirurgiſche Schule, die eine auserleſene chirurgiſche Bibliothek und einen eigenen botaniſchen Garten hat. Wir finden ferner eine Zeichenſchule, die mit einem ſehr guten Apparate verſehen iſt, und an 300 Schüler zählt, eben ſo eine Ingenieur-Academie, eine Navigations- und eine Lootſenſchule, mit denen ein Obſervatorium verbunden iſt, wo auch jährlich ein Schiffscalender (Almanac nautico) beſorgt wird. Von literariſch-artiſtiſchen Privatſammlungen u. ſ. w. erwähnen wir der Gemäldeſammlung von Don Joſeph de Murcia und Don Alfonſo Ocruley.

Letzterer beſitzt ohngefähr 200 Originalgemälde von Paul Veroneſe, Rubens, Vandyk, Piombo, Murillo, Velasqvez u. ſ. w., nebſt einer intereſſanten Suite von Münzen und Cameen, und einem Naturaliencabinette, das beſonders ſehr reich an mexicaniſchen und peruaniſchen Produkten iſt. Noch beträchtlichere artiſtiſche, literariſche und antiquariſche Schätze findet man bey Don Joſeph Martinoz. Dieſer Freund der Künſte und Wiſſenſchaften hat nicht nur eine große Kupferſtichſammlung, eine intereſſante architektoniſche und antiquariſche Bibliothek, ſondern auch eine Menge alter und neuer Denkmäler, und eine koſtbare Gemäldegallerie von Titian, Leonardo de Vinci, Velasquez, Murillo, Jul. Romano, Ribera, Zurbaran, Jordan u. ſ. w. zuſammengebracht.

Wir ſchließen mit einigen Bemerkungen über die Bay von Cadiz, und die vorzüglichſten Umgebungen derſelben, die der Aufmerkſamkeit am meiſten würdig ſind. Die Bay iſt eine der größten von Europa, ihr Umfang wird auf 10 — 12 Leguas, ihre Länge auf 7 — 8, ihre größte Breite auf 3 — 4 Leguas geſchätzt. So wie man in dieſelbe einzulaufen anfängt, wird man rechts das Fort San Sebaſtian, links die Batterien von Rota gewahr. Weiterhin erblickt man auf jener Seite die Wälle nebſt der Häuſermaſſe von Cadiz, und auf dieſer das Fort Sta. Catalina mit grünenden Pflanzungen umringt. Bald befindet man ſich der Stadt gegenüber, in der zweyten Abtheilung der Bay, und erkennt in der Entfernung den Eingang zu der dritten, ſonſt Puntalenbay genannt. Derſelbe wird rechts durch das Fort Matayorda, und links durch das Fort San Lorenzo beſchützt. Die zweyte Abtheilung der Bay iſt in der Regel für die Kauffartheyſchiffe, die dritte für die Kriegsſchiffe und Weſtindienfahrer beſtimmt. Ganz ſtreng indeſſen hat die angegebene Ordnung niemals Statt.

Die erſte intereſſante Umgebung der Bay, von Cadiz öſtlich gegangen, iſt Isla de Leon, wovon man die Beſchreibung bereits oben geleſen hat. Folgt weiter nördlich San Carlos, eine ganz neue Anlage, wo die ganze Adminiſtration des Arſenals und der Marine, die Seecadettenſchule, das Marinehoſpital nebſt mehrern großen Caſernen für die Seeſoldaten, entweder ſchon befindlich iſt oder nächſtens hinverlegt werden wird. Nur eine Viertellegua davon entfernt iſt die Caraca, oder das Arſenal ſelbſt, das mit den vorzüglichſten von Europa wetteiſern kann.

Es hat drey große Baſſins, wovon man das eine zum Kielholen der Fregatten, die zwey andern zum Kielholen der Linienſchiffe braucht. Eben ſo werden zwölf Werfte zur Erbauung aller Arten von Kriegsfahrzeugen gezählt. Hierzu kommen dann noch eine Menge Werkſtätte, z. B. Ankerſchmieden, Kanonengießereyen, Seildrehereien u. ſ. w. nebſt eben ſoviel Magazinen für Schiffsbedürfniſſe jeder Art. Man rechnet, daß täglich nicht weniger als 5,518 Perſonen das ganze Jahr hindurch in der Caracca beſchäftigt ſind. Die hier verfertigten Ankertaue ſollen die beſten in ganz Europa ſeyn.

Folgt Puerto Real, eine artige gut gebaute Stadt mit 10,000 Einwohnern, zwey Leguas von Cadiz, und ſeiner Salinen wegen bekannt.

Dieſe

Dieſe Salinen, 69 zuſammen, ziehen ſich in einer beträchtlichen Ausdehnung um die Bay herum, und liefern jährlich an 21 Mill. 300,000 Centner Salz. Es iſt, wie jedermann von ſelbſt erräth, ein reines Sonnenſalz aus dem Meerwaſſer criſtalliſirt, das blos durch folgende Operationen gewonnen wird: Man hat eine Reihe großer Baſſins in lauter gleich breite und tiefe Canäle abgetheilt, bringt vermittelſt kleiner Schleußen das Meerwaſſer hinein, und läßt dieſes ſo lange darin ſtehen, bis die feinſten Theile deſſelben ausgedünſtet ſind.

Hierauf wird es in ein zweytes Baſſin, und in etwas flächere Canäle geleitet, wo es ſich allmählich immer mehr verdickt, und bis zum Verwunden beizend wird. Hat es dieſen Grad von Stärke erreicht, ſo wird es einer dritten Evaporation in einem langen ſchmalen Canale ausgeſetzt, der um einen viereckichten Platz herumläuft, worin lauter dreyeckichte Baſſins befindlich ſind. Hat es ſich hier noch mehr concentrirt, ſo erfolgt endlich in den genannten Baſſins die vierte und letzte Evaporation, wobey aber die Maſſe, damit ſie nicht völlig coagelirt, beſtändig mit langen Rechen umgerührt werden muß.

Während dieſer Operation kommt nun das Salz theils auf der Oberfläche als weißer Schaum, theils auf dem Grunde als Bodenſatz zum Vorſchein. Jenes wird mit vieler Sorgfalt abgeſchöpft, weil es zwar ſchwach, aber ungleich weißer als das Sedimentſalz iſt. Dieſes muß eben ſo behutſam vor der völligen Verhärtung in Acht genommen werden, es wird daher im Augenblick der endlichen Cryſtalliſation ſogleich in Stücke zerſchlagen, und aus den Baſſins an die Luft gebracht, wo es dann vollends zerrieben wird. Fünf von dieſen Salinen ſind Eigenthum des Königes, der auch das Salzmonopol in ganz Spanien hat. Die übrigen vier und ſechzig gehören Privatperſonen, denen blos der Débit ins Ausland erlaubt iſt. Sie ſetzen das meiſte davon an die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden und Portugieſen ab.

Zwey Leguas von Puerto Real liegt das freundliche angenehme Städtchen Puerto de Santa Maria genannt. Der Weg dahin iſt vortrefflich, zwey Schiffbrücken führen über die beyden Arme des Guadalete, die man paſſiren muß. Die Straßen von Puerto de Santa Maria ſind eben ſo reinlich als gut gepflaſtert, die ſogenannte Calle ancha iſt eine kleine Stunde lang, mit lauter

Kramläden eingefaßt, und außerordentlich lebhaft. Die Häuſer ſind einfach aber geſchmackvoll gebaut, die auf der Weſtſeite haben eine vortreffliche Ausſicht auf Cadiz und die ganze Bay.

Längs dem Guadalete auf der andern Seite der Stadt zieht ſich eine vortreffliche Promenade mit mehrern Orangebaum Alleen, Blumenparterres, und wohlriechenden Geſträuchen hin, auch iſt die ganze benachbarte Gegend mit herrlichen Orangengärten u. ſ. w. bedeckt. Die Induſtrie ſcheint ziemlich beſchränkt, weil alle Thätigkeit auf den Handel gerichtet iſt, doch findet ſich eine Wachsbleicherey, und eine Cattunfabrik. Der Haupterwerb der Einwohner beſteht in ihrem Waſſerhandel, indem ſie nicht nur, wie geſagt, ganz Cadiz, ſondern auch die abgehenden Schiffe mit Waſſer verſehen. Die anſehnliche Bücher-, Gemälde- und Medaillen-Sammlung u. ſ. w. des Marquis de la Caneda, die ſich ſonſt in Puerto de Sta. Maria befand, iſt jetzt verkauft, und leider unter mehrere Beſitzer zerſtreut. Die Entfernung von Puerto de Sta. Maria von Cadiz (über die Bay) wird auf drey Leguas angegeben, und die Ueberfahrt gewöhnlich in einer Stunde gemacht.

Nicht an der eigentlichen Bay, aber wohl an einem Arme oder Canale derſelben, liegt das artige Dorf Chiclana, der Lieblingsaufenthalt der reichen Einwohner von Cadiz, beſonders im Herbſt und Frühjahr. — Mit der Fluth und mit gutem Winde kann man zu Waſſer in zwey Stunden dahin kommen, obgleich die Entfernung zu Lande an viertehalb Leguas beträgt. Chiclana zeichnet ſich durch eine Menge ſchöner Landhäuſer, durch treffliche Baumpflanzungen, und durch ſeine ſehr luftige Lage aus. Der Fremde bemerkt hier mit Erſtaunen, welchen ſtädtiſchen Luxus man mit allen Reizen des Landlebens in Andaluſien zu verbinden weiß.

3.

Reiſe von Cadiz bis an die granadiſche Grenze.

Isla de Leon	2	Leguas.
Xerez de la Frontera	4	—
Arcos (Stadt)	3	—
Algar (Städtchen) Broque (Dorf)	5	—
Grazalema (Flecken)	5	—
Zuſammen	19	Leguas.

Der Weg von Cadiz nach Iſla de Leon und nach Xerez de la Frontera iſt bereits oben beſchrieben worden, wo man auch das Weitere über dieſe Städte ſelbſt nachſehen kann. Zwiſchen Xerez de la Frontera und Arcos wird man ſehr viel Stuterey-Anlagen und ähnliche Gebäude u. ſ. w. zur Schaafzucht gewahr. Arcos ſelbſt, mit ohngefähr 12000 Einwohnern, liegt auf einem hohen Berge, der faſt ganz von dem Guadalete umgeben iſt. Die benachbarten Thäler und Hügel ſind vortrefflich angebaut, und beſonders mit zahlreichen Fruchtbaumpflanzungen bedeckt.

Der folgende Theil des Weges bis Broqve iſt ſehr gebirgigt. Man paſſirt Algar, das ohngefähr 400 Einwohner, und ſonſt nichts Merkwürdiges hat. Hinter Broqve befindet ſich der höchſte Punkt des Gebirges, der Puerto real, den man mühſelig genug erſteigen muß. Dafür iſt aber auch Gibraltar, Arcos, Xerez, ja ſelbſt Cadiz in der Entfernung zu ſehen. Jetzt geht es wieder allmählich bergabwärts bis nach Grazalema, das ſelbſt theils auf dem Gipfel, theils am Abhange eines ſteilen Berges liegt.

Die Bevölkerung dieſes Fleckens wird auf 5000 Seelen geſchätzt. Es werden hier ſehr viel wollene Zeuge und grobe Tücher verfertigt, auch gute Schmelztiegel fabrizirt. — Eine halbe Stunde von Grazalema tritt man in die Provinz Granada ein. — Wer von Ecija nach Granada gehen will, der reiſt über Eſtepa, Herrera, und Alameda, 6 Leguas zuſammen, und eine Viertel-Legua von dem letztgenannten Dorfe auf der Grenze an.

IV.

Die Provinz Cordova.

1.

Reiſe von den Grenzen der Mancha nach Cordova.

Aldea del Rio (Dorf) . . .	4	Leguas
El Carpio (Dorf) . . .	3	—
Ventas de Alcolea . . .	1½	—
Cordova	2½	—
Zuſammen	11	Leguas.

Die Grenze iſt in geringer Entfernung von Anduxar. Das erſte darauf folgende Dorf Aldea del Rio liegt auf einer Anhöhe am Quadalquivir, beſteht aus drey großen Gaſſen, und iſt ein ſehr blühender Ort. Es werden eine Menge Zeuge hier fabrizirt, und ohngefähr 2000 Einwohner gezählt. Etwas über zwey Leguas von Aldea del

Nun erblickt man ſeitwärts die artige Stadt Bujalance, die in einer ſchönen fruchtbaren Ebene liegt. Sie hat eine Bevölkerung von 9000 Seelen, und mehrere Fabriken für feine und grobe Tücher, und wollene Zeuge der gewöhnlichen Art. In den benachbarten Waldungen wird ſehr viel Kermes eingeſammelt.

Das Dorf El Carpio, mit 1500 Einwohnern, liegt hoch am Guadalqvivir, und iſt zu gleicher Zeit eine Poſtſtation; die nun folgende Gegend iſt kahl, im Ganzen indeſſen nicht unfruchtbar. — Die Ventas de Alcolea (eine Art Gehöfte) ſind abermals eine Station, worauf man die ſchöne Brücke gleiches Namens paſſirt, die aus ſchwarzem Marmor erbaut iſt, und zwanzig Bogen hat. Jetzt wird die Landſchaft wieder mannichfaltiger, und nimmt immer mehr an Schönheit zu, je näher man Cordova kommt. Rechts hat man die Rückſeite der Sierra Morena, links den Guadalqvivir neben ſich. Endlich erreicht man Cordova, indem man dieſen Strom abermals auf einer Brücke paſſirt, die an einem Ende mit einem Thore verſehen iſt, während ſie auf dem andern durch ein altes, aber gut erhaltenes, mauriſches Schloß vertheidigt wird.

Cordova, mit 30,000 Einwohnern, liegt ſehr angenehm am Fuße hoher Gebirge, und am Eingange einer großen Ebene, am rechten Ufer des Guadalqvivir, der die Mauern der Stadt in Form eines Halbmondes beſpült. Die Stadt ſelbſt bildet ein längliches Viereck, und iſt mit Mauern umgeben, die mit Thürmen verſehen, und, wie man ſichtbar erkennen kann, zum Theil von den Römern, zum Theil von den Arabern erbaut worden ſind. Der Umfang der Stadt iſt ſehr beträchtlich, doch geht ein großer Theil für Blumen- und Obſtgärten ab. Die Vorſtädte ſind äußerſt ausgedehnt, man kann jede derſelben als eine beſondere Stadt anſehen. Die größte von allen iſt die öſtliche; es ſind daſelbſt ſehr viel Mühlen am Guadalqvivir erbaut.

Die Anlage von Cordova iſt ziemlich unregelmäßig, man bemerkt wenig Plätze und unter dieſen nur einen, der etwas Ausgezeichnetes hat. Die Straßen ſind eng und winklicht, die Häuſer aber meiſtens ſehr gut gebaut. Bey vielen derſelben befinden ſich ſchöne Blumen- und Orangen-Gärten, in denen es nie an Springbrunnen fehlt. Merkwürdige öffentliche Gebäude ſind wenig vorhanden, es verdienen im Grunde nur folgende Aufmerkſamkeit:

Die Cathedralkirche, eine ehemalige Moſchee, und daher noch jetzt Mezqvita genannt. Es iſt ein ungeheures 534 Fuß langes und 387½ Fuß breites Gebäude, das ſich bey ſeiner völlig freyen Lage zwiſchen vier ſchönen großen Straßen ganz vortrefflich präſentirt. Das Ganze hat nicht weniger als ſiebzehn große Eingänge, wovon jedoch zwölf beſtändig verſchloſſen ſind. Die prachtvolle Architectur des Innern, die vortrefflichen Stuckatur-Ornamente, die neunzehn herrlichen Schiffe, die von Süden nach Norden, und die neunzehn andern, die von Oſten nach Weſten gehen, die vielen Kuppeln, Säulen u. ſ. w., alles verdient die größte Aufmerkſamkeit.

Andere ſehenswerthe Gebäude von Cordova, ſind der biſchöfliche Pallaſt mit einem ſehr großen Garten und einem kleinen Pomeranzenwald; der Palacio real an dem einen Ende der Stadt, mit ſehr ſchönen Ställen, worin immer eine Menge königlicher Pferde befindlich ſind, auch einer eigenen Stuterey, die ſicher die ſchönſte in Andaluſien iſt. Eben ſo bemerken wir die Dominikaner-, Capuciner, und Franciscaner-Kirche, ingleichen das Collegium de San Pablo (den Dominikanern gehörig), alle vier wegen mehrerer guten, ja vortrefflichen Gemälde von Joſeph Ribera, Ant. del Caſtillo, Francisco Zurbaron u. dgl. m. ſehenswerth.

Das Clima von Cordova iſt bereits ziemlich gemäßigt, wozu theils die Nähe der Gebirge, theils der große waſſerreiche Strom, der die Stadt im Halbzirkel beſpült, das Meiſte beytragen mag. Die Lebensmittel, die Wohnungen, die übrigen gewöhnlichen Bedürfniſſe ſind äußerſt wohlfeil, wenigſtens wenn man die Preiſe im ſüdlichen Andaluſien damit vergleicht. Das beſte Wirthshaus liegt der Cathedralkirche gegenüber, und iſt auch ſchon dieſer Nachbarſchaft wegen empfehlenswerth.

Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind ziemlich angenehm, die höhern Claſſen zeichnen ſich ſogar durch Feinheit und große Prachtliebe aus. Eigentliche Promenaden ſind nicht vorhanden, doch bietet die benachbarte Gegend mehrere intereſſante Excurſionen dar. Dahin gehört z. B. Nueſtra Señora de la Fuen Santa, eine Art Einſiedeley, die höchſt angenehm gelegen iſt. Es befindet ſich ein vortreffliches Gemälde, der heilige Sebaſtian von Antonio del Caſtillo, darin. Ferner verdient Erwähnung das Landhaus des Biſchoffs von

Cordova, eine kleine halbe Legua von der Stadt. Es liegt am Guadalqvivir, und iſt ſeiner herrlichen Gärten wegen ſehenswerth. Man findet daſelbſt die reizendſten Anpflanzungen aller Art. Beſonders zeichnet ſich das Pomeranzen-Labyrinth und die reiche Sammlung von offizinellen exotiſchen Pflanzen aus. Auch die benachbarten Gebirgsthäler endlich ſind wohl eines kleinen Beſuches werth, um dieſe Citronen- und Pomeranzen-Wälder und dieſe üppigen Oliven- und Reben-Pflanzungen zu ſehen.

Die Induſtrie und der Handel von Cordova ſind äußerſt eingeſchränkt. Man findet nichts als einige kleine Band- und Borten-Fabriken, ſo wie einige Gerbereyen und Wollmanufakturen (beſonders für Maulthierdecken) ingleichen eine Hutfabrik. Der einträglichſte Induſtriezweig von Cordova ſcheint die Goldſchmiedsarbeit zu ſeyn. Sie ſteht wirklich noch immer im großen Rufe, ob es ihr gleich ſehr an Eleganz und Feinheit gebricht. Die hieſigen Goldſchmiede ſind daher unaufhörlich beſchäftigt, und ſetzen auf allen andaluſiſchen Jahrmärkten eine große Menge ihrer Gold- und Silber-Arbeiten ab.

Zum Schluſſe wollen wir noch bemerken, daß ſich in dem Collegio de San Pablo eine auserleſene Bibliothek, und in dem biſchöflichen Pallaſte, ſo wie bey dem Maler Don Antonio Terrado, eine treffliche Gemäldeſammlung befindet, die beſonders reich an ſpaniſchen Originalen iſt. Dem jetzigen Biſchoffe hat übrigens Cordova auch eine freye Zeichenſchule zu verdanken, die wirklich mit vielem Eifer beſucht wird.

V.

Die Provinz Jaen.

1.

Reiſe von der Grenze der Mancha nach Alcala-la-Real.

Linares (Stadt)	6 Leguas.
Mongibar (Dorf) . . .	3½ —
Torre Campo (Dorf) . . .	2 —
Martos (Städtchen) . . .	2 —
Alcaudete (Städtchen) . . .	2½ —
Alcala-la-Real . . .	5 —

Zuſammen 21 Leguas.

Die Grenze iſt bey Los Carboneros, einem Dorfe von der neuen Colonie der Sierra Morena.

Wenn man das Ganze hinter ſich hat, ſo legt man die drey erſten Leguas, durch eine mit hohen Encinas (Querc. ilex) bedeckte Ebene zurück, fährt den übrigen Theil des Weges an dem Abhange eines ſteilen Berges hin, und kommt nach Linares, das ohngefähr 6000 Einwohner und ſonſt keine Merkwürdigkeiten hat. In der Nachbarſchaft ſind reiche Bleygruben, auch hat man eine Smaltgrube entdeckt.

Folgen die Dörfer Mongiber und Torre Campo, jenes mit Waizenfeldern und Olivenpflanzungen umringt, dieſes am Fuſſe hoher Gebirgsabſätze, die oft das ganze Jahr mit Schnee bedeckt ſind. Man überſteigt dieſelben und erreicht Martos, das ſelbſt am Abhange eines ziemlich hohen, mit einem Schloſſe verſehenen Berges liegt, und 1500 Einwohner zählt. Der Weg iſt fortdauernd gebirgigt, und führt unaufhörlich bergaufwärts bis nach Alcala-la-Real.

Das dazwiſchen liegende Alcaudete mag ohngefähr 5000 Einwohner haben, die Häuſer ſind faſt alle von ſchwarzem Marmor gebaut. Alcala-la-Real ſelbſt iſt ein unanſehnliches Städtchen mit einer Bevölkerung von 8 — 9000 Seelen, liegt aber in einer fruchtbaren Gegend, die guten Wein und treffliche Früchte in Ueberfluß hervorbringt. Der Gebirgspunkt, auf welchem ſich dieſe Stadt befindet, iſt übrigens ſo hoch, daß das Waſſer auf einer Seite in den Ocean, und auf der andern durch den Xenil in das Mittelmeer abfließt. Die ganze Gebirgskette überhaupt iſt unter dem Namen Sierra Nevada bekannt. Gleich hinter Alcala-la-Real tritt man in die Provinz Granada.

Der ganze bisher beſchriebene Weg iſt eigentlich ein bloßer Seitenweg, auf dem man ſeit dem Dorfe los Carboneros keine Poſten mehr trifft. Der eigentliche Poſtweg von der Sierra Morena und zugleich die Hauptſtraße von Madrid nach Jaen führt über Anduxar, die erſte Stadt der letztern Provinz. Anduxar liegt gerade am Fuße der Sierra Morena, in einer kleinen Ebene am Guadalqvivir, den man vorher auf einer ſchönen Brücke von ſiebzehn Bogen paſſirt.

Es iſt ein ziemlich großer durch ein Schloß vertheidigter Ort, der 15000 Einwohner zählt, ſchöne breite Straßen und artige Häuſer hat, und guten Seidenhandel treibt. Die umliegende Gegend iſt äußerſt fruchtbar, und bringt Waizen, Früchte, Oel, Wein, Honig u. ſ. w. im Ueberfluß hervor. Eben ſo findet ſich ſehr viel Wildpret in der Nachbarſchaft, auch bricht daſelbſt der weiße Thon, woraus man die ſogenannten Alcarrazas, poröſe Krüge zum Abkühlen des Waſſers, macht.

2.

Reiſe von der Sierra Morena nach Jaen.

Linares (Stadt)	6	Leguas.
Ibros (Dorf) Barza (Stadt)	2½	—
Ubeda (Stadt)	1	—
Jaen	5	—
	Zuſammen 14½	Leguas.

Ebenfalls kein eigentlicher Poſtweg, aber im Ganzen doch ſehr angenehm. Hinter Linares geht man auf einer Fähre über den Guadalimar, und kommt dann nach Barza, das auf einer Anhöhe liegt, 15000 Einwohner zählt, und breite Straßen mit geräumigen Plätzen, auch mehrere vortreffliche Lederfabriken hat. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich die alte Cathedralkirche (mit einer vortrefflichen Verkündigung von einem unbekannten Meiſter des ſechszehnten Jahrhunderts), die Franciscanerkirche wegen des ſchönen Sanctuariums, die ehemalige Jeſuitenkirche, und die Benediktinerkirche aus. Eben ſo iſt auch das öffentliche Gefängniß bemerkenswerth.

Die Gegend bis Ubeda iſt fruchtbar, allein nur mittelmäßig angebaut. Ubeda ſelbſt zählt 16000 Einwohner, iſt ziemlich gut gebaut und hat mehrere Wollmanufakturen, deren Abſatz nicht unbeträchtlich ſcheint. In der Kirche San Salvador iſt eine ſchöne Statue des heiligen Johannes (venetianiſches Geſchenk) und in der Hoſpitalkirche ein vortrefflicher Hauptaltar zu ſehen. Das Hoſpital ſelbſt macht einen ſehr majeſtätiſchen Eindruck, und verdient große Aufmerkſamkeit. Die nun folgenden fünf Leguas bis Jaen ſind höchſt angenehm, und mit den ſchönſten Pflanzungen aller Art bedeckt.

Jaen liegt am Fuße eines Marmorgebirges, auf deſſen Gipfel man noch die Ruinen eines alten Schloſſes ſieht, eine Legua vom Guadilvera, und zwey vom Guadalquivir. Sie iſt von mäßiger Größe, mit Mauern umgeben, und im Ganzen ein recht artiger freundlicher Ort. Die Bevölkerung wird auf 30,000 Seelen geſchätzt, die Induſtrie iſt auf einige Seidenſtühle eingeſchränkt, der Ackerbau iſt dagegen der Hauptnahrungszweig.

Unter

Unter den öffentlichen Gebäuden iſt beſonders die Domkirche (mit einer herrlichen Empfängniß von Sebaſtian Martinez), die Kirche beym St. Claren Nonnenkloſter (der Hauptaltar hat neun vortreffliche Gemälde von Ang. Nardi), und die St. Annenkirche (mit einer ſehr ſchönen Madonna) ſehenswerth. Die Umgebungen von Jaen ſind äußerſt reizend und ganz vortrefflich angebaut.

Eſtremadura.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Eſtremadura in Norden und Nordoſten von Leon, in Oſten von Neucaſtilien, in Süden und Südoſten von Andaluſien, und in Weſten von Portugall begrenzt, iſt eine der größten Provinzen von Spanien, indem ſie 50 Leguas von Norden nach Süden in der Länge, und 40 L. von Oſten nach Weſten in der Breite hat. Sie wird von mehrern hohen Gebirgen durchſchnitten, worunter die anſehnlichen Aeſte der Sierra Conſtantina, ſo wie die Sierra de Bejar und de Guadalupe, die vornehmſten ſind. Große ſchiffbare Ströme ſind zwey vorhanden, der Tajo und die Guadiana, überdem werden noch achtzehn kleine Flüſſe gezählt.

Die Bevölkerung der Provinz iſt gegen den Umfang derſelben äußerſt gering. Bey der letzten Zählung von 1788 ward ſie zu 416,911 Seelen feſtgeſetzt, man kann mit Grunde annehmen, daß ſie ſeitdem immer verringert worden iſt. Die Urſachen hiervon liegen in der eigenthümlichen Schaafzucht der Provinz, wobey immer an 40,000 Menſchen ohne Familie, ohne feſten Wohnſitz beſchäftigt ſind, wobey überdem der einträgliche Huthungsplatz, der ſeinen Eigenthümer ganz bequem ernährt, dem mühſam anzubauenden Felde vorgezogen wird, ſo daß der ärmere Theil der Einwohner, der keinen Beſitzſtand hat, durchaus keine Arbeit findet, und alſo auszuwandern gezwungen iſt.

Rechnet man nun hierzu noch, daß keine ſpaniſche Provinz ſoviel Menſchen zur Eroberung von Amerika hergegeben *), keine durch die Vertreibung der Mauren verhältnißmäßig ſo ſehr gelitten, keine endlich den ſpaniſchen Heeren von jeher ſo viel vortreffliche Soldaten geliefert hat, ſo wird man leicht begreifen, warum ſich Eſtremadura jetzt in einem Zuſtande befindet, der den Beſitz dieſer Provinz

---

*) Pizarro und Cortez waren bekanntlich ſelbſt aus dieſer Provinz.

für die ſpaniſche Monarchie beynahe werthlos mache.

Clima.

Das Clima von Eſtremadura iſt im Allgemeinen mehr heiß als kalt, doch wechſelt die Temperatur, beſonders im Sommer, bey Tag und Nacht, in ſehr großen Extremen ab. Die Winter ſind mild, aber regenhaſt, die Sommer, vorzüglich in den Nachmittagsſtunden, glühend heiß und faſt ſo trocken wie in Murcia. Es iſt nichts ſeltenes, daß auch in Eſtremadura, den ganzen Juni, Juli und Auguſt, kein Tropfen Regen fällt, und keine einzige Wolke an dem glänzenden blauen Himmel erſcheint.

Ackerbau.

So blühend er unter den Mauren war, ſo ſehr verfallen iſt er jetzt. In der That begünſtigt das warme Clima, der fruchtbare Boden, der reichliche Nachtthau, und die Menge von Flüſſen und Bächen die Vegetation außerordentlich. Allein die Vorliebe für die Huthungsplätze, bey deren Vermiethung zum Ueberwintern der bekannten Wanderſchaafe ſich immerſ ein ſicherer Gewinn, und ohne Mühe erwarten läßt; eben ſo die ungeheuren Strecken Landes, die zu dieſem Gebrauche, für wenigſtens 4,000,000 Stück Schaafvieh nöthig ſind, beydes vermindert jene natürlichen Vortheile mehr als der Provinz nützlich iſt. Nimmt man nun noch die beyden oben angeführten Umſtände, zu wenig fixirte Landbauer, und zu große Beſitzungen hinzu, ſo wird man ſich nicht verwundern, wenn der Ackerbau von Eſtremadura, im Allgemeinen, nur höchſt eingeſchränkt bleibt.

In der That ſind als die einzigen Hauptprodukte, blos Waitzen, Hanf und Roggen anzuſehn; wovon auch erſterer für den Bedarf der Provinz vollkommen hinzureichen pflegt. Obſtgärten, Oliven- und Rebenpflanzungen hingegen ſind ziemlich ſelten; weit häufiger wird jedoch der Caſtanienbaum angebaut. So unbefriedigend indeſſen auch das agronomiſche Gemälde des Ganzen ausfallen mag; im Einzelnen trift man hin und wieder doch auch einige gutcultivirte Diſtrikte an. So iſt z. B. der ganze Strich zwiſchen Puebla de la Calzada und Montijo, ſo wie die Vega de Plaſencia, mit Obſtpflanzungen bedeckt.

So finden ſich bey Baños und Talavera la Vieja, Oliven und Reben in Ueberfluß, mit ſchönen Baumpflanzungen vermiſcht. Daſſelbe iſt zum Theil bey Ervas, Bejar, u. ſ. w., der Fall. Die beſten Diſtrikte, wo ſich der herrliche mauriſche Anbau noch am meiſten erhalten hat, und wo die ſchönſte und mannichfaltigſte Cultur zu ſehen iſt, ſind überhaupt die Vega und das Thal von Plaſencia, die Gegend von Caceres und das Thal von Bejar. In letzterem ſind alle Berge, Hügel, u. ſ. w., terraſſenartig mit groſſer Sorgfalt angebaut, und erinnern an die ſchönſten Parthien von Valencia.

Induſtrie und Handel.

Sie ſind höchſt eingeſchränkt, wie es bey dieſem unvollkommenen Ackerbau nicht anders ſeyn kann. An Fabriken werden blos gezählt: eine Hutfabrik zu Badajoz und zwey andere zu Zafra; eine Menge Gerbereyen in der letztgenannten Stadt, und in Caſar de Caceres; eine grobe Tuchfabrik zu Arroyo del Puerco, und noch einige einzelne Tuchmacherſtühle zu Ervas und Bejar. — Der Handel iſt faſt gänzlich paſſiv, das heißt, die Provinz muß eine Menge Produkte, theils aus den übrigen Theilen von Spanien, theils aus dem benachbarten Portugall beziehn, ohne daß ſie etwas dagegen zu geben hat. Blos von ihren ordinairen Tüchern und ihrem Hanfe ſetzt ſie eine gewiſſe Quantität in Caſtilien und Andaluſien ab.

Sehr lebhaft iſt dagegen der Schleichhandel mit Portugall und den benachbarten ſpaniſchen Provinzen, man mag nun auf die Ausfuhr oder Einfuhr ſehn. Er wird längs der ganzen portugieſiſchen Grenze oder Raya getrieben, und dann bis nach der Mancha, Andaluſien, Neucaſtilien und Lion fortgeſetzt. Die Produkte, die nach Portugall gehen, pflegen Korn, Oel, Schweine, Mauleſel und Piaſter zu ſeyn; die Produkte, die aus Portugall kommen, ſind Toback, baumwollene Zeuge, und ſeit dem ſpaniſch-engliſchen Kriege, engliſche Waaren aller Art. Der Hauptpunkt dieſes Schleichhandels iſt Badajoz, von hier aus werden die Geſchäfte nach allen Richtungen hin dirigirt. *)

Sittliche Bemerkungen.

Die Einwohner von Eſtremadura zeichnen ſich durch eine Menge vortreflicher Eigenſchaften, durch Geradheit, Ehrgefühl und Charakterſtärke aus. Es ſind keine genialiſchen Feuerköpfe, aber es ſind treue, biedere, beſtändige Menſchen, die bey ihren einmal gefaßten Ideen, bey ihren einmal begonnenen Unternehmungen, mit einem Eifer beharren, der alles zu überwinden im Stande iſt. Dies macht ſie zu gleicher Zeit zu ganz vor-

*) Vgl. Fiſchers Reiſe 2te Aufl. S. 362. f.

treflichen Soldaten, die allen Beſchwerden, allen Gefahren des Krieges trotzen, und von jeher wegen ihres außerordentlichen Muthes berühmt geweſen ſind. Hierbey noch die Bemerkungen, daß ſie faſt durchaus einen ſehr kräftigen Körperbau haben, und die Cavallerie der Infanterie vorziehn.

Aber freylich iſt auf der andern Seite auch der Mangel an Cultur bey den Einwohnern von Eſtremadura außerordentlich groß. Bey ihrer iſolirten Lage, bey dem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln des Unterrichts, lenkt ſich die ganze Thätigkeit des Geiſtes blos auf den Militairdienſt, oder verliert ſich in völliger Abgeſtumpftheit. Daher die Verſchloſſenheit, die Ernſthaftigkeit, der Trübſinn, der ſelbſt den altcaſtiliſchen übertrift. Daher die Einförmigkeit, die Langeweile, der Ueberdruß, der hier den ohnehin beſchränkten geſellſchaftlichen Umgang charakteriſirt. Gleichwohl thut man den Einwohnern von Eſtremadura großes Unrecht, wenn man ſie von Natur für indolent hält, wenn man beſonders die ärmern Claſſen geradezu der Faulheit und Arbeitsſcheue anklagt. Nein, es fehlt blos an Entwickelung und Unterricht, es fehlt blos an Arbeit und an Gelegenheit zum Verdienſt.

Zum Schluſſe noch ein Paar Worte über ein ſonderbares politiſches Phänomen in einem Städtchen dieſer Provinz. Dies iſt die ganz reine democratiſche Verfaſſung von Caſar de Caceres, das höchſtens 5000 Seelen zählt. Alle Einwohner ſind hier einander völlig gleich, und wachen mit ängſtlicher Eiferſucht, daß keiner unter ihnen ſich durch irgend einen Vorzug über die andern erheben kann. So war z. B. vor einigen Jahren einem ſonſt ſehr geachteten verſtorbenen Mitbürger ein Grabſtein errichtet worden. Dies ſchien ein ſolcher Eingriff in die allgemeinen Rechte, daß man nicht eher ruhte, bis er wieder weggenommen war.

Eſtremadura.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städtebeſchreibungen.

1.

Wege — Wirthshäuſer — Fuhrweſen.

Nimmt man die große Heerſtraße von Madrid nach Badajoz aus, ſo triſt man in ganz Eſtremadura eigentlich nichts als lauter mehr oder weniger vernachläſſigte und ſchlechte Feldwege an. Jene Heerſtraße iſt, wenig Stellen abgerechnet, im Ganzen recht gut zu nennen, was ſeit der nähern Verbindung der königlichen Familien von Spanien und Portugall, und den wiederholten Reiſen Carls IV. nach Badajoz, den häufigen Ausbeſſerungen zuzuſchreiben iſt. So ſind z. B. über alle Flüſſe bis Merida gute Brücken angelegt, ſo ſind die Gebirgswege geebnet worden, u. dgl. m. Die

Feldwege hingegen, die noch niemals auch nur im Mindeſten ausgebeſſert worden ſind, bieten überall große Schwierigkeiten dar, und ſind zuweilen, wenigſtens für Wagen, völlig unbrauchbar. Dies iſt beſonders im Winter der Fall, wo die Flüſſe bey den heftigen Regengüſſen aus ihren Ufern treten, und die ganze niedrige Gegend unter Waſſer ſteht.

Was die Wirthshäuſer von Eſtremadura anlangt, ſo ſind ſie auf allen Routen, und ſelbſt auf der genannten Hauptroute, außerordentlich ſchlecht. Auf Fondas u. ſ. w., wie in den ſtarkbereiſten Provinzen, iſt billigerweiſe natürlich nicht zu rechnen, allein auch keine einzige erträgliche Poſada zu finden, ja ſelbſt häufig der erſten Bedürfniſſe entbehren zu müſſen, ſobald man dieſelben nicht bey ſich führt; das ſcheint denn wirklich doch gar zu arg zu ſeyn. Gleichwohl iſt das an ſehr vielen Orten völlig buchſtäblich der Fall. Die Unreinlichkeit der Wirthe, der Schmuz der Kammern und Betten, die Armuth, die Ungefälligkeit der Einwohner — alles zuſammen macht eine Reiſe durch Eſtremadura in hohem Grade unbequem. Man muß Matrazzen und einen Speiſekorb bey ſich führen, und ſich in den größern Ortſchaften, nach Maaßgabe der Entfernung, ſorgfältig mit Lebensmitteln verſehen. —

Das Fuhrweſen endlich betreffend, ſo findet man für die Route von Madrid nach Badajoz, und umgekehrt, eigentlich nur in den beyden genannten Städten, regelmäßig Gelegenheit. Man kann entweder ganze Kutſchen oder einzelne Plätze miethen (direkt oder als Retour), man kann mit dem gewöhnlichen Ordinario von Badajoz (hin und her) oder mit dem Ordinario del Rey (mit dieſem auch ganz bis Liſſabon) gehen. Wer in Badajoz keine weitere Gelegenheit nach Liſſabon findet, der miethet einen Eſel bis Elvas oder Eſtremoz (3 — 6 Leguas in Portugall), wo es faſt nie an Retouren fehlt. Wer von Badajoz nach Andaluſien gehen will, der frage nur in den beyden Poſadas nach, es findet ſich ziemlich häufig Gelegenheit dahin.

2.

Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze nach Badajoz.

Naval Moral (Dorf) . .	4	Leguas.
Cerodanal (Dorf) . . .	1	—
	5	Leguas

	Transport	5	Leguas.
Almaraz (Stadt)	. . .	1	—
Puente de Almaraz	. . .	½	—
Venta Nueva	. . . .	1	—
Caſas del Puerto	. . .	1	—
Jaraycejo (Stadt)	. . .	2	—
Puerto de Miravete (Gehöfte)	.	1½	—
Truxillo (Stadt)	. . .	2	—
Puerto de Santa Cruz	. .	3	—
Miajadas (Dorf)	. . .	3	—
Venta de la Aguila	. . .	2	—
San Pedro (Dorf)	. . .	3	—
Truxillano (Dorf)	. . .	2	—
Merida (Stadt)	. . .	1	—
Badajoz	. . . . .	9	—

Zuſammen 37½ Leguas.

Die Grenze iſt gleich hinter dem letzten neucaſtiliſchen Dorfe, Calzada de Oropeſa genannt; die Gegend erſcheint meiſtens kahl und unangebaut, man macht fünf ſtarke Stunden, und trift keine einzige Wohnung, nicht einmal eine Venta an. Folgt Naval Moral, und eine Stunde weiter Espodanal, was beydes zwey armſelige Dörfer ſind. Nach anderthalb Stunden erreicht man Almaraz, ein unbedeutendes Städtchen, das kaum 1000 Einwohner zählt, geht eine Stunde weiter auf einer vortreflichen ſteinernen Brücke über den Tago, und nähert ſich zuletzt den Gebirgen, die man ſchon lange in pittoresken Formen vor ſich geſehen hat.

Indem man den erſten Abſatz hinanſteigt, findet man ohngefähr eine ſtarke Stunde vom Tago zuerſt die Venta Nueva, und dann in einer ähnlichen Entfernung die Caſas del Puerto, was eine Gruppe höchſtromantiſch gelegener Häuschen ſind. Die Gegend nimmt nun auf einmal einen großen Gebirgscharakter an. Die Luft iſt rein und mild, die hohen Felſen ſind mit Myrthen und Lavendelgebüſchen bewachſen, die niedern Abhänge und die Thäler mit grünenden Feldern und beſchatteten Wohnungen bedeckt. So erreicht man unter unzähligen Krümmungen und Biegungen der Straße den Bergpaß, der unter dem Namen Puerto del Pico bekannt iſt, und kommt endlich in dem Städtchen Xarayceјo an, das auf dem Gipfel des erſten Gebirgsabſatzes liegt, und ohngefähr 900 Einwohner haben mag.

Jetzt paſſirt man den Alamonte, worüber eine Brücke von neun Bogen führt, und ſteigt immer höher in die wilden Gebirge hinein. Es ſind

Hauptäſte der hohen Sierra de Guadalupe, die ſich in verſchiedenen Richtungen durch mehrere Theile von Eſtremadura hinzieht. Nach einem zweyſtündigen ſehr beſchwerlichen Marſche erreicht man den Paß, der unter dem Namen Puerto de Miravete bekannt iſt, und wo auch einige Wohnungen befindlich ſind, fängt an wieder bergabwärts zu ſteigen, und kommt zuletzt in drittehalb Stunden zu Truxillo an. Dieſes Städtchen, zum Theil auf einem Berge, zum Theil am Abhange deſſelben gelegen, macht mit ſeinem halb verfallenen Caſtel einen ſehr überraſchenden Eindruck. Sonſt aber iſt das Innere ohne weitere Merkwürdigkeiten, die Bevölkerung höchſtens 4000 Seelen ſtark, und die Gegend nur ſehr ſchlecht angebaut.

Man reiſt nun immer in den Gebirgen fort, doch ſenkt ſich der Weg beſtändig auffallend tiefer hinab. So paſſirt man vier Stunden von Truxillo den Puerto de Santa Cruz, geht über den des Winters oft gefährlichen Bergſtrom Parales, findet vier Stunden weiter das elende Dorf Miojadas, muß einen andern Fluß, den Burdalo, paſſiren, und kommt in den nächſten acht Stunden nur durch zwey armſelige Dörfer, San Pedro und Truxillanos genannt. Eine Stunde von letzterm erreicht man endlich die Stadt Merida, die durch eine Menge Ruinen und Monumente noch jetzt ihre alte römiſche Größe verräth, nunmehr aber kaum 5000 Einwohner zählen mag.

Um von Merida vollends nach Badajoz zu gehen, hat man zwiſchen zwey Routen die Wahl. Die eine führt über Puebla de la Calzada, am rechten Ufer der Guadiana, die andere über Lobon am linken Ufer hin, und jede iſt neun Leguas ſtark. Auf jener findet man in dem genannten Dorfe von 1800 Einwohnern eine recht leidliche Poſada, und kommt durch eine zwar einförmige, aber doch hier und da mit artigen Obſtgärten verzierte Ebene vollends nach Badajoz. Auf der zweyten Route über Lobon am linken Ufer reiſt man Anfangs durch öde Sandgegenden, muß mehrere im Winter oft gefährliche Gebirgsbäche auf Fähren paſſiren, findet die letzten vier Stunden ziemlich gutes Weideland, und fährt endlich auf der entgegengeſetzten Seite nach Badajoz hinein.

Badajoz, mit höchſtens 14 — 15000 Einwohnern, liegt in einer Ebene am linken Ufer der Guadiana, anderthalb Leguas von der portugieſiſchen Grenze entfernt. Dieſe Stadt iſt daher mit Feſtungswerken und mit zwey Forts verſehen,

(Caſtillo

(Caſtillo de San Chriſtoval in Weſten, und Caſtillo de las Pardaleras in Oſten, die wenigſtens für den erſten Anlauf hinreichend ſind. Badajoz hat übrigens keine Merkwürdigkeiten, wenn man nicht etwa die Rüſtkammer (La Maeſtranza) und die Cathedralkirche mit einer ungeheuren Orgel und mehrern guten Gemälden ausnehmen will. Die Straßen ſind eng, und häufig winklicht, aber mit gutem Pflaſter verſehen, die Häuſer klein und niedrig, aber mit Sorgfalt beweißt oder angemahlt.

Das Clima von Badajoz iſt das von ganz Eſtremadura überhaupt, heiße Sommer, milde regnichte Winter, und in der Temperatur der Tage und Nächte eine ſehr empfindliche Abwechslung. Im Sommer beſonders ſinkt das Thermometer ſchon nach Sonnenuntergang oft auf 8 — 10 Gr. (R.) herab. Die Stadt hat keinen einzigen Brunnen, das Trinkwaſſer wird daher aus einer benachbarten Quelle auf Eſeln herbeygeholt. Die Induſtrie von Badajoz iſt auf eine Hutfabrik eingeſchränkt, der Handel hingegen, beſonders der Schleichhandel mit Portugall, (wovon bereits oben die Rede war) iſt äußerſt lebhaft. Die Umgebungen von Badajoz ſind einförmig, meiſtens Waizenfelder mit einzelnen Feigengärten u. ſ. w.

vermiſcht. Das geſellſchaftliche Leben überhaupt hat wenig oder gar keine Abwechſelung.

Wer von Badajoz nach Portugall reiſen will, paſſirt die Brücke über die Guadiana, und geht unter den letzten zwey Bogen derſelben durch, die auf dem trocknen Lande ſtehen. Die Brücke iſt nämlich ſo genau an die gegenüberſtehenden Felſen angebaut, daß ſelbſt das Thor nur in der Quere angebracht, und jener einzige Weg nach der Grenze übrig geblieben iſt. Man macht anderthalb Leguas durch eine große ziemlich gut angebaute Ebene, fährt durch den kleinen Fluß Caya, der die Grenze bildet, und befindet ſich am jenſeitigen Ufer in Portugall.

3.

Reiſe von Almaraz nach Merida.

Toril (Dorf)	2	Leguas.
Malpartida (Städtchen)	5	—
Plaſencia	1	—
Villar (Dorf)	3	—
Aldea Nueva (Dorf)	3	—
Abadia (Dorf)	1	—
La Granja (Dorf)	1	—
	16	Leguas.

Transport	16	Leguas.
La Oliva (Dorf)	3	—
Caraboſo (Dorf)	2	—
Aldea Huella (Dorf)	1	—
Galiſteo (Dorf)	1	—
Coria (Stadt)	4	—
Peſcueza (Gehöfte)	2	—
Ceclavin (Dorf)	3	—
Alcantara (Stadt)	3	—
Villa de Rey (Dorf)	2	—
Brozas (Dorf)	1	—
Arroyo del Puerco (Stadt)	4	—
Cacerez (Stadt)	3	—
Merida	12	—
Zuſammen	57	Leguas.

So wie man Almaraz hinter ſich hat, verläßt man die große Hauptſtraße von Madrid nach Liſſabon. Die Gegend iſt abwechſelnd Wald und Weideland, man ſieht mehrere Brunnen und Lagunen, zum Tränken des Viehes beſtimmt. Zwey Leguas hinter Toril paſſirt man den Tietar entweder auf einer Fuhrt, oder in einem Fahrzeug, und kommt durch unfruchtbare blos mit Ciſten u. ſ. w. bedeckte Steppen zu Malpartida an, das ohngefähr 1300 Einwohner zählt, und eine recht artige aus Granit gebaute Hauptkirche hat. Bis Plaſencia faſt nichts als unfruchtbares Land, und nur in der Nähe dieſer Stadt wieder etwas beſſere Cultur.

Plaſencia ſelbſt liegt in einem angenehmen Thale am Ufer des Xerte, zählt an 6000 Einwohner, und iſt mit einer ſchönen Promenade, und einem trefflichen Aquadukt verſehen, der das Waſſer zwey Leguas weit herbeyführt. In der Dominikanerkirche befindet ſich in der Kapelle de San Juan das Mauſoleum von Martin Nieto, mit der Statüe des Verſtorbenen, die ein wahres Meiſterſtück, und eines der ſchönſten Kunſtmonumente von Spanien iſt. Sehr große Aufmerkſamkeit verdient auch das Haus des Marquis von Mirabel, theils wegen der vortrefflichen Architektur, theils wegen einer auserleſenen Antikenſammlung, der auch einige neuere Büſten, wie z. B. Carl V. von Leon Leoni u. ſ. w. beygefügt ſind.

Von Plaſencia bis Villar die erſte Legua ziemlich ſchlechter Weg, in der Entfernung Gebirge, unter denen man den Xaloma an der Grenze von Portugall, die Montaña del Gamo, de los Angeles, und de Guta erkennt. Villar ſelbſt mit ohngefähr 2000 Einwohnern liegt ſehr angenehm, mit einem Walde von Caſtanien, und andern Fruchtbäumen umringt. Es hat Ueberfluß an vortrefflichem Waſſer, mehrere Mauern ſind noch mit römiſchen Inſchriften bedeckt.

Folgt Aldea Nueva mit 1500 Einwohnern, am Abhange eines mit Caſtanien bewachſenen Berges. Man muß zweymal über den Fluß Ambroz gehen, einmal am oberſten und einmal am unterſten Ende des Dorfs. — Abadia gehört dem Duqve de Alba, die Gärten des Herrenhauſes ſind mit ſchönen Springbrunnen, Büſten, Statüen u. ſ. w. verziert. — Man kommt hierauf durch Wälder von Korkeichen u. dgl. nach Capavra, das Ambracia der Römer, jetzt nur ein armſeliges Gehöfte, aber dennoch ſeiner intereſſanten Ruinen wegen bemerkenswerth, findet Olira mit höchſtens 250 Einwohnern, und zwey andere in der Anzeige genannte Dörfer von gleicher Unbedeutendheit, paſſirt den Xerte auf einer ſchönen Brücke von ſieben Bogen, läßt Galiſteo mit 1200 Einwohnern hinter ſich, und langt durch öde, unbebaute, aber in der Erinnerung höchſt merkwürdige Gegenden, wo man überall Ruinen der römiſchen Größe findet, in Coria an.

Coria mit ohngefähr 1500 Einwohnern, iſt blos wegen ſeiner römiſchen noch völlig erhaltenen Mauer bemerkenswerth, und hat übrigens ein zwar mittelmäßiges, aber ſehr gut placirtes Fort. Außerhalb Coria findet man eine ſchöne ſteinerne Brücke von ſieben Bogen, der nichts als Waſſer fehlt. Sie war über den Alagon geführt worden, der aber ſein Bett geändert hat, und nunmehr weiter unten auf einer Fuhrt paſſirt werden muß.

Der ganze Weg bis Ceclavin iſt nichts als Steppenland, mit Unkraut und mit nutzloſen Geſträuchen bedeckt. Ceclavin ſelbſt hat ohngefähr 3000 Einwohner, und treibt ziemlich guten Ackerbau. Man findet ſehr viel Rebenpflanzungen, und währt wohl anderthalb Leguas dazwiſchen fort. Jetzt aber wird der Weg allmählich ſchmäler und verwandelt ſich endlich in einen Felſenpfad, der an den Tago hinunter führt. Am jenſeitigen Ufer, jedoch in einiger Entfernung von dieſem Punkte, befindet ſich Alcantara, das man in kurzem erreicht, nachdem man auf einer ſchlechten Fähre über den Tago gegangen iſt.

Alcantara hat ohngefähr 2000 Einwohner, und als Hauptmerkwürdigkeit eine prächtige Brücke über den Tago, ein wohlerhaltenes römiſches

Werk. In der Mitte derſelben befindet ſich ein Triumphbogen, der die ganze Breite einnimmt; am Ende derſelben gegen die Stadt zu iſt ein kleiner Tempel angebracht, worin die Aſche des römiſchen Architekten Cajus Lucius Lacer befindlich war. Dies kleine aber vortreffliche Gebäude giebt jetzt eine Kapelle zum heiligen Julian ab. In der Ordenskirche zu Alcantara ſind mehrere ſchöne Gemälde von Moralez bemerkenswerth.

Folgt Brozas mit 2500 Einwohnern, und ein dichter Encinaswald, der über drey Stunden lang iſt. Am Ausgange deſſelben findet man Arroyo del Puerco, mit 5000 Einwohnern und guten Tuchfabriken. Man macht hierauf noch zwey Leguas durch Encinas-Pflanzungen, ſieht eine ſchöne Wollwäſcherey, und erreicht zuletzt Caceres, deſſen Nähe bereits der gute Anbau verrathen hat. Caceres ſelbſt liegt auf einer Anhöhe, zählt an 8000 Einwohner, und hat, das Hoſpital de la Piedad ausgenommen, weiter keine beſondere Merkwürdigkeit.

Von Caceres führt ein Nebenweg nach Merida, der gerade zwölf Leguas beträgt. Eben ſo kann man auf einem andern von drey Leguas, von

Almaraz nach Talavera la Vieja gehen. Merida iſt bereits oben beſchrieben, von Talavera la Vieja bemerken wir hier, daß es ſehr angenehm und in einer fruchtbaren Gegend am linken Ufer des Tago liegt, daß es 500 Einwohner zählt, und noch einige bemerkenswerthe römiſche Tempel-Ruinen aufzuweiſen hat.

La Mancha.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Die Provinz La Mancha, nördlich von Neucaſtilien, weſtlich von Eſtremadura, ſüdlich von den Provinzen Cordova und Jaen, öſtlich endlich von Murcia und Valencia begränzt, hat 43 Leguas in der Länge, und 33 in der Breite, nebſt einer Bevölkerung, die nach der letzten Zählung auf 206,160 Seelen geſchätzt wird. Das Ganze wird in zwey Theile, in die Ober- und Unter-Mancha, abgetheilt; von jener iſt Ciudad-Real, von dieſer Ocaña die Hauptſtadt.

Ein großer Theil der Provinz iſt gebirgigt, die Hauptäſte machen einen Theil der aus der Sierra de Occa (Montes orospedani) entſpringenden Kette aus; man bemerkt beſonders die

Sierra de Alcaraz darunter, die ſich von Norden nach Süden gegen den ſüdöſtlichen Theil von Jaen zieht, und neben der die Sierra Morena (Montes Mariani) entſpringt. Zu gleicher Zeit finden ſich aber auch in der Mancha ſo viel und ſo ungeheure Ebenen, wie vielleicht in keiner andern Provinz von Spanien. Eigentliche Flüſſe werden nur drey, der Tago, der Guadiana, und der Xucar gezählt, ſie ſind aber hier noch ziemlich klein. Größere und kleinere Bäche ſind unter andern die Vediſa, die Gijuela, der Rianſarez, und der Javalon. Das Clima iſt ziemlich heiß und trocken, und nur im Winter etwas kalt und regenhaft.

Ackerbau.

Er iſt beſchränkt und einförmig, wie er es bey dieſem Boden, dieſer glühenden Sonnenhitze, und dieſem faſt gänzlichen Mangel an Bewäſſerung nicht anders ſeyn kann. Der Boden iſt mageres leichtes Sand- und Kalk-Land, die Hitze hält faſt vier Monat in äußerſt hohen Graden unverändert an, die Flüſſe und Bäche bewäſſern nur ſehr kleine Diſtrikte, und Quellen ſind eine Seltenheit. Daher im Ganzen der öde, kahle, einförmige Anblick der ungeheuren Ebenen dieſer

Provinz, wo weder Baum noch Strauch, weder Dorf noch Hütte zu ſehen iſt. Der Reiſende hat nichts als eine unermeßliche Fläche vor ſich, die auf allen Seiten mit dem Horizonte zuſammenfließt.

Die Hauptprodukte der Mancha ſind Waizen und Roggen; beyde, beſonders der letzte, werden in Ueberfluß gebaut. Der fruchtbarſte Getraide-Diſtrikt iſt die **Meſa de Ocaña**, das heißt, die Ebene, an deren Eingange die Stadt gleiches Namens liegt. Sehr viel Getraide wird auch in den Diſtrikten von Malagon, Almagro, Vilo, Manzanarez und Tembleque, ſo wie zwiſchen den Ventas de Puerto la Pice und dem Flüßchen la Gijuela gebaut. Der ehemals bedeutende Safranbau iſt jetzt ziemlich gering; der Weinbau hingegen in den Diſtrikten von Ciudad-Real, Malagon, Almagro, Vilo, Conſuegra, Manzanarez, Val de Peñas, Tembleque u. ſ. w., immer bedeutend genug. Die Manchaweine ſind leichter als die übrigen ſüdſpaniſchen Weine; für vorzügliche Sorten gelten der Manzanares und der Val de Peñas.

An Bäumen iſt dieſe Provinz verhältnißmäßig außerordentlich arm; Fruchtbäume beſonders beſitzt ſie nur in den wenigen Diſtrikten, die ganz vorzüglich begünſtigt ſind. Dahin gehören z. B. die Cantons von Ciudad-Real, Malagon und Almagro, wo es mehrere Olivenpflanzungen giebt; ferner die Cantons von Conſuegra, Tembleqve und Ciudad-Real, wo die Obſtbaumpflanzungen ſehr häufig ſind. Wieſenland iſt wenig vorhanden, doch trift man zwiſchen Cuidad-Real und Santa-Cruz de Tudela, auf einer Strecke von vier Liguas, eine Reihe vortreflicher Weiden an. Dies hat Gelegenheit zu einer ziemlich ausgebreiteten Viehzucht gegeben, worunter beſonders vortrefliche Maulthiere (Mulas) zu bemerken ſind. Als übrige Produkte der Mancha, führen wir ſchließlich noch den Honig (in geringer Quantität), den Esparto (ziemlich viel) und die guten Melonen und Erdäpfel von Almagro an.

Induſtrie und Handel.

Alles, was ſich von beyden ſagen läßt, ſchränkt ſich auf Folgendes ein: Man findet Wollfabriken zu Almagro, Ocaña, Campo de Criptana und Ciudad-Real; zu gleicher Zeit iſt die Wollſpinnerey in der ganzen Provinz verbreitet und giebt an 15—16,000 Perſonen von jedem Alter Beſchäftigung. Man bemerkt weiter eine Blondenfabrik zu Almagro, die 2300 Perſonen beſchäftigt; vier Seifenfabriken zu Ocaña; eine Pulverfabrik zu Alcazar de San Juan und drey Salpeter-Raffinerien, nämlich zu Tembleque, Alcazar de San Juan und Pedronera. Die zweyte wird für königliche Rechnung verwaltet, und liefert jährlich an 2000 Zentner Salpeter ab.

Was den Handel der Provinz anlangt, ſo führt ſie eine kleine Quantität Roggen und Esparte und ziemlich viel Wein nach den benachbarten Provinzen (beſonders nach Madrid) aus. Eben ſo ſetzt ſie daſelbſt einige grobe Wollenzeuge, Blonden, Häute und Sohlleder ab. Dagegen muß ſie wieder dafür Tücher, feinere Wollenzeuge, granulirtes Metall, Muſſeline, Leinwand, Quincallerie, ſeidene Waaren, Gewürze, eingeſalzenes Fleiſch u. ſ. w., kurz, eine Menge Artikel des erſten Bedürfniſſes und des Luxus beziehen. Die Handelsbilanze iſt natürlich ganz zum Nachtheil der Provinz und folglich der Wohlſtand, beſonders unter den niedern Claſſen, eine ziemliche Seltenheit. Wohin man auch im Allgemeinen blicken mag, überall wird man Spuren von Dürftigkeit ja von gänzlichem Mangel gewahr. Dieß würde ohne die allgemein verbreitete Wollſpinnerey noch weit ſichtbarer ſeyn, denn auch ſchon jetzt haben ſehr viel Landleute neun Monat des Jahres keinen Unterhalt.

Sittliche Bemerkungen.

Die Einwohner der Mancha ſind ein ſtarker, kräftiger, dauerhafter Menſchenſchlag und vortreflich zu harter Arbeit geſchickt. Sie zeichnen ſich durch Mäßigkeit und Arbeitsliebe, durch Biederkeit und Sanftheit aus; allein ſie ſind ſehr ſtill, ſehr ernſthaft, ſehr verſchloſſen, ja melancholiſch ſogar, wie denn dieſe Provinz ein wahres Hypochondriſten-Land iſt.

Sie hängen an den Formen der Etikette und des alten Ceremoniels, ſo wie an ihren Sitten und Gebräuchen, mit großer Hartnäckigkeit. Sie ſind unwiſſend, weil es ihnen beinahe an aller Gelegenheit zum Unterricht fehlt, allein ſie ſind keinesweges ohne Talent für Kunſt und Wiſſenſchaft. Uebrigens erwarte man in der Mancha, bey dieſer faſt allgemeinen Armuth, bey dieſem melancholiſchen Charakter, und bey dieſem durchgängigen Mangel an Cultur, keinen feinern mannichfaltigen Lebensgeiſt. Alles athmet hier Ernſt, Einförmigkeit und Gravität. Selbſt wohlhabende Perſonen bringen ihr ganzes Leben in einſamen, apathiſchen Nichtsthun zu.

La Mancha.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städtebeſchreibungen.

I.

Wege — Wirthshäuſer — Fuhrweſen.

Die Wege ſind ſchlecht, bis auf die beyden, die von Ocaña an die murcianiſche Grenze, und über die Sierra Morena nach Andaluſien gehn. — Die Wirthshäuſer ſind bloße Poſadas, wo man die Lebensmittel ſelbſt mitbringen, oder in den Oertern einkaufen muß. Einige dieſer Wirthshäuſer ſind indeſſen ziemlich leidlich, z. B. auf der Route von Aranjuez an die murcianiſche Grenze, eben ſo auf der Route von Madrid nach Ocaña und der Sierra Morena.

Das Fuhrweſen iſt ſchlecht beſtellt, man trift weder Kutſchen noch Calezins, noch Maulthiere an, wenn es nicht caſtiliſche oder andaluſiſche Retourgelegenheiten ſind. Ueberhaupt iſt das Reiſen in dieſer Provinz höchſtunangenehm; wer nicht dringend dazu gezwungen wird, vermeidet dieſelbe gewiß, ſo lange es möglich iſt.

2.

Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze bis an die murcianiſche.

Villatobas (Dorf)	2½	Leguas
Corral de Almaguer (Stadt) .	3	—
El Quintanar de la Orden (Stadt)	3	—
La Mota del Cuervo (Dorf) . .	2	—
El Pedernoſo (Dorf) . . .	1½	—
La Pedronera (Dorf) . . .	1	—
El Provencio (Dorf) . . .	1½	—
Eine Venta	2	—
Minaya (Stadt)	1½	—
La Roda (Stadt)	2½	—
Eine Venta	1¼	—

Zuſammen 22½ Leguas

Die neucaſtiliſche Grenze iſt eigentlich unterhalb Ocaña, obgleich dieſes bereits zur Mancha gerechnet wird, und ſogar die Hauptſtadt der untern Mancha abgiebt. Es liegt am Eingange einer

ner großen fruchtbaren Ebene, der ſogenannten Meſa de Ocaña, hat jetzt höchſtens eine Bevölkerung von 12,000 Seelen, die überdem in beſtändigem Abnehmen iſt, und beſitzt an Fabriken blos vier Seifenfabriken und eine Sohlléderfabrik. Die Poſada iſt geräumig, aber die Bewirthung äußerſt ſchlecht. Der Weg führt nun durch die genannte Ebene ſelbſt, anfangs durch lauter Kornfelder ohne Baum oder Strauch, dann zwiſchen einer Olivenpflanzung, endlich wieder durch einförmiges Kornland hin. Der Weg iſt gut, ſonſt hinter Villatobas, wo er ſich allmählich zu erheben anfängt.

Folgt Corral de Almaguer, kleines armſeliges Städtchen mit 4000 Einwohnern, deſſen Umgebungen aber recht angenehm ſind. Ein Theil der Einwohner nährt ſich vom Töpferhandwerk, der andre vom Ackerbau. — Weiter Quintanar de la Orden, wenigſtens aus dem Don Quixote bekannt, mit einer Menge halbverfallner Häuſer und einer halb ſo ſtarken Bevölkerung. — Der Anbau hört auf, der Boden wird ſteinicht und unfruchtbar, dafür kommen aber hier und da kleine Encinasgebüſche zum Vorſchein. — Auf einmal zeigen ſich wieder angebaute Felder mit Oliven-Pflanzungen vermiſcht; die Anhöhen treten zuſammen und bilden ein ſchönes lachendes Thal, das nach Mota del Cuervo führt.

Die Erinnerung an das Meiſterſtück des unſterblichen Cervantes wird immer lebhafter, denn man erblickt noch wirklich die vierzehn Windmühlen, wogegen Don Quixote ſeinen erſten Kampf begann. Sie befinden ſich auf einer der grünenden Anhöhen, die das Dörfchen umgeben, und nehmen ſich in der Entfernung wirklich recht rieſenhaft aus. Mota del Cuervo ſelbſt iſt ein ſehr armſeliger Ort, und hat eine der ſchlechteſten Poſadas von Spanien.

Ein ſanfter mit Bäumen eingefaßter Weg führt jetzt allmählich auf eine Anhöhe, deren Abhänge mit Olivenpflanzungen bedeckt ſind. Dann folgen wieder mehrere, theils ziemlich unfruchtbare, theils mit Korn- und Wieſenland verſchönerte Thäler, bis man Pedernuſo erreicht. Dies iſt ein unbedeutendes Dorf, wo man faſt nichts als niedrige Häuſer von einem bloßen Erdgeſchoſſe ſieht. Die meiſten Gaſſen ſind mit Geſchieben bedeckt, die Poſada indeſſen iſt erſt vor kurzem ganz neu erbaut, und zeichnet ſich durch Geräumigkeit und Reinlichkeit aus.

Durch lauter Ebenen, die nur hier und da mit kleinen Hügeln durchſchnitten ſind, führt nun der Weg nach Pedronera, wo ſich eine Salpeterfabrik befindet, und weniger Armuth, als in den bisherigen Ortſchaften, zu herrſchen ſcheint. Die Landſchaft wird indeſſen ziemlich unfruchtbar, und gewinnt nur erſt bey Provencio, wo ein ſtarker Bach vorhanden iſt, eine lachendere Geſtalt. Man bemerkt beſonders ſehr viel Safranbau, doch könnte alles noch blühender ſeyn.

Zwiſchen Provencio und Minaya zeigt ſich ein großer Fichtenwald, in deſſen Mitte ſeit 1791 eine Venta erbaut worden iſt. Minaya ſelbſt hat außer einer ſchönen und reinlichen Poſada keine Merkwürdigkeit. — Folgt endlich Roda in einer großen kahlen Ebene, mit einer Bevölkerung von 8000 Seelen, und mit einem Anſehn von Wohlſtand, den man mit Vergnügen bemerkt. Hinter Roda wird man in der Entfernung links die Gebirge von Cuenca in Neucaſtilien, und rechts die Sierra de Chinchilla in Murcia gewahr. Nach einer und drey viertel Leguas findet man eine Venta, und hat die murcianiſche Grenze erreicht.

3.

Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze nach Ciudad-Real.

La Guardia (Stadt) . . .	3	Leguas.
Tembleqve (Stadt)	3	—
Consuegra (Stadt)	4	—
Fuente del Fresno (Dorf) . .	4	—
Fernan-Caballero (Flecken) . .	2	—
Ciudad-Real (Stadt) . .	3	—

Zuſammen 19 Leguas.

Man verläßt Ocaña, reiſt durch mehrere, hier und da mit kleinen Anhöhen verſehene Ebenen, erhebt ſich endlich und kommt zu La Guardia an. Dieß iſt eine kleine ziemlich hoch gelegene Stadt mit ohngefähr 4000 Einwohnern, die auf den erſten Anblick wie ein Haufen Ruinen ausſieht. In der Kloſterkirche der Trinitarier ſind mehrere gute Gemälde von Dom. Trocopoli, einem Schüler Titians, von Alex. de la Cruz, von Ped. Orvente und Ang. Nardi bemerkenswerth.

Folgt Tembleqve mit 6000 Einwohnern, in einer mit Waizen, Wein und wildem Geflügel ſehr reich verſehenen Landſchaft. Dieſe Stadt hat übrigens eine Salpeterfabrik, eine artige Promena de und einen ſehr großen ſchönen und wohlunterhaltenen Baumgarten, der auf Befehl des Infanten Don Gabriel angelegt worden iſt. Die vier folgende Leguas bis Conſuegra führen durch lauter einförmiges Getraideland. Vor Conſuegra muß man fünfmal, auf eben ſo viel Brücken, über einen Gießbach gehen, der oft ſehr heftig anſchwillt. Conſuegra ſelbſt iſt ein ganz kleines Städtchen, das auf einem niedrigen Hügel liegt. Es hat ebenfalls eine ſchöne Obſtbaumpflanzung, die gleichfalls auf Befehl des oben genannten Prinzen angelegt worden iſt.

Hinter Conſuegra findet man Rebenpflanzungen und eine Kette niedriger Berge, die ſich bis Fuente del Freſno erſtreckt. Man ſieht das Dorf Malagon, wo Waizen, Oel und Wein in ziemlicher Menge gebaut wird, und paſſirt den Guadiana auf einer ſteinernen Brücke, die einiger Ausbeſſerung bedarf. Nicht weit von dieſem Punkte ſind die ſogenannten Ojos de Guadiana zu ſehn. Unter dieſem ſonderbaren Namen (Augen des Guadiana) begreift man mehrere große moraſtige Lachen, die mit einer Menge Waſſerpflanzen bedeckt ſind. Ihr vereinigtes Waſſer iſt es, das hier von neuem den Guadiana bildet, der fünf Leguas oberhalb, in den Wieſen von Alcazar de San Juan, verſchwunden war, und erſt hier wieder zum Vorſchein kommt.

So wie man ſich Ciudad-Real, der Hauptſtadt der Ober-Mancha, nähert, gewinnt die Landſchaft an Schönheit und Fruchtbarkeit. Ciudad-Real mit 8—9000 Einwohnern liegt ohngefähr eine Legua von der Guadiana, mit herrlichen Feldern und Baumpflanzungen umringt, und iſt unſtreitig die ſchönſte und regelmäßigſte Stadt der ganzen Provinz. Der letzte Erzbiſchoff von Toledo, der Cardinal Lorenzana, hat hier ein Armenhaus geſtiftet, das unter die vorzüglichſten Anſtalten dieſer Art in Spanien gerechnet zu werden verdient. Es werden hier nicht nur eine beträchtliche Anzahl ganz alter, hülfloſer Männer und Weiber ernährt, ſondern auch ihre Kinder ſorgfältig erzogen, und zu allerhand Handwerkern angeführt. In dem Armenhauſe ſelbſt ſind einige Woll- und Eſparto-Fabriken vorhanden, die man ſo eben mit einer Seidenfabrik zu vermehren willens iſt.

4.

Reiſe von der neucaſtiliſchen Grenze bis an die andaluſiſche.

La Guardia (Städtchen)	3	Leguas.
Tembleque (Städtchen)	2	—
La Cañada de la Liguera (Poſthaus)	2	—
Madrilejos (Städtchen)	2	—
Ventas de Puerto la Pice (Dorf)	2½	—
Villarta (Dorf)	2½	—
Caſa nueva del Rey (Poſthaus)	1½	—
Manzanares (Städtchen)	1½	—
Val de Peñas (Dorf)	4	—
Santa Cruz de Mudela (Dorf)	2	—
Almuradiel (Flecken)	2	—
Venta de Cardeñas	2	—
	Zuſammen 27	Leguas.

Der Weg von Ocaña nach Templeque iſt bereits oben beſchrieben (Nr. 3.). Folgt vier Leguas weiter das artige Städtchen Madrilejos, das ohngefähr 3000 Einwohner und gute Etaminfabriken hat. Die nächſten Umgebungen ſind hier und da mit ſchönen Baumgruppen beſetzt, durch welche eine Ulmenallee führt, bald aber wird die Landſchaft wieder kahl und einförmig wie zuvor. Zwiſchen dem Dorfe Puerto de la Pice und Villarta, geht man auf einer langen ſchmalen Brücke über die Gijuela, und trift in letzterm Orte eine grobe Tuchfabrik an.

Manzanares iſt ein artiges Städtchen mit ohngefähr 8000 Einwohnern und einer Hauptgarniſon des Regiments Carabiniers König. Die Gegend bringt ſehr viel Waizen, Safran und Wein hervor. Letzterer wird nebſt dem Val de Peñas als ein vorzügliches Gewächs geſchätzt. Die ganzen vier Leguas bis zu dem letztgenannten Dorfe bieten daher faſt nichts, als lauter Rebenpflanzungen dar. — Santa Cruz de Mudela liegt am Fuße eines kleinen Berges, der eine ungeheure Ebene beherrſcht, und beſonders wegen einer reichen Spießglasgrube bemerkenswerth iſt, die mit vielem Erfolg bebaut wird.

Endlich nähert man ſich den Gebirgen, die die Mancha von Andaluſien trennen, paſſirt Almuradiel, einen neuen Flecken, der erſt vor dreyßig Jahren angelegt worden iſt, verläßt die unabſehbaren Ebenen der Mancha, die hier in Süden von den Gebirgen begrenzt ſind, erreicht die Venta de Cardeñas, die nicht unter die ſchlechten gehört, und befindet ſich in der Sierra Morena und an der Grenze von Andaluſien.

Ende des erſten Theils.

Neueſtes
Gemälde von Spanien,
im Jahr 1808.

Nach
Alexander Laborde,
von
Christian Auguſt Fiſcher.

Zweyter und letzter Theil.

Leipzig, 1810,
bey Heinrich Gräff.

An die Leſer.

Die Leſer erhalten hier den zweyten Theil dieſes Werkes, der die Beſchreibung der Provinzen u. ſ. w. und zu gleicher Zeit das ganze Werk beſchließt. Der dritte, der die allgemeinen Bemerkungen enthalten ſollte, bleibt nämlich ungedruckt, weil ſich in dieſem Augenblicke nichts Beſtimmtes geben läßt. Er ſollte nämlich ein gedrängtes ſtatiſtiſches Gemälde von Spanien liefern, wobey man die höchſtſchätzbaren Materialien benutzen wollte, die im IV. und V. Bande des Originals enthalten ſind. Allein das Ganze bleibt nunmehr aus triftigen Gründen für günſtigere Zeiten aufgeſpart.

Leipz. Mich. Meſſe 1809.

Fiſcher.

Inhalt des zweyten Theiles.

Biſcaya. S. 1.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte S. 1. Clima. — Ackerbau 3. — Induſtrie und Handel 7. — Sittliche Bemerkungen 10. — — Zweyter Abſchnitt. Reiſerouten und Stadtbeſchreibungen 15. — Straßen — Wirthshäuſer — Fuhrweſen. — Reiſe von der franzöſiſchen Grenze nach Orduña S. 16. — Hafen von Paſſage — San Sebaſtian, Beſchreibung. — Bilbao 21. Beſchreibung der Stadt — Oekonomiſche und geſellſchaftliche Verhältniſſe — Induſtrie — öffentliche Anſtalten — Orduña. — Reiſe von der franzöſiſchen Grenze bis an die altcaſtiliſche 26. Toloſa — Vergara — Vittoria — Beſchreibung der Stadt — Clima — Lebensmittel — Induſtrie — Handel — öffentliche Anſtalten — Las Montañas de Sant-Ander 32. — Sant-Ander, Beſchreibung der Stadt — Induſtrie — Handel — Hafen — öffentliche Anſtalten.

Navarra. S. 38.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte S. 38. — Clima. — Ackerbau 39. — Induſtrie und Handel 40. — Sittliche Bemerkungen 41. — — Zweyter Abſchnitt. Reiſerouten und Stadtbeſchreibungen 43. — Reiſe von der franzöſiſchen Grenze nach Pamplona 43. Pamplona, Beſchreibung der Stadt — die Citadellen — Induſtrie — Handel. — Reiſe von Pamplona nach St. Jean Pie' de Port 46. — Reiſe von Pamplona an die altcaſtiliſche Grenze 48.

Altcaſtilien. S. 51.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte S. 51. — Clima. — Ackerbau 53. — Induſtrie und Handel 55. — Sittliche Bemerkungen 58. — —

Zweyter Abſchnitt. Reiſerouten und Städtebeſchreibungen 60. Straßen — Wirthshäuſer — Fuhrweſen. — Reiſe von der Navarriſchen Grenze an die Neucaſtiliſche 62. — Reiſe von der Grenze von Alava nach der Neucaſtiliſchen 63. — Burgos — Beſchreibung der Stadt 67. Clima — Induſtrie und Handel — öffentliche Anſtalten. — Valladolid, Beſchreibung der Stadt 71. Clima — Induſtrie, Handel ꝛc. — Oviedo. — Reiſe von San Ildefonſo nach Tudela de Duero 75. — Segovia — Beſchreibung der Stadt — Cuellar — Tudela.

Neucaſtilien. S. 80.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte 80. — Clima. — Ackerbau 82. — Induſtrie und Handel 84. — Sittliche Bemerkungen 90. — — Zweyter Abſchnitt. Reiſerouten und Städtebeſchreibungen 92. Straßen — Wirthshäuſer — Fuhrweſen. — Reiſe von der altcaſtiliſchen Grenze nach Madrid 94. Erſte Route 94. — Zweyte Route 95. — Alcala de Henares (Beſchreibung der Stadt.) Sittengemälde. — Reiſe von der aragoniſchen Grenze nach Madrid 100. Guadalaxara, Beſchreibung. — Madrid 105. Lage — Größe — Bevölkerung — Eintheilung — öffentliche Plätze — merkwürdige Gebäude — Clima — ökonomiſche und geſellſchaftliche Verhältniſſe — induſtrielle Verhältniſſe — Handel — literariſch-artiſtiſche Merkwürdigkeiten — Bibliotheken — Lehranſtalten — philantropiſche Anſtalten — ſittliche Bemerkungen. — Reiſe von Madrid nach Aranjuez und den Grenzen der Mancha 128. — Pinto — Valdemoro — Aranjuez 129. — Geſchichte, Schilderung des Zuſtandes deſſelben. — Reiſe von Madrid nach Toledo 132. — Getafe — Illescas — Toledo 133. Lage, Zuſtand der Stadt — Gebäude — Clima — Lebensmittel — Induſtrie — Handel — öffentliche Anſtalten. — Reiſe von Aranjuez bis nach Requeña und der Grenze von Valencia 137. Tarancon — die Contreras — Salina de Minglonilla — Requeña — Beſchreibung. — Reiſe von Madrid nach Requeña und der Grenze von Valencia 141. — Arganda — Villarejo de Salvanes — Tarancon — Huete — Cuenca — Villa-Nueva de la Xara — Inieſta. — Reiſe von Madrid bis an die Grenze von Eſtremadura 148. — Caſarubios — Noves — Sta Olalla — Talavera de la Reyna 151. Die Stadt und ihre Umgebungen. — Induſtrie — Handel — geſellſchaftliches Leben. — Reiſe von Talavera de la Reyna nach Toledo 153. — Cebolla — Carmona. — Reiſe von Toledo nach Aranjuez 155.

Leon. S. 158.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz — Die Charte — Clima — Ackerbau — Induſtrie — Handel — Sittliche Bemerkungen S. 158 — 160. — — Zweiter Abſchnitt. Reiſerouten und Städtebeſchreibungen. — Reiſe von Palencia nach Leon 161. — Carrion de los Condes — Sahagun — Leon, Beſchreibung der Stadt. — Reiſe von Leon nach Aſtorga und Toro 164. — Aſtorga — Benavente — Zamora — Toro. — Reiſe von Palencia nach Medina del Rio Seco und Tordeſillas 167. — Palencia — Medina del Rio Seco — Tordeſillas — Medina del Campo. — Reiſe von der Grenze von Eſtremadura nach Salamanca 170. — Baños — Salamanca. Beſchreibung der Stadt — Univerſität. — Reiſe von Salamanca nach Ciudad Rodrigo 173. — Ciudad Rodrigo — Lage, Größe, Clima — Induſtrie — Merkwürdigkeiten.

Galizien. S. 176.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte — Clima — Ackerbau — Induſtrie — Handel — Sittliche Bemerkungen S. 177 — 182. — — Zweiter Abſchnitt. Reiſerouten und Städtebeſchreibungen. — Reiſe von Aſtorga nach San Jago de Compoſtella 183. — Ponferrada — Lugo — San Jago de Compoſtella 186 — die Domkirche derſelben — Induſtrie. — Reiſe von Lugo nach Coruña 188. — Betanzos — Coruña. Eintheilung der Stadt — Hafen — die Forts deſſelben — Feſtungswerke — Induſtrie — Handel — Lebensmittel. — Reiſe von Coruña nach Ferrol 191. — Ferrol — Hafen — Arſenal — Caſernen ꝛc. — Befeſtigungsanſtalten — Allgemeine Bemerkungen. — Reiſe von San Jago nach Tuy über Vigo 194. — Pontevedra — Vigo — Tuy — Bayona — Reiſe von San Jago nach Orenſe 198. — Orenſe — Küſtenweg.

Aſturien. S. 200.

Erſter Abſchnitt. Allgemeines Gemälde der Provinz. — Die Charte — Clima — Ackerbau — Induſtrie — Handel — Charakter der Einwohner S. 200 — 204. — — Zweiter Abſchnitt. Reiſerouten und Städtebeſchreibungen. — Reiſe von der Grenze von Leon nach Oviedo 205. — Oviedo — Handel — Zeichnungsakademie. — Reiſe von Oviedo nach Gijon 206. — Gijon — Hafen — Reiſe von Oviedo nach Aviles 207. — Aviles — Nebenrouten — Küſtenweg 208. 209.

tonien, Murcia und Cartagena 289. b) Auf die Route von Frankreich 290. c) Auf die Route von Altcaſtilien, Galizien und Aſturien 290. d) Auf die Route von Eſtremadura und Portugall 290. IV El Pardo: a) Auf die Route von Valencia, Murcia, Aragon und Andaluſien 291. b) Auf die Route von Frankreich 291. c) Auf die Route von Altcaſtilien, Galizien und Aſturien 291. d) Auf die Route von Eſtremadura und Portugall 292.

IX. Meilenzeiger 293.

Biscaya.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Biscaya, die nördlichſte Provinz von Spanien, wird in Oſten von Navarra, in Süden von Altcaſtilien, in Weſten von der genannten Provinz und von Aſturien, in Norden vom Ocean und durch einen ſchmalen Streif von den Pyrenäen begränzt. Es iſt ein ſehr gebirgigtes Land. Eine Menge hoher, von den Pyrenäen auslaufender, Aeſte ziehen ſich in allen Richtungen dadurch hin, bilden jedoch zugleich ſehr viele anmuthige Thäler, wovon einige kleinen Ebenen zu vergleichen ſind.

Das Ganze wird von eilf Flüſſen bewäſſert, worunter man den Ebro und den Bidazoa bemerkt; eben ſo ſind eine Menge Häfen zu zählen, worunter die von Bilbao, St. Ander, St. Sebaſtian und Paßages die vornehmſten ſind. Die Bevölkerung iſt für den Umfang und die topographiſche Beſchaffenheit der Provinz wirklich beträchtlich genug; im Jahr 1800 wurden 287,758 Seelen gezählt.

Das Clima iſt im Allgemeinen ziemlich gemäßigt, jedoch mehr kalt als warm. Im Einzelnen wird es durch die Lage der beſondern Diſtricte modificirt. So iſt es z. B. im Innern des Landes trocken, an den Küſtenſtrichen hingegen feucht; ſo iſt es dort im Sommer weit heißer, und im Winter weit kälter als hier; ſo wechſelt es in den verſchiedenen Thälern oft ſehr auffallend ab, je nachdem die Richtungen derſelben verſchieden ſind. Der Himmel indeſſen hat noch immer etwas Nördliches, und iſt beſonders an den Küſten, zumal zur Winterszeit, häufig mit Wolken bedeckt.

Zum Schluſſe bemerken wir noch, daß Biscaya in politiſcher Hinſicht in vier beſondere Provinzen abgetheilt wird, nämlich in el Señorio de

Biscaya oder Biscava in engerem Sinne, in den Canton de Alava, in den Canton de Guipuzcoa, und in das Pays de los qvatro Villas (in das Vierſtädte-Land).

Ackerbau.

Der Ackerbau dieſer Provinz iſt im Allgemeinen ſo blühend, wie man es nur wünſchen kann; nicht nur die Thäler, auch die Abhänge der Gebirge werden mit großem Fleiße angebaut. Dieſe Thätigkeit iſt um ſo verdienſtlicher, da der äußerſt ſchwere Boden die Bearbeitung im hohen Grade mühſam macht, und nur durch Mergel verbeſſert werden kann. Eben ſo großes Lob verdient die Einſicht und die gute Methode überhaupt, womit der hieſige Ackerbau, im Ganzen genommen, betrieben wird.

Die Hauptproducte der Provinz im Allgemeinen ſind Waizen, Gerſte, Mais, Bohnen, Erbſen und andre Gemüſe, endlich Baumfrüchte und Wein Die vier oder fünf erſten finden ſich in allen vier Cantons, wiewohl in ſehr verſchiedener Quantität, die zwey letzten hingegen gedeihen nur vorzüglich in dem eigentlichen Señorio de Biscaya und in Guipuzcoa. Fügen wir einige Details hinzu.

Das Señorio de Biscaya bringt bey weitem nicht ſo viel Waizen hervor, als zum innern Bedarf nothwendig iſt. Es muß daher das Fehlende theils aus dem Canton Alava, theils aus Altcaſtilien, theils über's Meer beziehn. Dafür hat es aber vortreffliche Baumfrüchte, z. B. Aepfel, Birnen, Kirſchen, Feigen, und beſonders Caſtanien in Ueberfluß. Eben ſo beſitzt es ſehr viel Rebenpflanzungen, worunter auch ein gutes Muscatgewächs iſt, liefert jedoch im Ganzen nur einen ſehr ſchlechten Wein, den ſogenannten Chacoli.

Dieß kommt indeſſen weniger von den Trauben, als von der ſchlechten Zubereitung her, indem man hier reife und unreife, gute und anbrüchige Beeren u. ſ. w. ohne Unterſchied mit einander preßt, und die gemeinſten Vorſichtsmaßregeln zu vernachläſſigen pflegt. Bey dem allen iſt der Abſatz dieſes elenden Getränkes immer gewiß, weil er durch ein Landesgeſetz geſichert wird. Es darf nämlich in keinem Wirthshauſe eher fremder Wein verſchenkt werden, bis der ganze inländiſche Jahresvorrath aufgezehrt iſt. Da dieſer aber gewöhnlich nur auf vier Monate hinreicht, ſo wird noch eine anſehnliche Quantität Rioxa-Wein (aus Altcaſtilien) importirt; auch ziemlich viel Cider, und zwar von vortrefflicher Beſchaffenheit gemacht.

Was zweytens Guipuzcoa anlangt, ſo baut auch dieſer Canton nur ohngefähr die Hälfte ſeines jährlichen Waizenbedarfs, und muß daher das Fehlende ebenfalls aus Alava, Altcaſtilien und über's Meer beziehn. Der Weinbau iſt beynahe ganz verſchwunden, weil er durchaus von keinem Erfolge war, die Obſtbaumzucht hingegen wird ſehr eifrig betrieben, beſonders was Aepfel- und Kaſtanienbäume betrifft. Jene geben ſehr beträchtliche Erndten, wovon man den größten Theil zu Cider benutzt.

Folgt endlich Alava und das Vierſtädteland. Jener Canton iſt an Waizen, Gerſte, Gemüſe u. ſ. w. außerordentlich fruchtbar, beſonders in der Ebene von Vittoria; liefert jedoch verhältnißmäßig nur wenig oder gar keine von ſolchen Producten, die nur bey einem gewiſſen Grade von Wärme gedeihen. Das Clima wird überhaupt beſtändig rauher, und ſcheint dem Anbau des Weines u. ſ. w. mit jedem Jahre hinderlicher zu ſeyn. Das Vierſtädteland hat ziemlich guten Gerſte- und Gemüſebau, bringt aber neben einigen Baumfrüchten nur wenig Waizen und Wein hervor.

Wir haben oben geſagt, daß auch die Abhänge der Gebirge ſehr ſorgfältig angebaut werden, und alſo mit Waizen- und Mais-Feldern u. ſ. w., mit Reben- und Obſtbaum-Pflanzungen bedeckt ſind. Unter letztern werden beſonders gepfropfte Caſtanien- und eine große Menge Aepfelbäume bemerkt; auch finden ſich vorzüglich in Guipuzcoa ſehr viel Nußbäume und Haſelnußſträuche daſelbſt.

Die höhern oder nicht bebauten Theile der Gebirge bieten übrigens eine ſehr ſchöne wilde Waldvegetation von Eichen, Erdbeerbäumen (Arbut. unedo) und mehrern aromatiſchen Geſträuchen dar. Einer der höchſten dieſer Berge iſt der Gorveya, man braucht volle fünf Stunden, ehe man den Gipfel deſſelben erreicht, der eine ſchöne mit vortrefflichen Wieſen bedeckte Ebene bildet, wo man im Sommer die Heerden aus Alava und dem Señorio de Biscaya weiden läßt. Noch bemerken wir beyläufig, daß bis jetzt in ganz Spanien nur allein auf dieſem Berge die ſchwarze Johannisbeere (Ribes nigrum) gefunden wird.

Induſtrie und Handlung.

Beyde ſind blühend, beyde verdienen Aufmerkſamkeit. Die Hauptfabriken ſind die Eiſenfabriken, indem die Provinz dieſes Produkt im Ueberfluß beſitzt. Es werden daher zwölf große Eiſenhämmer und 171 kleinere gezählt. Von letztern befinden ſich 141 in dem Señorio de Biscaya, 15 in Guipuzcoa und 15 an der Grenze von Alava in der Montañas de St. Ander. Sämmtliche Eiſenhämmer zuſammen liefern jährlich eine ſehr beträchtliche Quantität, die man auf 124,000 Centner anſchlägt.

Außerdem giebt es 13 Ankerſchmieden, wovon die zu Ampuero für königliche Rechnung verwaltet wird; weiter zwey Stückgießereyen, wovon die in la Cabada ebenfalls königliches Eigenthum iſt;

ferner Gewehrfabriken zu Hoyhor, Helgoivar und Plaſencia, ſo wie Blech- und Säbel-Fabriken zu Toloſa. Hierzu kommt noch eine Gußeiſen-Fabrik zu Penteria und eine Menge Fabriken von kleinen Eiſengeräthſchaften zu Vergara, Aſpritia und Helgoivar. Aehnliche Fabriken von kupfernen Keſſeln befinden ſich zu Toloſa, Andoin und Balmaſeda, wo man deren allein vierzehn zählt. Eine davon liefert auch Kupferplatten, wie man ſie zum Beſchlagen der Schiffe braucht.

Von andern Fabriken der Provinz ſind noch folgende bemerkenswerth: Eine Tuchfabrik zu Eſcaray, die feine und mittelfeine Tücher liefert, und der Geſellſchaft der Madrider Gremios gehört. Eine Fayence-Fabrik, eine Zuckerraffinerie und vier Bierbrauereyen zu St. Ander. Zwey und zwanzig Lederfabriken in den beyden Cantons Biscaya und Guipuzcoa zerſtreut. Drey prächtige Seildrehereyen, eine zu Bilbao und zwey zu Zorroza, wovon die eine für königliche Rechnung betrieben wird. Endlich bemerken wir noch, daß St. Sebaſtian ſehr viel Takelwerk liefert, und daß es in der ganzen Provinz ziemlich viel Leineweber, die meiſten aber zu Arrazubia und Ognate giebt.

Was den Handel der Provinz anlangt, ſo unterſcheiden wir, wie gewöhnlich, die Exportation und Importation. Biscaya führt von eigenen Producten blos Eiſen, Caſtanien und verſchiedene Fabricate, z. B. Wollwaare, Leder, kupferne Keſſel, Schießgewehre und Anker aus. Zu gleicher Zeit wird aber auch eine große Quantität ſpaniſcher Wolle über die Häfen dieſer Provinz, beſonders über Bilbao und St. Ander, verſchifft.

Biscaya importirt dagegen Wein und Waizen, von jenem zwey Drittheile, von dieſem faſt die Hälfte des jährlichen Bedarfs. Es bezieht ferner Leinwand und Tücher, Quincaillerie, Bijouterie- und ſeidene Waaren, Hanf, Flachs, Theer, Schiffbauholz, Stockfiſche, Fiſchthran, Häute und Colonial-Produkte aller Art. Die Hauptgeſchäfte für Aus- und Einfuhr werden mit den benachbarten Provinzen, mit Frankreich, England, Holland, Rußland, Dänemark, Deutſchland (Hamburg) und dem ſpaniſchen Amerika gemacht.

Zu gleicher Zeit wird nach dem Innern von Spanien mit Taback, Muſſelin, Bijouterie und ſeidenen Waaren ein anſehnlicher Schleichhandel getrieben, den die Regierung, troß aller Viſitationen, nicht verhindern kann. Der Handel mit den ſpaniſchen Colonien hat bloß über St. Ander und San Sebaſtian ſtatt; dort nach allen erlaubten Häfen des ſpaniſchen America's überhaupt, hier nach la Guayra, den Haupthafen der General-Capitanerie Caracas inſonderheit.

Sittliche Bemerkungen.

Der ganze phyſiſche und moraliſche Character der Einwohner der Provinz Biscaya verräth, troß allem Einfluſſe der Civiliſation, noch immer ihre alte cantabriſche Abſtammung. Man bemerkt bey ihnen dieſelbe Körperſtärke und Gewandheit, denſelben Muth, das nämliche hohe Selbſtgefühl, dieſelbe Reizbarkeit, dieſelbe Freyheitsliebe, dieſelbe Tapferkeit und Unerſchütterlichkeit. Dabey ſind die Biscayer ein lebhafter fröhlicher Menſchenſchlag, immer thätig, immer zur Arbeit aufgelegt und zu jedem Geſchäfte geſchickt; ehrlich, gutmüthig, auf

Treu und Glauben haltend, und natürliche Feinde jeder Niederträchtigkeit. Im der That erhält ihr Character durch die Idee eines allgemeinen, jedem Biscayer angebornen Adels eine Würde und eine Erhabenheit, die ſich auch bey den niedrigſten Claſſen und in den beſchränkteſten Verhältniſſen noch erkennen läßt.

Aber nicht nur bey dem männlichen Geſchlechte, auch bey dem weiblichen zeigt ſich die alte cantabriſche Abſtammung. Man muß wirklich über die biscayiſchen Weiber erſtaunen, wenn man ſie alle Arbeiten der Männer theilen und die letztern oft an Ausdauer übertreffen ſieht. Sie haben eine Körperſtärke, die unverwüſtlich ſcheint, und die man beſonders in den Häfen, wo ſie als Laſtträgerinnen arbeiten, häufig bewundern kann. Dabey zeichnen ſie ſich durch ihr raſches, kühnes und kräftiges Weſen, ſo wie durch Fröhlichkeit und muthwillige Laune aus. Dieſer Frohſinn iſt aber auch ein Hauptzug in dem Character der Biscayer überhaupt, und durchaus mit einem großen Hang zum Lebensgenuß gepaart. Daher die vielen Feſtos be

Novillos (Stiergefechte mit jungen Stieren), die vielen Ballſpiele u. ſ. w., die vielen Romerias (öffentliche Tanzgeſellſchaften unter freyem Himmel) und dergleichen mehr.

Am reinſten hat ſich die urſprüngliche Nationalität, wie überall, ſo auch hier bey den Landbewohnern erhalten, von denen daher noch etwas geſagt werden muß. Die ganze Provinz Biscaya bietet durchaus keine eigentlichen Dörfer, ſondern nur eine große Menge einzelner, zerſtreuter, bald mehr bald weniger zuſammengerückter Bauerhöfe (Caserias) dar. Eine gewiſſe Anzahl dieſer Höfe hat immer eine Pfarrkirche in der Mitte, und wird eine Republik genannt, was denn eine Menge ſolcher kleinen Republiken giebt, die aber alle unter der Provinzialregierung ſtehn. Dieſe Bauerhöfe haben ſeit undenklicher Zeit von Vater auf Sohn fortgeerbt, denn ein ſolches Eigenthum zu verkaufen, würde eine unauslöſchliche Schande für eine Familie ſeyn. Die Beſitzer dieſer Höfe werden Eche-Jaunes, das heißt, Hausherren, genannt.

Hin und wieder finden ſich auch einige alte Schlöſſer, meiſtens über den tiefer liegenden Caſerias erbaut. Es ſind alte Familienburgen, die auf gleiche Weiſe fortgeerbt haben, und deren Beſitzer mit dem Namen Parientes mayores, Aelteſte des Diſtricts, bezeichnet, in großem Anſehen ſtehn. Man findet die meiſten jener Gehöfte und dieſer Schlöſſer zwiſchen Bilbao und Orduña, und glaubt auf dieſen ganzen 6 Leguas nur eine einzige wenig unterbrochene Stadt zu ſehen.

Nichts dürfte indeſſen ſo ſehr zur Erhaltung der biscaviſchen Nationalität beytragen, als die eigenthümliche Sprache dieſes Volks, das ſogenannte Basqvence, das unter den höhern Ständen beſtändig neben dem Aechtſpaniſchen und unter den niedern faſt ausſchließlich geſprochen wird. Es iſt höchſt wahrſcheinlich die alte einheimiſche Landesſprache, ſie erſcheint dem Unkundigen hart, rauh und ungebildet, dem Kenner hingegen ſanft, melodiſch und ausdrucksvoll. Sie hat mit keiner der jetzt bekannten Sprachen Aehnlichkeit, und unbezweifelte Beweiſe ihres hohen Alterthums für ſich. Dahin gehört z. B. die Bemerkung, daß ſich die Etymologien der meiſten ſpaniſchen Städte, Provinzen und Flüſſe darin befinden, und daß alle Hauptausdrücke aus der Natur genommen und Bezeichnungen der die Sinne berührenden Objecte ſind. Wer nähere Belehrungen über dieſen Gegenſtand wünſcht, der laſſe ſich die Grammatik und das Wörterbuch von Larramendi, ſo wie die Werke von Aſtarloa und Erro y Aſpirroz empfohlen ſeyn.

Biscaya.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städte-Beſchreibungen.

1.

Straßen — Wirthshäuſer — Fuhrweſen.

Die Straßen dieſer Provinz gehören zu den beſten von Spanien, was in einem ſo gebirgigten Lande doppelt bemerkt zu werden verdient — Die Wirthshäuſer hingegen, Poſadas ſowohl als Ventas, ſind höchſt mittelmäßig, und zuweilen wirklich ſehr ſchlecht. Doch trifft man in den meiſten gröſſern Städten, z. B. zu Bilbao, St. Ander, Orduña u. ſ. w. recht gute Fondas an; auch wird man auf der großen Straße von Bayonne nach Vittoria im Ganzen immer zufrieden ſeyn. — Das Fuhrweſen iſt der gebirgigten Gegenden wegen ziemlich beſchränkt. Kutſchen, Caleſias u. ſ. w. werden daher nur auf den wenigen Hauptſtraßen gebraucht. Wer von Bayonne nach Madrid gehen will, der findet in erſterer Stadt nicht ſelten Retouren nach Vittoria und umgekehrt.

1.

Reiſe von der franzöſiſchen Grenze nach Orduña.

Irun (Flecken)	½	Legua.
Hernani (Dorf)	1	—
Renteria (Stadt)	5	—
San Sebaſtian (Stadt) . . .	1	—
Bilbao (Stadt)	11½	—
Orduña	6	—
	Zuſammen 25	Leguas.

Die Grenze wird durch den Bidazoa gemacht; man geht auf einer hölzernen Brücke darüber, und befindet ſich in dem Canton Guipuzcoa. — Irun iſt ein kleiner, häßlicher, ſchmutziger Flecken, der aber doch eine ziemlich ſchöne Pfarrkirche hat. Schon anſehnlicher und wohlhabender iſt Hernani. Es liegt in einem lachenden Thale, auf

allen

allen Seiten mit hohen Bergen umringt, und hat von ſeinen Ankerſchmieden guten Verdienſt. Der Weg theilt ſich jetzt. Links iſt die große Straße nach Madrid, über Toloſa, Bergara und Vittoria, rechts die neue ſchöne Straße nach San Sebaſtian. Wir ſchlagen die letzte ein, und kommen auf die erſte unter No. 3 zurück.

Die Gegend iſt gebirgigt, der Boden häufig unfruchtbar. Wer Zeit hat, kann ein wenig rechts ablenken, um Fuentarabia zu ſehen. Dieß iſt ein Städtchen, das auf einer kleinen Halbinſel, am Ufer des Meeres und an der Bidazoa liegt. Es iſt im Amphitheater an einem Hügel hingebaut, gleich vortrefflich durch die Kunſt und die Natur befeſtigt, und als einer der Schlüſſel von Spanien anzuſehen. Auf der Seeſeite iſt es durch eine gute Citadelle, auf der Landſeite durch hohe Berge, die Sierras de Jasquivel gedeckt. Die Landmädchen der benachbarten Gegend zeichnen ſich durch eine niedliche Kleidung und große Annehmlichkeit aus.

Wer den berühmten Hafen von Paſſage beſehen will, der muß ſich der Küſte nähern, und einen anderthalbſtündigen beſchwerlichen Gebirgsweg nicht ſcheuen. Man findet alsdann das Städtchen Paſſage, das eigentlich nur aus einer Gaſſe beſteht, die zwiſchen die Bay und die Gebirge hineingezwängt iſt. Der Hafen ſelbſt wird durch die genannte Bay gebildet, die mit Recht eine der ſchönſten und ſicherſten von Spanien genannt werden kann.

Sie hat eine halbe Stunde in der Breite, iſt auf allen Seiten von hohen Bergen eingeſchloſſen, und durchaus vor allen Winden geſchützt. Bey der Ebbe wird ſie beynahe völlig trocken, nur in der Mitte bleibt ein ſchmales Fahrwaſſer zurück. Gegen die See zu verengt ſie ſich zwiſchen zwey Felſen zu einem ſo engen Canale, daß nur ein einziges Schiff auf einmal hindurchpaſſiren kann.

Wer von Paſſage aus vollends nach San Sebaſtian gehen will, der fährt gerade über die Bay hinüber, wozu es während der Fluth durchaus nicht an Gelegenheit fehlt. Die Barquen werden von hübſchen biscayaniſchen Mädchen geführt, denen man ſich mit völliger Sicherheit anvertrauen kann.

Am Lande findet man dann wieder Mauleſel zu miethen, und kommt in einer halben Stunde zu San Sebaſtian an. Iſt man aber auf dem geraden Wege geblieben, und hat Paſſage nicht berührt, ſo paſſirt man durch Renteria, das im Thale Oyarzo am Bidazoa liegt, und gutes Gußeiſen liefert, bis man endlich San Sebaſtian in demſelben Augenblicke erreicht, wo man die hinter einem Sandhügel verborgene Stadt zuerſt erblickt.

San Sebaſtian mit 11,000 Einwohnern, liegt auf einer Halbinſel zwiſchen zwey Meeresarmen, an der Mündung des kleinen Fluſſes Urumea oder Gurumera, und iſt eine ziemlich regelmäßige, im Ganzen recht gut gebaute Stadt. Sie hat indeſſen nur mittelmäßige Feſtungswerke und eine eben ſo wenig bedeutende Citadelle, die auf einem hohen, kahlen, beynahe cirkelrunden Berge liegt. Das Clima iſt mild, doch etwas feucht; die Lebensmittel ſind wohlfeiler als in den meiſten andern Häfen von Spanien, auch befinden ſich zwey recht gute Wirthshäuſer daſelbſt. Eben ſo iſt eine Lootſenſchule bemerkenswerth.

Von Fabriken werden in San Sebaſtian mehrere Gerbereyen und Lederfabriken, mehrere Seildrehereyen und eine Ankerſchmiede für die königliche Marine gezählt. Der Handel iſt beträchtlich, und zieht eine Menge ſpaniſcher, franzöſiſcher, engliſcher, holländiſcher und däniſcher Schiffe herbey. Die Ausfuhr pflegt in Eiſen, Ankern, Tauen, Häuten, Wolle und Baumwolle, auch andern Produkten von Caracas zu beſtehen. Die Einfuhr iſt dagegen aus Waizen, engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Fabrikaten, aus Theer, Hanf, Flachs, Schiffbauholz, aus Stockfiſch, Planken u. ſ. w. ingleichen aus den genannten Colonialartikeln zuſammengeſetzt. Der Hafen iſt gut und ſicher, nur leider etwas zu klein; er wird durch einen hohen Felſen gedeckt, auf dem ein Leuchtthurm befindlich iſt.

Die Umgebungen von San Sebaſtian ſind trotz des ſandigen Bodens ſehr angenehm, und die Ausſichten auf die Pyrenäen und den Ocean entzückend ſchön. Die meiſte Aufmerkſamkeit verdient das reizende Thal Loyola, wohin man auf einem artigen, faſt ganz beſchatteten Spaziergange gelangt. Es iſt wirklich zu jeder Jahreszeit, beſonders aber in den heißen Monaten, ein höchſt angenehmer Aufenthalt.

Wer zu Wagen reiſt und von San Sebaſtian nach Bilbao gedenkt, der kann durchaus nicht anders als über Mondragon gehen. Wer aber zu Pferde reiſt der ſchlägt gleich bey Vergara einen Seitenweg ein und überſteigt einen hohen Berg, auf dem der Flecken Elgetta liegt. In der Ferne zeigt ſich dann der kleine Hafen Descarga und am Fuße des Berges das Städtchen Lorio. So wie man Elgetta hinter ſich hat, tritt man aus Guipuzcoa in das Señorio de Biscaya, oder Biscaya im engern Sinne ein, kommt durch eine liebliche, mit netten, weißgetünchten Häuſern bedeckte Ebene, paſſirt Durango und legt die vier letzten Leguas nach Bilbao vollends durch ſchöne Eichen- und Fichtenwälder zurück.

Bilbao mit 15,000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer des Fluſſes Anza, (Ybeyzabel) ohngefähr zwey Stunden vom Meere entfernt.

Der obere Theil der Stadt iſt alt und häßlich, der untere hingegen neu und ſchön. Jener hat enge Straßen und ſchlecht gebauete Häuſer, dieſer zeichnet ſich durch ſeine regelmäßige Anlage und eine Menge trefflicher maſſiver Gebäude aus. Das Clima von Bilbao iſt mild und angenehm, im Allgemeinen aber ziemlich feucht. Die Sommerhitze wird durch den Seewind gemäßigt, die Winterkälte ſteigt ſelten bis auf 2 — 3 Grad unter Null. Das Unangenehmſte ſind die heftigen Regengüſſe, die man hier ſonderbar genug um die Zeit der beiden Solſtizien bemerkt.

Die Lebensmittel ſind von vortrefflicher Beſchaffenheit, beſonders werden die Fiſche, das Hammelfleiſch, die Gemüſe, die Früchte und das Wildpret gerühmt. Der gewöhnliche Tiſchwein iſt der von Rioja aus Altcaſtilien, es iſt ein dicker, ſtarker, dunkelrother Wein, der leicht zu Kopfe ſteigt. Indeſſen findet man auch feinere Sorten, z. B. aus Navarra, Arragon u. ſ. w. wie man denn überhaupt die beſten Gewächſe von ganz Spanien, z. B. Malaga, Xerez u. ſ. w. verhältnißmäßig ſchon zu recht billigen Preiſen haben kann.

Im Ganzen freylich iſt Bilbao eben kein wohlfeiler Ort, beſonders pflegen Kleidung, Wohnung und Mobilien ziemlich theuer zu ſeyn. Die drey Fondas, beſonders die Caſa de Antonio und die Caſa de la Flamenca ſind ſehr empfehlungswerth. Die Umgebungen von Bilbao endlich zeichnen ſich durch eine herrliche Vegetation und die mannichfaltigſten Sitten aus. Der Fremde findet hier mit Erſtaunen eine wahrhafte Schweizernatur, wo er faſt täglich neue Spaziergänge wählen kann.

Die Induſtrie von Bilbao iſt ziemlich eingeſchränkt. Nimmt man eine kleine Ankerſchmiede und die vortreffliche Seildreherey am Campo Volantin (einer Promenade) aus, ſo trifft man eigentlich ſo gut als gar keine andere Fabriken an. Wirklich ſind auch die ehedem ſo blühenden Gerbereien beynahe gänzlich eingegangen, ſeitdem die direkte Einfuhr der amerikaniſchen Häute verboten worden iſt. Deſto lebhafter aber iſt der hieſige

Handel, wie denn Bilbao überhaupt an der ganzen nordſpaniſchen Küſte als der wichtigſte Hafen erſcheint.

Die Hauptprodukte der Ausfuhr ſind Wolle, Caſtanien und Eiſen, die Hauptartikel der Einfuhr pflegen in Waizen, Flachs, Hanf, Schiffbauholz, engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Fabrikaten, Stockfiſch, Thran u. ſ. w. zu beſtehen. Man rechnet, daß Bilbao blos von den beyden letzten Artikeln, und zwar von jenem 160,000 Centner, von dieſem 6000 Tonnen jährlich bezieht. Es iſt indeſſen zu bemerken, daß ſich von hier aus auch die benachbarten Provinzen mit ihren Bedürfniſſen verſehen.

Unter den öffentlichen Anſtalten von Bilbao iſt eine Zeichenſchule und eine Lootſenſchule anzuführen, die beyde auf Koſten der hieſigen Kaufmannſchaft beſtehen. Der eigentliche Hafen von Bilbao iſt bey Olaveaga, eine halbe Stunde von der Stadt, es können nämlich nur ganz kleine Schiffe bis an die Stadtqvays gehen. Der Küſtenflecken an der Mündung des Stromes heißt

Portugalete, und iſt wegen ſeines Wohlſtandes und ſeiner ſchönen Umgebungen bekannt. — Dieß von Bilbao, wir verfolgen nun unſere Reiſe nach Orduña.

Der ganze, ſechs Leguas lange Weg dahin iſt äußerſt angenehm. Man reiſet mitten in den Gebirgen, und ſieht alles mit niedlichen Häuſern und Hütten, mit Eiſenhämmern und Minengebäuden bedeckt. Die Abhänge der Gebirge, die Thäler, die Hügel, alles iſt vortreflich angebauet. Auf dem halben Wege liegt Miravalles, ein großes Gebirgsdorf, das eine recht gute Poſada hat.

Orduña ſelbſt befindet ſich am Ende dieſes ſchönen Thals, iſt auf allen Seiten mit hohen, ſteilen Bergen umgeben, und ſoll eine der älteſten Städte von Spanien ſeyn. Die Bevölkerung wird auf 6000 Seelen geſchätzt. Die Induſtrie iſt auf den Feldbau und einige Wollarbeiten eingeſchränkt. Man findet hier das caſtiliſche Grenz-Zollhaus, weswegen man ſeine Maaßregeln nehmen muß.

3.

Reiſe von der franzöſiſchen Grenze bis an die altcaſtiliſche.

Irun (Flecken) . . .	½	Legua.
Hernani (Flecken) . .	1	—
Toloſa (Stadt) . .	5½	—
Vergara (Stadt) . . .	3	—
Mondragon (Dorf) . .	2	—
Vittoria (Stadt) . . .	5	—
Armiñon	4	—
Altcaſtiliſche Grenze . . .	½	—

Zuſammen 21½ Leguas.

Der Weg bis nach Hernani iſt oben beſchrieben (No. [illegible]). Man weiß, daß er ſich hinter dieſem Flecken theilt und rechts nach San Sebaſtian, links aber nach Toloſa führt. Die ganzen ſechstehalb Leguas bis zu dieſer Stadt ſind äußerſt angenehm. Eine Menge lieblicher, ſchönbebauter Hügel ſteigen amphitheatraliſch hinter einander auf, und hunderte von Meiereien ſind zwiſchen die dichten, herrlichen Baumpflanzungen zerſtreuet. Ungefähr auf der Hälfte des Weges öffnet ſich ein kleines romantiſches Thal, das von der Oria durchwäſſert wird, die eine Menge ſchöner Waſſerfälle macht.

Toloſa, mit ungefähr 4200 Einwohnern, liegt grade im Mittelpunkte des Diſtrikts Guipuzcoa, und zwar in einem angenehmen Thale an den Ufern der Oria und des Araxes, den man auf einer ſchönen, durch einen Thurm vertheidigten Brücke paſſirt. Es iſt ein freundliches, belebtes Städtchen, das nicht nur gutes Straßenpflaſter, ſondern auch gute Beleuchtung hat. Die Einwohner nähren ſich meiſtens vom Ackerbau, doch ſind auch mehrere Fabriken von Eiſenwaaren aller Art, Gewehrfabriken und Gerbereyen daſelbſt. Alle Sonnabende wird überdem ein großer Markt gehalten, der Toloſa ebenfalls viele Vortheile verſchaft. Die daſige Poſada iſt alles Lobes werth.

Die Gegend bleibt fruchtbar und angenehm; man kommt durch Alegria, das Gewehr- und Säbelfabriken hat, auch Ackergeräthe zu liefern pflegt. Dann folgen die Dörfer Villa Franca, Villa Real und Anzuela, jene dießſeits, dieſes jenſeits eines hohen

Berges, den man überſteigen muß. Bey letzterem theilt ſich der Weg abermals. Die Straſſe rechts führt nach Durango, die Straße links, die man jetzt beybehält, nach Bergara. Dieß iſt ein artiges Städtchen mit ungefähr 4000 Einwohnern, wo eine ſehr gute Schule bemerkt zu werden verdient. Sie ward bereits im Jahre 1765 auf Koſten der patriotiſchen Geſellſchaft geſtiftet, und zeichnet ſich durch eine trefliche Organiſation und ausgewählte Lehrer aus. Die Zöglinge wohnen zugleich darin und erhalten, außer den gewöhnlichen Schulwiſſenſchaften, auch im Franzöſiſchen und Engliſchen, ſo wie in der Muſik, dem Zeichnen und Tanzen Unterricht.

Man verläßt hier den Diſtrikt Guipuzcoa und tritt in Alova ein. Die ganzen ſieben Leguas bis Vittoria bieten jetzt einen entzückenden Anblick dar. Ueberall herrſcht Wohlſtand und Thätigkeit, alles athmet Leben und Heiterkeit. Die Landhäuſer, die Meiereien, die Dörfer vervielfältigen ſich unaufhörlich und ſchließen ſich faſt ununterbrochen an einander an. So legt man die zwey erſten Leguas bis Mondragon, in einem ſchönen, von der Zadorra bewäſſerten Thale zurück, überſteigt dann den ziemlich hohen Berg Salinas, wo das Dorf gleiches Namens befindlich iſt, und kommt allmählig in die reizende, fruchtbare Ebene, an deren Ende Vittoria, zum Theil am Abhange eines Hügels, liegt.

Vittoria iſt die Hauptſtadt des Cantons Alava, zählt ungefähr 6500 Einwohner, iſt mit einer doppelten Mauer umgeben und wird nicht unpaſſend in die Alt- und Neu Stadt abgetheilt. Jene, oder vielmehr der größte Theil des Ganzen, iſt unregelmäßig und ſchlecht gebauet. Dieſe zeichnet ſich durch einen großen und ſchönen Platz, ſo wie durch mehrere breite, mit Bäumen bepflanzte, und durch klare Bäche bewäſſerte Straßen aus. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das große Hoſpicio real (königliche Armenhaus) und die Dominicaner-Kirche, letztere jedoch nur wegen drey vortreflicher Gemälde von Eſpagnolet (in der Novizencapelle) aus.

Das Clima von Vittoria iſt mild und angenehm, die drey Wintermonate ausgenommen, wo die Kälte, der benachbarten Gebirge wegen, ziemlich ſtrenge zu ſeyn pflegt. Die Lebensmittel ſind vortreflich, und Früchte und Gemüſe beſonders immer im Ueberfluß. Die Umgebungen bieten eine Menge reizender Spaziergänge dar, und ſind, der entfernten Gebirgs-Ausſichten wegen, doppelt angenehm.

Die Induſtrie iſt, bis auf die Fabrikation allerhand Eiſenwaaren, vorzüglich von Degenklingen, eingeſchränkt; der Handel hingegen hat ſehr viel Thätigkeit, da Vittoria für einen großen Theil von Navarra und Altcaſtilien, in Anſehung ſehr vieler Artikel, z. B. Colonialwaaren, Tücher, Leinwand, Küchengeräthe, Hüte, Schuhe u. ſ. w. einen Stapelort abgiebt. Es bezieht das Benöthigte theils von Bayonne, theils von Bilbao und San Sebaſtian, und ſaldirt zum Theil mit den Produkten ſeiner eigenen Fabrikation.

Unter den öffentlichen Anſtalten von Vittoria iſt eine Zeichnenſchule bemerkenswerth. Eben ſo verdient der freye, thätige und unternehmende Geiſt der Einwohner Aufmerkſamkeit. Intereſſant ſind auch die drey jährlichen Volksfeſte, die man, ſoviel ich weiß, in keinem andern Theile von Spanien zu feyern pflegt. Es iſt das Knaben-, Mädchen- und Ehe-Feſt; alle drey verrathen einen großen idylliſchen Sinn. Noch führen wir endlich an, daß Vittoria die letzte biscayiſche Stadt an der altcaſtiliſchen Grenze iſt, und daß ſie zwey vortreffliche Poſades hat.

Man verläßt Vittoria, geht auf einer ſteinernen Brücke über den Arriaza und tritt in eine vortreflich angebauete Ebene, die vier Leguas lang und drittehalb Leguas breit iſt. Während man nun dieſelbe in ihrer ganzen Länge durchſchneidet, paſſirt man die Flecken la Puebla und Armiñon, ſchlägt zuletzt den Weg nach Miranda de Ebro ein, und findet auf der Mitte deſſelben die marmorne Grenzſäule von Altcaſtilien und Alava. Die oben genannte Ebene zeichnet ſich durch die große Mannichfaltigkeit der Vegetation und eine ſehr anſehnliche Bevölkerung aus. Wirklich werden an Dörfern und Gehöften über 300 daſelbſt gezählt.

4.

Las Montañas de Sant-Ander.

Als Anhang.

Zwiſchen Aſturien, Altcaſtilien und Biscaya befindet ſich an der Küſte des biscayiſchen Meerbuſens ein kleiner Canton, Montañas de Sant-Ander und de Burgos, oder auch ſchlechtweg las Montañas genannt. Er wird zwar in den meiſten Geographien bald zu Aſturien, bald zu Biscaya gerechnet, bildet aber eigentlich eine beſondere, ganz für ſich beſtehende kleine Provinz.

Das Land im Ganzen genommen iſt ziemlich rauh und unfruchtbar, die Gebirge ſind in hohen wilden Maſſen in und auf einander gethürmt. Doch wird hier und da etwas Gerſte und Mais gebauet, auch bieten die Thäler und Abhänge der Gebirge gutes Weideland dar, endlich giebt es in den niedrigern und mildern Küſtengegenden Caſtanien in Ueberfluß. Die Einwohner nähren ſich meiſtens von der Viehzucht, der Fiſcherey und dem Gütertransport, ſie ſind als brave, ehrliche und gutmüthige Menſchen bekannt. An natürlichen

Reichthümern beſitzt [illegible] [illegible] noch einige Eiſenbergwerke, wovon das Eiſen dem biſcaiſchen nicht nachſteht, aber blos roh verſendet wird.

Die Hauptſtadt der ganzen Provinz iſt **Sant-Ander**, mit ohngefähr 10,000 Einwohnern auf einer Anhöhe, hart am Ufer des Meeres. Das Clima gleicht dem von Bilbao, doch lebt man in Sant-Ander noch theurer als in jener Stadt. Das Ganze iſt ziemlich gut und regelmäßig gebauet, wiewohl ſich eben kein vorzügliches Gebäude nennen läßt. Die Induſtrie iſt außerordentlich, wenn man den geringen Umfang der Stadt damit vergleicht.

Man findet zwey Zuckerraffinerien, eine Ankertaudreherey, (es werden Ankertaue von 150 Faden Länge gemacht,) drey Bierbrauereien, (eine derſelben liefert jährlich über 100,000 Flaſchen für die Colonien,) mehrere Gerbereien und Liqueurfabriken, eine Lichtzieherey, (die jährlich an 1000 Centner liefert,) 25 Eiſenſchmiedten, 5 Eiſenhämmer, (die jährlich an 26,000 Centner Eiſen verarbeiten,) endlich eine königliche Ankerſchmiedte und Geſchützgießerey. Vier Leguas von Sant-Ander in dem Städtchen Torrelavega befindet ſich eine engliſche Spinnmaſchine und damit verbundene Baumwollfabrik. Beyde ſind auf Koſten des Grundherrn, des Duqve del Jnfantado, errichtet worden, und liefern ſehr gute Muſſeline und andere Artikel ähnlicher Art.

Noch anſehnlicher iſt der Handel von Sant Ander, ſowohl mit den vornehmſten Häfen von Europa, als mit denen des ſpaniſchen Amerika's. Was jenen anlangt, ſo werden eine Menge ſpaniſcher Continental- und Colonialprodukte, z. B. Wolle, Häute, Jndigo u. ſ. w. ausgeführt, und dafür große Quantitäten nordiſcher Produkte, ſo wie engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Fabrikate importirt. Was dieſen betrifft, ſo beſteht die Ausfuhr aus europäiſchen Artikeln aller Art, beſonders aber aus Fabrikaten von Spanien überhaupt, und von Sant-Ander inſonderheit; wie z. B. Modewaaren, Hüte, ſeidene Zeuche u. ſ. w. ingleichen Brandwein, Seife, Papier, Eiſen, Bücher, Bier, Lichter und dergleichen mehr. Die Einfuhr dagegen iſt theils aus Colonialwaaren, theils aus Eſpecen zuſammengeſetzt.

Wir bemerken hierbey, daß auch Bilbao und San Sebaſtian, alle ihre Geſchäfte *) mit den ſpaniſchen Colonien, über Sant-Ander zu machen und ſich hierbey der Firma daſiger Handelsleute zu bedienen gezwungen ſind. Letzteres pflegen auch die meiſten der achtzehn zu Sant-Ander etablirten franzöſiſchen und irrländiſchen Häuſer zu thun. Die Urſache hiervon iſt, weil weder Bilbao noch San Sebaſtian ſogenannte Puertos Habilitados ſind, d. h. ſolche Häfen, denen der Handel nach den Colonien zugeſtanden iſt, zweitens weil kein nichtſpaniſcher Unterthan an dieſem Handel eigentlich Antheil nehmen darf.

Dieſer ausgebreitete Handel mit Europa und Amerika trägt unſtreitig am meiſten zum Wohl-

---

*) Nach Caracas aufgenommen, wohin San Sebaſtian directe handeln darf.

ſtande von Sant-Ander bey. Ueberdem hat freylich auch dieſe Stadt den Vortheil eines großen, bequemen und ſichern Hafens, worin man ſelbſt (Fregatten von 40 Kanonen ausgenommen) zur Ebbezeit füglich einlaufen kann. Eben ſo ſind vortreſliche Quays, hinlängliche Magazine, und ein eigenes Handelsgericht verhanden, auch haben hier alle ausländiſche Conſuls ihren Sitz. Neben dem Haupthafen von Sant-Ander beſitzt übrigens die Provinz noch mehrere andere, z. B. St. Vincent de la Barqvera und St. Martin de la Arena, nordweſtlich von der genannten Stadt, ſo wie Caſtro-Urdiales und Santoña öſtlich davon. Letztere iſt ebenfalls vortreſſlich zu nennen, wird aber nur von Fiſcherbarken benutzt.

Außer jenem Seehandel unterhält Sant-Ander auch einen ſehr lebhaften Verkehr mit dem Innern von Spanien, d. h. mit Altcaſtilien, Aragon, Navarra u. ſ. w. ſelbſt. Es beziehe nämlich aus dieſen Provinzen Getraide, Wein, Oel u. ſ. w. und ſendet ihnen ausländiſche Fabrikate und ſpaniſche Colonialwaaren dafür. Der Hauptweg nach den genannten Provinzen iſt leicht und wirklich bequem genug; dagegen fehlt es durchaus an guten Verbindungen mit Bilbao, ſo wie mit Aſturien und Galizien. — Noch bemerken wir, daß in Sant-Ander auch eine Zeichnungs- und Lootſen-Schule befindlich iſt.

Navarra.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Navarra, öſtlich und ſüdlich von Aragon, ſüdweſtlich von Altcaſtilien, nordweſtlich von Biscaya und nördlich von Frankreich begrenzt, bildet ein unregelmäßiges Viereck, das in ſeiner Mittellänge von Oſten nach Weſten 18 Leguas und in ſeiner Mittelbreite von Süden nach Norden 14 Leguas hat. Das Ganze iſt mit hohen Gebirgen bedeckt, es ſind lauter Aeſte der Weſtpyrenäen. Dazwiſchen befinden ſich mehrere Thäler, worunter man vorzüglich das Thal Roncevaux, Leſcou, Baſtan und Roncal bemerkt. Von großen Flüſſen hat die Provinz nur einen, den Ebro, doch wird ſie noch von acht kleinern bewäſſert, deren Namen man auf der Specialkarte finden kann. Die *Bevölkerung* des Ganzen wird auf 287,782 Seelen geſchätzt, das *Clima* iſt rauh und der Winter bisweilen außerordentlich ſtreng; einige Diſtrikte indeſſen, z. B. Tudela u. ſ. w. haben eine etwas mildere Temperatur.

Ackerbau.

Er iſt ziemlich beſchränkt, theils wegen des gebirgigten Bodens, theils wegen der hier und da herrſchenden Nachläßigkeit. Die Gebirge bieten mit wenigen Ausnahmen einiger beträchtlichen Waldungen und ſchönen Weideplätzen, faſt nichts als den kahlen Kalkfelſen dar. Es bleiben demnach zum Anbau nur eine gewiſſe Anzahl Thäler, Ebenen und Hügel übrig, die ſelbſt zuſammen genommen nur unbeträchtlich gegen das Ganze ſind. Bringt man nun zweytens die hier und da herrſchende Nachläßigkeit in Anſchlag, wo oft der beſte Boden z. B. im Diſtrikte von Tudela, nur zu einem einzigen Produkte (dem Wein) benutzt wird, ſo darf man ſich nicht verwundern, wenn die Provinz nur wenig über ihren eigenen Bedarf und auch dieſen ſelbſt nicht immer erzielt.

Die Hauptprodukte ſind Waizen, Roggen, Gerſte, Mais, Gemüſe, Früchte, Oel und Wein. Der meiſte Mais, ſo wie die meiſten Gemüſe und Früchte, werden im Thale Baſtan gezogen, auch wird ſehr guter Cider gemacht. Unter den Weinen zeichnen ſich die Gewächſe von Tudela und Peralta aus. Jenes hat Aehnlichkeit mit dem Burgunder, ohne jedoch ſo fein zu ſeyn; dieſes iſt eine Art Liqueurwein, der dem St. Laurent (Provence) gleicht, aber weit angenehmer und ſtärker iſt

Induſtrie und Handel.

In beyden Rückſichten bietet Navarra nur ſehr wenig Bemerkenswerthes dar. Um bey den Fabriken anzufangen, ſo ſind ſie in der ganzen Provinz von wenig Bedeutenheit. In Pamplona z. B. befindet ſich eine kleine Pergament- und Lederfabrik, eine Wachsbleicherey, eine Fabrik von groben Tüchern und eine ordinäre Fayencefabrik. Zu Tudela giebt es ſechs Seifen- und acht Tuch-

Fabriken, ſo wie mehrere Ziegelhütten und Töpfereyen. Zu Eſtela, Fuente de la Reyna und Sanguoſa, werden Brandweinbrennereyen gefunden, zu Corella endlich wird eine Fabrik von Lakritzenſaft und zu Eguy eine Gußeiſenfabrik, die auch Bomben und Kugeln liefert, (für Rechnung des Königs) bemerkt.

Was den **Handel** der Provinz anlangt, ſo iſt er beynahe gänzlich paſſiv. Navarra muß nämlich einen großen Theil ſeiner Bedürfniſſe, z. B. Leinwand, Tücher, Colonialwaaren u. ſ. w. von Bilbao, Sant-Ander u. ſ. w. beziehen, ohne daß es ſehr viel dagegen geben kann. Waizen, und auch dieſer nicht immer, Wein, gebleichtes Wachs und Lakritzenſaft, ſind nämlich die einzigen Artikel, womit es einen Theil der Importen zu ſaldiren pflegt. Dieſer Handel iſt übrigens ungleich lebhafter und vortheilhafter geworden, ſeitdem die neuen, vortreflichen Straßen vorhanden ſind.

Sittliche Bemerkungen.

Die Einwohner von Navarra ſind, wie alle Gebirgsbewohner, ein kühner, kräftiger, tapferer

Menſchenſchlag. Sie zeichnen ſich durch große Gewandheit des Körpers aus, und gelten für die beſten Läufer, Springer und Ballſpieler von ganz Spanien. Sie ſind ernſthaft und verſchloſſen, ſtolz und trotzig, fein und geiſtreich, geſchickt und arbeitſam; doch giebt man ihnen auch Eigenſinn, hochfahrendes Weſen, Streitſucht und Heftigkeit Schuld. Ihre Sitten haben ſich etwas nach den franzöſiſchen gemodelt, ihre Kleidung indeſſen weicht nur wenig von der caſtillaniſchen ab. Anders verhält es ſich mit der Sprache, hier iſt das Aechtſpaniſche mit einer Menge baskiſcher, catalaniſcher und franzöſiſcher Ausdrücke vermiſcht.

Navarra.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städte-Beſchreibungen *).

1.

Reiſe von der franzöſiſchen Grenze nach Pamplona.

Venta de Velate	. . .	3½ Legua.
Pamplona	. . . . .	3½ —
	Zuſammen	7 Leguas.

Die Grenze iſt auch hier der Bidazoa. Gleich darauf findet man ein Karthäuſer-Kloſter, das am Fuße eines hohen Schieferfelſen liegt und bald nachher das erſte ſpaniſche Dorf Maya, durch welches man hindurch reiten muß. Jezt tritt man in

---

*) Die gewöhnliche Einleitung über Straßen, Wirthshäuſer und Fuhrweſen befindet ſich nicht im Originale.

das Thal Baſtan, wo ſehr viel Gemüſe, Mais, Obſt u. ſ. w. gebaut wird, paſſirt das Dorf Eizonda und klimmt einen hohen, dicht mit Bäumen bewachſenen Berg hinan, auf deſſen Gipfel die Venta de Belate, eine der ſchlechteſten von ganz Spanien, befindlich iſt. Beym Herabſteigen findet man ein angenehmes Thal, deſſen Seitenhügel mit Waizenfeldern und Rebenpflanzungen bedeckt ſind, kommt durch ein ſchönes Eichengehölz und nähert ſich endlich Pamplona, das man ſchon einige Zeit am Ende der Ebene vor ſich geſehen hat.

Pamplona, die Hauptſtadt der Provinz, liegt theils auf einer kleinen Anhöhe, theils in einer fruchtbaren Ebene an den Ufern der Arga, die einen Theil der Stadtmauern benetzt. Das Ganze hat eine Bevölkerung von 14,000 Seelen, iſt ziemlich groß, aber ſehr unregelmäßig und ſchlecht gebaut, die Straßen indeſſen zeichnen ſich durch eine ſeltene Reinlichkeit aus. Unter den Plätzen ſind die zwey größten mit recht guten modernen Häuſern verziert; von öffentlichen Gebäuden hingegen iſt kein einziges bemerkenswerth. Pamplona gilt übrigens für eine Feſtung, obgleich die Werke im Ganzen nicht ſehr bedeutend ſind.

Weit wichtiger aber ſind die beyden Citadellen, wovon die eine innerhalb der Stadt, die zweyte außerhalb derſelben befindlich iſt. Letztere beſonders verdient, vermöge ihrer Lage und Befeſtigung, alle Aufmerkſamkeit. Das Ganze iſt nämlich auf den Felſen gebaut, mit fünf ſtarken Baſtionen und guten Gräben verſehen, und auf der ſchwächſten Seite durch einen großen tiefen Moraſt gedeckt. Im Innern befindet ſich gerade in der Mitte, ein großer cirkelförmiger Waffenplatz, von wo aus fünf gerade Wege nach den fünf Baſtionen gehen. Die Magazine, die Kaſematten u. ſ. w. ſind ebenfalls mit Einſicht angelegt. Endlich befindet ſich noch eine große Handmühle daſelbſt, worauf man täglich an 360 Centner Waizen mahlen kann.

Die Induſtrie von Pamplona iſt ziemlich beſchränkt. Man findet blos eine kleine Pergament- und Lederfabrik, eine Fabrik von groben Tüchern, eine Wachsbleicherey und einige Fayencefabriken daſelbſt. Der Handel der Stadt iſt dem zufolge ebenfalls unbedeutend und im Ganzen beynahe völlig paſſiv. Die wenigen Kaufleute beziehen franzöſiſche und andere Waaren theils von Bayonne, theils von Bilbao und Sant-Ander, und geben blos etwas Wachs, Pergament und Lakritzenſaft dagegen in Tauſch. Pamplona iſt übrigens eine ſehr todte und traurige Stadt, der es durchaus an allen geſellſchaftlichen Reſſourçen fehlt.

1.

Reiſe von Pamplona nach St. Jean Pié de Port.

Zubiar (Dorf)	4	Leguas.
Bourguette (Dorf) . . .	5	—
Roncevaux (Abtey und Flecken) .	½	—
St. Jean Pié de Port . .	7	—
Zuſammen	16½	Leguas.

Der ganze Weg von Pamplona nach Zubiar, führt beſtändig Bergaufwärts, ohne jedoch beſchwerlich zu ſeyn. Die Gegend iſt waldig, der Horizont durch die Pyrenäen begränzt. Hinter

Zubiar wird der Weg allmählich ſteiler und führt immer höher in die Gebirge hinein. Man überſteigt mehrere Abſätze derſelben, die mit herrlichem Weidelande bedeckt ſind und läßt das fruchtbare Thal Baſtan zur linken Hand.

Kaum hat man aber Bourguette hinter ſich, ſo tritt man in eine große, ſchöne Ebene, die auf allen Seiten mit hohen Bergen eingefaßt, unter dem Namen Plava de Andres Zaro bekannt und wegen der Niederlage Carls des Großen, auch hiſtoriſch merkwürdig iſt. Die Abtey und der Flecken Roncevaux liegen nahe am Eingange derſelben, bieten jedoch nichts Intereſſantes dar.

Bald darauf erreicht man nun den Fuß des Altobiſcar, welcher der Sierra Morena gleicht und die Grenze zwiſchen Spanien und Frankreich macht. Man braucht zwey Stunden um den Gipfel zu erklimmen und ſteigt alsdann auf einem ſteilen und beſchwerlichen Abhange in das Thal Ciſe hinab, deſſen Hauptort das Städtchen St. Jean Pie' de Port iſt. Dieſer Pyrenäenpaß kann übrigens nicht befahren werden, ſondern iſt blos für Reiter und Fußgänger paſſirbar. Die zweyte Hauptpaſſage der Weſtpyrenäen hingegen, bey Irun, erlaubt jede Art von Fuhrwerk.

3.

Reiſe von Pamplona an die altcaſtiliſche Grenze.

Tafalla (Stadt)	6 Leguas.
Caparroſo (Dorf)	5 —
Eine Venta	4 —
Valtiera (Dorf)	2 —
Die Grenze ſelbſt	2 —
Zuſammen	19 Leguas.

Man verläßt Pamplona, kommt drittehalb Stunden lang durch eine ungleiche, mit Geſchieben bedeckte Ebene, überſteigt einen Berg und findet ein angebautes Thal, worin das artige Städtchen **Tafalla** an dem kleinen Fluſſe Cidaco liegt. Das Clima iſt wegen ſeiner Geſundheit und die benachbarte Gegend wegen des guten Weines berühmt.

Hinter Tafalla folgt eine ungeheure Ebene, die anfangs mit Oliven bedeckt, nachher mit Reben bepflanzt, weiterhin mit Waizen- und Gerſtenfeldern durchſchnitten, endlich aber völlig ungebaut iſt. Sie führt nach Caparroſo, einem unbedeutenden Dorfe, wo ſie durch einen kleinen Berg unterbrochen wird. Man überſteigt denſelben, um drey tödtlich lange Stunden durch eine kahle, einförmige und einſame Wüſte zu wandeln, wo auch nicht die mindeſte Spur von Anbau oder einer menſchlichen Wohnung zu finden iſt.

Auf einmal aber gewinnt die Gegend wieder eine ganz andere Geſtalt. Man ſieht fruchtbare Felder mit herrlichen Baumpflanzungen umringt, man erblickt eine Menge Leben und Reichthum verbreitender Canäle und erräth endlich mit Vergnügen, daß man ſich in der Nähe des Ebro befindet, den man auf einer Fähre paſſirt.

Am jenſeitigen Ufer liegt eine Venta, wo man ſich erfriſchen kann, da die folgende Gegend wieder gebirgigt wird. Wirklich muß man zwey ganze Leguas ſteigen, bis man Valtierra auf dem Gipfel einer kleinen Bergkette erreicht. Eben ſo muß man abermals, beynahe zwey ganze Leguas, bergaufwärts machen, ehe man der caſtiliſchen Grenze näher kommt, die ſo ziemlich auf dem halben Wege zwiſchen Valtierra und Agreda befindlich iſt.

Altcaſtilien.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Altcaſtilien, öſtlich von Aragon, ſüdlich von Neucaſtilien, weſtlich von Leon, nördlich, nordweſtlich und nordöſtlich von Aſturien, Biscaya und Navarra begrenzt, bildet ein unregelmäßiges Dreyeck, deſſen Länge von Norden nach Süden 24 Leguas, ſo wie deſſen Breite von Oſten nach Weſten 43 Leguas beträgt. Die Bevölkerung wird auf 1,190,180 Seelen geſchätzt.

Altcaſtilien iſt zum Theil mit hohen Gebirgen bedeckt, worunter die Montañas de Molina, de Burgos und de Reynoſa, ſo wie die Sierras de Atienza, de Piquera, de Gogollos, de Urbion, und de Occa die vornehmſten ſind. Dazwiſchen befinden ſich aber ſehr viel Thäler und ausgedehnte Ebenen, wie z. B. das Thal Paz in den Gebirgen von Sant-Ander, das fünf Leguas im Umfange hat, oder der Canton la Riora (ſpan. Rioja) der zehn Leguas lang und ſieben breit iſt.

An größern und kleinern Flüſſen werden in Altcaſtilien an einige dreißig und darüber gezählt. Die wichtigſten und bekannteſten derſelben dürften der Ebro, der Duero, der Xalon, der Carion, die Piſuerga, der Arlanzon und der Henares ſeyn. Das Clima der Provinz iſt im Allgemeinen ſehr trocken, weicht jedoch in Anſehung der Temperatur nach den verſchiedenen Diſtricten ſehr weſentlich ab.

In den höhern Gegenden ſind die Sommer kühl, die Winter nicht ſelten empfindlich kalt; in den niedrigern Gegenden zeichnen ſich beyde Jahreszeiten durch eine gewiſſe Milde aus. Eben ſo giebt es aber auch hochliegende Thäler, die durch die Gebirge vollkommen vor dem Nordwinde geſchützt ſind, und eben ſo wieder auch niedrigere

Ebenen, wo die Kälte oft einen ſehr hohen Grad erreicht. Der Himmel iſt ſchön und wenige Monate ausgenommen, faſt beſtändig rein, doch giebt es auch hin und wieder einige Diſtrikte, wo man häufige Nebel bemerkt.

Ackerbau.

Altcaſtilien iſt troz ſeiner vielen Gebirge doch eine ſehr fruchtbare Provinz. Man könnte dieſelbe eine ungeheure Ebene nennen, die mit hohen Gebirgen umringt und zu gleicher Zeit wieder von andern Gebirgen, Hügeln, Anhöhen u. ſ. w. durchſchnitten iſt. Wirklich ſind es im Ganzen auch nur die zahlreichen Thäler und Ebenen, die man dem Anbau gewidmet ſieht. Der Boden iſt ſich indeſſen nicht überall an Güte gleich, ſondern zuweilen mit Sand und Kieſeln vermiſcht.

Eine auffallende Erſcheinung in dieſer Provinz iſt der faſt gänzliche Mangel an Bäumen, der ſich indeſſen ſehr leicht erklären läßt. Die Altcaſtilianer glauben nämlich einmal, daß Bäume die Vögel anziehen und daß dieſe den Erndten dann doppelt ſchädlich ſind. Zweytens, daß ihr Boden ausſchließend nur für Ulmen tauglich iſt, folglich kein anderer Baum daſelbſt gedeihen kann. Die erſte Meinung mag ein Vorurtheil ſeyn, viele Altcaſtilianer ſind ſelbſt davon überzeugt, die zweyte hingegen, den Boden betreffend, hat allerdings etwas Wahres für ſich. Man kann nämlich in den meiſten Thälern und Ebenen keine zwey Fuß tief graben, ohne daß man auf Waſſer ſtößt.

Gerade dieſer Umſtand aber iſt es auch, der auf die hieſige Ackermethode ſehr weſentlichen Einfluß hat. Der Boden wird nämlich nur ganz leicht umgepflügt, weil man bey tieferm Umackern weit ſchlechtere Erndten erhält. Das Getraide gedeiht indeſſen bey aller Trockenheit des Climas dennoch faſt immer vortrefflich, weil es beſtändig die nöthige Feuchtigkeit an ſich ziehen kann. Nur zu oft haben halbunterrichtete Reiſende über die hieſige Ackermethode geklagt! So nöthig iſt es, überall gründlich zu Werke zu gehen.

Die Hauptprodukte des hieſigen Ackerbaues ſind Waizen, Gerſte, Hafer und Wein. Gewiſſer maaßen iſt auch der Krapp hierher zu rechnen, deſſen Anbau bereits bey Valladolid, Burgos und Segovia, beſonders aber bey Cuellar, Badajos und Portillo, mit vielem Erfolge betrieben wird. Wirklich ſind blos allein in den drey letzten Diſtrikten, über hundert Krappfabriken vorhanden, von denen man jährlich 7 — 8000 Centner der feinſten Waare bezieht. Andere Produkte von Caſtilien ſind Hanf und Flachs, auch einiges Obſt, jedoch nur in geringer Quantität. Letzteres wird beynahe ausſchließend nur in den Cantons Burela und Riera gebaut, wo eigene Baumgärten vorhanden ſind. Einen ſehr großen Reichthum endlich beſitzt die Provinz an ihrer Viehzucht, die bey dem Ueberfluſſe an guten Gebirgsweiden ganz vortrefflich gedeiht. Den Haupterwerb gewährt bis jetzt die Wolle, dagegen werden Milch und Butter im Verhältniß nur wenig benutzt.

Induſtrie und Handel.

In beyden Hinſichten bietet dieſe Provinz nur wenig Bemerkenswerthes dar; ja ſie iſt nach Eſtremadura und la Mancha vielleicht der gewerbloſeſte Theil von Spanien überhaupt. An Fabriken ſind blos folgende vorhanden und faſt nirgends von großer Wichtigkeit. — Fabriken von Tüchern und wollenen Waaren zu Segovia, Burgos und St. Domingo de la Calzada. Die erſten ſind die beträchtlichſten, verarbeiten jährlich an 7 — 8000 Centner Wolle und liefern auch ſuperfeine Tücher von ſehr guter Qualität. — Eine Fabrik von feinen wollenen Strümpfen zu Burgos und mehrere Stühle zu Etaminen, Berkans, Boraten und Flanellen in der genannten Stadt und zu Valladolid.

Ferner finden ſich eine Fabrik von kleinen baumwollenen Waaren zu Avila, eine Fayencefabrik zu Segovia, eine Papiermühle in der Carthauſe du Paular, mehrere Glashütten, worunter die beſten zu Pararejo und Racuenco, endlich mehrere Lederfabriken, worunter die wichtigſte der ganzen Provinz überhaupt die zu Melgar de Fermental iſt. Seit einiger Zeit fängt man übrigens auch an, ſich auf die Leinwandfabrikation zu legen, doch iſt das Ganze noch nicht von Wichtigkeit.

Was den Handel von Altcaſtilien anlangt, ſo werden folgende Produkte ausgeführt. Wolle, wenigſtens 40,000 Centner des Jahrs; eine kleine Quantität geht nach den benachbarten Provinzen, das übrige wird über Burgos (für dieſen Artikel die Stapelſtadt) nach Bilbao und Sant-Ander und von da nach dem Auslande verſchickt. — Waizen, Gerſte u. ſ. w. in die benachbarten Provinzen, jedoch bey weitem nicht ſoviel, als die Provinz eigentlich bey ihrem Ueberfluſſe entbehren kann. Dies kommt von dem Mangel an leichten und bequemen Verbindungen her. — Wein nach Biscaya, zwey Drittheile des ganzen jährlichen Ertrags von Rioxa. — Krapp, 3000 Centner in die benachbarten Provinzen und 4000 Centner in das Ausland. — Papier (gemeine Sorte) nach Neucaſtilien. — Weißes Glas nach Aragon. — Wollene Waaren und Tücher von Segovia, nach Neucaſtilien, beſonders nach Madrid. — Leder und lederne Waaren eben dahin, doch alles im Ganzen nur in ſehr kleiner Quantität.

Eingeführt werden dagegen in Altcaſtilien: Reis, Mandeln, Feigen, Papier, Nadeln, Meſſingdrath und Meſſingnägel, ingleichen Seidenwaaren aus Valencia. — Oel, Hanf, Flachs, Etamine und wollene Strümpfe aus Aragon. — Safran und Meſſerſchmidtswaaren aus Murcia. — Eingeſalzene Anchovis, Rindvieh und Leinewand aus Galizien. — Papier, Quincailleriewaaren, Cattun, Haarnetze und Schuhe aus Catalonien. — Meſſerſchmidtswaaren aus Neucaſtilien und Quincailleriewaaren aus Guipuzcoa.

Sittliche Bemerkungen.

Die Altcaſtilianer ſind ein wohlgebauter, wenn auch eben nicht beſonders kräftiger Menſchenſchlag. Sie zeichnen ſich durch ihre Hagerkeit, durch ihre länglichten aber ausdrucksvollen Geſichter und durch ihre braungelbe Farbe aus. Sie ſind ernſthaft, melancholiſch, verſchloſſen, zurückſtoßend ſogar, aber ſie beſitzen ſehr viel Rechtlichkeit, ſehr viel Gutmüthigkeit und ſehr viel Einfachheit des Charakters überhaupt. Sie ſind ohne alles Falſch, dienen wo ſie nur können und zeigen oft eine wahrhaft kindliche Natur.

Indeſſen leben ſie wenig unter einander ſelbſt und ſchränken ſich faſt ganz auf monotone, melancholiſche Staatsbeſuche ein, bey denen die ſtrengſte Etikette beobachtet wird. Die Armuth ihrer Provinz, die wenige Gelegenheit zur Verbeſſerung ihrer Lage trägt unſtreitig zu dieſer herrſchenden Indolenz das Meiſte bey. In einigen Diſtrikten wird jedoch etwas größere Lebhaftigkeit bemerkt. Dies iſt z. B. in dem Thale Mena und in den Montañas de Burgos der Fall. Die altcaſtiliſche Sprache iſt bekanntlich das Reinſpaniſche in Specie, daher letzteres auch „El Castillano“ genannt wird. Gleichwohl ſcheint man es in Altcaſtilien noch nicht ſo rein und gut zu ſprechen, als in Neucaſtilien, wo beſonders die Lengua de Toledo geprieſen zu werden pflegt.

Altcaſtilien.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städte-Beſchreibungen.

1.

Straßen — Wirthshäuſer — Fuhrweſen.

Genau genommen, iſt eigentlich nur die große, von Vittoria nach Madrid führende Hauptſtraße gut, denn die von Pamplona nach der Hauptſtadt bietet ſchon hier und da ziemlich viel ſchlechte Stellen dar. Am ungangbarſten aber ſind die Seitenwege, ſo daß man auf den meiſten durchaus nicht zu Wagen fortkommen kann.

Was die Wirthshäuſer anlangt, ſo iſt es im Allgemeinen ebenfalls ziemlich ſchlecht damit beſtellt. Die erträglichſten finden ſich noch auf der großen Hauptroute über Burgos und Valladolid, die übrigen ſind vielleicht die erbärmlichſten in ganz Spanien. In der That giebt es Poſadas und Ventas darunter, wo man ſich oft durchaus keinen Biſſen verſchaffen kann, ja wo man bisweilen nicht einmal Feuer antrifft.

Fragen wir endlich nach dem Fuhrweſen von Altcaſtilien, ſo zeigt ſich, daß es auf der Hauptroute von Vittoria nach Madrid recht gut eingerichtet iſt. Man findet Coches, Caleſſas u. ſ. w. ſowohl Retouren als Extragelegenheiten, ohne Schwierigkeit. Ungleich weniger hingegen iſt dies der Fall auf der andern Route, die von Pamplona nach Madrid führt. Auf den Seitenrouten endlich trifft man nicht einmal immer Maulthiere an.

2.

Reiſe von der Navarriſchen Grenze an die Neucaſtiliſche.

Agreda (Städtchen) . . .	2	Leguas.
Hinojoſo (Dorf) . . .	4	—
Almoriz (Städtchen) . . .	3	—
Almazan (Städtchen) . .	3	—
Paredes (Dorf) . . .	5¼	—
Barcaona (Dorf) . . .	3	—
Die Grenze	3	—
	Zuſammen 23¼	Leguas.

Die navarriſche Grenze iſt in den Gebirgen, zwey Leguas oberhalb Valtierra. Folgt Agreda, kleines ſchlechtgebautes, jedoch mit einer guten Mauer umgebenes Städtchen, am Abhange und Fuße des Mont-Cayo und an der Grenze von Aragon. Der Weg iſt nun abwechſelnd ziemlich ſchlecht und führt mit wenigen Ausnahmen größtentheils durch Ebenen die bald mit Eichengehölzen, bald mit Waizen- und Gerſtenfeldern bedeckt, bald gänzlich unfruchtbar ſind.

Almazan iſt ein unbedeutendes Städtchen am Duero; Paredes liegt in einem tiefen Thale; Barcaena an einem Hügel, von beynahe pyramidaliſcher Form. Die neucaſtiliſche Grenze iſt auf dem Berge Atienza, der faſt ganz mit Eichen und Eiben bewachſen iſt.

4.

Reiſe von der Grenze von Alava nach der Neucaſtiliſchen.

Miranda de Ebro	½	Legua.
Mayago (Dorf) . . .	2	—
Pancorbo (Dorf) . . .	½	—
Bribieſca (Stadt) . . .	2½	—
Monaſterio (Dorf) . . .	1½	—
Burgos . . .	4	—
Celada (Dorf)	4	—
Torrequemada (Stadt) . . .	8	—
Duenas (Dorf) . .	2	—
Cabezon (Dorf) . . .	4	—
Valladolid (Stadt) . .	2	—
Puente de Duero (Dorf) . .	2	—
	33	Leguas.

Transport	33	Leguas.
Valdeſillas (Dorf) . . .	2	—
Opiedo (Stadt)	4	—
Martin-Muñoz (Dorf) . .	8	—
Villacaſtin (Dorf)	5	—
Eſpinar (Dorf)	4	—
Puerto de Guadarrama . . .	5	—
Zuſammen	61	Leguas.

Die Grenze iſt eine halbe Legua von Miranda de Ebro. Dieſes kleine, nicht üble Städtchen liegt noch am linken Ufer dieſes Fluſſes, während die dazu gehörige Vorſtadt am jenſeitigen rechten befindlich iſt. Beide ſind durch eine ſchöne Brücke von acht Bogen verbunden, worauf man den Ebro ſehr bequem paſſiren kann. Die benachbarten Gebirge ſind unter dem Namen Montañas de Occa bekannt und einer der Hauptäſte der Pyrenäen überhaupt.

Man bekommt ſie gleich hinter Miranda de Ebro zu Geſicht, ſteigt einen der höchſten Abſätze derſelben, die Montaña de Pancorbo hinauf und findet daſelbſt die Dörfer Mayago und Pancorbo, die beyde Bilder des Elends ſind. Auf dem Gipfel muß man die ſogenannte Garganta de Pancorbo paſſiren, einen der rauheſten und gefährlichſten Felſenwege, die man ſehen kann. Es iſt eine Art von Schlucht, die von zwey mächtigen, zuſammenrückenden Felſen gebildet wird und bey 50 Schritt Länge höchſtens nur 12 Schritt breit iſt. Die Spitzen der Felſen ſind zuſammengebogen und ſcheinen jeden Augenblick den Einſturz zu drohen.

Die Gebirge dauern fort, man kommt durch zwey armſelige Dörfer Sta. Maria del Cubo, und el Cubo genannt. Endlich aber tritt man in den ſchönen, fruchtbaren Diſtrikt Burena, der von einigen kleinen Flüſſen bewäſſert, mit herrlichen Baumpflanzungen bedeckt und von einer Menge fleißiger Einwohner bewohnt iſt. Man durchſchneidet einen Theil deſſelben, um Bribieſca zu erreichen, das ein kleines mit einer Mauer umgebenes Städtchen iſt.

Hinter Bribieſca folgt erſt ein angenehmes, ſtarkbevölkertes und fruchtbares Thal; dann geht es allmählig wieder bergauf und es zeigt ſich das Dörfchen Monaſterio, ſeiner trefflichen Käſe wegen berühmt. So erſteigt man den Gipfel des Berges, wo die Bäche auf einer Seite durch den Duero in den Ocean, auf der anderen durch den Ebro in das Mittelmeer fließen, ſieht Burgos am Ende einer grünenden Ebene liegen, verläßt die Gebirge, durchſchneidet jene Ebene und kommt ſo endlich in der Hauptſtadt von Altkaſtilien an.

Burgos, mit ohngefähr 8 — 9,000 Einwohnern, liegt Theils am Abhange, theils am Fuße eines hohen Berges, am rechten Ufer des Arlanzon, der hart an den Mauern hinfließt. Es iſt eine große, unregelmäßige, in Geſtalt eines Halbmondes erbaute Stadt. Die Straßen ſind meiſtens eng und winklicht, doch finden ſich auch einige ſchöne darunter, wie z. B. die große, die nach der Domkirche führt. Plätze ſind mehrere vorhanden, indeſſen verdient nur der Hauptplatz eigentlich Aufmerkſamkeit. Er iſt nämlich mit impoſanten Arcaden umgeben und mit recht guten Häuſern eingefaßt.

Am linken Ufer des Arlanzon liegt die ſchöne, moderngebaute und angenehme Vorſtadt la Vega genannt. Es führen drey ſteinerne Brücken hinüber, wovon die mittelſte mit Statüen verziert iſt. Man findet in dieſer Vorſtadt eine treffliche Promenade, mit einer Menge ſchöner Gärten umringt, ſo wie die meiſten Klöſter und Hoſpitäler von Burgos überhaupt.

Von öffentlichen ſehenswerthen Gebäuden dieſer Stadt bemerken wir das Rathhaus, den Pallaſt Velasco, den Triumphbogen von Fernando Gonzalez, dem erſten Grafen von Caſtilien, die St. Paulskirche und die Domkirche, wegen mehrerer trefflicher Mauſoleen und Gemälde, endlich das St. Marienthor, von ſehr guter Architektur und zu gleicher Zeit ein hiſtoriſches Monument, ſo wie das Auguſtinerkloſter in der Vorſtadt ſeines anſehnlichen Schatzes wegen berühmt.

Das Clima von Burgos iſt nichts weniger als angenehm, indem die Stadt von allen Seiten dem Nordwinde offen liegt. Es iſt daher auch in den heißen Monaten verhältnißmäßig immer ſehr kühl, und im Winter gewaltig rauh und kalt. An Feuerung fehlt es indeſſen Burgos außerordentlich, indem der ganze Diſtrikt einer der kahlſten von Spanien iſt und alles Holz u. ſ. w. auf Maulthieren herbeygeſchaft werden muß. Die übrigen Lebensbedürfniſſe ſind wohlfeil, im Ganzen aber iſt Burgos ein ſehr todter, trauriger und langweiliger Aufenthalt.

Die Induſtrie und der Handel von Burgos ſind äußerſt eingeſchränkt. Man findet nichts als eine Tuchfabrik daſelbſt, die ohngefähr vierzig Perſonen beſchäftigt, und bemerkt überdem blos einige Fabrikanten von wollenen Waaren anderer Art. Dahin gehören z. B. Flanelle, Boraten, feine wollene Strümpfe, wollene Decken u. dgl. wovon jedoch das meiſte in dem Armenhauſe fabrizirt wird. Was den Handel anlangt, ſo würde er beynahe gänzlich paſſiv ſeyn, gäbe Burgos nicht für den größten Theil der altcaſtiliſchen, nach dem Auslande beſtimmten, Wolle den Stapelplatz ab.

Von öffentlichen Anſtalten findet ſich in Burgos bloß ein gewöhnliches Gymnaſium, eine chirurgiſche Schule (ſeit 1800) und eine Schule für die bildenden Künſte, die auf Koſten der hieſigen Kaufmannſchaft unterhalten wird. Ungefähr eine halbe Legua von **Burgos** liegt die Karthauſe Miraflores. Sie iſt in vielen Hinſichten, beſonders aber wegen mehrerer vortrefflichen Gemälde von Diego de Leyva, ſehenswerth.

Man verläßt Burgos und kommt durch die drey Dörfer Quintanillas, Buniel und Eſſepar nach Celada, wo meiſtens angehalten wird. Zu beyden Seiten des ganzen bisherigen Weges wird man mehrere andere Dorfſchaften, bald mehr, bald weniger entfernt, gewahr. Man paſſirt hierauf die Dörfer Villazapoque und Villadrido, und erreicht die Venta del Morel, die am Zuſammenfluſſe der Arlanza und des Arlanzon liegt.

Folgen zwei ſteile von der Piſuerga beſpülte Hügel, die man überſteigen muß und das Städtchen Quintana la Puente, wo man über den genannten Fluß auf einer ſchönen ſteinernen Brücke geht. Das Städtchen Torrequemada hat außer ſeiner gothiſchen Pfarrkirche keine Merkwürdigkeit. Man paſſirt daſelbſt die Piſuerga und ebenfalls auf einer langen ſteinernen Brücke zum Zweytenmale. Die ganzen acht Leguas von Celada bis hierher führen durch eine einförmige, faſt blos mit Waizenfeldern bedeckte Ebene, wo weder Baum noch Strauch zu ſehen iſt.

Dieſe Ebene dauert noch eine Zeitlang fort, bis man endlich am Fuße eines Hügels ankommt, den man zu überſteigen hat. San Isidro, ein großes Benediktinerkloſter, bleibt linker Hand. Jetzt folgt Duenas, ein ſchmutziges, armſeliges Dorf, das aber auf dem Gipfel jenes Hügels recht angenehm liegt. Es wird viel Wein daſelbſt gebaut und nachher in natürlichen Felſenkellern aufbewahrt. Kaum hat man dieſen Hügel hinter ſich, ſo tritt man wieder in die Ebene, paſſirt durch Cabezon, wo ein bekannter rother leichter Wein in großer Menge gebaut wird, und kommt durch meiſtens wüſte Gegenden zuletzt in Valladolid an, das ſich ſchon eine halbe Legua zuvor durch eine ſchöne Allee angekündigt hat.

Valladolid, mit höchſtens 20,000 Einwohnern, liegt in einer großen Ebene, an der Esgueva, die mitten hindurch fließt und an der Piſuerga, welche die Mauern der Stadt beſpült. Das Ganze iſt finſter, traurig und verödet, eine Menge Häuſer liegen ſelbſt in Ruinen da. Alles zeigt indeſſen von der ehemaligen Größe und Lebhaftigkeit. So gehen z. B. vierzehn ſteinerne Brücken über die Esgueva, ſo ſind eine Menge anſehnlicher Plätze vorhanden, worunter das Campo grande an dem einen Ende der Stadt und die Plaza mayor im Mittelpunkte derſelben die vornehmſten ſind.

Jener iſt zwar unregelmäßig, aber von ungeheurem Umfange und mit Bäumen bepflanzt. Dieſer iſt viereckicht und mit Arcaden umgeben, woran man ſehr viel Pracht verſchwendet hat. Nicht weit davon befindet ſich auch der ſogenannte Ochavo, eine Art von achteckichtem Platz, auf den in regelmäßigen Entfernungen ſechs große Straßen ausgehen. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind beſonders bemerkenswerth, die Kirche de las Anguſtias wegen einiger vortreflichen Statüen, das Benediktinerkloſter wegen eines ſehr koſtbaren Hochaltars, die Carmeliterkirche wegen einer ſchönen Statüe von Fernandez, die St. Paulskirche wegen mehrere Statüen, Gemälde und Grabmäler, endlich die Domkirche wegen ihrer ſchönen Architektur überhaupt.

Das Clima von Valladolid wird für geſund gehalten, indeſſen iſt es der benachbarten Flüſſe wegen doch immer ziemlich feucht, auch werden häufige Nebel bemerkt. Die Lebensmittel ſind gut und wohlfeil, das Gebiet der Stadt ſelbſt bringt ſehr viel und recht guten Wein hervor. Das geſellſchaftliche Leben iſt im Ganzen nicht unangenehm, nur findet man freylich keine große Mannichfaltigkeit. Spaziergänge ſind drey vorhanden, der ſogenannte Prado de la Magdalena, an einem Arme der Esgueva, in der Stadt, und der Eſpolejo viejo und nuevo, außerhalb derſelben, an der Piſuerga. Letztere beyde ſind zwar mit Bänken beſetzt, aber mit keinen Bäumen bepflanzt und werden gewöhnlich nur zum Fahren gebraucht.

Unterdeſſen hat man bereits auch einige neue Anlagen um die Stadt ſelbſt herum gemacht.

Was die Induſtrie und den Handel von Valladolid anlangt, ſo iſt jene auf einige Serkan- und Etaminfabriken, dieſer auf ein bloßes paſſives Verkehr eingeſchränkt. Unter den öffentlichen Anſtalten verdienen die Univerſität, die geographiſche Academie, die patriotiſche Geſellſchaft und die mathematiſche und Zeichnungs-Schule Aufmerkſamkeit. Noch müſſen wir endlich anführen, daß in der Nähe von Valladolid zwey ſehenswerthe Klöſter befindlich ſind. Das eine iſt das Kloſter de la Conception zu Fuen-Saldana (Franciſcaner-Nonnen), eine Legua nördlich von der Stadt. Es hat einen Hauptaltar und noch zwey Seitenaltäre, die mit vortrefflichen Gemälden von Rubens verſehen ſind. Das andere iſt ein Hieronymitenkloſter, eine halbe Legua ſüdlich von der Stadt, mit einer Sacriſtey und einem Kreuzgange, die kein Kunſtkenner unbeſucht laſſen muß.

Man verläßt Valladolid und kommt, durch einen großen Kiefernwald, nach dem Dorfe Puente de Duero, um bald nachher auf einer ſoliden ſteinernen Brücke über den Duero ſelbſt zu gehen. Folgen die Dörfer Valdeſtillas und Hornillos; bey beyden wird die Adaja paſſirt, deren Ufer mit ſchattigen Bäumen und fruchtbaren Feldern eingefaßt ſind. Die ganze zu durchſchneidende Ebene iſt nun überall vortrefflich angebaut. — Oviedo mit 2000 Einwohnern liegt mitten in derſelben auf einer Anhöhe und hat einige Ziegelbrennereien. Die fünf nun folgenden Dörfer Almenara, Montejo, Rapariegos, Martin-Muñoz und Adanero haben keine beſondere Merkwürdigkeit.

Hinter Adanero kommt man durch einen Kiefernwald, worauf die Ebene kahl, ſteinicht und unfruchtbar wird. Dies dauert indeſſen nur bis Labajos; hier findet ſich ſchon wieder beſſerer Boden und Ackerbau. Man geht nun auf einer ſchönen ſteinernen Brücke über die Almarza, deren Ufer mit Ulmen und Pappeln eingefaßt ſind, bemerkt überall gute Kornfelder, paſſirt die Dörfer Villacaſtin und Eſpinar und nähert ſich endlich durch die ſogenannte Navas de San Antonio ſeiner wüſten öden Fläche, dem Guadarrama-Gebirge, das zwiſchen Alt- und Neucaſtilien die Grenze macht.

Am Fuße deſſelben befindet ſich eine Venta, die unter die vorzüglichern gehört. Der Weg bis zu dem Gipfel, oder Puerto de Guadarrama, iſt nichts weniger als beſchwerlich und wird ohne alle Gefahr zurückgelegt. Man kann auf dieſem hohen Standpunkte einen beträchtlichen Theil von Alt- und Neucaſtilien überſehen, je nachdem man ſich auf die eine oder die andere Seite kehrt. Dabey bemerkt man indeſſen bald, daß der Boden der erſten Provinz erhabener, als der der letzten iſt. An der eigentlichen Grenzſcheide wird ein Weggeld bezahlt.

4.

Reiſe von San Ildefonſo nach Tudela de Duero.

Pellejeros (Dorf)	1 Legua.
Segovia (Stadt)	1 —
Escarbojoſo (Dorf) . . .	3 —
Navalmanzano (Dorf) . . .	3 —
	8 Leguas.

	Tranſport 8	Leguas
Sancho-Nuño (Dorf) . . .	2½	—
Cuellar (Städtchen) . . .	2	—
El Henar (Einſiedeley) . . .	1	—
Montemayor (Dorf)	3	—
Tudela de Duero (Stadt) . . .	3	—
	Zuſammen 19½	Leguas.

Der Weg von San Ildefonſo bis nach Segovia iſt ziemlich unintereſſant. Man macht die erſten anderthalb Leguas durch eine einförmige, zuletzt völlig kahle Ebene und den Ueberreſt zwiſchen ein paar tiefen Thälern, von denen die genannte Stadt eingeſchloſſen iſt. Das eine liegt ſüd-, das andere nordwärts. Jenes wird von dem Bache Clamores, dieſes von der Eresma bewäſſert, worüber fünf ſchöne Brücken gehen. Zwiſchen dieſen beyden Thälern liegt nun Segovia, auf einem ungeheuren Felſen, wie eingeſchachtelt und hat die Figur eines Schiffes, das von Oſten nach Weſten gekehrt iſt.

Die Bevölkerung von Segovia wird kaum auf 10,000 Seelen geſchätzt, worin ſelbſt die vier

Vorſtädte mitbegriffen ſind. Das Innere der Stadt iſt häßlich, beſonders machen die engen, winklichten, ſteilen und ſchlechtgepflaſterten Straßen einen ſehr unangenehmen Eindruck. Von öffentlichen Gebäuden verdienen die Domkirche, der alte königliche Pallaſt (Alcazar) und der vortreffliche Aquaduct, eines der ſchönſten römiſchen Denkmäler, die meiſte Aufmerkſamkeit.

Die Induſtrie iſt ſeit dem Jahre 1790 wieder im Zunehmen, es werden jetzt, außer der ſehr anſehnlichen Tuchfabrik von Don Laurent Ortiz, noch eine große Menge Tuchmacher und andere Wollarbeiter gezählt. Eben ſo iſt eine Fayencefabrik vorhanden, die ſich gleichfalls zu heben anfängt. Auf dieſe Art hat auch der Handel von Segovia neue Thätigkeit bekommen, ob er gleich freylich von ſeinem vorigen Glanze, (im 16ten Jahrhundert) noch ſehr entfernt iſt. — Von öffentlichen Anſtalten ſind in Segovia eine Artillerie-Schule und eine patriotiſche Geſellſchaft bemerkenswerth.

Man verläßt Segovia und macht die ganzen ſechs folgenden Leguas durch eine kahle, einförmige

Ebene, die nur hier und da von einigen Anhöhen durchſchnitten wird. Die Dörfer Zamarramela u. ſ. w. ſind unbedeutend, der Piron wird auf einer ſteinernen Brücke paſſirt. Jetzt folgen mehrere Kieferwälder, beſonders hinter Sancho-Nuño, das ſehr viel Hanf und Flachs erbaut.

Cuellar mit ohngefähr 3000 Einwohnern zieht ſich an einem Berge herab, auf deſſen Spitze ein altes gut erhaltenes Caſtel befindlich iſt. Die Gegend liefert ſehr viel Krapp von guter Beſchaffenheit, der für die Einwohner einen einträglichen Erwerbszweig abgiebt. Eben ſo wird in Cuellar auch ſehr viel Wolle geſponnen, die nach Segovia geht. In dem Pallaſte der Grundherren (Duques de Albuquerque) befindet ſich eine ſehenswerthe Rüſtkammer, die ſehr viel ſeltene Waffen enthält.

Durch dichte Kieferuwälder und weiterhin neben ſchönen Wieſen vorbey, gelangt man endlich auf eine Anhöhe, von wo aus man die ganze herrliche Ebene von Tudela, mit den ſie einfaſſenden, größtentheils grünenden Bergen, überſehen kann.

Der Weg führt nunmehr durch dieſe angenehme, mit Reben- und Obſtbaumpflanzungen bedeckte Landſchaft vollends nach Tudela hinein, nachdem man vorher auf einer guten Brücke über den Duero gegangen iſt. Tudela ſelbſt mit ohngefähr 4000 Einwohnern bietet, die Hauptkirche ausgenommen, keine weitern Merkwürdigkeiten dar.

Neucaſtilien.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Neucaſtilien, öſtlich, ſüdöſtlich und ſüdlich, von Aragon, la Mancha, Valencia, Murcia und Andaluſien, weſtlich von Eſtremadura, nördlich und nordweſtlich von Altcaſtilien begrenzt, iſt eine der großen Provinzen von Spanien, die in der Länge von Norden nach Süden 56 Leguas, und in der Breite von Oſten nach Weſten 49 Leguas hat. Die Bevölkerung wird auf 940,649 Seelen geſchätzt. Das Ganze beſteht aus einer unermeßlichen Fläche, die von mehrern Gebirgen durchſchnitten iſt.

Die

Die Hauptkette derſelben entſpringt aus der Sierra de Occa (Montes Orospedani) und bildet mehrere beträchtliche Aeſte, die unter dem Namen Sierras de Alcaraz, de Molina, de Cuenca und de Albarazin bekannt ſind. Hierzu kommen noch die Sierras de Guadarrama und de Pineda, wovon jene wahrſcheinlich aus den Pyrenäen, dieſe aus der Sierra de Occa entſpringt. Die Sierra de Cuenca iſt unter allen die beträchtlichſte und wird zugleich für die höchſte von ganz Spanien angeſehen. Größere Flüſſe werden nur drey, der Tago, der Xacao und der Guadiana, kleinere hingegen, wie der Henarez, der Gaya, der Cabriel, u. ſ. w. drey und zwanzig gezählt.

Das Clima von Neucaſtilien, iſt im Ganzen genommen, ſchon wirklich ſüdlich genug. Die Sommer ſind äuſſerſt heiß, die Winter, mit Ausnahme der höhern Gebirgsgegenden, ziemlich mild. Der Himmel der Provinz iſt zum Bewundern ſchön, und wenigſtens acht Monat des Jahres von ungetrübter Heiterkeit.

Ackerbau.

Der Boden von Neucaſtilien iſt, mit wenigen Ausnahmen, von vortrefflicher Beſchaffenheit. Würde er gehörig bewäſſert, was bey der Menge groſſer und kleiner Flüſſe keine Schwierigkeit hätte, er wäre zu dem mannichfaltigſten und reichſten Anbau geſchickt. So aber fehlt es den hieſigen Feldern nur zu oft an der nöthigen Feuchtigkeit; die Produkte der Provinz ſind folglich auch ziemlich eingeſchränkt.

Das Hauptprodukt iſt Waizen, er wird faſt überall gebaut. — Dann folgt der Wein, der aber wegen der ſchlechten Preßmethode faſt immer dick und ſtrenge iſt. Das vorzüglichſte Gewächs ſcheint noch der weiße Wein von Cebolla, was vielleicht von dem eigenthümlichen Anbau herkommen mag, zu ſeyn. Die Stöcke ſind nämlich alle, drey Fuß von einander, in runde 2 — 2½ Fuß hohe Erdhaufen auf Sandboden geſetzt. — Oel wird zwar ziemlich viel gewonnen, doch könnten der Olivenpflanzungen noch weit mehrere ſeyn. Es iſt der fehlerhaften Zubereitung wegen herzlich ſchlecht, obgleich die Oliven ſelbſt von ſehr guter Beſchaffenheit ſind.

Flachs wird ſehr wenig gebaut, am meiſten noch in der Ebene von Requeña. **Hanf** hingegen findet ſich häufiger, vorzüglich im Diſtrikte von Huete, (auf dem Wege von Madrid nach Cuenca) wo jährlich die beträchtliche Quantität von 1250 bis 1500 Centner gewonnen wird. — **Safran**, dieſes für die ſpaniſche Küche ſo wichtige Produkt, wird zwar noch immer an ſehr viel Orten, jedoch in weit geringerer Quantität als ehemals, gebaut. In dem genannten Diſtrikte von Huete, z. B. wurden ehedem jährlich vierzig Centner geerndet, während man jetzt nicht über fünf erhält.

Früchte werden ſehr wenig gewonnen, denn Fruchtbäume ſind im Allgemeinen in dieſer Provinz eine Seltenheit. Die meiſten findet man noch in dem Thale von Aranjuez, in der Ebene von Requeña, und in einigen Diſtrikten der Alcarria, (des nördlichen Theiles von Neucaſtilien). An **Gemüſen** iſt ſehr großer Mangel, indem der Gemüſebau nur bey gehöriger Bewäſſerung gedei hen kann. — Dafür ſind aber auf mehrern Bergen, ſo wie in mehrern Thälern und Ebenen, beſonders längs der Flüſſe, vortreffliche Wieſen vorhanden, wo man eine Menge Rind- und Schaafvieh ernährt. Als die vorzüglichſten Weideplätze werden namentlich mehrere Berge und Thäler der Sierra de Cuenca gerühmt.

Auf eben dieſer Sierra, ſo wie in einigen Diſtrikten des nördlichen Theiles der Provinz, wird auch viel Bienenzucht getrieben, deren Ertrag nicht unbeträchtlich iſt. Blos die Sierra de Cuenca allein pflegt jährlich zwiſchen 6 — 800 Centner Honig und 20 — 40 Centner Wachs zu liefern, obgleich die Bienenwirthſchaft noch mancher Verbeſſerung fähig ſcheint. Der Honig von Cuenca iſt vortrefflich und gilt für den beſten in ganz Spanien.

Induſtrie und Handel.

Die zahlreichſten und beträchtlichſten Fabriken dieſer Provinz ſind die Tuch- und Wollfabriken zu Toledo, Chinchon, Brihurga, Guadalaxara, Valdemoro, Cuenca, Guaſcueña und

Siguenza. Den erſten Rang darunter behauptet Guadalaxara, es werden 656 Stühle daſelbſt gezählt, auch ſind die daſigen Vigogne-Tücher berühmt. — *Seidenfabriken* hat die Provinz nur drey, nämlich zu Toledo, Requeña und Talavera de la Reyna. Sie liefern Sammte, Goldbrocate und überhaupt Seidenwaaren aller Art. Zu Requeña, wo ſich 800 Stühle befinden, arbeitet indeſſen jeder Meiſter für ſich, es iſt alſo eigentlich keine geſchloſſene Fabrik. — *Leinwand-Manufakturen* ſind nur zwey vorhanden, zu Toledo und zu San Ildefonſo; letztere iſt auch mit zwey großen Walk- und Waſchmaſchinen verſehen.

Von andern Fabriken werden in Neucaſtilien noch folgende bemerkt. — Eine Fabrik von baumwollenen Zeuchen zu Siguenza. — Eine Fabrik von wollenen, leinenen, ſeidenen und baumwollenen Bändern, Borten, Mützen u. ſ. w. zu Valdemoro. — Hutfabriken zu Guadalaxara, Madrid und Talavera de la Reyna. — Eine Degenfabrik zu Toledo. — Sechs Fabriken von Schmierſeife zu Talavera de la Reyna, und eine von harter Seife zu Ontigola bey Aranjuez. — Fayencefabriken zu Talavera und Puente del Arzobispo. — Salpeterfabriken zu Anover. — Eine Porcellanfabrik, eine Teppichfabrik und eine Fabrik von eingelegten Marmorarbeiten zu Madrid. — Papiermühlen bey Cuenca und bey der Karthauſe del Paular, am Fuße der Gebirge, die San Ildefonſo beherrſchen. — Eine Meſſerfabrik zu Mora. — Eine Fabrik von bunten Papieren und eine Bierbrauerey zu Madrid. — Endlich eine Glashütte zu San Ildefonſo, die recht gute Flaſchen, auch weiße recht artig verzierte Gläſer liefert.

Neben derſelben befindet ſich eine Spiegelfabrik, wo man Spiegel von außerordentlicher Größe gießt. Es giebt deren, die bey einer Höhe von 120 — 130, ja 135 Zoll, 50 — 60 und 65 Zoll breit ſind. Sie werden erſt mit der Hand, zuletzt aber vermittelſt einer eigenen, durch das Waſſer in Bewegung geſetzten Maſchine polirt, hierauf nach Madrid geſendet und daſelbſt wie gewöhnlich belegt. So ſind dieſe Spiegel im Allgemeinen ſind, ſo müſſen ſie doch den venetianiſchen und den franzöſiſchen (von St. Gobin) an Weiße und vielleicht auch an Politur nachſtehen. Uebrigens arbeitet die Fabrik für königliche Rechnung, ſetzt aber, der hohen Preiſe wegen, nur ſehr wenig ab. Die meiſten der hier fabrizirten Spiegel bleiben daher auf dem Lager, oder werden theils verſchenkt, theils zu den Ameublements der königlichen Palläſte gebraucht.

Was den *Handel* von Neucaſtilien anlangt, ſo iſt die Ausfuhr ſehr beſchränkt, die Einfuhr dagegen außerordentlich ſtark. Die Provinz verzehrt ihre natürlichen Produkte ſelbſt und führt von ihren techniſchen Produkten nur einige Tücher und eine gewiſſe Quantität Seidenwaaren aus. Dies pflegt indeſſen blos von der Tuchfabrik zu Guadalaxara und von den Seidenfabriken zu Requeña und Talavera de la Reyna zu geſchehen. Erſtere ſchickte das meiſte nach Madrid, letztere ſenden den größten Theil nach Sevilla und Cadiz, von wo aus die Waaren weiter nach dem ſpaniſchen Amerika gehen.

Sämmtliche Fabriken haben jedoch mit großen Concurrenzen zu kämpfen, die dem Abſatze bedeutenden Abbruch thun. So ſtehen z. B. die ſonſt recht guten Guadalaxara-Tücher dennoch den ſchönen engliſchen und franzöſiſchen, wiewohl bey gleichen Preiſen, noch immer ſehr auffallend nach; ſo werden ſie häufig durch die zwar etwas geringern, aber auch viel wohlfeilern valencianiſchen (von Alcoy) und catalaniſchen (von Terraßa) verdrängt. Weiter ſo können gleichfalls auch die neucaſtiliſchen Seidenwaaren mit den franzöſiſchen keine Vergleichung aushalten, wobey dieſe doch immer wohlfeiler ſind; ſo müſſen ſie endlich ſelbſt den catalaniſchen und valencianiſchen, obſchon von gleicher Güte, doch wenigſtens der höhern Preiſe wegen, nachſtehen.

Bey einer ſo unbeträchtlichen Ausfuhr iſt dagegen die Einfuhr der Provinz außerordentlich ſtark. Neucaſtilien muß nämlich einen Theil ſeiner Mundbedürfniſſe und faſt alle Artikel des Luxus und der Induſtrie, z. B. Quincaillerie, Leder-Waaren u. ſ. w. theils aus den benachbarten Provinzen, theils aus Frankreich beziehen. Kein Wunder daher, daß dieſe Provinz mit jedem Jahre ärmer wird, daß ſie ſich, troz ſo vieler natürlichen Vortheile, zu keinem bedeutenden Wohlſtande erheben kann. Einzelne Städte erhalten ſich allerdings, allein durch Mittel, die ihnen eigenthümlich ſind. Requeña, Talavera de la Reyna und Guadalaxara, z. B. durch ihre Fabriken, Alcala durch die Univerſität, Toledo durch die Geiſtlichkeit, Madrid durch den Hof u. ſ. w. allein der größte Theil der Provinz befindet ſich wirklich im Verfall.

Zuverläßig würde ſich indeſſen dieſe nachtheilige Handelsbilanz verändern, wäre nur erſt das Nöthige für die Belebung des Ackerbaues durch ein gutes Bewäſſerungsſyſtem und für die Erleichterung der Ausfuhr durch die Schiffbarmachung des Tago, durch die Vollendung des Manzanarez-Canals, und durch die Verbindung des Xarama mit dem Guadarrama geſchehen. Allein troz dem halben Dutzend ökonomiſcher Geſellſchaften, die ſich in dieſer Provinz gebildet haben, iſt es bis jetzt nur immer bey Vorſchlägen und frommen Wünſchen geblieben, deren Ausführung entfernter als jemals zu ſeyn ſcheint.

Sittliche Bemerkungen.

Der Neucaſtillaner iſt nachdenkend, bedächtig, kein Freund von vielen Worten und, bey aller Lebhaftigkeit der Phantaſie, doch mehr zum Denken, als zum Handeln aufgelegt. Daher die Ruhe, die Indolenz, der Mangel an Unternehmungsgeiſt; daher aber auch das ausgezeichnete Talent für die abſtrakten Wiſſenſchaften, das die Einwohner dieſer Provinz von jeher charakteriſirt hat.

Der Neucaſtillaner iſt ſanft und höflich, ein abgeſagter Feind der Unwahrheit und Unmäßigkeit. Selten giebt er ſich jemand hin, aber thut er es einmal, ſo geſchieht es mit rückhaltloſer Innigkeit. Er ſcheint ſtolz und iſt es doch nicht; er ſcheint ernſthaft und gravitätiſch und liebt dennoch die laute Fröhlichkeit. Der Tanz und der Geſang, die Guitarre und der Pandero (Art von Tambourin) beſchäftigen ihn lebhaft und mit Leidenſchaft. Der Neucaſtilier haßt übrigens den Catalan ſo heftig, wie er von dieſem gehaßt wird, und zeichnet ſich von den Einwohnern aller übrigen Provinzen durch das reinſte Spaniſch aus.

Wir ſchließen mit zwey Bemerkungen, die nicht ganz unwichtig ſind. Erſtens, daß der Hof die Sitten dieſer Provinz nur in der Hauptſtadt verändert hat und daß man die Feinheit und den Reichthum, den Luxus und die Thätigkeit, die ſeinen Einfluß bezeichnen, nur dort und ſonſt nirgends gewahr werden kann. Eben ſo auffallend iſt es zweytens, daß der neucaſtiliſche Charakter, nach den verſchiedenen Localverhältniſſen, ſo ſehr nüancirt erſcheint. In der Nähe der Hauptſtadt, z. B. iſt er weit abgeſchliffener, während er ſich gegen die Grenze von Aragon zu und auf der Sierra de Cuenca ungleich roher zeigt. Gegen Andaluſien hin verräth er mehr Windbeuteley, wie gegen Valencia zu mehr Leichtſinn und Regſamkeit. Gegen Eſtremadura hin zeigt er mehr Indolenz, gegen Altcaſtilien zu mehr Adel, Würde und Gutmüthigkeit.

Neucaſtilien.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städte-Beſchreibungen.

1.

Straßen — Wirthshäuſer — Fuhrweſen.

Die Seitenwege dieſer Provinz ſind durchaus vernachläßigt, die Hauptſtraßen hingegen verdienen ſehr großes Lob. Zwar ſind ſie häufig mit zum Theil beträchtlichen Bächen durchſchnitten, doch iſt auch überall, wo es nur einigermaßen nöthig ſchien, für gute Brücken geſorgt. Einige jener Hauptſtraßen ſind hier und da, beſonders in der Nähe von Ortſchaften, mit Bäumen eingefaßt, es iſt indeſſen zu wünſchen, daß man dieſe Pflanzungen vervielfältigen mag.

Was die *Wirthshäuſer* anlangt, ſo giebt es in Neucaſtilien ungleich mehr Hotels nach deutſcher oder franzöſiſcher Art, als in irgend einer andern ſpaniſchen Provinz. Die beſten dürften zu Madrid, Toledo, Alcala de Henares, Aranjuez, San Ildefonſo und Eſcurial zu finden ſeyn; die drey letztern indeſſen gehören zu den theuerſten, die man nennen kann. — Die eigentlichen neucaſtiliſchen Poſades hingegen ſind faſt überall ſehr ſchlecht. Höchſtens machen die zu Bravo, Talavera de la Reyna, Cebolla und einige andere eine Ausnahme davon.

Was endlich das *Fuhrweſen* betrifft, ſo iſt es eben ſo wie in den übrigen Provinzen organiſirt. Es waltet jedoch dabey der Unterſchied ob, daß die Eigenthümer und Führer der großen ſechsſpännigen Kutſchen u. ſ. w. meiſtens Valencianer ſind, während die Caſtillaner ſelbſt ſich nur wenig auf dieſen Erwerbszweig legen, der ihrem Charakter nicht angemeſſen ſcheint. Was man ja noch von caſtillaniſchen Kutſchern in Madrid und den übrigen vornehmern Städten findet, ſind faſt immer nur Caleſeros, die ſelten weiter als bis in die nächſte Grenzſtadt gehen.

2.

Reiſe von der Altcaſtiliſchen Grenze nach Madrid.

(Erſte Route.)

Guadarrama (Dorf) . . .	2 Leguas.
Rozas (Dorf)	3 —
Madrid	4 —
Zuſammen	9 Leguas.

Man ſteigt den Guadarrama herunter, ſieht rechts, in der Entfernung von zwey Leguas, das prächtige Kloſter Eſcurial und kommt alsdann im Dorfe Guadarrama an. Die nächſten drey Leguas bis Rozas bieten eine Menge großer herrlicher Eichen- und Tannen-Waldungen u. ſ. w. dar, die königliches Eigenthum ſind. An den Seitenabhängen liegen mehrere Dörfer zerſtreut.

So wie man nun die Ebene erreicht, fangen die Waizen- und Gerſtenfelder an, ſind aber nur hier und da mit einzelnen Baumgruppen bedeckt. Endlich erblickt man Madrid, paſſirt den Manzanares auf der ſchönen Brücke von Segovia, kommt durch einen Theil der Florida (Alleen, die einen Spaziergang bilden) und fährt zuletzt durch das Thor San Vicente, in die Hauptſtadt hinein.

3.

Reiſe von der altcaſtiliſchen Grenze nach Madrid.

(Zweyte Route.)

Tadraque (Dorf)	6	Leguas.
Flores (Dorf)	4	—
Alcala de Henares (Stadt) . .	5	—
Torrejon de Ardos (Dorf) . .	1¼	—
Rejos (Dorf)	1½	—
Canillejas de Bajo (Dorf) . .	¼	—
Venta del Eſpiritu Santo . .	1	—
Madrid	¼	—
	Zuſammen 19¼	Leguas.

Die Grenze iſt auf dem Berge Atienza. Der Weg geht hierauf abwärts, und führt fünf Stunden lang durch eine große Ebene, die mit niedrigen Hügeln durchſchnitten iſt. — Hinter Flores zeigt ſich ein Wald von Kermeseichen (Quercus coccifera) in einem ſehr ſteinichten Terrain, dann aber folgen ſchöne Waizenfelder, mit Oliven- und Rebenpflanzungen vermiſcht. Auf der Seite wird man in der Entfernung das Dorf Hita gewahr. Es liegt am Fuße eines hohen pyramidaliſchen Felſens, auf deſſen Gipfel die Ruinen eines alten Schloſſes zu ſehen ſind.

Jetzt wird der Henares auf einer Fuhrt paſſirt, worauf eine fruchtbare, an einer Seite mit Hügeln eingefaßte Ebene folgt. Am Ende derſelben liegt die Stadt Alçala de Henares, faſt am Fuße einer Reihe zackichter, zerſplitterter Felſenmaſſen, die ſich zum Theil in Form eines Halbzirkels darum herziehen. Es iſt ein großer, aber verhältnißmäßig kaum zum ſechsten Theil bevölkerter Ort, denn es werden nur 5000 Einwohner darin gezählt. Das Ganze iſt mit Mauern nach der alten Befeſtigungsart eingefaßt, ſehr unregelmäßig angelegt und von ſehr düſterem traurigen Anſehen. Als Ausnahme indeſſen könnte der große ſchöne Platz und eine eben ſo lange als breite Hauptſtraße dienen, wären ſie nur mit beſſern Häuſern beſetzt.

Unter

Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen die beyden Bernhardinerklöſter, beſonders der Kirchen wegen; die Auguſtinerkirche (wegen mehrerer trefflicher Gemälde); das Collegio Real und die dazu gehörige Kirche, (wegen einem halben Dutzend ſehr ſchätzbarer Gemälde in der Kapelle); der Pallaſt des Erzbiſchoffes von Toledo, endlich das Colegio de San Ildefonſo, (das prachtvollſte Gebäude von ganz Alcala), vorzügliche Aufmerkſamkeit. — Noch gehören einige Vorſtädte zu Alcala, die ungleich freundlicher und angenehmer ſind.

Die Gegend von Alcala iſt äußerſt einförmig, man wird nichts als Waizenfelder und keinen einzigen Baum gewahr. Wie ſehr ließe ſich indeſſen nicht der Henarez zur Bewäſſerung benutzen und wie reich und mannichfaltig könnte folglich nicht der hieſige Anbau ſeyn! Allein bis jetzt iſt Alcala von dieſen Vortheilen noch ſehr weit entfernt. Die Lebensmittel ſind theuer und mehrere oft gar nicht zu haben, ſelbſt die gewöhnlichſten, wie Brod und Fleiſch, ſind nur von mittelmäßiger Beſchaffenheit. Uebrigens iſt, außer mehrern Poſades, auch eine Fonda vorhanden, die von einem Catalan gehalten wird und alles Lob verdient.

In geſellſchaftlicher Hinſicht bietet Alcala ſo gut als gar keine Reſſourçen dar. Alles iſt traurig, einförmig, langweilig, ohne Leben, ohne Abwechſelung und Zeitvertreib. Der ſteife pedantiſche Univerſitätston, der eigenthümliche Geiſt, der die herrſchende Majorität (eine Mixtur von Geiſtlichen, von Studenten, von Seminariſten, von Univerſitäts-Verwandten u. dgl.) belebt, erſticken jede freyere Regung der Geſelligkeit. Die Verhandlungen oder die Feyerlichkeiten der Univerſität beſchäftigen hier das ganze Publicum und machen ſo zu ſagen ihre einzigen geſellſchaftlichen Vergnügungen aus. — Man weiß übrigens, daß die hieſige Univerſität ein und dreyßig Lehrſtühle (worunter jetzt auch einer für das Civilrecht) zählt, und daß dreyzehn Seminaria oder Colegios damit verbunden ſind. Von den ehedem ſo berühmten Druckereyen findet ſich ſo gut als gar keine Spur; überhaupt iſt der Glanz dieſer ehemals ſo blühenden Univerſität längſt dahin.

Der nun folgende Reſt des Weges bis Madrid bietet eben keine großen Merkwürdigkeiten dar. Er führt durch eine große kahle Ebene, wo man nichts als Waizenfelder ſieht. Hinter dem Dorfe Torrejon de Ardoz fängt die neue, recht gute Hauptſtraße wieder an. Man erblickt links, etwa eine halbe Legua vom Wege, das Schloß San Fernando, das jetzt zu einem Arbeitshauſe, beſonders für lüderliche Weibsperſonen, dient. — In Canillejas de Vajo iſt das Herrenhaus des Duque de Ozuna mit ſehr ſchönen Gärten bemerkenswerth.

Noch ungefähr eine Stunde und man bekommt allmählich die Hauptſtadt zu Geſicht, wiewohl dieſer Anblick keinesweges der Erwartung entſpricht. Es fehlt nämlich an großen, majeſtätiſchen, imponirenden Maßen, ein Mangel, der durch die unzähligen Glockenthürme nicht erſetzt werden kann. Ueberdem muß man auf einmal wieder in einen Hohlweg herabſteigen und zwar gerade in demſelben Augenblicke, wo ſich das Ganze deutlicher zu entwickeln anfängt. So wie man endlich dieſes Defilee verläßt, iſt man nur noch eine Viertellegua von Madrid entfernt, ſieht bald darauf eine ſchöne Allee vor ſich und kommt ſo in gerader Linie durch das ſchöne Thor von Alcala, neben der Façade des botaniſchen Gartens und den Alleen des Prado vorbey, vollends an Ort und Stelle an.

4.

Reiſe von der aragoniſchen Grenze nach Madrid.

Ruecha (Dorf)	1¾	Legua.
Venta del Campo	4	—
Venta del Gorro	1⅔	—
Alcolea del Pinar (Dorf) . .	1¾	—
Torre (Gehöfte)	1⅔	—
Torremocha del Campo (Dorf) . .	1⅓	—
Algora (Dorf)	1¾	—
Venta de Anca	3⅓	—
Grajanejos (Dorf) . . .	1	—
Trijurque (Dorf)	1¾	—
Torrija (Stadt)	1	—
	19⅔	Leguas.

Transport	19¼	Leguas.
Valdenoches (Dorf) . . .	1¾	—
Teraſena (Dorf)	½	—
Guadalaxara (Stadt) . . .	1	—
Venta de San Juan . . .	2	—
Venta de Meco . . .	1	—
Alcala de Henarez (Stadt) . .	1	—
Madrid	4½	—
Zuſammen	31	Leguas.

Die Grenze iſt drey Viertel Legua von Seſamon und wird durch einen viereckichten Thurm bezeichnet. Der Weg führt in derſelben Ebene fort, durch die man bisher gekommen iſt; er iſt ziemlich gut, obgleich die Kunſt durchaus nichts dafür gethan hat. Die Gegend bietet viel Waldung dar und iſt nur abwechſelnd angebaut. — Hinter der Venta del Campo wird der Weg rauh und unangenehm, er iſt mit großen Steinen bedeckt. Zwey Leguas weiter führt ein ſteiler Abhang in eine ſchmale Felſenſchlucht, wo man die Felſenwände beynahe mit den Händen berühren kann. — Das Dorf Alcolea del Pinar ſcheint wenig Wohlſtand zu haben und gilt für die höchſte Ortſchaft in ganz Spanien. Die daſige Poſade iſt eine der elendeſten, die man finden kann.

Jetzt folgen achtzehn langweilige Leguas bis Torrija, faſt nichts als dürre, trockne einförmige Ebenen, hier und da von Anhöhen durchſchnitten und nur dann und wann mit Kornfeldern bedeckt. Kleine Gruppen von Encinas (Quercus ilex), nur bisweilen in dünne Gebüſche vereinigt, ſind die einzigen Bäume, die man darauf erblickt. Der Weg iſt beynahe immer ſteinigt und wo er auf- oder abwärts führt, höchſt unbequem. Die Ortſchaften, die man auf dieſer ganzen Route paſſirt, ſind von keiner beſondern Bedeutendheit. Torrija ſelbſt flößt nur durch die Ruinen ſeiner ehemaligen alten Feſtungswerke einiges Intereſſe ein.

Ein neuerer, ſeit 1790 vollendete, vortrefflicher Weg, führt drey Viertel Legua lang durch eine ehedem faſt ungangbare Felſenſchlucht. — Das darauf folgende Dorf Valdenoches zeichnet ſich durch ſeine Oliven- und Obſtbaum-Pflanzungen aus. Endlich nach anderthalb Leguas kommt man nach Guadalaxara, das in einer Ebene am öſtlichen Ufer des Henarez liegt und die Hauptſtadt des unter dem Namen la Alcarria bekannten neucaſtiliſchen Cantons iſt.

Als Stadt betrachtet, hat Guadalaxara keine beſondere topographiſche Merkwürdigkeit. Das Ganze iſt ziemlich groß, doch ſchlecht gebaut, die Bevölkerung wird nur auf 12,000 Seelen geſchätzt. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt beſonders die Franciſcanerkirche und zwar wegen des darin befindlichen prachtvollen Begräbnißgewölbes der Duques del Infantado bemerkenswerth. In induſtrieller Hinſicht iſt Guadalaxara eine der wichtigſten Städte von Neucaſtilien. Sie hat nämlich eine große Tuch- und Sargefabrik, die mit den beſten neueſten Maſchinen verſehen iſt, jährlich für den Werth von 13 — 14 Millionen Realen (3,500,000 Livr. Tourn.) fabrizirt, in der Stadt allein an 4500 Menſchen und in der übrigen Provinz, ſo wie in der Mancha noch an 40,000 (mit Spinnen) beſchäftigt und ſo wirklich große Aufmerkſamkeit verdient.

Die hier fabrizirten feinen Tücher kommen in Anſehung der Feinheit und des Anſehens den beſten franzöſiſchen gleich, müſſen denſelben aber im Glanze nachſtehen. Sie ſind überdem faſt eben ſo theuer und verlieren folglich gar ſehr durch die Concurrenz. Da nun überdem die ganze Fabrik für Rechnung des Königs, das heißt, ohne alle Oeconomie verwaltet wird, da ein unüberſehbares Heer von Ober- und Unterbedienten den eigentlichen Ertrag weit über die Hälfte verſchlingt, ſo iſt es kein Wunder, wenn die königliche Caſſe jährlich beträchtliche Zuſchüſſe machen muß und die Fabrik ſich dennoch nur mit Mühe erhält. In Anſehung der Vigogne-Tücher iſt zu bemerken, daß man ſie nur auf Beſtellung fabrizirt, wo dann die Elle 70 — 90 Livr. Tourn. zu ſtehen kommt.

Man verläßt Guadalaxara und paſſirt den Henarez nicht weit davon auf einer Fuhrt. Jetzt folgt eine ſchöne, große, gutbebaute Ebene, die links durch die Grenzgebirge der Mancha, rechts durch die von Altcaſtilien begrenzt iſt. Leider fehlt es ihr jedoch an Bäumen, weil ſie trotz der Nähe des Henarez durchaus nicht bewäſſert wird. So kommt man nach Alcala de Henarez, das am Ende derſelben liegt und bereits unter No. 3. beſchrieben worden iſt, wo auch die Details über den Reſt der Route bis nach Madrid nachzuſehen ſind.

Eine zweite Route von der aragoniſchen Grenze nach Madrid führt über Daroca und Uſed und iſt 55½ Legua lang. Sie fällt bey Alcolea del Pinar (14 Leguas) in die eben beſchriebene Hauptroute ein, und bietet keine beſondere Merkwürdigkeiten dar.

Madrid.

Madrid liegt äußerſt hoch, beynahe im Mittelpunkte von Spanien *), auf einer ungleichen, mit niedrigen Hügeln durchſchnittenen Ebene, die in

---

*) Nach Tofiño und Humboldt 309½ Toiſen über der Meeresfläche. Es iſt [illegible] Leguas von der weſtlichen und 120 Leguas von der öſtlichen Grenze von Frankreich, weiter 100 Leguas von der Grenze von Portugall und eben ſoweit von der ſüdlichſten Spitze von Spanien an der Straße von Gibraltar.

Nordweſt von den Guadarrama-Gebirgen begrenzt wird. Es bildet ein unregelmäßiges Viereck, iſt mit einer ſchwachen aber hohen Erdmauer umgeben und hat ohngefähr zwey Leguas, oder 48,000 caſtiliſche Fuß im Umkreis. Man zählt 15 Thore, 506 Straßen, 42 große und kleine Plätze, 7398 Häuſer, 133 Kirchen, Klöſter, Collegia, Seminarien und Hoſpitäler, 65 andere öffentliche Gebäude und 17 Brunnen darinnen. Die Bevölkerung wird gewöhnlich auf 130 bis 132,000 Seelen geſchätzt, wovon jedoch die 8 bis 10,000 Mann ſtarke Garniſon, ſo wie alle Kinder unter zehn Jahren, auch alle Fremde ausgeſchloſſen ſind. Dies alles hingegen dazu gerechnet, dürfte die Bevölkerung leicht auf 180,000 bis 200,000 Seelen anzuſchlagen ſeyn.

Bey genauer Betrachtung zeigt ſich ſogleich, daß auch in dieſer Stadt ein alter und ein neuer Theil zu unterſcheiden iſt. In jenem (dem kleinern) ſind die Straßen eng und winklicht, ſo wie die Häuſer ziemlich ſchlecht; in dieſem wird man faſt durchaus nur breite und regelmäßige Straßen, ſo wie ſchöne und anſehnliche Gebäude gewahr. Im Allgemeinen indeſſen ſind ſowohl die Straßen des ältern, als des neuern Theiles von Madrid häufig mit abſtechenden Gebäuden beſetzt.

In der Calle mayor, z. B. in der Calle de Segovia, beſonders aber in der Calle de Toledo, ſind oft ſehr ſchöne moderne Häuſer neben barakenähnlichen Gebäuden, ja ſogar neben wüſten Plätzen zu ſehen. Eben ſo werden die wirklich prächtigen Straßen de Alcala, de San Bernardo, de Fuencarral u. ſ. w. noch immer hier und da durch mehrere kleine unanſehnliche Häuſer verſtellt. Das Pflaſter iſt ſolid, jedoch der kleinen ſpitzigen Steine wegen, etwas unbequem. Es ſind daher auf beyden Seiten Trottoirs vorhanden, die aber leider nicht breit genug ſind. Die nächtliche Erleuchtung iſt vortrefflich und Madrid ſchon ſeit 25 Jahren eine der reinlichſten Städte, die man nennen kann.

Unter den Plätzen ſind beſonders die Plaza mayor, die Plaza del Palacio, die Plaza de las Caños del Peral, die Plaza de la Cebada und die Puerta del Sol bemerkenswerth. Der erſte bildet ein großes Viereck, das mit Ausnahme einiger unbedeutenden Zugänge überall mit drey bis vier Stock hohen Häuſern eingefaßt iſt. Er dient zum Marktplatz und zum Detailhandel aller Art und wird den ganzen Tag niemals von Menſchen leer.

Der zweyte Platz könnte einer der ſchönſten in Europa werden, wären die zwey übrigen Seiten den beyden erſten gleich. Die eine dieſer letztern iſt nämlich durch die Façade des herrlichen neuen Pallaſtes verſchönert, während die andere eine freye Ausſicht auf den Marzanares und die umliegende Gegend gewährt. Die zwey andern Seiten hingegen ſind theils von dem wenig decorirten Arſenale, theils von alten Baracken umringt. Die Plaza de las Caños del Peral iſt groß, aber durchaus nicht ſchön, die Plaza de la Cebada hat denſelben Fehler, die Puerta del Sol iſt klein, aber wegen der vielen daſelbſt zuſammenlaufenden Straßen äußerſt lebhaft und angenehm. Man kann dieſen Platz als den Centralpunkt von

Madrid, als den Sammelplatz aller Geſchäftsleute, aller Fremden, aller Verliebten und aller — Müßiggänger anſehen.

Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen beſonders folgende Aufmerkſamkeit. — Der neue königliche Pallaſt, durchaus maſſiv erbaut, mit einer Menge vortrefflicher Gemälde aus der italiäniſchen, niederländiſchen und ſpaniſchen Schule, zuſammen eine der erſten Sammlungen in der Welt. — Der Buen Retiro, ein andrer königlicher Pallaſt im öſtlichen Theile der Stadt, hinter dem Prado, ebenfalls mit mehrern trefflichen Gemälden, die in den verſchiedenen Zimmern vertheilt ſind. — Die St. Hieronymus-Kirche mit mehrern ſchönen Mauſoleen. — Die St. Iſidors-Kirche mit einigen guten Gemälden. — Die Kirche der Mercenarios Calzados, eine der größten von Madrid, wegen einem prachtvollen Mauſoleum und einigen vortrefflichen Statüen. — Die St. Andreas-Kirche wegen der ſchönen Kapelle zum Heil. Iſidor und einem prächtigen Mauſoleum, woran die ſeltenſten Marmorarten verſchwendet ſind.

Ferner verdienen angeführt zu werden: Die Kirche de la Incarnation (Barf. Auguſtiner-Nonnen), eine der ſchönſten von Madrid; der Hauptaltar iſt ein Meiſterſtück von Pracht und Architektur. — Die Kirche del Salvador, ebenfalls wegen einem vortrefflichen Altar. — Das Barf. Carmeliter-Kloſter und die St. Pasquel's-Kirche, wegen mehrerer guten Gemälde. — Die Kirche der Descalzas Reales (Franciſc. Nonnen), mit einem ſehr ſchönen Hauptaltar. — Die Garde du Corps-Caſerne, das größte Gebäude von Madrid, in der Nähe der Plaza de las Afligidos. — Die beyden ſchönen Thore de las Recoletos und de San Vicente. — Das prächtige Hauptthor die Puerta de Alcala. — Die Aduana oder das große Zollhaus in der Straße Alcala. — Die Caſa de Correos oder das Poſthaus an der Puerta del Sol. — Die Caſa de Ayuntamiento oder das Rathhaus an der Plaza mayor. — Der Palacio de las Conſejos oder der Regierungspallaſt.

Fragen wir nach dem Clima von Madrid, ſo finden wir, daß es im Allgemeinen eine gewiſſe

Härte hat, die eigentlich unter dieſer Breite ſehr unerwartet ſcheint. Sie wird indeſſen leicht erklärlich, wenn man die hohe Lage der Stadt, auf einer kahlen und offenen Ebene, in der Nähe einer beträchtlichen Gebirgskette bedenkt.

Die Luft von Madrid zeichnet ſich durch eine große Reinheit und Trockenheit aus, iſt aber auch dabey ſo fein, ſo ſcharf und durchdringend, daß man ſie ſelbſt bey gänzlicher Windſtille fühlt. Dabey ſind die Abwechſelungen der Temperatur, theils zu den verſchiedenen Tagesſtunden, theils nach den Jahreszeiten, außerordentlich groß. Ein Unterſchied von 15 bis 18 Gr. Reaumür, z. B. iſt etwas ſehr gewöhnliches, wenn man das Thermometer früh und Nachmittags vergleicht.

Eben ſo ſteigt die Hitze im Sommer zuweilen auf 30 Gr. ja beym Südwind auf 34 bis 36 Gr. während im Winter dann und wann eine Kälte von 10 Gr. unter 0 eintritt. Die gewöhnliche Sommerhitze pflegt indeſſen von 25 bis 28 Gr., die gewöhnliche Winterkälte von 5 bis 7 Gr. unter 0 zu ſeyn. Der Frühling iſt gewöhnlich mild, doch häufig auch heiß und bisweilen regenhaft. Der Sommer, beſonders der July und halbe Auguſt, zum Erſticken heiß, der Herbſt entzückend, doch gegen Ende Octobers kühl und im November ſchon ziemlich rauh, der Winter endlich meiſtens trocken, aber empfindlich kalt. Im Frühjahr herrſcht der Süd- und Weſtwind, im Sommer pflegt mit wenigen Ausnahmen gänzliche Stille zu ſeyn, im Herbſte zeigen ſich die Oſt- und Nordoſtwinde, im Winter herrſcht meiſtens der Nordwind vor.

Trotz dieſer Härte indeſſen iſt dennoch das hieſige Clima keinesweges ungeſund. Das einzige, was man bemerkt, ſind allerhand chroniſche Krankheiten, wie Rheumatismen, Entzündungen, Coliken, u. dgl. die größtentheils den ſchnellen Veränderungen der Temperatur oder dem ſcharfen Luftzuge zuzuſchreiben ſind. In der That wirken dieſe „Vientos ſutiles“ dieſe feinen, durchdringenden Lüftchen, wie die Spanier ſagen, außerordentlich unangenehm auf das Nervenſyſtem und bringen zuweilen ſogar tödtliche Zufälle hervor. Hierunter gehört vorzüglich die Madrid eigenthümliche Colik, el Colico de Madrid genannt, die alle Symptome einer Bleycolik hat. Uebrigens pflegt die hieſige Luft auch bey der größten Windſtille doch immer gefährlich zu ſeyn *). Man muß ſich demnach immer mit Vorſicht kleiden und beſonders auf die gute Verwahrung der Füße und des Unterleibes ſehen.

Gehen wir zu den öconomiſchen Verhältniſſen von Madrid über, ſo zeigt ſich, daß die Lebensmittel vortrefflich und verhältnißmäßig nicht theuer ſind. Am meiſten wird das hieſige Brod, Gemüſe, Geflügel und Fleiſch gerühmt; auch iſt das Waſſer und der Wein, ſo wie das hier gebraute Bier, gewiß von ſehr guter Beſchaffenheit. Man muß indeſſen bemerken, daß Madrid alle ſeine Lebensbedürfniſſe aus den benachbarten Provinzen zieht. So kommt z. B. der Waizen zum Theil aus Altcaſtilien, weil der neucaſtiliſche ſich beſſer damit vermiſchen läßt; ſo werden Gemüſe und

---

*) Daher das ſpaniſche Sprüchwort: Die Luft von Madrid löſcht kein Licht aus und bringt einen Menſchen um.

Früchte aus Aragon, aus Valencia und Murcia dahin gebracht; ſo wird das Geflügel aus Leon und Altcaſtilien (auch etwas aus der Gegend von Toledo) dahin geſchickt; ſo wird das Rindvieh aus Aragon, das Schöpſenfleiſch aus der Gegend von Toledo, das Schweinefleiſch aus Eſtremadura geholt.

Fiſche liefert Galizien, Biſcaya und Valencia; Oel Aragon und Neucaſtilien ſelbſt; Wein die Mancha, beſonders Valdepeñas. Das Waſſer wird von dem Guaderrama herunter, faſt ſieben Leguas weit, über lauter Sand und Kies nach Madrid geleitet, und iſt ſeiner Reinheit, Leichtigkeit und Lieblichkeit wegen berühmt. Das Beſte kommt aus dem Brunnen del Berro, ohngefähr eine Viertellegua von Madrid, zum Thore Alcala hinaus. Nach dieſem kommt das aus der Fuente caſtillana, die vor dem Thore de los Recoletos liegt. Die übrigen Brunnen in der Stadt ſind ſich ſo ziemlich gleich, doch werden die beyden in der Red de San Louis, und in der Calle ancha San Bernardo am wenigſten geſchätzt.

Eigentliche Hotels auf deutſche oder franzöſiſche Art, ſogenannte Fondas, hat Madrid drey, die Fontana de Oro, San Sebaſtian und la Cruz de Malta, worunter die letzte die vorzüglichſte iſt. Sie werden alle dreye von Italiänern gehalten, die hier beſonders gute Zechen zu machen verſtehen. Wer dieſe theuren Fondas vermeiden will, der kehre in einer Caſa de Poſada ein. Hier bezahlt er ohngefähr 10 bis 12 Realen täglich (50 bis 60 Sous) für die Wohnung und läßt ſich entweder von den Wirthsleuten einkaufen und kochen, was ihm beliebt, oder ſpeiſt auswärts, ohne im mindeſten genirt zu ſeyn.

Man muß jedoch hierbey bemerken, daß dieſe Poſaderos oder Zimmervermiether ſich meiſtens das Bett noch obendrein bezahlen laſſen, und daß man ſich in keine ſolche Caſa de Poſada, ohne den Rath eines Bekannten, einmiethen müſſe, weil man ſonſt wirklich nicht zum Beſten ankommen kann. Uebrigens iſt jene Art zu wohnen und zu wirthſchaften ſehr honett, während der Aufenthalt in einer ſogenannten Meſon (Herberge für

Maulthiertreiber) natürlich für keinen diſtinguirten Reiſenden paſſen wird.

Gehen wir zu den geſellſchaftlichen Verhältniſſen von Madrid über, ſo bemerken wir, daß es keinesweges an Zerſtreuungen fehlt. Man hat Wein- und Caffeehäuſer in Ueberfluß, man kann zwiſchen zwey bis drey Theater wählen, man findet von Spaziergängen im öſtlichen Ende der Stadt, innerhalb der Prado, die Gärten des Buen Retiro u. ſ. w. außerhalb den Paſeo de las Delicias bis an den Manzanares hinunter, und dann durch andere Alleen zu dem Thore de Alcála zurück.

Eben ſo hat man im weſtlichen Theile von Madrid die ſchönen ſchattigen Anlagen am Manzanares (la Florida), die Alleen nach dem Pardo (einem Luſtſchloſſe); den angenehmen Weg vom Thore von Segovia nach dem von Toledo und dergleichen Promenaden mehr. Die berühmten Stiergefechte ſind ſeit einigen Jahren abgeſchaft, dafür bieten aber die vielen kirchlichen Feſte und Prozeſſionen (worunter die Frohnleichnams-Prozeſſion die prachtvollſte iſt) eine Menge intereſſanter

Beobachtungen dar. Endlich gewähren die vielen Abendgeſellſchaften (Tertulias) die häufig mit Bällen und Concerten begleitet ſind, zum Theil die angenehmſten Zerſtreuungen aller Art.

Wer von Madrid aus kleine Excurſionen machen will, der laſſe ſich beſonders folgende empfohlen ſeyn: Caſa del Campo, gar nicht weit von der Stadt (öſtlich) und am andern Ufer des Manzanares. Es iſt ein königliches Jagdhaus mit einem allerliebſten Garten, wo mehrere Fiſchereyen, eine Phaſanerie, ein Vogelhaus und dergleichen befindlich ſind. In dem kleinen aber artigen Wohnhauſe iſt auch eine Reihe guter Gemälde bemerkenswerth. Die benachbarten Waldungen haben über zwey Leguas Umfang. — El Pardo, ein eigentliches Jagdſchloß, zwey Leguas von Madrid, in einer pittoresken Lage zwiſchen zwey Hügeln am Manzanares, mit großen Waldungen in der Nachbarſchaft. — Torre de la Parada, ein bloßes Abſteigehaus eine halbe Legua vom Pardo, indeſſen befinden ſich eine Menge guter Gemälde aus der niederländiſchen Schule darin.

La Zarzuela, ein königliches Luſtſchloß, zwey Leguas nördlich von Madrid, mitten in einem ungeheuren Eichenforſt. Die Gärten ſind vortrefflich angelegt, das Ganze iſt ein äußerſt angenehmer ländlicher Aufenthalt. Schade, daß es ſo ſehr vernachläßigt wird. — Mejorada, ein Dorf am rechten Ufer des Xarama, zwey Leguas von Madrid. In der daſigen Pfarrkirche befindet ſich eine Kapelle, die wegen einer Menge ſchöner Statüen, Gemälde u. ſ. w. in hohem Grade ſehenswerth iſt. — Torches, ein Dorf zwiſchen Madrid und Alcala de Henares, von jener Stadt vier, von dieſer zwey Leguas entfernt. Das daſige Dominicaner-Nonnenkloſter beſitzt einen reichen Schatz von den vortrefflichſten Gemälden von Rubens, Paul Veroneſe u. ſ. w. die theils in der Kirche (am Hauptaltar u. ſ. w.) theils in der Sacriſtey zu ſehen ſind.

Was die induſtriellen Verhältniſſe von Madrid anlangt, ſo ſind ſie allerdings mannichfaltig genug, allein durchaus von keinem weſentlichen Vortheil für die Stadt. Es befindet ſich nämlich keine einzige Fabrik oder Manufaktur daſelbſt, deren Abſatz wirklich in's Große ginge, er iſt meiſtens nur auf die Hauptſtadt ſelbſt eingeſchränkt. Am wenigſten ſcheinen die königlichen Fabriken zu gedeihen, z. B. die Porcellan-, Moſaik- und Tapetenfabrik. Sie verkaufen durchaus nichts an das Publikum, ſondern ſie ſind als königliche Liebhabereyen zu betrachten, deren Unterhaltung ſehr anſehnliche Summen verſchlingt.

Der Handel von Madrid kann dem Geſagten zu Folge natürlich nicht anders als paſſiv ſeyn. In der That muß dieſe Stadt alle ihre Lebensbedürfniſſe, alle ihre Luxusartikel theils aus den übrigen Provinzen, theils aus dem Auslande (deutſche, franzöſiſche und engliſche Waaren) über Bilbao und Santander beziehen. Sie kann indeſſen dieſe nachtheilige Bilanz ſehr leicht ertragen, da jährlich wieder ſoviel Geld, theils durch den Hof, theils durch den Aufenthalt ſo vieler Großen, theils durch die zahlreichen Beſoldungen u. ſ. w. in Umlauf kommt.

Der größte Theil des Handels von Madrid befindet ſich in den Händen einer großen privilegirten Handelsgeſellſchaft, der ſogenannten Gremios. Dieſe macht zu gleicher Zeit beträchtliche Geſchäfte in Wolle u. ſ. w. nach dem Auslande, weshalb ſie eigene Agenten zum Aufkaufe unterhält, auch wegen der amerikaniſchen Expeditionen, mehrere Commiſſionairs oder Commanditen zu Cadiz und Sant-Ander hat. Aus der Thätigkeit dieſer Handelsgeſellſchaft laſſen ſich auch die anſehnlichen Wechſelgeſchäfte erklären, die Madrid in der Regel mit London und Paris, mit Amſterdam und Genua zu machen pflegt. Uebrigens hat dieſe Hauptſtadt noch zwey Aſſecuranz-Compagnien, wovon die eine blos auf ſolche Schiffe zeichnet, die nach dem ſpaniſchen Amerika beſtimmt ſind, während die andere auch Häuſer, Magazine u. dgl. aſſecurirt.

Wir gehen nun zu den literariſch-artiſtiſchen Verhältniſſen von Madrid über und führen die in dieſer Hinſicht zu bemerkenden öffentlichen Lehranſtalten, Academien, Sammlungen u. ſ. w. an.

Zuerſt was die litterariſchen betrifft. Hier finden wir folgende: Estudios Reales de S. Isidro, ein königliches Gymnaſium mit ſechszehn Lehrſtellen und einer anſehnlichen Bibliothek, die täglich geöffnet wird. — Real Estudio de Medicina practica und Real Colegio de Cirurgia medica, praktiſche, mediciniſche und chirurgiſche Schulen mit einer Bibliothek. — Real Jardin botanico, wo zugleich öffentliche Vorleſungen über die Botanik gehalten werden. — Real Laboratorio Quimico, ebenfalls mit Vorleſungen. — Real Estudio de Mineralogia, zu gleichem Zweck.

Real cuerpo de Ingenieros Cosmografos, eine militairiſche Lehranſtalt für alle Theile der praktiſchen Mathematik. — Real Seminario de Nobles, eine Art Ritteracademie mit hundert Stellen. — Real Escuela Veterinaria, königliche Veterinär-Schule mit ſechszig Stellen. — Zwölf Academien, für Sprache, Literatur, Geſchichte, Jurisprudenz, Medicin und Theologie. Die für die Geſchichte hat eine treffliche Bibliothek und eine vorzügliche Medaillen-, Manuſcripten- und

Chartenſammlung. Auch beſitzt ſie eine chronologiſch geordnete Suite von hiſtoriſchen Documenten aller Art, die für die Special-Geſchichte von Spanien ſehr wichtig ſind. — Eine öconomiſche Geſellſchaft mit einer artigen Bibliothek und Modellſammlung.

Sieben öffentliche **Bibliotheken**. — Die Königliche mit ohngefähr 130,000 Bänden und einem anſehnlichen Münzcabinet. — Die oben genannte de los Eſtudios Reales de San Iſidro. — Die ebenfalls ſchon angeführte in dem Real Colegio de Medicina. — Die bey der Academie der bildenden Künſte mit einem großen Schatze von Zeichnungen, Riſſen, Modellen u. ſ. w. — Die des Duque de Medina Celi, in ſeinem Pallaſte am Prado. — Die der Carmeliter Barfüßer (Carmelitas Descalzos) und der Benediktiner von St. Martin (Benedictinos de S. Martin), beſonders wegen der ältern ſpaniſchen Werke bemerkenswerth. — Endlich noch die Bibliothek des Duque de Oſuna und der Kloſterbibliothek der Mercenarios Calzados, die zwar nicht eigentlich öffentlich ſind, zu denen man aber ſehr leicht Zutritt erhalten kann.

Von artiſtiſchen Lehranſtalten, Sammlungen u. ſ. w. bemerken wir die Academie der bildenden Künſte, mit einer Sammlung von Antiken, Gemälden, Zeichnungen u. ſ. w. worunter manches Schätzbare iſt. — Die oben angeführten Gemäldeſammlungen in den königlichen Palläſten u. ſ. w. — Die Kunſtſammlungen in den Palläſten Infantado, Oñate, Villafranca, Pio, Santa Cruz, Santiago, Pacheco, Iriarte, Alba und Medinaceli. Die beyden letztern beſonders ſind in hohem Grade ſehenswerth. Erwähnung verdient bey dieſer Gelegenheit auch die königliche Rüſtkammer oder Armeria Reale, ſo wie das königliche Naturaliencabinet oder Gabinete de Hiſtoria naturel.

Fragen wir nach den philanthropiſchen Anſtalten, ſo bieten ſich uns folgende dar. — Oeffentliche Armenanſtalten. Jede der vier und ſechzig Gemeinden von Madrid hat ihre Armencommiſſion (Junta de Caridad) die regelmäßige Verſammlungen hält und für die Armen der Gemeinde Sorge trägt. Sämmtliche Commiſſionen ſtehen wieder unter einer Obercommiſſion, der Real Junta general de Caridad, und haben ihr beſonderes Augenmerk auf Hausarme, auf zurückgekommene Handwerker u. ſ. w. auf arme Gebährerinnen, auf verlaſſene Wittwen und Waiſen zu richten, für welche letztere auch eigentliche Armenſchulen vorhanden ſind. Ein königliches Waiſen-, Zucht- und Arbeitshaus iſt das Real Hospicio de S. Fernando, das eigentlich aus zwey verſchiedenen, jedoch vereinigten Inſtituten (in der Stadt und im Schloße St. Fernando) beſteht. Erwähnung endlich verdient auch das öffentliche Leihhaus, deſſen Organiſation ganz für das Beſte bedrängter Individuen berechnet iſt und wirklich zum Muſter dienen kann.

Außer dieſen öffentlichen Armenanſtalten nehmen ſich auch eine Menge wohlthätiger Brüderſchaften der hülfloſen Claſſen mit vielem Eifer an. Unter dieſen Brüderſchaften zeichnen ſich beſonders die beyden de Nueſtra Señora del Refugio y Piedad und de Nueſtra Señora de la Eſperanza aus. Beyde widmen ihre Sorgfalt auch den hieſigen Hoſpitälern u. ſ. w. deren es in Madrid ſehr viele giebt. Die zwey vornehmſten darunter ſind das Hoſpital general für Männer und das Hoſpital de la Paſion für Weiber, jedes in ſeiner Art vortreflich organiſirt und von barmherzigen Brüdern oder Schweſtern bedient.

Gebährhäuſer giebt es zwey in Madrid, das Königliche und das der Brüderſchaft de Nueſtra Señora de la Eſperanza, letzteres iſt beſonders für unverehlichte Gebährerinnen beſtimmt. — Unter den Findelhäuſern ſteht das königliche die Real casa de la Inclusa oben an, die Aufſicht darüber iſt der Brüderſchaft del Refugio anvertraut. Dann folgen die Findelhäuſer für vornehmere Claſſen (zu Sta. Eliſabeth), für Mädchen (zu Nueſtra Señora de la Paz) und für alle Kinder ohne Unterſchied (zu San Ildefonſo). Außer dem oben genannten königlichen Waiſenhauſe iſt auch noch ein zweytes vorhanden, das von der Brüderſchaft del Refugio unterhalten wird.

Erwähnung verdient endlich auch noch das Verſorgungshaus für arme hülfloſe Geiſtliche ohne Unterſchied (Hoſpicio de San Pedro) und das Verſorgungshaus für zwölf arme alte Männer von guter Herkunft (Hoſpicio de Sta. Catalina de los Donados). Um das Elend in den Gefängniſſen zu mildern, haben ſich zwey wohlthätige Geſellſchaften gebildet, wovon die eine aus lauter Herren, die andere aus lauter Damen beſteht. Sie verſehen die Gefangenen mit Kleidern, Decken, Betten u. ſ. w. ſie ſuchen ihnen durch allerhand kleine Arbeiten einen gewiſſen Verdienſt zu verſchaffen, ſie laſſen die Kranken und Verwundeten in beſondere Stuben verpflegen, ſie ſorgen für die Reinigung der Gefängniſſe, für die Verbeſſerung der Kerkerluft u. ſ. w. kurz ſie widmen ſich ihrem edeln Geſchäfte mit eben ſoviel Einſicht als Anſtrengung.

Zum Schluſſe dieſes ganzen Artikels *) noch einige ſittliche Bemerkungen, die man als Skizze eines moraliſchen Gemäldes von Madrid betrachten kann. Man bemerkt ſogleich, daß dieſe Hauptſtadt durchaus keinen eigenthümlichen Charakter, noch eigenthümliche Sitten und Gebräuche hat. Sie iſt nämlich der Vereinigungspunkt von Individuen aus allen Provinzen Spaniens, wovon jeder ſeinen Provinzialcharakter, ſeine Provinzialſitten u. ſ. w. mit dahin bringt. Durch die allmähliche Vermiſchung derſelben entſteht eine der ſonderbarſten Vereinigungen, die ſich denken läßt. Es iſt eine Buntſcheckigkeit, ein moraliſches Quodlibet, das keiner Schilderung fähig ſcheint. Ueberall blickt indeſſen der Egoismus der Großſtädter durch, überall wird aber auch eine gewiſſe Feinheit, ein gewiſſer moderner Anſtrich, eine gewiſſe Bildung bemerkbar, die in keiner andern ſpaniſchen Stadt in dieſem Grade zu finden ſind.

---

*) Vergleiche über den ganzen Artikel Fiſchers Gemälde von Madrid. Berlin, 1802. 8. Die Beſchrei-

---

dung des Eſcurial (eigentlich San Lorenzo) und die Granja (San Ildefonſo), kann man bey Bourgoing nachſehen.

6.

Reiſe von Madrid nach Aranjuez und den Grenzen der Mancha.

Pinto (Stadt)	3	Leguas.
Valdemoro (Stadt)	1	—
Aranjuez	3	—
Grenze der Mancha bey Ocaña . .	2	—
Zuſammen	9	Leguas.

Man verläßt Madrid, paſſirt den Manzanares (bey ſeichtem Waſſer auf einer Fuhrt, ſonſt auf der Brücke von Toledo) und findet einen ſchönen, breiten, vortrefflichen Weg, der in gerader Linie bis nach Aranjuez fortführt. — Pinto hat ohngefähr 2000 und Valdemoro 2800 Einwohner. Letztere Stadt liegt in einem fruchtbaren Thale und hat eine Tuch- und Seidenfabrick. — Bald tritt man nun in das Thal von Aranjuez, paſſirt den Xarama auf einer ſchönen Brücke und befindet ſich auf einmal in einer ganz neuen Welt.

Bis jetzt war nämlich die Landſchaft völlig kahl geweſen, kaum hatte man hier und da einige

Bäume

Bäume geſehen. Nun aber nimmt die Gegend plötzlich einen eben ſo pitteresken, als lieblichen Charakter an. Der Weg iſt mit ſchattigen Bäumen, mit blumigten Wieſen, mit den herrlichſten Pflanzungen eingefaßt, eine Menge murmelnder Bäche verbreiten überall Kühlung und Fruchtbarkeit, man reiſt mit Entzücken durch dieſes liebliche Thal. Endlich erreicht man einen runden Platz vor den zwölf herrlichen Alleen, die daran zuſammenſtoßen, las doce Calles genannt, paſſirt den Tago auf einer Schiffbrücke, die mit einem eiſernen Geländer eingefaßt iſt und befindet ſich in Aranjuez, deſſen erſter Anblick einen ganz vortrefflichen Eindruck macht.

Aranjuez, mit 9 bis 10,000 Einwohnern, liegt am linken Ufer des Tago, oberhalb der Mündung des Xarama auf dem reizendſten Punkte des Tagothals. Es war in frühern Zeiten ein bloßes Jagdhaus, iſt aber jetzt eine der königlichen Reſidenzen (Sitios), wo der Hof jährlich die drey Frühlingsmonate zuzubringen pflegt. Das Ganze ward unter Carl III. meiſtens nach der Idee des

Marquis Grimaldi, in etwas idealiſirtem, holländiſchen Geſchmacke angelegt. Daher die ſchönen, langen, geraden, äußerſt breiten Straßen, zum Theil mit Bäumen beflanzt, ſo wie die einfachen, gleichförmigen und zierlichen Häuſer, mit der ſorgfältigſten Symetrie erbaut, daher endlich das ganze nette, heitere und friſche Anſehen des äußerſt reinlich gehaltenen Städtchens überhaupt.

Unter den Plätzen zeichnet ſich beſonders der St. Antonsplatz durch ſeine Größe, Verzierungen und benachbarten Gebäude aus. Einen vortreflichen Effekt machen dabey die hohen buſchigten Gebirgsgipfel, die man hinter der Kuppel der prächtigen Kirche, in einer höchſt pittoresken Perſpektive erblickt. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt der königliche Pallaſt (blos wegen ſeiner Einfachheit und mehrerer guten Gemälde), der königliche Marſtall an dem Xarama, die Franziſcanerkirche und das Schauſpielhaus beſonders anführungswerth. Die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten von Aranjuez indeſſen dürften die vortreflichen Promenaden und die reizenden Gärten ſeyn.

Unter jenen zeichnen ſich beſonders die Calle de la Reyna, längs des Gartens del Principe und die zwey herrlichen Alleen auf der Straße nach Toledo und nach Madrid aus. Sie ſind ſämmtlich über eine Stunde lang und bey ihren hohen ſchattigen Bäumen, ſelbſt in den heißeſten Mittagsſtunden, höchſtangenehm. Unter den Gärten iſt der vom Tago umfloſſene Jardin de la Isla, vorzüglich wegen ſeiner ſchönen Bosquets und Springbrunnen, ſo wie der Jardin del Principe (von Carl IV angelegt), wegen ſeiner mannichfaltigen Partien und reizenden Baumpflanzungen bemerkenswerth. — So lange ſich der Hof in Aranjuez befindet, iſt dieſes Städtchen ein wahrer Feenaufenthalt, wo alle Reſſourzen einer großen Reſidenz, alle Genüſſe des Landlebens vereinigt ſind. Sobald aber der Hof verſchwunden iſt, erſcheint Aranjuez wie ausgeſtorben und bietet dem Fremden blos ſeine natürlichen Annehmlichkeiten dar. Es ſoll indeſſen in den Sommermonaten ziemlich ungeſund ſeyn.

Man verläßt Aranjuez, ſteigt auf einem ſanften Abhange die ſüdwärts davon gelegenen Berge hinan und kann ohngefähr eine Viertelſtunde nachher, bey dem Rückblicke auf das Thal, eine der ſchönſten landſchaftlichen Partien von Spanien überſehen. Der Weg läuft nun allmählig wieder abwärts und durch drey Thäler hindurch, die jedoch nur Theilweiſe angebaut ſind, bis er ſich endlich wieder erhebt und durch neue Gebirgsgegenden nach Ocaña und in die Mancha führt.

7.

Reiſe von Madrid nach Toledo.

Venta de Prado longo . .	½	Legua.
Getafe (Städtchen)	1½	—
Venta de Torrejoe . . .	2	—
Jlleſcas (Stadt)	2	—
Yuncas (Dorf)	1	—
Cabanas (Dorf) . . .	2	—
Olias (Städtchen) . . .	1	—
Toledo	2	—
Zuſammen	12	Leguas

Venta del Prado longo, eine der beſten der Provinz. — Getafe mit höchſtens 5000 Einwohnern. Auf dem Hauptaltare der Pfarrkirche ſind mehrere gute Gemälde von Alonzo Cano bemerkenswerth. Die ganzen vier Leguas bis Illeſcas führen durch die kahlſte, einförmigſte Landſchaft von der Welt, man bekommt auch keinen einzigen Baum zu ſehen. Illeſcas ſelbſt mag ohngefähr 2000 Einwohner haben; die Hoſpital- und Franziſcanerkirche iſt wegen mehrerer trefflicher Arbeiten von Dom. Leocopoli ſehenswerth. — Olias iſt äuſſerſt klein, jedoch ſeiner Obſtbaumpflanzungen wegen angenehm. — Endlich erreicht man Toledo und fährt durch das Thor Viſagra hinein.

Toledo mit 20,000 Einwohnern liegt in einem engen, völlig verſchloſſenen Thale, auf dem Gipfel und den Abhängen eines hohen, ſteilen, faſt gänzlich iſolirten Granitfelſens, der auf drey Seiten vom Tajo umfloſſen, und rund herum in der Entfernung wieder mit höhern, kahlen Gebirgen umgeben iſt. Die Straßen ſind durchaus ſteil, eng, winklicht und ſchlecht gepflaſtert, die

Häuſer in gedrängten, verwirrten Maßen in und auf einander gebaut. Das Ganze bietet einen höchſt widrigen Anblick dar. Von Plätzen iſt auch kein einziger vorhanden, dafür aber werden eine Menge merkwürdiger öffentlicher Gebäude gezählt. Man kann in der That behaupten, daß keine andere ſpaniſche Stadt deren ſoviel als Toledo beſitzt.

Die meiſte Aufmerkſamkeit ſcheinen folgende zu verdienen. — Die Carmeliterkirche, auch wegen mehrerer guten Gemälde und Statüen. — Die Kirche der Capuzinernonnen, aus gleichen Urſachen. — Die St. Peterskirche, die Igleſia de Silos und die Barfüßerkirche, wegen ähnlicher Kunſtwerke. — Das Hoſpital de Santa Cruz und das Hoſpital de San Juan Batiſta, wegen der vortrefflichen Architektur und ſehr vielen artiſtiſchen Merkwürdigkeiten überhaupt. — Das Rathhaus, und der Pallaſt der Familie Vargas, aus gleichen Urſachen. — Die Cathedralkirche in jeder Hinſicht, auch wegen des reichen Schatzes ſehenswerth. — Sie hat zu gleicher Zeit eine Bibliothek, die über

700 zum Theil ſehr koſtbare Manuſcripte beſitzt. In der Sacriſtey wird eine Bibel aus dem zwölften Jahrhunderte mit ſehr gut erhaltenen Vignetten aufbewahrt. — Der Alcazar oder alte königliche Pallaſt, ſeit 1790 durch den Eifer und auf Koſten des Erzbiſchoffes, des Cardinals von Lorenzana, vollkommen und mit vieler Einſicht reſtaurirt.

Das Clima von Toledo iſt nichts weniger als angenehm. Die Winter ſind regenhaft, die Sommer wegen der eingeſchloſſenen Lage und dem Zurückprallen der Sonnenſtrahlen unerträglich heiß. Dazu kommt der gänzliche Mangel an Trinkwaſſer, indem weder Spring- noch Ziehbrunnen vorhanden ſind. Es muß daher von weitem herbeygeſchaft werden und wird alsdann, in einer Art Ciſternen, vier bis ſechs Monat lang aufbewahrt. — Die Lebensmittel ſind zwar in Toledo ziemlich wohlfeil, auch befindet ſich eine ſehr gute Fonda (del Arzobispo, ſonſt auch del Sacro Sangre de Jeſu Chriſto oder el Paradre genannt) daſelbſt; allein das geſellſchaftliche Leben iſt äußerſt traurig und bietet bey dem gänzlichen Mangel an öffentlichen Unternehmungen durchaus keine Abwechſelung dar. In dem Thale jenſeits des Tago ſind zwar zwey angenehme Promenaden vorhanden, allein ihre entfernte Lage und ſelbſt der bald zu ſtaubigte bald zu ſchmutzige Boden erlauben Fußgängern nur wenig Gebrauch davon.

Was die Induſtrie von Toledo anlangt, ſo findet man an 150 Stühle für leinene, wollene und ſeidene Zeuche u. dgl. daſelbſt. Die ehedem ſo berühmte Säbelklingenfabrik iſt ebenfalls wieder in Gang gebracht worden und befindet ſich in einem ſchönen Gebäude, am Ufer des Tago, eine kleine Viertellegua von der Stadt. Erwähnung verdienen auch die hieſigen Goldwäſcher (Arkeſilleros) von ihren hierzu gebrauchten Körben (Arkeſillas) ſo genannt, obgleich der Tago keinen eigentlichen Goldſand, ſondern vielmehr nur Ueberbleibſel ehemals in ſeinem Bette vergrabener Goldmünzen bey ſich führt. — Der Handel von Toledo iſt blos auf die Bedürfniſſe der Stadt und der nächſten Dörfer eingeſchränkt.

Von öffentlichen Anſtalten befinden ſich in Toledo eine Univerſität, vier Gymnaſien oder Lyceen, eine öconomiſche Societät und eine induſtrielle Verſorgungsanſtalt (im Alcazar). In der letzten werden an 600 Arme von jedem Alter und Geſchlechte unterhalten, in den nöthigen technologiſchen Manipulationen geübt und nachher Theils zum Beſten der Fabriken, theils zum Vortheil der Anſtalt ſelbſt zu allerhand Arbeiten gebraucht.

8.

Reiſe von Aranjuez bis nach Requena und der Grenze von Valencia.

Fuenti Dueñas (Dorf) . . .	7	Leguas.
Tarancon (Stadt) . . .	3	—
Villarubio (Dorf)	1	—
Caſtillo de Uclés	1	—
Saelices (Städtchen) . . .	1	—
Villar de Saz (Dorf) . . .	6	—
Olivarez (Dorf) . . .	3	—
	22	Leguas.

Transport	22 Leguas.
Bonache (Dorf)	3 —
La Motilla (Dorf)	4 —
Venta de las Contreras	5 —
Villogordo (Dorf)	2 —
Requeña (Stadt)	4 —
Grenze von Valencia	2 —
Zuſammen	42 Leguas.

Es iſt der alte Poſtweg von Aranjuez nach Valencia. Man muß ihn zu Pferde machen, denn zu Wagen kommt man nur auf einem Stücke deſſelben fort. Die erſten ſieben Leguas führen bis zu dem großen, aber dennoch armſeligen Dorfe Fuenti Dueñas. Die Landſchaft iſt kahl und traurig, die Ufer des Tago, von denen man ſich nun wenig entfernt, bieten nicht die mindeſte Schönheit dar. Ein kleines pittoresk gelegenes Gehöfte von zwölf bis funfzehn Häuſern, zwiſchen Baumgruppen verſteckt, iſt die einzige Merkwürdigkeit die man auf der ganzen Route antrifft.

Die Gegend bleibt dieſelbe bis ohngefähr anderthalb Leguas hinter Villar de Suz, wo die

Ebene aufhört und die Gebirge angehen. Unterdeſſen hat man die kleine Stadt Tarancen mit ohngefähr 1000 Einwohnern und das Caſtillo de Ucles paſſirt. Letzteres ſcheint ehemals eine Feſtung geweſen zu ſeyn und giebt jetzt ein Mönchskloſter ab. Hinter Villar de Suz findet man das Dorf Olivarez rund herum mit Hügeln umgeben und weiter hin Bonache, das guten Safranbau hat. Der Weg iſt felſicht, die Gegend einförmig und unangenehm. Dies dauert fort bis hinter Motilla, ebenfalls ſeines Safrans wegen bekannt, wo man die Contreras paſſiren muß.

Dieſe Contreras ſind eine hohe ſteile Gebirgskette, zu deren Ueberſteigung man fünf bis ſechs Stunden braucht. Der Weg iſt abſcheulich und oft kaum für zwey Pferde breit genug. Man reitet faſt unaufhörlich neben Abgründen hin und ſieht nichts als ein Chaos von öden und wilden Klippen um ſich. So wie man indeſſen herabzuſteigen anfängt, erblickt man ein liebliches vom Cabriel bewäſſertes Thal, erreicht es mit doppeltem Vergnügen, paſſirt den genannten Fluß auf einer Brücke und kommt in der Venta de las Contreras an. Beyläufig bemerken wir noch, daß ſich in derſelben Gebirgskette, ohngefähr drey Leguas von Motilla, eine Steinſalzgrube befindet, die ſehr reichliche Ausbeute giebt. Es iſt die Salina de Minglonilla; ſie ſoll ſchon ſeit den Zeiten der Römer im Gange ſeyn.

Folgt ein neuer Gebirgsabſatz und das armſelige ſchlecht bevölkerte Dörfchen Villagordo, ganz von Waldungen, meiſtens Fichten und immergrünen Eichen, umringt. Man reiſt eine ziemliche Strecke durch dieſelben fort, bis man endlich eine große Ebene erreicht. Hier gewinnt alles eine andere Geſtalt. Das Clima wird ſanfter, der Boden fruchtbarer, alles iſt mit ſchönen Pflanzungen bedeckt und der Caudete in tauſend Canälen zur Bewäſſerung benutzt. Am Ende dieſer herrlichen Ebene liegt die Stadt Requeña, die ihr den Namen gegeben hat, auf einer kleinen Anhöhe, von wo aus man das Ganze überſehen kann.

Requeña ſelbſt hat eine Bevölkerung von 7000 Seelen und verräth ſehr viel Wohlſtand, Leben und Thätigkeit. Es werden an 300 Seidenſtühle daſelbſt gezählt, deren Fabrikate nach Madrid, Cadiz und Sevilla gehen. Eben ſo treibt Requeña einen anſehnlichen Obſt- und Weinhandel, wie denn die ganze Gegend um die Stadt mit Baumgärten, Rebenpflanzungen u. ſ. w. angefüllt iſt. — So wie man indeſſen Requeña verlaſſen hat, tritt man wieder in wilde Gebirge ein. Es ſind dies die Cabrillas, von den vielen daſelbſt befindlichen Ziegenheerden ſo genannt. Der Weg iſt höchſt beſchwerlich und führt unaufhörlich bergan und bergab. Nach zwey Stunden endlich findet man die Grenze zwiſchen Neucaſtilien und Valencia.

9.

Reiſe von Madrid nach Requeña und der Grenze von Valencia.

Vallecas (Städtchen) . . .	1	Legua.
Arganda (Flecken)	3	—
Perales (Dorf)	2	—
Villarejo de Salvanes (Stadt) . .	1	—

[illegible] Leguas

Transport	7	Leguas.
Fontidueña (Dorf)	2	—
Belinchon (Dorf)	2	—
Tarancon (Stadt)	1	—
Huelves (Gehöfte)	2	—
Paredes (Gehöfte)	1	—
Huete (Stadt)	2	—
Ver del Pino (Dorf)	2	—
Caracenilla (Dorf)	$3\frac{1}{2}$	—
Caracena (Flecken)	3	—
[illegible]avaga (Dorf)	4	—
Cuenca (Stadt)	$2\frac{1}{2}$	—
Valera Baxa (Stadt)	5	—
Valera alta (Stadt)	1	—
Bonache de Arlacon (Stadt)	2	—
Arlacon (Stadt)	2	—
Villanueva del Xara (Stadt)	3	—
Iniesta (Stadt)	2	—
Villagordo (Dorf)	3	—
Venta de Contreras	3	—
Requeña (Stadt)	2	—
Zuſammen	55	Leguas.

Die erſte Legua von Madrid nach Ballecas pflegt bey Regenwetter meiſtens gefährlich zu ſeyn. Man muß nämlich den Bach Breñigal paſſiren, der dann außerordentlich anſchwillt und die ganze Straße überſchwemmt. Gleichwohl finden gerade zwiſchen Ballecas und der Hauptſtadt die meiſten Verbindungen ſtatt, indem dieſer Flecken täglich ſehr viel Brod dahin ſchickt. — Die nächſten drey Leguas bis Arganda ebenfalls ſchlechter Weg, beſonders wenn es anhaltend geregnet hat. Man paſſirt den Xarama auf einer Barke, was aber bey groſem Waſſer unmöglich iſt. In dieſem Falle muß man einen Umweg von 5 bis 6 Leguas machen, um auf einer Brücke darüber zu gehen. (Auf der Straße von Madrid nach Aranjuez). Am jenſeitigen Ufer ſind ſchöne Waldungen, worin es ſehr viel Wildpret giebt. Arganda mag ohngefähr 600 Einwohner haben, die benachbarten Hügel ſind mit Oliven bepflanzt. Perales zählt 200 Einwohner, man bemerkt mehrere Gärten und Hanffelder in der Nachbarſchaft.

Villarejo de Salvanes mit 700 Einwohnern gehörte dem ehemaligen Erbprinzen von Parma, nachherigem Könige von Etrurien, und iſt mit vielen Olivenpflanzungen umringt. Fontidueña hat eine angenehme Lage am Tajo, den man in einer Barke paſſirt. Die nun folgende Ebene könnte bey dem herrlichen Boden und der leichten Bewäſſerung der ſchönſte Garten werden; allein es fehlt an Menſchenhänden oder an Aufmunterung. — Folgt Tarancon mit ohngefähr 1000 Einwohnern und ſehr vielem Oel- und Weinbau; das Gewächs wird als eines der beſten der Mancha geſchätzt, dafür fehlt es aber den Einwohnern an Gemüſen und Früchten, beſonders aber an gutem Waſſer, das man erſt ziemlich weit (von der Zarza) herbeyholen muß.

Huete iſt ein recht artiges Städtchen, das ohngefähr 2500 Einwohner zählt, und an einem kleinen Fluſſe liegt. Es wird bey der bequemen Bewäſſerung viel Hanf und Gemüſe, auch überdem etwas Safran daſelbſt gebaut. Die nun folgenden funfzehn Leguas bis Cuenca bieten wenig oder gar keine Merkwürdigkeiten dar. Der Weg führt anfangs durch Ebenen, wird dann etwas gebirgigter, iſt aber faſt immer unangenehm. Cuenca ſelbſt, mit wenigſtens 6000 Einwohnern, liegt auf einer hohen ſteilen Anhöhe, die faſt auf allen Seiten von dem Huecar und Xucar umfloſſen iſt. Die Straßen ſind eng, unregelmäßig und zuweilen ſo abſchüſſig, daß man ſie nur mit Mühe erſteigen kann.

Unter den öffentlichen Gebäuden iſt vorzüglich die Cathedralkirche wegen ihrer ſchönen gothiſchen Architektur und ihres anſehnlichen Schatzes bemerkenswerth, auch verdient die Brücke San Pablo (über den Huecar) große Aufmerkſamkeit. Die Induſtrie von Cuenca iſt auf die Wollwäſcherey und einige Wollarbeiter eingeſchränkt, bedeutendere Hülfsquellen bietet die Bienenzucht dar. — Die ſogenannte Sierra de Cuenca (Montes Orospedani) die man hier ſehr deutlich überſieht, ſoll die höchſte Gebirgskette des innern Spaniens ſeyn.

Sie iſt auch auf ihren Abhängen und in ihren zahlreichen Thälern von einem trefflichen Menſchenſchlage bewohnt, deren patriarchaliſches Hirtenleben den Reiſenden auf die Schweizeralpen verſetzt.

Nicht weit von Cuenca führt eine Brücke über den kleinen Bach las Moſcas (die Fliegen). Daher die ſpaniſche Calembourg, daß es im Canton Cuenca ſogar eine Brücke für die Fliegen giebt. — Folgt Valera Baxa mit 200 Einwohnern in der Ebene und Valera alta mit einer doppelt ſtarken Bevölkerung auf einer Anhöhe, beyde ohne weitere Merkwürdigkeit. Die Landſchaft wird nun immer flächer, die Ebenen dehnen ſich immer weiter aus, man kommt Waizen-, Gerſten- und Safranfelder vorbey und erreicht auf dieſe Art Monache de Alarcon, wo auch Oliven- und Rebenpflanzungen befindlich ſind. Das Städtchen ſelbſt zählt ohngefähr 500 Einwohner, hat ziemlich gute Häuſer und zeichnet ſich durch die vielen Lindenbäume aus, die man theils inner- theils außerhalb des Ortes bemerkt.

Zwey Leguas weiter kommt man nach Alarcon ſelbſt, das aber nur 200 Einwohner zählt. Dieſes Städtchen liegt auf einem Felſen, der beynahe ganz vom Xucar umfloſſen iſt. Das nun folgende Villa-Nueve de la Xara kündigt ſich durch ſchöne Reben- und Olivenpflanzungen an. Es mag ohngefähr 900 Einwohner haben und überraſcht durch ſein freundliches Aeußeres recht angenehm. Die Gegend iſt fruchtbar und bringt beſonders Wein und Oel in Ueberfluſſe hervor. — Inieſta mit 1000 Einwohnern hat keine beſondere Merkwürdigkeit. — Eine Legua weiter paſſirt man den Cabriel, der hier ziemlich anſehnlich iſt, und kommt darauf nach Villagardo, ein kleines aber artig gelegenes Dorf. Die fünf folgenden Leguas bis Requeña führen anfangs durch Waldungen, dann durch eine ſchöne, mit vielen ländlichen Wohnungen bedeckte Ebene, die von dem Oliana bewäſſert wird.

10.

Reiſe von Madrid bis an die Grenze von Eſtremadura.

Alcorcon (Dorf)	2 Leguas.
Moſtoles (Dorf)	1 —
Arroyo-Molinos (Dorf)	1 —
Alamo (Dorf)	2 —
Caſarubios (Stadt)	1 —
Ventas de Retamoſo	1 —
Venta del Gallo	1 —
Novez (Stadt)	2 —
Santa Olalla (Stadt)	2 —
Le Bravo (Dorf)	2 —
Talavera de la Reyna (Stadt)	4 —
Venta Peralvanegas	4 —
Torralva (Dorf)	2 —
Calzada de Oropeſa	2 —

Zuſammen 27 Leguas.

Man verläßt Madrid, geht auf der ſchönen Brücke von Segovia über den Manzanares und kommt in dritthalb Stunden nach Alcorcon, einem

Dorfe von ohngefähr 250 Einwohnern, wo viel Töpferzeug gemacht wird. Der Weg iſt bloßer Feldweg, jedoch bey trocknem Wetter ziemlich gut, die Gegend bietet nur wenig Abwechſelung dar. Eine ſtarke Stunde weiter findet man Moſtoles mit 400 Einwohnern und dann Arroyo-Molinos mit einer etwas ſchwächern Seelenzahl, wird aber in beyden Dörfern keinen ſonderlichen Wohlſtand gewahr. In der Pfarrkirche von Moſtoles ſind mehrere gute Gemälde, beſonders eine heilige Veronica von Dom. Greco bemerkenswerth. Jetzt paſſirt man den Guadarrama auf einer ſchlechten hölzernem Brücke, kommt durch Alamo, wo einige Reben- und Olivenpflanzungen befindlich ſind, und langt endlich in dem Städtchen Caſarubios an.

Caſarubios mag ohngefähr 500 Einwohner haben, ſcheint aber, nach den großen anſehnlichen Häuſern zu ſchließen, ehedem weit ſtärker bevölkert geweſen zu ſeyn. Jetzt folgen zwey Ventas, wovon keine vorzüglich iſt, und dritthalb Stunden weiter das Städtchen Novez, das ohngefähr 800

Einwohner zählt. Die Gegend iſt nur hie und da mit Reben und Oliven bepflanzt, der größte Theil liegt völlig ungebaut.

Folgt Sta. Olalla mit höchſtens 300 Einwohnern, wo man aber überall Spuren der ehemaligen größeren Bevölkerung und des verſchwundenen Wohlſtandes entdeckt. Der umliegende Boden iſt gut und waſſerreich, auch wird noch ziemlich viel Wein und Oel gebaut. Dritthalb Stunden weiter kommt man durch ein größtentheils wüſtes und bey anhaltendem Regen gefährliches Thal nach Bravo. Dies iſt ein artiges Dörfchen, das aus einer einzigen, aber ſehr langen und breiten Straße beſteht und faſt lauter hübſche Häuſer hat. Die nächſt folgenden drey Leguas ſind lauter Heideland. Jetzt paſſirt man den Alberche, der nicht weit davon in den Tago fällt, auf einer hölzernen Brücke, und tritt in eine ausgedehnte Ebene, die mit jedem Schritte fruchtbarer, ſchattenreicher und angenehmer wird. So erreicht man endlich Talavera de la Reyna, das ziemlich pittoresk am rechten Ufer des Tago liegt.

Talavera mag mit ſeinen Vorſtädten zuſammen an 5000 Einwohner zählen und iſt auf dieſer Seite die letzte beträchtliche neucaſtiliſche Stadt. Das Clima iſt angenehm und ſelbſt der Winter gewöhnlich äußerſt mild. Eben ſo ſind die Lebensmittel wohlfeil und von vortrefflicher Beſchaffenheit. Die eigentliche alte Stadt iſt häßlich, die neuen Vorſtädte längs dem Tago hingegen bieten ſehr angenehme Partien dar. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt die Dominikanerkirche (wegen mehrerer Mauſoleen), die Kirche de Nueſtra Señora del Prado (wegen ihrer ſchönen Architektur) und die Stiftskirche (wegen mehrerer Mauſoleen u. dgl.) vorzüglich bemerkenswerth. Die Umgebungen von Talavera ſind nicht nur höchſt angenehm, ſondern es ſind auch außerdem noch zwey eigentliche Promenaden vorhanden, wovon beſonders die eine, der Prado, mit vielem Geſchmacke angelegt iſt.

Was die Induſtrie von Talavera anlangt, ſo findet man eine Hutfabrik, ſechs Seifenfabriken, ſieben bis acht Fayencefabriken, endlich eine große

Seiden- und Treſſenfabrik daſelbſt. Letztere ward von einem Franzoſen angelegt und iſt auch größtentheils nur mit franzöſiſchen Arbeitern beſetzt. Indeſſen beſchäftigt ſie doch noch eine große Menge Perſonen beyderley Geſchlechts mit Spinnen, Haſpeln, Sticken u. ſ. w. und trägt daher ſehr viel zum Wohlſtande der niedern Claſſen bey. — In Anſehung des Handels von Talavera bemerken wir, daß er faſt gänzlich paſſiv iſt, daß er aber ſehr activ und blühend werden könnte, würde das alte Projekt, den Tago ſchiffbar zu machen, wirklich ausgeführt.

Das geſellſchaftliche Leben von Talavera könnte ſehr angenehm ſeyn, aber leider bringt die Indolenz und die Etiketeſucht der Einwohner gerade das Gegentheil hervor. Man vereinigt ſich überhaupt nur an gewiſſen feyerlichen Tagen, wo dann die größte Steifheit und Parade herrſchen muß, man benutzt die ſchönen Umgebungen der Stadt beynahe nur bey ſolchen Gelegenheiten und giebt ſich da der Langeweile und dem Verdruſſe ex officio hin. Bälle, Comedien u. dgl. finden in Talavera nur ſelten und einen ganz kleinen Theil des Jahres (während des Carnevals) ſtatt, jede Familie lebt hier meiſtens für ſich und alles athmet kleinſtädtiſches Weſen und traurige Einförmigkeit.

Von Talavera ſind noch acht Leguas bis an die Grenze von Eſtremadura, faſt lauter ebenes doch nicht zum Beſten angebautes Land. Nach den erſten vier Leguas findet man eine Venta, die unter die ſchlechteſten von Spanien gehört. Das Dorf Torralva iſt unbedeutend, endlich tritt man hinter Calzada de Oropeſa in Eſtremadura ein.

11.

Reiſe von Talavera de la Reyna nach Toledo.

Cebolla (Städtchen) . . .	4	Leguas.
Cruſtes (Dorf)	1	—
Cariches (Dorf)	½	—
Carmona (Städtchen) . . .	½	—
Cerindote (Dorf)	1½	—
Rielbe (Dorf)	1	—
Toledo	3	—

Zuſammen 11 Leguas.

Die erſte Legua iſt's die große Hauptſtraße von Talavera nach Madrid, auf halben Wege wird der Alberche paſſirt. Nachdem man aber dieſe Legua zurückgelegt hat, wendet man ſich rechts und kommt durch eine abwechſelnd angebaute, zuletzt meiſtens mit Reben bepflanzte Ebene nach Cebolla. Dies Städtchen mag ohngefähr 2500 Einwohner haben, gehört der Familie Alba und iſt wegen ſeines weißen Weines berühmt, der ziemlich ſtark nach Eſtremadura verſendet wird. Der bisher ebene und ſandige Weg wird nunmehr ſteiler und felſigter, bietet jedoch hin und wieder recht artige Partien dar.

Im Ganzen wechſeln meiſtens Getraidefelder mit Olivenpflanzungen ab. — Die Dörfer Eruſtes und Cariches haben keine beſondere Merkwürdigkeit. Erſteres iſt klein, liegt aber in einem fruchtbaren Thale mit Wieſen und Feldern umringt, letzteres iſt groß, hat lauter einſtöckichte Lehmhäuſer und iſt mit dichten Gehölzen umringt. Das Städtchen Carmona mag ohngefähr 2400 Einwohner zählen, die Poſada iſt eine der ſchlechteſten in der ganzen Provinz.

Der Weg führt nun wieder durch eine angebaute und mit Oliven bepflanzte Ebene fort, iſt aber mit tiefen Spuren durchſchnitten und bald des Staubes, bald des Kothes halber, ſehr unangenehm. Hinter Rielbe, einem kleinen ärmlichen Dorfe, erhebt er ſich allmählich wieder und läuft ſo bis zum Thale von Toledo, über mehrere kleine Bergäſte hin. Eine Legua von Toledo paſſirt man den Guadarrama auf einer Brücke von eilf Bogen und kann von einer Anhöhe die ganze unförmliche Maſſe dieſer bereits oben beſchriebenen Stadt überſehen.

12.

Reiſe von Toledo nach Aranjuez.

Valdecaba (Venta)	2	Leguas.
Villamejor (Venta)	2	—
Aranjuez	3	—
Zuſammen	7	Leguas.

Der Weg iſt anfangs nicht der beſte, die Landſchaft indeſſen nicht unangenehm, beſonders wenn man nach den erſten anderthalb Leguas dem Tago näher kommt. Die Venta de Valdecabo könnte beſſer ſeyn, doch findet man wenigſtens das Nothwenigſte darin. Jetzt folgt vortreffliches Wieſenland, ausſchließend für die königlichen Rindviehherden beſtimmt. Links am andern Ufer des Tago liegen die Dörfer Mocejon und Villaſeca, ſo wie das kleine aber nicht übel gebaute Jagdſchloß el Palacio de Acerja genannt.

Neben der Venta de Villamejor befindet ſich eine große königliche Meierey, ſie iſt eben ſo ſchön als ſolid gebaut, und zeichnet ſich durch ihre weitläuftigen, zum Theil ſelbſt prächtigen Ställe aus. Es ſind hier zur Betreibung der Viehwirthſchaft an hundert Perſonen wohnhaft, für die daher auch eine eigene Kapelle und ein eigener Geiſtlicher vorhanden iſt.

Während man weiter reiſt, wird man links am andern Ufer des Tago, zwiſchen den Mündungen des Xarama und Guadarrama, das Dorf Anover gewahr. Es beſteht eigentlich aus lauter unterirdiſchen Wohnungen, die in dem mit unzähligen Spalten, Höhlen u. ſ. w. durchſchnittenen Boden befindlich ſind. Jedes dieſes Felſenhäuschen hat ſeine Stuben, ſeinen Heerd, ſeine Schornſteine wie ein anderes Haus. Die armen Bauern leben hier wie Troglobiten, und doch im Ganzen nicht unangenehm, indem dieſe Wohnungen im Sommer kühl, im Winter warm und wegen der gypſigen Beſchaffenheit des Felſens der Feuchtigkeit niemals ausgeſetzt ſind. Der Weg wird nunmehr immer ſchöner und bietet eine Menge reizender Ausſichten dar. Bald fangen dann die Alleen an und führen in den Diſtrikt von Aranjuez ſelbſt, wo alles, mit den reizendſten Pflanzungen bedeckt, einen wahrhaft paradieſiſchen Anblick gewährt.

Leon.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz *).

Die Provinz Leon im nordweſtlichen Spanien bildet eine Art von unregelmäßigem, länglichtem Viereck, das zwiſchen Eſtremadura, Altcaſtillen, Gallizien und Portugall eingeſchloſſen iſt. Die Mittellänge des Ganzen (von Norden nach Süden) wird auf 52 Leguas, die Mittelbreite auf 30 Leguas, und die Bevölkerung auf 665,000 Seelen geſchätzt. Die Provinz iſt gebirgigt, doch ungleich weniger als Biscaya, Aſturien, Altcaſtillen und Eſtremadura, von wo aus ſich einige Gebirgsäſte

---

*) Wegen Beſchränktheit der Materialien diesmal nicht rubrikenweis abgefaßt.

hineinziehen. Sie hat daher Ebenen und große Thäler im Ueberfluß. Die ſämmtlichen Gebirge von Leon ſind mit Waldungen bedeckt, die Ebenen u. ſ. w. aber ſind mit wenigen Ausnahmen kahl. Der Hauptſtrom der Provinz iſt der Duero, er theilt dieſelbe beynahe in zwey gleiche Theile ab. Hierzu kommen dann noch ſiebzehn andere Flüſſe, ſo daß die Provinz in allen Richtungen durchſchnitten iſt.

Das Clima iſt im Winter feucht und kalt, im Sommer hingegen gemäßigt und angenehm. Der Ackerbau wird ziemlich fleißig betrieben, er könnte aber noch weit blühender ſeyn, würden nur erſt die vielen Bäche und Flüſſe zur Bewäſſerung benutzt. Das Hauptprodukt iſt Waizen, Gerſte u. dgl., wozu noch etwas Wein und Flachs, (letzterer von ganz vortreflicher Beſchaffenheit) gerechnet werden muß. An ſchönem Wieſenlande iſt Ueberfluß, daher auch ſtarke Schaaf- und Maulthierzucht getrieben wird.

Die Induſtrie von Leon iſt auf einige unbedeutende Fabriken eingeſchränkt. So werden z. B.

zu Medina del Rio Seco eine Wollfabrik, zu Zamora eine Hutfabrik, zu Ciudad-Rodrigo eine Seifenfabrik und zu Leon einige Wollfabriken, Handſchuhmacher u. dgl. bemerkt. Der Aktiv-Handel iſt ebenfalls höchſt unbedeutend, die Provinz ſetzt wenig oder gar nichts von ihren Produkten ab. Dagegen muß ſie eine Menge Artikel von auswärts beziehen. Was endlich den Charakter der Einwohner anlangt, ſo nähern ſich dieſelben durch ihren Ernſt, durch ihre Gravität, durch ihren Stolz und durch ihre Indolenz, den ächten Altcaſtilianern um ſo mehr, als ſie ihnen auch im Phyſiſchen ähnlich ſind. Wie dieſe aber zeichnen ſie ſich auch durch Kraft und Feſtigkeit, durch Redlichkeit und Edelmuth aus.

Leon.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städtebeſchreibungen *).

1.

Reiſe von Palencia nach Leon.

Vill-Al-Cazar	5	Leguas.
Carrion de los Condes (Stadt) . .	2	—
Sahagun (Stadt)	6	—
Villarente (Dorf)	5	—
Leon	3	—
Zuſammen	21	Leguas.

Die erſten ſieben Leguas bis Carrion ziemlich guter Weg und ziemlich ebenes Land. Vor Vill-

---

*) Die gewöhnliche Einleitung über Wege, Wirthshäuſer und Fuhrweſen befindet ſich nicht im Original.

Al-Cazar der Canal de Campos, der wohl niemals vollendet wird. Er ſollte Altcaſtilien und einen Theil von Leon durchſchneiden, und von Segovia und dem Duero bis nach Reynoſa, zwanzig Leguas von St. Ander gehn; er würde für beyde Provinzen äußerſt vortheilhaft ſeyn. — Carrion de los Condes, am Fluſſe Carrion, mag ohngefähr 1200 Einwohner zählen und iſt ein äußerſt wohlfeiler Ort. Die Gegend bringt nämlich Waizen, Wein, Gemüſe, Flachs u. ſ. w in Ueberfluß hervor; der Fluß, der zur Bewäſſerung dient, liefert eine Menge ſchmackhafter Fiſche und die ganze Landſchaft bietet ziemlich viel Wildpret dar.

Man geht nunmehr auf einer ſchönen Brücke über den Carrion und findet eine Legua weiter ein Auguſtinerkloſter, das immer ſehenswerth iſt. Der ganze Diſtrikt bis Sahagun iſt fruchtbar, könnte es jedoch noch weit mehr bey gehöriger Bewäſſerung ſeyn. Sahagun mag ohngefähr 4000 Einwohner haben und zieht ſich am weſtlichen Ufer der Sea oder Saha hin. Zwiſchen Sahagun und Leon läßt man eine Menge Ortſchaften, unter andern auch das Städtchen Manſilla, ſeitwärts. — Bey Villarente wird die Porma auf einer Brücke von achtzehn Bogen paſſirt.

Leon, die Hauptſtadt der ganzen Provinz, liegt in einer angenehmen Ebene, die mit ſchönen Baumpflanzungen verſehen iſt und von den beyden Armen der Exla, den ſogenannten Rios Torio und Bernesga, bewäſſert wird. Von außen präſentirt ſich dieſe alte ehrwürdige Stadt noch ziemlich gut, das Innere aber verkündigt überall die größte Unreinlichkeit und Vernachläßigung, auch mag die gegenwärtige Bevölkerung kaum an 6000 Seelen ſtark ſeyn. Von merkwürdigen Gebäuden führen wir nur die prachtvolle Domkirche, ein Meiſterſtück der gothiſchen Bauart, die Kirche zum heiligen Iſidorus, endlich den ſchönen modernen Pallaſt der Grafen von Luna und das Rathhaus an. Die Induſtrie von Leon beſchäftigt ſich vorzüglich mit einigen Wollfabrikaten, als Strümpfen, Mützen u. ſ. w. auch werden hier ziemlich gute lederne Handſchuhe gemacht.

2.

Reiſe von Leon nach Aſtorga und Toro.

Villa Donjos (Dorf)	3 Leguas.
Aſtorga	7 —
Amotia	5 —
Benavente (Stadt)	5 —
Santa Eufemia	4 —
San Pedro de la Tarca . . .	5 —
Zamora (Stadt)	2 —
Bamba	3 —
Toro	4 —
Zuſammen	38 Leguas.

Der ganze Weg von Leon bis Aſtorga iſt ziemlich ſchlecht, beſonders wenn es anhaltend geregnet hat. Hier und da werden Wieſen und Waizenfelder, Bäume aber faſt gar nicht bemerkt. — Aſtorga, eine der älteſten Städte von Spanien, liegt am Ufer des kleinen Fluſſes Tuerto auf einer Anhöhe, die eine recht angenehme Landſchaft beherrſcht. Die Bevölkerung iſt ſehr gering und kaum 2000 Seelen ſtark; die Einwohner nähren ſich faſt ausſchließend vom Ackerbau. Aſtorga ſcheint, nach den Ruinen des alten Schloſſes und den noch übrig gebliebenen Mauern zu ſchließen, in frühern Zeiten eine ſehr gute Feſtung geweſen zu ſeyn. In der Nähe befindet ſich der eine Legua lange und eine halbe Legua breite See Sanabria, der äußerſt fiſchreich, beſonders an Forellen, iſt. Der Tuerto, der dieſelben Vortheile gewährt, ſtrömt ſo reißend hindurch, daß er die größten Wellen auswirft.

Die zehn Leguas bis Benavente ſind ebenfalls nur lauter Ackerland, man wird wenig oder gar keine Bäume gewahr. Benavente liegt an der Exla, mag höchſtens 3000 Einwohner haben, trägt aber von Alters her den Titel eines Herzogthums. Der alte biſchöfliche, in edlem Style erbaute Pallaſt, gehört jetzt der Familie Pimentela, ſcheint aber vernachläßigt zu ſeyn. Benavente iſt übrigens eine der Hauptpaſſagen, durch welche tauſende von Pilgern nach Galizien und alle galiziſche Schnitter nach Caſtilien ziehen.

Zwiſchen Benavente und Zamora werden eine Menge Waizen-, Mais- und Flachsfelder, auch ſehr viel Bäume, beſonders Pappeln, bemerkt. In der Entfernung erblickt man die Gipfel der galiziſchen Gebirge, hier und da mit alten Thürmen beſetzt. Gegen Zamora zu erweitert ſich die Landſchaft und der Weg iſt ziemlich gut. Zamora ſelbſt, mit ohngefähr 6000 Einwohnern, liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Duero, worüber eine ſehr ſchöne Brücke führt. Die Straßen ſind eng, die Häuſer alt, das Ganze bringt einen ſehr finſtern, einförmigen Eindruck hervor. Die umliegende Gegend indeſſen iſt äußerſt fruchtbar und liefert beſonders Obſt und Wein in Ueberfluß. Eben ſo bietet der ganze Diſtrict ſehr viele Heerden und gutes Wildpret dar. Die in Zamora befindliche Ingenieur-Academie iſt ſehr zweckmäßig organiſirt.

Toro, mit ohngefähr 7500 Einwohnern, liegt ebenfalls am rechten Ufer des Duero, am Ende einer großen fruchtbaren Ebene, die gewöhnlich mit dem Namen Pays de Tra-lo Duero bezeichnet wird. Die Straßen ſind breit, die Häuſer ziemlich gut, nur fehlt es an der nöthigen Reinlichkeit. Eine artige Promenade und der gute Wein der benachbarten Hügelreihe, dürften die einzigen Merkwürdigkeiten von Toro ſeyn.

3.

Reiſe von Palencia nach Medina del Rio Seco und Tordeſillas.

Parodilla (Dorf)	2	Leguas.
Ampudia (Städtchen) . . .	2	—
Palacios (Dorf)	3	—
Medina del Rio Seco (Stadt) . .	1	—
Caſtro-Monte (Dorf) . . .	2	—
San-Pelayo (Dorf) . . .	1½	—
Torre-lobaton (Dorf) . . .	½	—
Tordeſillas (Stadt) . . .	3	—

Zuſammen 15 Leguas.

Die erſten vier Leguas bis Ampudia ſind eine Art Wüſteney, wo ſich blos in der Nähe von Parodilla etwas Anbau zeigt. — Ampudia hat 400 Einwohner, doch weiter keine Merkwürdigkeit. —

Medina del Rio Seco liegt in einer fruchtbaren Ebene, die von dem kleinen Fluſſe Sequillo bewäſſert wird. Es iſt eine ſehr alte Stadt, die aber jetzt kaum 7500 Einwohner zählt. Das alte Caſtel liegt in Ruinen, die reichen Fabriken, die berühmten Meſſen, die dieſer Stadt den Beynamen Indiachica (Klein-America) verſchaften, exiſtiren nur noch in der Erinnerung. Die Luft von Medina del Rio Seco iſt übrigens ſehr geſund und die benachbarte Gegend liefert Waizen und Wein in Ueberfluß.

Die nun folgenden ſieben Leguas bis Tordeſillas ſind ohne beſondere Merkwürdigkeit. Tordeſillas, oder eigentlich Torre de Sillas, ſelbſt hat ohngefähr 4000 Einwohner und liegt am rechten Ufer des Duero, über den eine ſehr ſchöne Brücke führt. Es iſt eine von den älteſten Städten der ganzen Provinz, gleichwohl zeichnet ſie ſich durch gute Gebäude und eine gewiſſe Nettigkeit aus. Die Umgebungen ſind höchſt angenehm und mit den herrlichſten Baumpflanzungen u. ſ. w. bedeckt. — In der Nachbarſchaft, am Zuſammenfluſſe der Piſuerga und des Duero, liegt das Städtchen Simancas, das wegen ſeines trefflichen weißen Weines berühmt iſt.

Von Torre de Sillas bis nach Medina del Campo werden vier Leguas gerechnet; ſie führen faſt durchgehends zwiſchen Rebenpflanzungen hin. In der That liefert dieſer ganze Diſtrikt den meiſten Wein zur Ausfuhr nach Aſturien, der Montaña und ſelbſt nach Biscaya, wiewohl nach letzterer Provinz in etwas geringerer Quantität. — Medina del Campo, mit ohngefähr 4000 Einwohnern, iſt ebenfalls eine der alten anſehnlichen Städte, die ſpäterhin ganz in Verfall gekommen ſind. Es wurden hier im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte an 56,000 Einwohner gezählt. Medina del Campo hat indeſſen ſehr große Privilegien und iſt z. B. von allen Abgaben frey, auch werden hier noch drey Meſſen gehalten, die keinesweges unbeträchtlich ſind. Der Gießbach, der die Stadt in zwey Theile zerſchneidet, heißt der Zapardiel; er trägt bey trockenem Wetter wohl etwas zur Ungeſundheit bey.

4.

Reiſe von der Grenze von Eſtremadura nach Salamanca.

Alvillar (Flecken)	3	Leguas.
Aldea nueva del Camino (Dorf)	3	—
Baños (Stadt)	3	—
La Calzada (Dorf)	2	—
Valverde (Flecken)	1½	—
Val de la Caſa (Dorf)	1½	—
Los Palacios (Dorf)	2	—
Al. Berrocal de Salvatierra (Dorf)	1½	—
Salamanca	2	—
Zuſammen	19½	Leguas.

Die erſten drey Leguas ziemlich guter Weg, mit Ausnahme einiger Gebirgsabſätze, die man zu überſteigen hat. — Alvillar iſt ein angenehmes Dorf mit einer Menge Obſtbäume, beſonders mit Caſtanien, umringt. — Die Abhänge der entfernten Gebirge, die man immer zur Seite behält, ſind mit mehrern Ortſchaften bedeckt. — Aldea Nueva mit 300 Einwohnern zieht ſich an einem Berge herunter, deſſen Gipfel mit einem Caſtanienwalde gekrönt iſt. — Man wird jetzt überall Spuren der alten römiſchen Heerſtraßen gewahr, auch ſieht man links, am Rücken eines hohen Felſen, das Dorf Orvas liegen, das ſeiner Wollarbeiten und ſeines Obſtbaues wegen im Rufe ſteht.

Baños, mit ohngefähr 1200 Einwohnern, liegt in einer ſehr fruchtbaren Gegend, die Oel, Caſtanien und Wein in Ueberfluß hervorbringt. Die Bäder, von denen die Stadt den Namen bekommen hat, befinden ſich in der Nachbarſchaft. Es iſt ein heißes Schwefelwaſſer, das beſonders gegen Rheumatismen ſehr heilſam ſeyn ſoll. — Der Weg führt nunmehr abwärts und iſt nichts weniger als bequem. Links und rechts ziehen ſich die hohen Grenzgebirge zwiſchen Leon, Eſtremadura, Alt- und Neucaſtilien hin. — La Calzada mit ohngefähr 300 Einwohnern führt dieſen Namen, weil es gerade auf der alten römiſchen Heerſtraße liegt, die man immer von Zeit zu Zeit wieder erkennt. Die übrigen Ortſchaften bis Salamanca bieten keine weitern Merkwürdigkeiten dar.

Salamanca mit 13,600 Einwohnern, am Fluſſe Tormes, zieht ſich vom Abhange eines Hügels in eine reizende Ebene hinab. Das Innere dieſer Stadt iſt eben nicht freundlich, indeſſen zeichnet ſie ſich durch mehrere vortreffliche Gebäude aus. Dahin gehört beſonders die Domkirche, unſtreitig eine der ſchönſten des ganzen Königreichs, ferner das Jeſuiten-Collegium, das Dominikaner-, das Bernhardinerkloſter, das Colegio real das Colegio de San Bartolomeo und die Gebäude der Univerſität. Eben ſo bemerkenswerth iſt auch die ſchöne, regelmäßige Plaza Mayor, ſelbſt die Hauptſtadt hat keinen ſo elegant verzierten Platz.

Was die Univerſität anlangt, ſo behauptet ſie in literariſcher Hinſicht noch immer einen gewiſſen Rang. Sie hat an achtzig Profeſſoren, zählt in Verbindung mit den dazu gehörigen Seminarien an 3000 Studierende und hat einen Fond, der über eine Viertelmillion franzöſiſche Livres beträgt. — Das geſellſchaftliche Leben von Salamanca iſt ziemlich einförmig, der Ton hat eine gewiſſe pedantiſche Steifheit und Düſternheit, ſelbſt unter dem zahlreichen Adel und der Kaufmannſchaft. Die Umgebungen der Stadt ſind ſchön, die Lebensmittel gut und wohlfeil, das Clima iſt geſund und angenehm.

5.

Reiſe von Salamanca nach Ciudad-Rodrigo.

Calzadilla (Dorf)	3 Leguas.
Martin del Rio (Dorf) . . .	7 —
San Spiritu (Dorf)	2 —
Ciudad-Rodrigo	4
	Zuſammen 16 Leguas.

Die ganze Route iſt eine der abſcheulichſten in Spanien, ſelbſt was die Wirthshäuſer betrifft. Der ſchlechte Weg fängt gleich hinter Salamanca an. Man hat z. B. von Glück zu ſagen, wenn man bey der Durchfahrt von Boadilla in keinem Loche ſtecken bleibt. Die Gegend iſt gebirgigt, der Boden nur wenig oder gar nicht angebaut. Bey Calzabilla, bey Martin del Rio und San Spiritu, muß man auf ſehr ſchlechten Brücken über die Baimuza gehen. Die letzte Legua vom Camino

(Name eines Berges) bis Ciudad-Rodrigo iſt ein wahres Höllenweg.

Ciudad-Rodrigo ſelbſt mit ohngefähr 10,000 Einwohnern liegt in einer fruchtbaren Ebene an der Agueda und iſt ziemlich regelmäßig gebaut. Es hat zwey Vorſtädte, eine etwas ſchwache Mauer mit einem guten Graben und eine Citadelle, die trotz ihrer nur gewöhnlichen Anlagen ſehr ſtark zu ſeyn ſcheint. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich die Domkirche, das Seminarium und die Auguſtinerkirche aus.

Das Clima iſt gemäßigt, doch etwas feucht, die Lebensmittel ſind gut und im Ueberfluß, wie denn die ganze Gegend ſehr viel Getraide, Oel, Gemüſe, Früchte, Honig, Wein und Mandeln hervorbringt, wozu noch eine anſehnliche Viehzucht kommt. Die Induſtrie von Ciudad-Rodrigo iſt gegenwärtig ſehr beſchränkt. Man trifft nur eine einzige Gerberey und eine Seifenfabrik daſelbſt an. Letztere liefert jedoch eine Seife, die ungleich härter als die franzöſiſche iſt, und daher nicht mit Unrecht Xabon de Piedra genannt wird.

Noch bemerken wir, daß Ciudad Rodrigo eine ökonomiſche Geſellſchaft hat, durch deren Bemühungen auch eine freye Zeichnungsſchule errichtet worden iſt, eben ſo, daß ſich drey Viertel-Legua von der Stadt ein Prämonſtratenſer-Kloſter befindet, das höchſt angenehm an der Agueda liegt und auch in architektoniſcher Hinſicht geſehen zu werden verdient.

Galizien.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz *).

Die Provinz Galizien bildet ein höchſt unregelmäßiges Viereck und wird nördlich und weſtlich vom Ocean, öſtlich von Aſturien und Leon, ſüdlich von Portugall begränzt. Die Mittellänge des Ganzen (von Norden nach Süden) wird auf 46 Leguas, die Mittelbreite auf 40 Leguas, die Bevölkerung auf 1,500,000 Seelen geſchätzt. Galizien iſt demnach, in Verhältniß zu ſeinem Umfange, die bevölkertſte Provinz von Spanien. Das Land iſt größtentheils

---

*) Wegen Beſchränktheit der Materialien ebenfalls nicht rubrikenweis abgefaßt.

tentheils gebirgigt, beſonders im Mittelpunkte der Provinz. Hier wird es nämlich von einer hohen Gebirgskette durchſchnitten, die aus den Pyrenäen entſpringt und ſich im Cap de Finisterrä in's Meer verliert. Der beträchtlichſte Theil derſelben iſt unter dem Namen Sierra de Mondoñedo bekannt.

Zwiſchen den ſämmtlichen Gebirgen der Provinz ſind eine Menge ſchöner Thäler, ja ſelbſt einige kleine Ebenen befindlich und alle vortrefflich angebaut. Eben ſo ſind auch die meiſten Gebirge mit ſchönen Waldungen bedeckt. Unter den vielen Flüſſen, die die Provinz bewäſſern, — es werden deren an 70 gezählt — ſind beſonders die Eo (Rio de Miranda), die Tambra, der Miño und die Sil bemerkenswerth. Häfen hat die Provinz bey ihrer beträchtlichen Küſtenausdehnung über vierzig, worunter die von Coruña, Ferrol und Vigo, die größten ſind.

Das **Clima** von Galizien iſt im Allgemeinen ſehr ſchwer zu beſtimmen, indem es durch die Lage der verſchiedenen Diſtrikte ſehr auffallend modificirt wird. An den Küſten z. B. iſt es mild, wiewohl auch dies in ſehr verſchiedenen Graden, in dem Innern des Landes hingegen, beſonders tiefer in die Gebirge hinein, iſt es größtentheils rauh und kalt. Im nordöſtlichen Theile herrſcht die Feuchtigkeit, im ſüdweſtlichen die Trockenheit vor, überall aber iſt die Luft vollkommen geſund. Mit den andern Provinzen von Spanien verglichen, iſt Galizien allerdings das größte Nebel- und Regenland. Die Luft iſt dicker, der Himmel finſterer, als in irgend einem andern Theile des Königreichs.

Allein bey allen dem hat die Provinz ſehr guten Ackerbau, indem die fleißigen Einwohner den fruchtbaren Boden vortrefflich zu benutzen verſtehen. Es wird hier Waizen, Gerſte, Roggen, Hafer (in Spanien eine Seltenheit), Hanf, Flachs, Wein, Gemüſe, Obſt und Mais gebaut, in den wärmern Thälern kommen ſogar Citronen und Orangen fort. Die Viehzucht iſt anſehnlich, indem es an den Abhängen der Gebirge Weiden in Ueberfluß giebt, man beſchäftigt ſich aber nicht blos mit der Schaaf- und Rindviehzucht, ſondern auch mit der Pferde- und Maulthierzucht.

Um etwas in das Detail zu gehen, ſo liefert die Gegend von Orenſe und Monterey, Getraide, Wein, Caſtanien, Obſt, Gemüſe, Hanf u. ſ. w. in Ueberfluß. Die Gegenden von Tuy, Rozamonde und Redondillo bringen, außer den genannten Produkten, auch Citronen, Orangen und ſehr viel Blumen hervor, die herrlichen Wieſen ſind mit ſchönen Heerden bedeckt. Bayone und Vigo liefert guten Wein, ſo wie die Comarca de Lemos, wo zugleich ſehr viel Obſt gewonnen wird. Die Gegenden von Pontevedra, von St. Jago u. ſ. w. zeichnen ſich ebenfalls durch große Fruchtbarkeit aus. Man legt ſich hier vorzüglich auf den Gemüſebau und zieht vortreffliches Geflügel auf.

Die Induſtrie von Galizien iſt in Verhältniß zu dem blühenden Ackerbau ziemlich beſchränkt. Es werden daher nur folgende Fabriken bemerkt. — Einige Wollfabriken zu Lugo. — Leinwandfabriken zu Tuy und in der Nachbarſchaft, ſie liefern unter andern ſehr ſchönes Tiſchzeug. — Seiden- und Hutfabriken zu San Jago de Compoſtella. — Taudrehereien und Segeltuchfabriken zu Coruña und Ferrol. — Seidenfabriken zu Monforte de Lemos. — Cattun- und Hutfabriken zu Coruña. — Es iſt dies allerdings nur wenig, wenn man die übrigen Verhältniſſe dieſer volkreichen Provinz in Anſchlag bringt, inzwiſchen muß man nicht vergeſſen, daß auch ein großer Theil der Einwohner mit der Fiſcherey beſchäftigt iſt.

In Anſehung des **Handels** von Galizien führen wir folgendes an. Ausgeführt werden nach den übrigen Provinzen von Spanien: Rindvieh, Fiſche, Leinwand, Häute, leinene Bänder und Strümpfe, Wolle, Pferde, Mauleſel und Wein. Eingeführt werden dagegen: Oel, Safran, Eiſenwaaren, Seidenzeuge und mehrere Luxusartikel überhaupt. Die Exportation nach dem Auslande iſt beynahe ganz auf das ſpaniſche Amerika beſchränkt, wohin Seife (aus Vigo), Leder, Leinwand, Hüte und Strümpfe gehen. Die Importation pflegt dagegen aus einigen franzöſiſchen Waaren und aus Colonialartikeln zu beſtehen. Doch genug, wir fügen nur noch einige ſittliche Bemerkungen hinzu.

Die Galizier ſind ein großer, ſtarker, äußerſt kräftiger Menſchenſchlag, die Weiber zeichnen ſich durch ihren friſchen weißen Teint und ihre ſchönen Zähne aus, beyde Geſchlechter der niedern Claſſen pflegen faſt immer ohne Strümpfe zu gehen. Der moraliſche Charakter der Galizier iſt ſehr ehrenwerth. Ihre Ehrlichkeit, ihre Mäßigkeit, ihr Muth, ihr ernſter, feſter, ruhiger Sinn machen ſie zu allen Unternehmungen und vorzugsweiſe zum Kriegsdienſte geſchickt. Sie ſind religiös ohne Bigotterie, ſie haben die größte Anhänglichkeit an ihren König und ihr Vaterland. Die größern Städte ausgenommen, trifft man in Galizien noch keine Spur von Luxus an. Alles iſt einfach und ländlich, alles athmet einen gewiſſen patriarchaliſchen Geiſt, der unwiderſtehlich anzieht.

Die Galizier wandern häufig aus, jedoch faſt immer nur auf eine gewiſſe Zeit. Man rechnet, daß jährlich an 100,000 Individuen (Männer und Jünglinge), theils als Schnitter, theils als Laſt- und Waſſerträger, theils als Bediente, zum Theil nach den benachbarten Provinzen, zum Theil nach

Madrid, Liſſabon, Oporto, Cadiz, Sevilla u. ſ. w. gehen. Die erſten kehren meiſtens am Ende des Herbſtes zurück, die übrigen bleiben immer mehrere Jahre aus, alle ſuchen ein kleines Capital zu ſammeln, um ihren Familien nützlich zu ſeyn. Die Laſt- und Waſſerträger bilden dabey ein eigenes Corpus, in welches durchaus kein Fremder aufgenommen wird. Der Galizier in der Fremde zeichnet ſich übrigens durch eine Gutmüthigkeit und Nachgiebigkeit aus, die nur mit ſeiner Arbeitſamkeit und Ehrlichkeit verglichen werden kann.

Galizien.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten
und
Städtebeſchreibungen *).

1.

Reiſe von Aſtorga nach San Jago de Compoſtella.

Arezo (Dorf)	6 Leguas.
Ponferrada (Städtchen) . . .	4 —
Villafranca (Städtchen) . .	4 —
Horrerias (Flecken)	5 —
Fonfrias (Dorf)	8 —
Gallejos (Dorf)	5 —
	32 Leguas.

---

*) Die gewöhnliche Einleitung über Wege, Wirthshäuſer und Fuhrweſen, befindet ſich nicht im Original.

Transport	32 Leguas.
Lugo (Stadt)	4 —
San Jago de Compoſtella . .	13 —
Zuſammen	49 Leguas.

Die erſten ſechs Leguas bis Avezo bieten wenig Merkwürdiges dar. Die Landſchaft iſt nur ſtellenweis angebaut und der Weg ziemlich ſchlecht, man reiſt zwiſchen Gebirgen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt ſind. In Avezo eine ſehr ſchmutzige Poſada, eigentlich nur für Maulthiertreiber beſtimmt, indeſſen findet man Wein und gute Fiſche darin. Zwiſchen Avezo und Ponferrada hier und da Felder, Wieſen, Reben- und Baumpflanzungen. Ponferrada ſelbſt liegt am Zuſammenfluße zweyer Ströme, mag ohngefähr 2000 Einwohner haben und war ehedem ein befeſtigter Platz. Man ſieht noch die Ruinen eines Schloſſes, das die Paſſage von Fuen Sevalon beſtrich.

Folgt eine große mit Kieſeln bedeckte Ebene, wo man aber dennoch Felder und dichte Eichenpflanzungen ſieht; die Gegend wird hierauf wieder gebirgigt und der Weg iſt ziemlich ſchlecht, die Landſchaft indeſſen ſcheint ſehr fleißig angebaut. Die Wieſen, die Felder, die Rebenpflanzungen ſind mit Hecken eingefaßt, man merkt, daß man ſich der galliziſchen Grenze nähert, die auch wirklich hinter Villafranca befindlich iſt. Von nun an trifft man in den Dörfern nichts als ſteinerne Gebäude an, und wird überall eine Menge herrlicher Caſtanienbäume gewahr. Man muß indeſſen hinter Horrerias noch einen Bergrücken überſteigen, auf deſſen Gipfel das Dorf Cabrero liegt.

Die Landſchaft wird nun immer angebauter, die dreizehn folgenden Leguas bis Gallejos ſind mit mehrern Ortſchaften und den herrlichſten Wieſen und Feldern bedeckt. Man ſieht ganze Wälder von Caſtanienbäumen, man wird überall Leben und Wohlſtand gewahr. Zwiſchen Gallejos und Lugo wird der Anbau wo möglich noch üppiger, man reiſt zwiſchen zahlreichen Rindviehheerden hindurch. Lugo ſelbſt mit ohngefähr 4600 Einwohnern liegt auf einer Anhöhe in der Nähe des Miño und iſt im Ganzen eine recht artige Stadt. Es werden hier grobe Tücher und andere Wollarbeiten, z. B.

Mützen u. ſ. w. doch blos zum innern Bedarf der Provinz fabrizirt. Die Umgebungen von Lugo ſind äußerſt fruchtbar und wegen ihrer vielen heißen Mineralquellen berühmt. Von Lugo bis San Jago werden 13 Leguas gerechnet, der Weg führt dabey unaufhörlich auf und ab. Der Anbau iſt derſelbe, die Anſicht der Landſchaft eben ſo ſchön.

San Jago de Compoſtella, die Hauptſtadt von Galizien, liegt auf einem Hügel, deſſen Fuß die Saria beſpült. Die Bevölkerung wird auf 11,500 bis 12,000 Seelen geſchätzt. Die Straßen ſind regelmäßig, jedoch ſehr ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer ſind größtentheils gut gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich beſonders die Domkirche aus, unſtreitig eine der reichſten und prächtigſten des ganzen Königreichs. Hier iſt es, wo in einer der drey und zwanzig Capellen der heilige Jacob begraben liegt, um deſſen willen San Jago ein berühmter Wallfahrtsort geworden iſt.

Dieſe Capelle vereinigt alles, was man nur von Pracht und Reichthum ſehen kann. Alle Mächte brennen an tauſend Wachskerzen darin und verbreiten durch den Reflex des Lichtes von den vielen Gold- und Silbermaſſen einen gleichſam überirdiſchen Glanz. Der Schatz dieſer Kirche iſt ungeheuer, ſie ward von jeher von faſt allen catholiſchen Fürſten Europa's beſchenkt. Für arme Pilgrime iſt zugleich durch ein groſes und reich dotirtes Hoſpital geſorgt. Indeſſen will man bemerkt haben, daß ſich die Anzahl der jährlich herbeyſtrömenden Pilgrime, ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, außerordentlich zu vermindern angefangen hat.

Was die **Induſtrie** von San Jago anlangt, ſo findet man drey Hutfabriken, eine Papiermühle, eine ſeidene Strumpffabrik und drey groſe Gerbereien daſelbſt. Eben ſo werden eine Menge Krämer und acht Großhändler daſelbſt gezählt, durch deren Hände alle Artikel der Ein- und Ausfuhr gehen. Das Gebiet von San Jago liefert Getraide, Gemüſe, Früchte und Wein von ziemlich guter Qualität. Zugleich wird ganz vortreffliches Federvieh daſelbſt gezogen, auch bieten die drey Flüſſe

Saria, Tambra und Ulla eine Menge ſchmackhafter Fiſche dar. Die Lebensmittel pflegen daher in der Regel immer ſehr wohlfeil zu ſeyn.

2.

Reiſe von Lugo nach Coruña.

Bamonte (Dorf)	4 Leguas.
La Poſada del Caſtillano . . .	4 —
Betanzos (Stadt) . . .	3 —
Coruña	3 —
Zuſammen	14 Leguas.

Die erſten vier Leguas guter Weg und herrliches Land. Die folgenden vier Leguas abwechſelnd ſchlechte Stellen und hier und da ungebaut. — Die Poſada del Caſtillano iſt eigentlich eine Venta, man findet ſehr gute Bewirthung darin. — Die drey Leguas bis Betanzos ſind angenehm, der Weg führt zwiſchen fruchtbaren Feldern und mannichfaltigen Anpflanzungen hindurch. Betanzos ſelbſt liegt an dem Abhange eines niedrigen Hügels, an deſſen Fuße der Mandeo fließt. Es beſteht jetzt eigentlich nur aus einer einzigen Gaſſe und hat weiter keine Merkwürdigkeit. Der Diſtrikt iſt wegen ſeiner guten Viehzucht berühmt, man trifft daher überall vortreffliches Rind- und Schöpſenfleiſch an. — Hinter Betanzos geht man auf einer Brücke über einen Meeresarm, der den Mandeo aufnimmt und auf den Seecharten mit dem Namen Rio de Betanzos bezeichnet iſt. Man findet hier auf eine ſchöne Chauſſee, die bey Burgo abermals über einen kleinen Meeresarm führt und kommt auf dieſe Art zu Coruña an.

Coruña mit 4000 Einwohnern theilt ſich in die Ober- und Unterſtadt ab. Jene liegt am Abhange eines Berges, dieſe auf einer kleinen Erdzunge, die vom Meer umgeben iſt. Jene hat enge und ſchlecht gepflaſterte, dieſe ungleich breitere und beſſere Straßen, keine von beyden kann indeſſen Gebäude aufweiſen, die des Anführens würdig ſind. Der Hafen iſt einer der vortrefflichſten an der Weſtküſte von Spanien. Er bildet einen Halbmond, iſt mit einem bequemen Quay umgeben und wird an ſeinen beyden Spitzen durch die Forts San Martin und Sta. Clara beſchützt. Nordwärts befindet ſich eine kleine Inſel, auf der ein alter, durch ſeine kühne und ſolide Architektur gleich merkwürdiger hoher Thurm zu ſehen iſt.

Um dieſen vortreflichen Hafen vor jedem feindlichen Seeangriff zu ſichern, ſind längs der Weſtküſte eine Menge Batterien, Forts, Signalſtangen u. ſ. w. befindlich, die beſonders zu Kriegszeiten mit vielen Truppen beſetzt ſind. Der eigentliche Eingang zu dem Hafen ſelbſt wird noch durch zwey andere äußere Forts San Amaro und San Antonio gedeckt. Letzteres iſt auf einem ſteilen Felſen erbaut, beherrſcht den ganzen Hafen nebſt einem Theil der Rhede und wird zu gleicher Zeit als Staatsgefängniß gebraucht. — Ungefähr eine Legua vom Hafen befindet ſich auf einem ſehr hohen Berge ein Leuchthurm, den man über zwanzig Leguas weit vom Lande erkennen kann. Er iſt für alle Schiffer, die ſich dem Cap Ortegal nähern wollen, von äußerſter Wichtigkeit.

Was die Induſtrie von Coruña anlangt, ſo findet man einige Cattun- und Leinwandfabriken, drey Hutfabriken, zwey Kammfabriken, eine Fabrik von Poſamentirarbeiten, eine Taudreherey und eine Segeltuchfabrik daſelbſt. Der Handel iſt bedeutend, beſonders mit dem ſpaniſchen Amerika, wohin auch regelmäßige Paketboote gehen. Ueberdem befinden ſich ſämmtliche ausländiſche Conſuls für die Küſte von Galizien, ein königliches Handelsgericht, eine Schiffahrts- und Handelsſchule daſelbſt. Die Lebensmittel ſind gut und wohlfeil, die Umgebungen angenehm, die Einwohner geſelliger, als irgendwo in Galizien. — Bey dieſer Gelegenheit noch die Bemerkung, daß die direkte Entfernung von San Jago de Compoſtella nach Coruña nur zehn Leguas beträgt, wobey man über Carral und Paulo geht.

3.

Reiſe von Coruña nach Ferrol.

Betanzos	5 Leguas.
Cabañas	1¾ —
Ferrol	3 —
	Zuſammen 9¾ Leguas.

Die Landſchaft iſt durchaus gebirgigt und äußerſt pittoresk, beſonders die letzten drey Leguas, wo man das Cap Prioreño am Eingange von

Ferrol und den Ocean in der Perſpektive hat. Die ganze Küſte zwiſchen Coruña und Ferrol wird durch zwey ſtarke Forts, San Felipe und Palma, vertheidigt, durch welche der Weg mitten hindurch führt. Ehe man Ferrol ſelbſt erreicht, muß man noch einen Berg erſteigen, an deſſen Fuße man die Stadt vor ſich liegen ſieht.

Ferrol war bis zum Jahre 1752 nur ein unbedeutender Küſtenflecken, ward aber ſeitdem in eine freundliche regelmäßige Stadt verwandelt, die ohngefähr 8000 Einwohner zählt. Sie verdankte dieſe Erweiterung ihrem vortrefflichen, vor allen Winden geſchützten Hafen, der zur Errichtung eines großen Arſenals und einer Menge damit verbundener Anlagen Veranlaſſung gab. In der That iſt Ferrol ſeitdem das wichtigſte Departement der ſpaniſchen Marine geworden, wo für alle Bedürfniſſe einer Eſcadre mit der größten Vollkommenheit geſorgt iſt.

So findet man außer dem eigentlichen Arſenale eine Caſerne für 6000 Mann, ein Marinehoſpital, eine Plattmühle, eine Taudreherey, eine

Segel-

Segeltuchfabrik, eine Marineſchule und ein vortreffliches Baſſin daſelbſt. Alle jene Gebäude ſind mit eben ſoviel Pracht als Geſchmack erbaut, und alle Arbeiten werden mit einer Genauigkeit verrichtet, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Jedes Schiff z. B. hat ſein eigenes Magazin, wo alle zur Ausrüſtung gehörigen Objekte gezeichnet und in der größten Ordnung aufbewahrt ſind. Die ſchwerſten Hafenarbeiten werden von 600 Galeerenſclaven verrichtet, deren Zuſtand jedoch erträglich iſt.

Für die Sicherheit von Ferrol, ſowohl auf der See- als auf der Landſeite, hat die Natur und die Kunſt ſehr reichlich geſorgt. Die Einfahrt des Hafens führt nämlich eine Legua lang durch einen engen Canal, wo immer nur ein Schiff hinter dem andern paſſiren kann. Dieſe ganze Paſſage, ſo wie der ganze Umfang des Hafens ſelbſt, iſt nun mit furchtbaren Batterien bedeckt. Auf der Landſeite verhindert der felſigte Boden jede Belagerung, eben ſo, wie die Befeſtigung jeden Ueberfall unmöglich macht. Der Hafen von Ferrol iſt übrigens blos für die königlichen Eſcadern beſtimmt, es werden daher, mit Ausnahme kleiner ſpaniſcher Küſtenfahrer, durchaus keine fremden Handelsſchiffe zugelaſſen, es müßten denn feindliche Priſen ſeyn. Noch wollen wir endlich bemerken, daß die Lebensmittel auch in Ferrol wohlfeil und von guter Beſchaffenheit ſind; eben ſo, daß man von Coruña nach Ferrol auch über die große Bay hinüber zu Waſſer gehen kann.

4.

Reiſe von San Jago nach Tuy über Vigo.

Pontevedra (Stadt) . . .	9¾ Leguas.
Lullo (Dorf)	2 —
Vigo (Stadt)	1 —
Tuy	4½ —
Zuſammen	17¾ Leguas.

Von San Jago bis Vigo beynahe lauter vortreffliche Chauſſee und die lieblichſte Landſchaft, die man ſehen kann. Wieſen und Felder, Rebenhügel und Baumpflanzungen, alles in friſcheſtem Grün und pittoresker Abwechslung. Bey Pontevedra bekommt man den Ocean zu Geſicht, der dieſe ſchöne Perſpektive ſehr majeſtätiſch ſchließt. — Pontevedra ſelbſt, mit ohngefähr 2000 Einwohnern, liegt ſehr angenehm auf einer kleinen Anhöhe, an deren Fuße das Flüßchen Vedra und die Toris fließt, worüber eine ſchöne Brücke geht. Auf einer Seite erblickt man ein Amphitheater von Rebenhügeln, auf der andern den Ocean, der hier eine kleine Bucht bildet, die nur eine Viertellegua von Pontevedra entfernt iſt.

Ehedem ward hier ein ſtarker Sardellenhandel (es iſt eigentlich eine Art Breitling) getrieben, jetzt indeſſen ſcheint dieſer Erwerbzweig ſehr vernachläßigt zu ſeyn. Uebrigens hat Pontevedra einige artige Promenaden und eine ſehr gute Poſada, die von einem Franzoſen gehalten wird. — Hinter Lullo hört die eigentliche Chauſſee auf, ohne daß der Weg jedoch merklich ſchlechter zu werden ſcheint. Dieſe zwey letzten Leguas bis Vigo führen nun im Hintergrunde der Bay hin, die man beſtändig im Geſichte behält.

Vigo ſelbſt mit ohngefähr 2500 Einwohnern liegt am Eingange einer eben ſo großen als ſichern Bay. Das Ganze iſt auf einem Felſen erbaut und wird durch ein unbedeutendes Fort gedeckt. Der Hafen iſt vortrefflich, allein nur wenig beſucht, weil auch der Handel von Vigo beträchtlich abgenommen hat. Die Hauptgeſchäfte werden mit cataloniſchen Küſtenfahrern gemacht, an die man gegen Weine, Fabrikate u. ſ. w. Sardellen, Thonfiſche u. dgl. abſetzt. Außerdem pflegen noch einige Schiffe nach den ſpaniſchen Colonien zu gehen. Als Hauptartikel nehmen ſie Hüte, Seife und Lederwaaren mit, wovon in Vigo mehrere Fabriken vorhanden ſind.

Die drey Leguas bis Tuy führen durch ſteile unwegſame Gebirge, man muß durchaus zu Fuß oder zu Pferde gehen. Tuy ſelbſt mit ohngefähr 4000 Einwohnern liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße der Miño fließt. Es iſt ein gut befeſtigter Platz, der eine wohlunterhaltene Citadelle hat und der portugieſiſchen Grenzfeſtung Valencia, am andern Ufer des Fluſſes, gerade gegenüber liegt.

Die Straßen von Tuy ſind regelmäßig und gut gepflaſtert, die Häuſer artig gebaut und die Höfe derſelben meiſtens mit Bäumen bepflanzt. Die Einwohner nähren ſich im Allgemeinen vom Ackerbau und der Viehzucht, zu gleicher Zeit geben ſie ſich mit dem Schleichhandel ab. Von Fabriken werden hier blos einige Leinwandfabriken bemerkt. Die Umgebungen von Tuy ſind eben ſo fruchtbar als angenehm, nur Schade, daß mehrere mephitiſche Lagunen in der Nähe ſind.

Von Tuy hat man ohngefähr zwey Leguas bis Bayona, ein artiges Städtchen, das an einer kleinen Bay nicht weit vom Ausfluſſe des Miño liegt und etwa 2500 Einwohner hat. Dieſe nähren ſich theils vom Ackerbau, theils von der Fiſcherey und ſcheinen im Ganzen in gutem Wohlſtande zu ſeyn. Die Gegend von Bayona liefert nämlich Waizen, Wein, Gemüſe, Früchte u. ſ. w. in Ueberfluß und eben ſo wimmelt die Küſte von vorzüglichen Fiſchen aller Art. Der Hafen von Bayona iſt ſehr bequem und wird zuweilen auch von ausländiſchen Schiffen beſucht.

5.

Reiſe von St. Jago nach Orenſe.

Caſtro Vite (Dorf) . . .	3 Leguas.
Geſta (Dorf)	4 —
Cea (Städtchen)	4½ —
Orenſe	3½ —
Zuſammen	15 Leguas.

Guter Weg, vortrefflicher Anbau, pittoreske Berge mit lieblichen Thälern vermiſcht. — Orenſe mit 2300 Einwohnern liegt am Fuße eines ſchönen Berges, am linken Ufer des Miño. Es iſt ein artiges gutgebautes Städtchen, das einige Wollfabriken hat. Die Gegend iſt wegen ihrer Fruchtbarkeit und mehrerer heißen Mineralquellen berühmt. Man hat dabey eine auffallende Beobachtung gemacht. Der obere Theil von Orenſe, nämlich am Fuße des Berges, iſt im Winter empfindlich kalt; der untere hingegen in der Nähe dieſer Quellen gegen die Ebene zu genießt dann immer einer ſehr milden Temperatur.

Orenſe iſt ein Hauptpunkt auf der großen Straße nach Madrid, die durch Leon geht. Es führen demnach aus den Häfen des weſtlichen Galiziens mehrere Routen dahin. So z. B. von Tuy 13 Leguas, von Vigo 14 Leguas, von Pontevedra 14 Leguas u. ſ. w. Dieſe Wege ſind nicht die bequemſten und eben ſo ſind die Wirthshäuſer ziemlich ſchlecht, indeſſen reiſt man durch ein äußerſt fruchtbares und pittoreskes Land, wo man beſtändig neue Anſichten hat — Von Orenſe bis nach Requeſo, der Grenze von Gallizien gegen Leon zu, werden 24 Leguas gerechnet, ſie führen durch etwas flächere Gegenden, man bemerkt fünf bis ſechs Dörfer und guten Ackerbau. — Was endlich den ſogenannten Küſtenweg (Camino de la Cuesta) anlangt, ſo macht er einen Theil der großen Küſtenſtraße aus, die von Coruña bis nach St. Ander führt. Er iſt nur für Maulthiere brauchbar, paſſirt durch alle galliziſchen Küſtenſtädte und endigt für Gallizien bey Rivadeo, einem artigen Städtchen, das einen zwar kleinen aber guten Hafen und eine Bevölkerung von 2000 Einwohnern hat.

Aſturien.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Provinz Aſturien bildet ein langes unregelmäßiges Viereck und wird nördlich vom Meere, öſtlich von Biscaya und den Montañas de Sant Ander, ſüdöſtlich und ſüdlich von Altcaſtilien und Leon, weſtlich von Galizien begränzt. Das Ganze wird in zwey Haupttheile getheilt, wovon jeder den Namen von ſeiner Hauptſtadt erhält. Dies iſt Aſturia de Oviedo und Aſturia de Santillana, die man beyde unter dem Namen Las Aſturias begreift. Aſturia de Oviedo iſt der größte Theil, er nimmt an zwey Drittheile des Ganzen im Weſten ein, die Mittellänge wird auf ohngefähr dreißig Leguas, die Mittelbreite auf achtzehn Leguas geſchätzt. Aſturia de Santillana enthält das übrige Drittheil des Ganzen in Oſten, die Mittellänge wird auf ſechszehn Leguas, die Mittelbreite auf zwölf Leguas beſtimmt. Die Bevölkerung der ganzen Provinz in ihren beyden Theilen zuſammen, ſcheint zwiſchen 348,000 und 350,000 Seelen zu ſeyn.

Das ganze Aſturien iſt mit hohen Gebirgen bedeckt und wirklich die gebirgigtſte Provinz von Spanien. Dieſe Gebirge bieten indeſſen eine Menge ſchöner Waldungen, Triften und Thäler dar. Flüſſe ſind ſehr viel vorhanden, wir führen nur die Navia, den Nalon, die Baſaya und den San Vicente an. Häfen werden ebenfalls mehrere gezählt, die vornehmſten darunter ſind Gijon, Luarca und Cudillero. — Das Clima von Aſturien iſt im Allgemeinen ſehr geſund, doch wechſelt die Temperatur nach der höhern oder niedrigern Lage der Diſtrikte ſehr auffallend ab. Die innern Gegenden ſind kalt, die Küſtenſtriche dagegen mild, überall hat indeſſen die Luft beſtändig eine gewiſſe

Feuchtigkeit, auch iſt der Himmel nur ſelten vollkommen heiter und wolkenleer. Im Frühjahre und Herbſte ſtellen ſich häufige mit Stürmen begleitete Regen ein.

Der Ackerbau von Aſturien iſt alles Lobes werth, die fleißigen Einwohner bauen die Abhänge ihrer Gebirge und ihre Thäler mit vieler Sorgfalt an. Getraide wird im Ganzen eben nicht überflüßig gewonnen, doch liefern manche Diſtrikte ſehr viel davon. Hierzu kommt Mais, vortreffliches Gemüſe u. ſ. w. was den Abgang erſetzen hilft. Eben ſo werden Caſtanien, Haſelnüſſe und allerhand Obſtarten, beſonders ſehr viel Aepfel, gewonnen, woraus eine große Menge Cider bereitet wird. Die ausgebreiteten herrlichen Weideplätze befördern die Viehzucht ungemein, unter andern ſtehen die aſturiſchen Pferde, wegen ihrer Ausdauer und ihres Feuers, in keinem unverdienten Ruf.

Die Induſtrie dieſer Provinz iſt etwas beſchränkt, einige Woll- und Leinwandfabriken, mehrere Eiſen- und Kupferſchmiedeen, einige Lederfabriken, eine Hut- und Kammfabrik, endlich eine

Gewehr- und Kugelfabrik iſt alles, was man anführen kann. Etwas anſehnlicher iſt der Handel von Aſturien, wiewohl, Gijon ausgenommen, ſämmtliche Häfen nur für kleine Schiffe zugänglich ſind. Es werden nämlich Caſtanien, Nüſſe und Haſelnüſſe in großer Quantität nach England, Holland u. ſ. w. beſonders über Gijon, und große Ladungen Cider nach dem ſpaniſchen Amerika ausgeſchifft. Hierzu kommen Leinwand und geſalzene Fiſche nach dem innern Spanien, und Mühlſteine nach Frankreich, Holland und Portugall. — Eingeführt werden dagegen Waizen, Oel, Wein, Südfrüchte, Colonialartikel u. ſ. w. aus dem übrigen Spanien, ſo wie Cattune, feinere wollene Zeuche, einige Luxuswaaren u. dgl. aus England und Frankreich.

Was endlich den Charakter der Einwohner anlangt, ſo zeichnen ſie ſich durch große Rechtlichkeit, Arbeitſamkeit und Feſtigkeit aus. Ihre phyſiſche Stärke iſt mit einer unzerſtörlichen Gemüthsruhe vereinigt, ihre Anhänglichkeit an ihre Gebirge hat ſie vor allen Verbildungen der Städte bewahrt, obgleich ſehr viel von ihnen, meiſtens als Kutſcher und Aufwärter, auf eine gewiſſe Zeit nach den übrigen Provinzen von Spanien gehen. Ihr Muth, ihre Tapferkeit, ſchon durch die Geſchichte beſtätigt, hat ſich auch in den neueſten Zeiten bewährt und macht ſie zu vortrefflichen Soldaten, auf welche ſich mit Zutrauen rechnen läßt.

Aſturien.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſerouten und Städtebeſchreibungen.

1.

Reiſe von der Grenze von Leon nach Oviedo.

Pajares	4	Leguas
Vega del Ciego	4	—
Oviedo	5	—
Zuſammen	13	Leguas.

Die Grenze iſt bey dem Dorfe Buiſa, worauf man eine hohe Gebirgskette, die Sierra de las Aſturias überſteigen muß. Der ganze übrige Weg bietet keine beſondern Merkwürdigkeiten dar. Doch iſt zu bemerken, daß man einige Flüſſe und zwar auf Brücken zu paſſiren hat. — Oviedo mit 6400 Einwohnern liegt in einer etwas erhabenen Ebene, am Zuſammenfluſſe der Ovia und Nora, und iſt im Ganzen eine ziemlich regelmäßige und gutgebauete Stadt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich die Domkirche und das Univerſitäts-Gebäude aus. Von Fabriken befinden ſich in Oviedo zwey Lederfabriken, eine Hutfabrik und eine Kammfabrik. Zugleich iſt hier ein groſſer königlicher Gewehrdepot. — Der Handel von Oviedo beſchäftigt ſich beſonders mit dem Vertriebe der Waaren, die er aus Gijon erhält. Die Univerſität iſt durchaus unbedeutend, die Zeichnungs-Akademie hingegen iſt ſehr zweckmäßig organiſirt. Sie wird aus den Fonds der patriotiſchen Geſellſchaft unterhalten, die auch für die Verbeſſerung des Ackerbaues ſehr thätig iſt.

1.

Reiſe von Oviedo nach Gijon.

4 Leguas.

Der Weg iſt gut und ſelbſt mit Wagen zu befahren, ob man gleich die Berge Belga und

Bieſca zu überſteigen hat. Bey Luganos wird die Nora auf einer Brücke paſſirt. Gijon mit ohngefähr 5000 Einwohnern iſt eine kleine aber ziemlich artige Stadt, die anſehnlichen Handel treibt. Es werden hier beträchtliche Ladungen Cider nach dem ſpaniſchen Amerika, ſo wie große Quantitäten Caſtanien, Nüſſe und Haſelnüſſe, auch Mühlſteine aus den benachbarten Gruben nach England, Holland und dem Norden verſchickt. Der Hafen iſt geräumig, vor allen Winden geſchützt und ſelbſt für große Kauffahrer tief genug. Die Gegend von Gijon iſt vortrefflich angebaut und bringt beſonders Roggen, Mais und Aepfel in Ueberfluß.

3.

Reiſe von Oviedo nach Aviles.

4 Leguas.

Man paſſirt die Nora bey Cares und dann die Berge Fresno und Sierra de Peral, wo Stein- Kupfer- und Steinkohlen-Gruben befindlich ſind. Aviles (Avila) mit 3000 Einwohnern liegt an dem Fluſſe gleiches Namens, ohngefähr eine Legua vom Meere entfernt. Es iſt ein artiges wohlhabendes Städtchen, das einige Leinwandfabriken hat und guten Fiſchhandel treibt. Die Gegend iſt fruchtbar, man findet daher zu Aviles große Wohlfeilheit.

Dies ſind die drey Hauptrouten von Aſturien, die man als Chauſſeen (Caminos reales) betrachten kann. Außerdem führen indeſſen von Oviedo noch mehrere Nebenrouten nach den vornehmſten Punkten dieſer Provinz, dahin gehört die Route nach Ribadeo (13 Leguas), nach Llanes (18 Leguas) und dergleichen mehr. Auf der letzten Route kommt man durch Cangas de Onis, eine der größern Städte von Aſturien, die ſehr angenehm liegt. Weiterhin paſſirt man die alte berühmte Abtey de Nueſtra Señora de Cobadonga und ein eben ſo merkwürdiges Benediktinerkloſter (San Pedro de Villanoſa), die Gärten, die Ländereien beider Klöſter ſind vortrefflich angebaut, man findet auch Mandelbäume und gute Gemüſe daſelbſt.

Eine andere Route führt von Oviedo nach Santillana, der Hauptſtadt des zweyten Theiles von

von Aſturien. Sie liegt angenehm, nur wenig vom Meere entfernt und mag ohngefähr 1600 Einwohner zählen, deren Haupterwerbszweige Ackerbau, Fiſcherey und Viehzucht ſind. — Der ſogenannte Küſtenweg iſt vierzig Leguas lang und noch beſchwerlicher als in Galizien. Man ſteigt unaufhörlich auf und ab und muß unter andern 31 Flüſſe, zum Theil an ihrer Mündung, paſſiren, obgleich nur 10 mit Brücken und 15 mit Fahrzeugen verſehen ſind. Indeſſen bietet dieſer Weg eine Menge höchſt pittoresker Anſichten dar. — Noch wollen wir zum Schluſſe bemerken, daß es außer der großen Hauptſtraße zwiſchen Aſturien und Leon, noch achtzehn Gebirgspaſſagen zwiſchen den beyden Provinzen giebt.

Aragon.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines Gemälde der Provinz.

Die Charte.

Aragon, nördlich von den Pyrenäen, öſtlich von Catalonien und einem Theile von Valencia, ſüdlich von derſelben Provinz und einem Theile von Neucaſtilien, weſtlich endlich von Navarra, Alt- und Neucaſtillen begrenzt, iſt eine der größten Provinzen von Spanien. Ihre Länge von Norden nach Süden wird auf 66 Leguas, ihre Breite von Oſten nach Weſten auf 40 Leguas geſchätzt, ihre Bevölkerung ſteht indeſſen in keinem Verhältniß damit, denn ſie wird nur zu 623,308 Seelen beſtimmt. Ehedem muß ſie freylich weit beträchtlicher geweſen ſeyn, wenn man die vielen gänzlich öde ſtehenden Dörfer (149) und die noch größere Menge beynahe völlig entvölkerter (385) bedenkt.

Die Provinz iſt ſehr gebirgigt, hat aber dennoch eine Menge Thäler und Ebenen, zum Theil von ſehr bedeutendem Umfang. Unter den Gebirgen ſind die Sierra de Molina, de Albarrazin u. ſ. w., beſonders aber der Mont-Cayo, einer der höchſten von Spanien, bemerkenswerth. Auf ſeinem Gipfel pflegen ſich häufig ſehr furchtbare Ungewitter zu bilden, daher er das Schrecken der benachbarten Ortſchaften, zwanzig Leguas weit in der Runde, iſt. Große Flüſſe werden in der Provinz drey, der Ebro, der Miñares und der Turia oder Guadalaviar, kleinere an vierundvierzig gezählt. — Das Clima iſt im Allgemeinen mehr kühl als heiß, wechſelt jedoch nach den verſchiedenen Diſtrikten ſehr weſentlich ab. Auf den Gebirgen z. B. iſt es kalt, in einigen Thälern und Ebenen glühend heiß. Der Himmel iſt meiſtens rein und ſchön, doch ziehen im Sommer häufige Gewitter auf, auch iſt die ganze Provinz wegen der Nähe der Pyrenäen, ſehr heftigen Winden ausgeſetzt.

Ackerbau.

Der Boden dieſer Provinz iſt von vortreſflicher Beſchaffenheit und zum Anbau der mannichfaltigſten Produkte geſchickt. Indeſſen wird der Ackerbau bey weitem nicht in gehöriger Vollkommenheit betrieben, wovon vielleicht folgendes die Urſachen ſind: Einmal fehlt es an Menſchenhänden, indem die Bevölkerung mit dem Umfange der Provinz in keinem Verhältniſſe ſteht, zweytens ſind die Einwohner mit der Methode der künſtlichen ſyſtematiſchen Bewäſſerung gänzlich unbekannt, drittens endlich verhindert die allgemeine Armuth jede koſtſpielige Verbeſſerung.

So beſchränkt indeſſen der aragoniſche Ackerbau verhältnißmäßig auch immer ſeyn mag, ſo bietet er dennoch in den einmal angebauten Diſtrikten, ſelbſt bey der fehlerhafteſten Methode, ſehr viele und wichtige Produkte dar. Dahin gehören z. B. Waizen, Oel, Wein, Früchte aller Art, Flachs, Hanf, Gerſte, Mais, Bohnen, Gemüſe, Safran, Mandeln, Wolle, Seide und Krapp. — Waizen bringt beynahe jeder Diſtrikt hinlänglich zu ſeinem Bedarfe hervor. — Oel wird am meiſten und am beſten in den Partidos von Barbaſtro und Alcañiz gebaut, letzteres gilt für die erſte Sorte überhaupt. Bey einer beſſern Preßmethode u. ſ. w. könnte es indeſſen noch weit vorzüglicher ſeyn.

Wein liefern ſehr viel Diſtrikte und zum Theil über ihren jährlichen Bedarf, beſonders der Partido von Saragoſſa, der faſt drey Viertheile ſeines Ertrages übrig behält. Der aragoniſche Wein iſt im Allgemeinen ſehr ſtark und dunkelroth, und wo er auf ſteinigtem Boden gezogen wird, von vortrefflicher Beſchaffenheit. Vorzügliche Gewächſe ſind der weiße Wein von der Carthauſe Aula Dei, der Muſcat von Borja, der rothe Wein (Oeil de perdrix) aus der Grenache von Cariñena, und dergleichen mehr. — Früchte von wirklich auserleſener Art bringen die Diſtrikte von Saragoſſa, Alcañiz, Calaceyte, Daroca, Calatayud u. ſ. w. hervor.

Der aragoniſche Flachs iſt vortrefflich, wird aber nur in dem Diſtrikte von Tarazona, Daroca, Calatayud und Borja in Quantität gebaut. Der von Borja wird für die erſte Sorte angeſehen. — Hanf wird ungleich häufiger cultivirt, wahrſcheinlich weil er weniger Mühe macht. Im Allgemeinen liefern die Partidos Tarazona, Daroca und Calatayud ebenfalls das Meiſte davon. Er gehört übrigens unter die vorzüglichſten Sorten von Spanien überhaupt. — Gerſte, Mais, Bohnen und Gemüſe, werden im Ganzen nur wenig gebaut. Der Diſtrikt von Saragoßa hat noch die meiſten Felder dieſer Art.

Safran wird in den neuern Zeiten nur in geringer Quantität cultivirt, eben ſo ſind blos im Diſtrikte von Hueſca Mandelbaum-Pflanzungen im Großen vorhanden, deren Ertrag nicht ganz unbedeutend iſt. Wolle iſt ein ſehr bedeutendes Produkt, indem man bey den trefflichen Weideplätzen, beſonders zu Jaca, Benavarre, Albarrazin und Belchite, ziemlich viele Schaafe hält. Die aragoniſche Wolle iſt im Allgemeinen ſchön, lang und fein, wiewohl natürlich nicht in allen Diſtrikten gleich. Die aus dem Thale Venasque gilt für ſehr vorzüglich, allein die von Albarrazin iſt als die erſte unter allen anzuſehen. — Seide wird erſt ſeit kurzem gewonnen, ſeitdem man in den Partidos von Saragoſſa, Albarrazin, Caſpe, Alcañiz und Albalate, Maulbeerbäume zu pflanzen angefangen hat. — Krapp wird bis jetzt nur in geringer Quantität gebaut. — Der ganze jährliche Totalwerth der aragoniſchen Produkte überhaupt, läßt ſich auf ohngefähr 21 Millionen Livres Tournois anſchlagen, was freylich, bey dem Umfange und dem vortrefflichen Boden der Provinz, eben nicht ſehr bedeutend iſt.

Und dennoch könnte ſich dieſe Summe vielleicht auf's Doppelte, ja ſelbſt auf's Dreyfache, bringen laſſen, wäre der vortreffliche Boden überall eben ſo fleißig angebaut, wie in den Diſtrikten von Daroca, Almunia, Techa, Alcañiz, Caſpe, Albalate, Maella, Calceite und beſonders von Saragoſſa. In letzterem kann man ſehen, was Fleiß und gehörige Verbeſſerung vermag und welcher

Aufnahme der hieſige Ackerbau fähig iſt. Sehr vieles zur Vervollkommnung derſelben verdankt man bereits der patriotiſch-öconomiſchen Geſellſchaft zu Saragoſſa ſelbſt. Sie hat eine Ackerbauſchule daſelbſt angelegt, ſie hat ein Leihhaus zum Beſten armer Landleute errichtet, ſie theilt jährliche Prämien aus und muntert beſonders zur Bewäſſerung und zur Anlage von Baumpflanzungen auf. Schon wird man wirklich in mehreren Diſtrikten die Früchte ihrer Bemühungen mit Vergnügen gewahr.

Induſtrie und Handlung.

Die Induſtrie von Aragon iſt auf folgende Fabriken eingeſchränkt. — Eine Fabrik von mittelfeinen Tüchern ſehr gewöhnlicher Art zu Albarrazin. — Einzelne Stühle für gemeine Tücher zu Saragoſſa, Epila, Belchite, Tarazona u. ſ. w. — Fünfundzwanzig Stühle für Etamin zu Jaca und ſechszig zu Biescas. — Einzelne Stühle für kleine Wollarbeiten, z. B. Strümpfe, Strumpfbänder, Decken u. ſ. w. in mehreren Ortſchaften der Provinz. — Mehrere Stühle für gemeine Hausleinwand, ebenfalls in den verſchiedenen Partidos zerſtreut. — Sechsundſechzig Stühle für Taft und und ſeidene Strümpfe zu Saragoſſa. — Eine große Pulverfabrik mit ſiebenzig Mühlen zu Villa-Feliche. — Einige unbedeutende Papiermühlen zu Ateca, Caſtejon, Calamocha, Caſtrica und Saragoſſa. — Fabriken von Schmierſeife in mehrern Theilen der Provinz.

Drey Glashütten zu Alfamen, Peñalva und Jaulin, welches die beträchtlichſte iſt; ſie liefern indeſſen nichts als grobes ſchwarzes Glas. Halbfeine und feine Gläſer werden zu Utrillas gemacht, ſind aber nicht beſonders ſchön. — Zwey Sohllederfabriken zu Brea und zu Barbaſtro. — Lederfabriken im Allgemeinen zu Saragoſſa, Calatayud, Hueſca und Brea, welches die anſehnlichſte iſt. — Einige Brandweinbrennereien. Die beträchtlichſten ſind die vier zu Graus, nebſt der einen zu Torres. — Eine Fayencefabrik zu Villa-Feliche, ſie liefert indeſſen nur gemeine Arbeit. Gleichwohl findet man in mehrern Theilen der Provinz vortrefflichen Thon. Dies iſt beſonders im Diſtrikte von Saragoſa und noch mehr in dem von Ta der Fall. Hier bricht ein äußerſt feiner dreyſ gefärbter Thon, der ſelbſt zu Porcellan taugl ſcheint. — Eiſenfabriken zu Xea, Oriquela, T res, Tormoa und San Pedro. — Eine Stahl brik zu Urrillas.

Dies iſt die Aufzählung der Fabriken, die A gon in dieſem Augenblick beſitzt. Die Anzahl d ſelben erſcheint ſehr unbedeutend, wenn man trefflichen Produkte der Provinz, wenn man ſonders die Lage der Dinge in frühern Zeiten denkt. Was könnte Aragon z. B. für herrli Tuchfabriken haben und was hat es wirklich e dem (zu Terruel) für welche gehabt? Allein a hier zeigt ſich der Einfluß der Entvölkerung u zu gleicher Zeit der ſchwierigen Exportation. iſt indeſſen zu hoffen, daß der Eifer der patrio ſchen Geſellſchaft zu Saragoſſa auch in die Hinſicht manches Gute wirken wird. Schon h ſie, um den Leinwandfabriken aufzuhelfen, eine fr Spinnſchule eröffnet (1801), die guten Fortga zu haben ſcheint.

Was den Handel von Aragon anlangt, ſo bieten ſich hierüber ſolgende Bemerkungen dar. — Hauptartikel der Ausfuhr ſind Waizen und Wolle, erſterer geht nach Valencia und Catalonien, dieſe nach Frankreich und der zuletzt genannten Provinz. Der Werth vom erſtern wird auf 1,282,500 Livr. Tourn. der Werth von letzterer auf 1,170,000 Livr. Tourn, geſchätzt. — Ein drittes wichtiges Objekt der Ausfuhre iſt das Oel, zum Theil nach Caſtilien, zum Theil nach Catalonien, Biscaya und Frankreich. Von den übrigen Produkten, wie Wein, Hanf, Safran, Seide u. ſ. w. wird bald mehr bald weniger nach Caſtilien, Biscaya u. ſ. w. geſchickt. — Von den Fabrikaten pflegen die groben Tücher nach Valencia, die Etaminen nach Navarra und Biscaya, die wollenen Strümpfe u. ſ. w. eben dahin zu gehen. — Die Einfuhr aus den übrigen Provinzen, ſo wie aus Frankreich, iſt ſehr beträchtlich und umfaßt alle Artikel des Luxus und ſelbſt einige der erſten Nothwendigkeit, wie z. B. Gläſer, Sohlleder aus Catalonien. Man rechnet, daß ſie gerade neunmal mehr als die Ausfuhr beträgt, ſo daß die Bilanz durchaus gegen Aragon iſt. Ueberdem leidet dieſe Provinz doppelt, da ſie ihre rohen Materien andern überläßt.

Sittliche Bemerkungen.

Die Aragoneſen ſind ein größer, ſtarker, wohlgebildeter Menſchenſchlag, deren ganzes Aeußeres Kraft und Unverwüſtlichkeit, aber auch eine gewiſſe Härte und Anmaßung verräth. Der Aragoneſe iſt auf's höchſte für ſein Vaterland eingenommen und in dieſer Hinſicht an die ſtärkſten Hyperbolen gewöhnt.

Sein Anſtand iſt gebieteriſch, ſein Ton trotzig und ungeſtüm, ſein Anſehn ernſt, ſein Betragen kalt, ſein Charakter kühn, ſtolz und feſt, ſein Muth unerſchütterlich. Der Aragoneſe iſt aber auch voll Geiſt und innerer Lebhaftigkeit, er denkt viel und redet wenig, er prüft lange, aber er handelt mit Entſchloſſenheit, er ſchmeichelt niemals, aber er iſt ein treuer Freund, er droht ſelten, aber er iſt ein furchtbarer Feind. Die aragoniſchen Soldaten, die aragoniſchen Heerführer waren von jeher wegen ihrer Tapferkeit berühmt.

Uebrigens verbinden die Aragoneſen mit jener Anhänglichkeit an ihre Provinz eine Stetigkeit in den Sitten, die ſie vor allem fremden Einfluß bewahrt. Ihr geſellſchaftliches Leben hat zwar der ſteifen Etikette wegen wenig Annehmlichkeiten, dafür iſt aber auch alle Frivolität daraus verbannt. Sie haben endlich von den benachbarten Provinzen ſo gut als gar nichts angenommen, blos das reinſpaniſche (el castellano) hat allmählich das urſprüngliche Aragoniſche (el limousin, el catalan) verdrängt.

Aragon.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſeroüten und Städtebeſchreibungen [*].

1.

Reiſe von der catalaniſchen Grenze nach Saragoßa.

Fraga (Stadt)	3 Leguas.
Venta de Fraga	3 —
Candasnos (Dorf)	2 —
Peñalva (Dorf)	1 —
	9 Leguas.

---

[*] Die Wege ſind nicht die beſten, die Kunſt hat wenig oder gar nichts dafür gethan. Die Poſadas ſind die ſchlechteſten von ganz Spanien. Das Fuhrweſen wird meiſtens von Catalanen beſorgt und iſt wenigſtens leidlich beſtellt.

Transport	9	Leguas.
Bujarolos (Dorf)	3	—
Venta de Sta. Lucia	½	—
Oſera (Dorf)	4	—
Puebla de Alfinden (Dorf) . . .	3½	—
Saragoßa	2	—
Zuſammen	22	Leguas.

Die Grenze iſt bey Alcaraz, der Weg leidlich, die Anſicht der Landſchaft pittoresk, die Gegend gebirgigt wie bisher. — Fraga mit ohngefähr 3000 Einwohnern liegt am Abhange zweyer Berge, zwiſchen welchen die Cinca fließt. Die Straßen ſind eng, winklicht, mit ſpitzigen Kieſeln gepflaſtert und führen unaufhörlich auf und ab. Die Häuſer ſind ſchlecht gebaut und größtentheils in Verfall. Die meiſten ſehen wie armſelige Baraken aus, was mit den ungeheuren großen Wappen ſehr auffallend contraſtirt. Aber freylich iſt auch der alte Glanz von Fraga gänzlich dahin. Beyläufig noch die Bemerkung, daß hier noch Cataloniſch geſprochen wird, auch das erſte aragoniſche Zollbüreau daſelbſt befindlich iſt.

Eine ſchöne Brücke führt über die Cinc
ein angenehmes, mit vielen Gärten angeſ
Thal. Jezt wird die Gegend wieder gebi
doch iſt alles höchſt kahl und unfruchtbar.
tritt man jedoch aus dieſen Schluchten abe
heraus, durchſchneidet eine ungeheure völlig
Ebene und erreicht die elende Venta de F
wo das Cataloniſche in ſchlechtes Spaniſch üb
gehen anfängt. — Folgt hierauf das arm
Dörfchen Candasnos, wo man nichts als ara
ſche Sitten bemerkt, und das eben ſo unbedeu
Peñalva, wo man jene Ebene wieder verläßt,
indeſſen nur durch ein dreyviertel Stunden la
Felſenthal von einer andern getrennt iſt.

Bujarelos iſt ein großes, aber verfal
Dorf, das kaum an 1800 Einwohner haben
Die zweyte Ebene, die man durchſchneidet, ſ
wenigſtens hier und da etwas angebaut zu ſeyn
So wie man weiter reiſt, wird man nun
links mehrere Dorfſchaften und zahlreiche B
pflanzungen gewahr, man entdeckt den Ebro, d
Ufer ſich immer mehr verſchönern, und erblick

hohe Gebirgskette, die Aragon von Valencia trennt. Die Dörfer Oſera und Puebla de Alfinden gehören indeſſen noch unter die armſeligſten der Provinz. Die Gegend gewinnt nunmehr auf einmal eine ganz andere Geſtalt, und bietet die ſchönſten Pflanzungen aller Art in der lieblichſten Miſchung dar. Man ſieht ganze Wälder von Obſt- und Olivenbäumen, alles iſt Leben und Fruchtbarkeit. Bald wird der Galleco auf eine Brücke paſſirt, an deren Ende die große herrliche Allee anfängt, die bis an die Vorſtadt von Saragoßa führt. Man durchſchneidet dieſe Vorſtadt, um über den Ebro zu gehen, und befindet ſich in der Hauptſtadt von Aragon.

Saragoßa (Zaragoza), mit 42,600 Einwohnern *), liegt in einer reizenden Ebene, am rechten Ufer des Ebro, der ſie von der genannten Vorſtadt trennt. Das Ganze iſt ſehr unregelmäßig gebaut, die Straßen ſind, mit wenig Ausnahmen, eng, winklicht und ſchlecht gepflaſtert, die

---

*) Man vergeſſe nicht, daß dies alles vor dem Juli 1808 geſchrieben worden.

Häuſer indeſſen, trotz ihres Alters von ſehr gutem Anſehn. Unter den wenigen Straßen zeichnet ſich beſonders die Calla Santa, oder wie ſie gewöhnlicher heißt, die Callo del Coſo aus. Sie iſt ſchnurgerade, außerordentlich lang und breit, und mit ſehr regelmäßigen Häuſern beſetzt. Des Abends dient ſie daher ſowohl für Fußgänger, als für Equipagen, zu einem viel beſuchten Verſammlungsplatz. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen beſonders die Franziscaner-Kirche, das Dominicaner- und Hieronymiten-Kloſter, endlich die Domkirche (La Seu) und die Kirche de Nueſtra Señora del Pilar, theils in Anſehung ihrer Bauart, theils wegen der darin befindlichen Kunſtſchätze, große Aufmerkſamkeit. Bemerkenswerth iſt auch der hängende Thurm, der ſich auf dem Platze San Felipe befindet, und weder an Größe, noch an Beträchtlichkeit der Neigung, dem berühmten zu Piſa nachzuſtehen ſcheint.

Das Clima von Saragoſſa iſt gemäßigt und angenehm; die Lebensmittel ſind gut und wohlfeil, die Wirthshäuſer hingegen, ſelbſt die Fonda del Catalon, in gleichem Grade theuer und ſchlecht. Das geſellſchaftliche Leben bietet wenig Mannichfaltigkeit dar. Man iſt auf ein mittelmäßiges Theater, auf die eben ſo ſteifen, als langweiligen Tertulias, endlich auf die Spaziergänge in der Nachbarſchaft eingeſchränkt. Letztere ſind in der That recht angenehm, beſonders der ſogenannte Paſeo de Sta. Engracia, der an dem Ufer der Huerva hinläuft, und der Paſeo de Macanaz, der an dem Ebro angelegt iſt. — Die Induſtrie von Saragoſſa könnte bedeutender ſeyn. Man findet blos einige Lederfabriken, ohngefähr ſechsundſechzig Seidenſtühle, eine Fabrik von wollenen Decken u. ſ. w., endlich eine kleine Saiten- und Papierfabrik daſelbſt. Der Handel hat ebenfalls wenig Umfang. Die Hauptgeſchäfte werden mit Bilbao, Madrid, Barcelona und Bayonne gemacht.

Von öffentlichen Anſtalten und Sammlungen führen wir folgende an. — Die Univerſität mit zweyunddvierzig Profeſſoren, doch um wenigſtens ein Jahrhundert zurück. — Die von der öconomiſchen Geſellſchaft geſtiftete Ackerbau- und Handelsſchule, worin auch Mathematik u. ſ. w. gelehrt wird. — Die von einem edeln Patrioten, Don Martin Goycochea, angelegte Zeichnungsſchule. — Die Akademie der ſchönen Künſte, und die ökonomiſche Geſellſchaft, wovon wenigſtens die letzte ſehr thätig iſt. Noch beſitzt Saragoßa zwey öffentliche Bibliotheken, die eine im Dominicaner-Kloſter (San Ildofonſo), die andere im Seminarium. Jene enthält nur 1600 Bände, und iſt an neuen Werken völlig arm; dieſe ein Geſchenk der ehemaligen Staatsſecretärs Don Emanuel de Roda, verdient in jedem Betracht Aufmerkſamkeit.

Die Gegend von Saragoßa gleicht einem großen, vortrefflich angebauten Garten, und liefer Produkte aller Art in Ueberfluß. Unter den nächſten Umgebungen dieſer Stadt iſt zuerſt das alt Schloß Aljuferia, dann das Lazariſten-Kloſter dann die Carthauſe de la Conception, und endlic der Kanal von Aragon bemerkenswerth. Die Aljuferia liegt gleich vor dem Thore der Stadt, auf der Straße nach Neucaſtilien. Man findet noch einige Zimmer aus den Zeiten der alten aragoniſchen Könige darin. — Das Lazariſten-Kloſter, ebenfalls nahe bey der Stadt, iſt wegen ſeiner ſchönen prachtvollen Treppe und anmuthigen Lage ſehenswerth. — Die Carthauſe de la Conception iſt eine Legua von Saragoſſa entfernt, und ihrer großen vortrefflichen Gärten halber berühmt. Man findet z. B. blos 600 Obſtbäume und 2000 Olivenbäume darin. Die Mönche nehmen die Fremden mit großer Gaſtfreyheit auf. — Der Kanal von Aragon endlich verdient eine eigne Beſchreibung, die man bey **Bourgoing** *) nachleſen kann.

Wir bemerken hier blos, daß er ſeinen Anfang bey Tudela in Navarra nimmt, bey Saſtago unterhalb Saragoßa in den Ebro geht, und ohngefähr $26\frac{1}{2}$ Leguas lang iſt. Er führet eine halbe Stunde von Saragoßa vorbey, iſt bis auf einige Leguas vollendet, hat an 1,250,000 Liv. gekoſtet, und iſt für die Schiffahrt und Bewäſſerung der Provinz von großer Wichtigkeit. Außer den gewöhnlichen Frachtbarken geht auch ein eigenes Marktſchiff darauf. So werden Navarra, und Aragon unter ſich ſelbſt, und mit dem Mittelmeer in Verbindung geſetzt; ſo bedarf es nur eine Verlängerung des Kanales bis nach der Biscaya, um von dieſem Meere bis an den Ocean eine direkte Waſſerſtraße zu ziehn.

---

*) Tableau de l'Espagne moderne etc. Quatre edit. 1807. Vol. III. p. 46 ff. Deutſche Ueberſ. Theil IV. S. 84 ff.

1.

Reiſe von Saragoßa an die neucaſtiliſche Grenze.

(Erſte Route.)

Santa Fe (Dorf)	1 Legua.
Maria (Dorf)	1 —
	2 Leguas.

Transport	2	Leguas.
Venta Matorita	1	—
Lamuela (Dorf)	½	—
Longares (Dorf)	3	—
Cariñena (Städtchen) . . .	1	—
Venta de San Martin . . .	2	—
Mayna (Dorf)	1½	—
Retascon (Dorf)	1	—
Daroca (Städtchen) . . .	½	—
Uſod (Dorf)	2	—
Zuſammen	14½	Leguas.

Bis Daroca abwechſelnd Berg und Thal, Hügel und Ebene, alles ohne beſondre Merkwürdigkeit. — Cariñena hat 2000 Einwohner, und iſt ſeines guten Weines wegen berühmt. — Daroca, mit 5000 Einwohnern, liegt zwiſchen zwey Hügeln, in einer Vertiefung am Jiloca. Es iſt ein ganz artiges Städtchen, das wirklich Wohlſtand verräth und eine ſehr ſchöne Promenade hat. Die Einwohner nähren ſich meiſtens vom Ackerbaue, der in dem ganzen herrlichen Thale mit vielem Fleiße getrieben wird. Am einträglichſten ſcheint der Obſt- und Hanfbau zu ſeyn, wie denn der hieſige Hanf für ſehr vorzüglich gilt. — Von Daroca bis Uſod, zwey Leguas, meiſtens ebenes Land, doch Anfangs ziemlich ſteil bergan. — Uſod iſt ein armſeliges Dorf mit ohngefähr 300 Einwohnern, das am Fuße einer Hügelreihe liegt. Nicht weit davon befindet ſich eine große ſalzige Lache, aus der man Küchen- und Bitterſalz erhält. In geringer Entfernung von Uſod tritt man in Caſtilien ein.

3.

Reiſe von Saragoßa an die neucaſtiliſche Grenze.

(Zweyte Route.)

La Muela (Dorf)	3 Leguas
Venta de la Romera . . .	3 —
Almunia (Städtchen) . . .	1½ —
Venta de San Miguel . . .	1 —
El Fresno (Dorf)	½ —
	9 Leguas.

Transport	7	Leguas.
Calatayud (Stadt)	3½	—
Terre (Dorf)	1¾	—
Techa (Dorf)	1	—
Ubierca (Dorf)	1¾	—
Alhama de los Baños . . .	¾	—
Sattina (Dorf)	1¼	—
Siſamon (Dorf)	2	—
Grenze von Neucaſtilien .	¾	—
Zuſammen	20½	Leguas.

Der Weg, der Anbau, die Anſicht der Landſchaft wechſeln auf dieſer ganzen Route unaufhörlich ab. Bald überſteigt man ſteile Anhöhen, bald reiſt man wieder durch lauter Ebene, bald iſt alles öde und unfruchtbar, bald wieder mit den mannichfaltigſten Pflanzungen bedeckt. — Hinter Almunia, das ohngefähr 3000 Einwohner zählt, zeigen ſich hohe Berge, faſt ganz mit Reben bepflanzt. Man überſteigt dieſelben durch den Puerto del Freſno, und kommt in dem armſeligen Dörfchen gleiches Namens an. Hier iſt indeſſen auf dem Marktplatze eine vortreffliche Quelle zu finden, die man für den Nothfall bemerken mag. Der Weg führt abermals aufwärts, man entdeckt das reiche herrliche Thal von Calatayud, man ſieht den Xalon und Xiloca, mit den unzähligen Kanälen, die zur Bewäſſerung daraus abgeleitet worden ſind; man erkennt endlich Calatayud ſelbſt, das halb am Abhange, halb am Fuße eines hohen zackichten Berges liegt.

Calatayud ſelbſt, mit ohngefähr 9000 Einwohnern, iſt eine ziemlich regelmäßige, und keinesweges unanſehnliche Stadt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich die Kirche zum heiligen Grabe und das Redemptoriſten-Kloſter aus. Man findet übrigens mehrere ſchöne Promenaden, zwölf bis dreyzehn Seifenſiedereyen, einige Lederfabriken, und eine recht gute Poſada in dieſer Stadt. Die benachbarte Gegend bringt, wie das ganze fruchtbare Thal, Wein, Weizen, Gemüſe, Hanf, Obſt u. ſ. w. in Ueberfluß hervor.

Techa iſt ein großes Dorf, das durch den Xalon in zwey Theile getheilt wird, und wegen ſeines hängenden Thurmes berühmt iſt. Man reiſt meiſtens durch fruchtbare Thäler mit ziemlich pittoresken Bergen eingefaßt. Alhama de los Baños bietet nichts als Armuth dar. Es liegt ebenfalls am Xalon, am Fuſe hoher Berge, in denen man eine Menge unterirrdiſcher Wohnungen ſieht. Die warmen Bäder in der Nähe dieſes Dorfes werden beſonders gegen Rheumatismen gerühmt, ſind aber jetzt nur wenig mehr beſucht.

Der Weg führt nunmehr einen hohen Berg hinan, an deſſen Abhange das Badehaus liegt. Er iſt indeſſen bergan, und auf beyden Seiten mit dichtem Gehölze eingefaßt. Die Bäume ziehen ſich häufig über den Fußſteig hinüber, und bilden oft eine ganz undurchdringliche Wand. So dauert es anderthalb Stunden fort, wobey der Zickzacks unzähliche ſind. Nachdem man endlich noch eine Stunde aufwärts geſtiegen iſt, kommt man auf die groſe, zum Theil wüſte, zum Theil mit Waldung bedeckte Ebene los Seeranias genannt. Sie liegt mitten auf den hohen Gebirgen, die einen

Aſt der Sierra de Cuenca bilden. Hier iſt das armſelige Ciſamon, das letzte aragoniſche Dorf, mit einer Poſada, wo es gewöhnlich an allem fehlt. Noch drey Viertelſtunden, und man ſteht an der neucaſtiliſchen Grenze, die rechts durch einen kleinen viereckigten, auf einer Anhöhe befindlichen Thurm bezeichnet iſt.

Anhang,

die

ſämmtlichen Poſtrouten durch ganz Spanien

enthaltend.

Poſtrouten.

I.

Poſtrouten von Madrid nach den vornehmſten Städten der Mancha, ſo wie von Navarra, Aragon, Catalonien und Mallorca.

a.

Von Madrid über Saragoßa u. ſ. w. nach Gerona.

Poſten.	Leguas.
Von Madrid nach Torrejon de Ardoz	4 —
Venta de Meco	3½ —
Guadalaxara	3½ —
Torija	3 —
Grajanejos	3 —
Almadrones	2¼ —
Torremocha	3 —
6 Poſten.	22¼ Leguas.

6 Poſten.	22½ Leguas.
Bujarrabal	2½ —
Lodares	2½ —
Arcos	2½ —
Monreal de Ariza	3 —
Cetina	2 —
Bubierca	2 —
Ateca	2 —
Calatayud	2 —
15 Poſten.	41 Leguas.
Fresno	3 —
Almunia	3 —
Venta de la Romera . .	3 —
La Muela	2 —
Garapinillos (Venta del Leon) .	2 —
Saragoſa	2 —
21 Poſten.	56 Leguas.
Puebla de Alfinden . . .	3 —
Oſera	3 —
23 Poſten.	62 Leguas.

23 Po-

23 Poſten.	62 Leguas.
Venta de Sta. Lucia	3 —
Bujaraloz	3 —
Candasnos	3 —
26 Poſten.	71 Leguas.

Venta de Fraga (Buars)	2 —
Fraga	2 —
Alcaraz	3 —
Lerida	2 —
30 Poſten.	80 Leguas.

Benloch	2½ —
Gomis	2½ —
Villagraſa	2½ —
Cervera	2½ —
34 Poſten.	90 Leguas.

La Panadella	2½ —
El Gancho (oder Guacho)	2½ —
Igualada	2 —
Caſtel Oli	2½ —
38 Poſten.	99½ Leguas.

38 Poſten.	99½ Leguas.	
Font del Codul	2½	—
Martorell	3	—
San Felipe (Feliu) . . .	3	—
Barcelona	2	—
42 Poſten.	110 Leguas.	
Moncada	2	—
Mommalo	2	—
Llinas	2	—
San Celoni	3	—
Hoſtalrich	2½	—
Las Mallorqvinas . . .	2	—
Gerona	4	—
49 Poſten.	127½ Leguas.	
Baſcara	3	—
Figueras	3	—
La Junqvera (letzte ſpaniſche Poſt)	3	—
Le Boulou (El Volo) . . .	3	—
Perpignan	3	—
54 Poſten.	142½ Leguas.	

b.

Von **Barcelona** nach **Palma**, der Hauptſtadt von **Mallorca**, ſind 50 Leguas. Man kann mit einer mallorkaniſchen Barke, oder dem königlichen Paketboote gehn. Die kürzeſte Ueberfahrt iſt von **Denia** aus, zwölf Leguas von **Valencia**.

c.

Von Madrid nach Siguenza.

Poſten.		Leguas.
8	Von Madrid nach Bujarrabal auf der vorigen Route a. . . .	25 —
	Siguenza	3 —
9 Poſten.		28 Leguas.

d.

Von Madrid nach Pamplona und Bayonne.

9	Von Madrid nach Ladaros auf der obigen Route	27½ Leguas.
	Adradas	5 —
10 Poſten.		32½ Leguas.

10 Poſten.	32½ Leguas.
Almazan	3½ —
Zamejon	3½ —
Hinojoſo	4 —
Agreda	3½ —
Cintruenigo	5 —
Valtierra	4 —
Marcilla	3 —
Taſalla	4 —
Otriz	2½ —
Pamplona	3½ —
20 Poſten.	69 Leguas.

Oſtiz	2 —
Lanz	2 —
Berrueta	2 —
Maya	2 —
Agnoa	2 —
Oſtariz	2 —
Bayonne	2 —
27 Poſten.	83 Leguas.

e.

Von Madrid nach Soria.

Poſten.		Leguas.
11	Von Madrid nach Almazan auf der vorigen Route d.	36 —
	Soria	6 —
12 Poſten.		42 Leguas.

f.

Von Madrid nach Tarragona.

Poſten.		Leguas.
30	Von Madrid nach Lerida auf der obigen Route a.	80 —
	Jugneda	4 —
	Vinaxa	4 —
	Memblanch	4 —
	Valls	3 —
	Puigdelſi	2½ —
	Tarragona	2 —
36 Poſten.		99½ Leguas.

g.

Von Madrid nach Reus.

Poſten.		Leguas.
34	Von Madrid nach Valls, auf der vorigen Route f.	95 —
	Alcover	2 —
	Reus	3 —
36 Poſten.		100 Leguas.

h.

Von Madrid nach Jaca und Oleron in Frankreich.

Poſten.		Leguas.
21	Von Madrid nach Saragoſſa auf der obigen Route a. . .	56 —
	Zuera	4 —
	Gurrea	3 —
	Ayorbe	5 —
	Anzanigo	4 —
	Bermues	2 —
	Jaca	3 —
27 Poſten.		77 Leguas.

27 Poſten.	77 Leguas.
Campfrane	3 —
Urdos	3 —
Bedeus	3 —
Oleron	4 —
31 Poſten.	90 Leguas.

i.

Von Saragoßa nach Teruel, Segorbe und Valencia.

Poſten.	Leguas.
Maria	3 —
Longares	4 —
Maynar	5 —
Baguena	4 —
Camin Real	4 —
Villafranca	2½ —
Villarqvemado	5 —
Teruel	5 —
8 Poſten.	32½ Leguas.

8 Poſten.	32¾ Leguas.
Puebla de Valveode	4 —
Sarrion	3 —
Las Barracas	3 —
Segorbe	5 —
12 Poſten.	47¾ Leguas.

Murviedro	5 —
Valencia	4 —
14 Poſten.	56¾ Leguas.

k.

Von Saragoſſa nach Tudela in Navarra.

Poſten.	Leguas.
Alagon	4 —
Borja	6 —
Tarragona	4 —
Tudela	4 —
4 Poſten.	18 Leguas.

l.

Von Saragoßa nach Barbaſtro.

Poſten.	Leguas.
Zuera	4 —
Almudebar	5 —
Huesca	3 —
Velillas	3½ —
Las Zellas	2½ —
Barbaſtro	3 —
6 Poſten.	21 Leguas.

m.

Von Barcelona nach Mataro.

Poſten.	Leguas.
Moncaba	2 —
Mataro	2½ —
2 Poſten.	4½ Leguas.

II.

Poſtrouten von Madrid nach den vornehmſten Städten von Valencia, Catalonien und Murcia.

a.

Von Madrid nach Valencia, Tortoſa, Tarragona und Barcelona.

Poſten.	Leguas.
Vaciamadrid	3 —
Perales de Tajuña . . .	3 —
Fuentidueña de Tago . . .	3½ —
Tarancon	3 —
Saelices	3 —
Montalbo	2½ —
Villar de Saz	2½ —
Olivares	3 —
Bonache de Alarcon . . .	3 —
Motilla del Palancar . .	4 —
Caſtillejo de Iniesta . . .	2 —
11 Poſten.	32½ Leguas.

11 Poſten.		32¼ Leguas.
La Minglanilla	2	—
Villagordo de Gabriel	3	—
Caudete	2	—
Requeña	3	—
Siete Aguas	3	—
Venta de Buñal	2	—
Venta de Poyos	4	—
Valencia	3	—
19 Poſten.		54¼ Leguas.

Murviedro	4	—
Nules	3	—
Caſtellon de la Plana	3	—
Oropeſa	3	—
Torreblanca	2	—
Vinaroz	4	—
Ulldecona	4	—
Tortoſa	3	—
27 Poſten.		80¼ Leguas.

27 Poſten.	80½ Leguas.
Venta de los Ajos	2 —
Perillo	3 —
Cambrils	6 —
Reus	2 —
Tarragona	2 —
32 Poſten.	95½ Leguas.

Torre del Barra	2 —
Vendrell	2 —
Villafranca del Panades	2½ —
Vallirana	3 —
San Feliu	2 —
Barcelona	2 —
38 Poſten.	109 Leguas.

---

b.

Von Madrid nach Murcia und Cartagena.

Poſten.	Leguas.
Vaciamadrid	3 —
Perales de Tajuña	3 —
2 Poſten.	6 Leguas.

2 Poſten.	6 Leguas.
Fuentidueña de Tago	3½ —
Tarancon	3 —
Torrubia	2½ —
Ontanaya	4 —
Belmonte de la Mancha	4 —
Alqueria de los Frayles	2½ —
San Clemente de la Mancha	2½ —
Minaya	3 —
La Roda	4 —
La Gineta	3 —
Albacete	3 —
Pozo de la Peña	2½ —
Venta Nueva	3 —
Tobarra	3 —
Venta de Rinatea	2½ —
Puerto de la Mala Muguer	2½ —
Cieza	3 —
Puerto de la Loſilla	2½ —
Lorqui	2½ —
Murcia	3 —
22 Poſten.	65½ Leguas.

22 Poſten.		64½ Leguas
	Los Baños	3 —
	Lobofillo	3 —
	Cartagena	3 —
25 Poſten.		73½ Leguas.

---

c.

Von Madrid nach Alicante.

Poſten.		Leguas.
13	Von Madrid nach Albacete, auf der vorigen Route b.	40 —
	Patcola	5 —
	Montralegre	3 —
	Yecla	4 —
	Sax	5 —
	Montforte	3 —
	Alicante	4 —
19 Poſten.		64 Leguas.

d.

Von Valencia nach Alicante und Murcia.

Poſten.	Leguas.
Almuſafes	3 —
Alcira	3 —
San Felipe	3 —
Atzaneta	3 —
Alcoy	3 —
Xirena	4 —
Alicante	4 —
Elche	4 —
Albatera	3 —
Orichuela	2 —
Murcia	4 —
11 Poſten.	36 Leguas.

e.

Von Valencia nach Granada.

Poſten.	Leguas.
11 Von Valencia bis Murcia, auf der vorigen Route d. . . .	36 —
11 Poſten.	36 Leguas.

11 Poſten.	36 Leguas.	
Lebrilla	4	—
Totana	4	—
Lorca	4	—
Venta del Rio	3	—
Los Velez	4	—
Los Vertientes	4	—
Cullar	3	—
Boza	4	—
Gor	4	—
Guadix	3	—
Diezma	3	—
Granada	6	—
23 Poſten.	82 Leguas.	

f.

Von Valencia nach Denia

Poſten.	Leguas.	
Almuſaſes	3	—
Cullera	2	—
Gandia	3	—
Denia	4	—
4 Poſten.	12 Leguas.	

III. Poſt=

III.

Poſtrouten von Madrid nach den vornehmſten Städten von Eſtremadura und Portugall.

a.

Von Madrid nach Talavera de la Reyna, Truxillo, Merida, Badajoz und Liſſabon.

Poſten.	Leguas.	
Moſtoles	3	—
Navalcarnero	2	—
Valmojado	3	—
Santa Cruz del Retamar . .	2	—
Maqueda	2	—
Sta. Olalla (1) und Bravo (2)	3	—
Cotocochinos	2	—
Talavera de la Reyna . .	2	—
8 Poſten.	19 Leguas.	

8 Poſten.	19 Leguas.	
Venta de Pelavenegas . . .	4	—
Calzada de Oropeſa . . .	4	—
Navalmoral de Plaſencia . .	4	—
Almaraz	2	—
Lugar Nuevo (1), Caſas del Puerto de Miravete (1) . . .	2	—
Xaraycejos	2	—
Carrascal	2	—
Truxillo	2	—
16 Poſten.	41 Leguas.	

Caſas del Puerto de Sta. Cruz .	3	—
Meajadas	3	—
Venta de la Guia . . .	3	—
San Pedro de Merida . .	3	—
Merida	2	—
Perales	3	—
Talavera la Real	3	—
Badajoz	3	—
24 Poſten.	64 Leguas.	

24 Poſten.		64 Leguas.
	Elvas	3 —
	Alcravizas	4 —
	Eſtremos	2 —
	Venta del Duque	3 —
	Arrayolos	3 —
	Montemor-Novo	3 —
	Ventas Nuevas	4 —
	Pregones	3 —
	Aldea Gallega	5 —
	Liſſabon (Ueberfahrt über den Tago)	3 —
34 Poſten.		97 Leguas.

b.

Von Madrid nach Plaſencia und Coria.

Poſten.		Leguas.
12	Von Madrid nach Almarez, auf der vorigen Route a.	33 —
	Venta de la Bazabona	4 —
13 Poſten.		37 Leguas.

13 Poſten.	37 Legu
Malpartida	3 —
Plaſencia	1 —
Galiſtro	3 —
Coria	5 —
17 Poſten.	49 Leguas.

c.

Von Madrid nach Zafra und Xeres de los Caballeros.

Poſten.		Leguas.
21	Von Madrid nach Merida, auf obiger Route a.	55 —
	Torremejia	2 —
	Almendralejo	2 —
	Zafra	5 —
	Xeres de los Caballeros .	5 —
25 Poſten.		69 Leguas.

d.

Von Madrid nach Llerena.

Poſten.	Leguas.
24 Von Madrid nach Zafra, auf der vorigen Route c.	64 —
Bienvenida	4 —
Llerena	3 —
26 Poſten.	71 Leguas.

---

e.

Von Badajoz über Albuquerque, Alcantara u. ſ. w. nach Benavente.

Poſten.	Leguas.
Albuquerque	6 —
Membrio	6 —
Alcantara	5 —
3 Poſten.	17 Leguas.

La Zarza	3 —
Coria	4 —
5 Poſten.	21 Leguas.

5 Poſten.	24 Leguas.
La Moraleja	2 —
Gata	3 —
Robleda	6 —
Ciudad Rodrigo	5 —
9 Poſten.	40 Leguas.
Martin del Rio	5 —
Boveda de Caſtro	5 —
Cabradilla	3 —
Salamanca	4 —
13 Poſten.	57 Leguas.
Calzada de don Diego . . .	4 —
Boveda de Toro	4 —
Ledesma	4 —
Zamora	5 —
17 Poſten.	74 Leguas.

17 Poſten.	74 Leguas.
Peguaujende	5 —
Riezo	3 —
Benavente	4 —
20 Poſten.	86 Leguas.

f.

Von Badajoz nach Sevilla.

Poſten.	Leguas.
Albuera	4 —
Sta. Marta	3 —
Los Santos de Maymona	5 —
Fuente de Cantos	4 —
Monaſterio	3 —
Sta. Olalla	4 —
Renqvillo	4 —
Venta de Guillena	3 —
Santiponce	3 —
Sevilla	1 —
10 Poſten.	34 Leguas.

IV.

Poſtrouten von Madrid nach den vornehmſten Städten der Mancha und von Andaluſien.

a.

Von Madrid nach Andurar, Cordova, Sevilla und Cadiz.

Poſten.	Leguas.
Los Angeles	2½ —
Eſpartinas	3 —
Aranjuez	2½ —
Ocaña	2 —
La Guardia	3½ —
Tembleque	2 —
Cañada de la Higuera	2 —
Madridejos	2 —
Puerto de Lapiche	3 —
Villaharta	2 —
10 Poſten.	24½ Leguas.

10 Poſten.	23½ Leguas.
Caſa nueva del Rey . . .	2½ —
Manzanares	2½ —
Nſtra S.ña. De la Conſolacion .	2 —
Valdepeñas	2 —
Sta. Cruz de Mudela . . .	2 —
Viſillo	2 —
Venta de Cardenas . . .	3 —
Sta. Elena	2 —
La Carolina	2 —
Guarroman	2 —
Baylen	2 —
Caſa del Rey	2½ —
Andujar	2½ —
23 Poſten.	52½ Leguas.

Aldea del Rio	3½ —
Carpio	3½ —
Caſablanca del Rey . . .	2½ —
Cordóva	2½ —
27 Poſten.	64½ Leguas.

27 Poſten.	64½ Leguas.
Cortijo de Mango-negro . .	3 —
La Carlota	3 —
Ecija	4 —
Luiñana	3 —
Venta de la Portugueſa . .	3½ —
Carmona	2¼ —
Mayrena	2 —
Alcala de la Guadayra . .	2 —
Sevilla	2 —
36 Poſten.	89¼ Leguas.

Utrera	3 —
Ventorillo de las Torres de Locaz	3½ —
Real Caſa del Cuervo . .	3¾ —
Xerz de la Frontera . . .	3½ —
Puerto de Sta. Maria . .	2¼ —
Isla de Leon	3 —
Cadiz	3 —
43 Poſten.	111¼ Leguas

b.

Von Madrid nach Granada und Motril.

Poſten.		Leguas.
23	Von Madrid nach Andurar, auf der vorigen Route a. . . .	52½ —
	Torre Ximeno	5 —
	Alcañdete	4 —
	Alcala la Real	3 —
	Pinos Puente	5 —
	Granada	3 —
	Alhendin	4 —
	Pinos del Valle	2½ —
	Benañdalla	4½ —
	Motril	4 —
32	Poſten.	87½ Leguas.

c.

Von Madrid nach Baeza.

Poſten.		Leguas.
21	Von Madrid nach Baylen, auf der obigen Route a. . . .	47½ —
21	Poſten.	47½ Leguas.

21 Poſten.	47½ Leguas.
Linares	2 —
Ubeda	2 —
Baeza	1 —
24 Poſten.	52½ Leguas.

d.

Von Madrid nach Malaga und Marbella.

Poſten.	Leguas.
23 Von Madrid nach Andurar, auf der obigen Route a. . .	52½ —
Porcuna	3 —
Baena	5 —
Lucena	4 —
26 Poſten.	64½ Leguas.

Benamexi	3 —
Anteqvera	4 —
Malaga	8 —
Marbella	5 —
30 Poſten.	84½ Leguas.

e.

Von Madrid nach Algeciras.

Poſten.	Leguas.
30 Von Madrid nach Ecija, auf der obigen Route a.	74½ —
Oſuna	5 —
Saucejo	3 —
Ronda	6 —
Gauſin	5 —
San Roque	6 —
Algeciras	2 —
36 Poſten.	101½ Leguas.

---

f.

Von Madrid nach Toledo und Orgaz.

Poſten.	Leguas.
Getafe	2½ —
Illescas	4 —
Cabañas de la Sagra . . .	3 —
Toledo	3 —
Orgaz	5 —
5 Poſten.	17½ Leguas

V.

Poſtrouten von Madrid nach den vornehmſten Städten von Altcaſtilien, Navarra, Biscaya und den Montaños de Burgos.

a.

Von Madrid nach Burgos, Vittoria und Bayonne.

Poſten.	Leguas.	
Alcobendas	3	—
San Auguſtin	3½	—
Cabanillas	3	—
Buitrago	4	—
Somoſierra	3	—
Caſtillejo	3	—
Fresnillo de la Fuente . . .	2	—
La Orrubia	3	—
Aranda de Duero	3	—
Gumiel de Izan . . .	2	—
10 Poſten.	30 Leguas.	

10 Poſten.	30 Leguas
Bajabon	2 —
Lerma	3 —
Madrigalejo	2½ —
Sarracin	3 —
Burgos	2 —
15 Poſten.	42½ —

Qvintanapalla	3 —
Caſtil de Peones . . .	3 —
Bribiesca	2 —
Cubo	3 —
Ameyugo	3 —
Miranda de Ebro	2½ —
Puebla de Arganzon . . .	3 —
Vittoria	3 —
23 Poſten.	65 Leguas.

Salinas de Leniz . . .	3½ —
Mondragon	2 —
San Antonio de Bergara . .	2 —
26 Poſten.	72½ Leguas.

26 Poſten.		72½ Leguas.	
	Villarеal de Urrechu	3	—
	Villafranca de Guipuzcoa	3	—
	Toloſa	3	—
	Urnieta	3	—
	Oyarzun	3½	—
	Irun (letzte ſpaniſche Poſt)	2½	—
	St. Jean de Luz.	3	—
	Urlarte	3	—
	Bayonne	2	—
35 Poſten.		97½ Leguas.	

b.

Von Madrid nach Santander.

Poſten.		Leguas.	
15	Von Madrid nach Burgos, auf der vorigen Route a.	42½	—
	Guermeces	4	—
	Balconcillos	5	—
	Canduela	4	—
	Reynoſa	4	—
19 Poſten.		59½ Leguas.	

19 Poſten.	59½ Leguas.
Molledo	4 —
Torrelavega	4 —
St. Ander.	4 —
22 Poſten.	71½ Leguas.

c.

Von Madrid nach San Sebaſtian.

Poſten.	Leguas.
30 Von Madrid nach Urnieta, auf der obigen Route a.	83 —
San Sebaſtian	2 —
31 Poſten.	85 Leguas.

d.

Von Madrid nach Bilbao.

Poſten.	Leguas.
21 Von Madrid nach Miranda, auf der obigen Route a.	59 —
Berguenda	3 —
Venta del Hambre	4 —
23 Poſten.	66 Leguas.

23 Poſten.	66 Leguas.
Orduña	1 —
Areta	3 —
Bilbao	3 —
26 Poſten.	73 Leguas.

e.

Von Burgos nach Valladolid und Medina del Campo.

Poſten.	Leguas.
Celada	4 —
Villarodrigo	4 —
Torrequemada	4 —
Baños	3 —
Venta de Trigueros	3 —
Valladolid	4 —
Valdeſtillos	4 —
Medina del Campo	4 —
8 Poſten.	30 Leguas.

VI.

Poſtrouten von Madrid nach den vornehmſten Städten von Leon, Galizien und Aſturien.

a.

Von Madrid nach Aſtorga und Coruña.

Poſten.	Leguas
Abulagas	2 —
Puente del Retamar	2 —
Galapagar	2½ —
Guadarrama	3 —
Fonda de San Rafael . .	2½ —
Villacaſtin	3 —
Labajos	2 —
Adanero	2 —
Arevalo	3 —
Ataquinos	3 —
10 Poſten.	25 Leguas.

10 Poſten.	25 Leguas.
Medina del Campo . . .	3 —
Rueda	2 —
Tordeſillas	2 —
Vega de Valdetroncos. . .	2 —
Villar de Frades	3 —
Villalpando	4 —
San Eſtevan del Molar . .	2 —
Benavente	2 —
Puente de la Viſana . . .	3 —
Bagueza	4 —
Aſtorga	3½ —
21 Poſten.	55½ Leguas.

Manzanal	3½ —
Membibre	3¼ —
Cubillas	2½ —
Villafranca del Vierzo . .	3 —
Ruitalar	4 —
Venta de Noceda . . .	3½ —
Becerrea	3 —
28 Poſten.	78¼ Leguas.

28 Poſten.	78½ Leguas.
Sobrado	3 —
Lugo	3 —
Valdomar	3 —
Guitirlz	3 —
Monte Salgueyro . . .	2½ —
Betanzos	2½ —
Coruña	3 —
35 Poſten.	98½ Leguas.

---

b.

Von Madrid nach Oviedo, Gijon und Aviles.

Poſten.	Leguas.
18 Von Madrid nach Benavente, auf der vorigen Route a. . . .	45 —
Villaquerida	3 —
Torai de los Gusmanes . . .	2 —
Arder	3½ —
Leon	3 —
La Robla	4 —
23 Poſten.	60½ Leguas.

23 Poſten.	60½ Leguas.
Buiza	3 —
Pajares	4 —
Vega	4 —
Oviedo	5 —
Gijon oder Aviles	5 —
28 Poſten.	81½ Leguas.

---

c.

Von Madrid nach Salamanca und Ciudad-Rodrigo.

Poſten.	Leguas.
9 Von Madrid nach Arevalo, auf der obigen Route a.	22 —
Orcajo de las Torres	5 —
Villoria	3 —
Salamanca	5 —
12 Poſten.	35 Leguas.

Cabradilla	4 —
Boveda de Caſtro	3 —
14 Poſten.	42 Leguas.

14 Poſten.	42 Leguas.
Martin del Rio	5 —
Ciudad-Rodrigo	5 —
16 Poſten.	52 Leguas.

---

d.

Von Madrid nach Orenſe, San Jago und Coruña.

Poſten.	Leguas.
18 Von Madrid nach Benavente, auf obigen Route a.	45 —
Sitrama	3 —
Vega de Tera	3 —
Mombuey	3 —
Remeſal	3 —
Reqvejo de Sanabria	3 —
Luvian	3½ —
Cañizo	3½ —
Navallo	3 —
Verin	4 —
Abavides	3 —
28 Poſten.	77 Leguas.

28 Poſten.	77 Leguas.
Alloriz	3 —
Orenſe	4 —
30 Poſten.	84 Leguas.
Pignor	2½ —
Villauñeva de la Geſta	4 —
Caſtrovite	4 —
San Jago	4 —
34 Poſten.	98½ Leguas.
Carral	4 —
Paulo	3 —
Coruña	3 —
37 Poſten.	108½ Leguas.

c.

Von Madrid nach Tuy.

Poſten.	Leguas.
30 Von Madrid nach Orenſe, auf der vorigen Route d.	84 —
Ribadavia	4 —
31 Poſten.	88 Leguas.

31 Poſten.		88 Leguas.
	Franqveyra	3 —
	Codeſas	2 —
	Tuy	2 —
34 Poſten.		95 Leguas.

f.

Von Madrid nach Pontevedra.

Poſten.		Leguas.
30	Von Madrid nach Orenſe, auf der obigen Route d.	84 —
	Moſide	3 —
	Boderas	2 —
	Cerdedo	4 —
	San Jorge de Sacos.	2 —
	Pontevedra	3 —
35 Poſten.		98 Leguas.

g.

Von Madrid nach Vigo.

Poſten.		Leguas.
32	Von Madrid nach Franqveyra, auf der obigen Route e.	91 —
	Puente de Ares	2 —
33 Poſten.		93 Leguas.

33 Poſten.	93 Leguas.
Porriño	2 —
Vigo	2 —
35 Poſten.	97 Leguas.

h.

Von Madrid nach Mondoñedo.

Poſten.	Leguas.
30 Von Madrid nach Lugo, auf der obigen Route a. . . .	84½ —
Benbia	3 —
Reygoſa	3 —
Mondoñedo	3 —
33 Poſten.	93½ Leguas.

i.

Von Madrid nach Ferrol.

Poſten.	Leguas.
34 Von Madrid nach Betanzos, auf der obigen Route a.	95½ —
Cavanas	3½ —
Ferrol	2½ —
36 Poſten.	101½ Leguas

Bemerkung. Man kann von der Coruña auch zu Waſſer nach Ferrol gehen, welches über die Bucht hinüber 4 — 5 Leguas ſind. Eben ſo kann man von Betanzos den Weg über Seijo nehmen (4 Leguas) und dann die letzte Legua zu Waſſer gehen.

k.

Von Madrid nach Valladolid und Burgos.

Poſten.		Leguas.
11	Von Madrid nach Medina del Campo, auf der obigen Route a.	28 —
	Valdeſillos	4 —
	Valladolid	4 —
13	Poſten.	36 Leguas.
	Venta de Trigueros	4 —
	Baños	3 —
	Torrequemada	3 —
	Villarodrigo	4 —
	Celada	4 —
	Burgos	4 —
19	Poſten.	58 Leguas.

l.

Von Madrid nach Toro und Zamora.

Poſten.		Leguas.
14	Von Madrid nach Vega de Valdetroncos	34 —
	Toro	3 —
	Zamora	5 —
16	Poſten.	42 Leguas.

VII.

Poſtrouten von Madrid nach den königlichen Luſtſchlöſſern.

a.

Von Madrid nach San Ildefonſo.

Poſten.	Leguas.
Abulajas	2 —
Las Matas	2 —
Fonda de la Trinidad	2 —
Salineras	2 —
Navalejos	2 —
Caſtrejones	2 —
San Ildefonſo	2 —
7 Poſten.	14 Leguas.

b.

Von Madrid nach Aranjuez.

Poſten.	Leguas.
Los Angelos	2½ —
Eſpartinas	3 —
Aranjuez	2½ —
3 Poſten.	8 Leguas.

c.

Von Madrid nach dem Eſcurial.

Poſten.	Leguas.
Abulajas	2 —
Puente de Retamar	2 —
Galapajar	2½ —
Eſcurial	2 —
4 Poſten.	8½ Leguas.

---

d.

Von Madrid nach dem Pardo.

Poſten.	Leguas.
Madrid — Pardo	2 —
1 Poſt.	2 Leguas.

VIII.

Poſtrouten von den königlichen Luſtſchlöſſern nach den verſchiedenen Hauptrouten des Königreichs.

I.

San Ildefonſo.

a.

Auf die Routen von Andaluſien, Valencia, Catalonien, Murcia und Cartagena.

Hier muß man nach Madrid zurückgehen, von wo aus man die angeführten Routen verfolgt.

b.

Nach Bayonne.

Poſten.	Leguas.
Collado Hermoſo	4 —
La Velilla	3 —
Las Navas	3 —
3 Poſten.	10 Leguas.

Poſten.	Leguas.
3 Poſten.	10 Leguas.
Fresnillo de la Fuente (wo die Hauptroute von Madrid einfällt) .	4 —
4 Poſten.	14 Leguas.

c.

Auf die Route von Caſtilien, Galizien und Aſturien.

Poſten.	Leguas.
Valſeqvilla	3½ —
Villacaſtin	3½ —
2 Poſten.	7 Leguas.

d.

Auf die Route von Eſtremadura und Portugall.

Poſten.	Leguas.
Caſtrejones	2 —
Navalejos	2 —
Salineres	2 —
Fonda de la Trinidad . .	2 —
Las Matas	2 —
Abulajas	2 —
Moſtoles	4 —
7 Poſten.	16 Leguas.

II.

Aranjuez.

a.

Von Aranjuez auf die Routen von Frankreich, Altcaſtilien, Gallizien und Aſturien.

Man muß nach Madrid zurückgehen, von wo aus man die angeführten Routen verfolgt.

b.

Auf die Route von Barcelona und Italien.

Poſten.	Leguas.
Bayonne de Tajugna	2 —
Arganda	4 —
Leeches	2 —
Venta de Meco	3½ —
4 Poſten.	11½ Leguas.

c.

Auf die Route von Eſtremadura und Portugall.

Poſten.	Leguas.
Illeſcas	4½ —
Valmejado	4 —
2 Poſten.	8½ Leguas.

d.

Auf die Route von Valencia und Murcia.

Poſten.	Leguas.
Fuentidueña	7 —
Tarancon	3 —
2 Poſten.	10 Leguas.

III.

Eſcurial.

a.

Auf die Routen von Andaluſien, Valencia, Catalonien, Murcia und Cartagena.

Man muß nach Madrid zurückgehen, von wo aus man die angeführten Routen verfolgt.

b.

Auf die Route von Frankreich.

Poſten.	Leguas.
Guadarrama	2 —
Salineras	2 —
Chozas	2½ —
Cabanillas	2 —
4 Poſten.	8½ Leguas.

c.

Auf die Route von Altcaſtilien, Galizien und Aſturien.

Poſten.	Leguas.
Eſcurial — Guadarrama . .	2 —
1 Poſt.	2 Leguas.

d.

Auf die Route von Eſtremadura und Portugall.

Poſten.	Leguas.
Villanueva de la Cañada . .	3 —
Navalcarnero	3 —
2 Poſten.	6 Leguas.

IV.

El Pardo.

a.

Auf die Route von Valencia, Murcia, Aragon und Andaluſien.

Man muß nach Madrid zurückgehen, von wo aus man die angeführten Routen verfolgt.

b.

Auf die Route von Frankreich.

Poſten.	Leguas.
Pardo — Alcobendas . .	3 —
1 Poſt.	3 Leguas.

c.

Auf die Route von Altcaſtilien, Galizien und Aſturien.

Poſten.	Leguas.
Pardo — Puente de Retamar .	$2\frac{1}{2}$ —
1 Poſt.	$2\frac{1}{2}$ Leguas.

d.

Auf die Route von Eſtremadura und Portugall.

Poſten.	Leguas.
Abulagas	1⅔ —
Moſtoles	3 —
2 Poſten.	4⅔ Leguas.

IX.

Meilenzeiger.

A.

Von Madrid werden gerechnet bis:

Abavidos.	77	Leguas.
Abulagas	2	—
Adanero	19	—
Adradas	32½	—
Agnoa	79	—
Agreda	47	—
Albacete	40	—
Albuera	68	—
Alcala de Guadayra	87½	—
Alcala la Real	64½	—
Alcaraz	78	—
Alcaudete	61½	—
Alcobendas	3	—
Alcover	97	—

Alcravizas	71	Leguas.
Aldea del Rio	56	—
Aldea Galega	94	—
Algeciras	101½	—
Alhendin	76½	—
Alicante	64	—
Alloriz	80	—
Almadrones	19½	—
Almandralejo	59	—
Almaraz	33	—
Almazan	36	—
Almunia	47	—
Alqveria de los Frayles	25	—
Ameyugo	56½	—
Andujar	52½	—
Angeles	2½	—
Antequera	71½	—
Anzanigo	72	—
Aranda de Duero	28	—
Aranjuez	8	—
Arcos (im Aragon)	30	—
Ardor	53½	—

Arevalo	22 Leguas.
Areta	70 —
Arroyolos	79 —
Aſtorga	55½ —
Ataqvines	25 —
Ateca	39 —
Aviles	91½ —
Ayerbe	68 —

B.

Badajoz	64 —
Baene	60½ —
Baeza	52 —
Baños (Murcia)	67 —
Baños (Altcaſtilien)	43 —
Baſebon	32 —
Bayoñe	97½ —
Bayoñe über Pamplona	83 —
Bagneza	52 —
Barcelona über Valencia	109 —
Barcelona über Saragoſſa	110 —
Baſcara	130½ —
Baſconcillas	51½ —

Baylon	47	Leguas.
Becerrea	78½	—
Bedeus	86	—
Belmonte (Mancha)	23	—
Benamexi	67½	—
Benaudalla	83½	—
Benavente	45	—
Bendia	87½	—
Benlloch	82½	—
Berguenda	62	—
Bermues	74	—
Berrueta	75	—
Betanzos	95½	—
Bienvenida	68	—
Bilbao	73	—
Bobaras	89	—
Boulou (Volo)	139½	—
Bonache de Alarcon	26½	—
Boveda de Caſtro	44½	—
Bravo	15½	—
Bribieſca	50½	—
Buars	73	—

Bubierca	37	Leguas.
Buitrago	13½	—
Buiza	63½	—
Bujaraloz	68	—
Bujarrabal	25	—
Burgos	42½	—
Burgos (über Valladolid)	58½	—

C.

Cabañas de la Sagra	9½	—
Cabanillas	9½	—
Cabradillas	41½	—
Cañada de la Higuera	17½	—
Cagnizo	67	—
Cadiz	111½	—
Calatayud	41	—
Calzada de Oropeſa	27	—
Cambrils	92½	—
Camin-Real	60½	—
Campfranc	80	—
Candaſnas	71	—
Canduela	55½	—
Carlota	70½	—

Carmona	83½	Leguas.
Carolina	41½	—
Carpio	59¾	—
Carral	102¾	—
Carraſcal	39	—
Cartagena	73½	—
Caſablanca del Rey	62	—
Caſtellon de la Plana	64¾	—
Caſtil de Peones	48¾	—
Caſtillejo	19¾	—
Caſtillejo de Inieſta	32¾	—
Caſtel Oli	99¾	—
Caſtrejones	12	—
Caſtrovite	94½	—
Caudete	39½	—
Cavanas	99	—
Celada	54	—
Cerdedo	93	—
Cervera (Catalonien)	90	—
Cetina	35	—
Ceuta	104½	—
Chueca	16	—

Cieza	56½	Leguas.
Cintruenigo	52	—
Ciudad-Rodrigo	54	—
Cobejas	93	—
Cordova	64½	—
Coria	49	—
Coruña (über Lugo)	98½	—
Coruña (über San Jago)	108½	—
Carlijo de Mango Negro	67½	—
Cubillos	64½	—
Cubo	53½	—
Cuerva	21	—

E.

Ecija	74½	—
Eſcurial	8½	—
Eſpartinas	5½	—
Eſtremas	73	—

F.

Ferrol	101½	—
Figueras	135½	—
Fraga	75	—

Franqueyra	91	Leguas.
Frasno	44	—
Fresnillo de la Fuente	22	—
Fuentidueña del Tago	9¾	—

G.

Galapagar	6½	—
Galiſteo	44	—
Gancho (Guacho)	95	—
Gauſin	93½	—
Gerona	127½	—
Getaſe	2½	—
Gibraltar	101½	—
Gijon	82	—
Gineta	37	—
Gomez	85	—
Grajanejos	17	—
Granada	72½	—
Guadalaxara	11	—
Guadarrama	9½	—
Guardia	13½	—
Guarroman	45½	—
Guermecas	46½	—

Gultiriz	90½ Leguas.
Gumiel de Izan	30 —
Gurrea	63 —

H.

Hinojoſa	43½ —
Hoſtalrich	121⅛ —

I.

Igualada	97 —
Illeſcas	6½ —
Irun	90½ —
Isla de Leon	108½ —

Jot.

Jaca	77 —
Jaraycejo	37 —
Juñeda	85 —
Junqvera	136⅝ —

L.

Labojas	17 —
Lanz	73 —
Las Matas	4 —
Leon	56½ —

Lerida	80	Leguas.
Lerma	35	—
Linares	47½	—
Liſſabon	97	—
Llerena	71	—
Llinas	116	—
Loboſillo	70	—
Lodares	27½	—
Lorqui	61½	—
Lucena	64½	—
Lugo	84½	—
Luiſiana	77½	—
Lurian	63½	—

M.

Madridejos	19½	—
Madrigalejo	37½	—
Malaga	79½	—
Malpartida	40	—
Manzanal	58½	—
Manzanares	29½	—
Maqueda	12	—
Marbella	84½	—

Marcilla	59	Leguas.
Martin del Rio	49	—
Martorell (über Valencia) . .	107½	—
Martorell (über Saragoſa) .	105	—
Maſide	87	—
Matas	4	—
Mataro	112½	—
Maya	77	—
Mayrena	85½	—
Meajadas	47	—
Medina del Campo . . .	28	—
Membibre	62½	—
Merida	55	—
Minaya	31	—
Minglanilla	34½	—
Miranda de Ebro	59	—
Molledo	63½	—
Momblanch	92	—
Mombury	54	—
Mommalo	114	—
Monaſterio	85	—
Moncada	112	—

Mondoñedo	93½	Leguas.
Mondragon	70½	—
Monforte	60	—
Monreal de Ariza	33	—
Montaldo	17½	—
Montealeqve	48	—
Montemor-novo	82	—
Monte-Salgueyro	93	—
Mora	16	—
Moſtoles	3	—
Motilla del Palancar . . .	30½	—
Motril	87½	—
Muela	52	—
Murcia	64½	—
Murviedro	58½	—

N.

Navalcarnero	5	—
Navalejos	10	—
Navalis	70	—
Navalmoral de Plaſencia . .	31	—
Ntra Sra de la Conſolacion . .	31½	—
Nules	61½	—

O.

Ocaña	10	Leguas.
Oleron	90	—
Olivares	23½	—
Onrubia	25	—
Ontaneda	19	—
Orcajo de las Torres	27	—
Orduña	67	—
Orenſe	84	—
Orgaz	17½	—
Oropeſa (Calzada de)	67½	—
Oſera	62	—
Oſtartz	81	—
Oſitz	71	—
Oſuna	79½	—
Otriz	65½	—
Oviedo	76½	—
Oyarzun	88	—

P.

Paxares	67½	—
Palma de Mallorca	160	—
Pamplona	69	—
Panadella	92½	—
Perales de Merida	58	—
Perales de Tajuña	6	—
Perello	85½	—
Perpignan	143½	—
Petrola	45	—
Pignor	86½	—
Pinos del Valle	79	—

Pinos Puente	69½	Leguas
Plateucia	41	—
Pontevedra	98	—
Porcuna	55½	—
Porrigno	95	—
Pozo de la Peña . . .	42½	—
Pregones	89	—
Puebla de Alſinden . . .	59	—
Puebla de Arganzon	62	—
Puente de Aras	93	—
Puente de Sta. Maria . .	105½	—
Puigdelfi	97½	—
Q.		
Quintanaralla	45½	—
R.		
Real Caſa del Cuervo . . .	99½	—
Reqveña	42½	—
Reus	100	—
Revgoſa	90½	—
Revnoſa	59½	—
Ribadavia	88	—
Robla	60½	—
Roda	34	—
Ronda	88½	—
Ronqvillo	80	—
Rueda	50	—
Ruitalar	78½	—
S.		
Saelices	15½	—
Salamanca	37	—

Salinas de Leniz	68½	Leguas.
San Auguſtin	6½	—
San Feliu (über Valencia) . .	107½	—
San Feliu (über Saragoßa) .	108	—
San Ildefonſo	14	—
St. Jean de Luz . . .	93½	—
San Rogve	99½	—
San Sebaſtian	85	—
Sta. Cruz de Mudela . . .	35½	—
Sta. Elena	41½	—
Sta. Marta	71	—
Sta. Olalla	87	—
Santander	71½	—
Santjago	98½	—
Santoña	76½	—
Saragoßa	56	—
Sevilla	89½	—
Siguenza	28	—
Sobrado	81½	—
Somoſierra	16½	—
Soria	42	—
Sotocochinos	17	—
T.		
Tafalla	63	—
Talavera de la Reyna . . .	19	—
Talavera la Real	61	—
Tarancon	12½	—
Tarragona (über Valencia) . .	95½	—
Tarragona (über Saragoßa u. Lerida)	99½	—
Tembieqve	15½	—

Toledo	$12\frac{3}{8}$	Leguas.
Toloja (Biſcaya)	$81\frac{1}{2}$	—
Toro	37	—
Tortoſa	$80\frac{1}{2}$	—
Truxillo	41	—
Tuy	95	—
U.		
Ubeda	$51\frac{1}{4}$	—
Ulldecona	$77\frac{1}{2}$	—
Uriarte	$95\frac{1}{2}$	—
Urnieta	$84\frac{1}{4}$	—
Utrera	$92\frac{3}{4}$	—
V.		
Valdepeñas	$33\frac{3}{4}$	—
Valdeſtillas	32	—
Valencia	$54\frac{3}{4}$	—
Valladolid	36	—
Valls	95	—
Valtierra	56	—
Vendrell	$99\frac{3}{4}$	—
Vittoria	65	—
Villacaſtin	15	—
Villarodrigo	50	—
Villorta	32	—
Vinaroz	$73\frac{3}{4}$	—
X.		
Xerez de la Frontera	103	—
Xerez de los Caballeros	69	—
Y.		
Yebenes	18	—
Yecla	52	—
Yeloes	67	—
Z.		
Zafra	64	—
Zamajon	$39\frac{1}{2}$	—
Zamora	42	—
Zuera	60	—

Ende des zweyten und letzten Theils.

Die Liebe im Kerker.

Fünf Erzählungen

von

Christian August Fischer.

Frankfurt am Main 1825.
Verlag von Heinrich Wilmans.

Cabinetsſtücke

eines

Gefangenen.

Herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Erſtes Bändchen.

Die Liebe im Kerker.

Frankfurt am Main 1825.
Verlag von Heinrich Wilmans.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des erſten Bándchens.

I. Eleonore . . . . Seite 1.
II. Das Bagno von Tripolis . . . . . . 65.
II. Robert und Hannchen . . . . 135.
. Das Mädchen von Celebes . . . . . 173.
V. Der Staatsgefangene . . . . 205.

Inhalt des zweiten Bándchens.

I. Die Liebe in der Wüſte . . . . . . Seite 1.
II. Abulcaſem . . . . 41.
II. Die Räuber . . . . 83.
V. Das Karavanſerai . . . . 133.
V. Der Abentheurer von Iſpahan . . . 221.

I.

Eleonore.

1.

Maria Iſabella, verwittwete Herzogin von *** in Italien, war bei der Unmündigkeit ihres einzigen Sohnes, Regentin des Landes, und hatte eben ihr ſiebenunddreißigſtes Jahr zurückgelegt. Aber bei allen Frauen, und beſonders bei denen des Südens, bleibt das Herz ewig jung, ewig zärtlich, ewig entzündbar. So glühte auch ſie, mit allem Feuer der erſten Leidenſchaft für den Grafen v. R., der Obriſtlieutenant in ihrer Leibwache, und einer der ſchönſten Männer war.

Doch dieſer liebte ſchon, ſeit längerer Zeit, in ſüßem, ſtillen Geheimniß, eine ihrer Hoffräuleins, Eleonore v. M. eine der vollendeteſten ihres Geſchlechts, und die Güte, die Anmuth, und die Innigkeit ſelbſt. Beider Herzen verſtanden ſich; jedes fand ſich in dem Andern wieder; eines zog das andere mit unwiderſtehlichem Zauber an.

So ſchloß denn das edle Paar einen Bund der Zärtlichkeit, dem nichts als die Weihe der Kirche gebrach. Der Graf mußte nämlich die Zuſtimmung eines Oheims einholen, der ihn unter dieſer Bedingung zum Erben eingeſetzt hatte, und Geſandter an einem entfernten Hofe war. Beide Liebenden verbargen daher ihr Geheimniß nach Möglichkeit. Durch einen unglücklichen Zufall indeſſen, ward es dennoch von einer Kammerfrau entdeckt, die im Solde der Herzogin ſtand.

Welche Scene, als die eiferſüchtige Fürſtin dieſe Gewißheit erhielt! Ihr Neid, ihr Haß, ihr Zorn, ihre Wuth, erreichten den höchſten Grad, trafen jedoch nur die geliebte Nebenbuhlerin. Eleonore zu entfernen, ja zu vernichten, war jetzt ihr feſter Entſchluß. Sie berathſchlagte ſich daher unverzüglich mit ihrer Obriſthofmeiſterin. Dieſe haßte Eleonore ſchon längſt im Stillen, und gieng daher mit Wärme in die Pläne ihrer Gebieterin ein.

So ward denn Alles zum Verderben des armen, unſchuldigen Weſens vorbereitet, bis endlich der Tag der Ausführung erſchien. Eines Morgens nämlich — es war in der Mitte des Auguſt — veranſtaltete die Herzogin eine Spazierfahrt, nach einem etwas entfernten Luſtwald. Sie war, außer der Obriſthofmeiſterin, blos von Eleonoren begleitet, und hatte nur einen einzigen, vertrauten Diener bei ſich. Beide Frauen ſchienen die Freundlichkeit und die Güte ſelbſt; denn beide waren ja ihrer Rache gewiß. So ließ denn die Herzogin immer tiefer in den Wald fahren, bis endlich der Weg völlig geſchloſſen war.

„Ausſteigen und Frühſtück, Francesco!“ — rief ſie jetzt dem hinten aufſtehenden Diener zu, der ſie vollkommen verſtand. Er öffnete daher den Schlag, breitete einen Teppich über den Raſen, legte koſtbare Kiſſen darauf, ſtellte einen zierlichen Feldtiſch daneben, und brachte das Frühſtück in Ordnung. Es war das zweite, und beſtand aus Backwerk, Früchten und Morgenwein. So nahm die Fürſtin, mit ihren Begleiterinnen, gemächlich Platz.

Man aß; man ſchwatzte; man nippte von dem lieblichen Nektar; die Herzogin überließ ſich einer ungewöhnlichen Fröhlichkeit. Auch die Obriſthofmeiſterin war ſehr belebt; nur Eleonore fühlte eine gewiſſe Schläfrigkeit. Man erräth leicht, daß ihrem Weine, ein betäubendes Mittel beigemiſcht worden war. Die Herzogin wandte ſich daher mit den ſüßeſten Worten an ſie — „Schlummre ein wenig, mein Liebchen; es „wird Dir wohl thun!" — wobei, ſie ihr ſanft über die Stirne und Augen ſtrich.

Zwei Minuten, und Eleonore ſank mit einem Seufzer in tiefen Schlaf. Aber plötzlich brachen zwei Vermummte aus dem Dickicht hervor, warfen einen ſchwarzen Schleier über ſie, und verſchwanden mit ihr. Die Herzogin ſtieg nun mit der Obriſthofmeiſterin wieder ein, und kehrte im Fluge nach der Reſidenz zurück. Eleonore aber ward in eine Barke gebracht, die hinter dem Walde, am Ufer des *** lag, und mit vier Ruderern bemannt war. So ging es pfeilſchnell den reiſſenden Strom hinab.

2.

An der nördlichen Grenze des Herzogthums, liegt auf einem hohen Berge, die Feſtung ***. Sie beherrſcht eine ziemlich anſehnliche Stadt, und eine der ſchönſten Landſchaften von Italien. Hier war es, wo Eleonore, auf ewig von ihrem Geliebten getrennt, ein Leben vertrauern ſollte, das von nun an blos dem Schmerze gewidmet ſchien. Commandant dieſes wichtigen Platzes war der Major v. S., ein noch junger Mann, und ſehr verdienter Offizier, allein wegen einer Lähmung des linken Arms, zum Felddienſt für untauglich erklärt.

Es war am Morgen deſſelben Tages, der Eleonorens Schickſal entſchied; als er einen Courier aus der Hauptſtadt, mit einer geheimen Depeſche erhielt, die die künftige Staatsgefangene betraf. Sehr erſtaunt, eilte er die nöthigen Anſtalten zu treffen, wie ſie in ſolchen Fällen gewöhnlich ſind. Es ward indeſſen beinahe ſieben

Uhr Abends, ehe Eleonore eintraf. Dies geſchah unter einer Bedeckung von ſechs Mann, in einem vierſpännigen Wagen, worin ſie ſich mit einem Offizier befand.

Der Major empfing ſie, mit ihrem Begleiter, an der offenen Thür ſeines Canzleizimmers, und widmete ihr beſondere Aufmerkſamkeit. Jetzt hatte nun die förmliche Uebergabe, nebſt der Einregiſtrirung ſtatt, worauf der Offizier den Ablieferungsſchein erhielt, und mit der Bedeckung abging. Der Commandant begrüßte nun Eleonoren noch einmal, und ſetzte ſie von folgenden Umſtänden in Kenntniß.

Zuerſt ſey, auf höherem Befehl, eine Summe von zwanzig Zechinen für ſie niedergelegt. Dieſe wäre für ihre erſten Bedürfniſſe an Kleidern, Wäſche, u. ſ. w. beſtimmt. Zweitens ſey ihr Taggeld, zur Beſtreitung der übrigen Ausgaben, auf ſechs Lire feſtgeſetzt. Endlich erhalte ſie eine Unteroffiziersfrau zur Aufwartung.

Das Tagegeld — fuhr er fort — würde von Woche zu Woche vorausbezahlt, und alſo mit heute der Anfang gemacht. — Bei dieſen Worten gab er dem Caſſirer einen Wink. Dieſer zählte demnach die Summe auf, und übergab Eleonoren die Quittung zur Unterſchrift. — Was die zwanzig Zechinen anlange — ſetzte nun der Major hinzu — ſo müſſen dieſelben in der Caſſe bleiben; doch könne Eleonore darauf anweiſen, wieviel ihr nur immer gefällig ſey.

Man kann leicht denken, wie alle dieſe ökonomiſchen Erläuterungen auf ein Gemüth wirken mußten, das die zarteſte Weiblichkeit ſelbſt war. Dazu kam die gänzliche Unbekanntſchaft mit Verhältniſſen dieſer Art. Auch der Major fühlte, einer ſolchen Gefangenen gegenüber, das Drückende ſeiner

Amtspflicht in einem Grade, der gewiß für ihn ſelbſt am peinlichſten war.

Dieſe ſchönen, edeln, liebenden Züge der ſchuldloſen Unglücklichen, hatten nemlich den tiefſten Eindruck auf ſein Herz gemacht. Aber Würde, und Verantwortlichkeit, geboten ihm die ſtrengſte Zurückhaltung. Die größte Milde, und Höflichkeit in ſein Betragen zu legen, war das Einzige, was ihm übrig blieb. Als daher alles in Ordnung war, bat er Eleonoren um Erlaubniß, ihr ſelbſt ihr Zimmer anweiſen zu dürfen, und man kann denken, ob ſie es annahm.

So führte er ſie denn, von einem Sergeanten mit den Schlüſſeln begleitet, über den Waffenplatz, zu einem frei liegenden, großen Gebäude, vor deſſen Eingange eine Schildwache ſtand. Dann gieng es zwei hohe Treppen hinan, wovon jede, am obern Ende, mit einem Poſten beſetzt war. Endlich kam man auf einen langen Gang, der von der Abendröthe beleuchtet war. Jetzt öffnete der Sergeant ein Zimmer, und der Major führte Eleonoren hinein.

„Hier mein Fräulein!“ — ſagte er, —
„das iſt das Ihrige. Es iſt das beſte von
„allen, worüber ich verfügen kann. Nur
„thut es mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen,
„daß keine andern Meublen vorhanden ſind.
„Ihre Thür wird nicht verſchloſſen; Sie
„haben volle Freiheit, auf dem Gange hin
„und her zu gehen. Was aber die Treppe
„anlangt, ſo muß ich ergebenſt bitten —
„indem die Poſten — Sie verſtehen mich,
„mein Fräulein. — Es ſind höhere Befehle,
„die ich durchaus befolgen muß.“

„Ich werde indeſſen — fuhr er fort —
„die Ehre haben — Sie täglich zu einer Ihnen
„beliebigen Stunde zu ſehn. Dann machen
„wir, wenn es ihnen gefällig iſt, einen

„Spaziergang in den Garten, oder um die „Wälle, die alle mit Bäumen beſetzt ſind. — „Jetzt aber verlaſſe ich Sie, mein Fräulein. — Ich muß fürchten, beſchwerlich zu „ſeyn. — Eleonore antwortete verneinend; er würdigte indeſſen ihre Lage mit vielem Zartgefühl.

„Sergeant!“ — indem er ſich zu dieſem wendete — „Schicken Sie ſogleich die Müller mit Licht herauf, und inſtruiren ſie „die Poſten darnach! — Auch ſollen die Leute „beim Anrufen nicht übermäßig ſchreien! — „Verſtehen Sie?“ — „Sehr wohl, Herr „Commandant“ — erwiederte der Sergeant, grüßte auf militäriſche Art und gieng. — „So wie Sie etwas bedürfen, mein Fräulein“ — fuhr der Major fort — „ſo ſagen Sie „nur der erſten Schildwache, daß ſie anrufen ſoll; der Sergeant ſolle herauf. Er

„weiß dann ſchon, was er zu thun hat.“ — Hiermit empfahl ſich der brave Mann.

Höchſt ermattet warf ſich nun Eleonore auf einen Stuhl, von tauſend Gefühlen beſtürmt. Doch bald trat Frau Müller, die Unteroffiziersfrau, mit dem Lichte, nebſt einer Caraffe Waſſer herein, und fragte was dem Fräulein zum Abendeſſen gefällig ſey. Es befinde ſich ein eigener Speiſewirth für den Herrn Commandanten und die Herren Offiziers auf der Feſtung; man eſſe recht gut bei ihm. Auch verkaufe er Kirſchen- und Himbeerſaft, ſo wie vortrefflichen Zwieback; alles zu einem ſehr billigen Preis.

Eleonore beſtellte etwas von den beiden letzten Artikeln, und ward zu ihrer Zufriedenheit bedient. Hierauf redete ſie, mit Frau Müller, das Nöthige wegen dem Frühſtück, dem Mittagseſſen, und anderer ökonomiſchen Einrichtungen ab. Zuletzt gab ſie ihr einen Vorſchuß von achtzehn Lire, entließ ſie, und riegelte ſich ein. Es war halb neun Uhr, und der Himmel mit düſtern Wolken bedeckt. Sie ſchloß das Fenſter, aß, und trank ein wenig, und ſann über ihr Schickſal nach.

Alles was ihr heute begegnet war, erſchien ihr anfangs wie ein verworrener, chaotiſcher Traum. Aber umſonſt verſuchte ſie daraus zu erwachen; ſie ſah ſich auf allen Seiten mit dieſen furchtbaren Bildern umringt. Bald fühlte ſie nun, daß ſie in den Kreis einer ſchrecklichen Wirklichkeit gebannt war. Schon wirbelten nemlich die Trommeln des Zapfenſtreiches, in wildem Getöſe, über den Waffenplatz hin, und ſchnell folgte das Anrufen der Schildwachen darauf. Höchſt ermüdet löſchte ſie das Licht aus, warf ſich nur halb entkleidet auf das

Bett, und ſank augenblicklich in tiefen Schlaf.

3.

Am folgenden Tage erwachte ſie ſchon um fünf Uhr Morgens, von dem Trommelgetös des Reveils, öffnete das Fenſter, und kleidete ſich an. Wehmüthig blickte ſie um ſich her, denn Alles verletzte ihr Schönheitsgefühl. Dieſe aſchgrauen, abgeſtoßenen Wände, dieſe altväteriſchen, verſchoſſenen, rothen Lehnſtühle, dieſe plumpen, lakirten, halb abgeſprungenen Wandtiſche, dieſe ſchweren, braungebeizten hohen Commoden, endlich die verbleichten grünſeidenen Vorhangdraperien, vor den hohen Fenſtern — Alles rief die Bilder des Verfalles, der Dürftigkeit, und der Verlaſſenheit hervor.

Gegen ſechs Uhr erſchien Frau Müller, und brachte das Frühſtück. Sie erzählte daß heute großes Manoeuvre ſey; man könne es von der Feſtung, und gerade am beſten, von dieſem Zimmer aus ſehen. Eleonore dachte indeſſen vor Allem auf die Anſchaffung von Kleidern, und Wäſche, und berathſchlagte deshalb ziemlich lange mit ihr. Endlich hielt es die willige Frau fürs Beſte, deshalb ſelbſt in die Stadt hinunter zu gehen.

Eleonore nahm nun ihr Frühſtück am Fenſter ein. In glänzendem Sonnenſchimmer lag die herrliche Landſchaft vor ihr, und mit rauſchender Feldmuſik, oder ſchmetternden Trompetenfanfaren marſchirten die verſchiedenen Regimenter auf. Aber alles dieſes rege Leben weckte nur wehmüthige Erinnerungen in ihrem Gemüth.

So ſah ſie einſt den Geliebten in voller Schönheit, im glänzendſten Schmucke, in ſtolzer, ſieggewohnter Haltung, an der

Spitze ſeines Regiments, und ihr Herz klopfte vor Freude, Wonne, und Seligkeit. — Und jetzt? — Ach ſie mußte ſich abwenden, ihre Thränen floſſen, ſie fühlte das ganze Unglück, vielleicht auf ewig von ihm getrennt zu ſeyn!

Gegen acht Uhr erſchien der Sergeant, und brachte ihr ein Paket, nebſt einem Billet von dem Major. Dieſer ſchrieb, daß er wegen dem Manoeuvre u. ſ. w. leider verhindert ſey, ſie eher als dieſen Abend um ſechs Uhr zu ſehen; er ſende ihr daher indeſſen, einige neue Werke aus der ſchönen Literatur. Eleonore ließ auf das verbindlichſte für dieſe Aufmerkſamkeit danken, durchblätterte dann die Bücher, und fand wirklich einigen Geſchmack daran. Nachmittags ward nun auch das Geſchäft, wegen der Wäſche, und Kleidung, nach ihren Wünſchen in Ordnung gebracht.

Zu der beſtimmten Stunde erſchien denn der Major und ſchlug ſogleich einen Spaziergang vor — „Hierin bin ich nicht beſchränkt, „mein Fräulein“ — ſagte er — „es ſoll mich „freuen, Sie häufig davon Gebrauch machen „zu ſehen!“ — Eleonore fühlte den ganzen Werth ſeiner Gefälligkeit, und dankte ihm ſehr aufrichtig dafür.

So umgingen ſie denn die ſchönen Wälle, die ſämmtlich mit hohen Kaſtanienbäumen bepflanzt waren, während der Major Alles zu Eleonorens Erheiterung aufbot. Mit ihrer Zuſtimmung, ward nun für den folgenden Abend ein ähnlicher Spaziergang feſtgeſetzt. Endlich gegen halb acht Uhr, begleitete ſie der Major, mit der größten Artigkeit, auf ihr Zimmer zurück.

Jetzt Frau Müller; das Abendeſſen wie geſtern, und kleine Angelegenheiten aller Art. — Ein ſchwermüthiger Abend, doch mitten in dem nächtlichen Dunkel, ein Stern der Hoffnung, ein Schimmer der Rettung, ein Blick des Geliebten, der zu nahen ſchien. Mit dieſen Gefühlen ſchlummerte Eleonore ein, und holde Träume umgaukelten ſie. Ja, der Geliebte erſchien auf einem geflügelten Zauberroß. Er berührte die Mauern ihres Kerkers mit ſeinem Schwerdte, und ſie öffneten ſich. Da bog er ſich zu ihr, ſchloß ſie liebend in ſeine Arme, und ſchwebte, hoch über den Zinnen der Feſte, mit ihr davon.

4.

Eleonore erwachte ſpät, aber wie neu gebohren, voll Ruhe, voll Kraft, voll entzückender Heiterkeit. Sie hielt jene reizenden Bilder, jene begeiſternden Gefühle feſt, und gelobte ſich ſelbſt, nie wieder kleinmüthig zu ſeyn. In dieſem Sinne beſtimmte ſie denn vor Allem, nun ihre Tagsordnung. Der größte Theil deſſelben ward zwiſchen Muſik und Lektüre, zwiſchen Zeichnen, und Sticken vertheilt. Ein kleiner Morgenſpaziergang, ein größerer gegen Abend, füllten den Ueberreſt aus.

So erſchien Frau Müller mit dem Frühſtück, und erhielt Aufträge aller Art. Eine Guitarre mit Muſikalien, ein vollſtändiger Zeichnungsapparat, endlich ein Stickrahm mit allem Zubehör, dies war es, was Eleonore, mit Erlaubniß des Commandanten, zu kaufen beſchloß.

Um nun das nöthige Geld zu finden, opferte ſie ohne Bedenken, ihren koſtbaren Haarkamm auf. Frau Müller, in allen dieſen Geſchäften wohl erfahren, verſprach Alles aufs Beſte zu beſorgen, und machte dem Major ſogleich die Anzeige davon. Dieſer bewilligte nicht nur Alles, ohne die mindeſte Schwierigkeit, ſondern ſchrieb ihr auch die Adreſſe einiger der vornehmſten Kunſt- und Muſikalienhändler auf. Eben ſo gab er ihr zwei Gefreite zum tragen mit.

So kam denn Alles an dieſem Vormittage in Ordnung. Ueberdem erhielt Eleonore noch ein artiges Sümmchen zurück, das jedoch, verordnungsmäßig, zu ihrer weitern Verfügung, in der Kaſſe niedergelegt ward. Als nun gegen Abend der Major erſchien, um ſie zum Spaziergange abzuholen, — dankte ſie ihm, auf das verbindlichſte für ſeine Gefälligkeit.

Er ſelbſt freuete ſich der ſchönen Guitarre, der vielen neuen Muſikalien, des geſchmackvollen Zeichnungsapparats, und des zierlichen Stickrahms, der ſchon eingerichtet war. Unterdeſſen hatte ſich aber der Himmel umzogen, es fing an zu regnen, und man ſah ſich auf das Zimmer eſchränkt. Der Major bat daher Eleonoren um eine Probe ihres Geſanges und Guitarrenſpiels.

Sie konnte ihm dies nicht füglich abſchlagen, ja ſie that es ſogar mit Vergnügen, denn ihm gebührt ja die Einweihung des Inſtrumentes, das ſo gefällig von ihm bewilligt worden war. So wählte ſie denn einige der ſchönſten Lieder, die ganz zu ihrer Lage paßten, und trug ſie mit dem Ausdrucke des tiefſten Gefühles vor.

Der Major aufs Innigſte ergriffen, theilte ihre Rührung, ſtand auf, küßte ihr ehrerbietig die Hand, und hub mit bewegter Stimme an: — „Mein Fräulein, meinen herzlichſten, aufrichtigſten Dank! Befehlen Sie in Allem über mich. — Was nur mit meiner Pflicht vereinbar iſt, es ſoll geſchehen. — Ich werde Ihnen den groſſen Pavillon öffnen laſſen, der auf die Garten-

„terraſſe geht. Hier ſind Sie völlig unge„ſtört, indem kein Poſten daſteht. Die „Terraſſe iſt mit Bäumen bepflanzt.“

Eleonore, hoch erfreut, antwortete mit dem Tone der Herzlichkeit: „Ich ſehe „wohl, Herr Major, Gott hat mir einen „edelmüthigen Freund in Ihnen geſchenkt!“ — „Ja, das bin ich!“ — erwiederte er, — „und „werde es ewig ſeyn!“ — Eleonore ſprach darauf von ihrer Lektüre, denn ſie war wirklich deshalb in einiger Verlegenheit. Zu ihrer großen Freude erfuhr ſie aber, daß eine gute Leihbibliothek in der Stadt vorhanden ſey. Der Major verſprach ihr den Catalog zu ſchicken, und ſo trennte man ſich endlich, mit gegenſeitiger Zufriedenheit.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Rapporte, erſchien der Sergeant, mit einem zierlichen Pakete, worin das obige Verzeichniß, nebſt einem artigen Billete befindlich war.

Zu gleicher Zeit erſuchte er Eleonoren, ihm zu folgen, indem er den Pavillon aufzuſchließen befehligt ſey. Eleonore ging alſo mit ihm, und bemerkte ſehr dankbar, daß er aus Achtung, immer einen Schritt hinter ihr blieb.

So ſtiegen ſie denn, am äußerſten Ende des Ganges, eine kleine Treppe hinab, und traten bald darauf in ein großes, achteckichtes Gemach, mit ſchönen Frescogemälden verziert. Von hier aus kamen ſie auf die herrliche Terraſſe, die den Strom, die Stadt, und die Landſchaft beherrſchte, und mit hohen, ſchattigen Orangenbäumen beſetzt war.

„Von nun an, mein Fräulein!“ — ſagte jetzt der Sergeant, — „wird der Pavillon den „ganzen Tag für Sie offen ſeyn — dies iſt „der Befehl des Herrn Majors!“ — Mit dieſen Worten beurlaubte er ſich.

Eleonore genoß nun eine Zeitlang der

eben ſo großen, als reizenden Ausſicht. Endlich bemerkte ſie ein artiges Gartenkanapee, mit Kiſſen bedeckt, und einen zierlichen Tiſch, auf dem ein Körbchen mit Früchten ſtand. Sie fühlte die ganze Aufmerkſamkeit des Commandanten; ſchrieb aber in ihrem ſüßen Wahne, alles dem Einfluſſe ihres Geliebten zu.

Bald darauf holte ſie ihren Zeichnungsapparat, legte eine Skitze der ſchönen Gegend an, und brachte ſo den Vormittag äußerſt angenehm zu. Die Sache mit den Büchern kam nun gleichfalls in Ordnung; die Bibliothek war wirklich eine der vorzüglichſten in ihrer Art. Zu der beſtimmten Stunde erſchien endlich der Major, und holte Eleonoren in den Garten ab.

Auch dieſer war im Ganzen recht artig angelegt; beſonders befanden ſich ſchöne Blumenparterres, nebſt einem herrlichen Springbrunnen darin. Auf einen Wink des Majors, überreichte der Gärtner Eleonoren einen Blumenſtraus, und erhielt einen Lire dafür. Der Abend war unbeſchreiblich ſchön; man trennte ſich daher erſt mit einbrechender Dämmerung. Eleonore dankte dem Major mit Herzlichkeit, und unterhielt ſich mit ihrer Guitarre bis zum Zapfenſtreich.

5.

So hatte ſich nun Eleonore eine freundliche Welt von Beſchäftigungen, und einen lieblichen Kreis von Erhohlungen gebildet, in dem auch der Major eine Stelle behauptete, die nicht die letzte war. Während er ſich nun, mit der ganzen Kraft ſeines Karakters, immer mehr ſeinen Empfindungen überließ, fühlte ſie ſelbſt das reinſte Wohlwollen, und die höchſte Dankbarkeit für ihn. Abee ihr Herz konnte nur einem

Manne gehören, und an dieſem hielt ſie mit unerſchütterlicher Treue feſt.

Als die Herzogin ihre verbrecheriſche That vollendet hatte, ließ ſie durch ihre Vertrauten verbreiten, daß Eleonore, durch einen unglücklichen Zufall, in den Strom geſtürzt, und augenblicklich geſunken ſey. Allein hierdurch ward Niemand, und am wenigſten der Graf getäuſcht; er ſah vielmehr das Blendwerk im erſten Augenblick durch. Von nun an ſann er daher auf nichts, als auf die Mittel zu ihrer Befreiung.

Demnach nahm er als Ausländer ſogleich ſeinen Abſchied, ſchickte ſeine Orden zurück, verließ die Reſidenz noch an demſelben Tage, und begab ſich an den Hof des *** von ***, der von jeher ſehr feindlich gegen jenes Land geſinnt war. Hier ward er mit offenen Armen empfangen, zum Generalmajor ernannt, und bei der politiſchen Lage der Dinge, zu einer der wichtigſten Unternehmungen beſtimmt.

Unterdeſſen hatte Eleonore, in ihrer Abgeſchiedenheit, nun auch den ganzen September zugebracht; als plötzlich auf der Feſte eine große Veränderung eintrat. Es war nemlich am erſten Oktober Morgens, als unvermuthet ein Eilbote aus der Hauptſtadt ankam. Er überbrachte den Befehl, daß Alles auf den Kriegsfuß zu ſetzen ſey. Wirklich hatten die Unterhandlungen mit dem * * *ſchen Hofe eine ſo bedenkliche Wendung genommen, daß ein Bruch unvermeidlich ſchien.

Eleonore befand ſich eben auf der Terraſſe, und zeichnete ruhig an ihrer Anſicht. Da erſchien der Major in großer Eile, und theilte ihr, mit bewegter Stimme, die obige Nachricht mit. — „Von nun an werde ich

„Sie nur wenig ſehen können, mein Fräulein!“ — fuhr er fort — „Denn es liegt eine ungeheure Laſt auf mir. Aber ihre Verhältniſſe bleiben unverändert, bis die Kriegserklärung erfolgt. Dann wird ſich zeigen, wie am beſten für Sie geſorgt werden kann.“ — So ging er, und ließ Eleonoren in tiefen Gedanken zurück.

Die Verproviantirung der Feſtung, auf dem Kriegsfuß, war nun das erſte, und wichtigſte Geſchäft, was dem Major oblag. In der That betrieb er daſſelbe, in Verbindung mit den Civilbehörden ſo eifrig, daß ſchon am folgenden Morgen der Anfang gemacht ward. Jetzt langten nun ganze Züge von Wagen, erſt aus der benachbarten Gegend, bald aber aus allen Ortſchaften, ſechs Stunden in der Runde an. Es war ein ſchmerzlicher Anblick für Eleonoren, denn ſie ſah einer noch traurigern Zukunft voraus.

Auch die vielen Arbeiten auf den Wällen, und Baſtionen, zur Placirung des Geſchützes, u. ſ. w. verleideten ihr dieſen ſonſt ſo ſchönen, und ſtillen Spaziergang, von nun an gänzlich. Sie beſchränkte ſich daher auf die Terraſſe, und den Garten, wo ſie wenigſtens allein, und ungeſtört war. Dann, und wann ſah ſie hier den Major, in einem der Werke, und empfing aus der Ferne ſeinen ehrerbietigen Gruß. Im Uebrigen fand keine Veränderung in ihrer Tagsordnung ſtatt.

6.

So waren fünf Tage vergangen, und die Magazine ohngefähr zur Hälfte angefüllt. Plötzlich erhielt der Major durch einen neuen Courier die Nachricht, daß zwiſchen dem Hofe von * * * und dem Konige von

*** ein Offenſivtraktat abgeſchloſſen worden ſey. Da nun in Folge dieſer Allianz, die Kriegserklärung jeden Augenblick zu erwarten war, nahm er ſogleich ſeine Maasregeln darnach. Er verſammelte nemlich den Kriegsrath, und ließ einen Beſchluß faſſen, kraft deſſen die Feſtung in Belagerungszuſtand erklärt ward.

Hiermit begann denn nun, wie gewöhnlich, für ihn, und die Garniſon, ein ſehr beſchwerlicher Dienſt. Endlich an einem der folgenden Tage, fand er dennoch eine Viertelſtunde, um Eleonoren zu ſehen, und machte ſie unverholen mit der Lage der Dinge bekannt.

„Ich fürchte eine Belagerung, mein „Fräulein“ — ſagte er — „und in dieſem „Falle ein förmliches Bombardement, denn „der Platz wird auf der einen Seite be„herrſcht. Aber ich bitte Sie, unbeſorgt zu

„ſeyn; Sie erhalten dann ein Zimmer in „einer der Caſematten, wo Sie völlig ſicher „ſind."

Eleonore war im Begriffe, ihm zu danken, als an die Thür geklopft, und dieſe zugleich haſtig geöffnet ward. Es war der Adjudant; er übergab dem Major ein dickes Paket — dieſer ſah es an, und ſagte: — „Ich wette, es iſt die Kriegserklärung!" — So öffnete er daſſelbe, und es befand ſich wirklich ſo. — Herr Adjudant! — fuhr er jetzt fort, und ſtand auf! — Laſſen Sie „den Kriegsrath zuſammenrufen, ich folge „Ihnen augenblicklich nach.

Der Adjudant gieng, der Major wandte ſich noch einmal zu Eleonoren, und ſah ſie mit inniger Zärtlichkeit an. — „Mein „Fräulein, was auch immer vorfallen möge! — ſagte er — „Erſchrecken Sie nicht! — „So lange ich nicht ſelbſt komme, iſt keine

„Gefahr — Aber wenn dieſe wirklich naht, „dann hole ich Sie ab, und bringe Sie in „Sicherheit. Darauf verlaſſen Sie ſich „mein Fräulein! — Ihr Leben iſt mir „theurer, als das meinige, davon ſollen Sie „nöthigenfalls Proben ſehn!“

„Ja — erwiederte Eleonore — „Ja, „ich vertraue Ihnen, großmüthiger Mann! „— Sie werden unſer aller Retter ſeyn! — Hierauf reichte ſie ihm die Hand, ohne ſie ſeinen wiederholten Küſſen zu entziehn. — So eilte er fort, in den Kriegsrath, während Eleonore an das Fenſter gieng, und von tauſend Gedanken beſchäftigt, der untergehenden Sonne nachſah.

Bald darauf erſchien Frau Müller mit dem Lichte, und Abendeſſen, nebſt einem kleinen, offenen Zettel vom Major. Er war mit Bleiſtift, und franzöſiſch geſchrieben, und enthielt nur einige Zeilen, wie folgt: Mein Fräulein. Ich erfahre ſo eben von meinen zurückkehrenden Streifcommandos, daß der Feind in der Nähe iſt. Fürchten Sie nichts, aber behalten ſie auf jeden Fall die Müller bei ſich. — Vom Waffenplatz — Major v. ***.

„Ja! Ja! — ſagte die wackre Frau, als ihr Eleonore das Billet überſetzte —
„Ja, ja, es muß ſehr gefährlich ausſehn.
„alle Poſten ſind verdoppelt, alle halbe
„Stunden gehen Patrouillen, und die ganze
„Garniſon bivouakirt auf dem Waffenplatz.
„Der Herr Major hat auch geſagt, daß ich
„bei dem gnädigen Fräulein bleiben ſoll.
„Man kann nicht wiſſen, wozu es gut iſt.
„Darum habe ich auch die Nachtlampe,
„und Laterne mitgebracht!“

Eleonore war natürlich mit allem dieſem ſehr wohl zufrieden, und verſprach ihr noch eine außerordentliche Erkenntlichkeit.

Man traf nun mehrere kleine Verabredungen, und dem zu Folge ſchaffte Frau Müller, eine Matrazze, nebſt allem Zubehör für ſich herbei. Eben ſo wurde das Nöthige zum Caffekochen, und dergleichen beſorgt. So kam acht Uhr heran, als es heftig zu regnen anſieng. Eleonore, äußerſt angegriffen, warf ſich in den Kleidern aufs Bett; Frau Müller aber ſaß wohlgemuthet vor dem kleinen Kaminfeuer, und kochte ihr Lieblingsgetränk. Die Schildwachten ruften ſich alle fünf Minuten an.

7.

Es mochte ungefähr eilf Uhr ſeyn, als Eleonore erwachte, und nach Frau Müller rief. Dieſe, durch einige Feldzüge, als Marketenderin abgehärtet, ſaß ruhig auf ihrer Matrazze, und eilte ſogleich ans Bett. — „Ich weiß nicht, was mir fehlt“

— ſagte Eleonore — aber es iſt mir ſo „weh; ich glaube, es ahnet mir irgend ein „Unglück." — „Es iſt das entſetzliche Wetter, gnädiges Fräulein" — erwiederte Frau Müller, indem ſie die Lampe putzte — „Hören Sie nur, wie der Sturm „brauſt, und der Regen an die Fenſter „ſchlägt!"

Eleonore richtete ſich auf, und nahm die ihr dargebotene Taſſe Caffe an. Bald darauf wurden die Poſten abgelößt, und Frau Müller gieng hinaus, um zu hören, was etwa Neues vorgefallen ſey. — „Die „Garniſon iſt eingerückt" — war die Antwort — „bleibt aber in den Gängen unterm Gewehr. Der Herr Major hat ſchon „drei Hauptrunden gemacht!" — Frau Müller unterhielt nun Eleonoren, mit dieſen, und andern Geſprächen, bis etwas nach Mitternacht, wo beide der Schlaf überfiel.

Aber kaum eine Stunde, ſo wurden ſie von einem Canonenſchuſſe, und einem furchtbaren Geſchrei geweckt. Gleich darauf tönte der Generalmarſch, und ein heftiges Kleingewehrfeuer zu ihnen herauf — „Der „Feind! der Feind! — rief Frau Müller, zündete das Licht an, öffnete die innere Laden, und bat Eleonoren gleichfalls aufzuſtehn.

Eleonore zitterte ſo ſehr, daß ſie ſich kaum aufrecht zu halten im Stande war. Aber Frau Müller ſprach ihr Muth ein — „Sie ſollen nur kommen" — ſagte ſie — „die Cartätſchen werden ihnen ſchon zu„ſetzen, daß es eine Freude ſeyn wird. Ich „habe dergleichen ſchon mehrmals geſehen. „Kommen Sie nur ans Fenſter, gnädiges

„Fräulein. Sie werden finden, daß ſich's „recht artig ausnimmt!“

Wirklich ſtiegen in dieſem Augenblicke, von allen Batterien, eine Menge Leuchtkugeln empor, und erhellten auf einen Augenblick, die ganze umliegende Landſchaft. Man erkannte daher ganz deutlich, eine Abtheilung feindlicher Truppen, die ſich vom Saume des Hochgebirges, gegen die Feſtung hin zu ziehen ſchien. Augenblicklich fieng nun das Geſchütz darauf zu ſpielen an, und dies mit einer Heftigkeit, daß Eleonore beinahe zu Boden ſank.

So dauerte das Feuer wohl eine Stunde fort, bis endlich der Mond aufgieng, und man den Feind in vollem Rückzuge ſah. Drei Raketen von der Hauptbatterie zeigten dies den übrigen an, und augenblicklich ward Alles ſtill. Es war beinahe halb drei Uhr Morgens; Frau Müller bemerkte, daß jetzt für dieſe Nacht alles vorüber ſey. So beſchloß denn Eleonore noch einige Stunden zu ruhen, während ihre Geſellſchafterin daſſelbe that.

Gegen neun Uhr, eben als Frau Müller das Zimmer wieder in Ordnung gebracht hatte, erſchien der Sergeant mit einem Empfehle des Majors, um zu hören, wie Eleonorens Befinden ſey. Zugleich ließ letzterer um Erlaubniß bitten, ſie nach der Parade auf einige Augenblicke zu ſehn. Man vermuthet leicht, daß ihr dies äußerſt willkommen war. Das Wetter ſchien ſehr ungewiß; ſie blieb daher auf ihrem Zimmer, und brachte die Zeit mit Leſen zu.

Nach eilf Uhr kam der Major, ein wenig angegriffen, aber ſichtbar bewegt — „Ich freue mich, mein Fräulein,“ — ſagte er mit Wärme — „Sie trotz der unruhi„gen Nacht ſo wohl zu ſehn. Es iſt viel

„für eine Dame, ich geſtehe es, aber Sie „ſcheinen beſtimmt, in Allem ein Muſter „zu ſeyn.

Eleonore antwortete anfangs blos mit einer Verbeugung, doch ſetzte ſie endlich hinzu: — „Ich wußte ja, wer commandirte, Herr Major, mein Vertrauen war „einzig Ihr Werk; ich erkenne es mit „Dankbarkeit.

„Sie ſind ſehr gütig, mein Fräulein“ — erwiederte er — „dies könnte mich ſtolz „machen, fühlte ich nicht, daß ich es erſt „verdienen muß. — Aber noch einmal, ich „freue mich, Sie ſo wohl, und heiter zu „finden, und ich hoffe, es wird immer ſo „ſeyn. — Indeſſen mein Fräulein muß ich „Sie benachrichtigen, daß die nächſte Nacht „noch um vieles unruhiger ſeyn wird. — „Es liegt mir Alles daran, den Feind zu-

„rückzuwerfen, damit er keine Poſitionen „nehmen kann —

In dieſem Augenblicke klopfte es, und es trat eine Ordonnanz herein. — „Haha! „ich verſtehe — ſagte der Major — Nur „abgetreten, ich komme gleich!“ Der Mann gieng, der Major aber küßte Eleonoren die Hand, bat ſie noch einmal, und zwar mit unverkennbarer Zärtlichkeit, ſich keine Unruhe zu machen, und verließ ſie. — So kam Frau Müller mit dem Eſſen, und erzählte mit leiſer Stimme, daß etwas äußerſt wichtiges im Werke ſey. Was aber könne ſie nicht erfahren, denn ſelbſt ihr Mann wiſſe das Eigentliche noch nicht.

8.

Um zwei Uhr, als Eleonore eben ein wenig ruhte, kam Frau Müller höchſt eilig, und erſchrocken, und brachte folgende

Nachricht. Auf Befehl des Commandanten, ſollten alle Boten, Gefreite, u. ſ. w. ohne Verzögerung in die Stadt gehn, daſelbſt beſorgen, was ihnen aufgetragen würde, aber ſpätſtens bis ſechs Uhr Abends zurück ſeyn.

Sie komme daher, um des Fräuleins Befehle zu vernehmen, denn einige Vorräthe an Zucker, Caffe, u. ſ. w. zu haben, ſchien ihr allerdings gut; und dergleichen mehr. Eleonore gab ihr vollkommen Recht, wieß ſie auf die Caße an, und trug ihr überdem auf, ſich mit dem Bibliothekar wegen einem Duzzend Bücher zu verſtehen. Frau Müller verſprach Alles aufs Beſte zu beſorgen, und nahm, für den Nothfall, noch eine Soldatenfrau mit.

Der Himmel heiterte ſich etwas auf, Eleonore machte einen kurzen Spaziergang auf der Terraſſe, und ſah deutlich, wie Alles in der Stadt, in Bewegung war. Schaaren von Laſtträgern zogen, über die Brücke, der Feſtung zu, und alle Landſtraßen waren mit Flüchtlingen, Wagen, Karren, und Viehheerden bedeckt. Eine Menge Pikets hielten die Grenze gegen den Wald hin beſetzt, und hunderte von Fahrzeugen kamen den Strom herab.

Der Himmel trübte ſich wieder; die Sonne ſank hinter die Gebirge hinab; Eleonore begab ſich in ihr Zimmer zurück. Hier in dem magiſchen Helldunkel des Abends, ergriff ſie auf einmial der Gedanke, daß ihr Geliebter in ihrer Nähe ſey. So ſprang ſie auf, nahm ihre Guitarre, hub eine Canzonette an, deren Inhalt ſich auf ihr ſüßes Geheimniß bezog, und vergoß Thränen der Liebe, und Sehnſucht.

Faſt war es völlig dunkel, als Frau Müller endlich mit Licht, und den Sachen erſchien. Sie hatte Alles aufs Beſte beſorgt, und brachte die doppelte Anzahl von Bänden mit. Zugleich meldete ſie, daß man eine Blokade der Feſtung beſorge, und dies die Veranlaſſung zu dem Befehle dem Commandanten geweſen ſey. Dieſe Nacht — fuhr ſie fort — werde es entſetzlich zugehen, denn man merke an allem, daß ein Ausfall im Werke ſey. Auch wäre ſo eben noch eine Compagnie Artilleriſten eingerückt.

Hierauf ward nun das Abendeſſen beſorgt, und Alles, wie geſtern in Ordnung gebracht. Eleonore ruhte auf ihrem Lager, in Träume, und Ahnungen verſunken; Frau Müller nahm Platz am Camine, und bereitete ſich ihren Labetrank. Die Nacht ward immer düſterer, kein Stern am Himmel; alles mit ſchwarzen Wolken bedeckt. Ueberall tiefe Stille, die nur von Zeit zu

Zeit, durch das Rufen der Schildwachten unterbrochen ward.

Eleonore, und ihre Geſellſchafterin, ſprachen, und ruhten wechſelsweis. Die Laden waren geſchloſſen, der matte Schimmer der Nachtlampe ſpielte an den Wänden hin. So kam eilf Uhr heran, und die Poſten wurden abgelößt. Bald darauf klopfte es an die Thür. Es war die Schildwacht. — „Ein Wort, Frau Müller, in Auftrag.“ — Dieſe gieng nun hinaus; es war eine Nachricht von ihrem Mann. Schlag zwölf Uhr wird aufgeſtellt, und dann ausmarſchirt, lautete ſie.

Von nun an ſchloß Eleonore kein Auge mehr. Die Erwartung', die Ungewißheit, und ein unbegreifliches Etwas, hielten ſie völlig wach. Endlich ſchlug die Feſtungsuhr zwölf, und eine ſtarke Patrouille paſſirte unter ihren Fenſtern vorbei.

Noch eine halbe Stunde, und ſie vernahm ein dumpfes Geräuſch, das immer näher kam.

Schnell öffnete ſie das Fenſter, und ſah in die Finſterniß hinab. Es war die Angriffscolonne, die nach der Ausfallpforte zog. Langſam, und in möglichſter Stille, bewegte ſie ſich vorwärts, von den Schatten der Nacht bedeckt. Nur dann, und wann blitzte ein gaukelnder Lichtpunkt auf. Dies war der Schimmer einer Blendlaterne, die der Major an ſeinem Knopfloche trug.

„Es gibt einen Ueberfall!“ — ſagte Frau Müller — „Und da wirds blutig „hergehn! — „Eleonoren ſchauderte; ihre Beängſtigung ſtieg mit jedem Augenblicke. Plötzlich fielen einige Schüſſe, dann mehrere, und immer mehrere, bis endlich ein förmliches Rottenfeuer entſtand. Nicht lange ſo donnerten von der Waldſeite auch Canonen dazu, während dieſer ſelbſt ganz in Flammen zu ſtehen ſchien.

So dauerte das Gefecht wohl eine halbe Stunde fort. Endlich aber hörte die Canonade auf, und auch das Kleingewehrfeuer nahm wirklich ab. Dagegen ſchien es ſich immer näher zu ziehn. Nicht lange, ſo ſtiegen mitten im Felde drei Raketen auf. Eine Minute, und alles ward durch Leuchtkugeln erhellt. — „Unſre Leute kehren zu„rück“ — ſagte Frau Müller — als plötzlich die große Hauptbatterie zu feuern anfing.

Schnell ward es nun auf dem Walle lebendig, und überall kamen Fackeln zum Vorſchein. Bald vernahm man das Geräuſch der einrückenden Colonne, die eilig vorüberzog — „Ich will hinunter“ — ſagte Frau Müller — „Um doch zu hören, „wie's ausgegangen iſt“ — „Gewiß“ —

antwortete Eleonore — „Es liegt mir „ſelbſt daran!“

„Allmächtiger Gott!“ — rief ſie jetzt, als ſie allein war — „Du kennſt meine „Angſt, habe Erbarmen mit mir! — Was „es iſt, weiß ich nicht; aber ich flehe Dich „an, mir beizuſtehen!“ — So ſtärkte ſie ſich durch ein frommes Gebet. — Unterdeſſen leuchtete am Waldſaume, ein Kranz von Wachtfeuern auf, und die Hauptbatterie that ihren letzten Schuß.

9.

Nach einiger Zeit kam Frau Müller, mit folgendem Berichte zurück. Die Colonne ſey gänzlich unbemerkt, bis in die Nähe des Feindes, und ſeiner Stellung vorgerückt. Die Schützen des Vortrabes hätten ſelbſt zwei Außenpoſten niedergeſtoßen, ohne daß ein Schuß gefallen ſey. Ein dritter indeſſen hätte Zeit gehabt anzurufen, und als keine Antwort erfolgt war, ſein Gewehr losgebrannt.

Die Colonne hätte indeſſen ihren Marſch bis gegen den Waldſaum fortgeſetzt. Da aber ſey ſie plötzlich in Fronte, und Flanke von zwei Batterien begrüßt worden, und hätte ein furchtbares Kartätſchenfeuer auszuhalten gehabt. Zugleich hätte eine feindliche Brigade ihr in den Rücken zu kommen geſucht.

Wiewohl nun dieſes, durch ein geſchicktes Manoeuvre, vereitelt worden ſey, hätte ſich der Major gleichwohl zum Rückzug gezwungen geſehn. Dieſen hätte dann die Feſtung auf das verabredete Zeichen, vollkommen gedeckt. Einige dreißig Gefangene, worunter ein tödtlich verwundeter General, ſeyen wenigſtens einiger Erſatz für das Mislingen dieſes Ueberfalls. Der eigene Verluſt ſey auch indeſſen nicht gering.

„Und wie heißt der gefangene General?“ — fragte Eleonoren mit ſchmerzlicher Beklommenheit. — „Es ſoll ein Graf „von R*** ſeyn“ — antwortete Frau Müller gleichgültig — „Er hat — — „Graf von R.“ — rief jetzt Eleonore — „Heilige Mutter Gottes er iſt's!“ — Mit dieſen Worten ſank ſie bewußtlos auf den Lehnſtuhl zurück. Frau Müller, tödtlich erſchrocken, hieß ſogleich die Schildwache anrufen, und bot alles auf, was in ihren Kräften ſtand.

Bei der Verwirrung in der Feſtung, dauerte es indeſſen ziemlich lange, ehe der Arzt erſchien. Er wendete nun die gewöhnlichen Mittel an, womit er ſich verſehen hatte, und brachte ſo Eleonoren wieder zu ſich. — „Ach ich träumte wohl nur!“ — war ihr erſtes Wort. — In dieſem Augenblicke trat der Major herein, bleich, zerſtört, und in einer Bewegung, der er kaum Meiſter ward.

„O ſagen ſie mir Alles, Herr Major, — rief ihm Eleonoren entgegen — „Alles „alles, ich bin auf das ſchrecklichſte gefaßt. — „Mein Fräulein“ — erwiederte er mit zitternder Stimme — „Es iſt der Graf v. „R***, ehedem zu ***. — „Ach Gott!“ — rief ſie mit einem Tone, der ſein Herz zerriß — „Das alſo war meine bange Ahnung, das alſo war mein ſchreckliches Angſtgefühl! —

„Kann ich ihn ſehn? Darf ich ihn ſprechen?“ — fuhr ſie fort — „Beides, mein „Fräulein! — Er wünſcht es ſelbſt; ja er „bittet Sie durch mich darum. Er weiß, „daß Sie hier ſind; er hat mir ſein ganzes Vertrauen geſchenkt.“ — „Ach ſo eilen „wir!“ — erwiederte ſie — „Vielleicht iſt er

„noch zu retten, nicht wahr, Herr Stabs„arzt?“ —

„Noch geben wir nicht alle Hoffnung „auf, mein Fräulein,“ — war die Antwort — „obgleich Schußwunden durch die „Bruſt — Der Major unterbrach ihn durch einen Wink; beide Männer boten nun Eleonoren den Arm. — Es mochte ohngefähr ſechs Uhr Morgens ſeyn.

So ſtiegen ſie die Treppe hinab, und giengen über den Hof nach dem Commandantenhauſe, wo der Verwundete in einem Zimmer lag. — Eleonore zitterte vor Erwartung; ihr ganzes Weſen war in Wehmuth, und Zärtlichkeit aufgelößt. Der Major gieng jetzt einige Schritte voraus, um den Grafen vorzubereiten; einige Minuten, und ſie trat mit dem Arzte ein. Das Zimmer war blos von einer Schirmlampe erhellt.

Aber welch ein Anblick! Da ſaß der Geliebte auf ſeinem Schmerzenslager, von einem Haufen Kiſſen unterſtützt, leichenblaß, mit geſenktem Haupte, und einem großen Verbande auf der Bruſt. Als er Eleonoren erblickte, hob er ſeine Hände empor, ſtreckte ſie nach ihr aus, und ſagte mit bebender Stimme: — „Ach mein Alles auf der Welt.“ — Eleonore beugte ſich über ihn, drückte einen Kuß auf ſeine bleichen Lippen, und ſprach mit weinender Stimme: — „O mein Carl! Müßen wir „uns ſo wiederſehen?“ —

„Gott hat es ſo gefügt!“ — erwiederte er, indem er ihre beiden Hände ergriff. — „Ich dachte Dich zu retten; aber das iſt „der Wechſel des Kriegsglücks! — Dein „Beſitz hätte mich zu glücklich gemacht, Du „biſt einem Würdigern beſtimmt.“ — Er hielt inne; ſeine Thränen vermiſchten ſich mit den ihrigen; entkräftet ſank er an ihre klopfende Bruſt. Sie umſchloß ihn jetzt mit beiden Armen, ſein Geſicht ruhte auf ihrer Schulter, er drückte ſie mit Wehmuth an ſein Herz.

10.

Nach einigen Minuten erholte er ſich, und fuhr fort: — „Als der letzte meines „Stammes, übergebe ich Dir Geliebte, mein „ganzes Vermögen, und Eigenthum! — Herr „Major, — indem er ſich zu dieſem wendete — den Auditeur, wenn Ihnen gefällig iſt!“ — Einige Secunden, dieſer erſchien, und ſetzte das gehörige Inſtrument darüber auf. Der Major, und der Arzt gaben dabei die Zeugen ab. — „Ach mein „Carl! Warum das Alles!“ — rief Eleonore ſchmerzlich — „Nein Du wirſt leben, „und dann genießen wir beide unſer Glück!“

„O wäre es möglich!“ — ſagte er mit kaum vernehmbarer Stimme — „Wie „ſelig würde ich ſeyn — „Aber meine „Augenblicke ſind gezählt, ich fühle es! — „Dieſe Wunde iſt tödtlich; hier ſcheitert alle „Kunſt. Aber ich kann nicht ruhig ſterben, „meine Eleonore, als bis ich Dich unter „dem Schutze eines Ehrenmannes weiß. „Dieſer Platz muß am Ende doch übergehn, „was wird dann aus Dir?“ — Er hielt inne, winkte dem Major herbei, bot dieſem die Hand, und fuhr fort.

„Ich kenne die Gefühle dieſes edlen „Freundes für Dich, geliebtes Weſen, ich „kenne ſie in ihrem ganzen Umfang. Soll „meine Seele Ruhe, und Frieden finden; „ſo verſprich mir die Seinige zu werden; „er iſt Deiner vollkommen werth. — Willſt „Du, meine Eleonore? — Ja gewiß, ich

„weiß es, Du willſt! — Dies wird mein „letzter, und ſüßeſter Augenblick ſeyn.“

Eleonorens Thränen floſſen auf ſeine bleichen Wangen hinab. — „O Gott“! — rief ſie, voll Schmerz und Verzweiflung — „O Gott! mein Carl! Deine Worte zerreiſſen mir das Herz! Doch Du willſt, Du „befiehlſt — Wohl, ich verſpreche es Dir! — Aber wie werde ich leben können, ohne „Dich! — Nein nimmermehr! — Ich bin „eine ſterbende Braut!“

Er antwortete nichts, aber er küßte ſie dreimal, und ſprach: — „Dies mein Abſchied, treuſtes, geliebteſtes Weſen — Bete „für mich!“ — In dem Augenblicke fiel der erſte Sonnenſtrahl auf ſein Bett. — „Ja Gott! Allgütiger Vater!“ — fuhr er fort — „Segne dies edle Paar, und habe „Erbarmen mit mir! — Gebt mir noch „einmal ihre lieben Hände, daß ich ſie in

„einander legen kann!“ — Es geſchah, und er that es. — „So meine Eleonore! „So weiß ich Dich unter dem Schutze eines „Ehrenmannes.

Er hielt jetzt inne, er war faſt athemlos. Eleonore reichte ihm einen Löffel Julep; er nahm ihn mit zärtlichem Dank an — Dann, nach einigen Minuten Ruhe, fuhr er fort — „Ich fühle, mein letzter Augenblick naht — Die Nacht der Todes ſinkt „herab auf mich — Eleonore, Deinen „letzten Blick! Deinen letzten Kuß! — Leb „wohl! leb ewig wohl!“ — Noch ein ſchwacher Händedruck; noch ein leiſer Seufzer, und er war nicht mehr.

Eleonore ſchrie jetzt laut auf, und warf ſich über ihn. Dann drückte ſie ihm, mit heißen Thränen, die Augen zu, und ſank ohnmächtig neben dem Leichnam hin. Auf Befehl des Arztes ward ſie nun, in das Nebenzimmer, auf ein Canapee gebracht. — Indeſſen währte es eine gute Weile, ehe ſie wieder zu ſich kam.

„Mein ganzes Weſen iſt ſterbend!“ — ſagte ſie endlich — „Ich wünſchte auf mein „Zimmer zu kommen, wenn es ſeyn kann. „— Laſſen Sie nur gleich zwey Gräber „machen, Herr Major, oder vielmehr nur „eins!“ — Der Major, ſchon von dem nächtlichen Kampfe angegriffen, hielt ſich nur mit Mühe noch aufrecht. — „Ach mein „Fräulein!“ — ſagte er mit bewegter Stimme — „Ich kann nichts thun, als „trauern!“ — So ward dann die Leidende, auf dem Sopha, in ihr Zimmer zurückgebracht.

Gegen Abend vollendete der Feind die gänzliche Einſchließung der Feſtung, ohne daß dieſe es zu verhindern im Stande war. Die Sorge, und der Kummer des Majors ward nun auch dadurch vermehrt. Eleonore lag unterdeſſen, in einer Art dumpfer Betäubung, und nahm nur dann und wann einen Löffel Julep, oder dergleichen zu ſich. Der Arzt fand ihren Zuſtand äußerſt bedenklich, und verhehlte es nicht.

So verging die Nacht ohne Veränderung. Am frühen Morgen ward der Leichnam des Generals, in der Stille, einſtweilen in einer Kirchengruft beigeſetzt. Eleonore erwachte ſehr ſpät, und nahm nichts, als eine einzige Taſſe Thee zu ſich — „In ein „Grab!" — ſagte ſie von Zeit zu Zeit — „In eines! — „Vergeßt es nicht! — Um ein Uhr Nachmittags verlangte ſie Caffe! — „Holt den Auditeur, nebſt Zeu„gen herbei!" — fuhr ſie fort — „damit „er meinen letzten Willen aufſchreiben kann!" Alles geſchah. So ſetzte ſie demnach den Major zu ihrem Univerſalerben ein, fügte jedoch mehrere Legate für fromme Stiftungen hinzu, und vergaß auch Frau Müller nicht. Auf dieſe Art ward das Teſtament, mit allen gerichtlichen Förmlichkeiten, in der Commandantſchafts-Canzlei niedergelegt.

Nach beendigtem Akte indeſſen fand ſich die edle Dulderin gänzlich erſchöpft. Sie ſank daher, zum Schrecken des Arztes in einen völlig lethargiſchen Schlaf. Er eilte alſo den Major rufen zu laſſen, als dieſer die Verzweiflung im Herzen, von ſelbſt erſchien! — So neigte ſich der Abend. Beide Männer ſaßen ſchweigend am Sterbebett.

Auf einmal erwachte Eleonore, wie aus einem Traume, und rief mit einem Tone, der aller Herzen ergriff, dreimal den Namen Ihres Geliebten aus: — „Mein

„Carl! — Mein Carl! — Mein Carl! — „Ja! ich folge, ich folge Dir!“ — Nach einigen Minuten ſchlug ſie die Augen auf, erkannte die beiden Freunde, und bot jedem die Hand.

„Der Dank einer Sterbenden!“ — ſagte ſie mit erlöſchender Stimme, und ſank zurück — Nach einigen Minuten indeſſen fuhr ſie fort: — „Bald wirds vorüber ſeyn! — In ein Grab! In eines! — „Vergeßt es nicht!“ — Dies waren ihre letzten Worte; doch athmete ſie unverändert fort. Ihr Geſicht war von einem himmliſchen Lächeln verklärt.

Aber als der letzte Sonnenſtrahl hinter dem Waldgebirge verglomm, da ſchwebte auch ſie mit einem leiſen Seufzer, in jenes ſchöne Land hinüber, wo alles Ruhe, und Friede, Liebe, und Seligkeit iſt. Ihr Wunſch ward erfüllt; ihre ſterblichen

Ueberreſte, wie die des Geliebten umſchloß ein ſtilles Grab. Die Herzogin von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ward Wahnſinnig, und ſtürzte ſich von der Terraſſe ihres Palaſtes hinab.

II.

Das Bagno von Tripolis.

1.

Capitain *** der das ***ſche Briggſchiff, die Freundſchaft führte, hatte im October 18— zu Alicante, eine Ladung von Soda, Mandeln, Wein, Orangen, u. ſ. w. eingenommen, um mit dem erſten günſtigen Winde, nach *** in See zu gehn. Wirklich klarirte er auch nach einigen Tagen aus, und nahm den gewöhnlichen Curs nach ſeinem Beſtimmungsort. Es war gerade zehn Uhr Morgens, als er den Hafen verließ.

Wind, und Wetter verſprachen ihm eine äußerſt günſtige Fahrt. Aber wie dem Menſchen nichts von der Zukunft gehört; ſo auch hier. Nachmittags um zwey Uhr, ward nemlich der Capitain eine Fregatte gewahr, deren Manoeuvre ihm verdächtig ſchien, wiewohl ſie wenigſtens noch vier Stunden entfernt war. Bald aber überzeugte er ſich, daß ſie Jagd auf ihn machte, ahnete indeſſen noch keinesweges, was für ein Unglück ihm wirklich bevorſtand.

So vergiengen zwei volle Stunden, während ihm die Fregatte ſich immer zu nähern fortfuhr. Sie manoeuvrirte dabei ſo geſchickt, daß an kein Entkommen für ihn zu denken war. Jetzt aber, denke man ſich ſein Entſetzen; als er einen tripolitaniſchen Caper erkannte, der mit vollen Segeln gerade auf ihn zukam. Drohend wehte die blutrothe Flagge, mit dem ſilbernen Halbmond, vom Hintercaſtele herab, während bereits das wilde Jauchzen des barbariſchen Schiffsvolks, herüber ſcholl.

Man muß nemlich wiſſen, daß der Capitain ſchon in Alicante von den feindlichen Abſichten des Bey von Tripolis gegen *** benachrichtigt worden, aber keinesweges zu überzeugen geweſen war. Jetzt nun erkannte er die Wahrheit obiger Warnungen, und ſah ſein Schickſal nur zu gewiß vorher. Was indeſſen ſeine Angſt noch vermehrte, war ein Umſtand ganz eigener Art.

Er hatte nemlich ſeine junge Gattin, Joſephe R—, die Tochter des ***ſchen Viceconſuls, zu ***, bei ſich, mit der er erſt vor einigen Monaten, in der Geſandtſchaftskapelle zu *** getraut worden war. Was ſollte aus ihr werden, wenn das Schiff von dieſen Barbaren genommen ward? — In den Harem des Beys wandern zu müſſen, war noch das Glücklichſte, was ihr bevorzuſtehen ſchien. Es galt daher einen eben ſo ſchnellen, als feſten Entſchluß.

Zum Glück fiel eine Windſtille ein, wodurch der Caper an jeder weitern Bewegung verhindert ward. Das junge Weibchen ſchlug nun ſelbſt eine recht paßende Maasregel vor. Das holde Geſichtchen mit Safran gefärbt, die Kleidung eines Schiffsjungens, ein künſtlicher Höcker; die Hände endlich mit Ocker gefärbt — Es war unmöglich, hierunter ein weibliches Weſen zu erkennen, das ſonſt die Lieblichkeit, und das Ebenmaaß ſelbſt war.

2.

So mochte es fünf Uhr geworden ſeyn, als der Wind wieder auffriſchte, und die Fregatte nun mit vollen Segeln auf die Brigantine zukam. Bald that ſie einen ſcharfen Schuß über die Bords derſelben, daß die Kugel rauſchend, über den Köpfen der Beſatzung hinflog. Zugleich ertönte eine Löwenſtimme aus dem Sprachrohr:

— „Beigelegt, oder ihr werdet in den Grund gebohrt!

Die armen Leute gehorchten natürlich auf der Stelle, und erwarteten ihr Schickſal mit frommer Ergebung. Unterdeſſen kam die Fregatte immer näher, legte ſich endlich unter den Wind, und ſetzte ein ſtark bemanntes Boot aus. Die darin befindlichen Mohren ſchoſſen nun unaufhörlich ihre Flinten ab, oder ſchwangen ihre Säbel in der Luft, und erhoben dabei ein gräßliches Jubelgeſchrei. Endlich legte das Boot am Schiffe an, und der ganze Haufe ſchwang ſich mit ſeinen Enterbeilen hinauf.

Schon einige Minuten zuvor, hatte ſich der Capitain an das Steuerruder geſtellt, während die ganze übrige Mannſchaft, neben ihm auf den Knieen lag, und ihre gefalteten Hände empor hob. Dreimal ſchwang hierauf der Anführer ſeinen Säbel über ihren

Köpfen, dann aber hieß er ſie aufſtehn — „Die Kleider! die Kleider! Ihr Hunde!“ — rief er jetzt mit grinzendem Lachen, und riß dem Capitain Rock, und Weſte ab. Daſſelbe geſchah mit den Uebrigen, ſo daß jeder nur die Beinkleider behielt.

Jetzt hieß es — „Capitain, und Steuer- „mann, nebſt drei Matroſen, mit uns; die „übrigen bleiben am Bord.“ Weinend zeigte nun jener auf den angeblichen Schiffsjungen, und ſtammelte die Worte; „Jl mio figlio — Der ganze Haufe brach nun in ein tolles Gelächter aus, denn das kleine, bucklichte Ungethüm, kam ihnen gar zu poſſierlich vor — „Nun! So nimm den Affen „mit!“ — ſagte der Anführer — „Ich meine, „daß er uns vielen Spaß machen ſoll!“

Hierauf beorderte er zehn von ſeinen Leuten, zur Führung des Schiffes zurückzubleiben, und ſtieg dann mit den übrigen, nebſt ſeinen ſechs Gefangenen in das Boot. Josepha ſtand zitternd neben ihrem Manne, und drückte ihm die Hand. Jetzt gieng es pfeilſchnell auf die Fregatte zu, wo die ganze Mannſchaft, jubelnd in den Wänden hieng, oder auf den Raen ſaß. Das Schiff, mit der tripolitaniſchen Flagge, auf der Spitze des Hintermaſtes, ſteuerte langſam nach.

Als die Gefangenen jezt an Bord gebracht waren, wurden ſie dem Admiral, wie man ihn nannte, vorgeſtellt. Dieſer ſaß, mit untergeſchlagenen Beinen, auf einem groſſen, mit Goldbrocat überzogenen Armſtuhle, und ſtrich ſich ſeinen Bart mit vieler Gemächlichkeit. Es ſchien für einen Barbaresken, ein ziemlich gutmüthiger alter Mann zu ſeyn. Er befahl nemlich jedem ein Sclavenwams zu geben, was auch auf der Stelle geſchah.

Nun begann er, vermittelſt eines Dollmetſchers, die gewöhnlichen Fragen, nach dem Namen, der Herkunft, der Ladung, der Beſtimmung des Schiffes, und dergleichen mehr. Der Capitain beantwortete Alles der Wahrheit gemäß. Hierauf erhielt jeder Gefangene, für den nächſten Tag, ein anderthalbpfündiges Roggenbrod, der Capitain aber deren zwei. Auch wurde jedem an einem Waſſerfaſſe, eine kleine blecherne Flaſche gefüllt.

So wieß man endlich den Matroſen, ihre Schlafſtellen auf dem Vordertheile des Schiffes, dem Capitän und ſeinem Sohne aber, unter dem erſten Decke an. Jene mußten ſich mit dem bloßen Boden begnügen, dieſe bekamen wenigſtens zwei alte Binſenmatten zu ihrem Gebrauch. Still, und traurig begaben ſie ſich nun auf ihre

Plätze, und brachten den grösten Theil der Nacht, in leiſen Geſprächen zu.

Eins tröſtete, eins ermuthigte das Andere; ſo hielten ſie ſich gegenſeitig aufrecht. Waren ſie doch beiſammen; hatte doch Eines das Andere noch; war doch Herz an Herz, Lippe an Lippe gepreßt! In Liebe, und Treue, in Vertrauen, und Hoffnung, erhoben ſie ſich demnach ſtark, und kräftig über ihr Misgeſchick. — Wem noch ein anderes verwandtes Weſen zur Seite ſteht, der kann nie ganz unglücklich ſeyn!

3.

Es war am dritten Tage, Morgens um acht Uhr, als die Küſte von Tripolis, mit ihren Palmen endlich ſichtbar ward. Die Mannſchaft erhob hierauf ein wildes Freudengeſchrei, das unſerm unglücklichen Paare das Herz zerriß. So lief die Fregatte, mit ihrer Priſe, um zwei Uhr in den Hafen ein, und ward aufs feierlichſte begrüßt.

Alle Signalmaſten flaggten, alle Batterien donnerten, und das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, und das Schlagen der Becken, vermiſchte ſich mit dem Praßeln der Piſtolen, und dem alles übertäubenden Bewillkommungsruf. Die Fregatte erwiederte nun Schuß, für Schuß. Sie war dabei mit allen Flaggen der befreundeten Mächte geſchmückt, während die —ſche, unten am Boogſpriet, ſchmählich ins Waſſer hieng.

Alle Gefangene wurden nun ausgeſchifft, und dem Bey, der ſich in einem Kiosk am Hafen befand, von einem der Offiziere vorgeſtellt. — „In das Bagno!“ — lautete der kurze Beſcheid, und ſie wurden abgeführt. Der Bey, ein langer, hagerer, ſchwarzbrauner Mann von mittlerem Alter, hatte feuerſprühende Augen, und ein ſehr ausdrucksvolles Geſicht.

Dabei trug er einen weißen Turban, mit Gold geſtickt, und ein ſchwefelgelbes Oberkleid, mit koſtbarem Grauwerk eingefaßt. Ein mit Diamanten beſetzter Dolch, den er im Gürtel ſtecken hatte, machte ſeine ganze Bewaffnung aus. Er rauchte aus einer prächtigen Pfeife, deren ungeheurer Kopf wohl ein halbes Pfund zu faſſen im Stande war.

Neben ſeinem Brocat-Kiſſen ſtand auf einem ſilbernen Präſentierteller, ein goldener Becher mit Sorbet. Die Wände des Kiosk waren abwechſelnd, mit ſchönen Arabesken, in den lebhafteſten Farben verziert, oder mit großen venetianiſchen Spiegeln bedeckt. Unter jedem der letztern befanden ſich auf Conſoltiſchen, prächtige Schlaguhren unter Glocken, während man zu beiden Seiten, vergoldete Käfige, mit Canarienvögel, oder Zeiſigen ſah.

Unterdeſſen war unſer unglückliches Paar, nebſt ſämmtlichen Matroſen im Bagno angelangt. Dieſes iſt ein Theil des Arſenals, und bildet eine große Halle, die aus einem Erdgeſchoß und einem obern Stockwerk beſteht. In jenem, wie in dieſem, befindet ſich eine Reihe dunkler Behälter, die in den Mauern angebracht, und zum Aufenthalte der Sclaven beſtimmt ſind. Um das obere Stockwerk lauft daher eine hölzerne Gallerie herum, zu der man auf zwei Treppen hinauf ſteigt.

Vor dieſem Gebäude liegt ein geräumiger Hof, mit einer hohen Mauer eingefaßt. Hier befindet ſich eine Garküche, nebſt mehreren andern Victualienhändlern; eben ſo eine Wein- und Brantweinſchenke, die zugleich als Caffehaus dient; dann eine Menge Krambuden, beſonders für Rauch- und Schnupftabak; endlich eine große Anzahl von Verkäuferinnen, bei denen Waſſermelonen, Orangen, Citronen, u. ſ. w. für eine Kleinigkeit zu haben ſind. Auch findet man in dieſem Hofe, zwei große Springbrunnen, in deren Baſſins gewaſchen wird. Die Cloake ſind in den Ecken angebracht.

Es war Mittag; der Baſchi, oder Aufſeher erwartete die neuen Sclaven am Eingange des Bagno. Seine barbariſche Geſichtsbildung, ſeine funkelnden Tigeraugen, ſein ungeheurer Schnurrbart, und ſeine große Karbatſche, kündigte ſogleich ſein ſchreckliches Handwerk an. Hierauf wieß er den Capitain, nebſt ſeinem Sohne, in die erſte Zelle, zur rechten, die Matroſen aber in die folgende ein. Auch reichte er jedem aus einem großen Sacke, ein kleines Roggenbrod.

„Hütet Euch vor den erſten Hieben" — ſagte er mit rauher Stimme — „denn ſonſt „folgen ſie hundertweis nach. — Spannt „Eure Hangmatten auf, aber ordentlich, „ſage ich Euch! — Waſſer kann jeder ſich „täglich zwei Krüge holen, aber durchaus „nicht mehr."

„Wer Geld hat" — fuhr er fort — „kann ſich kaufen, was ihm beliebt; doch „muß er ſich zuvor mit mir verſtehn. — „Ich ſag's Euch Chriſten, wenn ihr mich „beim Guten erhaltet, ſo bin ich der beſte „Baſchi, den Ihr Euch wünſchen könnt." Hiermit legte er ihnen die leichten Fußringe an, und ließ ſie allein.

4.

Um vier Uhr kamen, wie gewöhnlich,

die Sklaven zurück, die im Palaſte, auf dem Werfte, im Hafen, u. ſ. w. gearbeitet hatten, denn immer ward um dieſe Stunde Feierabend gemacht. Es waren an dreihundert zuſammen, meiſtens ſardiniſche, neapolitaniſche, ſicilianiſche, und römiſche Seeleute, indem alle dieſe Flaggen der Spott der Barbaresken ſind.

Bis ſechs Uhr war nun dieſen armen Leuten erlaubt, auf dem Hofe zu bleiben, wo dann jeder eine kleine Handthierung trieb. Einige wuſchen, andere beßerten Kleidungsſtücke aus; dieſe ſtrickten Netze, oder wollene Mützen; jene ſchnitzten Löffel, und Gabeln aus Buchsbaumholz. Hier ſah man Strohmatten, oder wollene Schuhe flechten, dort wurden Töpfe und Keſſel geflickt — Kurz alles war in voller Beſchäftigung.

Ihre neuen Unglücksgefährten waren indeſſen auch nicht müßig; ſie hatten vielmehr vollauf mit der Reinigung, und Einrichtung ihrer Zellen zu thun. Man erräth leicht, daß die Matroſen hier das meiſte verrichteten; denn ſie hatten ſich von dem Capitain, ſtets einer guter Behandlung zu erfreuen gehabt. Auch nahmen ſie an der jungen, ſchönen Frau, in einer ſo unglücklichen Lage, mit unverſtellter Herzlichkeit Theil.

Jetzt, als der Iman, auf der nahen Moſchee, zum Abendgebete rufte, ſtrömte nun die ganze Maſſe der Sklaven in das Bagno hinein. Schon vorher hatte einer der Matroſen, einen Korb mit Speiſen, und einigen Krügen Wein für den Capitain geholt, wovon auch ihnen ihr Theil zukam. Der Baſchi, der nun die Zellen viſitirte, erhielt ein kleines Gratial, und grinzte recht freundlich dafür.

Hierauf begann nun der gewöhnliche Namensaufruf. Zu dieſen Ende mußten die Sklaven, immer hundert zuſammen, einen Kreis bilden, in deſſen Mitte der Oberſchreiber, ein neapolitaniſcher Renegate ſtand. Dieſer rufte ſo jeden einzelnen mit Namen auf, worauf die Antwort — „Esta“ *) war. Jeder nahm dann aus einem großen Binſenkorbe, der von zwei Sclaven getragen, die Runde machte, ein einpfündiges Roggenbrod.

Hierauf mußte alles in die Zellen, wenigſtens vor denſelben ſeyn. Zur Beleuchtung des ganzen, großen Gebäudes hiengen nicht mehr, als drei große Lampen herab, worüber die Aufſicht einem Unteraufſeher übertragen war. Bei dem matten Scheine derſelben, ſaßen nun die meiſten Sclaven, in Gruppen beiſammen, unterhielten ſich mit leiſen Geſprächen, oder ſpielten Karten, und dergleichen mehr.

---

*) Das deutſche hier.

Um neun Uhr mußte ſich alles zur Ruhe begeben, und ſämmtliche Lampen wurden ausgelöſcht. Alle Sclaven befanden ſich nun in ihren Hangmatten, und jedes laute Wort war hart verpönt. Leiſe zog jetzt Joſephe, nach Verabredung, ihren Höcker hervor, worin ein artiges Sümmchen in Gold eingenäht war, trennte ein wenig auf, nahm zwei Coronillas *) heraus, und brachte dann alles wieder in Ordnung.

Am folgenden Morgen um ſechs Uhr ward geweckt, um ſieben zogen die Sclaven, in mehreren Abtheilungen, zu den verſchiedenen Arbeiten aus. Der Capitain, und der Cajütenwärter, (Schiffsjunge) wurden dabei mit noch vier andern, auf die Segelmacherei geſandt. Jeder erhielt vorher ein

---

*) Kleine ſpaniſche Goldmünze, ohngefähr ſo groß, wie ein Groſchen im 24 fl. Fuß, aber bedeutend dicker, und von einem Piaſter (2 fl. 24 kr.) an Werth.

zweipfündiges Roggenbrod. Um eilf Uhr ward auf eine Stunde Mittag gemacht, und etwas Maisbrei ausgetheilt. Dann gieng es wieder an die Arbeit, bis gegen vier Uhr, wo regelmäßig Feierabend ward.

Unſer Paar blieb diesmal im Hofe, und kaufte eine Menge kleiner Bedürfniſſe, unter andern auch Taback für die armen Matroſen ein. Der Baſchi erhielt, wie gewöhnlich, ſeinen Antheil davon. Ihre Lage verbeſſerte ſich im Ganzen freilich nur wenig; doch waren ſie mindeſtens keiner brutalen Behandlung ausgeſetzt. Ein leidliches Abendeſſen, und eine Flaſche griechiſchen Weines, fehlten auch heute nicht.

Dies war, und blieb, mit ſeltenen Ausnahmen, die gewöhnliche Tagsordnung. Nur, wenn es etwa dringende Schiffsarbeiten, wie Ausladen, Abtakeln, u. ſ. w. gab, fand eine Veränderung ſtatt. Auch waren die Sclaven ſowohl an jedem Freitage, *) als überhaupt an jedem türkiſchen Feſttage, von aller Arbeit frei. Da die kühle Jahrszeit heranrückte, ſchaffte der Capitain auch wollene Decken an. Uebrigens gegenſeitiges Aufrechthalten, und Liebe um Liebe, in ſtillem, ſüßen Geheimniß.

5.

Allmählich machte nun auch der Capitain mit mehrern andern Unglücksgefährten Bekanntſchaft. Sei es, daß ſie ihre Zellen in ſeiner Nähe hatten, oder daß er ſie auf der Segelmacherei antraf. Unter jenen war beſonders ein alter, portugieſiſcher Steuermann, der Reiſen durch alle vier Welttheile gemacht hatte, vollkommen gut engliſch ſprach, und ſeine Abentheuer ſehr lebhaft zu

---

*) Bekanntlich bei den Moslemin das, was bei den Chriſten der Sonntag iſt.

erzählen verſtand. Dieſer ward nun an allen Ruhetagen, der Abendgaſt des Capitains, denn Joſephe hörte ihm mit dem größten Vergnügen zu.

Andere, die beſonders das Mittelmeer kannten, trugen dann auch das Ihrige zur Unterhaltung bei. So was den Thunfiſchfang, die Corallenfiſcherei, die griechiſchen Schwammtaucher, u. ſ. w. betraf. Der Capitain ſelbſt erzählte dann wieder von ſeinen großen nordiſchen Fahrten, nach Archangel, und Drontheim, nach Petersburg, und Stockholm. Man kann denken, wie angenehm dieſer Seezirkel war, und wie ſchnell ſo mancher lange Winterabend vergieng.

Eine der intereſſanteſten Erzählungen des alten Steuermanns war folgende, die hier mitgetheilt wird. — „Ich befand mich“ — hub er an — „am Bord des holländiſchen „Oſtindienfahrers, Peter van Wit, der

„von Amſterdam nach Batavia beſtimmt
„war. Eben hatten wir die Küſten von
„Ceylon im Geſicht, als man auf einmal
„von einem Ende des Schiffes zum andern,
„Feuer rief. Schon ſchlug auch wirklich
„die Flamme aus der großen Lucke empor,
„und flog in wenig Minuten den Maſt
„hinan.

„Bald geriethen nun auch die Segel,
„das Tauwerk, und die Boote in Brand.
„— Wir ſind verloren! Wir ſind verloren!
„— tönte es durch das ganze Schiff, in
„gräßlichem Angſtgeſchrei. Da flog ich
„athemlos auf das Hintercaſtel, ergriff ein
„Tau, ließ mich daran hinab, und ſprang
„in die See. So ſah ich unſre Jolle, die
„wir nachgeſchleppt hatten, mit vier Mann
„vor mir, holte ſie ein, und kam glücklich
„an Bord.

„Muthig ruderten wir nun immer auf

„Ceylon zu, und in weniger als einer
„Stunde, konnten wir die grünende Küſte,
„mit ihren Palmenwäldern deutlich vor uns
„ſehn. Bald begegneten wir auch einigen
„Fiſcherbooten, und liefen mit ihnen in
„Jaffanapatnam ein. Hier fand ich Freunde,
„und Unterſtützung, beſonders bei Mynheer
„van A—g, der einer der reichſten
„Plantagenbeſitzer war.

„So gern mir indeſſen dieſer Biedermann,
„zu einem Schiffe verhelfen hätte: es war
„dennoch bei der Annäherung des Wintermoußons
„eine Unmöglichkeit. Er that mir
„daher einen andern Vorſchlag, der ihm
„ſelbſt, nicht wenig am Herzen zu liegen
„ſchien. In alten Familienpapieren,
„hatte er nemlich von einem unbekannten
„Rubinenlager geleſen, das ſich, mehrere
„Angaben zu Folge, in dem Innern der
„Inſel befand. Dieſes ſollte ich, in Be-

„gleitung eines Kunſtverſtändigen aufzufinden ſuchen, und in jedem Falle einer guten Belohnung gewärtig ſeyn.

„Ich bat um einen Tag Bedenkzeit, und nahm dann den Vorſchlag mit Freuden an. Zwar verkannte ich die Beſchwerden, und Gefahren einer ſolchen Reiſe durchaus nicht; allein ich war geſund, und ſtark, ſo wie voll Muth, und Entſchloſſenheit. Alſo ſchlug ich fröhlich, und wohlgemuth ein, erhielt einen Vorſchuß zu meinen Einrichtungen, und ward durch einen gerichtlichen Vertrag gedeckt. In meinem Reiſegefährten, den ich nun kennen lernte, fand ich einen ſehr verſtändigen, und erfahrenen Mann.

„Der Tag der Abreiſe erſchien; mit frohem Muthe nahmen wir von unſerm Prinzipale Abſchied. Jeder von uns trug einen ledernen Beutel mit Reis, ein Paar

„Piſtolen, nebſt Pulver, und Blei, eine
„Kürbisflaſche mit Arrak, und Waſſer, eine
„kleine, kupferne Schüſſel nebſt Teller, ein
„Paar Feilen, und Brecheiſen, ein kleines
„Tau, einen Compaß, ein Feuerzeug, ein
„Beil, und eine große Bärenhaut. So
„wanderten wir in der kühlen Frühe vier
„Stunden weit.

„Als aber die Sonne höher ſtieg, mach-
„ten wir unter einem ſchattigen Baume,
„an einem Bache Halt. Dann aber ſchoſ-
„ſen wir uns zum Mittagseſſen einige Vö-
„gel, brateten ſie an einem hölzernen Spieße,
„und verzehrten ſie mit vortrefflichem Appe-
„tit. Gegen zwei Uhr brachen wir wieder
„auf, und traten in den Urwald ein. An-
„fangs war derſelbe noch ziemlich licht,
„aber bald nahm er mit jedem Schritte, an
„Dichtigkeit zu.

„In ungeheuern Maſſen ſtrebten die

hohen, verſchlungenen Bäume empor; kaum fiel hier, und da, ein ſchwacher Schimmer hindurch. Auch das Unterholz war ſo in einander verwachſen, daß ſich nur mit Hülfe des Beiles durchdringen ließ. Endlich erreichten wir, mit Sonnenuntergang eine Stelle, die uns zum Nachtlager tauglich ſchien. Hier zündeten wir ein Feuer an, ſchoßen abermals ein Paar Vögel, kochten ſie mit einigen Händen Reis, und hatten ſo eine treffliche Abendmahlzeit."

„Mein Reiſegefährte legte ſich hierauf zum Schlafen nieder, während ich ſelbſt, bei unſerem Feuer wachen blieb. Kein Blättchen rauſchte; kein Lüftchen wehte; Alles, wie Grabesſtille um mich her. Doch plötzlich vernahm ich in der Ferne ein dumpfes Getös, dem rollenden Donner gleich. Die Bäume rauſchten, wie von einem Orkane bewegt; die Erde bebte, als ſchützen tauſende von Blitzen ein — Es „war ein großer Trupp von Elephanten, „der in geringer Entfernung im Trabe „vorüberzog. So wachten, und ſchliefen wir „wechſelsweis.

„Die Sonne ging auf; wir verzehrten „die Reſte unſeres Mahles, und traten dann „wohlgemuth unſere zweite Tagereiſe an. „Allmählich ward der Wald nun lichter, „und im glänzenden Morgenſtrahle, lagen „die erſten Abſätze der Gebirge vor uns. „Schon dachten wir ſie gegen Mittag zu erreichen; als wir auf einmal einen breiten, „tiefen Canal vor uns ſahn, der über und „über, mit dichtem Gebüſch bewachſen war.

„Wohl eine halbe Stunde ruhten wir „am Rande deſſelben, und ſtarrten ihn unverwandten Blickes an. Endlich glaubte „mein Gefährte eine Stelle zu bemerken, „wo ein Durchgang möglich ſchien. Er beſtand demnach, trotz meinen Gegenvorſtellungen, auf dieſem Wagſtück. So ließ er ſich am Taue, in die Tiefe hinab, und drang mit Hülfe des Beiles ein.

„Schon hoffte ich ihn, auf der andern Seite, zum Vorſchein kommen zu ſehn, als er plötzlich, mit ſchrecklichem Angſtgeſchrei, nach Hülfe rief. Eilends flog ich am Taue hinab, und drang in die Oeffnung vor. Da ſah ich, in der Entfernung die funkelnden Augen einer großen Schlange, die gierig an ſeinem Herzen fraß. Den Tod in den Adern, ſtieg ich wieder hinauf, und fühlte mein Unglück in ſeiner ganzen Schrecklichkeit. Ich allein in dieſer Wüſtenei! — So irrte ich den übrigen Theil des Tages, troſtlos umher.

„Der Abend brach an; ich beſchloß mein Nachtlager auf einem Baume zu nehmen, der in der Nähe ſtand. Hier band ich

„mich, mit meinem Taue, an einem Aſte feſt, und fiel darauf in tiefen Schlaf. Doch kaum mochten einige Stunden vergangen ſeyn, als ein heftiges Ungewitter losbrach. Blitz auf Blitz! Schlag auf Schlag! Der ganze Himmel ein wogendes Flammenmeer! — Wild raſte der Sturm, in Strömen ſchoß der Regen herab; jeder Augenblick ſchien mein letzter zu ſeyn.

„Da entſchloß ich mich ſchnell, glitt haſtig am Stamme hinunter, und warf mich in einiger Entfernung, platt auf den Boden hin. Plötzlich geſchah ein heftiger Schlag; der Baum ſtand in Flammen; das Feuer ergriff das dürre Gras. Noch einige Minuten, und es war um mich geſchehn. Athemlos flog ich einen benachbarten Hügel hinan. Aber der Boden wich,

„ich fing an, einzuſinken, und ſtürzte in „einen Abgrund hinab.

„Als ich wieder zu mir kam, befand „ich mich in einer tiefen Höhle, auf einem „Haufen Moos, in einer Art Dämmerlicht. „Ich blickte empor, und ſah, daß oben, „durch eine große Oeffnung, der Mond „hineinſchien. Die hohen, überdem ſehr „ſteilen Wände, waren indeſſen auf allen „Seiten davon entfernt. Mit Entſetzen „fühlte ich nun die ganze Größe meines „Unglücks; doch das Vertrauen auf Gott „verließ mich nicht. In ſtillem Gebete „blickte ich auf zu ihm, und es ward mir „wunderbar wohl.

„Ich fiel hierauf in einen tiefen Schlaf, „und ruhte wohl an fünf Stunden lang. „als ich endlich erwachte, fand ich den größ„ten Theil der Höhle von der Sonne er„hellt. So bemerkte ich denn, daß ſie rechts

„und links, in zwei große Gänge auslief. „— Sollten dies vielleicht Ausgänge ſeyn?“ — ſagte ich zu mir ſelbſt, und ein un„bekanntes Etwas beſtimmte mich für den „zur rechten Hand. Ich ſchluckte nun etwas „trockenen Reis hinunter, that einige Züge „aus meiner Kürbisflaſche, und trat dann „meine gefährliche Wanderung an.

„So lange ich noch etwas Tagslicht „hatte, ſchritt ich mit ziemlicher Schnellig„keit fort. Als aber auch der letzte Schim„mer verſchwunden war, da bedurfte es „freilich der äußerſten Vorſicht. Ich unter„ſuchte daher den Boden Schritt für Schritt, „hielt mich beſtändig an der Wand, und „folgte allen ihren Biegungen nach.“

„Auf dieſe Art rückte ich zwar langſam, „aber auch deſto ſicherer fort. Rings um „mich her war Alles Nacht, doch in mei„nem Innern glänzte es, wie das hellſte

„Sternenlicht. Von Zeit zu Zeit ruhte ich
„eine Viertelſtunde, nahm etwas Rack, und
„Reis zu mir, und tappte dann wieder in
„der Finſterniß fort. So mochte ich wohl
„zwei Meilen, und darüber zurückgelegt
„haben; als ich in der Entfernung ein ver-
„worrenes Geräuſch vernahm. Zu gleicher
„Zeit ward ich ein Paar kleine, feurige Punkte
„gewahr.

„Himmel!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt —
„Was iſt das? — Iſt es ein Schimmer
„von Tagslicht? Oder ſind es die Augen
„einer Schlange, die auf mich zugeſchoſſen
„kommt? — Doch die feurigen Punkte
„blieben unbeweglich; es ſchienen beinahe
„Lampen zu ſeyn. — So ſchritt ich denn
„mit klopfendem Herzen, und freudiger
„Ahndung, dem lieblichen Lichte zu. —
„Auf einmal machte die Wand einen ſtar-

„ken Abfall, und ich ſtand vor einer Fel„ſenſpalte, die im glänzenden Abendrothe lag.

„Welch ein Augenblick! — Außer mir „drängte ich mich durch das Geſträuch, und „athmete wieder freie Lebensluft. In roſi„gem Schimmer der ſinkenden Sonne lagen „die Hütten eines freundlichen Dorfes vor „mir. Ich eilte dahin, und fand Erquik„kungen aller Art. — Jaffanapatnam war „kaum eine Tagreiſe entfernt. — So endigte „ſich meine furchtbare Wanderung!

6.

So war Neujahr herangekommen, als unſer Liebes- und Leidenspaar endlich die langgewünſchte Gelegenheit fand, einen Brief nach Alicante abgehen zu laſſen, der die Geſchichte ihres Unglücks enthielt. Unterdeſſen war ihr kleiner Schatz freilich um vieles verringert worden; doch ſahen ſie immer noch ein halbes Jahr, und etwas darüber vor ſich.

Dies aber war auch der äußerſte Termin, binnen welchem ſich die Wiederherſtellung der freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen *** und Tripolis, mit Beſtimmtheit hoffen ließ. So trugen denn beide ihr Schickſal mit Ruhe, Geduld, und Hoffnung, dieſen drei Genien aller Unglücklichen, die ſich den himmliſchen nahn.

Es war in den erſten Tagen des Mais, als ſich der Capitain, wie gewöhnlich, mit Joſephen, und mehrern andern Sclaven, auf der Segelmacherei befand. Die offenen Arcaden derſelben giengen nach der Seeſeite, und man konnte von denſelben die ganze Rhede überſehen. Keine Viertelſtunde lief an der Sanduhr ab, ohne daß unſer Paar den Horizont betrachtete, deſſen reines, glänzendes Blau, mit dem grünen, ſpiegelnden Meere zuſammenfloß.

Endlich, ohngefähr um neun Uhr, tagte in Nordweſt ein Segel auf, das bald für eine ***ſche Fregatte erkannt ward. Der Capitain bemerkte in kurzem, daß ſie gerade auf die Rhede zuſteuerte, und rief wie außer ſich: Befreiung! Befreiung! — Landsleute! — Unterhändler! Präſentſchiff! — „Alles Freude, und Jubel! — Alles Elend „vorbei!“ — Dabei umarmte er Joſephen, und verſprach dem Aufſeher ein Extrageſchenk.

Mit dem günſtigſten Winde kam nun die Fregatte immer näher, ſo daß man bereits die Mannſchaft auf dem Verdecke, zu erkennen im Stande war. Bald ankerte ſie auf der Rhede; ließ zum Zeichen des Friedens, vorn eine weiſe, und dann die Nationalflagge wehen; hißte einen rothen Wimpel auf, und feuerte auf der Backbordsſeite eine Canone ab. Alles dieſes bedeutete, daß ſie in den Hafen einlaufen wollte, und der Hülfe eines Lootſen bedürftig war. Wirklich gieng auch dieſer bald darauf dahin ab.

So näherte ſich denn das große, herrliche Schiff dem Eingange des Hafens, wo es, außer dem Bereich der Batterien, von neuem vor Anker gieng. Es ſetzte hierauf ein Boot, mit einem Offizier, und ſieben Mann aus, das von dem Lootſen gerade auf den Arſenalkay zugeſteuert ward. Hier ſtieg der Offizier, der eine kleine weiſe Flagge trug, an's Land, und ward von dem Hafencapitain, der ihn erwartete, ſogleich zu dem Admiral geführt.

Es dauerte ohngefähr eine halbe Stunde, als der Offizier mit dem Hafencapitain zurück kam. Beide beſtiegen nun die ſchöngeſchmückte Admiralitätsbarke, die mit zwölf

Ruderern bemannt war, und langten in kurzem am Bord der Fregatte an. Nach einer kleinen Weile gieng nun dieſe unter Segel, begrüßte die tripolitaniſche Flagge, nach herkömmlicher Weiſe, mit neun Schüſſen, und lief, von dem Hafencapitain ſelbſt geſteuert, unter dem Donner der Gegenbegrüßung, in ſtolzer Pracht, in den Hafen ein.

Der Capitain, und Joſephe hatten dies alles mit unſäglicher Freude angeſehn. Aber jetzt war das Zeichen zum Feierabend, und zwar um anderthalb Stunden früher gegeben, indem am andern Tage ein großes Feſt einfiel. So mußten ſie alſo, mit den übrigen Sclaven, in das Bagno zurückkehren, brachten aber bis ſechs Uhr im Hofe zu. Hier hatte nemlich einer der Weinverkäufer ein artiges Zelt aufſchlagen laſſen, wo die kleine Anzahl der wohlhabenden Gefangenen, regelmäßig zuſammen kam.

Eben ſaß unſer glückliches Paar, die Wonne, und Seligkeit im Herzen, bei ſeiner Abendmahlzeit, als der Baſchi, zur ungewöhnlichen Stunde, noch einmal in das Bagno kam — „Nun Frieden mit Euch!“ — hub er freundlich an — „Euer neuer Con„ſul iſt angelangt, und hat die köſtlichſten „Geſchenke, ſowohl für den Bey, als für „die Großen mitgebracht. Jetzt wird's nicht „lange dauern, und Alles kommt wieder in „Ordnung. Aber Ihr müßt ein Paar Tage „Geduld haben, bis das Feſt vorüber iſt. „Von der Arbeit ſeyd Ihr nun ohnehin be„freit.

„Was Ihr mir für dieſe gute Nachricht „geben wollt“ — fuhr er fort — „das ſteht „bei Euch! Ihr wißt ja, ich hab es immer „gut mit Euch gemeint, und Euch, nebſt

„Euern Leuten, auf alle nur mögliche Art „geſchont. Alſo ſingt auch mein Lob bei „Euerm Conſul, das wird mir nützlich „ſeyn!“ — Man begreift leicht, daß er einige ſpaniſche Doppelrealen erhielt, womit er dann ſehr zufrieden war.

Der Capitain hatte natürlich auch ſeine Leute nicht vergeſſen, und ſo waren auch dieſe doppelt vergnügt — „Hoffet wie wir „gethan haben!“ — riefen ſie ihren trübſinnigen Nachbarn zu — „Und es wird „auch in Erfüllung gehn!“ — Dabei reichten ſie ihnen, von ihrem Freudentrank, und erheiterten ſie wenigſtens für den Augenblick. So ward es Schlafenszeit, und alle zogen ſich in ihre Zellen zurück.

7.

Am folgenden Morgen, ſchon um fünf Uhr, erſchien ganz unvermuthet, der Oberſchreiber mit zwei Sklaven, wovon der eine einen Coffer, der andere ein Toilettenkiſtchen trug. — Chriſten aus *** — rief er mit lauter Stimme! — „tretet hervor!“ — Es waren unſre Freunde mit ihren Leuten, denen der Zuruf galt. So nach erſchienen ſie dann mit ihnen, und ſtellten ſich auf. Aber wie groß war Joſephens Erſtaunen, als ſie ihr Kiſtchen, und ihren Coffer erkannte, wovon jenes zur rechten, dieſes zur linken des Oberſchreibers ſtand.

„Wo iſt Madame L***“ — Namen des Capitains — war jetzt die weitere Frage — „Verbergt ſie nicht, denn ſie muß unter „Euch ſeyn.“ Alle ſahen ſich erſchrocken an; doch keiner gab ein Laut von ſich. — „Fürchtet Euch nicht!“ — fuhr der Oberſchreiber fort — „S. Hoheit der Bey hat von ihr „gehört; er iſt gerührt; er weißt ihr ein „Zimmer in ſeinem Harem an, bis Ihr

„abreiſen könnt — Alſo noch einmal, wo „iſt ſie?"

„Hier!" — rief der Capitain — „Hier „ſteht ſie vor Euch!" — indem er auf den angeblichen Cajutenwächter wieß. — Wie? — rief der Oberſchreiber im höchſten Erſtaunen — „dieſer mißgeſtaltete Knabe da? — „Nicht anders! Ich nehme alle meine „Leute zu Zeugen! Befragt ſie, wann Ihr „wollt" — „Ich glaube Euch, wiewohl ich „nicht begreifen kann —

„Euer Conſul" — fuhr er fort — „der „Sr. Hoheit davon erzählte, rühmte ſie doch „als eine Schönheit — Eben deshalb brachte „ich auch die Sachen mit. — S. Hoheit „werden heute in ihrem Harem zu Mittag „ſpeiſen, und hoffen ſie daſelbſt zu ſehn. „— Nicht als ihre Sklavin, ſondern als „eine freie Europäerin, die ſich auf einige „Tage, als Gaſt daſelbſt aufhält. — S.

„Hoheit ſind ſo zufrieden mit Euerm Souverain, daß ſie ihm dadurch beweiſen „wollen, wie werth Ihr ihm ſeyd. — „Darum laßt Madame ſich ankleiden; ehe „zwei Stunden vergehen, bin ich wieder „bey Euch!“

So ſprach er, ſagte dem erſtaunten Aufſeher einige Worte ins Ohr, und gieng. Dieſer aber öffnete dem Paare ſogleich ein Cabinet, das ſich im Hintergrunde des Bagno befand. Es war mit einigen europäiſchen Meubeln, ſo wie mit einem Polſterlager verſehn. — „Hier Capitain!“ — ſagte er — „Hier iſt Eure Wohnung für „die kurze Zeit, die Ihr noch hier ſeyd! „Braucht nun Eure Bequemlichkeit!“

Die Matroſen trugen jetzt die Sachen hinein, und brachten auch das Zimmer in etwas beſſere Ordnung. Dann ließ der Capitain ſein liebes Weibchen allein, verſchloß die Thür, ſtellte zum Ueberfluß noch zwei Matroſen, als Wächter davor, und gieng dann ſinnend, voll ſtiller Freude, zwiſchen den Zellenreihen auf und ab. Joſephe aber fand in ihrem Toilettenkiſtchen u. ſ. w. Alles was zu ihrer Verwandlung nöthig war.

So mochten wohl anderthalb Stunden vergangen ſeyn; endlich ſtand ſie in ihrem vollen Putze, und in ihrer ganzen Schönheit da. Wenig Minuten, ſie rufte ihren Mann, um zu öffnen, und empfing ihn mit einem Kuß. Er ſelbſt aber ſtaunte ſie mit Entzücken an, denn es war, wie eine neue, liebliche Zaubergeſtalt für ihn. Aber in dieſem Augenblicke klopfte es, und ein Matroſe meldete den Oberſchreiber an.

Als dieſer nun eintrat, prallte er vor Scheu, und Verwunderung, einige Schritte zurück — „Wie?“ — rief er — „Iſt das

„wirklich ſo? — Joſephe lächelte; der Capitain bejahte es — „Nun ſo hat Euer Conſul ja dennoch Recht gehabt! — Aber die Sänfte wartet auf Euch Signora; darum laßt uns aufbrechen, wenns Euch gefällig iſt.“

Joſephe, von den beiden Männern gefolgt, trat nun im höchſten Glanze des Putzes, und der Schönheit heraus, und ſchritt langſam vorwärts. Unwillkührlich, in raſcher Bewegung, ſtellten ſich jetzt alle Sclaven in zwei Reihen auf, fielen auf die Knie, hoben die Arme empor, und riefen mit bewegter Stimme: „O Königin des Himmels, hilf uns! O Königin des Himmels bitte für uns!“ — So ſehr ſchien ihnen nemlich alles ein Wunderwerk.

An der Pforte des Bagno, wartete bereits eine prächtige Sänfte, die von zwei geſchmückten Maulthieren getragen ward. Bei jedem derſelben ſtand ein eigener Führer; während ſich rechts, und links, ein Palaſtſclave befand. Die eine Seitenthür ward nun geöffnet, und Joſephe ſtieg ein. Darauf zogen die Pagen die rothſeidenen, mit goldenen Franzen beſetzten Vorhänge zu, und der Zug, den Oberſchreiber an der Spitze, ſetzte ſich in Bewegung.

So langte man in weniger, als zehn Minuten, an dem Thor des Palaſtes an. Dann gieng es durch einen großen Hof, bis an ein zweites Thor, der in das Innere führte, und verſchloſſen war. Die Sänfte hielt, die Pagen klatſchten in die Hände, ein Pförtchen öffnete ſich, und es traten zwei Chriſtenſclavinnen, zum Empfange von Joſephen, heraus. Dieſe verließ nun die Sänfte, ward mit einem großen, weißen Schleier bedeckt, und folgte ihren Begleiterinnen in das Innere nach.

Ueber einen ſchönen, mit Orangenbäumen beſetzten Platz, kam ſie nun von den Sclavinnen geleitet, an ein drittes Thor. Dies war der Eingang zu dem eigentlichen Wohnpalaſte des Bey, in deſſen Mitte ſich der Harem befand. Das Thor öffnete ſich, und vier andere Sclavinnen ſchloſſen ſich an die übrigen an. So gieng es weiter durch einen reizenden Garten, und herrliche Schattengänge, bis man endlich vor einem weißen, viereckigten Gebäude ſtand.

„Wir ſind zur Stelle!“ — ſagte die eine Sclavin auf ſpaniſch, und klopfte an einer Flügelthür. Augenblicklich ſprang dieſe auf, die Sclavin winkte Joſephen, mit den übrigen zu warten, und ſchlüpfte hinein. Wenig Minuten, und ſie kam wieder, winkte Joſephen mit den übrigen einzutreten, nahm ihr den Schleier ab, und verſchloß die Flügelthür.

8.

Unſere Freundin befand ſich jetzt in einer weiten Vorhalle, die zu beiden Seiten in eine zierliche Gallerie auslief. An den Enden derſelben hiengen große, rothſeidene Vorhänge herab, mit goldenen Franzen verziert. Die Sclavinnen geleiteten Joſephen durch die zur rechten Hand, und ſchoben dann den Vorhang zurück. — „Sehet „hier Signora!“ — ſagte die obige — „Se„het hier iſt die Treppe zu den Zimmern „der erſten Gemahlin Sr. Hoheit!“

So ſtiegen ſie dieſelbe hinan, und traten in ein ſehr ſchöngeſchmücktes Gemach, das ganz auf europäiſche Art meublirt war. Neben demſelben befand ſich ein zierliches Cabinet mit einem Himmelbette, und allen Bequemlichkeiten verſehn. — „Dies iſt das „Werk von Miſtriß Townſend!“ — ſagte die ſpaniſche Sclavin — „der Gemahlin „des letzten engliſchen Conſuls, einſt die „vertraute Freundin von Bey Chan, meiner Gebieterin!“

Sie führte hierauf Joſephen auf ein prächtiges Sopha, das mit himmelblauem Sammet überzogen, und mit einer Art Thronhimmel verſehen war. Vor demſelben ſtand ein niedlicher, mit Elfenbein eingelegter Tiſch, von Roſenholz, dem ſich gegenüber, ein großer venetianiſcher Spiegel befand, der faſt bis auf den Boden herabgieng. — Alle Sclavinnen, mit Ausnahme der obigen, entfernten ſich nun.

„Nehmet einige Erfriſchungen!“ — ſagte ſie jetzt zu Joſephen — „dann geleite ich „Euch ins Bad, und von da zu meiner „Gebieterin!“ — In dem Augenblick machte ſie eine Bewegung mit dem Fuße, und ſchnell ſenkte ſich der kleine Tiſch, in den

Boden hinab. Noch ſchneller aber ſtieg er wieder empor, mit mehreren cryſtallenen Bechern voll Sorbet, und einigen goldenen Tellern mit Früchten, und Zuckerwerk beſetzt.

Joſephe genoß Verſchiedenes mit Vergnügen, und ward hierauf in das Bad geführt, das eigentlich aus drei Gemächern beſtand. Das erſte diente zum Aus- und Ankleiden, und war mit mehreren zierlichen Commoden, ſo wie mit fünf großen herrlichen Pfeilerſpiegeln verſehn. Hier entkleidete ſie ſich denn, mit Hülfe der Sclavin, um ſich in das zweite Gemach zu begeben, wo das eigentliche Bad befindlich war.

Auch hier zeichnete ſich alles durch Pracht, und Schönheit aus. Die Decke war in Kuppelform gewölbt, und mit herrlichen Arabesken, in Purpurroth, und andern hohen Farben bemalt. Die Wände waren mit weißem, geſtickten Mußlin behangen, und der Fußboden mit großen Marmortafeln, von gleicher Farbe gedeckt. Das Bad ſelbſt, war mit Alabaſter ausgelegt, und mit drei Stufen verſehn.

Zwei vergoldete Hähne führten das Waſſer herbei, und eine ſilberne Toilette enthielt alles, was an Seifen, Eſſenzen, Oelen u. ſ. w. nur erdenklich war. Ein Theil des mußlinenen Behanges, konnte aufgezogen werden, denn hinter demſelben befand ſich eine Spiegelwand. Das Ganze ward von oben durch vier Fenſter erleuchtet, ſämmtlich mit rothſeidenen Vorhängen verſehn. So ſchwamm alles in magiſchem Roſenlicht.

Als Joſephe gebadet hatte, ſollte ſie in das dritte Gemach geführt werden, das zum Ruhen beſtimmt, und deshalb mit mehreren Ottomanen verſehen war. Allein ſie fühlte ſich ſo munter, und lebendig, daß ſie ſogleich in das Ankleidezimmer zurück zu gehen beſchloß. Bald öffnete nun die Sclavin die Schubladen ſämmtlicher Commode, worin ſich eine Menge der koſtbarſten indiſchen Schawls befand. — „Es iſt der Wunſch „meiner Gebieterin“ — ſagte ſie — „daß „Ihr euch eine davon wählen ſollt.

Eben hatte Joſephe ihre Toilette beendigt, und glänzte nun in doppelter Schönheit. Sie wählte ſich daher einen himmelblauen, wie er zu ihrem herrlichen, weißen Atlaskleide am paßendeſten war. So verweilte ſie nur noch einige Augenblicke, und ward denn durch eine lange Reihe koſtbarer Gemächer, zu der Prinzeßin geführt.

Sie trat ein, und ſah ſich in einem großen Saale, der alles an Pracht übertraf, war ihr bisher vorgekommen war. Am Ende deſſelben befand ſich, auf einer

Eſtrade, mit purpurnen Kiſſen belegt, die Gemahlin des Beys, in ihrem höchſten Schmuck. Sie winkte Joſephen, mit ihrer Begleiterin näher, reichte ihr dann eine Roſe entgegen, beantwortete ihre Verbeugung mit einem freundlichen Lächeln, und deutete auf das Kiſſen neben ihr. Die ſpaniſche Sclavin blieb als Dollmetſcherin.

Joſephe nahm Platz, und dankte vor allem für das erhaltene Geſchenk. Die Prinzeßin nickte freundlich mit dem Kopfe, ſtreichelte ihr die Wange, und fragte ob ſie geſchminkt ſey. Auf Joſephens verneinende Antwort, ſagte ſie: „O wie ſeyd Ihr „Europäerinnen ſo glücklich! Die Townſend war auch ſo roth! — Darauf verlangte ſie Joſephens Geſchichte zu hören, von der ſie nur unvollkommen unterrichtet war. Schon zuvor hatte die Sclavin die köſtlichſten Erfriſchungen herumgereicht.

Joſephe erzählte dann, und wie natürlich, auf eine höchſt rührende Art. Der Prinzeßin giengen dabei die Augen über, und ſie küßte das ſchöne, junge Weib, mit unverſtellter Herzlichkeit. — „Ja, Ihr liebt „mehr, als wir!“ — ſagte ſie endlich — „aber Ihr werdet auch mehr geliebt! — Sie war dem Anſchein nach erſt dreißig Jahr, und zeigte noch Spuren von großer Schönheit. Aber alles war erſchlafft, wie denn alle Morgenländerinnen ſo früh verblühn.

9.

Unter dieſem, und andern Geſprächen war der Mittag herangekommen, als plötzlich ein Vorhang aufrauſchte, und ein ſchwarzer Verſchnittener hereintrat, der ein breites, goldenes Halsband umhatte, und Weſte, und Pantalons von der feinſten

Leinwand trug — Dabei hatte er einen weißen Stab in der Hand, der mit grünſeidenen Schnüren umwunden, und oben mit einem goldenen Knopfe verziert war. — Dieſen hob er dreimal mit Zierlichkeit in die Höhe, und entfernte ſich dann. — „Es iſt Zeit!“ — ſagte die Prinzeßin — „Der Bey erwartet uns!“

Sie klatſchte jetzt in die Hände, und plötzlich füllte ſich der Saal mit Sclavinnen an. Dieſe, nicht weniger, als fünf und zwanzig zuſammen, eröffneten nun den Zug, während die Dollmetſcherin hinter ihrer Gebieterin, und Joſephen gieng. So langte man, durch eine kleine Gallerie, in einem zweiten Saale an, wo die Tafel bereit ſtand, und alles zum Empfange des Beys in Ordnung gebracht war.

Einem zweiten Eingange gegenüber, ſtellten ſich nun die Sclavinnen, in zwei

Reihen auf. Die Prinzeſſin, und Joſephe aber, nahmen in dem Raume dazwiſchen Platz. Einige Minuten, die hohe Flügelthür öffnete ſich, und hereintrat der Bey, mit ſechs ſchwarzen Verſchnittenen um ſich her. Ehrfurchtsvoll gieng ihm die Prinzeſſin nebſt Joſephen entgegen, und nannte dieſe als die Gattin des Capitains.

„Recht! Recht!“ — ſagte er in gebrochenem Spaniſch — „Aber jezt eſſen — ſprechen nachher!“ — Hierauf winkte er der Prinzeſſin, ſie zu ihrem Sitze zu führen, und folgte ihnen dann, an der Spitze der Verſchnittenen, ebenfalls nach. Dieſe, bildeten hinter den Sitzenden einen Halbkreis, der von den Sclavinnen verlängert ward; ſechs derſelben beſorgten nun die Bedienung.

Der Bey und ſeine Gemahlin, ſaßen mit untergeſchlagenen Beinen, auf prächtigen niedrigen Sophas; **Joſephe** dagegen auf einem rothſammeten Armſtuhl, der aber kaum einen Fuß hoch war. — Die Gerichte ſtanden auf einer großen, ſilbernen Platte, mit zierlichen Füßen, und waren für den erſten Gang, zwölf bis ſechszehn an der Zahl, alle in chineſiſchen Porcelanſchaalen ſervirt.

Zuerſt kamen die eingemachten Sachen, womit man den Appetit zu reizen pflegt. So Gurken, Oliven, Selleri, Blumenkohl, Pertulak u. ſ. w. nebſt Sardellen, Batargo *), und marinirter Thunfiſch. Dann kamen Ragouts von Schöpſenfleiſch, ſtark mit Moſchus verſetzt, in fünffacher Zubereitung. Dann Fricaße's von Rebhühnern; endlich der Pillaw (**), roth, blau, und gelb gefärbt, mit Schnecken, candiotiſchen Feigenſchneppen, und Wachtelfett. Die Geſellſchaft machte den Köchen Ehre, und ließ nur wenig in den Schaalen zurück.

---

*) Eingeſalzener Fiſchroggen, aus dem Mittelmeer.

**) Mit Dampfen gekochter Reis, der mit Moſchus, oder Roſenwaſſer parfumirt iſt.

Hierauf folgte der zweyte Gang, der eigentlich aber nur den Nachtiſch enthielt. Alles ward, theils auf koſtbaren, porcellanenen Tellern, theils in zierlichen ſilbernen Körben ſervirt. Da gab es denn Früchte und trockne Confitüren, ſo wie feines Gebäcke, und köſtliche Früchte aller Art [*]. Dazu kamen noch zehn cryſtallene Flacons, mit den herrlichſten Sorbetten gefüllt.

Zugleich ertönte, auf einen Wink des Beys, die rauſchende Muſik einer großen Spieluhr. Sie war das Zeichen zu einer mauriſchen Quadrille von Sclavinnen aufgeführt. Der Bey wendete ſich jetzt ſehr freundlich zu Joſephen, und ſagte in ſeinem Halbſpaniſch: — Großen Tanzen! Schönen Tanzen! — Aber Mädchen noch viel jung! — Nichts fett, nichts Fleiſch, u. dergl. barbareskiſche Zierlichkeiten mehr.

---

[*] Wer die ſämmtlichen Delicateſſen, und Leckereien der türkiſchen Küche, und Conditorei kennen lernen will, der leſe: Hyacinthen von C. A. Fiſcher, und zwar den Aufſatz: Der Epicuräer zu Conſtantinopel.

Doch endlich fielen dem guten ältlichen Herrn die Augen zu, und nun war es Zeit ſich zurückzuziehen. Die Prinzeßin erhob ſich demnach mit Joſephen, und alles verließ den Saal. Hierauf trennten ſich die beiden Damen, ebenfalls für ein Stündchen, das wie gewöhnlich der Sieſta gewidmet war. Joſephe fand die lieblichſte Kühlung in ihrem Zimmer, warf ſich mit Hülfe der ſpaniſchen Sclavin, in ein zierliches, türkiſches Schlafgewand, und ſchlummerte faſt augenblicklich ein. Die Sclavin nahm auf einem Polſter, neben dem Sopha Platz.

10.

So hielt nun die Sieſta bis ohngefähr vier Uhr. Dann aber erſchien eine Botſchaft von der Prinzeßin, und zwar ganz eigener Art. Es waren vier Sclavinnen, wovon jede ein zierliches, in Batiſt gewikkeltes Paket trug. Sie theilten Joſephen, mit Hülfe der Dollmetſcherin, ihren Auftrag mit. Die Prinzeßin wünſchte nemlich, ihre Freundin in türkiſcher Kleidung zu ſehen, und ſendete ihr alles Benöthigte dazu.

Eine ſolche Bitte ſchien ein Befehl, Joſephe zögerte daher keinen Augenblick. Alle Sclavinnen legten nun Hand an, und ſo ſtand ſie in einer Viertelſtunde, wie eine Sultanin da. Die Kleidung war auch wirklich eine der prächtigſten, die die Prinzeßin nur ſelbſt beſaß. Dazu die koſtbaren Perlen, und Diamanten, beſonders am Gürtel, und Turban — Kurz, man konnte nichts Herrlicheres ſehn. Joſephe ſelbſt betrachtete ſich mit Vergnügen, in dieſer Verwandlung.

So ward ſie von den Sclavinnen, die Gallerie hinab begleitet, und dann am Ende derſelben in einen prachtvollen Kiosk geführt. Dieſer hatte die Form einer Rotunde; die Wände zeigten eine ſchöne, gemalte Säulenordnung. Die Zwiſchenräume waren mit Spiegeln, und gemalten Blumenſtücken ausgefüllt, die Lambris vergoldet, und mit ſchöner Stuckatur verziert. Der Fußboden war mit vielfarbigen Marmortafeln ausgelegt, und in der Mitte befand ſich ein Baßin von Alabaſter, aus dem eine cryſtallene Waſſerſäule empor ſprang. Die Ausſicht gieng auf das Meer.

Die vier andern Sclavinnen entfernten ſich jezt; die Spanierin, war die einzige, die als Dollmetſcherin zurückblieb. Bald darauf erſchien die Prinzeßin, ebenfalls in einer andern prächtigen Kleidung, und mit einem großen Gefolge hinter ſich. Unter dieſem befanden ſich, in der erſten Reihe, auch die zwey andern Frauen des Beys, zwar ſchön, aber doch etwas weniger geſchmückt.

Alle vier Damen, nahmen nun auf den weichen Kiſſen Platz, während der größte Theil des Gefolges am Eingange ſtehen blieb. Joſephe war muthwillig genug, ſich gleichfalls auf orientaliſche Weiſe zu ſetzen, und es gelang ihr, in dieſer Kleidung, über Erwartung gut. Dies gefiel den Damen, und beſonders der Prinzeßin, außerordentlich wohl. — „Allerliebſt! Allerliebſt!“ — rief ſie einmal über das andere aus — „Was ihr Europäerinnen doch geſchickt ſeyd!“

Jezt wurden nun große ſilberne Platten, mit allerhand Erfriſchungen vor ihnen niedergeſezt. Hierunter befand ſich auch Caffe, in den man Ambratäfelchen aufgelößt hatte, und ein äußerſt feines Gebäck von Piſtacien. Joſephe ward hierauf gebeten, etwas zur Guitarre zu ſingen, und war ſogleich bereitwillig dazu. Die Prinzeßin winkte, und eine Sclavin brachte das Inſtrument, im Fluge herbei.

Unſere Freundin wählte eine ſpaniſche Romanze aus der mauriſchen Zeit, und ſang dieſelbe mit dem größten Ausdruck. Die Türkinnen hörten mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und ſchienen die Worte durch die Töne zu verſtehn. Indeſſen ward ihnen der Inhalt jedes Verſes, zum Ueberfluße noch verdollmetſcht. Die Prinzeßin fand alles ſo ſchön, daß ſie Joſephen unaufhörlich in die Backen kniff.

Joſephe benutzte dieſe günſtige Stimmung, und bat um die Ueberbringung einer

Botſchaft an ihren Mann. Dieſe ſollte, der Verabredung gemäß, in einer Roſe beſtehen, zum Zeichen, daß keine Gefahr vorhanden ſey. Die Prinzeſſin bewilligte dies augenblicklich, und beauftragte eine Sclavin dazu. Ueberdem gab ſie Befehl, einen Korb mit Erfriſchungen hinzuzufügen, was Alles aufs genauſte befolgt ward. Man erräth leicht, daß der Aga des Palaſtes, die Sendung durch einen Pagen beſorgen ließ.

Unterdeſſen war es Abend geworden, und die Damen ſtiegen in den Garten hinab. Hier befanden ſich eine Menge Schaukeln, nebſt einem ſehr artigen, und bequemen Carouſel. Beyde wurden nun nach Herzensluſt benutzt, denn die Sclavinnen, die ſie in Bewegung ſezten, hatten ihr eigenes Spiel daran. Die Prinzeſſin gab dabey das Beyſpiel der losgebundenſten Fröhlichkeit. Endlich, als die Sonne in's Meer hinabſank, begab man ſich in den Palaſt zurück.

Jezt begann eine neue Unterhaltung, die die Geſellſchaft noch zwey volle Stunden beſchäftigt hielt. In einem Saale war nemlich ein kleines Theater befindlich, wo eine Reihe von Automaten aufgeſtellt war. Der Bey hatte dieſelben in London verfertigen laſſen; die Sendung war eben erſt über Malta angelangt. Vor dieſem Theater nahm nun die Prinzeßin mit Joſephen, und den zwey andern Frauen, auf breiten Divans Platz, während eine Ouverture von zwey großen Drehorgeln begann.

Bald flog indeſſen der Vorhang auf, und die Vorſtellung nahm ihren Anfang. Zuerſt ſah man einen Seiltänzer, der ſich ſelbſt zu überbieten ſchien. Dann zeigte ſich ein Bauer mit einem Canarienvogel, der ein artiges Liedchen ſang. Weiter erſchien ein Hirt, der ſeine Flöte ertönen ließ, und taktmäßig von dem Bellen ſeines Hundes unterbrochen ward. Hierauf folgte ein Arnaute, der ſein Exercitium machte, und ein Trompeter, der zum Angriff blies.

Nach dieſem kam ein Mädchen, mit einer Ziege, die ganz natürlich zu graſen ſchien. Zu gleicher Zeit ſahe man ſeitwärts ein Paar Turteltauben, die ſich ſchnäbelten, und einen Holzhauer, der einen Baumſtamm zerhieb. Hierauf zeigte ſich eine Inſel mit zwei Schwänen, von denen der eine brütete, während der andere zu ſchwimmen anfing.

Zum Beſchluße endlich, erſchienen zwei männliche Figuren, von ausgezeichneter Schönheit. Sie grüßten ſich, umarmten einander, machten ſich verſchiedene Zeichen, und giengen dann, jeder auf einer andern Seite ab. So blieb man bis gegen eilf Uhr beiſammen, während unaufhörlich Erfriſchungen herumgegeben wurden, und bald die eine, bald die andere Drehorgel luſtig zu ſpielen fortfuhr.

Auf dieſe Art brachte Joſephe faſt eine volle Woche, unter einer Menge abwechſelnder Vergnügungen, wie Tänze, Pantomimen, Erzählungen, Schattenſpiele, u. ſ. w. im Harem zu. Jeden Abend ſchickte ſie ihrem Manne eine Botſchaft mit Früchten, und erhielt wieder eine von ihm. Endlich ward ihr die erfreuliche Nachricht, daß der neue Vertrag abgeſchloſſen, das Schiff mit dem größten Theil der Ladung zurückgegeben, und Alles ſegelfertig ſey.

Sie nahm darauf von der Prinzeßin zärtlichen Abſchied, mußte die koſtbare, türkiſche Kleidung als Geſchenk behalten, und ward dann, in der großen Serailsbarke, an Bord gebracht. Der Capitain eilte ihr im großen Boote entgegen, ſchloß ſie in ſeine Arme, ließ den Ruderern eine Dublone geben, und feierte mit ſeiner ganzen Mannſchaft, das Feſt ihrer Befreiung. So lichtete er am andern Morgen die Anker, und kam, nach einer äußerſt glücklichen Fahrt, an dem Orte ſeiner Beſtimmung an.

* * *

III.

Robert und Hannchen.

1.

Am Eingange des —ſchen Waldgebirges, liegt auf einer anſehnlichen Höhe, über einem freundlichen Städtchen, die Feſtung * * * die zugleich eine militäriſche Strafanſtalt iſt. Es werden daher theils Deſerteurs, theils ſolche Soldaten, die Exceße, oder Inſubordinationsfehler begangen haben, auf zwei, bis zehn Jahr hierher gebracht.

Alle dieſe Leute, faſt immer einige hundert zuſammen, ſind in einem eigenen Gebäude, von zwei Stockwerken, zu fünfzehn bis zwanzigen, in große Zimmer vertheilt, vor denen ein langer Gang hinläuft. Bei Tage werden ſie nach der Jahreszeit, fünf bis ſechs, oder acht bis zehn Stunden, zum Schanzen, oder zu andern Arbeiten gebraucht. Die Abende, und Nächte dagegen, bringen ſie unter Schloß und Riegel zu. Doch dürfen ſie eine halbe Stunde nach dem Mittageſſen, und eben ſo lange während der Marketenderzeit, auf dem Gange ſeyn.

Man kann leicht denken, daß das Loos dieſer Leute, im Allgemeinen ſehr traurig iſt. Mehrere derſelben finden indeſſen Mittel zur Verbeſſerung ihrer Lage, und zwar auf folgende Art. Sie arbeiten nemlich, in ihren Feierſtunden, entweder als Handwerker in das Städchen hinunter, oder ſie machen Spiegelkäſtchen, Schnitz- und Pappearbeiten, Ringe, und Halsketten von gefärbtem Roßhaar geflochten, Vogelbauer, und dergleichen mehr. Alles dies wird denn durch die Gefreiten, oder auch wohl durch Soldatenweiber, im Städtchen verkauft.

Endlich bekommen es dieſe Leute auch

um vieles beſſer, wenn ſie der Oberaufſeher den Staatsgefangenen als Aufwärter zugiebt, oder wenn ſie der General als Bediente, Gärtner, Köche, Reitknechte, u. ſ. w. in ſeinem Hauſe anſtellt. Dann erhalten ſie Zulagen, wiſſen ſich meiſtens mit durchzueſſen, und genießen auch größere Freiheit.

So dürfen ſie z. B. mit den Gefreiten in das Städtchen hinunter, werden erſt nach dem Zapfenſtreiche, oder wohl auch, um vieles noch ſpäter eingeſchloſſen, haben für ſich ein abgeſondertes Zimmer, das immer das Beſte iſt, und dergleichen mehr. Ueberdem ſtehen ſie als „Diſtinguirte und Vertraute“ wie man ſie nennt, bei ihren Cameraden in großer Achtung.

Dieß zum Verſtändniß der Geſchichte, die nun erzählt werden ſoll.

2.

Unter den Feſtungsgefangener auf *** befand ſich 18 — auch Robert Hellmuth, ein bildſchöner, junger Menſch, kaum vier und zwanzig Jahr alt. Er war ein gelernter Kunſtgärtner, und in ſeinem Fache äuſſerſt geſchickt. Gleichwohl hatte er, wie ſo viele, dem Geſetze gemäß, Soldat werden müßen, ward indeſſen, wegen ſeiner Größe, und Schönheit, dem erſten Garderegimente einverleibt.

Hier zeichnete er ſich in kurzem, eben ſo ſehr durch ſeine Fertigkeit im Exerciren, als durch ſein muſterhaftes Betragen aus. Er ward daher ſchon nach dem erſten Vierteljahr Unteroffizier. Aber nun ſuchte ſein Sergeant, der einen andern vorgeſchlagen hatte, auf alle Weiſe Händel an ihn. Lange wich ihm Robert mit ſeiner gewöhnlichen Klugheit aus, und ertrug, was nur zu ertragen war.

An einem unglücklichen Abend indeſſen, vergaß der Sergeant ſich ſo weit, daß er, in Gegenwart von fünf bis ſechs Soldaten, den Stock gegen ihn aufhob. Eine ſolche Beſchimpfung war zu groß für den jungen, hochherzigen Mann. Er zog alſo den Säbel, und drang auf den Sergeanten ein. Dieſer aber ließ ihn entwaffnen, führte ihn in Arreſt, und brachte am nächſten Morgen die förmliche Klage an. Die Folge davon war, daß Robert prozeßirt und zu fünfjähriger Schanzarbeit, auf *** verurtheilt ward.

Hier war er denn, zu Anfange des vorigen Winters, zum Glück mit einigem Gelde angekommen, und hatte es demnach ziemlich erträglich gehabt. Wegen der Jahreszeit, waren nemlich die Feſtungsarbeiten eingeſtellt, und die Leute wurden nur in einzelnen Partieen, theils zum Holzmachen, theils zum Vertheilen deſſelben an ſämmtliche Wachthäuſer, und dergleichen commandirt.

Robert benahm ſich, auch in ſeiner jetzigen Lage, immer muſterhaft. Es konnte daher nicht fehlen, daß er im Wochenrapporte, unter den Ordentlichſten, ſtets zuerſt genannt ward. Nun mußte ſich's fügen, daß einer der bisherigen Gärtner des Generals, nach Ablauf ſeiner Strafzeit, gerade gegen das Frühjahr abgieng. Der General war alſo ſehr erfreut, in Robert einen andern zu finden, und befreite ihn daher auf der Stelle, von aller übrigen Arbeit.

3.

Robert gieng nun mit großer Freude an ſeine neue Beſchäftigung, und ſah bald, daß aus dieſem Garten, noch etwas ganz Anderes zu machen war. Er entwarf daher eine ſchöne Zeichnung, von den künſtigen Anlagen, übergab ſie dem General, und erhielt deſſen volle Genehmigung. Das Ganze ward, mit Hülfe von einem halben Duzzend Arbeitern, in wenig Wochen zu Stande gebracht.

Der General war mit der Ausführung ſo zufrieden, daß er Robert einen Thaler ſchenkte, und ihm von nun an ſtets ſo viel, als monatliche Zulage verſprach. Auch die Generalin, die eine ſehr große Blumenfreundin war, betrachtete die herrlichen, neugeſchaffenen Aurikel, Tazetten, Narzißen- und Hyacinthenbeete, mit dem Genuße einer Kennerin.

Robert erhielt dafür die tägliche Mittagskoſt, und ward überdem mit etwas Wäſche beſchenkt. Alle dieſe Gnadenbezeugungen erfreuten ihn ſehr, und gaben ihm ſeinen ganzen Muth zurück. Auch erhielt er dadurch ein ſolches Anſehn bey ſeinen Cameraden, daß er von nun an, immer der Obergärtner genannt ward. Mit Genehmigung des Generals, behielt er jezt drey davon, als Arbeiter bey.

Doch ihm leuchtete auch noch auf einer anderen Seite, ein unvermutheter Glücksſtern. Man erinnert ſich, daß den Gefangenen erlaubt war, während der Marketenderzeit, auf den Gang zu gehn. Dieſer kleine Markt hatte denn immer, gleich nach dem Einrücken der Partieen, und zwar in den Wintermonaten, etwa um halb, oder drey Viertel auf vier Uhr ſtatt. Die Marketenderin hatte dabei ihren Plaz an einem Mittelfenſter, und legte hier ihre Artikel auf der breiten ſteinernen Fenſterbank, eben ſo zierlich, als appetitlich aus.

Dieſe beſtanden aus weißem und ſchwarzem Brod, aus Wurſt und Häringen, aus Butter und Käſe, aus Aepfeln und Nüſſen, endlich aus Rauchtabak, und verſchiedenen Sorten Brandwein. Ein Zimmer ward nun nach dem andern geöffnet, und jeder Gefangener kaufte ſich an Eßwaaren, ſo viel er zu bezahlen im Stande war.

Nur in Anſehung des Brandweins fand eine Ausnahme ſtatt. Hier waren nicht mehr als drey Gläſer erlaubt. Jeder nahm nun dieſe, in kleinen Töpfen, alten Arzneygläſern, und dergleichen mit ſich. So ward ein Zimmer nach dem andern geöffnet, wobey der Unteroffizier du jour, der immer gegenwärtig ſeyn mußte, auf Ordnung hielt.

Die Marketenderin, die in dem Stocke ausſtand, wo Robert lag, war ein allerliebſtes, junges Mädchen von ſiebzehn, bis achtzehn Jahren, Hannchen genannt, Tochter eines alten Artilleriſten, der zugleich den Kirchnersdienſt verſah. Dieſes niedliche Hannchen nun, von Jugend auf zu ihrem Geſchäfte aufgezogen, betrieb daſſelbe mit eben ſo viel Gewandtheit, als Reinlichkeit; dabey bildete ſie von den größtentheils jungen Gefangenen einen ordentlichen Hof um ſich.

Jedesmal, wenn ein neuer Gefangener, von welcher Claſſe er auch ſeyn möge, auf die Feſtung kommt, wird ſogleich ſeine ganze Geſchichte bekannt. Sie verbreitet ſich dann, gleich einem Lauffeuer, ſo daß jedermann ſeinen Namen, ſein Schickſal und ſein Urtheil erfährt. So auch, als Robert angekommen war. Dies geſchah Nachmittags um zwey Uhr; eine halbe Stunde darauf hatte auch ſchon Hannchen davon gehört.

4.

Als ſie daher, wie gewöhnlich, ihren kleinen Kram ausgelegt hatte, konnte ſie kaum erwarten, bis Nummer ſieben aufgieng, wohin Robert gelegt worden war. Endlich trat er mit den Andern heraus, und fiel ihr gleich durch ſeine ſchöne Geſtalt, und große Traurigkeit auf. Je mehr ſie ihn anſah; deſto mehr Mitleid fühlte ſie für ihn. — „Ach, wenn er nur etwas kaufte" — dachte ſie — „Er ſollte gewiß zufrieden ſeyn!"

Als nun die andern Gefangenen das Ihrige genommen hatten, näherte er ſich ſehr artig, legte ein Zwölfkreuzerſtück hin, und ſagte: — „Seyn Sie ſo gut, und geben Sie mir Aepfel, und Weißbrod dafür." — — „Gleich!" — antwortete Hannchen äußerſt freundlich, las ſieben bis acht der ſchönſten aus, fügte die gewöhnlichen runden Brode hinzu, und füllte ihm gutmüthig die Taſchen damit an. Er ſprach kein Wort weiter, aber er ſah die Geberin mit einem Blicke an, der ihr Inneres durchdrang. Dieſer Augenblick entſchied das Schickſal beyder; ſie gehörten ſich nun auf ewig an.

Jeder Tag brachte ſie jezt einander näher; denn beyde liebten zum erſtenmal. Wie die Roſe knoſpet, und ſich in reizender Fülle entfaltet, ſo auch dies einzige, himmliſche Gefühl. Robert war nun die Seele ihres Lebens, wie ſie die Sonne des ſeinigen war. Das weibliche Herz iſt ſich überall gleich — Der Thron, oder der Kerker! — Einmal entflammt, und das heilige Feuer brennt ewig fort.

Immer mehr und mehr, bildete ſich nun das zärtliche Verhältniß, im Dunkel des Geheimniſſes aus. Es hatte dem Eiſe des Winters getrozt; unter dem Athem des

Frühlings erhob es ſich nun in ſeiner ganzen Kraft. In Noth und Tod an einander zu halten, den erſten, günſtigen Augenblick zur Flucht zu benutzen, dann ihren Bund durch die Weihe der Kirche zu heiligen — das war der feyerliche Schwur, den jedes Herz dem andern that.

Bey Roberts veränderter Lage, hatten die Liebenden nun die beſte Gelegenheit, ſich täglich mehrmals zu ſehen. Er kam daher jeden Morgen, um dort zu frühſtücken, er nahm ſein Abendeſſen daſelbſt; er fand in der Dämmerung ſein Hannchen am Brunnen wieder, und dergleichen mehr.

Hannchens Mutter war ſchon ſeit einigen Jahren geſtorben, und der gute, alte, kränkliche Vater, den ſie aufs beſte pflegte, ließ ihr in Allem freye Hand. Er wankte dem Grabe zu; ſein Tod ſollte das Zeichen zur Flucht der Liebenden ſeyn. Wie dieſe bewerkſtelligt werden ſollte, wußten ſie freilich noch nicht; ſie dachten nur vor allem an das nöthige Reiſegeld.

Robert hatte in den vielen Feyerſtunden des vorigen Winters, eine Menge niedlicher Pappearbeiten gemacht. Hannchen ließ es nun ihre gröſte Sorge ſeyn, dieſe im Städtchen abzuſetzen, und machte auch wirklich viel Glück damit. Die ſchöne Gegend zog nemlich im Sommer, eine Menge Fremden hierher. Dieſe gaben natürlich, dem niedlichen Mädchen nur ſelten einen Korb; ja ſie bezahlten der lieben, holdſeligen Augen wegen, zuweilen wohl gar über den Preis. Dabey ſetzte Hannchen eine Menge Haarringe und Haarketten ab, die ſie von den Gefangenen, zu einem Mittelpreiſe, ſtatt Geldes annahm. Sie machte auch hierbey einen bedeutenden Gewinn. So brachte ſie faſt täglich, ein artiges Sümmchen heim.

Aber auch Robert fand in ſeinem Garten, manchen bedeutenden Erwerb. In der Regel ward nemlich allerdings nur wenigen Reiſenden die Erlaubniß ertheilt, die Feſtung zu beſehn. Aber dieſe Wenigen waren auch faſt durchaus, Prinzen, Generale, u. ſ. w. mit ihren Gemahlinnen, kurz alles Perſonen von hohem Rang.

Robert, der dann die Herren und Damen im Garten herumführte, hatte die Erlaubniß, den Letztern Sträuße anzubieten, und erhielt faſt immer ein anſehnliches Geſchenk dafür. Auch hier ſprach ſein ſchönes Aeußere für ihn; wer weiß nicht, wenn Frauen am freygebigſten ſind. Alle Abende rechneten dann die Liebenden ihre Einnahme, und alle Sonnabende ihr Capitälchen zuſammen, das Hannchen ſorgfältig verſchloſſen hielt.

So war der Sommer vergangen, die

Geſundheit des guten alten Vaters nahm täglich ab. Endlich als das Laub zu fallen begann, legte auch er ſich zur Ruhe nieder, und ward von der guten Tochter herzlich beweint. Aber ſie wußte, daß ihm nun wohl war; dies tröſtete ſie. Ihr ganzes Erbtheil beſtand in einer Rolle von dreyßig Doppellouisd'or, einſt die Beute von einem feindlichen Offizier. Von nun an nichts als der Gedanke an Flucht und Rettung.

5.

Indeſſen konnten ſich die Liebenden nicht verhehlen, daß dieſe Unternehmung mit den gröſten Schwierigkeiten verbunden war. Zwar hatte Robert längſt gehört, daß eine der Caſematten nach dem Felde ausgieng, aber welche unter ſo vielen, wußte er freylich nicht. Dies auszumitteln, mußte demnach das erſte ſeyn. War aber auch dies gelungen, ſo zeigte ſich eine neue Schwierigkeit. Man mußte den Schlüſſel dazu haben, oder wenigſtens einen Abdruck davon. Endlich, was das Gefährlichſte, die Flucht ſelbſt betraf — wie ſollte man unbemerkt neben den Wallpoſten vorbei?

Nach der bewußten Caſematte ſelbſt zu fragen, dies durfte natürlich Robert durchaus nicht. Hannchen hingegen konnte, ſo wie es ſich ſchicken wollte, ganz füglich um die Sache herumgehn. Dies that ſie denn auch verſchiedenemal, erfuhr aber immer nichts weiter, als daß ein ſolcher Ausgang allerdings vorhanden ſey. Endlich aber entdeckte ſie das ganze Geheimniß, wie gewöhnlich, durch einen Zufall.

Eines Tages wurden nemlich, vor dem Artillerie-Laboratorium, eine große Menge alter Scripturen abgepackt. Hannchen, die bey ihrem Geſchäft nicht wenig Papier verbrauchte, gieng gerade in dieſem Augenblicke vorbey. Als ſie nun die großen, dikken Bündel ſah, die ohnehin nur zu Patronen beſtimmt waren, bat ſie den Oberfeuerwerker, ihr einige davon zukommen zu laßen, und erhielt drey, bis vier, ohne Schwierigkeit.

Aber wie groß war ihre Freude, als ſie nun die Papiere zu ſortiren anfieng! Gleich unter den erſten Bogen, ſtieß ſie nemlich auf eine Schloßerrechnung, worin ſie ſogleich die erwünſchte Auskunft fand. Hier hieß es wörtlich, wie folgt: — „Ingleichen „das Schloß an der Caſematte Nr. 5. reparirt, und ausgepuzt, auch an die geheime „Ausgangsthür, einen neuen Riegel gemacht, „20 Gr."

Schnell eilte nun Hannchen zu Robert, der ihrer bereits am Brunnen wartete, und theilte ihm mit zwey Worten den ganzen Vorfall mit. — „Ein Werk des Himmels!“ — ſagte er — „Vielleicht, daß auf gleiche „Art, auch der Schluſſel in unſere Hände „kommt!“ — Dann bat er Hannchen dies Papier auf der Stelle zu verbrennen, um gänzlich ſicher zu ſeyn! — „Gott wird uns „ferner helfen!“ — fuhr er fort, indem er ihr den Abſchiedskuß gab — „Ja! Ja! — „Es wird gehen, ſo ſchwer es auch ſcheinen „mag.“

Seit dem Tode des Kirchners, war natürlich die dortige Wirthſchaft eingeſtellt. Robert brachte demnach ſeine Abende bey dem Pförtner zu, der mit Erlaubniß des Commandanten, einen Bierſchank hielt. Hier fanden ſich denn auch die ſämmtlichen Schließer, nebſt den übrigen vertrauten Gefangenen ein. Da jene immer vom Viſitiren kamen, legten ſie in der Regel, ihre

Schlüſſelbunde, auf die benachbarte Fenſterbank.

Gerade dieſe war es nun, wo Robert vorzugsweis ſein Plätzchen nahm. Er hatte dann ſein Krüglein neben ſich, konnte die ganze Stube überſehn, und hieng ſeinen Betrachtungen nach. So auch heute, wo es überdem ziemlich voll war. — Auf einmal ſchoß ihm der Gedanke durch den Kopf — „Wie? — Könnte vielleicht der „Schlüſſel zu jener Caſematte, in einem dieſer Bunde ſeyn?"

Schnell griff er nun nach dem erſten, das oben auflag, und nahm es, wie aus Zerſtreuung in die Hand. Dann ließ er die kleinen Bretchen, die an den Schlüſſeln hiengen, wie ſpielend durch die Finger laufen, betrachtete ſie aber ſämmtlich mit großer Aufmerkſamkeit. Indeſſen fand er das geſuchte Kleinod für diesmal noch nicht.

Um aber keinen Verdacht zu erregen, verſchob er das Weitere bis auf den folgenden Tag.

Alles machte ſich wie am geſtrigen Abend; doch ſollte der heutige glücklicher ſeyn. Robert beſah ſich nemlich die Täfelchen eines Bundes, das gleich neben ihm lag. Plötzlich las er auf einem derſelben — Caſematte Nummer 5. — Seine Augen funkelten, ſein Herz klopfte faſt hörbar. — „Jezt oder niemals!“ — ſprach er bey ſich ſelbſt, und gieng eben ſo raſch, als muthig an's Werk.

Er hatte das Nöthige in Bereitſchaft; ſchnell ſchlüpfte er daher von der Fenſterbank herab. In dem Augenblicke geriethen die Spielenden in einen heftigen Streit. Gleich kehrte er ſich um, mit dem Rücken gegen den Tiſch, und ſchien zum Fenſter hinaus zu ſehn — Eine halbe Minute, und der Schlüſſel war abgedruckt. Schnell brachte nun Robert alles wieder in Ordnung, und noch ſchneller entfernte er ſich, denn ſchon wartete Hannchen am Brunnen auf ihn.

„So weit ſind wir denn!“ — ſprach er am Ende ſeiner Erzählung, und küßte das liebliche Kind — „So weit ſind wir denn!“ — wiederholte er mit muthiger Zuverſicht — „So wird es auch weiter gehn! — Der Himmel iſt ſichtbar mit uns! — Es glänzt, und ſchimmert in meinem Innern, wie Sonnenlicht. Nur eine Woche noch, und alles iſt geſchehn!“

Hannchen weinte Thränen der Freude, und Zärtlichkeit. — „Ja!“ — ſagte ſie — „Ich ſehe es deutlich; Gott erhört mein Gebet! — Er wird uns auch ferner nicht verlaßen! — Er weiß ja, daß dir zuviel geſchehen iſt!“ — So ſprachen, und koſten ſie noch ein halbes Stündchen, bis kurz vor dem Zapfenſtreich. Der bewußte Abdruck aber, blieb einſtweilen in Hannchens Händen, und ward zu dem kleinem Schatze gelegt.

6.

Jetzt entſtand nun die große, wichtige Frage, wie dieſer Schlüſſel nachzumachen ſey. Zwar gab es, unter Roberts Mitgefangenen, einen ſehr geſchickten Schloſſer, aber wie konnte er ſich dieſem anvertraun? Er beſchloß daher, auch hier den Zufall walten zu laſſen, und ſetzte ſich deshalb ſelbſt einen Geduldstermin. Indeßen ermangelte er darum nicht, auf jeden Umſtand zu achten, der ihm in dieſer Hinſicht vortheilhaft ſchien.

Eines Nachmittags — war es Ahnung, oder Fügung — gieng er mit einem der Gefreyten, in das Städtchen hinab. Hier beſorgten ſie ihre Aufträge, und begaben ſich dann in ihr gewöhnliches Wirthshaus. Als ſie nun ſo bei ihrem Moſte ſaßen, traten zwey Handwerksburſche herein, und nahmen an einem benachbarten Tiſche Platz. — „Nun Er — r“ — hub der Eine an, als ſie bedient waren, und trank dem Andern zu. — „Nun Er — r! Ich bringe es dir!“

Robert, der ſeine Vaterſtadt nennen hörte, ward aufmerkſam. Er hatte nemlich einen Bruder, von dem er ſeit mehreren Jahren, ohne alle Nachricht war. Indem er nun dem Geſpräche Beyder ſo zuhörte, kam ihm die Stimme des Er — rs immer bekannter vor. Dieſer ſuchte ſich jezt, der Sonne wegen, einen andern Platz, ſo daß er Robert gerade gegenüber zu ſitzen kam.

Gegenſeitige Blicke hin und her; Zweifeln — Vermuthen, endlich Gewißheit —

„Ja er iſt's! — Ja Du biſt's!“ — Erkennung, Umarmung — Ein Bruderherz an dem andern; eine Freude des Wiederſehns. — Hierauf Erzählung, wie es jedem gegangen war. — „Ich bleibe hier in Arbeit!“ — ſagte Heinrich endlich — „Und ſoll's um's halbe Wochenlohn ſeyn!“

„Wohl denn!“ — erwiederte Robert — „So komm morgen zu mir herauf, um meinen Garten zu ſehn! Ich beſorge das Nöthige bey dem General!“ — Auf dieſe Art trennten ſich die Brüder, beyde gleich hoch erfreut. Aber Robert hatte ſeinem Hannchen noch ein ganz anderes Glück kund zu thun. Heinrich war nemlich ein Schloſſer, und folglich der Schlüſſel ſo gut, wie gemacht.

Am andern Vormittage, begab ſich dann Heinrich auf die Feſtung. Hier fand er, am erſten Thore, den Bruder, mit der

Einlaßkarte ſchon vor, und folgte ihm in ſein Gewächshaus. Jezt erzählte ihm Robert den ganzen Zuſammenhang, händigte ihm den Abdruck des Schlüſſels ein, und bat um ſeinen Beyſtand. — „So gut, wie „geſchehn!“ — antwortete der Bruder — „Schon habe ich Arbeit! (Hier ward der Meiſter genannt.) Komm übermorgen als den Sonntag hinunter, und Du haſt, was Du brauchſt!“ — So geſchah es denn auch; denn der wackere Heinrich hielt redlich Wort.

Jezt galt es nun den dritten und lezten Punkt, nemlich die Bewerkſtelligung der Flucht. Zu dieſem Ende ſezten die Liebenden folgendes feſt. Alles ſollte in der Nacht auf den zweiten November vor ſich gehn. Hannchen ſollte die Feſtung zuerſt verlaſſen, und zwar den Abend zuvor. Dies konnte durchaus nicht auffallen, da ſie die Wohnung ohnehin, mit dem erſten zu räumen verbunden war. Um Mitternacht wollte ihr dann auch **Robert** folgen, und zwar ſo eilig als es ſich thun ließ.

Die noch übrigen fünf Tage wurden nun zu allerhand Einrichtungen benutzt. **Hannchen** gab vor, zu einer entfernten Baſe zu ziehn, machte daher alles zu Gelde, und löſte noch ein artiges Sümmchen daraus. **Robert** verſchaffte ſich, mit Hülfe des Bruders, einen Geiſterapparat. Dies hieng mit einer Sage zuſammen, die allgemein auf der Feſtung geglaubt ward.

Bekanntlich iſt der zweite November der Allerſeelentag. Alle Jahre in der Nacht auf denſelben, ſollte der Geiſt eines ehemaligen Commandanten umgehn. Dieſer, ein äuſſerſt grauſamer Mann, war mitten in ſeinen Sünden geſtorben, und daher zum Schrecken der Andern, zu dieſer jährlichen Wanderung verdammt. Die ganze Garniſen dachte nur mit Entſetzen an dieſe Novembernacht. Aber dies eben war es, was Robert zu benutzen beſchloß.

7.

So war denn endlich der entſcheidende Abend herangekommen, und beyde Liebende beſprachen ſich jezt zum leztenmal. Endlich gegen acht Uhr, nahmen ſie Abſchied, in der feſten Hoffnung, ſich in einigen Stunden wieder zu ſehn. Dann ſtieg Hannchen muthig den Feſtungsberg hinab, fand am Fuße deſſelben, der Abrede gemäß, den Bruder Heinrich, und ward nun von dieſem an den beſtimmten Ort geführt.

Sie ſowohl als Robert, hatten jedes nur einige Goldſtücke bey ſich. Alles übrige Geld, nebſt andern Sachen, befand ſich in einem Coffer, der ſchon den Tag vorher, nach *** abgegangen war. Unterdeſſen begab ſich Robert, um neun Uhr, wie gewöhnlich, in ſein Gewächshaus. Er hatte nemlich ſeit dem erſten October, um die Oefen zu beſorgen, ſein Nachtlager daſelbſt.

So ſah er denn nach ſeinem Feuer, zündete die Nachtlampe an, ſtellte den Wekker der Uhr auf eilf, verriegelte die Thür, warf ſich auf's Bett, und ſchlummerte ein. Als nun die obige Stunde ſchlug, ſtand er auf, legte von neuem nach, und dachte: Es iſt das leztemal; bald, bald liegt alles hinter mir! — Darauf warf er die Gefangenkleidung ab, zog die bereitgehaltene an, und ſtärkte ſich mit etwas Brod und Wein.

Bald war es nun Mitternacht. Er machte ſich daher völlig fertig, warf den Geiſterapparat über, zündete ſeine Blendlaterne an, verſchloß die Stubenthür, und machte ſich auf den Weg. Wenig Schritte und er ſtand am Fuße der hohen Walltreppe, und erwartete den entſcheidenden Augenblick. Es war eine äußerſt finſtere Nacht; kein Stern am Himmel; kein Lichtſchimmer weit und breit; alles in ſchwarzes, wogendes Dunkel gehüllt.

Die Thurmuhr ſchlug die vier Viertel; er ſtieg die erſten Stufen hinauf. Sie fuhr fort; er betrat die folgenden, alles in gleichem, berechnetem Zeitmaaß. Endlich der lezte Schlag, und er zeigte ſich in ſeiner ganzen ſchrecklichen Geſtalt. Ueber und über in Flammen gehüllt, ſchritt er in grauſenhafter, rieſiger Größe daher. Von ſeinem Haupte ſtiegen unzählige Blitze auf, und aus ſeinem Munde wälzten ſich dampfende Feuerſtröme hinab.

So näherte er ſich der erſten Schildwache, die ihm ein zitterndes: Wer da?

zurief. Sie erhielt, ſtatt der Antwort, einen Feuerguß, und zog ſich im höchſten Schrecken zurück. Jezt hatte er noch die zweyte zu paßiren, aber dieſe gab keinen Laut von ſich. Es war ein armer, vor Angſt halb todter Recrut, der zitternd und bebend im Schilderhauſe ſtand. Bald kam nun **Robert** am Ende des Walles, bey der bezeichneten Caſematte an.

Wenig Minuten und er hatte die Thür geöfnet, und war hineingeſchlüpft. Hier ſchob er den Riegel vor, warf ſeinen Geiſterapparat, mit dem leuchtenden Phosphorus zu Boden, und wandelte dann, mit Hülfe ſeiner Blendlaterne, den abſchüßigen Gang hinab. — „Gelungen! Gelungen!“ — ſprach er bey ſich ſelbſt — „Nur noch den Holzſtoß in Flammen, und Niemand denkt an mich!“ — Er hatte nemlich in dieſen, eine Menge Zündſtoffe, nebſt einer brennenden Lunte, gebracht, deren Länge genau berechnet war.

Kaum hatte er auch wirklich einige zwanzig Schritte zurückgelegt; als er über ſich Feuerlärm vernahm. Trommelgewirbel, Geſchrey, und Canonenſchüße, fünf an der Zahl. Frohlockend beſchleunigte er nunmehr ſeinen Gang; er wußte ja, daß der Holzſtoß ohne viel Mühe zu löſchen war. So ungefähr nach einer ſtarken Viertelſtunde, erreichte er die Ausgangsthür, ſchob die zwey großen Riegel zurück, verſchloß ſeine Laterne mit dem Deckel, trat vorſichtig heraus, und befand ſich in dem bezeichneten Steinbruche.

In dem Augenblicke vernahm er einzelne Töne einer Maultrommel, und ſchritt haſtig darauf zu. Es war das verabredete Zeichen, das aus einer benachbarten Höhlung kam. Schnell beantwortete er es, durch ein dreymaliges Pfeifen, und ließ zugleich das Licht ſeiner Laterne ſehn. Ein Augenblick, und Hannchen mit Heinrich ſtand vor ihm.

Welches Entzücken! — Welche Umarmung! Doch ohne Verzug eilten ſie nun in den benachbarten Wald, und ſo der —ſchen Grenze zu. Heinrich kannte den Weg vollkommen: er hatte denſelben erſt vor drei Wochen gemacht. So ward das erſte —ſche Grenzdorf erreicht, an deſſen Eingange ſich ein Cavaleriepoſten befand. — „Wer da?“ — tönte es den Nähernden entgegen, und ſie gaben die gewöhnliche Antwort.

„Steht Leute!“ — hieß es darauf, und ſie thaten es. — Einige Minuten, und eine andere Stimme rief: — „Patrouille vor! Marſch!“ — Augenblicklich erſchien auch dieſe, nahm ſie in die Mitte, und führte ſie in die Wachtſtube, die im Wirthshauſe war. Hier gab ſich Robert für einen —ſchen Deſerteur aus, während ſich Heinrich durch ſeine Kundſchaft auswieß.

Da nun, zwiſchen den ohnehin geſpannten Höfen, kein Cartel beſtand; war die Sache in wenig Minuten abgethan. Unſere Freunde brachten jetzt den Reſt der Nacht in der Wachtſtube zu, wo es für Geld nicht an Eſſen und Trinken gebrach. Am andern Morgen machten ſie ſich nach ** auf den Weg, das etwa vier Stunden davon lag. Bei ihrer Ankunft begaben ſie ſich auf die Poſt, fanden ihren Coffer, nebſt Heinrichs Felleiſen, verabredetermaaſen vor, und fuhren ſogleich nach *** ab.

Von da nahmen ſie die Waſſerdiligence, und kamen ſo glücklich in **** an. Hier fand Robert eine ſehr gute Stelle bei einem reichen Grafen, heyrathete ſein Hannchen, und lebte in Glück und Freude mit ihr. Auch der ehrliche Heinrich ließ ſich bald darauf mit einer jungen Schloſſerswittwe trauen, und ward auch ſeiner Seits ein recht ſtattlicher Mann.

◆

IV.

Das Mädchen von Celebes.

1.

Heinrich Woodard, befand ſich 18— als Oberſteuermann, auf dem amerikaniſchen Schiffe, die Unternehmung, Capitain Hubbard, nach Manila beſtimmt. Indeßen wurden die Seefahrer durch widrige Winde aufgehalten, verlohren faſt ſechs Wochen in der Straße von Macaßar, und zehrten ihre Vorräthe faſt gänzlich auf. So ſahen ſie am erſten März, ohngefähr in der Entfernung von drey Stunden, ein Segel auftagen,' das ein befreundetes zu ſeyn ſchien.

Die Möglichkeit, einige Lebensmittel zu erhalten, war ſchon eines Verſuches werth. Das Boot ward alſo ausgeſetzt, mit einigen Leuten bemannt, und der Befehl darüber dem Oberſteuermann ertheilt. Wirklich langte dieſer auch, kurz vor Sonnenuntergang, am Bord jenes Schiffes an, das ein engliſches war, erhielt aber eine abſchlägige Antwort. Bei der Dunkelheit, und dem heftigen Winde, konnte er nun unmöglich an das Seinige zurückgehn. Er mußte alſo die Nacht, mit ſeinen Matroſen, am Bord bleiben, ſo ſehr es ihm auch zuwider war.

Aber wer malt ſein Entſetzen, als er mit Anbruch des Tages auf das Verdeck ſtieg, und nirgends ſein Schiff mehr ſah! Doch plötzlich faßte er auch ſeinen Entſchluß. Es galt einen Verſuch, ob es nicht noch zu erreichen ſey. Der engliſche Capitain gab indeſſen nichts als einige Patronen, nebſt einer Flaſche Brandwein her. Dennoch verlor Woodard den Muth nicht, ſprang mit ſeinen Leuten ins Boot, ſagte dem Engländer trotzig Lebewohl, und ruderte davon.

Inzwiſchen befand er ſich in einer Lage, die allerdings bedenklich genug war. Er hatte nemlich, außer einer Axt, einem Bootshaken, und einer alten Flinte, weder Geräthſchaften, noch Waffen bey ſich. Eben ſo wenig war er hinreichend mit Geld verſehn, denn er hatte, zum Einkauf der Lebensmittel, kaum vierzig Dollars zu ſich geſteckt. Doch, es galt einen Verſuch, mochte derſelbe auch noch ſo ſchwierig ſeyn.

Um neun Uhr war er mit ſeinen Leuten in See gegangen, unermüdet ruderten ſie nun, bis Sonnenuntergang, immer nach Süden fort. Dann aber landeten ſie auf einer kleinen, unbewohnten Inſel, zündeten zum Zeichen für den Capitain ihres Schiffes, ein groſſes Feuer an, und erquickten ſich mit einem Schlucke Brandwein. Hierzu kamen noch einige Biſſen von einem Schiffszwieback, den einer der Matroſen zufällig in ſeiner Taſche fand.

Das Feuer ward die ganze Nacht, mit großer Sorgfalt unterhalten; dennoch erblickten ſie, am andern Morgen, weder das eigene, noch irgend ein anderes Schiff am Horizont. Da ſie nun überdem kein Waſſer, und eben ſo wenig etwas Eßbares fanden, beſchloſſen ſie unverzüglich, wieder in See zu gehn. Jetzt ſegelten ſie fünf andere Tage, abermals immer in ſüdlicher Richtung fort. Aber mit jedem Morgen nahm auch ihr Elend zu.

Schon am zweiten war der Brandwein bis auf den letzten Tropfen verbraucht. Am dritten Tage, hielten ſie ſich mit der Hoffnung aufrecht; ja, man könnte ſagen, ſie lebten davon. Am vierten wurden ſie zwar deſto heftiger von Hunger und Durſt gequält; doch heiterten ſie ſich gegenſeitig nach Möglichkeit auf. Am fünften endlich fiengen ſie an, ſich der Verzweiflung zu überlaſſen; ihre gräßlichen Blicke verriethen nur zu ſehr, was in ihrem Innern vorgieng.

2.

So erblickten ſie endlich gegen Abend, zu ihrem Glück oder Unglück, die Inſel Celebes, und beſchloßen am folgenden Morgen an's Land zu gehn. Mit Tagesanbruch wurden ſie, dicht an der Küſte, zwei Preas (malayiſche Landsfahrzeuge) gewahr, und ruderten höchſt erfreut, in gerader Linie darauf zu. Anfangs ſchienen ſich die Malayen vor ihnen zu fürchten, und ſetzten ſich in Vertheidigungsſtand. Kaum hatten ſie aber ihre elende, wehrloſe Lage bemerkt; als ſie dieſelben auf eine Art herausforderten, die äußerſt beſchimpfend war.

Woodard beſchloß daher, um eine Landſpitze herum zu ſegeln, die außer dem Geſichte der Malayen lag, und landete daſelbſt ohne Schwierigkeit. Er ließ nur zwei Matroſen im Boote zurück, und eilte mit den übrigen dreien, in den benachbarten Cocoswald. Die Bäume zu erklettern war keine Möglichkeit; man warf daher mit Steinen nach den Früchten und erhielt ſo eine gute Anzahl davon.

Um auch die andern Gefährten zu beſchäftigen, gieng jetzt der Ermüdeteſte nach dem Boote zurück, ſchickte ſie in den Cocoswald, und übernahm die Wache an ihrer ſtatt. Alle fuhren nun eifrig in ihrer Arbeit fort; auf einmal hörten ſie den Zurückgelaßenen um Hülfe ſchreien. Höchſt erſchrocken eilten ſie ſogleich an den Strand, und ſahen mit Entſetzen, daß der arme James in ſeinem Blute ſchwamm, während das Boot, bereits in ziemlicher Entfernung, von einer Menge Malayen fortgerudert ward.

Jetzt blieb nun nichts mehr übrig, als wenn nur irgend möglich, zu Lande nach Macaßar zu gehn. Dies iſt eine holländiſche Niederlaſſung mit ungefähr zweihundert fünfzig weißen Einwohnern, ſonſt auch unter dem Namen Ylaardingen bekannt. Aus Vorſicht beſchloß man indeſſen, ſich den übrigen Theil des Tages, in einem Reisfelde zu verbergen, das glücklicher Weiſe in der Nähe war. Hier blieben denn auch die Unglücksgefährten völlig unentdeckt, und traten ſo mit einbrechender Nacht ihre Wanderung an. Die erbeuteten Cocosnüße hatten ſie wenigſtens in etwas geſtärkt.

3.

Sechs Tage, oder eigentlich ſechs Nächte, wo ſie ſich nemlich allein hervorwagen durften, irrten ſie nun in den unwegſamen Waldgebirgen herum, womit das Innere der Inſel bedeckt iſt. Waſſer, wilde Beeren, und Wurzeln, waren dabei ihre einzige Nahrung. Endlich langten ſie auf dem Gipfel eines Berges an, deſſen Fuß von einer kleinen Bucht beſpült war.

Es war eine Stunde vor Sonnenaufgang; ſie verbargen ſich, wie gewöhnlich, in Gebüſche, um den Tag über auszuruhen Einige wilde Früchte, boten ihnen wenigſtens eine kleine Erquickung dar. Nachdem ſie ſich nun etwas geſtärkt hatten, beratſchlagten ſie, was anzufangen ſey. Das Beſte ſchien, ſich eines Canots zu bemächtigen, oder im Nothfall ſelbſt ein Floß zu bauen.

Hiermit dachten ſie nach einer kleinen Inſel zu ſteuern, die vor der Straße lag, und folglich von jedem europäiſchen Schiffe zu erkennen war. Mit Hülfe von Feuern u. ſ. w. wollten ſie ſich dann bemerkbar machen, und ſo durften ſie hoffen, ſich doch wohl gerettet zu ſehn. Unter dieſen Berathſchlagungen vergieng ihnen der größte Theil des Nachmittags. Endlich als die Sonne tiefer zu ſinken begann, beſchloßen ſie den Berg allmählich herab zu ſteigen, und erreichten auch wirklich, mit einbrechender Dämmerung, das Ufer der Bay.

Alles war hier öde und einſam, und nirgends ein Canot, oder ein Malaye zu ſehn. Herzhaft wanderten ſie alſo weiter, ſchlugen einen betretenen Fußſteig ein, und wurden endlich drei fiſchende Mädchen gewahr. Dieſe aber liefen bei ihrem Anblick davon. Woodard hielt es daher fürs Beſte, die weitere Entwicklung abzuwarten, und ſetzte ſich alſo mit den Uebrigen, auf einen Baumſtamm hin. Keine Viertelſtunde, und es kamen auf demſelben Wege drei Malayen daher.

„Laßt mich machen!“ ſprach Woodard zu ſeinen Gefährten, „ich will ihnen getroſt „entgegen gehn.“ — Geſagt, gethan! — Ohne ſich durch ihre Kriße, (*) und drohenden Bewegungen erſchrecken zu laſſen, näherte er ſich ihnen bis ungefähr auf vier Fuß. Dann aber fiel er auf die Knie, und flehte ſie mit emporgehobenen Armen um Schonung an — Mit Augen voll Mordluſt, die Meſſer zum Angriff bereit, betrachteten ſie ihn wohl zehn Minuten lang. Dann aber warf Einer das ſeinige weg, kam auf ihn zu, kniete ebenfalls nieder, ließ ihn in ſeine Hände ſchlagen, ſtand wieder auf, und zog ihn raſch mit ſich empor.

Dies war das Zeichen des Friedens, und der Sicherheit; die eben dadurch auch

---

(*) Lange, gebogene, breite Meſſer.

den Uebrigen gewährt ward. Doch nahm man Woodard ſeine Dollars, und den Andern ihre Geräthſchaften ab. Jeder erhielt indeſſen eine Cocosnuß. So wurden ſie vollends in den malayiſchen Flecken hineingeführt, und in die offene Gerichtshalle gebracht. Der Zulauf des Volkes war außerordentlich, beſonders drängten ſich die Weiber und Kinder heran.

Wenig Minuten, und plötzlich ſtürzte der Rajah (*) mit wüthenden Blicken, gleich einem Raſenden herein. Es war ein großer, ſchöner Mann, der aber nichts als eine kurze Hüftenbedeckung trug. Dabei hatte er ein blutrothes Tuch um den Kopf gebunden, und trug einen Kriß, deſſen glänzende Klinge dritthalb Fuß lang war. Woodard fiel mit allen ſeinen Leuten ſogleich auf die Knie. Aber drohend ſtellte ſich ihm

---

(*) Das malayiſche Oberhaupt.

der Rajah, mit aufgehobenem Meſſer gegenüber, und ſtarrte ihn, die Augen voll Mordluſt, wohl eine Viertelſtunde lang an.

Endlich kroch Woodard auf den Knieen zu ihm hin, kreuzte die Hände über die Bruſt, beugte ſeinen Kopf zur Erde, und ſetzte den Fuß des Drohenden darauf. Dies war nach malayiſcher Sitte das Zeichen der höchſten Demüthigung. Schnell ſteckte nun der Rajah ſeinen Kriß in den Gürtel, winkte ihnen allen aufzuſtehen, und gab Jedem eine Betelnuß, was dort die volle Begnadigung anzeigt.

So wurden ſie, in Erwartung fernerer Befehle, in das Haus eines Aelteſten gebracht, der für ihre Bewachung verantwortlich blieb. Hier erhielten ſie einen großen Krug Waſſer, nebſt einer kleinen Mahlzeit von Reis und Fiſchen, die aber kaum für Zwei hinreichend war. Sie begnügten ſich daher Jeder mit einigen Biſſen, und dankten dem Himmel, wenigſtens dem Tode entrennen zu ſeyn. Höchſt ermüdet legten ſie ſich nun zum Schlafen hin.

4.

Leider aber wurden ſie am andern Morgen nur zu deutlich inne, daß man ſie als Gefangene anſah. Es waren nemlich vier Malayen mit Krißen und Speeren bewaffnet, vor dem Eingange des Hauſes aufgeſtellt. Bald darauf trat auch der Aelteſte mit einem Greiſe herein, der etwas engliſch ſprach.

Dieſer deutete ihnen im Namen des Rajah an, daß ſie ſo lange in Verwahrung gehalten werden müßten, bis die Verfügung des Ober-Rajah, aus Parlow eingelaufen ſey. Jeder Verſuch zur Flucht würde unvermeidlich ihren Tod nach ſich ziehen. Zugleich ward ihnen ihre Tagesration ausgetheilt.

Dieſe beſtand für Jeden, aus zwei Cocosnüßen, einer Handvoll geröſteten Maiskörner, und einem kleinen, geſottenen Fiſch. Spärlich genug, aber nach der Aeußerung des Dollmetſchers mehr als zu viel. — „Ihr dürft nur wenig eßen“ — ſagte er — „wenn Ihr geſund bleiben wollt! — Ich „ſelbſt nehme kaum die Hälfte davon zu „mir. — Die armen Leute magerten daher ſichtbar ab.

Dazu kam noch die Kleinheit des Gemaches, worin ſie aufbewahrt wurden, und der gänzliche Mangel an jeder Bequemlichkeit. Auch wurden ſie von einer Menge großer Ratzen gequält. Ihre Lage war demnach gewiß ſehr traurig, zumal da ihnen aller Zuſpruch abgieng. Nur von einzelnen, jungen Mädchen, die etwa vorüberkamen, erhielten ſie dann und wann etwas gekochten Reis, oder eine Cocosnuß.

So waren ungefähr drei Wochen vergangen, als endlich die Verfügung vom Ober-Rajah von Parlow einlief. Sie ſollten unverzüglich dahin gebracht werden, lautete dieſelbe; er ſelbſt behalte ſich die endliche Entſcheidung über ihr Schickſal vor. Am andern Morgen, wurden ſie alſo, mit einer doppelten Tagsration, dahin eingeſchifft. Des widrigen Windes wegen, langten ſie aber erſt am dritten Tage in einem ſehr traurigen Zuſtande an. Sie hatten nemlich ſeit achtzehn Stunden keinen Trunk Waſſer gehabt.

Es war beinahe völlig dunkel, als ſie höchſt ermattet ans Land ſtiegen, Jeder mit traurigen Ahnungen erfüllt. Hier wurden ſie von einem Haufen bewaffneter Malayen empfangen, und in eine Art Fort gebracht.

Zwei Krüge mit Waſſer, drei Cocosnüße, und etwas Sagobrod, machten ihre ganze ſpärliche Mahlzeit aus. So brachten ſie die Nacht auf halbverfaulten Bambusmatten zu, von einer Menge Inſekten gequält.

In dieſem Zuſtande blieben ſie einen ganzen Monat lang, ohne daß der Ober-Rajah die mindeſte Kenntniß von ihnen nahm. Endlich aber gab er Befehl ſie vor ihn zu zu führen, und that vermittelſt eines Malayen, der auf einem engliſchen Schiffe gedient hatte, verſchiedene Fragen an ſie. Woodard beantwortete dieſelben der Wahrheit gemäß, und bat um ein Boot, um damit nach Macaßar zu gehn.

„Nimmermehr!“ — war die Antwort — „Ihr werdet Parlow nicht verlaßen, bis „Ihr mir tauſend Rupien Löſegeld gezahlt „habt!“ — Zu gleicher Zeit befahl er ſie zu trennen, ſo daß Jeder von ihnen in einem beſondern Hauſe untergebracht ward. Dem Eigenthümer lag dann ihre Bewachung wie die Beköſtigung ob. So nahm Woodard mit Schmerzen von ſeinen Leuten Abſchied, feſt überzeugt, ſie niemals wieder zu ſehen.

Parlow iſt eine der beſten und volkreichſten Städte von Celebes, die beträchtlichen Handel treibt. Es giebt daher ſehr viel reiche, malayiſche Kaufleute daſelbſt, unter denen nicht wenig Luxus herrſcht. Nun mußte ſichs fügen, daß Woodards Wohnung gerade dem Hauſe eines ſolchen Kaufmannes gegen über lag. Dieſes ward indeſſen blos von ſeiner Wittwe, mit einer einzigen Tochter bewohnt.

Lamira — ſo hieß dieſelbe — war eine ausgezeichnete malayiſche Schönheit, und höchſtens vierzehn Jahr alt. Nichts reizenderes als wenn man ſie in ihrer leichten, phantaſtiſchen Kleidung, von buntem, geſtreiften Zeuge ſah. Dazu die duftenden Blumen, in dem aufgewundenen, mit Perlen durchflochtenen Haar; die durchſichtige Buſenverzierung von glänzenden Colibrisfedern, die goldenen Doppelringe an den Arm- und Fußknöcheln, und die blaßgelben Sandalen, mit Silber geſtickt.

Lamira hatte mit ihren Aeltern ein halbes Jahr auf Malacca zugebracht, und dorten ziemlich gut engliſch gelernt. Sie war der Abgott ihrer Mutter, und ward von nicht weniger, als fünf Sclavinnen bedient. Kaum hatte ſie nun den fremden Gefangenen einige Stunden lang, von der Gallerie ihres Hauſes beobachtet, als ſie die heftigſte Neigung zu ihm faßte, und ihm ſogleich einen Beweis davon gab.

Sie ſchickte ihm nemlich zu Mittag, eine

Schüſſel köſtlichen Currie, (*) ein Körbchen mit auserleſenen Früchten, und einen Krug Palmenwein. Ueberdem war ein Betelblatt, als Zeichen der Liebe hinzugefügt. Woodard, ein ſchöner, junger Mann, von etwa vierundzwanzig Jahren, nahm dieſe Geſchenke mit innigſtem Danke an, und ſendete, dem Gebrauche gemäß, die Hälfte des Blattes, als Erwiederung zurück.

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien Lamira ſelbſt auf der Gallerie, diesmal mit drei weißen Blumen vor der Bruſt. Sie deutete bald auf dieſe, bald auf ihr Herz, und ſagte dann auf engliſch: „Heut' Abend „ſehn und ſprechen!“ — Woodard verbeugte ſich dreimal, und warf ihr eben ſo viel Kußhände zu. Sie verſtand vollkommen, was er meinte, und rief wiederholt:

(*) Eine Art Ragout aus verſchiedenen Fleiſch- und Fiſcharten mit Reis.

— „Ja, ja, auf den Abend! Auf den „Abend, mein trauter Freund! (*)

So erſchien ſie denn auch, von einer Sclavin begleitet, und ſprach: — „Ja, „Fremdling, ich liebe Dich! — Fordere „Alles von mir; es iſt Dir im Voraus ge„währt! — Nimm dieſen Zettel, und lies, „dann vernichte ihn! Jeden Mittag erhältſt „Du, wie heute, eine Sendung von mir. „Leb' wohl! Ehe der Mond ſich wieder „füllt, wird viel geſchehn!“

Woodard ſtand eine Zeitlang, wie im Traume, dann aber zündete er ſeine Lampe an, las den Zettel, und rief, wie außer ſich: — „Ja Gott, Allmächtiger! — Deine „Wege ſind wunderbar! — Lamira und ihre Mutter waren nemlich geheime Chriſtinnen, und hatten ſchon längſt den Plan

---

(*) Man erinnere ſich wohl, daß Celebes in der heißen Zone liegt.

gefaßt, über Macaßar, u. ſ. w. nach Bengalen zu gehen.

Woodard mit ſeinen Leuten, ſollte nun ihr Führer und Beſchützer werden, denn ſie wagten ſich keinem ihrer Landsleute anzuvertrauen. Sie wollten daher auf Mittel denken, ſowohl ihn, als die Matroſen zu befreien. **Lamira** bot ihm zugleich ihre Hand und ihr Vermögen an. —

„Wenn Dir,“ — ſo ſchloß ſie ihren Brief — „Wenn Dir das Mädchen von Celebes ſo lieb „iſt, als Du ihr, ſo werden unſere Lippen und Herzen, auf ewig vereinigt ſeyn! — „Ja Flucht nach Macaßar!“ — rief **Woodard** begeiſtert aus — „Und dann „ein Leben voll Liebe und Dankbarkeit!“ — Er ſang darauf ein engliſches Lied, das dieſen Gefühlen gemäß war, und **Lamira** antwortete mit einem andern gleichen Inhalts.

Am andern Morgen ſandte ſie ihm ein Körbchen mit Bananas und einem friſchen Sagobrod. Zugleich hatte ſie mehrere Bogen chineſiſches Seidenpapier, nebſt Pinſel und Tuſche, zum Schreiben hinzugefügt. Er antwortete ihr nun mit der innigſten Zärtlichkeit, und zeigte ihr in Calcutta eine lachende, glückliche Zukunft. Das ſüße Verſtändniß ward nun auf die obige Weiſe fortgeſetzt.

Indeſſen vergiengen mehrere Wochen, ohne daß man über die Bewerkſtelligung der Flucht, zu einem feſten Entſchluße kam. Zwar lag die Proa bereits zur Abfahrt bereit, allein dieſes konnte durchaus nur bei Nacht geſchehen. Gerade dieſer Umſtand aber, erſchwerte die Ausführung; indem der Strand gewöhnlich bewacht ward.

Endlich aber führte der Zufall, wie immer, eine äußerſt günſtige Gelegenheit herbei. Der Rajah ward nemlich, in Folge ſeines unmäßigen Trinkens, von einem hitzigen Fieber befallen, und ſo in wenig Tagen hingeraft. Dem Gebrauche gemäß, hatte ſeine feierliche Beerdigung, um Mitternacht ſtatt, indem der Leichnam in einen entfernten Tempel gebracht ward. Alle Einwohner begleiteten dann den Trauerzug; kurz, alles zuſammen begünſtigte die Flucht.

Beſchloßen und ausgeführt! — Während nemlich die ganze Stadt, wie ausgeſtorben war, ließ ſich Woodard von der Gallerie ſeines Hauſes herab. Hier fand er alle ſeine Matroſen, denn ſie hatten ſich der Abrede gemäß auf dieſelbe Art befreit. Auch Lamira und ihre Mutter befanden ſich ſchon an der Hausthür. Sie hatten Niemanden als eine treue Sclavin bei ſich, die eine kleine Kiſte von Palmenholz trug.

Dieſe enthielt die beſten Kleider, die Perlen, die Diamanten, die Goldmünzen und die Säcke voll Goldſtaub, kurz den ganzen Familienreichthum.

So gieng es denn mit beflügelten Schritten nach dem Strande, wo ſich gleichfalls kein einziger Wächter befand. Schnell ward nun die Proa beſtiegen, und alles in Ordnung gebracht. Wenig Minuten, und Woodard war mit Behendigkeit vom Lande ab. So kamen unſere Freunde in See, ſo flogen ſie mit dem günſtigſten Winde pfeilſchnell dahin. Lamira's ganzes Weſen war in Liebe und Freude aufgelöſt.

5.

Leider aber bekamen die Schiffenden ſchon am folgenden Vormittage, heftigen Gegenwind. Woodard hielt es daher fürs Beſte, einen ſichern, das heißt unbewohnten

Landungsplatz aufzuſuchen, ward aber überall Proas, oder Wohnungen gewahr. Er ſah ſich daher gezwungen, weiter fortzuſteuern, wiewohl die Gefahr mit jeder Stunde zunahm.

Endlich nach Sonnenuntergang zeigte ſich ein waldiger Küſtenſtrich, der völlig einſam ſchien. Hier brachten ſie denn die Nacht hart am Geſtade zu. Ein ſtarker Gewitterregen verſchaffte ihnen Waſſer im Ueberfluß. Woodard bedeckte ſeine Lamira mit dem Segel, und ſetzte ſich neben ſie. Alle nahmen hierauf eine kleine Abendmahlzeit ein, und theilten die Wachen aus.

Als der Tag anbrach, wurden ſie eine Menge Fiſcherboote gewahr. Zwei von denſelben kamen gerade auf ſie zu. Da ſie indeſſen nur mit einem Manne und einem Knaben beſetzt waren, ließ es Woodard ſehr gerne geſchehn. Sie naͤherten ſich auch ihrerſeits voͤllig unbeſorgt, und boten ihm Fiſche zum Verkauf an. Er ward mit ihnen faſt augenblicklich einig, und fragte dann, wie weit es noch nach Macaßar ſey? — „Zwei, drei Tagreiſen — war die Antwort — „Verſteht ſich bei gutem „Wind!“

In dem Canot herrſchte nun große Freude, Alle waren mit neuem Muth belebt. So lichteten ſie den Anker, und ruderten froͤhlich an der gruͤnenden Kuͤſte hin. Lamira ſaß bei ihrem Geliebten am Steuer, und reichte ihm von Zeit zu Zeit, eine geoͤffnete Cocosnuß. Dann ſang ſie ein malayiſches Liedchen, aus dem Stegreif gedichtet, wo immer der Doppelendreim Macaßar und Woodard war. Schon in der Fruͤhe, hatte ſie von den gekauften Fiſchen ein herrliches

Gericht bereitet; was nun zu Mittag, unter den froheſten Hoffnungen verzehrt ward.

In weniger als achtundvierzig Stunden kamen ſie zu San Bettam (*) an, übernachteten daſelbſt am Lande, und ſegelten am folgenden Morgen, nach Macaßar ab. Hier fanden ſie bei dem Gouverneur ſowohl, als bei den übrigen Einwohnern, die beſte Aufnahme, die nur zu erwarten war. Woodard beſorgte nun vor Allem neue Kleidungsſtücke, ſowohl für ſeine Leute, als für ſich ſelbſt, und fand auch in den Compagniemagazinen, ſehr gute Gelegenheit dazu.

Endlich nach einem Aufenthalte von acht Tagen, ſegelte er nach Batavia ab;

(*) Eine kleine Inſel, die ungefähr noch neun Stunden von Macaßar entfernt.

eine gefährliche Ueberfahrt, worauf faſt immer ein halber Monat gerechnet wird. Er legte aber dieſelbe in eilf Tagen, ohne den mindeſten Zufall zurück, und ſchrieb dies ebenfalls ſeinem Glücke zu. Hier fand er auch unvermuthet ſeinen alten Freund, Capitain Hubbard wieder, der eben nach Calcutta in Ladung lag. Alles Frühere klärte ſich nunmehr auf. Das Schiff war von den Strömungen durch die Straße getrieben worden; alle hatten das Boot verloren geglaubt.

Woodard benutzte nun dieſe vortreffliche Gelegenheit, um mit Lamira und ihrer Mutter nach Calcutta zu gehn. Auch dieſe Fahrt ward durch keinen einzigen Unfall getrübt. Wenig Tage nach der Ankunft, hatte ſeine feierliche Verbindung mit der Geliebten ſtatt, deren Herz, trotz ihrer großen Schätze, ihre ſchönſte und reichſte Mitgift war. Woodard ward nun Geſellſchafter eines großen Handelshauſes, für das er die Küſtenfahrten machte, und lebte ſo mit ſeinem Weibchen von Celebes, im reinſten Genuße alles Erdenglücks.

V.

Der Staatsgefangene.

1.

Es war an einem kalten Decemberabende, als der Legationsrath von L — in der Hauptſtadt des Königreichs eintraf. Er kam als außerordentlicher Courier von P — wo er bei der —ſchen Geſandtſchaft ſtand, und überbrachte Depeſchen von der äußerſten Wichtigkeit. Aber ſchon auf der vorletzten Station hatte er erfahren, daß ein plötzlicher Miniſterwechſel eingetreten, und das bisherige, politiſche Syſtem gänzlich verändert worden ſey. Dies gab ihm, der natürlich alle Verhältniße kannte, nicht wenig zu denken, und er legte die letzten zwei Meilen, in großer Ungeduld zurück. Jetzt endlich hielt er vor dem Hotel ſeines

Miniſteriums, gab ſeine Depeſchen ab, und fuhr zu ſeinem Schwager, dem Geheimenrath v. W— bei dem er abtrat.

Die beiden Männer begrüßten ſich aufs herzlichſte; ſie hatten einander in anderthalb Jahren nicht geſehen. Man wird leicht denken, daß das Geſpräch ſogleich auf die Miniſterialveränderung kam. Es ergab ſich, daß die —ſche Parthei den vollſtändigen Sieg davon getragen hatte, und daß daher an die Ratification des projektirten, geheimen Bündnißes nicht mehr zu denken war. So vergiengen einige Stunden, bis die Geheimeräthin aus der Geſellſchaft zurückkam. Mit Freudenthränen umarmte ſie den geliebten Bruder, deſſen Ankunft gerade mit dem Vorabende ihres Geburtstages zuſammentraf. Ein trauliches Abendeſſen folgte, und man trennte ſich erſt gegen eilf Uhr. Nur der Geheimerath, der immer noch eine Stunde länger aufblieb, ſetzte ſich, wie gewöhnlich, an ſeinen Leſetiſch.

Es gieng bereits ſtark auf Mitternacht', und er war ganz in ſein Buch vertieft. Plötzlich hörte er einen Wagen vor dem Hauſe halten, öffnete das Fenſter und fragte: „was iſt's?" — „Huſarendetaſchement!" — war die Antwort — „Belieben „Sie aufmachen zu laſſen." Er klingelte dem Bedienten, aber ſein Herz war beklommen; er ahnete irgend ein Unglück. Wenig Minuten, und ein Huſarenlieutenant, nebſt einem Wachtmeiſter, trat in das Gemach.

„Verzeihen Sie, Herr Geheimerath! — hub er an — „ich ſoll hier den Herrn Legationsrath von L— finden, der dieſen „Abend angekommen iſt" — „Allerdings!" — „So muß ich bitten, mich zu ihm zu führen; ich habe einen Auftrag an ihn. — Es geſchah; H. v. W. weckte ſeinen Schwa=

ger, der im tiefſten Schlafe lag, und der Offizier nahm das Wort: — „Herr Legationsrath, ich muß alle meine perſönlichen „Empfindungen ſchweigen laſſen. Hier iſt „eine allerhöchſte Ordre; belieben Sie ſelbſt „zu ſehn.“ — Unſer Freund durchlief das Papier, und fand, daß es ein förmlicher, von dem Monarchen unterzeichneter Verhaftsbefehl war.

„Es hat ſeine vollkommene Richtigkeit — ſagte er ruhig — „Aber wohin werden „Sie mich bringen, Herr Lieutenant?“ — „Nach der Citadelle, wir haben den Wagen „ſchon bei uns.“ — „Wieviel Zeit gönnen „Sie mir?“ — „Es ſind mir zwanzig Minuten erlaubt.“ — H. v. L. ſtand auf, und warf ſich in die Kleider, während der Geheimerath ſprach: „O Bruder! Bruder! „was wird Amalie ſagen; ich fürchte, „daß es ſie niederwirft.“ — „Sey ruhig,

„es wird ſich Alles aufklären; ich bin mir „keiner Schuld bewußt. Sage Amalien, „daß ſie ſich nicht bekümmern ſoll; in eini„gen Tagen wird Alles geendigt ſeyn.“ — So ſchieden ſie, unſer Freund ſtieg mit ſeinem Begleiter ein, und raßelnd flog der Wagen, von den Huſaren umringt, die todte Straße hinab.

2.

Ungefähr auf halbem Wege, ſchickte der Lieutenant einen Huſaren voraus, um des langen Wartens vor der Citadelle überhoben zu ſeyn. Das Geſpräch drehte ſich um gleichgültige Hofbegebenheiten herum; beide Männer verbargen ihr inneres Gefühl. Endlich langten ſie bei dem äußerſten, ſchon geöffneten Thore an. Der Wachtcommandant gab ihnen einen Gefreiten, nebſt einer Laterne mit. Noch eine Viertelſtunde, und ſie hielten vor dem Commandantſchaftshauſe, wo in drei Fenſtern Licht zu ſehen war. Der Commandant war der alte, würdige Obriſtlieutenant v. C—z.

Der Offizier ſtellte ihm nun ſeinen Gefangenen vor, übergab denſelben mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten, erhielt den Ablieferungsſchein, und nahm mit vieler Theilnahme Abſchied. Der Commandant wandte ſich nun zu H. v. L— „Herr Legationsrath, es thut mir herzlich leid, „Sie hier zu ſehn, und noch mehr, daß „ich Sie „au Secret“ halten muß. Allein „Sie wiſſen, daß ich an den allerhöchſten „Befehlen kein Jota ändern darf. Was indeſſen mit dieſen, an Erleichterungen, nur „immer vereinbar iſt, darin rechnen ſie ganz „auf meine Bereitwilligkeit.“

Jetzt ward von dem Actuar das gewöhnliche Protokoll, nebſt der Perſonalbezeichnung aufgenommen, und dann dem Obergefangenwärter geklingelt, der augenblicklich hereintrat. Der Commandant empfahl ihm unſern Freund aufs ſorgfältigſte, und ſo wünſchte man ſich gegenſeitig gute Nacht. Da indeſſen das für H. v. L. beſtimmte Zimmer noch nicht völlig in Ordnung war, führte ihn der Gefangenwärter inzwiſchen in ſein eigenes, wo ſchon der Thee bereit ſtand.

Während dem ward nun Alles, wegen der künftigen Einrichtung in's Reine gebracht. So, was Betten und Meublen, Speiſen, Getränke, Heitzung u. ſ. w. betraf. Nachdem nun unſer Freund noch Börſe, Portefeuille, Uhr und Ringe, gegen Empfangſchein deponirt hatte, ward er auf ſein Zimmer geführt, und erſucht ſich niederzulegen, indem ihm kein Licht geſtattet ſey. Er that es, zog ſeine Wildſchur über ſich, und war in wenig Minuten allein. Drei furchtbare Thürriegel, ſchloßen ihn nun von aller tröſtenden Gemeinſchaft ab.

3.

Als er am folgenden Morgen erwachte, fand er das Zimmer bereits geheizt, ſtand auf, und betrachtete es nun. Es war rund; doch nur von mäßigem Umfang. Die drei großen Fenſter waren ſämmtlich, bis zu drei Viertheilen ihrer Höhe, mit Läden geſchloßen; ſo daß nur von oben ein ſpärliches Licht einfiel. Die Wände waren blaßgelb angeſtrichen, die Decke gewölbt. Zwei alte Lehnſtühle, ein Stehpult, ein runder Tiſch und ein geringes Bett, machten das ganze Mobiliare aus. Bald darauf erſchien der Gefangenwärter, der ehrliche Dietrich, und brachte das Frühſtück.

„Das Billet für die zwei Fuhren aus

„der Stadt" — ſagte er — „iſt ſchon aus-
„gefertigt, und geht mit den Ordonnanzen
„ab. So wird bis heute Abend alles in
„Ordnung ſeyn!" — Unſer Freund ſchrieb nun noch einige Zeilen an ſeinen Schwager, übergab das Billet dem Gefangenwärter offen, und überließ ihm die weitere Beförderung durch die Canzley. Alles ward aufs Beſte beſorgt, und bis drei Uhr Nachmittags war das Zimmer ſehr nett meublirt. Abends kam noch Dietrich auf eine Stunde, womit denn der erſte Gefängnißtag ſchloß.

So begann nun für unſern Freund, jenes einförmige, farbenloſe Leben, das für ihn, den dreyßigjährigen und kräftigen Mann, doppelt traurig war. An die Arbeit, wie an das Vergnügen gewöhnt; an die Regſamkeit der politiſchen, wie der geſellſchaftlichen Welt; wie mußte er dieſe

Stille, Düſternheit und Oede, dieſe Beſchränkung, Abgeſchiedenheit und Einſamkeit, kurz dieſes Eismeer eines Lebens ſinder, das ihn von allen Seiten umgab. So warf ſich die Kraft gewaltſam auf ſich ſelbſt zurück, und ſo waren ſelbſt die Erinnerungen einer ſchönen Vergangenheit matt, bleich und geſtaltlos.

Dazu das Bewußtſeyn der Unſchuld, und das tiefe Gefühl der an ihm begangenen Ungerechtigkeit. Dann der Gedanke, in den Händen ſeiner Feinde, und der ganzen Macht ihrer Bosheit ausgeſetzt zu ſeyn. Die paar Stunden, wo der biedere Commandant, oder Dietrich bei ihm waren, machten den Reſt des Tages nur doppelt trüb. Am traurigſten aber waren die langen Abende und Nächte, die er ohne Licht durchzubringen gezwungen war. Da wogten dann tauſend Gedanken in ihm auf und ab; zumal, da ſich ſchon in der erſten Woche aller Schlaf verlor.

Dieſes beſtändige Brüten über ſeine Lage, verbunden mit dem gänzlichen Mangel an friſcher Luft, wirkten in Kurzem ſehr nachtheilig auf ſein Gemüth. Seine Ideen wurden immer fixer, immer düſterer, immer verworrener; ſein Seelenzuſtand nahm den Charakter des ſtillen Wahnſinns an. Noch traten zwar häufig lichte Zwiſchenräume ein; aber ſeine Eßluſt, und damit aller Lebensmuth, waren faſt gänzlich dahin. Die herrliche Geſtalt verfiel; das Feuer des ſeelenvollen Auges erloſch. Der Gefängnißarzt ſelbſt, der ein Gutachten über ihn einreichen mußte, erklärte, daß die völlige Manie im Anzuge ſey.

4.

Aber während nun unſer Freund dieſem traurigen Schickſale entgegengieng, hatte ſein Schutzgeiſt ſchon eine Retterin für ihn auserſehen. Wie in den Gefängnißen Frauen ſtets liebend und tröſtend walten, ſo auch diesmal. Maria, die achtzehnjährige, einzige Tochter des alten Dietrich, war eben ſo ſchön als gut, und eben ſo gebildet als ſittſam. Sie befand ſich in der vollen Blüthe der Jungfräulichkeit; ſie lebte in der vollen Kraft eines Herzens, das ſich ſeiner bewußt zu werden anfängt. In Liebe und Einſamkeit erzogen, war ſie nichts als Liebe und Innigkeit.

Als der Legationsrath auf der Citadelle ankommen ſollte, hörte natürlich auch ſie davon. Sie ſelbſt bereitete den Thee, den der Vater für den Gefangenen zu machen befahl. Bald erſchien er nun mit dieſem, und Mutter und Tochter zogen ſich den Augenblick vorher, in das Nebenzimmer zurück. Allein durch eine kleine Oeffnung in der Thür, konnten ſie Alles und beſonders Herrn v. L. ſehen, der ihnen gerade gegen über ſaß.

Sein edles Weſen, ſeine ſchönen Züge, ſein ſeelenvolles Auge, ſein Ton, ſein Ausdruck; alles wirkte auf Marien wie ein Zauberſchlag. Ihr Buſen klopfte, ihre Augen füllten ſich mit Thränen; es war das erſte unausſprechliche Gefühl der reinſten, heiligſten Liebe, mit dem innigſten Mitleid vermiſcht. Ein Kind der Natur, gab ſie ſich dieſer ſo ſüßen Empfindung unverholen hin, und ſorgte unaufhörlich für des Gefangenen Bequemlichkeit.

Alle dieſe kleinen Mühen, machten ihr den erſten Freund ihrer Seele mit jedem Tage theurer, und wurden ein Herzensbedürfniß für ſie. Dies iſt die herrliche Organiſation des weiblichen Gemüthes, wo alles auf der ewigen, unerſchöpflichen Kraft der Liebe beruht. Wie groß war daher ihr Schmerz, als ſie den Anfang ſeiner Krankheit vernahm; als das Eſſen, das ſie ſelbſt beſorgte, meiſtens ganz unberührt zurückkam, und der unglückliche Gefangene immer tiefer in ſeinen Gram verſank. Doch hatte ſie wenigſtens die Freude zu vernehmen, daß ihm auf die Vorſtellung des Arztes, Licht geſtattet ward.

Es war um die Mitte des Märzes, gegen die Nachtgleiche, als die Melancholie des Gefangenen aufs höchſte ſtieg. Bald gieng ſie nun in vollen Wahnſinn über, der jedoch keineswegs mit Anfällen von Wuth verbunden war. Alle Ausbrüche desſelben waren zwar für den Kranken ſehr angreifend, aber im übrigen ganz unſchädlicher Art. Unſer Freund hatte nemlich von ſeinen Jünglingsjahren an, eine entſchiedene Vorliebe für Trauerſpiele gehabt. Er hatte daher nicht nur eine Menge Scenen daraus, in ſeine Phantaſie aufgenommen, ſondern ſich auch dieſelben, bei einem ſehr glücklichen Gedächtniße, wörtlich eingeprägt.

Unter dieſen zog er beſonders jene vor in denen von dem Kampfe gegen die Unterdrückung, und dem Siege über die Tirannei die Rede war. Da er italieniſch, franzöſiſch und engliſch mit gleicher Fertigkeit ſprach, wechſelte er mit den bekannten, vorzüglichſten Tragikern dieſer Nationen ab. Beſonders kam Alfieri ſehr häufig an die Reihe, deſſen kräftiger Geiſt ihm am meiſten zuzuſagen ſchien. Alle dieſe Scenen deklamirte er mit dem höchſten Pathos, und der dazu gehörigen Geſticulation. Dies dauerte ſtets ſo lange, bis er völlig erſchöpft zu Boden ſank, und halbe Stunden lang in Ohnmacht lag.

5.

Der Gefängnißarzt, der ihn täglich beobachtete, machte einen abermaligen Bericht, und zwar des Inhalts, daß nur durch moraliſche Mittel zu helfen ſey. Dies hatte zur Folge, daß das „Secret“ aufgehoben, und alles der Anordnung des Arztes überlaſſen ward. Demnach erhielt auch **Marie** Zutritt zu ihm. Nicht ohne Schmerz, allein mit derſelben Liebe, betrachtete ſie die verfallene Geſtalt des Mannes ihrer Zärtlichkeit. Als er nun vollends ſeinen gewöhnlichen Anfall bekam, vergieng ſie beinahe vor Angſt und Wehmuth. Schnell faßte ſie einen Entſchluß, der auch vom Arzt gebilligt ward.

Neben andern angenehmen Talenten, war ſie nemlich auch Meiſterin auf der Harfe, und ſang zum Entzücken ſchön. Sie hatte ſich, in dieſer Hinſicht, unter der Anweiſung eines Virtuoſen und ſeiner Gattin ausgebildet, denen, wegen einem gewiſſen politiſchen Vergehen, dieſe Feſtung zum Aufenthalte angewieſen worden war. Als ſich nun H. v. L. gerade in der höchſten leidenſchaftlichen Stimmung befand, begann ſie ihr Harfenſpiel in abgemeſſener Entfernung. Erſt einzelne, ſchwache Accorde; dann immer voller und voller; dann das Vorſpiel zu einem Liede, und endlich dieſes Lied ſelbſt, mit kunſtreicher Begleitung.

Unſer Freund unterbrach ſeine tobende Declamation auf einen Augenblick, und hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu. Bald ließ er die Arme ſinken, während ſeine Augen ſich mit Thränen füllten, und ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entquoll. Nach ohngefähr zehn Minuten rief er ſanft und erſchöpft: — „O ſüße Töne, wieviel Troſt

„gießt ihr in mein Herz! — Ja, Ruhe! „Ruhe! — Ja, ich will ruhig ſeyn! Zu „Bett, zu Bett! — Ja! bringt mich zu „Bett, ich bitte Euch!“ — Es geſchah, und er ſank in tiefen Schlaf.

Marie begab ſich nun mit der Mutter zu ihm hinein, und betrachtete ihn mit der liebevollſten Innigkeit. Auf ſeinen edeln Zügen lag die ſüßeſte Ruhe, aber ſeine bleichen Wangen waren mit Thränen benetzt. Seine Lippen, nur halb geöffnet, bewegten ſich ſanft bei jedem Athemzuge, der ſeiner weißen Bruſt entquoll. Marie konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehn; ihr armes, kleines Herz wogte in der lieblichſten Verwirrung auf und ab. Doch endlich war es Zeit ſich zurückzuziehen.

Unſer Freund hatte eine ſehr gute Nacht und erwachte mit neuer Kraft belebt. Man brachte ihm nach dem Frühſtücke, einige

Hefte von dem bekannten, großen Kupferwerke über Spanien, und zwar von Valencia. Er durchblätterte dieſelben mit großer Freude, und beſchäftigte ſich auch den Nachmittag damit. Indeſſen aß er äußerſt wenig, nahm aber, in kurzen Zwiſchenräumen, viel Limonade zu ſich.

So kam der Abend heran, und es trat wieder der gewöhnliche Anfall ein. Diesmal war Murviedro, das alte Sagunt und die Vertheidigung deſſelben, der Gegenſtand ſeiner Phantaſien. Er deklamirte in der Rolle des Befehlshabers, kurz vor dem Anfange des Sturms, und war vor wilder Begeiſterung ganz außer ſich. Da begann Marie mit einem rauſchenden, aber freudigem Vorſpiel, und fiel dann mit der Diſcantſtimme, aus dem Chore des unterbrochenem Opferfeſtes — „Zieht ihr „Krieger, zieht von dannen!“ ein.

Er ſchwieg und hörte mit der lebhafteſten Freude zu. Endlich rief er: O himm„liſche Siegestöne! Jetzt ſind wir gerettet, „jetzt ſind wir glücklich! Auf denn zum „frohen Mahle, und unter Geſang und Sai„tenſpiel!“ — Der Speiſekorb ſtand ſchon bereit; man trug daher in einem Augenblick auf. So aß und trank er mit ziemlichen Appetit, während Marie, zu ſeinem ſichtbaren Vergnügen, mit einzelnen, angemeßenen Geſangſtücken fortfuhr. Doch endlich übermannte ihn der Schlummer, und er ward, wie gewöhnlich, zu Bett gebracht.

6.

Am dritten Tage zeigte ſich eine ſehr wohlthätige Veränderung. Unſer Freund frühſtückte mit Appetit, und blätterte dann eine Sammlung von Schweizerproſpekten, mit großem Vergnügen durch. Der Arzt war ſehr erfreut, ihn ſo zu finden, und erklärte mit Beſtimmtheit, daß er auf dem Wege der Beßerung ſey. Zu Mittag aß H. v. L. für ſeinen Zuſtand, ziemlich viel, denn er nahm eine ganze Kalbsrippe, nebſt zwei Schnitten Rehbraten zu ſich. Nachmittags beſchäftigte er ſich mit der bekannten maleriſchen Reiſe durch Neapel und Sicilien, und ſchien ſehr heiter zu ſeyn. Am Abend zur gewöhnlichen Stunde, als Marie ihr Harfenſpiel und ihren Geſang hören ließ, gerieth er in eine ſanfte Begeiſterung, und dichtete unter ihrer angemeßenen Begleitung, wie folgt:

Zaubertöne woher?
Zauberſtimmen wohin?
Ihr verhallt, ihr zerfließt
Im Lispeln der Blätter,
Im Rieſeln der Quellen,
Still wie die Seufzer der Liebe,
Wie der Liebe Geheimniß ſüß.
Aber im Herzen

Geſang und Saitenſpiel fort!
Hell und klar, kräftig und kühn!
Jubel der Freude,
Rauſch des Entzückens,
Fluthen des Lebens,
Wogen der Seligkeit!
Empor! Empor hebts mich auf ſchmeichelndem Fittig,
Empor in's lichte, ätheriſche Land!
Glänzender Schimmer,
Blüten und Blumen,
Strahlend und glühend,
Winkend und liſpelnd,
Alle, Alle begrüßen ſie mich.
Ihr Blüten der Sonne,
Ihr Blumen des Himmels,
Wohl kenn' ich euch liebend,
Ihr ſeyd mir verwandt!
Und wie ihr mir winket,
Und was ihr mir ſaget,
Mein Herz verſteht es in ſeliger Luſt.
Mein Schutzgeiſt naht auf ſüßen Tönen,
Im holden Traum begrüßt er mich.
O eile, eile mir zu helfen,
Mein Schutzgeiſt, ich beſchwöre dich!

Unſer Freund endete, und ſank ermattet auf das Sopha zurück. Marie aber faßte dieſe Phantaſien auf, präludirte die Melodie eines bekannten Liedes, und ſang dann, unter der gehörigen Begleitung, wie folgt:

1.

Verzweifle nicht! Und wenn in ſchwarzer Nacht,
Dir auch die letzten Sterne ſchwinden,
Schon naht mit ſeiner ganzen Macht,
Dein Schutzgeiſt, um den Freund zu finden.
Drum hoffe feſt, bald wird es Licht!
Er iſt Dir nah! Verzweifle nicht!

2.

Verzweifle nicht! Er ſchwebt aus lichten Höhen
Dem leidenden Geliebten zu.
Er naht ſich Dir im linden Geiſterwehen,
Und Dich umfänget ſüße Ruh.
Drum hoffe feſt, bald wird es Licht!
Er iſt Dir nah! Verzweifle nicht!

H. v. L. war inzwiſchen unter dieſen ſüßen Tönen, in ſanften Schlummer geſunken, und ward wie gewöhnlich zu Bett gebracht.

7.

Unterdeßen hatten ſich in dem politiſchen Syſteme von Europa, Veränderungen ergeben, deren Folgen auch das —ſche Cabinet empfand. Es kehrte demnach ohne Zögerung, rückſichtlich —'s, zu ſeiner alten Stellung zurück. Daher eine abermalige, plötzliche Veränderung des Miniſteriums. Der Graf von R. ein Freund des Legationsraths erhielt das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und dieſer ward auf ſeinen Vortrag zum Generaldirektor ernannt.

Der Monarch ſelbſt, wünſchte jetzt nichts mehr als ſeine Geneſung, um Alles gut zu machen, was geſchehen war. Hierauf gründete nun der Arzt einen ſehr wohl durchdachten Plan. Wenn unſer Freund einmal eingeſchlafen war, koſtete es viele Mühe ihn zu erwecken, ja oft ſank er drei, bis viermal in den Schlummer zurück. So war es denn ſehr leicht, ihn irgendwo anderwärts hinzubringen, ohne daß er etwas davon inne ward. Dies geſchah denn auch in der folgenden Nacht, ohne die mindeſte Schwierigkeit.

Als nun unſer Freund am andern Morgen erwachte, welches Erſtaunen, welche Verwunderung! Er befand ſich in einem zierlichen, grüntapezierten Zimmer, das mit den ſchönſten Meubles verſehen war. Durch die hohen, ſpiegelhellen Fenſter, mit geſchmackvollen Vorhängen verziert, blickte das Morgenroth, und ſchimmerte an denſelben zurück. H. v. L. glaubte anfangs zu träumen; bald aber überzeugte er ſich, daß Alles Wirklichkeit war. So richtete er ſich auf, und begrüßte den erſten Sonnenſtrahl, der auf ſein Himmelbett fiel. Wie neugebohren ſtand er auf, kleidete ſich an, öffnete die Fenſter und ſah mit Entzücken in die herrliche Landſchaft hinaus.

Es war in den erſten Wochen des Mai's, Morgens gegen fünf Uhr. Im reichſten Schmuck des Frühlings lag die ganze, paradieſiſche Gegend vor ihm. Dieſes maleriſche Thal mit Pflanzungen und Schlößern bedeckt, und mit einer waldigen Gebirgskette bekränzt, ſchimmerte im leuchtenden Frühſtrahle, in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Ueberall tauſend Stimmen, tauſend Töne, in der lieblichſten Vermiſchung; überall der Hauch der Gottheit, der Athem des Lebens, und der Liebe, durch die ganze Natur. So brachte unſer Freund eine glückliche Stunde zu. Er weinte ſüße Thränen, im erſten Erwachen des neuen Lebensgefühls.

Was ſeine Freude vermehrte, war, daß er ſeine Violine mit allen Muſikalien fand. Ein kräftiges Allegro rufte den biedern **Dietrich** mit dem Frühſtück herbei. Dieſer öffnete die Glasthür, die auf eine herrliche, mit Orangenbäumen beſetzte Terraſſe führte, von der eine Treppe in den Garten hinabgieng. In einem Augenblicke war alles in Bereitſchaft, und H. v. L. befand ſich unbeſchreiblich wohl.

Bald darauf erſchien der Arzt, mit dem würdigen Commandanten, und begrüßten unſern Freund. Die Unterredung bewieß, daß ſein Ideengang völlig folgerecht war. Man ſchlug eine Spazierfahrt um den See vor; ſie ward angenommen, und wirkte vortrefflich auf unſern Freund. Mittags ſpeißten die drei Herren zuſammen, und H. v. L. mit ſichtbarem Appetit. Dann ruhte er eine halbe Stunde, und brachte den Nachmittag mit dem Durchblättern eines Kupferwerks über Oſtindien (*) zu, das wie die

---

(*) Das große von den Daniels.

übrigen aus der Hofbibliothek hinaufgeſchickt worden war.

Den Tag beſchloß ein Spaziergang durch den Garten, wo die Garde-Hoboiſten ſpielten, und der gewöhnliche Anfall blieb zur großen Freude des Arztes völlig aus. Einige Zeit noch hörte H. v. L. der eigends gewählten, trefflichen Harmonie dieſes Muſikkorps, auf der Terraſſe zu. Dann aber nahm er ein leichtes Abendeſſen, ſpielte noch eine halbe Sonate, kleidete ſich dann ſelbſt aus, begab ſich zu Bett, und fiel nach wenig Minuten in ſüßen Schlaf.

8.

Mariens Freude bei dem erſten Anſchein zur gänzlichen Beſſerung unſeres Freundes war ſehr groß. Dieſes Gefühl wuchs mit jedem Tage, wie eine heilige Herzensblume, in fortwährender Entwicklung. Das liebe, treue Mädchen hatte unſern Freund im Garten, und am Morgen und Abend auf der Terraſſe geſehn. Aber es zerriß ihr das Herz, als ihr die Bläße ſeines Geſichts, die Schwäche in ſeiner ganzen Haltung, und die Abmagerung des ehedem ſo blühenden und kräftigen Mannes, nur zu bemerkbar ward. Doch eben dies erhöhte noch ihre Liebe, denn nichts ergreift das weibliche Herz mit größerer Stärke, als wenn es den Geliebten leiden ſieht.

Die Nacht war ſehr gut; der Arzt verordnete nun das erſte Bad, das vortreffliche Wirkung that. Unſer Freund las dann zum erſtenmale wieder Zeitungen, und überzeugte ſich durch eine Menge Artikel, von der gänzlichen Veränderung des politiſchen Syſtems. Der Reſt des Vormittags ward mit Violinſpielen zugebracht. Hierauf ſpeiſte er abermals bei dem Commandanten, mit dem Arzte, und noch drei andern Perſonen, und bezeugte durch alle ſeine Geſpräche, ſeine gänzliche Wiederherſtellung.

Nach dem Plane des Arztes erſchien jetzt Marie mit dem Deſſert, und gab es an die Gäſte herum. H. v. L. betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen; ſeine Augen bekamen einen unausſprechlichen Ausdruck. Sie ſelbſt zitterte im Gefühl der Liebe, der Schaam und der Ungewißheit. Als nun unſer Freund von dem Commandanten hörte, daß ſie die Tochter des braven Dietrichs ſey, und wie ſie hieße, ſagte er: — „Welch ein liebes, ſüßes Kind, eine wahre Maria, die aus dem Himmel ſtammt! — Dabei ſah er ihr ſo zärtlich in die Augen, daß ſie über und über erröthete, und dadurch nur noch ſchöner ward.

Für den Nachmittag verabredete man eine Spazierfahrt auf dem See, nach einem benachbarten Luſtſchloſſe, was unſer Freund mit großem Vergnügen annahm. Dort fand er, nach einer geheimen Verabredung des Arztes, ſeinen Schwager mit der geliebten Schweſter Amalia. Die Freude des Wiederſehens war unſäglich; für ſo etwas iſt die Sprache nicht reich genug.

Nachdem man die herrlichen Blumenparterres, das Vogelhaus mit den ſeltenſten Papagaien, u. ſ. w. beſehen hatte, begann im Freien ein Conzert, das meiſterhaft ausgeführt ward. Man ſpeiſte dann um acht Uhr, in einem Kiosk zu Abend, und nahm Abrede, ſich morgen wieder zu ſehn. Die Feſtungsgeſellſchaft kehrte hierauf zu Wagen zurück. Unſer Freund war unbeſchreiblich wohl, und blieb bis gegen halb zehn Uhr auf.

Am andern Morgen Spaziergang in den Garten. Auf Veranſtaltung des Arztes befand ſich Maria bereits daſelbſt, und beſorgte das Frühſtück. Die Blicke unſeres Freundes ruhten mit Entzücken auf ihrem ſchönen Geſicht und ihrer holden Geſtalt; ſie ſelbſt fand ihr ganzes Weſen durch die Nähe des Geliebten erhöht.

In dieſem Augenblicke vergaß ſie Alles auf der Welt; ſie ſah und hörte nur ihn; ihr Herz war voll unnennbarer Seligkeit. Die Roſengluth ihrer lieblichen Wangen, das Wogen ihres reizenden Buſens und die Lebendigkeit ihrer anmuthigen Bewegungen, verriethen nur zu deutlich, was in ihr vergieng. — „Wie glücklich" — ſagte H. v. L. — „Wer von dieſen lieben Händen „durch das Leben geleitet wird. — Man kann denken, wie dem entzückten Mädchen zu Muthe ward.

Der Reſt des Vormittags vergieng unter dem Durchblättern des Florentiniſchen Muſeums, das unſern Freund noch mehr, als die blos landſchaftlichen Sammlungen zu unterhalten ſchien. Beim Mittageſſen waren zwei ſeiner Collegen, aus demſelben Miniſterium gegenwärtig, und ſpielten mit Feinheit auf ſeine Ernennung zum Generaldirektor an. Er ſchien ſie ſehr wohl zu verſtehen, lächelte dann ſtill vor ſich, und ſagte zuletzt: — „**Trinken wir auf das Wohl unſeres allergnädigſten Souverains!** — Es geſchah, und die Gäſte winkten einander bedeutend und freudig zu.

Den Nachmittag fuhr man, nach der Abrede zu Geheimenraths, und beſah dann eine vortreffliche Menagerie von wilden Thieren, die ſich gerade in der Reſidenz befand. Es ward dann zu Abend im Garten gegeſſen; ſo daß die Feſtungsgeſellſchaft erſt gegen neun Uhr zurückkam. Marie vermuthete ihre Zurückkunft erſt ſpäter, oder

gar nicht. Sie hatte ſich alſo mit ihr
Harfe in den Garten geſetzt, und ſie
eben, um ihrem vollen Herzen Luft z
machen, das obige Lied: — Verzweif
nicht, und wenn in ſchwarzer Nacht, u
ſ. w. mit der gehörigen Begleitung an.

9.

In dem Augenblicke trat unſer Freun
mit ſeinen Begleitern in ſein Zimmer, w
die Terraſſenthür aufſtand. Er hörte d
zwei erſten Strophen, und rief in Begei
ſterung: — „Gott! Gott! mein Schutz
„geiſt! O Genius des Himmels! Erſchein
„mir in Deiner Lichtgeſtalt! Empor! Em
„por mit Dir, in jene Regionen, wo ewi
„ger Friede und ewige Freude wohnen. —
Der Arzt ward bedenklich, faßte aber au
der Stelle ſeinen Entſchluß. — „Kommen
„Sie herauf, liebe Marie! — rief er ih

u — „und fangen ſie von vorn an. Sie „rufen dem Herrn Legationsrath ein ſchö„nes Traumbild zurück!

So kam denn Marie herauf, zitternd, glühend, aber vor Freude außer ſich. H. v. L. blickte ſie voll Verwunderung an, ſprach aber kein Wort. Dann nahm er ſeine Violine, gab ihr ein Zeichen, den paſſenden Accord anzuſchlagen, und ſtimmte darnach. Jetzt taktirte er zum Anfangen, und Beide begannen nun. Sie mit ihrer Silberſtimme und meiſterhaftem Harfenſpiel; er mit ſeinem herrlichen Tenor und der vortrefflichſten Violinbegleitung. Beide legten ihr ganzes Herz hinein.

Als ſie nun geendet hatten, ergriff H. v. L. Mariens rechte Hand, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und ſprach: — „Ja! „das war das Lied, und das warſt Du, „meine liebſte Marie! In meinen Träu-

„men hörte ich Deine himmliſchen Töne, „und ſah Deine Engelsgeſtalt. Ich bin geneſen; ich fühle, daß ſich alles ordnen „wird, und Du meine holde Marie ſollſt „die ſüße Gefährtin meines Lebens ſeyn! — Das liebe, gemüthvolle Mädchen brach in Thränen aus, aber es waren die der Freude, der Ueberraſchung, der Liebe und Zärtlichkeit.

Raſch griff ſie jetzt zur Harfe und ſang das Lied aus der Fanchon: Klinge Leyer, klinge, u. ſ. w. wozu unſer Freund mit der gehörigen Violinbegleitung einfiel. So blieb man, und wegen dem kühlen Abende, bei einem leichten Punſche, bis halb eilf Uhr beiſammen, und H. v. L. befand ſich äuſſerſt wohl. Beim Abſchiede endlich küßte er Marien auf ihre Roſenlippen, und man kann denken, ob dies erwiedert ward.

Nach dem Berichte des Arztes war unſer Freund als völlig geneſen anzuſehn. Der folgende Vormittag bot daher zwei intereſſante Scenen dar. Zuerſt erhielt H. v. L. die förmliche, von dem Monarchen eigenhändig vollzogene Ausfertigung, wodurch er zum Generaldirektor ſeines Miniſteriums ernannt ward. Dies machte ihm ſehr große Freude, theils weil er dadurch ſeine Ehre als vollkommen hergeſtellt betrachten konnte, theils, weil er dadurch ſeine Verbindung mit Marien, doppelt geſichert ſah.

Die zweite, für unſern Freund höchſt merkwürdige Erſcheinung, war die unerwartete Ueberzeugung von Mariens adelicher Herkunft. Der biedere Dietrich trat nemlich mit einem Faſcikel von Documenten herein. Er begann ſeine Erzählung damit, daß er eigentlich Dietrich von Dietrichſtein heiße, aber bei dem Herabkommen ſeiner Familie, den Adel aufzugeben gezwungen geweſen ſey.

Was nun Marie anlangt, ſo ergab ſich, daß ſie eigentlich die Tochter ſeines Bruders, aus geſetzmäßiger Ehe mit einer Freyin von Lindenholm war. Dieſer hatte das Unglück gehabt, in dem letzten Kriege, alle ſeine Güter verwüſtet zu ſehen, und noch überdem eine Gattin zu verlieren, an der ſein Herz mit der innigſten Liebe hieng. Aus Verzweiflung über dieſes traurige Schickſal, war er in holländiſche Dienſte getreten, und nach Oſtindien gegangen, ohne daß in den erſten fünfzehn Jahren die mindeſte Nachricht von ihm einlief.

Nur erſt vor drei Jahren hatte man die Gewißheit von ſeinem Tode erhalten, indem er als Obriſtlieutenant und Commandant von Surabaye geſtorben war. Er hatte ſeiner Tochter, durch teſtamentariſche

Verordnung, ſein ganzes Vermögen von 28 — 30,000 Gulden holländiſch vermacht. Dieſes Geld ſtand unter der Verwaltung des Tutelamtes, und die Zinſen wurden, mit Ausnahme eines Fünftels, regelmäßig admaſſirt. (*) Marie ſelbſt hatte von allem dieſem keine Kenntniß, und ahndete nicht, wie ſehr ſie nun auch durch das Zufällige, ihrem Geliebten gleichgeſtellt war.

Für H. v. L. hatten alle dieſe Nachrichten nur in ſo fern Werth, als er ſie wegen ſeiner Familie für wichtig hielt. Zu Mittag ſpeißte er zum letztenmale auf der Feſtung, denn nach drei Uhr holte ihn der Geheimerath, nebſt noch drei andern Chaiſen voll Freunde ab. Es war die Anordnung getroffen, daß Marie am Abend folgen ſollte, um ſo lange unter dem Schutze der Geheimeräthin zu bleiben, bis die Vollzie-

---

(*) Zum Capital geſchlagen.

hung der Heirath möglich war. Wirklich kam auch das liebe Mädchen Abends gegen acht Uhr an, und ward ſogleich als ein Glied der Familie angeſehen.

Zwei Tage darauf hatte die feierliche Vorſtellung des neuen Generaldirektors bei Hofe ſtatt. Der Monarch empfieng ihn mit der größten Auszeichnung, und hieng ihm das Commandeurkreuz des Ordens, von dem H. v. L. bereits Ritter war, mit eigenen Händen um. Wenig Stunden darauf erhielt unſer Freund die Anweiſung auf ein Gnadengeſchenk von ſiebentauſend Dukaten in Gold. Alles zuſammen, war eine wahrhaft königliche Entſchädigung.

Noch eine Woche, und die beiden Liebenden feierten den ſeligen Tag ihrer Verbindung. Der Monarch ertheilte unſerm Freund einen dreimonatlichen Urlaub, zu einer Reiſe durch die Schweiz, und empfieng ſeine Dankſagungen mit ſichtbarer Rührung. Der alte Herr Dietrich von Dietrichſtein erhielt eine eben ſo ehrenvolle, als ruhige Anſtellung.

Er ward nemlich Schloßhauptmann von P— wo er neben einem ſehr guten Gehalte, vieler Annehmlichkeiten genoß. So brachte denn unſer Freund drei Monat mit ſeiner Marie, in den Wonnen des Himmels zu, und trat dann mit dem September, in voller Kraft und Stärke, ſeine Stelle an.

Arabesken.

Herausgegeben

von

Christian August Fiſcher.

Frankfurt am Main 1825.
Verlag von Heinrich Wilmans.

Cabinetsſtücke
eines
Gefangenen.

Herausgegeben
von
Christian August Fischer.

Zweites Bändchen.

Arabesken.

Frankfurt am Main 1825.
Verlag von Heinrich Wilmans.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

I.

Die Liebe in der Wüſte.

1.

Yamaleddin war ein reicher Juwelenhändler zu Baßera, und hatte ein junges, reizendes Weib, Ilzaide genannt. Er faßte indeſſen den Entſchluß, ſich in Aleppo niederzulaſſen, traf ſeine Einrichtungen, und ſchloß ſich an eine, dahin beſtimmte Caravane an. Er ſelbſt hatte ſieben Kameele, mit den nöthigen Knechten, ſo wie drei Diener, und eine Sclavin bei ſich.

Eines dieſer Kameele, mit einem kleinen Palankin verſehen, war für die ſchöne Ilzaide beſtimmt; ein zweites, mit einer Art von Sonnengezelt für ihn ſelbſt. Das dritte war mit dem kleinen, aber koſtbaren Waarenballen, dem Speiſekorbe und Waſſerſchlauche beladen, auch befand ſich ein Sitz für die Sclavin darauf.

Das vierte trug das große Zelt, nebſt den Kiſſen, Teppichen und dergleichen mehr. Das fünfte war mit den Küchen- und Trinkgeſchirren, ſo wie mit dem Brennholze, und einem zweiten Waſſerſchlauche bepackt. Die zwei andern wurden zum Wechſeln, auch wohl zuweilen von den Dienern gebraucht.

So brach denn die Caravane, an einem heiteren Frühlingsmorgen, von Baßora auf, und breitete ſich in einem langen, unabſehbaren Zuge, auf der grünenden Ebene aus. An der Spitze derſelben ritt, auf einem ſchönen perſiſchen Roſſe, der Sheik, oder Oberanführer, mit einer weißen Fahne in der Hand.

Alle Kameele, je ſieben und ſieben zuſammengekoppelt, folgten in einer langen Reihe nach. Die Knechte, und die wehrſame

Mannſchaft, die ſogenannten Schützen, giengen neben her. Die Unteranführer aber, die den Vortrab bildeten, und die Gegend ausſpähen mußten, waren immer in einer gewiſſen Entfernung voraus. So bewegte ſich der lange Zug, in der vollkommenſten Ordnung fort.

Gegen Mittag ward Halt gemacht, worauf man die Kameele in einem Kreiſe lagern ließ, und ſie mit Futter und Waſſer verſah. In dem Schatten derſelben nahmen nun die Reiſenden Platz, während die Maſſe der Schützen das Ganze umſchloß. Die Diener und Sclaven bereiteten hierauf das Mittagsmahl, das wie gewöhnlich aus einem Pillau beſtand, und mit dem Caffe beſchloſſen ward. So raſtete die Caravane vier Stunden lang.

Von neuem ward nun der Marſch, mit friſchen Kräften fortgeſetzt. Die Luft war mild; die Landſchaft entzückend; Hügel und Thäler wechſelten in anmuthiger Miſchung ab. Endlich als die Sonne in Weſten zu ſinken begann, gab der Sheik das Zeichen zur nächtlichen Lagerung. Er ſtieß nemlich ſeine Fahne in die Erde, und zeigte ſo den Mittelpunkt des zu ſchließenden Kreiſes an.

Bald bildete ſich nun dieſer mit Ruhe, Ordnung und Abgemeſſenheit. Hierauf wurden die Kameele abgepackt, und unter der nöthigen Bedeckung auf die Weide geſchickt, die Waarenballen zu einem hohen Walle aufgeſtapelt, die Zelte aufgeſchlagen, und die Anſtalten zum Abendeſſen gemacht. Ueberall loderten nun Flammen auf; überall waren die Diener und Sclaven in voller Beſchäftigung. Sämmtliche Schützen indeſſen, befanden ſich außerhalb des Lagers, und bildeten eine Poſtenkette darum.

So ſaßen denn die Reiſenden, wohlgemuth in ihren Gezelten, bei einem reichlichen Mahle, mit muntern Geſprächen gewürzt. Doch endlich, als die Sterne die volle Nacht anzeigten, ertönten drei dumpfe Keſſelſchläge, langſam verhallend, im ganzen Lager vernehmbar. Dies war das Zeichen, ſich zur Ruhe zu begeben, das von dem Zelte des Oberanführers, in der Mitte ausgieng.

Alle Feuer, wie alle Lichter, wurden nun ausgelöſcht; alle Kohlenſtätten mit Sand bedeckt; alle Zelte geſchloſſen; alle Waffen in Bereitſchaft geſetzt. Bald war es nun im Lager völlig ſtill; kein Laut, keine Bewegung mehr. Die Tritte der Außenwächter, das abwechſelnde Anrufen derſelben, endlich das Anſchlagen der ſie begleitenden Hunde, war das Einzige, was man noch vernahm.

2.

Eines Morgens endlich trat die Caravane in die Wüſte ein. Dieſe breitete ſich, wie ein unermeßliches Sandmeer aus, das mit dem Horizonte zuſammenfloß. Anfangs war die Hitze noch immer erträglich genug. Aber kaum fieng die Sonne an, höher zu ſteigen, ſo wehte der Oſtwind auf, und erfüllte die Luft mit Feuergluth.

Alle Schützen, Diener und Knechte, begaben ſich nun auf die Schattenſeite der Caravane, ſelbſt die Hunde und Ziegen flüchteten ſich dahin. Die Kameele ſtöhnten, und fiengen an langſamer zu gehn. Die Weiber wickelten ſich in die Gezelte; die Männer hielten ihre Decken, mit den Picken, gleich Sonnenſchirmen über ſich.

Immer ſtiller, immer trauriger ward nun der Marſch. Kein Laut, keine Stimme, nur die Klingeln der Kameele, verkündigten den langſamen Zug. So machte die Caravane ſchon um zehn Uhr Halt, und lagerte ſich in gewöhnlicher Ordnung. Die Unter-Scheiks und viele andere Reiſende, glaubten am Rande des Horizontes einige Araber zu erblicken; man achtete indeſſen nur wenig darauf.

Alle Reiſende ruhten nun unter ihren Zelten, oder im Schatten der Kameele, bis der Scheik das Zeichen zum Aufbruch gab. Es war um fünf Uhr, die Sonne fieng an gegen Weſten zu ſinken, der Oſtwind legte ſich, und die Hitze nahm merklich ab. Wirklich ſchritten auch die Kameele, ſo wie der Abend näher kam, wieder leicht und munter daher. Auch die Reiſenden fühlten ſich wie von neuem belebt; und pflegen der Geſpräche mancherlei Art.

Bald hoben nun die Kameeltreiber ihre Geſänge an. Ein großes, ſchönes, volles, einfaches Chor, das in dem abendlichen Himmel verklang. Die Kameele ſichtbar dadurch ermuntert, ſchritten dem Takte gemäß, noch ſchneller, und luſtiger daher. Endlich, als das Purpurroth des Himmels, in ſanftes Grau zerfloß, nahm die Caravane ihren Lagerplatz ein.

In dem Augenblicke, wo die Sonne untergieng, hatte man in Norden einen Trupp Araber erblickt. Es ſchienen deren an fünfzehn bis ſechszehn zu ſeyn; ſie entfernten ſich, wie man deutlich bemerken konnte, im ſtärkſten Galopp. Dies ließ auf die Nähe einer feindlichen Horde ſchließen; die Scheiks nahmen daher bei der Lagerung, ihre Maasregeln darnach.

Der Kreis der Caravane ward alſo enger zuſammengerückt, die Poſtenkette verdoppelt, und alles zum Kampfe in Bereitſchaft geſetzt. Allein der Tag brach an, ohne daß etwas vom Feinde zu hören war. Doch kaum hatte ſich die Caravane in Bewegung geſetzt, als ein Araber mit verhängtem Zügel auf dieſelbe zugeſprengt kam. Sogleich befahl der Scheik Halt zu machen, ritt ihm entgegen, und ſprach wohl eine halbe Stunde mit ihm, und eilte dann zu der Caravane zurück.

Bei ſeiner Ankunft erfuhr dieſelbe, daß zwar eine feindliche, ſehr ſtarke Horde in der Nähe, jedoch auch eine Unterhandlung vorgeſchlagen ſey. Um aller Fälle willen indeſſen, machte man ſich auf einen Angriff gefaßt. Man bildete daher einen Kreis, ließ die Kameele niederſitzen, wickelte eine blaue Fahne, mit weißen Schriftzügen auf, und poſtirte die Mannſchaft, wie es gebräuchlich war. Ueberdem hielten alle Reiſenden ihre Waffen bereit.

Unterdeſſen ward die Unterhandlung fortgeſetzt. Man ſchickte hin und her, man drohte, man forderte, man bewilligte, man machte neue Vorſchläge, man überlegte, u. ſ. w., bis endlich unvermerkt der Abend heran kam. — Plötzlich erhob ſich eine große Staubwolke vor der Caravane, und alles rief nun: — „Der Feind! der Feind! Ver„rath! Verrath!“ Wirklich waren die Araber nur noch hundert Schritte entfernt.

In dieſem furchtbaren Augenblicke, faßte Yamaleddin einen verzweifelten Entſchluß, und ergriff mit allen ſeinen Kameelen, deren Treibern, und ſeinen Dienern die Flucht. Bald darauf begann aber auch der Angriff auf das Lager, und ward nur zu glücklich ausgeführt. Keine Viertelſtunde, und die Fliehenden ſahen ſich auf der Ferſe verfolgt. Doch ſchnell fand Yamaleddin ein Mittel zur Rettung. Er ließ nemlich, zwiſchen dem dritten, und vierten Kameele, die Koppel zerhaun. So kam er mit Ilzaiden, ſeinen Juwelen, und der Sclavin glücklich davon. Alles Uebrige aber ward von den Siegern als Beute fortgeführt.

3.

Bei Sternenlichte erreichte nun Jamaleddin, mit den Seinigen, auf einem großen Umwege, die entgegengeſetzte Seite der Wüſte, nach Bagdad zu. Mitternacht war vorüber, die erſchöpften Kameele ſtöhnten; er machte am Fuße eines begrasten Hügels Halt. Vor allem ward nun der Waſſerſchlauch, und Speiſekorb abgepackt. Leider aber fand ſich, daß jener, in Folge der heftigen Bewegung, geborſten, und dieſer aus gleicher Urſache, beinahe ausgeleert war.

Die Kameele wurden nun, mit Hülfe der Sclavin abgeladen, um ſie am Abhange des Hügels weiden zu laſſen, und alles Uebrige, wie der Palankin, u. ſ. w. in Ordnung gebracht. Yamaleddin umarmte die Geliebte, und bat ſie ruhig zu ſeyn. Man trank denn das wenige Waſſer, das noch vorhanden war, und fügte etwas Brod, nebſt einigen Datteln hinzu. Ilzaide, und die Sclavin fielen darauf in tiefen Schlaf; Yamaleddin aber wachte die ganze Nacht hindurch.

„Woher Waſſer nehmen?“ dachte er unaufhörlich, und blickte mit bekümmertem Herzen zu den Sternen auf. So kam der Morgen heran, und er beſchloß nach ſeinen Kameelen zu ſehn. Aber wie ſehr erſchrack er, als kein einziges mehr vorhanden war. Traurig kehrte er zurück, verſchwieg jedoch das neue Unglück. Indeſſen brachte er einige Hände voll bethauten Graſes mit, von dieſem ſaugten nun alle drei die Tropfen ab.

Hierauf ward nun auch der Speiſekorb unterſucht. Dabei ergab ſich, daß der Vorrath, aufs ſpärlichſte eingetheilt, auf höchſtens drei Tage hinreichend war. Ilzaide ſeufzte; die Sclavin weinte; Yamaleddin verſchloß ſeinen Gram. — „Drei Tage!“ — rief er endlich — „Geliebte verzweifle nicht! Drei Tage! Drei Nächte! Welch ein Heer von Möglichkeiten zu unſerer Rettung!“ — Mit dieſen, und ähnlichen Reden, beruhigte er ſie denn abermals.

Nachdem nun die Sonne gegen Weſten zu ſinken anfieng, wie groß war ſeine Freude, als er auf einmal ſeine Kameele in vollem Sprunge zurückkommen ſah! Fröhlich ſchüttelten ſie ihre Klingeln, ſtampften muthig mit den Füßen, und ſtießen Töne der Freude aus. Er fand ſie ſo munter, und kräftig; gewiß hatten ſie irgendwo Waſſer entdeckt. Traulich umringten ſie ihn, wendeten ſich aber von Zeit zu Zeit, nach der Hügelreihe hin.

Plötzlich faßten ihn alle drei bei ſeinem Gewande an, zogen ihn einige Schritte fort, ließen dann los, und ſchritten, indem ſie ſich häufig nach ihm umſahen, langſam um die Hügelreihe herum. Yamaleddin verſtand ſie vollkommen, und folgte ihnen auf dem Fuße nach. So ſtand er endlich, in geringer Entfernung von ſeinem Lagerplatze, an dem Eingange einer Höhle, aus der er das Rieſeln einer Quelle vernahm.

Mit einem Sprunge waren nun die Kameele hinein, und lagerten ſich fröhlich darum her. Yamaleddin nahm ſich indeſſen nicht die Zeit, auch nur einen einzi- Trunk zu thun. Er eilte vielmehr im Fluge zu Ilzaiden zurück, theilte ihr faſt athemlos die glückliche Entdeckung mit, nahm ſie in ſeine Arme, und trug ſie in die Höhle der Errettung.

Ilzaide küßte ihn unter tauſend Freudenthränen, ließ ſich denn auf dem weichen Mooſe nieder, womit der Boden der Höhle bekleidet war, und ſchlürfte das Waſſer des Paradieſes mit Entzücken ein. Bald brachte nun Yamaleddin, mit Hülfe der Sclavin, auch den Palankin, nebſt dem kleinen Waarenballen herbei, bereitete der Geliebten ein Lager an der Wand der Höhle, und nahm ſeinen eigenen Platz, hart an demſelben, gegen den Eingang zu. Die Sclavin ruhte, wie gewöhnlich, zu den Füßen ihrer Gebieterin.

Bald ſanken Beide in tiefen Schlaf; Yamaleddin aber bewachte, wie immer, ſein Liebſtes, ſein Theuerſtes auf der Welt.

Die Kameele waren auf die Weide gegangen; ein ſanfter Mondſtrahl drang in die Höhle hinein. Alles war ſtill und ruhig; und nichts als das Athmen der Schlummernden und das Rieſeln der Quellen vernehmbar. Yamaleddin erhob ſein dankbares Herz zu dem Allmächtigen und ſprach: — „Bis „hierher, Herr des Lebens, haſt Du Deinem „Knechte geholfen; ſey auch ferner mit „ihm!“

Die beiden folgenden Tage waren glücklich; man labte ſich an dem vortrefflichen Waſſer, man hatte noch etwas Brod mit Datteln; die Hoffnung fügte das Uebrige hinzu. Nun aber waren die Vorräthe völlig aufgezehrt, und es folgten vier traurige Tage nach. Yamaleddin faſt ſelbſt erliegend, tröſtete das geliebte Weib, ſo gut es möglich war. Zwar ließ ſich dann und wann, eine flüchtige Antilope ſehn, aber er hatte weder Pfeil, noch Bogen, noch Feuergewehr. Seine Nächte waren entſetzlich; dennoch verzweifelte er nicht.

Endlich am ſiebenten Tage, kam Hülfe, und Rettung vom Himmel herab. Plötzlich verfinſterte ſich nemlich die Luft in Süden, und mit der Schnelligkeit des Blitzes, von einem glühenden Winde getrieben, nahte ein Heuſchreckenſchwarm. Das Getös deſſelben glich dem Rauſchen der Palmen; wie eine ſchwärzliche Wolke, zogen ſie über die Sonne hin. Aber ermattet fielen tauſende derſelben, auf den Boden nieder, und bedeckten die weite Sandebene, ſchichtenweis, faſt an ſechs Fuß hoch.

„Allah! Du biſt groß und gnädig!“ — rief Jamaleddin, hieß der Sclavin den trocknen Abgang der Kameele aufraffen, und zündete damit vor der Höhle ein Feuer an. Als dieſes im Brennen war, warf er, um die Flamme zu vermehren, ganze Hände voll Heuſchrecken darauf; fügte auch einiges Binſengeſtripp aus der Höhle hinzu. So erhielt er in kurzem, einen glühenden Kohlenhaufen, wie er deſſen benöthigt war.

Mit Hülfe der Sclavin brachte er nun eine Menge jener großen Inſekten zuſammen, und warf ſie auf die Flammengluth. Hier ließ er dieſelben langſam braten, erneuerte die gar gewordenen, und fuhr damit fort, ſo lange ein Funken Feuer vorhanden war. Bald hatte er Ilzaiden, und ſich ſelbſt geſättigt; bald hatte auch die treue Sclavin ihren Hunger geſtillt, und noch war für mehrere Tage Vorrath da. Dieſes den harten Eydottern gleichende Gericht, bot nemlich eine ſehr kräftige Nahrung dar.

Ilzaide fand ſich neu belebt, Yamaleddin ſich doppelt glücklich. Alle Liebe wächſt durch gemeinſchaftliche Freude, wie durch gemeinſchaftliches Leid. Ja das Unglück verbindet die Herzen nur um ſo feſter, indem ſich eines durch das andere ſtählt. Auf fünf Tage ſah jezt Yamaleddin Lebensmittel vor ſich. Dieſer an ſich ſo kurze Zeitraum ſchloß dennoch tauſend Möglichkeiten in ſich.

4.

Am ſechsten Tage Morgens, war der lezte Reſt von Heuſchrecken verzehrt. Aber je höher die Sonne ſtieg, deſto mehr wuchs auch Yamaleddins Hoffnung. So ſtand er vor dem Eingange der Höhle, und ſchaute unverwandt nach Oſten aus. Mehrere Stunden vergiengen, und es zeigte ſich nicht das Mindeſte am Horizont. Endlich aber, als die Schatten der Kameele kleiner zu werden anfiengen, wirbelte es, gleich einer Staubwolke auf.

Einige Minuten, und die Erſcheinung gewann an Höhe und Umfang! — Yamaleddin zitterte vor Freude — „Rettung! „Rettung!“ — rief er Ilzaiden zu — „Eine Caravane! Sie iſt im Anzuge, ſchon „nahen die Unterchefs!“ — Wirklich ſprengten dieſe im Galoppe daher, und machten in geringer Entfernung von der Höhle Halt. Yamaleddin näherte ſich ihnen, und erfuhr, daß die Caravane, dreihundert Kameele ſtark, und nach Damaskus beſtimmt ſey.

So kam denn die Spitze derſelben näher, Yamaleddin begrüßte den Scheik, und erhielt die Erlaubniß, ſich anzuſchließen, ohne Schwierigkeit. Unterdeſſen war auch Ilzaide hinzugeeilt, und hatte ſogleich Caffe, nebſt Brod und Datteln eingekauft. Während ſich nun die Caravane allmählich lagerte, trieb Yamaleddin ſeine Kameele zuſammen, ließ ſie eine volle Stunde an der Quelle ruhen, und nahm mit den Seinigen ein fröhliches Mittagsmahl ein.

Die Stunde des Aufbruchs kam; auch Yamaleddin war völlig bereit. Man zog dem Saume der Wüſte entgegen, alle Reiſende waren daher voll Fröhlichkeit. Ilzaide lächelte in ſtillem Entzücken, Yamaleddins Blicke ruhten voll Zärtlichkeit auf ihrer lieblichen Geſtalt. So ließ man endlich, kurz vor Sonnenuntergang, die Wüſte hinter ſich.

Bald kündigte nun der üppige, blumigte Raſenboden, von klaren Bächen durchſchnitten, den Eintritt in die Region des Lebens an. Doch noch immer war keine Spur von Anbau, oder einer Niederlaſſung bemerkbar. Da fiel die Dämmerung ein, und der Mond gieng auf; ſchneller ſchritten nun die Kameele vorwärts. Jezt zeigten ſich Wieſen, und Felder, Gebüſche und Bäume, in glänzendem Zauberſtrahl.

Noch eine Viertelſtunde, und man vernahm Menſchenſtimmen und Cithertöne, mit dem Geräuſch von Seidenhaſpeln vermiſcht. Endlich wurden die Lichter eines großen Dorfes ſichtbar, das von Baumpflanzungen umgeben, in vollem Schatten lag. Das Klappern der Störche, das Krähen der Hähne, das Anſchlagen der Hunde, das fröhliche Wiehern der Pferde, vermiſchten ſich mit dem Raſſeln der Ziehbrunnen, dem Hämmern der Schmiede, und dem Freudengeſchrei, das der Caravane entgegenſcholl.

Die Caravane lagerte ſich nun auf die gewöhnliche Art, und ward gegen billige Bezahlung, reichlich mit Lebensmitteln verſehn. Jamaleddin miethete überdem ein Zelt mit Zubehör, und ſorgte auf jede Weiſe für Ilzaidens Bequemlichkeit. Als nun das Abendeſſen geendigt war, ſetzten ſich die nächſten Nachbarn zuſammen, und baten Mamaleddin um die Erzählung ſeines Unfalls. Er willfahrte ihnen gern, und fand allgemeinen Beifall.

„Dies iſt ein glückliches Abentheuer in „der Wüſte“ — hub denn Einer aus dem Kreiſe an — „Aber ich habe ein trauriges „erlebt, das ich euch mittheilen will!“ — Alle ſtopften nun ihre Pfeifen aufs neue, nahmen eine Taſſe Sorbet oder Caffe, legten friſche Kohlen auf das Feuer, und lehnten ſich gemächlich auf ihre Kiſſen zurück. Der Erzähler leerte ebenfalls ſeine Schaale, räuſperte ſich dann, und hub an, wie folgt.

5.

Einſt ſchickte ich mich zu einer Reiſe durch die Wüſte an, um ein geliebtes Mädchen aufzuſuchen, das die Seele meines Lebens, und das Herz meines Herzens war. Der erſte Tag führte mich durch eine reizende Landſchaft. Das Rauſchen der Bäche, der Schimmer der Wieſen, das grünende Meer der Felder, der Liebesgeſang der Vögel — Alles erfreute mich; alles goß Entzücken in meine Bruſt. Aber am folgenden Tage, welche Veränderung! Sandhügel und Dornengebüſche, Schakalgeheul und Löwengebrüll — Alles öde und einſam; alles traurig und furchtbar.

Die Nacht übereilte mich; der nächſte Brunnen war noch ziemlich fern. Da ſah ich rechts von meinem Wege ein Feuer auflodern, und lenkte mein Kameel darauf zu. Als ich ankam, ſah ich ein Zelt, eine Lanze mit einer wehenden Fahne in der Erde, vier angebundene Pferde, die Johannisbrod fraßen, und eben ſo viel Kameele, auf der kleinen Oaſe *) zerſtreut. Wiewohl ich nun noch Niemand ſah, dachte ich doch ſogleich, daß dies der Sitz eines vornehmen Beduinen ſey.

Nachdem ich noch einige Augenblicke gewartet hatte, trat ich endlich in die Hürde, womit das Zelt umgeben war. „Seyd gegrüßt, ihr Hürdenbewohner!“ — rief ich — „Der Segen Gottes über Euch!“ — Da trat ein Jüngling in voller Kraft, und Schönheit aus dem Zelte, und bewillkommte mich mit dem Gegengruß. — „Heil und Segen über Dich, Bruder Araber! Ich glaube, Du haſt den Weg verfehlt?“ „So iſts“ — war meine Antwort. — „Zeige mir den rechten, ich bitte Dich!“

---

*) Fruchtbarer, mit Waſſer verſehener Strich in der Wüſte, der bald größer, bald kleiner iſt.

„Aber die Nacht iſt kalt und ſchwarz“ — erwiederte er — „Auch giebt es hier der wilden Thiere in großer Zahl. — Löwen, Hyänen und Schakals — Du würdeſt unfehlbar ihre Beute ſeyn. Darum bleibe bei mir in Sicherheit! Morgen zeige ich Dir den rechten Weg.“ — „Ich danke Dir!“ — ſprach ich — „Und theile Deinen Heerd.“ Hierauf zog ich mein Gewand aus, und nahm an dem Feuer Platz, wo ſchon ein Lamm am Spieſe ſtack.

Als es gar war, bereitete es der Jüngling, mit Salz, Gewürz und Kräutern zu, und ſetzte es mir, nebſt friſchem Brodkuchen, Sorbet und Datteln, zum köſtlichen Nachtmahle vor. Er ſelbſt aber nahm nur einige Biſſen zu ſich. Dabei ſchwieg er oft viele Minuten lang; ſah ſtarr vor ſich hin; ließ einzelne Thränen fallen, und ſeufzte leiſe, aber ſichtbar mit tiefem Schmerz.

Ich errieth die Urſache ſeiner Leiden, im erſten Augenblick; doch ihn darum zu fragen, war unſchicklich, und gegen die Regeln der Gaſtfreundſchaft.

Nach Endigung des Mahles ſtand er auf, gieng in das Zelt, und kam mit einer goldenen Kanne, und gleichem Becken zurück. Darauf begoß er mir die Hände mit Roſenwaſſer, und trocknete ſie mit einem ſeidenen Tuche ab. Ich war erſtaunt, ſo viel Pracht in der Wüſte zu finden, ließ aber alles ſchweigend geſchehn. Wir ſprachen hierauf, wiewohl mit vielen Pauſen, noch ungefähr eine halbe Stunde lang. Dann aber führte er mich in das Zelt, wies mir mein Lager auf einem grünſammtnen Teppich an, und begab ſich in die zweite Abtheilung deſſelben, die mit einem rothſeidenen Vorhang verſchloſſen war.

Ich legte mich nieder, doch ohne einzuſchlafen; im Gegentheil dachte ich noch über eine Menge Dinge hin und her. Es dauerte indeſſen nicht lange, als ich ein Lispeln hörte, ſo hold, ſo ſüß, ſo bezaubernd, wie ich's noch nie vernahm. Neugierig lüftete ich von unten ein wenig den Vorhang, und erblickte eine Jungfrau von faſt überirdiſcher Schönheit, die mit dem Jünglinge von Liebe und Sehnſucht, von Wonne und Seligkeit ſprach — „Mögt' ihr glück„lich ſeyn!" — dachte ich bei mir ſelbſt, — ließ den Vorhang fallen, umwickelte mir die Augen mit der Binde, und ſchlief ein.

Als die Sonne aufgegangen war, kleidete ich mich an, und dachte weiter zu ziehen. — „Habe Dank!" — ſagte ich zu dem Jüngling — „Für alles, was Du „mir erzeigt haſt. Der Segen Gottes „wohne bei Dir! — Und nun bringe mich

„auf den rechten Weg!“ — „Nein Bruder „Araber“ — gab er zur Antwort — „Der „Gaſtfreund ſoll drei Tage bleiben; ich laſſe „Dich alſo auch nicht eher fort!“ — So blieb ich denn drei Tage; und machte am Morgen des vierten Anſtalt zum Aufbruch. — Der Jüngling aber ſagte — „Gieb mir „noch einen zu, wenn Du kannſt, ich bitte „Dich darum. Ich will Dir auch mein „Geheimniß vertraun!“ — Ich ließ es mir gefallen, und erfuhr die Urſache ſeines Herzeleids.

„Ich bin aus dem Stamme Aßar“ — ſagte er — „Und liebte von Jugend auf ein „Mädchen, die meine nächſte Verwandtin „war. Dieſe Neigung wuchs mit den Jahren; ja ſie ſtieg endlich faſt bis zum Wahnſinn. Ich verlangte das Mädchen zur Ehe; „aber ihr Vater verſagte ſie mir. Sie liebte „mich mit gleicher Heftigkeit; ſie bat, ſie

„flehte, ſie weinte, ſie überließ ſich der Ver-
„zweiflung; doch er blieb unbeweglich,
„und brauchte ſein hartes Vaterrecht.

„So mußte ſie das Weib eines Andern
„werden, der ihrer nicht werth iſt, und
„den ſie, um meinetwillen doppelt haßt. Er
„wohnt am Saume der Wüſte, auf jenem
„Hügel, wo Du die weißen Gezelte zwiſchen
„den hohen Palmen blinken ſiehſt. Den
„ganzen Tag hängen meine Augen an dieſer
„Stelle, die mein theuerſtes Gut verbirgt.
„Aber wenn die Schatten der Nacht, die
„Erde bedecken, und es ihr möglich iſt,
„dann kommt ſie zu mir, und tröſtet mich.
„Dieſe zwei Tage iſt ſie verhindert geweſen,
„doch heute Abend erwarte ich ſie mit Ge-
„wißheit!"

So ſprach er, und ich war tief gerührt. — „Bruder!" hub ich an — „Ich
„will Dir einen Rath geben, vielleicht gefällt

„er Dir. Wenn dieſe Nacht deine Geliebte „gekommen iſt, ſo ſetze ſie auf dein ſchnell„ſtes Kameel. Dann ſteigen auch wir auf, „und eilen im Sturmwind mit ihr fort. „Ehe der Morgen graut, ſind wir weit von „hier, über Berg und Thal. Die Erde des „Allmächtigen iſt groß; mein Muth und „mein Schwert ſind dein Eigenthum! — „Ich danke dir Bruder! erwiederte er — „Wenn meine Geliebte nichts dagegen hat, „brechen wir augenblicklich auf!“

„Die Wüſte hüllte ſich in Finſterniß; „aber die Sterne des Himmels glänzten in „Silberſchein. Langſam kreißten ſie über „unſern Häuptern hin, tauſend an tauſend, „doch immer kam die Geliebte nicht. Wir „ſaßen vor dem Gezelt. — Mit durſtigen „Zügen ſog der Jüngling die Luft ein, die „von der Wohnung der Geliebten herüber „wehte, als ob es ihr eigener Athem ſey.

„Doch endlich giengen die mitternächtlichen Sterne auf — Nun kommt ſie nicht! — ſagte er mit Thränen — Warte du hier, bis ich zurück bin! — Darauf nahm er ſein Schwert, und verließ mich.“

„Der Mond erhob ſich hinter den Palmen; es war ein Uhr nach Mitternacht. Ich harrte des Jünglings vor dem Gezelte, nicht ahnend, was mir bevorſtand. Da ſchritt er eilends auf mich zu, und trug etwas Blutiges in ſeiner Hand. — Sieh her, Bruder! — rief er mit der Geberde und dem Ton eines Wahnſinnigen — Sieh her! Das iſt meine Geliebte! O wie war ſie ſo ſchön! — Ich blickte hin, es war ein Theil ihrer Hirnſchale mit dem vollen Haar. Der Jüngling bedeckte beides mit Küſſen, unter furchtbarem Schmerzensgeſchrei.“

„Ermattet ſank er endlich zu Boden, „und ſprach: — Ein Lowe zerriß ſie auf „dem Wege zu mir; mein Todesſtreich traf „das Unthier um eine Minute zu ſpät! — „Ohne ſie kann ich nicht leben; in einer „Stunde bin ich ein Leichnam! Dir, Bruder, vermache ich mein ganzes Eigenthum. „Aber grabe ihr und mir ein Grab. Dann „waſche mich, wickle mich ins Leichentuch, „und ſenke mich mit dem Reſte ihrer Gebeine hinab! Schwöre mir dies bei dem „Grabe des Propheten, der Deine Stimme „hört!"

„Ich leiſtete den Eid, und ſeine Thränen floßen gleich Strömen herab. Dann „kehrte er ſich gegen den Hügel, wo die „Gezelte der Geliebten ſtanden, und der im „vollen Schimmer des Mondes lag. Noch „einige Minuten blickte er ſo hinüber, dann „breitete er ſeine Arme aus, ſchrie dreimal

„laut auf, indem er ihren Namen nannte, „und verſchied. Ich that, wie ich ihm geſchworen hatte, wuſch ihn, wickelte ihn „in das Leichentuch, machte ihm ein Grab, „und ſenkte ihn mit den Gebeinen ſeiner „Geliebten hinab. So verließ ich am zweiten folgenden Morgen dieſen Schreckensort.“

Hiermit endigte der Erzähler ſeine Geſchichte, und ward mit allgemeinem Beifall belohnt. Ilzaide aber, bis zu Thränen gerührt, ſchloß ſich inniger an Hamaleddin an. Beide ſprachen kein Wort, aber Beide fühlten, wie glücklich ihr eigenes Loos geweſen ſey. So entſchlummerten ſie Arm in Arm. Am andern Tage ſetzte nun die Caravane ihren Marſch nach Damascus fort, und langte am vierten daſelbſt glücklich an. Hier verweilte Hamaleddin ungefähr zehn Tage lang, und gieng dann mit einer andern Caravane nach Aleppo ab.

Dieſe Reiſe war äußerſt glücklich, und um ſo angenehmer, da ſich unter den Paſſagieren ein Erzähler befand. Da gab es denn jeden Abend eine Wunder- oder Heldengeſchichte, eine Reihe Anekdoten, Schwänke und Poſſen, wie eben der geniale Mehedeh gelaunt war. Im letzten Nachtlager vor Aleppo theilte er neben mehrern der letzten Gattung auch folgende mit, die wahrhaft charakteriſtiſch iſt.

„Ein äußerſt hungriger Beduine gieng bei „einem andern, gleichfalls reiſenden Araber „vorbei, der eben bei einem tüchtigen Mit„tagseſſen ſaß. — Halt! — dachte der Be„duine — Das iſt ein köſtliches Gericht! „Ich muß ſehen, daß ich Etwas davon er„haſchen kann. — Woher des Weges, „Beduine? — fragte der Araber — Von den Zelten deines Stammes — war die Antwort — Haſt du meinen Knaben Osmann geſehn? — O ja, er tummelt ſich, gleich einem jungen Löwen, herum."

„Und ſeine Mutter, wie geht es ihr? — Sehr gut! Sie ſtolzirt in ihren neuen Kleidern, und nimmt mit jedem Tage ſichtbar zu — Und mein rothhaariges Kameel? — Es frißt mit der größten Begierde, und iſt ſchneller als der Blitz. — Und mein ſchwarzer munterer Hürdenhund? — Der paßt auf jeden Fremden, und bellt bei Tag und Nacht, daß es eine Freude iſt. — Und mein Wohnhaus im Dorfe? — Das ſteht felſenfeſt, und prangt herrlicher als jemals."

„Trotz aller der vortrefflichen Nachrichten, bot der Araber dennoch dem armen Beduinen, nicht das Mindeſte an. Dieſer beſchloß daher den Spieß umzukehren, zumal, da die Hälfte des Mahles ſchon aufgezehrt war. In dem Augenblicke lief ein Hund vorbei! — Sieh einmal! ſagte der Araber — wie dürr und ſchäbig er gegen meinen iſt. — Du haſt Recht! Aber nur Schade, daß deiner todt iſt. — Wie? Alſo legſt du zuvor? — Ich wollte dir's verhehlen, damit ich dir nicht die Mahlzeit verderbe.“

„Aber woran ſtarb er? — Er uberfraß ſich an deinem Kameel. — Was, alſo auch mein Kameel dahin? — Ja! deine Brüder ſchlachteten es am Grabe deiner Frau, der Mutter von Osmann — Allmächtiger Gott! Alſo auch mein Weil verlohren, aber auf welche Art? — Sie ſtarb aus Verzweiflung über den Tod deines Knaben, zwei Tage nach ihm. — Unglücklicher! Was ſagſt du? Mein Osmann! — Ja wohl, er ward von deinem Hauſe erſchlagen, das zuſammen fiel.

„Bei dieſen Worten ſtürzte der Araber zu Boden, und wälzte ſich voll Verzweiflung im Sande herum. Der Beduine aber ſetzte ſich ruhig nieder, und nahm, mit großem Appetit, die Reſte des Mahles zu ſich. — Endlich rief er dem Araber, und ſprach: — Bruder, ſey ruhig; es war Alles nur Scherz! Der Hunger trieb mich dazu! — Voll Freude ſprang der Araber wieder auf, ließ ihn die Wahrheit bei dem Propheten beſchwören, und beſchenkte ihn mit einem Silberſtück.“

* * *

II.

Abulcaſem.

1.

Abulcaſem war der Sohn eines der reichſten Kaufleute zu Bagdad. Er hatte als Jüngling beide Eltern verloren, und ein unermeßliches Vermögen geerbt; daſſelbe aber in wenig Jahren faſt gänzlich durchgebracht. Von allen Schmeichlern und falſchen Freunden verlaſſen, ſah er jetzt ſeine thörichte Verſchwendung nur zu ſehr ein, raffte daher den letzten Reſt ſeines Goldes zuſammen, und zog mit einer Caravane nach Cairo, wo er ſein Glück von neuem zu begründen beſchloß.

Abulcaſem war jung und ſchön, die reizendſte Anmuth mit der blühendſten Kraft vereint. Ueberdem hatte er eine vertreffliche Erziehung gehabt, und drückte ſich mit der größten Reinheit und Zierlichkeit aus. So beſaß er ein zweites Vermögen in ſeiner Perſönlichkeit. Bei ſeiner Ankunft zu Cairo, war er, wie alle Fremde, in dem großen Caravanſerai geblieben, das dem Pallaſte des Sultans gegenüber lag. Dieſer ſtand hart am Nile, ſo daß zwiſchen dem Ufer und der Mauer nur ein ſchmaler buſchichter Fußſteig hinlief.

Hier war es, wo Abulcaſem, als die Sonne zu ſinken begann, in tiefen Betrachtungen auf und abgieng. Plötzlich blickte er auf, und ward an einem der Fenſter des Pallaſtes eine wunderſchöne weibliche Geſtalt gewahr. Von Entzücken ergriffen, heftete er ſeine Augen feſt auf ſie, und fieng eine Roſe auf, die ihrem Buſenſtrauße entfiel. In dem Augenblicke aber, wo er die Blume an ſeine Lippen drückte, erröthete die Schöne, ließ das Gitter fallen und entfernte ſich.

Auch Abulcaſem verließ den einſamen Gang, und kehrte in das Caravanſerai zurück. Aber ſein Herz war entzündet, und glühte in den Flammen der heftigſten Leidenſchaft. Kaum konnte er den Morgen erwarten, um die Schöne wieder zu ſehn. Als endlich der Nil im roſigen Frühſtrahl glänzte, da begab ſich der Jüngling wieder an das Ufer, und ſchaute ſehnſuchtsvoll zu den Fenſtern des Pallaſtes hinauf.

Ein Augenblick, und das nemliche Gitter öffnete ſich. Noch einer, und die Huldin des Paradieſes erſchien, in ihrer ganzen himmliſchen Geſtalt. Abulcaſem küßte die Roſe von geſtern; ein flüchtiges Lächeln der Schönen belohnte ihn. Dann betrachtete ſie ihn einige Minuten mit großer Aufmerkſamkeit. Endlich aber ſagte ſie mit ſanfter Stimme, wie folgt:

Mann! Was machſt Du hier? Weißt „Du nicht, daß der Tod darauf ſteht? Wehe „Dir, wenn Dich einer der Trabanten ſieht! „Flieh auf der Stelle, ſo lieb Dir Dein „Leben iſt!“ — „Nein! Prinzeſſin!“ — rief er begeiſtert — „Ich fliehe nicht, ich „kann nicht fliehen, denn Dein Anblick iſt „meine Seligkeit. Ich trotze jeder Gefahr, „um nur die Sonnen Deiner Augen zu „ſehn. Ich werde nur ſterben, wenn Du „es befiehlſt!„

„Flieh, ſag ich Dir“ — rief ſie mit bewegter Stimme, und ſchlug ihren Schleier zurück — „Flieh, ich befehle es Dir, oder „ich rufe die Trabanten ſelbſt herbei.“ — „So ſprach ſie, aber ihre Augen ſagten das „Gegentheil“ — „Du befiehlſt!— antwortete der Jüngling, kreuzte die Hände über der Bruſt, und beugte ſein Haupt zur Erde herab. — „Du befiehlſt, Gebieterin, und „Dein Sclave gehorcht!“ — So verſchwand er in einem Augenblick.

Als aber die Sonne tiefer zu ſinken begann; da trieb es ihn wieder auf die geliebte Stelle hin. Die Sultanin, hinter dem Gitter verborgen, ſah ihn kommen; ihr Herz wallte über vor Freude und Zärtlichkeit. Mit Entzücken ruhten ihre Augen auf ſeiner ſchönen Geſtalt; mit Rührung bemerkte ſie den Ausdruck ſeiner glühenden Leidenſchaft. — „Dies ſoll die letzte Prüfung ſeyn!“ — dachte ſie bei ſich ſelbſt — „Und wenn er die beſteht, dann ſind wir „überglücklich, er und ich.“

Schnell öffnete ſie das Gitter, unverſchleiert, in der ganzen Majeſtät ihrer Schönheit. Abulcaſem ließ ſich auf ein Knie nieder, und breitete die Arme nach ihr aus — „Wie? — tollkühner Jüng„ling!“ ſprach ſie mit anſcheinender Strenge, aber mit zitternder Stimme — „Biſt Du „abermals hier? — Ich glaubte, Du wärſt „ſchon weit entfernt. Flieh! wiederhole ich „Dir zum letztenmal, oder Du wirſt in „einem Augenblicke des Todes ſeyn!“

„Erhabene Sultanin!“ — erwiederte Abulcaſem — „Perle der Schönheit, „Wunder der Frauen, Sonne der Welten! — „Laß mich tödten, aber gönne mir nur noch „einen einzigen Blick! Was iſt mir das „Leben ohne Dich? Gerne will ich ſterben, „wenn Du mein Todesurtheil fällſt.“

Die Sultanin vergoß Thränen der Liebe und Rührung, und rief ihm mit dem Tone der innigſten Zärtlichkeit zu: — „Fürchte „nichts, ſchöner Jüngling, Du haſt mich „beſiegt. Wenn Deine Treue Deiner Liebe, „und Deinem Muthe gleicht; ſo bin ich

„auf ewig Dein! Doch jetzt entferne Dich, „mein ſüßes Leben, bis der Mond hinter „die Pyramiden geſunken iſt. Dann aber „kehre zurück, ich werde für Alles ſorgen, „und meine Arme ſollen Dir geöffnet ſeyn!“ Abulcaſem verbeugte ſich tief zur Erde, und gieng, das Herz mit Seligkeit erfüllt.

2.

Es war um 10 Uhr Abends, als er wieder auf der geheimnißvollen Stelle erſchien. Er hatte ein Bad genommen, ſich mit dem köſtlichſten Oele geſalbt, und ein neuerkauftes Prachtgewand angelegt. So ſtand er unter dem wohlbekannten Gitter, und bemerkte voll Freude, daß eine Strickleiter davon herabhieng. Raſch ſtieg er dieſelbe hinan, ſah bald darauf eine Lampe blinken, hörte das Gitter öffnen, und war mit einem Sprunge in dem Gemach.

Hier ward er von zwei Sclavinnen mit großen Wachslichtern empfangen, und durch eine Reihe prächtiger Zimmer, eine breite Treppe hinab, in den Garten geführt. Durch eine dichte Cypreſſenallee, in deren Zwiſchenräumen unzähliche ſilberne Gefäße mit duftenden Stauden und Blumen ſtanden, gelangte er mit ſeinen Begleiterinnen zu einem prachtvollen Kiosk. Dieſer befand ſich mitten in einem dichten Lorbeerhain, und ſein goldenes Gitterwerk war mit Jasmin und Roſengebüſchen bedeckt. Fünf weiße Marmorſtufen führten zu dem Eingange hinauf.

Als nun Abulcaſem mit ſeinen Begleiterinnen davor ſtand, öffneten ihm dieſe die Thür, hießen ihn eintreten, löſchten ihre Wachskerzen aus, und entfernten ſich. Der Jüngling erſtaunte über die Pracht, von der er umfangen ward. Die Wände und die Decke waren mit Spiegelglas bedeckt, und warfen das Licht von drei großen cryſtallenen Kronleuchtern in tauſendfältigen Strahlen zurück.

Rings umher lief ein Sopha von weißem Atlas, mit Gold geſtickt, und gleichen Franzen verziert. In der Mitte befand ſich ein Springbrunnen, der über drey Marmorbecken zurückfiel. In abgemeſſenen Zwiſchenräumen, ſtanden Rauchgefäße mit den koſtlichſten, Speecereien Arabiens und Indiens gefüllt. Alles lud zum höchſten Genuſſe der Liebe ein.

Wenig Minuten, und plötzlich trat aus der Spiegelwand die wunderſchöne Sultanin hervor. Sie ſtrahlte, wie im Glanze des Paradieſes, ſie lächelte wie ein Himmel voll Seligkeit. Der Jüngling beugte ein Knie zur Erde, und blickte wie anbetend zu der zauberiſchen Herrſcherin empor. Sie aber hob ihn auf, und ſprach: „Komm

„an mein Herz, ſchöner Jüngling, da iſt „Dein Platz und Dein Eigenthum!“

In dem Augenblicke verſank die hintere Spiegelwand, wie durch einen Zauberſchlag, und es zeigte ſich ein goldener Thron mit purpurnen Teppichen und Kiſſen bedeckt. Vor demſelben ſtand ein runder elfenbeinerner Tiſch, mit Diamanten und Rubinen eingelegt. Auf demſelben befanden ſich in den reichſten, japaniſchen Porcellanſchaalen, die köſtlichſten Früchte, und die ausgeſuchteſten Confituren aller Art. Neben denſelben blinkten zwanzig geſchliffene, zierliche Cryſtallflaſchen, mit den auserleſenſten Sorbets, und den feinſten Weinen des Orients.

Jetzt führte die Sultanin den Geliebten, Arm in Arm zum Throne, und wies ihm ſeinen Platz an ihrer Seite an — „Labe „Dich, ſchöner Jüngling!“ — ſagte ſie, und küßte ihn — „Betrachte mich als Deine

„Geliebte, die Dir Alles bewilligt hat!" — Hiermit credenzte ſie ihm einen goldenen Becher voll Cyperwein, und legte ihm ein Stück Piſtacientorte vor. — „O! Dieſe „Götterlippen!" — rief er entzückt — „erquicken mich tauſendmal mehr!"

So koſten und küßten ſie in der zärtlichſten Vertraulichkeit, und theilten ſich gegenſeitig die Geheimniſſe ihres Lebens mit. Abulcaſem erfuhr, daß ſeine Geliebte Nadine hieß, und an ein Ungeheuer von Häßlichkeit und Grauſamkeit verheirathet war. Aber plötzlich vernahm das glückliche Paar ein Geräuſch, das immer näher zu kommen ſchien.

„Was iſt das?„ — rief Nadine erſchrocken, und ſprang auf. — Abulcaſem folgte ihr — „Wir ſind verrathen!" — fuhr ſie fort, indem ſie den Vorhang zurückſchob — „Hörſt Du die Stimmen? Siehſt

„Du den Fackelglanz? O rette Dich! Rette Dich, Geliebter! — Verbirg Dich hinter dem Throne! Ich will mich dem Sturme allein entgegenſtellen; vielleicht bleibſt Du unentdeckt!“

Wenig Augenblicke, da näherte ſich der Haufe, und an der Spitze deſſelben der Sultan, vom Kislar Aga, und fünfzig Trabanten gefolgt. Abulcaſem hatte ſich verborgen; Nadine, von überirdiſchem Muthe belebt, ſaß in majeſtätiſcher Ruhe auf dem Throne, nur für das Leben des Geliebten beſorgt. Noch eine Secunde; der Verhang flog auf, und herein ſtürzte der Sultan, mit dem Kislar Aga, und zwanzig ſchwarzen Verſchnittenen, alle die Säbel in der Hand.

„Ha treuloſe Schlange!“ — rief er mit ſchäumenden Lippen, und ſtürzte mit gezücktem Dolche auf ſie zu. — „Ha ſchand-

„bare Tochter der Hölle! Alles, Alles iſt „entdeckt!“ — So ergriff er ſie, und ſchleuderte ſie in die Mitte des Gemachs. Dies war zu viel für Abulcaſem. Auch er zog ſeinen Dolch, ſtürzte hervor, und drang auf den Sultan ein. — „Wie, Ohnmächtiger! — rief dieſer, und in einem Augenblicke war der Jüngling umringt, und ſeiner Waffen beraubt.

„Nieder mit dem Verruchten!“ — ſchrie der Sultan, und zog ſein Schwerdt — „daß ich ſein Haupt zerſpalten, und mich „an ſeiner Todesquaal ergötzen kann.“ — Zwei Verſchnittene erfüllten des Sultans Befehl, und ſchon ſchwebte ſein Damaſcener-Säbel über dem Haupte des Jünglings. Da trat eine alte Mulattin, die Wahrſagerin des Hofes, aus dem Kreiſe hervor, und hub mit begeiſterter Stimme an: „Sultan! Sohn von Mobalek, Herr

„der Erde, Liebling des Himmels! — Morgen „iſt der Tag Deiner Geburt! Schon „gehen Deine Geſtirne auf! So beflecke „denn Deine Hände nicht mit Blut! Ich „beſchwöre Dich!“

„Aber, was ſoll ich thun?“ ſagte der Sultan, indem er den Säbel in die Scheide zurückwarf — „Laß dieſen Nichtswürdigen“ — antwortete die Wahrſagerin — „mit „dieſer Verbrecherin, den Crocodillen vorwerfen; dies iſt die Strafe, die ihnen gehört.“ — „Du haſt weiſe geſprochen“ — fuhr der Sultan fort — „Es geſchehe, wie „Du geſagt haſt — Auf Trabanten! Ergreift „die Verurtheilten, und ſtürzt ſie in den „Nil hinab.“ — Nadine lag in Ohnmacht, Abulcaſem war auf Alles gefaßt. Wenig Minuten, und die Fluthen des mächtigen Stromes umfiengen ſie.

3.

Abulcaſem war einige Augenblicke betäubt, aber bald gewann er ſein Bewußtſeyn wieder, fieng an zu ſchwimmen, und dachte auf Radinens ſchleunigſte Rettung. Dreimal tauchte er an dieſer Stelle unter, und eben ſo vielmal umſchwamm er dieſelbe, aber nirgends entdeckte er die mindeſte Spur. So blieb ihm dann nichts übrig, als ſich dem Ufer zu nähern, und in dem niedrigen, ſtillen Waſſer ſo lange fortzuſchwimmen, als es möglich war.

Wohl eine Stunde von Cairo war er jetzt ſtromaufwärts geſchwommen, als ſeine Kraft zu ſchwinden begann. Zum Glück ward er indeſſen das Lampenlicht eines großen Nilfahrzeuges gewahr, das in der Nähe vor Anker lag. Er ſchwamm demnach darauf zu, rief den Wächter an, und kam mit Hülfe deſſelben an Bord. Da er nun nicht blos ſeinen kleinen Schatz, ſondern auch etwas Münze bei ſich hatte; ward ihm die Mitreiſe ſehr leicht erlaubt.

Am folgenden Morgen gieng es weiter ſtromaufwärts, bis zu dem Flecken, wo die Caravanen nach Aleppo durchziehn. Hier verkaufte Abulcaſem ſein Prachtgewand, und ſchaffte ſich eine Pilgerkleidung dafür an. Sein Plan war nemlich, nach Diarbekir zu gehn. Da nun eine dahin beſtimmte Caravane ihren Lagerplatz noch denſelben Abend, in der Nähe nahm, miethete er ein Pferd, und brach am folgenden Tage mit derſelben nach Aleppo auf.

Bei dem erſten Abendhalte derſelben wollte es der Zufall, daß er ſeine Lagerſtelle, neben dem Zelte eines alten ehrwürdigen Kaufmannes aus Baßora nahm. Dieſer betrachtete ihn lange mit großer Aufmerkſamkeit, und ſagte dann: — „Freund und

„Nachbar! Biſt Du nicht aus Bagdad, und „der Sohn des Juweliers Hußeins Adſchaib?“ — Abulcaſem bejahte es, und der ehrwürdige Alte fuhr fort — „Nun „ſo komm in mein Zelt, und theile „meine Abendmahlzeit, denn wiſſe, daß „Dein Vater mein älteſter Jugendfreund „iſt.“

„Ach!“ — erwiederte der Jüngling gerührt — „Ihn deckt das Grab ſchon lange, „und meine Mutter ebenfalls“ — „Aber „wie geht es Dir?“ — fuhr der Kaufmann fort — „Du biſt betrübt; es nagt irgend „ein Gram an Dir.“ — „Wohl!“ — ſprach Abulcaſem — „Ich will Dir Alles „vertraun!“ und ſo erzählte er ihm ſeine ganze Geſchichte, der Wahrheit gemäß. — „Du haſt gefehlt, und gebüßt!“ — ſprach der ehrwürdige Motaleb — „Doch dies „ruhe im Schooße der Vergeſſenheit!“

„Ich habe keine Kinder, keine Enkel, keine Verwandte; ich bin ganz allein, ſo ſehr mich der Himmel mit Reichthümern geſegnet hat; darum werde Du mein Sohn! Ziehe mit mir nach Baßora! Du ſollſt mir die Augen zudrücken, und mein einziger Erbe ſeyn!“

Abulcaſem fiel ihm zu Füßen, küßte ihm die Hände, und ſprach: — „Ja ich will Dich ehren, und Dir gehorchen, wie meinem Vater, und Dir dankbar ſeyn, bis in Dein ſpätes Grab! Denn Dich hat der Allgütige auf meine Bahn geleitet, damit ich nicht untergehen ſoll!“

„So nehm ich Dich denn als Sohn und Erbe an, und ſchwör' es bei dem Grabe des Propheten, der auf uns herabſieht! — Komm in meine Arme, mein geliebtes Kind! Von nun an ſollſt Du aus meinem Becher trinken, und an meiner Seite

„ruhn! Als Dein Vater mich einſt aus „den Fluthen des Tigris rettete; da ſchloßen „wir eine Freundſchaft für die Ewigkeit! „Gott ſey gelobt, der mich zu Dir geführt „hat, damit ich Dir ſeine Liebe vergelten „kann.“

Auf dieſe Art beſtimmte, wie immer im Laufe des Lebens, ein einziger Augenblick das Schickſal des Jünglings. Am andern Morgen ließ nun der Greis ſein Gepäcke öffnen, und bekleidete ihn mit einem koſtbaren Kaftan. Eben ſo hieß er ihn ein perſiſches, prächtig geſchmücktes Roß beſteigen, und freute ſich des ſchönen, muthigen, jungen Mannes, nicht weniger, als ſeines eigenen Werkes, und ſeiner Dankbarkeit.

Die weitere Reiſe nach Bagdad, und von da nach Baßora bot nichts Bemerkenswerthes dar. Aber täglich gewann der Greis den Jüngling lieber, und ver=

jüngte ſich ſelbſt dadurch. Alle wohlwollenden Gefühle beleben, wie alle entgegengeſetzten verzehrend ſind. Als nun die Reiſenden zu Baßora anlangten, erſtaunte Abulcaſem über die prächtige Wohnung, an deren Eingange der Greis von hundert Sclaven empfangen ward. Die Geräthſchaften, die Tafel, u. ſ. w., Alles zeugte von einem unermeßlichen Reichthum.

Ein volles Jahr lang war der Jüngling die Freude, die Liebe, und der Troſt des ehrwürdigen Motaleb geweſen; als dieſer eine bedenkliche Abnahme ſeiner Kräfte zu fühlen anfieng. Die herbeigerufenen Aerzte thaten Alles, was nur in ihrem Vermögen ſtand. Doch vergebens erſchöpften ſie die letzten Hülfsmittel ihrer Wiſſenſchaft; der Greis wankte ſichtbar dem Grabe zu. Er ſelbſt fühlte nur zu gut, daß ſein Ende nahe war. Aber gleichmüthig ſah er dem Tode entgegen; denn er wußte den Sohn ſeines Herzens, mehr als königlich verſorgt.

Er beſaß nemlich einen geheimen Schatz von unermeßlichem Werthe, den er in den Ruinen eines alten Pallaſtes entdeckt hatte, auf denen ſein großes prächtiges Wohnhaus erbaut worden war. Die Lage und Richtung dieſer Gewölbe, hatte er in einem eigenen Aufſatze beſchrieben, der neben den Schlüſſeln zu denſelben lag. Wenig Augenblicke vor ſeinem Hinſcheiden vertraute er nun dem Jünglinge dieſes Geheimniß, ſegnete ihn, und ſprach:

„Geliebter Sohn, ſo nimm denn auch mein Theuerſtes hin, und ehre deinen Vater durch großherzigen edlen Gebrauch davon. Mein letzter Augenblick naht; die Nacht des Todes umfängt mich! Aber der Cherub wird mich zu den Pforten des Himmels geleiten, wo ewiges Licht und

„ewige Seligkeit iſt!“ — So ſchlummerte er, Abulcaſems Hand in der ſeinigen, ſanft und ſüß, in das Land des Friedens hinüber, von Allen geſegnet, von Allen beweint.

Abulcaſem trauerte um ſeinen Wohlthäter, mit heißen Thränen der Liebe und Dankbarkeit, und hielt ein volles Jahr damit an. Dann erſt erlaubte er ſich, die geheimnißvollen Gewölbe zu beſuchen, und fand die dort aufgehäuften Schätze über ſeine Erwartung groß. So beſuchte er das Grab des ehrwürdigen Greiſes, weihte ihm Blumen und Thränen, ergoß ſein Herz in ſtillen Gebeten, und ſchwur ſich ſelbſt, ſtets ſeines edeln Vorbildes würdig zu ſeyn. Er that es, und bald erfüllte der Ruf von ſeinen Reichthümern und ſeiner Wohlthätigkeit das ganze Königreich.

4.

Auch der Kalif von Bagdad, **Harun Alraſchid**, war keiner der letzten, der Nachricht davon erhielt. — „Mesrur!“ ſagte er zu ſeinen Vertrauten — „Dieſer **Abulcaſem** erregt meine Neugier. Bereite alles zur Reiſe; doch im ſtrengſten Geheimniß! Ich will mit eigenen Augen ſehen, was an der Sache iſt!“ — Mesrur neigte ſich zur Erde, und that wie ihm befohlen war. Noch denſelben Abend machte ſich der Kalif, in ſeiner Begleitung, auf den Weg.

Bei ſeiner Ankunft zu Baßora trat er in einem Khane ab, und brachte das Geſpräch in kurzem auf **Abulcaſem**. — „Ja!“ — ſagte der geſprächige Wirth — „Ja! Ja! „So iſt es! Er iſt ſo reich, wie großmüthig, „und ſo großmüthig, wie gaſtfrei! Noch „gieng keiner unbeſchenkt, und unbewirthet „von ihm! Und wenn ich tauſend Zungen

„hätte — Ihn nach Würden zu loben, reichten ſie doch nicht hin! Nach dem Kaliſen, iſt er in Wahrheit, der erſte im Königreich!"

Harun Alraſchid lächelte und ſchwieg, ward aber um ſo begieriger, den Geprieſenen ſelbſt zu ſehn. Am folgenden Morgen legte er Emirs-Kleidung an, und begab ſich, von Mesrur begleitet, gerade auf den Bazar. — „He!" — fragte er den erſten, beſten Kaufmann — „Kannſt Du mir nicht ſagen, wo Abulcaſem wohnt?" — Abulcaſem?" — erwiederte dieſer — Aus welchem Welttheil biſt Du denn, daß Du dieſen Pallaſt nicht kennſt! — Da, fünfzig Schritte von hier, und immer gerade aus! — Das prächtige, weiße Marmorgebäude, mit den drei vergoldeten Gitterpforten, und dem roſenrothen Hauptportal.

Der Kalif dankte, und ſetzte ſeinen Weg nach dem bezeichneten Pallaſte fort. Als er daſelbſt ankam, ſtanden an der Mittelpforte ſchon fünfzehn Sclaven zu ſeinem Empfange bereit, und führten ihn in den prächtigen Vorhof, der mit hohen, ſchattigen Orangenbäumen beſetzt war.

Man meldete den Kalifen, nach ſeinem Verlangen, als Emir Aſzud, und ſogleich erſchien Abulcaſem ſelbſt! — „Seyd mir willkommen, unter meinem Dache!“ — ſprach er, und reichte dem Kalifen die Hand — „Bleibet, ſo lange es Euch gefällt! Ihr ſeyd „mir auf Jahre ein angenehmer Gaſt!“

So führte er ihn denn die hohe Marmortreppe hinauf, die mit den köſtlichſten Teppichen belegt war. Zu beiden Seiten ſtanden zweihundert Sclaven, alle aufs ſchönſte gekleidet; alle mit dem Glanze des Ueberfluſſes und der Zufriedenheit. Bald trat nun Abulcaſem mit ſeinem Gaſte, in ein prächtiges Gemach, bat ihn auf dem Divan Platz zu nehmen, vor dem eine große Platte von gediegenem Golde ſtand, und ſetzte ſich auf die brokatenen Kiſſen neben ihn.

„Dein Ruf hat mich zu Dir geführt!“ — ſagte der Kalif — „Ich ſehe, daß Du deſſelben würdig biſt!“ — „Ich danke Dir!“ — erwiederte Abulcaſem — „Aber dies alles iſt Gottes Werk!“ Während ſie ſich ſo unterhielten, traten zwölf reizende Slavinnen, in goldgeſtickten Mußelingewändern herein. Einige trugen goldene Becher nebſt Vaſen von Agath und Bergcryſtall, mit den herrlichſten Sorbetten und Fruchtweinen angefüllt, und ſetzten ſie auf die Goldplatte vor die Gebieter hin.

Andere fügten chineſiſche Porcellanſchaalen, mit den ausgeſuchteſten Confituren, ſo wie zierliche Körbe von Golddraht, mit den köſtlichſten Früchten hinzu. Noch Andere brachten die Hukas, oder Rauchmaſchinen, alles mit Diamanten beſetzt. Dieſe trugen Piſtacientorten und Roſengebäcke, nebſt Citronenſyruppen und Orangenconſerven auf. Jene endlich reichten den feinſten, mit Ambra parfumirten Moccacaffe, in japaniſchen, vergoldeten Taſſen herum. Der Kalif mußte ſich geſtehen, daß dieſe Bewirthung unübertrefflich war.

So waren unter mancherlei Geſprächen einige Stunden vergangen; endlich kam die Zeit zum Mittagseſſen heran. Abulcaſem geleitete demnach ſeinen Gaſt in einen anſtoßenden Speiſeſaal, der an Pracht ſelbſt den des Kaliſen übertraf. In dieſem Augenblicke erhob ſich eine rauſchende Muſik von einigen hundert Inſtrumenten, mit Chören vermiſcht. Der Glanz, der Reichthum und der Ueberfluß des Mahles, überſtieg jede Beſchreibung.

Als daſſelbe geendigt war, führte Abulcaſem den Kalifen in ein drittes Gemach, das durchaus mit koſtbaren, chineſiſchen Porcellantafeln ausgelegt war. — „Erlaube" — ſprach er dann — „daß ich Dir einige meiner Kleinigkeiten zeigen darf; vielleicht unterhalten ſie Dich einen Augenblick." — Der Kalif nahm nun auf dem Divan Platz, und mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß Abulcaſems Einrichtung noch die ſeinige übertraf.

Dieſer ſtampfte jetzt auf den Boden, und ſogleich ſtieg vor dem Kalifen ein hoher künſtlicher Baum empor. Der Stamm und die Aeſte deſſelben waren von Silber, Laub und Zweige aber von Gold, während die tauſende von Früchten aus eben ſoviel Rubinen beſtanden, an Größe den Pomeranzen gleich. Auf der Spitze dieſes Baumes ſaß ein Papagay von Smaragden, und andern koſtbaren Steinen zuſammengeſetzt, in der ganzen prächtigen Federgluth, die dieſen Vögeln eigen iſt.

Aber plötzlich erhob er ſich, ſchwang ſeine Fittige, und ſtimmte ein zärtliches Liedchen an. Bei ſeinem Flügelſchlage wehte den Sitzenden ein feiner, balſamiſcher Staubdunſt entgegen, und erfüllte das Gemach mit einem entzückenden Wohlgeruch. Der Kalif war erſtaunt, und ſprach: — „So „ein prächtiges Kunſtwerk hab' ich noch nie „geſehn. Ich bin gewiß, daß ſelbſt Harun „Alraſchid kein ähnliches beſitzt.“

Abulcaſems Antwort war voll Beſcheidenheit. Doch ſtampfte er zum zweitenmale auf den Boden, und ſogleich verſchwand der Baum, und machte einer neuen Wundererſcheinung Platz. Ein Knabe, ſchön wie ein Genius, in einem blauſeidenen Gewande, mit Gold und Perlen geſtickt, erhob ſich vor dem Kalifen, beugte ein Knie zur Erde, und kredenzte ihm einen Becher, aus einem einzigen Rubin gemacht, und mit dem edelſten Schiraswein gefüllt.

Der Kalif nahm den Becher, und trank wohl ein Drittheil deſſelben aus, bemerkte jedoch keine Verminderung. Er trank zum zweitenmale, es war eben ſo. Er machte den dritten Verſuch, der Wein nahm ebenfalls nicht ab. — „Sonderbar!“ — rief er — „So ein prächtiges Kunſtwerk hab' ich noch nie geſehn! Ich wette, daß ſelbſt der Kalif kein ähnliches beſitzt!“ — Bei dieſen Worten nickte der Knabe mit dem Kopfe, nahm den Becher zurück, und verſchwand. — „Auch dieſes iſt nur eine künſtliche Figur“ — ſagte Abulcaſem, — „Jetzt aber ſollſt Du lebendige Weſen ſehn!“

So ſtampfte er zum drittenmale auf den Boden, und ſogleich ſchwebten aus den Wänden des Gemaches fünf Sclavinnen, in der Tracht indiſcher Devedaſchies *) hervor. Jede von ihnen war eine paradieſiſche Schönheit, alle vereinigte die Anmuth, die Zärtlichkeit, die Liebe ſelbſt. Ihr Haar war mit duftenden Blumen durchflochten; ihr Hals und Buſen mit koſtbaren Perlenſchnüren geziert, und der reizende Leib bis an die Kniee, nur leicht mit einem purpurnen Schawl verhüllt.

Nach einigen flüchtigen Bewegungen, ſtellten ſie ſich in einer Reihe auf, begrüßten die Gebieter mit dem Lächeln des Himmels, und ſtimmten denn, von verborgenen Lautenſpielern begleitet, einen ſo ſüßen, ätheriſchen Wonnegeſang an, daß der Kalif

---

*) Tänzer und Tänzerinnen.

in ſeinem Innerſten bewegt ward. Als ſie damit zu Ende waren, verbeugten ſie ſich ein zweitesmal, und begannen dann einen großen pantomimiſchen Tanz. In dieſem ſtellten ſie die Geheimniſſe der Liebe ſo zart, und dennoch ſo ausdrucksvoll, ſo lebendig, und dennoch ſo verſchleyert dar, daß das Entzücken des Kalifen aufs höchſte ſtieg.

Als ſie nun endlich, auf einen Wink von Abulcaſem verſchwunden waren, hub der angebliche Emir wie oben an — „In der That, der Kalif hat hunderte von „Sänger- und Tänzerinnen — Aber ich „möcht' es bei meinem Barte ſchwören — „Solche wie dieſe gewiß nicht!“ — Abulcaſem antwortete äußerſt beſcheiden, und bat nun ſeinen Gaſt, auch ſeine Gärten zu beſehn. Doch dieſer ſchützte ein unaufſchiebbares Geſchäft bei dem Paſcha vor, verſprach indeſſen, zum Abendeſſen zurück zu ſeyn.

5.

Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er bei ſeiner Ankunft im Khane, bereits die koſtbarſten Gaſtgeſchenke vorfand. Zehn prächtige Zelte; dreihundert der auserleſenſten Teppiche; der Wunderbaum mit dem ſmaragdenen Papagay, und den Rubinenfrüchten; der Zauberknabe mit dem unerſchöpflichen Pokale; endlich die fünf Schönheiten der Erde — Alles war jetzt ſein Eigenthum.

Der Kalif betrachtete dies Alles, wohl eine Viertelſtunde lang. Dann wendete er ſich zu dem Vertrauten, und ſprach: — „Mesrur, was dünkt Dir? Welche Schätze „muß ein Mann beſitzen, der ſolche Ge„ſchenke machen kann? Aber ſein Geheimniß

„muß das meinige werden; ich ruhe nicht.
„Was er dem Emir verſagt, wird er dem
„Kalifen gewähren; ja er ſoll, und er muß
„ſich mir vertraun!“

So ſprach der Kalif, und begab ſich, um die geſetzte Stunde, zu Abulcaſem zurück. Dieſer empfieng ihn in ſeinen Gärten, wo ſchon Alles zu einem prächtigen Feſte bereitet war. Als nun nach wenig Minuten die Dämmerung herabſank, flammten in einem Augenblicke zehntauſend Kerzen auf, und verwandelten die Nacht in den glänzendeſten Sonnentag.

Abulcaſem führte hierauf ſeinen Gaſt in einen Kiosk, der in ſiebenfarbigem Feuer brannte, und aus einem leuchtenden Spiegelſaale beſtand. Ein köſtliches Mahl, mit den ausgeſuchteſten Weinen und Speiſen, war bereits aufgetragen, und hunderte von Caßeletten, goßen ein Meer von Wohlgerüchen aus. Jetzt begannen nun, unter einer rauſchenden Muſik, unterhaltende Spiele aller Art.

Zuerſt traten fünfzig Groteskkänzer auf, und führten ihre poſſenhaften Pantomimen auf's meiſterhafteſte aus. Dann erſchien eine Truppe Seiltänzer und Equilibriſten, beide gleichfalls vollkommen in ihrer Art. Hierauf folgten die Marionetten mit einem ſehr komiſchen Text, der Straßen- und Haremsſcenen enthielt. Endlich ward der Beſchluß mit dem chineſiſchen Schattenſpiel gemacht, das eine Reihe ſchöner, landſchaftlicher, mit Figuren belebter Darſtellungen darbot.

Der Kalif, höchſt zufrieden, begann hierauf: — „Abulcaſem! Ich danke Dir „von Herzen, und mit vollkommner Aner„kennung. Doch ſo viel Pracht und Reich„thum Du mir auch gezeigt haſt; befrie-

„digt werde ich nur dann ſeyn, wenn ich
„weiß, wer Du biſt, und wo Du dieſe
„Schätze gefunden haſt?“ — „Herr!“ —
erwiederte Abulcaſem etwas erſtaunt —
„Ich bin der Sohn Abul Iraids aus Bag-
„dad, und habe dieſe Reichthümer von
„Dſchemi Motaleb, dem Weiſen, geerbt,
„der mich an Sohnes Statt annahm.“

„Dſchemi Motaleb“ — erwiederte der
Kalif mit Wärme — „Ich kannte ihn.
„Denn wiſſe, Abulcaſem, Dein Gaſt iſt
„Harun al Raſchid.“ -- „Herrſcher der
„Gläubigen“ — rief Abulcaſem, und
warf ſich ihm zu Füßen — „Fordere alles,
„was ich habe; es iſt Dein Eigenthum“ —
„Mit Nichten!“ erwiederte der Kalif — „Aber
„wenn Du mir gefällig ſeyn willſt, ſo laß
„mich Deine Schätze ſehn. Ich ſchwöre Dir
„bei dem Grabe des Propheten, ich begehre
„keinen Miskal davon.“

„Herr! Du gebieteſt“ — ſprach Abulcaſem — „Dein Sclave gehorcht! Du „ſollſt alle meine Reichthümer ſehn! Hier, „unter dieſem Kiosk befindet ſich das Ge„wölbe, das meine Schätze verſchließt. „Vergönne mir nur einen Augenblick, um „alle Zeugen zu entfernen, dann ſteigen wir „zuſammen hinab!“ — So ſprach er, theilte ſeine Befehle aus, und verſchloß den Kiosk.

Hierauf nahm er einen Armleuchter, öffnete eine verborgene Thür in der Spiegelwand, und leitete den Kalifen, fünf und zwanzig Stufen, in ein Gewölb hinab, das mit drei Lampen erleuchtet war. Unter denſelben befand ſich ein ungeheurer Keſſel von maſſivem Silber, der auf zwölf alabaſternen Säulen ruhte, bis an den Rand mit Goldſtücken angefüllt, und von zehn Stufen umgeben war.

Rechts und links waren zwei andere, doch etwas kleinere Keſſel von Cryſtall aufgeſtellt. Der eine enthielt Diamanten, Smaragden, Rubinen, und andere köſtliche Steine mehr. Der zweite war mit Perlen von der ſeltenſten Größe gefüllt. Der Kalif ſtand lange, in Erſtaunen verſunken; doch endlich ſprach er:

„Abulcaſem! Du biſt reicher als ich. Aber wer wird Dein Erbe ſeyn? Wähle Dir ein Weib nach Deinem Herzen, damit Du Kinder und Enkel ſiehſt. Ziehe mit mir nach Bagdad, und ſey mein Gaſt, wie ich der Deinige war. Vielleicht beſitze ich auch noch etwas, das Dir gefallen kann!“ — Abulcaſem dankte ihm mit Demuth, und ſagte zu. Darauf führte er ihn wieder in den Kiosk, rufte den Sclaven, und geleitete ihn nach dem Pallaſte, in ein prächtiges Schlafgemach.

Am folgenden Tage hatte der Aufbruch nach Bagdad ſtatt; Abulcaſems edler Geiſt feſſelte den Kaliſen immer mehr an ihn. Bei ihrer Ankunft war das Schickſal des Jünglings entſchieden, und der Thron von Baßora für ihn beſtimmt. Aber auch die Sterne ſeiner Liebe ſollten von neuem in glänzender Herrlichkeit aufgehn.

Nach einem prächtigen Abendeſſen, ſtellte ihn der Kalif ſeiner Gemahlin vor, die in einem von vielen tauſend Kerzen erleuchteten Saale, auf einem goldenen Throne ſaß. Zu beiden Seiten deſſelben waren hundert Sclavinnen im koſtbarſten Schmucke aufgeſtellt — „Nadine!“ rief jetzt die Gemahlin Harun-Al-Raſchids — „Nadine, „zeige jetzt deine Kunſt!“

Bei dieſen Worten durchzuckte es den Jüngling, wie ein himmliſcher Sonnenſtrahl, und hervorſchwebte, den Tambourin in der

Hand, die erſte Geliebte ſeines Herzens, die mit ihm in den Fluthen des Niles verſank. Beide erblickten, Beide erkannten ſich. Nadine, von ihren Gefühlen überwältigt, brach in Thränen aus, und warf ſich zu den Füßen ihrer Gebieterin.

„Abulcaſem!“ — rief Harun-Al-Raſchid! — „Sieh, ich beſitze den größeſten „Schatz; aber ich ſchenke Dir ihn. Erkenne „deine Sultanin, die in ein Fiſchernetz fiel, „und ſo gerettet ward. Sey König von „Baßora, und mache ſie zu Deiner Königin! „Dann haſt Du den köſtlichen Juwel des „Lebens, ein liebendes und geliebtes Weib!“ — Mit dieſen Worten vereinigte er das ſeltene Paar, und nun erſt war Abulcaſem der reichſte, der glücklichſte Mann auf dem Erdenrund.

III.

Die Räuber.

1.

In Damaſcus lebten zwei Brüder, der eine Kaßim, der andere Albaid genannt. Beide hatten nur ein kleines, väterliches Erbe, aber ein ungleiches Schickſal gehabt. Jener war durch Heirathen und Handelsgeſchäfte reich geworden, während dieſer ein armer Holzhauer geblieben war. So hatte er freilich nur ein kleines, ſchlechtes Häuschen, und drei Eſelein; war aber ein tüchtiger, geſcheuter und fleißiger Mann.

„Wer weiß?“ — ſagte er täglich zu ſeinem Weibe — „Wer weiß, wo auch für „uns noch ein Glück erblüht?“ — Demnach ließ er ſich Alles nichts anfechten, arbeitete ſein Tagewerk unverdroſſen ab, und legte ſich jeden Abend mit der Hoffnung nieder, um jeden Morgen damit aufzuſtehn. Auf dieſe Art waren ſieben volle Jahre vergangen; als endlich auch ſein Augenblick erſchien. Die Zeit bringt Alles, wer's nur erleben kann!

Eines Morgens war nemlich Albaid, wie gewöhnlich, mit ſeinen drei Eſelein zu Walde gezogen, und hatte ſich eine der wildeſten, abgelegenſten Stellen, an einer hohen Felſenwand auserſehn. Hier arbeitete er nun, während ſeine Thiere in den Gebüſchen weideten, bis ungefähr gegen Mittag, nach Herzensluſt fort. Dann aber ſetzte er ſich, am Rande einer Quelle, zu einem kleinen Mahle nieder, das aus Brod und Feigen beſtand.

Doch in dem Augenblicke vernahm er ein ſtarkes Pferdegetrappel in der Entfernung, und fuhr erſchrocken auf — „Wer „kann hierher kommen!“ dachte er, ſteckte ſein Beil in den Gürtel, befahl ſeine Eſelein dem Himmel, kletterte einen hohen dichtbelaubten Baum hinan, und nahm in dem Wipfel deſſelben Platz. Von hier blickte er nun unverwandt nach der Gegend aus, von der das Geräuſch ſich zu nähern ſchien.

Nicht lange, ſo zeigte ſich ein Zug von vierzig bewaffneten Männern zu Pferde, von rieſenhafter Geſtalt, und eben ſo gräßlichem Anſehn. Der eine, der ſie anzuführen ſchien, ſprengte jetzt voraus, und machte gerade vor der Felſenwand Halt. Hier hieß er die Ankommenden abſitzen, die Pferde abzäumen, denſelben Beutel mit Gerſte anhängen, u. ſ. w., endlich die vollen Mantelſäcke abſchnallen, und auf die Schultern nehmen, was Alles in der größten Ordnung geſchah.

Hierauf ſtieg der Anführer ſelbſt ab, ſchob das Geſtripp an der Felſenwand ein wenig zurück, und rief mit lauter Stimme dreimal das Wort Siſam aus. Plötzlich that ſich eine kleine Pforte auf; die Männer mit ihren Mantelſäcken, giengen einer nach dem andern hinein, der Hauptmann folgte ihnen, und ſchloß hinter ſich zu.

Albaid ſah dem Allen mit klopfendem Herzen zu, hielt es aber für's Beſte, auf ſeinem Baume zu bleiben, wo er kaum zu entdecken war. So vergiengen fünf volle Stunden, bis die Sonne nach Weſten zu ſinken begann. Jetzt aber öffnete ſich endlich die Pforte abermals, und die Männer traten heraus, von dem Anführer gefolgt. Alle zäumten nun ihre Pferde auf, und jagten im Fluge davon.

Der arme Holzhauer indeſſen, wagte ſich noch immer nicht von ſeinem Baume herab. Er wartete vielmehr eine geraume Zeit, bis er die Reiter, an dem Saume des Waldes, aus dem Geſichte verlohr. Dann endlich wagte er es, ſeinen Baum zu verlaſſen; doch mit dem feſten Entſchluſſe, in die Höhle zu gehn. Gedacht, gethan! Er ſtand davor, ſprach dreimal das Zauberwort aus, ſah die Pforte ſich öffnen, ſchlüpfte hinein, und ſchloß hinter ſich zu.

Jetzt befand er ſich nun in einem hohen, weiten Felſengewölbe, worin das Licht von oben herab, durch ein eiſernes, mit Buſchwerk verdecktes Gitter einfiel. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, und freudiges Erſchrecken, als er die ungeheure Maſſe der hier vorhandenen Schätze und Koſtbarkeiten überſah!

Da lagen ganze Haufen von Goldbarren, da ſtanden hundert hohe ſilberne Gefäße, mit Perlen, Edelſteinen und Ringen gefüllt. Da hiengen tauſende von Diamanten, Diademen, Armſpangen, u. ſ. w., neben unzähligen goldenen Ketten herab. Da zeigten ſich fünfhundert Reihen großer, lederner Beutel, wovon jeder hundert tauſend Goldſtücke enthielt. Eben ſo waren an den Wänden die koſtbarſten Waaren, wie Sammete, Brocate, Seidenſtoffe, Shawls, Teppiche, u. ſ. w., aufgehäuft. Endlich fehlten auch die köſtlichſten Wein- und Speiſevorräthe nicht.

Der arme durſtige **Albaid** that vor allem aus einer der cryſtallenen Flaſchen, einen tüchtigen Zug, und fühlte ſich dadurch, wie von neuem belebt. Dann griff er eben ſo klug, als beſcheiden, nach nicht mehr als ſechs Beuteln, und trat dann wohl, und tüchtig bepackt, ſeinen Rückzug an. Geſcheut wie er war, ſagte er zu ſich ſelbſt:

„Womit man hinein kommt, damit kommt man auch wieder heraus!“ —

Alſo Siſam! Siſam! Siſam! und wer im Walde ſtand, das war er. — Himmel! — dachte er — Was bin ich doch für ein glücklicher Mann! — Schnell bepackte er nun ſeine Eſelein, bedeckte die Beutel mit Reisholz, und trieb ſo fröhlich nach Damascus zu.

Als er zu Hauſe ankam, fand er ſein treues Weib über ſein langes Ausbleiben nicht wenig beſorgt. Aber kaum befanden ſich die Eſelein an ihrer Krippe, ſo erzählte er ihr treulich, wie alles gegangen war. Freudig fiel ſie ihm jezt um den Hals, und ſagte: — „Traun lieber Glücks- und Herzensmann! Nun laß uns aber doch auch „meſſen, wie viel Scheffel es ſind!“

Er gab ihr Recht, und ſie eilte zu der Schwägerin Kaßim, die ganz in der Nähe wohnte, um ein Maaß zu leihen. Dieſe, die ihre Armuth kannte, war begierig zu wiſſen, was ſie wohl meſſen könnte, und bediente ſich daher einer recht weiblichen Liſt. Sie beſtrich nemlich den Boden des Maaßes mit Talg, und ſtellte ihr dann daſſelbe, mit einem verſchmitzten Lächeln zu. Ihrer Sache im Voraus gewiß, dachte ſie indeſſen nur an Getreide, Hülſenfrüchte, und dergleichen mehr.

Jetzt fing das fröhliche Paar nun an zu meſſen und fand zuletzt, daß das Ganze gerade drei volle, gehäufte Scheffel gab. Sie beſchloſſen hierauf, ihren koſtbaren Schatz im Hofe zu vergraben, und behielten einſtweilen zu ihren erſten Ausgaben, nur drei Goldſtücke davon zurück. Als dieſe Arbeit, gegen Mitternacht vollendet war, legten ſie ſich fröhlich zur Ruhe, und ſprachen noch lange von ihrer glücklichen Zukunft.

2.

Am folgenden Morgen gieng Frau Albaid zu der Schwägerin, und gab ihr mit freundlichen Dankſagungen, das Maas zurück. — „Was habt ihr denn eigentlich „gemeſſen“? — fragte dieſe mit Liſt — „Ach Gott, nichts als ein Paar Säcke „Linſen, die mein Mann von dem Wald-„Herrn bekommen hat“ — „Nun ich wünſche euch Glück dazu! Ihr werdet's brauchen können, denn es geht gar klein bei „Euch zu“ — Unſer goldreiches Weibchen antwortete mit keiner Sylbe, lächelte aber gar liſtig für ſich, und ſagte ihr guten Tag.

Augenblicklich unterſuchte nun Frau Kaßim ihr Scheffelmaaß, und bemerkte mit Erſtaunen, daß an dem Talge ein großes Goldſtück kleben geblieben war. Sogleich errieth ſie das Geheimniß, und theilte es ihrem Manne mit. Nach einer kurzen Berathſchlagung, eilte dieſer zu dem Bruder, und ſetzte ihm ſehr lebhaft zu. — „Dieb „oder Räuber, Schatzgräber oder Zauberer, „entdecke mir dein Geheimniß, oder ich „klage dich bei dem Kadi an!“

„Was braucht's denn da für Zwiſt „und Hader?“ — antwortete der gutmüthige Albaid — „Ich will Dir ehrlich erzählen, wie's zugegangen iſt!“ — So that er es denn auch, beſchrieb ihm denn den einſamen Waldweg, ſagte ihm das Zauberwort, empfohl ihm aber das größte Geheimniß. Kaßim war gerührt, und ſprach: — „Meine Lippen ſind verſiegelt, verlaß Dich darauf!“

Kaßim traf ſeine Anſtalten ſo geſchwind, daß er ſchon am folgenden Morgen, ſeine Reiſe anzutreten im Stande war. Er hatte nicht weniger, als zehn der größten, und ſtärkſten Maulthiere bei ſich, wovon jedes zwey große Kiſten trug. Noch vor Anbruch des Tages zog er demnach aus, und erreichte mit Sonnenaufgang den Waldſaum. Hier fand er, nach des Bruders Anweiſung, in kurzem den bewußten geheimen Weg, und bald erkannte er den Felſen, der den unermeßlichen Schatz verſchloß.

Jetzt band er ſeine Maulthiere, je zwei und zwei an Bäumen feſt, bog denn von dem Felſen das Geſtripp hinweg und ſprach dreimal das Zauberwort aus. Sogleich ſah auch er die Pforte ſich öffnen, ſchlüpfte hinein, ſchloß ſie hinter ſich zu, und ſtand vor dieſen unermeßlichen Schätzen, wie verblendet da. Er hätte Alles, Alles nehmen mögen, ſah aber bald die Unmöglichkeit ein. So entſchloß er ſich denn, durch öfteres Hin- und Wiedergehn, einen Eſel nach dem andern zu bepacken, was denn auch in der That, ein ſehr glücklicher Einfall war.

Zu dieſem Ende belaſtete er ſich ſelbſt, mit Goldbarren, Diamanten, Diademen und Perlenſchnüren; daß er ſich kaum aufrecht zu halten im Stande war. Bald näherte er ſich nun der Pforte, um ſie, durch das Zauberwort, wieder geöffnet zu ſehn. Aber welches Entſetzen, er wußte es nicht mehr. Wie ſehr er ſich auch anſtrengen mochte; es fiel ihm durchaus nicht wieder ein; der Anblick dieſes ungeheuren Schatzes, hatte ihn ganz in Verwirrung gebracht. Da ſtand er nun in der ſchrecklichſten Todesangſt, und erfüllte das Gewölb mit ſeinem Jammergeſchrey.

Nicht lange, ſo tönte es von ferne her, wie Menſchenſtimmen, mit dem Hufeſchlag, dem Schnauben, und Wiehern von Pferden vermiſcht. Es waren die Räuber; ſie kehrten, zu ihrem gewöhnlichen Mahle, in die Höhle zurück. Mit Erſtaunen, und Schrekken, wurden ſie jetzt die Maulthiere gewahr, und ſprengten in vollem Jagen auf ihren Felſen zu. Ein Theil umringte denſelben; die Uebrigen ſaßen mit dem Hauptmann ab, und ſtellten ſich vor der Pforte, mit gezogenem Säbel auf. Bei Oeffnung derſelben ſtürzte nun Kaßim, wie ein Verzweifelter heraus, und rannte den Hauptmann um; ward aber von dem wüthenden Haufen niedergehauen.

Die Räuber fanden alle Geldbarren, Diademe, Perlenſchnüre, u. ſ. w. die er weggeworfen hatte, am Eingange zerſtreut. Sie ſammelten dieſelben ſorgfältig auf, und unterſuchten darauf die Höhle mit großer Genauigkeit. Doch Alles rings an den Wänden, u. ſ. w. befand ſich in unverändertem Zuſtand. Die wenigen Beutel, die Albaid mitgenommen hatte, blieben unvermißt.

Lange wurde nun, bei dem gewöhnlichen Mahle, über den Vorfall berathſchlagt. — Wie mochte der kühne Dieb wohl in die Höhle gekommen ſeyn? — Durch die Pforte gewiß nicht; denn ſonſt hätte er auch den Ausgang zu finden gewußt. — Durch die Felſenöffnung in der Decke, eben ſo wenig, denn dies ließ weder die Höhe, noch Enge derſelben zu. Kurz, man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, bis endlich der Hauptmann der Sache ein Ende zu machen beſchloß.

„Hauet den Leichnam in vier Stücke!“ — ſprach er, „hängt ſie an die benachbarten „Bäume zum warnenden Beiſpiel auf. Dann „aber laßt uns die Gegend zwei Tage lang meiden, um zu ſehen, was weiter vorgehen wird!“

Alle gaben ihm Beifall, und ſo ward der Befehl auf der Stelle ausgeführt. Eben neigte die Sonne ſich zum Untergange, als die Räuber wieder aufſaßen, und nach Oſten zuſprengten, welches der entgegengeſetzte Punkt ihres Felſengewölbes war. Die Maulthiere wurden mit fortgeführt.

3.

Unterdeſſen harrte Frau **Kaßim** der Zurückkunft ihres Mannes mit großer Aengſtlichkeit. Als er aber gegen Mitternacht noch immer nicht gekommen war; da konnte ſie ſich nicht länger halten, ſondern klopfte bei ihrer Schwägerin an. Als ſie nun eingelaſſen ward, brach ſie in einen Thränenſtrom aus, und beſchwor **Albaid**, morgen in den Wald zu ziehen, um zu ſehen, was aus dem Bruder geworden ſey. Dieſer verſprach es ihr, und ſo kehrte ſie, etwas beruhigt, in ihr Haus zurück.

Mit Sonnenaufgang, machte ſich nun Albaid auf den Weg, und langte bald bei der bekannten Stelle an. Mit Erſtaunen, und Schrecken wurde er den zerſtückelten Leichnam gewahr. Indeſſen hier mußte Rath geſchafft werden, ſo ſchwer, und gefährlich es auch ſchien. Ohne ſich alſo weiter um den Schatz zu bekümmern, kletterte er die Bäume hinauf, löſte die nur mit Stricken angebundenen Theile ab, belud ſeine Eſel damit, bedeckte Alles ſorgfältig mit Reisholz, und kehrte nach der Stadt zurück.

Man denke ſich das Entſetzen der beiden Weiber, als ſie den zerſtückelten, blutigen Leichnam vor ſich ſahn! Dazu die Furcht vor der Entdeckung durch die Nachbarn; die grauſame Nothwendigkeit dieſe

Todesart zu verhehlen; die Angſt, wie, und wo der Leichnam zu begraben ſey; und hundert ähnliche Verlegenheiten mehr. Endlich fiel der Frau Kaßim eine ihrer Sclavinnen, Namens Morgina ein, die eben ſo treu, als verſchwiegen, und eben ſo ſchlau, als erfindungsreich war.

Wenig Minuten, und das Mädchen erſchien, und ward von Allem unterrichtet, was paſſend ſchien. — „Laßt mich machen, „Gebieterin!“ — antwortete ſie — „Ich „weiß für Alles Rath!“ — So eilte ſie fort, zu einem Apotheker, am Ende der langen Straße, und bat um ein Mittel für ihren Herrn, der von einem heftigen Bauchgrimmen geplagt ſey. Sie erhielt es, zeigte es auf dem Heimwege allen Nachbarn, und bat, bei ihrer Zurückkunft, ihre Gebieterin abermals, völlig ruhig zu ſeyn.

Als es nun zu dämmern anfieng, machte ſie ſich von neuem nach der Apotheke auf den Weg. — „Ach mein Herr hat entſetzliche Schmerzen; er krümmt ſich auf ſeinem Lager wie ein armer Wurm! Wenn die letzte Arzney nichts hilft, ſo iſt es aus mit ihm!“ — So ſagte ſie jeder Nachbarin und jeder Bekanntin, die ihr in den Wurf kam. Daſſelbe wiederholte ſie in der Apotheke, und erhielt einen neuen Trank. — „Weiter kann ich ihm nichts geben!“ — fügte der Apotheker hinzu. — „Wir ſtehen Alle in Gottes Hand!“

Mitternacht war herangekommen; da erſchollt auf einmal in Kaßims Hauſe ein klägliches Todtengeſchrey. Beſonders zeichnete ſich dabei Morgina aus. — „Ach mein Herr, mein armer Herr! Ach der wohlthätige, gütige, fromme Herr Kaßim! Ach er iſt nicht mehr! Er gieng heim in Abrahams Schooß.“

— und dergleichen mehr. So trieb ſie es mit ſo viel Eifer, und Geſchicklichkeit, daß die ganze Nachbarſchaft davon gerührt ward.

Aber wie nun die Zerſtückelung des Leichnams verbergen, da er ſich der Beſichtigung des Mollah nicht entziehen ließ? Doch auch dafür ſchaffte Morgina Rath. Am andern Morgen, in aller Frühe, ſuchte ſie nemlich den Schuhflicker Muſtapha, in ſeiner Bude am Markte auf. Dieſer war in Damaſcus ſehr wohl bekannt, und zwar als ein armer, aber ſehr luſtiger und anſtelliger Mann, der keinen Verdienſt von ſich wieß.

„Muſtapha!“ ſagte ſie — „Hier iſt „Arbeit für Dich!“ — indem ſie ihm ein Paar Pantoffeln hingab — „Aber“ — fuhr ſie fort, und ließ ein Goldſtück blinken — „Hier wäre wohl noch etwas Beſſeres zu flicken, doch müßteſt Du mit mir gehn. Verſtehſt Du mich?“ — „Warum nicht?“ — erwiederte Muſtapha — „Für Dein Goldſtück flick' ich dich ſelber zuſammen, wenn Du es haben willſt!“

Sie lachte, und ſagte: „Wer weiß, was noch einmal geſchieht! — „Aber Muſtapha, es iſt noch eine Bedingung dabey, der Du Dich unterwerfen mußt.“ — „Nun welche?“ — „Du mußt Dir die Augen verbinden laßen, aber ich führe Dich! — „In Gottes Namen ja, das iſt mir einerlei!“ — „So nimm ſoviel Drath als möglich mit; es wird Dir alles bezahlt!“ — Muſtapha that es, ließ ſich die Augen verbinden, und ward in Kaßims Haus, in das Gemach geführt, wo ſich der Leichnam befand.

„Hier Muſtapha!“ — ſagte die Sclavin, indem ſie ihm die Binde abnahm, und den Leichnam aufdeckte — „Dies Deine „Arbeit! Mach es geſchickt, und Dein Lohn „wird verdreifacht! — Habt keine Sorge! „Es wird ſchon gehn! Haut oder Leder! Es „iſt am Ende all' eins! Ich will ihn zuſam„menflicken, daß er zeitlebens halten ſoll!“ — Und ſo geſchah es denn auch. In ohngefähr drey Stunden, war der arme, zerſtümmelte Kaſſim vollkommen reparirt. Muſtapha erhielt ſeine drei Goldſtücke, und ward, mit verbundenen Augen, nach ſeiner Bude zurückgeführt.

Wie gewöhnlich, traf nun Albaid die Begräbnißanſtalten, und zeigte den Tod dem Mollah an. Als dieſer erſchien, lag der Leichnam wohl gewaſchen, und wohlgekleidet im Sarge, und ward, nach einer flüchtigen Beſichtigung, in die Moſchee gebracht. Hier wurden die gewöhnlichen Gebete abgeleſen, worauf ſich der Trauerzug nach dem Begräbnißplatze begab. So verſchloß denn die Erde auch dieſes Geheimniß, wie deren tauſend in ihrem Schooße ruhn.

Unterdeſſen machte Albaid allmählig von ſeinem Reichthume Gebrauch, und nahm die Wittwe ſeines Bruders, nach freundlicher Uebereinkunft der beiden Weiber, als zweite Ehefrau an. Dadurch erhielt er ein ſchönes Haus, nebſt einem prächtigen Laden, und einem auserwählten großen Waarenmagazin.

Daſſelbe übergab er ſeinem Sohne, der eben aus Moſul, wo er den Handel erlernt hatte, zurückgekommen war. Die treue Morgina erhielt, mit einem reichen Geſchenke ihre Freiheit, blieb aber freywillig bey ihrer Herrſchaft, und ſtand ihrem Dienſte eben ſo eifrig, wie früher vor.

4.

Unterdeſſen kehrten die Räuber an dem beſtimmten Tage zurück, und ſahen mit Entſetzen, daß der Leichnam verſchwunden war. — „Verrätherei! Verrätherei!“ — tönte es aus Aller Munde — „Wir ſind verlohren; unſer Geheimniß iſt entdeckt! Irgend eine unſichtbare Gewalt kämpft gegen uns!“ — „Beruhigt Euch meine Brüder!“ rief endlich der Hauptmann! — „Laßt „uns vor allem Speiſe und Trank aus der „Höhle nehmen, und dann berathſchlagen, „was weiter zu thun iſt!“

Sein Befehl ward befolgt, und nach Gewohnheit ein reichliches Mahl aufgetiſcht. Die Räuber lagerten ſich im Kreiſe darum her; Jeder hatte ſein Pferd mit einem Gerſtenſacke verſehn, behielt es aber zur Vorſicht hinter ſich. Als nun der erſte

Hunger geſtillt und der Becher mehreremal herumgegangen war, hub die Berathſchlagung an.

Nach vielem Hin- und Herreden, entſchieden ſich endlich Alle für die Meynung des Hauptmannes, daß unbezweifelt zwei Thäter vorhanden ſeyen. Den Ueberlebenden nun zu entdecken; dies war der Hauptpunkt; worauf Alles ankam. Zu dieſem Ende war aber nöthig, daß ein verkappter Kundſchafter in die Stadt geſchickt ward, um zu erfahren; ob irgend etwas von dem Schatze, oder dem Leichnam ruchbar geworden ſey.

„Aber wer von uns ſoll den Auftrag „vollziehen?“ — riefen ſie Alle, und ſahen den Hauptmann an — „Das Loos ent„ſcheide!“ — antwortete dieſer — „Und wen „es trifft, der ſchwöre ſich dem Tode zu „weihn!“ — Alle ſtimmten ihm bei, und ſo ward das Loos, geworfen, und traf einen der Tapferſten der Schaar. Er leiſtete hierauf den Schwur, der ihm vom Hauptmann vorgeſagt ward. — „Wenn meine „Kundſchaft zu keiner Entdeckung führt, ſo „leide ich den Tod von meiner Brüder Hand.“

So blieben die Räuber den Reſt des Tages, und die folgende Nacht vor ihrer Höhle gelagert, hinlänglich mit Speiſe, und Trank verſehen. Ehe indeſſen der Morgen graute, machte ſich Bogaz, der erwählte Kundſchafter, als Sclave verkleidet, nach der Stadt auf den Weg. Hier kam er auf dem Markte an, als eben der fleißige Muſtapha der Schuhflicker, ſeine Bude aufſchloß.

„Guten Morgen, Alter!“ — rief er ihm zu — „Biſt Du auch ſchon auf? — „Muß wohl“ — war die Antwort — „Wenn „ich etwas verdienen will!“ — „Du haſt

„Recht Alter, ich mach's eben ſo; 's iſt gar „eine knickerige Zeit.“ — „Ja wohl! Jeder „kneipt einem ein Paar Pfennige ab. Manchmal freilich giebts einen Extraverdienſt“ — „Wie denn ſo?“ — Wenn man eine Extraarbeit macht.“

„Zum Beiſpiel?“ — „Ih! Da habe „ich neulich einen Todten zuſammengeſlickt, „und da kriegt ich drei Goldſtücke dafür. „Es war eine pudelnärriſche Arbeit, der „arme Kerl war in vier Stücke gehauen! „Aber ich hab' ihn ſo gut wieder zuſammen geſlickt, daß er zeitlebens ganz bleiben wird“ — Man kann denken, wie angenehm dieſe Kunde dem Räuber war. Er zog daher ein Goldſtück hervor, und fuhr fort:

„Ey was Du ſagſt, Alter! War denn „das hier in der Stadt?“ — Das meyn' „ich, und gar nicht weit von hier!“ —

„Alſo kennſt Du das Haus?" — „Das Haus
„nicht, aber den Weg dahin?" — „Ich ver-
„ſtehe Dich nicht. Wenn Du die Straßen
„kennſt, ſo mußt Du ja auch das Haus
„kennen, das kann ja gar nicht anders
„ſeyn!" — „Und doch! denn ſieh', ich
„wurde mit verbundenen Augen hin und
„zurück geführt."

Der Räuber fand ſich ſeiner Entdeckung
abermals näher, verbarg aber ſeine
Freude, und fuhr fort: — „Alſo denſelben
„Weg könnteſt Du mich führen, Alter, ver-
„ſteht ſich für gute Bezahlung!" — „Ja, ich
„weiß den Weg ſo gut, als von meiner
„Bude dort nach der Moſchee!" — „Nun
„wohlan! Hier haſt Du ein Goldſtück, führe
„mich!" — „Von Herzen gern, und wenn
„Du's zehnmal haben willſt!" — Der Alte
ſchloß hierauf ſeine Bude, und ſie giengen fort.

„Jezt!“ — hub er an — „Merk' auf!
„Jezt gehen wir gerade auf die Moſchee zu!“
— Es geſchah. — „Dann biegen wir rechts
„ab, in die nächſte Straße ein“ — Eben
ſo — „Dann drehen wir uns nach einer
„kleinen Weile links, und kommen auf
„einen großen Platz!“ — Gleichfalls —
„Endlich gehen wir über den gerade aus,
„und ſind da!“

So ſtanden ſie wirklich vor einem großen, anſehnlichen Hauſe, das in der Mitte einer langen Reihe ähnlicher lag. Alle zuſammen bildeten eine Halbſtraße, die von jenem ſchönen Platze begränzt ward. Wer alſo über dieſen gieng, kam natürlich auf jedes derſelben in gerader Linie zu.

„Wohl!“ — ſagte der Räuber —
„Ich will mir dieſe Pforte bezeichnen!“ mahlte mit Kreide einige Schnörkel daran, machte dann, mit dem Alten, den Weg

noch einmal auf den Markt, und eilte zu ſeinen Cameraden zurück. Alle hörten ſeinen Bericht mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, und brachen beym Schluſſe deſſelben in ein Jubelgeſchrei aus.

„Bravo, lieber Bogaz!“ — ſagte der Hauptmann, und klopfte ihm auf die Schulter — „Du haſt Deine Sachen vor„trefflich gemacht! Jezt kann der Böſewicht „unſerer gerechten Rache durchaus nicht ent„gehn! — Nun meine Brüder! Ein fröh„licher, reichlicher Imbiß, und dann ich, „mit Zehn von Euch, nach der Stadt, um „mit eigenen Augen zu ſehen!“ — So ſprach er, und unter lautem Jubel kreißten die vollen Becher herum.

Unterdeſſen hatte die fleißige Morgina ihre meßingenen Thürgriffe, u. ſ. w. putzen wollen, und auf dem ſchönen grünen Grunde, die Kreideſchnörkel bemerkt. —

„Was iſt das?“ — ſprach ſie für ſich ſelbſt — „Will man meinen Herrn verſpotten? Oder iſt's ſonſt auf etwas abgeſehen? Nun wartet! Alle dieſe Thüren ſind „ſich gleich! Was ich zu thun habe, weiß „ich ſchon!“ — Und ſo bewerkſtelligte ſie es mit ihrer gewöhnlichen Geſchwindigkeit.

Der Räuberhauptmann, und ſeine zehn Auserleſenen, hatten indeſſen nicht geſäumt, ſich auf verſchiedene Art zu verkleiden, und trafen ſo, je zwei, oder drei, in Damaſcus ein. Bogaz befand ſich natürlich als Führer dabei. So geleitete er ſie denn vom Markte aus, durch die zwey Straßen, und über den Platz, gerade auf die Mitte der Häuſerreihe zu.

Aber wie groß war ſein, und ihr Erſtaunen, als er daſſelbe Zeichen, an dreißig Häuſern, ſämmtlich von der nemlichen, Größe, Bauart u. ſ. w. wiederholt fand. —

„Bogaz!“ — rief der Hauptmann finſter — „welches iſt nun das Deinige, ſag' an!“ — „Ich weiß es nicht!“ — antwortete dieſer traurig — „Irgend ein hölliſcher „Geiſt hat ſeine Hand im Spiel.“

„Auf denn!“ — erwiederte der Hauptmann — „So wird Dir geſchehen, wie „Du geſchworen haſt!“ — Hierauf begaben ſich Alle nach dem Walde zurück, und das Haupt des Unglücklichen ſank unter dem Schwerdte ſeines liebſten Cameraden Coſil. Dieſer ward nun für den folgenden Morgen, zum zweiten Kundſchafter erwählt. Die Räuber aber brachten den Abend, und die Nacht in der größten Stille, und Traurigkeit zu.

Am folgenden Morgen begab ſich nun Coſil, als Zimmermann verkleidet, nach der Stadt. Der erhaltenen Anweiſung gemäß, ſuchte auch er den luſtigen Muſtapha auf, ließ ſich eben ſo in ein Geſpräch mit ihm ein, erfuhr ebenfalls die Geſchichte mit dem Todten, und nahm ihn gegen zwei Goldſtücke als Wegweiſer an. Alles machte ſich nunmehr, wie bei Bogaz. Auch Coſil hielt ein Zeichen für's Beſte, nahm aber Röthel dazu, und brachte es an dem Thürgeſimſe an.

Derſelbe Bericht an die Cameraden, dieſelben Maasregeln des Hauptmanns, mit eigenen Augen zu ſehen. Aber welches Erſtaunen für ihn, und welcher Schreck für Coſil, als er alle Thürgeſimſe, von mehr als vierzig Häuſern, auf gleiche Weiſe bezeichnet fand! — „Welches iſt nun das „Deinige Coſil? Sprich!“ — ſagte der Hauptmann — „Ich weiß es nicht.“ — „So „geſchehe denn auch Dir, wie Du geſchworen „haſt! — Wirklich fiel auch er durch eines „Bruders Hand.“

Indeſſen war der Verluſt von zwei ſo tapfern Männern, für den Hauptmann, wie für die ganze Schaar, äußerſt ſchmerzhaft. Er beſchloß daher, die Sache ſelbſt anzugreifen, und begab ſich, als Armenier verkleidet, noch vor Anbruch des Tages nach der Stadt. Hier weilte er einige Zeit bei den Thorwächtern, um Erkundigungen über die laufenden Gerüchte einzuziehen; erfuhr aber durchaus Nichts, was für ihn von Wichtigkeit war.

Mit dem erſten Strahle der Morgenröthe, ſchlug er nun den ihm wohlbekannten Weg, über den Markt, und den Platz, nach der beſchriebenen Häuſerreihe ein. Hier ſtellte er ſich gerade vor das Haus, das Muſtapha den beiden Kundſchaftern bezeichnet hatte, und betrachtete es mit der größten Aufmerkſamkeit. Seine Abſicht war, irgend ein Merkmal zu entdecken, woran es ſich von den vielen ähnlichen unterſcheiden ließ.

Lange hatte er ſeine forſchende Blicke darauf ruhen laſſen, und noch immer keine Beſondernheit daran bemerkt. Endlich aber ward er an der grünbemahlten Thür einen Fleck gewahr, der von blaſſerer Farbe ſchien. Jetzt ward dies Haus der Mittelpunkt der ganzen Straße für ihn. Er zählte daher alle übrigen, ſowohl auf- als abwärts der Halbſtraße, zweimal hinter einander durch, und kehrte dann, ſeiner Sache vollkommen gewiß, voll Freude zu ſeinen Leuten zurück.

Dieſer Tag war ein Freudenfeſt für die furchtbare Schaar, denn nun erſt glaubten ſie ihrer Rache gewiß zu ſeyn. Alle Traurigkeit war jezt vergeſſen; bei einem köſtlichen Bankete floß der Wein in Strömen, und alle Kraft, und Kühnheit der eiſernen Männer, kehrte von neuem zurück. Am Ende des Mahles theilte der Hauptmann ſeinen Racheplan mit. Alle ſtimmten ihm bei, und ſchwuren ihm, zum zweitenmale, Treue auf Leben, und Tod.

5.

Einige Tage darauf, kurz nach Sonnenuntergang, erſchienen vor Albaids Hauſe, zwanzig an einandergekoppelte Maulthiere, wovon jedes mit zwei ungeheuren Oelſchläuchen beladen war. Albaid, der um der Kühlung zu genießen, vor ſeiner Hausthüre ſaß, erſtaunte ein wenig über dieſen Zug, als ihm in demſelben Augenblicke, ein reputirlicher Fremder entgegentrat.

„Freund, und Landsmann!“ — ſprach derſelbe -- „Ich bin ein Oelhändler aus „Sali, und habe heute eine ſtarke Tagreiſe

„gemacht, weil ich mein Oel morgen auf
„den Markt bringen will. Man hat mir
„Eure Gaſtfreundſchaft gerühmt. Alle Chans,
„und Karavanſerais ſind voll. Ich bitte
„Euch alſo für mich, und meine Thiere, auf
„dieſe Nacht um ein Obdach!“

Albaid hieß ihn willkommen unter ſeinem Dache, und rufte ſogleich ſeine Sclaven herbei. Dieſe luden die Schläuche ab, ſtellten ſie aufrecht in den Hof, und brachten die Maulthiere in den Stall. Albaid aber führte ſeinen Gaſt in ein Zimmer, wo ſogleich das Abendeſſen aufgetragen ward. Dieſer aber blieb nur kurze Zeit, und entfernte ſich dann, um, wie er ſagte, nach ſeinen Schläuchen zu ſehn.

Es war indeſſen niemand anders, als der Räuberhauptmann in eigener Perſon. Er hatte ſeine acht und dreißig Mann in eben ſo viel Schläuche verborgen, wovon jeder mit mehrern Luftlöchern verſehen, und zum Schein, mit Oel beſtrichen war. Blos die zwei erſten, waren, der etwaigen Unterſuchung wegen, wirklich damit gefüllt.

Er eilte nun, um ſeinen Leuten Kühlung zu verſchaffen, jeden Schlauch noch mehr zu öffnen, und machte ſie mit dem zu gebenden Signale bekannt. Dann kehrte er in das Speiſezimmer zurück, und bat in ſein Schlafgemach geführt zu werden, was augenblicklich geſchah. Hier verriegelte er die Thür, löſchte ſein Licht aus, und warf ſich in den Kleidern aufs Bett.

Albaid hatte ſich unterdeſſen, nebſt ſeiner Familie, auch zur Ruhe begeben; ſo daß im ganzen Hauſe, niemand mehr als Morgina, nebſt einem Sclavenknaben auf war. Sie hatte ziemlich noch [illegible] Küche zu thun, wobey ihr der Knabe [illegible] Hand gieng. Eben hieß ſie [illegible] Oel in die Lampe gießen, als er aus Unvorſichtigkeit den Krug fallen ließ, ſo daß der ganze Vorrath auf den Boden floß. — „Nun," ſagte ſie — „Da iſt bald Rath zu „ſchaffen; giebt's ja im Hofe genug davon!"

So gieng ſie hinaus, und an den erſten Schlauch, der neben die Thüre hingeſtellt war. Allein, wie ſehr erſchrack ſie, als eine dumpfe Stimme daraus erſcholl. — „Iſts bald Zeit?" — Augenblicklich überſah ſie die ganze Gefahr, und antwortete mit der gröſten Geiſtesgegenwart — „Noch nicht, aber bald!"

So machte ſie die Runde bei den übrigen acht und dreißig Schläuchen; überall dieſelbe Frage; überall die nemliche Antwort. Endlich kam ſie an jene zwei, die wirklich mit Oel gefüllt waren, und erſetzte ihren Verluſt. Auf der Stelle leerte ſie den ganzen großen Krug in einen Keſſel aus, ſezte den-

München

ſelben über das Feuer, und brachte das Oel in völlige Siedung.

Hierauf nahm ſie den Keſſel, nebſt einem großen Kochlöffel, und begab ſich zum zweitenmal in den Hof. Als ſie zu dem erſten Schlauche kam, fragte derſelbe Räuber — „Iſts jezt „Zeit?“ — „Ja!“ — erwiederte ſie, und warf ihm einen Löffel ſiedendes Oel in das Geſicht. So gieng ſie zu dem zweiten, dritten, vierten, u. ſ. w. überall dieſelbe Frage; überall die nemliche Antwort. Hierauf begab ſie ſich wieder in das Haus, ſchloß die Hof- und Küchenthür ab, ſetzte die Lampe unter einen Keſſel, ſtellte ſich an's Fenſter, nahm zwei große Meſſer zur Hand, und wartete ruhig den Ausgang ab.

Bald darauf erwachte der Hauptmann, und ſah an den Sternen, daß es bald Mitternacht war. Da er nun Alles im Hauſe ruhig fand, beſchloß er das Zeichen zu geben, und dann an das ſchreckliche Werk zu gehen. Nach der Abrede, ſollte er nemlich eine Handvoll kleine Steine hinunterwerfen, die er zu dieſem Ende bei ſich trug. Dann ſollte jeder Räuber ſeinen Schlauch vollends zerſchneiden, ſich neben die Andern aufſtellen, und das weitere gewärtig ſeyn.

Haſtig warf nun der Hauptmann die Steinchen auf die Schläuche hinab, und glaubte ſeine Leute, in einem Nu vor ſich zu ſehen. Aber keiner der Todten wollte ſich regen, ſelbſt als er ihnen — Siſam! — zurief. Ungeduldig ließ er ſich alſo vom Fenſter herab, ſtürzte ſich auf die zwei erſten Schläuche, und rüttelte, und ſchüttelte ſie aus Leibeskraft. Doch vergebens, die Erſtickten blieben ſtumm, und bewegungslos.

So gieng er zu dem zweiten, dritten, vierten Paare, u. ſ. w. endlich verrieth ihm der brenzliche Oelgeruch, was hier vorgefallen war. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als auf die Flucht zu denken, wozu ſich auch die beſte Gelegenheit fand. Die Gartenthür war nemlich unverſchloſſen, die denſelben umgebende Mauer nur mittelmäßig hoch. Er kletterte demnach an derſelben hinan, und war mit einem Sprunge in Sicherheit. Erſt jetzt legte ſich Morgina auf ihre Matte nieder, behielt jedoch ihre Meſſer noch immer neben ſich.

Als ſich Albaid am andern Morgen angekleidet hatte, war ſein Erſtes, der Sitte gemäß, nach ſeinem Gaſte zu ſehn. Er erſtaunte ein wenig, denſelben nicht mehr zu finden, und gieng daher in den Hof hinab. Sein Erſtaunen ſtieg, als er die aufgetrennten, und über einander gefallenen Schläuche ſah. Da ſprang Morgina hinzu, und klärte ihm Alles auf.

Bis zu Thränen gerührt faßte ſie Albaid bei der Hand, und ſprach: — „Ich weiß „nicht wie ich's Dir vergelten ſoll!“

Jezt mußte nun vor allem geſorgt werden, die Leichname den Augen der Nachbarn zu entziehn. Zu dem Ende ließ ſie Albaid fürs erſte in ſeinen Speicher ſchaffen ſo, daß jedermann glaubte, er habe die ganze Ladung, mit Einſchluß der Maulthiere gekauft. In der folgenden Nacht aber wurden ſämmtliche Schläuche, wohl mit Steinen beſchwert, in den Strom verſenkt. Die treue Morgina erhielt abermals ein ſehr reiches Geſchenk.

6.

So mochte etwa ein Monat vergangen ſeyn, als in einem Khane von Damascus, ein Kaufmann, Namens Hußem abtrat. Er ließ ſich zu dem Aufſeher des

Bazars führen, miethete daſelbſt einen der ſchönſten Laden, gegen Vorausbezahlung, beſprach eine ſtattliche Wohnung, auf gleiche Weiſe, kaufte zulezt ein Pferd, und nahm auf einige Tage Abſchied.

Zur geſezten Zeit erſchien er wieder, und hatte fünf ſchwer beladene Maulthiere bei ſich. Er ließ dieſelben abpacken, die Ballen in ſeinen Laden bringen, und vollendete in weniger, als vier und zwanzig Stunden, ſeine Einrichtung. So hatte er denn ſeinen Laden mit den ſchönſten, reichſten, und koſtbarſten Stoffen geſchmückt, wie ſie nur ein König verlangen, und bezahlen kann. Ganz Damaſcus ſtrömte daher nach dem Bazar, um dieſelbe zu ſehen; ſie erregten die allgemeine Bewunderung.

Gerade neben Hußem, hatte der junge Albaid, der ein Sammet- und Shawlhändler war, einen Laden von nicht geringerem Umfang. Es konnte daher nicht fehlen, daß beide Kaufleute, in kurzem mit einander bekannt wurden, wie dies ſo zu gehen pflegt. Bald darauf fiel das Bairamsfeſt ein, und Hußem gab allen ſeinen Nachbarn ein großes Gaſtmahl. Alle erwiederten dieſe Höflichkeit durch Gegeneinladungen, und der junge Albaid ſtand oben an.

Es war demnach am dritten Abend des Bairam, als Hußem im Hauſe Albaids erſchien. Vater, und Sohn empfiengen denſelben, mit großen Ehrenbezeugungen, und führten ihn, neben der Küche vorbei, in ihren prächtigen Speiſeſaal. Morgina, neugierig den fremden Gaſt zu ſehen, leuchtete hinter der Thür ihres Kämmerleins, und erkannte auf der Stelle in ihm den Räuberhauptmann, wie er ihr als Oelhändler erſchienen war.

In der That ſie hatte vollkommen Recht geſehn. In Schmerz, und Trauer, über den Tod ſeiner Gefährten, hatte er ſich drey Wochen lang, in die Höhle verſchloſſen, und über ſeinen Racheplan nachgedacht. Endlich war er damit in Richtigkeit, und bereitete alles zur Ausführung vor. Die koſtbaren Stoffe aller Art hatte er aus der Höhle herbeigeſchafft, und ſich überdem mit Goldſtücken, und Juwelen, in Ueberfluß verſehn. Dieſer Abend nun ſchien entſcheidend zu ſeyn.

Das Mahl war prachtvoll, ganz dem ungeheuren Vermögen Albaids gemäß. Endlich trug Morgina mit zwei Gehülfen den Nachtiſch auf, ſchaute dem Fremden kühn in das wilde Geſicht, und erhielt nun die vollſte Gewißheit. Aber in dem Augenblicke war auch ihr Plan gemacht. Sie eilte fort in ihr Kämmerlein, legte ihre Tanzkleidung an, und ſchmückte ſich aufs zierlichſte aus. Von Jugend auf in dieſer Kunſt geübt, übertraf ſie alles, was in Damaſcus in dieſer Art zu finden war. Gerade dieſes Talentes wegen, hatte ſie auch Kaßim ſehr theuer gekauft.

Eine halbe Stunde, und herein ſchwebte ſie, von zwei Leyerſpielern begleitet, in dem ganzen Zauber ihrer Lieblichkeit. In der einen Hand hielt ſie einen Tambourin, der mit der andern geſpielt ward. An ihrer linken Bruſt, hieng in einer ſilbernen Scheide, ein dreiſchneidiger Dolch mit vergoldetem Griffe herab. Ein koſtbarer Gürtel hielt ihr leichtes Gewand zuſammen, während ihr ſchönes, ſchwarzes Haar, in reizenden Ringeln, auf ihre blendend weißen Schultern herabfloß.

Sie begann nun ihre Tänze, bald komiſcher, bald tragiſcher Art. Endlich gieng ſie in eine Pantomime über, bei der ſie den Dolch zog, und denſelben auf die mannigfaltigſte Weiſe ſpielen ließ. Scheinbar erſchöpft, endigte ſie jetzt, und näherte ſich der Tiſchgeſellſchaft.

Sie hatte den Tambourin umgekehrt, und bat, nach Tänzerinnenweiſe, mit beredten Blicken, um ein Geſchenk. Der Hauptmann über ihr Spiel entzückt, ſah ſie mit Wohlgefallen an. In dem Augenblicke machte ſie eine raſche Bewegung, und ſtieß ihm den Dolch bis an den Griff in die Bruſt.

„Gott!“ — riefen Vater, und Sohn, im höchſten Erſchrecken — „Gott, Morgina! Was haſt du gethan?“ — „Euren „Mörder gemordet; erkennet den Oelhändler in ihm!“ — Der Vater betrachtete den Todten genauer, und fand es wirklich ſo. — „Ja!“ ſagte er bei ſich ſelbſt —

„Das iſt der Räuberhauptmann, wie ich „ihn im Walde ſah!“

Zwiſchen Morginen, und dem jungen Albaid, hatte ſchon ſeit längerer Zeit, ein eben ſo zärtliches, als genußvolles Verſtändniß obgewaltet, das den Eltern nicht entgangen war. Der Vater rufte jezt die beiden Frauen herbei, ſegnete die Liebenden, und belohnte ſo Morginen aufs ſchönſte, und herrlichſte für ihre Aufopferung. Der Leichnam ward in dem Garten verſcharrt.

Nach einigen Monaten aber zog Albaid mit ſeinem Sohne nach der Höhle, und bepackte fünf und zwanzig Maulthiere, mit Allem, was nur Koſtbares darin zu finden war. Daher der unſägliche Reichthum dieſer Familie, der ſich durch mehr als fünfhundert Generationen erhalten hat.

IV.

Das Karavanſerai.

Einleitung.

Karavanſerai iſt der Name der großen öffentlichen Gebäude, die in allen bedeutenden Städten des Orients, zur Aufnahme der Karavanen beſtimmt ſind. Jedes Karavanſerai bildet ein Viereck, das einen Hof umgiebt, und in der Regel immer ein, in großen Städten aber zwei Stockwerke hat. An der innern Seite laufen die Kammern für die Reiſenden, an der äußern die Ställe für die Laſtthiere hin.

Alle dieſe Kammern öffnen ſich auf eine drei, bis vier Fuß hohe, und doppelt ſo breite Terraße, von der mehrere Treppen in den Hof hinabgehen, der zur Aufnahme der Waaren beſtimmt iſt. Die Eingänge zu den Ställen ſind in den vier

Winkeln des Gebäudes, und nur mit Gittern verſehn. Das Hauptthor an der Vorderſeite des Gebäudes, das auf den Hof führt, zeichnet ſich durch große Feſtigkeit aus. Ueberdem befindet ſich, innerhalb deſſelben, eine ſtarke Wache, die für alle Entwendungen haften muß.

Bey gutem Wetter werden die Kammern, die das Licht nur durch die Thür erhalten, ſehr ſelten von den Reiſenden benutzt. Sie bleiben gewöhnlich auf der Terraße, wo jeder ſein Eſſen zu kochen, und ſeine Decke auszubreiten pflegt. Hierbei iſt zu bemerken, daß man alle Bett- und Küchengeräthſchaften, bei ſich führen muß; daß man aber faſt in allen Karavanſerais, auch Brod, Milch, Früchte, und Reis, ja ſogar Fleiſch haben kann, wobei ſich das Futter für die Pferde, und Kameele von ſelbſt verſteht.

Bei äuſſerſt ſchlechtem Wetter, oder im Winter dagegen, werden Kammern, und Ställe deſto eifriger geſucht; denn bei recht groſſer Kälte, quartieren ſich ſelbſt die Reiſenden mit in die lezteren ein. Dieſes kann auch um ſo eher geſchehen, da ſie äuſſerſt reinlich, und längs der Mauer, mit einem kleinen Auftritt zum Schlafen verſehen ſind. — Dies zur Erläuterung; wir beginnen nun unſere Erzählung ſelbſt.

1.

Die groſſe Karavane von Iſpahan nach Aleppo, war in dem Karavanſerai von Diarbekir angekommen, und hatte den ganzen Raum deſſelben beſezt. Schon waren die Lampen angezündet, und die

Güterballen in dem Hofe aufgeſtapelt; ſchon hatten ſich die Reiſenden, auf den Terraßen, ihre Lagerplätze gewählt, und ihre Mahlzeiten verzehrt. Allein noch war es, bei dem ſchönen Abend, zu früh, um ſchlafen zu gehn; man ſchlug daher eine gemeinſchaftliche Unterhaltung vor.

Unter den Reiſenden befanden ſich nemlich zwei, nach Aleppo verſchriebene Erzähler, beide Meiſter in ihrer Kunſt. Man beſchloß daher, eine gewiſſe Summe für ſie zuſammen zu bringen, und verließ ſich im übrigen auf ihre Geſchicklichkeit. Beide ergriffen dieſen Vorſchlag mit Vergnügen, verabredeten ſich einige Augenblicke mit einander, und nahmen dann in der Mitte der Reiſegeſellſchaft Platz. Hierauf begann der älteſte, wie folgt:

Dſchennet, die Tochter des Fürſten Abdorrahmans, war die ſchönſte, reichſte, und beredeteſte Jungfrau, aus dem Stamme der Söhne Haſchems. Ihr Geſicht, und ihre Geſtalt waren die einer Houri,*) ihre Schätze hätte das Feuer nicht verzehren können; ihrer Beredſamkeit hätten ſelbſt die Steine nicht zu widerſtehen vermocht. Aber in ihrer Seele brannte die Flamme der Liebe, zwar geheim, und verhalten, aber mit deſto größerer Heftigkeit.

Es war der Kalife Mamum, der Sohn Harun Alraſchids, den ihre Inbrunſt im Geheimen umfieng. Eines Tages machte ſie ihm einen Beſuch, und fand ihn in einem Saale, den er ſelbſt hatte bauen laſſen, und der an Pracht, und Herrlichkeit, alle die der vorigen Kalifen unendlich übertraf.

---

*) Schönheit des Paradieſes.

Die Wände waren mit golddurchwirktem Damaſt bekleidet, und die Vorhänge von chineſiſchem Seidenzeug. Alle Thiere der Erde, und des Meeres, theils aus Alabaſter gehauen, theils aus Gold gegoſſen, fanden ſich hier auf einem Punkte vereint. Von dem Throne aus ſtanden auf jeder Seite zweihundert Sclavinnen, von gleichem Wuchſe, gleichen Haaren, gleichen Formen, und gleicher Schönheit, alle zum Dienſte des Herrſchers beſtimmt.

„Dſchennet!“ — ſprach der Kaliſe — „Haſt Du je einen Saal geſehn, der die„ſem an Pracht und Größe gleich kam?“ — „Fürſt der Gläubigen!“ — erwiederte die Jungfrau — „Der Himmel erhalte Dich „in Deiner Herrlichkeit! Aber möchteſt [redacted] „Dich einſt herablaſſen, Deine Schritte zu „Deiner Dienerin zu leiten, ſie würde Dir „zeigen, was Du noch nie geſehen, und

„Dir einen Wein kredenzen, wie Du noch „keinen getrunken haſt!“

„Dſchennet!“ — erwiederte Mamum — „Ich nehme Deine Einladung an, „doch mit der Bedingung, daß ich den „Oberrichter Fahija, den Sohn Ektems, „den Du hier ſieheſt, mitbringen darf. „Du weißeſt, ohne ihn gehe ich nirgends „hin!“ — „Nach Deinem Willen, und Be„fehl“ — erwiederte Dſchennet — „Wen „Du mir zuführſt, Fürſt der Gläubigen, „der iſt mir ſo angenehm wie Du ſelbſt!“

Hierauf zog ſie eine goldne Doſe hervor, die mit dem reinſten Moſchus gefüllt war. — „Hier Fahija!“ — ſagte ſie, und reichte ihm dieſelbe — „Nimm dies im Voraus „zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die „Mühe Deiner Begleitung!“ — Fahija nahm das ſchöne Geſchenk mit Freude an, und Dſchennet beurlaubte ſich.

Am folgenden Abend, als die glühende Hitze nachgelaſſen hatte, und die lieblichſte Kühlung aus Weſten zu ſächeln begann; begab ſich der Kalif mit dem Oberrichter, beide als ägyptiſche Kaufleute verkleidet, zu der Tochter Abdorrahmans. Dieſe, aufs prächtigſte geſchmückt, lauſchte bereits an ihrem Gitter, und erglühte, bei dem Anblicke des heimlich Geliebten, wie die Lilie im Abenroth.

Sogleich eilte ſie hinunter, öffnete ihnen ſelbſt die Pforte, begrüßte ſie mit einem ſchönen Verſe von Mahadi, und führte ſie dann, durch den Garten, in einen prächtigen Kiosk. Dieſer ruhte auf vier hohen Säulen von purpurröthem, polirten Marmor, aber die Schäfte derſelben, beſtanden aus maſſivem Gold.

Die Wände waren mit Spiegeln eingelegt, und die hellblauen Fußtep[illegible] mit Perlen geſtickt, während die Decke, dem obern Theile eines Zeltes von Goldbrocat glich. Im Hintergrunde blühten auf einem ſilbernen Gerüſte, in den feinſten chineſiſchen Porcellantöpfen, alle duftende Blumen des Orients. Auf den Seiten dagegen ſtanden große, japaniſche Gefäße, mit Moſchus, Ambra, Sandelholz u. ſ. w., ſo daß die ganze Luft ein Meer von Blüthengerüchen ſchien. Mamum wähnte ſich in ein Zauberland verſezt.

Bald darauf ward der Tiſch gebracht, der aus Yemeniſchen Onyx zuſammengeſezt war. Jeder Fuß beſtand aus einem einzigen Stück. Die Gerichte ſelbſt waren königlich, von eben ſo köſtlichem Geſchmacke, als lieblichem Anſehn. Dſchennet legte dem Kalifen, mit ihrer ganzen, natürlichen Anmuth vor, die noch durch ihre ſtille Liebe vermehrt ward. Mamum aß mit unbeſchreiblichem Vergnügen, und ſchwur, ein ſolches Mahl hab' er noch nie gehabt.

Jezt ward Waſſer zum Händewaſchen in goldenen Kannen, und Becken, mit wohlduftenden Tüchern vom feinſten Damaſte gebracht. Hierauf wurden die Speiſen abgetragen, und fünf durchſichtige, porcellanene Flaſchen mit Wein gebracht. Es war der köſtlichſte Rebenſaft; leicht wie die Luft, roth wie Rubin, feurig wie die Sonne, und aromatiſch wie Zimmt mit Ambra vermiſcht.

Zwei ſchöne Sclavenknaben kredenzten denſelben; aber Dſchennet ſezte die kryſtallenen, mit goldnen Blumen, und Rändern verzierten Bechern, ihren Gäſten ſelbſt vor. Mamum trank mit unſäglichem Vergnügen, und ſprach: — „Einen ſolchen Wein hab' ich noch nie gekoſtet; „er ſcheint im Paradieſe gewachſen zu ſeyn!“

— So leerte er Becher für Becher, mit unbeſchreiblicher Luſt.

Nicht lange, ſo erſchienen zwei reizende Sclavinnen, in weiße Seidenzeuge von Kuſa gekleidet, und mit perſiſchen Kronen auf dem Haupt. Jede trug eine goldene Laute, der ſie die ſüßeſten Töne entlockte, und Beide begleiteten ihr Spiel mit einem harmoniſchen Doppelgeſang. — „O Dſchennet!“ — rief Mamum im höchſten Entzücken aus. — „Wohl mit Recht trägſt „Du Deinen Namen; *) denn bei Dir iſt „das Paradies, und Du biſt die erſte „Houri davon!“ — Bei dieſen Worten ſchwamm das Herz der Jungfrau in Wonne, und Seligkeit.

---

*) Dſchennet heißt aber gerade ſoviel als Paradies.

„Fürſt der Gläubigen!“ — hub jezt Fahija an — „Wohl haſt Du, wie „immer vollkommen Recht! Dennoch wag' „ich zu ſagen, daß uns von den Freuden „des Paradieſes noch eine abgeht!“ — „Und welche, lieber Fahija, ſprich?“ — „Die Jagd!“ — „Getroffen! Getroffen! „Aber ich wette, daß die reizende Dſchen„net auch dafür geſorgt haben wird.“ — Die Jungfrau antwortete blos mit einer Verbeugung, lächelte aber ſüß für ſich, und lud ihre Gäſte zu einem Spaziergange durch den Garten ein.

Unterdeſſen war der Mond aufgegangen, und goß ſeinen Schimmer über den Orangenhain aus. Die Blüten dufteten, ſanft rieſelten die Quellen, und in den Roſenbüſchen flöteten die Nachtigallen Liebe, und Zärtlichkeit. Mamum von Dſchennet geführt, war vor Vergnügen faſt außer ſich. Da ertönte auf einmal eine Jagdmuſik, und augenblicklich flogen hundert reichgeſchmückte Sclavinnen, immer eine ſchöner, als die andere, herbei.

„Sehet da die Gazellen!" — ſagte Dſchennet lächelnd zu dem Kalifen, und ſeinem Begleiter — „Sehet da eure Jäger!" — fuhr ſie zu den Sclavinnen fort. Dieſe verſtanden den Wink, und flohen in maleriſcher Unordnung, auf den Flügeln des Windes, in den Orangenhain.

„Fahija!" — rief der Kalif — „Hole „mir eine Gazelle," — und raſch eilte dieſer dem flüchtigen Haufen nach, erhaſchte mit leichter Mühe eine der Mädchen, und trug ſie dem Kalifen hin. Dieſer liebkoßte ſie einige Augenblicke, und füllte ihr dann die kleine Hand mit Goldſtücken an.

„Fürſt der Gläubigen!" — ſagte Dſchennet — „Du ſiehſt, daß Deine Dienerin

„wenigſtens nicht eiferſüchtig iſt!“ — Der Kalif verſtand den Sinn dieſer Worte vollkommen, und ſprach: — „Dſchennet! „Sey Du meine Gazelle! Was gilts? Ich „fange Dich?“ — „Wohlan!“ — rief ſie mit offener Zärtlichkeit — „Wenn Du „mich fängſt, ſo gebiete über mich!“ — Darauf flog ſie hin, aber es war ihr natürlich kein Ernſt. — „Ach, wenn er mich „fienge!“ — ſagte ſie für ſich ſelbſt — An „mir läg' es gewiß nicht!“

Allein ſie konnte unbeſorgt ſeyn, denn der Kalif von Liebe und Wein begeiſtert, ſtürmte ihr nach, und drückte ſie in wenig Minuten an ſeine Bruſt. — „Sey meine „Königin! Dſchennet!“ — ſagte er unter einem Heere von Küſſen — „Sey meine „Königin! Ich liebe Dich! Was Mamum „ſagt, gilt für die Ewigkeit!“ — Sie erwiederte ſeine Liebkoſungen, und ihr ganzes Weſen war Wonne, und Zärtlichkeit. So überließen ſie ſich den ſchönſten Regungen der Natur.

Als ſie endlich aus dem Orangenhain traten; — ſagte der Kalif: — „Oberrichter Fahija, fertige den Ehecontract aus! Ich habe mir ein ſüßes Weib erjagt. Ich gebe ihr eine Million Dirhems *) als Brautſchatz, und die Einkünfte von tauſend Dörfern als Nadelgeld. Eile Fahija, noch dieſen Abend ſoll die Hochzeit ſeyn!“ — Fahija nahm ſeines Amtes wahr, und die Mitternacht ſah das reizende Paar auf einem königlichen Lager vereint.

Hiermit ſchloß der Erzähler ſeinen Vortrag, und ward mit allgemeinem Beifall

---

*) Doppelducaten.

belohnt. Alle aus der Geſellſchaft theilten ihm Taback, und warmen Sorbet mit. Nach einer kurzen Pauſe, nahm dann der jüngere Abu Taleb das Wort, und begann wie folgt:

2.

Ismail, der Sohn Fahija's, befand ſich eines Tages mit dem Kalifen Harun al Raſchid auf der Jagd, als ſie von weitem einen Zug von Reitern ankommen ſahn — „Wer ſind die?“ — fragte der Kalif — Die Antwort war: — „Sie gehören zu dem Gefolge Dſchafers, „Deines Weſirs.“ — Einige Augenblicke darauf verlohr man ſie aus dem Geſicht.

Auf einmal ſagte der Kalif, indem er ſich bald rechts, bald links wandte; — „Wo iſt Dſchafer mit ſeinem Gefolge „geblieben, ich ſehe ſie nicht mehr?“ —

„Vergieb, Fürſt der Gläubigen!“ — erwiederte Ismail — „Sie haben Dich nicht „erkannt, ſonſt hätten ſie ſich gewiß genähert, und Dich mit Ehrfurcht begrüßt.“ — „Ich glaube es ſelbſt!“ — ſprach der Kalif, und ſchwieg.

So ritten die Beiden ein wenig weiter, bis ſie zu einem prächtigen Pallaſte kamen, der mit einem großen herrlichen Garten voll ſchimmernder Kioske, Springbrunnen, Lauben, u. ſ. w. umgeben war. — „Wem „gehört dies Alles?“ — fragte der Kalif. — „Dſchafer dem Barmeciden, Deinem „Weſir!“ — antwortete Ismail — Der Kalif hielt noch einige Minuten ſtill, und betrachtete die ſchöne Beſitzung mit Aufmerkſamkeit. Dann ritt er weiter, und ſprach kein Wort.

So näherte er ſich mit ſeinem Begleiter den Thoren von Bagdad. Jezt wandte er ſich zu dieſem, und ſprach: — „Sieh' „Ismael! Ich, und mein Vater, wir „haben die Barmeciden auf Koſten unſerer „Kinder erhöht, und mit Reichthum begabt. „Keiner unſerer Prinzen beſitzt ſo prächtige „Palläſte, und Gärten wie ſie — Doch „verſchließe meine Rede in Deiner Bruſt!“ — Ismail ſtaunte; es ſchien ihm nur zu klar, daß ſich über Dſchafers Haupt ein Ungewitter zuſammenzog.

Am folgenden Morgen kam Ismail, wie gewöhnlich, zu dem Kalifen, und fand ihn an einem Fenſter ſeines Schloſſes, das gegen die Stadt, und gerade auf Dſchafers Pallaſt zugieng. Alle Zugänge deſſelben wimmelten von Leuten aller Claſſen; es ſchien, als ob halb Bagdad daſelbſt in Bewegung ſey. — „Sieh einmal „Ismail!“ — ſprach der Kalif — „Was

„dies für ein Zulauf, und für ein Ge„dränge iſt!“

„Der Segen des Himmels über Dich, „Fürſt der Gläubigen!“ — erwiederte Ismail — „Dſchafer iſt Dein Diener, „Dein Weſir, Dein Freund, den Du ſelbſt „Bruder nennſt, wie ſollte die Pforte ſei„nes Hauſes unbeſucht ſeyn?“ — „Aber!“ — ſprach der Kalif faſt zornig — „Er ver„dunkelt mich, und meinen Hof, und dies „kann mir nicht gleichgültig ſeyn!“ — Ismail ſchwieg, und ſo kam die Rede auf einen andern Gegenſtand.

Bald darauf erſchien der Weſir ſelbſt zu dem gewöhnlichen Morgenbeſuch. Harun al Raſchid unterdrückte ſeinen Ingrimm, empfieng ihn mit der größten Freundlichkeit, bewilligte alle ſeine Anträge faſt im Augenblick, und ſchien rückſichtlich ſeiner, die Gnade ſelbſt zu ſeyn. Dies gieng ſo weit, daß er ihm ſelbſt, einen ſeiner geſchickteſten Leibſclaven ſchenkte, ſo lieb ihm auch dieſer bisher geweſen war. Allein er hatte denſelben zu einem geheimen Kundſchafter in dem Pallaſte des Weſirs beſtimmt.

Den Abend brachte der Kalif, wie gewöhnlich, in ſeinem Harem, bei ſeiner Gemahlin Zobeide zu. Wie er durchaus kein Geheimniß für ſie hatte, ſo verbarg er ihr auch ſeine Beſorgniſſe, wegen der ſteigenden Macht des Weſirs, und ſeinen Widerwillen gegen denſelven, durchaus nicht. Zobeide freute ſich unausſprechlich, daß endlich der Augenblick, den ihr ſo ſehr verhaßten Mann zu ſtürzen gekommen war.

„Ach mein Gemahl!“ rief ſie mit ſchmerzlichem Tone aus — „Wollte Gott! „Dſchafer hätte ſich keines andern Ver-

„brechens ſchuldig gemacht?“ — „Wie?
„Was ſagſt Du?“ — fuhr Harun al
Raſchid auf — „Verbrechen, und welches?“ — „Ich ſelbſt“ — erwiederte Zobeide — „vermag es Dir nicht zu nennen, weil meine ganze Seele ſich dagegen
„empört. Allein ich will eine Sclavin rufen
„laſſen, die das Geheimniß zuerſt entdeckt
„hat, und die Dir Alles erzählen ſoll!“ —
— „Eile meine Freundin!“ — ſprach der
Kalif — „Ich brenne vor Ungeduld!“

Ein Wink, und die Sclavin lag zu
den Füßen Haruns. — „Sami!“ —
ſagte Zobeide — „Rede die Wahrheit,
„und erzähle, wie Dſchafer zum Verräther an ſeinem Herrn geworden iſt.“

„Seit ſieben Jahren Herr!“ — hub
die Sclavin an — „iſt der Weſir der geheime Gatte Deiner Schweſter Maimuna. Sie hat ihm drei Söhne ge-

„bohren, wovon der jüngſte geſtorben iſt. „Die beiden andern aber werden in der heiligen „Stadt des Propheten erzogen, und zwar „im Hauſe des Ulemah Mehadſch!“

„Geh!“ — rief der Kalif ganz außer ſich, und warf ihr eine Handvoll Goldſtücke hin — „Geh! Aber halte Deine „Zunge im Zaum! Ein einziges Wort, „und Du wirſt lebendig begraben! Dies „präge Dir wohl ein! — Geh!“ — Die Sclavin warf ſich dreimal zur Erde, und gieng.

Als der Kalif mit ſeiner Gemahlin allein war, überließ er ſich den ſchrecklichſten Ausbrüchen ſeines Zornes, ohne Zurückhaltung. — „Welche Verrätherei!“ — rief er einmal über das andere — „Welcher „ſchwarze, ſchändliche Undank! Welche „ſchaamloſe Vermeſſenheit!“ — Zobeide, die ihn kannte, ließ ihn ausbrauſen, reichte ihm dann einen Becher kühlenden Sorbet, und ſprach: — „Jezt mein Gebieter, will ich Dir erzählen, wie eigentlich Alles zugegangen iſt.“

„Als Du mit Deiner edlen Seele, dem Verräther in Allem trauteſt, und ihn ſelbſt die Schwellen des Harems überſchreiten ließeſt, da entbrannte Maimuna nur zu bald für ihn, wie er für ſie. Doch noch immer hielt Jene die Furcht vor Dir, und Dieſen die Unmöglichkeit zurück. Bald aber kannte Beider Leidenſchaft keine Grenzen mehr.

„Du weißeſt, daß er Abends, ſehr häufig Bayaderen *) zu ſich kommen läßt. Auf ſeinen Rath verkleidete ſich Maimuna als eine derſelben, betrat ſeine

---

*) Oſtindiſche Tänzerinnen.

Gemächer, und brachte die Nacht bei ihm zu. Dies war der Anfang ihrer Ehe, und ſo wurde dieſe, ſeit ſieben Jahren fortgeſezt. Aus Schonung verbarg ich Dir Alles; nun aber länger zu ſchweigen, iſt eine Unmöglichkeit!“

„Genug!“ — rief der Kalif mit funkelnden Augen — „Genug! Mesrur erwarte mich!“ — So nahm er Abſchied von Zobeiden, fand Mesrur, den Oberaufſeher des Harems, ſeiner harrend, im Vorgemach, und begab ſich mit ihm nach dem Flügel des Pallaſtes, der von ſeiner Schweſter bewohnt ward. Bei ſeiner Ankunft, befahl er Mesrur, dieſelbe zu ergreifen, und in eine der Kleiderkiſten zu werfen, was augenblicklich geſchah. Das unglückliche Weib war im erſten Augenblicke ohnmächtig geworden, und ward ſo in den Tigris verſenkt.

Am nächſten Morgen verſammelte ſich der Hof zahlreicher als je. Dſchafer ſollte nemlich an dieſem Tage nach Choraſan abreiſen, um daſelbſt die Statthalterſchaft anzutreten, die ſeiner Familie, von dem Kalifen, auf ewige Zeiten überlaſſen war. Harun empfieng ihn, wie gewöhnlich, und machte die Staatsgeſchäfte ab. Doch in dem Augenblicke, wo er ſich beurlauben wollte, ſprach der Kalif: — „Laß uns nach den Sternen blicken, Dſchafer; es iſt gerade halb ſechs!"

Hierauf führte er ihn in ſein Cabinet, richtete das Inſtrument, ſah einige Augenblicke hindurch, und ſagte denn: — „Dſchafer! Verſchiebe Deine Reiſe bis Freitag; „denn heute, Mittwoch, iſt ein unglückli-„cher Tag für Dich!" — Der Weſir ſchien zweifelhaft, und trat ſelbſt vor das Aſtrolab. Bald aber überzeugte er ſich, gab die Reiſe für heute auf, und kehrte, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, nach ſeinem Pallaſte zurück.

Kaum hatte er ſich entfernt, als der Kalif ſeinen getreuen Mesrur rufen ließ, der augenblicklich erſchien — „Wer bin „ich Mesrur?" — „Herr! Du biſt der „Statthalter des Himmels auf der Erde, „der Nachfolger des Propheten, der Fürſt „der Gläubigen, der Gebieter der ganzen „Welt!" — „Wenn ich Dir alſo etwas „befehle, wirſt Du es blindlings thun?" — „Befiehl Herr! Ich gehorche Dir, und „wenn ich mir mein eigenes Haupt abſchlagen ſoll!"

„Nun denn!" fuhr der Kalif mit Wärme fort — „So geh' und vollſtrecke „einen Blutbefehl! Verfüge Dich zu Dſchafer, und ſage ihm, daß ſehr wichtige „Briefſchaften aus Choraſan angekommen

„ſeyen. Das Uebrige, Mesrur, verſteht
„ſich von ſelbſt!“ — „Alles, Alles, Fürſt
„der Gläubigen; verlaß Dich auf mich
„In weniger, als einer Stunde ſoll Dein
„Befehl vollzogen ſeyn!“

So begab ſich demnach Mesrur nach dem Pallaſte Dſchafers, und mußte wohl eine halbe Stunde warten, ehe er vorgelaſſen ward. Endlich richtete er ſeinen Auftrag aus, und begleitete den Veſir, der wie gewöhnlich ſeine Hausoffiziere, und Sclaven mit ſich nahm. Bei ihrer Ankunft vor dem Schloſſe, blieben dieſe am erſten Thore, jene am zweiten zurück. Demnach gieng Dſchafer, der eingeführten Sitte gemäß, mit Mesrur allein durch das dritte Thor.

Hier war in dem großen Hofe ein ſchwarzes Zelt aufgeſchlagen, und in demſelben eine Schaar von vierzig Sclaven, mit gezogenen Schwerdtern im Kreiſe aufgeſtellt. In dieſes Zelt führte Mesrur den Weſir. — „Das ſcheint nichts Gutes zu bedeuten!“ — ſagte dieſer zu jenem, ohne zu ahnen, was ihm bevorſtand — „Wen trifft denn „das Schwerdt!“ — „Dich!“ — erwiederte Mesrur! — „Denn der Kalif verlangt Deinen Kopf!“

„Mesrur!“ — ſprach Dſchafer mit Thränen — „Ich war immer Dein „Freund; Du weißeſt es. Gönne mir nur „einige Minuten Zeit! Eile zu dem Kalifen, und ſage ihm, daß mein Kopf gefallen ſey. Dann höre, ob es ihn gereut, und vielleicht geht noch Alles „gut!“ — „Ich will es thun!“ — ſagte Mesrur, ließ den Weſir unter der Obhut der Bewaffneten, und begab ſich zu Harun! — „Herr! Dein Befehl iſt vollbracht!“ — ſprach er — „So bringe

„mir auf der Stelle den Kopf des Ver-
„räthers, damit ich meiner Rache ge-
„wiß bin!"

Dies war genug für Mesrur. Er eilte demnach in das Zelt zurück, wo Dſchafer eben im Gebete begriffen war. Schnell gab er den Schwarzen ein Zeichen, ſich ſtill zu halten, ergriff einen Damaſcenerſäbel, und trennte das Haupt des Unglücklichen, mit einem Streiche vom Rumpfe ab. Nicht weniger eilig ſteckte er daſſelbe in einen, mit Aſche gefüllten Sack, begab ſich zum zweitenmal zu dem Kalifen, und warf es ihm vor die Füße hin.

Harun hatte einen Augenblick voll Wehmuth, wie denn der Tod des Feindes immer die Rache ſtillt. Aber ſchnell fiel ihm der Untergang ſeiner Schweſter ein, und ſein ganzer Zorn kehrte um ſo furchtbarer zurück. Alle Verwandten Dſchaſers wurden hingerichtet; ſeine Kinder in Mekka erwürgt, ſeine Güter eingezogen, ja ſelbſt ſeine Anhänger dem Tode geweiht. Sein Leichnam blieb vierzig Tage lang, auf der großen Brücke von Bagdad, unter einer ſtarken Wache, zur Schau ausgeſtellt, und ward dann erſt der Erde anvertraut, die Alles in ihrem Schooße verbirgt.

Hiermit endigte der Erzähler, und erndete gleichfalls allgemeinen Beifall. Die ganze Reiſegeſellſchaft theilte ihm Kaffe und Taback mit. Er aber zog ſich beſcheiden auf ſeinen Teppich zurück, um auf eine zweite Darſtellung zu denken, während ſein Gefährte Mehemet, ſeinen Platz einnahm, und folgendermaaßen begann:

3.

Jn den Handſchriften des berühmten Dichters **Abdorrahman Hatebi**, findet man folgendes Abentheuer erzählt — Jch befand mich — ſagte er — zu Damaſcus, und machte eines Nachmittags, einen Spaziergang in die Nachbarſchaft. Bald kam ich vor einem herrlichen, mit hohen Platanen umgebenen Pallaſte an. Der Platz gefiel mir; ich ſtieg mit meinem Sclaven die Marmortreppe hinan, hieß ihn den Teppich ausbreiten, den er bei ſich trug, und ſezte mich darauf.

Das Thor des Pallaſtes ſtand offen, ich ſah gerade in den großen, mit Orangenbäumen bepflanzten Hof hinein. Da erblickte ich fünfzig reizende Sclavinnen, in grünſeidenen Gewändern, mit goldenen Gürteln, und in ihrer Mitte eine hohe

Jungfrau, an Glanz, und Schönheit dem Morgenſterne gleich. Sie ſchoß zum Zeitvertreib nach einer Scheibe, die am Ende des Hofes aufgeſtellt war. Kräftig handhabte ſie den goldenen Bogen, und ſchwirrend flogen die mit Edelſteinen beſezten Pfeile, an's Ziel.

Auf einmal erblickte ſie mich, und rief den Sclavinnen zu — „Was will der „Fremde? Macht das Thor zu! Zieht den „Vorhang vor! Was braucht er uns zuzu„ſehen?" — Ihr Befehl ward befolgt, und ich ſah und hörte nichts mehr. Jung, und reich indeſſen, wie ich war, hatte ich meinen Entſchluß auf der Stelle gefaßt. In dem Augenblicke kam einer meiner Freunde ebenfalls mit ſeinem Sclaven daher.

„Wem gehört dieſer Pallaſt?" — fragte ich — „Dem Oberzolleinnehmer Asmai, der „die reiche Tochter Rebia hat. Ihre

„Mutter hinterließ ihr dreimalhunderttauſend „Dirhems, als Mitgift. Sie hat „ſchon viele Freier, Emirs, und Weſirs „gehabt, aber ſie zieht das freie Jugendleben „dem eingeſchränkten Eheſtand vor. „So bringt ſie ihre Zeit, im Kreiſe ihrer „Sclavinnen, mit Fiſchen, Jagen, Spazieren, „Scheibenſchießen zu!“ — So ſprach mein Freund; ich dankte ihm, und er ſezte ſeinen Weg weiter fort.

Die Sonne fieng an zu ſinken, als ein ſtattlicher Mann daher geritten kam. Ich erkannte ihn, es war Asmai ſelbſt — Als er vor dem Thore anlangte, grüßte er mich, und nöthigte mich mit ihm hineinzugehn. Wir traten in einen ſchönen Kiosk, und wurden mit Pfeifen, Confituren, und Sorbet bedient.

„Asmai“ — hub ich nach einer Weile an — „Du kennſt meine Herkunft,

„meinen Stand, und mein Vermögen, ich begehre Deine Tochter zur Frau!“ — „Wohl Hatebi!“ — erwiederte er — „Ich kenne Dich ſehr gut, auch wärſt Du mir, nach Allem, ein ſehr willkommener Eidam, aber meine Tochter iſt wild wie eine junge Löwin, und mag durchaus keinen Mann.“ — „So frage ſie wenigſtens!“ — fuhr ich fort — „Und ſage ihr, wer der Freier iſt.“

Er gieng, und kam nach einer kleinen Weile zurück — „Sie will Botſchaft ſenden, ehe es noch Abend wird“ — Wir ſprachen hierauf von Allerhand, bis endlich die Sonne hinter die Gebirge geſunken war. Da erſchien eine Sclavin, beugte ein Knie zur Erde, und ſprach:

„Herr! Gruß zuvor von meiner Gebieterin! Sie hat ſich entſchloſſen, den Mann zu nehmen, den Du ihr vorſchlägſt;

„doch erſt in einem Monate von heute an. „Aber er ſoll ſich mit Muth, und Tapfer„keit wapnen; denn er wird, wie ſie ſagt, „eine Probe zu beſtehen haben, die unter „die ſchwerſten gehört.“

„Meinen Gruß an Deine Gebieterin!“ — nahm ich das Wort. — „Ich wollte „mich waffnen, und ſie ſollte gewiß mit „mir zufrieden ſeyn!“ — Hierauf kehrte ich nach der Stadt zurück, meiner Sache, trotz allem Anſchein, innerlich gewiß — „Ein Weib iſt doch nur ein Weib!“ — ſagte ich bei mir ſelbſt. Auch die ſprödeſte, und ſtolzeſte, hat endlich ihr Stündelein.

Der Monat vergieng; ich weiß ſelbſt nicht wie. Am beſtimmten Tage, langte ich endlich, wohlgeſchmückt, und wohlberitten, von allen meinen Sclaven begleitet, in dem Pallaſte an. Am Thore deſſelben, ward ich von zehn ſchwarzen, und eben ſo viel weißen Verſchnittenen, die ſämmtlich in Goldſtoff gekleidet waren, aufs unterwürfigſte begrüßt. Sie küßten den linken Vorderhuf meines Pferdes, und wiſchten demſelben mit weißen, goldgeſtickten Tüchern den Schweiß ab.

Ich ließ nun mein Gefolge zurück, und ritt über den großen Hof, bis ich an die Hauptthüre des Pallaſtes kam. Hier ward ich von zehn geſchmückten Dienern empfangen, und in eine Gallerie geführt. Auf jeder Seite derſelben, ſtanden hundert reichgekleidete Sclavinnen, mit ſilbernen, und goldenen Rauchfäſſern in der Hand, aus denen der köſtlichſte Ambra- Moſchus-, und Aloedampf emporſtieg.

So kam ich in einen großen, prächtigen Saal, der mit eilf Sofa's von Goldbrocat beſetzt war. Meine Begleiter deuteten auf eines derſelben, und verließen mich. Ich nahm auf dem, dem Eingange gegenüber ſtehenden Platz, und harrte der Ankunſt meiner bräutlichen Herrin. Bald darauf erſchienen neun Frauen, alle mit Edelſteinen bedeckt, und jede mit einem bloßen Dolche in der Hand, deſſen Griff vergoldet, und mit Diamanten beſetzt war. Sie ſahen mich bedeutend an, und nahmen jede auf einem Sofa Platz.

Wenig Minuten, und ich hörte Freuden-, und Jubelgeſchrey, wie wenn der Kalif in Pomp durch die Straßen von Bagdad zieht. Schnell ſprangen die Flügelthüren auf, und herein ſchritt, ſtolz und majeſtätiſch, meine bräutliche Herrin, im ſchwarzen, ſeidenen Gewande, und gleichfarbigen, goldgeſtickten Mantel, mit einem, von Diamanten ſchimmernden Dolche an der Bruſt.

Es fieng an zu dämmern, in dem Augenblick flammten zehntauſend Kerzen auf. Wir alle erhoben uns; ich zuerſt, denn in Wahrheit, ſie glich einer Königin! Zweihundert Sclavinnen folgten ihr, alle in die Hochzeitfarbe gekleidet, alle mit Kränzen in der Hand. Auch jezt erhob ſich der Jubel- und Freudenruf — „Heil! „Heil! Heil! Fürſtin Deines Stammes, „die der Allmächtige liebt! Seine Gnade „mit Dir! Sein Segen über Dich!“

Sie lächelte freundlich, was mir ihr inneres Gefühl verrieth. Darauf winkte ſie mir, und nach einigen Secunden auch den übrigen, uns wieder zu ſetzen, und nahm auf dem eilften Sofa Platz, über welchem ſich ſogleich, von der Decke herab, ein purpurrother, mit Perlen geſtickter Baldachin erhob.

Vier Sclaven brachten hierauf mein Brautgeſchenck, zwei große Vaſen mit Gold und Silbermünzen herbei. Sie theilte jene, unter die neun Kammerfrauen, und dieſe, unter die Sclavinnen aus. Doch dankte ſie mir mit einer leichten Kopfbewegung; die voll Anmuth, wenn auch nicht eben bedeutend war.

Hierauf erfolgte die Abendmahlzeit. Der Tiſch beſtand aus einer einzigen Kryſtallplatte; die Schüſſeln waren von Gold; die Speiſen zeigten alle Farben des Regenbogens, und dufteten nach Wohlgerüchen aller Art. Ambra, und Moſchus, Orangen- und Granatenblüthe, Sandel und Aloe, Narzißen, und Hyacinthen, Roſen, und Veilchen, Zimmet, und Cedras Alles in der üppigſten Mannichfaltigkeit. Eben ſo die Confituren, die Früchte, die Weine, die Sorbette, alle in gleicher Fülle, und gleichem Ueberfluß.

Jezt giengen an beiden Enden des Saales, zwei Vorhänge in die Höhe, und ſogleich begann ein doppelter Wechſelgeſang, der von einem reizenden Lautenſpiel begleitet ward. Die Stimmen prieſen das Glück der Liebe in wahren Zaubertönen; alles bebte, und lebte in mir. Ich ſezte mich daher kühn, und keck zu meiner bräutlichen Herrin, deren Augen wie Sonnen glänzten, und deren Buſen durch den ſchwarzen Flor hindurch ſchimmerte, wie der Schnee auf den Gebirgen von Curdiſtan.

Sie ſah mich mit einem unbeſchreiblichen Blicke an, und ſprach kein Wort. Ich faßte ſie hierauf bei der Hand, die ſo weich, und ſo zart, ſo warm, und ſo anziehend war. Sie ließ es geſchehen, und that, als ob es nicht die ihrige ſey. Darauf machte ich Anſtalt ſie zu küſſen —

aber da kehrte auf einmal ihre Wildheit zurück — „Auf treue Dienerinnen!“ — rief ſie — „Auf zu den Dolchen! — Sehet den Kühnen da! — Verwundet ihn „nicht, ich ſage es Euch; aber züchtigt ihn „für ſeine Frechheit!“

Bei dieſen Worten erhob ſie ſich, und verſchwand, ich weiß ſelbſt nicht wie. Die Frauen aber umringten mich, und ſchlugen, und ſtießen mit den diamantenen Knöpfen der Dolche, recht unbarmherzig auf mich zu. Zwar brachte ich drei, oder vier derſelben ſo ziemlich von mir ab, indem ich ſie auf ihrer ſchwächſten Seite angriff; allein die übrigen waren um ſo thätiger, bis ich endlich zu einer Liſt meine Zuflucht nahm.

Ich röchelte alſo wie ein Sterbender, und ſtreckte mich, unter anſcheinenden Krämpfen, auf dem Sofa aus. Hierüber erſchracken ſie ſo ſehr, daß ſie einſtimmig riefen: — „Zuviel! Zuviel! Laß ab! Laß ab! Wenn „er ſtirbt, iſt es um uns geſchehn!“ — Darauf röchelte ich noch einmal, als ob ich eben verſcheiden wollte, und ſie ergriffen die Flucht mit einem Zetergeſchrey.

Die Lichter brannten indeſſen fort, und ich richtete mich ganz behaglich auf meinem Sofa ein. Zum Ueberfluß ſtanden auf dem ſilbernen Schenktiſche, noch einige Flaſchen Schiraswein, während ſich auf dem kryſtallenen Tiſche, noch eine Piſtacientorte befand. Da nun das Schickſal dieſes einmal für mich beſtimmt hatte, erfüllte ich auch deſſelben Willen, aß und trank nach Herzensluſt, breitete dann meinen Mantel über mich, und machte mich zum Einſchlafen bereit. Kurz zuvor glaubte ich noch in der Ecke, ganz nahe bei meinem Lager, ein ſchönes, funkelndes Auge zu ſehn.

Als ich am andern Morgen erwacht war, erſchien ein Sclave, und brachte mir einen neuen Anzug. Meine Leute, die nach der Sitte, noch im Hauſe waren, hatten denſelben, meinen Befehlen gemäß, aufbewahrt. Ich kleidete mich nun um, ward mit einem köſtlichen Frühſtücke bewirthet, machte dann einen Spaziergang durch die reizenden Gärten, und ſpeiſte endlich mit meinem Schwiegervater zu Mittag.

Dieſer war ſehr betrübt, und ſchalt nicht wenig auf die wilde, boshafte, und ungefügſame Braut. Allein ich bat ihn, mich machen zu laſſen, und verſicherte ihn, daß ich meines Sieges gewiß ſey. Darob erheiterte er ſich dann vollkommen, und verſprach mir, die zwanzigtauſend Dirhems väterlicher Mitgabe noch um zehntauſend zu vermehren, denn er habe nichts mehr vom

Himmel zu erbitten, als einen Enkel zu ſehn.

So vergieng der Tag, bis ich gegen Sonnenuntergang in einen andern Saal geführt ward, der eben ſo prächtig, jedoch in andern Farben verziert war. Die neun Frauen erſchienen wie geſtern; endlich auch meine bräutliche Herrin, jedoch diesmal in weißem Atlas, mit Gold, und Perlen geſtickt. Sie ſah mich wohl eine Minute lang, mit einem ganz eigenen Blicke an, der mir viel Süßes zu verkündigen ſchien. — „Fahre fort!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Ein Weiberherz ſchmilzt am „Ende doch wie Wachs!“

Die Mahlzeit, die Geſänge, u. ſ. w. wie geſtern. Wer aber noch reizender, noch anziehender, noch bezaubernder ſchien, das war meine bräutliche Herrin. Ihre Augen brannten in Liebe, und Zärtlichkeit;

jede ihrer Bewegungen verrieth das Feuer, wovon ſie verzehrt ſchien. Ihre Blicke ruhten minutenlang auf mir; ihre Wangen glühten in Roſenduft; ihr Buſen wogte auf, und ab, wie die Fluthen des indiſchen Oceans.

Liebend wollte ich mich zu ihr neigen, da erwachte auf einmal ihre vorige Wildheit — „Auf treue Dienerinnen!“ — rief ſie — „Auf zu den Dolchen! Züchtigt den „Kühnen; doch verwundet ihn nicht!“ — Bei dieſen Worten erhob ſie ſich, und verſchwand, ich weiß ſelbſt nicht wie. Die Frauen aber fielen über mich her, und übten ihre Kunſt.

Doch ich nicht faul, packte die jüngſte derſelben, ſtellte mich an die Wand, hielt das Schäfchen, gleich einem Schilde vor mir, und ſah mich auf dieſe Art in Kurzem von ihren Angriffen befreit. Ueberhaupt bemerkte ich, daß es ihnen diesmal, kein rechter Ernſt zu ſeyn ſchien. Allem Vermuthen nach, hatten ſie in Fatimens Blicken geleſen, das war der Name meiner bräutlichen Herrin, und irgend etwas darin gefunden, was nur ein Weib verſteht.

Auch mir ſelbſt war dieſes unnütze Spiel ſo zuwider, daß ich der Sache mit einemmale ein Ende zu machen beſchloß. Ich ſchickte daher einen meiner Sclaven, mit meinem Siegelringe, zu dem Doctor Amru in die Stadt. Dieſer verkaufte nemlich eine Opiumtinctur, dis an Farbe vollkommen dem Weine glich. Mein Sclave richtete ſeinen Auftrag aus, erhielt gegen den Siegelring eine kleine Phiole davon, und übergab mir dieſelbe, ohne daß es jemand inne ward.

Am Abend deſſelben Tages, ſpeißten wir in einem dritten prächtigen Saal. Als ich nun noch allein darin war, erſah ich meine Zeit, und goß die Tinktur in den Citronenſorbet, der wie gewöhnlich für die Frauen beſtimmt war. Sie vermiſchte ſich auch ſo gut damit; daß ſich durchaus Nichts bemerken ließ. Als nun das Getränk herumgereicht ward, ſah ich vor Allen, meine bräutliche Herrin, und dann auch die Dienerinnen, die herzhafteſten Züge thun. Ich freute mich hierüber ungemein, und wünſchte mir tauſendmal Glück zu meiner Liſt.

Es dauerte auch wirklich kaum eine Viertelſtunde, als ich ſchon die Wirkung eintreten ſah. Meine Herrin lehnte ſich nemlich auf ihre Kiſſen zurück, und blickte mich, mit halbverſchloſſenen Augen, äußerſt zärtlich an. Ich beugte mich daher unbedenklich zu ihr hin, und küßte ſie auf den Roſenmund. Sie wollte mich zurückſtoßen, aber die matte Hand ſank ihr in den Schooß. — „Herbei ihr Diener —“ — rief ſie mit erlöſchender Stimme, vollendete aber nicht.

Auf ihren Ruf indeſſen, wollten die Frauen herbei eilen, vermochten es aber kaum. Ich nahm daher Eine nach der Andern, und ſchob ſie zur Thür hinaus. Darauf ſezte ich mich wieder zu meiner bräutlichen Herrin, und küßte ſie wach. — „Sind ſie fort?“ — ſagte ſie mit einem Seufzer, der mich Alles hoffen ließ. — Ich bejahte es — „Nun ſo ſey es denn! — fuhr ſie fort, indem ſie mich in ihre Arme ſchloß — „Nun ſo ſey es denn, „weil Du es biſt!“ — So wurden wir Mann, und Frau, und führten von nun an, ein Leben voll Liebe, Eintracht, und Glückſeligkeit.

Auch dieſe Erzählung fand allgemeinen Beifall, und Mehemet erhielt das gewöhnliche Geſchenk. Hierauf kam Abu Taleb wieder an die Reihe, und ließ ſich vernehmen, wie folgt:

4.

Als der Leichnam Dſchafers des Barmeciden, auf der großen Brücke zu Bagdad, vierzig Tage lang ausgeſtellt, und mit einer Wache umgeben war, galt der Befehl des Kaliſen, Jeden zu greiſen, der den mindeſten Antheil verrieth, ſollte es auch nur durch Zeichen, oder durch Thränen ſeyn.

So geſchah es denn eines Tages, daß ein ehrwürdiger Greis, mit langem Silberbart, in ein weißes Tuch gewickelt, auf einem ſchöngeſchmückten Rappen an die Brücke geritten kam. Hier ſagte er, unter vielen Thränen, einen Trauergeſang zu Ehren des Hingerichteten her, und ließ ſeinem Schmerze freien Lauf. Er ward hierauf von der Wache ergriffen, und vor den Kalifen geführt, ohne daß er die mindeſte Unruhe verrieth.

Der Kalif, noch immer von Zorn entflammt, ließ ihn heftig an. — „Unglücklicher! Haſt Du nichts von dem Befehle „vernommen, kraft deſſen jedes Lob des „Verbrechers Dſchafer verboten iſt? Und „weißeſt Du nicht, daß Todesſtrafe darauf „ſteht?“ — „Ich weiß es, Herrſcher der „Gläubigen!“ — erwiederte der Greis — „Aber eben darum habe ich mir dieſes Lied „zum Schwanengeſang gewählt. Auch bin „ich gekommen, um zu ſterben; darum „habe ich mich mit meinem Leichentuche „angethan.“

Der Kalif war über das Geſagte höchlich verwundert, und ſprach: — „Woher „dieſe Anhänglichkeit an Dſchafer, den „mein Zorn getroffen hat? — Woher „dieſe Dankbarkeit, und dieſe Seelenſtärke, „die ſelbſt dem Tode trozt? — Gebt dem „Greiſe ein Kiſſen!“ — fuhr er milder fort — „Und einen Becher ſüßen Wein, „damit er ſich erquicken kann!“ — Es geſchah nach ſeinem Befehl, und der Greis verſchmähte es nicht — „Jezt!“ fuhr der Kalif noch milder fort — „Jezt erzähle „mir Deine Geſchichte, und dann wollen „wir weiter ſehn!“

„Fürſt der Gläubigen! — nahm hierauf der Greis das Wort — „Ich bin zu „Baſſora gebohren, und erhielt von mei„nen Eltern, die ich ſehr frühzeitig verlohr, „ein anſehnliches Erbtheil. Als ich unter „redlichen Vormündern zum Jünglinge her-

„angewachſen war, machte ich mit noch fünf andern Gefährten meines Alters, eine Vergnügungsreiſe nach Bagdad, wo damals Alles mit dem Lobe Dſchafers erfüllt war. Ich hatte drei Sclaven, und eine bedeutende Summe Geldes bei mir.“

„Am andern Morgen gieng ich aus. Kaum war ich durch ein Paar Straßen gekommen, als ich einem Mann begegnete, der ein antiochiſches Obergewand trug, und einen Stab in der Hand hatte, der mit einem großen, ſilbernen Knopfe verſehen war. Ich ſahe ihn genauer an, ward von ihm begrüßt, und erkannte in ihm einen Sclavenhändler, der jedes Jahr einmal nach Baſſora kam. Er bat mich, ihn nach ſeiner Wohnung zu begleiten, mit dem Verſprechen, mir Etwas zu zeigen, was einzig in ſeiner Art zu nennen ſey.“

„Ich folgte ihm alſo, voll Begierde, „dieſen wundervollen Gegenſtand zu ſehn. „Hierauf ließ er eine Sclavin rufen, deren „Schönheit Alles übertraf, was mir jemals „vorgekommen war. Sie trug eine Laute „in der Hand, und fieng an zu ſpielen, „und zu ſingen, auf eine wahrhaft bezaubernde „Art. Ich kaufte ſie um fünftauſend Dir„hems, ein Preiß, der mir noch zu gering „ſchien, und führte ſie in meinen Khan."

„Als ich ſie hier auf ein Zimmer, ne„ben dem meinigen gebracht hatte, küßte ſie „mir die Hände, und ſprach: — „Mein „Herr, und Gebieter; ich bin Deine Scla„vin, aber habe nur ein wenig Geduld „mit mir! Ich war früher das Eigenthum „der Gemahlin Dſchafers des Bar„meciden, ſie verkaufte mich an jenen „Mann. Jezt trage ich ein Kind unter „meinem Herzen; und flehe Dich um die

„einzige Gnade, mich nicht zu berühren,
„als bis ich entbunden bin.“

„Ich behandelte ſie ihrer Bitte gemäß,
„bis ſie ihr Wochenbett verlaſſen hatte, und
„wieder hergeſtellt war. Dann aber lebten
„wir in der größten Vertraulichkeit, und
„Eintracht. Mit Anfang des Sommers
„miethete ich ein Schiff auf dem Tigris,
„und wir brachten die heißen Tage in der
„angenehmſten Kühlung zu.“

„So waren einige Monate vergangen,
„als eines Morgens ein Staatsbote bei mir
„erſchien, und mich zu Suleiman Eßeini,
„einen der angeſehenſten Hofbeamten be-
„ſchied. Ich begab mich zur beſtimmten
„Stunde dahin — „Ich höre, Du haſt die
„Sclavin Eimé Neſim bei Dir“ —
„ſprach er — „die einſt der Gemahlin des
„Weſirs gehört hat?“ — „Ja Herr!
„Denn ich habe ſie von dem Scla-

„venhändler Omer für einen hohen Preis „gekauft.“

„Schon recht!“ — fuhr er fort — „Und wo befindet ſich das Kind?“ — „Ich „habe es ebenfalls bei mir! Sie kam in „meiner Behauſung nieder; ich berührte „ſie nicht eher, als bis ſie hergeſtellt war“ „— Abermals recht!“ — erwiederte er — „Du kannſt jezt gehn!“ — Ich verbeugte „mich, und gieng zu meiner lieben Eimé „zurück, ſagte ihr aber kein Wort von dem, „was vorgefallen war.

„Als nun jezt die Fluthen des Tigris „im Abendroth wallten; ſiehe da, was be„gab ſich? — Fünfzig Sclaven mit gezogenen „Schwerdtern, beſtiegen mein Schiff, und führ„ten mich nebſt der Sclavin, und ihrem „Kinde, nach dem Pallaſte des Wſirs ab. „Daſſelbe geſchah mit meiner Mutter, die „ich hatte kommen laſſen; doch ward uns

„weiter kein Leid zugefügt. Bald darauf kam ein Staatsbote, meine Eimé abzuholen, und deutete uns Andern an, daß wir gehen könnten, wohin es uns gefällig ſey."

„Wir ſchloſſen uns alſo an eine Karavane, die nach Rahba zog. Allein der lezte Reſt unſeres Geldes, reichte gerade nur bis zu unſerer Ankunft daſelbſt. Ich entſchloß mich alſo Arbeit zu ſuchen, und fand deren bei einem Schmiede, der ein guter, aber ſehr jähzorniger Mann war. Eines Tages arbeiteten wir ſo ſpät in die Nacht hinein, daß mein Mitgeſell vor Schlaf, und Müdigkeit, den Hammer fallen ließ."

„Hierüber ergrimmte der Meiſter dermaßen, daß er einen großen glühenden Nagel nach ihm warf, und ihn unglücklicher Weiſe an dem rechten Schlafe damit traf. Da nun der arme Menſch, auf der Stelle, todt hinſtürzte, ergriff der Meiſter

„die Flucht, und ließ mich allein in der Werkſtatt zurück. Was ſollte ich thun, der ich hier völlig fremd war. Ich verließ alſo gleichfalls das Haus, und tappte im Finſtern auf die kleine Hütte meiner Mutter, und Schweſter zu."

„Plötzlich erblickte ich an der Ecke Fakkelſchimmer, und ehe ich mich beſinnen konnte, war ich von der Polizeywache umringt. — „Was machſt Du hier zu dieſer Stunde?" — fragte der Aufſeher. Haſtig erſchrocken, antwortete ich zitternd — „Ich arbeite in der Schmiede dort" — „Laß ſehen, was?" riefen ſie alle, und zogen mich mit fort. Als wir nun in die Werkſtatt traten, erblickten ſie den Leichnam. — „Haha!" — ſchrie der Anführer — „Den haſt Du gemordet, darum dachteſt Du zu entfliehn!„ — So ſchleppten ſie mich in das Gefängniß, und feſſelten mich."

„Am andern Morgen ward ich vor den „Richter geführt, und da ich keine Zeugen „zu ſtellen vermochte, als überwieſener Mörder zum Tode verurtheilt. Wirklich dauerte „es auch keine Stunde, als ich mich auf „dem Wege nach dem Blutgerüſte befand. „Ich dachte blos an meine Mutter, und „Schweſter, die nun dem Elend Preis gegeben waren, und vergoß bittere Thränen „um ſie. Eine Menge Menſchen begleitete „mich.“

„Als wir nun bei dem Gerüſte angekommen waren; ſtieg der Scharfrichter mit „mir hinauf, und hieß mich niederknieen. „Ich verrichtete nun ein kurzes Gebet, worin „ich meine Seele Gott empfahl. So hob „er denn das Schwerdt in die Höhe, und „ich erwartete den Todesſtreich. Doch in „dem Augenblicke drängte ſich ein Mann durch „den Haufen, und ſchrie unaufhörlich: —

„Halt! Halt! Er iſt unſchuldig! Der Mör-
„der bin ich!“ — „Es war der Schmied;
„er überlieferte ſich ſelbſt der Gerechtigkeit.„

„Alles gewann nun eine andere Geſtalt,
„und ich ward in wenig Minuten, in Frei-
„heit geſezt, auch von den Zuſchauern reich-
„lich beſchenkt. Voller Freude eilte ich zu
„meiner Mutter, und Schweſter zurück; ſie
„weinten Beide vor Luſt und Schmerz bei
„meiner Erzählung. Hierauf ſchlug meine
„Mutter vor, mit der morgenden Karavane
„nach Damaſcus zu gehn. Dieſer Gedanke
„war ſehr gut, weil es dort Gelegenheit
„zu mancherley Erwerbe gab. So brachen
„wir denn am folgenden Tage dahin auf.“

„Bei unſerer Ankunft ſchlugen wir un-
„ſer Lager in der Vorhalle einer großen
„Moſchee auf. Wir folgten hierin dem
„Beiſpiele aller Armen, die keinen Khan
„zu beziehen im Stande ſind. Meine Mut-

„ter, und Schweſter waren ſehr betrübt, „und brachen in Thränen aus. Ich aber „tröſtete ſie, und ſprach: — „Der Herr „der Erde, und des Himmels hat uns „allen, zu gleichen Theilen, Glück und Un„glück zugemeſſen, wovon eines das an„dere ablößt. Darum wollen wir dieſes „tragen, bis die Reihe wieder an jenes „kommt!“

„Ein Greis, und zwei Jünglinge, die „eben mit ihrem Gebete fertig waren, und „meine Worte hörten, ſahen uns mit theil„nehmenden Blicken an, und fragten, wer, „und woher wir ſeyen. Ich erzählte ihnen „nun mit kurzen Worten, wie es uns ge„gangen war. Sie ſchienen Alle, beſonders „der Greis, darüber erſtaunt. — „Gehet mit „mir!“ — ſprach er bewegt — „Und ſeyd „meine Gäſte, ſo lange Ihr wollt! Unter „meinem Dache iſt Raum genug für Euch!

„Und an meinem Tiſche werdet Ihr Alles
„finden, was das Herz erfreut!“

„So giengen wir denn mit ihnen, und „kamen durch eine Pforte von Elfenbein, die „ſich in goldnen Angeln drehte, in einen „großen, prächtigen Pallaſt an. Sogleich „befahl der Greis ſeinen Sclaven, mich in „das Bad zu führen, das ſich im Hauſe „befand. Hier genoß ich aller Bequemlichkeiten, und erhielt reiche Gewänder mit den „köſtlichſten Wohlgerüchen angefüllt. Hierauf ward ich wieder zu dem Greiſe gebracht, der ſich in einem ſchönen Kiosk, „befand.“

„Ich mußte hier mehrere Erfriſchungen „einnehmen, und ihm dann meine Geſchichte „ſo umſtändlich erzählen, als es nur immer „möglich war. Hierauf giengen wir zu „dem Mittagseſſen, das der Pracht des „Pallaſtes entſprach. Der Greis hieß mich

„gutes Muthes ſeyn; — „auch für Deine Mutter „und Schweſter iſt geſorgt“ — ſezte er freundlich hinzu. So vergieng der Nachmittag; „endlich ward ich in meine Gemächer geführt.“

„Hier fand ich zu meiner großen Freude, „meine Mutter, und Schweſter vor. Auch „ſie waren von Sclavinnen, in das Frauenbad geführt worden, hatten dann ebenfalls prächtige Gewänder erhalten, und „wohnten nun in zwei Zimmern neben mir. „Sie weinten Freudenthränen über dieſe „Wohlthaten, und wir brachten den Abend „in traulichen Geſprächen zu. An Tabak, „Sorbet, Confituren, und Früchten, gebrach „es nicht.“

„Am folgenden Morgen beſuchte ich den „Greis, wie es zwiſchen uns verabredet „worden war. Nachdem ich ihm für Alles gedankt hatte, ſprachen wir von mancherlei,

„aus ſeinem eigenen Jugend-Lebenslauf. Darauf
„giengen wir zum Mittagseſſen, ſo daß
„die ganze Zeit, bis gegen Abend, wie
„geſtern verlief. Dann war ich wieder bei
„meiner Mutter, und Schweſter, und freute
„mich ihres Vergnügens, und Wohlſeyns.
„So brachten wir zehn Tage nach einander
„zu."

„Als ich nun am eilften, wie gewöhnlich,
„meinen Morgenbeſuch bei dem Greiſe
„machte, ſagte er ſehr freundlich zu mir:
„— Erzähle mir Deine Geſchichte noch
„einmal; ſie gefällt mir gar zu ſehr!" —
„Ich that es dann, und er hörte ſo aufmerkſam
„zu, als vernähm er ſie das erſtemal.
„Als ich geendigt hatte, klopfte er
„mir auf die Schulter, und ſprach:"

„Sey guten Muthes, mein Sohn!
„Wenn Gott etwas will, erleichtert er die
„Wege dazu! Von nun an bleibſt Du für

„immer bei mir. Sieh dies Haus als „das Deinige, mich als Deinen Vater, „und meine Söhne, als Deine Brüder an. „Gieb einem von ihnen Deine Schweſter „zur Frau, wie ſie ihn wählen mag, und „werde Du ſelbſt mein Eidam, denn meine „Fatime, die Dich geſehen hat, will „Dir von Herzen wohl. Jezt ſage mir „offen, und redlich, wie Dir mein Vorſchlag gefällt!“

„Meine Antwort läßt ſich errathen, und „ſo kam Alles in Richtigkeit. Wir feyerten „eine Doppelhochzeit, und konnten Alle mit „unſerem Looſe zufrieden ſeyn. Niemand „aber war glücklicher als meine Mutter, da „ſie uns Beide ſo wohl verſorgt ſah. So „vergieng ein halbes Jahr, und wir bildeten eine Familie, voll Liebe, und Eintracht. Eines Tages vernahm ich nun die „Kunde, daß Fahija, der Vater des We-

„ſirs Dſchafers nach Damaſkus gekommen ſey, um in unſerer reinen Luft ſeiner „Geſundheit zu pflegen, die etwas angegriffen war.“

„Er hatte ſeine Zelte vor der Stadt, „in einem Palmenhain aufgeſchlagen; mein „Schwiegervater und ich beſchloſſen zu ihm „zu gehn. So geſchah es denn, und wir „ſtanden vor ihm. — „Wer biſt Du, mein „Sohn?“ — redete er mich an — „Ich „bin der Mann von Baſſora“ — erwiederte ich — „Deinem Sohn nicht unbekannt!“ — Bei dieſen Worten ſchrie er „lebhaft auf.“

„Gott ſey gelobt,“ — rief er aus — „der Dich hierher geſandt hat. Jezt ſoll „Alles gut gemacht werden, was Dir „zuviel geſchehen iſt. Deine Sclavin brachte „in meines Sohnes Pallaſt, einen Knaben von Dir zur Welt. Dieſer wird

„jezt von Dſchafer aufgezogen, und iſt
„zu hohen Dingen beſtimmt“ — Dieſe
„Worte machten das Maas meiner Freude
„voll. Fahija blieb vierzig Tage in Damaſcus;
„am ein und vierzigſten zog ich
„mit ihm nach Bagdad.“

„Am Abend nach unſerer Ankunft, begaben
„wir uns Alle in den Pallaſt des
„Weſirs. Dieſer fragte ſogleich ſeinen Vater,
„wer ich ſey? — „Ein Mann!“ —
„war die Antwort — „der ſich über Dich
„zu beklagen hat, und am Tage des Gerichtes,
„Rechenſchaft von Dir fordern
„wird!“ — „Gott ſey mein Zeuge!“ —
„ſprach der Weſir — „Ich habe in meinem
„Leben, niemand wiſſentlich Unrecht gethan,
„als dem Manne von Baſſora, dem
„ich ſeine Sclavin wegnahm.“ — „Nun
„dieſer ſteht vor Dir!“

„Der Weſir that einen lauten Schrei, und kam auf mich zu. — „Deine Sclavin!“ — ſagte er — „iſt unberührt geblieben! Du ſollſt ſie augenblicklich, nebſt Deinem Sohne, ſehn!“ — Hierauf ward ich in einen abgeſonderten Flügel des Palaſtes geführt, und fand wirklich meine Sclavin daſelbſt. Sie ſaß, von Edelſteinen ſtrahlend, auf einer Art von Thron, und war von zehn cirkaßiſchen, und nubiſchen Mädchen umringt, von denen eine meinen Knaben hielt.“

„Kaum erblickte ſie mich, als ſie in meine Arme flog. Mit thränendem Auge beſtätigte ſie mir Alles, was der Weſir geſagt hatte, und erzählte mir tauſend Züge von der Freigebigkeit, und Großmuth, womit ſie behandelt worden war. Der Weſir ſelbſt, überhäufte mich am folgenden Tage, mit Geſchenken aller Art, ließ

„mir meine Güter in Baſſora zurückgeben, „und ſchenkte mir ſeine Freundſchaft bis zu „ſeinem Sterbenstag.“

So erzählte der Greis, und fuhr denn fort: — „Denkſt Du alſo, Herrſcher der „Gläubigen, daß Dein Verbot mir Furcht „einflößen konnte, oder die Stimme der „Dankbarkeit in meinem Herzen zu er„ſticken im Stande war? Gebiete jezt über „mein Haupt; ich habe es meinem Wohl„thäter geweiht!“ — Der Kalif war gerührt, befahl ihm zehntauſend Goldſtücke auszuzahlen, und entließ ihn.

Auch dieſe Erzählung fand großen Beifall, worauf nach einer kleinen Pauſe, Mehemet wieder das Wort nahm, wie folgt:

5.

Eines Abends, als es draußen ſtürmte, und regnete, ſaß der Kalif **Mamun**, auf ſeinem Kiſſen, vor einem großen ſilbernen Wärmkeſſel, und hatte ſeinen getreuen **Mesrur** bei ſich. — „Das iſt ein Wet„ter aus der Hölle!“ — ſagte er zu dieſem. — „Erzähle mir etwas, damit mich „der Schlaf nicht überfällt!“

„Herrſcher der Gläubigen!“ erwiederte **Mesrur**. — „In dieſem Augenblicke „wüßte ich Nichts, was Deiner würdig „wäre, aber ich will Dir einen alten „Sclaven holen, der ſchon Deinem Va„ter gedient hat, und der Dir gewiß die „Zeit vertreiben ſoll!“ — Der Kalif war es zufrieden, der Sclave ward eingeführt, warf ſich dreimal zu Boden, und begann dann, wie folgt:

Der Vater Deiner Majeſtät, weiland Kalif Harun Al Raſchid, glorreichen Andenkens, liebte die Jagd außerordentlich. Den ganzen Tag gieng's über Stock, und Stein, über Moor, und Stoppelfeld, bergauf, bergab, in vollem Rennen, ohne Ruh, und Raſt. Ich war dabei immer hinter ihm her, und erlag faſt vor Hunger, Durſt, und Müdigkeit.

Eines Morgens gab mir einer der Hofleute, drei Datteln, in Honig eingeſotten; ein treffliches Erquickungsmittel, man mag nun hungrig, oder durſtig ſeyn. Darüber war ich hoch erfreut, und bewahrte dieſelben, gleich einem Schatze auf. Als es nun gegen Mittag war, blieb ich ein wenig zurück, und nahm eine davon in den Mund.

Aber kaum hatte ich ſie über die Lippen gebracht, als mich der Kalif plötzlich zu ſich rief. Ich ſpie ſie daher in der Verlegenheit aus, ſpornte mein Langohr, und war in wenig Secunden bei ihm — „Irak! Sage mir!“ ſprach er — „Hat „Dein Eſel ſchon alle ſeine Zähne, oder „wieviel fehlen ihm noch?“ — „Er hat ſie „alle, Herrſcher der Gläubigen“ — war meine Antwort — „Es fehlt ihm keiner „mehr!“

Nicht lange darauf, blieb ich zum zweitenmale zurück, und nahm meine zweite Dattel in den Mund. Doch in demſelben Augenblicke rief der Kalif mich abermals. Ich war daher gezwungen, auch dieſe auszuſpeien, gab meinem Langohr die Sporen, und näherte mich mit Blitzesſchnelligkeit. — „Sage mir Irak!“ — ſprach der Kalif — „Iſt Dein Eſel von arabiſcher, oder „ägyptiſcher Zucht?“ — „Er iſt aus Je-

„men, *) Herrſcher der Gläubigen!“ — erwiederte ich mit verbiſſenem Unmuth, und blieb zum drittenmale zurück.

Jezt dachte ich wenigſtens, meine dritte, und lezte Dattel zu ſpeiſen, und brachte ſie auch wirklich ungeſtört in den Mund. Aber kaum hatte ich ſie zwiſchen den Zähnen, ſiehe da rief mir der Kalif abermals zu. Ich eilte alſo in vollem Rennen zu ihm — „Irak!“ — ſprach er — „Wie „theuer haſt Du Deinen Eſel gekauft?“ — Hurtig ſpie ich die Dattel aus, und ſprach: — „Herrſcher der Gläubigen, ich „habe gerade acht Dirhems dafür bezahlt!“ — Endlich gefiel es dem Kalifen ſeinen Ritt zu endigen, und ich kam hungriger und durſtiger, als jemals zurück.

---

*) In Arabien.

Es war völliger Abend, und ſchon ſtieg der Mond über den Gebirgen empor. Ich erquickte mich mit Speiſe, und Trank, und wandelte dann in den Gallerien des Pallaſtes herum. So kam ich denn auch in den Marmergang vor dem Harem, und vernahm aus einem der Zimmer, einen höchſt lieblichen Frauengeſang. Um beſſer zu horchen, ſah ich durch's Schlüſſelloch, und erblickte den Kaliſen, wie er ſeinen Arm um den Nacken der ſchönen Sclavin ſchlang.

Ich merkte ſehr wohl, was hier im Werke war, zumal da der Kalif ein wenig eilig ſchien. Die Sclavin mochte zwar nicht abgeneigt ſeyn, äußerte aber ſehr große Furcht. — „Ach Himmel, wenn „meine Gebieterin dazu kommt, hauch ich „mein Leben in tauſend Martern aus!“ — Der Kalif war ſehr beredt, ſie zu beruhigen, und ſchwur, daß ſeine Gemahlin dieſen Morgen, für volle drei Tage auf ein Luſtſchloß abgereiſt ſey.

Bei dieſen Worten, zog das liebliche Mädchen ſehr freundliche Mienen auf, und leiſtete beinah: keinen Widerſtand mehr. Jezt aber dachte ich: — „Dattel für Dat„tel" — und ſchlug mit meinem Knotenſtocke an die Thür. Da fuhr die Sclavin hoch auf, und ſprach: — „Um Got„teswillen! Das iſt die Prinzeſſin!" — Der Kalif beruhigte ſie nach Möglichkeit, und rief: „Wer da?"

„Es iſt Irak!" — antwortete ich — „Der allertreuſte Sclave Deiner Majeſtät! „Du fragteſt mich dieſen Morgen, ob „mein Eſel vollzähnig ſey? Ich ant„wortete ja! Nun aber fand ich, dieſen „Abend, beim Füttern, daß ihm wirklich „noch einer fehlt." — „Verdammt ſeyſt

„Du, und Dein Eſel!“ — rief er zornig — „Packe Dich! Und laß mich in Ruhe! „Ich ſag' es Dir!“

Wer aber nicht gieng, das war ich; denn ich hatte mir einmal vorgenommen, dem weiteren Verlaufe der Sache zuzuſehn. Dieſe ſchien denn auch auf dem beſten Wege, doch ich dachte abermals: „Dattel „für Dattel!“ — und ſchlug zweimal mit meinem Knotenſtocke an die Thür — „Zobeide! Zobeide!“ — rief die Sclavin, und ſprang erſchrocken auf. Der Kalif hielt ſie beim Saum ihres Gewandes zurück, zog ſie von neuem auf das Sofa nieder, und rief: „Wer da?“

„Dein allergetreuſter Sclave Irak, „Fürſt der Gläubigen!“ antwortete ich. — „Du fragteſt mich dieſen Morgen, ob mein „Eſel von arabiſcher, oder ägyptiſcher Zucht „ſey. Ich ſagte Dir das erſtere, allein

„ich habe mich geirrt, wie ſich zeigt; er „iſt wirklich ein Oberägyptier, trotz einem, „den Du kennſt." — „Verflucht ſeyſt Du, „und Dein Eſel!" — rief der Kalif zornig! „Packe Dich fort, und laß mich in „Ruhe, ich ſage es Dir!"

Allein wer nicht gieng, das war ich. „Meine dritte Dattel!" — dachte ich, und nahm des Augenblickes wahr. Dieſer kam denn auch, und die Sclavin zeigte die größte Willfährigkeit. Doch als eben das große Werk beginnen ſollte, ſchlug ich aus Leibeskräften, dreimal an die Thüre. — „Himmel! „Die Prinzeſſin!" — rief das Mädchen, und fuhr im höchſten Entſetzen auf. Der Kalif aber rief mit ſtarker Stimme: „Wer da?"

„Dein allertreuſter Sclave Irak" — war meine Antwort. — „Ich ſagte Dir „dieſen Morgen — ich hätte meinen Eſel

„für acht Dirhems gekauft. — Allein ich „finde jezt, daß dies ein Irrthum iſt. Ich „habe nur ſieben und neun Zehntheil da„für bezahlt!“ — „Fahre zur Hölle mit „Deinem Eſel!“ — rief der Kalif im höchſten Zorn — „Ich wollte, ihr wär't „vor eurer Geburt erſtickt!“

Jezt machte er ſich wieder an die ſchöne Sclavin, und verſchwendete Verſprechungen, und Liebkoſungen an ſie. Lange konnte ſie ſich nicht von ihrem Schrecken erholen, doch endlich kehrte die Begierde, und die Sicherheit zurück. Aber ſchon dämmerte der Morgen, und in demſelben Augenblicke, ertönte von dem Minarete der Pallaſtmoſchee, der Gebetsausruf.

Dies war das Zeichen für den Kalifen, den Harem zu verlaſſen, wie es geſetzlich iſt. Unverrichteter Sache begab er ſich alſo hinweg und eilte zum Morgengebet. Ich aber dachte mit Schadenfreude: — „Jezt „ſind Deine drei Datteln bezahlt!“ Doch konnte ich freilich nicht hindern, daß das weiße, furchtſame Täubchen, etwa drei Tage darauf, doch noch ſeine Beute ward!

So erzählte der alte Sclave, und Mamun brach in ein lautes Gelächter aus. Darauf ſchenkte er ihm ein Feſtgewand, nebſt fünfzig Dirhems, und ſprach: — „Du haſt mir den langen, ſtürmiſchen „Abend ſehr angenehm verkürzt. Geh' dann „hin, und erquicke Dich. Ich werde Dich wie„der rufen laſſen! Halte Dich nur auf „ähnliche Erzählungen bereit!“

6.

Mehemet endigte mit allgemeinem Beifall. Den Beſchluß machte nun nach der Abrede, Abu Taleb, wie folgt: —

Ich durchſtrich, an einem der heißeſten Sommertage, die Straßen von Baſſora, und ſetzte mich endlich vor dem Thore eines großen Hauſes nieder, um auszuruhen. Da erblickte ich, in der Vorhalle, ein reizendes Mädchen, in einem roſenfarbenen Mußelingewande, durch das ihr blendender Buſen, wie der junge Tag aus der Morgenröthe, hervorſchien.

Ihre Ohrengehänge beſtanden aus zwei koſtbaren Diamanten, den Thautropfen an einer Roſe gleich. Sie wandelte allein in den Säulengängen, und wo ſie gieng, verbreitete ſich ein entzückender Wohlgeruch. Ich näherte mich ihr, und ſprach: — „Schönſte der Schönen! Gieb einem armen „Fremdling, der vor Durſt verſchmachtet, „einen Trunk Waſſer, wenn Du kannſt!" — Ich ſahe ſie dabei an; die hellen Thränen rieſelten ihr über die blühenden Wangen herab.

„Willſt Du von dieſem Waſſer?“ — ſagte ſie, indem ſie ſich dieſelben abwiſchte — „Doch folge mir, ich will Dir Kir„ſchenſorbet reichen laſſen; das wird Dir „beſſer thun!“ — So folgte ich ihr denn in einen Saal, worauf ſie mir, durch eine Sclavin, einen großen kryſtallenen Becher, voll jenes herrlichen Getränkes geben ließ. Als ich mich erquickt hatte, fragte ich: — „Aber ſage mir, warum weinſt „Du?“

„Ach!“ — ſeufzte ſie — „Ich liebe, „aber ohne Hoffnung der Erwiederung!“ — „Wo iſt das Felſenherz?“ — antwortete ich — „das gegen ſolche Reize unempfind„lich bleiben kann?“ — „Du wirſt ihn „ſehn; er geht in der Regel um dieſe „Stunde vorbey!“ — Bei dieſen Worten fieng ſie von neuem zu weinen an, endlich fuhr ſie fort:

„Jeden Morgen, wenn die Sonne „hinter den Bergen heraufſteigt, verlaß ich „mein Lager, denn ſie gleicht dem glän„zenden Geſichte meines Geliebten, und ſo „bring' ich den Tag in halbem Wahnſinn „zu" — „Du erregſt mein ganzes Mit„leid, reizendes Mädchen!" — erwiederte ich — „Dieſer Gram wird die Roſen Dei„ner Wangen bleichen, und doch biſt Du „die ſchönſte Jungfrau in Baſſora!"

„Ach! Ich war es wohl in den glück„lichen Tagen, wo mein Herz noch nichts, „als kindiſche Luſt empfand. Alle Edeln, „alle Fürſten Baſſoras weihten mir ihre „Zuneigung; aber alle waren mir gleich„gültig, ohne Unterſchied. Aber endlich „war meine Stunde gekommen, und ich „verliebte mich ſelbſt, in einen jungen

„Mann. Ach ſelige Tage, wo er mich
„mit demſelben Entzücken umarmte, wie
„ich ihn!“

„Aber warum liebt er Dich nicht mehr?“
— „Um einer Kleinigkeit willen, die nicht
„der Rede werth iſt! Eines Tages ſchäkerte ich
„mit einer meiner Geſpielinnen, wir ſprangen
„und rangen, und trieben allerhand Narrheit.
„Endlich fielen wir Beide zugleich
„auf den Boden, ſo daß ſie mich in ihren
„Armen hielt. Darauf gab ſie mir lachend
„einen Kuß, und in dem Augenblicke trat
„mein Geliebter herein. Er zürnte, ich
„weiß ſelbſt nicht warum, entfernte ſich
„eilends, und meidet mich ſeitdem, als
„hätte er mich niemals gekannt!“

„Iſt er ein Araber, oder Perſer?“ —
fragte ich — „Er iſt einer der Fürſten
„Baſſoras“ — antwortete ſie. — „Jung,
„oder alt?“ — „Welche Frage! Er blüht

„in jugendlicher Schönheit!“ — „Und wie „heißt er?“ — „Das kann ich Dir nur „dann ſagen, wenn Du einen Brief an „ihn beſorgen willſt.“ — „Von Herzen „gern!“ — „Nun er heißt Samra, der „Sohn Mogaira's!“ — „Iſt es der? „Ich kenne ihn ſehr wohl! Schreib! Und „ſey des beſten Erfolges gewiß!“

Sie blickte mich freudig, und durch Thränen lächelnd an, ließ das Nöthige kommen, ſchürzte ihre ſchönen, blendenden Arme auf, und ſchrieb:

„Mein Herr, und Gebieter. Ich ſende „keinen Gruß zuvor, aber ich drücke einen „Kuß auf dieſe Stelle meines Briefes, und „ſchäme mich der Spuren meiner Thränen nicht. Du haſt mir durch Deine „falſche Meinung, großes, ich wage zu „ſagen, unermeßliches Unrecht gethan. Erlaube, daß der Ueberbringer Dir das

„Wahre ſagen darf. Ich verſchmachte die
„Tage in verzehrendem Feuer; ich ſchwimme
„in Thränen, die einſamen Nächte hindurch!
„Habe Mitleiden mit mir, und
„komm' die arme Jungfrau zu ſehen, die
„Dir Heil wünſcht, und für die, außer
„Dir, ſelbſt keines iſt!"

Es war Herz, und Seele in dieſem Briefe; auch gefiel er mir ungemein. Ich nahm ihn alſo, eilte damit zu Samra, und redete ihm ſo in das Gemüth, daß er ſeinen Irrthum, und Fehler einſah. Auf der Stelle ſchrieb er dann ſeiner Geliebten zurück, wie folgt:

„Im Namen des Allerbarmers, und
„Allgütigen! Möge er mir das große, und
„wie Du mit Recht ſagſt, das unermeßliche
„Unrecht verzeihn, deſſen ich mich
„gegen Dich ſchuldig gemacht. Vergieb es
„auch mir, Du Seele meines Lebens, aus

„der Fülle Deiner Liebe, die ich Dir ewig
„vergelten will. Ehe Du hundert zählſt,
„wird der Reuige zu Deinen Füßen liegen,
„um das ſüße Glück bei Dir zu finden,
„das er ſo lange, und ſo ſchmerzlich ver-
„mißt hat!“ —

So endigte dieſer Liebeszwiſt; wer eräth das Uebrige nicht? Ich ſelbſt war hoch vergnügt über dieſe Vermittlung, und ſah mich durch ein reiches Geſchenk belohnt! — Hiermit beſchloß Abu Taleb die lezte Erzählung, unter allgemeinem Beifall, und jeder ſuchte ſeine Lagerſtatt.

V.

Der Abentheurer von Iſpahan.

1.

Abdallah war ein bildſchöner, junger Mann von ein, und zwanzig Jahren, die Kraft, und die Anmuth, die Stärke, und die Lieblichkeit, in einer Form, und einem Guſſe vereint. Er beſaß etwas Vermögen, aber in ſeiner Seele herrſchte nur eine Leidenſchaft. Es war der Geſchmack an Allem, was abentheuerlich hieß. Dieſem gab er ſich gänzlich hin, von jeder Gefahr vielmehr angezogen, als abgeſchreckt.

Eines Tages begleitete er ſeinen Oheim, Hadji Ismael, der Murzzin, oder Gebetsausrufer, an der Hauptmoſchee war, auf den Minaret. *) Von hier aus konnte er den ganzen Pallaſt des Königs, mit allen reizenden, dazu gehörigen Gärten überſehen. Am längſten aber heftete er ſeine Blicke auf den rechten Flügel deſſelben, worin ſich der Herem befand. Der Oheim, der das Innere vollkommen kannte, gab ihm eine deutliche Beſchreibung davon.

„Hier!“ — ſagte er — „Unter dieſer „vergoldeten Kuppel iſt das geheime Gemach, worin die Prinzeſſin Fatime, „neben dem Schatzgewölbe ſchläft. Siehſt „Du den Schimmer, der die grünen Gitterfenſter erhellt? Es ſind die Brautfakkeln, womit man dem Bräutigam entgegenziehen will!“ — Abdallah ſah Alles;

---

*) Bekanntlich die hohen, ſpitzigen Moſcheenthürme, wovon jede zwei, bis drei hat. Sie ſind mit Gallerien verſehen.

er wußte, daß der nächſte Tag zur Hochzeitsfeier beſtimmt war.

Plötzlich durchzuckte es ihn, wie ein leuchtender Blitzſtrahl! Welch' ein Gegenſtand für ſeine abentheuerliche Kühnheit! Noch einmal ließ er ſich von dem Oheim das Innere, und die Zugänge des Harems beſchreiben, und faßte dann einen unwiderruflichen Entſchluß. Er hatte nemlich nichts Geringeres im Sinne, als bis in das Gemach der Prinzeſſin zu dringen, und dann den Augenblick zu benutzen, ſo gut es möglich ſchien.

Es war um Mitternacht, als er ſich von der Gallerie des Minarets, auf das nächſte platte Dach herabließ. Von dieſem gelangte er, über fünfzehn, bis ſechszehn andere, auf die vergoldete Kuppel des Harems, unter der ſich, wie geſagt, das Gemach der Prinzeſſin, und das Schatzgewölbe befand. Bald entdeckte er nun nach der Anweiſung des Oheims, die kleine Thüre, durch die man in das Innere des Gebäudes hinabzuſteigen im Stande war.

Dieſes geſchah vermittelſt einer geheimen Wendeltreppe, die ſich äußerſt künſtlich in der Mauer herabwand. Mit Dolch, und Piſtolen verſehen, folgte Abdallah unerſchrocken allen Biegungen derſelben, wiewohl er kaum die Hand vor den Augen ſah. Endlich die lezten drei Stufen, und er ſtand vor einer zweiten, kleinen Thür, durch deren Spalten ihm ein ſchwacher Lichtſtrahl entgegenglomm.

Er eröffnete dieſelbe, und trat in eine prächtige Rotunde, von deren Mitte eine große, goldene Lampe, mit fünfzehn Dochten herabhieng. Zugleich bemerkte er, an der entgegengeſezten Wand, drei hohe Thüren, jede mit einer Inſchrift, und einem

Vorhang verſehen. Ohne zu wiſſen, warum, wählte er die mittelſte, und ſah ſich durch die ſchönſte Entdeckung belohnt. Es war die Prinzeſſin in ihrem Schlafgemach.

2.

Hold in ſich geſchmiegt, ruhte ſie auf den ſchwellenden, ſchwarzſammeten Kiſſen, an Weiße, und Schönheit einer Feenkönigin gleich. Neben ihr ſtand ein kleiner, runder, elfenbeinener Tiſch, mit Gold eingelegt. Auf dieſem lag ein prächtiger Diamantenſchmuck von einer Million Ducaten an Werth. Ein einziger Griff, und Abdallah war Meiſter davon. Ueber das Geſicht der ſchlafenden Jungfrau, glitt ein ſußes himmliſches Lächeln, wie der Abendſtern durch weiße Gewölke blinkt. Abdallah ſah ſie noch einmal an, und verſchwand.

In leichten Sprüngen eilte er die Wendeltreppe hinan, ſtieg von der vergoldeten Kuppel, auf das nächſte platte Dach hinab, und kehrte dann über die andern, nach der Moſchee zurück. Da er nun alle Anſtalten zur ſchleunigſten Flucht bereits getroffen hatte, war er in wenig Minuten außerhalb der Stadt. Hier beſtieg er ein Dromedar, und ſchlug den Weg nach Baſſora ein. So befand er ſich mit Tagesanbruch, ſchon fünfzehn Stunden von Iſpahan.

In gleichem Fluge gieng es nun vollends bis nach Baſſora, wo das Ziel ſeiner Landreiſe war. Hier verkaufte er ſein Dromedar, und beſtieg ein ſegelfertiges, nach Ormus beſtimmtes Schiff. Aus Vorſicht hatte er alle ſeine Diamanten, theils in ſeine zwei Gewänder, theils in ſeinen Turban eingenäht. Zu den täglichen Ausgaben indeſſen, trug er einige Goldſtücke bei ſich.

Der Anfang der Schiffahrt war äußerſt glücklich; pfeilſchnell flog das leichte Fahrzeug über die ſpielenden Wellen hinweg. Abdallah überließ ſich den goldenen Träumen einer zauberiſchen Zukunft. Jugend, und Schönheit, Geiſt, und Kraft, Geſundheit und Reichthum — alle Güter des Lebens beſeligten ihn. Aber wie Glück, und Unglück, nur durch eine Secunde geſchieden ſind; ſo auch hier.

Es war zwei Uhr nach Mitternacht; Abdallah lag auf ſeinen Kiſſen im tiefſten Schlaf. Da ward er plötzlich durch ein furchtbares Geſchrei geweckt. — „Wir „ſind verlohren! Wir ſind verlohren!“ — ſcholl es in Jammertönen, von dem Verdecke herab. Abdallah ſprang auf, und ſah mit Entſetzen, daß das Schiff, gerade aus, durch die ſchäumenden Wellen, gegen eine furchtbare Klippenreihe anflog. Rettung war hier eine Unmöglichkeit.

Da faßte der Jüngling, wie gewöhnlich, einen kühnen Entſchluß, ergriff eine Planke, und ſtürzte ſich mit derſelben in das wogende Meer. Lange kämpfte er mit aller Macht gegen die hohe, heftige Küſtenbrandung an, bis er endlich von einer Welle ergriffen, und hoch auf den abſchüſſigen Strand hinaufgeſchleudert ward.

3.

In Ormus regierte damals die Königin Almaſiris. Es war eine ehrwürdige Matrone; ſie hatte nur einen einzigen Sohn, und dieſen zum Mitregenten gehabt. Allein Ben Tulmi — ſo hieß derſelbe — ſtürzte mit ſeinem Pferde auf der Jagd, und ſtarb an den Folgen dieſes

Unfalls. Die liebende Mutter ward durch ſeinen Tod in die größte Betrübniß verſezt; auch galt es das künftige Schickſal ihres Königreichs.

Sie beſchloß demnach das Orakel von Serambur befragen zu laſſen, und erhielt, nach den gewöhnlichen Geſchenken, folgende geheimnißvolle Antwort:

„Wenn des Meeres Wogen ſteigen,
„Wird ſich Dir ein Troſtbild zeigen.
„Thu' was Dir Dein Herz gebeut,
„Sicher es Dich nie gereut."

Nachdem ſie nun eine ganze Nacht, über den Sinn dieſes Ausſpruches nachgedacht hatte, glaubte ſie endlich zu verſtehen, daß irgend eine Erſcheinung am Geſtade des Meeres damit gemeynt ſey. Sogleich ließ ſie nun eine doppelte Reihe Küſtenwächter aufſtellen, mit den geſchärfteſten Befehlen der größten Aufmerkſamkeit. Was ſie auch ſehen und hören möchten; augenblicklich erwarte die Königin Meldung davon.

Als daher Abdallah auf den Strand geworfen ward, eilten die beſtimmten Boten ſogleich mit dieſer Nachricht zu ihr. Sie befahl hierauf, den Schiffbrüchigen zu erquicken, und ſendete deßhalb ihren eigenen Leibarzt, mit den nöthigen Mitteln ab. Unterdeſſen war Abdallah in eine Wachthütte gebracht worden, und gab bereits einige Zeichen des Lebens von ſich.

Auf Befehl des Arztes ward er nun entkleidet, und, das Geſicht ausgenommen, über, und über mit warmer Aſche bedeckt; zu gleicher Zeit wurden ihm ſtärkende Tropfen eingeflößt. Der Arzt ſah mit großer Freude, daß er kräftig zu athmen begann, und in einen erquickenden Schlummer ſank. Er befahl daher ihn ungeſtört ruhen zu laſſen, kehrte aufs ſchleunigſte zu der Königin zurück; und ſtattete ihr einen umſtändlichen Bericht über den Vorfall ab.

Die Königin hörte ihm mit großer Theilnahme zu, und ward bei der Beſchreibung des Jünglings außerordentlich bewegt. — „Wenn das ſein wahres Ausſehen iſt!“ — ſagte ſie mit Thränen in den Augen — „ſo gleicht er meinem Tulmi auf ein „Haar. Ja der Himmel hat ihn zu meinem Troſte hierher geſandt; der Spruch „des Orakels wird in Erfüllung gehn!“ —

Augenblicklich ordnete ſie nun die köſtlichſten Weine, und Confituren, nebſt einem Zelte, und Palankin, ſo wie den nöthigen Dienern, nach dem Strande ab. Zugleich fügte ſie die Prachtgewänder ihres verſtorbenen Lieblings, deſſen koſtbare Wafſen, und den königlichen Reiherbuſch von Diamanten hinzu. Endlich befahl ſie zwei Regimenter ſich in Reihen aufzuſtellen, und den Fremden auf eine Art zu empfangen, die ſeines Schmuckes würdig ſey. Alles ward auf das genauſte befolgt.

Es war gegen Mittag; die Wellen fiengen an ſich zu ebnen, und rein, und klar, lachte die Sonne wieder vom Himmel herab. Von den Strahlen derſelben vollends durchwärmt, ſchlug Abdallah die Augen auf. Sogleich näherten ſich ihm die Diener, und trugen ihn in das prächtige Zelt, und ſezten ihn in ein warmes Bad, das mit den köſtlichſten Eſſenzen zubereitet war.

In dieſem ward er, wie neugeboren, und frühſtückte mit dem größten Appetit. Hierauf legte er, mit Hülfe der Diener, den ganzen Schmuck des Thronerben an.

Darauf befahl er, ſeine vorige Kleidung ſorgfältig unter den Kiſſen des Palankins zu verwahren; man erräth leicht die Urſache davon. Endlich, als Alles in Ordnung war, beſtieg er denſelben, ſchön wie der Gott der Jugend, in ſeiner Zaubergeſtalt.

Die Königin hatte unterdeſſen ihren ganzen Hof verſammelt, und begab ſich mit demſelben in den prächtigen Thronſaal. Dieſer öffnete ſich auf den weiten Hof, der mit hohen Orangenbäumen bepflanzt war; ſo daß ſie dem Ankommenden entgegenſah. An der Pforte deſſelben ließ Abdallah Halt machen, und ſtieg aus dem Palankin. Hierauf ward er von zwei Hofleuten, die hohe Marmortreppe hinauf geleitet, und in den Audienzſaal geführt.

Die Königin hatte ihre Augen unverwandt auf ihn geheftet gehabt. Als ſie ihn aber jezt in der Nähe erblickte, da rief ſie mit dem Tone des freudigſten, zärtlichſten Muttergefühls: — „O mein Tulmi! Ja „Du biſt es! Du biſt es! Du kehrſt aus „dem Geiſterreiche zu mir zurück! O komm „an mein Herz! Daß ich Dich umarme, „und küſſe; daß ich fühle, Du ſeyſt mir „von nun an, ganz wiedergeſchenkt!“

Abdallah hatte ſich ihr unterdeſſen zu Füßen geworfen, aber ſie bat ihn, mit dem Tone der innigſten Liebe aufzuſtehn, und drückte ihn mit namenloſem Entzücken an ihr Herz. Die ſüßeſten Thränen der Freude, und Zärtlichkeit, floſſen auf ſeine blühenden Wangen herab. Eine ſanfte Muſik von Flöten- und Harfentönen feierten den ſchönen Augenblick des zauberiſchen Wiederſehens.

Welch ein glücklicher Abentheurer, wie dieſer Abdallah. In weniger als drei Tagen, ſah er ſich, durch eine förmliche Reichsakte, als Sohn der Königin adoptirt, und zum Mitregenten ernannt. So gebot er über alle Völker, und alle Schätze von Ormus. Die gute alte Königin betrachtete ihn als den Abendſtern ihres Lebens, und brachte den größten Theil des Tages in ſeiner Geſellſchaft zu. Aber auch er ſelbſt erwiederte dieſe Gefühle, und belohnte ſie durch die größte Unterwerfung, und Dankbarkeit.

4.

So hatte Abdallah einige Monate zufrieden, und glücklich verlebt; als das Gerücht von einer furchtbaren Umwälzung in Perſien nach Ormus kam. Der regierende Shah war von ſeinem Vezir ermordet worden; ſeine Tochter Fatime aber, mit dem größten Theile ſeiner Schätze entflohn. Der Mörder hatte ſich hierauf an die Spitze des Heeres geſtellt, und auf den Kopf der Prinzeſſin, einen Preis von 100,000 Goldſtücken geſetzt. Wohin ſich dieſelbe indeſſen geflüchtet hatte, war unbekannt.

An einem ſchönen Frühlingsabende machte einſt Abdallah mit der Königin, in den prächtigen Orangenalleen, am obern Ende des Hafens, einen Spaziergang. Die herrlichen Blüthen dufteten, in den Roſenbüſchen flöteten die Nachtigallen, und das ruhige Meer glänzte im ſilbernen Vollmondsſchein. Da riefen die Wachen auf den äußern Thürmen plötzlich: — „Ein Segel! Ein Dreimaſter! „Perſiſche Flagge! Gerade Bucht einwärts!"

„Bringt uns vielleicht dies Schiff die „Prinzeſſin von Iſpahan?" — ſagte die Königin — „Faſt glaube ichs" — antwortete Abdallah, mit einer Bewegung die ihr nicht entgieng — „Auf mein ge-

„liebter Sohn!“ fuhr ſie daher fort — „Eile ihr entgegen, empfange ſie in meinem Namen, und begleite ſie zu mir. „Wie „glücklich würde es mich machen, Euch mit „einander vermählt zu ſehn!“ — Abdallah verbeugte ſich, und eilte auf den Hafendamm; ſein Herz klopfte von Unruhe, Sehnſucht, und Liebe bewegt.

In der That war die Ankommende Niemand, als die reizende Fatime ſelbſt. Abdallah erkannte ſie auf den erſten Augenblick; ſie ſelbſt ſchien in der ſüßen Erinnerung eines Traumbildes zu erglühn. So die Herzen bei dem erſten Blicke verbunden, ſo die zartherbeigeführte Bemerkung, daß ſie noch unvermählt ſey. Ein Blitzſtrahl erſchlug den für ſie beſtimmten Bräutigam, den Prinzen von Ballaßor.

Die Königin empfieng die Ankommende, mit allen Zeichen der Anerkennung, und

Freundſchaft. Drei Tage, und die Wünſche dieſer drei verwandten Seelen wurden erfüllt. Am Hochzeitstage ſezte ihr Abdallah ihr eigenes Diadem auf, und entdeckte ihr mit einer zärtlichen Umarmung das ganze Geheimniß — „Ja holdes Bild!“ — rief ſie mit einem perſiſchen Dichter:

„Ja holdes Bild, das ich im Traum geſehen,
„Du biſt es, ich erkenne Dich.
„Ich fühle Deines Athems Wehen,
„Und Wonne überſtrömet mich!“

Glücklicher Abdallah! Der zärtlichſten Mutterliebe gewiß, ward er von einer Gattin angebetet, die an Schönheit, und Güte, den himmliſchen Feen glich. So lebte er, im Beſize aller Erdengüter, noch volle ſiebenzig Jahr. Einer der wenigen Sterblichen, die das Schickſal bei ihrer Geburt, zum Glück einzuweihen pflegt.

* * *

Verzeichniß
empfehlungswerther Schriften,
welche bei
Heinrich Wilmans
in Frankfurt am Main
erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu den beigeſetzten Preiſen zu haben ſind.

Antonio und Felippo, oder Licht und Schatten des Südens. Ein Nachtſtück aus unſern Tagen von **C. W. Augar**. 8. 2 Thlr. 5 gr. oder 4 fl. 3 kr.

Baur, Samuel. Leben, Meinungen und Schickſale berühmter und denkwürdiger Perſonen aus allen Zeitaltern, für die Jugend bearbeitet. 5 Thle. Mit 10 Kpfrn. 8. geb. 1r Theil 1 Thlr. 16 Gr., 2r Thl. 1 Thl. 20 Gr., 3r, 4r und 5r Thl. à 2 Thlr.

— daſſelbe auf Druckpapier, ohne Kupf. 1r Thl. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr., 2r Thl. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. 3r, 4r und 5r Thl. à 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der gelehrte und berühmte Verfaſſer beſchenkt die Jugend in dieſen fünf Theilen mit folgenden Lebensbeſchreibungen: 1) Von Hannibal, 2) Huß, 3) Tycho de Brahe, 4) Linné, 5) Alexander König von Macedonien, 6) Diogenes von Sinope, 7) Ulrich von Hutten, 8) Johann Philipp Baratier, 9) John Howard, 10) Cajus Julius Cäſar, 11) Cato von Utika, 12) Dom Armand Jean, le Bouthillier de Rance, Stifter des Trappiſten-Ordens, 13) Chriſtine, Königin von Schweden, 14) Chriſtian Felix Weiſſe, Kreis-Steuereinnehmer in Leipzig, 15) Moſes Mendelsſohn, 16) Cajus Julius Cäſar Auguſtus, erſter röm. Kaiſer, 17) Lucius Annäus Seneca, 18) Guſtav, der erſte König von Schweden, 19) Johann Calvin, 20) Alexander, Fürſt von Menzikoff, 21) Chriſtian Fürchtegott Gellert, 22) Anton Raphael Mengs, 23) Friedrich von Schiller, 24) Cyrus, König von Perſien, 25) Ariſtoteles, 26) Chriſtoph Columbus, 27) Johann von Trittenheim, Abt des Kloſters Sponheim, 28) Michael Angelo Buonarotti, 29) Philipp Melanchthon, 30) Albert, Graf von Wallenſtein, Herzog zu Friedland, 31) Valentin Jamerai Duval, 32) Georg Waſhington, 33) Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Die Sprache iſt einfach, klar, ohne künſtlichen Schmuck, der dem Hiſtoriker nicht ziemt und der Jugend nicht zuſagt. Wer weiß, wie belehrend, erhebend und kräftigend der Jugend Geſchichte und Lebensbeſchreibungen ſind, wird ſich dieſer Erſcheinung freuen und ſie zu benutzen wiſſen.

Um den Eltern die Anſchaffung dieſes ſo nützlichen Buches zu erleichtern werden auch einzelne Bände abgegeben.

Beulwitz, C. von, wirkliches Leben in romantiſchen Darſtellungen. 2 Bde. Mit Kpfrn. 8. geheftet 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl.

Dieſe Sammlung kleiner Erzählungen ſind alle aus dem wirklichen Leben genommen, und zum Theil ganz ſo gegeben wie ſich die Begebenheiten wirklich zutrugen.

Bleibtreu, Ludwig, Darſtellung des Sternhimmels, oder Anweiſung zur Kenntniß der Geſtirne durch Selbſtunterricht. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 12. geheftet 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Die einfachen und leichten Mittel, zur Kenntniß der Geſtirne zu gelangen, welche die gegenwärtige Anleitung darbietet, und durch die beigefügten Abbildungen anſchaulich macht, werden um ſo willkommner ſeyn, da es wohl keine Kenntniß giebt, welche die Wißbegierde des menſchlichen Geiſtes reichlicher belohnen könnte, wenn es auch bei dem jetzigen Stande der geſellſchaftlichen Bildung noch erlaubt wäre darin zurückzubleiben. — Durch den abwechſelnden Vortrag aller bis jezt bekannten Merkwürdigkeiten und Wunder des Himmels hat der Verfaſſer geſucht, die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer zu beleben; ſeinem Publikum durch ein anſtändiges und zierliches Gewand der Herausgabe, ihre Achtung zu bezeigen, iſt die Sorge der Verlagshandlung geweſen.

Frohberg, Regina, die Rückkehr. Ein Roman. 2 Bde. 8. geh. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 fl. 3kr.

Die dem Publikum bereits durch ihre früheren Schriften rühmlichſt bekannte Verfaſſerin übergiebt demſelben hiermit abermals ein Gemälde, von dem man vorausſetzen darf, daß es nicht minder ſinnig zu dem Gemüthe des Leſers ſprechen wird. Die Charaktere ſind aus einem reichen Gefühlleben gegriffen, und ziehen uns mit Liebe bis zur Entwicklung nach ſich hin, ſo daß die neue Bekanntſchaft, in welche die Verfaſſerin den Leſer einführt, ihm eine freundlich willkommene ſeyn wird.

Görres, J., altdeutſche Volks- und Meiſterlieder, aus den Handſchriften der Heidelberger Bibliothek. gr. 8. geheftet 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Der Herausgeber giebt uns hier eine Sammlung aus der dem Vaterlande wiedergeſchenkten

Heidelberger Bibliothek, höchſt ergötzlich, ſinnig und mit Geſchmack und kluger Auswahl gemacht. Wer für die ſüßen Töne der deutſchen Minne und den gemüthlich und kräftigen deutſchen Witz Sinn hat, wen die früheren Blüthen deutſcher Sprache und Kultur intereſſiren, dem wird dieſe, mit einer ausführlichen, ſehr gehaltvollen Vorrede verſehene Sammlung eine ſehr erwünſchte Erſcheinung ſeyn.

Schopenhauer, Johanna, Johann van Eyck und ſeine Nachfolger. 8. 2 Bde., geh. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Dieſe einzige Sammlung von Lebensbeſchreibungen ſolcher Künſtler der Vorzeit, welche die Meiſter aller Zeiten bleiben werden, ſpricht der Deutſchen Kunſtſinn und Vaterlandsliebe zugleich an. Mit ergreifender Wahrheit ſchildern dieſe Blätter das einfache mählige Emporſteigen dieſer Sterne am nördlichen Kunſthimmel, deren kräftiger Geiſt noch jetzt aus ihren Werken hervorſtrahlt. Viel verdankt das Werk den Mittheilungen eines Boiſſerée und anderer berühmter Kunſtfreunde. So der Inhalt! — Der anſpruchloſe und doch ſo anziehende Styl der Verfaſſerin iſt bekannt genug. Darum enthalte ich mich, etwas zur weitern Anpreiſung eines Werkes zu ſagen, das jedem prüfenden Freunde der Kunſt theuer ſeyn wird. Die beſte Empfehlung ſolcher Bücher iſt das Buch ſelbſt.

Schopenhauer, Johanna, die Tante. Roman in 2 Bänden. 8. geheftet 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die geiſtreiche Verfaſſerin hat bereits ihren Ruf in der literariſchen Welt ſo feſt gegründet, daß nur ihr Name genannt werden darf, um ihren Schriften eine günſtige Aufnahme zu bereiten. So ziert ihre Gabriele nicht nur den Putztiſch der Damen, ſondern auch die Bibliothek der Gelehrten und Geſchäftsmänner; und ihre Reiſen durch England und Frankreich, ſo wie das gediegene Werk über die niederländiſche und altdeutſche Malerſchule: Joh. van Eyk und ſeine Nachfolger konnten nicht anders als ihren ſchon begründeten Ruf noch erhöhen. Kritik und öffentliche Meinung haben ſich in dieſer Hinſicht entſchieden zu ihren Gunſten ausgeſprochen, und die geſpannte Erwartung, mit welcher man dieſem neuen Erzeugniß ihrer lieblichen Muſe entgegen ſah, kann als Beweis dienen, welchen Antheil man — und nicht mit Unrecht — dieſer Schriftſtellerin ſchenkt. Daher hat es ſich auch die Verlagshandlung angelegen ſeyn laſſen, obiges Werk in einem gefälligen Aeußern dem Publikum zu übergeben.

Umſonſt. Eine Familiengeſchichte in Bruchſtücken. Auch unter dem Titel: Unterhaltungen im traulichen Abendkreiſe. Erſter Band. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der Verfaſſer überreicht in dieſem Bändchen dem Publikum eine Erzählung in Bruchſtücken, höchſt anziehenden Inhalts, voll der ſinnigſten Betrachtungen, deren blühend gemüthlicher Styl ſich den beſten Erzeugniſſen dieſer Gattung unſerer Literatur anreiht. Walter Scott entwirft uns mit pſychologiſchem Scharfſinne in ſeinem Alterthümler, das ergreifende Bild einer jener Erſcheinungen, in welcher dem, zur Ueberſinnlichkeit geſteigerten Bewußtſeyn des Wachträumenden, die Geiſterwelt entgegentritt. Der Leſer wird ſich überraſcht fühlen, die Fäden, welche ſich hier aus einem ähnlichen Traumgeſichte gleichſam unſichtbar durch dieſe Erzählung hinziehen, in der Enträthſelung jenes unheimlichen Päckchens wieder aufzufinden, deſſen deutungsvolle Ueberſchrift uns der Titel angiebt.

Urika, die Negerin. Aus dem Franzöſiſchen der Herzogin von ... kl. 8. geh. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Es bedarf wohl nur der Anzeige der Erſcheinung dieſes mit ſo vielem Enthuſiasmus in Frankreich aufgenommenen Romans, im deutſchen Sprachgewande, um bei dem deutſchen Publikum dieſelbe günſtige Aufnahme zu finden. — Dieſe rührende Erzählung, deren Gegenſtand, wie bekannt iſt, nicht ganz Fiction iſt, vorgetragen in einem einfach edlen Styl, wird gewiß in allen gefühlvollen Herzen ihre Anklänge wiederfinden.

Der Wintergarten. Herausgegeben von Dr. Stephan Schütze, 6 Bde, mit 14 Kpfrn. 8. geh. 9 Thr. oder 16 fl. 12 kr. Jeder Band einzeln 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dieſe 6 Bände enthalten theils intereſſante Erzählungen theils Dichtungen unſerer geſchätzteſten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen, und beſtehen aus Beiträgen von Weſſenberg, Friedericke Brun, Guſtav Schilling, Langbein, Laun, St. Schütze, la Motte Fouqué, Haug, Louiſe Brachmann, Amalie Schoppe geborne Weiſſe, Aloys Schreiber, Lina Reinhardt, Fr. Raßmann, Eliſe von Hohenhauſen, Silvio Romano, Caſtelli, Heinrich Döring und Anderen; Namen, welche für den gediegenen **Inhalt** bürgen.